



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

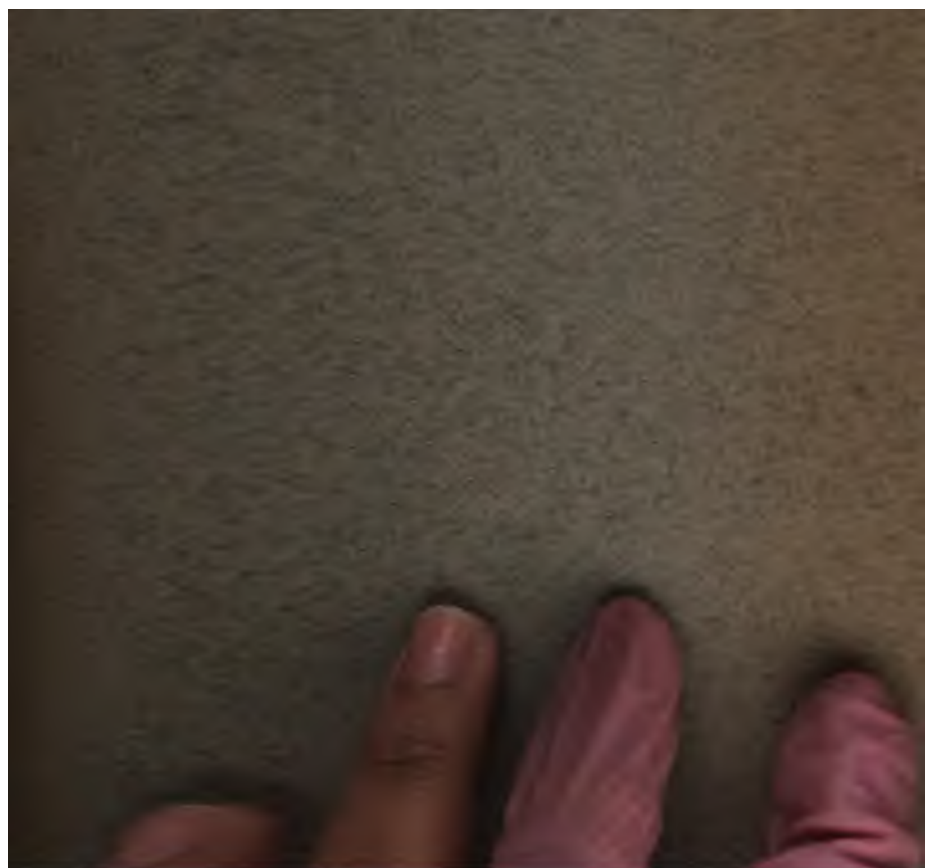
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

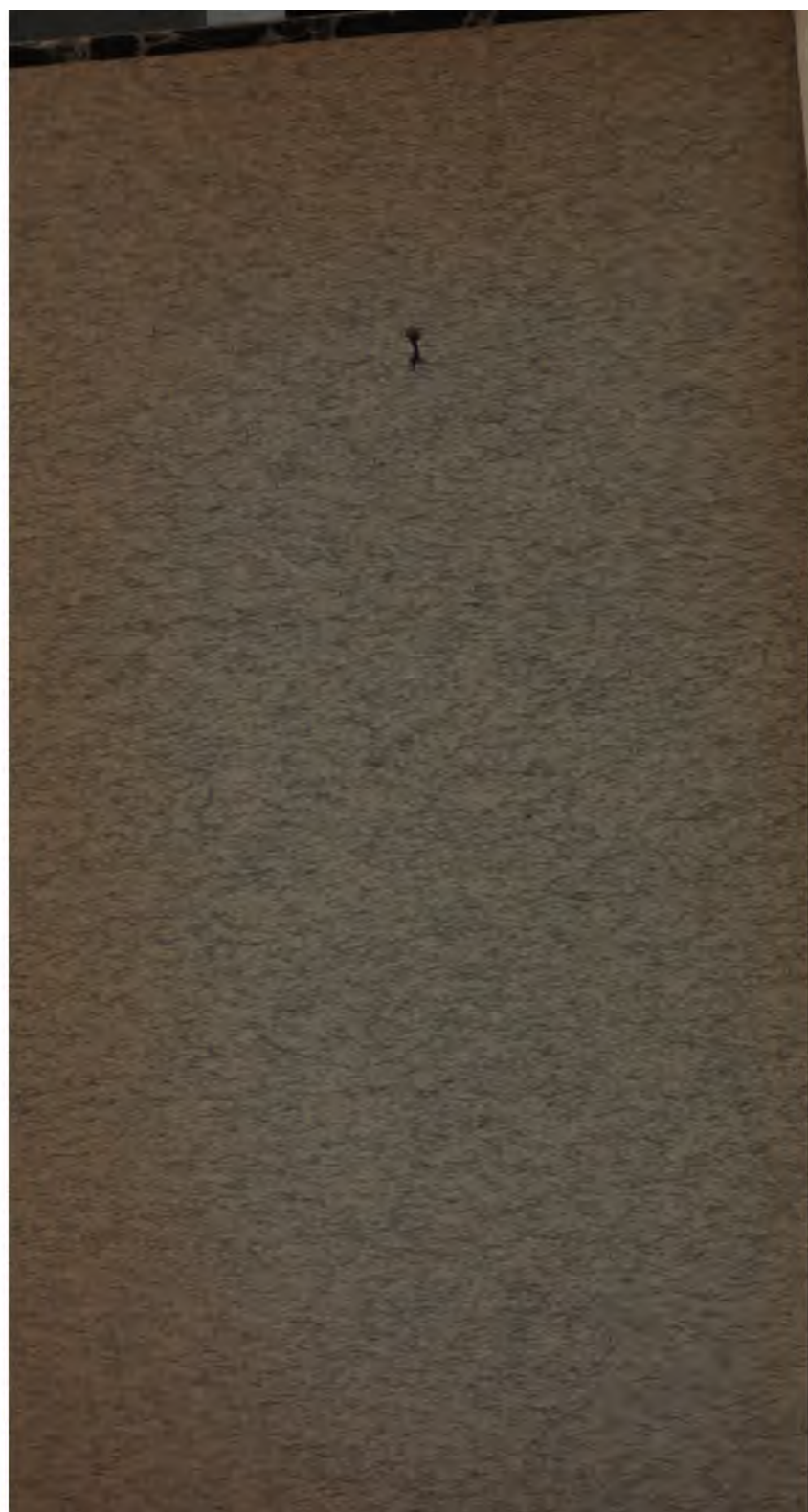
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

905

Z47





ZEITSCHRIFT
FÜR DIE
ÖSTERREICHISCHEN
GYMNASIEN.

VERANTWÖRTLICHE REDACTEUR

W. v. HARTEL, K. SCHENKL.

SECHSUNDVIERZIGSTER JAHRGANG.

1895.

WIEN.

DRUCK UND VERLAG VON CARL GEROLD'S SOHN.

138202

YRABU
RORU. OORHAT OBA. BU
YTBVBU

Inhalt des sechsendvierzigsten Jahrganges
 der
Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.
 (1895.)

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

	Seite
Unser erstes Seminarjahr. Von J. Loos	1
Nisi = ἡ μήν. Von J. Zycha	15
Satzrhythmus und Neposfrage. Von J. Schmidt	97
Der homerische Bogen. Von St. Fellner	193
Κλυταμνήστρα oder Κλυταμνήστρα. Von S. Reiter	289
Kritisch-sprachliche Analecten III. IV. Von C. Weyman	296, 595
Zu Homer. Von A. Scheindler	298
Zu Valerius Flaccus Argonautica I 565. Von S. Spitzer	299
Das staatliche Ehrgefühl bei Isokrates. Von S. Spitzer	385
Observationes in Corneli Taciti dialogum de oratoribus, scripsit R. Dienel	481
Zu Aristophanes. Von L. Mlynek	488
Zu Platons Phädon p. 62 A. Von J. Šuman	489
Ein falscher Grundsatz homerischer Metrik. Von J. La Roche	577
Die Handschriften von Ciceros Büchern de inventione. Von H. Muzik	589
Naturhistorisches aus Homer. Von A. Scheindler	598
Adalbert Stifters Beziehungen zur Familie Greipl in Friedberg im Böhmerwalde. Von J. J. Ammann	673, 865
Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles. Von J. Rappold	699
Kritisches zu Aristoteles. Von J. Zahlfleisch	961
Betrachtungen zur psychologischen Poetik. Von H. Herzog	1057

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Abhandlungen des archäologisch-epigraphischen Seminars der Universität Wien. Bd. 11: Reichel W., Über homerische Waffen. Wien 1894, angez. v. A. Scheindler	398
Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik. 6. Heft. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. G. Wallentin	814
Abicht K., Übersicht über den Dialect des Herodot, 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von F. Lauczizky	889

	Seite
Alexander de Villa Dei s. Monumenta Germaniae paedagogica.	
American Journal of Philology s. Elmer.	
Anspach A., Résumé de l'histoire de la littérature française. Heidelberg, Groos 1894, angez. von F. Wawra	775
Arendt R., Grundzüge der Chemie, 5. Aufl. Hamburg u. Leipzig, Voß 1892, angez. von J. A. Kail	645
Arendt R., Leitfaden für den Unterricht in der Chemie, 4. Aufl. Hamburg u. Leipzig, Voß 1892, angez. von J. G. Wallentin	446
Augustini s. Aurelii de Genesi ad litteram libri duodecim, eiusdem libri capitula, de Genesi ad litteram imperfectus liber, Locutionum in Heptateuchum libri septem rec. J. Zycha (Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum vol. XXVIII). Vindobonae, Pragae, Lipsiae 1894, angez. von F. Wehrich	607
Augustini s. Aurelii Epistolae rec. A. Goldbacher. Pars I. Epistolae I—XXX (Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum vol. XXXIII). Vindobonae, Pragae, Lipsiae apud Tempsky et Freytag 1895, angez. von F. Wehrich	729
Bachmann P., Die Elemente der Zahlentheorie. Leipzig, Teubner 1892, angez. von J. G. Wallentin	441
Bachof E., Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia, 2. Aufl. Gotha, Perthes 1894, angez. von F. Stolz	380
Bachof E., Wörterverzeichnis zu Xenophons Anabasis, Heft 1, 2. Aufl. Paderborn, Schöningh 1894, angez. von F. Stolz	756
Bahlsen L. und Hengesbach J., Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften, Bd. 1. Maxime Du Camp, Paris herausg. von Th. Engwer, Bd. 9. E. Despois, Le theatre français herausg. von G. Erzgräber, Bd. 4. Escott, England herausg. von E. Regel, Bd. 6. J. Mac Carthy, The Crimean war herausg. von W. Gebert, Bd. 10. W. Black, A tour in the Scottish Highlands, herausg. von H. Bahrs. Berlin, Gaertner 1894, angez. von F. Wawra und J. Ellinger	345, 628
Bahrs s. Schulbibliothek.	
Baldi s. Sammlung.	
Bardey E., Zur Formation quadratischer Gleichungen, 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin	1001
Baudisch J. und Kellner L., Sonnenburgs Grammatik der englischen Sprache mit methodischem Übungsbuche, für österr. Schulen bearbeitet, 2. Aufl. Berlin, Springer, u. Wien, Gerold & Comp. 1895, angez. von J. Ellinger	1096
Beaux Th. de und Glaser Ch., Französisches Lese- und Übungsbuch, 1. Stufe. Halle, Gesenius 1894, angez. von F. Wawra	340
Beer R., Handschriftenschatze Spaniens. Wien 1894, angez. von C. A. Wilkens	1076
Bell s. Duncker.	
Beloch J., Griechische Geschichte, Bd. 1. Straßburg, Trübner 1893, angez. von A. Bauer	146
Beraneck H., Über Lüftung und Heizung, insbesondere von Schulhäusern durch Niederdruckdampf-Luftheizung. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1892, angez. von J. A. Kail	645
Berg W., Aufgaben zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen. Berlin, Gärtner 1893, angez. von R. Löhner	533
Bergk s. Peppmüller.	
Bernays M., Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte, 1. Bd. Stuttgart, Göschen 1895, angez. von A. von Weilen	981
Berthelot M., Praktische Anleitung zur Ausführung thermochemischer Messungen, deutsch von G. Siebold. Leipzig, Barth 1893, angez. von J. G. Wallentin	803

Berzelius s. Ostwald.	
Bettelheim s. Meyer R. M.	
Bibliothek geographischer Handbücher s. Penck.	
Blase H., Geschichte des Plusquamperfects im Lateinischen. Gießen, Ricker 1894, angez. von J. Golling	122
Berk H., Die Elemente der Chemie und Mineralogie, 3. Aufl. Pader- born, Schöningh 1894, angez. von J. A. Kail	1114
Börner H., Leitfaden der Experimentalphysik. Berlin, Weidmann 1893, angez. von J. G. Wallentin	801
Botanischen Anstalten, Die, Wiens im Jahre 1894. Wien, C. Gerolds Sohn 1894, angez. von G. von Beck-Mannagetta	1010
Bötticher G., Parzival von Wolfram von Eschenbach ins Deutsche übertragen, 2. Aufl. (daneben: kleine Ausgabe). Berlin, Friedberg u. Mode 1893, angez. von S. Singer	527
Bötticher G. und Kinzel K., Denkmäler der älteren deutschen Literatur; Anhang: Gedichte des 19. Jahrhunderts von K. Kinzel. Halle a. S., Waisenhaus 1894, angez. von O. F. Walzel	131
Breul K., A handy bibliographical guide to the study of german language and literature. London, Paris, Boston, Hachette 1895, angez. von M. H. Jellinek	1095
Brockmann F. J., Lehrbuch der elementaren Geometrie, 2. Theil: Die Stereometrie, 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1892, angez. von H. Wittek	246
Brücke s. Ostwalds Classiker.	
Brunner A. s. Sammlung.	
Brunner P. s. Huth.	
Buchner W., Leitfaden der Kunstgeschichte. Ausgabe für Öster- reich bearb. von Weiser und Halmel. Wien, Spielhagen & Schurich, angez. von J. Wastler	255
Buchner s. Stern.	
Bunsen s. Ostwald.	
Burgerstein L. und Netolitzky A., Handbuch der Schulhygiene. Jena, Fischer 1893, angez. von K. Haas	1127
Busser F., Sammlung mathematischer Aufgaben. Dresden, Ehler- mann 1894, angez. von J. Jacob	350
Böttner-Wobst s. Uhle.	
Calvarys philologische und archäologische Bibliothek s. Jebb.	
Cantor M., Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, 2. Bd., 2. Theil, 3. Bd., 1. Theil. Leipzig, Teubner 1892/4, angez. von J. G. Wallentin	545, 812
Capellanus G., Sprechen Sie Lateinisch? Moderne Conversation in lateinischer Sprache, 2. Aufl. Leipzig, Koch 1892, angez. von H. Koziol	37
Carnot s. Ostwald.	
Caesaris C. Iulii commentarii ex rec. B. Kübleri. vol. I et II. ed. maior et minor; Lipsiae ap. B. G. Teubnerum 1893/4, angez. von A. Polaschek	23, 602
Caesaris C. Iulii belli Gallici libri VII. rec. H. Meusel. Berolini ap. G. Weber 1894, angez. von A. Polaschek	23
Caesaris C. Iulii belli Gallici libri VII für den Schulgebrauch herausg. v. H. Meusel. Berlin, W. Weber 1894, angez. von A. Polaschek	23
Cäsars C. Julius Gallischer Krieg herausg. v. F. Fügner. Leipzig, Teubner 1894, angez. von A. Polaschek	977
Catonis M. Porci de agri cultura liber. M. Terentii Varronis rerum rusticarum libri ex rec. H. Keilii. Vol. II, fasc. 1. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1894, angez. von G. Heidrich	120

	Seite
Cauer P., Anmerkungen zur Odyssee, 1. Heft. Berlin, Grote 1894, angez. von G. Vogrinz	884
Cicero s. Merguet.	
Ciceros Rede für den Dichter Archias erkl. von F. Richter und A. Eberhard, 4. Aufl. besorgt von H. Nohl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von R. C. Kukula	31
Ciceros Rede für den Dichter Archias herausg. von H. Nohl, 2. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1895, angez. von A. Kornitzer	727
Ciceros Philippische Reden, I., II., III., VII. Buch herausg. von H. Nohl. Wien u. Prag, Tempsky 1895, angez. von A. Kornitzer	727
Clajus s. Meier.	
Collignon M., Geschichte der griechischen Plastik, übersetzt von E. Thraemer I, 1. Straßburg, Trübner 1895, angez. von W. Reichel	518
Commentationes philologicae Ienenses, vol. V. Lipsiae in aedibus Teubneri 1894, angez. von H. Schenkl	611
Corpus scriptorum ecclesiasticorum latinorum s. Augu- stinus.	
Creizenach W., Geschichte des neueren Dramas, 1. Bd. Halle, Niemeyer 1893, angez. von F. Spengler	1092
Crusius s. Herondas.	
Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte, 6. Aufl. bearb. von E. Steindorff. Göttingen 1894, angez. von J. Loserth	440
Dalton s. Ostwalds Classiker.	
Daniel H. A., Handbuch der Geographie, 6. Aufl. bearb. von B. Volz. Leipzig, Reissland 1894, angez. von F. Grassauer	349
Davy s. Ostwalds Classiker.	
Dedekind s. Lejeune Dirichlet.	
Deutsche Classiker, Die, erläutert von E. Kuenen und M. Evers; 9. Heft: Schillers Glocke von M. Evers. Leipzig, Bredt 1894, angez. von O. F. Walzel	131
Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts begründet von L. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer, Bd. 40, 41: Von deutscher Art und Kunst, 42: Gedichte von J. N. Götz, 43—45: Gözes Streitschriften gegen Lessing herausg. von E. Schmidt, 46, 47: G. Forsters ausgewählte kleine Schriften herausg. von A. Leitzmann, 48: M. A. v. Thümmel, Wilhel- mine. Stuttgart, Götschen 1892/4, angez. von O. F. Walzel	53
Diekmann s. Heilermann.	
Diesterwegs populäre Himmelskunde und mathematische Geo- graphie neu bearb. von M. W. Meyer und L. Schwalbe. Berlin, Goldschmidt 1893, angez. von J. G. Wallentin	929
Dini U., Grundlagen für eine Theorie der Functionen einer ver- änderlichen reellen Größe, deutsch von J. Lüroth und A. Schepp. Leipzig, Teubner 1892, angez. von J. G. Wallentin	163
Dionis Prusaensis (Chrysostomi) quae extant ed. I. de Arnim. vol. I. Berolini, apud Weidmannos 1893, angez. von K. J. Burk- hard	214
Dirr A., Theoretisch-praktische Grammatik der annamitischen Sprache (Polyglottie Theil 42). Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1894, angez. von F. Müller	145
Dörr s. Vietor.	
Doublier L. s. Gindely.	
Dreher Th., Kleine Grammatik der hebräischen Sprache. Freiburg i. B., Herder 1894, angez. von J. Kirste	779
Dulong s. Ostwalds Classiker.	

Dunker und Bell, Deutsch-englisches Gesprächs-Wörterbuch. Stettin, Hercke u. Lebeling 1893, angez. von J. Ellinger	61
Durège H., Elemente der Theorie der Functionen einer complexen veränderlichen Größe, 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin	638
Ebeling M., Leitfaden der Chemie. Berlin, Weidmann 1892, angez. von J. A. Kail	68
Ehretsmann J. und Schmitt E., Übungsbuch für den französischen Anfangsunterricht, 1. Theil, 3. Aufl. Straßburg, Straßburger Verlagsanstalt 1894, angez. von F. Wawra	341
Elmer H. C., A discussion of the Latin prohibitive (reprinted from the American Journal of Philology vol. XV, 2 and 3). Ithaca, N. Y. 1894, angez. von J. Golling	1074
Elsässer s. Tyndall.	
Epicteti dissertationes ab Arriano digestae rec. Henricus Schenkl, Lipsiae in aedibus Teubneri 1894, angez. von W. Weinberger	493
Epstein J., Überblick über die Elektrotechnik, 2. Aufl. Frankfurt a. M., Alt 1894, angez. von J. G. Wallentin	1002
Erbe K., Leichtfassliche Regeln für die Aussprache des Deutschen. Stuttgart, Neff 1893, angez. von R. Löhner	531
Erfurth P. und Lindner H., Deutsche Literarkunde. Potsdam, Stejneger 1889, angez. von F. Bauer	765
Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte herausg. von A. Sauer, 1. Bd., 1. Heft. Bamberg, Buchner 1894, angez. von F. Bauer	768
Euripides Iphigenie auf Tauris erklärt von F. G. Schöne und H. Köchly, 4. Aufl. von E. Bruhn. Berlin, Weidmann 1894, angez. von E. Holzner	300
Evers s. Deutsche Classiker.	
Eyb Albrecht von s. Herrmann.	
Fecht K., Griechisches Übungsbuch für Untertertia, 3. Aufl. Freiburg i. B., Herder 1893, angez. von F. Stolz	329
Felsing-Koch, Lehrbuch der englischen Sprache, Theil III. Berlin, Goldschmidt 1893, angez. von J. Ellinger	627
Fick A., Die griechischen Personennamen, 2. Aufl. bearb. von F. Bechtel und A. Fick. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1894, angez. von A. Rzach	737
Fischer F. W., Armin und die Römer. Halle, Waisenhaus 1893, angez. von A. Bauer	520
Finmi G., Trattato di chimica inorganica ed organica per le scuole reali, seconda edizione. Rovereto 1894, angez. von J. A. Kail	1117
Fletscher M., Aufgaben für den Rechenunterricht, 2 Theile. Stuttgart, Bonz 1894, angez. von J. Jacob	352
Focke M. und Krass M., Lehrbuch der Geometrie, 2 Theile, 6. Aufl. Münster i. W., Copenrath 1894, angez. von J. G. Wallentin	923
Forsters G., Briefe und Tagebücher herausg. von A. Leitzmann. Halle, Niemeyer 1893, angez. von O. F. Walzel	53
Forster s. Deutsche Literaturdenkmale.	
Frick O. und Gaudig H., Aus deutschen Lesebüchern, Bd. 5: Wegweiser durch die classischen Schuldramen. Abth. III: F. Schillers Dramen. II. Gera u. Leipzig, Hofmann 1892/4, angez. von O. F. Walzel	130
Friedersdorff F., Lateinische Schulgrammatik. Berlin, Dümmler 1893, angez. von H. Koziol	34
Friedmann S., Grammatica tedesca. Torino, Roma, Loescher 1895, angez. von J. Alton	915

- Friedrich Dr. s. Ritter.
- Friedrich G., Q. Horatius Flaccus. Philologische Untersuchungen. Leipzig, Teubner 1894, angez. von R. C. Kukula 711
- Gänge C., Anleitung zur Spectralanalyse. Leipzig, Quandt & Händel 1893, angez. von J. G. Wallentin 808
- Ganzenmüller K., Beiträge zur Ciris. Leipzig, Teubner 1894 (Abdruck aus dem 20. Supplementbände der Jahrbücher für classische Philologie), angez. von K. Wotke 510
- Gardner Hale W., 'Extended' and 'Remote' Deliberatives in Greek (Sonderabdruck aus 'Transactions of the American Philological Association' Vol. XXIV [1893]). Boston, Norwood Press 1894, angez. von J. Golling 749
- Gardner Hale W., The anticipatory subjunctive in Greek and Latin (Sonderabdruck aus dem I. Bande der 'Studies in Classical Philology'). Chicago, University Press 1894, angez. von J. Golling 750
- Gaudig s. Frick.
- Gay-Lussac s. Ostwalds Classiker.
- Gebert s. Schulbibliothek.
- Gelcich E. und Sauter F., Kartenkunde (Sammlung Göschen). Stuttgart, Göschen 1894, angez. von J. G. Wallentin 1003
- Gemoll W., Die Realien bei Horaz, Heft 4. Berlin, Gaertner 1895, angez. von F. Hanna 720
- Genthe A., De Lucani codice Erlangensi. Doctordissertation. Jena 1894, angez. von K. Wotke 511
- Gillhausen s. Ziemer.
- Gindelys Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen neu bearb. von L. Doublier und K. A. Schmidt, I. Theil, Alte Geschichte, 10. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1893, angez. von Chr. Würfl 918
- Glaser s. Beaux.
- Göschen s. Gelcich, Klein.
- Goethe s. Hölder, M. Meyer, Prem, Sammlung, Weißenfels, Wolf.
- Götz s. Deutsche Litteraturdenkmale.
- Goetze s. Neudrucke.
- Göze s. Deutsche Litteraturdenkmale.
- Graf H., Cours élémentaire de la langue française, dazu: Cours élémentaire, Parti du maitre. Zürich, Höhr u. Fäsi 1893, angez. von F. Wawra 341
- Grammatici Graeci recogniti et apparatu critico instructi. Partis quartae volumen posterius. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1894, angez. von E. Kalinka 890
- Gräfers Schulausgaben classischer Werk (Bd. 46, 47: Lessings Hamburgische Dramaturgie herausg. von A. Lichtenheld). Wien, Gräser 1893, angez. von O. F. Walzel 130
- Günther Dr., Französische Gespräche für den Schulgebrauch. Danzig, Kafemann 1892, angez. von F. Wawra 346
- Günther S., Grundlehren der mathematischen Geographie und elementaren Astronomie, 3. Aufl. München, Ackermann 1893, angez. von J. G. Wallentin 810
- Haardt V. von s. Seibert.
- Haas A., Lehrbuch der Differentialrechnung, 2. Theil. Stuttgart, Mayer 1893, angez. von J. G. Wallentin 789
- Haberlandt s. Zeitschrift für österreichische Volkskunde.
- Hahn s. Peppmüller.
- Hauck A., Lehrbuch der Stereometrie, auf Grund von F. Kommerells Lehrbuch neu bearbeitet, 7. Aufl. Tübingen, Laupp 1893, angez. von J. G. Wallentin 786

	Seite
Haucis E., Ein Lobspruch der Stadt Salzburg von Hans Sachs. Wien, Konegen 1895, angez. von ?	618
Haupt C., Livius-Commentar für den Schulgebrauch. Commentar zu Buch VI., VII., XXII. Leipzig, Teubner 1893, angez. von A. Zingerle	320
Harvards Studies in classical Philology. Vol. IV. Boston, Ginn 1893, angez. von H. Schenkl	734
Heilermann H. und Diekmann J., Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der Algebra, 1. Theil, 6. Aufl. Essen, Bädeker 1893, angez. von J. G. Wallentin	636
Heim S., Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. Zürich, Schultheß 1894, angez. von J. Alton	916
Heller J. F., Methodisch geordnete Sammlung von Aufgaben und Beispielen aus der darstellenden Geometrie für Realschulen, 2. Theil. Wien, Hölder 1893, angez. von H. Wittek	247
Hempel O., Das Herbarium. Berlin, Oppenheim 1895, angez. von G. von Beck-Mannagetta	1008
Hengesbach s. Bahlson.	
Herodot erklärt von K. Abicht, 4. Bd., 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von F. Lauczizky	889
Herodot in Auswahl von P. Dörwald. Paderborn, Schöningh 1893, angez. von F. Lauczizky	888
Herodot, Auswahl von J. Werra. Münster i. W., Aschendorff 1893, angez. von F. Lauczizky	888
Herodot s. Abicht.	
Herondas Mimiamben deutsch von O. Crusius. Göttingen, Dieter- ich 1893, angez. von A. Rzach	209
Herrmann M., Albrecht von Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus. Berlin, Weidmann 1893, angez. von K. Wotke	512
Hertz s. Planck.	
Heussi J., Lehrbuch der Physik, 6. Aufl. bearb. von A. Leiber. Braunschweig, Salle 1894, angez. von J. G. Wallentin	798
Heussi J., Leitfaden der Physik, 13. Aufl. bearb. von H. Weinert. Braunschweig, Salle 1892, angez. von J. G. Wallentin	442
Hilberg J., Die Gesetze der Wortstellung im Pentameter des Ovid. Leipzig, Teubner 1894, angez. von A. Zingerle	746
Hölders Deutsche Classikerausgaben für den Schulgebrauch (Heft 28, 29. Goethes Gedichte erläutert von W. Toischer). Wien, Hölder 1893, angez. von O. F. Walzel	130
Holthausen F., Altisländisches Elementarbuch. Weimar, Felber 1895, angez. von H. von Lenk	999
Holzmüller G., Einführung in das stereometrische Zeichnen. Leipzig, Teubner 1886, angez. von J. G. Wallentin	1108
Holzmüller G., Methodisches Lehrbuch der Elementarmathematik, 1. Theil. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin	633
Homerici hymni rec. A. Goodwin. Oxonii e typ. Clarendoniano 1893, angez. von R. Vári	110
Homers Odyssee. Schulausgabe von P. Cauer, 1. Theil, 2. Aufl. Wien, Prag, Leipzig, Tempsky u. Freytag 1894, angez. von G. Vogrinz	884
Hoppe E., Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten. Leipzig, Barth 1894, angez. von J. G. Wallentin	924
Horatius Q. Flaccus. Oden und Epoden, erklärt von C. W. Nauck, 14. Aufl. von O. Weiffenfels. Leipzig, Teubner 1894, angez. von R. C. Kukula	711
Horatius Q. Flaccus Satiren und Episteln erklärt von G. T. A. Krüger, 2. Bändchen, 13. Aufl. besorgt von G. Krüger. Leipzig, Teubner 1894, angez. von F. Hanna	1072

Horaz s. Friedrich.	
Hovestadt H., Lehrbuch der absoluten Maße und Dimensionen der physikalischen Größen. Stuttgart, J. Maier 1892, angez. von J. G. Wallentin	548
Hrbek F., Lateinische Grammatik für Mittelschulen, 2. Theil: Syntax (öcchisch). Prag 1894, angez. von J. Némec	224
Hribar E., Elemente der ebenen Trigonometrie. Freiburg i. B., Herder 1892, angez. von H. Wittek	162
Humboldt s. Ostwalds Classiker.	
Hupe H., Elementar- und Lesebuch der englischen Sprache. Leipzig, Teubner 1892, angez. von F. Wawra	779
Huth J., Ausführliches orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache unter Mitwirkung von P. Brunner herausg. von J. H. Wien, Perles 1894, angez. von F. Bauer	234
Jacoby K., Anthologie aus den Elegikern der Römer, 2. Heft: Tibull, 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1894, angez. von A. Zingerle	509
Jäger s. Müller H. J.	
Jebb R. C., Homer. Eine Einführung in die Ilias und Odyssee, übers. von E. Schlesinger (Calvarys philologische und archäologische Bibliothek Bd. 105 u. 106). Berlin 1893, angez. von V. Lekusch	17
Incerti auctoris de ratione dicendi ad C. Herennium libri IV edidit F. Marx. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1894, angez. von R. C. Kukula	311
Kägi A., Griechisches Übungsbuch, 2 Theile, 2. Aufl. Berlin, Weidmann 1894/5, angez. von F. Stolz	331, 755
Kainz C., Praktische Grammatik der mittelhochdeutschen Sprache (Polyglottie 43. Theil). Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1893, angez. von M. H. Jellinek	129
Kellner s. Baudisch.	
Kern O., Die Gründungsgeschichte von Magnesia am Maiandros. Berlin, Weidmann 1894, angez. von E. Szanto	334
Kiepert H., Formae orbis antiqui. Berlin, D. Reimer 1894, angez. von A. Bauer	523
Kinzel s. Bötticher.	
Kirchhoff G., Vorlesungen über mathematische Physik, 4. Bd. herausg. von M. Planck. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. G. Wallentin	927
Kirchner F., Sammlung englischer Gedichte. Leipzig, Teubner 1892, angez. von F. Wawra	779
Klee G., Buch der Abenteuer. Gütersloh, Bertelsmann 1894, angez. von O. F. Walzel	131
Klee G. s. Wolstenholme.	
Klein J., Chemie. Anorganischer Theil (Sammlung Göschen). Stuttgart, Göschen 1894, angez. von J. A. Kail	1117
Klimpert R., Lehrbuch der Bewegung flüssiger Körper (Hydrodynamik). Stuttgart, J. Mayer 1892, angez. von J. G. Wallentin	67
Klimpert R., Wiederholungs- und Übungsbuch zum Studium der allgemeinen Physik und elementaren Mechanik. Dresden, Kühlmann 1894, angez. von J. G. Wallentin	802
Klußmann K., Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programm-tausche theilnehmenden Lehranstalten vom Jahre 1876-1890 erschienen sind, 2 Bände. Leipzig, Teubner 1889/93, angez. von S. Frankfurter	647

	Seite
Koch E., Griechisches Elementarbuch zur Vorbereitung auf die Anabasislectüre. Leipzig, Teubner 1894, angez. von F. Stolz	331
Koch J., Die wichtigsten syntaktischen Regeln der englischen Sprache. Berlin, Goldschmidt 1894, angez. von J. Ellinger	62
Koch J., Kleineres englisches Lesebuch, 2. Aufl. Berlin, Goldschmidt 1894, angez. von J. Ellinger	64
Kohl O., Griechisches Lese- und Übungsbuch vor und neben Xenophons Anabasis, 2 Theile, 2. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus 1894, angez. von F. Stolz	332, 755
Kohlrusch F., Leitfaden der praktischen Physik, 7. Aufl. Leipzig, Teubner 1892, angez. von J. G. Wallentin	444
Kolbe B., Einführung in die Electricitätslehre, 1. Bd. Berlin u. München, Springer u. Oldenbourg 1893, angez. von J. G. Wallentin	249
Kölreuter s. Ostwalds Classiker.	
Kommerell s. Hauck, Stahl.	
König W., Erläuterungen zu Schillers Wilhelm Tell. Leipzig, Uhl 1893, angez. von O. F. Walzel	131
Könnecke G., Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 2. Aufl. Marburg, Elwert 1895, angez. von A. von Weilen	338
Kornhas A., Praktische Anleitung für den Zeichenunterricht. Freiburg i. B., Herder 1894, angez. von J. Wastler	256
Krallinger s. Sammlung.	
Kraß s. Focke.	
Krug A., Zur linearen Differentialgleichung dritter Ordnung. Prag, Dominicus 1892, angez. von J. Jacob	349
Kuonen s. Deutsche Classiker.	
Kühn K., Französisches Lesebuch für die Mittelstufe. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1894, angez. von F. Wawra	344
Kukula W., Lehrbuch der Zoologie für die unteren Classen der Realschulen und Gymnasien, 6. Aufl. Wien u. Leipzig, Braumüller 1893, angez. von A. Burgerstein	73
Kunze R., Griechische Formenlehre in Paradigmen, 3. Aufl. Berlin, Gärtner 1893, angez. von F. Stolz	125
Lambert s. Ostwald.	
Langhard H. und Müller J., Leitfaden der italienischen Sprache. Zürich, Schultheß 1894, angez. von J. Alton	917
Landsberg B., Streifzüge durch Wald und Flur. Leipzig, Teubner 1895, angez. von G. von Beck-Mannagetta	1010
Langenbeck R., Leitfaden der Geographie. Leipzig, Engelmann 1893/4, angez. von F. Grassauer	347
Laplace s. Ostwalds Classiker.	
Laplana M., Summa syntaxica cum thematis ad exercendum, 2 Theile. Friburgi Brisgoviae, sumptibus Herderi 1894, angez. von J. Golling	898
Lattmann J., Die Verirrungen des deutschen und lateinischen Elementarunterrichtes. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1892, angez. von H. Koziol	38
Lattmann J., Über den griechischen Unterricht nach den methodischen Grundsätzen der Lehrpläne von 1891. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1893, angez. von F. Stolz	326
Lattmann J. und Müller H. D., Griechisches Übungsbuch für Tertia, 1. Hälfte, 4. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1894, angez. von F. Stolz	326
Lavoisier s. Ostwalds Classiker.	

	Seite
Lehmann R., Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache und der älteren deutschen Literatur. Berlin, Weidmann 1894, angez. von M. H. Jellinek	228
Leiber s. Heus-i.	
Lejeune Dirichlet P. G., Vorlesungen über Zahlentheorie herausg. von R. Dedekind, 4. Aufl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1894, angez. von J. G. Wallentin	922
Leimbach K. L., Die deutschen Dichter der Gegenwart, Bd. 5. Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselring 1893, angez. von O. F. Walzel	131
Leitzmann s. Deutsche Litteraturdenkmale, Forster.	
Lessing s. Gräser.	
Lichtenheld s. Gräser.	
Lieber H. und Lühmann F. von, Unendliche Reihen. Elementare Theorie der Maxima und Minima. Berlin, Simion 1893, angez. von J. G. Wallentin	637
Lindner s. Erfurth.	
Lindsay W. M., The latin language. Oxford, Clarendon press 1894, angez. von W. Meyer-Lübke	616
Litzmann B., Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Hamburg u. Leipzig, Voß 1894, angez. von R. Löhner	139
Livi T. ab urbe condita libri erkl. von W. Weißenborn, neu bearb. von H. J. Müller, 1. Bd., 2. Heft, Buch II, 8. Aufl. Berlin, Weidmann 1894, angez. von A. Zingerle	320
Livi T. ab urbe condita libri ed. G. Weißenborn, ed. alt. quam cur. M. Müller, pars II, fasc. II (libri XXI—XXIII). Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri 1894, angez. von A. Zingerle	320
Livi T. ab urbe condita liber XXI erkl. von F. Luterbacher, 4. Aufl. Gotha, Perthes 1894, angez. von A. Zingerle	320
Livi T. ab urbe condita liber XXIX erkl. von F. Luterbacher. Leipzig, Teubner 1893, angez. von A. Zingerle	320
Livi T. ab urbe condita libri ed. A. Zingerle. Pars VI, fasc. 2. Liber XXXIX. XL editio maior et minor. Vindobonae, Pragae, Lipsiae, F. Tempsky, G. Freytag 1894, angez. von A. Schmidt	605
Livius s. Haupt, Schmidt.	
Lommel E. von, Lehrbuch der Experimentalphysik. Leipzig, Barth 1893, angez. von J. G. Wallentin	639
Lorentz F., Über das schwache Präteritum des Germanischen und verwandte Bildungen der Schwestersprachen. Leipzig, Koehler 1894, angez. von M. H. Jellinek	623
Lorscheid J., Lehrbuch der anorganischen Chemie, 12. Aufl. von H. Hovestadt. Freiburg i. B., Herder 1892, angez. von J. A. Kail	550
Loewe H., English Grammar 1 st Part. Dessau-Leipzig, Kahle 1893, angez. von F. Wawra	778
Lühmann s. Lieber.	
Lüttge A., Englisches Elementarbuch für Gymnasien. Braunschweig, Schwetschke 1893, angez. von F. Wawra	778
Magnus s. Ostwalds Classiker.	
Mann s. Tyndall.	
Marchot P., Solution de quelques difficultés de la phonétique française. Lausanne, Bridel 1893, angez. von F. Wawra	626
Martin s. Wackernagel.	
Mayer F. M., Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von Ch. Würfl	432

Mayer F. M., Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Realschulen, 3. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von Chr. Würfl	1100
Mechsnor R., Karte des in Deutschland sichtbaren Sternenhimmels. Berlin, D. Reimer 1893, angez. von J. G. Wallentin	811
Meffert F., Übungsbuch zum Übersetzen in das Englische, 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. Ellinger	63
Meier J., Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken, Bd. 2: Die deutsche Grammatik des Johannes Clajus herausg. von F. Weidling. Straßburg, Trübner 1894, angez. von M. H. Jellinek	902
Meinong A., Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werttheorie. Graz, Leuschner u. Lubensky 1894, angez. von H. Gomperz	534
Merguet H., Lexikon zu den Schriften Ciceros, II. Theil: Lexikon zu den philosophischen Schriften, 3. Bd. Jena, Fischer 1894, angez. von A. Kornitzer	723
Meurer K., Kurzgefasste englische Wiederholungs - Grammatik. Leipzig, Bredt 1895, angez. von J. Ellinger	1098
Meyer M. W. s. Diesterweg.	
Meyer R., Einführung in das ältere Neuhochdeutsche zum Studium der Germanistik. Leipzig, Reisland 1894, angez. von M. H. Jellinek	760
Meyer R. M., Goethe (Geisteshelden herausg. von A. Bettelheim, 13.—15. Bd.). Berlin, Hofmann 1894, angez. von A. von Weilen	981
Miller s. Schulausgaben.	
Monumenta Germaniae paedagogica. Bd. XII: Das Doctrinale des Alexander de Villa Dei bearb. von D. Reichling. Berlin, Hofmann 1893, angez. von K. Wotke	51
Much M., Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler aus Österreich-Ungarn. Wien, Hölzel 1894, angez. von K. Masner	439
Müller H. D. s. Lattmann.	
Müller H. J. und Jäger O., Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben. Xenophons Anabasis Auswahl von H. Windel. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1894, angez. von F. Stolz	327
Müller J. s. Langhard.	
Müller K. H., Stereometrische Constructionen. Jahresbericht des Kaiser Friedrichs-Gymnasium zu Frankfurt a. M. 1893, angez. von J. G. Wallentin	787
Müller L., De re metrica poetarum Latinorum praeter Plautum et Terentium libri septem. editio altera. Petersburg u. Leipzig, Ricker 1894, angez. von A. Zingerle	746
Müller R., Planimetrische Constructionsaufgaben nebst Anleitung zu deren Lösung, 3. Aufl. Oldenburg, Stalling 1894, angez. von J. G. Wallentin	1107
Müllers Johann Lehrbuch der kosmischen Physik, 5. Aufl. besorgt von C. F. W. Peters. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1894, angez. von J. G. Wallentin	1109
Münch P., Lehrbuch der Physik, 10. Aufl. Freiburg i. B., Herder 1893, angez. von J. G. Wallentin	793
Musculus s. Neudrucke.	
Nernst W., Theoretische Chemie vom Standpunkte der Avogradoschen Regel und der Thermodynamik. Stuttgart, Enke 1893, angez. von J. G. Wallentin	642
Netolitzky s. Burgerstein.	
Neubauer F., Volkswirtschaftliches im Geschichtsunterrichte. Halle a. S., Waisenhaus 1894, angez. von F. M. Mayer	632

- Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts,
Nr. 125: Andreas Musculus, Vom Hosenteufel, herausg. von
M. Osborn, Nr. 126—134: Hans Sachs, Sämmtliche Fabeln
und Schwänke, Bd. 2, herausg. von E. Goetze. Halle a. S.,
Niemeyer 1894, angez. von A. von Weilen 336
- Neumann C., Beiträge zu einzelnen Theilen der mathematischen
Physik. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. G. Wallentin 247
- Neumann C. s. Ostwald.
- Neumann F. s. Ostwald.
- Neumann F., Vorlesungen über mathematische Physik, 7. Heft:
Vorlesungen über die Theorie der Capillarität herausg. von A.
Wangerin. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. G. Wallentin 805
- Ohlert A., Deutsch-französisches Übungsbuch. Hannover, Meyer
1894, angez. von F. Wawra 346
- Olbricht R., Die wichtigsten Rechenregeln nebst Musterbeispielen.
Leisnig, Ulrich 1893, angez. von J. Jacob 353
- Ostwald W., Hand- und Hilfsbuch zur Ausführung physiko-
chemischer Messungen. Leipzig, Engelmann 1893, angez. von J.
G. Wallentin 804
- Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften, Nr. 34: Bunsen
R. und Roscoe H. E., Photochemische Untersuchungen, Nr. 36:
Neumann F., Über ein allgemeines Princip der mathematischen
Theorie inducierter elektrischer Ströme, herausg. von C. Neu-
mann, Nr. 37: Carnot Sadi, Betrachtungen über die be-
wegende Kraft des Feuers. Leipzig, Engelmann 1892, angez. von
J. G. Wallentin 252
- Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften: Nr. 31, 32, 33, 35
Lamberts Photometrie; J. Berzelius Versuch, die bestimmten
und einfachen Verhältnisse aufzufinden, nach welchen die Be-
standtheile der unorganischen Natur miteinander verbunden sind.
Leipzig, Engelmann 1892, angez. von J. G. Wallentin 447
- Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften, Nr. 38, 39, 40.
Bunsen R. und Roscoe H. E., Photochemische Untersuchungen,
Pasteur L., Über die in der Atmosphäre vorhandenen organ-
ischen Körperchen, Lavoisier A. L. und Laplace P. S. de,
Über die Wärme. Leipzig, Engelmann 1893, angez. von J. G.
Wallentin 815
- Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften, Nr. 41. J. G. Köl-
reuters vorläufige Nachricht von einigen das Geschlecht der
Pflanzen betreffenden Versuchen und Beobachtungen, Nr. 42.
A. v. Humboldt und J. F. Gay-Lussac, Das Volumgesetz
gasförmiger Verbindungen. Leipzig, Engelmann 1893, angez. von
J. G. Wallentin 930
- Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften, Nr. 43: E. Brücke,
Untersuchungen über den Farbenwechsel des afrikanischen Cham-
äleons, Nr. 44: Gay-Lussac, Dalton, Dulong, Petit,
Magnus, Regnault, Über das Ausdehnungsgesetz der Gase,
Nr. 45: Humphry Davy, Elektrochemische Untersuchungen.
Leipzig, Engelmann 1894, angez. von J. G. Wallentin 1005
- Pasteur s. Ostwalds Classiker.
- Pauli C., Altitalische Forschungen, 2. Bd. Eine vorgriechische In-
schrift von Lemnos, 2. Abth. Leipzig, Barth 1894, angez. von
F. Stolz 45
- Penck A., Morphologie der Erdoberfläche, 2 Bde. (Bibliothek geo-
graphischer Handbücher). Stuttgart, Engelhorn 1893, angez. von
E. Richter 238

Peppmüller R. und Hahn W., Register zu Th. Bergks griechischer Literaturgeschichte. Berlin, Weidmann 1894, angez. von A. Rzach	744
Peters K., Schulwörterbuch zu Ovids sämtlichen Dichtungen. Gotha, Perthes 1894, angez. von K. Wotke	512
Peters s. Müller Johann.	
Petersen J., Laerebog i Magnetisme og Elektricitet. Kjobenhavn, Lehman & Stages 1892, angez. von J. G. Wallentin	642
Petit s. Ostwalds Classiker.	
Pick A., Die elementaren Grundlagen der astronomischen Geographie, 2. Aufl. Wien, Manz 1893, angez. von J. G. Wallentin	809
Pindar: the Olympian and Pythian odes by C. A. M. Fenell. New edition, Cambridge, of the University Press 1893, angez. von H. Jurenka	112
Planck M., H. R. Hertz, Gedächtnisrede, Leipzig, Barth 1894, angez. von J. G. Wallentin	931
Platon, Phédon par P. Couvreur. Paris, Hachette 1893, angez. von F. Lauczizky	709
Platons Apologie des Sokrates und Kriton erklärt von E. Göbel. Paderborn, Schöningh 1893, angez. von F. Lauczizky	710
Platons ausgewählte Schriften erklärt von Ch. Cron, J. Deuschle, A. Hug und M. Wohlrab, 7. Theil: Platons Staat, I. Buch, erklärt von M. Wohlrab. Leipzig, Teubner 1893, angez. von F. Lauczizky	710
Plattner, Kurzgefasste französische Schulgrammatik. Karlsruhe, Bielefeld 1894, angez. von F. Wawra	343
Poincaré's H., Vorlesungen über Thermodynamik, redigiert von J. Blondin, deutsch von W. Jaeger und E. Gumlich. Berlin, Springer 1893, angez. von J. G. Wallentin	1112
Pokrovski M., Griechische Morphologie in der Mittelschule (russisch). Moskau 1893, angez. von J. Kirste	757
Polyglottie (Die Kunst der P.) s. Dirr, Kainz.	
Prem S. M., Goethe, 2. Aufl. Leipzig, Fock 1894, angez. von A. von Weilen	981
Procházka Fr. X., Logik für Mittelschulen (öchisch). Prag, Kytka 1893, angez. von F. Kováf	1120
Precksch s. Uhle.	
Pünning H., Grundzüge der Physik. Münster i. W., Aschendorff 1893, angez. von J. G. Wallentin	796
Pütz W., Historische Darstellungen und Charakteristiken für Schule und Haus, 3. Bd. Die Geschichte der neueren Zeit, 3. Aufl. besorgt von J. Asbach. Köln, Dumont-Schauberg 1894, angez. von F. M. Mayer	680
Rauschmaier Dr. A., Englisches Vocabularium. München, Oldenbourg 1893, angez. von J. Ellinger	61
Rauschmaier Dr. A., Französisches Vocabularium auf etymologischer Grundlage. München, Oldenbourg 1892, angez. von F. Wawra	346
Rausenberger O., Lehrbuch der analytischen Mechanik, 2 Bände, 2. Ausg. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. G. Wallentin	791
Regel s. Schulbibliothek.	
Regnault s. Ostwalds Classiker.	
Reichel s. Abhandlungen.	
Reichling s. Monumenta Germaniae paedagogica.	
Reis P., Lehrbuch der Physik, 8. Aufl. Leipzig, Quandt u. Händel 1893, angez. von J. G. Wallentin	794
Reuter M., Hauptregeln der französischen Grammatik, 2. Aufl. Stuttgart, Roth 1894, angez. von F. Wawra	343

	Seite
Ribbeck W., Homerische Formenlehre, 3. Aufl. Berlin, Rockenstein 1895, angez. von G. Vogrinz	886
Ricken W., Französische Grammatik. Berlin, Gronau 1893, angez. von F. Wawra	342
Riemanns B. gesammelte mathematische Werke, herausg. von R. Dedekind und H. Weber, 2. Aufl. bearb. von H. Weber, Leipzig, Teubner 1892, angez. von J. G. Wallentin	635
Ries J., Was ist Syntax? Ein kritischer Versuch. Marburg, Elwert 1894, angez. von J. Golling	752
Ritter Dr. und Friedrich F., Elementarbuch der englischen Sprache. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1892, angez. von J. Ellinger	62
Roscoe s. Ostwald.	
Rose A., Griechisch als allgemeine Sprache der Ärzte und Gelehrten überhaupt. New-York, Leipzig, London, Paris 1893, angez. von F. Stolz	333
Rudberg s. Ostwalds Classiker.	
Rudio F., Archimedes, Huygens, Lambert, Legendre. Vier Abhandlungen über die Kreisbewegung. Leipzig, Teubner 1892, angez. von J. G. Wallentin	547
Rühl H., Entwicklungsgeschichte des Turnens. Leipzig, Strauch 1895, angez. von F. Wilhelm	1011
Sachs Hans s. Neudrucke.	
Sallusti C. Crispi de coni. Cat. et bell. Jug. libri, oratt. et epist. ex Hist. erkl. von R. Jakobs, 10. Aufl. von H. Wirz. Berlin, Weidmann 1894, angez. von A. Scheindler	217
Sallustius C. Crispus bellum Catilinae zum Schulgebrauch herausg. von A. Scheindler, 2. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von R. C. Kukula	894
Sallustius C. Crispus bellum Ingurthinum zum Schulgebrauch herausg. von A. Scheindler, 2. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von R. C. Kukula	894
Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke herausg. von A. Brunner (2. Bd. Goethes Hermann und Dorothea erklärt von J. B. Krallinger; 1. Bd. Ausgewählte Abhandlungen und Reden erklärt von A. Baldi). Bamberg, Buchner 1894, angez. von O. F. Walzel	130, 131
Sammlung Götschen s. Gelcich, Klein.	
Sas M., Lateinische Übungen (polnisch). Krakau 1894, angez. von B. Kruczkiewicz	221
Sattler A., Leitfaden der Physik und Chemie mit Berücksichtigung der Mineralogie, 13. Aufl. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1894, angez. von J. A. Kail	1113
Sauer s. Deutsche Litteraturdenkmale, Euphorion.	
Sauter s. Gelcich.	
Schäfer E., Nepos-Vocabular, 1. Theil, 4. Aufl., 3. Theil, 2. Aufl. besorgt von Dr. Ortmann. Leipzig, Teubner 1892/3, angez. von H. Koziol	36
Schäfer W., Auswahl aus deutschen Dichtern des 18. und 19. Jahrhunderts, 3. Aufl. Bremen, Heinsius 1893, angez. von O. F. Walzel	131
Schauerhammer s. Scheibner.	
Scheibner F. und Schauerhammer G., Französisches Lesebuch für die ersten Unterrichtsjahre. Leipzig, Trübner 1894, angez. von F. Wawra	344
Scheindler s. Steiner.	

Schellhorn O., Das Wichtigste aus der französischen Grammatik. Jena, Mauke 1893, angez. von F. Wawra	343
Schenkl Karl, Griechisches Elementarbuch, 16. Aufl. besorgt von Heinrich Schenkl. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von F. Stolz	517
Schiller s. Deutsche Classiker; Frick, König, Schulausgaben.	
Schlitzberger S., Die Culturpflanzen der Heimat. Cassel u. Berlin, Fischer, angez. von G. von Beck-Mannagetta	1007
Schmidt A., Schüler-Commentar zu Titi Livii ab urbe condita libri I. II. XXI. XXIII. Prag, Wien, Leipzig, Tempsky 1894, angez. von A. Zingerle	320
Schmidt A., Zum Sprachgebrauch des Livius in den Büchern I. II. XXI. XXII. 1. Theil. Progr. des Gymn. in St. Pölten 1894, angez. von A. Zingerle	320
Schmidt E. s. Deutsche Litteraturdenkmale.	
Schmidt H. und Wensch W., Elementarbuch der griechischen Sprache, 10. Aufl. besorgt von B. Günther. Halle a. S., Waisen- haus 1893, angez. von F. Stolz	333
Schmidt K. A. s. Gindely.	
Schmitt s. Ehretsmann.	
Schneller Chr., Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols, 2. Heft. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung der Leo-Gesellschaft 1894, angez. von W. Meyer-Lübke	430
Schödel M., Lateinische Elementargrammatik. Leipzig, Teubner 1892, angez. von H. Koziol	33
Schubert Prof. Dr., Ewiger Kalender. Hamburg, Herold, angez. von J. G. Wallentin	254
Schulausgaben deutscher Classiker. Bd. X: Schillers Wallenstein von M. Miller, Trier, Stephanus 1893, angez. von O. F. Walzel	130
Schwalbe s. Diesterweg.	
Schwering K., Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra. Frei- burg i. B., Herder 1893, angez. von J. G. Wallentin	784
Schwering K., Trigonometrie. Freiburg i. B., Herder 1894, angez. von J. G. Wallentin	784
Seibert A. E. und Haardt V. von, Schulwandkarte der Eisen- bahnen von Österreich-Ungarn. Wien, Hölzel 1894, angez. von F. Grassauer	346
Seuffert s. Deutsche Litteraturdenkmale.	
Siekenberger A., Leitfaden der elementaren Mathematik, 2. Theil: Planimetrie, 2. Aufl. München, Ackermann 1893, angez. von J. Jacob	354
Smolle L., Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters. Wien, Hölder 1894, angez. von Ch. Würfl	780
Solmsen F., Studien zur lateinischen Lautgeschichte. Straßburg, Trübner 1894, angez. von W. Meyer-Lübke	40
Sonnenburg s. Baudisch.	
Sonnenschein E. A., A Greek grammar for schools, part. II Syntax. London, Sonnenschein 1894, angez. von F. Stolz	754
Sophokles, erklärt von F. W. Schneidewin, 5. Bdchen: Elektra, 9. Aufl. besorgt von A. Nauck. Berlin, Weidmann 1893, angez. von A. Primožić	599
Sophokles Elektra, erklärt von G. Wolf, 4. Aufl. besorgt von L. Bellermann. Leipzig, Teubner 1893, angez. von A. Primožić	599
Sprockhoff A., Grundzüge der Chemie. Hannover, C. Meyer 1893, angez. von J. A. Kail	1115
Stahl H. und Kommerell W., Die Grundformeln der allgemeinen Flächentheorie. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. G. Wal- lentin	790

	Seite
Steffen W., Lehrbuch der reinen und technischen Chemie. Stuttgart, Maier 1893, angez. von J. A. Kail	362
Stein F., Lehrgang der französischen Sprache, 1. Abth. Aachen, Barth 1893, angez. von F. Wawra	340
Steiner J. und Scheindler A., Lateinisches Lese- und Übungsbuch, 2. Theil, 2. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1895, angez. von J. Golling	900
Stern G., Französische Grammatik, 2. Theil: Satzlehre (in 'Buchners Lehrmittel für den französischen Unterricht'). Bamberg, Buchner 1894, angez. von F. Wawra	342
Stern G., Französisches Lesebuch für die Mittelstufe (in 'Buchners Lehrmittel für den französischen Unterricht'). Bamberg, Buchner 1894, angez. von F. Wawra	344
Stiehler E., Auswahl französischer Gedichte für höhere Lehranstalten. Altenburg, Pierer 1893, angez. von F. Wawra	345
Steuerwald W., Übersetzung der Absolutoriaufgaben aus der französischen und englischen Sprache an den Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen Bayerns. Stuttgart, Roth 1893, angez. von F. Wawra	779
Strakosch-Graßmann G., Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa in den Jahren 1241 und 1242. Innsbruck, Wagner 1893, angez. von F. M. Mayer	629
Strauch F., Der lateinische Stil, 3. u. 4. Abth.: Aufgaben für die VII. und VIII. Classe. Wien, Hölder 1894/5, angez. von J. Golling	227, 899
Studies in Classical Philology s. Gardner Hale.	
Stüpfle L., Französisches Lesebuch für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien, neu bearb. von A. Mauron, 10. Aufl. Heidelberg, Groos 1893, angez. von F. Wawra	343
Taciti Cornelii Germania erklärt von K. Tücking, 8. Aufl. Paderborn, Schöningh 1894, angez. von F. Zöchbauer	498
Thiemann K., Wörterbuch zu Xenophons Hellenika, 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von F. Stolz	332
Thukydides, ausgewählte Abschnitte für den Schulgebrauch bearb. von Ch. Harder, 2 Theile. Leipzig, Freytag 1894, angez. von E. Kalinka	1067
Thukydides erklärt von G. Brehme, 5. u. 6. Aufl. besorgt von S. Widmann. Leipzig, Teubner 1894, angez. von E. Kalinka	1070
Thümmel s. Deutsche Litteraturdenkmale.	
Tibull s. Jacoby.	
Toischer s. Hölder.	
Tomasin P., Die Post in Triest und ihre historische Entwicklung. Triest, Balestra 1894, angez. von F. M. Mayer	631
Transactions of the American philological Association s. Gardner Hale.	
Trnka A., Deutsches Lesebuch für die 5. und 6. Classe der Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache. Prag, Wiesner 1894, angez. von F. Kovář	143
Tyndall J., Fragments of science, ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von W. Elsässer und P. Mann. Berlin, Gaertner 1894, angez. von J. Ellinger	64
Uhle H., Griechische Schulgrammatik bearb. in Verbindung mit A. Procksch und Th. Büttner-Wobst, 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von F. Stolz	126
Ulbrich O., Kurzgefasste französische Schulgrammatik. Berlin, Gaertner 1894, angez. von F. Wawra	342

	Seite
Umlauf F., Landschaftsbilder aus der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien, Hölder 1895, angez. von F. Grassauer	348
Urbanitzky A. R. von, Physik. Wien, Pest, Leipzig, Hartleben 1892, angez. von J. A. Kail	355
Varro s. Cato.	
Vergili P. Maronis opera iterum rec. O. Ribbeck, vol. I. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1894, angez. von A. Zingerle	508
Viator W., Die Aussprache des Schriftdeutschen. Leipzig, Reisland 1895, angez. von M. H. Jellinek	904
Viator W. und Dörr F., Englische Schulgrammatik, 1. Theil: Laut- und Wortlehre, 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. Ellinger	62
Viator W. und Dörr F., Englisches Lesebuch. Unterstufe. 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. Ellinger	63
Viator W. und Dörr F., Englisches Übungsbuch. Unterstufe. Leipzig, Teubner 1891, angez. von F. Wawra	775
Velkmann J., Vorlesungen über die Theorie des Lichtes. Leipzig, Teubner 1891, angez. von J. G. Wallentin	65
Vollbrecht W., Griechische Schulgrammatik. Leipzig, Reisland 1892, angez. von F. Stolz	123
Wackernagel W., Geschichte der deutschen Literatur, 2. Aufl. fortgesetzt von E. Martin. 2. Bd., 3. u. 4. Lieferung. Basel, Schwabe 1892/4, angez. von H. Lambel	
231	
Waldeck A., Praktische Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik. Halle a. S., Waisenhaus 1892, angez. von H. Koziol	39
Wangerin s. Neumann F.	
Warburg E., Lehrbuch der Experimentalphysik. Freiburg i. B. u. Leipzig, Mohr 1893, angez. von J. G. Wallentin	795
Weidling s. Meier.	
Weissenborn E., Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische, 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1894, angez. von F. Stolz	332
Weissenfels R., Goethe im Sturm und Drang, 1. Bd. Halle, Niemayer 1894, angez. von A. von Weilen	981
Wendt O., Encyclopädie des englischen Unterrichtes. Hannover, K. Meyer 1893, angez. von J. Ellinger	60
Wensch s. Schmidt H.	
Weston J., Parzival, a knightly epic by Wolfram von Eschenbach translated into english verse, 2 Bände. London, Nutt 1894, angez. von R. Heinzel	757
Westrick F. A., Fünfstellige Logarithmen für den Schulgebrauch zusammengestellt. Münster, Aschendorff 1892, angez. von H. Wittek	244
Weyman C., Studien zu Apuleius und seinen Nachahmern (Sitzungsberichte der philos.-philol. Classe der k. bayer. Akad. der Wiss. 1893, Bd. 2, Heft 3), angez. von F. Gatscha	732
Wildermann M., Jahrbuch der Naturwissenschaften, 9. Jahrgang. Freiburg i. B., Herder 1894, angez. von G. von Beck-Mannagetta	1009
Wilk E., Grundbegriffe der Meteorologie. Leipzig, Bädcker 1892, angez. von J. G. Wallentin	253
Windel s. Müller H. J.	
Wingerath H. W., New English Readingsbook. Köln, Dumont-Schauberg 1894, angez. von J. Ellinger	629
Wolfram von Eschenbach s. Bötticher, Weston.	

	Seite
Wolff E., Goethes Leben und Werke. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer 1895, angez. von A. von Weilen	981
Wolkan R., Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts. Prag, Haase 1894, angez. von A. Hauffen	906
Wolstenholme H. J., Die deutschen Heldensagen von G. Klee with introduction, notes and a complete vocabulary. Cambridge, University press 1894, angez. von Ö. F. Walzel	131
Woytt G., Entwurf eines Lehrplanes für den Zeichenunterricht an preußischen Gymnasien. Leipzig, Pfeiffer 1893, angez. von J. Wastler	256
Xenophon s. Bachof, Müller H. J.	
Xenophons Anabasis und Hellenika in Auswahl, herausg. von F. G. Sorof, 1. Bdchen. Leipzig, Teubner 1893 (2. Aufl. 1895), angez. von F. Stolz	127, 756
Xenophons Hellenika in ausgewählten Abschnitten für den Schulgebrauch von K. Saegert. Paderborn, Schöningh 1894, angez. von E. Kalinka	1069
Ξενοφώνιος Κύρου Ανάβασις herausg. von E. Bachof, 2. Aufl. Paderborn 1892, angez. von F. Stolz	127
Zeitschrift für österreichische Volkskunde redigiert von M. Huberlandt. Wien u. Prag, Tempsky 1895, angez. von F. Grassauer	1099
Ziemer H., Lateinische Schulgrammatik (11. Aufl. der Schulgrammatik von W. Gillhausen), 1. Theil: Formenlehre. Berlin, Gärtner 1893, angez. von H. Koziol	35
Zernial U., Englische Grammatik nebst Lesebuch für die Obersecunda des Gymnasiums. Berlin, Weidmann 1892, angez. von F. Wawra	777
Zuberbühler A., Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. Zürich, Orell Füßli 1894, angez. von J. Alton	917

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der deutsche Unterricht in Quinta. Von A. Hausenblas	75
Frankfurter S., Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz. Wien, Hölder 1893, angez. von J. Rappold	80
Cohn H., Was kann die Schule gegen die Masturbation der Kinder thun? Berlin, Schoetz 1894 (Anzeige)	82
Das historische Element im Physikunterrichte. Von K. Haas	165
Rethwisch C., Deutschlands höheres Schulwesen im neunzehnten Jahrhundert. Berlin, Gaertner 1893, angez. von S. Frankfurter	170
Über Themenwechsel. Von J. Koranda	257, 366
Der obligate Turnunterricht am Gymnasium. Von A. Kempf	449
Zange Prof. Dr., Realgymnasium und Gymnasium gegenüber den großen Aufgaben der Gegenwart. Gotha, Schloßmann 1895 (Anzeige)	462
Übersicht neuerer pädagogischer Literatur (Rein W., Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik. Langensalza, Beyer u. Söhne 1894/5 S. 555. — Regener F., Grundzüge einer allgemeinen Methodenlehre des Unterrichts. Gera, Hofmann 1894 S. 556. — Nusser J., Grundlinien der Gymnasial-Pädagogik auf Grundlage der Psychologie. Würzburg, Staudinger 1894 S. 557. — Jäger O., Pro domo. Reden und Aufsätze, Berlin, Seehagen 1894 S. 557. —	

- Frick O., Pädagogische und didaktische Abhandlungen herausg. von G. Frick, 2. Bd. Halle a. S., Waisenhaus 1893 S. 557. — Keferstejn H., Betrachtende Wanderungen durch die Unterrichts- und Erziehungslehre. Jena, Mauke 1894 S. 558. — Goetze W., Schulhandsfertigkeit. Leipzig, Hinrichs 1894 S. 558. — Bethwisch C., Jahresberichte über das höhere Schulwesen, 7. Jahrgang 1892. Berlin, Gaertner 1893 S. 559. — Haas G. E., Der Geist der Antike. Graz, Moser 1894 S. 560. — Cauer P., Die Kunst des Übersetzens. Berlin, Weidmann 1894 S. 561. — Fetter J., Inwiefern lässt sich beim Massenunterrichte individualisieren? Wien, Bermann u. Altmann 1894 S. 561. — Büchlein für die Jugend. Wien, Beck 1894 S. 561. — Für die Jugend des Volkes, illustrierte Monatsschrift geleitet von K. Hilber und F. Mariner, 3. Jahrgang 1894 S. 562. — Pädagogischer Literaturbericht für Österreichs Schulen und Lehrer herausg. von K. Bornemann, Jahrgang III. und IV. Znaim, Fournier u. Haberler S. 562. — Pädagogische Warte, Wochenschrift herausg. von E. Piltz, Jahrgang 1892/3 S. 562. — Schiller H., Die schulhygienischen Bestrebungen der Neuzeit, Frankfurt a. M., Diesterweg 1894 S. 562. — Kupferschmid A., Das Kindesalter, dessen geistige und leibliche Entwicklung. Freiburg i. B. u. Leipzig, Schorpp 1894 S. 562. — Beyer G. W., Deutsche Ferienwanderungen. Leipzig, Reichardt 1894 S. 563. — Zwei Abhandlungen des Johann Amos Comenius übersetzt von C. Th. Lion. Hannover-Linden, Manz u. Lange 1894 S. 563. — Felsch C., Ein Beitrag zur Berichtigung der Herbart-Ziller'schen wissenschaftlichen Pädagogik. Hannover, C. Meyer 1894 S. 563. — Ziegler Th., Nothwendigkeit und Berechtigung des Realgymnasiums. Stuttgart, Göschen 1894 S. 563. — Deutschlands Schule im Jahre 2000. Berlin, Walther u. Apolant 1891 S. 563), angez. von J. Rappold 555
- Der Unterschleif bei den schriftlichen Maturitätsprüfungen. Von F. Süß 563
- Wetzel M., Die Bedeutung des classischen Alterthums für die Lösung der socialen Aufgaben der Gegenwart. Paderborn, Schöningh 1895 (Anzeige) 566
- Beitrage zu einem Stundenbilde des Lateinunterrichtes in der I. Classe. Von J. Rappold 652
- Rappold J., Gymnasialpädagogischer Wegweiser, 2. Aufl. Wien, Fichlers Witwe u. Sohn 1894, angez. von J. Golling 655
- Unser Gymnasialunterricht. Bekenntnisse von Alethagoras. 2. Aufl. Braunschweig 1894. Bildung und sittliche Erziehung der Jugend. Von Alethagoras. Braunschweig 1894, angez. von A. Frank 817
- Zur Frage der Privatlectüre. Von J. Eibl 821
- Zu den homerischen Waffen. Eine Entgegnung von W. Reichel 824
- Zur Grammatik der hypothetischen Sätze auf Grund neuerer psychologisch-logischer Theorien des hypothetischen Urtheiles. Von G. Spengler 933, 1012
- Frantz A., Schulandachten, 3. Aufl. Leipzig, Teubner 1895 (Anzeige) 944
- Zur Vereinfachung der griechischen Schulgrammatik. Von J. Huemer 1022
- Frommes Oesterreichischer Professoren- und Lehrer-Kalender für das Schuljahr 1895/6, 28 Jahrgang, redigirt von J. E. Dassenbacher und F. E. Müller. Wien, C. Fromme 1895 (Anzeige) 1024
- Zur Frage der Privatlectüre. Von K. Wotke 1131
- Zur Construction von iubeo und veto. Von E. Loew 1134
- Kalender für Lehrer an höheren Schulen 1896 herausg. von J. Heinemann, 2. Jahrgang. Hamburg, Adler 1895 (Anzeige) 1136

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Deutsche Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag	83
Die französischen Feriencurse in Genf. Von St. K.	567
Feier des 70. Geburtstages des Herrn Professeurs Dr. E. Hoffmann	657
Verein für österreichische Volkskunde	657

Literarische Miscellen.

Abel s. Geschichtschreiber.	
Akademischer Kalender für die deutschen Hochschulen Österreichs, 16. Jahrgang 1894/5, herausg. von W. Brix. Wien, Perles	278
Allmers H., Römischer Kalender, 6. Jahrgang für das Jahr 1895, besorgt von A. Breitner. Roma, E. Müller	86
Aus deutschen Lesebüchern s. Wegweiser durch die classischen Schuldramen.	
Bardey E., Algebraische Gleichungen nebst den Resultaten und den Methoden zu ihrer Auflösung, 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von J. G. Wallentin	279
Bayer K., Österreichs Huldigung	274
Bechstein R., Ausgewählte Gedichte Walthers von der Vogelweide und seiner Schüler, 2. Aufl. Stuttgart, Cotta 1893, angez. von H. Lambel	379
Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen herausg. von A. Sauer. Bd. 1: Die schöne Magelone aus dem Französischen übersetzt von V. Warbeck, herausg. von J. Bolte. Weimar, Felber 1894, angez. von A. von Weilen	947
Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Prag, Wien u. Leipzig, Tempsky u. Freytag 1894, angez. von A. von Weilen	948
Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederöster- reich s. Frieß.	
Bolte s. Bibliothek.	
Borchardt W., Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, 2. Aufl. besorgt von G. Wustmann. Leipzig, Brockhaus 1894, angez. von R. Löhner	843
Breitner s. Allmers.	
Brix s. Akademischer Kalender.	
Burgerstein L. und Netolitzky A., Handbuch der Schulhygiene. Jena, Fischer 1895	464
Carraud Z., Lettres de famille erklärt von H. Bretschneider (Prosateurs modernes Bd. VII). Wolfenbüttel, Zwißler 1894	1141
Catalogus dissertationum philologicarum classicarum. Leipzig, Fock 1894, angez. von S. Frankfurter	950
Cauer P., Die Kunst des Übersetzens. Berlin, Weidmann 1894, angez. von A. Scheindler	842
Clausen J. und Lewin P., Dansk Litteraturhistorie i Omrids. Kjøbenhavn, Brøderne Salmonsens 1894, angez. von H. von Lenk	85
Crampe R., Thucydidem nunquam temere usurpare adverbium <i>μόνον</i> adiectivi vicem (Separatabdruck aus der Festschrift des Realgymnasiums der Francke'schen Stiftungen zur zweihundert- jährigen Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg 1894), angez. von J. Golling	839
Ćwikliński s. Eos.	

- Dittmar G., Geschichte des deutschen Volkes, vollendet und herausg. von E. Stutzer. Heidelberg, Winter 1893, angez. von F. M. Mayer 659
- Diviš s. Neubauer.
- Döberl s. Monumenta Germaniae.
- Eichler G., Die Redebilder in den Schriften Xenophons (Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des Wettiner Gymnasiums zu Dresden). Dresden 1894 838
- Eichler H., Variationen zu Tacitus' Annalen, 2. Heft. Berlin, Weidmann 1894, angez. von J. Golling 839
- Einhard s. Geschichtschreiber.
- Eos, philologische Zeitschrift, herausg. von der philologischen Gesellschaft unter der Redaction von L. Œwikliński, 1. Jahrgang (polnisch). Lemberg, Gubrynowicz u. Schmidt 274
- Eve s. Guizot.
- Festa s. Rostagno.
- Festschrift s. Crampe, Volkmann.
- Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg, dargebracht von der Lateinschule der Francke'schen Stiftungen. Halle a. S., Waisenhans 1894 658
- Fickelscherer M., Ovids Metamorphosen (in Auswahl) erklärt. Leipzig, Teubner 1894, angez. von J. Golling 840
- Friß G. E., War Paul Rebhuhn, der erste deutsche Kunstdramatiker, aus Waidhofen a. d. Y. gebürtig? (Separatabdruck aus den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich). Wien 1894, angez. von A. von Weilen 946
- Gaudig s. Wegweiser durch die classischen Schuldramen.
- Geschichtschreiber, Die, der deutschen Vorzeit, 2. Gesamtausgabe, XVI. Bd.: Kaiser Karls Leben von Einhard, übersetzt von O. Abel, 3. Aufl. bearb. von W. Wattenbach. Leipzig, Dyk 1893, angez. von F. M. Mayer 662
- Gleim s. Schüddekopf.
- Glöde O., Die deutsche Interpunctionslehre. Leipzig, Teubner 1893, angez. von R. Löhner 378
- Grundriss der theologischen Wissenschaften s. Müller.
- Guizot F. P. G., Discours sur l'histoire de la revolution d'Angleterre. edited by H. W. Eve. Cambridge, University Press 1894 86
- Heinemann J., Kalender für Lehrer an höheren Schulen, Jahrgang 1895. Hamburg, Adler 278
- Heinse s. Schüddekopf.
- Hempel G. und Wilhelm K., Die Bäume und Sträucher des Waldes, 10. u. 11. Lieferung. Wien, Hölzel 1895, angez. von G. Beck von Mannagetta 1029
- Herodot. s. Sitzler.
- Horatius Q. Flaccus Satiren und Episteln erklärt von G. T. A. Krüger, 1. Bdchen, 13. Aufl. besorgt von G. Krüger. Leipzig, Teubner 1894, angez. von F. Hanna 841
- Houdek & Hervert s. Mittheilungen.
- Huber J. C., Bibliothek medicinischer Classiker, Bd. 1: Die Gynäkologie des Soranos von Ephesos übersetzt von H. Lüneburg, comentierte von J. C. Huber. München, Lehmann 1894, angez. von W. Weinberger 1027

- Jäger s. Thukydides.
- Jireček H. R. von, Unser Reich vor zweitausend Jahren. Eine Studie zum historischen Atlas der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien, Hölzel 1893, angez. von J. Loserth 275
- Jiriczek O. L., Die deutsche Heldensage. Stuttgart, Göschen 1894, angez. von F. Khull 1138
- Klee G., Bilder aus der älteren deutschen Geschichte, 3. Reihe. Gütersloh, Bertelsmann 1892, angez. von F. M. Mayer 661
- Köhler s. Lieber.
- Köpke R., Die lyrischen Versmaße des Horaz, 5. Aufl. Berlin, Weidmann 1894, angez. von A. Pühringer 945
- Kräpelin K., Leitfaden für den botanischen Unterricht, 4. Aufl. Leipzig, Teubner 1893, angez. von G. Beck von Mannagetta 1028
- Kunze A., Sallustiana. Leipzig, Simmel 1893, angez. von A. Scheindler 179
- Lalin E., De particularum comparatarum usu apud Terentium. Norrcopiae 1894, angez. von J. Golling 839
- Lamartine A. de, Gutenberg, erklärt von H. Bretschneider (Prosateurs modernes Bd. VI). Wolfenbüttel, Zwißler 1894 1028
- Langls Bilder zur Geschichte (Abth. Denkmäler der Baukunst) 376
- Lavisse E., Récits et entretiens familiers sur l'histoire de France jusqu'en 1328, erklärt von H. Bretschneider (Prosateurs modernes Bd. III). Wolfenbüttel, Zwißler 1893 1140
- Leitzmann s. Schüddekopf.
- Lewin s. Clausen.
- Lieber H. und Köhler A., Arithmetische Aufgaben. Berlin, Simion 1894, angez. von J. Kessler 846
- Lindner Th., Geschichte des deutschen Volkes, 2 Bände. Stuttgart, Cotta 1894, angez. von J. Loserth 949
- Lyon O., Bismarcks Reden und Briefe. Leipzig, Teubner 1894 844
- Marx F., Chauvinismus und Schulreform im Alterthum. Breslau, Köbner 1894 843
- Mittheilungen aus der Firma Dr. Houdek & Hervert, Fabrik physikalischer Apparate und geometrischer Modelle. Prag, angez. von J. G. Wallentin 278
- Monumenta Germaniae selecta ab anno 768 usque ad annum 1250 edidit M. Doeberl, 5. Bdchen. München, Lindauer 1894, angez. von J. Loserth 275
- Müller A., Kirchengeschichte, 1. Bd. (Grundriss der theologischen Wissenschaften, Bd. 1, Theil 4). Freiburg i. B., Mohr 1892, angez. von F. M. Mayer 660
- Müller H. J. s. Thukydides.
- Müller-Fraureuth K., Die Ritter- und Räuberromane. Halle a. S., Niemeyer 1894, angez. von A. von Weilen 1138
- Neubauer J. und Diviš J., Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Oesterreich, 8. Jahrgang. Wien u. Prag, Tempsky 1895 568
- Nicoladoni A., Johannes Bänderlin von Linz und die oberösterreichischen Täufergemeinden in den Jahren 1525—1531. Berlin, Gaertner 1893, angez. von J. Loserth 276
- Öhlmann E., Die deutschen Schutzgebiete nebst den Samoainseln (Sonderabdruck aus der E. von Seydlitz'schen Geographie, Ausgabe D, Heft 4). Breslau, Hirt 1894 845

Ulbricht R., Lehrbuch der Procent- und Zinsrechnung. Stuttgart, Maler 1894, angez. von J. Kessler	846
Österreichisches Literaturblatt redigiert von F. Schürer, 4 Jahrgang, angez. von J. Lampel	180
Ovid s. Fickelscherer.	
Parmann S., Kristian Johannesen, Fortegnetse over Undervisningsmateriel for Folkesholer og høiere Løseanstalter, 2. Aufl. Kristiania, Malling 1893, angez. von H. von Lenk	86
Pätzolt F., Paraphrasen von Briefen Ciceros zu lateinischen Stilübungen in Prima. Berlin, Gaertner 1895, angez. von A. Kornitzer	1025
Pitt Press Series	845
Peppendorf G., Unsere wichtigsten essbaren Pilze. Berlin, Oppenheim 1895, angez. von G. Beck von Mannagetta	1028
Prosateurs modernes s. Carraud, Lamartine, Lavisse.	
Quellenschriften s. Schüddekopf.	
Rauschmaier A., Piccolo vocabulario italiano. Ansbach, Eichinger 1894, angez. von J. Alton	949
Reclams Universal-Bibliothek s. Tetzner.	
Reclus O., En France in Auswahl herausg. von K. F. Th. Mayer (Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit herausg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach, Abth. 1. Französische Schriften, 6. Bdchen. Berlin, Heyfelder 1894	845
Riehl W. H., Land und Leute, Schulausgabe mit Anmerkungen. Stuttgart, Cotta 1895	844
Rostragno E. e Festa N., Indice dei codici greci Laurenziani non compresi nel catalogo del Bandini (Sonderabdruck aus den Studi italiani della filologia classica vol. I). Firenze 1889, angez. von W. Weinberger	658
Sallustius s. Kunze.	
Sauer s. Bibliothek.	
Schauffler Th., Quellenbüchlein zur Culturgeschichte des deutschen Mittelalters; dazu: Erläuterungen zum Quellenbüchlein. Leipzig, Teubner 1892/4, angez. von J. Loserth	276
Schillmann R., Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus am 12. October 1492. Berlin, Nicolai 1892, angez. von F. M. Mayer	662
Schmitt H., Präparation zu Sophokles' Antigone. Hannover, Goedel 1894, angez. von A. Primožić	83
Schneider G., Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht. Gera, Hofmann 1893, angez. von F. M. Mayer	661
Schüddekopf K., Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse, 1. Hälfte (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte herausg. von A. Leitzmann, Heft 2). Weimar, Felber 1894, angez. von A. von Weilen	1139
Schürer s. Österreichisches Literaturblatt.	
Seiler F., Die Entwicklung der deutschen Cultur im Spiegel des deutschen Lehnwortes, 1. Bd. Halle, Waisenhaus 1895, angez. von M. H. Jellinek	1028
Seydlitz s. Öhlmann.	
Simon J., Aus Griechenland. Graz, Cleslar 1894, angez. von S. Frankfurter	376

	Seite
Sitzler J., Präparation zu Herodot Buch VI, 2 Hefte. Gotha, Perthes 1894, angez. von A. Scheindler	842
Sophokles' Philoktetes herausg. von F. Schubert, 2. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1894, angez. von S. Reiter	945
Sophokles s. Schmitt.	
Soranos s. Huber.	
Sprachpauke, eine, oder kein dogma der ortografi fon F. S. Bonn, Hanstein 1894, angez. von M. H. Jellinek	1027
Staggemeier A., General-maps for the illustration of physical geography, part. I. Kopenhagen, Hoffenberg 1893, angez. von F. Grassauer	568
Studi italiani di filologia classica s. Rostagno.	
Šuran G., Übersicht der römischen Literaturgeschichte (öechisch). Prerau 1892, angez. von A. Fischer	1026
Tetzner F., Deutsches Wörterbuch. Leipzig, Reclam (Universal-Bibliothek 3168–3170), angez. von R. Löhner	843
Thukydides erklärt von F. Müller, 2 Theile (Velbagen und Klasing's Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben herausg. von H. J. Müller und O. Jäger) 1894, angez. von G. Vogrinz	179
Tschache G., Material zu deutschen Aufsätzen in Stilproben, Dispositionen oder kürzeren Andeutungen, 2 Bdchen, 4. Aufl. bearb. von F. Drischel und R. Haatke. Breslau, Kern 1893, angez. von J. Schmidt	1140
Ussing J. L., Graesk og romersk Metrik. Kjøbenhavn, Gyldendal 1893, angez. von H. von Lenk	84
Volkmann W., Uriel Acosta (Sonderabdruck aus der Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena zu Breslau). Breslau, Morgenstern 1893, angez. von H. von Lenk	85
Walther von der Vogelweide s. Bechstein.	
Wattenbach s. Geschichtschreiber.	
Wegweiser durch die classischen Schuldramen, 5. Bd., Abth. 3 bearb. von H. Gaudig (Aus deutschen Lesebüchern Bd. 62). Gera u. Leipzig, Hofmann 1893, angez. von R. Löhner	464
Wessel P., Lehrbuch der Geschichte für die Prima höherer Lehranstalten, 2. Theil. Gotha, Perthes 1892, angez. von F. M. Mayer	659
Wessely J. E., Grammatisch-stilistisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 2. Aufl. Leipzig, Reisland 1894, angez. von J. Schmidt	1139
Wilhelm s. Hempel.	
Wuensch R., De Taciti Germaniae codicibus germanicis. Doctor-dissertation. Marpurgi Cattorum 1893, angez. von H. Schefczik	1137
Ziegeler, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersecunda, 2. Theil, 2. Aufl. Paderborn, Schöningh 1893, angez. von J. Schmidt	1139

Programmenschau.

Ammann J. J., Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad (Fortsetzung). Progr. des Gymn. in Krumau 1893, angez. von F. Khull	181
--	-----

Babuder G., Considerazioni sulla poesia popolare in generale con speciale riguardo a quella della Grecia moderna, 2. Theil. Progr. des Gymn. in Capodistria 1893, angez. von J. Alton	286
Badstuber H., I. Charaktere aus dem Nibelungenliede und der Kudrun. II. Nordische Heerfahrt, Schauspiel von H. Ibsen. Progr. des deutschen Gymn. in Pilsen 1893, angez. von F. Knull	181
Bareš F., Adelige und wappenführende Geschlechter in der Stadt Jungbunzlau in den Jahren 1471—1620 (öechisch). Progr. des Gymn. in Jungbunzlau 1893, angez. von J. Peisker	468
Benedetti G., Giuseppe Tartini. Progr. des Gymn. in Pola 1893, angez. von J. Alton	379
Bass J., Geschichtliche Analogien. Progr. der Oberrealschule im XV. Bezirke Wiens 1893, angez. von J. Loserth	381
Beneš J., Katalog der Lehrer- und der Schülerbibliothek der deutschen Landes-Oberrealschule in Probnitz. Progr. der genannten Anstalt 1893, angez. von J. Rappold	384
Bizon F., Ciceros Erziehungs-Ideal (polnisch). Progr. des Gymn. in Neu-Sandec 1893, angez. von B. Kruczkiewicz	850
Blumentritt F., Einiges über Juan Valera. Progr. der Realschule in Leitmeritz 1894, angez. von A. Würzner	955
Bogucki M. K., Lukians aus Samosata <i>Ληϊεῖς ιστορίαι</i> ins Polnische übersetzt. Progr. des Gymn. in Bochnia 1893, angez. von B. Kruczkiewicz	850
Brajković T., Der Dialect von Penasto (serbo-croatisch). Progr. des Gymn. in Cattaro 1893, angez. von J. Sket	858
Brief S., Die Conjunctionen des Polybius. III. Theil. Progr. des Gymn. im XVII. Bezirke von Wien 1894, angez. von J. Golling	951
Brosch F., The english tonic accent. Progr. der Landes-Oberrealschule in Kremsier 1893, angez. von E. Nader	665
Buchner A., Die Feier des 40jährigen Bestandes der Landes-Unterrealschule in Waidhofen a. d. Y. Progr. der genannten Anstalt 1893, angez. von J. Rappold	388
Bullé F., Auctarium inscriptionum, quae a mense Iunio a. 1892 ad mensem Iunium a. 1894 in c. r. museum archaeologicum Salonitanum Spalati illatae sunt. Progr. des Gymn. in Spalato 1894, angez. von J. W. Kubitschek	853
Cech L., Psychologie der dramatischen Dichtungen Háleks (öechisch). Progr. der Landes-Oberrealschule in Teltsch 1893, angez. von F. Krejčí	382
Czyżkiewicz A., Betrachtungen über Homers Odyssee. Progr. des Gymn. in Brody 1893, angez. von J. Golling	569
Daumann A., C. Iulii Caesaris commentariorum supplementa quomodo inter se cohaerent. pars prior. Progr. des Gymn. in Braunau (Böhmen) 1893, angez. von I. Prammer	281
Decker A., Geschichte der Schulen Wittingaus (öechisch). Progr. des Communal-Realgymn. in Wittingau 1893, angez. von J. Peisker	466
Dembitzer Z., De rationis mutuae apud Sallustium significatione. Progr. des Gymn. in Kolomea 1893, angez. von B. Kruczkiewicz	851
Dolejšek B., Geschichte und Process der Romanisierung römischer Provinzen (öechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Ungarisch-Bratisch 1893, angez. von A. Fischer	1144
Doleschal A., Das „participle passé“ in activer Verbalconstruction von den ältesten Zeiten der Sprache bis auf die Gegenwart. Progr. der Oberrealschule in Steyer 1893, angez. von A. Würzner	286

Dorsch J., Ein Beitrag zur Kenntnis der griechischen Sepulcralalterthümer. Progr. des Gymn. in Kaaden 1893, angez. von R. Weißhäupl	279
Duschinsky W., Sur le Misantrope de Molière. Progr. der Realschule im VII. Bezirke von Wien 1893, angez. von A. Würzner	284
Ehrengruber St., De carmine panegyrico Messalae pseudo-Tibuliano. Progr. des Gymn. in Kremsmünster 1894, angez. von H. St. Sedlmayer	1145
Fait E., Die Krim, ihre Naturschönheiten und Denkwürdigkeiten (öechisch). Progr. der Realschule in Rakonitz 1893, angez. von J. Peisker	469
Fäulhammer A., Politische Meinungen und Stimmungen in Wien in den Jahren 1793 und 1794. Progr. des Gymn. in Salzburg 1893, angez. von J. Loserth	381
Fischer P. Gr. und Köppner F., Der gestirnte Himmel. Versuch einer Übersetzung der 'Phaenomena Aratea' des Rufus Festus Avienus (1—930). Progr. des Gymn. in Komotau 1893, angez. von J. Golling	570
Giedroyć A., Zusammenstellung der Eigenschaften der Figuren auf der Oberfläche der Sphäre mit den Eigenschaften ebener geradliniger Figuren, 1. Theil (polnisch). Progr. des Gymn. in Tarnopol 1893, angez. von F. Tomaszewski	92
Groag J., Der Charakter Julius Cäsars nach Shakespeares gleichnamigem Trauerspiele. Progr. der Realschule in Linz 1893, angez. von E. Nader	665
Gustawicz B., Theorie der Loxodrome und des loxodromischen Dreiecks, 2 Theile (polnisch). Progr. des III. Obergymn. in Krakau 1891/2, angez. von F. Tomaszewski	92
Hackel H., Geschichte des Gymnasiums in Freistadt in den ersten 25 Jahren seines Bestandes (1867—1893), 1. Theil. Progr. der genannten Anstalt 1893, angez. von J. Rappold	470
Hämmerle A., Der Vorarlberger Dialectdichter Dr. Caspar Hagen. Progr. des Gymn. in Brixen 1894, angez. von F. Prosch	857
Harwota G., Teschen und das Teschener Gebiet in geographisch-statistischer Hinsicht (polnisch). Progr. des Gymn. in Przemysl 1893, angez. von R. F. Kaindl	1146
Hayder L., Charakteristik des Pädagogen in der Sophokleischen Elektra. Progr. des Gymn. in Sanok 1893, angez. von B. Kruczkiewicz	848
Heidrich G., Über Nonius' Citate aus Varros Werke vom Landbau und ihre Bedeutung für die Kritik. Progr. des Gymn. in Pola 1893, angez. von J. Alton	379
Hendrych J., Stellung des französischen Adjectivs. Progr. der Oberrealschule in Görz 1893, angez. von A. Würzner	286
Hergel G., Mittheilungen an die Eltern jener Kinder, die sich dem Mittelschulstudium widmen, und an diese selbst. Progr. des Communal-Untergymn. in Aussig 1894, angez. von J. Rappold	1148
Herrmann A., Zur Geschichte der Schulverhältnisse St. Pöltens von der Mitte des XVI. Jahrhunderts bis gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts. Progr. der Landes-Realschule und des Obergymn. in St. Pölten 1893, angez. von J. Rappold	470
Heß G., Über das Einwirken des Johannes Vitezius de Zredna und Georgs von Podébrad auf die Wahl des Matthias Corvinus zum König von Ungarn. Progr. des Gymn. in Neuhaus 1893, angez. von J. Peisker	467

Holub J., Unter den erhaltenen Handschriften der Germania des Tacitus ist die Stuttgarter Handschrift die beste. Progr. des Gymn. in Weidenau 1893, angez. von I. Pramrer	282
Holzer J., Das Gymnasium des Organisations-Entwurfes und unser heutiges Gymnasium. Progr. des Gymn. in Mährisch-Trübau 1894, angez. von F. Prosch und J. Rappold	959, 1147
Hopf A., Anton Wolfradt, Fürstbischof von Wien und Abt des Benedictinerstiftes Kremsmünster, geheimer Rath und Minister Kaiser Ferdinands II. Abth. 2. Progr. der Communal-Oberrealschule im VI. Bezirke von Wien 1893, angez. von J. Loserth	380
Horáková A., Die Lateinschule in Schlaggenwald (1514—1624). Progr. des Neustädter deutschen Gymn. in Prag (Graben) 1894, angez. von J. Rappold	1147
Hospodka W., Ist eine wesentliche Reform unserer Gymnasien wünschenswert? (čechisch). Progr. des Communal-Obergymn. in Hohenmauth 1893, angez. von F. Krejčí	861
Hübner F., Milton und Klopstock. Progr. der Mittelschule in Reichenberg 1893, angez. von E. Nader	665
Jaglarsz A., Netz und Gewebe der Kegelschnitte (polnisch). Progr. des Gymn. in Tarnow 1892, angez. von F. Tomaszewski	91
Jurenka H., Pindars erste und dritte olympische Ode. Proben einer exegetisch-kritischen Ausgabe. Progr. des Gymn. im IX. Bezirke von Wien 1894, angez. von H. St. Sedlmayer	1144
Jüthner K., Zur Weltchronik Rudolfs von Ems. Progr. des Gymn. in Arnau 1893, angez. von F. Khull	284
Kessler J., Über die Veränderlichkeit der elektromotorischen Kraft und des Widerstandes galvanischer Elemente. Progr. des deutschen Gymn. in Kremsier 1893, angez. von J. G. Wallentin	863
Kiebel A., Galileis Untersuchung der Fallbewegung. Progr. der griech.-orient. Realschule in Czernowitz 1894, angez. von J. G. Wallentin	956
Kitzberger J., Das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten und seine Verwendung im Gymnasialunterrichte. Progr. des Gymn. in Landskron 1893, angez. von J. G. Wallentin	1032
Klein F., Bemerkungen zur Wortbildungslehre im Lateinischen. Progr. des Gymn. in Teschen 1894, angez. von F. Stolz	1030
Klaibenschedl J., Über das Orinocosystem und dessen Erschließung. Progr. der Unterrealschule in Bozen 1893, angez. von F. Grassauer	668
Knapitsch B., Untersuchung des Säuerlings bei Steinbüchel in Krain. Progr. der Realschule in Laibach 1893, angez. von J. A. Kail	574
Knöpfler J., Heinrich Hackel, k. k. Gymnasialdirector. Eine biographische Skizze. Progr. des Franz Joseph-Gymn. in Freistadt (Oberösterreich) 1894, angez. von J. Rappold	1148
Knott E., Teplitzer Leben im XVI. Jahrhundert. Progr. des Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz 1893, angez. von S. Gorge	572
Kobylanski J., De enuntiatorum consecutorum apud tragicos Graecos usu ac ratione. Progr. des Gymn. in Kolomea 1894, angez. von H. St. Sedlmayer	1145
Komorzynski K., Beobachtungen über die Fauna der deutschen Dichtung. Progr. des Gymn. in Troppau 1894, angez. von F. Prosch	1031
König E., Asthetische Studien über Racines Iphigénie. Progr. der Realschule in Steyr 1894, angez. von A. Würzner	953

Konůpek J., Thukydides' Geschichte des peloponnesischen Krieges. Buch II, 1—54 übersetzt (čechisch). Progr. des Communal-Real- und Obergymn. in Neubydžov 1893, angez. von A. Fischer	1141
Köppner F., Die Sage von Hero und Leander in der Literatur und Kunst des classischen Alterthums. Progr. des Communalgymn. in Komotau 1894, angez. von J. Golling	952
Köppner s. Fischer.	
Korczyński J., Elementare Theorie der Determinanten (polnisch). Progr. des St. Hyacinth-Gymn. in Krakau 1892, angez. von F. Tomaszewski	91
Krašan F., Aus der Flora von Steiermark. Progr. des II. Gymn. in Graz 1894, angez. von G. Beck von Mannagetta	1033
Krecar A., Böhmisches psychologische Literatur (čechisch). Progr. des Gymn. in Schlan 1893, angez. von F. Krejčí	382
Kreutz R., Aus dem Manuscripte eines Lehrbuches der Logik (čechisch). Progr. des Gymn. in Trebitsch 1893, angez. von F. Kováf und F. Krejčí	183, 667
Kreutzinger K., Racines Athalie in sprachlicher Beziehung. Progr. der Realschule in Jägerndorf 1893, angez. von A. Würzner	284
Krystůfek J., Die Bedeutung der gesetzgebenden Nationalversammlung in der Geschichte der französischen Revolution (Schluss; čechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Budweis 1893, angez. von J. Peisker	469
Kusionowicz M., Demosthenes' Rede gegen Aristokrates ins Polnische übersetzt. Progr. des Gymn. in Kolomea 1893, angez. von B. Kruczkiewicz	848
Laharner A., La Fonetica trattata come scienza ausiliaria nell' insegnamento della lingua tedesca col metodo analitico. Progr. der Oberrealschule in Rovereto 1893, angez. von J. Alton	287
Langer O., Über die Klarheit der französischen Sprache. Progr. der Oberrealschule in Linz 1894, angez. von A. Würzner	955
Leneček O., Über Pyroxen und Amphibol. Progr. des Gymn. in Leitmeritz 1893, angez. von J. A. Kail	957
Lityński M., Kaiser Tiberius im Lichte der neueren Forschung (polnisch). Progr. der Oberrealschule in Lemberg 1893, angez. von E. F. Kaindl	1146
Löffler A., Über Klima, Pflanzen und Tiergeographie Nordamerikas. Progr. des Gymn. in Brax 1893, angez. von F. Grassauer	90
Ludewig A., Schliemanns Ausgrabungen und die homerische Cultur. Progr. des öffentl. Privat Untergymn. an der Stella matutina in Feldkirch 1893, angez. von J. Jüthner	570
Lukasch J., Die blattbürtigen Knospen der <i>Polmiea Menziesii</i> Torr. & Gray. Progr. des Gymn. in Mies 1894, angez. von G. von Beck-Mannagetta	1033
Mair G., Jenseits der Rhipäen. A. Die Fahrten des Pytheas in der Ostsee. B. Ultima Thule. Ein Beitrag zur Geschichte des Bernsteinhandels. Progr. des Gymn. in Villach 1893/4, angez. von S. Gorge	571
Maximowicz K., Beiträge zur Theorie der Diffusion. Progr. der griech.-orient. Realschule in Czernowitz 1893, angez. von J. G. Wallentin	957
Milković S., Über die Erziehung und den Unterricht bei den alten Griechen und Römern (serbo-croatisch). Progr. des Gymn. in Spalato 1893, angez. von J. Sket	857
Mitrović B., Cipro nella storia meridionale del commercio Levantino. Progr. der Communal-Oberrealschule in Triest 1893, angez. von J. Loserth	381

Moskwa R., Über das Pascal'sche Sechseck und das Brianchon'sche Sechseit (polnisch), 2 Theile. Progr. des Gymn. in Drohobycz 1892/3, angez. von F. Tomaszewski	93
Müllner K., Die Charaktere Theophrasts, La Bruyères und Rabeners. Progr. der öffentl. Realschule im VIII. Bezirke von Wien 1894, angez. von A. Würzner	953
Museo il di San Donato. Progr. des Gymn. in Zara 1893/4, angez. von J. W. Kubitschek	662
Neumann F., Adalbert Stifter. Ein Beitrag zu seiner Biographie. Progr. der deutschen Realschule in Pilsen 1893, angez. von F. Prosch	88
Noe H., Aus Goldonis „Denkwürdigkeiten zur Geschichte seines Lebens und seiner Bühnenwerke. Progr. des II. Gymn. in Graz 1893, angez. von J. Alton	182
Oberländer S., Der französische Unterricht nach der analytisch-syntaktischen Methode an der Unterrealschule. Progr. der Landes-Realschule in Neutitschein 1894, angez. von A. Würzner	954
Pädagogische (Über die) Bedeutung der griechischen Literatur (polnisch). Progr. des Gymn. in Stryj 1893, angez. von B. Kruczkiewicz	852
Pajk J., Sallust als Ethiker. Progr. des Franz Joseph-Gymn. in Wien 1894, angez. von I. Prammer	846
Pawel J., Johann Wilhelm Ludwig Gleim, der Freund und der Dichter der Jugend. Progr. der Realschule im I. Bezirke von Wien 1894, angez. von F. Prosch	856
Piristi H., Prodigien, Wunder und Orakel beim Historiker Zosimus. Progr. des fürstbischöfl. Privatgymn. am Seminarium Vincentinum in Brixen 1893, angez. von J. Zingerle	665
Polaaschek A., Cäsars Bürgerkrieg, das bellum Alexandrinum und bellum Africum und der codex Vindobonensis. Progr. des Gymn. in Czernowitz 1893, angez. von I. Prammer	281
Poljanec J., Einiges über die romantische Poesie der Serben. Die Hochzeit des Maxim Crnojević. Ein Volkslied (slovenisch). Progr. des Gymn. in Rudolfswert 1893, angez. von J. Sket	859
Politzer Th., Beiträge zum Unterrichte in der Chemie. Progr. der Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1893, angez. von J. A. Kail	572
Rafner O., Die sogenannte Sokratische Methode, dargestellt nach Xenophons Memorabilien und auf ihre Anwendbarkeit im Gymnasialunterrichte geprüft. Progr. des Untergymn. in St. Paul 1894, angez. von J. Golling	951
Raile G., L'elemento classico nella Gerusalemme Liberata di Torquato Tasso. Progr. des Gymn. in Rovereto 1893, angez. von J. Alton	182
Rehof Th., Chrudimer Gymnasialchronik (öechisch). Progr. des Real- und Obergymn. in Chrudim 1893, angez. von F. Krejčí	668
Rosoll Dr., 1. Über den mikrochemischen Nachweis des Curcumins und Conins in den vegetabilischen Geweben, 2. Über vegetabilische Fäsestoffe. Progr. der Landes-Oberrealschule in Wiener-Neustadt 1894, angez. von J. A. Kail	959
Ruff F., Die Bibliothek der niederösterreich. Landesunterrealschule in Waidhofen a. d. Y. Progr. der genannten Anstalt 1894, angez. von J. Rappold	1035

	Seite
Ruth F., Des D. Iunius Iuvenalis V. und VIII. Satire (Übersetzungsprobe; čechisch). Progr. des Communal-Untergymn. in Časlau 1893, angez. von A. Fischer	1143
Rybczuk P., Quibus grammaticis formis Horatius agentium fines in suis operibus expresserit. Progr. des Gymn. in Tarnopol 1893, angez. von B. Kručkiewicz	852
Rychlik J., Geschichte der ehemaligen Collegiatkirche in Jaroslau (čechisch). Progr. des Gymn. in Jaroslau 1893, angez. von R. F. Kaendl	1147
Salzer A., Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. Progr. des Gymn. in Seitenstetten 1893, angez. von F. Khull	181
Sanat B., Die Elektrizität als Prüfungsmittel des Hörvermögens (polnisch). Progr. des Gymn. in Brzezany 1893, angez. von F. Tomaszewski	94
Sander H., Einige Actenstücke zur Geschichte Vorarlbergs im Zeitalter des deutschen Bauernkrieges. Progr. der Realschule in Innsbruck 1893, angez. von J. Loserth	380
Schmidt A., Zum Sprachgebrauch des Livius in den Büchern I. II. XXI. und XXII., 1. Theil. Progr. des Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten 1894, angez. von J. Golling	952
Schwendenwein H., Das regelmäßige 257. Eck (Fortsetzung und Schluss). Progr. des Gymn. in Teschen 1893, angez. von J. G. Wallentin	863
Schuster M., Zum stereometrischen Unterrichte in der 6. Classe an österr. Gymnasien. Progr. des Gymn. in Ried 1893, angez. von J. G. Wallentin	955
Simon J., De comparationibus, quae in Catulli carminibus leguntur. Progr. des Gymn. in Cilli 1893, angez. von C. Ziwsa	87
Škoda A., Metrische Übersetzung des pseudovergilischen Culex (čechisch). Progr. des Real- und Obergymn. in Píbram 1893, angez. von A. Fischer	1142
Soffé E., Rudolf von Habsburg im Spiegel der deutschen Dichtung. Progr. der k. k. deutschen Staats-Oberrealschule in Brünn 1893, angez. von F. Prosch	88
Sonntag J., Die Verwendung der Oxalsäure zu Experimenten und Reactionen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Znaim 1893, angez. von J. A. Kail	573
Spika J., De usu praepositionum in L. Annaei Senecae tragoediis. Progr. des Gymn. im XVII. Bezirke von Wien 1893, angez. von J. Golling	570
Štastný J., Studie über den harpalischen Process (čechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Prag (Korngasse) 1893, angez. von A. Fischer	1142
Stefan A., Laut- und Formenbestand in Guillaumes li clers' Roman „Fergus“. Progr. der Oberrealschule in Klagenfurt 1893, angez. von A. Würzner	284
Steffanides F., Kaiserin Adelheid, Gemahlin Ottos I. des Großen. Progr. der Realschule in Böhmisches-Leipa 1893, angez. von J. Loserth	379
Štolovský E., 1. Proben von Übersetzungen horazischer Gedichte unter Anwendung des quantifizierenden, accentuierenden und quantifizierend-accentuierenden Principis. 2. Des Q. Horatius Flaccus epistula ad Pisones in accentuierenden Hexametern übersetzt (čechisch). Progr. des Gymn. in Taus 1893/4, angez. von A. Fischer	1143

Štrifof A., Über den methodischen Unterricht des Deutschen in der I. und II. Classe der slovenisch-utraquistischen Gymnasien (slovenisch). Progr. des Untergymn. in Laibach 1893, angez. von J. Sket	860
Tauber J., Ziele und Wege des französischen Unterrichtes auf der Unter- und Mittelstufe der österreichischen Realschulen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Krems 1893, angez. von A. Würzner	285
Tertsch L., Zur Geschichte des deutschen Communal-Untergymn. in Gaya. Progr. der gen. Anstalt 1893, angez. von J. Rappold	383
Thir K., Hradisté des Berges Tábor als Festung in der Vergangenheit, I. Theil (öechisch). Progr. des Gymn. in Tábor 1893, angez. von J. Peisker	465
Tomanetz K., Studien zur Syntax in Grillparzers Prosa. Progr. des Gymn. im VIII. Bezirke von Wien 1894, angez. von F. Prosch	1031
Unterforscher A., Zur slavischen Namenforschung in Tirol. Rätomanisches aus Tirol. Progr. des Gymn. in Eger 1892 (dazu: Rätomanische Ortsnamen aus Pflanzennamen, Zeitschrift des Ferdinandeums III. Folge, 36. Heft 1892), angez. von W. Meyer-Lübke	89
Urban W., Unterschiede zwischen der deutschen und slovenischen Syntax. Progr. der Staats-Oberrealschule in Triest 1893, angez. von J. Sket	859
Vieltorf H., Der botanische Unterricht auf der Unterstufe an den österr. Gymnasien. Progr. des Staatsgymn. im II. Bezirke von Wien 1894, angez. von G. Beck von Mannagetta	1034
Vogl B., Die Schmetterlingsblütler des salzburgischen Flachlandes. Progr. des fürst-erzbischöf. Gymn. am Collegium Borromaeum in Salzburg 1894, angez. von G. Beck von Mannagetta	1033
Vogrinz G., Der homerische Gebrauch der Partikel <i>Et. si</i> mit dem Indicativ und Überblick über die Formen der Bedingungssätze bei Homer. Progr. des II. deutschen Gymn. in Brünn 1893, angez. von J. Golling	569
Wastl J., Chronologischer Rückblick auf das erste Decennium des Bestandes der Lehranstalt. Progr. des Gymn. im XII. Bezirke von Wien 1893, angez. von E. Eichler	96
Weitzenböck G., Tagebuch des französischen Unterrichtes in der ersten Classe. Progr. der Landes-Oberrealschule in Graz 1894, angez. von A. Würzner	954
Wenk F., Die internationale Stellung des Französischen. Progr. der I. deutschen Oberrealschule in Prag 1894, angez. von A. Würzner	954
Wenzel L., Ein Beitrag zur Schwingungstheorie elastischer Saiten. Progr. des Untergymn. in St. Paul 1893, angez. von J. G. Wallentin	863
Winkler A., Über den grammatischen Lehrstoff beim französischen Unterricht an Oberrealschulen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Mährisch-Ostrau 1893, angez. von A. Würzner	88
Zatelli D., La deuxième année de grammaire. Progr. der Realschule in Rovereto 1894, angez. von A. Würzner	953
Zdráhal F., Die diplomatischen Unterhandlungen zwischen dem Wiener und dem russischen Hofe zum Beginne des siebenjährigen Krieges im Jahre 1756 (öechisch). Progr. des böhm. Gymn. in Prag-Neustadt 1893, angez. von J. Peisker	466

- Zehenter J., Über Fettbestimmung in der Milch mit
fugalkraft. Progr. der Realschule in Innsbruck
J. A. Kail
- Zermann Ch. A., Beitrag zur Flora von Me-
des Gymn. in Melk 1894, angez. von
getta
- Ziobrowski St., Über physikalische
Progr. des Gymn. in Striy 1892
- Zöchbauer F., Studien zu den
Gymn. der k. k. theres. A.
I. Prammer
- Zöchbauer F., Antikritik
Tacitus. Mit einem
Ablativ? Progr.
1894, angez. von I.

Lehrbücher und Lehrmittel

Fünfte Abtheil.

*Verordnungen, Erlässe, Person**Verordnungen und Erlässe.*

- Verordnung des Min. für C. und U. vom 12. März 1895,
1894, betreffend die Schulgesundheitspflege an den Mit.
- Erlass des Min. für C. und U. vom 29. Febr. 1895, Z. 4070, be-
die Feststellung der Lehrmittel und Hilfsmittel für den Zeit.
unterricht
- Erlass des Min. für C. und U. vom 5. Mai 1895. Z. 9826, betreffend
die zweite Auflage der „Weisungen zur Führung des Schulamtes
an den Gymn. in Österreich“ 1041
- Erlass des Leiters des Min. für C. und U. vom 6. September 1895,
Z. 1717/C. U. M., betreffend die Nostrification von den an den
päpstlichen Universitäten und Collegien erworbenen Doctor-
diplomen 1041
- Verleihung des Namens Elisabeth-Gymnasium an das Staats-
gymn. im V. Bezirke von Wien 1042
- Errichtung eines selbständigen Gymn. mit ruthenischer Unterrichts-
sprache in Przemysl 1042
- Umwandlung von Realgymnasien in normale Untergymnasien mit
obligatem Zeichenunterrichte: Landes-Realgymn. in Mährisch-
Schönberg (186). Landes-Realgymn. in Mährisch-Neu-
stadt (1042)
- Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes an das Communal-Untergymn.
mit böhm. Unterrichtssprache in Königshof (186), an das mit
dem fürsterzbischöfl. Diöcesan-Knabenseminare Carolinum-Angu-
steum in Graz verbundene Gymn. (476)
- Erstreckung des Öffentlichkeitsrechtes für das Privatuntergymn. des
Karl Langer im VIII. Bezirke von Wien 186
- Ausdehnung des Öffentlichkeitsrechtes für das Privatuntergymn. des
Collegiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg (476, 1042),
für das Privatgymn. des Franz Scholz in Graz (476), für das
Privatgymn. an der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt 'Stella
matutina' der Gesellschaft Jesu in Feldkirch (476), für das
Communalgymn. in Teplitz. (476), für das Communal-Unter-

	Seite
Zehenter J., Über Fettbestimmung in der Milch mittelst Centrifugalkraft. Progr. der Realschule in Innsbruck 1894, angez. von J. A. Kail	958
Zermann Ch. A., Beitrag zur Flora von Melk, II. Theil. Progr. des Gymn. in Melk 1894, angez. von G. Beck von Maunagetta	1032
Ziobrowski St., Über physikalische Cabineten an Mittelschulen. Progr. des Gymn. in Stryi 1892, angez. von F. Tomaszewski	95
Zöchbauer F., Studien zu den Annalen des Tacitus. Progr. des Gymn. der k. k. thes. Akademie in Wien 1893, angez. von L. Pramner	283
Zöchbauer F., Antikritische Untersuchungen zu den Annalen des Tacitus. Mit einem Anhang: <i>Simul</i> mit dem Dativ oder dem Ablativ? Progr. des Gymn. der k. k. thes. Akademie in Wien 1894, angez. von L. Pramner	847
—	
Lehrbücher und Lehrmittel	184, 470, 1035

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen und Erlässe.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 12. März 1895, Z. 27.638 ex 1894, betreffend die Schulgesundheitspflege an den Mittelschulen	473
Erllass des Min. für C. und U. vom 29. Febr. 1895, Z. 4070, betreffend die Feststellung der Lehrmittel und Hilfsmittel für den Zeichenunterricht	1041
Erllass des Min. für C. und U. vom 5. Mai 1895, Z. 9826, betreffend die zweite Auflage der „Weisungen zur Führung des Schulamtes an den Gymn. in Österreich“	1041
Erllass des Leiters des Min. für C. und U. vom 6. September 1895, Z. 1717/C. U. M., betreffend die Nostrification von den an den päpstlichen Universitäten und Collegien erworbenen Doctor-diplomen	1041
—	
Verleihung des Namens Elisabeth-Gymnasium an das Staatsgymn. im V. Bezirke von Wien	1042
Errichtung eines selbständigen Gymn. mit ruthenischer Unterrichtssprache in Przemysl	1042
Umwandlung von Realgymnasien in normale Untergymnasien mit obligatem Zeichenunterrichte: Landes-Realgymn. in Mährisch-Schönberg (186), Landes-Realgymn. in Mährisch-Neustadt (1042)	
Verleihung des Öffentlichkeitsrechtes an das Communal-Untergymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königinhof (186), an das mit dem fürsterzbischöfl. Diöcesan-Knabenseminare Carolinum-Augusteum in Graz verbundene Gymn. (476)	
Erstreckung des Öffentlichkeitsrechtes für das Privatuntergymn. des Karl Langer im VIII. Bezirke von Wien	186
Ausdehnung des Öffentlichkeitsrechtes für das Privatuntergymn. des Collegiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg (476, 1042), für das Privatgymn. des Franz Scholz in Graz (476), für das Privatgymn. an der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt 'Stella matutina' der Gesellschaft Jesu in Feldkirch (476), für das Communalgymn. in Teplitz (476), für das Communal-Unter-	

gymn. in Aussig a. d. Elbe und das Franz Joseph-Realgymn. in Karlsbad (476), für das Landes-Real- und Obergymn. in Steckerau (477), für das Landes-Gymn. in Mährisch-Neustadt (1042)

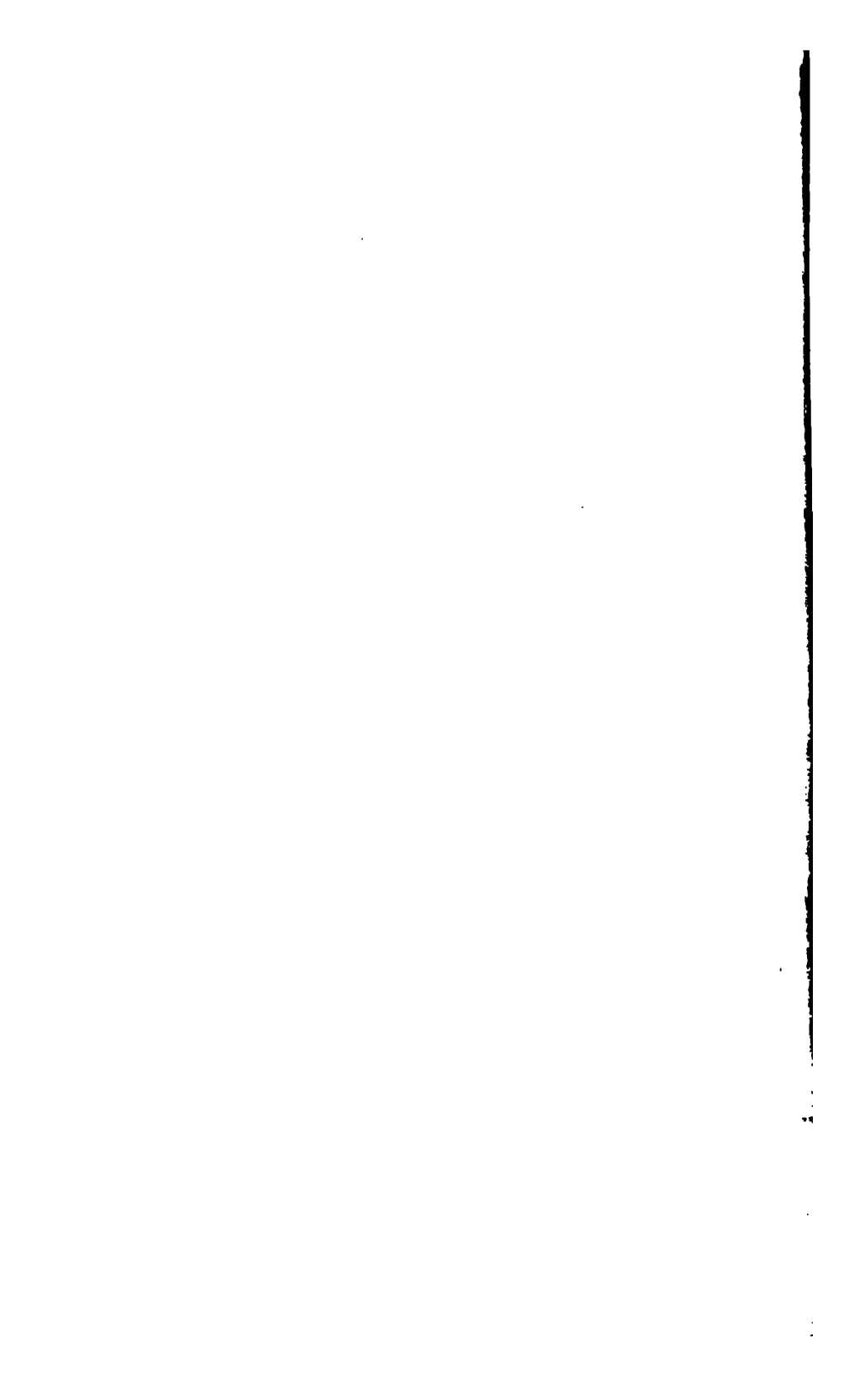
Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen	186, 477, 1042
Auszeichnungen	188, 478, 1052
Nekrologie	189, 479, 1054
<hr/>	
Entgegnung. Von Franz Smrčka	190
Erwiderung. Von A. Kornitzer	191
Berichtigung. Von C. Kainz	288
Erwiderung. Von M. H. Jelinek	288
Entgegnung. Von G. Mair	669
Erwiderung. Von A. Bauer	671
Zur Aufklärung. Von F. Tadra	671
Berichtigung. Von K. Wotke	672
Philologenversammlung in Köln	192, 864
Bitte (O. Schulthess)	288
Anzeige. Von J. Neubauer	384
XIII. Protokoll der archäologischen Commission für österreichische Gymnasien	575
Anzeige (Lehrmittelsammelstelle Petersdorf)	576
Archäologischer Ferialkurs an der Universität Innsbruck	669
Verein zur Abhaltung akademischer Vorträge für Damen	960
Eranos Vindobonensis	1148
Berichtigung	1152

Berichtigungen.

S. 83, Z. 7 v. o. lies Hiketiden st. Hibetiden. — S. 845, Z. 12 v. u. lies Schutzgebiete st. Schulgebiete. — S. 955, Z. 13 v. o. füge nach 'Staats-Oberrealschule' bei 'in Linz'.





Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Unser erstes Seminarjahr.

Der Titel mag auffallend erscheinen, besonders wenn man dessen nicht sicher ist, dass ein zweites Seminarjahr nachfolgen werde, trotzdem wurde er gewählt, um die neue Einrichtung von allem Anfange an zu charakterisieren. Die amtliche Bezeichnung „Erweitertes Probejahr“ lässt unbestimmt, in welche Phase seiner Entwicklung das Probejahrstatut vom Jahre 1884 getreten ist. Die Art der Einführung der unserer Anstalt im vergangenen Jahre zugewiesenen Candidaten ins Lehramt war entschieden eine seminaristische, und es ist uns allen nach Ablauf des Jahres klar geworden, dass der Name „Gymnasialseminar“, beziehungsweise „Mittelschulseminar“ besser auf die neue Einrichtung passte, als die obige Bezeichnung, welche offenbar der Tradition zuliebe beibehalten worden ist. Das Statut selbst, welches von der hohen Unterrichtsbehörde an unsere Anstalt hinausgegeben wurde, ist bereits in dieser Zeitschrift 1893, S. 830 zum Abdruck gekommen: es kann daher hier einfach darauf verwiesen werden, jedoch ist es nicht unnütz zu wiederholen, dass dort ausdrücklich hervorgehoben wird, die besagte Erweiterung des Probejahres solle zunächst nur am Staatsgymnasium im IX. Bezirke Wiens versuchsweise durchgeführt werden. Nachdem nun das Versuchsjahr hinter uns liegt, gestatte ich mir hier, den Berufsgenossen einen Bericht über unsere Jahresarbeit vorzulegen, weil ich mir einbilde, das Ganze stelle eine Angelegenheit dar, welche uns alle interessieren müsste, die wir zum Wohle der heranwachsenden Generation zu wirken berufen sind.

Bei der Durchführung der Aufgabe, die uns durch den Min.-Erlaß vom 21. Juni 1893, Z. 13.839, im allgemeinen vorgezeichnet war, hielten wir uns besonders zwei Forderungen vor Augen: einmal, dass während des einen Jahres womöglich alles für einen angehenden Gymnasiallehrer didaktisch Wissenswerte den Candi-

daten in Erinnerung gebracht oder neu vorgeführt und eingeübt werde, zweitens, dass die ganze Arbeit des Jahres einen planmäßigen organischen Charakter an sich trage. Es kam also vor allem auf eine möglichst erschöpfende und systematische Arbeit an. Erschöpfend aber konnte die Einführung nur durch eine entsprechende Arbeitsteilung werden, während die organische Behandlung sich aus der richtigen Verbindung von Unterrichtstheorie und Unterrichtspraxis, sowie der Eingliederung der Candidatenarbeit in die ganze Unterrichts- und Erziehungsaufgabe der Anstalt ergeben sollte.

Nach dem Plane der hohen Unterrichtsbehörde war von vornherein die ganze Arbeit zwischen dem Director und den bei der Einführung beteiligten Professoren geteilt, wozu als dritter mitwirkender Factor von selbst der Lehrkörper der Anstalt kam, der in bereitwilligster Weise an der praktischen Einführung der Candidaten mitwirkte.

Die Mittel zur Lösung der uns durch die Unterrichtsbehörde gestellten Aufgabe waren zum einen Theile theoretischer, zum anderen praktischer Natur. Theoretischerseits sind zu nennen: die allgemeinen Candidatenconferenzen, die Fachbesprechungen, die Conferenzen des Lehrkörpers der Anstalt und didaktische Schlussarbeiten. Zu den praktischen Behelfen gehörten: Lehrbesuche, Lehrversuche, Lehrauftritte und selbständiger Unterricht der Candidaten.

Hier können natürlich die einzelnen Momente der Einführung nur hintereinander zur Darstellung kommen, während sie in Wirklichkeit vielfach ineinander griffen. Vorausschicken will ich, dass von den sechs der Anstalt zugewiesenen Candidaten ihr Probejahr hier nur vier rite vollendet haben, da der fünfte gleich zu Beginn des Jahres als Supplent eine mathematische Lehraufgabe in Mähren übernahm, während der sechste nach einigen Wochen sich als Bibliothekar an einem Universitäts-Institute verwenden ließ. Wir begannen also unsere Fahrt mit einem Viergespanne: das Gleichnis hat hoffentlich im Hinblicke auf das Platonische nichts Anstößiges; das eine stimmt sicherlich, dass die Candidaten während dieses Jahres kräftigst zu ziehen hatten, auch beseelte sie allesamt der Eros, das Streben, im Guten vorwärtszukommen. Die Überweisung an Fachprofessoren geschah so, dass zwei Professoren je einen Candidaten, der dritte zwei Candidaten in die Unterrichtspraxis einzuführen hatte.

A. Die allgemeinen Conferenzen.

Im ganzen haben wir 29 solcher Sitzungen abgehalten. Dieselben fanden fast regelmäßig Samstag von 4—6 Uhr statt. Anwesend waren dabei außer dem Director, der die Conferenz leitete, die vier Candidaten und die drei bei der Einführung beteiligten Fachprofessoren. Auch begrüßten wir nicht selten Gäste bei diesen

Versammlungen. In denselben wurden hauptsächlich solche Gegenstände zur Sprache gebracht, deren Erörterung für alle Candidaten ohne Unterschied des Faches von gleichem Belange ist. So wurde in diesen Sitzungen das ganze Gebiet der Zucht und des Unterrichtes durchlaufen und zwar in der Regel so, dass der Ausgangspunkt in den Bestimmungen des Organisationsentwurfes, der Instructionen, der Schulweisungen und Schulerlässe gewonnen wurde, vor allem schon deshalb, damit auch dieses Material den Candidaten zugänglich und verständlich gemacht werde. Wo es notwendig war, giengen wir von Herbart, Willmann, Kern, Frick, Schüller usw. aus, und wurde in diesem Falle dann erst gelegentlich der Discussion die Bestätigung in dem mehr empirischen Materiale der Normalien gesucht. Der Vorgang war dabei gewöhnlich der, dass einem Candidaten als Referenten und einem zweiten als Correferenten die Durcharbeitung einer Schrift oder eines Theiles derselben oder eines Erlasses, eines Vortrages usw. aufgegeben war, so dass dadurch immer eine und dieselbe Materie von verschiedenen Standpunkten beleuchtet werden konnte. Auf diese Weise wurde es nicht selten möglich, in einer Sitzung mehrere Punkte zu erledigen. Die Candidaten waren gehalten, immer in freier Rede, nur auf Grundlage einer schriftlichen Disposition über den Gegenstand zu berichten. An der Discussion hatten alle Candidaten theilzunehmen, in den meisten Fällen thaten es auch die Fachprofessoren, deren Mitwirkung hier besonders auch von dem Standpunkte aus wünschenswert erschien, als sie vielfach die nöthige Beleuchtung der Frage aus ihrer Unterrichtserfahrung heraus zu geben in der Lage waren. Abwechselnd war je ein Candidat für die betreffende Sitzung zum Schriftführer bestellt, dem die Aufgabe zufiel, die Hauptpunkte der Verhandlungen zu fixieren und in ein eigenes, sogenanntes Hauptprotokoll einzutragen. Erfahrungsgemäß muss auch diese Geschicklichkeit erst auf dem Wege der Übung erworben werden, und wir hatten die Freude zu sehen, dass die Candidaten in der Heraushebung der wesentlichen Discussionspunkte sich gegen Schluss des Schuljahres immer anstelliger zeigten. Dieses Protokoll wurde zu Beginn jeder folgenden Sitzung vom Schriftführer vorgelesen, sodann von den Theilnehmern der Conferenz verificiert und unterzeichnet. Die knappe Wiedergabe der Verhandlungsgegenstände der letzten Sitzung in diesem Protokolle bildete dann in der Regel den Anknüpfungspunkt für die neuen Verhandlungen.

In diesen allgemeinen Sitzungen kamen ferner die wichtigsten älteren und neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Pädagogik und Didaktik zur Vorlage und zwar so, dass diese selbst die Grundlage des zu erörternden Capitels bildeten oder aber, indem während der Discussion, vielfach auch in völlig unabhängiger Weise darauf aufmerksam gemacht wurde.

In jeder Sitzung hatten ferner die Fachprofessoren ganz in Kürze aus ihren besonderen Protokollen über ihre Wochenarbeit

mit den ihnen zugewiesenen Candidaten zu berichten. Dadurch wurde nicht nur Einheitlichkeit in der Arbeit erzielt, sondern es kam auch bei dieser Gelegenheit noch gar manches aus dem Nachbargebiete zur Kenntniss der Candidaten, was ihnen vielleicht sonst entgangen wäre. Im Anschlusse daran stellte der Director jedesmal für die kommende Woche neue Aufgaben, indem er Art und Umfang der Lehrbesuche (Hospitierungen), Lehrversuche und Lehrauftritte bestimmte und die Referate für die nächste Sitzung vertheilte.

Als dann mit Neujahr von den Candidaten Lehrauftritte gehalten wurden, wurden dieselben wegen ihres besonderen, später noch näher zu bestimmenden Charakters der Kritik in den allgemeinen Sitzungen unterzogen. Und da haben wir allerdings die Erfahrung gemacht, dass mit der Beurtheilung dieser Lehrauftritte in die Verhandlungen ein neues, in hohem Grade anregendes und fruchtbares Moment kam. Nach und nach bildete sich für die Kritik der Lehrauftritte folgender ständiger Vorgang aus. Zuerst konnte der Candidat, der aufgetreten war, selbst das Wort ergreifen, sei es um darzulegen, was ihm selbst in Bezug auf das gesteckte Ziel gelungen oder nicht gelungen erschien, sei es um fördernde oder hindernde Umstände oder aber Ergänzungen vorzubringen. Dann kamen die übrigen Candidaten zu Worte. Es wurde in der Regel scharf, aber doch in angemessener Form kritisiert und dabei dem Angegriffenen das Recht der Vertheidigung gewahrt. Hierauf bekam der Fachprofessor zu einer eingehenden Würdigung des Probeauftrittes seines Candidaten das Wort. War die Stunde in einer fremden Classe gehalten worden, so äußerte sich vor dem Fachprofessor dasjenige Mitglied des Lehrkörpers, welches den Gegenstand in der Classe ständig vertrat. Zum Schlusse gab der Director in zusammenfassender Weise sein Urtheil über den Probeauftritt ab. Es ist mir in diesem Jahre erst recht klar geworden, dass gerade die Probeauftritte und ihre eingehende Kritik das mächtigste Vehikel der ganzen Einrichtung darstellen. Die Auftritte selbst sind didaktische Feuerproben wirksamster Art, die Geschick, Kraft und Muth verleihen, ihre Kritik aber ist ein Läuterungsbad, das von Schlacken befreit, bescheiden, vorsichtig und anstellig macht und zugleich in augenfälligster Art über die Nothwendigkeit einer Vermählung von Unterrichtstheorie und Unterrichtspraxis belehrt. Wieweit aber den Candidaten dieses gegenseitige Verhältnis klar geworden ist, sollten die schriftlichen Schlussarbeiten zeigen, über deren Inhalt ich später noch das Nöthige sagen will.

Was wir im einzelnen in den allgemeinen Conferenzen behandelt haben, möge man aus der folgenden Übersicht entnehmen.

Verhandlungsgegenstände in den allgemeinen Sitzungen (zeitlich angeordnet). Über Wesen und Zweck des Probejahres — Stellung des Mittelschullehrers als Gelehrter, Lehrer und Beamter (nach Münch „An der Schwelle des Lehramtes“) — Regierung, Zucht und Unterricht (nach Herbarts „Umriss pädag.

Vorl.) — Erzieht und bildet die Schule allein? (Mit Berücks. der Einl. zu Willmanns Did. I.) — Erziehen und Unterrichten (nach Zieglers 2. Vortr. „Reformfragen“) — Über Gesinnungsunterricht — Welche Factoren wirken nach den Bestimmungen des O.-E. erzieherisch? — Disciplinar- und Schulordnungen (Vergl. der österreichischen mit den deutschen). — Erziehung zur Ordnung (Schillers Prakt. Päd.). — Die Führung des Classenbuches (unser Formulare verglichen mit dem einiger deutscher Anstalten). — Aufgabenbücher (auf Grund eines Berliner Exemplars). — Erziehung zum Gehorsam (Schillers Prakt. Päd.). — Schülerverbindungen (hieher gehörige Erlässe). — Strafen (O.-E. §. 72, Schiller, Fricks Lehrproben; 2. Dir.-Vers. Hannover 1879). — Directorenversammlungen (ihre Einrichtung und Verhandlungen). — Verhältnis von Schule und Haus (O.-E., Programmabhandlungen von Weisser, Schober, Werner; Anfs. in d. öst. G.-Ztschr.; Schiller). — Das Bildungsideal (Willm. Didaktik II, §. 39). — Der formale und materiale Factor der Bildung (Willm. Did. II, §. 40). — Formal und material, die did. Leitbegriffe der österr. Instructionen vom J. 1884 (Loos). — Das Studium der Sprachen, besonders der classischen, und die intellectuelle Bildung (Lichtenheld). — Der Bildungswert der einzelnen Unterrichtsgegenstände des Gymnasiums (Loos in der oben citierten Schrift). — Vertheidigung der traditionellen Stellung der alten Sprachen im Mittelpunkte des classischen Unterrichtes. — Über den Sturm gegen die classischen Sprachen (nach Zieglers 3. Vorlesung). — Über die Anschauung im classischen Unterrichte (nach Baumeister). — Die Anschauungsmittel der Anstalt. — Die Bedeutung des M.-E. vom 30. Sept. 1891 in Bezug auf den Unterricht in den classischen Sprachen (Huemers Aufs. in dieser Zeitschrift 1891). — Über Anschauungsunterricht am Gymnasium (Menge, Lehrproben 38. Heft). — Über Privatlectüre und Extemporalia. — Das Hinüberübersetzen. — Die Collectaneenfrage (nach Mitterstillner und Loos).¹⁾ — Die Bedeutung des M.-E. vom 24. Mai 1892 für den Unterricht der Realien am Untergymnasium. — Die Concentrationsfrage (zunächst nach Loos: „Der österr. Gymnasiallehrplan im Lichte der Concentration“). — Dieselbe Frage vom methodischen Gesichtspunkte (nach Schiller, Richter, Meurer, Hüter, Schmitt, Matthaei, Merian-Genast). — Durcharbeitung einzelner Classenbilder nach dem Gesichtspunkte der Concentration (aus des Directors Schrift insbes. die der VIII. und III. Cl. nach vorausgegangenen umfassenden Hospitierungen in diesen Classen). — Bedeutung Schillers und Fricks für die Entwicklung der Mittel-

¹⁾ Die Candidaten fertigten dazu ein Plato-, ein Deutsch- und ein Tacituscollectaneum an, letzteres nach Fricks Lehrproben H. 38; vorgelegt wurden die in ähnlichem Sinne gearbeiteten Schriften: Retzlaffs Vorschule zu Homer, Willmanns Lesebücher aus Homer und Herodot und Loos' Lesebuch aus Livius.

... des Directors persönl. Er-
 ... Schrift: la
 ... sowie lassen ge-
 ... Seminar und
 ... Anschauung und
 ... — Bezeichnung Hans für die
 ... — Die Formalsubstanztheorie
 ... Knabe
 ... des Unter-
 ... —
 ... nach Will-
 ... Moment des
 ... beider und
 ... nach Villmarx. —
 ... — Mittel
 ... des Furnens
 ... Sitzung erstatteten
 ... — Wesen und
 ... mit Ziegler
 ... Erbesansehen
 ... Stufen: ausserordnlicher
 ... Anlehnk und
 ... der Ansicht unge-
 ... —

... Stelle zwischen
 ... beidigen.
 ... Behand-
 ... fahrung und
 ... Gegenstand
 ... vier Heiler
 ... speziellen
 ... galsciert
 ... Schriftliteratur.
 ... Ernisse
 ... prakt-
 ... besten
 ... Vorlesungen
 ... Anhalten.
 ... Vorlesung über die
 ... An war
 ... Lehr-
 ...

Den Anfang ihrer Unterweisungen machten die Fachprofessoren damit, dass sie die Candidaten zunächst anleiteten, ihre Aufmerksamkeit auf einen kleinen Ausschnitt des Stundenverlaufes zu richten, damit derselbe zu möglichst klarer Auffassung käme. Sie hatten zunächst nur die Stellung des Lehrers vor der Classe, die Haltung der Schüler im allgemeinen, Sitzordnung, Sitzweise u. dgl. zu beobachten. Das Beobachtungsfeld wurde dann von Stunde zu Stunde weiter. Die Candidaten hatten auf die Fragestellung des Lehrers, auf die Schülerantworten zu achten, auf deren Correctur durch Lehrer und Schüler, auf die Mitarbeit der Schüler, auf den Vorgang beim Prüfen u. s. f. Diese ihre Beobachtungen hatten sie in den ersten Wochen in Stundenbildern (wöchentlich zwei) zu fixieren, welche eben in den ersten Fachbesprechungen Anlass zur Verständigung über die unentbehrlichsten Voraussetzungen jedes geordneten Unterrichtes boten. Etwa nach vier Wochen wechselten mit den Stundenbildern Präparationsskizzen ab. Die ersten derselben waren zunächst nur zu dem Zwecke gearbeitet, um den Candidaten bei der Zurechtlegung einer methodischen Einheit oder eines Stundenpensums die erste Handreichung zu bieten. Die Fachprofessoren hatten, um auch diese ersten Versuche nicht unvermittelt eintreten zu lassen, mit den Candidaten zuvor eine und die andere Lehrprobe aus Fricks Lehrproben und Lehrgängen durchgearbeitet. Die nun folgenden Skizzen galten bereits als Vorbereitung für die wirklichen Lehrversuche in der Classe. Von dieser Zeit ab fielen die Stundenbilder weg, die Lehrversuche selbst kamen in der Fachbesprechung zur Beurtheilung.

Wie früher bereits bemerkt wurde, waren die Fachprofessoren auch später bei der Vorbereitung für die Lehrauftritte — denn auch für diese mussten Präparationsskizzen angelegt werden — behilflich; fanden die Lehrauftritte in fremden Classen statt, so hatte sich der Candidat überdies mit dem betreffenden Fachlehrer zuvor ins Einvernehmen zu setzen. Es braucht noch kaum erwähnt zu werden, dass in diesen wöchentlichen Sitzungen auch alle die kleinen und großen Vorkommnisse in der Classe disciplinärer oder methodischer Natur durchgesprochen wurden, dass die Candidaten zur Correcturarbeit angeleitet, dass sie mit der Auftheilung des Stoffes auf das Schuljahr nach Semestern und Monaten, mit der Anlage des Arbeitskalenders und mit den Aufgaben des Ordinarius vertraut gemacht wurden. Im II. Semester gelangte natürlich auch der selbständige Unterricht der Candidaten hier zur Beurtheilung, weil dieser ja zunächst unter Aufsicht des Fachprofessors stattfand. Auch wurden die Candidaten von ihren Fachprofessoren in die Anlage und Verwendung der Lehrmittelsammlungen der Anstalt — soweit sie ihre Fächer angiebt — eingeweiht.

Für die theoretischen Unterweisungen bildeten in diesen Sitzungen vor allem die Instructionen vom Jahre 1884 den Leitfaden und zwar in der Weise, dass bei den philologischen Candi-

daten mit der speciellen Methodik des Lateinunterrichtes und ungefähr um die Zeit begonnen wurde, da in den allgemeinen Sitzungen die Unterrichtslehre bis zur Frage über den Bildungsgehalt des Lateinunterrichtes vorgeschritten war. Hierauf wurde zunächst die Methodik des lateinischen und griechischen Unterrichtes am Untergymnasium behandelt, daran anschließend die des deutschen Unterrichtes am Untergymnasium, dann erst die Classikerlectüre und der grammatisch-stilistische Unterricht am Obergymnasium. Ähnlich wurde in der Mathematik zunächst fortlaufend für die Classen 1—8 der mathematische, dann der geometrische, hierauf der physikalische Unterricht für die Classen 3, 4, 7 und 8 nach den Instructionen behandelt. Für das Verständnis des Ineinandergreifens dieser Gegenstände wurde sowohl durch die Erörterungen in den allgemeinen Sitzungen als auch durch besondere, später noch zu erwähnende Veranstaltungen Sorge getragen. Zum Schlusse mag hier noch erwähnt werden, dass die Candidaten zwar verhalten wurden, in ihren Präparationsskizzen den Gang der Stunde materiell und formell genau zu verzeichnen, dass wir aber niemals verlangten, dass sich die Candidaten bei ihrem Unterrichte streng darnach hielten: wir hätten ihnen ja dadurch die Freiheit der unterrichtlichen Handlung geradezu unmöglich gemacht.

Sonstige Verhandlungsgegenstände in den Fachbesprechungen.

a) Für die philologischen Candidaten: Nothwendigkeit einer gründlichen Vorbereitung seitens des Lehrers. — Nachtheile des sogenannten Vorgeifens im Unterrichte. — Die Mitbeschäftigung der Schüler. — Die Bedeutung psychologischer Sprachbetrachtung für die Schule. — Bedeutung der inductiven und deductiven Methode im Sprachunterrichte. — Beurtheilung des Perthes'schen Lehrverfahrens in den beiden ersten Jahreskursen des Gymnasiums. — Verwertung der Ergebnisse der wissenschaftlichen Grammatik in der Schule. — Wert der Analogien aus dem Deutschen für den lateinischen Sprachunterricht. — Wesen, Bedeutung und Verwendung des Chorsprechens. — Inwieweit kann sich der Unterricht in den beiden ersten Jahreskursen an die Methode der Volksschule anlehnen? — Über Privatlectüre. — Methodische Anlage der neueren Auflagen der griechischen Grammatik und griechischen Übungsbücher. — Methodische Anlage der neueren deutschen Lesebücher. — Die Anlage von Stundenbildern und Präparationsskizzen.

Aus der Fachliteratur sind den Candidaten folgende Werke, beziehungsweise Theile derselben, Aufsätze u. dgl. vorgelegt worden: Willmanns Didaktik; Schillers Prakt. Pädagogik; das Werk „Aus deutschen Lesebüchern“ von Frick, Dietlein und Pollak; R. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterrichte; Fr. Kern, Zur Methodik des deutschen Unterrichtes; Perthes, Zur Reform des lateinischen Unterrichtes; Rothfuchs, „Bekanntnisse“ und Methodik

des altsprachlichen Unterrichtes; Löbel, Zur Stammtheorie; Landgraf, Lateinische Schulgrammatik; Decke, Erläuterungen zu seiner lateinischen Grammatik; Kaegi, Griechische Schulgrammatik; Bonitz, Erläuterungen zu Curtius' Griechischer Grammatik; Scheindler, Methodik des griechischen Elementarunterrichtes; Nägelsbach, Lateinische Stilistik; Frauer, Neuhochochdeutsche Grammatik; verschiedene neuere Schulausgaben Gollings, Hueners usw.; Rosenzweig, Die Lyrik des Horaz; Plüss, Die Horazische Lyrik; derselbe, Vergil und die epische Kunst; Gebhardi, Ein ästhetischer Commentar zu den lyrischen Gedichten des Horaz; Leuchtenbergs und Gebhardis Dispositionen zu Horaz' Oden; Schanz, Römische Literaturgeschichte; Baumstark, Ausführliche Erörterungen des allgemeinen Theiles der Germania; Walliss, Die Geschichtschreibung des Tacitus; Mommsen, Abriss des römischen Staatsrechtes; Helbig, Das Homerische Epos; Studniczka, Die griechische Tracht; Die Handbücher der Privat- und Kriegsalterthümer von Hermann, Müller, Kopp, Bojesen-Hoffa (Stanto) und Wagner; Wilamowitz, Aristoteles und Athen; einzelne Bändchen der von Pohlmei und Hoffmann herausgegebenen Gymnasialbibliothek; auf die Platonlectüre bezügliche Capitel der griech. Philosophie von Überweg, Zeller und Windelband; Bühnenalterthümer von Müller und Öhmichen; die Bibliotheca Gothana; Rappolds Ausgaben der Sophokles-Dramen.

Die an österreichischen Gymnasien im Gebrauch stehenden Schulbücher, Autorenausgaben usw. wurden den Candidaten aus unserer eigenen Sammlung vorgelegt. Die Herausgeber dieser Lehrmittel hatten uns dieselben auf unser Ansuchen hin fast ausnahmslos in bereitwilligster Weise gratis zur Verfügung gestellt.

b) Für den Candidaten der mathem.-physik. Fachgruppe: Erörterung der ganzen Fachmethodik an der Hand der Instructionen, Erlässe. Bezügliche Capitel aus Schmidts Encyclopädie, Schillers Prakt. Pädagogik, Willmanns Didaktik; Reidt, Methode des mathematischen Unterrichtes; Poskes Zeitschrift für physik. und chem. Unterricht; Zeitschrift für Realschulwesen usw. — Weisungen, betreffend die Anlage und den Gebrauch physikalischer Lehrmittel, auch die Wiederherstellung unbrauchbar gewordener Apparate u. dgl. m.

C. Die Lehrbesuche (Hospitierungen).

Dieselben waren in folgender Weise geregelt: Die ersten vier Wochen, etwa bis Ende October hospitierten die Candidaten fast ausschließlich bei ihren Fachprofessoren. Ihr Blick sollte zunächst an einerlei Art von Lehrbethätigung geübt werden. Anfangs November traten sie auf einzelne Stunden auch bei anderen Lehrern ein, namentlich bei solchen, bei denen es erfahrungsgemäß in Sachen der Disciplin und äußeren Leitung des Unterrichtes besonders gut stand. Als dann in den Fachbesprechungen der Elementarunterricht im Lateinischen, Griechischen und in der Mathematik

zur Sprache kam, mussten alle Candidaten in der 1. Classe hospitieren, damit sie mit der Theorie die Praxis des Unterrichtes vergleichen könnten, und zwar erstreckten sich die Lehrbesuche damals auf alle Gegenstände der 1. Classe, da das Ineinandergreifen der einzelnen Gegenstände auf einer und derselben Stufe nicht zeitig genug beobachtet werden kann. Als dann der lateinische, deutsche und mathematische Unterricht für die 2. Classe erörtert wurde, wurden die Candidaten in eben dieser Zeit in die 2. Classe geschickt u., s. f., bis sie in den classischen Sprachen und in der Mathematik alle acht Classen, im Deutschen die vier Unterclassen besucht hatten. Auf diesen Parallelismus zwischen Anschauung und Lehre wurde aus begreiflichen Gründen großes Gewicht gelegt. Andere Gesichtspunkte für das Hospitieren ergaben sich durch die Probeauftritte und durch den Fortgang der Erörterungen in den allgemeinen Sitzungen. War z. B. ein Probeauftritt in Sicht, den einer der Candidaten in irgendeiner Classe zu halten hatte, so musste er wenigstens eine Woche lang beim ständigen Lehrer des Gegenstandes hospitieren, um dessen Vorgang, den Wissensstand der Schüler, deren Namen usw. kennen zu lernen. Handelte es sich in den allgemeinen Sitzungen z. B. um die Erörterung eines bestimmten Unterrichtsvorganges, wie etwa nach den Formalstufen, nach dem Gesichtspunkte der Concentration u. dgl., so wurden die Candidaten in solche Classen und zu solchen Lehrern geschickt, bei welchen dieses voraussichtlich am besten zu beobachten war. So haben wir z. B. sämtliche Candidaten während einer Woche in alle Gegenstände der 3., ein anderesmal der 8. Classe geschickt, um auf Grund des so gewonnenen Beobachtungsmaterials die Stundenbilder dieser zwei Classen vom Standpunkte der Concentration zu beleuchten. Ein weiterer Gesichtspunkt für die Anordnung des Hospitierens lag darin, dass die Candidaten den Unterricht auch in jenen Gegenständen kennen lernen sollten, mit denen sie sonst nichts zu thun haben. So hospitierten unsere philologischen Candidaten sowohl beim geographisch-geschichtlichen als auch beim mathematisch-physikalischen und naturkundlichen Unterrichte, während andererseits der mathematische Candidat philologische und geschichtlich-geographische Stunden besuchte: galt es doch, in keinem derselben die Meinung von der Souveränität seines Faches aufkommen zu lassen, ganz abgesehen davon, dass sie so ja jedesmal zulernen konnten im Fache sowohl als auch in der Methode desselben. In Parallelclassen konnten sie zudem, weil der Gegenstand doch in der Regel wieder anders dargeboten und verarbeitet wurde, etwas von der über dem generellen Thun schwebenden Individualität und deren Lebreinwirkung verspüren. Die Candidaten wurden auch veranlasst, beim Turnunterricht und den Jugendspielen öfters zugegen zu sein, die letzteren konnten sie sogar von den Zöglingen der Theresianischen Akademie in virtuoser Art durchgeführt sehen. Wir drangen auch auf diese Hospitierungen nicht

Maß, weil jene Gegenstände jetzt mehr als sonst der höheren Schule eingegliedert erscheinen, sondern auch deshalb, weil ja jeder der Candidaten über kurz oder lang, besonders in der Provinz in die Lage kommen konnte, ständig oder auf einige Zeit diesen Unterricht, beziehungsweise die Leitung der Jugendspiele zu übernehmen. Und so ist während dieses Jahrescursum fast kein einziger Lehrer der Anstalt von Candidatenbesuchen verschont geblieben, was übrigens, wie ich mit Vergnügen hervorhebe, nicht ohne wohlthätige Rückwirkung auf den ganzen Organismus der Schule geblieben ist. Selbstredend habe ich die Candidaten, so oft es nur gieng, auch zu meinem Unterrichte eingeladen, den ich in Logik und Psychologie ertheilte. Außer rein methodischen gab es hiefür auch sachliche Gründe, denn es kam vor, dass die Candidaten hier gewisse Capitel, wie die vom Gedächtnis, der Phantasie, der Anschauung, der Apperception u. dgl., zunächst rein psychologisch behandelt sahen. Dann aber knüpfte ich in den allgemeinen Sitzungen daran die entsprechende methodische Auswertung.

D. Die Lehrversuche.

Die Lehrversuche als die ersten Proben eigener Lehrbethätigung (von Mitte November bis circa Mitte Februar) fanden nur in denjenigen Classen statt, in welchen die Fachprofessoren ständige Lehrer waren. Glücklicherweise fügte es sich, dass die drei einführenden Lehrer sowohl in den unteren als auch oberen Classen beschäftigt waren. Man begann mit den Lehrversuchen natürlich auf der Unterstufe und wagte es, die Candidaten später, bei zunehmender Lehrgeschicklichkeit, vor den Lehrauftritten auch in einer oberen Classe einen und den anderen Lehrversuch machen zu lassen. So lernten sie zeitig genug den Unterschied in der methodischen Zurechtlegung und der disciplinaren Behandlung der Schüler nach den verschiedenen Lehrstufen kennen. Früher bemerkte ich schon, dass jedem dieser Lehrversuche eine gründliche schriftliche Vorbereitung (Präparationskizze), sowie eine Vorbesprechung vorausgieng. Bei diesen Lehrversuchen war außer dem Fachprofessor nur der zweite Fachcandidat, anfänglich wohl auch ich das eine- und anderemal anwesend, regelmäßig freilich vor dem jeweiligen ersten Lehrauftritte. Materiell sollte ein solcher Lehrversuch keinerlei Störung in den Unterrichtsgang bringen, weshalb der Candidat hiebei einfach fortsetzend oder wiederholend den laufenden Lehrstoff der Classe behandelte. Die Beurtheilung dieser Versuche fand, wie ich gleichfalls früher angedeutet habe, sozusagen nur in camera caritatis, also zwischen Fachprofessor und dem oder den ihm zugewiesenen Candidaten statt.

E. Die Lehrauftritte.

Mit den Lehrauftritten konnten wir nach diesen Vorbereitungen bereits anfangs Januar beginnen. Der Muthigste der Candidaten

wurde zuerst ins Treffen geführt, galt es doch diesmal, vor einer ganzen Corona, dem Director, den drei Fachprofessoren und den übrigen drei Candidaten, unter vielen kritischen Augen also, eine Unterrichtsstunde zu halten. Die Einrichtung war fortan so getroffen, dass ich mich vor den Bänken, die übrigen Zuhörer in der letzten freigemachten Bankreihe sich niederließen. Wie natürlich waren die Schüler anfangs nicht wenig erstaunt, als so viele, zum Theile auch fremde Personen ins Lehrzimmer eintraten. Beim zweiten Lehrauftritte verringerte sich indes dies Befremden, bis sie die Einrichtung als eine Naturnothwendigkeit der Schule empfanden, und ich muss es hier angesichts der öfter vorgebrachten Bedenken mit allem Nachdrucke aussprechen, dass während des ganzen Schuljahres in keiner Classe irgendwelche Störung des Unterrichtes durch diese Neueinrichtung vorgekommen ist. Ist aber doch ein- oder das anderemal eine kleine Stauung im Unterrichtsverlaufe eingetreten oder ein materieller Fehler unterlaufen, was ja nicht völlig zu vermeiden ist, so wurde dies in der folgenden Stunde in taktvoller Weise vom Fachlehrer wieder gut gemacht: unfruchtbar und nutzlos ist aber wohl nach der eingehenden Vorbereitung des Candidaten eine solche Stunde für die Schüler nie gewesen. Über Art und Weise der Kritik dieser Probeauftritte habe ich früher bereits das Nöthige erwähnt. Da dieselben auch im 2. Semester in abwechselndem Turnus fortgesetzt worden sind, konnten wir ihrer während des Schuljahres im ganzen 22 veranstalten; für den mathematischen Candidaten fielen die Lehrauftritte im 2. Semester aus, da derselbe nach dem Abgange eines ständigen Mitgliedes des Lehrkörpers zum Supplenten der Anstalt bestellt wurde.

F. Selbständiger Unterricht.

Mit Beginn des 2. Semesters wurde auch den übrigen Candidaten selbständiger Unterricht übertragen und zwar zunächst in einem der von den Fachprofessoren vertretenen Gegenständen. Nach ungefähr acht Wochen wurde ein Wechsel vorgenommen, so dass z. B. derjenige, welcher zunächst den Deutschunterricht führte, später den Lateinunterricht der Classe übernahm und umgekehrt. In der 1. Classe, wo dem Fachprofessor nur ein Candidat zugeheilt war, übernahm dieser zunächst auf acht Wochen den Deutschunterricht, um ihn dann gegen den Lateinunterricht seinem einführenden Professor zurückzugeben. Es braucht hier kaum noch gesagt zu werden, dass die Candidaten auch während der Zeit selbständiger Bewährung unter Aufsicht und Leitung ihrer Fachprofessoren verblieben.

G. Didaktische Schlussarbeiten.

In der Auswahl der Themen für die didaktischen Schlussarbeiten ließen wir den Candidaten völlige Freiheit. Es wurde

ihnen nur bedeutet, dass dieselben womöglich dem in diesem Jahre verarbeiteten Stoffe entnommen werden sollten und vor allem den Zweck hätten, aufzuzeigen, inwiefern ihnen das Verhältnis von Unterrichtstheorie und Unterrichtspraxis verständlich geworden sei. Als hätten sie es mit ihren Arbeiten auf eine Überraschung abgesehen gehabt, hielten sie fast bis zum Ablieferungstermine (Mitte Juni) Titel, Auffassung und Durchführung derselben verborgen, und ich kann gestehen, thatsächlich von den Candidaten in freudigem Sinne überrascht worden zu sein. Auch die Urtheile der Fachprofessoren bestätigten, dass die Arbeiten in ihrer Art einen Reingewinn der ganzen Jahresarbeit darstellten. Es sollen hier noch die Titel der drei Arbeiten platzfinden, der vierte Candidat war infolge seiner Lehraufgabe von der Ausarbeitung eines Themas losgezählt worden. Die Themen lauten: „Charakterbildung, erzielt durch methodisches Verfahren im deutsch-lateinischen Grammatikunterricht“, „Anschaulicher Unterricht bei Caesar de bello Gallico“, „Concentration des sprachlich-historischen Unterrichtes in der Tertia österreichischer Gymnasien“.

H. Die Mitwirkung des Lehrkörpers.

Eines wichtigen Helfers bei der ganzen Probandeneinführung darf ich schließlich nicht zu erwähnen vergessen. Es ist dies der ganze Lehrkörper der Anstalt. Ich habe zwar früher in anderem Zusammenhange seiner Mithilfe gedacht, aber ich habe hier noch einiges Wichtige nachzuholen. Um die Candidaten in das Verständnis des ganzen Schulorganismus einzuführen, waren sie gehalten, an allen Conferenzen des Lehrkörpers, an allen Arten von Prüfungen (Aufnahms-, Versetzungs-, Privatisten- und Maturitätsprüfungen), dann an den Inspectionen, Vertretungen und den verschiedenen Schlussarbeiten, aber auch an den Festlichkeiten der Schule theilzunehmen. Andererseits legte ich ein großes Gewicht darauf, dass möglichst der ganze Lehrkörper der Anstalt bei der Candidenteneinführung ins Interesse gezogen werde. Das wurde aber auf folgende Weise möglich. Erst machten die Candidaten nach dem Hospitierplane fast bei allen Lehrern der Anstalt die Ründe, theils um guten Unterricht auch bei anderen Lehrern, nicht bloß bei ihren Fachprofessoren zu sehen, theils auch — warum sollte man dies nicht eingestehen — ein- und das anderemal zu beobachten, wie die Dinge nicht angefasst werden dürfen. Als die Probeauftritte begannen, griffen diese auch auf fremde Classen über. In diesem Falle trat derjenige Lehrer in besondere Action, dessen Lehrstunde der Candidat demnächst übernehmen sollte; derselbe besprach mit ihm die besonderen Verhältnisse der Classe, die zu behandelnde Materie u. dgl.; er war dann natürlich bei dem Lehrauftritte anwesend und ebenso in der allgemeinen Sitzung bei der Kritik desselben, wo er, mehrfach in eingehender Weise, sein Urtheil über den Lehrvorgang des Candidaten abgab. Es

müsste so in jeden Lehrkörper nach und nach eine tiefere, überlegtere Erfassung der Lehr- und Erziehungsaufgabe kommen.

Auch das hohe Ministerium für Cultus und Unterricht hat außer durch die in den Statuten niedergelegten Directiven durch die Bestellung des k. k. Landesschulinspectors Dr. J. Huemer zum überwachenden Organ unserer Sitzungen viel dazu beigetragen, dass Eifer und Begeisterung in unsere Arbeit kam. Derselbe hat öfter an unseren Conferenzen theilgenommen, einigemal auch den Probeauftritten der Candidaten angewohnt und ist nicht selten durch Belehrung und Urtheil für uns wegweisend geworden. Ebenso fand die Direction beim n. ö. Landesschulrathe ein freundliches Entgegenkommen, das besonders in dem Besuche des k. k. Landesschulinspectors Dr. F. Maurer zum Ausdruck kam. Auch er überzeugte sich persönlich von dem Fortgange der didaktischen Erörterungen und den Fortschritten, welche die Candidaten zur Zeit ihrer Probeauftritte bereits im praktischen Unterrichte gemacht hatten. Die drei Fachprofessoren erhielten für ihre Mühewaltung eine Remuneration von je 300 fl., drei der Candidaten monatliche Unterstüzungen von je 25 fl. und die Lehrerbibliothek einen außerordentlichen Beitrag von 120 fl. zur Beschaffung von Werken pädagogisch-didaktischen Inhaltes.

So haben thatsächlich eine ganze Reihe günstiger Umstände zusammengewirkt, um den Versuch, den wir anzustellen beauftragt waren, ich darf nicht sagen, gelingen zu lassen — darüber haben wir selbst ja nicht zu urtheilen — aber doch seine Durchführung zu ermöglichen und zu begünstigen. Leider ist es uns im heurigen Schuljahre nicht gegönnt, unsere Seminararbeit fortzusetzen, sosehr auch die oberste Unterrichtsbehörde dies wünschte, um noch mehr Material für weiter ausgreifende Entschließungen zu sammeln. Es mangelt nämlich an Candidaten: zur vielbeklagten Noth der Supplenten hat sich eine Noth an Candidaten gesellt. Unserer Anstalt konnten im heurigen Jahre bloß zwei Probanden zugewiesen werden, offenbar zuwenig Kräfte, um sie in die nöthige, dem Geiste eines seminarium praeceptorum entsprechende Wechselwirkung zu versetzen. Dafür hat sich das Reichskriegsministerium jüngst der Frage bemächtigt, indem es beabsichtigt, ein ähnliches Verfahren, wie das geschilderte, bei der Heranbildung von Lehrern an den Militärschulen einzuschlagen. Man sieht, die Lehrerbildungsfrage zieht jetzt auch in Osterreich immer weitere Kreise und dürfte sich wohl durch kein Raisonnement mehr aus der Welt schaffen lassen; im Gegentheil, die Überzeugung scheint allgemeiner zu werden, dass nicht der Staat, der das beste Unterrichtsstatut besitzt, auch schon deswegen die beste Schule hat, sondern der, welcher seinen Lehrern die gründlichste Vorbereitung und die ihrer Aufgabe würdigste Stellung verleiht.

Wien.

J. Loos.

Nisi = ἢ μὴν.

Die uns von Homer ab geläufige Bethenerungspartikel ἢ μὴν wird nach Augustinus' Zeugnisse in eidlichen Bethenerungen in der sogenannten Itala durch „nisi“ übersetzt: „ego dominus locutus sum: nisi ita fecero synagogae malignae isti.“ quaerendum est sane, quid sit quod graece positum est ἢ μὴν; nostri enim interpretes hoc paene ubique interpretati sunt „nisi“ (Locut. de Numeris [loc. XXXXVIII meiner Ausg.] zu Num. 14, 35). Augustinus bemerkt mit Recht „plerumque“; denn die Vulgata gibt quia regelmäßig statt nisi und in anderen vorhieronymischen Übersetzungen kommt profecto und tamen vor; öfter wird ἢ μὴν gar nicht übersetzt. Wenn an dieser Stelle Augustinus das griechische Wort infallend erscheint, so kann man aus dem vom griechischen Text abweichenden Tempus an dieser und an anderen Stellen sowie aus der Erklärung zu Locut. de Gen. 22, 16. 17 (= Hebr. 6, 14) urtheilen, dass ihm auch der Gebrauch von nisi nicht klar war. Andere Stellen sind z. B. Adnotat. in Job 1, 11 (= 2, 5), Ezech. 34, 8 in Aug. Sermo 46, Bd. 38, S. 270 ff. Migne und Quaest. de Gen. quaest. CXXXVIII zu Gen. 42, 15. 16, wo zu schreiben ist: sin autem, per salutem Pharaonis <nisi> speculatores estis. Überblickt man alle Stellen, so haben sie das Gemeinsame, dass der mit nisi eingeleitete Satz Hauptsatz ist oder die directe Anführung nach einem Verbum iurandi oder dicendi bildet. Der gewiss auffallende Bedeutungswechsel des negativen nisi zu einer affirmativen sich bis zur Bethenerung steigernden Partikel lässt sich nur durch die Annahme einer Entlehnung aus dem Hebräischen durch das Medium des Griechischen erklären. Kaulen in seiner Geschichte der Vulgata führt neben anderen auch den Gebrauch von si = non und von nisi oder si non, welche einer Affirmation gleichkommen, als Hebraismen an. Und solche Stellen findet sich in der That. Zu der gekürzten Stelle Locut. de Gen. XLVIII zu Gen. 14, 22. 23 „extendam manum meam ad deum altissimum qui creavit caelum et terram: si accipiam de omnibus tuis“ bemerkt Augustinus: si enim pro eo dixit „extendam manum meam ad deum altissimum“, ac si diceret „iuro“, non est in latino nascita locutio, nisi ita dicatur: extendo manum meam ad deum altissimum me non accipere de omnibus tuis. So wie hier erklärt Augustinus auch zu Psalm 94, 11 quibus iuravi in ira mea: si introibunt in requiem meam im Bd. 37, S. 1226 Migne si mit non: iuravit ergo illis in ira sua, ne intrent in requiem ipsius; vgl. Ps. 88, 36.

Kommt aber si der Negation gleich, so tritt in dem durch es negierten si = nisi, wie sich aus der Litotes ergibt, eine verstärkte Affirmation auf, welche dann nach Verbis iurandi durch den Zusammenhang zu einer Bethenerung wird. Ist diese Deduction richtig, dann erklärt sich, da ja was von si und nisi auch von

εἰ und *εἰ μὴ* gilt, das Schwanken in den griechischen Handschriften zwischen *εἰ μὴ*, ἡ μὴν und *εἰ μὴν* leicht in folgender Weise. Der eine Übersetzer gab das hebräische „im lo“ wortgetreu durch *εἰ μὴ*, und an dieses muss der erste lateinische Interpret angeknüpft haben; ein anderer Übersetzer, der Sinn und Gebrauch von „im lo“ kannte, aber auch wusste, dass dem Worte sinngemäß im Griechischen ἡ μὴν entspricht, übertrug im lo durch ἡ μὴν, welches von lateinischen Interpreten bald durch *profecto*, bald durch *tamen*, bald durch das einführende *quia* wiedergegeben wurde. *εἰ μὴν* endlich, das vorwiegend im *codex Alexandrinus* vorkommt, ist nur eine Corruptel aus ἡ μὴν. Im Laufe der Zeit verdrängte ἡ μὴν immer mehr *εἰ μὴ*, so dass im *Codex* des Augustinus ἡ μὴν nicht mehr nach der worttreuen Übersetzung, wohl aber sinngemäß zu *nisi* passte.

Die griechischen und lateinischen Übersetzungen werfen auch einiges Licht auf das Dunkel des hebräischen im lo. Es ist zweifellos, dass der Ausgangspunkt wie bei *εἰ μὴ* oder *nisi* in der conditionalen Bedeutung zu suchen ist, wobei der Hauptsatz zu ergänzen ist. So erklärt Augustinus die Stelle aus Job 1, 11; wenn hier seine Erklärung nicht befriedigt, so liegt der Grund in dem missverstandenen hebräischen Worte, das eine *vox media* ist und bald *benedicere* bald *maledicere* bedeuten kann. Derselbe Kirchenvater kann mit der Bemerkung *Quaest. de Gen. quaest. XXXVIII* zu Gen. 18, 21 „*mos autem humanae locutionis et usitatus est et humanae infirmitati congruit, cui deus coaptat locutionem suam*“ auch Gesenius' Bedenken zerstreuen, der gegen die Ergänzung des Hauptsatzes ist, weil Gott den Eid leistet. Aber die Übersetzungen des im lo durch ἡ μὴν oder *profecto* und *nisi* in gleichem Sinne beweisen, dass in der Zeit der Übersetzer die ursprüngliche Bedeutung aus dem Bewusstsein geschwunden und im lo bei derartigen eidlichen Versicherungen zu einer Bethenerungsformel erstarrt war.

Wien.

Josef Zycha.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Homer. Eine Einführung in die Ilias und Odyssee. Von R. C. Jebb, Professor der griechischen Sprache an der Universität zu Cambridge. Autorisierte Übersetzung nach der 3. Aufl. des Originals von Emma Schlesinger. Berlin 1893. (Calvarys philologische und archäologische Bibliothek, 105. und 106. Band). kl. 8°, 255 SS.

Die Übersetzerin spricht in der Vorrede den Wunsch aus, es möge dieses Werk, das in England so großen Beifall gefunden, auch in Deutschland eine freundliche Aufnahme finden. Der Wunsch wird wohl sicher in Erfüllung gehen: denn selten ist auf verhältnismäßig wenigen Seiten so viel Wissen zusammengetragen und verwertet, selten ein so umfangreicher und schwieriger Stoff so gedrängter und doch übersichtlicher und klarer Form behandelt worden. Es sind nicht bloß die Leistungen der Vorgänger zusammengefasst, gar oft finden sich auch eigene Ansichten aufgestellt, die den Leser trotz ihrer Kühnheit fast unwillkürlich für sich einnehmen, wenn auch nicht immer bekehren. Jebbs Schrift ist eine „Einführung“ in das Homerstudium im besten Sinne des Wortes. Umso schwieriger ist es, über ein solches Buch zu referieren; der Ref. muss es sich versagen, auf manche Einzelheiten einzugehen, und will es nur versuchen, kurz die Hauptsachen des Inhaltes zu geben und auf einiges, was ihm mangelhaft erscheint, hinzuweisen. Im I. Capitel (S. 1—53) gibt Jebb eine „allgemeine literarische Charakteristik der Gedichte“. Das Interesse an Homer (dieser Name soll zur Bezeichnung der Ilias und Odyssee dienen) ist ein zweifaches: ein poetisches und ein historisches. Dieses Capitel behandelt oder, sagen wir besser, rechtfertigt das Interesse, das wir an der Poesie Homers nehmen. Die uns bekannten Reste vor-homerischer Poesie, deren Überblick S. 1—4 in gedrängter und klarer Form gegeben ist, erscheinen uns im Vergleiche zu Homer mit Recht als „ungeschicktere Versuche“ in der Kunst. Aber auch der Vergleich mit den alten Kunsterzeugnissen anderer Völker — der Verf. benützt hier die alten englischen Balladen zu diesem

st und
 schritt-
 Weise
 getret
 Interp
 Geb
 sim
 h
 ma
 wir
 ver
 schi

... Kunstepen kann nur dazu
 ... das hellste Licht zu stellen.
 ... der Vorzüge (s. S. 5 f.): drei
 ... englischen und schottischen
 ... , findet sich in diesen
 ... ist die homerische Poesie „etwas
 ... vom Volke für das Volk ge-
 ... ist der Unterschied zwischen Homer
 ... Weise begründet nun Jebb, welchen
 ... als sie Homer mit
 ... begann. Jebb nennt diesen Vorgang
 ... der Kunstkritik. Es wird hierauf an
 ... Unterschied klar gemacht und durch
 ... über Walter Scotts Poesie die Analogie
 ... zu demselben erläutert. Bezeichnend
 ... Verf.s scheint uns die gegen Addison
 ... dass es sogar ungerechter ist gegen
 ... behaupt die Kunstepiker im allgemeinen,
 ... is destructive ist, als gegen Homer, den Gat-
 ... homerischen und der Kunstpoesie zu igno-
 ... einzelnen charakteristischen Züge, welche
 ... enthüllende Geheimnis der oft gepriesenen
 ... in sich bergen, einzeln behandelt, so-
 ... der Ilias, welcher zu diesem Zwecke ganz
 ... und schließlich nochmals in Kürze zusam-
 ... zu weit führen. näher auf diesen Abschnitt
 ... genügen, nur mit wenigen Worten diese
 ... eigenthümlichkeiten zu erwähnen. Es sind dies
 ... bekannte Gestaltung der Charaktere mit Verzicht
 ... Wiedergabe der für einen Charaktertypus unbedeu-
 ... Züge; 2. das Verschmelzen göttlichen und
 ... Wukens; 3. die eigenartige Anwendung des Gleich-
 ... Eindrucks erschütternder Szenen durch
 ... Hauslichkeit. Die Darstellung selbst ist in
 ... logisch zwingend und anregend. Zu bemerken
 ... dieses Capitel auch einen wirklich „klaren Umriss
 ... und eine kurze Inhaltsangabe der beiden homeri-
 ... enthält. Jebb gliedert die Ilias in drei Theile (I - IX,
 ... XIV) und bezeichnet die Bücher, in denen Achill
 ... , mit einem Sternchen; ein Umstand, der dem Leser
 ... IV. Capitels gut zustatten kommt.

Das II. Capitel (S. 54 - 100), „Die homerische Welt“, würdigt
 ... Interesse, das wir Homer abgewinnen. Der Schluss-
 ... Capitels kennzeichnet es gewissermaßen vollständig.
 ... S. 100: „Als ein allgemeines Bild jenes (sc. des
 ...) Zeitalters hat die homerische Poesie historischen Wert;
 ... offenbar das wirkliche Leben ab. Es bleibt sich gleich,

ob man das Leben als streng gleichzeitig mit dem Dichter auf-
 fasst oder als ihm nur durch lebhaftere Überlieferung bekannt.“ Was
 uns nämlich Jebb über die „homerische Welt“ sagt, ist natürlich
 oft nicht viel mehr, als was jeder aufmerksame Leser den Gedichten
 selbst entnimmt. Dass aber diese Welt als „offenbares Spiegelbild“
 an vielen Überresten aus jener Zeit nachgewiesen oder doch wenig-
 stens verfolgt werden kann, das zu zeigen hat Jebb versäumt.
 Und doch bietet der heutige Stand der Wissenschaft Möglichkeit
 genug, dies zu thun. Was uns über die Verfassung, über die
 Zustände und Sitten im homerischen Zeitalter mitgetheilt wird, ist
 sicher gut zusammengetragen und mannigfach richtig bereichert.
 Weniger befriedigt dürfte man von jenen Partien sein, deren
 Kenntnis durch die vielen an Ort und Stelle und anderwärts ge-
 machten Funde immer mehr erweitert wird. Dies gilt in erster
 Linie von den Erörterungen über homerische Kunst im allgemeinen.
 Das Resultat darüber gibt Jebb S. 92 folgendermaßen: „Die homo-
 erische Kunst steht der mykenischen am nächsten, ist aber später
 und roher, während der Einfluss der Wiederbelebung des 8. Jahr-
 hunderts, wenn er sich überhaupt fühlbar gemacht hat, bis jetzt
 nur in der Entstehung begriffen ist.“ Dies ist wohl im wesent-
 lichen richtig, doch selbst für eine „Einführung“ etwas zu knapp.
 Einzelnes ist richtig erklärt: so der Schild des Achilles und die
 Od. XIX. 226 erwähnte *περόνη*. Der Abschnitt über die homo-
 erische Kleidung ist etwas dürftig. Ref. verweist da in erster
 Beziehung auf F. Studniczka, Beiträge zur Geschichte der altgriechischen
 Tracht, welche Arbeit grundlegend ist, und deren Resultate
 mindestens eine Beachtung verdient hätten. Auch die Aus-
 führungen über die homerische Geographie können nicht ganz be-
 friedigen. Sehr ansprechend sind die Bemerkungen über den Schiffs-
 katalog, besonders über die „Versetzung“ der Böotier nach Böotien
 und des Böotiers Tlepolemos nach Rhodos. Man vermisst aber un-
 gern die Ansichten der Alten über die homerische Geographie. Auch
 ist die Localkenntnis aus eigener Anschauung zu wenig und Thes-
 salien zu viel betont; freilich erklärt sich dies, wie wir später
 sehen, aus Jebbs Ansicht über den Schauplatz und das Heimats-
 land der homerischen Gedichte.

Das nächste Capitel „Homer im Alterthum“ (S. 101—139)
 entspricht sehr gut den Anforderungen, welche man an ein in das
 Studium Homers einführendes Buch stellt. Es gibt in trefflicher
 Zusammenstellung und mit sorgfältiger Benutzung der vorhandenen
 Literatur das Wichtigste über Homers Einfluss und über die Be-
 schäftigung mit demselben im Alterthume. Was im Texte nicht
 gut unterzubringen war und doch nicht leicht entbehrlich schien,
 ist passend in die Anmerkungen verwiesen, in denen besonders
 in diesem Capitel viel Wissen aufgespeichert ist. Ref. verweist da
 beispielsweise auf S. 128, A. 2 (über die *σημεία* des Aristarch)
 und auf S. 128, AA. 1 und 2 (die Text- und Scholienhandschriften).

Zwecke — oder mit den sogenannten — Vorträgen über Jon und dienen, Homers großartige Eigenart ist zu bewahren, dass es sehr schon Aristoteles rühmt an Homer — die Haupt je zur Musik von diesen zeichnen auch die alte — die Form der home-Balladen aus, die vierte, die Er — „Gemeinplatz“, ist noch kein nur ausnahmsweise. Überhaupt — Begleitung bei epischen Reiferes und Höheres“ als diese — wurde in späterer Zeit machten“ Volkslieder. Noch größ — aus dem angegebenen und dem Kunststepos. In klarer — zumal wir von kunst-falschen Weg die Kunstkritik der — zu den Versen des den Kunststepen zu vergleichen — Ref. die Ansicht über passend einen „Gemeinplatz“ — *ἡ κοινὴ πλείονας ἐκδόσεις* einer Stelle aus Milton der — (S. A. 1), welche der Titel allgemeine Betrachtungen — mit Rücksicht auf einen mit Homer und der Gegen — *ἡ κοινὴ πλείονας ἐκδόσεις*. Es ist wirk-für die gesunde Kritik der — zweite Recension nur vorgebrachte Bemerkung

Vergil und Milton, — auf das IV. Capitel „Die ho-deren Aufgabe eine — auch abgesehen von der Reich-tungsunterschied der — (S. 140—236). Nach-riren. Nun werden — der Vorgeschichte der homerischen eben das so schwer — auf Wolf gegeben worden. „homerischen Ein- — Anhänger und Gegner, sowie dann am 22. Ges — entwickelt und beurtheilt, worauf geeignet ist, illust — und begründet. In der Ent-mengefasst. Es — lassen sich zwei Abschnitte an-einzugehen. Es — reicht bis Nitzsch excl. „homerischen“ — Abschnitte bei Wolf und seinen folgende: 1. — geschicht von Jebb vollkommen leistung auf — wird, dass sie der heute tenden, indiv. — begründeten Auffassung der home-menschlichen — wieder muss. Doch hält es Ref. nisses: 4. — anzunehmen, den Gebrauch Bilder ge — Auch Bergk (Griech. Lit. I. Form und — Jebb gar nicht erwähnt. Jebb wäre noch — Punkte zu erweisen, dass die des An- — Gebrauch der Schrift zur noth-schen — vor der Beweisgründen klingen X—VII — aber und zwingend sind sie sell. — von der bekannten Stelle in II. VI. bei — wie auch viele andere, da — verstanden der von Herodot V. 59 er- — Das Vorhandensein einer In- — der Schrift damals bekannt — der homerischen Gedichte schrift- — Gebrauch des Digamma

ist auch eher ein Beweis für die exclusive mündliche Fortpflanzung als gegen dieselbe. Hier verweist Ref. auch noch auf andere sprachliche Erscheinungen, deren Christ in seiner Lit.-Gesch.² S. 52 f. (Iw. Müllers Handb.) Erwähnung thut. Schließlich ist der Gedanke an eine organisierte Körperschaft, die sich mit der ausschließlichen Pflege und der mündlichen Überlieferung der homerischen Poesie beschäftigte, nicht so ganz ausgeschlossen, wie Jebb meint. Warum sollten die bei Strabo erwähnten Homeriden nicht einen solchen Zweck verfolgt haben, wenn uns auch ausdrücklich nichts davon berichtet wird? Auch sieht Ref. nicht ein, warum ein solcher Gedanke dem freien Geiste, in welchem hellenisches Leben und hellenische Kunst sich entfalteteten, völlig fremd sein müsste (s. S. 154).

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den Ansichten von Nitzsch, Grote, Geddes, Christ (dessen Bemerkungen in der griechischen Literaturgesch. S. 37 f. und S. 33 A. allerdings nicht berücksichtigt sind), Kirchhoff, Niese.

Nachdem nun Jebb noch die alten Epen in anderen Sprachen, aus denen man die homerische Frage zu erklären gesucht hat, durchgenommen und ihre Unzulänglichkeit für diesen Zweck darge-
gethan hat, geht er daran, aus der Sprache der homerischen Gedichte — dem Gegenstande derselben, der zweiten Quelle, aus der wir für die Klärung der homerischen Frage schöpfen können, war das 2. Capitel gewidmet — ihr hohes Alter nachzuweisen. Besonders beachtenswert scheinen hier dem Ref. die Ausführungen über die „falschen Archaismen“ (S. 185 f.) und die über das Digamma (S. 189 f.), dessen Gebrauch und Wesen richtig nach v. Hartel erklärt werden. Auch Ficks wengleich geniale Theorie ist mit Recht zurückgewiesen und ihre Unhaltbarkeit ausgesprochen; denn es bleibt wohl wahr, was Schuchhardt (Schliemanns Ausgrabungen“, S. 388 f.) in trefflicher Kürze sagt: „Schließlich, last not least, sind ja auch die homerischen Gedichte wohl von Anfang an in jonischer Sprache gesungen worden.“ Jebb hat freilich darüber eine andere Ansicht.

Nachdem so das hohe Alter der homerischen Gesänge aus dem Gegenstande und der Sprache nachgewiesen ist, folgt die Untersuchung, „inwieweit die Erzählung von Troja historisch ist“. Von diesem Abschnitte gilt vollständig, was Schuchhardt (a. a. O. S. 27) sagt; es scheint, dass sich England auch in dieser Richtung seine „besondere homerische Hochkirche“ bewahren will. Während man sich heute nämlich immer mehr daran gewöhnt, „in den Grundzügen des Epos recht viel thatsächlichen Gehalt zu sehen“ (Sch. S. 387), geht Jebb von dem Grundsatz aus, dass die Erzählung wesentlich eine poetische Schöpfung ist, der nur irgend eine denkwürdige Eroberung einer Stadt in der Troas zugrunde liegt; über dies hinaus dürfe man nicht gehen. Natürlich ist vieles dichterische Production, aber es liegen doch mehr historische Ein-

zelheiten den Gedichten zugrunde, als Jebb annimmt. Allerdings scheint sich da Jebb wenig um neuere Forschungen zu kümmern. Sonst hätte er wohl nicht so einfach behaupten können, dass das alte Troja auf Bunarbaschi sich befunden habe. Dass nur bei Hissarlik Troja gestanden haben kann, ist heute wohl für immer entschieden; sogar der vor kurzem noch nicht aufgeklärte *Θρωσιμός πειδίω* und die Quellen sind jetzt für Hissarlik nachgewiesen (s. Sch. S. 28 ff. und besonders S. 41 f.). Doch beeinträchtigt dies nicht den Schluss, den Jebb aus der Annahme, „die wesentlich poetische Geschichte des trojanischen Krieges, wie sie Homer darstellt, enthalte nichts, was mit den anderen Beweisen für das Alter der Gedichte nicht zu vereinbaren wäre, und der sorgfältigen Analyse des epischen Cyklus (S. 207—209) zieht, und der wahrscheinlich auch richtig ist, dass nämlich die größere Masse der homerischen Gedichte mit Ausnahme einiger Zusätze vor 800 v. Chr. zu setzen ist. Es erklärt sich aber auch zum Theile wenigstens aus der irrigen Auffassung der Lage des alten Troja und aus der dadurch bedingten Meinung, der Dichter habe nicht viel Localkenntnis aus eigener Anschauung besessen, die schon von Geddes aufgestellte, von Monroe vertheidigte und von Jebb wieder aufgenommene Meinung, dass die Ilias in Europa entstanden sei. Der Kern der Ilias, so sagt Jebb, ist europäischen und zwar thessalischen Ursprungs, und erst später, als die Erweiterungen dazu kamen, ist das ganze Werk jonisiert worden. Das klingt jedenfalls unwahrscheinlich; es erscheinen auch die hiefür vorgebrachten Gründe, welche wir bei Entwicklung der eigenen Ansicht über die homerische Frage von Jebb hören, dem Ref. nicht als stichhaltig. Jebb stellt nämlich folgende Hypothese auf: Die Ilias war von Anfang an ein einheitliches Gedicht und umfasste die Bücher I, XI, XVI bis XXII. Dieser Kern ist im 11. Jahrhundert entstanden und ursprünglich thessalisch abgefasst. Dann folgen die älteren Theile von II—VII und hierauf XII—XV; diese sind in sehr früher Zeit in Jonien abgefasst. Daran schlossen sich VIII, IX, XXIII bis v. 256 und XXIV, welche auch von jonischen Verfassern stammen und kaum später als um 850—800 v. Chr. entstanden sind. Den Beschluss machten X und die von Jebb S. 221 zusammengestellten „größeren Interpolationen“; die Entstehung dieser letzten Theile fällt um 750—600. Dem Dichter der Urilias, wenn man so sagen darf, erkennt Jebb eine große Begabung und den Namen Homer zu; über die Erweiterer spricht er sich nicht aus, zumal er die Annahme von Homeriden als Zunft und die eventuelle Zerlegung in Einzelgesänge, die einzelnen Rhapsoden zuzuthellen wären, für aussichtslos hält. Die Odyssee hält Jebb für ursprünglich jonisch, aber in ihrem Kern noch vor der jonischen Auswanderung um 1100 in Griechenland abgefasst; die erste Erweiterung sei um 850 gemacht worden. Sonst schließt er sich im allgemeinen der Ansicht Kirchhoffs an. — Man wird über diese geistvolle, aber zu kühne

Idee vielleicht am richtigsten urtheilen, wenn man sie, wie dies Jebb selbst thut, eine „bestimmte, gehörig vertheidigte Idee“ nennt. Bewiesen ist aber nichts. Dass die homerischen Gedichte, wie sie uns heute vorliegen, aus einzelnen Liedern entstanden sind, die sich an einen von den Dichtern poetisch ausgestalteten historischen Mittelpunkt anschlossen, ist wohl nach dem heutigen Stande der Forschung das Einzige, was sich mit größerer Sicherheit behaupten lässt. Wann jene historische Thatsache sich zugetragen, lässt sich mit Bestimmtheit nicht feststellen. Beachtenswert scheint mir da die Ansicht Schuchhardts, dass die Anfänge der homerischen Dichtung mit der Blüte der mykenischen Kunst zusammenhängen, deren Cultur ungefähr in die zweite Hälfte des II. Jahrtausends zu setzen wäre. Wenn sich diese Ansicht als wahr erweist, dann kämen wir allerdings auf die von Jebb vermuthete Abfassungszeit. Hoffen wir also, dass der von Jebb gegen Ende seiner Schrift ausgesprochene Wunsch sich erfülle, dass nämlich durch den Fortschritt der homerischen Studien manches lichter und klarer werde, was heute noch dunkel ist. — Im „Anhang“ finden wir noch zwei lesenswerte Abhandlungen: „Das Haus in Tiryns“ und „Zur homerischen *Talos*“, letztere von Prof. Dr. Chr. Belger.

Die Ausstattung des Buches ist sorgfältig. Druckfehler finden sich so gut wie nicht, hie und da sind die seitlich begedruckten Orientierungsüberschriften nicht an ihrem Platze angebracht, ab und zu fehlt im Texte die Verweisung auf die Anmerkung.

Wien.

Dr. Vinc. Lekusch.

1. C. Julii Caesaris commentarii cum A. Hirtii aliorumque supplementis ex recensione Bernardi Küblers. Vol. I. Commentarii de bello Gallico. Editio maior. Lipsiae, B. G. Teubner MDCCCXCIII. kl. 8°, CXXX u. 237 SS.
2. Dasselbe. Editio minor.
3. C. Julii Caesaris belli Gallici libri VII. A. Hirtii liber VIII. Recensuit apparatus critico instruxit Henricus Meusel. Berolini, W. Weber MDCCCXIV. XII u. 261 SS. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.
4. C. Julii Caesaris libri VII. A. Hirtii liber VIII. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Meusel. Mit einem Anhang: Das römische Kriegswesen zu Cäsars Zeit von R. Schneider. Berlin, W. Weber 1894. XV u. 238 SS. Preis geb. 1 Mk. 25 Pf.

Kann vier Jahre etwa nach dem Erscheinen der verdienstlichen Textausgabe Dinters konnte Kübler 'Woelfflinio auctore Sosiorum iussu', wie er praef. III sagt, daran gehen, im selben Verlage wie Dinter eine neue Ausgabe der unter Cäsars Namen gehenden Schriften zu veranstalten. Das Unternehmen war umso gewagter, als man schon alle Tage die Ausgabe H. Meusels erwartete, von dem jeder Eingeweihte weiß, dass er, nach seinen

... der Cäsariana zu urtheilen,
... in der Caesargilde einnehme.
... Aufgabe gelöst hat, und in welchem
... der Meusels steht.
... bei der Constituierung des
... der CXXX Seiten starken praefatio
... erfuhr er, wie es ja selbstver-
... abgeschlossenen Cäsarlexika von
... besonders von H. Meusel und durch R.
... Berichte über die Cäsarliteratur in der
... Hilfsmittel, deren sich Dinter
... hatte bedienen können. Also schon
... für eine neue Ausgabe Cäsars vor
... was anderes kommt hinzu. Hatte schon
... und nach ihm andere Herausgeber die
... mehr als die bis dahin tonangebende Aus-
... achtete die β -Classen gering, nahm aber
... daraus in seinen Text — heran-
... hier einen großen Schritt weiter. Ja er
... (die β -Classen) testes fide digni habeantur
... atque codicibus α '. Das ist wohl eine
... Ausnahme in der Handschriftenfrage. Freilich
... nicht, dass gerade in der Wertschätzung
... die größte Schwierigkeit liegt.
... vier Jahren, in denen ich in dieser Zeit-
... berichte, den sogenannten deteriores oder
... im Hinblick auf die lückenhaften
... (lacunosi) einmal auch integri nannte (Cäsars
... Progr. Czernowitz 1893, S. I)¹). größere Be-
... aber doch nur dort, wo α sachlich oder sprach-
... Unrichtiges oder gar Unsinniges bietet. Was
... und β Verschiedenes, aber gleichwohl in jeder Hin-

... Recensenten meines genannten Schriftchens
... worden, weil sie den Gegensatz zwischen lacunosi und
... standen. Ich folgte hier theilweise Teuffel-Schwabe
... Im übrigen dürfte es sich thatsächlich empfehlen, die
... nach Holders Vorgang nur mit α und β zu
... anderen Ausdrücke sammt und sonders nicht passen.
... die β -Classen, oder, wenn man in dieser Beziehung
... will, so steht der Ashburnhamensis, der das ganze
... enthält, gegen eine derartige Benennung. Mit Nipper-
... daher dann deteriores für β geht es nach dem heutigen
... hat schon gar nicht. Bleibt nur noch interpolati
... (so schon Apitz). Soll man dann aber den Ashb.
... beiden Classen rechnen? Es ist daher nur in Ordnung,
... Meusel in ihren Ausgaben nur von α und β reden.
... Hinsicht war schon Chr. Schneider, dann besonders
... verstorbene Heller und sumal jetzt Meusel und R.

nicht Richtiges bieten? Hier liegt eben die große Schwierigkeit, sich zu entscheiden.

Da genügt nicht die bloße Versicherung, Anhänger der oder jener Classe zu sein. Kühler bleibt in solchen Fällen bei α und zwar wegen der eigenartigen Recension des corpus Caesarianum durch Lupicinus und Celsus, und weil er in einer Schulausgabe in solchen Fällen, 'quibus ullo modo salva veritate lectiones inveteratae retineri posse videbantur' (S. IX), nicht ändern wollte. Auch ich würde in solchen Fällen im allgemeinen bei α bleiben, aber nicht aus den von K. angeführten Gründen, sondern weil, wie ich durch meine Nachvergleiche des Wiener codex (f) gezeigt habe, wir mit unserer Kenntnis der deteriores trotz Dübner und Holder im allgemeinen nicht sonderlich daran sind. Hier gilt es also, den Habel zuvor anzusetzen, und dann wird man hoffentlich besser sehen.

Kühler benutzte aber den althergebrachten kritischen Apparat. Hierin steht seine Ausgabe jener Meusels ganz entschieden nach. Meusels peinlichste Sorgfalt ist aus seinem Lexikon bekannt. Und für seine Cäsar Ausgabe hat er die Hss. a f h l, also die wichtigsten der β -Classe, und ebenso den schon von Stangl (Phil. 45, 216) in die α -Gruppe eingereihten cod. Ashburnhamensis (S) — er enthält aber alle unter Cäsars Namen gehenden Schriften — selbst verglichen.¹⁾ Somit ist hier M's Urtheil auf eine ungleich festere Grundlage gestellt. Aber auch noch ein anderes wichtiges Mittel zur Herstellung des richtigen Textes ist gerade bei Cäsar von allergrößter Wichtigkeit — der Sprachgebrauch. Abgesehen von kleinern verstreuten, zumeist schwer zugänglichen Arbeiten, war und ist man heute noch auf die oben genannten Lexika, das Merguet'sche nicht ausgenommen, und etwa auf Heynachers Buch "Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauche Cäsars usw." angewiesen. Somit ist auch in diesem Punkte M. einem jeden Herausgeber über. Denn er verfügt über das ganze Material und, wie er S. IX seiner praefatio mittheilt, haben wir eine Cäsargrammatik in Kürze von ihm zu erwarten. Doch auch in der Berücksichtigung des Sprachgebrauches gibt es eine Grenze, über die man nicht hinauskann. Ich branche nur z. B. an die Tempusgebung besonders im abhängigen Satze bei Cäsar zu erinnern. Abgesehen von Analogieschlüssen im modernen Sinne helfen da gewisse Notizen der Alten über den Sprachgebrauch bei Cäsar und zum Theil Cäsar selbst als Verfasser seiner zwei Bücher de analogia.²⁾ Von diesem Standpunkte aus wird man also M. rechtgeben müssen, wenn er z. B. VI 29, 3 praeficit und §. 4 possit gegen praefecit und posset der Hss. und anderer Herausgeber — auch K. — schreibt. In solchen Dingen hat M. mit kräftiger Hand Ordnung zu schaffen gesucht.

¹⁾ Vom cod. S hatte Meusel 'lectiones — paucas quasdam' Kählern mitgetheilt.

²⁾ Vgl. aber Ch. Hausers Progr. Villach 1883.

Aus dem Gesagten ergibt sich also, dass die beiden Ausgaben von verschiedenen Standpunkten beurtheilt werden müssen. Und wenn man das thut, wird beiden ihr Recht; beide bedeuten einen Fortschritt gegenüber den schon vorhandenen, wobei allerdings Meusel unerreicht dasteht und von nun ab tonangebend sein muss.

Ich habe nun die Bücher I—VII in beiden Ausgaben miteinander verglichen. Der Verschiedenheiten sind aber so viele, dass es der mir zugewiesene Raum verbietet, sie anzuführen. Es wird zur Charakterisierung des Verfahrens beider Herausgeber genügen, wenn ich hier die Abweichungen des Textes bei K. und M. im Gegensatze zu N(ipperdey) im VI. Buche gebe. Orthographisches und Grammatisches und andere Dinge, wie z. B. die Schreibung der Zahlwörter durch Zahlen oder Buchstaben, Abkürzung oder Ausschreibung der Praenomina, Assimilation der Präpositionen u. a., ist übergangen. K. hat sich darüber praef. CXX ff. ausgesprochen. Vgl. auch M. praef. VII f. — Im allgemeinen sei nur angeführt, dass K. und M. nicht mehr mit N. schreiben: *articulus, dilectus, directus, existamo, finitimus, proximus* u. a., *dīrigi* (8, 5), *Sueci, Volcatius, rheno, Danubius, opportunus* und *-itas, reda, tris, partis, omnis* = *omnes, eum diem*; dagegen schreibt M. gegen K. und N. *ii(s)* gegen *hi(s)* (12, 6; 13, 7; 40, 4 aber *eis* gegen *iis*), *his* gegen *iis* 12, 4; *Atuatici* und *-a* gegen *Aduat.*; *Diviciacus* gegen *Divit.*, *nocte* gegen *noctu* 7, 8; endlich schreibt K. gegen M. und N. *oriretur* gegen *oreretur*, *Fortuna* (praef. CXXI) gegen *fort.*, *consueverunt* (β) gegen *consuerunt* (α), *cogitasse* (prim. edd. Ald.) gegen *cogitavisse* (32, 1) und *vallis* (SM² χ^2 f) gegen *valles* (Nom. Sing.).

In der nun folgenden Zusammenstellung steht, falls nicht anders angegeben ist, an erster Stelle die La. bei K., an zweiter bei M., an dritter bei N., alle Abkürzungen nach Meusels Ausgabe.

1, 2 KN: *consulis* (X) — *consul* (Ciacc.); ib. KM: *rogasset* (β) — *rogavisset* (α); 1, 3 KM: *sarciri* (β) — *resarciri* (α); 2, 3 Aduat., Men. — *Atuaticos, Menapios* (β) — *Ad. ac Men.* (α); 4, 3 KN: *arbitratur* (α) — *arbitrabatur* (β); 5, 3 KM: *contenturum* (β u. ähnl. φ) — *concertaturum* (χ u. ähnl. φ); 6, 1 *celeriter* (β) — MN: *celeriterque* (α); 7, 1 KM: *hiemabat* (β) — *hiemaverat* (α); 7, 6 *inconsilio* (X) — *consulto* (Hecker) — *in concilio*); 7, 8 KM: *efficit* (β) — *effecit* (α); 8, 5 *iubet*; *paucis* (β) — MN: *iubet et paucis* (α); 8, 6 *quos modo fug.* (Hartz) — MN: *quos fugere* (X); ib. *impetum ferre* (Hartz) — *impetum nostrorum ferre* (HM) — *imp. modo ferre* (X); 8, 7 KN: *domum receperunt* (α) — *d. contulerunt* (β); 9, 2 KN: *Germani om.* — *quod* (Germani) (Hotm.); 9, 3 KN: *paulum* (α a?) — *paulo* (β); 9, 7 KM: *dari* (β) — *dare* (α); 10, 1 *sunt* (S β) — MN: *sint* (α); 10, 5 KM: *appelletur* (Steph.) — *appellatur* (X); ib. *ab Suebis Suebosque ab Cheruscis iniur.* (X) — *ab Sueborum Suebosque ab Che-*

rascorum iniuriis (Ciacc.) — N = K (Suevis . . .); 11, 2 KM: partibusque, sed paene etiam in singulis (β) — [p. que del. Davis.], s. p. etiam sing. (in om. α); 11, 4 KM: idque (β). — itaque (α); ib. KN: habet (X) — habeat (Whitte); 12, 9 KN: eo tum ($\alpha\varphi$) — eo tamen (Paul); 13, 2 aut om. (β) — MN: cum aut aere (α); 13, 3 KM: <quibus Dint.> in hos — quibus om.; 13, 7 ita om. β — MN: ita est (α); ib. KM: aditum eorum (β) — eorum om. α ; 13, 9 druidum deligitur (Whitte, nach β adlegitur) — MN: delig. om. α ; 13, 11 KN: translata esse (α) — esse om. β ; 14, 1 M: [militiae — immunitatem] Paul del.; 14, 4 KN: vulgum (X) — vulgus (ed. 1); 16, 5 alia qua (R. Schn.) — MN: aliqua (X); 17, 3 KM: reliquas res (β) — reliquasque r. (α); 17, 4 KN: tumulos (X) — tumulos (Ald.); 19, 2 KM: superavit (Whitte) — superarit (α) [superaverit β]; 19, 4 KN: funeribus (X) — funebribus (Ursin.); 20, 1 KM: rumore ac fama (β) — r. aut f. (α); 20, 3 KN: quaeque esse (α) — quae esse (β); 21, 3 KM: a parvis (β) — ab parvulis (α); 21, 4 hoc staturam ali, hoc vires nach Kübler — MN: hoc ali staturam, ali vires (α u. Vascos); 22, 2 cognationibus hominum quique una (K nach cod. T) — cognationibusque hominum quique una (β) — cognationibusque h., qui una (Ald.); 22, 3 KN: potentioresque (X) — potentiores atque (H. J. Müller); 23, 2 KM: prope se audere (β) — se om. α ; 23, 4 KN: praesint, ut (X) — praesint et (Ciacc.); 23, 9 KN: prohibent, sanctos (α) — pr. sanctosque (β); 24, 4 nunc quoniam (β) in .. = M — nunc, quod (α) in eadem inopia, egestate, patientia, qua <ante> (Heller) Germani — nunc quidem in ead. in., e. patientiaque G. (que Ald.); 24, 6 usum (β) — MN: usus (α); 27, 2 KM: ac sublevare (β) — aut s. (α); 29, 3 KM: praefecit (X) — praeficit (Vascos.); 29, 4 posset (X) — MN: possit (k); 30, 2 KN: nam sicut (Berwald.) — nam <ut> (Schn.); ib. KM: ab hominibus (φ) — ab omnibus ($\chi\beta$); 30, 3 KM: hoc factum (β) — hoc quoque f. (α); ib. KM: ac fluminum (A Q β) — atque f. (φ); 31, 1 existimarit (X) — MN: existimaret (D; Paul); 31, 5 KM: laborem belli (α) — l. aut belli (β); 32, 5 KM: probabat (β) — probarat (α); 32, 6 KM: praefecit (β) — praeficit (α); ib. KM: equites ei (β) — ei om. α ; 33, 2 KN: ad Aduatucos (ABM, dazu ähnl. SQA²) — Atuatucis (β); 33, 3 Scaldim (β) — Sabim (Steph.) — Scaldem (α); 34, 4 KN: evocabat (X) — sevocabat (Paul); 34, 6 contineri (β) — MN: continere (α); 34, 7 omitteretur (β) — MN: praetermitteretur (α); 34, 8 KM: omnes evocat (β) — o. ad se vocat (α); 35, 7 paludes (Pramm.) in bello — paludes bello [Pramm. (HM) u. Dint.] — palus in b. (X); 35, 8 KM: fortunatissimos (A Q β) — -mis (φ); 35, 10 KN: oblata (X) — <haec> oblata (H. J. Müller); 36, 2 K: [si quidem — liceret,] del. Paul; 36, 3 KM: subsederat (β) — subsederant (α); 37, 1 M: tempore [et] (om. k; del. Clark.); 37, 4 KM: possint (β) — possent (α); 38, 1 KM: in praesidio (β) — cum pr. (α); ib. KM:

apud Caesarem (β) — ad. C. (α); 38, 4 vulneribus deficiens (β) — MN: def. om. α ; ib. KN: tractus (X) — traditus (R. Schn.); 40, 2 M: [confidunt] (del. J. Lange); 40, 6 KN: prodesse (α) — pro-
 luisse (β); 41, 2 KM: in castra (β) — ad c. (α); 41, 3 KM:
 omnium (β) — omnino (α); ib. equitatum tantum se (β) — MN:
 equitatum se (α); 42, 1 KN: minimo (X) — minimum (Heinsius);
 42, 3 KM: obtulerant (fhl) — unt ($\alpha\alpha$); 43, 1 magno coacto
 (equitum) numero ex — magno (equitum) coacto numero ex (eq.
 add. Madvig) — magno coacto numero ex (X); 43, 3 KM: a tanta
 (p) — a om. α ; 43, 4 KN: diviso (X) — dimisso equitatu (Paul);
 43, 5 latebris, aut silvis aut saltibus (β) — MN: latebris aut
 saltibus se (α); 44, 1 KN: reducit (X) — deducit (DE).

Sieht man sich diese Stellen näher an, so findet man, dass von den 89 hier verzeichneten Fällen K und M 35 mal, K und N 28 mal, M und N 18 mal miteinander stimmen, und dass alle drei Ausgaben nur an 8 Stellen von einander gänzlich abweichen. Sieht man sich KN näher an, so findet man, dass K an 18 Stellen den cod. folgte, wo M Conjecturen aufnahm, und an 9 Stellen α wählte, wogegen M β den Vorzug gab. Dort, wo K gegen MN steht, ist die Sache so, dass K an 11 Stellen β statt α setzt, an 2 Stellen den Hss. folgt, wo MN Conjecturen bieten, und nur an 5 Stellen eine Conjectur aufnimmt; davon 8, 6; 21, 4; 36, 2 unnöthigerweise. Und endlich auch dort, wo die drei Ausgaben nicht stimmten, folgt K 1 mal allen Hss., 3 mal β gegen α oder Conjecturen der anderen, 1 mal stimmt er mit M, indem er nur nach althergebrachter Weise Aduatici für M.s Atu. schreibt, an einer Stelle ediert er nach einem Cod. und nur an 2 Stellen nimmt er Conjecturen auf.

Man sieht also aus dieser Zusammenstellung, wie behutsam K vorging. M. gieng viel weiter; das zeigen die zahlreichen Conjecturen, die er in den Text aufnahm, und die zahlreichen eckigen Klammern. Was den ersten Punkt anbelangt, so haben wir ja von N. eine Darlegung seiner Grundsätze bei Herstellung des Textes zu erwarten (praef. IX).¹⁾ Bezüglich des zweiten Punktes gebe ich ihm principiell Recht. Welche Wichtigkeit diese Einklammerungen haben können, ersehe man daraus, was ich über die Auslassungen im cod. f gesagt habe (Cäsars Bürgerkrieg usw. S. VII). Ich sagte dort, die Sache stehe mit dem cod. f so, dass 'man fast an eine andere Vorlage denken' könnte. Jedenfalls gibt es da noch manches zu klären. Weitere Studien sind erforderlich.

Eine weitere Schwierigkeit für Herausgeber ist die Wortstellung bei Cäsar. In dieser Beziehung ist der Unterschied zwischen der α - und β -Classe ein recht großer (vgl. meine Schrift 'Cäsars Bürgerkrieg usw.' S. VI f.). Auch hier hat der Cäsar-Forscher noch viel Arbeit vor sich. Das wird eine der schwierigsten

¹⁾ Das geschieht soeben in den Jahresber. d. philolog. Vereines
 B. F. d. G. W. 1894, S. 214 ff.

Fragen in der Feststellung des Sprachgebrauches sein. K. verfuhr in dieser Beziehung recht conservativ, was worläufig gewiss nicht zu tadeln ist. Von den 9 Stellen des VI. Buches, wo Verschiedenheiten diesbezüglich in den drei genannten Ausgaben vorkommen (VI 5, 6; 10, 5; 11, 5; 15, 1; 33, 4; 34, 1; 37, 4; 7; 38, 2), stimmt er nur 3mal mit M., 5mal mit N. überein; 38, 2 hat K. die Stellung nach α gegen M. und N. nach β .

Der Vollständigkeit halber sei auch noch die Interpunction erwähnt, die in beiden Ausgaben recht sorgfältig durchgeführt ist; ab und zu wird man auch hier selbstverständlich anderer Ansicht sein können. So z. B. empfiehlt es sich, VI 41, 2 statt *ut ea nocte, cum* (so K.) lieber mit M. in seiner Schulausgabe *ut, ea n. c.* zu schreiben.

Nur noch einige Worte über die sonstige Einrichtung der beiden Ausgaben.

K.s praefatio ist deswegen so lang, weil er von S. XI—CXIX eine bequeme Übersicht der Laa. der α - und β -Classe gibt, an die sich in der 3. Columnne wichtigere Conjecturen zu einzelnen Stellen anschließen. Er sagt zwar selbst, dass er damit keineswegs einen kritischen Apparat geben wollte, aber dann sieht man erst recht nicht, worin der Wert dieser Zugabe im wissenschaftlichen Sinne liegen soll. Von einer Vollständigkeit ist da überhaupt nicht zu reden, es fehlen darin sogar Belege für die von K. selbst in seinen Text aufgenommenen Laa.; z. B. II 4, 2 *cognovissent* gegen die Hss.; 11, 6 *occasumque* α (*occasu* β); III 20, 1 *Mallius* α [*manlius II*] (*manilius* ρ); 24, 2 *sine ullo* α (*sine* β); 29, 2 *ab* α (*a* S β); IV 1, 9 *cum* (Pramm.², *quom* Np.) — *faciant* (*quod* — *faciant* X); 3, 2 *passum* (Druckfehler?) *passuum* α ; 8, 1 *his* (α I) (*his* h, *is* a); 16, 2 *his* S ρ (*hiis* Q a, *iis* A B M); 17, 5 *his* ρ (*iis* A (Q?)); 19, 1 *his* β (*iis*); 21, 9 *regionibus omnibus* α (*regionibus*) u. a. Bei M. ist die *lectionum varietas* unter dem Texte angegeben. Sie verzichtet auf Quisquillen, gibt aber ausreichende Belehrung. Im übrigen bereitet M. eine ausführliche Ausgabe des *Corpus Caesarianum* vor, worin dann allen Wünschen genüge geschehen soll (praef. IX). Der *Index nominum*, der K.s Ausgabe abschließt, ist recht unvollständig; ich brauche das Fehlende nicht anzugeben. M.s musterhaft gearbeiteter *Index* mag hier als Wegweiser dienen. Beiden Ausgaben sind entsprechend ausgeführte Karten von Gallien beigegeben.

M.s Ausgabe hat die Weber'sche Verlagshandlung glänzend ausgestattet. Der Druck ist überaus sorgfältig.

Die Ausstattung der Kübler'schen Ausgabe ist die bekannte Teubner'sche für Textausgaben. An Druckversehen bemerkte ich bei K. S. XXXIII, IV 2, 5 *ephiappiatorum*; I 20, 4 *accidissit*; IV 38 P. für Q; V 31, 2 *nullum*; VII 35, 7 Punkt hinter *copias*;

¹) Die Siglen nach Meusels Ausgabe.

im Index steht *Avaricum* sonst aber *Avar*. Worttrennungen wie *insig-nem*, *hos-pitio*, *cognos-cere*, *hos-tibus* u. ä. dürfte sich in einer der Schule gewidmeten Ausgabe nicht empfehlen.

Nr. 2 ist ein genauer Abdruck von Nr. 1, aber ohne die *praefatio*.

Nr. 4 stimmt im allgemeinen auch mit der kritischen Ausgabe überein; es fehlen hier nämlich die spitzigen Klammern, und manche kleine Änderungen wurden an Dingen vorgenommen, die für die Schulausgabe nicht von Wert sind, z. B. I 2, 1 blieb das [P.] vor M. aus oder 38, 1 [aldnas] u. a. Ungleich behandelt ist I 24, 2, wo die kritische Ausgabe *se*, die Schulausgabe *sed* hat. Anderes wie etwa, dass die Schulausgabe *satisfacerent* zusammen, die kritische Ausgabe dagegen getrennt schreibt, ist nicht weiter von Belang. Ferner sind die Interpunctionen in der Schulausgabe reichlicher geworden; ein Versehen lief VI 25, 4 unter, wo *aut quo*, *ex loco oriatur*, *acceperit* interpungiert wird. Der Druck ist nach der kritischen Ausgabe revidiert, so dass auch die dort ausgewiesenen Druckfehler hier berichtigt sind. Ich bemerkte nur VI 39, 4 *sign aprocul*. Der kritische Apparat fehlt. Vorangeht ein deutsch geschriebener Abriss über 'Leben und Schriften Caesars' (S. V—XII); daran schließt sich in großen Umrissen eine Inhaltsangabe des 8. Buches. Dem Texte folgt ein deutscher Index *nominum*, der die Stellen, ausreichende Erklärungen und bei geographischen Namen auch Hilfen für das Aufsuchen auf der beigegebenen Karte von Gallien enthält. Der Anhang endlich S. 217 bis 238 bringt 'Das römische Kriegswesen zu Caesars Zeit von Rudolf Schneider'. Man kann sicher sein, dass man da eine gute Orientierung seitens eines Wissenden vor sich hat. Auch Abbildungen sind beigegeben: Plan des Lagers (der aber, abgesehen von anderen Bedenken, mit der Beschreibung S. 227 P. 21 nicht stimmt), Legionar, Soldaten auf dem Marsche, *mulus Marianus*, Centurio im Ordensschmuck, *acies triplex* vor und in dem Kampfe, Ordnung in Reib und Glied, Legionsadler, *Signum*, *testudo*, *pluteus*, *vinea*, *turris ambulatoria*, *catapulta* und *ballista*. Freilich möchte man wohl ein größeres Format und beim *signum* oder beim *centurio* im Ordensschmuck nähere Erklärung der einzelnen Bestandtheile wünschen.

Auch diese Ausgabe ist wohl bestimmt, die Führung zu übernehmen. Der Preis ist trotz der schönen Ausstattung sehr mäßig.

Czernowitz.

Dr. A. Polaschek.

Ciceros Rede für den Dichter Archias. Für den Schul- und Privatgebrauch erklärt von Friedrich Richter und Alfred Eberhard. In 4. Auflage bearbeitet von Hermann Nohl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 40 SS.

Die bewährte Feder Hermann Nohls hat in der 4. Auflage dieser Ausgabe sowohl im Texte nicht unbedeutende Veränderungen vorgenommen als auch den Commentar durch manche treffende Erläuterung bereichert.

Entsprechend seiner Textausgabe kehrt der Herausgeber an folgenden Stellen zur Lesart der Handschriften zurück: §§. 6 und 8 *Heraclea* statt *Heraclia*, 8 und 12 *Gratti* (Bücheler) für Gruters *Grati*; §. 8 *tum* gegen Halms *tu eum*, das Eberhard und C. F. W. Müller gebilligt haben; §. 11 *pro cive*, durch welches das unbestimmte *ita* erklärt wird; §. 14 *suasissim* gegen Lambins *persuasissim*; §. 19 *Chii suum vindicant*; §. 21 *Lucullo imperante* und *atque totius*; §. 25 *malus*; §. 26 *dederet* mit C. F. W. Müller unter Hinweis auf ad Att. 2, 14, 2; §. 28 *et tam brevi*; §. 29 *dimittendam*; §. 30 *ad aliquam animi mei partem*. Ebenso wurde aus der Textausgabe herübergenommen: §. 4 Stuerenburgs *coepit* für das unhaltbare *coegit*; §. 5 *et Locrenses* (Luterbacher); §. 10 *non gravate* im Anschluss an Stuerenburg und unter Vergleich von Cic. p. Balb. 36 und de off. 2, 66; §. 13 *est in me* (Garatoni); §. 18 *ex doctrina* (C. F. W. Müller), da Cicero *constare* nur mit *ex* verbindet; §. 21 *natura et regione* mit Mommsen und Müller; §. 23 *manus nostrorum et tela* (Madvig); §. 28 *huius urbis huiusque imperii* nach Gronovius, neben welchem im kritischen Anhang mit Naugerius wohl auch E. Thomas (*urbis aequae atque imperii*) genannt zu werden verdient hätte. Dagegen wurden abweichend von der Textausgabe folgende Lesarten der 3. Auflage beibehalten: §. 8 *non habuit? is qui* statt *non habuit is, qui*, einer Interpunction, die dem folgenden *an non est professus?* weniger entspricht, als das von Richter vorgeschlagene Fragezeichen; §. 9 *his igitur in tabulis* gegen die Handschriften, welche *in* weglassen; §. 11 *iis temporibus is, quem* mit C. Fr. Müller und Strenge; §. 18 *atque sic* gegen Stammers *atqui*, das nach der affirmativen rhetorischen Frage *hunc ego non diligam etc.* in der Bedeutung „und doch“ unmöglich ist; §. 19 *saxa et solitudines* mit den Handschriften; §. 30 *non* mit Lambinus gegen das überlieferte *nonne*.

Öfter als gegen diese Reconstructionen des Textes scheint dem Ref. im Commentare der Widerspruch des Lesers gegen manche der hier gebotenen Erklärungen herausgefordert zu werden:

So §. 3 zu *in quaestione legitima et in iudicio publico*, das Nohl umständlich erläutert: „in einer auf Grund eines Gesetzes geführten Untersuchung und in einem Criminalprocess“; *quaestio legitima* ist allerdings eine auf Grund eines Gesetzes geführte Untersuchung, d. h. ein Gerichtsverfahren, Process, aber an dieser Stelle wohl zweifellos gleichbedeutend mit dem folgenden *iudicium*,

„*prosecuto, Civilprocess*) als neues Merkmal in den Ausdruck und somit beide Ausdrücke als Wiedergabe gegeben werden, wenn man übersetzt: „*prosecuto*“, entsprechend der gleich darauf folgenden *adventus hominum ac frequentia*. „vor zahlreichem Anzuge“; §. 10 wird der Plural *adventus celestium* vordeutsch, wenn man sagt: „überall“, nicht „jedesmal“. — §. 12 *a nul- lamente* *commodo otium meum abstraxit* fasst Cicero-Richter prägnant = *periculo*; Ref. hält *commodo* für den allgemeineren Begriff „Bequemlichkeit“; niemals ließen mich meine Feierstunden meines Klienten verpassen“ (vgl. Cic. Att. 8, 3 *commodum*; Nep. Alc. 8 *tempus rei gerendae non dimisit*). Der Herausgeber *naturae ipsius habitu pro- pterea* ihre ganz außerordentliche Veranlassung „schon durch ihre gottbegnadete Veranlassung“ um §. 18 *ipsa* (Z. 13) nicht mit „bloß“, sondern mit „wiederzugeben ist“ (vgl. §. 21 *ipsa natura* *deus* keine Nöthigung vorliegt, in den Phrasen *θεογονία* (*θεογονία*) und *deorum dono atque munere* „göttlich“ durch die Übersetzung in „außer- gewöhnlich“ oder „genial“, „außergewöhnlich“ (Streng) zu übersetzen. Der Ausdruck *de vita dimicare* in den §§. 23 und 24 das deutsche „auf Tod und Leben kämpfen“. — Der Herausgeber *me vobis, iudices, indicabo* übersetzen: „Ich will mich euch angeben“, statt durch die Wiedergabe: „ich will mich euch angeben. vor euch“ die Scherzhaftigkeit der Ciceronianischen Wiedergabe zu wahren. Zu den schwierigen Stellen §. 21 *quae* *plurimum spectantur, ab iis populi Romani fama celebratur* „*quae enim est hoc dissimulandum, sed prae nobis*“ „*de se ferre, offen (einbekennen)*“ wäre eine erläuternde Wiedergabe gewesen; ebenso §. 27 ein Hinweis, dass *de Musarum* als objectiver Genetiv *de Musarum* und daher *honore* und *salute* mit transitiven Verbal- gebrauch zu übersetzen seien. — Endlich wird wohl auch die Wiedergabe der Stelle §. 31: *si qua non molo humana,* *sed divina in tantis ingenii commendatio debet esse* dem Herausgeber zu erleuchtet werden, wenn er die zugehörige Anmerkung *si qua commendatio in tantis ingenii debet esse, solche* *besitzen, die Empfehlung ist wie eine Eigen-* *schenschaft des meina verbunden“; denn die Schwierigkeit beruht* *auf der entsprechenden Auffassung und Verdeutschung der* *deus, vocantur humana und divina commendatio, welche nur* *deus eine neue Übersetzung zu erhalten ist: „da ja solche Talente* *deus nicht mit der gewöhnlichen Elle gemessen, sondern wahr-*

lich von einem höheren Standpunkte aus bewertet werden müssen“ (vgl. Cic. fin. 2, 12, 35 in *prima commendatione aliquid ponere*).

Druckfehler: S. 19, Anm. zu Z. 6: Änderung; S. 35, Anm. zu Z. 11 am Ende: 32 statt 23; S. 39 (kritischer Anhang) zu §. 23: *ac* statt *et*.

Trotz solcher kleiner Mängel bezeichnet die neue Auflage einen erfreulichen Fortschritt in der Erklärung der „Schulrede zur *ἔξοχίῃ*“ und wird der erprobten Ausgabe auch fernerhin neben den Commentaren von Halm, Strenge, Thomas die verdiente Wertschätzung sichern.

Brünn.

R. C. Kukula.

Lateinische Lehrbücher.

Lateinische Elementargrammatik für die drei unteren Gymnasialclassen und die entsprechenden Classen anderer höherer Lehranstalten bearbeitet von Martin Schödel. Lehrer an der Mochmann'schen Lehr- und Erziehungsanstalt in Dresden. Leipzig, B. G. Teubner 1892. VIII u. 170 SS.

Auf der Stufe, für welche die vorliegende Elementargrammatik bestimmt ist, die Formenlehre, wie es in derselben geschieht, auf historisch-genetischer Basis aufzuführen, ist nicht vortheilhaft. Nicht das Werdende, sondern das Gewordene in der Sprache soll behufs Erreichung des Verständnisses der später zu lesenden literarischen Erzeugnisse das Ziel des Sprachunterrichtes auf dieser Stufe sein. Der Einblick in die Werkstatt der Sprache ist einer späteren Stufe vorzubehalten und kann daher anhangsweise in einer für das ganze Gymnasium bestimmten Grammatik angebracht werden. Der Vorgang in der Muttersprache ist ein ähnlicher. Niemand fällt es ein, die Spracherscheinungen in ihrem Werden den angehenden Studierenden vorzuführen. Mit der vorkommenden Veränderung einzelner Vocale und Consonanten in einzelnen Fällen weiß er nichts anzufangen und muss sich doch auch wieder nur das Factum merken, ohne den inneren Grund zu erschauen, da er die Veränderung derselben unter bestimmten Bedingungen nicht systematisch kennen gelernt hat. Man spreche daher auch auf dieser Stufe nur vom Wortstocke, wie es jetzt vielfach vorkommt, da ja der Stamm in vielen Fällen nicht feststeht und den Schülern doch nur unumstößlich Richtiges und Feststehendes vorgeführt werden soll. Auch die Genusregeln der 3. Declination werden bei der Durchführung dieser nach der Stammtheorie nicht festhaften trotz des Bemühens des Verf.s, dieselben in Reimregeln vorzuführen, da Nominativ und Stamm stets zu berücksichtigen sind, während früher meistens der Nominativ allein zum Erkennen des Geschlechtes ausschlaggebend

III.

... durch Streichung a
... vorkommenden Wö

... sehr förderlich ist
... Beschränkung des Materi
... und dass im Anschlu
... sind, in den
... da sie neben
... für das Überset

... dem Wesentlichen
... der 3. Classe bildet,
... inf. den Participi
... in der Schullectüre
... aufgenommen. Die
... Phrasen zum Anwend
... der Regel vorausgeschic
... ableite und so auf ind
... Gesetze geführt werde.

... aus dem Gebiete
... in zunehmendem Umfar
... wird dies Belehrungen,
... sind, die also jed
... da schon auf dieser St
... der Stilistik und Synonym

... das Buch hat, kann si
... nicht erwärmen, weil ihm
... durch Behandlung der Forme
... kernen Sprachwissenschaft d
... abgehen scheint, da das Bu
... bestimmt ist. Druck und At
... vorzuziehen.

... von Dr. Franz Friedersdorff, Gy
... Berlin, Ferd. Dümmler 1893. IV

... nun eingegangen, indem er ein
... Bei dem veränderten Stan
... nun unter den Disciplin
... sie nicht mehr selbständig
... nur Hilfsmittel zur Einführu
... ist, soweit diese in d
... Schüler nur mit den dazu nöthig
... ist es erklärlich, dass Tro
... und weitverbreitete Bu
... in der vorliegenden Bearbeitu

w
a.
W
9
na
für
Fu
pou
aut
sub
sehr
wru
üü

übrig geblieben ist. Diese ist bezüglich der Eintheilung des Stoffes, bezüglich des Inhalts des verarbeiteten Materials, sowie der Form der Darstellung ein selbständiges Werk, denn was aus Zumpt aufgenommen ist, findet sich ebenfalls schon in mancher anderen Grammatik. Die neue Bearbeitung folgt dem Gange, den eine ganze Reihe ihresgleichen eingeschlagen hat, ohne diese zu überragen oder hinter ihnen zurückzustehen. Beschränkung des grammatischen Materials auf die in der Schullektüre vorkommenden Spracherscheinungen, knappe aber verständliche Fassung und klare, übersichtliche Anordnung der Regeln, Eigenschaften, welche die meisten der auf Grundlage der neuen Verordnungen herausgegebenen Grammatiken auszeichnen, können auch dieser nicht abgesprochen werden. Dass sie von den wissenschaftlichen Errungenschaften auf dem Gebiete der Sprachforschung einen maßvollen Gebrauch macht, gereicht ihr eher zum Lobe als zum Tadel, ebenso dass sie trotz Ausschcheidung des Entbehrlichen doch sich keiner solchen Kürze befleißigt, die den Rath suchenden Schüler bei seiner Präparation häufig imstiche lässt.

Das Buch, dessen Druck correct und dessen Ausstattung recht gut ist, wird seinen Zweck, den Schülern die zum Verständnis der Lektüre nöthigen Spracherscheinungen beizubringen, erfüllen.

Lateinische Schulgrammatik von Prof. Dr. H. Ziemer, Oberlehrer am königl. Dom- und Realgymn. zu Kolberg. 11. gänzlich umgearb. Aufl. der Schulgrammatik von Prof. W. Gillhausen. 1. Theil: Formenlehre. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder) 1893 VI u. 158 SS.

Die neuen Lehrpläne in Preußen vom Jahre 1892 haben der lateinischen Grammatik auch dort eine neue Stellung im Gymnasialunterrichte angewiesen und dadurch eine durchgreifende Veränderung in ihrer Fassung hervorgerufen. Dieser Veränderung hat sich auch die namentlich in 10. Auflage ganz zweckentsprechende (vgl. diese Zeitschr. 1890, S. 45 f.) Grammatik von Gillhausen unterziehen müssen. Der Bearbeiter derselben hat in der dem Ref. vorliegenden Formenlehre der 11. Auflage den Forderungen der neuen Lehrpläne gerecht zu werden gesucht, und zum Theil ist ihm dies gelungen.

Der Lehrstoff ist gekürzt unter Zugrundelegung der Schullektüre und deren Erfordernisse, die Übersichtlichkeit durch solche Änderungen des Lernmaterials gehoben, die den mnemotechnischen Gesichtspunkten alle mögliche Rücksicht angedeihen lässt. Zweckmäßig und wissenschaftlich ist auch die Einführung des Perfectivs statt des Supinums unter den Stammzeiten, da dieses eine von jenem abgeleitete Verbalform ist. Wenn jedoch der neue Bearbeiter den Lernenden in die Gesetzmäßigkeit der Sprache einführen, ihm die Spracherscheinungen erklären und die Gründe des Werdens und Wandels derselben mittheilen, ihn ableiten und denken

statt behalten lehren zu müssen glaubt, so ist dies recht schön, steht aber weder mit dem Fassungsvermögen der Lernenden noch mit der Stellung im Einklange, welche die Grammatik jetzt im Gymnasialunterrichte einnimmt. Sie hat aufgehört, ein selbständiges Bildungselement zu sein, und dient nur mehr der Vorbildung für das Verständnis der Autoren. Es fehlt die Zeit, das Werden der Spracherscheinungen zum Verständnisse zu bringen, da darauf gesehen werden muss, möglichst rasch zur Lectüre der Autoren zu gelangen. Der Schwerpunkt des Lateinunterrichtes liegt nun in der genauen Erfassung des Gelesenen und einer genauen Wiedergabe desselben in einem correcten und schönen Deutsch unter Berücksichtigung des Gleichartigen und Ungleichartigen in beiden Sprachen. Dazu bedarf es keines Einblickes in die Werkstätte des sprachbildenden Geistes. Es ist vielmehr jener Vorgang einzuhalten, den das Kind bei Erlernung der Muttersprache einhält. Dieses lernt das Gewordene, wobei das Gedächtnis die Hauptrolle spielt, und erlangt erst später oder nie Einsicht in den nach bestimmten Gesetzen erfolgten Bau der Spracherscheinungen. Die Grammatik muss aus einem Lehrbuche ein Lernbuch werden entsprechend dem niederen Grade der geistigen Entwicklung der Anfänger. Die Resultate der Sprachwissenschaft können nur gelegentlich bei gereifterem Verständnisse und dies nur in geringem Umfange beigebracht werden. Die Veränderungen der Vocale und Consonanten systematisch zu lehren, ist nicht möglich, da die Lautgesetze in der Abwandlung der Formen den Schülern theoretisch nicht bekannt sind, sondern unbewusst richtig angewendet werden, ebenso die Ableitungsgesetze der einzelnen Redetheile voneinander u. dgl. Je consequenter und strenger die wissenschaftlichen Resultate in einer Schulgrammatik durchgeführt sind, umso weniger wird sie geeignet sein, ihre nunmehrige engbegrenzte Aufgabe zu erfüllen.

Ref. kann sich deshalb von der strengen Durchführung der Stammtheorie in der Declination, sowie der in Übereinstimmung damit gefassten Genusregeln u. dgl. nicht dieselben Erfolge versprechen wie der Verf., muss aber die sorgfältige Auswahl und Anordnung des Stoffes anerkennen. Auch dem Drucke und der Ausstattung ist Sorgfalt zugewendet worden.

Nepos-Vocabular von Ernst Schäfer. 1. Theil: Praefatio. Miltiades. Themistocles. Aristides. Pausanias. Cimon. Lysander. Alcibiades. Thrasylbulus. Conon. Dion. 4. Aufl. von Prof. Dr. Ortman, Gymnasial-Connector. Leipzig, B. G. Teubner 1893. IV u. 40 SS. Preis 40 Pf. — 3. Theil: Timoleon. De regibus. Hamilcar. Hannibal. Cato. Atticus. 2. bericht. Aufl. von demselben. Ebendasselbst 1892. IV u. 40 SS. Preis 40 Pf.

Der 1. Theil des Nepos-Vocabulars, der die Vocabeln und Phrasen zur Praefatio und den zehn ersten Biographien enthält, liegt nun in der 4. Auflage vor. Auch in dieser beschränkt sich

der Herausgeber auf Verbesserungen im einzelnen, wie in den zwei vorhergehenden. Die Anlage ist dieselbe geblieben. Ref. kann daher auf seine Besprechungen dieser und der 1. Auflage in dieser Zeitschr. 1886, S. 853; 1889, S. 237 f. und 1892, S. 513 f. hinweisen, in denen er sich des weiteren über Zweck und Anlage ergangen hat. Hervorzuheben ist besonders, dass sich nun der Herausgeber auf die Bemerkungen des Ref. hin (vgl. a. a. O. 1892, S. 514) die Mühe nicht verdrießen ließ, die Hinweisungen auf Ellendt-Seyfferts Grammatik nach den neuesten Auflagen (34.—36.) umzugestalten und auch die betreffenden Paragraphen von Stegmans weitverbreiteter Grammatik hinzuzufügen.

Auch der 3. Theil, der in 2. Auflage vorliegt und die Vocabeln zu den letzten sechs Biographien enthält, hat vielfache Änderungen in sprachlicher Beziehung erfahren, während auch hier die Anlage keine Änderung aufweist; vgl. diesbezüglich diese Zeitschr. 1886, S. 853. Die Umänderung der Paragraphen bei Beziehungen auf Ellendt-Seyfferts Grammatik wird auch hier nach den neuesten Auflagen dieser durchgeführt werden müssen, wie dies bereits in der neuen Auflage des 1. Theiles geschehen ist.

Entsprechend dem in beiden Bändchen gleichen Anhang, der die gebräuchlichsten Partikeln bei Nepos in alphabetischer Ordnung enthält, wäre auch eine Zusammenstellung der gebräuchlichsten Phrasen nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet, als Krieg, Frieden, öffentliches Leben, Privatleben u. dgl. erwünscht, da eine solche es leicht ermöglicht, dieselben öfter zu wiederholen und so dem Gedächtnisse fest einzuprägen.

Ref., der sich für Hilfsmittel wie die vorliegenden nicht erwärmen kann und seine Ansicht hierüber an den angeführten Stellen ausgesprochen hat, macht die Freunde derselben auf die neuen Auflagen aufmerksam, da sie durch die Sorgfalt des Herausgebers an Verwendbarkeit gewonnen haben.

Sprechen Sie Lateinisch? Moderne Conversation in lateinischer Sprache. Von Georg Capellanus, Dr. phil. 2. verm. Aufl. Leipzig, L. A. Kochs Verlag (J. Sengbusch) 1892. 116 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Der Versuch, Sicherheit und Gewandtheit bei Besprechung der im gewöhnlichen Leben vorkommenden Vorfälle und der dadurch empfangenen Eindrücke in lateinischer Sprache zu erzielen, liegt nun in 2. Auflage vor. In der Anordnung des Stoffes und der Wahl der Phrasen ist keine Änderung eingetreten und Ref. kann in dieser Beziehung und was die Existenzberechtigung des Werkes anbelangt, auf sein Urtheil, das er gelegentlich des ersten Erscheinens des Büchleins in dieser Zeitschr. 1891, S. 138 f. ausgesprochen hat und auch jetzt noch in vollem Umfange aufrechterhält, hinweisen. Die Erweiterung um einige Abschnitte, die Umstellung und Beseitigung einzelner in dem früheren Zusammenhange unpassender oder entbehrlicher Phrasen ändert an dem Gesamt-

charakter desselben nicht viel, also auch nicht an dem Urtheile des Ref. Die Zahl der neu hinzugefügten Phrasen beträgt 49, umgestellt in einen andern Abschnitt sind 28, weggelassen etwa 13. Neu sind die Abschnitte „Warten. Da ist er“ S. 68, „Gespräch mit dem Echo“ S. 68, „Auf dem Bahnhofe“ S. 70 (größtentheils aus dem Abschnitte „Auf Reisen“ entnommen), „Philosophische und juristische Sätze“ S. 104, „Einige berühmte Stellen und Verse“ S. 106, „Curiositäten und Räthsel“ S. 108 (nicht 107, wie das Inhaltsverzeichnis angibt). In diesen neuen Abschnitten sind Phrasen aus anderen Abschnitten aufgenommen, insofern sie zu dem in denselben behandelten Stoffe besser passten als zu ihrer früheren Umgebung. Auch die Überschriften mancher Abschnitte sind mit Beziehung auf den Inhalt geändert worden, so S. 65 „Seine Tänzerin“ st. „Verliebt“, S. 65 „Nach Hause. Nicht zu Hause“ st. „Wohin“, S. 87 „Brief, Post und Telegraph“ st. „Ein Brief“. Wenn Ref. noch hinzufügt, dass auch die Druckfehler der 1. Auflage S. 82, Z. 4 *primam* und *dextimam* st. -um und S. 99, Z. 10 u. 11 in, *ferioris* und *vide-quid* berichtigt sind, hat er denen, welche die 1. Auflage kennen, ein Bild der 2. gegeben, in der sie manchem Interessanten begegnen werden. In der Schule wird auch diese Auflage der immerhin fleißigen und gewissenhaften Arbeit kaum Verwendung finden.

Die Verirrungen des deutschen und lateinischen Elementarunterrichtes. Von Dr. J. Lattmann, Gymnasial-Director a. D., Geh. Reg.-Rath. Göttingen, Vandenhoeck u Ruprecht 1892. 175 SS. Preis 2 Mk.

Der Verf. weist nicht bloß, wie man aus dem Titel schließen könnte, die mannigfachen Verirrungen, zu denen der deutsche und lateinische Elementarunterricht durch unrichtige Methode der Lehrenden und schlecht angelegte Lehr- und Lesebücher geführt worden ist, eingehend nach, sondern zeigt auch, wie er nach Entfernung der ungehörigen und einseitigen Tendenzen aus seinem eigentlichen Wesen herausgestaltet werden soll, wie der lateinische Unterricht vom deutschen ausgehen, wie man die Gesetze beider Sprachen nur auf heuristischem Wege erkennen und dabei sich stets den Vorgang vor Augen halten soll, den das Kind beim Erlernen der Muttersprache einhält. Dafür, wie dieser Vorgang auf den einzelnen Unterrichtsstufen praktisch sich gestaltet, um dem Schüler nicht bloß das Verständnis der Sprache zu vermitteln, sondern ihm auch einen Gewinn durch die Ausbildung der geistigen Fähigkeiten zu verschaffen, gibt der Verf. eingehende Anleitungen. Dass derartige Vorschläge und Andeutungen von einem so gewiegten Pädagogen, wie der Verf. ist, namentlich für jüngere Lehrer sehr lehrreich sind, wenn auch hie und da manches mit unterläuft, was man nicht ohneweiters billigen kann, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Der beste und tüchtigste Mensch kann eben

auch irren. Unangenehm berühren nur die scharfen Seitenhiebe, die selbst auf recht tüchtige Verfasser von anerkannt guten Lehrbüchern, wie z. B. Lutsch, fallen, weil sie einen andern Lehrgang einschlagen als den, welchen Lattmann für den allein richtigen hält. Das Urtheil büßt dadurch seine Objectivität ein und die vorgebrachten Gründe verlieren in den Augen der Leser ihre allseitig überzeugende Kraft, weil sie vom Unwillen eingegeben zu sein scheinen über die wenig freundliche Aufnahme seiner Schulbücher und die allerdings nicht ganz gerechtfertigte Voreingenommenheit gegen seine darin zum Ausdruck gebrachte Unterrichtsmethode. Der Verf. tritt allerdings für seine Überzeugung ein, sollte aber auch die anderer, zumal wenn sie nicht geradezu auf den Unterricht verderblich wirkt, nicht so schroff zurückweisen.

Gegenüber diesem wunden Punkte enthält jedoch diese Rechtfertigungsschrift, denn das ist und bleibt sie, soviel Wahres und allgemein anzuerkennendes Gutes, dessen Beachtung und praktische Anwendung dem Unterrichte die größten Vortheile bringen und zur Beseitigung mancher Fehler desselben beitragen wird, dass Ref. die Lectüre derselben allen Fachgenossen empfehlen zu müssen glaubt.

Praktische Anleitung zum Unterricht in der lateinischen Grammatik von August Waldeck, Professor am Gymnasium zu Corbach. Halle a. S., Waisenhaus 1892. VI u. 224 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Der Verf. vorliegender Schrift sucht die Grundlage für den Unterricht in der empirischen Psychologie, weist auf den Wert reichlicher und zweckmäßiger Apperception hin und auf die Bedeutung der Induction, die überall von der Muttersprache auszugehen hat, bespricht den Zweck des lateinischen Unterrichtes, den Unterschied zwischen Sprachunterricht und Sprachwissenschaft, wieweil letztere er aus dem Elementarunterrichte ausgeschlossen wissen will, da bei der Erlernung des Griechischen Zeit genug sei, auf die Verwandtschaft beider Sprachen und ihrer Flexionsgesetze einen Rückblick zu machen, der für die Lernenden ersprießlicher sein wird, als ein Hinweis darauf in der I. Classe, wo ihnen alle Vorbedingungen zum Verständnis der Stammtheorie fehlen, berührt ferner das Verhältnis der Grammatik zur Lectüre, die Anlage jener im allgemeinen und die Fassung der Regeln nach Inhalt und Form (S. 1—82). An diesen allgemeinen Theil fügt der Verf. einen zweiten, der die einzelnen Theile der Formenlehre und der Syntax in ungemein praktischer und anziehender, die Auffassung und das Denken fördernder Weise behandelt (S. 83—224). Ref. muss es sich leider versagen, ins einzelne dieser Abtheilung einzugehen und dem Leser die daselbst niedergelegten Grundsätze vorzuführen, und kann zur Orientierung desselben nur bemerken, dass die hier ausgesprochenen Grundsätze vom Verf. in seiner lateinischen Schulgrammatik, über deren Wert und Zweckmäßigkeit für den Latein-

unterricht Ref. in dieser Zeitschrift 1893, S. 908 ff. gesprochen hat, praktisch durchgeführt sind.

Jeder, der das Werkchen in die Hand nimmt, wird finden, dass kaum etwas Besseres auf diesem Gebiete geschrieben worden ist und dass es mehr praktische Pädagogik enthält als mancher dickleibige Band, der über diesen Gegenstand handelt. Ref. ist überzeugt, dass alle, die durch diese Zeilen bestimmt die Schrift zur Hand nehmen werden, dieselbe nur mit innerer Befriedigung weglegen werden, und wünscht derselben im Interesse des Unterrichtes die weiteste Verbreitung.

Wien.

Heinrich Koziol.

F. Solmsen, Studien zur lateinischen Lautgeschichte. Straßburg. K. J. Trübner 1894. 8°, VIII u. 208 SS.

Lange Zeit ist das Lateinische von den Sprachvergleichern etwas stiefmütterlich behandelt worden und infolge dessen in viel höherem Grade als das Griechische der Tummelplatz für einen Dilettantismus geblieben, der bloße Einfälle und willkürliche, durch keine Analogien gestützte oder zu stützende Behauptungen für Wissenschaft ausgibt. Erst in den letzten drei Jahren ist von verschiedenen Seiten auch dieses Gebiet energisch und mit großem Erfolge in Angriff genommen worden. Den Forschungen zur lateinischen Grammatik und Metrik von F. Skutsch, den Arbeiten von Parodi in den Studi italiani di filologia classica I und im Archivio glottologico Italiano, Supplementi periodici I, 1 gesellen sich als Drittes die Untersuchungen von Solmsen bei, die in trefflicher Vereinigung sprachwissenschaftlicher und philologischer Kenntnisse, in feinsinniger Scheidung dessen, was einzelsprachliche Entwicklung ist, von dem, was in die Urzeit hinaufreicht, in strenger Beobachtung der historischen Folge überlieferter Formen als eine vorzügliche Leistung bezeichnet werden dürfen.

Der Verf. untersucht zunächst das Verhältnis von *vē-* und *vō-*, *quē-* und *cō-* im Anlaute und kommt zu dem Resultate, dass *vē-* zu *vō-* an folgendes *m* (*vōmo*), gutturales, d. h. nicht im directen Auslaute oder vor *e*, *i* stehendes *l* (*vōlup* neben *Vēlia*, *vēl*), *quē-* zu *cō-* an *m* (*cōmbretum*), *l* (*cōlus* aus *quēlus*), *que* (*cōquo*) geknüpft ist. Im Vorbeigehen wird die Flexion von *velle* und das Verhältnis zwischen *nōlis* und *nōn vēlis* besprochen. Jünger und zwar erst in historischer Zeit vor sich gegangen ist der Wandel von *vō-* zu *vē-* vor *r* (*versus* aus *vorsus*), *s* (*vester* aus *voster*), *t* (*veto* aus *voto*) und nur vor diesen Lauten. Der zweite Abschnitt behandelt den Ausfall von intervocalischem *v*. Zunächst wird festgestellt, dass gegen Ende der Republik *-vu* zu *-u* wird: *boum* aus *bovum*, *rius* aus *ricus*, dass aber allerdings namentlich in der Literarsprache von *rivi* aus meist *v* wiederhergestellt wird, wogegen die Inschriften

und die romanischen Sprachen die lautgesetzlichen Formen zeigen. Ich bin Rom. Gramm. I, S. 320 bei der Annahme von *-ius* aus *-icus* für das Volkslateinische stehengeblieben, doch fügt sich auch ital. *neo* am besten einem *naeus* aus *naevus*, frz. *clou* einem *claus* aus *clavus*. Da ähnlich *-quus* zu *-cus* wird, so ist die Frage eriaht, ob nicht auch *erum* aus *ervum* usw. entstanden sei. In der That findet sich *ero orodo* Corp. Gloss. lat. III, S. 590, 35, *ero idest orodo* 623, 71, vgl. span. *yero*, ital. *lero*. Ein paar andere romanische Beispiele s. Rom. Gramm. I, S. 420, dazu noch portg. *aro*, alb. *are* aus **arum* für *arum* nach G. Meyer, Etym. Wörterb. d. alb. Sprache, S. 14. — Davon verschieden ist nun der vorhistorische Schwund, wie er in *nōlo* aus *nevolo* (*neōlo*, *noolo*, *nōlo*) u. z. erscheint. Auch dieser Abschnitt, der namentlich Erörterungen über *mālo*, über die Adv. auf *-orsum*, über *Mars*, *Mavors*, *Marmar*, über *nudius* bringt, ist fast durchwegs wohl gelungen, nur ein Bedenken bleibt mir. Von den zahlreichen zweisilbigen Wörtern auf *-cos* (*avos*, *clavos*, *clivos*, *rivos*, *novos* usw.) hätten alle vom Gen., Dat. Sing. und vom Nom., Dat. Plur. aus *v* wiederingeführt, *deos* aus *deivos* und *gnaeos* aus *gnaevos* (alt *gnaivōd* auf der Scipionen-Inschrift) würden die Form des Nom., Acc zeigen und hätten sie verallgemeinert. Aber *gnaeos* scheint mir zu den Wörtern der zweiten Kategorie zu gehören, da doch thatsächlich die Form *gnaeos* und griech. *Γναῖος* nicht früher erscheint als *aem*. Und was *deus* betrifft, so ist es trotz der Formel *sei deo sei deivae* doch keineswegs sicher, dass *deos* mit skr. *devas* usw. zusammenhänge. Der Einwand, ein ursprüngliches *deos* habe in keiner anderen Sprache einen Anhalt, ist nicht stichhaltig: wie lange hat es gedauert, bis man für das *dhesos*, aus welchem griech. *θεός* entstanden ist, Verwandte gefunden hat! Nehmen wir aber an, dass nur in dreisilbigen Wörtern *vō* zu *ō* werde, so ist der Gegensatz zwischen *nōlo* und *nevolt* ohneweiteres klar. Der Unterschied in der Behandlung zwei- und mehrsilbiger Wörter kehrt auch wieder in der folgenden Untersuchung, die zur Gewissheit erhebt, dass *ovē* über *ovo* zu *oo*, *ō* wird, also *coventio*, *novenos* zu *contio*, *nonos*; *noventiare* zu *nontiare*; *novendinum* zu *nondinum* usw. Wie aus diesen zwei letzteren die jüngeren *nuntiare*, *nundinum* (mit *ū* oder *u*)? Die romanischen Sprachen versagen jede Auskunft) entstanden sind und wie sich *upilio* zu *opilio*, *pumilio* zu *pomum* (wenn die Zusammenstellung richtig ist) verhält, muss vorläufig dahingestellt bleiben. Was *Nuceria* betrifft, so ist darin vielleicht eine volkstymologische Anlehnung an *nux* zu sehen. Der Ansatz *Nuceria* unserer Lexica stützt sich wahrscheinlich nur auf die ältere Form *Nouceria*, aus der aber *Noceria* geworden wäre, wie Solmsens Erhebungen jetzt mit Sicherheit erweisen. Der heutige Name *Nocera* entscheidet nicht, da im Neapolitanischen vortoniges *ū* wie *ō* und *ū* zu *o* wird. Kann nun auch *ave* zu *avo*, *ao* werden? Der Verf. nimmt es an wegen *opiter* aus *avipiter*. Dann müssen *gaudere*,

claudere, audere usw. aus *gavidere, clavidere, avidere* usw. in eine Zeit fallen, wo *avipiter* noch gar nicht bestand, da dieses doch wohl sonst zu *aupiter* geworden wäre. Ist aber *gaudere* durch Synkope des *i* entstanden, weshalb hat sich *glouesia* gehalten, statt zu *glousia* zu werden? Wollten wir annehmen, zuerst sei *ove* unter Einfluss des *o* zu *ovo* geworden, während sich *avi* hielt, und erst, nachdem *ovo* über *oo* zu *o* geworden war, sei die Synkope bei *avi* eingetreten, so bliebe *opiter* wieder übrig. Vielleicht haben wir richtiger von *āvupiter* auszugehen (vgl. *occupare* usw.), das über *a-upiter* zu *apiter, ōpiter* geworden wäre. Und wo bleibt *nūdus* aus *nogvodos*?

Weniger gelungen scheint mir der Versuch, nachzuweisen, dass *v* zwischen zwei gleichen Vocalen falle. Wohl ist *latrina* aus *latratrina*, *dinus* aus *divinus*, *praedis* aus *praividis*, *ditis* aus *divitis* entstanden, wie denn überhaupt alle Worterklärungen des Verf.s durchaus richtig sind. Allein wenn es schon bedenklich ist, das *i* in *ai* mit dem *i* in *divitis* auf eine Stufe zu stellen, so wird die Sache noch unwahrscheinlicher, wenn wir in der *lex agr. praevides* (nicht *praivides* oder *praevedes*) finden: ob wir *ae* als *a + e* oder als *ä*, ob wir *i* offen oder geschlossen sprechen, auf alle Fälle stellt das *e* einen anderen Laut dar als das *i*. Zudem sind *avārus, clava, sevērus, civis, obliviscor* Beispiele, um die nicht herumzukommen ist. Solmsen meint, die contrahierten Formen seien die der schnelleren Alltagsrede, die mit erhaltenem *v* die der langsameren getragenen Rede. Ich halte diese Theorie für durchaus unrichtig. Sie ist weder inductiv noch deductiv bewiesen. Wir sehen im Lateinischen, Germanischen, Irischen, Französischen und in vielen romanischen Mundarten den Nachtonvocal schwinden. In all diesen Sprachen mit Ausnahme des Lateinischen sind umfangreiche, nur auf diesen Punkt gerichtete Untersuchungen angestellt worden und überall ist man zu gesicherten Resultaten gekommen, ohne dass man irgendwie zu einem derartigen Unterschiede des Sprechtempos hätte greifen müssen. Im Lateinischen ist die Vokal-synkope noch nicht im Zusammenhange untersucht; Osthoff hat einmal ein paar vereinzelte Fälle behandelt, Skutsch hat eine andere Gruppe betrachtet, Solmsen eine dritte, aber keiner hat das ganze Material vor Augen. Ist es da nicht etwas zu rasch gertheilt, wenn darauf hin ein ganz neues Princip sprachlichen Lebens angenommen wird?¹⁾ Ich habe Arch. lat. Lex. VIII, S. 322 Anm. kurz angedeutet, dass ich die Synkope nur bei von Natur

¹⁾ Man verstehe mich nicht falsch. Ich leugne natürlich die Existenz von Kurzformen nicht, sonst hätte ich nicht Rom. Gramm. I, S. 520 einen eigenen Abschnitt mit den Worten überschrieben 'Abkürzungen vielgebrauchter Wörter'. Was ich aber ablehne, ist die Übertragung einer bei einer bestimmten Kategorie von Wörtern auftretenden Erscheinung auf den ganzen Wortschatz.

langer vorletzter Silbe für möglich halte. Keines der Beispiele, die Solmsen bringt, spricht dagegen; *citas*, das er bei Plautus findet, neben *civis*, *severus*, *avarus*, der Gegensatz zwischen *obliviscor* und *oblitus* aus *oblivitus* erklären sich dann ohne weiteres. *Loetrina* und *lavabrum* können nicht dagegen ins Feld geführt werden, da wir über die Quantität des zweiten *a* nicht unterrichtet sind. Da sich somit die Differenzen in der Behandlung der Gruppe *v* + Voc. ohne Zwang erklären, so glaube ich, ist meine Auffassung vorzuziehen, lasse es aber dahingestellt, ob das *v* oder der Vocal zunächst geschwunden sei, wie denn überhaupt die ganze Frage nur im Zusammenhange mit allen anderen Synkopierungen gelöst werden kann. Vielleicht nimmt Solmsen selber die Untersuchung vor, zu der er wie wenig andere gerüstet ist.

Es wird dann weiter der Übergang von *äv*, *öu* zu *u*, *o* in unbetonter Silbe besprochen: *abluo*, *denuo*. Neben schärferer und genauerer Auffassung von schon bisher Bekanntem¹⁾ ist namentlich der Nachweis neu, dass auch vortoniges *oe* zu *u* wird, dass also *plöebat* auf lautgesetzlichem Wege zu *plüebat* wird. Dürfen wir auch hier einen Unterschied zwischen Paroxytonis und Proparoxytonis machen? Dann wären *pueri* aus *poveri*, *pluere* aus *plovere*, *fluus* aus *flovius*, *Cluvius*, *Cluius* aus *Clovios*, *cluior* aus *clavior* einfacher erklärt, als es der Verf. thut. Mit *fluus*, *Cluius* deckt sich genau **pluia* statt *pluvia*, das aus ital. *pio-ggia*, frz. *plu-ie* indirect erschlossen wird. Was das Verhältnis der rom. Vertreter von *fluus* und *pluere* zu den lateinischen betrifft, so ist zu bemerken, dass frz. *fleuve* sich weder mit *flovius* noch mit *fluus* vereinigen lässt, vielmehr Buchwort ist, wie auch die Texte zeigen, in denen es in alter Zeit vorkommt und wie, in glänzender Bestätigung dessen, was die romanische Lautlehre zeigt, aus Wölflins Nachweis von dem frühen Untergange des Wortes in der lateinischen Literatur hervorgeht. Wenn ich sodann rom. *plovere* nicht mit altlat. *plovere* zu verknüpfen wage, so hat das seinen Grund in der mir immer fester gewordenen Überzeugung, dass die Phase des Lateinischen, die dem Romanischen zugrunde liegt, durchaus die des Überganges von der Republik zur Kaiserzeit ist, dass wir wenigstens in lautlicher Hinsicht kein plautinisches, kein Altlatein im Romanischen zu suchen haben. Dass Petronius *plovebat* sagt, ist allerdings auffällig, doch wenn man bedenkt, dass von dem Verbum die Form *plovit* in fast ebenso häufigem Gebrauche gewesen sein wird, wie *pluebat* und *pluere* zusammen, so begreift man, dass von *plovit* aus eine Umgestaltung wieder stattfinden

¹⁾ S. 129 Anm. wird die Quantität von *fluctus* und *fluxus* besprochen. Ich habe den Ausführungen des Verf.s nichts beizufügen, nur muss ich bemerken, dass das Romanische leider wie so oft über die Quantität des *u* keinen Aufschluss gewährt, da ital. *flutto*, *flusso* nach Ausweis des *l* Wörter der Büchersprache sind.

konnte. Diese Auffassung ist wohl für des Pretronus' Form nöthig — ob sie auch für das romanische *plovere* gilt oder ob man da jene Umgestaltung nach *movere* anzunehmen hat, die ich ansetze — das zu entscheiden, finde ich keine Möglichkeit.

Endlich wird noch über den Schwund des *v* nach *u* und über verschiedene Einzelfälle, wie die *v*-Perfecta, gehandelt. Ich gehe nicht weiter darauf ein, nur einen Punkt, über den der Verf. von den Romanisten Auskunft verlangt, will ich kurz berühren. Es finden sich auf Inschriften ziemlich viele Beispiele von Fehlen des *v* in der Gruppe *a-o*: *faor*, *paor*, *faonius*. Es fragt sich nun, ob und inwieweit der Schwund in der Volkssprache durchgedrungen sei. Soweit die romanischen Formen ein Urtheil gestatten, gar nicht. Im Provenzalischen und Französischen schwindet allerdings *v* vor und nach labialen Vocalen in ziemlich weitem Umfange, allein mancherlei Umstände sprechen dafür, dass das erst eine jüngere Entwicklung ist. Ob und wie ital. *fogno* mit offenem,¹⁾ also auf *au* oder *ö*weisendem *o* mit *favonius* zusammenhängt, ist mir nicht klar, auch darum nicht, weil *fogno* 'Sturmwind mit Schneegestöber' bedeutet, was zu *favonius* sowenig wie zu obwald. *favun* und deutschem 'Föhn', die zweifellos von *favonius* stammen, passt. Was sodann *favilla*, *pavimentum*, *Faventia* betrifft, die ebenfalls ohne *v* erscheinen, so weist rum. *pämint*, ital. *palmento* auf *pavimentum*, *paumentum*, bei *Faentia*, *Faenza* erhebt sich immerhin die Frage, ob *Faventia* nicht eine etymologische Umdeutung eines unrömischen *Faentia* sei. Sicher bleibt aber *favilla* der Appendix Probi, das, wie schon Gröber Arch. lat. Lex. II, S. 283, bestimmter VI, S. 388 hervorgehoben hat, in Süditalien weiterlebt, während Mittelitalien mit *falliva* auf *favilla* zurückweist. Aus span. *espantar* neben afranz. *espoenter* und ital. *spaventare* könnte man auch **expaentare* und **expau-entare* neben **expaventare* ansetzen, doch fällt das Wort, da *v* zwischen zwei mittleren tonlosen Silben steht, unter ganz andere Gesichtspunkte.

In drei Excursen wird über die 2. Sing. Impt. athematischer Verba im Lateinischen, über den Plur. des Verbums 'wollen' im Westgermanischen und über Reste der indogerm. Flexion von *dicus* im Lateinischen gehandelt. Wenn ich zum Schlusse bemerke, dass auch die italischen Mundarten stets zu ihrem Rechte kommen, dass viele Plautusstellen, manche Frage der Orthographie und manche Notizen der alten Grammatiker besprochen werden, so dürfte der große Wert der reichhaltigen Schrift genügend hervorgehoben sein.

Wien.

W. Meyer-Lübke.

¹⁾ Nach Rigutini-Fanfani, während Petrocchi, der das Wort als pistojesisch angibt, geschlossenes *o* ansetzt. Die Crusca hat *fogno* überhaupt nicht aufgenommen.

Dr. C. Pauli, Altitalische Forschungen. II. Band. Eine vor-griechische Inschrift von Lemnos. 2. Abth. Leipzig, J. A. Barth (A. Meiner) 1894. 262 SS.

Während P. in der ersten Abtheilung dieses Bandes (erschienen 1886) sich damit begnügt hatte, durch eine allgemein gehaltene Analyse der Lemnos-Inschrift die Verwandtschaft ihrer Sprache mit der etruskischen nachzuweisen, ist er in der vorliegenden zweiten Abtheilung auf die vollständige Deutung derselben, soweit dies überhaupt möglich erscheint, eingegangen. Dass er dabei seinem oft ausgesprochenen Grundsatz, das Etruskische aus sich selber zu erklären, treu geblieben ist, muss man als vollkommen richtig anerkennen. Gerade die Betrachtung der sämtlichen von P. mitgetheilten Erklärungsversuche, welche auf der etymologischen Methode fußen und von Bugge, Deecke, Apostolides, Moratti, E. Lattes (zwei Deutungen) und E. Kleinschmidt herrühren (insbesondere ist der letztgenannte Deutungsversuch interessant, weil sein Urheber alles Ernstes die Lemnos-Inschrift mit Hilfe des Lateinischen deutet), muss jedem unbefangenen Beurtheiler das Eingeständnis abnöthigen, dass diese Methode der Deutung der etruskischen Inschriften sicher verfehlt ist. Man kann dies, auch ohne selbst Etruskologe zu sein, im Interesse der wissenschaftlichen Wahrheit nicht oft genug betonen.

Gegenüber den oben erwähnten willkürlichen Erklärungsversuchen zeichnet sich der von P. unternommene dadurch aus, dass alle Ergebnisse auf dem soliden Wege streng methodischer Combination gefunden sind. Die eigentlich kaum anzuzweifelnde Ansicht, dass unsere Inschrift eine Grabschrift ist, wird von P. durch den Hinweis auf die Abbildung des Kriegers und eine Zusammenstellung von Denkmälern ähnlicher Art (S. 24 f.), die alle zu den ältesten etruskischen überhaupt gehören, sowie durch das Vorkommen der Wendung *aviz : sialviz* : (so liest P. jetzt mit Recht, während er früher *sialviz* gelesen hatte) *marazm : aviz*, zu welcher zweifelsohne *aviz* identisch ist mit etruskisch *avils* (altetruskisch *avils*) 'aetatis' oder 'annorum'. Um nun zu einer verlässlichen Deutung der Inschrift zu gelangen, untersucht P. zuerst die altphrygischen Grabschriften, deren sprachliche Analyse, wenn ich auch keineswegs ein endgiltiges Urtheil darüber abzugeben mich für berechtigt halte, der Hauptsache nach wohl einen richtigen Einblick in den Bau dieser Inschriften zu eröffnen scheint. Bedenklich erscheint dabei nur, dass P. die phrygische Sprache als zur erasischen Gruppe der indogermanischen Sprachen gehörig betrachtet, wozu gerade wegen seiner engen Verwandtschaft mit dem Thrakischen keine Berechtigung vorliegt, vgl. G. Meyer, Bezzenbergers Beitr. XX, S. 123 f. Auf Grund dieser Analyse der phrygischen Inschriften und ebenso der ältesten etruskischen, welche ebenfalls einen viel complicierteren Bau und weit größeren Umfang aufweisen als die altgriechischen der gleichen Art, geht

nun P. an die Erklärung der Lemnos-Inschrift, die er im Gegensatze zu der Behandlung in der ersten Abtheilung dieses Bandes jetzt in der Reihenfolge II, I, III und II, I liest. Auf Grund seiner umfassenden Kenntniss der etruskischen Inschriften und auch mit Berücksichtigung der rasch berühmt gewordenen Inschriften der Agramer Mumienbinden sucht nun P. die einzelnen auf der Lemnos-Inschrift vorkommenden Worte zu deuten und gelangt dabei zum folgenden Ergebnis. Inschrift und Übersetzung, soweit dieselbe möglich erscheint, lauten:

A.

- I. *holaiez* : *napoθ ziazi*
Holaei sepulcrum magistratus;
II. *evisθo* : *zeronaiθ | zivai | sialχeviz : aviz | marazm : av[iz] . . .*
? conditus est aetate quinquaginta annorum primique anni
III. *vamalasiat* : *zeronai morinail | aker : tavarzio*
? condidit et sepelivit; proprietas sepulcri est.

B.

- I. *holaiezi* : *qokiasiale* : *zeronaiθ* : *evisθo* : *tseroma*
Holaei Phocaei; conditus est ? Grab-?
II. *rom* : *haralio* : *zivai* : *eptezio* : *arai* : *tiz* : *qoke[a]s*
? validitatis-erat aetate nobilitatis-erat gente; urbis
Phocaeae;
zivai : *aviz* : *sialχviz* : *marazm* : *aviz* : *aomai*
aetate annorum quinquaginta primique anni domicilio.

Das mit umfassender Gründlichkeit erzielte Ergebnis dieser Deutung ist, soweit ich mir erlauben darf ein Urtheil abzugeben, in der Hauptsache wohl als gelungen zu bezeichnen, wenn sich auch nicht alle Einzelheiten derselben eines gleich hohen Grades von Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit erfreuen mögen. Zugleich aber erhellt als unbestreitbare Thatsache, woran übrigens kaum einer der von Sache unterrichteten Gelehrten gezweifelt hatte, dass die Sprache, in welcher die Doppelinschrift von Lemnos abgefasst ist, in nächster verwandtschaftlicher Beziehung zur etruskischen steht, von der sie sich, wie ich trotz Paulis S. 225 stehenden Äußerungen glaube, kaum mehr als dialectisch unterscheidet. Ich kann nicht finden, dass sich lemn. *sialχviz aviz* von dem gleichwertigen *salχls avils*, wie es etruskisch lauten müsste, in stärkerer Weise unterscheidet als beispielsweise (freilich hinkt ja jeder Vergleich) altlat. *sortus* von class. *surrectus*, att. *κρείττων* von kret. *καρτόνας*, arg. kret. *τόνος* von ion. att. *τούς*, dor. *τώς*, gemeingriech. *μέτρος*; von aiol. *μέτροχος*, als hoch- und niederdeutsche Formen. Mithin wäre doch die Ansicht Bugges, dass die Tyrrhener von Lemnos, wie die Vikinger, aus Etrurien ausgeflogen seien, durchaus nicht unmöglich. Dieser Ansicht neigt auch Ed. Meyer, Forsch. z. alt. Gesch. I 27 zu und von W. Max

Müller, Europa und Asien nach altägypt. Denkmälern S. 382 wird sie durch den Hinweis auf den an italische Schreibgewohnheiten erinnernden Wechsel von *ei* und *i* in *sialxviz* und *sialxveiz* unterstützt. Allerdings müsste an eine längere Sesshaftigkeit dieser etruskischen Streifschar gedacht werden, da die Schrift, welcher sie sich bedienen, unstreitig mit der phrygischen identisch ist, wofür P. neuerdings S. 22 f. das Vorhandensein eines vierstrichigen Epsilon in den beiden Alphabeten von Lemnos und Phrygien (sonst nur noch in Böotien) ins Feld führt.

Weitaus die größere Hälfte des Buches ist mit Untersuchungen über möglicherweise nachweisbare Verwandtschaft der Etrusker mit anderen Völkern Europas und Asiens angefüllt. Mit Recht hatte P. schon in der ersten Abtheilung dieses Bandes unsere lemnische Doppelinschrift den tyrrhenischen Pelasgern zugeschrieben, die einst auf der Insel Lemnos sesshaft gewesen waren. Zugleich aber hatte er auf Grund einer eingehenden Untersuchung der Ortsnamen aller jener Gebiete Griechenlands, für welche eine ältere pelasgische Bevölkerung bezeugt ist, sowie derjenigen von Karien, Lydien und Lykien darzutun gesucht, dass der pelasgische Stamm als ein von dem indogermanischen und semitischen verschiedener über einen beträchtlichen Theil Kleinasiens und Griechenlands verbreitet gewesen sei. Seit jener Zeit ist nun die vielbesprochene Pelasgerfrage von Hesselmeier (Studien z. alten Gesch. I. Tübingen 1890), mit dem sich P. in dieser seiner neuen Schrift auseinandersetzt, und Ed. Meyer (Forschungen z. alt. Gesch. I 1 ff.) in eingehender Weise behandelt worden. Zu bedauern ist es, dass P., wie er mir selbst brieflich mittheilte, mit E. Meyers Bearbeitung der Pelasgerfrage erst bekannt wurde, als ein Theil seines Buches schon gedruckt war, und daher nicht mehr auf sie einzugehen in der Lage war, was er nun gesondert zu thun gedenkt. Nach den Ergebnissen der Untersuchung von Ed. Meyer, deren Stichhaltigkeit meines Wissens von allen Historikern, die sich über die oben erwähnte Schrift äußerten, anerkannt worden ist, sind die tyrrhenischen Pelasger oder richtiger Tyrsener (Tyrrhener *Τυρσοί*), deren Identität mit den Etruskern sichersteht, wohl zu unterscheiden von den eigentlichen Pelasgern. Diese sind nach E. Meyer ein griechischer Volksstamm, der in der thessalischen Ebene in dem pelasgischen Argos ansässig und mit den nordgriechischen Stämmen nahe verwandt war. Was weiter von den Pelasgern erzählt wird, wird von E. Meyer als das Ergebnis eines literarischen Processes bezeichnet, dessen einzelne Entwicklungsphasen natürlich hier nicht eingehender dargelegt werden können. Wenn sich diese meines Erachtens wohlbegründete Auffassung des Historikers als die richtige erweist, so kann sich natürlich die Hypothese des Sprachforschers von der Existenz eines pelasgischen Stammes in der bisher vertretenen Weise nicht halten lassen. Dann bleibt nur als sichere Thatsache die Verwandtschaft der

Tyrrhener (Tyrsener) und Etrusker bestehen. Ich muss es P. selbst überlassen, gegenüber Ed. Meyers Ausführungen seine Hypothese, der die freilich manchmal nur allzu bestechenden und darum auch nicht selten trügerischen (wenn sie nämlich die einzigen Zeugen der Verwandtschaft sind) Übereinstimmungen der Ortsnamenbildung in den oben bezeichneten Gebieten als nicht zu unterschätzende Stütze dient, zu vertheidigen und zu behaupten. Nahe liegt die Vermuthung, dass die Etrusker und Tyrsener in Lemnos die Reste einer vorarischen Bevölkerung gewesen seien, deren Spuren dann auch in den bezeichneten Gebieten durch die haftengebliebenen nichtarischen Ortsnamen sich verrathen.

Ein umfangreicher Theil des gelehrten Buches ist der genauen Untersuchung einer von F. Hommel in der Besprechung des ersten Theiles dieses Bandes im Archiv für Anthropologie 1890, 251 ff. geäußerten Ansicht gewidmet, derzufolge außer den von P. als verwandt bezeichneten Völkern (Etrusker, Pelasger, Karer, Lyder und Lyker) auch noch die Georgier des Kaukasus, die alten (vorarischen) Armenier, von denen die bekannten, in Keilschrift abgefassten Inschriften am Wansee stammen, die Elamiten, Kossäer und Hittiter in Asien, die Räter, Ligurer und Iberer in Europa zu dem von ihm „alarodisch“ (nach P. „alarodisch-pelasgisch“) genannten Sprachstamme gehörten. P. hat die Mühe nicht gescheut, das zum Theil recht dürftige Material, welches die Sprachen der eben genannten Völker darbieten, einerseits mit dem Etruskischen, andererseits mit dem Lykischen, das er S. 116 ff. gegen Deeckes bekannte Ausführungen als nichtindogermanisch, wie mir scheint, mit guten Gründen nachzuweisen bestrebt ist, sorgfältig zu vergleichen, um so etwa vorhandene verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den oben genannten Sprachen, die natürlich in ganz charakteristischen Übereinstimmungen bestehen müssen, ausfindig zu machen. Das Ergebnis der mühsamen Untersuchung ist ein durchaus unsicheres, wie natürlich P. selbst zugesteht. Die Möglichkeit einer Verwandtschaft des Etruskischen mit einem Theile der oben genannten Sprachen ist allerdings vorhanden, aber auch nicht mehr. Und so kann man trotz der auffallenden Erscheinung, dass sich in Kleinasien neben den Indogermanen und Semiten eine dritte Rasse findet, deren Schädeltypus nach den Untersuchungen von Luschans mit dem sogenannten Disentistypus in Europa übereinstimmt, von einem positiven Ergebnisse kaum sprechen. Wie unsicher überhaupt die Forschung auf diesem Gebiete ist, zeigt wohl am besten die Thatsache, dass P., der S. 165 auf Grund von Übereinstimmungen zwischen ligurischen und iberischen Ortsnamen eine engere Verwandtschaft der Ligurer und Iberer behauptet hatte, sich S. 258 f. veranlasst fühlt, den Ausführungen des Franzosen d'Arbois de Jubainville in seinem Buche „Les premiers habitants de l'Europe“ rechtzugeben, denen zufolge dieselben Ligurer Indogermanen gewesen sind. Zur Vervollständigung der Charakte-

istik der Unsicherheit unserer Forschung auf diesem Gebiete sei noch erwähnt, dass Ed. Meyer, *Gesch. d. Alt.* II 488 f. die oben genannten Ligurer für vorindogermanisch und vielleicht sogar mit den Etruskern verwandt hält.

Am Schlusse dieser allgemeinen Bemerkungen sei noch ein Punkt hervorgehoben, der nicht verschwiegen werden kann. P. hat bei seinen Untersuchungen eine Seite gänzlich unberücksichtigt gelassen, nämlich die prähistorische Archäologie. Und doch wäre dies für einen Theil der von P. behandelten ethnologischen Fragen insbesondere im Hinblick auf das interessante Buch von M. Much „Die Kupferzeit in Europa und ihr Verhältnis zur Cultur der Indogermanen“ (2. Auflage, Jena 1893), das die Ergebnisse der prähistorischen Erforschung vornehmlich Mitteleuropas in wissenschaftlichem Gewande darbietet, entschieden von Wichtigkeit gewesen.

Nachdem ich im Vorausgehenden den Inhalt dieser neuesten Publication P.'s angegeben habe, die sich wie alle früheren durch Scharfsinn und allseitig anregende Ideen auszeichnet, sei es mir gestattet, noch einige Einzelheiten, von denen die erste mich selbst betrifft, hervorzuheben.

Im Gegensatze zur weitaus größeren Mehrheit der Gelehrten vertritt P. S. 170 f. die schon öfter aufgestellte Ansicht, dass der Name 'Raeti' eine ethnographische Bedeutung habe. Ich muss wegen S. 151 bemerken, dass ich auch in der 2. Auflage meiner Schrift „Die Urbevölkerung Tirols“ S. 6 f. auf dem Standpunkte verharre, den ich in der 1. vertreten habe, nämlich dass 'Raeti' einen Sammelnamen repräsentiere. Geradeso wie das von P. freilich in entgegengesetztem Sinne beigebrachte Beispiel 'Graeci' ursprünglich nur einen ganz verschwindend kleinen Theil des Volkes der Hellenen bezeichnete und dennoch später Bezeichnung der Gesamtheit der Hellenen wurde, mag auch der Name 'Raeti' ursprünglich von einem an Italien grenzenden Volke geführt und dann auf die Völker des 'Raetia' genannten Alpenlandes ausgedehnt worden sein. Ich wenigstens kann nicht einsehen, dass irgendwelche zwingende Gründe zu der jetzt von P. vertretenen Auffassung drängten, umso weniger als ja durch seine und meine darauf bezüglichen, vielfach auf jenen fußenden Forschungen der Nachweis erbracht ist, dass die Bevölkerung der Alpenprovinz 'Raetia' verschiedenen Völkerstämmen angehörte. Auch halte ich die Wiederaufnahme der Steub'schen Ortsnamenhypothese in so weitem Umfange, wie es P. jetzt S. 181 ff. thut, kaum für gerechtfertigt. Vor allem will es mir doch etwas bedenklich erscheinen, die Namen heutigen Gepräges unmittelbar mit den alten etruskischen Personennamen in Verbindung zu setzen, und dann spricht, wie ich in meiner obencitierten Schrift auseinandergesetzt zu haben glaube, der historisch eruierbare Thatbestand der ethnographischen Verhältnisse Tirols gegen eine so weite örtliche Ausdehnung der Steub'schen Hypothese. Allerdings muss ich aber zugeben, dass in dieser schwierigen Streitfrage auch das subjective

Ermessen eine leider nur allzu bedeutende Rolle spielt. Jedenfalls wäre es wünschenswert gewesen, dass P. den „rätischen“ auf S. 185 f. verzeichneten Ortsnamen eine genaue Angabe ihrer geographischen Lage beigegeben hätte.

Bedenkliche Zweifel hege ich ferner gegen die Identifizierung der Tyrseni Tu(r)sci mit den Thursen der Edda, und bei dem S. 237 f. stehenden Versuche, die in Gylfaginning 42 stehende Sage als eine „culturgeschichtliche Reminiscenz“ zu deuten „daran, dass die Germanen durch die Etrusker mit dem Steinbau und der Benutzung des Pferdes als Lastthieres bekannt geworden sind“, hat selbst unserem sonst so nüchternen Forscher, der in schneidigen Worten jeglichen Versuch abwehrt, durch phantastische Deutungen den räthselhaften etruskischen Inschriften einen Sinn zu entlocken, die Phantasie ein Schnippchen geschlagen. Überhaupt dürfte in diesem letzten Theile doch auf äußeren Gleichklang der Volksnamen gar zu viel Gewicht gelegt sein. Betreffs der Stelle aus Herodot I 57 ist jetzt auch auf ihre Behandlung durch Ed. Meyer, Forsch. z. alt. Gesch. I 24 zu verweisen, wo mit großer Wahrscheinlichkeit die Verbesserungen *Κροτῶνα* und *Κροτωνήται* für *Κρηστῶνα* und *Κρηστωνήται* vertheidigt werden.

Hinsichtlich der Identität der Tyrsener mit den Turša der altägyptischen Denkmäler, die P., wie ich gerne zugesteh, wohl mit Recht vertritt, konnte noch auf W. Max Müller, Asien und Europa nach altägypt. Denkmälern S. 381 ff. verwiesen werden. Weiter sei mir noch eine Bemerkung hinsichtlich der Albanesen gestattet. Ohne hier der Frage nachgehen zu können, wie sich der Widerspruch des Venetischen und Albanesischen in der Vertretung der indogermanischen Palatalreihe lösen lässt, muss dagegen entschieden Einsprache erhoben werden, dass die Albanesen, wie es S. 204 heißt, zu den eranischen Indogermanen gehören sollen, eine Ansicht, welche freilich indirect aus P.s bereits oben berührten Anschauungen über das Verhältnis des Thrakischen zu den übrigen indogermanischen Sprachen sich ergibt. Demgegenüber muss betont werden, dass der Vocalismus der albanesischen Sprache unwiderleglich ihre Zugehörigkeit zu dem europäischen Zweige der indogermanischen Sprachen darthut. Beweisend dafür ist die nicht unbedeutliche Anzahl von Wortstämmen mit alb. *e* = idg. *e*, die G. Meyer in den Alban. Stud. III 83 f. zusammengestellt hat.

Schließlich sei noch darauf aufmerksam gemacht, dass S. 181, Z. 1 v. u. „Riezler“ zu lesen ist statt „Riesler“, und dass S. 187 oben „etr.“ und „rät.“ vertauscht sind.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

Monumenta Germaniae Paedagogica. Band XII: Das Doctrinale des Alexander de Villa Dei. Bearbeitet von Dr. Dietrich Reichling. Berlin, Hofmann 1893. CCCIX u. 211 SS. Preis 18 Mk.

Wir müssen den Monumenta sehr dankbar sein, dass sie eine Neuauflage jener Grammatik veranstalteten, aus der durch 300 Jahre die europäische Menschheit die lateinische Sprache lernte. Doch wäre es heute unmöglich, das Doctrinale ohne vorhergehende gründliche Studien richtig zu würdigen und zu verstehen. Diesem Bedürfnisse kam der Herausgeber in ausgezeichnete Weise entgegen, nachdem er sich bereits früher durch eine treffliche Biographie des Marmellius und eine Verteidigung der Kölner Dominicaner eine geachtete Stellung in der Gelehrtenrepublik errungen hatte. Dass Alexanders früher so berühmtes Werk bis heute wider Gebühr vernachlässigt wurde, hängt mit dem falschen Vorurtheile zusammen, das man allgemein dem Mittelalter entgegenbrachte. Reichling ist aber in dieser Frage ganz unbefangen. Mit seltener Kenntnis der die gesammte Schulgeschichte betreffenden Fragen zeigt er uns die Leistungen auf dem Gebiete der Grammatik vor Alexander von Villedieu, dessen Hauptverdienst darin liegt, dass er der erste die Syntax in eine Art philosophischen Systems gebracht hat und Prosodie und Metrik methodisch behandelte. Man darf eben nicht vergessen, unser Grammatiker war scholastisch gründlich durchgebildet. Der gesammte Unterrichtsgang des Mittelalters wird vor unseren Augen aufgerollt unter Zuhilfenahme deutscher und besonders französischer Arbeiten. Nur fraglich bleibt es, ob Homerus latinus (S. XVII) wirklich ein Schulbuch war.¹⁾ Wenn sich der Verf. S. XIX wundert, dass Ovids Ars amandi und Remedia amoris, ferner Maximians Elegien in den Schulen gelesen wurden, so rührt dies daher, weil er nach der allgemeinen Meinung das Mittelalter für zimperlich hält. Und das war es keineswegs, wie z. B. das Studium des Decretum Gratianum nachweist, auf dessen hohen culturhistorischen Wert bereits Schulte und Friedberg hingewiesen haben.²⁾

Nun folgt (S. XX—XLIII) eine Abhandlung über das Leben und die Schriften Alexanders, der in dem zum heutigen Departement Manche in der Diöcese Avranches gehörigen Flecken Villedieu zwischen 1160 und 1170 geboren wurde. Nachdem er in Paris theologischen und philosophischen Studien obgelegen hatte, wurde er vom Bischof von Dol zum Unterrichte seiner Enkel berufen, für die er das Doctrinale verfasste. Seine philosophische und theologische Richtung bezeugen zahlreiche andere Schriften, in denen

¹⁾ Vgl. jetzt J. Stiglmayr, Eine alte Regensburger Handschrift des Homerus latinus. S. 50/5 Zur Benützung des H. l. durch mittelalterliche Dichter, Grammatiker und Schulmänner. Prag 1894. Diese Untersuchung verdanke einer brieflichen Bemerkung des Ref. ihre Entstehung.

²⁾ Ebenso sind die zahlreichen Commentare der Genesis heranzuziehen: es sei nur auf die unter Eucherius' Namen gehenden hingewiesen.

er besonders die Schule von Orléans, die Hauptrepräsentantin antiker Studien, angriff.

Bereits im 13. Jahrhundert wurde die vorliegende Grammatik in den Schulen zu Paris eingeführt und eroberte nun gleich der Summa des Thomas von Aquino im raschen Siegeslaufe ganz Europa. Sie wurde nach der Sitte des Mittelalters bald commentiert und später in zahlreichen Drucken vervielfältigt. Wichtig ist (S. LX) der Nachweis, dass man sich in der Schule bei der Erklärung des Doctrinale der Muttersprache bediente, was aus zahlreichen Glossen ersichtlich ist. Merkwürdigerweise hat man diese schier selbstverständliche Sache immer in Abrede zu stellen gesucht. Interessant ist auch die nach des Ref. Meinung sichere Vermuthung, dass der Graecismus Eberhards von Bethune erst zwölf Jahre nach dem Doctrinale erschien (S. LXXXIII).

'Der Kampf um das Doctrinale' (S. LXXXIII—CX) zeigt uns den heftigen Ansturm, den die Humanisten gegen Alexander unternahmen. Hier urtheilt der Verf. doch etwas ungerecht. Es lag in der Natur der Sache, dass die Humanisten, die in sprachlichen Dingen nur die Alten als Autorität kannten und die Scholastik aus ganzer Seele hassten, ein Buch aufs heftigste angriffen, dem die Vulgata über alle Classiker gieng und das im scholastischen Sinne verfasst war. Die Verdrängung gelang spät und eigentlich nie vollständig; soll es doch noch (S. LXXXIX) um 1850 in Italien im Gebrauche gewesen sein. Dass die Syntax selbst moderner Grammatiken noch vielfach auf Alexander zurückgehe, lehrte schon Haase in 'De medii aevi studiis philologicis' (Vratislaviae 1857) p. 37 sqq.

Was nun folgt, verräth einen wahrhaft deutschen Gelehrtenfleiß. Es werden nämlich S. CXXI—CLXVIII 250 Handschriften aufgezählt und beschrieben, denen sich dann eine mehr oder minder ausführliche Schilderung (S. CLXXI—CCLXXXIX) von 267 Drucken anschließt. Dann folgen noch bis S. CCCIX Indices der Handschriften und Ausgaben.

Der Abdruck des Doctrinale nimmt 178 Seiten ein und es gewinnt durch einen trefflich gearbeiteten Index grammaticus sehr an Brauchbarkeit. Der Text ist auf dem Laurentianus Plat. XXXIV 47 vom Jahre 1259 basiert, dem drei Amploniani und ein Stuttgardiensis am nächsten kommen (S. LVIII). Unter der *Varia lectio* stehen durch einen Strich getrennt die *Testimonia* und *Explana-tiones*. Obgleich uns die Art und Weise, wie in diesem Buche die Grammatik behandelt wird, sehr merkwürdig vorkommt, so haben wir doch nach Paulsens richtiger Bemerkung kein Recht, uns daran zu stoßen, da es seiner Zeit vollständig behagte. Nicht belegen kann Ref. den Gebrauch des Wortes *halitus* in den Versen 2643 f.:

*grates reddo tibi, genitor Deus, et tibi, Christo,
nate Dei Deus, atque tibi, Deus Halitus alma.*

Reichling hat uns ein Werk geschenkt, auf das er und die Monumenta mit Fug und Recht stolz sein können. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne daraus reichliche Belehrung geschöpft zu haben.

Oberhollabrunn.

Dr. Karl Wotke.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts
begründet von B. Seuffert, fortgeführt von A. Sauer. Stuttgart.
G. J. Göschen. 8°.

40. 41. Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter (1773). 1892. LVII u. 124 SS. Preis 3 Mk. 50 Pf.
42. Gedichte von Johann Nicolaus Götz aus den Jahren 1745—1765 in ursprünglicher Gestalt. 1893. XXXVI u. 89 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.
- 43—45. Goetzes Streitschriften gegen Lessing herausgegeben von Erich Schmidt. 1893. VI u. 208 SS. Preis 3 Mk. 30 Pf.
46. 47. Ausgewählte kleine Schriften von Georg Forster herausgegeben von Albert Leitzmann. 1894. XX u. 165 SS. Preis 3 Mk.
48. Wilhelmine von Moritz August von Thümmel. Abdruck der ersten Ausgabe (1764). 1894. XII u. 54 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Briefe und Tagebücher Georg Forsters von seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Frühjahr 1790 herausgegeben von Albert Leitzmann. Halle a. S., Max Niemeyer 1893. 8°, XI u. 309 SS. Preis 6 Mk.

Die von Bernhard Seuffert begründeten und durch zehn Jahre von ihm redigierten „Deutschen Litteraturdenkmale“ schreiten unter Sauer's Leitung rüstig weiter. Versprechungen, die seit Anfang auf dem Programme der Sammlung standen, werden endlich eingelöst, und glücklich Gewähltes dehnt den Umkreis des Gebotenen in erfreulichster Weise aus. Der Umschlag der neuen Hefte berichtet, dass Neudrucke des Göttinger Musenalmanachs für 1770, der sämtlichen poetischen Werke Wernickes und von Borkensteins „Bookesbeutel“ (1742) vorbereitet werden. Als Herausgeber sind Redlich, Elias und Heitmüller genannt, denen sich Leitzmann mit der überraschenden Gabe sechs ungedruckter Aufsätze Wilhelm von Humboldts anschließen soll.

Von den in dieser Zeitschrift noch nicht besprochenen Heften kommt Lamböels Ausgabe der Herder'schen Sammelschrift „Von deutscher Art und Kunst“ (1773) heute kaum mehr einem dringenden Bedürfnisse entgegen. Herders „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ und sein „Shakespear“-Aufsatz sind uns durch Suphan und in Kürschners Deutscher National-Litteratur durch Lambel selbst in sorgsamer Textgestaltung vorgelegt worden. Goethes Panegyricus „Von deutscher Baukunst“ hat schon in Hirzels „Jungem Goethe“

er be-
antike-

in die
Sum-
Euro-
ment
ist
Erk-
zahl-
die
ges-
Vor-
zu

de-
ne-
in
D
as
di
S
ni-
in
Ge

H
E

Er
ge
a
at

ge
at

ge
st

ti
di-

ha

... für die Übertragung von Frisis
... und die paar Seiten der
... Geschichte“, die Herder, um
... Goethes Aufsätzen beigab, ge-
... Materiale der Literarhistorik.
... großen historischen Bedeutung
... Ausstattung des Originals
... der wohl besser als Ausgabe
... wäre. Die kritischen Prin-
... in einem Liebhaberdrucke geltend
... beschränkt sich darauf, sehr sorgsam
... und gibt auf S. XLIII—LIV ein
... fundationen, das — ein treffliches
... sein Verhältnis zu Suphans Text-
... aristischen Theile der Einleitung geht
... zureichende Darlegung der Vorgeschichte
... voran, die auf einem vielbesrittenem
... Berichtigungen anderer Forscher
... Resultate der Untersuchung schärfer
... literarhistorische Würdigung der beiden
... mit Absicht (S. XXX). Nur beiläufig
... mit Weilen in Homes „Essays“ die
... schen Shakespeare-Aufsatzes“. Die Be-
... wird uns vorenthalten. Ich verweise zur
... 892 dieser Zeitschrift S. 236 f.

... des an Goethes Aufsatz angeschlossenen
... „Kaukunst“ bringt Lambel dankenswerte
... das Original von Paolo Frisis „Saggio
...“ (Livorno, Coltellini 1766), das Lambel
... in Mailand finden konnte, zu den größten
... Lambel hat durch Ceriani und Novati
... vergleichen lassen; sie kamen zu dem
... „allerdings nicht gerade ein voll-
... Original“ sei. Sehr wahrscheinlich dünkt
... dass Herder nur eine an anderem Orte
... des „Saggio“ zum Füllsel seiner Sammel-

... Aufsatz wird des von Geiger im Goethe-Jahr-
... Druckes von 1789 gedacht. Ich
... Nachweis auch bei Sulzer-Blanckenburg
... Die von Blanckenburg und Geiger ange-
... Aufsatz („Neue Bibliothek der schönen
...“ S. 287—294) wird von Lambel (S. XXXIX¹⁾)
... der Recensionen von Herders Sammel-schrift
... wohl mit Absicht. Zu den bei Jördens 2, 376.
... drei Anzeigen fügt er zwei weitere hinzu.

Eine sehr wertvolle Gabe ist Schüddekopfs Ausgabe der Gedichte von Johann Nicolaus Götz. „Kaum ist ein Dichter“, sagt der Herausgeber selbst, „so in seiner Entwicklung verkannt, so nach Zufälligkeiten beurtheilt worden, wie Götz, dessen erste Jugendgedichte kein Bibliograph nennt, der die für ihn charakteristische Sammlung selbst verwirft, bei seinen Lebzeiten in den entlegensten Anthologien als „Anonymus“ sich versteckt und erst Jahre nach seinem Tode in einer Ausgabe auftritt, die von dem Allerweltsbesserer Ramler besorgt kaum die Hälfte seiner Gedichte enthält und dreißig Jahre zu spät als ein wahrer Anachronismus erscheint.“ Knapper kann der Sachverhalt nicht charakterisiert werden, durch den Schüddekopfs Büchlein zu einer sehr wichtigen Veröffentlichung wird. Leider konnte der Herausgeber nicht den ganzen Götz bieten. Er wollte eine Sammlung der zerstreuten Gedichte liefern; sie hätte über 300 Stücke enthalten. Ihres Umfanges wegen wurde sie zurückgestellt, und wir bekommen nur die Dichtungen der Zeit von 1745—1765. Und zwar druckt Schüddekopf zunächst den seltenen „Versuch eines Wormsers in Gedichten“ (1745, und nicht 1750 oder 1752, wie die Bibliographen sagen) ab, zusammen acht Gedichte; nach Handschriften wiedergegeben; folgen dann weitere 89 Gedichte: N. 9—17, 20—87 nach den im Gleimarchiv zu Halberstadt befindlichen Originalen, N. 88—91 nach den Facsimiles in den „Geliebten Schatten“ Tafel 41 f., N. 92—95 nach den im Besitze von Baron Donop befindlichen Originalen; N. 96—99 endlich hat Schüddekopf selbst aus Künzels Nachlass erworben. Nur N. 18 und 19 entstammen der Anakreonübersetzung von 1760. Die in den „Geliebten Schatten“ facsimilierte Mädcheninsel ist nicht aufgenommen, da sie eine von Ramler beeinflusste Fassung darstellt.

Schüddekopfs Einleitung gibt ein sauberes, in scharfen Zügen umrissenes Bild der Textgeschichte. Götz selbst wurde nur durch die krankhafte Furcht, das Bekanntwerden seiner erotischen Lyrik könne ihm schaden, zur Anonymität hingelenkt. Er übermachte darum Ramler seine Dichtungen. Gleim wollte die Hand im Spiele haben. Die eigenthümlichen Scherze, die Ramler sich mit dem anvertrauten Gute gestattete (vgl. insb. S. VII) führten den Bruch seiner zwanzigjährigen Freundschaft mit Gleim herbei. Bei Götz' Lebzeiten kam es überhaupt nicht zu einer Ausgabe. Ramler wirft nur da und dort einige Brocken hin; der Autor hält sich dauernd im Hintergrunde, während seine Chiffre bekannt und beachtet wird. Ramlers „Anonymus Q“ spielt eine Rolle in der Literatur der Siebzigerjahre. Natürlich gerathen seine Gedichte auch in die Sammlungen anderer. Endlich tritt nach dem Tode ihres Verfassers die von Ramler überarbeitete Sammlung der „Vermischten Gedichte“ hervor. Über ihre Aufnahme meldet Schüddekopf wenig Erbauliches. Er betont, dass die kritischen Fragen durch den Einzigen, der für Ramler Partei nahm, durch Joh. H. Voss und durch seine

Schrift „Über Götz und Ramler“ (1809) eher eine Verwirrung erführen. Wie der Nachlass Götzens aus Voss' Händen in die „eines glücklichen Sammlers“ kam, und dass auch Schüddekopf einen Einblick nicht gewinnen konnte, wird zuletzt berichtet. S. XVI—XXVI folgt endlich ein bibliographisches Verzeichnis der im Neudruck mitgetheilten Gedichte.

„Seine Hefte gegen Lessing würden einen Neudruck verlohnen, trotz alledem“, schreibt Erich Schmidt über den Hamburger Hauptpastor Goeze („Lessing“ 2, 804). Dieser Neudruck ist jetzt von Schmidt selbst besorgt worden, eine dankenswerte Gabe. Der Herausgeber sagt selbst in der Einleitung: „Im Schlussbände meines „Lessing“ habe ich mich bemüht, ohne Verleugnung des eigenen Standpunktes, das Bild J. M. Goezes unparteiisch gegen den Menschen, den Theologen, den Schriftsteller zu entwerfen. Wenn er nun selbst zu Worte kommt, so ist die Meinung nicht, als solle und könne der Process, in dem ein großer Streiter den Wortführer der alten Orthodoxie niedergestreckt hat, umgestoßen werden. Wir geben keine „Rettung“, legen aber zu Lessings Blättern die Urkunden seines Gegners. Geschichte und Analyse ist hier nicht nöthig.“ Ich füge diesen Worten nur hinzu, dass der Neudruck die Schrift „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift“ und die drei Stücke umfassende Arbeit „Lessings Schwächen“, beide von 1778, bietet. Der Anhang stellt aus den „Freiwilligen Beyträgen zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ und aus dem „Beytrag“ zum Altonaer „Reichs-Postreuter“ die auf Lessing bezüglichen Stellen, und zwar aus den Jahren 1774—1783, theils in ausführlicher Wiedergabe, theils in knappem Referate zusammen.

Leitzmann hat seinem Schützling Joh. Georg Forster schon eine Fülle größerer und kleinerer Veröffentlichungen zutheil werden lassen. Die in den Literatur-Denkmalen mitgetheilte Sammlung kleiner Schriften will durch Zusammenstellung und Auswahl des Bedeutendsten eine klarere Einsicht in das Wesen und den Wert des über Gebür vernachlässigten und fast vergessenen Mannes ermöglichen. Ich weiß nicht, ob Leitzmann den besten Weg zu seinem Ziele gewählt hat. Hätte nicht, was er jetzt in gelehrter Ausstattung und zu dem nicht billigen Preise von 3 Mk. bietet, besser in einer der auf Massenverbreitung berechneten Sammlungen unserer Literatur platzgefunden? Von den abgedruckten acht Aufsätzen fehlen nur zwei in der Sammlung der „Kleinen Schriften“ von 1794 und in den von Forsters Tochter besorgten „Sämmtlichen Werken“ (Brockhaus 1843). Den einen der beiden hat Leitzmann selbst im „Archiv für neuere Sprachen“ 88, 142 bis 153 wiedergegeben, der andere steht im „Neuen deutschen Museum“ von 1791. Das ganze Material war also dem Gelehrten

bequem zugänglich. Leitzmann beruft sich, um die Berechtigung seines Neudruckes zu erweisen, auf Fehler, die den Text der Sammlungen von Forsters Schriften „mehr oder weniger arg“ entstellen. Abgedruckt sind: I. „Ein Blick in das Ganze der Natur“, ein Bild von Forsters Natursicht während seiner christlich-gläubigen Kasseler Periode, wie Leitzmann erläutert. — II. „Noch etwas über Menschenrassen“ (1786), ein Angriff auf Kants Aufsätze „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrasse“ und „Mutmaßlicher Anfang der Weltgeschichte“. Der Herausgeber meint, Forster dürfte gegen Kant in allen wesentlichen Punkten Recht behalten, und hebt den Darwinistischen Zug der Arbeit hervor. Über das Verhältnis des Forster'schen Aufsatzes zu Herders „Ideen“ sagt Leitzmann leider nichts. Dennoch liegt auf der Hand, dass Forster durch seinen Aufsatz lediglich in dem Kampfe Herders und Kants, der an Kants Recension der „Ideen“ anknüpft und sich durch die Jahre 1785 und 1786 hinzieht, ein Wort mitspricht. Die oben genannten Zeitschriftartikel Kants sind ja Documente dieser Polemik (vgl. Hayms „Herder“ 2, 256 ff.). Wenn Forster auf den Kampfplatz tritt, um gegen sie zu kämpfen, bricht er eine Lanze für Herder. Über Forsters Verhältnis zu Herders „Ideen“ hat Haym Bemerkenswertes beigebracht (a. a. O. 2, 262 f.). — III. „Über Leckereien“, eine für den gewöhnlichen Kalendersstil nach Leitzmanns Ansicht zu schwere Plauderei. — IV. „Fragment eines Briefes an einen deutschen Schriftsteller über Schillers Götter Griechenlands“. Der Aufsatz ist eine Replik auf Friedr. Leopold Stolbergs Angriff „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht: Die Götter Griechenlands“. Leitzmann handelte ausführlich über das „Fragment“ in seinem Aufsätze „Georg Forsters Beziehungen zu Goethe und Schiller und seine Verteidigung Schillers“ (Archiv für das Studium der neueren Sprachen 88, 129—156). Hier und in der Einleitung verwirft er Körners abfälliges Urtheil über das „Fragment“. Er hätte erwähnen können, dass auch Körner gegen Stolberg in die Schranken trat. Sein Aufsatz „Über die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes“ (Thalia 1789, S. 59—71 = Gesammelte Schriften ed. A. Stern, S. 67—76) bekämpft in freilich verstecktester Form den gräflichen Angriff, wie insbesondere K. Rieger („Mittelschule“ 1887. I, 20 f.) bekräftigt hat. Körner spricht also über einen Nebenbuhler, wenn er Forsters Aufsatz missbilligt. — V. „Leitfaden zu einer künftigen Geschichte der Menschheit.“ Wiederum hebt Leitzmann den „fast Darwinistischen Grundgedanken“ hervor. Herder und Kant wären auch an dieser Stelle zu nennen gewesen. — VI. „Über Proselytenmacherei.“ „Das umfassendste und klarste Glaubensbekenntnis Forsters in Betreff des religiösen und politischen Despotismus in ihrem Zusammenwirken zur Mechanisierung der Geistesfreiheit.“ — VII. „Die Kunst und das Zeitalter.“ Leitzmann bemerkt zu dem Aufsatz:

„Forsters idealistische Ästhetik steht ganz auf dem Boden Winckelmanns, Lessings und Herders und nimmt mit liebenswürdiger Leichtigkeit viele Gedanken voraus, denen später Schiller classischen Ausdruck gegeben hat.“ Die Charakteristik ist gewiss richtig; denn sowohl Winckelmann'sche Gedanken, wie auch die Lessings, Herders und Schillers lassen sich in dem hochinteressanten Aufsätze aufspüren. Dennoch wäre genaueres Eingehen nicht unerwünscht. Der Aufsatz ist eine wichtige Etappe in dem Kampfe um die Antike, der das ganze 18. Jahrhundert durchzieht. Während Herder launisch zwischen Bewunderung der Griechen und modernem Selbstbewusstsein hin- und herflattert, spielt Forster zum erstenmale rückhaltslos die von Winckelmann und Lessing ins glänzendste Licht gestellte Antike gegen seine Zeit aus. Herderisch freilich ist es, wenn Forster Kunsttheorie ablehnt, Nachahmung der Alten verlangt und ein Horazisches „Vos exemplaria graeca nocturna versate manu versate diurna“ seiner Zeit zuruft. Und wie Schillers „Götter Griechenlands“ stellt er die glücklichen Vorbedingungen künstlerischen Schaffens, deren der Grieche sich erfreute, der poesielosen Gegenwart gegenüber. Das Leitmotiv des ganzen Aufsatzes ist aber jener einseitige Gracismus, dem später Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung“ huldigen, der endlich in Fr. Schlegels Jugendschriften seinen schärfsten Ausdruck fand. Darum konnte auch Schlegel in seinem ausgezeichneten Forster-Essay über den Aufsatz sagen: „Die darin entworfene Ansicht der Griechen, die er vorzüglich von Seiten der urbildlichen und unerreichbaren Einzigkeit ihrer Künste fasste, mag, im ganzen genommen, unter den oberflächlichen leicht am richtigsten treffen. Bei seiner ursprünglich naturwissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bildung; bei seinem herrschenden Grundgedanken von Fortschreitung und Vervollkommnung bleibt es eine herrliche Bestätigung seiner unglaublich großen Vielseitigkeit, dass er die Begriffe von urbildlicher Schönheit und unerreichbar einziger Vollendung so lebendig auffassen und seinem Wesen ganz einverleiben konnte“ (Jugendschriften ed. J. Minor 2, 136, 17). Ich verweise noch auf A. W. Schlegels „Sämmtliche Werke“ 10, 84 und auf meine Ausgabe der Briefe Friedrichs an Wilhelm S. 140 f. — beide Stellen erläutern Fr. Schlegels obiges Urtheil. — VIII. „Über locale und allgemeine Bildung.“ Auch hier deckt Leitzmann Darwinistische Elemente auf.

Ich gedenke an dieser Stelle einer zweiten Ausgabe, die Leitzmann Forstern hat zutheil werden lassen. Ein umfangreicher Band gibt die Briefe und Reisetagebücher wieder, die Forster auf seiner Reise am Niederrhein, in England und Frankreich im Frühjahr 1790 schrieb. Leitzmann hebt im Vorworte hervor, dass die von ihm vorgelegten Urkunden „zum allergrößten Theile noch unbekannt und bisher ungedruckt sind“. Allerdings bekennt er sofort, dass vier der Briefe nur der Voll-

ständigkeit wegen aus bekannten Publicationen herübergenommen, dass ferner vom Tagebuch die Seiten 195—297 schon 1794 von Huber der Öffentlichkeit übergeben worden sind. Also reichlich ein Drittel des Ganzen ist nur Neudruck. Ferner bildete aber auch der gesammte Überrest nur die Grundlage und das Material des zweiten classischen Reisewerkes Forsters, seiner „Ansichten vom Niederrhein“. Thatsächlich stellt sich also das Verhältnis so: Leitzmann wirft den Rohstoff auf den Markt, aus dem Forster ein Kunstwerk geschaffen hat. Gewiss enthält — wie Leitzmann hervorhebt — dieser Rohstoff eine Fülle von Persönlichem und Individuellem, die dem Druckwerke natürlich fehlen. Allein, hätte der Herausgeber diese persönlich gefärbten Stellen nicht besser zu einer darstellenden Arbeit verwertet? Sie lassen sich ja — wie ich sehe — reinlich und ohne Schwierigkeit von dem erzählenden und berichtenden Theile scheiden. Eine solche Darstellung wäre wohl geeignet, dem vergessenen Schriftsteller auch in weiteren Kreisen neue Anhänger zu gewinnen. Leitzmanns Ausgabe wird schwerlich gleichen Erfolg haben; denn wer kümmert sich um ein ungefügtes Rohmaterial, wenn ihm das fertige Kunstwerk näherliegt — es sei denn, wissenschaftliche Pflicht zwingt ihn dazu? Und auch der Fachgenosse wäre dem Herausgeber zu wesentlichem Danke verpflichtet, wenn er statt eines Rohdruckes jene „eingehendere Vergleichung“ der Briefe mit den „Ansichten vom Niederrhein“ angestellt hätte, die nach Leitzmanns Ansicht außerhalb des Rahmens seines Buches liegt. Gerade diese eingehendere Vergleichung ist die Aufgabe, die vom Standpunkte der Wissenschaft zu stellen war. Leitzmann hat an ihrer Stelle eine herzlich überflüssige Vermehrung unseres ins Unendliche anschwellenden Materials geboten. Interessant und eindringlicher Betrachtung ist es ja gewiss wert, zu verfolgen, wie Forster Briefe und Tagebuch zu einem harmonischen Ganzen verwebt und weitausblickende künstlerische und politische Auseinandersetzungen einfügt. Doch diese Beobachtungen wären am ungedruckten Materiale ebenso gut anzustellen gewesen, wie jetzt am gedruckten; die Literaturhistorik hätte dann nicht von neuem den Vorwurf zu gewärtigen gehabt, dass sie unausgesetzt unverarbeiteten Stoff aufspeichert und über solchen Materialanhäufungen ihrer wichtigeren, ihrer eigentlichen Aufgaben nicht gedenkt. Leider that auch Leitzmann sehr wenig für die Erklärung des Textes; ein Namenregister mit sehr kurzen Angaben von Titel und Charakter dient allein zum Commentar. Hoffentlich holt Leitzmann in seiner angekündigten Forsterbiographie bald nach, was er, wie ich zu meinem Bedauern bekennen musste, versäumt hat.

Das jüngste Heft der Literaturdenkmale bietet die erste Ausgabe von Thümmels „Wilhelmine“ (1764). Thümmel hat sein amüsantes „prosaisches komisches Gedicht“ von der ersten zur zweiten Ausgabe stark überarbeitet. Anlass zu zahlreichen Änderungen bot ein Schreiben von Uz an Grötzner (vgl. auch Jördens

5, 63*). Der Herausgeber Richard Rosenbaum schenkt in seinem sorgfältig gearbeiteten, von der ersten Ausgabe bis zum Drucke von 1811 fortschreitenden Apparate dem Einflusse der Uzischen Kritik ein besonderes Augenmerk, so dass sich leicht übersehen lässt, was Thümmel auf die Anregung des Anakreontikers und was er auf eigene Faust geändert und gebessert hat. Ich bemerke nur noch, dass die von Rosenbaum mit C bezeichnete, augenscheinlich sehr seltene und kritisch richtige Ausgabe von 1769 sich auf der Wiener Hofbibliothek befindet. Das Verzeichnis der Recensionen wäre nach Jördens 5, 65 leicht zu vergrößern.

Wien.

Oskar F. Walzel.

Englische Lehrbücher.

a) Encyklopädien.

Encyklopädie des englischen Unterrichts. Methodik und Hilfsmittel für Studierende und Lehrer der englischen Sprache mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis, bearbeitet von Otto Wendt. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior) 1893. VII u. 260 SS. Preis 4 Mk.

Dieses Werk, ein Seitenstück zu desselben Verf.s „Encyklopädie des französischen Unterrichts“, ist, wie schon der Titel besagt, ein rein praktisches Hilfsmittel für den Unterricht im Englischen, will also die großen Encyklopädien von Storm, Körting, Elze, Vietor und Paul nicht ersetzen, sondern nur ergänzen. Nach einem kurzen einleitenden Abschnitte über den Wert und die Bedeutung des neusprachlichen Unterrichtes wird uns die geschichtliche Entwicklung der Methodik des englischen Unterrichtes vom 16. Jahrhunderte bis auf unsere Tage vorgeführt. Die einzelnen Methoden werden eingehend besprochen und in Bezug auf ihre Vorzüge und Mängel untersucht; die einschlägige Literatur wird überall gewissenhaft angegeben. Hierauf folgt der längste und wichtigste Abschnitt „Die angewandte Methodik“, worin der erfahrene Schulmann dem jungen Lehrer sehr nützliche Rathschläge und Winke über die Unterrichtsmethode auf allen drei Unterrichtsstufen gibt und ihn auf dem weiten Gebiete der Schulbücherliteratur orientiert. Die Urtheile, mit denen er viele seiner Literaturangaben begleitet, sind mit Ausnahme weniger Fälle objectiv gehalten und verdienen somit volles Vertrauen. — Einige Versehen mögen hervorgehoben werden: (S. 113) Western umschreibt die Wörter *towards*, *divert*, *mirror* nicht, wie der Verf. will, mit *taadz*, *di-orrt*, *miro*, sondern mit *täädz*, *di-vøet*, *mi-rø*; (S. 146) „ich trage“ heißt nach dem Verf. „*I bare*“ (!); (S. 194) die Wörter *august*, *supine* mit der Betonung auf der zweiten Silbe sind doch keine Verba, sondern Adjectiva! Druckfehler: S. 170 *biten* (*bite*), S. 176 *mister* (*master*), S. 194 *god* (*go*), S. 206 *Box and Box* (*Cox*).

b) Wörterbücher.

Dunker und Bell, Deutsch-englisches Gesprächs-Wörterbuch.

Neuester Führer in die moderne englische und amerikanische Umgangssprache. Mit zahlreichen erklärenden Noten und einer kurzgefassten Grammatik. Stettin, Herrcke u. Lebeling 1893. kl. 8°, II u. 332 SS.

Dieses handliche deutsch-englische Wörterbuch umfasst die gebräuchlichsten Wörter und Redensarten der englischen und amerikanischen Umgangssprache und empfiehlt sich daher für jeden, der in England oder Amerika einen längeren Aufenthalt nehmen will. Die Sammlung ist nicht nur frei von veraltetem Wortschatze, sondern es finden sich darin auch solche Slang-Ausdrücke und familiäre Wendungen, die Gemeingut aller Gebildeten geworden sind und deshalb auch dem Ausländer nicht vorenthalten werden können. Die Anmerkungen am Fuße einer jeden Seite sind meist sachlicher Art und geben über englische und amerikanische Verhältnisse durchwegs verlässliche Auskunft. In Bezug auf die Aussprachebezeichnung, die bei jedem Worte angegeben ist, haben sich die Verf. an Webster gehalten; fehlerhaft ist S. 9 diß-Bolw' (Webster hat diz-zöw'). Inconsequent sind die Schreibungen S. 32 tjuhs'di, dagegen S. 117 frai'deh, S. 33 wil'ledsch, dagegen S. 155 maß'fidsch, S. 125 kömmisch'en, dagegen ib. kempohs'. Der bestimmte Artikel wird unrichtig auch vor Consonanten mit „dhi“ (dhi bed, dhi teh'bl etc.) umschrieben. Druckfehler: S. 95 coy-boys (cow), S. 125 köm'paß.

Rauschmaier, Dr. Anton, Englischens Vocabularium auf etymologischer Grundlage und mit vereinfachter Aussprachebezeichnung nebst einem Anhang für Mittelschulen und zum Privatgebrauch. München, R. Oldenbourg 1893. VIII u. 103 SS.

Die Einrichtung dieses Vocabulars besteht darin, dass je zwei Seiten innig zusammengehören, indem jedesmal auf der linken Seite in drei Columnen 1. das englische Wort, 2. die deutsche Bedeutung, 3. das Etymon des englischen Wortes und auf der rechten Seite zu jedem Worte irgend eine wichtige Redensart oder eine Bemerkung über Aussprache, Synonymik usw. gegeben wird. Der Wortschatz ist nicht alphabetisch, sondern nach logischen Kategorien (der Mensch und sein Körper, die Seele, die Sprache usw.) geordnet. Die Aussprache wird durch diakritische Zeichen unter dem betreffenden Buchstaben des englischen Wortes bezeichnet; zuweilen wird jedoch ein und derselbe Laut durch zwei oder sogar drei verschiedene Zeichen dargestellt, z. B. S. 5 doct^or, S. 61 impost^or oder S. 6 infirmity (é), S. 5 inf^or^om und S. 103 Irving (err-), andererseits dient dasselbe Zeichen zur Bezeichnung zweier verschiedener Laute, z. B. S. VIII s^on und work, S. VIII moye und S. 2 bosom. Man sieht, dass die „vereinfachte“ Aussprachebezeichnung des Verf.s auch ihre Nachteile hat.

c) Grammatiken und Übungsbücher.

Viector W. und Dörr F., Englische Schulgrammatik. I. Th. Laut- und Wortlehre. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1894. gr. X u. 76 SS. Preis geb. 1 Mk. 20 Pf.

Diese kleine Grammatik, die sich ebenso durch strenge Wissenschaftlichkeit als durch klare, lichtvolle Darstellung auszeichnet, ist endlich nach 14 Jahren in 2. Auflage erschienen; wäre nur zu wünschen, dass die 3. Auflage nicht so lange sich warten ließe als die 2. Im Hinblick auf die bald zu wartigende neue Auflage erlaubt sich der Ref. einige Bemerkungen zur Wortlehre zu machen. In die Liste der zweisilbigen Adjectiva die der germanischen Comparation fähig sind, könnten auch *stupid*, *horrid*, *wretched* aufgenommen werden (S. 41); die Anmerkung S. 48 „*Aught* etwas, *naught* nichts sind fast nur noch in Poesie gebräuchlich“ ist nicht ganz richtig, da *naught* (häufig auch *ought*) in den englischen Schulen als Bezeichnung für „Null“ gebraucht wird; endlich wäre S. 68 in dem Verzeichnisse der unregelmäßigen Verba als Präteritum von *dare* neben *durst* auch *dared* zu erwähnen, da, wie die Verff. selbst S. 64 richtig sagen, *dare* in der Umgangssprache kaum vorkommt.

Die wichtigsten syntaktischen Regeln der englischen Sprache nebst Übungsstücken von Dr. John Koch, Oberlehrer am Dorothäenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Berlin, Emil Goldschmidt 1894. IV u. 50 SS.

Dieses Büchlein, das für diejenigen bestimmt ist, die schon mit dem vom Verf. bearbeiteten Elementarbuche J. Fölsis vertraut gemacht haben, enthält die allernothwendigsten syntaktischen Regeln, wie sie sich aus des Verf.s englischem Lesebuche (s. weiter unten) ableiten lassen. Die sich an die „Regeln“ anschließenden deutschen Übungsstücke sind durchwegs Umformungen des in dem genannten Lesebuche enthaltenen Lesestoffes. Rücksicht darauf ist in das Vocabelverzeichnis, das den Schluss des Buches bildet, nicht jedes in den Übungsstücken vorkommende Wort aufgenommen worden, was zu bedauern ist, da so der Schüler nur jenes Übungsstück übersetzen kann, dessen englische Vorrede er schon durchgearbeitet hat.

Elementarbuch der englischen Sprache von Prof. Dr. Ritter, Director der Luisenschule zu Berlin, und F. Friedrich, I. Lehrer an der Sophienschule zu Berlin. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1892. V u. 254 SS.

Dieses „Elementarbuch“ zerfällt in fünf Abschnitte: I. Erklärung der in dem Buche angewandten Aussprachebezeichnungen (S. 1—10), II. Englische Lesestücke (S. 11—48), III. Grammatik (S. 49—126), IV. Übungen im Anschlusse an die englischen Lesestücke und die Grammatik (S. 127—185), V. Wörterverzeichnis

(S. 186—251); ein „Register zum ersten und dritten Abschnitt“ beschließt das Buch. Unter den Lesestücken finden sich nur wenige, die den Schüler im Sinne der „Reform“ in englisches Leben und englische Geschichte einführen, und die „Übungen“ enthalten zuviel Einzelsätze, aber im großen und ganzen haben wir es hier mit einem brauchbaren „Elementarbuch“ zu thun. Auf einige Mängel, die dem Buche in sachlicher Beziehung anhaften, hat der Ref. in der „Zeitschrift für das Realschulwesen“, Jahrg. XVIII, S. 600 f. hingewiesen.

Meffert, Dr. Franz. Übungsbuch zum Übersetzen in das Englische im Anschlusse an die Englische Grammatik für die oberen Classen. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893 8°, VI u. 250 SS. Preis geh. 2 Mk.

Dieses nach der alten, „grammatisierenden“ Methode verfasste umfangreiche Übungsbuch zerfällt in zwei Theile, wovon der erste aus Einzelsätzen, der zweite aus zusammenhängenden Lesestücken besteht. Die Auswahl dieser letzteren ist wenig glücklich; denn sie sind ausschließlich historischen Inhalts, behandeln die englische Geschichte nur theilweise und berühren das 18. und 19. Jahrhundert gar nicht. Die sonstige Einrichtung des Buches ist vorzüglich; überall wird der Schüler durch spärliche lexikalische Angaben, durch öftere Hinweise auf die Grammatik und durch gesperrten Druck aller Stellen, in denen irgend ein Anglicismus oder eine vom Deutschen abweichende Construction zur Anwendung kommen soll, zum Denken und selbständigen Arbeiten angeleitet.

d) Lesebücher.

Vietor W. und Dörr F., Englisches Lesebuch. Unterstufe. 3. Aufl. (7. und 8. Tausend). Leipzig, B. G. Teubner 1893. 8°, XXIV u. 298 SS. Preis geb. 2 Mk. 80 Pf.

Der Umstand, dass von diesem Lesebuche in sechs Jahren 6000 Exemplare abgesetzt wurden, ist ein sprechender Beweis für die Beliebtheit, deren sich dasselbe erfreut. Und es ist auch wirklich eines der besten Lesebücher, die bisher zusammengestellt worden sind. Es führt den deutschen Schüler dadurch, dass es ihm dieselben Erzählungen, Märchen und Gedichte vorführt, an denen sich auch die englische Jugend erfreut, in das Leben und Treiben der englischen Kinder ein und macht ihn weniger mit der zum Theil veralteten literarischen Sprache der früheren Jahrhunderte, als vielmehr mit der frischen englischen Umgangssprache der Gegenwart bekannt. Der Lesestoff ist für zwei Jahrgänge bestimmt, zerfällt also in zwei Haupttheile; der erste Theil enthält die Gruppen I. *At Home*, II. *At School*, III. *Farm, Garden, Fields*, der zweite besteht aus den Gruppen I. *Home life*, II. *England and the English*, III. *Moral and religious life*. Hierauf folgen Appendix A. „*Fairy Tales and Stories*“ und Appendix B. „*Times and Sea-*

sons“. Ein ausführliches Wörterbuch (S. 215—295), in dem jedes Wort phonetisch umschrieben ist, bildet den Schluss des Buches. Druckfehler: S. 157, Z. 21 *At* (As), S. 175, Z. 36 *anythig*, S. 295 „Lautzeichen“ *us* = *oor* (uø).

Koch, Dr. John, Kleineres englisches Lesebuch, nebst fortlaufenden Fragen, sachlichen und sprachlichen Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis. 2. nach den neuen Lehrplänen bearbeitete Aufl. Mit Karten von Großbritannien und einem Plane von London. Berlin, Emil Goldschmidt 1894. 8°, 146 SS.

Der Lesestoff dieses für die Mittelstufe bestimmten englischen Lesebuches ist in folgende Gruppen eingereicht: I. *The Sovereigns of England* (S. 1—16), II. *A Geographical Outline of Great Britain & Ireland* (S. 17—32), III. *Sketches of English Life and Manners* (S. 33—48), IV. *Useful Knowledge* (S. 49—60), V. *Short Tales* (S. 61—72), VI. *Poems* (S. 73—78). Der vierte Abschnitt enthält zunächst englische Fragen und Antworten über die Atmosphäre, die Wolken, über Regen, Schnee, Hagel, Nebel, Thau und Reif, sowie über die fünf Sinne, woran sich ein längeres Lesestück über Nahrung, Reinlichkeit, Kleidung, Lüftung, Bewegung und Ruhe anschließt. Der fünfte Abschnitt besteht aus fünf Erzählungen, die durchwegs theils in England, theils in Amerika spielen, in den sechsten Abschnitt sind sieben beliebte Gedichte von *Payne*, *Burns*, *Moore*, *Hemans* und *Campbell* aufgenommen worden. Das Wörterbuch (S. 96—146) ist, nach den vom Ref. gemachten Stichproben zu schließen, durchaus verlässlich; nur in der Stelle (S. 63) *The Indians renewed the attack again and again, but they were foiled every time* heißt das Verbum *foil* nicht „vereiteln, hindern“, wie der Verf. angibt, sondern „besiegen, vertreiben“. Die phonetische Umschreibung, die sich bei jedem Worte findet, ist meist zutreffend; unrichtig ist *allegiance* (ələdʒəns). Druckfehler: S. 62 *at lip* (a), S. 70 *costumers*.

Tyndall John, *Fragments of Science*. Ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Dr. W. Elsässer. Oberlehrer am Realgymnasium zu Charlottenburg, und Dr. P. Mann, Oberlehrer am Luisenstädt. Realgymnasium zu Berlin. Berlin, R. Gaertner 1894. VIII u. 131 SS. Preis geb. 1 Mk. 20 Pf.

Mit diesem Bande wird die englische Abtheilung einer neuen von L. Bahlsen und J. Hengesbach herausgegebenen Sammlung von Schulausgaben, betitelt „Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit“, eingeleitet. Diese „Schulbibliothek“ beabsichtigt, durch die Herausgabe von Prosaschriften wissenschaftlichen Inhalts aus dem 19. Jahrhunderte den fremdsprachlichen Wortschatz der Schüler nach der Seite des Wissenschaftlichen, Technischen und Commerziellen zu erweitern, will also „weniger ein Concurrenzunternehmen gegen bereits bestehende be-

vährte Lectüresammlungen, als vielmehr eine durch die Forderungen der neuen Lehrpläne und die Bedürfnisse der Gegenwart bedingte und nothwendig gewordene Ergänzung derselben sein“. Das vorliegende 1. Bändchen enthält folgende sechs Aufsätze von John Tyndall: I. *On the Forces of Nature* (S. 1—18), II. *On Dust and Disease* (S. 18 - 36), III. *Voyage to Algeria to observe the Eclipse* (S. 37—70), IV. *Life and Letters of Faraday* (S. 71—95), V. *Scientific Use of the Imagination* (S. 96—110) und VI. *Death by Lightning* (S. 111—115). Der Text wird nicht nur nach der sprachlichen Seite am Fuße jeder Seite commentiert, sondern demselben sind auch sachliche Anmerkungen aus der Feder eines Physikers beigegeben. Druckfehler: S. 2, Z. 21 *ant* (and), S. 26, Z. 32 *n* (in), S. 112, Z. 20 *live* (life). Da sich das Bändchen auch durch eine schöne äußere Ausstattung auszeichnet, so sei es zum Schulgebrauche bestens empfohlen.

Troppau.

Dr. Joh. Ellinger.

Vorlesungen über die Theorie des Lichtes. Unter Rücksicht auf die elastische und die elektromagnetische Anschauung. Von J. Volkman, a. o. Prof. der theoretischen Physik an der Univ. Königsberg i. Pr. Mit in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, B. G. Teubner 1891.

Die Vorlesungen, welche uns vorliegen, wurden an der Universität Königsberg gehalten und haben vor allem den Zweck, dem Studierenden eine Übersicht der bisherigen Lichttheorien zu geben und demselben eine Gegenüberstellung und Abwägung nahezu gleichwertiger Theorien gegeneinander selbst zur Darstellung zu bringen. Aus diesem Grunde wurde die elektromagnetische Lichttheorie parallel mit der Elasticitätstheorie des Lichtes zur Behandlung gebracht. Eine der vorzüglichsten Seiten des vorliegenden Buches ist die stete Rücksichtnahme auf die historische Entwicklung der Lichttheorie; eine solche Behandlung kommt, wie der Verf. richtig bemerkt, der Auffassung des Zuhörers entgegen, „der sich beim Eintritte in eine Disciplin eine Entwicklung durchmachen muss, die in mancher Hinsicht ihr Analogon zur geschichtlichen Entwicklung hat“. Das Studium des Buches setzt die Kenntnisse der Experimentaloptik und der praktischen Physik voraus; auch ist es erforderlich, dass der Studierende sich mit den einschlägigen Partien der Mechanik von Kirchhoff, die auf die Elasticitätstheorie bezugnehmen, und mit der elektromagnetischen Auffassung von Maxwell und Helmholtz vertraut gemacht habe. Jedenfalls wird der Leser aus dem wertvollen Buche eine reichliche Menge von Anregungen empfangen und dies nicht nur in formeller, sondern auch in inhaltlicher Hinsicht.

In einer Einleitung werden die Grundzüge der Emanationstheorie von Newton, der Undulationstheorie von Huygens, die Grundanschauungen der elastischen und der elektromagnetischen Lichttheorie dargestellt. Im ersten Abschnitte finden wir die Grundlagen der Undulationstheorie mit Einbeziehung einer ausführlichen Behandlung des Interferenzprincipes und des Principes von Huygens sowohl nach der Elasticitäts- als auch nach der elektromagnetischen Theorie in sachgemäßer Weise besprochen. Sehr hübsch ist die Darlegung des Principes von Huygens nach der Präcisierung von Kirchhoff, derzufolge keine specielle Annahme über die Gestalt der zu substituierenden Fläche gemacht wird. Der zweite Abschnitt umfasst die Theorie der Strahlung und enthält eine Einführung in diese, dann die Grundlagen der Katoptrik und jene der Dioptrik. Daran reiht sich eine Behandlung der Fraunhofer'schen Beugungserscheinungen und der Fresnel'schen, sowie eine weitgehende Erörterung einschlägiger Probleme (auf Meteorologie, Instrumentenkunde u. dgl. bezüglich). Im folgenden Abschnitte wird die Theorie der Lichtbewegung in Krystallen behandelt und die Bewegung ebener Lichtwellen in optisch anisotropen Medien eingehend studiert; geometrisch wird die Einführung des Strahlenbegriffes vorgenommen und die schöne geometrische Forschung von Mac Cullagh über die Gesetze der Lichtbewegung in Krystallen und die dynamische Theorie des Lichtes, welche von diesem Forscher aufgestellt wurde, erklärt. Die geometrische Optik anisotroper Medien kommt nach den Deductionen von Huygens, Hamilton und Mac Cullagh zur Sprache. Ausführlich wird in dem vorliegenden Buche die Reflexion und Brechung an der Grenze optisch verschiedener Medien erörtert (Aufstellung der Grenzbedingungen für die Theorie des Lichtes; die partielle Reflexion und Brechung an der Grenze von isotropen und anisotropen Medien; die totale Reflexion). Im Folgenden finden wir die vorgetragenen Lehren in deren Anwendung auf die planparallele Platte; in diesem Abschnitte wird eine vollständige Theorie der Newton'sche Ringe gegeben. In einem Anhange kommt die Metallreflexion nach der elektromagnetischen Lichttheorie zur Erörterung, ferner wird die Theorie der natürlichen Circularpolarisation, wie sie von Mac Cullagh aufgestellt wurde, gegeben und im Anschlusse an dieselbe das Problem der Reflexion und Brechung an der Grenze circularpolarisierender Medien besprochen.

Auf die Literatur der in dem Buche behandelten Gegenstände wurde die gebührende Rücksicht genommen und auch durch diesen Umstand dem Leser manch wertvoller Wink gegeben. Hierbei finden wir auch einige ältere Abhandlungen herangezogen und verwertet.

Wir wünschen diesem durchwegs originell, mit vielem didaktischen Geschicke durchgeführten Lehrbuche der Optik, in welchem wir nur sehr ungerne die Theorien der Dispersion und Absorption

missen, sehr viele Freunde, zumal die Klarheit der Darstellung auch schwierigerer Probleme nichts zu wünschen übrig lässt.

Lehrbuch der Bewegung flüssiger Körper (Hydrodynamik).

I. Band: Die Bewegungserscheinungen flüssiger Körper, welche aus den Boden- und Seitenwänden von Gefäßen, sowie durch Röhren und Röhrenleitungen bei constanter, sowie veränderlicher Druckhöhe fließen. Für das Selbststudium und zum Gebrauche an Lehranstalten bearbeitet nach System Kleyer von Richard Klimpert. Stuttgart, Julius Mayer 1892.

In dem Titel ist der Inhalt des vorliegenden Buches angezeigt, welches den ersten Band eines größeren Werkes bildet, dessen zweiter Band die Bewegungserscheinungen des Wassers in Flüssen und Canälen, den dabei vom Wasser ausgeübten Stoß und Widerstand, sowie die Anwendung der hierbei zur Wirkung kommenden lebendigen Kraft des fließenden Wassers zum Betriebe umfassen wird. Es muss anerkennend hervorgehoben werden, dass der Verf. in gleichmäßiger Weise die hydrodynamischen Probleme sowohl vom theoretischen als auch praktischen, d. i. experimentellen Standpunkte behandelt und ebenso den Forderungen des Physikers wie denen des Technikers nachkommt. Den Wünschen des letzteren werden insbesondere die vielen zum Theil gelösten, zum Theil ungelösten Aufgaben entsprechen, desgleichen die aus mannigfachen Messungen hervorgegangenen, in dem Buche angegebenen Zahlen- und Tabellen. Wenn wir noch hinzufügen, dass die Darstellung des in dem Lehrbuche Gebotenen eine sehr gelungene, von der tiefen Sachkenntnis des Verf.s zeugende ist, dass ferner die typische Ausstattung des Buches, namentlich die zahlreichen, dem Texte beigegebenen Figuren nichts zu wünschen übrig lassen und geradezu als Musterabbildungen bezeichnet werden können, dann wird man das Urtheil des Ref. über die Güte und Brauchbarkeit des Buches begründet finden.

Im ersten Abschnitte wird der Ausfluss des Wassers aus Gefäßen und durch Röhren bei unveränderlicher Druckhöhe besprochen und der Erscheinung der Contraction des ausfließenden Strahles die gebührende Rücksichtnahme geschenkt. Eingehend ist auch der Einfluss der Hindernisse in der Bewegung des Wassers bei Geschwindigkeits- und Richtungsveränderungen besprochen und in sehr ansprechender Weise die Theorie des negativen Druckes gegeben.

Der zweite Abschnitt des Buches handelt von dem Abflusse des Wassers bei veränderlicher Druckhöhe, und zwar wird der Ausfluss des Wassers aus horizontaler Bodenöffnung und aus Seitenöffnungen theoretisch und messend verfolgt und in der letztgenannten Unterabtheilung auch des Problems der Schleusenfüllung und Entleerung gedacht. Im weiteren werden die Lösungen zu den Aufgaben der Hydrodynamik gegeben und — was besonders wertvoll

für den Hydrotechniker — ein übersichtliches Verzeichnis der Formeln zusammengestellt, sowie ein Verzeichnis der Literatur der Hydrodynamik und Hydraulik gegeben.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Max Ebeling, Leitfaden der Chemie für Realschulen.
Mit 225 Abbildungen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1892.
157 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Das Buch ist für Schulen mit einem einjährigen chemisch-mineralogischen Unterrichte bestimmt. Es wird darin nur die sogenannte anorganische Chemie berücksichtigt. Auf die Ausstattung ist große Mühe verwendet worden. Von den Elementen sind nur die wichtigsten behandelt. Auf S. 14 wird eine Tabelle gegeben, in der die Elemente, alphabetisch geordnet, nach ihrer Wichtigkeit durch den Druck in drei Gruppen eingetheilt erscheinen. Bei den Nichtmetallen wird folgender Gang der Behandlung befolgt: zuerst kommt eine Zusammenstellung der Versuche, dann folgen die Darstellung, die Eigenschaften, die Anwendung, das Vorkommen und endlich Geschichtliches. Bei den Metallen ist die Anordnung etwas anders: Vorkommen, Gewinnung, Eigenschaften, Anwendung usw., Legierungen, dann die Verbindungen. Es wird sofort (S. 3) mit dem systematischen Theile begonnen und zwar, wie der Ref. glaubt, mit großem Glück. Der Wasserstoff z. B. wird sehr gründlich abgehandelt. Die chemischen Prozesse werden schon von S. 4 an durch Schemata zum Ausdruck gebracht, ohne Anwendung von Symbolen; die chemischen Gleichungen werden anmerkungsweise gegeben und zwar von den ersten Seiten an. Der Begriff „Analyse“ wird an der Zerlegung des Wassers (S. 2), jener von „Reagens“ und „Reaction“ anlässlich der Nachweisung von Ozon mit Kaliumjodid (S. 12) festgestellt. Das Wesen einer „chemischen Verbindung“ (bestimmtes Volumen und Gewicht) wird am Wasser gelehrt (S. 16). Die Atomgewichte sind in sehr genauen und auch in abgerundeten Zahlen (in Klammern) gegeben (z. B. S. 95). Das Volumgewicht wird schon bei den ersten Elementen, Wasserstoff und Sauerstoff, angewendet und sein Wesen klar erörtert (S. 5 u. 8). Die Wertigkeit der Elemente wird auf S. 37—40 recht hübsch abgehandelt. Kupfer und Quecksilber werden als ein- und zweiwertig (S. 118, 121), Aluminium als dreiwertig angenommen (S. 101) und die Formeln ihrer Chloride demgemäß geschrieben: Cu Cl , Cu Cl_2 ; Hg Cl , Hg Cl_2 ; Al Cl_3 . Im „Geschichtlichen“ über die Verbrennung ist recht passend eine Notiz über die Phlogistontheorie untergebracht, die das Wesen der Sache recht klar macht (S. 12). Das Capitel über Spectralanalyse ist sehr anschaulich behandelt, die Versuche sind ausführlich und gut beschrieben, die Anwendung ist genügend erklärt. Auf S. 100

befindet sich eine interessante Angabe über die Leuchtkraft des Magnesiumlichtes, sowie seine Anwendung auf der See. Der ganze Artikel über Aluminium ist sehr anziehend geschrieben und enthält eine ganze Menge von wichtigen Angaben (S. 101 u. 102). Die Eintheilung der Eisensorten fußt auf neuerer Grundlage; es wird unterschieden: I. Roheisen (1. graues, 2. weißes); II. Schmiedbares Eisen (1. Schweißisen, 2. Schweißstahl, 3. Flusseisen, 4. Flussstahl) (S. 130). Dem complicierten und schwierigen Prozesse der Kupfergewinnung aus schwefelhaltigen Erzen ist der Verf. aus dem Wege gegangen. Die Elemente Mangan, Chrom und Kobalt sind äußerst kurz (auf circa $1\frac{1}{4}$ Seiten) abgethan (S. 140 u. 141).

Bei der Erkennung der Metalle ist meistens nur auf den trockenen Weg Rücksicht genommen worden, was bisweilen, wie z. B. beim Calcium (S. 100), nicht ausreichend erscheint. Ob der auf S. 1, 3. Abs. beschriebene Versuch mit Kalium und Wasser der geeignetste ist, um das Wesen einer chemischen Erscheinung zur Anschauung zu bringen, mag dahingestellt bleiben. Die Versuche über die Gewichtszunahme bei der Verbrennung sind modern ausgeführt und auch für den Experimentator ausreichend genau beschrieben (S. 9, 10). Recht hübsch ist der Versuch geschildert, um mit Tropfen von schmelzendem Quecksilber im Wasser „Eisröhren“ zur Entstehung zu bringen (S. 63, 5. Abs.).

Betreffs der Zeichnungen: Fig. 42 passt nicht zu Fig. 41 (S. 33), sie ist auch der Art der Ableitung des Tetraeders aus dem Octaeder nicht entsprechend. Die auf S. 42 befindliche Fig. 49 entspricht nicht der auf S. 41 gegebenen Darstellungsweise von Ammoniak aus Salmiak und Calciumhydroxyd; sie versinnlicht vielmehr die Austreibung von Ammoniak aus seiner wässerigen Lösung. Die Fig. 79—82 (S. 57) sollen Parallelstellung zeigen. Die auf S. 129 befindliche Fig. 212, Spateisenstein auf Quarz darstellend, ist nicht besonders glücklich ausgefallen.

Bemerkt muss werden, dass bei Fremdwörtern, wo es angeht, stymologische Hinweise Platz finden, z. B. Puddelprocess: to puddle = rühren (S. 133, 4. Abs.). Anlässlich der Namengebung wird auch kurz und bündig auf thatsächliche Erklärungen eingegangen: „Sauerstoff...“ dieser Name stammt von Lavoisier her, welcher irthümlich glaubte, dass der Sauerstoff ein wesentlicher Bestandteil aller Säuren sei“ (S. 2, 3. Abs.). Consequent werden Namen wie „Ätzkalium“ und „Natriumlauge“ gebraucht. Im ersten Momente kann es befremden, wenn von „Stickstoffdreioxyd, Stickstoffvieroxyd und Stickstoffünfoxyd“ (S. 36), ferner von Kohlenzweioxyd (S. 62) gesprochen, wenn NaH_2PO_4 , Na_2HPO_4 und Na_3PO_4 einfaches, zweifaches und dreifaches Natriumphosphat genannt (S. 56), $(\text{NH}_4)\text{HCO}_3$ und $(\text{NH}_4)_2\text{CO}_3$ als einfaches und zweifaches Ammoniumcarbonat aufgeführt werden. Ref. meint, diese Bezeichnungen können sogar zu Irrthümern Anlass geben, und hält dafür, dass

da „Einnatrium-, Zweinatriumphosphat usw.“ zwar nicht schöner klingen, aber fast besser angewendet wären. Ganz ohne Übergang heißt es S. 121 auf einmal: „salpetersaures Quecksilberoxydul“, S. 125, 126 Zinnchlorür und Zinnchlorid.

Die Productionsverhältnisse der Metalle und anderer Stoffe, die im Welthandel eine Rolle spielen, sind ausführlicher behandelt, als dies sonst in Schulbüchern üblich ist. So findet sich S. 60, 61 bei der Steinkohle ein interessanter Hinweis auf den national-ökonomischen Reichthum, der in diesem Körper steckt; so werden beim Kochsalz, beim Eisen, bei Gold und Silber recht gute graphische Darstellungen über die geförderten Mengen geliefert, wobei bei der Eisenproduction speciell auf das Verhältnis von gefördertem Erz, fabriciertem Roheisen und Kohle Rücksicht genommen ist. Recht interessant ist die geschichtliche Notiz über das Aluminium, sowie über die Preisverhältnisse dieses Metalls (S. 106) und die Angabe, dass etwa 50% des gewonnenen Aluminiums zur Raffinerie anderer Metalle verbraucht werden (S. 102), sowie endlich die Bemerkung, „dass Gold von den wichtigeren Metallen das einzige ist, welches von 1862—1884 eine Abnahme der Production zeigt“ (S. 150).

Beim Quecksilber (S. 122) findet sich, dass „der Preis gegenwärtig für 1 kg 5 Mk. beträgt und vom Hause Rothschild in London bestimmt wird, welches den Quecksilbermarkt beinahe ganz beherrscht“. Von hohem Interesse ist auch die angegebene Leistungsfähigkeit des Bessemerprocesses (S. 135), die Angabe über den Wert des Eisens (1 kg Roheisen 5 Pf., 1 kg Spiralfedern für Taschenuhren circa 200.000 Mk.) (S. 139), sowie die trostreiche Mittheilung, dass „Schwedens Eisenschätze so unerschöpflich sind, dass der einzige Berg Gellivara à Norbotten genügen würde, den gesammten Eisenbedarf der Erde auf Jahrtausende hinaus zu decken“ (S. 128).

Was den krystallographischen Theil des Buches betrifft, so ist das Capitel „Krystalle und reguläres System“ bei den Halogenen eingeschoben; es ist recht anschaulich zur Darstellung gebracht und die Ableitung ist als sehr gelungen zu bezeichnen (S. 30—34). Nach dem Schwefel kommen das rhombische (S. 52—53), das monokline (S. 53—54) und das trikline System (S. 54—55) an die Reihe, nach dem Glase werden das hexagonale (S. 77—79) und das quadratische System besprochen (S. 79—80). Auch sonst findet man bei verschiedenen passenden Anlässen krystallographische Notizen, die häufig entsprechend illustriert sind, so beim Diamant, Flussspat, Calciumcarbonat und Calciumsulphat usw. Zu bezweifeln ist der Ausspruch, dass „der Kalkspat vollflächig nicht selten als Säule mit der Geradendfläche vorkommt“ (S. 97, 3. Abs.).

In mineralogischer Hinsicht möchte Ref. Wendungen vermieden sehen, wie S. 72, Z. 1 „der Quarz findet sich am häufigsten feinkörnig und derb“ oder S. 96 „Außer in Krystallen findet sich der Flussspat dicht“. Letzterer findet sich doch wohl auch

derb. Beim Flussspat wäre übrigens der Ausdruck „zweifärbig“ zu erklären; soll damit am Ende die Fluorescenz gemeint sein? Jedenfalls ist aus einem Chemielehrbuche auch die These zu entfernen, dass man zu den Silicaten „vor allem den Quarz“ rechnet (S. 74 oben). Der lithographische Schiefer von Solnhofen sollte nicht „Kalkstein“, sondern „Mergel“ genannt werden (S. 96). Auch das Folgende will dem Ref. nicht zusagen (S. 72, 2. Abs.): „Der Chalcedon ist häufig aus verschiedenen Schichten zusammengesetzt, zu denen noch Quarz, Bergkrystall und Amethyst hinzutreten. Solche Massen nennt man Achate.“ S. 56, 5. Abs. wird der Apatit dreifaches Calciumphosphat genannt und ihm die Formel $\text{Ca}_3(\text{PO}_4)_2$ beigelegt; erst auf S. 99, 4. Abs. kommt vor, dass dieses Mineral auch Chlor- oder Fluorcalcium enthält. Die Formeln von Glanzkobalt $\text{CoS}_2 + \text{CoAs}_2$ (S. 141), von lichtem und dunklem Rothgiltigerz $3\text{Ag}_2\text{S} + \text{As}_2\text{S}_3$ und $3\text{Ag}_2\text{S} + \text{Sb}_2\text{S}_3$ (S. 142) wären einfacher und für ein chemisches Lehrbuch besser passend zu schreiben: CoAsS , beziehungsweise Ag_3AsS_3 und Ag_3SbS_3 . Dem Satze auf S. 73, 7. Abs.: „Die zahlreichen in der Natur vorkommenden kieselsauren Salze entsprechen aber keineswegs der Formel H_4SiO_4 “ kann man füglich die Frage entgegenstellen: „Was ist's denn dann mit Zn_2SiO_4 ?“

Auf die geologischen Lagerungsverhältnisse wichtiger Erze und Verbindungen ist gebürend Rücksicht genommen; in dieser Hinsicht sei nur auf „Durchschnitte“ bei Kochsalz, bei Zink und Spateisen verwiesen. Beim Erhärten des Mörtels wird dem Sande jede chemische Wirkung abgesprochen; so heißt es S. 95, 7. Abs. „Der Sand des Mörtels wirkt chemisch nicht mit, er verhindert beim Trocknen das Schwinden und die Bildung von Rissen, wozu reiner Kalkbrei neigt.“

So complicierte Gleichungen, wie sie angewendet werden, um die Zersetzung des Schießpulvers (S. 85, 2. Abs.) oder die Bildung des Hirschhornsalzes (S. 90, letzter Abs.) zu versinnlichen, sollten aus einem derartigen Buche wegbleiben, umsomehr als sie den Thatsachen nicht völlig Rechnung tragen. Die Beschreibung der Spiegelfabrication könnte klarer gehalten sein (S. 123); in dem Satze „alle Metalle, mit Ausnahme des Goldes und Platins, werden von HN O_3 gelöst“ ist auf Zinn und Antimon keine Rücksicht genommen (S. 44, 45); unter den Metallen, die von concentrirter Schwefelsäure nicht angegriffen werden, wird auch Blei aufgeführt (S. 51, 2. Abs.); als Hauptbestandtheile einer Wachskerze werden „feste Kohlenwasserstoffe“ bezeichnet (S. 9, 10). Zu solchen Ergebnissen einer etwas flüchtigen Behandlung wären auch folgende Punkte zu zählen: 1. S. 11, 3. Abs., Z. 7 soll es wohl statt das dunkelrothe, „kohlenstoffhaltige“ Blut heißen „ CO_2 -haltige“; 2. S. 81 wird der Siedepunkt des Zinks zu 1000°C ., auf S. 110 zu 1040°C . angegeben. 3. Bedenklich ist die Darstellung: „Die Sodaschmelze enthält also Natriumcarbonat und Schwefelcalcium

und wird mit kaltem Wasser ausgelaugt, wobei das Carbonat gelöst wird“ (S. 88, 7. Abs.). 4. In dem 1892 erschienenen Buche wird in der Tabelle, die über die Sodaproduction handelt, schon auf die Production dieses Jahres Rücksicht genommen; da werden an Leblanc-Soda 545.000, an Ammoniaksoda 165.000 Tonnen ausgewiesen. Der nächstfolgende Absatz aber lautet wörtlich: „Heute werden mit Leblancs Process rund 480.000 und mit dem Ammoniakverfahren 360.000 Tonnen gewonnen.“ (S. 89). 5. Unterschrieben kann auch nicht werden, dass „ihre (der Metalle der alkalischen Erden) kohlen- und phosphorsauren, noch mehr aber die schwefelsauren B. unlöslich sind“ (S. 100), ebenso 6. dass $MgCl_2$ und $MgSO_4$ in fast allen natürlichen Wässern enthalten ist (S. 100); weiter, dass sich 7. „in concentrirter Salzsäure das Zinn unter Entwicklung von Wasserstoff zu Zinnchlorid löst“ (S. 124, 7. Abs.); auch nicht die Gleichung (S. 124) $Sn + 2NaHO + H_2O = Na_2SnO_3 + 2H_2O$ oder der Satz (S. 125) „Schmilzt man Zinnstein mit Ätznatrium zusammen, so erhält man beim Verdampfen der Lösung (!) durchsichtige Krystalle.“ 8. SO_2 ist als Röstproduct des Schwefelkieses nicht erwähnt und die Farbe von Eisenhydroxyd als roth bezeichnet (S. 37). 9. Die Anwendung des Quecksilbers zur Silbergewinnung ist nicht ausreichend klar geschildert (S. 143, 2. Abs.). 10. S. 145, 2. Abs. werden die Farben von Ag Br und Ag J verwechselt.

In stilistischer Beziehung wäre Folgendes besserungsbedürftig: „Es erzeugt einen heiteren, rauschartigen Zustand (Lachgas), indem eine vollständige Gefühllosigkeit eintritt“ (S. 43, 4. Abs.). — „Man kann eine leuchtende Flamme leicht in eine wenig leuchtende durch stärkere Zufuhr von Sauerstoff verwandeln und umgekehrt“ (S. 69, 1. Abs.). — „Die Auflösung in Wasser heißt Natriumlauge. Kocht man mit Fetten, so erhält man harte Seifen, unsere gewöhnlichen Seifen sind also Natriumseifen“ (S. 86, 6. Abs.). (Über Seifen ist übrigens sonst noch kein Wort gesprochen worden). — „Wegen dieser Eigenschaft (Erhärtung mit Wasser) dient der Gips (welcher?) zur Herstellung von Abgüssen usw. und außerdem ungebrannt in der Landwirtschaft als Düngemittel“ (S. 99, 2. Abs.). — „Mit Baryum und Strontium bildet das Calcium die Gruppe der alkalischen Erden (S. 100, 3. Abs.). — Die Wendung „und wird zum Unterschied zur Zinnsäure“ (S. 126, 1. Abs.) wäre zu vermeiden.

Schließlich sollen noch einige Wünsche des Ref. Platz finden: S. 14, letzte Zeile sollte das „Feuer“ nicht ganz mit „Oxydation“ gleichbedeutend definiert werden. — In die Definition „Krystall“ wäre aufzunehmen „Naturkörper“ oder „von ebenen, ursprünglichen Flächen begrenzt“ (S. 30, vorl. Abs.). — Auch die Definition des Moleküls als „kleinstes unmessbares Massentheilchen“ ist nicht besonders zu empfehlen (S. 36, 3. Abs.). — S. 90, 3. Abs. wäre das (NH_4) als zusammengesetztes Radical zu

bezeichnen. — Unter den großen Städten, in denen die Beleuchtung mit Gas zuerst praktiziert wurde, ist doch jedenfalls auch Wien zu nennen (S. 67, 3. Abs.). — Bei der Gewinnung von Conversionsalpeter (S. 84) und von Kaliumchlorat (S. 85) wäre auf die Trennung der Reactionsproducte Gewicht zu legen. — Beim Zink wäre auch das Verhalten zu Laugen zu erwähnen. — S. 133 wäre beim Frischprocess ein „offener Herd“ und beim Puddelprocess ein „Flammofen“ genau zu charakterisieren, eventuell auch durch schematische Figuren zu illustrieren.

Druckfehler: S. 63, 6. Abs., Z. 2 ist beim ersten Worte links das „i“ ausgefallen; S. 118, 3. Abs. soll es heißen das Kupfer statt der Knpfer; S. 135, 7. Abs., Z. 2 ist an Stelle des Wortes hellgrüne „hellgraue“ zu setzen (Farbe des guten, unter dem Hammer bearbeiteten Eisens).

Das „Sachverzeichnis“ dieses hübschen Buches, das Ref. mit viel Vergnügen durchstudiert hat, ist sehr genau gearbeitet.

Wien.

Joh. A. Kail.

Lehrbuch der Zoologie für die unteren Classen der Realschulen und Gymnasien von Wilhelm Kukula. 6. verb. Aufl. Mit 283 Holzschnitten. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1893. Preis geb. 1 fl. 30 kr.

Das vorliegende Lehrbuch umfasst auf 200 Druckseiten die Naturgeschichte des Thierreiches. Die Auswahl des Stoffes ist zweckmäßig, die Darstellung leicht fasslich, die Beschreibungen sind meist correct. Aufgefallen sind dem Ref. einige Unrichtigkeiten: „Man sagt der Kohlmeise nach, dass sie kleinere Vögel, die mit ihr im Käfige gehalten werden, anfallt und ihnen durch Schnabelbisse den Kopf spaltet, um ihr Gehirn zu verzehren.“ In dieser Textierung macht es den Eindruck, dass die erwähnte Mordlust der Kohlmeise diesem Vogel nur angedichtet ist. Nun ist es aber bekannt, dass die Kohlmeise nicht nur im Käfig, sondern auch im Freien die verschiedensten kleineren Vögel überfällt und ihnen mit dem Schnabel den Schädel zertrümmert, um zu dem Gehirn zu gelangen. Auch nährt sie sich nicht „im Sommer hauptsächlich von Insecteneiern“, sondern von Insecten. — „Die Aale haben einen schlangenförmigen Körper ohne Brustflossen.“ — „Die Giftschlangen unterscheiden sich (von den giftlosen) durch einen hinten breiten, von dem übrigen Körper deutlich abgesetzten Kopf.“ — „Die Perlen sind kugelige Körper, welche aus der Körperhaut gebildet werden.“ — „Die gemeine Stechmücke fliegt an Sommerabenden (nicht auch bei Tage?) und lässt dabei einen summenden Ton hören.“ — „Die Raupe der Kleidermotte wird wollenen Kleidungsstücken schädlich.“ — „Da die Gänge des Borkenkäfers die zwischen der Rinde und dem Holzkörper befindliche Saffthaut durchschneiden, so kann der Nahrungssaft von der Wurzel nicht

„wird in die Masse gelangen.“ Geht etwa der rohe Nahrungssaft durch die „Schhaut“? — „Im Lauf des dritten Sommers graben sich die Mägelinge (des Maikäfers) tiefer in die Erde und verwickeln sich unter Absonderung einer harten Hülle in ruhende Puppen, aus denen im folgenden Frühjahr die vollkommenen Käfer hervorkriechen.“ Ist in dieser Darstellung nicht richtig; denn das Puppenstadium dauert nur 14 Tage. — „Die Schwärmer haben mattgefärbte Flügel.“ Bezüglich der Sphingiden gilt dies nur für die Vorderflügel (Schutzfärbung). — Die Maulwurfsgrille ist nach neueren Untersuchungen nicht, wie der Verf. angibt, ein rhizophages, sondern ein carnivores Thier. — Statt „Ameisenjungfer (Myrmelcon)“ wäre besser zu sagen Ameisenlöwe (Myrmecoleon). Statt zu sagen: „Der Mund des Tintenfisches ist mit zwei schnabelförmigen Kiefern ausgestattet“, wäre es, da „schnabelförmig“ ein zu wenig präciser Ausdruck ist, zweckmäßiger, anzugeben, dass die Septa zwei hornige Kiefer hat, die einem umgekehrten Papagei-schnabel ähnlich sind.

Bei den Jagdthieren wären einige Waidmannsansdrücke erwünscht, die der Schüler erfahren soll. So hat z. B. jeder Körperteil und jede biologische Erscheinung des Feldhasen in der Jägersprache einen Namen, von denen aber in dem vorliegenden Buche nicht ein einziger vorkommt.

Die Abbildungen sind zumeist gut, einzelne jedoch weniger befriedigend, so Würger, Buchfink, Feldlerche, Rauchschnalbe, Feldtaube, Auerhahn, Birkhahn, Tintenfisch, Perlmuschel, Malermuschel, einige Käfer, Regenwurm, Blutegel. Da es dem Verleger ebenso wie dem Verf. daran gelegen ist, ein in jeder Beziehung gutes Buch zu schaffen, so steht zu erwarten, dass in der nächsten Auflage auch auf den illustrativen Theil des Buches mehr Sorgfalt verwendet werden wird. Ref. will damit nicht sagen, dass das Buch schlecht sei; im Gegentheil, es ist ein gutes, brauchbares, allerdings auch verbesserungsfähiges Buch. Fehlerfreie Lehr- oder Handbücher, die jedermann befriedigen, sind ja eben so selten wie die weißen Raben.

Die typographische Ausstattung entspricht den Anforderungen der modernen Schulhygiene. Das Buch ist in Antiqualettern gesetzt, die der leider noch immer mehrfach beliebten Fractur entschieden vorzuziehen sind. Die Zeilen sind weit spationiert, die Lettern scharf. Kleindruck ist nur in sehr geringem Ausmaße verwendet.

Wien.

Dr. A. Burgerstein.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der deutsche Unterricht in Quinta.

(Eine Lehrplanfrage.¹⁾)

Dr. Johann Knieschek, mein Vorgänger im Amte an der Mittelschule zu Reichenberg, den leider ein tieftrauriges Geschick allzufrüh der Wissenschaft und der Schule entrissen, hat in seinem letzten Programmaufsatz²⁾ den deutschen Unterricht in Quinta behandelt. Seine Ausführungen sind klar, bündig, überzeugend und beziehen sich auf die Unhaltbarkeit dieses Unterrichtes aus inneren Gründen. Die Hauptgedanken seiner Abhandlung sind folgende: Schon wenn man die Poetik rein wissenschaftlich betrachtet, ergibt sich, dass aus den stilistischen Eigenthümlichkeiten eine Charakteristik der einzelnen Dichtungsarten — wie die Instructionen fordern — nicht gewonnen werden kann. Es ist daher eine unwürdige Beschäftigung, die Werke unserer Dichter nach stilistischen Eigenheiten zu durchwühlen und gar darnach zu classificieren, unwürdig für die Dichter, unwürdig für die Schüler. Übrigens ist der gegenwärtige Unterricht in V. ein Nothbehelf, der sich im Laufe der Entwicklung unseres Gymnasiums nur eingeschlichen hat und zur Norm erhoben worden ist. Der Lehrstoff der V. passt nicht in den Doppelbau unseres Gymnasiums. Es lohnt sich nicht, dem geringen Ertrag einer unsicheren Charakteristik der epischen, lyrischen und rein didaktischen Dichtungsgattungen die Arbeit eines ganzen Jahres zu opfern. Denn die Erfahrung lehrt, dass eine Classification der Dichtungen nach Arten auf reiner Willkür beruhe. Kaum die Hauptgattungen Epik, Lyrik, Drama stehen unangefochten da, um so undankbarer ist es, die vielen geschaffenen Unterabtheilungen in der Epik, noch mehr in der Lyrik auseinanderhalten zu wollen. Die Beschäftigung mit dieser Art der Poetik ist für den erziehlischen Unterricht

¹⁾ Der vorliegende Aufsatz berührt sich in einigen Punkten mit dem von R. Scheich, S. 941 ff.; beide sind uns fast gleichzeitig zugegangen. Wir constatieren dies, um jeder Missdeutung vorzubeugen.

Die Redaction.

²⁾ Über den deutschen Unterricht in der Quinta. K. k. Staatsmittelschule in Reichenberg 1891.

nicht zweckmäßig, auch dient solche Arbeit nicht zur Bildung des Geschmacks, so wenig als sich der Geschmack offenbart in der Fähigkeit, ein Werk unter eine bestimmte Gattung unterzuordnen: das ist eine rein logische Übung.

Soweit Knieschek. Er hat mit seinem vortrefflichen Aufsätze zwar einen Anerkennungserfolg bei der Kritik erzielt, aber niemand hat sich gefunden, der den Faden weiter gesponnen und einer Umgestaltung des deutschen Unterrichtes in V. das Wort geredet hätte. Und doch ist der deutsche Unterricht in V., wenigstens nach der Überzeugung Kniescheks und auch nach meiner, dringend reformbedürftig.

Es ist nun möglich, dass der bekannte Conservatismus der Lehrerwelt in Lehrplansachen an der Erfolglosigkeit der Knieschek'schen Anregung Schuld trägt, es ist auch möglich, dass es die Scheu war, an den Normen der Instructionen zu rütteln, die ja noch kein Jahrzehnt den Unterrichtsbetrieb beherrschten. Alle Achtung vor den Instructionen, aber so weit darf man nicht gehen, den Gymnasialunterricht in ihrem Rahmen erstarren zu lassen. Ist ja die hohe Unterrichtsverwaltung selbst mit einigen hochwichtigen Neuerungen vorangegangen. Und so sei denn hier der begründete Wunsch ausgesprochen, dass auch der deutsche Unterricht in einigen wesentlichen Punkten, wo es noththut, über kurz oder lang reformiert werde, vor allem der in V.

Ich will nun nicht bloß die Aufmerksamkeit der beteiligten Kreise neuerdings auf diesen Gegenstand lenken, sondern auch selbst einige Beobachtungen über ihn mittheilen.

Knieschek hat, wie bereits erwähnt, den deutschen Lehrstoff in V. hauptsächlich aus inneren Gründen angefochten und für unzweckmäßig erklärt. Es gibt aber auch noch sehr schwerwiegende Gründe anderer Art, die gegen ihn sprechen. Bekanntlich hat man es in V. mit Epik, Lyrik und Didaktik zu thun. Ein aufmerksamer Lehrer wird leicht die Beobachtung machen, dass der Erfolg bei der Behandlung der genannten Dichtungskategorien recht verschieden ist. Epik nehmen Quintaner mit befriedigendem Verständnis und Interesse auf, bei weitem nicht so Lyrik, noch weniger Didaktik. Lyrik und Didaktik sind dem Schüler auf dieser Stufe im voraus verschlossene Bücher. Lyrische Dichtungen müssen ja, wie alle Welt zugibt, nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen aufgefasst werden. Da klopft aber der Lehrer bei Quintanern vergebens an, sie sind noch nicht fähig nachzuempfinden. Derselbe Schüler, der eine Ballade leicht und ganz erfasst, wird bei einem einfachen lyrischen Gedichtchen versagen. Unverstanden und unempfunden werden die Perlen der Lyrik Goethes, Lenaus usw. für die Schüler ein leerer Schall sein. Diese werden bei der Erklärung der betreffenden Gedichte in Worterklärungen, im Construieren des Versmaßes schwelgen, die schöne Seele der Dichtungen wird ihnen verborgen bleiben. Ist es aber nicht jammer schade, dass eine Anzahl gerade der schönsten Blüten der Lyrik diesem Lose verfallen muss? Sollte man die reine Gefühlslirik nicht für eine Zeit aufsparen, wo der junge Mensch dazu empfänglich geworden ist? Die Lyrik soll ja der Jugend durchaus nicht vorenthalten werden.

Ebenso ist die Didaktik auf dieser Stufe noch unreifes, ungenießbares Obst. Auch für die Didaktik — ich denke insbesondere an die *païmische* — hat ein Quintaner kein annäherndes Verständnis, von Interesse schon gar nicht zu reden. Alle Didaktik hat bekanntlich etwas Greisenhaftes. Sie ist ein Kennzeichen der alternden Dichtung — eines Dichters, wie eines Volkes. Und darum kann sich naturgemäß ein jugendlicher Geist nicht mit ihr befreunden. Wie man, um nachzufühlen, selbst schon gefühlt haben muss, so muss man selbst schon einige Lebenserfahrung haben, um Didaktik, die ja der Niederschlag des philosophierenden Denkens ist, würdigen zu können.

Überdies vergesse man nicht, dass gerade Lyrik und Didaktik, weil sie nur ganz kleine Dichtungen umfassen, den Unterricht zu einem wahren Wirrwarr von Gedankenkreisen machen. Mit Recht beruft sich Knieschek auf das gewichtige Wort Scherers (Poetik S. 194): „Jedes einzelne Lied kann sehr schön sein, alle hintereinander verträgt man nicht. Eine Sammlung von Gedichten ist wider die Wahrheit, das einzelne Gedicht ist für sich geschaffen.“ Die Concentration zwischen den einzelnen Unterrichtsgegenständen ist fast zu einem pädagogischen Schlachtruf geworden, wo bleibt sie hier in demselben Gegenstande? Es ist für Lehrer und Schüler recht mühselig, etwa zwei Monate mit ganz kleinen lyrischen Gedichtchen von grundverschiedenem Inhalt und weitere zwei Monate mit Sentenzen, Epigrammen, Fabeln usw. hinbringen zu müssen.

Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass dieser Theil des Unterrichtes für den deutschen Aufsatz so gut wie fruchtlos ist. Ein Lehrer, der sich an den überaus vernünftigen Grundsatz R. Lehmanns hält, dass auch in den oberen Classen die deutschen Aufgaben die Formirung eines im Unterrichte bearbeiteten Gedankenkreises darstellen sollen, wird gerne — wenigstens die Schularbeiten — an die Schullectüre anschließen; gerade in V. ist eine solche Anknüpfung noch nöthiger, als späterhin. Doch wie ist das bei den lyrischen und didaktischen Gedichtchen, von denen jedes etwas anderes enthält, möglich? Ich habe ein einzigesmal eine Schularbeit unter dem Titel: „Frühlings- und Herbststimmungen.“ (Nach Liedern des Lesebuches.) gegeben, — der Versuch mislang, weil eben, wie schon erwähnt, das Gebiet der Stimmungen den Schülern trotz der sorgfältigsten didaktischen Behandlung der lyrischen Gedichte vorläufig noch fremd ist.

Und während nun der Lehrer des Deutschen in V. die kostbare Zeit wöchentlicher drei Stunden mit nichtigen Kleinigkeiten verzettelt, geht sich vielleicht sein Collega in VI. ab, hochwichtige Dinge so gut es geht und so rasch als möglich zu erledigen. Welches Übermaß von deutschem Lehrstoff steckt gegenwärtig in VI.! Ältere Literatur, Mittelhochdeutsch (Grammatik und Lectüre), Wieland, Klopstock, Lessing — das alles soll (wenn man die Zeit für Nebenzwecke in Abzug bringt) in rund 60—65 Lectürestunden behandelt werden. Der eine Lessing benötigte, ohne dass man die Zeit nur im mindesten zu verschwenden brauchte, das zweite Semester uneingeschränkt für sich. Und so ist denn das arme Mittelhochdeutsche zwischen den reichhaltigen Lehrstoff des

ersten Semesters arg eingezwängt. Man kann deshalb, wie die Sache gegenwärtig liegen, mit dem Mittelhochdeutschen wirklich auf keinen grünen Zweig kommen. An ein liebevolles Verweilen bei dieser Sache ist gegenwärtig nicht zu denken — fort geht es mit wehender Eile. Man erübrigt für dasselbe mit größter Noth kaum $2\frac{1}{2}$ Monate. Es ist zu verwundern, dass man bei der mit Freuden begrüßten Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen nicht den nöthigen Raum für diesen Gegenstand geschaffen hat; denn die Zuweisung der Messias- und Oberonlectüre in V. genügt nicht, mit anderen Worten: das Mittelhochdeutsche beansprucht viel mehr Zeit als jene Lectüre.

Was ergibt sich also aus dem Gesagten, alles in allem genommen? In VI. ist eine Überfülle des wichtigsten Lehrstoffes angehäuft, in V. dagegen macht sich ein entbehrlicher, unzweckmäßiger und in seiner Behandlung undankbarer Lehrstoff breit. Daher ist VI. noch weiter auf Kosten von V. zu entlasten, und zwar in der Weise, dass man Lyrik und Didaktik aus V. ausscheidet, dagegen das Mittelhochdeutsche (mit Ausnahme Walthers) dafür hierher verlegt.

Ich denke mir den Lehrstoff von V. dann im einzelnen so geordnet: Erstes Semester. Prosaische Erzählung, Lebensbeschreibung, Charakterschilderung, Beschreibung, Schilderung. Diese Kategorien kommen nach der bisherigen Gepflogenheit bekanntlich erst zum Schlusse des Schuljahres zur Behandlung oder, wenn die Zeit drängt, oft gar nicht. Wenn man sie dagegen an den Anfang des Schuljahres stellt, ergibt sich eine natürliche Anknüpfung an den entsprechenden Unterrichtsstoff in IV. An der Beibehaltung und sorgfältigen Pflege dieser Kategorien muss deswegen festgehalten werden, weil sie von stilbildender Bedeutung sind. — Die folgende Zeit des ersten Semesters würden kleinere epische Dichtungen ausfüllen, also Romanzen, Balladen, Mythen, Legenden, poetische Erzählung, Idylle — unter weiser Beschränkung auf das Wichtigste und unbestritten Beste. Der Grund für die Beibehaltung dieser Dichtungsarten in V. liegt nahe. Man kann viele von diesen herrlichen Dichtungen unbedingt nicht missen; im Untergymnasium aber sie vorzunehmen wäre verfrüht, in den drei obersten Classen findet sich dazwischen keine passende Gelegenheit. Übrigens bildeten diese kleineren epischen Dichtungen eine passende Vorstufe zur Lectüre des zweiten Semesters zu Messias, Oberon und zum Nibelungenlied und der Gudrun im Urtext. Die Auftheilung der Zeit des zweiten Semesters gieng in der Weise vor sich, dass Messias und Oberon höchstens zwei Monate in Anspruch nähmen, das Nibelungenlied und Gudrun mindestens drei. Zur Rechtfertigung dieses Vorschlages betreffs des Mittelhochdeutschen sei außer den früheren Gründen noch Folgendes bemerkt. Knieschek erklärt (S. 14): „Ich getraue mich, mit demselben Erfolge das Mittelhochdeutsche in V. zu lesen, wie in VI. Ich stimme aus vollster Überzeugung bei. Überdies ist ja der Unterschied in der Zeit ein verschwindender: was für das erste Semester in VI. für angemessen gilt, kann für das zweite Semester in V. nicht schwer erscheinen. Ein Recensent hat nun gegen Knieschek eingewendet, dass durch den Betrieb des Mittelhochdeutschen in V. der gewünschte

verte Zusammenhang dieser Lectüre mit der mittelalterlichen Geschichte in VI. zerrissen würde. Dagegen ist nun zu bemerken: Nibelungen und Gudrun lassen sich auch ganz getrennt von der mittelalterlichen Geschichte mit Erfolg lesen; was aber Walther anbelangt, so soll er aus guten Gründen wie bisher der sechsten Classe erhalten bleiben. Hauptsache ist, dass einerseits für eine ruhige und würdige Behandlung des Nibelungenliedes und der Gudrun die nöthige Zeit gewonnen und andererseits der deutsche Unterricht in VI. entlastet werde. Diesen Vortheilen gegenüber ist es auch nur ein geringfügiger Übelstand, dass Walther durch einen Zeitraum weniger Monate von dem übrigen mittelhochdeutschen Lehrstoffe getrennt wird.

Die für V. im Vorausgehenden vorgeschlagene Lehrstoffvertheilung brächte noch einen Gewinn, der nicht zu unterschätzen wäre: man hätte in diesem Jahrgange durchwegs eine epische Lectüre, wie sie dem jugendlichen Geiste auf dieser Stufe ganz besonders angemessen ist, und noch dazu in allen Spielarten und in möglichst erschöpfender Weise — kleinere epische Dichtungen, das religiöse, das romantische und das Volksepos aus direkter Anschauung. Wenn schon charakterisiert werden muss, so ließe sich jetzt wenigstens eine Charakteristik der Epik viel sicherer bieten, weil ein größeres Material vorläge als bisher. Auch hat es viel Ansprechendes, im zweiten Semester der fünften Classe Ilias und Nibelungenlied nebeneinander zu lesen.

Wer der angedeuteten Lehrstoffvertheilung für V. zustimmt, braucht nicht einmal auf die gelegentliche Erörterung des Wesens der Lyrik und Didaktik zu verzichten. Über diese Dichtungsarten zu sprechen, dazu bieten sich im Laufe der nächsten drei Gymnasialclassen zahlreiche und passende Gelegenheiten. VI. und VII. bringen reichlichen Stoff für die Lyrik (Walther, Klopstock'sche Odenpoesie, Goethes Lieder); VI., VII. und VIII. bieten Belege für die geläufigsten Formen der Didaktik (Walther, Lessings Epigramme und Fabeln, Herders Parabeln, Goethes Sprüche). Der nebensächliche Zweck des Charakterisirens dieser Dichtungskategorien kann nach und nach erfüllt werden. Ist es denn bisher mit der viel bedeutenderen und schwierigeren Dichtungsart, dem Drama, anders gewesen? Musste da nicht auch der Lehrer nach und nach in das Bild, welches die Schüler von dem Drama bekommen sollten, die wesentlichen Züge einzeichnen? Man sieht, für die bisherige verschämte, noch dazu fragmentarische Quasi-Poetik lässt sich ein besserer Ersatz schaffen, wenn man nur will.

In den voranstehenden Vorschlägen liegt unverkennbar eine gewisse Halbheit. Sie besteht darin, dass ein Theil des bisherigen Lehrstoffes der V. besonders für das erste Semester erhalten bleiben soll. Warum nicht sofort in V. mit dem literargeschichtlichen Unterrichte beginnen? Dann könnte eine gewisse Entlastung auch für VII. eintreten, die ja einer solchen Entlastung ebenfalls dringend bedarf. Man könnte den literargeschichtlichen Stoff mit der ihn begleitenden Lectüre viel bequemer auf vier Jahre auftheilen, als jetzt auf drei, von denen überdies das letzte nicht voll gerechnet werden kann. In der That scheint Knie-

schek dieser Gedanke, im Obergymnasium sofort mit der Literaturgeschichte zu beginnen, am Schlusse seiner etwas jäh abbrechenden Erörterungen vorgeschwebt zu haben, und wirklich hat ein solcher Plan für den ersten Augenblick etwas Bestechendes. Wie einfach wäre es, an den fortlaufenden Faden der Literaturgeschichte die jeweilige Lectüre anzuschließen. Allein wenn man genauer zusieht, hat die Sache doch eine arge Schwierigkeit. Man kann die literargeschichtlichen Bilder für die althochdeutsche und mittelhochdeutsche Zeit unmöglich von der gleichzeitigen politischen Geschichte trennen. Hier ist Concentration unbedingt geboten, hier muss die Geschichte den literargeschichtlichen Unterricht stützen und ergänzen, umso mehr, als dieser nicht in der Lage ist, durch Proben die jeweilige Partie der literarischen Entwicklung anschaulicher zu machen.

Die im Vorausgehenden gemachten Vorschläge, welche aus der Praxis des Unterrichtes entsprungen sind, haben unleugbar den Vorzug der leichten Durchführbarkeit für sich. Es würden nur einige Stoffverschiebungen in den Lesebüchern nothwendig. Manches Lied von Goethe käme viel passender in den Band für VII., manches von Lenau in den für VIII. Ebenso ließe sich die Didaktik, falls man das bisher in V. Gesagte nicht lieber ganz preisgeben möchte, nach literarhistorischen Gesichtspunkten in den Bänden für VI., VII., VIII. unterbringen. Auf manches, wie auf gewisse Morgen- und Abendliedchen von Hoffmann von Fallersleben, müsste man allerdings verzichten. Doch dieser Verlust ließe sich wohl verschmerzen, zumal da diese Poesie (allerdings auch mit Unrecht) recht stattlich in den Lesebüchern für das Obergymnasium vertreten ist.

Reichenberg.

Adolf Hausenblas.

Frankfurter, Dr. S., Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform. Mit 3 Tafeln in Lichtdruck und 1 Abbildung im Text. Wien, Hölder 1893. 8°, VIII u. 168 SS.

Die im Jahre 1849 erfolgte Reform des österreichischen Mittelschul-, speciell des Gymnasialwesens, auf der unser Gymnasium jetzt noch fußt, hat bisher keine zusammenhängende und ausführliche geschichtliche Darstellung gefunden. Es ist das eine Lücke in der Kenntnis unseres Unterrichtswesens, die gewiss schon viele schmerzlich empfunden haben, und zwar nicht bloß Schulmänner. Gebietet nicht auch Dankbarkeit gegen die Männer, welche damals ihre ganze Kraft in den Dienst unseres Vaterlandes gestellt und ein epochemachendes Werk geschaffen haben, dass diese Lücke endlich einmal ausgefüllt werde? Der Verf. hat diese Arbeit auf sich genommen und sie im weiteren dahin ausgedehnt, die Entwicklung des österreichischen Mittelschulwesens seit den Tagen der großen Kaiserin darzustellen. Sozusagen ein Vorläufer dieses Werkes, aber im innigsten Zusammenhange mit demselben stehend, ist das vorliegende Buch.

Dasselbe ist zunächst veranlasst durch den Philologentag des Jahres 1893 und durch die jenen einleitende Enthüllung des Denkmals, welches die hohe Unterrichtsverwaltung den drei Schöpfern der Unterrichtsreform vom Jahre 1849 in den Räumen der Wiener Universität errichtet hat. Dieses Denkmal ist im Texte S. VII nach einer Zeichnung von G. Niemann abgebildet und beschrieben, seine Entstehung kurz erzählt. Die drei anderen Tafeln in Lichtdruck bieten die Bildnisse Thuns, Exners und Bonitz', jenes als Vollbild, diese als Büsten auf Hermen.

Den Hauptzweck bildet für den Verf. die Geschichte des Lebens und Wirkens der drei Männer und hierin ihre Charakterisierung. Das Sachliche, die Unterrichtsreform tritt mehr zurück und wird fast nur insoweit berücksichtigt, als ohne Eingehen auf sie jene Hauptaufgabe nicht lösbar wäre. So beginnt einerseits, da Exner schon vor Thuns Berufung im Ministerium war und zugleich das Reformwerk schon mit der Schaffung des Unterrichtsministeriums seinen Anfang nahm, die geschichtliche Darstellung mit der Errichtung dieses Ministeriums (23. März 1848), welches an die Stelle der (mit einigen Zügen charakterisierten) Studienhofcommission trat, und es wird zunächst in Kürze das Wirken der Unterrichtsminister Sommaruga, Doblhoff und Stadion dargelegt. Andererseits aber werden auch andere Männer, welche mit den Genannten in Berührung standen, besonders in den Anmerkungen berücksichtigt, namentlich Schulmänner, wie Podlaha, Mozart, Zimmermann u. a., wodurch das Werk noch einen besonderen Reiz des Interesses für uns Epigonen erhält.

Die drei Lebensgeschichten werden nicht in gleicher Weise behandelt. Thuns Leben und Wirken wird bis zum Abschlusse seiner Stellung als Unterrichtsminister eingehender dargestellt und das nur insoweit, als es -zum Verständnis seiner Thätigkeit als Reorganisator des mittleren und höheren Unterrichtes in Österreich beitragen kann-, vom Staatsmann, Parteimann und Parlamentarier Thun wird abgesehen; von den zwei anderen Männern hingegen bietet der Verf. vollständige Biographien. Exner wird ausführlicher behandelt als Bonitz und nicht bloß in seinem öffentlichen Wirken, sondern nicht minder als Mensch geschildert und zwar deshalb, weil jener bisher keine eingehende Würdigung erfahren hat und sein Wirken weniger bekannt ist als das Bonitz'.

Was die Quellen betrifft, so hat der Verf. das bisher veröffentlichte Material zusammengefasst, fußt aber auch auf ausgedehntem Quellenstudium und hat endlich manches bisher ungedruckte Material verwertet.

Näher auf den Inhalt einzugehen, würde den Rahmen einer Anzeige weit übersteigen, erscheint uns außerdem überflüssig: denn es wird ohnehin jeder, der die Geschichte des heimischen Mittelschulwesens, besonders der Reform vom Jahre 1849, kennen lernen will, sich an dieses Buch wenden; er wird dann die Männer bewundern und verehren, welche, mit ausgebreiteten und gründlichen allgemeinen und Fachkenntnissen ausgerüstet, in unermüdlicher Thätigkeit das große Reformwerk geschaffen haben.

Zweck dieser Anzeige war nur, auf die Bedeutung des vorliegenden Buches und seinen hauptsächlichlichen Inhalt kurz hinzuweisen und schließlich zu bemerken, dass dasselbe jeder Schulmann lesen, dass es also auch in keiner Lehrerbibliothek fehlen sollte.

Nach dieser verdienstlichen und lichtvoll geschriebenen Arbeit können wir dem größeren Werke des Verf.s mit großen Erwartungen entgegensehen.

Wien.

J. Rappold.

Cohn H., Was kann die Schule gegen die Masturbation der Kinder thun? Referat, dem achten internationalen hygienischen Congress zu Budapest erstattet. Berlin, R. Schoetz 1894, gr. 8°, 40 SS.

Der Verf., der sich durch seine Vorschläge zur Bekämpfung der Kurzsichtigkeit der Schuljugend große Verdienste erworben hat, behandelt hier eine nicht minder wichtige Frage der Schulhygiene. Es wäre, wie er richtig bemerkt, eine arge Prüderie, wenn man die öffentliche Behandlung dieser hässlichen Verirrung eben, weil die Sache so anstößig ist, nicht billigen wollte. Mit der Vogel Strauß-Politik ist nichts geholfen. Der Verf. erörtert nun auf Grund aller ihm zugebote stehenden Quellen die Verbreitung, die Folgen des Lasters, seine Zeichen, Gelegenheitsursachen und die Mittel, über welche die Schule zur Bekämpfung des Übels verfügt. Darauf stellt er eine Reihe von Thesen auf, welche die Art und Weise, wie diese Bekämpfung erfolgen soll, in bestimmter Formulierung bezeichnen. Den Beschluss macht eine Übersicht der Literatur. Wir können hier auf das Einzelne nicht näher eingehen; es bleibt ja auch besser der ärztlichen Berathung und eigenen Schriften überlassen. Dass aber der Pädagoge diese kennen und sich über die Mittel, die er gegen das Übel anwenden soll, klar sein muss, das unterliegt keinem Zweifel. Vor allem muss er die Sache nicht unterschätzen (denn leider lassen die hier gegebenen Daten keinen Zweifel über die Verbreitung des Lasters übrig), sodann muss er die Schüler genau kennen lernen und sowohl in den Schulstunden wie in den Pausen auch in dieser Hinsicht streng beobachten. Pflege der Schamhaftigkeit, jedoch nicht in auffallender Weise ist ebenfalls ein wichtiges Moment. Vor allem ist aber darauf zu achten, dass der kindlich naive Sinn so lange als möglich erhalten werde; *castis sunt omnia casta*. Diesen wird aber der Lehrer am besten erhalten, wenn er den Schülern gegenüber die Stellung eines liebevollen Pflegers, nicht bloß die eines strengen Präceptors einnimmt; jenem erschließt sich das Herz des Kindes, dem anderen gegenüber öffnet es sich nicht. Sehr wichtig ist auch die entsprechende Herstellung und Überwachung der Anstandsorte. Ob eine besondere Belehrung der Kinder stattfinden kann und soll, das ist eine Frage, die nicht kurz behandelt werden kann. Der Verf. spricht sich für eine solche aus; der Lehrer wird vielleicht anderer Meinung sein als der Arzt. Die Belehrung kann nur soweit gehen, dass alle Weichlichkeit, unnöthiges Betasten des eigenen und fremden Körpers als unschicklich und besonders als unmännlich hingestellt wird. Ein kurzes, tadelndes Wort wirkt hier mehr als eine ganze Rede. Dass tüchtige körperliche Bewegung und Abhärtung sehr viel leisten können, liegt auf der Hand. Die Einführung des obligaten Turnunterrichtes wird sich auch hier sehr wohlthätig erweisen. Dass endlich schädliche Elemente ausgeschieden werden müssen, versteht sich von selbst. Auch wird ja dies überall durchgeführt.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Die deutsche Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag hat im October den Bericht über das zweite Vereinsjahr 1893/94 veröffentlicht. Während dieses Jahres wurden folgende Vorträge gehalten und Berichte erstattet: Klein „Die Dresdener Athenestatue“, Gläser „Der Vortrag der chorischen Partien in Euripides' Hiberniden“, Holzner „Kritische Beiträge zu Euripides' Elektra und Orestes“, Neuwirth „Dürers Madonna mit dem Zeisig von 1506“, Klein „Damophon und Kephisodot“, Rzach „Kritische Beiträge zu den Sibyllinischen Orakeln“, Sauer „Creizenachs Geschichte des neueren Dramas, Band 1“, Reichl „Das Princip der Anordnung von Lukians Göttergesprächen“, Sauer „Über das Manuscript des Urgötz“, Hauffen „Typische Erscheinungen des volksthümlichen Stils“, Lambel „Hallwisch: Böhmen die Heimat Walthers von der Vogelweide“, Marty „Eine logisch-grammatische Frage“, Klein „Plinius' Nachricht von Werken des Praxiteles im Kerameikos von Athen“, Arleth „Die Lehre des Anaxagoras vom Nus“, Jung „Der gegenwärtige Stand der Limesforschung“, Cornú „Zwei Ableitungen aus lateinisch *bustum* in den romanischen Sprachen“, Swoboda „Die neueste Literatur über die älteste griechische Geschichte“, Weber „Der Mann mit der eisernen Maske“, Holzner „Kritische Beiträge zu den Scholien des Euripides“, Rzach „Die Homerfragmente des Genfer Papyrus“, Hauffen „Die Arme und die Reiche, ein Culturbild aus unseren Volksliedern“, Klein „Eine Scene im Olymp auf einem antiken Vasenbilde“, Christ „Kritische Bemerkungen zu Platons Phaidon“, Neuwirth „Die Wappensage der Junker von Prag“, Gläser „Statistische Daten über die Prager k. k. Bibliothek“, Rolin „Die historische Entwicklung des *Argot français*“. Die Zahl der Mitglieder betrug 30—34. Obmann war Prof. Neuwirth, dessen Stellvertreter Landesschulinspector Klouček, Schriftführer Prof. Christ.

Literarische Miscellen.

Präparation zu Sophokles' Antigone. Von H. Schmitt, Hannover, O Goedel 1894. 46 Ss. Preis 60 Pf.

In Krafts und Rankes Präparationen für die Schullectüre griechischer und lateinischer Classiker sind bisher (in 17 Heften) Theile von Homer, Xenophon, zwei Tragödien von Sophokles, dann eine Auswahl von Corn. Nepos, Caesar und Ovid erschienen, theilweise schon in mehreren Auflagen. Diese Präparationen haben den Zweck, auf die Schullectüre in der Weise vorzubereiten, dass sie die sprachliche, speciell die lexikalische

Seite dem Schüler zum Verständniß bringen und so von der Arbeit des Nachschlagens im Lexikon entlasten, wodurch die Lectüre in ein rascheres Tempo gebracht werden soll; dagegen wird die sachliche und ästhetische Erklärung grundsätzlich dem Unterrichte in der Schule vorbehalten. Solche fertiggestellte Präparationen, die dem Schüler ja wirklich viel Zeit und Mühe ersparen, dürften sich auf den unteren Stufen der Lectüre, so lange der Schüler noch unbeholfen ist und mit dem Wörterbuche noch nicht zu hantieren versteht, als immerhin empfehlenswerte Hilfsmittel erweisen, so für die ersten Bücher des Homer, für Corn. Nepos oder auch für Ovid. Anders aber verhält sich die Sache, wenn der Schüler schon einige Gewandtheit im Präparieren und Übersetzen gewonnen haben soll, wozu er freilich nie kommen wird, wenn wir ihm bis Sophokles hinauf derartige Präparationen in die Hand geben, die ihm zwar das „zeitraubende Wälzen des Lexikons“, aber auch jedes selbständige Erwägen ersparen und in dem süßen Wahne bestärken, dass das Merken und Erlernen von Vocabeln, selbst von solchen, die ihm wohlbekannt sein sollten, nicht unbedingt nothwendig sei.

Von diesem Standpunkte aus können wir uns auch mit der sonst ja mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gearbeiteten Präparation zu Sophokles' Antigone von Schmitt nicht recht befreunden. Sie bietet überdies zu viel, vieles, was der Schüler schon wissen soll und auch wirklich weiß, vieles, was er auf Grund des Gewussten leicht selbst finden kann, und zwar sowohl hinsichtlich des umfangreichen lexikalischen Theiles, als auch betreffs der grammatischen Bemerkungen, welche unter dem Striche angebracht sind und zumeist die Angaben der Construction enthalten. Auch die zahlreichen etymologischen Angaben und Ableitungen halten wir hier nicht für angezeigt. Eine ausgiebige Restriction könnte nach des Ref. Ansicht dem Büchlein nur zu statten kommen.

Wien.

Dr. A. Primožić.

Ussing Johan-Ludwig, Græsk og romersk Metrik. Kjøbenhavn, Gyldendal 1893. 8°, (4) 207 SS.

Prof. J. L. Ussing, der Schüler und Nachfolger J. N. Madvigs auf dem Lehrstuhle der klassischen Philologie an der Universität Kopenhagen (geb. 10. April 1820), bietet in vorliegendem Buche eine neue und zum Theil erweiterte Bearbeitung seiner Vorlesungen über griechische und römische Metrik, die er in den Jahren 1890 und 1891 gehalten hatte. Veranlassung hiezu war insbesondere der Umstand, dass Madvigs im Jahre 1867 veröffentlichte „Kortfattet græsk Metrik“ unvollendet geblieben war und infolge dessen die dänischen Studierenden der Philologie ein wichtiges Hilfsmittel zum Studium der Metrik entbehren mussten. Diesem Mangel abzuhelfen ist der Zweck des gegenwärtigen Werkes, das von allen Jüngern der classischen Philologie willkommen geheißen werden dürfte. Die übersichtliche und lichtvolle Behandlung des Stoffes, „der unter der Bearbeitung der Gelehrten oft kleinlicher, als es nothwendig ist, erscheint“ (Vorwort), wird jedenfalls dazu beitragen, die Einführung in diese jedem Philologen unentbehrliche Disciplin zu erleichtern. Uss. hat sein Lehrgebäude der griechischen und römischen Metrik in 21 Capitel gegliedert. Das erste Capitel gibt die Definition der Metrik überhaupt („Metrik ist die Lehre vom Versbau, die Verslehre, die Theorie der Verskunst“ (S. 1)) und erklärt ihr Verhältnis zur Grammatik. Das zweite Capitel bietet in großen Zügen eine Übersicht der Geschichte der griechischen und römischen Metrik von Aristoxenos von Tarent an bis auf Havets „Cours élémentaire de métrique Grecque et Latine“ (1888). Die Capitel 3—21 behandeln die Metrik selbst unter folgenden Überschriften: Rhythmus und Metrum, Accent und Quantität, Prosodie, Verhältnis

zwischen langen und kurzen Silben, Der Versfuß, Skandierung, Hebung und Senkung, Ictus metricus, Dipodie, steigender und fallender Rhythmus usw. Die letzten zwölf Capitel (10—21) behandeln die speciellen Versformen und die aus ihnen gebildeten Strophen.

Volkmann Walther, Uriel Acosta. Eine Skizze. Breslau, E. Morgenstern 1893. 8°, 36 SS. (Sonderabdruck aus der Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Gymnasiums zu St. Maria Magdalena zu Breslau.)

Das Hauptverdienst gegenwärtiger Schrift besteht in dem (bis auf einige Änderungen in der Interpunction) treuen Wiederabdruck von Uriel Acostas Selbstbiographie: *„Exemplar humanae vitae“*, welche der holländische Theologe Philipp von Limborch in seinem heute sehr seltenen Buche *„De veritate religionis Christianae“* (Goudae 1687) auf S. 341 fig. erstmals veröffentlicht hatte. Sachliche Erläuterungen, einschlägige Schriftstellen bilden einen fortlaufenden Commentar des lateinischen Textes und erleichtern dessen Verständnis auch dem uneingeweihten Leser. Was der Verf., Hr. Dr. Volkmann, seiner Edition voranschickt, ist im wesentlichen eine flüchtige, aber ansprechend geschriebene Skizze der religiösen Zustände in Holland zu Anfang des 17. Jahrhunderts und eine, wie uns scheint, völlig zutreffende Polemik wider den bekannten jüdischen Geschichtsschreiber H. Graetz, hinsichtlich dessen Auffassung und Darstellung von Uriel Acostas Charakter (im zehnten Bande der *„Geschichte der Juden“*, 2. Auflage, S. 141).

Clausen Julius und Lewin Poul, Dansk Litteraturhistorie i Omrids. København, Brødrene Salmonsens 1894. 8°, (2) 234 SS.

Die dänische Literatur unseres Jahrhunderts hat an zusammenfassenden Bearbeitungen ihrer Geschichte keinen Mangel. N. M. Petersen in seinem monumentalen Werke *„Bidrag til den danske Litteraturs Historie“* (6 Vol. 1853—1864, 2. Aufl. 1867—1870), Fr. Winkel Horn in *„Den danske Litteraturs Historie“* (1879) und P. Hansen in seiner zweibändigen *„Illustreret dansk Litteraturhistorie“* (1886) haben in großem Umfange Handbücher der dänischen Literaturgeschichte verfasst, neben welchen eine nicht geringe Anzahl kleinerer, populärer, vorwiegend zum Schulgebrauche bestimmter Lehrbücher derselben Disciplin erschienen sind. Nichtsdestoweniger haben wir in vorliegender neuester dänischer Literaturgeschichte aus der Feder zweier jungen Gelehrten (der erstgenannte Verfasser ist Assistent der großen königlichen Bibliothek in Kopenhagen) kein überflüssiges Unternehmen zu erblicken. Die Eigenart ihres Buches haben sie treffend im *„Vorwort“* bezeichnet: *„Wir haben überall den Zusammenhang erklären wollen, wir haben hervorgehoben, dass nichts sprungweise geschieht . . . Aber so wurde es auch nothwendig, in kurzen Übersichten diejenigen Theile der Weltliteratur zu skizzieren, welche für unsere Literatur Bedeutung hatten.“* Diese Grundsätze finden sich denn auch in der gegenwärtigen literarhistorischen Darstellung sehr glücklich verwirklicht, und wir erkennen darin einen Vorzug des Buches gegenüber seinem Vorläufer: S. Müllers *„Kortfattet dansk Litteraturhistorie“*. Ein weiterer besteht in der geeigneten Verbindung des biographischen Elementes mit dem literarhistorischen, in der lebendigen und fesselnden Sprache des Buches, in der Ausführlichkeit, womit auch die jüngste Literaturperiode in den Bereich der Darstellung gezogen wurde. Allerdings haben wir hier drei theuere Namen vermisst: Svend Hørsleb Grundtvig, den unsterblichen Sammler von *„Danmarks gamle Folkeviser“* (1853 bis 1884), dann Hermann Frederik Ewald, den gefeierten Romanschriftsteller, und seinen nicht weniger begabten Sohn Carl Ewald. — Ein Namenregister der behandelten Schriftsteller würde den Gebrauch des allen Freunden der dänischen Literatur bestens zu empfehlenden Buches sehr erleichtern.

Johannessen, Fortegnelse over
for Folkeskoler og høiere Lære-
ationer. Anden øgede Udgave. Kristiania,
VIII u. 92 (4) SS.

folgenden Verzeichnisses von Lehrmitteln für
nach unserer Ausdrucksweise: Volks-, Bürger-
gegenwärtige, langjährige Chef der insbeson-
Norwegens hochverdienten Firma P. T.
Kristiania. Die erste Auflage des gegenwärtigen
Jahren erschienen, die zweite ist wesentlich ver-
worden. Im Vorworte skizzirt der Verf. ganz kurz
Volks- und Mittelschulwesens in seiner Heimat und
Sinn an dieser Culturarbeit, wobei er sich auch als
Amos Comenius' bekennt. Das Verzeichnis selbst
ist gegliedert, welche folgende Überschriften tragen:
1. Sprachunterricht. 2. Christenlehre. 3. Geschichte.
4. Unterricht in der Naturwissenschaft. 6. Rechnen und
5. Schreiben und Zeichnen. 8. Gesang und Musik. 9. Hand-
werk. 10. Schulinventar. Das ungemein reiche Material,
zusammengetragen worden ist, beweist die vertraute Be-
kanntheit des Herausgebers mit der norwegischen und fremdländischen,
besonders Production an Bildwerken, Wandtafeln, Karten
mathematischen Apparaten und Modellen, Präparaten und
aus den gesammten Hilfsmitteln zur Belegung des Unter-
richts. Die verdienstvolle Arbeit G. Kr. Joh.
würde empfohlen werden.

Dr. H. v. Lenk.

J. P. G., Discours sur l'histoire de la revolution
de la France. Edited with introduction and notes by H. W. Eve.
Oxford at the University-Press 1894. kl. 8°, XVI u. 197 SS.

Die Buchlein bildet einen Theil der Sammlung, welche 'Pitt Press'
herausgibt. Der Herausgeber bietet zuerst eine Einleitung, die
über die Werke Guizots, seine Werke, seinen schriftstellerischen Charakter
auf entsprechender Weise Aufschluss gibt (S. VII-XVI). Hierauf
folgt der Text, dann bis zu Ende reiche Anmerkungen, die
historischer und phraseologischer Art, theils dazu bestimmt sind,
die Geschichte nähere Aufklärung zu geben. Diese Anmerkungen
sind vollkommen ihrem Zwecke, die Lectüre des hochbedeutenden
Werkes für englische Schüler des vorgerückteren Alters zu erleichtern.
Die Ausstattung lässt nichts zu wünschen übrig.

Deutscher Kalender Deutscher Nation für das Jahr 1895. VI. Jahr-
gang, begründet von H. Allmers, fortgeführt von A. Breitner.
Herausg. E. Müller.

Zwölf Blätter, in der Form einer antiken Rolle, die mittelst eines
goldenen Stabes (umbilicus) verbunden sind und neben dem Kalender
Wörter oder Citate und Originalbeiträge in Poesie und Prosa enthalten,
die sich auf Rom oder auf Italien überhaupt beziehen. Der Kalender
ist für die deutsche Romfahrer bestimmt, zugleich wohl auch dazu, um ihn
als Neujahrs-geschenk von Rom aus an die Lieben im fernen Norden zu
schicken. Die Bilder führen uns das Forum in Rom zur Zeit Goethes, das
deutsche Kaiserpaar auf dem Quirinal, Ernst Curtius und Th. Mommsen
auf dem Forum, endlich Frau Buchholzen in Pompeji vor. Die Original-

beiträge sind nicht immer von gleichem Werte. Die Ausstattung ist für ein so ephemeres Ding, wie ein Kalender es ist, sehr stattlich.

Seit Januar 1894 erscheint im Verlage von Fournier & Haberler (Karl Bornemann) zu Znaim eine Zeitschrift unter dem Titel: 'Periodische Blätter für naturkundlichen und mathematischen Schulunterricht'. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachleute von Robert Neumann, Bürgerschullehrer, in jährlich acht Heften zu 32 Seiten in Octavformat. Preis 5 Kronen. Diese Zeitschrift soll den Interessen des naturwissenschaftlich-mathematischen Unterrichtes in weitester Form dienen. Sie enthält vier Abtheilungen: Abhandlungen, Vorträge, Lehrproben: Experimente, Apparate, Sammlungen; Zeitungsschau; Kleine Mittheilungen; Beurtheilungen neuer Bücher. Dies möge als vorläufige Notiz dienen; wir werden einen eingehenderen Bericht über den bisher erschienenen Jahrgang später bringen.

Programmenschau.

1. Simon, Dr. J., De comparationibus, quae in Catulli carminibus leguntur. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Cilli 1893, 8^o, 28 SS.

Die Überschrift dieser in lesbarem Latein verfassten Arbeit deckt sich nicht ganz mit dem Inhalte, insofern der Verf. bemüht ist, den Catull als einen Nachahmer griechischer Dichter auch in der Verwendung von poetischen Bildern und Gleichnissen darzustellen. Wenn auch zugegeben werden mag, dass betreffs des sogenannten literarischen Eigenthums das classische Alterthum eine andere Ansicht hegte, als sie heutzutage durch schriftstellerischen Anstand und staatliche Gesetze ausgeprägt erscheint, so meine ich doch, dass je nach der dichterischen Individualität und dem Charakter des poetischen Kunstwerkes eine gewisse Vorsicht, ob wir es mit bewusster Nachahmung, mit Nachempfindung, mit einem ursprünglichen Einfalle zu thun haben, geboten sei. Diese Entscheidung ist schwierig, manchmal gewiss gar nicht möglich, und doch nicht gleichgültig für die Beurtheilung eines Dichters. Denn auch für die antike Zeit muss es eine Grenze gegeben haben, wo die erlaubte oder gestattete Nachahmung aufhörte und — sagen wir — die poetische Anleihe anfing. Von diesem Standpunkte aus scheint mir die vorliegende Arbeit zu einseitig statistisch, indem mit erschöpfender Gründlichkeit all die Stellen angeführt werden, an denen die von Catull gewählten Bilder oder Gleichnisse mit Parallelstellen aus griechischen Dichtern garniert werden können, und ich für meinen Theil wünschte, der Verf. hätte von der begründeten Zurückhaltung öfters Gebrauch gemacht, mit welcher er z. B. p. 12 bemerkt: *potuit reminisci Catullus poetarum veterum, sed non debuit*, oder noch besser p. 20, wo zugestanden wird: *Catullo ipsi illam imaginem suam sponte in mentem venisse*. In ähnlicher Weise würde ich z. B. urtheilen über den Vergleich des geliebten Mädchens mit einer Blume (c. 61, 21), der aus Theokrit entlehnt sein soll, über das Gleichnis der Epheu- und Rebenranken, wofür doch dem Catull ebenso gut Auge und Sinn zuzutrauen ist wie irgendeinem griechischen Dichter. Anders steht es natürlich mit solchen Ähnlichkeiten, die durch die Nachahmung bestimmter griechischer Dichtungstypen bedingt ist, ich meine die Hochzeitslieder, insbesondere in dem Parallelismus der Bilder und Gleichnisse, der ein charakteristisches Merkmal des Wechselgesanges ausmacht; darauf hätte besonders hingewiesen werden sollen. Dergleichen konnte Catull nicht erfinden, weil es schon erfunden war, und durch die offenbare Nachahmung

sicherte er sich bei der Mit- und Nachwelt vor dem Vorwurfe des dichterischen Plagiates. Wenn ich auch mein Urtheil über unsere Schrift dahin zusammenfassen möchte, dass des Verf.s Worte: *vereor ne hoc loco viri docti nimis anxie fontem imaginis, quae sua fere sponte se offerebat, investigent sich auf die weitaus größere Anzahl der von ihm vorgelegten Stellen anwenden lassen, so verdient doch die in der Arbeit niedergelegte Belesenheit und die klare Darstellung volle Anerkennung. Als Sammlung von Parallelstellen zu Catulls Poetik, ohne Rücksicht auf die daraus gefolgerten Schlüsse, scheint mir die Arbeit wertvoll und fruchtbar.*

Im Anhange zu der besprochenen Schrift hat derselbe Verf. (S. 29 bis 36) eine der Gymnasialjugend gewidmete Reiseerinnerung unter dem Titel „Von Delphi nach Chaeroneia“ als Fortsetzung der im Vorjahre erschienenen Reiseskizze veröffentlicht, die frisch und lebendig geschrieben auch dem Schulmanne Anregung und Belehrung bietet.

Wien.

C. Ziwsa.

2. **So ffé Emil, Rudolf von Habsburg im Spiegel der deutschen Dichtung.** Für die studierende Jugend Österreichs geschildert. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Brünn 1893, 8°, 18 SS.

Der Verf. schildert im Rahmen des Lebensganges Rudolfs von Habsburg, wie dieser Fürst von deutschen Dichtern der älteren und neueren Zeit verherrlicht wurde. Die Zusammenstellung ist sorgfältig, die Darstellung anregend. Das Material dürfte sich stellenweise noch vermehren lassen. So könnte man beispielsweise gelegentlich Rudolfs Krönung außer den angeführten Gedichten auch noch erwähnen: „Das Scepter Rudolfs von Habsburg“ von Wolfgang Müller von Königswinter.

3. **Neumann Franz, Adalbert Stifter.** Beitrag zu seiner Biographie. Progr. der deutschen Staats-Realschule in Pilsen 1893, 8°, 33 SS.

Die Programme der jüngsten Zeit enthalten einige wertvolle Beiträge zur Kenntniss von Stifters Leben, besonders lesenswert ist die vorliegende interessante Abhandlung. Sie bringt auch etwas urkundliches Material über des Dichters Leben, schildert uns sein persönliches und dichterisches Wesen an der Hand verschiedener Mittheilungen, eigener Erinnerungen und Briefe, von welchen manche nach handschriftlichem Material hier zum erstenmale mitgetheilt werden. Durch die hier aufgedeckten Beziehungen werden uns auch verschiedene Einzelheiten in des Dichters Schriften verständlicher, indem sie auf persönliche Erlebnisse und auf Menschen aus der Umgebung Stifters zurückgeführt werden. Die Heimat des Schriftstellers und ihre schöne Umgebung ist dem Verf. genau bekannt, und auch in dieser Beziehung enthält der Aufsatz interessante Angaben und Schilderungen.

Wien.

Dr. F. Prosch.

4. **Winkler Alexander, Über den grammatischen Lehrstoff beim französischen Unterrichte an Oberrealschulen.** Progr. der Landes-Oberrealschule in Mährisch-Ostrau 1893, 8°, 14 SS.

Im Anschlusse an Kühn und Ohlert tritt der Verf. entschieden für die Einschränkung des grammatischen Lehrstoffes im Französischen ein. Er meint — und wir stimmen ihm bei —, dass im Interesse der wirk-

lichen Erlernung der Sprache viel unnützer Ballast, der sich selbst in Reformgrammatiken noch breit macht, über Bord geworfen werden sollte. Er führt weiters im einzelnen an, welche Regeln überflüssig sind und welche wenigstens gekürzt werden könnten. Daran schließt sich eine Vertheilung des grammatischen Lehrstoffes auf die ersten vier Classen. Der Gedanke, das grammatische Lehrpensum des Französischen auf das Wichtigste zu beschränken, dieses aber umso gründlicher durchzunehmen, wird hoffentlich in dem neuen, zu erwartenden Lehrplane berücksichtigt werden, und in dieser Beziehung verdienen die aus der Schulpraxis hervorgegangenen Vorschläge des Verfs. alle Aufmerksamkeit.

Wien.

Dr. Alois Würzner.

5. Unterforcher A., Zur slavischen Namenforschung in Tirol. Rätoromanisches aus Tirol. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Eger 1892, gr. 8°, 61 SS.

— — Rätoromanische Ortsnamen aus Pflanzennamen. Zs. des Ferdinandeums. III. Folge. 36. Heft 1892, S. 372—399.

Die aus Pflanzennamen gebildeten Ortsnamen zusammenzustellen bietet vorab ein culturhistorisches Interesse und mehr noch als der, welcher sich um Lautwandel kümmert, wird derartige Untersuchungen begrüßen, wer das Leben und Wandern der Wörter und der durch sie bezeichneten Begriffe verfolgt. Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, die Pflanzenbezeichnungen einer größeren Gegend, ich will einmal sagen des ganzen Gebietes zwischen Apenninen und Alpen, zusammenzustellen und dann zu untersuchen, welche von ihnen und in welcher Verbreitung diese zur Schöpfung von Ortsnamen gedient haben. Es würden sich da ganz merkwürdige Ergebnisse herausstellen, die auch für den Pflanzeographen von Wert wären oder durch ihn bestätigt würden. Bekanntlich hatte der Begründer der wissenschaftlichen Toponomastik von Italien, G. Flechia, eine derartige Arbeit vor, hat aber nur ein Bruchstück veröffentlicht, an das sich dann eine kleine Studie von C. Salvioni im *Bullettino storico della Svizzera italiana* Bd. 9 und nun die vorliegende Arbeit des verdienten Unterforcher anschließen. Im ganzen sind in dieser letzteren 67 Stichwörter gegeben, doch dürften einige davon zu streichen sein, nämlich *asparagus*, das einem Weileramen Sparchet bei Kufstein zugrunde liegt, was mir wenig einleuchtet, schon darum, weil aus begrifflichen Gründen *asparagus* sonst kaum einen Flur- oder Ortsnamen bildet und weil auch das *ch* gegenüber dem romanischen *g* auffällig ist; *prapedilon*, woraus *Prupidele* oberhalb Lienz, da das lat. Wort nur einmal bei Appuleius vorkommt, aber nicht in die Volkssprachen gedrungen ist; *tulipa*, woraus *Tulpeid*, da *tulipa* ein zu junges Wort ist. Bemerkenswert ist, dass Ableitungen von *abies* äußerst selten sind. Es werden nur zwei angeführt, die nicht einmal über alle Zweifel erhaben sind, auch Götzinger, Die rom. Ortsnamen des Cantons St. Gallen S. 19 vermag nur eine zu bringen, Salvioni gar keine; umsoviel fruchtbarer ist *picea*, das in Tirol an Stelle von *abies* getreten ist. Sodann ist *acer* sehr beliebt und zwar dürfte die ohnehin große Liste noch vermehrt werden um *Tschernüll*, *Tscharniel*, *Tscherneitsch*, *Tscharneid*, die unter *Cerrus* angeführt werden, des *n* wegen aber wohl zu *acernus* gehören, namentlich wird man *Tscherneitsch* und *Tschöran* nicht voneinander trennen dürfen, da beide derselben kärnthnerischen Gemeinde Steinberg angehören, und selbst *Schrüns* hat ebensoviel Anrecht auf *acer* wie auf *cerrus*. Natürlich wiegen Baumnamen bei weitem vor, und zwar neben lateinischen oder doch im Lateinischen gäng und gäben wie *betulla* auch ein nicht römischer, nämlich *alaussa* Faulbaum. Von Obstbäumen ist *ficus*, *pomum*

und *pirus* selten, *prunus* fraglich, *malum* häufig, *persicus*, wofür Salvioni ein Beispiel hat, fehlt ganz, ebenso *cerasus*. Dass *avellana*, *corilus* und *nux* reichlich vertreten sind, ist selbstverständlich. Von Getreidearten begegnet *avena*, doch ist dem Verf. das letzte, mir auch die anderen Beispiele zweifelhaft, *cibata* (Gerste) in zwei unsicheren Fällen, und *hordeum* auch nur in zwei Beispielen. Bemerkenswert ist ferner, dass, während *calamus*, *canna*, *flex*, *ulva* sehr oft, auch *uncus* viermal vertreten ist, für *carex* nur *Gareit* (kaum *Schoridai*) aufzuweisen ist. Noch zu mancherlei anderen Beobachtungen gibt die Sammlung Anlass. *Aceretum*, *alaussetum*, *alubuletum* und viele andere kommen vor, aber kein *fagetum*, das anderswo ganz gewöhnlich ist, kein *fraxinetum*, umgekehrt erscheint *robur* nur in der Ableitung *roburetum*, nicht als selbständiges Wort und nicht mit anderen Suffixen usw. — Zum Schlusse noch eine Frage. Unter *rhamnus* werden *Ranatz*, *Ranieren*, *Ranigl* als Flurnamen, *Ranudla*, *Ranui*, *Ranoi*, das zweite als Hofnamen angeführt, außerdem *Ranalt* und *Ranudil*, über die ich mir nicht klar bin. Gehören nun aber die anderen zu *rhamnus*? Ital. *ranno* dürfte kaum volkstümlich sein, und das Suffix *-udla*, *-ui*, *-oi* in den obigen Namen erinnert sosehr an das lat. *ranucl*, *ranucla*, dass man fast versucht sein möchte, an »Froschtümpel« zu denken.

Die erste der oben genannten Abhandlungen wendet sich zunächst mit Glück gegen einen von verblüffender Unkenntnis zeugenden Aufsatz im 50. Bande des Globus »Slovenische Forschungen über Tirol« und führt dann das im Jahresberichte von 1891 begonnene Verzeichnis romanischer Ortsnamen von C bis N weiter. Auch hier findet sich soviel Interessantes, dass man nur wünschen kann, der Verf. möge uns die Sammlung noch weiter fortsetzen, soweit es der Umfang der Jahresberichte gestattet.

Wien.

W. Meyer-Lübke.

6. Löffler Anton, Über Klima, Pflanzen- und Thiergeographie Nordamerikas. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Brüx 1893, 8°, 35 SS.

Der Verf. hat sich mit dieser Arbeit der Mühe unterzogen, das reiche, aber sehr zerstreute, auf das Klima, die Pflanzen- und Thiergeographie Nordamerikas bezügliche Material zu sammeln und in eine für den Gebrauch des Lehrers beim geographischen Unterrichte an Mittelschulen geeignete Form zu bringen. Er theilt den umfangreichen Stoff in drei Hauptabschnitte und behandelt in dem ersten die arktische Glacial- und Tundrazone oder das Hekistothermen-Gebiet, in dem zweiten die Zone der Zapfenbäume und sommergrünen Laubbäume, der sommergrünen Moore und Wiesen oder das Mikrothermen-Gebiet und in dem dritten Hauptabschnitte das Mesothermen- und Xerophyten-Gebiet oder die Zone immergrüner mit sommergrünen gemischten Sträuchern, Laub- und Zapfenbäume und der sommerheißen Steppen und Wüsten. Der Natur der Sache nach ist dem letzten Abschnitte ein größerer Raum gewidmet und ergibt sich die Darstellung in einer eingehenderen Behandlung der Temperatur- und Regenverhältnisse, der Pflanzenwelt, des californischen Waldes, der Steppen und Wüsten und der Thierwelt dieses Gebietes. Ein Verzeichnis der vom Verf. benützten Literatur schließt diese Arbeit, welche sich angenehm liest und nicht nur für den Lehrer als ein guter Unterrichtsbehelf, sondern auch für jedermann, der sich für diesen Gegenstand interessiert, als eine übersichtliche Zusammenstellung und gute Verarbeitung eines vielfach zerstreuten Stoffes sehr willkommen sein wird.

Wien.

Dr. F. Grassauer.

7. Korczyński Johann, Elementarna teoria wyznaczników (Elementare Theorie der Determinanten). Progr. des k. k. St. Hyacinth-Obergymn. in Krakau 1892, 8^o. 42 SS.

Falls der Verf. den Unterricht in der Mittelschule im Auge hatte, ist er soweit gegangen. Wenn man in der Mittelschule auf die Determinanten überhaupt eingeht, sollte man sich auf das zum Auflösen der Gleichungen ersten Grades mit mehreren Unbekannten unentbehrlich Nothwendige beschränken. Die Abhandlung ist klar geschrieben und enthält außer dem Wichtigsten aus der Theorie auch einige Anwendungen. Interessant für den Unterricht in der Mittelschule ist die Darstellung einiger geometrischer Lehrsätze vermittelt der Determinanten.

8. Jaglarz Andreas, Siatka i tkanka przecięć stożkowych (Netz und Gewebe der Kegelschnitte). Progr. des k. k. Obergymn. in Tarnów 1892, 8^o, 21 SS.

In den umfangreichen Werken von Clebsch und in verschiedenen Abhandlungen finden sich viele Abschnitte über Kegelschnittnetze und Gewebe. Der Verf. hat es unternommen, diese Abschnitte zu ordnen und in ein systematisches organisches Ganze zusammenzufassen.

Die Abhandlung ist in XI Abschnitte eingetheilt, deren Inhalt folgender ist: I. Die Dualität der algebraischen Curven, d. h. die Ableitung ihrer Gleichungen in Punkt- und Liniencoordinaten und die Einteilung der Curven in Ordnungen und Classen bilden den Inhalt des ersten Abschnittes. — II. Der zweite Abschnitt enthält die Ableitung der Kegelschnittgleichung zweiten Grades $f = (a_1 x_1 + a_2 x_2 + a_3 x_3)^2$ in symbolischer Form und die Umformung der symbolischen Form in die gewöhnliche $f(x_1, x_2, x_3) = 0$. Die zu f conjugierte Form ist die Kegelschnittgleichung zweiter Classe. Die Gleichung der Polaren eines Punktes y in Bezug auf die Curve $f_x = 0$ lautet $f_{xy} = a_x a_y = 0$. — III. Es werden die Gleichungen des Kegelschnittnetzes und die Gleichung der Curve Jacoby's, auf welcher die zu y conjugierten Punkte des Netzes liegen, sowie die Eigenschaften dieser Curve abgeleitet. — IV. Aus dem Verhältnisse der Geraden zu drei Kegelschnitten ergibt sich die Gleichung der Hermite'schen Curve in Liniencoordinaten. Diese Curve gibt die Enveloppe der Geraden dritter Classe, welche die das Netz in Punktepaaren einer Involution schneidenden Geraden ausscheidet. Aus der Discussion der Curven Jacoby's und Hermite's ergeben sich drei Folgerungen. — V. Es wird die Gleichung des Kegelschnittgewebes abgeleitet und die Identität der Hermite'schen Curve des Gewebes mit der Jacoby'schen Curve des conjugierten Netzes gezeigt. — VI. In diesem Abschnitte werden die Curven dritten Grades behandelt. Die symbolische Form wird in die gewöhnliche umgestaltet und dann die Gleichung der Polaren des ersten und zweiten Grades abgeleitet. — VII. Dieser Abschnitt führt den Titel: Netz der Polaren zweiten Grades. Es wird die Gleichung der Hesse'schen Curve abgeleitet. Die Polaren zweiten Grades bilden ein aus Curven zweiten Grades bestehendes Netz. Die Jacoby'sche Curve für dieses Netz ist mit der Hesse'schen Form identisch und die Hermite'sche mit der Cauley'schen. Die Hesse'sche Curve ist identisch mit der Cauley'schen dieser Curve dritter Classe, deren Polarengewebe zweiten Grades dem Polarenetze der Curve dritter Ordnung conjugiert ist. Die Hesse'sche Curve der Curve dritter Classe ist identisch mit der Cauley'schen Curve dritter Ordnung, wenn das Polarenetz und das Polarengewebe dieser Curven conjugiert sind. — VIII. Es wird die Curve dritter Ordnung bestimmt, deren Polarenetz zweiten Grades identisch ist mit dem Netze (abc) , und die Curve dritter Classe, deren Kegelschnitte ein mit dem Netze (abc) conjugiertes Gewebe bilden. — IX. Ableitung der Gleichungen des Kegelschnittbüschels und der Kegelschnittchar. —

X. Verbindung der Kegelschnitte des Netzes in Büschel. — XI. I. Kreisnetz. Bestimmung der Jacoby'schen Curve für ein Netz solcher Kreise, die nicht durch dieselben zwei Punkte gehen. Die Jacoby'sche Curve dieses Netzes zerfällt in eine im Unendlichen liegende Gerade und einen Kreis, welcher die Kreise des Netzes rechtwinklig schneidet.

Außer der übersichtlichen Zusammenstellung des Bekannten enthält diese gewissenhafte Arbeit auch Neues, nämlich manche gelungene Anwendung allgemeiner Theorien auf Kegelschnitte und die eigenartige Ableitung des Kreisnetzes.

9. Giedroyć Anton, Zestawienie własności figur płaski prostoliniowych na powierzchni sferý z własnościami figur płaskich prostoliniowych (Zusammenstellung der Eigenschaften der Figuren auf der Oberfläche der Sphäre nach den Eigenschaften ebener geradliniger Figuren). I. Th. Progr. des k. k. Obergymn. in Tarnopol 1893, 8°, 12 SS.

Die systematische Zusammenstellung der Eigenschaften der ebenen und sphärischen Figuren, woraus sich die innige Beziehung der ebenen und der sphärischen Geometrie ergibt, ist der Zweck der Abhandlung.

Da zwei Punkte die Lage eines größten Kreises bestimmen, und da die kürzeste Entfernung zweier Punkte auf der Sphäre ihr sphärischer Abstand ist, kann man voraussehen, dass der größte Kreis auf der Kugeloberfläche dieselben Eigenschaften besitzt, wie die Gerade in der Ebene. Also werden ebenen Figuren sphärische Figuren entsprechen, welche mit gewissen Beschränkungen dieselben Eigenschaften besitzen. Da die größten Kreise nicht parallel sein können, so besitzen Parallelgebilde auf der Ebene keine entsprechenden auf der Sphäre. Jedoch können auch parallele Gerade aus größten Kreisen abgeleitet werden, indem man den Durchschnittspunkt der polaren Kreise, d. h. solcher größten Kreise, die auf demselben größten Kreise senkrecht stehen, unendliche Entfernung rückt. Dadurch wird die Kugeloberfläche in eine Ebene und die Schar der größten Kreise zur Schar paralleler Geraden. Also entsprechen ebenen Parallelfiguren sphärische Figuren der polaren Kreise, und die Eigenschaften der ersteren können aus denen der letzteren abgeleitet werden. Diese vorauszusehenden Analogien müssen aber experimentell bewiesen werden.

Die sphärischen Figuren theilt der Verf. in Oberflächenfiguren und Linienfiguren ein und die ersteren in offene und geschlossene.

Der vorliegende I. Theil der Abhandlung handelt über offene Linienfiguren. Es werden die Lehrsätze aus der sphärischen Geometrie der Reihe nach angeführt und diejenigen von denselben bewiesen, deren Beweise in Lehrbüchern nicht angegeben werden. Mit diesen Lehrsätzen werden die entsprechenden aus der Planimetrie parallel behandelt. Die Lehrsätze betreffen: 1. Die Eigenschaften der größten Kreise, 2. Sphärische Winkel, 3. Senkrechte, schiefe und polare größte Kreise.

10. Gustawicz Bronislaus, Teorya linii loxodromicznej i trykątą loxodromicznego w zastosowaniu do kreślenia map morskich i rozwiązywania zagadnień z zakresu nautyki (Theorie der Loxodrome und des loxodromischen Dreiecks in Bezug auf die Entwerfung der Seekarten und Lösung der Aufgaben auf dem Gebiete der Nautik). Progr. des k. k. III. Obergymn. in Krakau. I. Theil 1891, II. Theil 1892.

Nach Ableitung der allgemeinen Gleichung der loxodromischen Curve und der Lösung des loxodromischen Dreiecks werden die wi-

tigsten Begriffe und Gleichungen aus der mathematischen Geographie angeführt, insofern dieselben zum Verständnisse weiterer Abschnitte erforderlich sind. Im zweiten Abschnitte entwickelt der Verf. die Gleichung der Ebene des einem bestimmten Punkte entsprechenden Meridians, der durch diesen Punkt gelegten Tangente und die allgemeine Gleichung der Loxodrome in Bezug auf ein rechtwinkliges Coordinatensystem, ferner zwei loxodromische Grundformeln, die zur vollständigen Auflösung sämtlicher Aufgaben dienen können. Durch Einführung der reducierten Breiten werden die Grundformeln umgestaltet, dann die Gleichungen der Tangente der Loxodrome in einem bestimmten Punkte derselben und die Gleichung der Projection der Tangente auf die Ebene des Äquators entwickelt.

Der dritte Abschnitt behandelt die Auflösung des loxodromischen Dreiecks. Wenn man für die fünf Bestimmungselemente S , S , (wahre Breiten), Θ (loxodromischer Winkel), s (Loxodromie), Ω (Unterschied der Längen) die Combinationen dritter Classe ohne Wiederholung entwickelt, so erhält man, wenn man die in den einzelnen Combinationen vorkommenden Elemente als gegebene Größen betrachtet, überhaupt zehn verschiedene Aufgaben, die vermittelt der beiden Grundformeln aufgelöst werden können.

Der Verf. löst nur acht Aufgaben auf, die in der Nautik Anwendung haben, indem die Erde zuerst als Umdrehungsellipsoid und dann als Kugel betrachtet wird. Darnach wird die Einrichtung der Tafeln der wachsenden Breiten sowohl für das Erdellipsoid, wie auch für die Erdkugel erklärt.

Der vierte Abschnitt enthält die Geschichte der Entwicklung der Seekarten seit den ältesten Zeiten bis Mercator und die Geschichte der Entwicklung und Verbreitung der Projection Mercators, die Zeichnungsmethoden der Karten in Mercators Projection, Lösungen einer Reihe geographischer und nautischer Aufgaben vermittelt der Karte Mercators und die wichtigsten Fälle der Auflösung des loxodromischen Dreiecks durch Rechnung und Zeichnung.

Ein ausführliches Literaturverzeichnis beschließt diese gediegene Arbeit über das interessante Thema. Die Abhandlung zeichnet sich aus durch Klarheit, Übersichtlichkeit und große Einfachheit der mathematischen Theorien.

11. Moskwa Roman, O sześciokacie Pascala i sześcioboku Brianchona (Über das Pascal'sche Sechseck und das Brianchon'sche Sechseck). Progr. des k. k. Obergymn. in Drohobycz. I. Theil 1892, II. Theil 1893.

In der Einleitung werden homogene Linien und Punkteordinaten definiert und die Bedingungen dafür festgestellt, wann eine aus Punkt- und Linien systemen bestehende Figur durch Gleichungen der Punkteordinaten und wann durch Gleichungen der Linienordinaten definiert werden kann. Hernach wird die perspectivische und schiefe Lage der Punktreihen und Strahlenbüschel besprochen und in diesem letzten Falle der geometrische Ort des Durchschnittes entsprechender Strahlen oder durch entsprechende Punkte gehender Geraden gesucht und die Curve zweiten Grades definiert. Aus sieben durch homogene Gleichungen definierten Strahlen werden durch Combination 35 nicht zusammenfallende Strahlen erhalten, so dass je vier durch denselben Punkt gehen. Von diesen Punkten, deren es 35 gibt, liegen je vier auf demselben Strahle. Auf diese Weise erhält man eine Figur, für deren Elemente 35 Strahlen oder 35 Punkte gewählt werden können. Die Punkte und Strahlen der so erhaltenen Figur werden weiter systemisiert, und es wird bewiesen, dass unter gewissen Bedingungen die Systeme Pascals und Brianchons durch sechs Punkte einer Curve zweiten Grades, respective durch sechs Tangenten einer Curve zweiter Classe eindeutig bestimmt werden.

Im zweiten Theile wird gezeigt, dass je sechs Punkte auf der Curve zweiten Grades ein vollständiges System Pascals und sechs Tangenten zur Curve zweiter Classe ein vollständiges System Brianchons bestimmen. Den Ausgangspunkt bilden die Lehrsätze Pascals und Brianchons, welche auf verschiedene Art bewiesen werden: 1. Auf Grund perspektivischer Punktreihen und Strahlenbüschel, 2. auf Grund des Carnot'schen Lehrsatzes über die Curven nten Grades und nter Classe, 3. auf Grund der Curvenbüschel nten Grades, 4. analytisch. Hernach werden alle Sechseite Pascals und denselben zugehörige Geraden Pascals 66 in der Zahl aufgezählt, die aus sechs auf der Curve zweiten Grades gegebenen Punkten gebildet werden können, und gezeigt, dass das System dieser Geraden alle Eigenschaften des allgemeinen Systems Pascals besitzt. Den Inhalt des dritten Abschnittes bildet die Anwendung der Lehrsätze Pascals und Brianchons. Es wird gezeigt, wie auf Grund dieser Lehrsätze aus gegebenen fünf Punkten einer Curve zweiten Grades, respective der fünf Tangenten einer Curve zweiter Classe diese Curven durch Bestimmung einer beliebigen Anzahl von Punkten construiert werden können, wobei alle möglichen speciellen Fälle berücksichtigt werden.

Hiermit schließt diese fleißige, durch Klarheit und Übersichtlichkeit sich auszeichnende Arbeit, welche das reiche, in großen Werken und Zeitschriften zerstreute Material in ein organisches Ganzes zusammenfasst und ein willkommenes Mittel bildet, ein interessantes Capitel der neueren Geometrie ohne großen Aufwand von Zeit und Mühe kennen zu lernen.

12. Sanat Basilius, O badaniu słuchu zapomocą elektryczności (Die Elektrizität als Prüfungsmittel des Hörvermögens). Progr. des k. k. Obergymn. in Brzeżany 1893, 8°, 14 SS.

Im VI. Hefte der Zeitschrift für phys. u. chem. Unterricht 1891 beschreibt Antolik eine Methode zur Prüfung des Hörvermögens mittelst des Telephons. Als relatives Maß des Hörvermögens dient der Widerstand, den man einschalten muss, damit im Telephon der Ton verschwinde, welchen ein intermittierender Strom hervorruft.

Der Verf. wendet eine andere Methode an. Als Maß des Hörvermögens soll die Entfernung der Nebenspule, welche den inducierten Strom ins Telephon sendet, von der Hauptspule dienen. Die Entfernung der beiden Spulen wird auf folgende Art gemessen. Über der Hauptspule ist die Nebenspule auf einem dünnen Drahte aufgehängt, welcher um eine Rolle geschlungen wird und dessen Ende an einer Welle befestigt ist. Die Welle kann mittelst einer Kurbel gedreht werden, und die Anzahl der Umdrehungen wird durch einen mit der Welle verbundenen Zeiger am Umfange einer in 1000 Theile getheilten Scheibe angezeigt. Die Ausmaße sind so gewählt, dass eine ganze Umdrehung der Welle die Spule um 1 cm hebt, also 0.001 einer Umdrehung eine Hebung um 0.01 mm bedeutet.

Nach dieser Methode hat der Verf. das Hörvermögen von 47 Schülern der I. Classe, von 35 Schülern der IV. Classe und von 17 Schülern der VIII. Classe gemessen und die Resultate in einer Tabelle zusammengestellt, welche angibt: 1. Das Alter des Schülers, 2. die Entfernung der Spule für das rechte und linke Ohr, 3. ob der Schüler musikalisch oder nicht musikalisch ist, 4. auf welcher Seite derselbe zu schlafen pflegt. (Für Schüler der VIII. Classe fehlt die letzte Rubrik.) Aus den Daten der Tabelle zieht der Verf. folgende Schlüsse: 1. Das Hörvermögen verschiedener Personen ist verschieden, 2. das Hörvermögen des rechten und linken Ohres derselben Person ist gewöhnlich verschieden, 3. das Hörvermögen desjenigen Ohres ist besser, auf dessen Seite man schläft. Die ersten zwei Ergebnisse bieten nichts Neues. Die dritte Folgerung scheint

auf bloßen Zufall zu beruhen und kann nicht als Regel gelten, da unter 82 Beobachtungen des Verf.s 19 Fälle dieser Regel widersprechen.

In Bezug auf das Messen der Entfernung beider Spulen ist zu bemerken, dass die Genauigkeit auf 0.001 mm bei dem rohen Apparate des Verf.s illusorisch ist, schon aus dem Grunde, weil sich die Windungen des Drahtes auf der Welle nebeneinander legen, folglich einer ganzen Umdrehung der Welle um so größeren Hebungen der Spule entsprechen, je weiter die Windungen gegen das Ende der Welle rücken. Diese Genauigkeit ist auch beim Messen des Hörvermögens kaum nöthig, was auch die Tabelle des Verf.s beweist, in der die Entfernung in Centimetern mit zwei Decimalstellen angegeben sind. Und auch diese zweite Decimalstelle ist bei dieser Messmethode nicht genau. Die Entfernung der beiden Spulen ließe sich viel einfacher mit hinreichender Genauigkeit mit einer Millimeterscala bestimmen.

Die Entstehung der Töne im Telephon fasst der Verf. ganz falsch auf. Auf S. 6 der Abhandlung heißt es: „Der Ton des Unterbrechers gelangt vermittelt der Drähte zur Hauptspule, von dieser zur Nebenspule und dann zum Telephon, wo er viel stärker erscheint als in der Tonquelle, weil die Änderung der Intensität des inducierten Stromes doppelt so schnell erfolgt als die Änderung der Intensität des Hauptstromes.“ Der Verf. glaubt also, dass hier die Telephontöne durch Tonleitung entstehen wie beim Fadentelephon, dass man im Telephon die Töne des Interruptors hört. Auf S. 7 lesen wir: „Wenn als Stromquelle ein galvanisches Element diene, hörte für das Ohr des Verf.s der Ton auf, sobald er die Nebenspule auf 28 cm entfernte. Bei Anwendung von 2, 3, 4... Elementen hörte der Ton in der Entfernung 31, 34, 37, 40 cm auf. Daraus folgt, dass die Tonstärke von der Intensität des Hauptstromes abhängt und dieser Intensität proportional ist.“ Auf welche Art der Verf. aus den angeführten Zahlen diesen Schluss zieht, ist wirklich unbegreiflich. Da der Ton im Telephon durch die inducierten Ströme hervorgerufen wird, und die Intensität des inducierten Stromes von der Intensität des inducierenden abhängt, so ist natürlich *ceteris paribus* die Tonstärke von der Intensität des Hauptstromes abhängig. Ob aber die Tonstärke dieser Intensität proportional wächst, das müsste noch eingehend untersucht werden. Aus den Zahlen des Verf.s folgt dies nicht im mindesten. Denn die Abhängigkeit der Intensität des inducierten Stromes von der Entfernung beider Spulen ist nicht so einfach wie der Verf. glaubt. Wenn sich übrigens alles auch so verhielte, wie es sich der Verf. irrtümlich vorstellt, müsste ja bei Anwendung von 2, 3, 4... Elementen der Ton in der Entfernung 2.28, 3.28... cm verschwinden.

Die $1\frac{1}{2}$ Seiten einnehmende Beschreibung des gewöhnlichen Quecksilberunterbrechers, sowie die $1\frac{1}{2}$ Seiten umfassende Beschreibung der Unterbrechungsart des Inductionstromes, welche ebensogut auf jede andere Art geschehen könnte, sind ganz überflüssig, da ja die Abhandlung unmöglich für Laien bestimmt sein kann.

13. Ziobrowski Stanislaus, O gabinetach fizycznych szkół średnich (Über physikalische Cabinette an Mittelschulen).

Prog. des k. k. Obergymn. in Strjy 1892, 8°, 35 SS.

Das Comité der V. Versammlung polnischer Naturforscher und Ärzte hat in der mit der Versammlung verbundenen Ausstellung eine Mustersammlung physikalischer Apparate für Mittelschulen ausgestellt. Das Project dieser Sammlung wurde von einer aus Fachmännern bestehenden Commission ausgearbeitet und durch den Druck vervielfältigt.

Der Verf. ergänzt das Verzeichnis dieser Mustersammlung durch nützliche Bemerkungen über Handhabung einzelner Apparate, Ausführung der Versuche, Projection, Angabe der Bezugsquellen, über die Handbibliothek, die Einrichtung des Cabinets und Lehrsaales usw. Viele

Vorschriften und Wünsche des Verf.s gehören allerdings, was er sich nicht verhehlt, angesichts der knappen Mittel, über welche die Mittelschule verfügt, noch für lange Zeit ins Reich der Träume. Die Abhandlung verdient aufmerksame Beachtung seitens aller Lehrer der Physik. Besonders jüngeren Lehrern sei dieselbe hiermit warm empfohlen.

Krakau.

Dr. Franz Tomaszewski.

14. Wastl Johann, Chronologischer Rückblick auf das erste Decennium des Bestandes der Lehranstalt. Progr. des k. k. Staatsgymn. im XII. Bezirke von Wien 1893. gr. 8°, 51 SS.

Wir erfahren aus der relativ sehr umfangreichen Arbeit, welcher noch eine Schilderung der Feier der „Weihe und Eröffnung“ des neuen Staats-Gymnasialgebäudes von demselben Verf. (S. 60–85) und eine Beschreibung dieses Gebäudes von dem Baunspicienten Heinrich Hufeland (S. 52–59) angeschlossen ist, dass das Meidlinger Gymnasium als Privatgymnasium der Gemeinde Unter-Meidling mit Beginn des Schuljahres 1883/4 zunächst in einem Volksschulgebäude mit der I. Classe eröffnet wurde, das Öffentlichkeitsrecht im Jahre 1884 erhielt, trotz verschiedener Schwierigkeiten, die zuzeiten sogar sein Bestehen in Frage stellten, allmählich ergänzt wurde und endlich am 1. Januar 1889 unter Annahme der angebotenen Beitragsleistungen der Commune Unter-Meidling (welche einen Barbetrag von 10.000 fl. und den Bauplatz im Werte von 62.000 fl. widmete) und anderer ehemaliger Vorortgemeinden in die Verwaltung des Staates übergieng. Für das Gebäude, das der Staat zur Aufnahme des Gymnasiums bauen ließ und das zu Beginn des Schuljahres 1892/3 bezogen wurde, waren als Baukosten 175.000 fl., für die Einrichtung 20.000 fl. ausgeworfen worden. Die dem Aufsätze beigegebenen Abbildungen und Pläne zeigen, dass der Bau in der That „in seiner mächtigen Ausdehnung imposant und in seiner einfachen Würde doch wieder freundlich gefällig“ wirkt.

Director Johann Wastl hat, wie ein Schreiben des Bürgermeisters von Unter-Meidling an ihn besagt, „mit seltener Opferwilligkeit“ (so hat er den Altar für den Fest- und Exhortensaal auf eigene Kosten herstellen lassen) „und Beiseitesetzung seiner persönlichen Interessen seine Kraft ganz und voll dem von ihm geleiteten Institute gewidmet, an dessen gedeihlicher Entwicklung und Ausgestaltung ihm sonach ein hervorragendes Verdienst zuerkannt werden muss“. Unter solchen Umständen dürfte es ihm kaum jemand als Selbstlob auslegen, dass er „in begreiflicher Freude an dem schönen, vollen und verhältnismäßig raschen Gelingen des unter schwierigen Verhältnissen unternommenen und fortgeführten Werkes“ sehr oft auf sich selbst zu reden kommt. Allerdings aber dürfte mancher Leser den Eindruck empfangen, dass etwas mehr Kürze und Bündigkeit in der Darstellung der Arbeit entschieden zum Vortheil gereicht haben würde.

Wien.

Edmund Eichler.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Satzrhythmus und Neposfrage.

Nepos Them. 8, 6 domino navis, qui sit aperit — Ag. 1, 3 ratio habebatur, qui maximus natu esset — Att. 18, 3 notans, qui a quoque ortus. An der gut bezeugten Schreibung qui dürfte weder eine Unregelmäßigkeit des Sprachgebrauchs, noch 'Versehen der Abschreiber' schuld sein, sondern der Satzrhythmus. Vgl. Timol. 1, 4 ne quis satelles posset succurrere. Cic. Caecil. 20 nescimus, qui sis Cael. 7. Vellem aliqui ex vobis robustioribus hunc male dicendi locum suscepisset Deiot. 37. Quae enim fortuna aut quis casus aut quae tanta possit iniuria omnium imperatorum de Deiotaro decreta delere? Sest. 66 qui locus neben quis autem rex 68. Intersessit Ligus iste nescio qui, additamentum inimicorum meorum Vat. 23 intolerandus ex caeno nescio qui atque ex tenebris tyrannus. Philipp. XI, 12 Accedit Saxa nescio quis, quem nobis Caesar ex ultima Celtiberia tribnum pl. dedit Mil. 65 Quin etiam fuit audiendus popa Licinius nescio qui de circo maximo.

Nec erscheint nur viermal. Them. 2, 4 cum tantis copiis, quantas neque ante nec postea habuit quisquam Paus. 4, 6 orare cepit, ne enuntiaret nec se meritum de illo optime proderet (vgl. Cic. Sest. 65 ut ne cui privilegium inrogari liceret neve (codd. neque) de capite nisi comitiis centuriatis rogari) Epam. 7, 3 Nec vero hoc semel fecit, sed saepius. Att. 13, 6 Nec praeteribo Lupus (Sprachgebrauch S. 127 und zu Att. 13. 6) hält es mit Rücksicht auf die schwankende Überlieferung für fraglich, 'ob ursprünglich überhaupt nec in den Vitae gestanden hat.' Aber nec erscheint gegenüber neque überall in der Minderzahl und der Rhythmus fordert an jenen Stellen die kürzere Form. Vgl. Timol. 3, 5 Nullus honos huic defuit, neque postea res ulla Syracensis gesta est publice, de qua prius sit decretum quam Timoleontis sententia cognita. Att. 7, 1 Usus est aetatis vacatione neque se quoquam movit ex urbe. Epam. 4, 5 Neque vero id satis habuit,

sed etiam, ut 10. 2 Neque vero stirps potest mihi deesse und öfter, wie ja auch bei Cicero neque vero mit nec vero wechselt. Vgl. noch das Fragment De laude Ciceronis: neque uni omnia dare nec rursus cuiquam omnia voluit negare.

Auch der Unterschied zwischen eis, iis und his muss auf dem Satzrhythmus beruhen. Da dies schwer nachzufühlen ist und Nepos im Gebrauch von is und hic obnehin seine Eigenheiten hat, wird es gerathen sein, der besten Überlieferung willig zu folgen. Dat. 6, 6 coacti sunt cum eis pugnare, ad quos transierant, ab iisque stare, quos reliquerant. Aber Hann. 4, 2 tertio idem Scipio cum collega Tiberio Longo apud Trebiam adversus eum venit. cum his manum conseruit, utrosque profligavit Pel. 2, 2 communiter cum his, qui Thebis idem sentiebant. 2, 3 nam duodecim adolescentuli coierunt ex his, qui exilio erant multati Ag. 8, 3 his quaerentibus Agesilaum vix fides facta est unum esse ex his, qui tum accubabant Thrasyb. 3, 3 nam cum quidam ex iis, qui simul cum eo in exilio fuerant Eum. 10, 3 quod ab nullo se plus adiuvari posse intellegabat in his rebus, quas impendere iam apparebat omnibus Att. 17, 2 aut hunc ea fuisse in suos indulgentia, ut, quos amare deberet, irasci eis nefas duceret 3 nam principum philosophorum ita praecepta habuit praecepta, ut his ad vitam agendam, non ad ostentationem uteretur. Them. 6, 1 huius consilio triplex Piraei portus constitutus est isque moenibus circumdatus, Milt. 4, 4 domi autem creant decem praetores, qui exercitui praessent, in eis Miltiadem, Paus. 2, 2 nam cum Byzantio expugnato cepisset complures Persarum nobiles atque in his nonnullos regis propinquos, hos clam Xerxi remisit simulans ex vinculis publicis eflugisse et cum his Gongylum Eretrensem Cim. 4, 1 fuit enim tanta liberalitate, cum compluribus locis praedia hortosque haberet, ut numquam in eis custodem imposuerit fructus servandi gratia, Ep. 6, 1 cum — — in oratione sua multa invecus esset in Thebanos et Argivos in eisque hoc posuisset Alc. 5, 6 multas praeterea urbes Graecas, quae in ora sitae sunt Asiae, quarum expugnant complures, in his Byzantium. Dion. 9, 3 suorum autem e numero Zacynthios adolescentes quosdam eligit cum audacissimos tum viribus maximis hisque dat negotium. Dat. 6, 2 quo contenderat, pervenit iisque locis castra ponit, ut Praef. 5 in scaenam vero prodire ac populo esse spectaculo nemini in eisdem gentibus fuit turpitudini Cato 3, 4 in iisdem exposuit, quae in Italia Hispanisque aut fierent aut viderentur admiranda. Att. 5, 4 utebatur autem intime Q. Hortensio, qui his temporibus principatum eloquentiae tenebat. Conon 1, 3 itaque nemini erat his temporibus dubium, si affuisset, illam Athenienses calamitatem accepturos non fuisse. Eum. 2, 2 hoc tempore data est Eumeni Cappadocia sive potius dicta Dion 5, 4 eo tempore aberat Dionysius Dat. 2, 2 erat eo tempore Thuys dynastes Paphlagoniae. Phoc. 3, 1 Erant eo tempore Athenis duae factiones.

Ähnliches Schwanken in den Handschriften von Cäsars und Ciceros Werken. Bell. Gall. 3, 1, 6 alteram partem eius vici Gallis ad hiemandum concessit, alteram vacuum ab his relictam cohortibus adtribuit — wo auch illis und iis gelesen wird. Ebenso 6, 12, 4 u. 5. 7, 17, 3 Summa difficultate rei frumentariae adfecto exercitu — — — usque eo, ut complures dies frumento milites caruerint et pecore ex longinquiore vicis adacto extremam famem sustarent, nulla tamen vox est ab iis audita populi Romani maiestate et superioribus victoriis indigna. Cic. pro Rab. post. 36 Ubi semel quis peieraverit, ei credi postea, etiamsi per plures deos iuret, non oportet, praesertim, iudices, cum in his iudiciis ne locus quidem novo testi soleat esse ob eamque causam idem iudices retineantur, qui fuerint de reo, ut iis (die mindern Handschriften is, his) nota sint omnia neque quid fingi novi possit. Mil. 103 Quid me reducere esse voluistis? an ut inspectante me expelleret hi, per quos essem restitutus? Nolite, obsecro vos, acerbiozem mihi pati reditum esse, quam fuerit ille ipse discessus. Nam qui possum putare me restitutum esse, si distrahar ab his, per quos restitutus sum? Vulg. ii, iis. 'Incerta res' bemerkt Müller. Soweit es in diesen Dingen Sicherheit gibt, kann nur hi und his für richtig gelten. Philipp. XI, 12 Neque hoc in hoc uno est; sunt alii in isdem (v. l. eisdem) castris honeste condemnati, turpiter restituti. Philipp. XIV, 30 Sed facile est bene agere cum iis (v. l. his), a quibus etiam tacentibus flagitari videmur. S. Müller zu Caecil. 14, 21. Dom. 27 Desinant, desinant homines isdem machinis sperare me restitutum posse labefactari, quibus antea stantem perculerunt.

Im übrigen kann man bei Nepos über Satzrhythmus ähnliche Beobachtungen machen wie bei andern Schriftstellern. Eum. 18, 1 uti supra ostendimus. Att. 19, 1 sicut supra significavimus. Pel. 5, 1 sicut ostendimus. Vgl. Caesar Bell. Gall. 1, 42, 3 fore uti pertinacia desisteret. 45, 1 uti optime merentes socios desereret. 47, 1 uti aut iterum conloquio diem constitueret. 44, 8 Provinciam suam hanc esse Galliam, sicut illam nostram. Sallust Jug. 29, 6 sed uti pro consilio imperatum erat. 14, 13 quod in familia nostra fuit, praestitit, uti in omnibus bellis adesset vobis: nos uti per otium tuti simus, in vostra manu est, patres conscripti. 31, 23 postremo sociis nostris veluti hostibus, hostibus pro sociis utuntur. 29, 5 igitur rex, uti constituerat, in castra venit ac pauca praesenti consilio locutus de invidia facti sui atque uti in dedicationem acciperetur. 2, 3 postremo corporis et fortunae bonorum uti initium sic finis est. 61, 5 ac primo efficit uti ad se conloquendi gratia occultus veniat, deinde fide data, si Iugurtham vitum aut necatum sibi tradidisset, fore uti illi senatus impunitatem et sua omnia concederet, facile Numidae persuadet. Zu deinde vgl. 74, 2 Numidae ab Iugurtha pro tempore parati instructique, dein proelium incipitur. 29, 5 dein postero die. 27, 2. 31, 21.

Diese Stelle lautet: ni misericordia in perniciem casura esset. Aber 22 nisi deinde faciendi licentia eripitur. 28, 4 in quis fuit Scaurus. Cic. Mil. 65 dein postea se gladio percussus esse ab uno de illis. Nep. Milt. 5, 3 dein postero die sub montis radicibus. 7, 2 dein vineis ac testudinibus constitutis. Them. 2, 3 deinde maritimos praedones consecrando mare tutum reddidit. Thrasyb. 3, 2 ne quis ante actarum rerum accusaretur. Dion. 9, 5 sicut ante saepe dictum est. Lys. 1, 3 cum antea semper factiosus audaxque fuisset. Alc. 6, 3 id quod numquam antea usu venerat nisi Olympiae victoribus. Hann. 2, 2 tamquam ab ipsis corruptus alia atque antea sentiret. Hamilc. 4, 1 At Hamilcar, posteaquam mare transiit in Hispaniamque venit 2 nono anno, postquam in Hispaniam venerat. Chabr. 1, 3 ex quo factum est, ut postea athletae ceterique artifices his statibus in status ponendis uterentur. Alc. 5, 4 post suffragante Theramene populi scito restituitur 3, 2 accidit, ut una nocte omnes Hermae, qui in oppido erant Athenis, deicerentur praeter unum, qui ante ianuam erat Andocidi, itaque ille postea Mercurius Andocidis vocitatus est.

Zu der Form Andocidi vgl. Them. 4, 5 victus ergo est magis etiam consilio Themistocli quam armis Graeciae. Alc. 2, 1 Educatus est in domo Pericli (priviguis enim eius fuisse dicitur). Ham. 1, 1 Hamilcar, Hannibalis filius, cognomine Barca, Carthaginiensis. Hann. 12, 3 his Prusia negare ausus non est. Dat. 3, 1 posteroque die Thuy, hominem maximi corporis terribilique facie, 2 copulam, qua vinctum ante se Thuyem agebat, 3 fuit non nemo, qui agnosceret Thuyem regique nuntiaret. 2, 5 vivumque Thuy cepit cum uxore et liberis dürfte diese Schreibung der andern Thuy vorzuziehen sein. Ep. 1, 2 scimus enim musicen nostris moribus abesse a principis persona praef. 1 quis musicam docuerit Epaminondam. Chabr. 4, 3 quod suberat classis Atheniensium, quae exciperet natantes — id ceteri facere noluerunt, qui nando in tutum pervenerunt. Dat. 9, 5 ipse, ut concurrentes insidiatores animum advertit, tela in eos coniecit. Pel. 5, 4 in quo proelio Alexandrum ut animadvertit, incensus ira equum in eum concitavit. Paus. 4, 3 neque prius vim adhibendam putaverunt, quam se ipse indicasset. 5, 1 His rebus ephori cognitio satius putarunt in urbe eum comprehendi. Thrasyb. 2, 5 hinc in Piraeum transiit Munychiamque munivit. Hann. 3, 4 loca patefecit, itinera munit. Dion. 7, 1 ille autem adversario remoto licentius eorum bona, quos sciebat adversus se sensisse, militibus dispertivit. Ag. 8, 4 unguenta, coronas secundamque mensam seruis dispertiit. 2, 3 indutias a Lacone petivit. Att. 6, 2 honores non petiit. Eum. 4, 3. 6, 3 soll petit für petiit stehen. Alc. 8, 6 vulgum Atheniensium in terram praedatum exisse nauesque paene inanes relictas. Tim. 5, 2 se maximos labores summaque adisse pericula. Ag. 8, 2 cum annorum octoginta subsidio Tacho in Aegyptum iisset. Zu Alc. 8, 6 vulgum vgl. Dat. 6, 4 in vulgus edit suo iussu Metrobarzanem profectum

pro perſuga. Zu der Weglaſſung des *esse* vgl. *Dat.* 11, 3 *simulans se quiddam in colloquio esse oblitum*. *Paus.* 1, 3 *suo ductu barbaros apud Plataeas esse deletos eiusque victoriae ergo Apollini donum dedisse*. Zu der Weglaſſung des *se* vgl. *Nipperdey-Lupus* zu *Milt.* 2, 4 *illi enim dixerant, cum vento borea domo profectus eo pervenisset, sese dedituros: se autem domum Chersonesi habere*. Vgl. *Lys.* 1, 2 *quo facto Athenienses se Lacedaemoniis dederunt*. *Dat.* 4, 5 *atque a conatu resistendi deterritus sese deditit*. *Eum.* 12, 2 *sese enim cum Eumene apud eum non futuros* 3 *nam negabat se ei vim allaturum*. Zu *Dion.* 7, 1 *adversus* vgl. *Them.* 9, 2 *quandiu mihi necesse fuit adversum patrem tuum bellare*. *Chabr.* 3, 1 *quod Chabrias adversum regem bellum gereret cum Aegyptiis*. *Arist.* 2, 3 *ut omnes fere civitates Graeciae ad Atheniensium societatem se applicarent et adversus barbaros hos duces deligerent sibi*. *Hann.* 5, 4 *nemo adversus eum post Cannensem pugnam in campo castra posuit*. *Tim.* 4, 3 *hunc adversus tamen Timotheus postea populi iussu bellum gessit*. *Dat.* 8, 3 *has adversus copias spes omnino consistebat Datami in se locique natura*; 10, 3 *haec dum faciendo persuasit homini se infinitum adversus regem suscepisse bellum*. *Them.* 3, 4 *Quo factum est, ut ab Artemisio discederent et exadversum Athenas apud Salamina classem suam constituerent*. *Thras.* 2, 7 *In secundo proelio cecidit Critias, dux tyrannorum, cum quidem exadversum Thrasybulum fortissime pugnaret*. *Sallust* *Iug.* 101, 8 *iamque paulum a fuga aberant, cum Sulla profigatis eis, quos adversum ierat, rediens ab latere Mauris incurrit* (*Nipp.*) *Sallust* *oratio Philippi* 10 *quae ille adversum divina et humana omnia cepit, non pro sua aut quorum simultatiminaria, sed legum ac libertatis subvertundae*. Von dem Wechsel zwischen *nam* und *namque* bei *Nepos* nur ein Beispiel: *Milt.* 1, 2 *missi sunt, qui consulerent Apollinem, quo potissimum duce uterentur*. *namque* tum *Thraeces* eas regiones tenebant. *Eum.* 2, 2 *haec tempore data est Eumeni Cappadocia sive potius dicta*. *nam* tum in hostium erat potestate. *Gerundiv.* *Alc.* 5, 1 *itaque tempore eius interficiendi quaerere instituerunt*, 10, 3 *itaque misit Susanthren et Bagaenum ad Alcibiadem interficiendum*. *Dion.* 6, 5 *Heraclidemque, cum Syracusas venisset, interficiendum curavit*, 8, 3 *ad eum interficiendum socios conquirat* 9, 3 *sic ut conveniendi gratia viderentur venire*. *Paus.* 3, 2 *aditum petentibus conveniendi non dabat*. *Timol.* 1, 4 *fratrem tyrannum interficiendum curavit*. *Hamile.* 1, 4 *tamen paci serviendum putavit*. *Hann.* 10, 3 *ad hunc interficiendum talem iniit rationem*. Man sieht, wie der Vocal nach der Umgebung wechselt. Selbst den Gebrauch minder üblicher Formen möchte man dem Satzrhythmus zuschreiben. *Thras.* 2, 6 *nil attigit nisi arma*. *Timol.* 4, 4 *nihil enim rerum humanarum sine deorum numine geri putabat*. Und wenn man *Thras.* 1, 5 *liest plurimos cives, quibus in bello parserat fortuna*, aber de *reg.* 2, 2 *nam dum id studuit munire, nullius*

pepercit vitae, quem eius insidiatorem putaret, begreift man leicht den Unterschied. Ebenso Paus. 2, 4 his de rebus si quid geri voveris, certum hominem ad eum mittas face, cum quo colloquatur die Form face wegen des Satzschlusses. Eum. 1, 6 novissimo tempore praefuit etiam alterae equitum alae, quae Hetaerice appellabatur, Timol. 3, 2 ex maximo bello tantum otium totae insulae conciliavit — an beiden Stellen klingt die Form mit *i* bedeutend härter. Ähnliches findet sich bekanntlich bei Cäsar. Hamilc. 1, 4 bellum renovare Romanosque armis persequi, donicum aut virtute vicissent aut victi manus dedissent. Alc. 6, 3 hic ut e navi egressus est Hann. 10, 6 rex autem in qua nave veheretur, ut scirent, se facturam 11, 2 tabellarius ducis nave declarata suis eodem, unde erat egressus, se recepit. Dion. 2, 4 si forte maiori esset periculo, s. zu der Stelle. Thras. 2, 2 quae quidem res et illis contemnentibus pernicii et huic despecto salutis fuit. Chabr. 4, 2 ipse sibi pernicii fuit. Cat. 1, 4 aedilis plebi factus est cum C. Helvio. Chabr. 3, 3 neque animo aequo pauperes alienum opulentium intuentur fortunam. Vgl. auch *impraesentiarum* mit *in praesenti* und *in praesentia*. In einem ist der Verfasser der Biographien consequent, in der Weglassung von *esse* beim Infinitiv futuri, ein wichtiger Anhaltspunkt für Entscheidung der Verfasserfrage.

Die Praepositionen *a* und *e*. Milt. 4, 3 hoc tumultu Athenienses tam propinquo tamque magno permoti auxilium nusquam nisi a Lacedaemoniis petiverunt. Arist. 2, 2 ut summa imperii maritimi ab Lacedaemoniis transferretur ad Athenienses. Ag. 7, 2 ille omnibus, qui a rege defecerant, praesidio fuit, 3 cum maxima munera ei ab regibus ac dynastis civitatibusque conferrentur. Hann. 12, 2 qui ab rege peterent. Alc. 4, 4 clam se ab custodibus subduxit. Eum. 12, 4 insciente Antigono ingulatus est a custodibus. Paus. 2, 5 si perfecit, nullius rei a se repulsam laturum. Con. 2, 4 qui posteaquam domum a suis civibus revocatus est. Att. 4, 2 quibus rebus factum est, ut Sulla nusquam eum ab se dimitteret. Ag. 4, 6 cum plerique ex fuga se in templum Minervae coniecissent. Hann. 6, 4 Hadrumeti reliquos e fuga collegit. Cat. 2, 2 qua ex re iratus senatu consulatu peracto privatus in urbe mansit. Zu senatu vgl. Alc. 6, 4 ut nemo tam ferus fuerit, quin eius casu illacumarit. Att. 1, 3 qua ex re in pueritia nobilis inter aequales ferebatur, 6, 2 honores non petiit, — quod neque peti more maiorum neque capi possent conservatis legibus in tam effusi ambitus largitionibus neque geri e re publica sine periculo corruptis civitatis moribus. Vgl. Caesar Bell. Gall. 1, 44, 3 eas omnes copias a se uno proelio pulsas ac superatas esse, 46, 3 eos ab se per fidem in colloquio circumventos, 8, 55, 1 legiones duas ab se remissas, 1, 53, 5 Gaius Valerius Procillus, cum a custodibus in fuga trinis catenis vinctus traheretur, 45, 1 Multa ab Caesare in eam sententiam dicta sunt, 7, 47, 2 tamen ab tribunis militum legatisque, ut erat a Caesare praeceptum, retine-

tatur, 1, 34, 2 Si quid ipsi a Caesare opus esset, sese ad eum venturum fuisse, 47, 3 Legatum e suis sese magno cum periculo ad eum missurum et hominibus feris obiecturum existimabat, 2, 29, 4 custodiam ex suis ac praesidium sex milia hominum una reliquerunt.

Von den Partikeln et, que, ac, atque und der Wortstellung nur wenige Beispiele. Them. 7, 2 ad ephoros Lacedaemoniorum accessit, penes quos summum erat imperium, atque apud eos contendit, 4 ad magistratum senatumque Lacedaemoniorum adiit et apud eos liberrime professus est. Dat. 9, 3 ipse autem ornato vestituque militari inter corporis custodes iter facere coepit. at insiditores, postquam in eum locum agmen pervenit, decepti ordine atque vestitu impetum in eum faciunt, qui suppositus erat. Ep. 4, 2 non habet auri atque argenti satis. Hann. 9, 3 amphoras complures complet plumbo; summas operit auro et argento. Eum. 4, 3 et se. 5, 7 und Them. 5, 2 seque. Eum. 7, 3 und sonst atque ibi. 9, 6 und sonst ibique. Paus. 3, 1 et ibi. Them. 2, 6 et maxime. Phoc. 4, 1 maximeque. Alc. 4, 2 itaque. Timol. 4, 2 atque ita. Thras. 2, 2 atque eius. Dion. 3, 1 et eius. 4, 3 que eius. Iphicr. 3, 2 eiusque. Timoth. 3, 3 et eodem. 4 eodemque. Dass ac und atque nach dem folgenden Anlaut so streng geschieden werden wie bei keinem andern Schriftsteller, ist allein schon ein Beweis für die Identität des Verfassers der Biographien.

Alc. 5, 2 itaque ad Tissaphernem, praefectum regis Darii, se contulit. Ep. 4, 1 namque is rogatu Artaxerxis regis Epamendam pecunia corrumpendum susceperat. Ag. 8, 6 donatus a rege Nectanabide ducentis viginti talentis. Phoc. 1, 3 hic cum a rege Philippo munera magnae pecuniae repudiaret. 3, 3 quo ut venit, causam apud Philippum regem verbo, re ipsa quidem apud Polysperchontem iussus est dicere. Them. 3, 1 itaque missi sunt delecti cum Leonida, Lacedaemoniorum rege, qui Thermopylas occuparent. 4, 2 idque Eurybiadi, regi Lacedaemoniorum, qui tum summae imperii praeerat, fore affirmabat. Them. 8, 2 quod societatem cum rege Perse ad Graeciam opprimendam fecisset. Alc. 4, 7 itaque huius consilio Lacedaemonii cum Perse rege amicitiam fecerunt. 9, 5 sed videbat id sine rege Perse non posse fieri. Chabr. 3, 1 Tum praefecti regis Persae legatos miserunt Athenas questum. Milit. 8, 3 omnes illos. Pelop. 3, 3 illi omnes. Paus. 5, 1 cuiusdam ephori. Cim. 1, 3 Callias quidam. Alc. 10, 5 quidam ex Arcadia hospes. Alc. 5, 4 post suffragante Theramene populi scilicet restituitur. Ag. 1, 5 nam Lysandro suffragante, homine, ut ostendimus supra, factioso et his temporibus potente, Agesilaus antelatus est. Alc. 3, 1 bello Peloponnesio. Thras. 1, 3. Con. 1, 1, Peloponnesio bello. Con. 1, 2 fuit etiam extremo Peloponnesio bello praetor, cum apud Aegos flumen copiae Atheniensium a Lysandro sunt devictae, ebenso Lys. 1, 4 und Alc. 8, 1. Eum. 5, 1 apud Nilum flumen. Cim. 2, 2 apud flumen Strymona. Dat. 2, 2

Troico bello. Lys. 4, 2 librum grandem verbis multis conscripsit. Con. 2, 1 multo labore multisque effecit periculis. 4, 4 multas naves. Dion. 5, 2 multorum annorum. Alc. 8, 6 bellum totum. Chabr. 2, 2 totam insulam. Dion. 1, 3 aderat in magnis rebus eiusque consilio multum movebatur tyrannus, nisi qua in re maior ipsius cupiditas intercesserat. 10, 3 quartum post annum. Arist. 8, 3 post annum quartum. Ep. 6, 4. 10, 2 (ante) pugnam Leuctricam. 6, 4 u. s. Leuctrica pugna. Ag. 7, 1 post Leuctricam pugnam. Ep. 10, 3. Pel. 3, 3 duce Pelopida. Con. 4, 4 Pisandro duce. Ag. 5, 2 Agesilao duce. Eum. 4, 1 Craterus dux. 3 duce Cratero. Pel. 2, 3 tam ab tenui initio. Eum. 7, 2 de summis rebus. 9, 2 de rebus summis. reg. 2, 2 Argos oppidum. Cim. 2, 2 oppidum Amphipolim. Ham. 1, 1 primo Poenico bello. 4, 3 secundum bellum Poenicum. Cat. 3, 3 bellum Poenicum est primum.

Über die Wiederholung von Präpositionen Lupus Sprachgebrauch S. 83 und zu Att. 9, 5.

Syntaktisch-Stilistisches. Wechselnde Constructionen darf man auf Rechnung des Rhythmus setzen. Dat. 4, 4 quaerit, quibus locis sit Aspis. Att. 20, 1 numquam ad suorum quemquam litteras misit, quin Attico mitteret, quid ageret, in primis quid legeret, quibusque in locis et quamdiu esset moraturus. Mit in findet sich locus nur noch Them. 8, 5 und Eum. 5, 6, ohne in dagegen an 34 Stellen, im Att. noch 3, 2 itaque aliquot (sc. statuas) ipsi et Midiae locis sanctissimis posuerunt. Them. 6, 1 Magnus hoc bello Themistocles fuit neque minor in pace. Iphicr. 2, 3 iterum eodem bello omnes copias eorum fugavit. Dat. 1, 2 qualis esset, aperuit in bello, quod rex adversus Cadusios gessit . . . cum in eo bello cecidisset Camisares. Dion. 4, 1 navem ei triremem dedit, qua Corinthum deveheretur. Chabr. 4, 3 perire maluit quam armis abiectis navem relinquere, in qua fuerat vectus. Dat. 4, 1 Hic cum maximo studio compararet exercitum Aegyptumque proficisci pararet. Ag. 8, 2 cum annorum octoginta subsidio Tacho in Aegyptum iisset. Dat. 1, 1 primum militum numero fuit apud Artaxerxen. 9, 2 quosdam sibi insidiari, qui in amicorum erant numero. Lys. 1, 4 postquam apud Aegos flumen Lysander classis hostium est potitus, wo classe hostium sehr hart klingen würde. Weiteres zu der Stelle. Praestare mit Dativ und Accusativ zu Chabr. 4, 3. Cim. 4, 2 si quis opis eius indigeret. Thras. 2, 6 nil attigit nisi arma, quorum indigebat, quaeque ad victum pertinebant. Ag. 7, 2 nam cum praecipue Lacedaemonii indigerent pecunia, ille omnibus, qui a rege defecerant, praesidio fuit. Att. 9, 3 familiares eius ex urbe profugientes, quantum potuit, texit, quibus rebus indiguerunt, adiuvit. Thras. 2, 7 in secundo proelio cecidit Critias. Ag. 5, 2 hic cum una pugna decem milia hostium Agesilao duce cecidissent. Cat. 1, 2 in proelio apud Senam, quo cecidit Hasdrubal, frater Hannibalis. Paus. 1, 2 eoque ipse dux cecidit proelio. Ag. 4, 6 etsi aliquot vulnera acceperat eo proelio. Eum. 11, 4 cur non in

proelio cecidisti potius, ebenso reg. 1, 2. Dion. 8, 2 eum magno in periculo esse propter offensionem populi et odium militum. Dat. 3, 3 eum magno fore periculo, si quid illo imperante adversi in Aegypto accidisset. S. zu Eum. 3, 6. Odium wird sonst mit erga verbunden, z. B. Hann. 1, 3 hic autem velut hereditate relictum odium paternum erga Romanos sic conservavit, aber 2, 3 eique cum multa de fide sua et odio in Romanos commemorasset, Dion. 4, 2 sic enim existimari volebat id se non odio hominis, sed suae salutis fecisse causa. Milt. 7, 2 dein vineis ac testudinibus constitutus propius muros accessit. Hann. 8, 3 propius Tiberi quam Thermopylis de summa imperii dimicasset. Ag. 3, 3 fecit idem in exercitationum generibus, ut, qui ceteris praestitissent, eos magnis afficeret muneribus. Hann. 1, 1 non est infitandum Hannibalem tanto praestitisse ceteros imperatores prudentia, quanto populus Romanus antecedit fortitudine cunctas nationes. Att. 18, 5 qui honore rerumque gestarum amplitudine ceteros Romani populi praestiterunt. Man beachte auch die Wortstellung Romani populi, die ebenso beabsichtigt scheint als alle andern Inconsequenzen. Cim. 2, 3 namque hostium navibus captis statim ex classe copias suas eduxit. 5 sessores veteres urbe insulaque eiecit. Them. 8, 1 testularum suffragiis e civitate eiectus Argos habitatum concessit. Die Verba der Trennung wären hier besonders zu nennen. Alc. 4, 3 non parere noluit et in trierem, quae ad eum erat deportandum missa, ascendit. Hann. 7, 6 hos Hannibal ratus sui exposcendi gratia missos, priusquam his senatus daretur, navem ascendit clam atque in Syriam ad Antiochum profugit. Zu trierem vgl. Dion. 4, 1 navem ei triremem dedit, zu der Wortstellung in Syriam ad Antiochum vgl. Hann. 10, 1 ad Prusiam in Pontum pervenit, zu gratia vgl. Ep. 7, 5 hanc (sc. legem) Epaminondas cum rei publicae conservandae causa latam videret. Ham. 2, 4 cum amplius centum milia facta essent armatorum. Att. 13, 6 non amplius quam terna milia. Pel. 2, 3 cum omnino non essent amplius centum. Thras. 4, 2 quare ex istis nolo amplius quam centum iugera. 2, 1 non plus habuit secum triginta de suis. Zu de suis vgl. Pel. 2, 3 nam duodecim adolescentuli coierunt ex his, qui exilio erant multati. Them. 9, 1 sed ego potissimum Thucydidi credo, quod aetate proximus de his, qui illorum temporum historiam reliquerunt, et eiusdem civitatis fuit. Them. 10, 3 ex qua regione quinquaginta talenta quotannis redibant. Arist. 3, 1 eiusque arbitrio quadringena et sexagena talenta quotannis Delum sunt collata. Man beachte auch den Wechsel der Numeralia. Vgl. Alc. 9, 3 namque ei Grynium oblerat in Phrygia castrum, ex quo quinquagena talenta vectigalis capiebat. Att. 2, 6. 13, 6. Them. 1, 3 multum in iudiciis privatis venabatur, saepe in contionem populi prodibat. Con. 2, 3 hic multum ducem summum Agesilaum impedivit saepeque eius consilio obstetit. Eum. 5, 2 saepe in itineribus vexabatur neque inquam ad manum accedere licebat nisi his locis, quibus pauci

multis possent resistere. Phoc. 1, 1 Phocion Atheniensis etsi saepe exercitibus praefuit summosque magistratus cepit, tamen. Iph. 1, 2 multum vero in bello est versatus, saepe exercitibus praefuit, nusquam culpa male rem gessit, semper consilio vicit. Hann. 1, 2 semper discessit superior. 12, 5 quod semper secum habere consueverat. Milt. 1, 4 cum accessisset Lemnum et incolas eius insulae sub potestatem redigere vellet Atheniensium, idque Lemnii sua sponte facerent, postulasset. 2, 4 Chersoneso tali modo constituta Lemnum revertitur et ex pacto postulat, ut sibi urbem tradant. Alc. 4, 1 postulabat, si quid de se agi vellent, potius de praesente quaestio haberetur, quam absens invidiae crimine accusaretur. Ar. 1, 2 quamquam enim adeo excellebat Aristides abstantia. Att. 13, 6 nec praeteribo, quamquam nonnullis leve visum iri putem. Milt. 4, 5 id si factum esset, et civibus animum accessurum, cum viderent de eorum virtute non desperari, et hostes eadem re fore tardiores, si animadvertent auderi adversus se tam exiguis copiis dimicari, vgl. Hann. 2, 6. Vielleicht hängt auch die wechselnde Construction der Consecutiv- und Cum-Sätze, wie der Wechsel von Perfect und Imperfect manchmal mit der in Rede stehenden Erscheinung zusammen. Ohnehin ist es unmöglich nachzufühlen, von welcher Stimmung der Schriftsteller bei der Wahl dieser oder jener Wendung beeinflusst war. Ertappen wir selbst uns doch oft genug in ein- und demselben Schriftstück über Inconsequenzen in Ausdruck und Schreibung. S. Lupus Sprachgebrauch S. 151, 182. Timol. 2, 2 tutoque ut Corinthum perveniret, effecit, quod utrorumque Dionysiorum opibus Corinthii saepe adiuti fuerant — vgl. die Anm. zu der Stelle. Hann. 4, 2 cum his manum conseruit, utrosque profligavit. 4 ibi obviam ei venerunt duo consules, C. Terentius et L. Aemilius. utriusque exercitus uno proelio fugavit. 2, 5 ut nemini dubium esse debeat. Cim. 4, 3 quod facere nullum diem praetermittebat. Und doch lautet der nächste Satz: nulli fides eius, nulli opera, nulli res familiaris defuit. Eum. 8, 1 ipse in finitima regione Persidis hiematum copias divisit, non ut voluit, sed ut militum cogeat voluntas. Hann. 8, 3 quem etsi multa stulte conari videbat, tamen nulla deseruit in re. An der eben angeführten Stelle Cim. 4, 3 findet sich bei nullus das Perfect. Them. 2, 3 quae celeriter effecta primum Corcyraeos fregit, deinde maritimos praedones consecutando mare tutum reddidit. in quo cum divitiis ornavit, tum etiam peritissimos belli navalis fecit Athenienses. Hier ist der Grund des Wechsels leicht einzusehen. Vgl. Thras. 2, 2. Iphicr. 1, 2. 3. 4. Them. 4, 5 postridie alienissimo sibi loco, contra opportunissimo hostibus, adeo angusto mari conflictit, ut. Ag. 2, 4 in qua pactione summa fide mansit Agesilaus; contra ea Tissaphernes nihil aliud quam bellum comparavit. Iphicr. 1, 3 cum ante illum imperatorem maximis clipeis, brevibus hastis, minutis gladiis uterentur, ille e contrario peltam pro parma fecit. Vgl. Att. 9, 3. Phoc. 1, 4 Si mei similes erunt, idem hic, inquit,

agellus illos alet, qui me ad hanc dignitatem perduxit; sin dissimiles sunt futuri, nolo meis impensis illorum ali augerique luxuriam. Ep. 4, 2 nam si rex ea vult, quae Thebanis sunt utilia, gratis facere sum paratus; sin autem contraria, non habet auri atque argenti satis. Tim. 3, 5 neque vero id imperite fecit. nam quod ceteri reges imperio potuerunt, hic benevolentia tenuit. Eum. 2, 4 neque vero hoc ille solus fecit, sed ceteri quoque omnes, qui Alexandri fuerant amici. certos mittit homines ad infimos montes. Alc. 10, 1 eodem tempore Critias ceterique tyranni Atheniensium certos homines ad Lysandrum in Asiam miserunt. Dion. 9, 1 conaeis facinoris loca munitiora oppidi tradit, domum custodiis saepit, a foribus qui non discedant, certos praeficit. Hier könnte man auch erwähnen die beliebte Redensart quo factum est, wie sie wechselt mit ex quo factum est, quo facto, quibus rebus factum est, quo fiebat, qua re fiebat, ex quo fiebat, ex quo accidit.

Besonders durch die Stellung im Satz beeinflusst erscheint die Wahl der Synonyma. Dass diese nach Bedarf wechseln, ist ja ganz naturgemäß. Aber die Regeln kommen dabei ebenso oft zu Schaden als in der Syntax und Stilistik. Wenn die praefatio laegiant: Non dubito fore plerosque, Attice, qui hoc genus scripturae leve et non satis dignum summorum virorum personis indicent, und plerique hier die Bedeutung 'sehr viele' trägt, ist gewiss der Rhythmus dafür maßgebend, da Non dubito fore plurimos sehr übel klingen würde. Ebenso Milt. 3, 5 ad hoc consilium cum plerique accederent, dagegen 7 huius cum sententiam plurimi essent secuti. So wechseln bellum parare, apparare, comparare — appellare, vocare, vocitare, nominare, dimicare, configere, contendere, pugnare, depugnare, arbitrari, putare, timere, metnere, vereri, extimescere, pertimescere, anteferre, praeferre, antepone, praepone usw. Dat. 2, 5 ille fuga periculum evitavit bellumque indixit Thyyni. 9, 1 postquam bello eum opprimi non posse animadvertit, insidiis interficere studuit; quas ille plerasque evitavit. Man beachte hier auch plerasque. Hann. 11, 6 cum, quid potissimum vitarent, non viderent. Att. 2, 2 neque eo setius adulescentem Marium hostem indicatum iuvat opibus suis. 9, 3 familiares eius ex urbe profugientes, quantum potuit, texit, quibus rebus indiguerunt, adiuvit. Milt. 7, 1 ut insulas, quae barbaros adiuverant, bello persequeretur. Alc. 9, 5 nam Cyrum fratrem ei bellum clam parare Lacedaemoniis adiuvantibus sciebat. Vgl. Chabr. 2, 1. 3. Dion. 4, 5 sed illuc revertor. Ag. 4, 2 sed illuc redeamus. Eum. 8, 3 sed ad illos revertar. Milt. 4, 1 hisque ducenta peditum, decem millia equitum dedit causam interserens se hostem esse Atheniensibus. Them. 7, 1 dedit operam, ut quam longissime tempus duceret causam interponens se collegas expectare. Lys. 3, 3 nam non velum corrumpi non potuerunt, sed etiam legatos Lacedaemonem miserunt. Dion. 8, 5 ille hac religione non modo non est deterritus, sed ad maturandum concitatus est. Milt. 6, 3 quia Athenas

...gerat. Them. 7, 6 quod universae Graeciae
 ... autem confugi ad te exagitatus a cuncta
 ... locum, ubi esset, facile inventuros. Cat. 3,
 ... possit neque de Graecis neque de Italicis
 ... incognitum. reg. 2, 2 id quod in tyranno
 ... Graeci. 3 non admirabuntur nos in Graiorum
 ... meres eorum secutos, wo man mirabuntur
 ... 6, 3 admirari se dixit stultitiam rhetoris
 ... andern Schriftstellern. Cic. Lig. 17 Ac primus
 ... Tiberonis haec, ut opinor, fuit velle se de
 Non dubito, quin admiratus sis, vel quod
 ... Sallust lug. 2, 4 quo magis pravitas eorum
 ... dediti corporis gaudiis per luxum et ignaviam
 ... und das Horazische Nil admirari müsste eigent-
 Att. 2, 3 hic ita vixit, ut universis
 ... esset carissimus. 16, 1 cum aequalibus autem
 ... et M. Cicerone sic vixit, ut iudicare difficile sit,
 ... aptissimus. Vgl. Cic. Verr. V, 35 quos adhuc
 ... populus Romanus mandavit, sic eos accipi, ut
 ... obstringi religione arbitrarer. Ita quaestor
 ... putarem: sic obtinui quaesturam in Sicilia
 ... arbitrarer, ut ... existimarem, ut ... denegarem.

Die Zusammenstellung sind ziemlich alle sprachlichen
 ... die man gegen Nepos geltend macht. Es ergibt
 ... Vertasser der Biographien in satzrhythmischer Be-
 ... und Cäsar wenig nachsteht. Ein Schriftsteller, der
 ... achtet, kann kein Ausländer sein.

Ne 8, 3 nam Chersoneso omnes illos, quos habitarat, annos
 ... dominationem. Die Conjectur in Chersoneso
 ... da Nepos vor einem Vocal nam vermeidet. Cher-
 ... 4 u lesen, liegt nahe. Da aber der Rhythmus hier
 ... scheint, Chersoneso als Locativ nicht unmöglich ist
 ... bei Nepos Ähnliches sich findet (Lupus Sprachgebrauch
 ... an der Überlieferung festzuhalten sein.

Antasyb. 4, 2 Bene ergo Pittacus ille, quo septem sapientum
 ... est habitus, ... in vor septem scheint unnütze Ergänzung,
 ... cum Mytilenaei multa milia iugerum agri ei muneri
 ... Nolite, oro vos, inquit, id mihi dare, quod multi invadeant,
 ... etiam concupiscant. Die Conjectur quod cum ist trotz allem,
 ... Appodoy vorbringt, gewiss unrichtig, da sie den Rhythmus
 ... Erklärung von quod bedenke man, dass es sich um
 ... handelt und zugleich ein Zeugma im Spiel ist.

Ac 5, 2 tamque illa multitudo, si sana mens esset,
 ... supplicium Persas dare potuisse. Rhythmisch ist nur
 ... die Interpungierung si sana mens esset Graeciae, suppli-
 ... Persas dare potuisse.

Eum. 5, 1 Haec dum apud Hellespontum geruntur, Perdiccas apud Nilum flumen interficitur a Seleuco et Antigono — so kann ja Nepos irrtümlich geschrieben haben — rerumque summa ad Antipatrum defertur. hic qui deseruerant, exercitu suffragium ferente capitis absentes damnantur, in his Eumenes. Vielleicht ist zu schreiben hunc qui deseruerant.

Eum. 7, 3 nam cum non ad Eumenis principia, sed ad regia conveniretur atque ibi de rebus deliberaretur, quodammodo latebat, cum tamen per eum unum gererentur omnia. Es ist wohl zu schreiben de summis rebus wie 7, 2.

Hann. 7, 6 deinde anno post praetoram M. Claudio L. Furio consulibus Roma legati Karthaginem venerunt — anno post praetoram will man streichen. Doch vgl. die oben zu deinde angeführten Stellen. Daher dürfte auch Thras. 2, 4 nam iam tum illis temporibus nicht zu ändern sein.

Hann. 10, 1 Sic conservatis suis rebus Poenus illis Creten-sibus omnibus ad Prusiam in Pontum pervenit — die Umstellung conservatis suis rebus omnibus scheint nicht zweckmäßig, da Hannibal einen Theil seiner Habe in Kreta zurückließ, s. 9, 3. Wohl aber hatte er alle Kretenser hinters Licht geführt, auch die principes.

Att. 18, 5 namque versibus, qui honore rerumque gestarum amplitudine ceteros Romani populi praestiterunt, exposuit ita, ut sub singulorum imaginibus facta magistratusque eorum non amplius quaternis quinisque versibus describeret. Die Construction ist sprachlich nicht unmöglich und der Rhythmus lehnt die Ergänzung namque versibus de iis, qui entschieden ab.

Wien.

Johann Schmidt.

totamque Graeciam
 utile esset. 9. 1.
 Graecia. Hann.
 2 ut non facile
 rebus, quod e.
 non facile rep.
 virtutibus exp.
 erwarten würd.
 Attici. Ähnle.
 aditus et po.
 Q. Ligari sc.
 de nullo alie.
 admiranda
 aetatem agn.
 lich auch N.
 Atheniensib.
 suis Q. Hortens.
 cui aetati 11.
 mihi magist.
 me omnium
 sum factus, n.
 provincia, ut

In diese
 Punkte berü.
 sich, dass d.
 ziehung Cice.
 auf solche E.

Mitt.

perpetuam
 ist abzuwiss.
 sonesi w.
 o zu fordern.
 und selbst
 S. 74), die

Thru.
 numero est
 s. Ag. 4.
 darent, N.
 plures et
 was Nipp.
 stört. Z.
 ein N

Thru.
 numero est
 s. Ag. 4.
 darent, N.
 plures et
 was Nipp.
 stört. Z.
 ein N

Abtheilung.

Anzeigen.

Die von dem Herausgeber recensit Alfredus Good-
 soni, e typographeis, Oxonii, 1888. Preis 21 sh. (30 K).

Die Herausgeber der homerischen Hymnen ist viel
 zu wünschen, dass eine neue Ausgabe dieser Gedichte
 bald erscheinen möge. Der hoffnungslosen und unheil-
 sam großen Zahl, dass es, einen lesbaren
 wissenschaftlicher Handschriften und Auf-
 gaben herzustellen, wohl niemals ge-
 nungänglich notwendig, auf die
 Ausgabe verhältnismäßig bald eine
 was die Lesbarkeit des Textes an-
 als Fortschritt betrachtet wer-

Die Herausgeber für eine Arbeit aus einem Gusse
 der Herausgeber starb, während er die
 der Folge die Aufgabe der Textes-
 Herausgeber William Allens über, der ins-
 Handschriften sich eines vortrefflichen
 Was er von seinem Lehrer

Thru.
 numero est
 s. Ag. 4.
 darent, N.
 plures et
 was Nipp.
 stört. Z.
 ein N

Die Ausgabe scheint daher viel
 gemacht und das Buch allzufrüh auf den
 Apparat hat eine große Bereicherung
 bekannten Handschriften „contulit vel ipse

Goodwin vel per amicos conferendos curavit exceptis Athoo, Matriensi¹⁾, Monacensi omnes“. Man begegnet also in der englischen Ausgabe zuerst den Lesarten des von mir schon beschriebenen Paris. suppl. gr. 1095 (II), des Vaticanus gr. 1880 (S), über den Ludwig in den Neuen Jahrbüchern für Philologie 1892, S. 239 u. f. berichtet hat, des Harleianus 1752 (H), des Ambrosianus C 10 inf., dessen Varianten ebenfalls schon A. Ludwig [im Index Lectionum von Königsberg 1891] veröffentlicht hat, und einer Brüsseler Handschrift 11377—11380 (I'), die von sehr geringem Werte ist. Aber auch die anderen Handschriften sind sorgfältig neu collationiert worden, was insbesondere von dem Leydensis (M), dessen 35. beschädigtes Blatt mit der Adnotation W. G. Pluygers in vier photographischen Tafeln der Ausgabe beigegeben ist, behauptet werden mag.

Diese Handschrift hält Allen sehr hoch, kündigt, sie betreffend, auch eine eingehende Untersuchung an; selbst Goodwin schien ihr einen hohen Wert beigemessen zu haben, „quod ordinem hymnorum usitatum mutaverit, fragmenta hymni Dionysiaci et hymnum Cerealem in capite editionis suae sicut in ipso codice reperiantur, posuerit.“ Wenn ihn hiezu das Alter der Handschrift mit verleitet hat, so scheint er zu vergessen, dass sich aus den Handschriften ELII die Lesarten des Codex Aurispae, der von Hollander (Die handschriftliche Überlieferung der homerischen Hymnen. Prog. Osnabrück 1886, S. 9) in das XII. Jahrhundert verlegt wird, mit Sicherheit herstellen lassen, wie ich denn auch in meiner Abhandlung „Der Codex Aurispae der homerischen Hymnen“ (Fleckeisen, J.J. 1892, S. 81—87) diese Herstellung der Varianten einer verschollenen Handschrift begonnen habe, ohne dass sich hiegegen ein Protest (weder von Seite Hollanders, noch von der Bethes) geltend gemacht hat.

Allerdings scheint Allen diese Abhandlung, obschon er sie erwähnt, nicht gelesen zu haben, sonst würde er nicht S. X sagen: „lectiones in hymnum Apollinarem publicavit R. Vári“, denn diese habe ich im „Egyetemes Philologiai Közlöny“, Jahrgang 1891 publiciert, wie es denn aus der Note der erwähnten Abhandlung ihm bekannt hätte sein sollen. Doch tröste ich mich damit, dass ihm auch die Ilgen'sche Ausgabe entgangen ist. Hinwider wird der Gemoll'sche Commentar stark benützt (so z. B. zu V 13), und ist die Absicht des Herausgebers sehr durchsichtig, viel conservativer in der Textgestaltung zu verfahren, als Gemoll. Nur wenige Verse werden als interpoliert betrachtet (im Hymnus auf Demeter z. B. nur zwei Halbverse, während Gemoll fünf, Bauermeister zwei, Abel fünf Verse in Klammern setzen). Auch die

¹⁾ Über diesen vgl. Bethes neueste Abhandlung in Hermes 1898 S. 522—535, und nebenbei auch die Hollanders, ebendort 1891, S. 170—177.

Hymn

zu
üb-
ber-
T-
E-
I-

entweder sehr v
22) oder unanneh
der Digamma
absolutes Schwe
so will ich au
ich zwar selbst c
diese Collationen Herr
habe. Weniges will
φωνή in der Handsch
89 wirklich φίη
116 ηλίκαυ (vgl. Buhn
vgl. Abel und 164 ἐύχη
Conjecturen werden mit N
der Uniformität wegen et
208). werden es nicht. V.
(s. zur Stelle Ilgen).
weiter Ansicht nach, vor der Ge
weder eine Ausgabe der homeris
zu finden, deren Text ebensow
schwierigen Stellen frei sein wird,

Rudolf Vá

and Pythian odes, with notes explanatory
and introductory essays, by C. A. M. Fen
esus College, Cambridge. New Edit
University Press 1893. kl. 8°, XXXVI u. 29
angelegentlichem Fleiße der Verf. bemüht
der Pindarischen Sprache einzudringen,
aus jenem Theile der Einleitung erken
Pindars Stil und Dialect handelt (p. XXI
Unverdrossenheit untersuchte er an
haltigkeit der Mezger'schen Responstionsthe
nach reiflicher Erwägung kein Anhänger
was Mezger selbst entgangen war, sorgfältig n
Pindars Echotheorie veranlasste ihn zu einer n
Durchforschung aller Oden, auch hier macht
Wahrnehmungen. Solches Studium der sprachli
brachte neue Früchte auf dem Felde der nie
den eigentlichen Wert von Fennells Ausgabe
Der Verdienste des Verf.s auf diesem Gebiete, w
den Vorstännde des altgriechischen Sprachidioms zet
in Deutschland durch Mezgers Commentar bekannt
auf diesem Wege längst zu allgemeiner Anerkennung
neue Deutungen sind auch für die Textkritik

Wart, weil der Verf., ein durchaus conservativer Kritiker, Stellen, die für verderbt gelten, neue Stützen aus dem reichen Schatze seiner Belesenheit angedeihen lässt. Hierbei ist er in dieser 2. Ausgabe sowohl durch eigene fleißige Nachlese als auch durch die Beiträge englischer Gelehrten in beneidenswerter Weise unterstützt worden. Wir werden Proben von F.s Vorgänge auf diesem Gebiete am Schlusse unserer Besprechung vorführen. Aus diesen Gründen sei F.s Commentar den Forschern besonders in Deutschland wärmstens empfohlen, in der Hoffnung, dass noch gar manche seiner Erklärungen zu ihrem Rechte gelangen werde. Hier sei nur auf eine Stelle der Finger gelegt: wie einfach und doch überzeugend erklärt F. Ol. 7, 92 *μη κρύπτε κοινόν σπέρον* ἀπὸ *Καλλιάνατος* das Adjectiv *κοινόν*, welches die widersprechendsten Auslegungen ('gesammt', 'weitverbreitet', 'allbekannt' u. a.) und auch eine Conjectur (*κλεινόν* van Herwerden) erfahren hat, mit der Bemerkung: *'the next sentence (Ἐρατιδᾶν τοι σὺν χαρίτεσσιν ἔχει θαλάσζαι καὶ πόλις) amplifies the κοινόν, for which cf. O. 7. 21.'* Dortselbst hat es mir sehr gefallen, dass F. die gleich folgenden Worte *ἐν δὲ μᾶ μοῖρα χρόνου ἄλλοι ἄλλοιαι διαιδύσσοισιν αὔραι*, hinter welchen man — am Schlusse eines hellenischen Lobliedes! — böse Prophezeiungen gewittert hat, mit der Bemerkung erledigt: *the poet has been inculcating so strongly that good follows bad, that perhaps for truth's sake he gives the reverse in vague terms as a propitiatory and artistic suggestion of contrast*, goldene Worte, die jene, die überall nach politischen Anspielungen in Pindars Oden fahnden, wohl beherzigen sollten. Zum vollen Verständnisse dieser Stelle, um dies gleich hier zu sagen, dient noch F.s Bemerkung auf S. 72, dass die Verbannung der Söhne des Diagoras zum mindesten nicht vor 20 Jahren nach dem Datum dieses Sieges erfolgte, so dass es sehr zweifelhaft sei, dass mit vv. 92—95, wie Böckh vermuthet, politische Wirren prophezeit seien.

Wir können indes hier nicht die Bemerkung unterdrücken, dass allerdings dort, wo die Frage sich erweitert, wo eine Stelle zur vollständigen Aufhellung einer breiteren Darlegung bedarf und auch eine Bezugnahme auf fremde Ansichten geradezu unerlässlich wird, wir bisweilen einer überraschenden Kürze begegnen und völlig unbefriedigt scheiden. Solche Opfer durften, am allerwenigsten bei Pindar, der beabsichtigten Knappheit des Commentars nimmer gebracht werden. Ich verweise hier nur auf die Tantalospartie der ersten, die eschatologische Stelle der zweiten olympischen Ode, auf die Echtheitsfrage von Ol. 5, auf Ol. 6, 92 (völlig mit Still-schweigen übergangen), Ol. 9, 53 ff. (*χορᾶν* sei einfach soviel als *χορᾶς* und keine Belegstelle), den Schluss von Ol. 11, 86 ff., Pyth. 4, 36, wo sich F. mit einer ganz unmöglichen Erklärung der Scholien zufrieden gibt, Pyth. 6, 38 kein Wörtchen über *αὐτοῦ μίνων*, Pyth. 9, 91; 11, 42 *ταράσσειμεν* u. v. a.

1944

1. [Illegible]

2. [Illegible]

3. [Illegible]

4. [Illegible]

5. [Illegible]

6. [Illegible]

7. [Illegible]

8. [Illegible]

9. [Illegible]

10. [Illegible]

11. [Illegible]

12. [Illegible]

13. [Illegible]

14. [Illegible]

15. [Illegible]

16. [Illegible]

17. [Illegible]

18. [Illegible]

19. [Illegible]

20. [Illegible]

21. [Illegible]

22. [Illegible]

23. [Illegible]

24. [Illegible]

25. [Illegible]

26. [Illegible]

27. [Illegible]

28. [Illegible]

29. [Illegible]

30. [Illegible]

31. [Illegible]

32. [Illegible]

33. [Illegible]

34. [Illegible]

35. [Illegible]

36. [Illegible]

37. [Illegible]

38. [Illegible]

39. [Illegible]

40. [Illegible]

41. [Illegible]

42. [Illegible]

43. [Illegible]

44. [Illegible]

45. [Illegible]

46. [Illegible]

47. [Illegible]

48. [Illegible]

49. [Illegible]

50. [Illegible]

51. [Illegible]

52. [Illegible]

53. [Illegible]

54. [Illegible]

55. [Illegible]

56. [Illegible]

57. [Illegible]

58. [Illegible]

59. [Illegible]

60. [Illegible]

61. [Illegible]

62. [Illegible]

63. [Illegible]

64. [Illegible]

65. [Illegible]

66. [Illegible]

67. [Illegible]

68. [Illegible]

69. [Illegible]

70. [Illegible]

71. [Illegible]

72. [Illegible]

73. [Illegible]

74. [Illegible]

75. [Illegible]

76. [Illegible]

77. [Illegible]

78. [Illegible]

79. [Illegible]

80. [Illegible]

81. [Illegible]

82. [Illegible]

83. [Illegible]

84. [Illegible]

85. [Illegible]

86. [Illegible]

87. [Illegible]

88. [Illegible]

89. [Illegible]

90. [Illegible]

91. [Illegible]

92. [Illegible]

93. [Illegible]

94. [Illegible]

95. [Illegible]

96. [Illegible]

97. [Illegible]

98. [Illegible]

99. [Illegible]

100. [Illegible]

ständnis manchen Ausdrucks und mancher Schilderung, die jetzt als Beiwerk aufgefasst werde, vertiefen. F. erinnert an das Bild vom Adler und Hasen (Nem. 3, 80 f.), die Beschreibung von Zeus' Adler (Pyth. I 6), von Zethes und Kalais (Pyth. 4, 182 f.), seine Erzählung von der Geburt des Iamos (*φοινικόχροον ζώναν, κάλλιδα τ' ἀργυρέαν, λόγμιας ἐπὶ κτανέας* und *Χρυσοκόμιας* Ol. 6, 39 f.¹⁾). Weiterhin das uralte hölzerne Götterbild auf Kreta (Pyth. 5, 37 ff.), das vom Palaste der Iamiden in Stymphalos abgeleitete (?) Bild Ol. 6, 1—4, das Bild vom Schatzhause (Pyth. 5, 15 ff.), die Beschreibung der Statue der Thebe als *εὐάριματος, χρυσοχίτων, ιερῶτατον ἔγαλμα, χρύσεον*. Die beschwingten Rosse des Peleus könne Pindar der Kypselos-Kiste (Paus. V 17, 4) entnommen haben.

Nach der kurzen Bemerkung über gegenseitige Beeinflussung zwischen Aischylos und Pindar, dann dass die Sage von den Hyperboreern (Pyth. 10, 33 ff.) auf das Epos [des Aristeas] *Ἀριστεία [ἔπη]* (Strabo I p. 21) zurückgehe und dass der Dichter für seine Mythologie auf die sog. Logographen Hekataios und Charon Rücksicht genommen haben dürfe, kommt F. auf die politischen Ansichten Pindars zu sprechen. Er untersucht zunächst die Thatsache, dass die Siege Hellas' über die Perser auf sein Werk so geringen Einfluss nahmen, und die dafür vorgebrachte Erklärung, dass Pindars Sympathie für die Erhebung der Nation gedämpft gewesen sei durch das Traurige der Rolle, die hiebei seine Vaterstadt gespielt. Er findet, wenn es auch Pindar nicht vergönnt war, auf die Siege als Theilnehmer am Kampfe stolz zu sein, dass der religiöse Dichter doch müsse Dankbarkeit empfunden haben gegen jenes Volk, das dem Xerxes, dem Zerstörer der Gotteshäuser, Halt geboten. Auch müsse dieser Umstand jedenfalls dazu beigetragen haben, sein panhellenisches Gefühl zu kräftigen. Sein Amt als Dichter, seine Angehörigkeit zum weitverbreiteten Stamme der Aigiden, seine enge Verbindung mit Delphi — er war Ehrengast für Lebenszeit der Theoxenien des Apollo in Delphi —, seine wohlbezeugte Bewunderung für Athen (*frgm.* 76) und Aigina — all das bewahrte ihn vor den engherzigen, selbstischen Ansichten eines gewöhnlichen thebanischen Aristokraten. F. weist ferner auf den Schluss der 6. isthm. Ode hin, aus welchem hervorgehe, dass die Einsetzung des demokratischen Regimes in Theben ihn wenig beunruhigt habe, obwohl er im Herzen ein Oligarch war (Pyth. 11, 52 f., 2, 86 ff.). Die Liebe zur altherwürdigen Vaterstadt mit ihren schönen Bauten und Heiligthümern habe eben über kleinliche Rücksicht auf die Schwankungen der Politik gesiegt. Ebenso finde seine Begeisterung für gekrönte Häupter ihre Erklärung darin, dass er in ihnen erhabene Gönner der Künste verehrte. Übrigens

¹⁾ Auf die malerische Farbenwirkung dieser Worte macht auch v. Wilamowitz-Moellendorff, *Philol. Unters.* IX, S. 165, A. 10 aufmerksam.

schuf seine Beziehung zu Sparta und Kyrene in ihm ein warmes Gefühl für das Königthum. Hierher gehört noch die Bemerkung auf S. XVI, dass Pindar, obwohl durch und durch Aristokrat insoweit, als er an eine Superiorität der Edelgeborenen in physischen und moralischen Fähigkeiten glaubte, doch ein Verständnis besaß für die Rechte der Bürgerschaft und die Verantwortlichkeit des Adels und der Fürsten.

Dann spricht F. über Pindars Ingenium: erhabene Heiterkeit, reißender Flug der Gedanken, 'wie eines Adlers Flug oder eines wahrhaftigen Blitzes' (Myers). Er zeige Spuren von Humor und eine in Hinsicht auf seine Stoffe erstaunliche Zartheit der Empfindung (das häufige Hervorheben der Mutterliebe); er sei Freund von Festlichkeiten und guter Tafel (*frgm.* 101, Nem. 9, 48 ff., Ol. 7, 1 ff., Pyth. 4, 294 ff.). Seine Lebhaftigkeit in der Auffassung und Schätzung feiner Charakterzüge, das wage der Verf. auszusprechen, suche ihres Gleichen im ganzen Umfange der griechischen und römischen Literatur; Zeugen hiefür die Zusammenkunft zwischen Pelias und Iason (Pyth. 4, 94 ff., 135 ff.), zwischen Apollo und Cheiron (Pyth. 9, 30 ff.). — Der Dichter zeige größere Liebe für die Natur, speciell für Bäume und Blumen, als man sonst in der griechischen Literatur erkenne.¹⁾

Dann folgen Ausführungen über Pindars Lebensphilosophie. Die Wechselfälle des Lebens seien ihm nicht ein muthwilliges Spiel des launischen Zufalls, sondern die unvermeidlichen Konsequenzen der Handlungsweise eines jeden. Die häufigen Sentenzen sind also weder eitle Prahlerei mit Weisheit, noch Phrasenmacherei, noch Sittenpredigerei, sondern ebensowohl der Versuch, ein (ethisches) Problem zu lösen, als lehrhafte Ermahnung und Warnung. Pindars Ansicht über den Πότμος stehe im Gegensatz zu Aischylos' ἀνάγκη und zeige größere Wesensähnlichkeit mit dem sokratischen νόμος, wie er in der Person des Zeus in Platons Phaidros zutage trete; seine Ansichten vom Jenseits; endlich, dass auch bei Pindar die sokratische Doctrin begegne, dass die ἀρετή nicht διδασκίη ist (Nem. 3, 41, Ol. 2, 86; 9, 100), in der allgemeinen Fassung, dass keine Tüchtigkeit durch bloßen Drill erreicht werden könne.

Endlich theilt F. S. XVII seine in der Abhandlung 'On the First Ages of Written Literature' (publiciert von der Cambridger philos. Gesellschaft 1868) begründete Ansicht mit, dass metrische Literatur in Griechenland bis nahezu eine Generation nach den Perserkriegen nicht niedergeschrieben wurde, so dass also Pindar seine Oden nicht schriftlich aufgezeichnet habe.

Wir kommen nun dazu, F.s Stellungnahme zu den Fragen der höheren Exegese zu charakterisieren. S. XVI bekennt er sich als entschiedener Anhänger der Einheitstheorie mit den

¹⁾ Unbekannt war offenbar dem Verf. A. Bieses „Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen“.

Worten: 'Durch viele Oden Pindars zieht sich ein herrschender Gedanke hindurch . . . von allgemeiner Geltung und bleibendem Interesse, welche alle Theile des Gedichtes zu einer vollendeten Einheit verknüpft.' Nach solchem Bekenntnisse sollte man erwarten, dass auch er, wie die Unionisten sonst thun, in den Einleitungen zu den einzelnen Gedichten auch den Nachweis der Einheit führt. Das ist nun durchaus nicht der Fall. In der Mehrzahl dieser Einleitungen ist vom Einheitsgedanken gar nicht die Rede, in wenigen wird auf einen im Gedichte oft wiederkehrenden Gedanken (in der ganzen 1. olymp. z. B. begegne eine fein verhüllte Herabsetzung des Wertes eines langen Lebens, dagegen Lobpreis der Segnungen des Ruhmes; der Dichter habe wohl gewusst, dass Hierons Jahre gezählt seien) hingewiesen. Sie enthalten meistens eine Sammlung des dem betreffenden Gedichte zugrundeliegenden historischen Materials (bisweilen eine 'Chronology': Ol. 1, 2, oder einen Stammbaum, Pyth. 7), wobei wir jedoch wahrgenommen zu haben meinen, dass sich der Verf. durch diese Zusammenstellungen der Pflicht enthoben fühlte, Schritt für Schritt darzuthun, inwieweit und in welchem Lichte sich diese historischen Dinge im Dichterworte widerspiegeln, wodurch ja erst ein wahrhaft gründliches Verständnis des Wortlautes erzielt wird. Ich glaube übrigens, wenn man das Dichterwort von diesem Standpunkte aus eingehend prüft, so ergibt sich die Thatsache, dass Pindar überhaupt nur die auffallendsten Erscheinungen auf historischem Gebiete respectiert und auch diese — mit wenigen Ausnahmen — nur insoweit, als er die daraus von ihm abstrahierten ethischen Momente in der Form der Sentenz, bisweilen durch Belege aus dem Reiche des Mythos illustriert (z. B. Ol. 2, 22 ff.), direct zum Ausdruck bringt. Sonst interessiert ihn das, was mit dem Agon des Gefeierten in unmittelbarer Verbindung steht, bei weitem mehr. Politik und deren Folgen, die Kriege, die Vernichter von Hellas' Kampfspiel-Jugend, waren ihm verhasst, er preist Pyth. 10, 42 ein Volk glücklich mit den Worten: *πόνον δὲ καὶ μάχην ἄτερο οἰκίοισι φυγόντες ἐπέδοικον Νέμεσιν*. Jedenfalls dünkt mich jenes Verfahren, welches Pindars heilige Mythen dazu benützt, allerlei historisches Detail herauszuinterpretieren, geradezu eine Profanierung des Dichterwortes. Hier noch die Bemerkung, dass vor Fraccaroli (s. meine Besprechung seiner *Odi di Pindaro* in dieser Zeitschr. 1894, Heft 8 u. 9) schon Fennell geltend macht, dass die Einheit des Gedichtes vom Dichter vielleicht nicht überall mit Bedacht, sondern bisweilen unbewusst hergestellt worden sei. In Verbindung damit macht F. aufmerksam, worauf auch v. Wilamowitz-Moellendorff a. a. O. S. 171 und Rehm *Pindar und die Aegiden* S. 148 Gewicht legen, dass Pindar selbst auf Umwegen Beziehungen persönlicher Art zum Gefeierten sucht. Endlich wird noch zur richtigen Auffassung der mythischen Partien die Bemerkung F.s beitragen, dass Pindar, wo er den Sieger mit seinen mythischen Ahnen in Verbindung setzt,

damit seine innerste Überzeugung ausspricht. Ich war stets der Ansicht, dass die Mythen bei Pindar durchaus nicht poetisches Ornament und Beiwerk, ein Schmuck der nackten Wirklichkeit sind, sondern dass der Dichter sie als heilige Wahrheit um ihrer selbst willen gehegt und gepflegt habe.

Die Composition des Pindarischen Epinikions betreffend (p. XVIII 'Structure of Odes') ist F. kein Anhänger der Nomos-theorie. Er versichert, unabhängig von Gildersleeve auf das von diesem aufgestellte Gesetz von der Dreitheilung der Oden nach Triaden (Strophe, Antistrophe, Epode), wonach die erste Triade das Proömium, die letzte den Schluss, die dazwischenliegende Triade oder (zwei oder drei) Triaden den Haupttheil des Gedichtes bilden, gekommen zu sein. Dieses Gesetz sucht F. wirklich an jeder Ode nachzuweisen. Die genannten drei Bestandtheile muss natürlich jedes Gedicht als Kunstwerk aufweisen, und es ist in diesem Sinne wohl auch selbstverständlich, dass das Princip der triadischen Gliederung an sich eine gewisse symmetrische Vertheilung der Triaden auf das Ganze zur Folge haben musste. Indes steht einer strengen Vertheilung des Gedankeninhaltes nach der Triadenform die Thatsache im Wege, dass im Chor des Epinikions die Antistrophe und Epode ihr eigentliches Wesen, wie wir es im Chor der Tragödie finden, schon eingebüßt hat.¹⁾ Ich meine daher, dass die Eintheilung nach Triaden bloß eine überkommene Form ohne Gehalt ist, wie ja auch in sprachlicher und zum Theil inhaltlicher Beziehung die Epinikien Pindars eine aus jahrhundertelanger Übung entstandene, durchaus conventionelle Prägung aufweisen, und dass das Zutreffen dieser Theorie ein erklärlicher Zufall ist. Thatsächlich muss F. in zahllosen Fällen ein Ineingreifen der bezeichneten Triaden, also eine Verletzung seines Principis constatieren. Meine eigene Ansicht über die Composition des Epinikions habe ich in dieser Zeitschr. 1894, S. 727 f. niedergelegt.

Von Mezgers Responstionstheorie hält F., wie schon erwähnt, nicht viel: er urtheilt darüber p. XIX wie folgt: *tautomeric responstion of single words is as a rule without significance and may sometimes be due to chance*. Trotzdem verzeichnet er sorgfältig alle Responstionen, die Mezger entgangen waren, und liefert damit einen indirecten Beweis gegen die Giltigkeit dieser Theorie: denn das bloße Vorhandensein von bedeutungslosen Responstionen benimmt den anderen, die beabsichtigt sein sollen, ihre ganze Kraft. Mit Recht weist F. auf die Fälle hin, wo die bedeutungsvollsten Begriffe gerade nicht an tautometrischen Stellen stehen: obwohl die siebente olympische Ode *πάργουρος* sei, so werde das Wort Gold (V. 4, 32, 34, 50, 64) doch nicht tautometrisch lociert. Man wollte im Sinne der Einheitstheorie wahrnehmen, dass den

¹⁾ S. Christ Litt.-Gesch. in Müllers Handbuch usw. S. 148².

drei Mythen dieser Ode der Begriff 'Irren' gemeinsam sei: aber die drei Verba, die dieses 'Irren' bezeichnen, V. 31 *παρόπλαγξαν*, V. 45 *παρόελκει*, V. 66 *παρφάμεν* finden sich nicht an tautometrischen Stellen. Mehr behagt dem Verf. Burys Echotheorie, welche darin besteht, dass wiederkehrende Worte oder 'Wort-Respontionen' als Wegweiser aufgefasst werden, welche den Grundgedanken der Ode aufspüren helfen. Ich meine indes, dass erst die viele Beschäftigung mit dergleichen *echoes* (oft nur gleiche oder ähnliche Klänge, nicht Wörter) F. dazu brachte, wirklich an deren Bedeutsamkeit zu glauben. Pyth. 5, 3 u. 5 (*ἀν-ἀγγη πολύφιλον ἰπέταν* und 71 f. *ἄγειν πολύθυτον ἔρανον*) spricht der Dichter zwar von ganz verschiedenen Dingen: dort vom Reichthum des Arkesilaos, hier von einem durch die Aigiden eingesetzten Festopfer. Aus der Wortresponision schließt nun aber F., der Dichter habe vielleicht eine Beziehung zwischen den religiösen Riten, welche von seinen Ahnen bei den Kyreneern eingeführt wurden, und dem Reichthume des Arkesilaos herstellen wollen: jene die Ursache, dieser die Folge. Ja, bisweilen geht F. soweit, dass er tautometrische Stellen auch dort, wo jeglicher Gleichklang fehlt, nur wegen der Tautometrie zueinander in inhaltliche Beziehung bringt. All das sind natürlich, wenn anders wir nicht geneigt sind, den Dichter als mäßigen Tändler zu stigmatisieren, nichts als Spielereien aus der Studierstube.

Zum Schlusse einige Proben von F.s kritischem Verfahren.

Ol. 1, 57 entschuldigt F. das anstößige *αὐτῶ* nach *οἱ* durch Hinweis auf Soph. *Trach.* 287 *αὐτὸν δ' ἐκεῖνον, εὐτ' ἂν ἀγνὰ θύματα ὀέξῃ πατρὶω Ζηνὶ τῆς ἀλώσεως, φρόνει νιν ὡς ἔχοντα*. Doch sieht jedermann sofort, dass hier die Wiederholung durch die weite Trennung veranlasst ist.

Ol. 2, 74 *ὄμοιοι τῶν* (sc. *ἀνθέων*) *χέρας ἀναπλέκοντι καὶ στεφάνους* begnügt sich F. mit der bequemen Erklärung '*and (their heads) with crowns*'. Ist nicht vielmehr *ὄμοιοι τῶν γέρα τ' ἀναπλέκοντι καὶ στεφάνους* (als *ἐν διὰ δυοῖν*) zu schreiben?

Das. V. 76 liest F. *ὃν πατήρ ἔχει πατρὸς* (= *πατροπατρῶ*) *ἔτοιμον αὐτῶ πάροτρον*. Das *Κρόνος* der interpolierten Hss. sei eingesetzt worden, nachdem *πατρὸς* wegen *πατήρ* ausgefallen war.

Das. V. 97 vertheidigt F. zwar *τὸ λαλαγήσαι θέλων* mit Soph. O. C. 442 *τὸ δρᾶν οὐκ ἠθέλησαν*, schlägt aber schließlich doch vor, lieber *κακολογῆσαι* zu schreiben, eine neue Wortform, die er durch Hinweis auf *παλαιμονέω, εὐμενέω, ναυσολέω, μοναρχέω* vertheidigt.

Ol. 10, 16 vermuthet F. sehr ansprechend *ἐνθα συγκομάξεται*. Doch meine ich, dass der so zu erzielende futurale Sinn theils in *ἐνθα* ('dorthin'), theils im Wesen des Imperativs *συγκομάξεται*, der überlieferten Lesart, enthalten ist.

Ol. 13, 107 ὅσα τ' Ἀρχαίω ἀνάσσω emendiert F. in ... ἀέθλων (*partitive gen.*), eine recht gewaltsame Änderung. Ich habe *Wiener Studien* XV, 1 p. 21 f. betont, dass die Emendation paläographisch von ἀνάσσω ausgehen müsse.

Pyth. 3, 28 bringt F. zu κοινῶν παρ' εὐθυσίῳ als neue Belege bei: Soph. *O. R.* 612 τὸν παρ' αὐτῷ βίωτον ὃν πλεῖστον φιλεῖ und Dem. *Phil.* 4, 136 ταῦτα τοίνυν ἕκαστον εἰδὸτα καὶ γινώσκοντα παρ' αὐτῷ δεῖ μὲ Δ' οὐ γράψαι κελεύειν πόλεμον τὸν τὰ βέλτιστα ἐπὶ πᾶσι δικαίοις συμβουλευόντα.

Pyth. 4, 118 vertheidigt der Verf. die Lesart Αἴσονος γὰρ παῖς ἐπιχώριος οὐ ξείναν ἰκοίμην γαίαν ἄλλων durch eine ausführliche Darlegung über die Bedeutung des Optativs ohne ἐν bei Pindar.

Pyth. 6, 4 acceptiert F. nicht Hermanns ἐς νάιον; er meint, προσιοχόμενοι bedeute wohl 'honoring', nicht 'taking an imaginary journey to', so dass er ἐν fallen lasse und schließe, dass ein vier-silbiges Adjectiv oder eine substantivische Apposition zu ὀμφαλον verloren gegangen sei.

Wien.

Hugo Jurenka.

M. Porci Catonis de agricultura liber M. Terenti Varronis rerum rusticarum libri tres ex recensione Henrici Keilii. Vol. II. Fasc. I. Commentarius in Catonis de agricultura librum. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCIV. XII u. 194 SS.

Nachdem Keil bereits 1849 in seinen *Observationes criticae* in Catonis et Varronis de re rust. libros eine neue Ausgabe der landwirtschaftlichen Schriften Catos und Varros angekündigt hatte, gab er 1881, da inzwischen Studien anderer Art seine Arbeitskraft in Anspruch genommen hatten, zunächst das Buch Catos heraus, ließ dann die auf Varro bezüglichen Theile des Werkes folgen, über welche im Jahrg. 1891 dieser Zeitschrift S. 604 ff. berichtet wurde, und bietet uns jetzt den lang ersehnten Commentar zu Cato, welchem demnächst noch eine editio minor der catonischen Schrift und dann als Abschluss des ganzen Unternehmens Indices verborum, von R. Krumbiegl und C. Rollfuss bearbeitet, folgen sollen.

Der Commentar zu Cato ist nach denselben Grundsätzen bearbeitet wie der vor drei Jahren erschienene Commentar zu Varros Büchern vom Landbau: er ist nämlich in erster Linie kritisch. Keil betrachtet es als seine Hauptaufgabe, den von den früheren Herausgebern durch allerlei Zusätze und Änderungen entstellten Text der catonischen Schrift so herzustellen, wie ihn jener von P. Victorius zu seiner Ausgabe der *Script. r. r.* (1541) benutzte, seither verschollene codex Marcianus bot, welcher die gemeinsame Quelle aller unserer Handschriften ist. Daher wird an allen in

textkritischer Hinsicht irgend bemerkenswerten Stellen zunächst die Lesart des Archetyps festgestellt, sodann die Besserungsvorschläge der älteren und neueren Herausgeber, sowie anderer Gelehrter, soweit sie erwähnenswert schienen, angeführt und endlich auch, wenn nöthig, die in den Text aufgenommene Lesart begründet. Häufig ist der Herausgeber genöthigt, die früher mit Unrecht angezweifelte Lesart des Archetyps zu vertheidigen, und meist ist er in der Lage, sie an der Hand des Sprachgebrauches als echt catonisch zu erweisen. Bei dieser Gelegenheit werden sehr dankenswerte Bemerkungen über den Sprachgebrauch des Autors eingestreut, die, wenn man sie zusammenfasst, ein getreues und zuverlässiges Bild jener eigenthümlichen catonischen Diction bilden, deren ungenügende Kenntnis die älteren Herausgeber zu so vielen willkürlichen Änderungen verleitet hat.

Die Emendation des durch Lücken, Interpolationen und Fehler jeglicher Art entstellten Textes ist im Commentar um ein bedeutendes gefördert worden; denn er bringt nicht nur die Begründung der früheren, bereits in der kritischen Ausgabe mitgetheilten Conjecturen des Verf.s, sondern auch eine beträchtliche Anzahl neuer Besserungsvorschläge, welche, auf genauer Kenntnis des Sprachgebrauches beruhend, immer wohl erwogen, mitunter überzeugend sind. Und was Keil auf diesem Gebiete geleistet, wird man um so höher veranschlagen müssen, als es kaum einen zweiten Autor gibt, bei dem der Weg der Conjecturalkritik dornenvoller wäre, als er es bei Cato ist. Dass es aber auch jetzt noch zahlreiche Stellen gibt, die der Heilung harren, kann bei dem Zustande der Überlieferung durchaus nicht befremden. Der Textkritik eröffnet sich hier ein sehr ergiebiges, bisher wenig bebautes Gebiet.

In sachlicher Beziehung bietet dieser Commentar ebenso wie jener zu Varrö weniger, als mancher von ihm erwarten dürfte. Der Herausgeber erklärt in der Vorrede (S. XI), dass er Ausführlichkeit und Vollständigkeit in dieser Hinsicht gar nicht angestrebt, das Hauptgewicht vielmehr auf die kritische Gestaltung des Textes gelegt habe. Trotzdem erscheint auch die sachliche Erklärung des Werkes vielfach gefördert, und nirgends, wo das Verständnis größere Schwierigkeiten bietet, wird man die nöthige Aufklärung vergeblich suchen. Freilich gibt es der Stellen nicht wenige, an denen der Herausgeber erklären muss, dass bis jetzt eine befriedigende Erklärung noch nicht gefunden wurde. Aber dieses offene Geständnis ist uns willkommener, als etwa eine Wiederholung der meist verfehlten, mitunter geradezu phantastischen Erklärungsversuche eines Turnebus, Popma, Pontedera u. a. — Hoffentlich wird sich nun bald ein Kundiger finden, der mit Benützung dessen, was wir dem Scharfsinne und der Arbeitskraft Keils verdanken, einen den Anforderungen der Gegenwart entsprechenden sachlichen Commentar zur catonischen Schrift liefert.

Plusquamperf. im Latein., ang. v. J. Golling.

... mühevollste Werk, das der Herausgeber in Angriff genommen, seinem Absterben hatten — leider vergeblich — den Preis dem greisen Gelehrten selbst vergönnt zu haben. In Aussicht gestellte kleine Ausgabe, die Text bieten soll, folgen zu lassen. Dann ist das älteste uns erhaltene Werk römischer Prosa in dieser Form zugänglich sein.

Dr. Georg Heidrich.

Plusquamperfects im Lateinischen. Von Dr. H. B. ... Lehrer in Giessen. Giessen, J. Ricker'sche Buchhandlung, 80. V u. 112 SS.

... vom selbständigen und bezogenen Tempusgebrauch ... vor kurzem viel Staub aufgewirbelt, und gerade ... Perfect, dessen Doppelnatur seit Em. Hoffmann als ... bot hierbei den ergiebigsten Stoff zur Contro- ... weiterer Sachlage darf eine Arbeit wie die vorliegende ... des actuellen Interesses der Syntaktiker sicher sein. ... durch Haases Bemerkung 456 zu Reisigs Vor- ... lateinische Sprachwissenschaft (Neubearbeitung von ... Landgraf, Berlin 1888), wo eine umfassende syste- ... Behandlung des Plusquamperfects als Bedürfnis hinge- ... unternimmt es B., den von Foth in Böhmers 'Roma- ... ständen', Heft 8 (Strassburg 1876) gewiesenen Weg, auf ... der Latinist zu einer historischen Darstellung des Plus- ... gelangen kann, wenn auch unter Abweichungen in ... Einzelheiten, zu verfolgen und die einschlägigen Fragen ... Entsprechend dem verschiedenen Entwicklungsgang, ... Indicativ und Conjunctiv aller Tempora, des Plusquam- ... insbesondere, genommen haben, sondert sich bei B. nach ... Richtungen das Untersuchungsmaterial, welches so ziemlich ... gesamte Latinität bis ins 4. nachchristliche Jahrhundert um- ... Das Wiener Corpus scriptt. eccl. mit seinen sorgfältig ge- ... Indices hat dem Verf. gute Dienste gethan, aber auch ... zugängliche Autoren sind herangezogen: ja die spät- ... literatur hat durch B. die weitestgehende Beachtung ... ein Mehr war kaum von nöthen. Ist ja doch bei der ... consequenten, von B. reich belegten Wiederkehr gleichartiger Ge- ... weisen des Plusquamperfects mit Sicherheit anzunehmen, ... überhaupt individue le Eigenthümlichkeiten in Verwendung der ... Form ebensowenig wie sonst auf stilistischem Gebiete ... Spätlateinern anzutreffen sind.

Die leitenden Gesichtspunkte der Untersuchung zu entwickeln, ... in aller Kürze thunlich, da B. selbst das Princip der Tempus-

verschiebung als in den Mittelpunkt gestellt bezeichnet. Ausgegangen ist diese Verschiebung von *fuera*, welches schon im alten Latein in einer von *fui* oder *eram* nicht verschiedenen Bedeutung verwendet wurde und den analogen Gebrauch anderer Verba zur Folge hatte. Im übrigen kennt B. nur ein bezogenes Plusquamperfect, das sich mindestens auf eine dem Redenden vorschwebende Vergangenheit bezieht oder auch rhetorisch gebraucht erscheint, d. i. mit Bezug auf ein folgendes, ausdrücklich gesetztes Präteritum. Wenn B. hofft, mit seiner Theorie der Lehre vom absoluten Plusquamperfect den Boden entzogen zu haben, so ist unsererseits zu zweifeln, ob er die zwingende Beweisführung Em. Hoffmanns in seinen Zeitpartikeln, 2. Auflage (die von B. citierte 3. Auflage existiert nicht), S. 15—25 vorurtheilsfrei geprüft hat.

Im übrigen hat Ref. Folgendes zu bemerken. Wenn B. S. 6 leugnet, dass sich für *fui*, *fuera*, *fuissem* die Bedeutung des Werdens nachweisen lasse, so wüsste Ref. seinerseits nicht, wie man alsdann mit Plaut. Pers. 479 *quod neque fiet neque fuit* (doch wohl = factum est) fertig werden könnte. Auch wäre die Sammlung bei Kühner (Ausführl. Gramm. d. lat. Spr. I 519), wo freilich mancherlei durcheinander geworfen ist, zu beachten. — S. 30 ff. (Plusq. bei Cicero) macht man, wie auch anderwärts, die überraschende Entdeckung, dass sich B. zum Zwecke seiner Arbeit mit den Reden Ciceros gar nicht befasst hat, sonst könnten ihm erklärungsbedürftige Stellen wie: pro Arch. §. 25 *nisi Ilias illa exstitisset, idem tumulus, qui corpus eius contexerat, nomen etiam obruisset* unmöglich entgangen sein. — S. 47 ist übersehen Ovid. Fast. IV 429 *tot fuerant illic, quot habet natura, colores, | pictaque dissimili flore nitebat humus*, wo heute Kritiker und Herausgeber in *fuerant* einstimmig ein Textverderbnis erblicken. — Nennenswerte Vorgänger hat B. wohl kaum übersehen, gleichwohl wird der Hinweis auf Carl Fr. Etzler, Spracherörterungen. Breslau 1826, S. 153, um des historischen Interesses willen, das wir an wissenschaftlichen Arbeiten älteren Datums nehmen, nicht unberechtigt sein.

Wien.

J. Golling.

Dr. W. Vollbrecht, Griechische Schulgrammatik. Leipzig, O. B. Reisland 1892. XVIII u. 267 SS.

Diese neue griechische Schulgrammatik unterscheidet sich von ihren unmittelbaren Vorgängerinnen dadurch, dass sie wieder mehr den Gesichtspunkt eines Lehrbuches hervortreten lässt, indem dem unmittelbaren und unabweislichen Bedürfnisse der Schule durch Anwendung verschiedenen Druckes Rechnung getragen ist.

Das Buch enthält auf S. 1—124 die Laut- und Formenlehre, welcher als Anhang ein Vocabularium beigegeben ist (S. 125 bis

von 173 Seiten (142—147) sind der Wortbildungslehre gewidmet, die der Syntax erst auf S. 148—261 behandelt. Ein Verzeichnis der Personal- und Suffixlehre (S. 262—267) schließt das Buch ab.

Das Buch ist von einer Menge kleiner Fehler an der Anlage am meisten der grammatischen Kenntnisse der Leserschaft in unserer Grammatik ein Abbild, die sich durch Nachermutterungen gewidmet ist. Dem Ref. ist das Buch zum ersten Mal dieses Naturbuch nur zum Nachschlagen benutzt worden. Bei der zweiten Benutzung schließlich mit der Ausführung des Unterrichts konnte man sich nur an einem Punkte nicht einverstanden erklären. Warum ist die „*genitura*“? (S. 3). *ᾧριστος* 3. Pers. Sg. Präsens 3. Genus des *ἠμετέρος*. Von einer Abwerfung des *σ* vor *ω* ist keine Rede, *ἀριστος ᾧ οὐσία*, von der im §. 16 die Rede ist, ist ein substantivisches *ᾧ* ohne Bedeutung. §. 18 wird angegeben, daß *ῥο* zu *ρ* und *σ* werde. Auch wird angegeben, daß *σ* zu *σ* werde, aber die „*ᾧweisellen*“ (§. 18, wo die Rede ist, daß *σ* zu *σ* werde) stehen „*ῥο*-*σ*“ die Rede ist; diese Behauptung, daß *σ* zu *σ* werde, ist durchaus normal), mit dem §. 18 ist die *σ* zu *σ* gemeint. Kurz, diese Partie könnte leicht zu Wasser und Brod gereinigt werden.

Am Ende des Buches legt der Verf. ein Hauptgewicht auf die morphologische Darstellung der Fälle. Doch wie mangelhaft diese Darstellung ist, kann man aus den Tabellen sehen, die den Formen der Personal- und Suffixlehre (§. 26 und 27), ebenso wie der Personal- und Suffixlehre (§. 64); in beiden Tabellen sind die Verhältnisse von *σ* zu *σ* nur äußerlich entsprechenden Kasus- und Personenbedingungen getroffen; so ist im Dativ *-α*, für *σ* zu *σ* und *σ* zu *σ* für *σ*-Verba *-α* als Casusendung, wobei *-ω* als Personal-suffix angesetzt. Solche Notbehelfe sind nicht zu empfehlen, und ich habe dies schon wiederholt ausgesprochen, unter allen Umständen zu verwerfen. Lieber keine Tabellen als eine solche. Auch sonst ließen sich Ausstellungen anstellen. Beispielsweise die Erklärung der Accusative *Ἀπόλλω* (ib.), die Comparativformen *ἀειδω* usw. (ib.), die in der Lehre die Rechte längst geleert worden ist, doch wieder nach dem alten Schema (Ausstoßung des *ν*) angegeben. Recht oberflächlich ist auch die im §. 41 gegebene Erklärung der Declination der *ι*-Stämme. Beiläufig bemerkt ist die „*Declination vocalisch-consonantische*“ Declination (ib.) als „*Declination consonantische*“ nicht gerade zu empfehlen.

Im Versteht vom Verbum, die der Hauptsache nach das Tempus- und Anordnung *α* verbo befolgt, sucht der Verf. durch die Anordnung von Bildungsgruppen die Übersicht über das Ganze zu gewinnen. Diese Bildungsgruppen sind: Dauergruppe (Präsens und Imperativ), Eintrittsgruppe (Futur. und Aorist. I Act. und II Act.) Abhandlungsgruppen (Perfectum und Plusquamperfectum,

Futurum exactum), Eintrittsgruppe des Passivs (Aorist. I und Fut. I Pass.). Zu diesen fünf Bildungsgruppen, welche speciell für das Musterbeispiel *παίδεύω* aufgestellt sind, tritt bei den Verba muta noch eine sechste, welche den starken Aorist des Act. und Med. umfasst. Die unregelmäßigen Verba der \bar{o} -Classen werden in einer von der am weitesten verbreiteten Weise etwas abweichenden Art eingetheilt, nämlich in 1. Verba, welche einen erweiterten Präsensstamm haben (mit den Unterabtheilungen Nasalclassen, E-Classen, Inchoativclassen); 2. Verba, welche die Tempora außer Präsens und Imperfect von einem durch ϵ erweiterten Stamme bilden; 3. Verba, deren Tempora von verschiedenen Stämmen gebildet sind; 4. verschiedene Unregelmäßigkeiten (Digamastämme: *καίω, κλαίω, νέω, πλέω, πνέω, χέω*; dann *ἔγω, βάλλω, σφάζω* usw.). Endlich sei noch betreffs der Verbalflexion bemerkt, dass bei den Verbis auf *-μι* die bidevocallosen Aoriste der ω -Verba in die beiden §§. 114, 2 und 124 vertheilt sind, wie mich dünken will, kaum zum Vortheile der Sache. Ich will mich nicht bei Einzelheiten aufhalten und füge nur noch ein paar Worte über die Syntax hinzu, die sich zwar der Hauptsache nach an die herkömmliche Behandlungsweise anschließt, aber z. B. in der Casuslehre mit Recht die neuere sprachwissenschaftliche Darstellung des Genetivs und Dativs nach ihren synkretistischen Functionen befolgt. Neu ist gegenüber dem mir bekannt gewordenen deutschen Lehrbüchern dieser Art die selbständige Darstellung der Modi, wodurch natürlich das Capitel von den abhängigen Sätzen beträchtlich abgekürzt wird. Jedoch empfiehlt sich meines Erachtens für eine Schulgrammatik besser die sonst übliche Gliederung „Modi in Hauptsätzen“ und „Modi in Nebensätzen“, wenn ich auch die Darstellung in unserer Grammatik im ganzen als eine wohlgedachte und sorgfältig ausgeführte bezeichnen muss. Noch will ich lobend hervorheben, dass der in anderen Grammatiken als Wirklichkeitsfall bezeichnete Fall der Bedingungssätze mit Recht als theoretischer Fall (logisches Urtheil) bezeichnet ist, da, wie ich schon wiederholt auseinandergesetzt habe, das hypothetische Urtheil in unserem Falle durchaus nicht immer als wirkliches oder reales gelten kann. Schließlich noch eine einzelne Ausstellung. Die Aufstellung *ἐν* (= *an*, homer. *κέ(ν)* = *que, quam*), welche man S. 255 (§. 299) liest, lässt kaum einen Zweifel zu, dass der Verf. *κέ(ν)* mit *que quam* identificiert. Wie bedauerlich dieser Irrthum ist, brauche ich wohl nicht näher auszuführen, umsomehr als G. Meyers und Brugmanns Grammatiken doch wohl in jeder Gymnasialbibliothek zu finden sein sollten.

Dr. R. Kunze, Griechische Formenlehre in Paradigmen.
3. wesentl. umgearb. Aufl. Berlin, R. Gärtner 1893. IV u. 102 SS.

Der Titel charakterisiert die vorliegende, in erster Auflage 1874 erschienene Formenlehre vollständig: sie enthält zunächst nur

Paradigmen (S. 1—77) oder richtiger gesagt zum Theil tabellarische Übersichten. Die Erklärung ist dem Lehrer vorbehalten, der die „lebendige, redende, erklärende Grammatik“ werden soll. Jedoch hat sich der Verf. durch mehrfache, gegen die erste Auflage erhobene Bedenken bestimmen lassen, „die Regeln, welche aus den Paradigmen zu entwickeln und fest zu lernen sind, als Anhang drucken zu lassen“. Sie nehmen in dieser dritten Auflage die SS. 82—98 ein. Ich will mich auf keine eingehende Erörterung einlassen, ob durch diese thatsächliche Theilung des in anderen Lehrbüchern der griechischen Grammatik vereinigten Lehrstoffes wirklich viel gewonnen ist, wenn ich auch dem Verf. darin vollkommen Recht gebe, dass der Schüler vom Lehrer anzuleiten sei, die Regeln aus den praktischen Beispielen zu abstrahieren. Bietet aber das Lehrbuch diese als unentbehrlich zu bezeichnenden Regeln, die der Schüler nach der auf inductivem Wege erlangten Aneignung gedächtnismäßig erlernen muss, nicht, so wird sie höchst wahrscheinlich der jeweilige Lehrer, der dieses Lehrbuch benützt, mit Rücksicht auf die leidige Vergesslichkeit des menschlichen Geistes überhaupt und die noch größere Flüchtigkeit des jugendlichen insbesondere dicitieren müssen, und der Gewinn ist ein zweifelhafter.

Was den Inhalt der „Regeln“ anlangt, so ließe sich manches dagegen einwenden. So wird beispielsweise S. 86, §. 18 noch immer irrigerweise gelehrt: „Der contrahierte Accusativ Pluralis (es findet sich durchaus diese unrichtige Ausdrucksweise) ist gleich dem contrahierten Nominativ Pluralis.“ Warum wird denn nicht gesagt, dass die Form des Nominativs auch die des Accusativs vertrete (vgl. lat. *pedes* usw.)? S. 87, §. 19 wird schwerlich jemand herausbringen, welches die Stämme auf ω sind. Natürlich werden auch wieder die Comparativformen, wie $\chiείρω$ usw., durch Ausstoßung des ν erklärt (S. 88, §. 21—25, 3). Dass $\chiαριέστερος$ nicht aus $*\chiαριεντ-τερος$ hergeleitet werden kann, ist zweifellos, denn diese Grundform hätte $*\chiαριεστερος$ ergeben; die Grundform ist vielmehr $*\chiαρι-ετ-τερος$, vgl. $*\chiαρίσσι$. Die Annahme einer Epenthese des ι bei $\sigmaπείρω$ (S. 96, §. 43, 1, b) ist unrichtig.

Griechische Schulgrammatik von H. Uhle in Verbindung mit A. Procksch und Th. Bättner-Wobst. 4. verkürzte Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. VIII u. 210 SS.

Die dritte Auflage dieser Schulgrammatik ist von mir im Jahrgange 35 (1884), S. 632 f. dieser Zeitschr. unter Verweisung auf die Besprechung der ersten Auflage durch Goldbacher (Jahrg. 28 [1877], S. 772) angezeigt worden. Die Veränderungen, welche diese neue Auflage erfahren hat, beziehen sich größtentheils auf Ausscheidung vereinzelter Besonderheiten und Unregelmäßigkeiten in der Formenlehre und Kürzungen in der Syntax, namentlich in der Casuslehre. Äußerlich wird das gegenseitige Verhältnis der beiden letzten Auflagen durch folgende Zahlen klar, wobei ich die

der vierten Auflage voranstellte: Formenlehre 94 und 106, Wortbildung 14 und 16, Syntax 79 und 97. In der neuen Auflage sind einige höchst magere Bemerkungen über den Dialect der homerischen Gedichte und des Herodotos hinzugekommen. Über Änderungen im einzelnen gibt das Vorwort (S. V) Aufschluss: „In der Formenlehre wurden aus praktischen Gründen bei der A-Declination die Paradigmen aller Feminina im §. 18 und alle Regeln darüber im §. 19 zusammengestellt, beim Pronomen die §§. 55 ($\alpha\upsilon\tau\acute{o}\varsigma$ und \acute{o} $\alpha\upsilon\tau\acute{o}\varsigma$) und 56 (über die casus obliqui $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon$ usw.) vertauscht, um $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon$ als Pronomen der dritten Person an die anderen Personalpronomina anzuschließen, und in der Syntax wurde ein neuer §. 244 über die oratio obliqua eingeschoben, wodurch der bisherige §. 244 (abhängige Aussagesätze) die Zahl 245 erhielt und der bisher als §. 245 bezeichnete Zusatz (er handelt von der Prolepsis) nicht mehr selbständiger Paragraph blieb.“

Im übrigen verweise ich auf das in der eingangs erwähnten Besprechung über die dritte Auflage abgegebene anerkennende Urtheil, das durch die geringfügigen Änderungen, welche die neue Auflage erfahren hat, in keiner Weise ungünstig beeinflusst wird.

ΞΕΝΟΦΟΝΤΟΣ ΚΥΡΟΥ ΑΝΑΒΑΣΙΣ. Xenophons Anabasis für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. E. Bachof. 2. Aufl. Textausgabe. Paderborn 1892. 242 SS.

Die neue Auflage dieser Schulausgabe von Xenophons Anabasis unterscheidet sich von der ersten, im 30. Jahrgang dieser Zeitschr. (1889), S. 760 von mir kurz angezeigten nur durch einige Änderungen in der Rechtschreibung, die doch wohl in der Vorrede verzeichnet sein sollten, und wahrscheinlich auch in der Gestaltung des Textes, wie ich aus der Bemerkung des Herausgebers schließe, dass er besonders durch die Programme von W. Gemöll (Kreuzburg 1888 und 1889) zu einer Nachprüfung einzelner Stellen des Textes veranlasst worden sei. Näheren Aufschluss erlangt man auch hierüber nicht. Dankenswert ist die völlig neu bearbeitete Karte, die von der der ersten Auflage beigegebenen sehr vorthellhaft absticht.

Xenophons Anabasis und Hellenika in Auswahl. Text und Commentar. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. F. G. Sorof. 1. Bändchen (Text und Commentar getrennt). Leipzig, B. G. Teubner 1893. 199 u. 182 SS.

Diese sehr hübsch ausgestattete Ausgabe enthält in dem vorliegenden ersten Bändchen eine kurze Einleitung mit den Lebensabrisse des Xenophon und Kyros und den Text der vier ersten Bücher der Anabasis, der vornehmlich auf Grundlage der Ausgabe von Hng mit Beiziehung der Ausgaben von Weidner und Rehdantz-Carnuth hergestellt ist, mit Ausnahme von I 10—27 und III 13 bis Schluss, deren Inhalt auszugsweise in deutscher Wiedergabe

in den griechischen Text eingeschaltet ist. Den einzelnen Capiteln sind ausführliche, meines Erachtens fast zu ausführliche Inhaltsangaben vorausgeschickt, und überdies auch noch durch fortlaufende Randnoten die einzelnen Unterabtheilungen der Erzählung bemerkbar gemacht. In den Text eingeschaltet sind Situations- und Schlachtenpläne (S. 21 Plan der kilikischen Pässe, S. 40 Aufstellung der beiden Heere in der Schlacht bei Kunaxa, S. 52 Stellung der Griechen beim zweiten Siege in dieser Schlacht, S. 124 Plan der Umgehung der Feinde im Karduchenlande, S. 129 Übersetzung des Kentrites), welchen, wie der Verf. S. V der Vorrede sagt, wenigstens theilweise die in der amerikanischen Ausgabe der Anabasis von Kelsey und Zenos, B. I—IV, Boston 1892, enthaltenen Zeichnungen als Vorbild gedient haben. In einem Anhang (S. 161—178) ist ein Abriss des griechischen Heerwesens enthalten, der durch zahlreiche, fast durchaus Baumeisters Denkmälern des classischen Alterthums entnommene Abbildungen erläutert ist und seinem Zwecke vollkommen gerecht wird. Ein Verzeichnis der Eigennamen, das in ausführlicher Weise die wünschenswerten Angaben für die einzelnen in diesen vier Büchern vorkommenden Nomina propria beibringt und auch zweckentsprechende Erläuterungen allgemeiner Art enthält (vgl. z. B. den Artikel *Ἐλλην* S. 184), und eine recht hübsche Karte sind zwei willkommene Beigaben dieser, wie bereits eingangs bemerkt worden ist, vortrefflich ausgestatteten Schulausgabe.

Der Commentar besteht aus zwei gesonderten Theilen, einem eigentlichen fortlaufenden Commentar, welcher die zum sprachlichen Verständnis nöthigen Hinweisungen und nur gelegentlich auch noch Bemerkungen anderer Art enthält (S. 1—124), und einem syntaktischen Anhang, der einen systematischen Abriss der griechischen Syntax enthält (S. 125—182). Selbstverständlich ist derselbe nach Maßgabe des in den vier ersten Büchern vorhandenen syntaktischen Stoffes angelegt, und nur gelegentlich sind als Belege auch Beispiele aus einem oder anderen der späteren Bücher beigebracht. Der dreifache Vortheil, den der Verf. durch diesen Vorgang zu erzielen hofft (S. VI der Vorrede), nämlich „den der Einheitlichkeit des Unterrichts, der Anleitung zu gründlicher Selbstthätigkeit des Schülers und der Förderung einer raschen Lectüre“, dürfte in der That kein imaginärer sein.

Was speciell die bei der Abfassung dieses syntaktischen Anhangs beobachteten Grundsätze anlangt, so sind dieselben natürlich im allgemeinen identisch mit den in unseren Grammatiken überhaupt beobachteten, wobei ich von einzelnen Abweichungen absehe. Einen Wunsch möchte ich hinsichtlich der Casuslehre vorbringen. Es ist sicher unrichtig, den Genitiv nach den vier Gesichtspunkten des Besitzes, des getheilten Ganzen, des Grundes, der Eigenschaft und den Dativ nur als Casus der Bethheiligung im eigentlichen und uneigentlichen Sinne zu behandeln. Hier

konnte, abgesehen von anderen Lehrbüchern, Kägi ein besseres Vorbild abgeben.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

Praktische Grammatik der mittelhochdeutschen Sprache. Mit Lesestücken und Wörterverzeichnis. Von C. Kainz. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag. Auch unter dem Titel: „Die Kunst der Polyglottie. Eine auf Erfahrung begründete Anleitung, jede Sprache in kürzester Zeit in Bezug auf Verständnis, Conversation und Schriftsprache durch Selbstanterricht sich anzueignen. 43. Theil-. 8^o, VIII u. 174 SS.

Der Verf. hat sich hohe Ziele gesteckt. Er will dem Lernenden die praktische Aneignung des Mittelhochdeutschen 'in dem Sinne ermöglichen, dass er im Stande ist, Originaltexte ohne jedwede Beihilfe zu verstehen und selbständig übersetzen zu können', und er glaubt, es durch sein Buch bewirken zu können, 'dass der Lernende bei ganz geringem Fleiße, ja selbst bei einem nur cursorsichen Durcharbeiten des Büchleins in der Lage ist, auch nicht in kritischer Schreibart gegebene mhd. Texte verstehen zu können'.

Ich bin nicht schadenfroh genug, um den Faulpelzen, von denen da die Rede ist, die grimmige Enttäuschung zu gönnen, die das Buch ihnen bereiten wird. Diese mhd. Grammatik ist eine ganz elende Schleuderarbeit, voll von Irrthümern und Unklarheiten und dabei so unpraktisch als möglich. Da wird im Paradigma ein Plural *seiber*, für das part. praes. *tribent regent brennent* angesetzt, der nom. sg. des Possessivs lautet *miner, miniu, minez*, das Oberdeutsche unterscheidet sehr wenig zwischen *g* und *k*, *d* und *t*, *b* und *p*, *r* und *z* (wahrscheinlich meint der Verf. *s* und *z*, was natürlich ebenso schief ist), das Ostfränkische zerfällt in Oberfränkisch und Westfränkisch (südrheinfränkisch) usw.

Was mag der Lernende sich wohl denken, wenn er Sätze liest, wie: 'ir eigentlich der Genitiv von *sie* wird gegen Ende des 13. und noch mehr im 14. Jahrhundert als besitzanzeigendes Fürwort der weiblichen Form (!) der 3. Person gebraucht'?

Lautvergleichende Studien hält der Verf. für den Zweck seines Buches für unnöthig, dagegen will er die lebenden österreichischen Dialecte zur Vergleichung heranziehen. Aber fällt es nicht in die Kategorie der Lautvergleichung, und zwar der sehr unnöthigen, wenn im Mhd. von einer 'a- (besser o-) Declination' und einer u-Declination gesprochen wird, oder wenn gelehrt wird, dass der Unterschied der Declinationen eigentlich nur von den Auslauten der Stämme abhängt, welche Auslaute freilich im Nominativ vielfach bereits verloren gegangen seien.¹⁾

¹⁾ Dazu wird das schöne Beispiel *boten* angeführt, 'dessen Stamm eigentlich *bot* heißt'.

Was es aber mit der Heranziehung der heutigen Mundarten auf sich hat, lehre die Bemerkung S. 45: 'ich bache, vgl. das niederösterreichische „Bacht“ für Gebäck', und die Gleichsetzung von *alcan*, das aus *also an* hergeleitet wird, mit „bayer. und nied.-österz.“ *alsdann* S. 151.

Die Übungsstücke ließen sich in einem Proseminar sehr gut zur Übung in der Auffindung von Fehlern verwenden; dem Lernenden müssen sie bei der räthselhaften Abneigung des Verf.s gegen die Setzung des Schlusspunktes und bei seiner Vorliebe für Nebensätze ohne Hauptsatz unverständlich bleiben. Die Worterklärungen, die den Übungsstücken folgen, sind unzureichend, oft unrichtig und ungeordnet. S. 10 heißt es in der Übung . . . *some wisse si niht waz ir war*. Da die Conjugation noch nicht vorge tragen war, musste *war* hier erläutert werden; jeder erinnert sich aus seiner Lehrzeit, wie oft er bei dieser Wortform durch sein nhd. Sprachgefühl getäuscht worden ist. Es ist übrigens sehr bezeichnend, dass das Verbum, zu dem *war* gehört, auch im Wörterbuche fehlt. S. 25 heißt es *ir erbutet mir ez hie sô wol*. S. 26 erfährt man, dass *erbuten* 'schw.' ergehen lassen, pflegen bedeute. In dem Verse Walthers 'wünsche mir ze velde, niht ze walde, ichn kan niht riuten' wird bemerkt 'riuten st. riuten reiten' (S. 67).

Die Ausdrucksweise ist schleuderhaft wie alles andere. Als Probe diene der Satz auf S. 1: 'die lateinische Urkundensprache wird von der deutschen verdrängt und geht durch Luthers Bibelübersetzung ins Neuhochdeutsche über.'

Wien.

Dr. M. H. Jellinek.

Deutsche Classikerausgaben.

Die hamburgische Dramaturgie in Auswahl von G. E. Lessing mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Adolf Lichtenheld. (Graesers Schulausgaben classischer Werke. XLVI. XLVII.) Wien, C. Graeser. 8°, XIII u. 183 SS. Preis 50 kr.

Goethes Hermann und Dorothea erklärt von Dr. Joh. Bapt. Kralinger. (Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke . . . herausgegeben von August Brunner. II.) Bamberg, C. C. Buchner 1894. 8°, 100 SS.

Goethes Gedichte. Ausgewählt und erläutert von Dr. Wendelin Toischer. (Holders Classiker-Ausgaben für den Schulgebrauch. Heft 28. 29.) Wien, A. Holder 1893. 8°, VII u. 143 SS. Preis 40 kr.

Aus deutschen Lesebüchern. Band 5: Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Bearbeitet von Dr. O. Frick und Dr. H. Gaudig. Abth. III. Friedrich Schillers Dramen. II. Gera u. Leipzig, Th. Hoffmann 1892—1894. Lief. 4—10 (S. 161—517). Preis à 50 Pf.

Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Friedrich von Schiller. Mit vielen Fragen und Aufgaben . . . versehen von Max Miller. (Schulausgaben deutscher Classiker. X.) Trier, Heinr. Stephanus 1893. 8°, 292 SS. Preis cart. 1 Mk. 20 Pf.

Erläuterungen zu Schillers *Wilhelm Tell* für den Schulgebrauch.

Herausgegeben von Dr. Wilhelm König. Leipzig, G. Uhl. 8°, 64 SS.
Preis 40 Pf.

Schillers „Glocke“. Neue Textausgabe mit veranschaulichender Erklärung, eingehender Erläuterung und umfassender Würdigung von M. Evers. (Die deutschen Classiker erläutert ... von E. Kuenen und M. Evers. Heft 9.) Leipzig, H. Bredt 1893. 8°, 194 SS.

Auswahl aus deutschen Dichtern des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts für Schule und Haus. Von Dr. Johann Wilhelm Schaefer. 4. verb. u. verm. Aufl. Bremen, M. Heinsius Nachfolger 1893. 8°, XXXVI u. 588 SS.

Gedichte des neunzehnten Jahrhunderts gesammelt, literargeschichtlich geordnet und mit Einleitungen versehen von Prof. Dr. Karl Kinzel. (Anhang zu den Denkmälern der älteren deutschen Literatur ... herausgegeben von Dr. Gotthold Bötticher und Dr. Karl Kinzel.) Halle a. S., Waisenhaus 1894. XIV u. 264 SS.

Die deutschen Dichter der Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Karl L. Leimbach. Bd. 5. (Ausgewählte deutsche Dichtungen für Lehrer und Freunde der Literatur erläutert. Bd. 9.) Leipzig, Frankfurt a. M., Kesselring. 8°. Lief. 3. VIII u. S. 321—488.

Ausgewählte Abhandlungen und Reden erklärt von Dr. Alexander Baldi. (Sammlung deutscher Dichtungen und Prosawerke herausgegeben von August Brunner. I.) Bamberg, Buchner 1894. 8°, 120 SS.

Buch der Abenteuer. Fünfundzwanzig Geschichten, den deutschen Volksbüchern nacherzählt von Gotthold Klee. Mit 16 Abbildungen. Göttersloh, C. Bertelsmann 1894. 8°, VI u. 582 SS.

Die deutschen Heldensagen (Hagen und Hilde, Gudrun) von Gotthold Klee. with introduction, notes, and a complete vocabulary by H. J. Wolstenholme (Pitt Press Series). Cambridge, University press 1894. 8°, XX u. 171 SS.

Unbeirrt und unentwegt ergießt sich trotz allen Worten der Abwehr, des Tadels, der Verwerfung nach wie vor der Strom schlechter Schulausgaben über den deutschen Büchermarkt. Auch der gewissenhafteste Referent muss zuletzt müde werden, immer und immer wieder gegen ewig gleichbleibende Mängel und Fehler Einspruch zu erheben. Besser wäre es wohl, die Mehrzahl dieser traurigen Erscheinungen mit Stillschweigen zu übergehen und lieber länger bei dem wenigen Guten zu verweilen, das vereinzelt aus dem Wüste von Schwachsinn, Geschmacklosigkeit und Verkehrtheit emporragt.

Über das Niveau der landläufigen Schulcommentare erhebt sich ohne allen Zweifel Lichtenhelds Versuch, die „Hamburgische Dramaturgie“ dem Gymnasialschüler handlicher zu machen. Lichtenheld, einer der tüchtigsten und gelehrtesten Germanisten unter den Gymnasiallehrern Wiens, hat uns auf dem Felde, das hier beschritten wird, schon manche schöne Gabe überreicht. Darum will auch diesmal sein Experiment wohl erwogen und ohne Voreingenommenheit beschaut werden. Für den ersten

etwas Befremdendes. Lichtenheld hat die „Dramaturgie“ nicht an den Hochschulen, sondern an Mittelschulen zumeist in der „deutschen Dramaturgie“ aneinander gereiht, was inhaltlich zusammengehört, und das nicht besser gesagt — Lesestücke, sondern mit einer zusammenfassende Überschrift „Dramaturgie“ und 2 ein Abschnitt „Das christliche Drama“ aus Stück 11 und 12 ein Abtheilung „Drama von Geistern und Gespenstern“. Ich bin überzeugt, dass der Schüler durch diesen Versuch die wesentliche der „Dramaturgie“ erfasst, und dass er durch ein vollständiges Exemplar des Lessings „Dramaturgie“ ein Band vom Umfange der „Dramaturgie“ fleißigen Schüler einen beängstigenden Druck machen; der Lehrer kommt rascher zum Nothwendigen heraus, schälend sorgsam Herausgeschälte dem Schüler zugänglich. Nur wäre ich noch einen Schritt weiter gegangen, wenn ich nicht an die Reihenfolge der Stücke Lessings Buche vorliegen, hätte vielmehr die Stücke gleich unter einen Hut gebracht. Warum nicht „Das Drama und die Geschichte“ (St. 23 und 24) erst als Nr. 27 und 28 „Das Drama und die Geschichte“ und zwar in zwei Abtheilungen („Über die Fabel der Tragödie“ nach St. 32 und „Die Charaktere“ nach St. 33 und 34) nachhinkt? Denn der Verfasser hat doch ausgesprochen: Sicherlich wird niemand den Vorwurf erheben, weil er nicht die ganze „Dramaturgie“ den Schülern zugänglich macht. Lehrer und Angewandte sind, wenn die Masse der Schüler den einzigen Text sich aneignet. Aber, neben der Epitome sollte doch auch auf den Originaltext gelegentlich ein Blick sein. Der Schüler soll doch wenigstens die äußere Erscheinung der zu nachhaltigster Wirkung gediehenen Werke kennen können. Das ist nichts Anderliches. Wer als Schüler Ovid oder seinen Xenophon nur in epitomatischer Form kennt, wird schließlich kein alter Freund nicht wieder kommen ein Originaltext in die Hand kommt. Und ich bin gewiss, dass Lichtenhelds treffliches Büchlein in seinem Urtat Lessing in seinem Aufsätze „Über die Dramaturgie“ oder Lessing in seinem Essay „Über die Dramaturgie“ der tragischen Dichtung.

Das Buch ist ein Text. Lichtenheld reut den 126 splendid Seiten des Textes 49 enggedruckte Seiten Anmerkungen an, die sich einerseits an den Regeln der Sammlung, andererseits an Christenfalls aus der „Dramaturgie“ erschien. In diesem Falle wäre ich radikaler vorgegangen. Warum

sollte nicht in der Gestalt eines Vorwortes oder eines Nachwortes zu jedem einzelnen Capitel zusammenfassend behandelt werden, was jetzt in soundsovielen Noten zerspalten und zersplittert ist? Wie unangenehm, dass jetzt die Erörterung der aristotelischen Katharsis auf mehrere, obendrein nicht einmal aufeinanderfolgende Anmerkungen vertheilt ist. Eine zusammenhängende Erörterung wäre am Platze gewesen; wir stolperten dann im Texte nicht Schritt für Schritt über Anmerkungsnummern. Der Commentar ist sehr fleißig und einsichtig gearbeitet. Lichtenheld hat sich nicht begnügt, aus seinen Vorgängern, aus Schröter und Thiele, aus Cosack u. a., das Beste herauszulesen; er bietet auch selbständig Gefundenes und selbständig Gedachtes. Und zwar — ich fürchte — des Guten zuviel! Bei der Katharsis musste Bernays erwähnt werden. Doch was soll neben Bernays noch der fatale Vertreter wissenschaftlich überwundener Standpunkte Baumgart, was sollen J. Egger und Siebeck? Wenn der Schüler eine klare Anschauung der Bernays'schen Ansicht und eine deutliche Vorstellung ihres Verhältnisses zu Lessings Interpretation mit sich nimmt, so ist der Gewinn schön genug. Was Hinz oder Kunz über das Problem gesagt haben, braucht er nicht zu wissen; eine erschöpfende Kenntniss aller Deutungsversuche wird niemand von einem Gymnasiasten verlangen, überhaupt nicht von einem Nichtfachmanne. Scheinwissen aber ist es, wenn hinterdrein ein Schüler mit Baumgart und mit ähnlichen Namen herumwirft, ohne zu selbständigem Urtheile befugt zu sein.

Ich habe einige Bedenken geäußert, nicht um Lichtenhelds Buch schlecht zu machen; im Gegentheil: ich halte es für einen sehr glücklichen Ansatz, der bei zweitem und drittem Auftreten sicherlich noch zu voller Abklärung kommen wird. Und wenn ich meine, dass einzelnes nicht ganz praktisch gerathen ist, so will ich auch nicht versäumen, auf das alphabetische Namenverzeichnis mit seinen knappen Daten und auf die nach Cosacks Muster am Schlusse angebrachte Zusammenstellung der in der „Dramaturgie“ berührten Partien der Aristotelischen Poetik hinzuweisen. Beides scheint mir sehr brauchbar. Auch die Einleitung gibt in knappsten Zügen eine von gesundem Urtheile getragene Zusammenfassung aller Vorbedingungen, aus denen ein erfolgreiches Studium der „Dramaturgie“ dem Gymnasialschüler erwächst.

Eine zweite Auflage wird manchen Druckfehler zu bessern haben; Namen sind nicht immer richtig gedruckt: S. XI Eckhof für Ekhof, S. XIII Pernotty für Pernety, S. 139 Cossack für Cosack, ebenda Richard Richardson für Samuel Richardson, S. 142 Browe für Brawe usw.

Über Toischers Auswahl Goethe'scher Gedichte habe ich wenig zu sagen. Offen gestanden begreife ich ihren praktischen Zweck nicht. Die Gedichte, die Toischers Büchlein enthält, finden sich mit wenigen Ausnahmen in den landläufigen Lesebüchern, und die Anmerkungen sind nicht so umfangreich, dass ihnen an

gleicher Stelle nicht genügend Platz zur Verfügung stünde. Die Wahl der Gedichte gibt zu keiner Bemerkung Anlass, da sie sich mit Recht an den gewöhnlichen Gymnasialgebrauch und an den traditionell überkommenen Canon hält. Die Anmerkungen sind knapp und bieten auf wenig Raum viel und Branchbares. In engsten Rahmen ist eine Fülle von Material gepresst. Das ist immerhin eine bemerkenswerte Leistung. Über einzelne Erklärungen und Erläuterungen soll nicht gerechnet werden. Toischer kennt die Goetheliteratur sichtlich gut und wird gewiss seine Gründe gehabt haben, sich für diese oder für jene Ansicht im einzelnen Falle zu entscheiden. Raum zu näherer Begründung stand ihm nicht zu Gebote. Unrichtig scheint mir, v. 41 f. des „Epilogs zu Schillers Glocke“ auf die historischen und philosophischen Studien zu beziehen; die Arbeit am „Wallenstein“ schwebt augenscheinlich dem Dichter vor. Deshalb möchte ich auch als falsch bezeichnen, was Toischer zu v. 33 ff. bemerkt. Die Einleitung will auf fünf Seiten einen Überblick über Goethes lyrische Dichtung geben. Leider hat gerade an dieser Stelle der zurückhaltende Lakonismus, der Toischer Arbeit auszeichnet, einigen Phrasen Platz gemacht, die ich gerne getilgt sähe. Toischer schreibt nach einem Panegyricus auf Goethes Dichtungen, die er „völksthümlich, national, deutsch in jedem Sinne des Wortes“ nennt: „Und doch, und doch! Die Ideen von Gott und Vaterland, die bei Klopstock die herrschenden sind, sie treten bei Goethe zurück. Wie mächtig erklingt daneben in Schillers hohen Dichtungen der Name Vaterland! Und wie sind die Sänger der „Freiheitslieder“ durchdrungen und durchglüht von Begeisterung und Hingabe an Gott und Vaterland. Nicht als ein kleinerer erscheint neben diesen Sängern Goethe: er bezeichnet „einen Höhepunkt in der Dichtung aller Zeiten und Völker“ — aber vor einem Goethecultus mag eine solche Vergleichung bewahren.“ Als ich die Stelle las, wollte ich meinen Augen nicht trauen; ich meinte einen Zeitungsartikel vor mir zu haben, der wieder einmal vom Standpunkte journalistischer Weisheit gegen die Goethephilologie Einspruch erhebt. Die Wissenschaft denkt über die von Toischer angedeuteten Verhältnisse längst anders und sie hat auch Ursache anders zu denken.

Ein armseliges Ding ist Krallingers Ausgabe von „Hermann und Dorothea“. Sie gehört einer neuen, vom Verlage C. C. Buchners zu Bamberg herausgegebenen Sammlung an. „Die neue Ausgabe“, kündigt das Vorwort an, „will lediglich eine „Schülerausgabe“ sein. Sie soll den Schüler durch knappe Einleitungen und Anmerkungen in den Stand setzen, sich so vorzubereiten, dass der Unterricht von der Erklärung der Einzelheiten entlastet wird und ausschließlich den Gedankenzusammenhang, die ästhetische Würdigung und anderes ins Auge zu fassen hat.“ Das Programm ist sicherlich zu billigen. Aber die Ausführung! Krallinger nennt im Vorworte fünfzehn Namen, unter denen Cholevius, Düntzer,

Lichtenheld, Lewes, Scherer, Viehoff sich finden; an sie stattet er seinen Dank ab, nicht ohne zu erwähnen, dass er die „einschlägigen Werke des Dichters“, die wichtigsten Ausgaben und Commentare, sowie literaturgeschichtliche Werke zurathe gezogen habe. Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? Bedenklich klingt schon die Mittheilung, dass für den Text „die letzhändige Ausgabe von Goethes Werken unter vergleichender Heranziehung der Hempel'schen und — Hendel'schen Ausgaben“ verwendet worden sei. Und nun gar Einleitung und Commentar. Die erste Anmerkung zum Texte des Epos zählt die neun Musen auf und theilt ihre Bedeutung mit; nebenbei bemerkt: die Muse Welpomene war mir eine angenehme Belehrung. Natürlich wird auf diese Anmerkung am Anfange jedes folgenden Gesanges verwiesen. Sollte den bayerischen Gymnasiasten wirklich keine andere Quelle zur Erkenntnis der classischen Mythologie fließen? Der Wirt zum goldenen Löwen bekommt eine Note: „Eine vielverbreitete Wirtschaftsbezeichnung, wie auch: „zum Gockel“, „zu den drei Mohren“ usw.“ Zur Mittheilung solcher Schätze unergründlicher Weisheit musste allerdings erst Scherer herbeibemüht werden. Überdies wimmelt es von Versehen. Die „breiteren Zügel“ (5, 162) soll Klopstock'scher Comparativ sein, während doch in Wirklichkeit die Zügel zu den Riemen des Gebisses in Gegensatz gesetzt werden.

Zu den Erläuterungen Schiller'scher Dichtungen übergehend, erwähne ich zunächst, dass der in dieser Zeitschrift mehrfach erwähnte und warm empfohlene Commentar zu Schillers Dramen von Frick und Gaudig zu seinem Abschlusse gediehen ist. Ausdrücklich sei betont, dass dieser Wegweiser durch die classischen Schuldramen für den Lehrer in erster Linie bestimmt ist. Dem Schüler möchte wohl von den umfangreich Großoctavbänden bange werden. Der Lehrer wird hingegen jederzeit über die gesammten an Schillers Dramen sich anknüpfenden Controversen und Probleme ein rasch orientierendes, geschmackvolles Urtheil hören. Ich zweifle nicht, dass aus dem Buche Fricks und Gaudigs eine sorgfältige Vorbereitung mit vielem Erfolge schöpfen wird. Doch der Lehrer muss verstehen, aus Vielem und aus Vielerlei einen leichtfasslichen, knappen Auszug zu machen; sonst wende er sich lieber an eine andere Quelle.

Die in dieser Zeitschrift mehrfach erwähnte Methode, dem Schüler nicht eine Erläuterung zu geben, sondern durch eine Reihe von Fragen ihn zu selbständigem Eindringen anzuregen, diese Methode wurde von Max Miller auf den „Wallenstein“ in Anwendung gebracht. So viel ich sonst gegen ähnliche Versuche einzuwenden hatte, diesmal muss ich bekennen, dass Miller durchaus nicht ungeschickt zuwerke gegangen ist. Die Gefahr der dialectischen Erläuterungsmethode liegt in der Versuchung, sich die Fragen nicht aus dem Dichtwerke zu holen, sondern eine vorbereitete Schablone zur Anwendung zu bringen. Miller hat diese

Gefahr glücklich umgangen; er schöpft wirklich aus einer tief-eindringenden Kenntniss des „Wallenstein“ und trifft mit seinen Fragen meist den Nagel auf den Kopf. Freilich finden sich auch einige Probleme eingestellt, die herzlich wenig fördern. Wozu denn der Satz: „Welche allgemeinen Gedanken (Sentenzen) enthält der Prolog?“ Die Sentenzen Schillers liegen uns heute schon so im Ohre, sie springen uns beim Lesen so in die Augen, dass man ihnen nicht erst nachzuspüren braucht. Man möchte sich lieber gegen sie die Ohren verschließen, um den ästhetischen Genuss reiner zu erhalten. Der Schüler vollends, der noch seinen Schiller auf Sentenzen abpürscht, wird zuletzt in ihm nur ein Sammelsurium von Erfahrungssätzen sehen. Doch — wie gesagt — solcher Fragen, die an Schablone gemahnen, sind nicht viele da. Und insbesondere versteht Miller sehr gut, in seinen Fragen vom Einzelnen zur Gesamtheit aufzusteigen und den Schüler anzuleiten, dass er seinen Blick über das Ganze schweifen lasse und den inneren Zusammenhang auch in feineren Problemen des Aufbaus erkenne.

Ein ganz dürftiges Product ist Wilhelm Königs Commentar zum „Tell“. Auf ein paar Seiten wird die Entstehung des Dramas und sein Verhältnis zur Quelle erörtert. Zur Probe wird Tschudis Darstellung der Apfelschusscene abgedruckt. Sprachliche und sachliche Erläuterungen folgen, alle sehr kurz gehalten; einige Irrthümer haben sich eingeschlichen. Vermuthlich um eine Aussprache „Ruodi“, „Kuoni“ zu verhindern, schreibt König vor, man müsse „Rudie“, „Kunie“ sagen. Das ist des Guten wohl zuviel, und um ebenso viel übers Ziel geschossen, als jene andere Articulation von dem Rechten absteht. Wenn ferner erzählt wird, in den Dörfern werde noch heute die Glocke geläutet, wenn ein Gemeindeglied stirbt, so scheint dem Commentator entgangen zu sein, dass ein allerorts katholischer Brauch vorliegt. Auf zehn Seiten wird der „Charakter der Handlung“ dargethan, ganz schülerhaft sind die „Charaktere“ geschildert: „Walther Fürst, ein alter Mann, ist ebenfalls weisend und freiheitsliebend, aber ängstlich und allzu bedacht.“ usw. Zwei Seiten sind der Tellsage gewidmet. Im Ganzen begnügt sich König mit der kärglichen Zugabe, die ein mittheilungsfähiger Lehrer dem Tell mitgibt. Wozu solche testimonia pauca gedruckt werden, ist mir unerfindlich.

Die tollste Erscheinung, die mir auf dem Gebiete der Schiller-Ausgaben deutscher Dichter seit langer Zeit in die Hände kam, ist ohne Zweifel die von Evers besorgte commentierte Ausgabe der „Glocke“. Dass es an 200 enggedruckte Octavseiten bedürftig ist, um Schillers populärstes, gemeinverständlichstes Gedicht begreiflich zu machen, war mir ebenso neu wie überraschend. Evers kündigt zunächst mit Nachdruck an, dass für die „Glocke“ nicht einmal eine völlig genügende Textausgabe, geschweige denn eine umfassende Erläuterung und Würdigung vorliege. Freilich erfährt der Leser sofort, dass die historisch-kritische Schiller-Ausgabe unserem Ar-

starch erst während des Druckes seiner Arbeit bekannt geworden sei. Und der Mann hat mit Kuenen zusammen bereits vier Schiller'sche Dramen herausgegeben und erläutert! Man höre und vernehme denn auch mit staunender Bewunderung die Vorzüge dieser endlich „völlig genügenden Textausgabe“. Er trennt Arbeitssprüche und Betrachtungen durch verschiedenen Druck, verschiedene Bezifferung und gleichbleibende größere Zwischenräume! Insbesondere auf die Verszählung thut er sich etwas zugute. Auch die geregelte Interpunction wird der neuen Ausgabe zum Ehrentitel gemacht; S. 190 ff. stellt Evers seine Interpunction keiner geringeren Ausgabe gegenüber als der Schuledition Löschnorns (Velhagen- und Klasing'sche Sammlung), um die Vorzüge seiner Arbeit zu charakterisieren. Aus dem Commentar hebe ich nur den gewiss glücklichen Gedanken hervor, der Erklärung des Glockengusses eine Zeichnung beizugeben. Dann noch die Darstellung der „Grundidee“ des Gedichtes. „Letztere ist eben“, meint Evers, „der mannigfaltige Beruf der Glocke fürs Menschenleben, entfaltet und angeknüpft an die Stufen des Glockengusses, oder etwas freier und reicher ausgedrückt: die Mannigfaltigkeit (oder auch: die Wechselverhältnisse, die Hauptgebiete) des Menschen- (und Cultur-)Lebens (im einzelnen wie im ganzen) um die werdende Glocke und deren Beruf dafür (oder: deren Beziehungen dazu) als Mittelpunkt vereinigt und von hier aus stufenförmig entfaltet“... *Difficile est satiram non scribere!*

Anhangsweise sei eine Reihe von Sammlungen und Anthologien vorgeführt, die theils nur dem Schulgebrauche dienen sollen, theils neben allgemeinen Zielen auch die Schülerlectüre im Auge haben. Schäfers umfangreiche Auswahl deutscher Dichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts tritt zum viertenmale ans Licht. Mit Haller beginnend hat Schäfer auch noch Raum für Linnig, Scheffel, Geric, Storm, Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Arthur Fitzger, Bulthaupt erübrigt. Das Schwergewicht liegt natürlich dennoch auf den Dichtern der classischen Zeit und der Romantik, unter denen merkwürdigerweise Brentano und Arnim fehlen. Um sein Schiffllein flotter zu machen, sollte Schäfer bei einer fünften Auflage der neueren Dichtung doch noch größere Beachtung schenken. Leider scheint Schäfer auf die Richtigkeit des Textes nicht immer das nöthige Augenmerk verwendet zu haben. Knapper, compendioser und übersichtlicher ist die Kinzel'sche Sammlung, die als Glied einer umfangreichen Schulbibliothek deutscher Literatur den preußischen amtlichen Vorschriften gemäß angelegt ist. Sie beginnt mit Matthisson; von den Romantikern erscheinen A. W. Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano, Fouqué, Kleist, Chamisso, Eichendorff; die Schwaben sind durch Uhland, Kerner, Schwab, Hauff, Mörike vertreten. Wilhelm Müller, Platen, Lenau, Anast. Grün, Arndt, Schenkendorf, Körner, Rückert stellen sich ein. Hebel, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Geibel, Bodenstedt, Greif, dann Klaus Groth und Renter schließen den Reigen. Wie

„*Das Ganze ist nicht sehr tief in die neuere Dichtung herabgegangen. Was er gibt, ist alles sehr glücklich gewählt. Nur ein oder anderen Kennzeichner hätte ich manches anders gewünscht. Insonderheit ist mit seinem einzigen Sonette zu Worte gekommen, das mit dem besten von Brentano wäre manches weit charaktervolleres verdient zu werden, als die beiden abgedruckten. In dem ersten und saueren Stückelein störten mich nur die Druckfehler des Inhaltsverzeichnisses und der Vorrede: Eichendorf, Hauff, Herzog und Schenker. Hauff, Auersperg.*“

Die „*Neuere Anthologie*“ liegt mir nur das dritte Mal vor die Hand. Unter Baldi's Vorzügen enthält durchaus neuere, zu einem Theile auch noch lebende Dichter und umfasst die Bände A und L. Neben einigen Namen, die füglich weggelassen werden und die recht unnöthig ans Tageslicht hervorgehoben wurden, bezeugte ich mit Freuden den schneidigen Charakter dessen Liberarius. Die beigelegten Charakteristiken machen das Buch durch ihre vollständiger Wiedergaben fremden Urtheile. In der Auswahl der Dichtung weist in ihrer ganzen Erscheinung Baldi's Anthologie dem „*Freunde der Literatur*“ und nicht dem „*Neuen Zeitalter*“ den Vorzug zu werden: aus ihr manchen Gewinn davon zu ziehen. Inwiefern wer rasch über einen der neueren, noch nicht in die gelehrte Literaturgeschichte behandelten Dichter eine Ansicht ausgesprochen will, dem ist mit Leimbach's Buche bestens

zu dienen. Was der dem Schulzwecke dient hingegen eine Sammlung von Anwendungen und Reden, durch die Baldi den glücklich gewählten Stoff zu überreichen will, dem Mittelschüler Musterstücke zur Nachahmung der Anwendungen. Mit vollem Rechte verlangt ja die Unterrichtsverwaltung Bayerns -- und für Bayern ist das zu bedauern, da sie bestimmt ist, dass „*hervorragende Erzeugnisse der Wissenschaften in den oberen Classen behandelt*“ werden sollen. Auch in der „*Beobachtung*“ wird auf freien mündlichen Vortrag des Lehrers ein besonderes Geleg. ohne dass dem Schüler eine ausgiebige Arbeit von Ausdenken verlegt. Die Auswahl, die Baldi getroffen hat, wird in mancher Beziehung zu bemängeln. Er gibt Schillers „*Vorrede zum Schauspieler*“ als eine moralische Anstalt betrachtet“, und davon von Senker's „*Vorrede*“, weiter je eine Rede von Senker's „*Salz*“ und von Senker, Ludwig Döderlein, Ernst Jacobi, die Rede über die dichterische ästhetischer Versuch als Rede oder Prosa. Welche beiden Prosa gelten? Für beide Zwecke ungenügend, die Rede zu münden gewesen. Die ganze Sammlung zeigt den gewöhnlichen akademischen Anstrich. Und selbst von dem Vortrage herab sind schon schneidigere Worte von Döderlein und Jacobi möglich waren. Doch die Reden sind noch ein wenig ungenügend, verspricht obendrein in späteren Ausgaben, die beiden Katholiken Recensenten zu folgen, dass ein ungenügendes Buchlein ausgeschlossen bleiben muss. Hoffentlich

tönt in dem nächsten Hefte Fichtes gewaltige Stimme, und wir bekommen auch ein Stück politischer Rhetorik zu hören. Die Anmerkungen und Einleitungen Baldis sind sehr fleißig gearbeitet.

Ein Buch, das nicht unmittelbar dem Schulzwecke dient, indes in keiner Schülerbibliothek fehlen sollte, ist Klees „Buch der Abenteuer“. „Vierundzwanzig Lieblingsgeschichten unserer Alvordern und Aurbachers köstliche Mär von den Sieben Schwaben“ werden, wie Klee selbst ankündigt, der Jugend und dem Volke in neuer wohlwogener Bearbeitung dargeboten. Die Volksbücher von Fortunat, vom Kaiser Octavianus, von Loher und Maller, von der schönen Melusine und von der schönen Magelone und wie sie alle heißen mögen, erscheinen in glücklich gekürzten, sprachlich ein wenig überarbeiteten Texten. Dass ein Buch Klees ohne Anstand und ohne pädagogische Bedenken jedem Schüler in die Hand gegeben werden kann, brauche ich gar nicht zu sagen. Welcher Gewinn für den literarhistorischen Unterricht, wenn der Gymnasialschüler schon in den unteren Classen sich wie spielend diese Volksbücher aneignet! Ich nenne nur Eulenspiegel, Oberon und Faust, um die Bedeutung des von Klee zusammengebrachten Materials zu beleuchten. Stimmungsvolle Abbildungen begleiten den Text.

Welche Bedeutung auch das Ausland den Büchern Klees zuschreibt, beweist eine für englische Schulzwecke bestimmte Ausgabe seiner „Deutschen Heldensagen“. Wolstenholme hat die Capitel von Hagen, Hilde und Gudrun herausgehoben, ihnen eine in englischer Sprache abgefasste Einleitung und englische Noten beigegeben und ein vollständiges Wörterbuch angefügt. Das Ganze soll zunächst dem Engländer Material zu deutscher Lectüre sein, umgekehrt wird auch der Deutsche mit Gewinn das Büchlein zur Übersetzung ins Englische benützen können.

Wien.

Oskar F. Walzel.

Das deutsche Drama in den literarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann. Hamburg u. Leipzig, Verlag von Leop. Voß 1894. VII u. 216 SS. Preis 4 Mk.

Es war ein überaus glücklicher Griff, dass Prof. Litzmann ein literarisches Thema wählte, das wie kein zweites gegenwärtig aktuell ist, die Frage nach dem modernen Drama.

Das Buch, das aus akademischen Vorlesungen erwachsen ist, die gewiss zündend gewirkt haben mögen, wird nicht verfehlen, auch in weiteren Kreisen der Gebildeten Aufsehen zu erregen.¹⁾ Dazu berechtigt es der interessante, vielumstrittene Stoff und die fesselnde Darstellungsweise.

¹⁾ Binnen Jahresfrist wurde bereits eine zweite Ausgabe nöthig.

Litzmann beginnt — einleitungsweise — mit der befremdenden Erscheinung, dass der große deutsch-französische Krieg von 1870 kein so bedeutendes Echo in der nationalen Poesie fand, wie man billigerweise hätte erwarten dürfen. In der patriotischen Lyrik sei trotz massenhaften Singsangs nur wenig von bleibendem Werte geschaffen worden, ebenso hätten die großen Epiker jener Zeit (Freitag, Heyse, Ebers, Spielhagen) enttäuscht, und auf dramatischem Gebiete hätte nie so sehr die leichte französische Ware (Lustspiel, Operette) in Originalen und Nachahmungen Deutschland überschwemmt, als eben in den Siebziger- und Achtzigerjahren.

Erst seit der verspäteten Anerkennung Wildenbruchs (vgl. seine Dramen: Karolinger, Christoph Marlow u. a. Ferner Heldenlieder: Vionville und Sedan) sei eine Besserung eingetreten. Dieser Dichter, der mit Unrecht wiederholt von der Kritik beiseite geschoben worden sei, habe das große historische nationale Drama wieder zu Ehren gebracht. Auch Richard Wagner und die Gastspiele der Meininger bildeten einen wohlthuenden Gegensatz zu den sonstigen Literaturbestrebungen und Erscheinungen. Bald aber wende sich das Interesse einer neuen Richtung in der Literatur, besonders in der Dramatik, zu einer realistischen Richtung, die zum großen Theile fremden Ursprungs sei, in der Zola und Ibsen die führenden Geister wurden. Bei aller Anerkennung, die er namentlich dem hervorragenden nordischen Dichter zollt (eingehender werden besprochen: Die Stützen der Gesellschaft, Nora, Baumeister Solneß), sieht er aus nationalen Gründen in dem Zolaismus und Ibsenianismus (Skandinavismus) eine schwere Gefahr für Deutschland, vor der er eindringlich und wiederholt warnt. Der Haupttheil des Buches beschäftigt sich nun mit einer geistvollen, meist zutreffenden Analyse des Ursprunges, Wesens und muthmaßlichen Zieles dieser literarischen Erscheinung, deckt die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten mit der verwandten Bewegung des Sturmes und Dranges im vorigen Jahrhundert auf, und charakterisiert nach dem Bahnbrecher Ibsen dramatische Talente Deutschlands, wie Gerhart Hauptmann und Hermann Sudermann. Von jenem werden besonders gewürdigt: Vor Sonnenanfang, Das Friedensfest, von diesem: Die Ehre, Sodoms Ende, Die Heimat.

Zum Schlusse wagt L. noch einen Blick in die Zukunft, die sich ihm im Gegensatze zu anderen Kritikern lichtvoll und hoffnungsvoll gestaltet. Er ist überzeugt, dass diese dramatische Richtung mit all ihren Auswüchsen nur ein Durchgangsstadium bilde, aus der eine kräftige, nationale Dramatik erstehen werde. „Ich glaube, dass wir uns in einer Krisis befinden, der Ausgang aber heilsam und erfreulich sein wird.“ Er schließt mit den Worten: „Nicht mit Denkmälern ehren wir das Andenken unserer großen Todten, sondern dadurch, dass wir das hüten und wahren und weiterbilden, was wir als Erbe von ihnen überkommen haben, alle

für einen, einer für alle, unsere nationale Sprache und unsere Dichtung“.

Schon diese kurze Inhaltsskizze dürfte einen Einblick in die aufgespeicherte Stofffülle, sowie Aufschluss über den Gang der Untersuchungen gewährt haben. Auf eine vollständige Literaturgeschichte der vorgesteckten Zeit, auf eine Häufung von Namen und Büchertiteln kommt es dem Autor mit Recht nirgends an, vielmehr ist eine weise Beschränkung auf charakteristische, möglichst typische Erscheinungen in zwanglosen Erörterungen durchaus angestrebt. Gäbe man dies nicht zu, dann müsste freilich mancher Name und manches Werk als scheinbar vergessen (s. M. Greif) oder zu dürftig behandelt (s. R. Voß) aufgezählt werden, und vielleicht wird hier der Verf. selbst in folgenden Auflagen es an Erweiterungen und Nachträgen nicht fehlen lassen.

Dass L. mit großer Kraft seinen schwierigen Stoff ebenso wie die Sprache beherrscht, dass er mit Muth und Geschick seinen jeweiligen Standpunkt präcisirt, jedem einzelnen Dichter (P. Lindau ausgenommen) objectiv gerecht zu werden sucht, kann nicht genug hervorgehoben werden. Er wendet sich, wie er sagt, an alle die, welche gleich mir unabhängig von theoretischen Schrullen, anroganen Vorurtheilen und Schlagworten literarischer Moden und Parteien ernstlich bemüht sind, sich zu einer Klärung und Verständigung über alte und neue Kunstideale durchzuarbeiten“. Seine ästhetischen Anschauungen sind modern im besten Sinne des Wortes und, wenn auch selten originell, so doch jedesmal so feinsinnig und überzeugend ausgedrückt, dass ich es mir ungern versage, einige Seiten mit Citaten zu füllen. Besondere Erwähnung verdienen die grundlegenden Capitel: Stürmer und Dränger von einst und heute; ferner die Voraussetzungen der literarischen Revolution der Gegenwart. Der rhetorische, bilderreiche Zug, der durch das ganze Buch geht, belebt ungemein und erklärt sich theils aus dem charakteristischen Stoffe, theils aus dem Ursprunge des Werkes; selten läßt er nach meinem Gefühl über das wünschenswerte Maß hinaus, sich kräftige, drastische, ja derbe Worte stellen sich öfter ein, und sind bei der Natur des behandelten Gegenstandes meist bechtigt oder wenigstens erklärlich. Vgl. hierüber weiter unten einige kritische Bemerkungen. Zur Erhöhung des Verständnisses und Genusses endlich tragen die zahlreichen Textesproben wesentlich bei.

Bedingungslose Zustimmung zu allen vorgetragenen Urtheilen wäre natürlich weder möglich, noch wünschenswert. Ref. möchte sich — abgesehen von einigen schon erwähnten Bemerkungen — besonders zu folgenden Stellen einen Einwand erlauben: Freytags „Leben“ sind selbst vom einseitig nationalen Standpunkte L.s aus zu hart beurtheilt, wenn S. 19 die Rede ist von der „verzweifelten Rivalität und Nüchternheit, in der der Verf. schließlich stecken blieb“. S. 56 missfällt die Bemerkung über die „moderige Ahn-

[Illegible text, likely a header or address section of a document.]

[Illegible text, possibly a salutation or introductory paragraph.]

[Illegible text, possibly a main body paragraph.]

[Illegible text, possibly a concluding paragraph.]

[Illegible text, possibly a signature or reference.]

Dr. E. Lehner.

Deutsches Lesebuch für die fünfte und sechste Classe der Mittelschulen mit böhmischer Unterrichtssprache. Herausgegeben von Anton Trnka. Prag. Alois Wiesner 1894. 8°, 472 SS.

Laut der separat gedruckten Vorrede will das vorliegende Lesebuch in zweifacher Hinsicht nutzbringend sein. Es will nämlich einerseits die praktische Geläufigkeit in der deutschen Sprache fördern und andererseits durch gelegentliche, aus der Lectüre von selbst sich ergebende Besprechung stilistischer und poetischer Erscheinungen und literargeschichtlicher Denkwürdigkeiten den Weg für den Unterricht in den beiden höchsten Classen ebnen. — Der ersteren Aufgabe nun will der Verf. durch eine reiche Auswahl von sprachlich leicht verständlichen Lesestücken vorwiegend erzählenden Stiles bis zu dem Grade gerecht werden, dass auch der schwächere Schüler gleichen Schritt halten kann. Hier sind besonders schätzenswert die beiden Lesestücke 198 und 208. Sind sie ja doch, wenn auch nur ein schwacher Wiederhall dessen, was die deutsche Mittelschule ihrem Zögling im Bereiche des Nibelungenliedes im Urtexte bietet. Sehr verdienstlich sind auch einige Stücke, die der germanischen Mythologie entnommen sind. Im übrigen wolle man das, was Ref. über den Inhalt des Lesebuches für die unteren Classen (Jahrg. 1894, S. 430 d. Zts.) bemerkt hat, hierher beziehen.

Wenn nun der Verf. versichert, dass die erste Aufgabe sich ohne Schwierigkeiten lösen lassen werde, so muss es befremden, dass er sich hinsichtlich der zweiten mit solcher Zurückhaltung äußert. Hier findet man nur Ausdrücke, wie: „man könnte“, „es wäre am besten“, „es würde sich empfehlen“ u. dgl. — Anknüpfend an die Weisung des Verf.s, wornach die bei der böhmischen Lectüre gewonnenen Kenntnisse unmittelbare Verwertung beim Deutschunterrichte in der Quinta und Sexta finden und nicht erst in den zwei höchsten Classen, wo sich die Arbeit ohnedies häufe, zur Geltung kommen sollen, glaubt Ref., bestimmte Vorschläge machen zu sollen, und zwar umsomehr, als bis zur Stunde leider keine behördlichen Instructionen für den Deutschunterricht an böhmischen Mittelschulen vorliegen. In der III. und IV. Classe sahen wir (a. a. O., S. 431), wie der Schüler die wesentlichen, aus der böhmischen Lectüre freilich nur sporadisch sich ergebenden Merkmale einzelner Darstellungsformen an der Hand gedruckter Fragen hervorhebt, ohne sie jedoch zu regelrechten Definitionen zu formulieren. Werden nun beim Unterrichte im Böhmischen mit Beginn der V. Classe bei nunmehr systematischer Behandlung der Poetik jene bisher unverbunden gebliebenen Merkmale als stilistische Eigenthümlichkeiten der Dichtungsarten zu einer Definition oder auch nur zu einer Charakteristik zusammengefasst, dann ist eine Verbindung dieser Ergebnisse mit dem Deutschunterrichte sehr leicht möglich. Ist sich dort der Schüler beispielsweise über den Begriff der Sage — womit die Poetik des

ausgewähltes böhmischen Lehrbuches in der That anhebt — einmal das gewissermaßen, so beginne man hier die Lectüre mit dem „Die Maschke“ (S. 7) betitelten Lesestücke und hebe hervor, dass die beiden stilistischen Merkmale beiderseits die Charakteristik der Dichtung ausmachen. Inwieweit die Ergebnisse schriftlich zu fixieren sind, das hängt von dem Fortschritte der Schule ab. Hieran schließe sich das Lesen einiger „Gedichte“ derselben Gattung (Sagen in secundärer Rede), damit nicht nur die Wechselbeziehung zwischen Inhalt und Form um so klarer hervorleuchte, sondern zugleich auch das Nöthige aus der Prosodie und Metrik beigebracht werden könne. Ein solcher, auch bei den übrigen Stilarten im Wege der Assoziation durchgeführter Vorgang lässt ein Hilfsbüchlein, wie Hr. T. ein solches über deutsche Stilistik und Poetik herauszugeben verspricht, als überflüssigen Ballast erscheinen.

Der Verf. hat die Auswahl der Stücke vielfach in der Art getroffen, dass sich dem Lehrer unwillkürlich die Gelegenheit darbietet, den Schriftsteller nach eigenem Ermessen zum Gegenstande einer Besprechung zu machen und das Charakteristische der Periode, der er angehört, hervorzuheben. Dass hiedurch mancher Grundstein für die später systematisch zu behandelnde deutsche Literaturgeschichte gelegt wird, liegt auf der Hand. Darnach würde sich, unseres Erachtens, eine im Sinne des „II. Inhaltsverzeichnisses“ durchgeführte Eintheilung des gesammten Lesestoffes nach einzelnen Stil- und Dichtungsarten sehr empfehlen. Wie aber jetzt die Sache liegt, muss man im Bereiche des ganzen Buches nach gleichartigen Stücken Umschau halten. Dass die in dem ersten Lesebuche vorkommenden Declinations- und Conjugationsübungen, wie auch die Zerlegung der Lesestücke in Fragen weggefallen sind, findet auf dieser Stufe in dem tieferen Verständnisse des inneren Gedankenbaues seitens der Schüler, in deren gesteigerter Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke seine Rechtfertigung. — An Stelle der „Erklärungen“ sind nunmehr als Auhang sachliche (nur wenige grammatische), im ganzen correct geschriebene Anmerkungen getreten, doch genügt dies nicht vollkommen. Zum Zwecke der systematischen Wiederholung und allfälligen Ergänzung der Grammatik im Obergymnasium ist unstreitig eine nach sprachlichen Kategorien geordnete Zusammenstellung des in den Erklärungen reichlich aufgespeicherten Lernstoffes unerlässlich. Denn wenn der Verf. seinerseits besorgt, dem Schüler könnten manche gebräuchliche Vocabeln aus dem Gedächtnisse geschwunden sein, und wenn er daher, da der Schüler das vorhergehende Lesebuch nicht mehr in den Händen hat, sich nicht scheut, diese wiederum vorzuführen, so erklären wir unsererseits, dass er sich um die Schule noch mehr verdient gemacht haben würde, wenn er jenes aus der lebendigen Lectüre abgeleitete grammatikalische Material übersichtlich zusammengestellt hätte, wodurch, nebenbei bemerkt, gleich-

der Wortbildungslehre, volle Anerkennung, zumal
sichsamt eine Brücke zu einem ausführlicheren Wörter-
et, auf dessen Gebrauch der Schüler so zweckmäßig vor-
ird.

st man nun, ob das vorliegende Buch gegenüber denen,
genwärtig im Gebrauche sind, den Vorzug verdiene, so
diese Frage, wenn auch nicht mit der gleichen Sicher-
bei dem vorangehenden Lesebuche, bejahen. Das Buch
es auch manche Mängel an sich trägt, doch entschieden
züge, dass man seine Einführung empfehlen kann. Hin-
ler äußeren Ausstattung, sowie des Preises gilt das von
r früheren Anzeige Gesagte.

Il.-Meseritsch.

Dr. Franz Kovář.

Theoretisch-praktische Grammatik der annami-
n Sprache. Mit analytischen Übungssätzen, einer Chresto-
und einem annamitisch-deutschen Wörterbuche. Wien, Pest,
n, s. a. (1894). 8°, XIV u. 164 SS. Mit 9 lithograph. Schrift-
(-Die Kunst der Polyglottie-, Theil 42.)

Volk der Annamiten (die Bevölkerung von Annam, Tonkin
nchina) ist, obgleich ganz dem chinesischen Cultur-
gehörend (es hat die chinesische Schrift angenommen
Sprache ist mit chinesischen Lehnwörtern erfüllt; seine
ist der Buddhismus in chinesischer Fassung), dennoch
Volke der Chinesen nicht verwandt. Die annamitische
hängt mit der Sprache der Kambodjaner und der Mon
ng (am unteren Irawadi) zusammen und bildet mit diesen

charakterisiert wird. Diese Töne sind nicht mit unserer Betonung zu verwechseln, sondern bestehen darin, dass ein Wort bald mit gleichem, bald mit hohem, bald mit fallendem oder tiefem, bald mit bejahendem oder fragendem Stimmausdrucke gesprochen wird. Je nach der verschiedenen Betonung hat das entsprechende Wort eine verschiedene Bedeutung. So bedeutet *ma* je nach der Betonung „Dämon, spielen, Reispflanzung, um zu oder für, Grab, Pferd“.

Der Verf. hat das Buch nach den vorhandenen Hilfsmitteln ganz gut bearbeitet, und es dürfte jedermann, der eine eigene Anschauung vom Bau einer einsilbigen Sprache gewinnen will, das Buch befriedigt aus der Hand legen. Aus dem Buche geht leider nicht hervor, ob der Verf. selbst in Annam gewesen oder den mündlichen Unterricht einer Person, die der Sprache mächtig war, genossen hat. Seine Angaben in Betreff der Aussprache weichen in manchen Punkten von jenen des Capitäns Aubaret ab, so z. B. bei *ch*, welches er als *tch* (worin *ch* wie in *ich*, *nich* zu sprechen ist) bestimmt, während Aubaret bemerkt, *ch* sei wie *kie*, daher *cha* 'Vater' wie *kia* zu sprechen. In Betreff des *d* lehrt der Verf., es sei wie unser *j* in Jäger zu sprechen, während Aubaret diesen Buchstaben als *d* mit nachklingendem *i* (also *da* sprich *dia*) erklärt. Das Zeichen *u* bestimmt der Verf. als *ü*; Aubaret dagegen bemerkt ausdrücklich, der Laut sei hart und komme aus der Kehle. Darnach möchte ich ihn mit dem slavischen *y* identificieren.

Doch es ist wohl auch möglich, dass dies Dialectverschiedenheiten sind, von denen wir bis jetzt noch sehr wenig wissen.

Der Verf. des auf S. 153 citierten Dictionarium anamitico-latinum. Serampore. 1838, heißt nicht Tabard, sondern Taberd.

Wien.

Friedrich Müller.

Beloch J., Griechische Geschichte. I. Band: Bis auf die sophistische Bewegung und den peloponnesischen Krieg. Straßburg, Trübner 1893. XII u. 637 SS. Preis 7 Mk. 50 Pf.

An neuen Darstellungen der griechischen Geschichte ist augenblicklich kein Mangel. Zur selben Zeit, da Holms vierbändiges Werk zum Abschlusse kam, Busolts erster Band in zweiter Auflage erschien, E. Meyer im zweiten Bande seiner Geschichte des Alterthums die europäischen Culturanfänge und die Mittelmeervölker bis zur Zeit der Perserkriege behandelte, B. Niese den ersten Band seiner Geschichte des Hellenismus veröffentlichte und U. von Wilamowitz in seinem Werke Aristoteles und Athen die Geschichte des wichtigsten der Hellenenstaaten darzustellen unternahm, ist auch das obengenannte Buch von Beloch erschienen. Nimmt man hinzu, dass sowohl Curtius' wie Dunckers und Droysens ältere Werke in

Anlagen fort begehrt erscheinen, so ergibt sich die bewerte Thatsache, dass eben jetzt, da von vielen Seiten den Sprachen und der alten Geschichte der Krieg erklärt ist, da an den Mittelschulen Deutschlands und in geringerem auch Österreichs der Unterricht aus dem Griechischen erheblichen Beschränkungen erfahren hat, die Nachfrage nach Werken, die aus der antiken Überlieferung schöpfend zum Theile auf eingehender Weise sich mit den wissenschaftlichen Fragen der griechischen Geschichte befassen. Das Interesse an diesen Dingen ist also auch in den nicht zünftigen Kreisen noch lebendig, und es ist erfreulich, an solchen Erscheinungen dies festzustellen.

Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, dass in den genannten Büchern gerade das von Beloch ganz besonders hervorgehoben ist, das Interesse der „Modernen“ an den Griechen und die Bestrebungen, die griechische Geschichte zu erhalten und zu verstärken, und dass es darum von Beloch eine bedeutsame und hervorragende Leistung bezeichnet werden kann. Dem Buche von E. Curtius, der gelesten deutschen Darstellung der griechischen Geschichte, ist meines Erachtens in der griechischen Geschichte die gefährlichste Concurrenz entgegenzutreten.

Ich habe schon deshalb, weil sie unter den genannten Neubearbeitungen diejenige ist, in der auf die Darstellung der griechischen Geschichte der Nachdruck gelegt ist, und weil Beloch nicht nur ganz vorzüglich zu schreiben versteht, sondern auch die seltene Gabe besitzt, die griechische Geschichte nicht nur vollständig, sondern auch in Vollen schöpfend doch nur das Wesentliche herauszuheben und anschaulich zu gestalten. Von E. Curtius' griechischer Geschichte ist jüngst (v. Wilamowitz, Arist. u. Ath. I. 377) wahrhaftig schon gesagt worden, dass sie gerade in dem, was sie wirksam macht, der Ausdruck der Stimmung sei, mit der das vorliegende Deutschland die griechische Geschichte ansah. „Es ist die Stimmung der isokratischen Stilrichtung, welche die Geschichte unter dem Einflusse der isokratischen Beredsamkeit zählt, . . . und zu dieser panegyrischen Darstellung gesellt sich ein weicher, oft elegischer Ton, die Sehnsucht nach der verlorenen Schönheit. Und da diese Stimmung, gleichsam wie sie die Ruinenstätten in uns wecken, echt griechisch gewonnen auf dem alten Boden . . . da ferner die griechischen Mittel bedeutende sind, so dass jeder Leser, der überflüssigen Ton verträgt (und hoffentlich ist das jeder Jüngling), müde wird, so hat das Werk sehr stark auf die Vorstellungen eingewirkt, die in Deutschland und weit drüber hinaus von der griechischen Geschichte herrschen . . .“

An die Stelle, die Curtius nun Belochs Buch in dem schärfsten Gegenstande einnimmt, tritt bei Beloch die Freiheit des edlen Griechenvolkes tritt bei Beloch dessen Wertung als Pfadfinder in den Wissenschaften und als Vorläufer der „Modernen“. Es war von dem Gelehrten, der den wirtschaft-

lichen und bevölkerungsstatistischen Fragen im Alterthume zuerst sein Interesse zugewendet hatte, der in seiner scharfen Kritik eine große Neigung verräth, die Überlieferung als unzuverlässig über Bord zu werfen, nicht anders zu erwarten, als dass er die Aufklärung des 5. Jahrhunderts und dessen Leistungen für die Wissenschaft als den Höhepunkt des Griechenthums und den Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte der Menschheit betrachten werde. Darum ist Euripides im Vergleiche zu Aischylos und Sophokles so hoch gestellt, darum Protagoras' Lehre, dass die Sprache *νόμος* entstanden sei, und Demokrits Atomistik so sehr gepriesen, darum wird auch über die Rhetorik und die Rhetoren so günstig geurtheilt und der bedenkliche Grundsatz ausgesprochen, dass die Gerechtigkeit der Sache für die Aufgabe des Redners zunächst völlig gleichgiltig sei. Weil ich nun meine, dass auch vielen „Jünglingen“ von heute der Sinn für Curtius' künstlerisch vollendete Schöpfung fehlt und dass sie eine griechische Geschichte, die auf das „Moderne“ Rücksicht nimmt, lieber lesen werden als jene, so halte ich Belochs Buch für einen Treffer. Der Verf. hat seinen Standpunkt consequent und einheitlich durchgeführt; sein Verhältnis zur Überlieferung, sein Urtheil über den Adel, seine Ansichten über den Ursprung des Mythos, seine Auffassung von Religion und Philosophie, sein Urtheil über Personen und Zustände sind gleicherweise davon beeinflusst, dass er sich unbedingt zu der modernen naturwissenschaftlichen Lehre von der natürlichen Entwicklung und zu den politischen und wirtschaftlichen Glaubenssätzen des demokratischen Freisinns bekennt. In dieser einheitlichen Auffassung aller Erscheinungen, in der vortrefflichen Darstellung, in der geschickten und maßvollen Auswahl der Citate aus der alten und neuen Literatur sind die Vorzüge dieses Buches begründet, die auch der anerkennen muss, welcher einen anderen Standpunkt einnimmt und seinen Dissens daher auch in zahlreichen Einzelheiten zum Ausdruck bringen muss.

J. Beloch zählt vor allem zu den radicalsten Kritikern der antiken Tradition, nicht nur der „conventionellen Urgeschichte“ der Griechen, sondern auch dessen, was uns vom 5. Jahrhundert berichtet wird. Es ist bekannt, dass er von der älteren griechischen Chronologie nichts und von der Zuverlässigkeit der bei Aristoteles erhaltenen Athidenüberlieferung nicht viel hält. Die dorische Wanderung gilt ihm als eine ätiologische Sage rein gelehrten Ursprunges, bestimmt, den Unterschied der Bevölkerungsverhältnisse zu erklären, den man zwischen den Angaben des Epos und den thatsächlichen Zuständen beobachtete, als jenes im europäischen Mutterlande Verbreitung fand. B. kann sich nicht vorstellen,¹⁾

¹⁾ Ein Seitenstück zu dieser seltsamen Zweifelsucht ist, dass B. (S. 345) es für undenkbar hält, dass Bartja, der nächste am Throne, heimlich beiseite geschafft werden konnte, und für noch undenkbarer,

dass Peisistratos zweimal aus der Verbannung zurückberufen in Athen Anhang habe finden können, er stellt daher die Überlieferung, die dies behauptet und jetzt sogar genaue Angaben über die Dauer der beiden Exile bietet, auf dieselbe Stufe mit den Dittographien bei Livius und nimmt nur eine einmalige Vertreibung des Peisistratos an, über die zwei verschiedene Versionen im Umlauf gewesen seien. Dass Sparta und Athen unmittelbar nach den Schlachten von Plataiai und Mykale wegen der Befestigung Athens in Gegensatz gerathen seien und Themistokles als Gesandter die Behörden Spartas dupirt habe, wie dies bei Thukydides erzählt wird, erscheint B. als eine wertlose Anekdote, bestimmt die Schlaueit des Themistokles zu illustrieren und zugleich zu erklären, was man nach 404 erst beobachten konnte, weshalb Grabsteine und Skulpturfragmente bei Errichtung des attischen Mauerrings verwendet worden seien. Folgerichtig ist der Verf. daher auch ganz unbeeinflusst von dem Nachweise des Thukydides geblieben, dass die *aitiai* und *diagogai* des peloponnesischen Krieges in das Jahr 479 im letzten Ende zurückreichen und in dem durch den Ausgang der Perserkriege veränderten Verhältnisse Athens zu Sparta begründet sind. Im bewussten Gegensatze zur Darstellung des Thukydides stellt B. die Sache so dar, als ob der dritte messenische Krieg erst plötzlich den Bruch zwischen Athen und Sparta bewirkt hätte. Er tritt ferner der Meinung jener Zeitgenossen des Perikles bei, die ihn beschuldigten, die Kriegsfackel in Hellas entzündet zu haben, um den Angriffen auf seine Person eine Ablenkung zu geben. Den peloponnesischen Krieg haben Perikles, Nikias, kurz die athenischen und spartanischen Feldherren mit wenigen Ausnahmen nach B.s Ansicht gleichmäßig schlecht und thöricht geführt, es sind kaum glaubliche Fehler auf beiden Seiten begangen worden. Der Schaden, den die Seezüge der Athener zu verursachen vermochten, kommt gar nicht in Betracht; von der Flotte des ersten Jahres, 100 Trieren und 1000 Hopliten, heißt es, dass so geringe Kräfte (es sind mit den Rudermannschaften, die, wie Demosthenes vor Pylos beweist, dabei in Betracht kommen, 20.000 Mann) selbstverständlich nichts Ernstliches ausrichten konnten.

Das sind alles ebensoviele Beweise für die Eigenart und Selbständigkeit der Anschauungen B.s, wie seiner Consequenz und Unbeirrtheit durch antike Zeugen. Ich halte diese Ansichten insgesamt für falsch und willkürlich und die Beweisführung, wo eine solche vorliegt, für misslungen. Besonders charakteristisch dafür ist die Auseinandersetzung S. 458, durch die Thukydides' Erzählung von dem Einspruche der Spartaner 479 und der Gesandtschaft des

dass man unmittelbar nach seinem Tode einem Betrüger geglaubt habe, er sei ein Sohn des Kyros. Mit solchen Gründen könnte man alle Pseudo-philippe und die zahlreichen falschen Thronprätendenten aus der orientalischen Geschichte verschwinden machen.

Themistokles nach Sparta aus der Welt geschafft werden soll, ein Schicksal, das sie bei B. mit den geheimen Gesandtschaften des Themistokles an Xerxes theilt. „Sparta stand ja in 479 (so schreibt der Verf. öfter) im besten Einvernehmen mit Athen, und Sparta hatte keinen Grund, gegen die Befestigung Athens zu protestieren“, das ist der Satz, von dem B. ausgeht. Er ist der Ausdruck einer willkürlichen, durch keine Überlieferung zu stützenden Meinung, über die eben darum sich nicht streiten lässt. Aber für den ersten Theil dieses Satzes wird Thuk. I 92; 95, 7 citiert, und gegen diesen Schein einer antiken Beglaubigung muss Einspruch erhoben werden. Thukydides erzählt doch diese ganze Sache nur deshalb, weil er in dem Fehlschlagen des Planes der Spartaner unmittelbar nach dem Ende des Perserkrieges die erste, damals noch verborgen bleibende Verstimmung gegen Athen erkennt und darin das erste Symptom des bis 431 sich stetig steigenden Gegensatzes beider Mächte sieht. Die erste Stelle beweist also gerade das Gegentheil von dem, was sie nach B. beweisen soll. Später (C. 95) begründet Thuk. den Rücktritt Spartas vom Kriege gegen Persien damit, dass die Spartaner der Ansicht gewesen seien (*νομιζοντες*), es genüge, wenn „das ihnen damals befreundete Athen“ die Führung hätte. Diese zweite Stelle gibt also nicht einer Thatsache, nicht einmal einer Meinung des Thukydides Ausdruck, sondern sie führt nur ein Motiv der spartanischen Politik an, das ebenso Zeugnis für deren Kurzsichtigkeit und Naivetät ablegen soll, wie der Satz (ebenda): nach Dorkis hätten die Spartaner keinen Commandanten mehr zur Bundesflotte geschickt, damit ihre Leute im Auslande nicht verdorben würden, wie sie das eben mit Pausanias hatten erfahren müssen. Dass Thukydides mit diesem zweiten Satze, auf den B. sich beruft, eine thurmhohe Freundschaft zwischen Athen und Sparta im Jahre 478/7 bezeuge, ist also gleichfalls unrichtig.

B. fährt fort: Die Anekdote von Themistokles sei niedergeschrieben nach dem Ende des peloponnesischen Krieges, und er beruft sich dafür auf das *ὅπερ νῦν ἐτι δῆλον ἐστὶ περὶ τὸν Πειραιᾶ* I. 93: „Die Anekdote muss um diese Zeit entstanden sein, denn sie überträgt die Verhältnisse, wie sie zur Zeit des peloponnesischen Krieges lagen, auf die Zeit der Perserkriege.“ Dann hätte also Thukydides in diesem Falle *ἐπὶ τὰ ἔτοίμα* sich gewendet und eine erst jüngst ausgeheckte Anekdote, „die außerdem erklären soll, weshalb so viele Grabstelen und andere Sculpturfragmente in die Mauer eingebaut waren“, für beglaubigte Geschichte gehalten? Dass die Geschichte nach 404 von Thukydides niedergeschrieben sei, ist schon oft gesagt worden; wenn dieser Hinweis hier gleichwohl wiederholt wird, so geschieht dies, um die Erzählung als späte Erfindung erscheinen zu lassen und gegen sie einzunehmen. Die Zeit, wann eine Überlieferung zuerst aufgezeichnet wurde, beweist zunächst für deren Richtigkeit nichts. Als Beweis des späten Ursprunges führt daher B. die Übertragung von Ver-

hältnissen aus der Zeit des peloponnesischen Krieges an. Das verstehe ich überhaupt nicht. Soll damit gesagt sein, dass Sparta zwischen 431 und 404 gegen die Befestigung Athens oder eine andere Begung seiner Selbständigkeit Einspruch erheben konnte, während dies im Winter 479/8 nicht denkbar war? Oder soll diese Übertragung darin bestehen, dass man erst in der Zeit des offenen Kampfes gegen die Spartaner, als Athen unabhängig über sein Searaich gebot, eine Geschichte erfinden konnte, die von dem Gegensatze beider Mächte anno 479 fabelte, in der Athen als von der Vormacht des Hellenenbundes halb abhängiger Staat figurirt? Eines ist so undenkbar wie das andere, das Verhältnis beider Mächte, das dieser Erzählung des Thukydidēs zugrunde liegt, ist dem Jahre 479/8 ebenso angemessen als die Erfindung eines solchen Verhältnisses zwischen 431 und 404 unerhört wäre. Und warum soll gerade zwischen 431 und 404 diese Geschichte erst erfunden sein können? B. selbst datiert den Gegensatz zwischen Athen und Sparta vom dritten messenischen Kriege an. Endlich ruht diese ganze Argumentation auf der gänzlich unbewiesenen, ja nicht einmal wahrcheinlichen Voraussetzung, dass man die in die Themistokleische Mauer verbauten Werkstücke und Sculpturen erst nach ihrer Zerstörung durch die Spartaner habe sehen können. Und was ist nun mit solcher Kritik erreicht? Dass Grabstelen in die Themistokleische Mauer verbaut waren, haben die Funde gelehrt. Das ist also eine Thatsache, die jene Erzählung von dem eiligen Anbau der Mauer bestätigt. Nach B. aber soll die Erzählung, die Thukydidēs gibt, eine diese auch im Alterthume bemerkte Thatsache erklärende Anekdote sein. Wer sie wiederholt und für wahr hält, beweist damit seinen Mangel an Kritik Thukydidēs gegenüber, oder, wie v. Wilamowitz bei einem anderen, Thukydidēs betreffenden ähnlichen Anlass gesagt hat, dem geht das Etikett über den Inhalt der Flasche. Ist also Themistokles 479/8 als Gesandter in Sparta gewesen oder nicht? Sind ihm Habronychos und Aristeides später nachgeschickt worden oder nicht? Wenn diese Alternative bejaht wird, so entsteht die Frage, was diese Gesandten damals in Sparta gethan haben; wenn sie verneint wird, dann ist erst zu erklären, wie man dazu kam, um 404 einen Antrag des Themistokles — *Θεμιστοκλέους γνώμη, ὅτι πέμψουσι πρέσβεις περὶ ὧν λέγουσι* heißt es im Stile der Urkunden bei Thukydidēs — und die Namen von Gesandten für eine Geschichte zu erfinden, welche die diplomatische Schlaueit des Themistokles illustriren und die in der Stadtmauer verbauten Grabsteine erklären sollte.

Ich habe bei dieser Einzelheit etwas länger verweilt. Die Art von Thukydideskritik, wie sie B. hier geübt hat, fördert unsere Wissenschaft nicht. Thukydidēs ist gewiss nicht unfehlbar und, wo er nicht als Augenzeuge spricht, bloß Vermittler von älteren Überlieferungen. Thukydidēs ist aber zugleich der Schöpfer der historischen Kritik, und das kommt auch in den Abschnitten seines

Werkes in Betracht, in denen er nicht als Zeitgenosse schreibt. Im Folgenden muss ich mich beschränken und begnügen, B.s Darstellung folgend eine Reihe von Einzelheiten kurz zu besprechen.

Ich habe bereits bemerkt, dass nach der Auffassung des Verf.s die Aufklärung des 5. Jahrhunderts die schönste Blüte am Stamme des Griechenthums neben der bildenden Kunst dieser Zeit ist. Es fällt mir nicht bei, davon etwas in Abrede stellen zu wollen, allein ich finde, dass daneben die älteren Zeiten entschieden zu kurz gekommen sind. Für das griechische Ritterthum und den Adel, für die Religiosität der Hellenen und für die Macht der Persönlichkeit hat B. kein Verständnis. Das ist auch nicht verwunderlich bei einem Forscher, nach dessen Ansicht alle Schöpfungen des Mythos ein Product des menschlichen Causalitätstriebes und ihr Vorkommen der Beweis eines niedrigen intellectuellen Niveaus sind (S. 94/5), nach dessen Ansicht alle Erzählungen über die griechische Vorgeschichte willkürliche Hypothesen zur Beantwortung rein verstandesmäßig gestellter Fragen sind. Seine Darlegung wird daher im allgemeinen weder der Sage noch den Dichtern gerecht. Von Hesiods Theogonie sagt B. seltsamerweise (S. 252), dass sie im wesentlichen auf dem Boden des Volksglaubens stehe. Der Ursprung des Königthums wird auf eine allerdings in Vergessenheit gerathene Volkswahl zurückgeführt (S. 92), der des Adels aus der wirtschaftlichen Überlegenheit S. 91/2 mit Sätzen geschildert, die Buckle ebenso geschrieben haben könnte. Der Wert, den die adeligen Griechen auf ihre Stammbäume gelegt haben, beweist daher dem Verf. nur, dass sie wie jede Aristokratie für den Mangel an eigenem Verdienste Ersatz zu finden suchten in den wirklichen oder angeblichen Verdiensten ihrer Ahnen (S. 1). Der Adel hat nach B. zu allen Zeiten seine Stellung zur Erlangung wirtschaftlicher Vortheile rücksichtslos ausgebeutet (S. 222), und die Verarmung des Adels im 5. Jahrhundert konnte jedem augenscheinlich beweisen, „was edle Geburt ohne Reichthum noch wert ist“. So erscheinen die Zeiten, in denen noch nicht um „Wahrheit, Freiheit und Gleichheit“ gekämpft wird (S. 33), nicht nur mit geringerer Wärme und weniger ausführlich dargestellt, sondern B.s kritische Grundsätze haben ihn auch dahin gebracht, dieser Periode der griechischen Geschichte eine kürzere Dauer zu geben. Das gilt schon von der mykenischen Periode und in noch höherem Maße von der Zeit der Adelherrschaft, der E. Meyer in seinem Buche als dem griechischen Mittelalter eine ebenso bezeichnende Benennung wie berechtigt breite Ausführung gegeben hat. Die phönikischen Fahrten im ägäischen Meere setzt B. frühestens ins 8. Jahrhundert, die phönikischen Colonien im Westen frühestens als gleichzeitig mit den Fahrten der Griechen dahin und die Denkmäler der mykenischen Cultur, die unter dem Einflusse des Orients sich aus der troischen entwickelt hat, zwischen das 11. und 8. Jahrhundert. Die Schilderungen des Epos beziehen sich auf das griechische

Leben Kleinasiens im 9. und 8. Jahrhundert. Im 7. Jahrhundert ist das Epos im griechischen Mutterlande verbreitet und bekannt geworden, und damals sind die Sagen von der thessalischen, böotischen, elischen und dorischen Wanderung entstanden, oder wie man B.s Darlegungen in dem Abschnitte über die „conventionelle Urgeschichte“ entsprechender sagen müsste, erfunden worden. Der Sturz des Königthums in Kleinasien, Attika und in den Isthmosstaaten wird S. 299 in das 7., theilweise vielleicht schon ins 8. Jahrhundert versetzt. Die Tyrannis und Drakons Gesetze Ende des 7. Jahrhunderts geben die untere Grenze, die homerischen Dichtungen, die das Bestehen der Königsherrschaft voraussetzen, die obere. Die mykenische Cultur hat keineswegs einen plötzlichen Abbruch durch die Wanderung der Dorer erlitten, sie reicht nicht soweit zurück, wie meist auf Grund der Fundstücke ägyptischer Herkunft angenommen wird; die mykenische Cultur und die in den homerischen Gesängen geschilderte sind eng miteinander verwandt, und überall reichen die Einflüsse der mykenischen Kunst in das 8. Jahrhundert, ja selbst in das 7. herein.

So erscheint die Entwicklung, die von den mykenischen Burggräbern bis auf die Gesetzgebung Drakons reicht, in die Zeit von 1000—700 zusammengedrängt. Auf den Sturz der Monarchie folgt daher bei B. unmittelbar die Revolution gegen das Adelsregiment. S. 341 heißt es geradezu, die Nation war der Monarchie entwachsen, der Kampf zwischen Adel und Bürgerthum ausgekämpft — die Zeit der Adels herrschaft kommt dabei entschieden zu kurz. Mit der Überlieferung der eponymen Beamtenlisten, die auch nach B. in Sparta bereits ins 8., in Athen in den Anfang des 7. Jahrhunderts zurückreichen, und über die Anfänge der olympischen Festfeier ist dies schlechterdings unvereinbar. Auch lassen meines Erachtens die Funde die Annahme einer so nahen Verwandtschaft der homerischen und mykenischen Cultur nicht zu, und Dörpfelds neuester Nachweis, dass erst die sechste Schicht in Troja der mykenischen Periode angehört, widerspricht dieser Reconstruction gleichfalls. Das irrtümliche Bild der ältesten griechischen Geschichte, das B. gewonnen hat, ist also eine Consequenz der destructiven Kritik, nach welcher die Wanderungen der griechischen Stämme als bloße Hirngespinnste speculativer Köpfe des 7. Jahrhunderts zu betrachten wären.

Die Stellung der Periöken außerhalb der Gemeinschaft der spartanischen Vollbürger lässt B. nicht als Beweis für die Eroberung des Landes gelten, und auch die thessalischen Penesten beweisen nach ihm nichts für die Eroberung des Landes durch die Thessaler (S. 154/5), sie sind ihm Bevölkerungen unterjochter Gaue, die einem Nachbargau erlegen sind (S. 273), in Kreta und auf Sicilien aber betrachtet der Verf. doch die analogen Erscheinungen als Ergebnis der griechischen Eroberung der beiden Inseln (S. 48). Während sonst die zufällige Namensgleichheit innerhalb des Ver-

breitungsgebietes eines Volkes gerne als Beweis gegen die Glaubwürdigkeit thatsächlicher Beziehungen angerufen wird und als die Quelle bloß angeblicher Beziehungen zwischen den gleich benannten Orten gilt, wird ausnahmsweise der unteritalische Krabis (S. 175) als ein Beweis für die peloponnesische Herkunft der dortigen Ansiedler gelten gelassen. Die Minyer sind nach B. ein Geistervolk, das man erst in Thessalien und später in Böotien localisierte (S. 160). Nun heißt aber Orchomenos schon bei Homer das minysche, die Entwässerungsanlagen am Kopaissee, „die mythischen Urhebern zugeschrieben wurden“ (S. 220), existieren noch. Agamemnon scheint B. in der ältesten Sage ein thessalischer Fürst gewesen zu sein, der von den ionischen Dichtern deshalb nach Argos versetzt wurde, weil zu ihrer Zeit der Ruhm des peloponnesischen Argos alle übrigen Staaten übertraf (S. 157). Dies geschah aber schon vor der Entstehung unserer Ilias, und wir müssten also annehmen, dass diese Dichter gerade so verstandesmäßig verfahren, wie jene, die im 7. Jahrhundert^v von den Wanderungen der Griechen erzählt haben.

B. hält es ferner für ausreichend, dass Thessalos der Eponymos des thessalischen Volkes als Führer der thessalischen Wanderung erscheint, um die ganze Erzählung als späte Erfindung zu kennzeichnen (S. 148). Eine Sage, die einem Eponymos des Volkes die Führung zuweist, halte ich im Gegentheile für verhältnismäßig alt, und diesen Beweis für hinfällig, weil sonst auch die Existenz von Geschlechtern, Gemeinschaften, Stämmen oder Städten allemal in Frage gestellt werden müsste, wenn die Griechen sie auf eponyme Heroen zurückgeführt haben.

Als terminus ante quem für die mykenische Culturperiode bezeichnet B. S. 85 und 261 das Fehlen mykenischer Vasen in Olympia und in den griechischen Nekropolen Siciliens und Italiens. Wenn nun aber, wie S. 174 bemerkt wird, die vorhellenischen Nekropolen im Osten Siciliens Einflüsse der mykenischen Cultur zeigen, so scheint mir auch in diesem ihrem Auftreten so ferne von dem Centrum ein Anhaltspunkt mehr gelegen, die mykenische Cultur für älter zu halten als der Verf., und kein Grund, an ihrer weiten Verbreitung zu zweifeln.

Auch anderes ist B. geneigt, für jünger zu halten als man gewöhnlich thut. Mit Recht, wie ich glaube, wird die Verwendung zahlreicher Trieren bei den Griechen erst der Zeit der Perserkriege zugeschrieben und deren Erwähnung bei früheren Anlässen als Übertragung aus dieser späteren Zeit bezeichnet (S. 204, 289, 353, 364). Die Festsetzung der Griechen in der Troas setzt aber B. zu spät an; erst im 8. und 9. Jahrhundert (S. 51, 143, 191) soll sie nach ihm stattgefunden haben, daher er auch den äolischen Ursprung des Epos nicht zugibt, sondern die Ioner als dessen Urheber bezeichnet. Wie man sieht, hängt auch diese Meinung aufs engste mit den durchaus selbständigen Ansichten

zusammen, die sich B. von der älteren griechischen Geschichte gebildet hat.

Von höchstem Interesse ist, dass B. in seiner Darstellung der griechischen Geschichte den wirtschaftlichen Fragen sein Augenmerk zuwendet; seine reiche Sachkenntnis ist diesem vernachlässigten Gebiete zugute gekommen. Allerdings haben seine Auseinandersetzungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse in den geschichtlichen Zeiten mich mehr überzeugt und belehrt, als so weit vorgeschichtliche Zeiträume und Verhältnisse in Betracht kommen; ich gebe daher dem Abschnitte XII, welcher „Der wirtschaftliche Aufschwung nach den Perserkriegen“ betitelt ist, den Vorzug vor den übrigen. Im siebenten schildert der Verf. das Aufkommen industrieller Betriebe seit dem Ende des 7. Jahrhunderts, die damit zusammenhängende Ausbreitung des griechischen Handels und die Zunahme der Sklavenarbeit, der er eine ähnliche Rolle zuschreibt, wie der Einführung der Dampfmaschinen. Die griechischen Industriestaaten, in denen die Demiurgen durch Sklavenarbeit das Übergewicht des grundbesitzenden und handeltreibenden Adels brachen, haben die politische Neugestaltung der Nation bewirkt. Bezweifeln muss ich aber, dass die Auseinandersetzungen über die Geschlechter als die Anfänge der staatlichen Bildung (S. 39 ff.), über das Entstehen von Dörfern und Phylen, über die Rolle der fruchtbaren Ebenen bei der Entstehung des argivischen, elischen, messenischen (S. 44) und attischen Staates (S. 274) das Richtige treffen. Der früheste Zustand, der uns wirklich auf griechischem Boden bezeugt ist, setzt die Herrschaft von königlichen und adeligen Geschlechtern, die auf ihren Burgen hausen, über die unterthänigen Bewohner der Ebene voraus; mit Rücksicht auf die Darstellungen der mykenischen Funde scheint mir der Reichthum dieser Burgherren vornehmlich in Herden bestanden zu haben. Es ist also nicht die ackerbaureibende Gemeinde in den fruchtbaren Ebenen der Anfang und die Grundlage staatlicher Organisation, sondern das Königthum und der Adel der Griechen. B. unterschätzt deren Bedeutung und betrachtet überdies die Entwicklung der Griechen des Mutterlandes ausschließlich als die einer sesshaften Bevölkerung, freilich ohne damit in Abrede zu stellen, dass sie einmal in ihre späteren Sitze vom Norden kommend eingewandert seien (S. 156), „was aber jenseits aller Überlieferung liegt“ und daher für seine Darlegung nicht weiter in Betracht kommt.

Die Einwände, die ich im einzelnen gegen den Abschnitt Mythos und Religion zu erheben hätte, übergehe ich, da sie insgesamt aus einer anderen Grundanschauung entspringen, als die B.'s ist. Die Entstehung der Religion und der Mythen eines Volkes kann meiner Überzeugung nach nicht so rein vernunftmäßig erklärt werden, wie es in diesem Buche mit größter Consequenz versucht wird, indem z. B. der Ursprung des Festkalenders mit dem Glauben an die zeitweilige Abwesenheit der Götter von den griechischen

Vergewandlungsstätten in Zusammenhang gebracht (S. 126) oder S. 114 der Status nur die eigenen Vorfahren lediglich aus der Analogie zu den Besänftigungsspenden für die Geister verstorbener Feinde erklärt wird.

Ich vermag ferner B. nicht zu folgen, wenn er S. 238 bemerkt, die Griechen habe ihr gesunder Sinn davor bewahrt, sich in die Betrachtung der letzten Dinge zu tief zu versenken. Ich halte weder für richtig, dass die Griechen auf das Ignorabimus sich beschränkt haben, noch ist darin der Beweis besonders gesunden Sinnes gelegen. Freilich der Magie haben sich die Hellenen niemals so ergeben wie die Ägypter, allein dafür liegt der Grund nicht darin, dass sie sich mit den letzten Dingen weniger befasst haben.

Der Dämonenglaube ist ferner sicher nicht ausschließlich eine spätere Erscheinung und setzt durchaus nicht so weitgehende Abstractionen voraus, wie sie B. S. 111 annimmt, sowie andererseits keineswegs alle Lichtgötter gerade die ältesten und ursprünglichsten sind, was übrigens der Verf. selbst auch zugibt (S. 112). Auch glaube ich, dass B. in der Annahme natursymbolischen Gehaltes der griechischen Mythen zu weit geht. Mit Nachdruck — und darin stimme ich dem Verf. vollinhaltlich bei — tritt B. dafür ein, dass in den griechischen Mythen keine fremden Einflüsse sich nachweisen lassen und dass die Angleichung griechischer Götter und Culte an orientalische ebenso verfehlt sind wie die Annahme phönikischer Ansiedlungen auf griechischem Boden. Dagegen scheint mir der sonstige Einfluss des Orients vor allem auf die Entwicklung der mykenischen Cultur zu gering angeschlagen und die späte Ansetzung der phönikischen Fahrten im ägäischen Meere nicht richtig.

Allen ich bemerke nochmals, so vielfach B.s Darlegungen den Widerspruch herausfordern, sie sind überall das Ergebnis selbständigen Studiums der Quellen aus erster Hand. Zu allen wichtigen Problemen der älteren griechischen Geschichte und in allen den zahlreichen discutablen Einzelheiten hat der Verf. selbständige Stellung genommen. Die mykenische Frage, die Entstehung des Kpos, die Zeit der Ausbreitung der Griechen im Osten und Westen ihrer eigentlichen Heimat, ihre Mythologie und das Aufkommen der Industrien, alles ist eigenartig behandelt und überall findet man eine wirklich abgeschlossene, lebendige Anschauung einfach und vielfach geradezu glänzend vorgetragen. Darin liegt ein nicht geringes zu schätzender Vorzug dieser neuen Bearbeitung des so oft behandelten Gegenstandes.

Nur die Kampfspiele der Griechen ebenso wie die Tragödie als Bestandtheile einer religiösen Feier bildeten, kommt bei B. nicht zum Ausdruck zur Geltung. Er sieht S. 247 bloß den schreienden Mann, ohne zu bemerken, dass man einen Mann, dessen Zweigespann oder Rennwagen in Olympia oder Delphi zuerst ans Ziel gekommen war, wie

einen Wohltäter der Nation feierte, und spricht S. 593 dem attischen Theater des 5. Jahrhunderts nahezu jede moralische Wirkung ab; das Publicum habe wie das heutige dort sich nur amüßieren wollen, während aber S. 629 doch zugegeben wird, dass Euripides von der Bühne herab Tausende zum Nachdenken ange-regt habe.

Während der Verf. im allgemeinen wissenschaftlichen Dogmen sehr frei und unbefangen als selbständiger Forscher gegenübersteht, hat er sich von der Vorstellung einer gemeinsamen Heimat der indogermanischen Stämme — im rein örtlichen Sinne des Wortes Heimat — nicht frei gemacht (S. 35). Er betrachtet ferner die Erzählung des Diodor über den Gemeinbesitz der Liparäer als einen Beweis dafür, dass in Griechenland dem Privateigenthume überhaupt eine Zeit des Gemeineigenthums vorangegangen sei (S. 88). Gegen diese Lehre französischer Forscher, die in den deutschen Geschichtswerken jetzt ziemlich allgemein vertreten wird, lassen sich aber sehr gegründete Einwendungen erheben, denen neuestens besonders englische Forscher und unter den deutschen Pöhlmann Ausdruck gegeben hat.

Dass der Abschnitt in der *'Αθ. πολ.* des Aristoteles, der von Drakon handelt, eine bloße Rückspiegelung der oligarchischen Tendenzen und Ideale von 411 in die Zeit des alten Gesetzgebers enthalte und daher als wertlos für die Erkenntnis der Verhältnisse vor Solon gelten müsse, davon haben mich weder E. Meyers noch B. Gründe überzeugt. Auch sonst geht dieser meines Erachtens im Zweifel an der Überlieferung zu weit. Der Gegensatz, in dem ich mich in diesen Abschnitten zu B. befinde, kommt wesentlich darauf hinaus, dass es nach meiner Ansicht seit dem Anfange des 7. Jahrhunderts eine historische Überlieferung in Athen gibt, die an die Eponymenliste geknüpft in allen Hauptsachen authentisch ist, und dass wir diese, so gut es geht, wiedergewinnen müssen, während B. an der Existenz attischer Chronikenüberlieferung aus dieser Zeit zweifelt, da er z. B. S. 321 die aristotelische Angabe, dass Kylon vor Drakon zu setzen sei, als „angebliche“ Reihenfolge der Ereignisse bezeichnet und bezüglich des Peisistratos die oben erwähnten willkürlichen Hypothesen aufstellt u. a. m. Allerdings wird aber z. B. S. 332 an die bei Aristoteles bezeugte Abfolge Kylon—Drakon doch eine Reihe von Vermuthungen geknüpft, S. 326 dagegen die Nachricht über die Vertretung der Stände im Jahre der zehn Archonten als sehr „auffallend“ bezeichnet: „wir wüssten gern, auf welchem Wege sich die Kunde von dieser Verfassungsänderung erhalten hat.“ Das „Auffallende“ besteht in diesem Falle nur für den Verf. und hätte ihn in seiner Zweifelsucht irre machen können. B. schaltet daher sehr frei mit den der Athidenüberlieferung entnommenen Angaben der *'Αθ. πολ.* des Aristoteles. Er begnügt sich z. B., die Nachricht c. 13 über den *διαψηφισμός* nach dem Sturze der Tyrannen als „im geraden Gegensatze“ zu

... zu be
... und fre
... erzählt.
... und se
... werden. E.
... zu vereinigen
... ist, da beide
... allein E. Me
... aus, dass
... ignoriert werden

... über den *diac...*
... mit den reactionären Ver
... Herodot und ihm
... Zusammenhang gebracht.

... dieselbe Sache zwe
... zweitemal mit den Worten
... Tatsache selbst ist also keine
... der Politik und der

... Noch ein zweitesmal ver
... die ältere attische Verfas
... Widerspruch des Arist
... 12, 5) zu discreditieren. B. h:

... Zeit die Erlösung der Arch
... anzunehmen, er muss aber
... thun. Denn was in Capite
... der *raûta* zu Solons

... ausdrücklich das Abgehen vo
... Peisistratiden, von einem V
... die Rede sein. Die wie
... Angabe des Aristoteles.

... Strategen aus den Phylen im Jahre
... nach B. entweder an eine fa
... geht sich nur auf eine Änderun
... älteste Document, in dem die Stra
... Jahre; denn es sei evident, das

... mit der Einrichtung der zehn F
... werden musste. B. lässt also alles a
... die Angabe des Aristoteles niel

... Für mich ergibt sich gerade das G
... dessen, was für den Verf. evident
... überlieferung entnommenen Nachri
... die alte Heeresordnung von Kleist

... ständischen Griechen in Kleinasien zw
... der Flotte nahezu, die es damals
... findet gleichwohl, dies sei eine halbe
... Der Verf. weiß ferner, dass ein

Überung Griechenlands durch Xerxes die hellenische Cultur keineswegs vernichtet hätte und dass Griechenland seine Unabhängigkeit bald wieder erlangt haben würde (S. 394), gibt aber doch im selben Zusammenhange zu, dass erst die Beseitigung der Fremdherrschaft und die Unabhängigkeit nach außen den Aufschwung des Griechenthums im Osten und Westen des Mittelmeeres ermöglicht habe. Wie gering er den Einfluss der Persönlichkeit in der Geschichte anschlägt, zeigt die gleiche Bewertung der Verdienste des Themistokles um die Schaffung der attischen Flotte und des Seesturmes, der die Schiffe des Xerxes zerstörte. Sehen wir von der Frage ab, wie die Dinge sich gestaltet hätten, wenn Salamis ein Sieg der Perser geworden wäre, die B. hier aufwirft, so ist doch der wirtschaftliche Aufschwung Athens und seine politische Entwicklung im Inneren, sowie seine Machtstellung nach außen, gegründet auf dem Wirken des Themistokles und auf der Flotte, die er 483/2 geschaffen hat, und das genügt, um den außerordentlichen Einfluss dieses Mannes über alle Zweifel zu erheben. Gerade in unseren Tagen hat der Historiker doch reichlich Gelegenheit, aus der Geschichte der eigenen Zeit zu lernen, dass nicht nur die Ideen und die Zustände, sondern große Männer in erster Linie die Geschicke der Völker bestimmen.

Auch das ist ein demokratischer Zug in den Ansichten des Verf. und der Ausfluss seines Indifferentismus der geschichtlichen Persönlichkeit gegenüber, dass er von dem Fluche aller Monarchien (S. 344), von den Gräueln des Adelsregimentes und den socialen Schäden der griechischen Gesellschaftsordnung sehr viel zu sagen weiß, von den Menschen nur wenig. Die Persönlichkeiten der großen Politiker: des Solon, des Kleisthenes, des Themistokles und Perikles kommen nicht genügend zur Geltung in seinem Buche und auch bei den Philosophen, Geschichtschreibern und Dichtern findet diese Seite so gut wie keine Berücksichtigung, sie sind nur Vertreter bestimmter Ansichten oder Repräsentanten verschiedener Stichtungen, und das allerwichtigste bleibt, ob sie aufgeklärt oder abergläubisch gewesen sind.

So bezweifelt der Verf. z. B. dass Pausanias Verbindungen mit Persien angeknüpft habe (S. 454), denn er begreift nicht, welche Hilfe er sich von einer Macht versprechen konnte, die nicht einmal ihr eigenes Gebiet gegen die Athener zu schützen imstande war. Auf die Schilderungen des Charakters des Pausanias, auf die Demoralisation, die bei spartanischen Machthabern so oft der Verkehr mit dem Auslande hervorgerufen hat, legt B. also offenbar kein Gewicht, sondern er beurtheilt dessen Haltung lediglich auf Grund seiner Anschauung über das Machtverhältnis zwischen Athen und Persien. Ich bin der Meinung, dass auch dieses nicht richtig aufgefasst wird. Das Prestige der Macht des Großkönigs lag in den Augen der Griechen durch die Siege in den Perserkriegen nicht so erschüttert gewesen, dass Männer wie Pausanias

der Angewandten
Aristoteles
Schlaven in
soll darüber
in der *Meta-*
den Verstand
auf Kleinfach
ganz ent
fahren
Angewandte
v. W
nach
des Is
Arist
te
ent
A
1
7
P
1

die Angewandten
Aristoteles
Schlaven in
soll darüber
in der *Meta-*
den Verstand
auf Kleinfach
ganz ent
fahren
Angewandte
v. W
nach
des Is
Arist
te
ent
A
1
7
P
1

die Angewandten
Aristoteles
Schlaven in
soll darüber
in der *Meta-*
den Verstand
auf Kleinfach
ganz ent
fahren
Angewandte
v. W
nach
des Is
Arist
te
ent
A
1
7
P
1

die Angewandten
Aristoteles
Schlaven in
soll darüber
in der *Meta-*
den Verstand
auf Kleinfach
ganz ent
fahren
Angewandte
v. W
nach
des Is
Arist
te
ent
A
1
7
P
1

Die demokratische Ungebundenheit, die dem Gesetz nur einen sehr beschränkten Einfluss auf das Privatleben der Bürger gestattete, hatte nach S. 475 auch ihre Schattenseiten, aber sie sei, meint B., jedenfalls sehr viel besser gewesen, als die kleinlichen Polizeireglements, mit denen oligarchische Staaten ihre Bürger in der freien Bewegung beschränkten, oder gar als die militärische Staatsordnung Spartas. Das demokratische Regiment in Athen hat aber durch das Misstrauen, das im öffentlichen und privaten Leben herrschte, durch das Hereinziehen der Politik in alle privaten Angelegenheiten, nicht viel weniger die individuelle Freiheit beschränkt, als die Oligarchien, wengleich in anderen Formen, und die Demokratie hat dadurch, dass sie eine große Anzahl von Bürgern für die öffentlichen Stellungen nöthig hatte, den reichlichsten Anlass gehabt und ausgenutzt, um polizeiliche und sonstige Vexationen zu üben.

Der weitgehenden Neigung des Verf.s, sich von der Überlieferung frei zu machen, entspricht auch seine Darstellung der solonischen Gesetzgebung. Ich begreife nicht, wie man sagen kann: Das Bild, das uns von Solons politischem Wirken überliefert ist, beruhe in der Hauptsache auf Combinationen (S. 325). Dass die Beurtheilung Solons und seines Werkes durch der Parteien Gunst und Hass schwankt, dass man Solon manche Gesetze irrhümlich zuschrieb, dass seine Gegner ihm unlautere Motive unterschoben, dass die Anhänger der späteren radicalen Demokratie ihn fälschlich zu deren Schöpfer gemacht haben, und deren oligarchische Gegner ihn ebenso fälschlich darum verlästerten, darüber kann kein Zweifel sein, aber die solonischen Gesetze und seine Gedichte haben doch allezeit bis auf Aristoteles dem, der ein authentisches Bild des Mannes zeichnen wollte, zugebote gestanden. Weil Androtion über die Seisachtheia Falsches geschrieben hat, kann doch nicht gefolgert werden, dass man im 4. Jahrhundert nicht mehr wusste, worin eigentlich diese Massregel bestanden habe. Wer so argumentiert, musste auch sagen: was wir von Perikles überliefert haben, beruht in der Hauptsache auf Combinationen; denn die perikleische Politik ist ebenso verschieden beurtheilt worden wie die solonische Gesetzgebung, und es hat auch Schriftsteller gegeben, die ihm fälschlich die Einführung des Ekklesiastensoldes und des Theorikon zugeschrieben haben.

Schließlich noch eines. Herodot und Nikias werden von B. als typisch für den Aberglauben des 5. Jahrhunderts genannt. Über die mangelhafte Kenntnis der Geschichte des eigenen Staates wird mit Thukydides Klage geführt, die Schnitzer der Redner und die Anachronismen der platonischen Dialoge zu demselben Zwecke angeführt. „Und doch waren diese Schriften“, fährt B. fort, „für die Elite der Gesellschaft bestimmt. Wie musste es da bei der großen Masse des Volkes mit der Bildung bestellt sein?“ (S. 633.) Diese Sätze erinnern etwas an die Art, wie J. Schömann über die Athener des 5. Jahrhunderts geäußert hat. Ist

man dem gegenüber fragen, Bildung wirklich identisch mit der Summe der thatsächlichen Kenntnisse von der sichtbaren Natur und von der Geschichte des eigenen Volkes? Dass die griechische Demokratie gerade an der geistigen Unreife der Massen zugrunde gegangen sei, wie B. in diesem Zusammenhange weiter behauptet, scheint mir sehr einseitig geurtheilt. Das ist eines der Schlagworte des modernen, aufgeklärten Liberalismus, dass die Bildung, die mit den auf der Schule lehrbaren Kenntnissen gleichgesetzt wird, allein selig mache und die Staaten erhalte. Es ist durchaus in der Ordnung, dass dieser Gesichtspunkt bei der Beurtheilung der Demokratie von Athen in dem modernsten Buche über griechische Geschichte gleichfalls zum Ausdruck kommt. In dem consequent festgehaltenen Standpunkte des Verf.s liegt nicht nur der große Reiz, sondern auch die strenge Einheitlichkeit seines Werkes begründet, und das ist, wie gesagt, ein Vorzug, mag man den Standpunkt billigen oder nicht.

Ich habe fast nur solche Punkte besprochen, in denen ich dem Verf. nicht beistimmen konnte, das ist nun einmal das leidige Geschäft des Recensenten, ich hoffe aber doch, das Buch durch solch ausgiebigen Widerspruch einigermaßen in seiner Eigenart charakterisiert zu haben. Schließlich bemerke ich noch, dass B. in sehr vielen Punkten meiner Ansicht nach das Richtige gesehen hat, und bekenne gerne, auch dort von ihm gelernt zu haben, wo ich widersprechen musste.

G r a z.

Adolf Bauer.

Elemente der ebenen Trigonometrie. Zum Schulgebrauche und zum Selbststudium dargestellt von Emil Hribar, Professor in Teschen. Mit 44 Abbildungen. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1892. 8°, 99 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Dieses Lehrbuch behandelt in drei Abschnitten und einem Anhange den üblichen Lehrstoff; die Anordnung des Lehrstoffes ist aber eine diesem Leitfaden eigenthümliche. Im 1. Abschnitte wird von den am rechtwinkligen Dreiecke gewonnenen Begriffen der trigonometrischen Functionen sofort Gebrauch gemacht zur Lösung von zahlreichen Aufgaben über das rechtwinklige und das gleichschenklige Dreieck, sowie über das regelmäßige Vieleck. Dieses Verfahren ist gewiss sehr zu billigen, indem Anfänger und nur für diese ist das Werkchen bestimmt — sich erst an die einfachsten Rechnungen mit den trigonometrischen Functionen, die ihnen eine neue Welt bedeuten, gewöhnen sollten, ehe sie mit dem Studium der mannigfaltigen Eigenschaften und der Wechselbeziehungen derselben beginnen. Im 2. Abschnitte werden die trigonometrischen Begriffe auf alle Winkel erweitert und die Sätze zur Auflösung des schiefwinkligen Dreieckes entwickelt. Abermals ist

zur Einübung der in diesem Abschnitte enthaltenen Lehren ein reichhaltiges Aufgabenmateriale beigelegt. Erst der 3. Abschnitt enthält die eigentliche Goniometrie, die Gleichungen für $\sin(\alpha + \beta)$, $\sin\alpha + \sin\beta$ usw., so dass viele der in 2. Abschnitte entwickelten Gleichungen erst an dieser Stelle in die gewöhnlichen (log. brauchbaren) Formen gebracht werden können.

Wenn Ref. auch bei vielen Punkten im einzelnen nicht beistimmen vermag, so muss er doch die Arbeit als einen interessanten Versuch auf dem Gebiete des trigonometrischen Unterrichtes anerkennen.

Baden.

Hans Wittek.

Grundlagen für eine Theorie der Functionen einer veränderlichen reellen Größe von Ulisse Dini, ordentlichem Professor an der Universität Pisa. Deutsch bearbeitet von Dr. Jakob Lüroth, Professor zu Freiburg i. B., und Adolf Schepp, Premierlieutenant a. D. zu Wiesbaden. Leipzig, B. G. Teubner 1892.

Das Original des vorliegenden Buches wurde im Jahre 1878 veröffentlicht. Es zeichnet sich durch eine gründlichere Einführung in die Functionentheorie einer veränderlichen reellen Größe aus, als wir dieselbe in anderen Lehrbüchern derselben Art gewohnt sind. Der Leser erwarte keineswegs eine vollständige Behandlung des Infinitesimalcalculus in dem vorliegenden Buche, das, wie die Veranlasser der deutschen Ausgabe hervorheben, nicht aus einem Gusse entstanden ist und sich an die Arbeiten von deutschen und französischen Mathematikern anlehnt.

Die vorliegende Arbeit ist im allgemeinen die getreue Übersetzung des Originals, in welcher nur einige Zusätze und Anmerkungen der Herausgeber, die der Verständlichkeit halber erforderlich waren, hinzugefügt wurden. Die Zusatzparagrafen, in denen neue Begriffe und Sätze aufgenommen wurden, durch welche die Fassung einiger Theoreme allgemeiner vollzogen wurde, sind in den Text eingeschaltet und durch Sternchen gekennzeichnet, die übrigen Erläuterungen, welche von den Herausgebern vorgenommen wurden, in die Anmerkungen verwiesen. Eine besonders hervorzuhebende Änderung erfuhr der auf die irrationalen Zahlen bezugnehmende Abschnitt, in welchem der Definition dieser Zahlen nach dem Vorgehen von Cantor Folge gegeben wurde. Eine irrationale Zahl hat dieser Definition entsprechend eine Gruppe, deren Elemente convergieren. Infolge dieser geänderten Begriffsbestimmung war die Modification von einigen späteren Abschnitten erforderlich.

Einen wesentlichen Dienst leisten dem Verf. in mehreren Partien die Begriffe „Wertmenge“ und „Punktmenge“; wenn nämlich reelle Zahlen durch gewisse Bedingungen bestimmt sind, so bilden die Werte, die sie liefern, deren Anzahl endlich oder un-

endlich sein kann, eine Wertmenge oder wenn dieselben als Punkte auf einer geraden Linie dargestellt werden, eine Punktmenge.

Im weiteren Verlaufe des Buches finden wir die Lehre vom Grenzwerte, dem unendlich Kleinen und unendlich Großen, vom Functionsbegriff, der Continuität und Discontinuität auseinandergesetzt, die Functionen betrachtet, welche in einem gegebenen Intervall stetig sind und solche, die unendlich oft unstetig sind.

Besonders eingehend wird die Derivierte einer Function erörtert, die Lehre von der Divergenz und Convergenz unendlicher Reihen, das von Hankel in die Functionentheorie eingeführte Princip der Verdichtung der Singularitäten, mittelst dessen man, ausgehend von einer Function, die nur in einem Punkte des gegebenen Intervalles Singularitäten in Bezug auf die Continuität, die Derivierte oder die Maxima und Minima aufweist, analytische Ausdrücke unendlich vieler Functionen aufstellen kann, welche dieselben Eigenthümlichkeiten in einer unendlich großen Anzahl von Punkten eines beliebigen Theiles des Intervalles, in welchem sie in Betracht gezogen werden, aufweisen. Die Functionen ohne bestimmte und endliche Derivierte, die weiteren allgemeinen Untersuchungen über Zuwachsverhältnisse und Derivierte, die Theoreme über die Ableitungen und deren Existenz beschließen die bezeichneten Betrachtungen. Im Folgenden werden nach Aufstellung der Definition eines bestimmten Integrales und nach Angabe der Merkmale integrierbarer Functionen die Haupteigenschaften der bestimmten Integrale angegeben und das Integral als Function seiner oberen Grenze betrachtet. Vom Belange sind die Untersuchungen über das Integral einer Function, die im Integrationsgebiete unendlich wird, und über die Integrale, welche über unendlich große Intervalle ausgedehnt sind.

Die Theoreme über die partielle Integration, sowie über die Integration durch Substitution sind ausführlicher behandelt, als dies in den anderen Lehrbüchern der Fall ist; insbesondere wurde dem Falle Rechnung getragen, dass eine der beiden Functionen im Integrationsgebiete unendlich wird. Nun folgen Entwicklungen, bezugnehmend auf die Integration unendlicher Reihen, und über die Grenzwerte bestimmter Integrale.

Als sehr schätzenswert muss das Verzeichnis der im Texte angeführten Abhandlungen, die nach den Namen ihrer Verfasser geordnet sind, bezeichnet werden, welches dem Studierenden beim Heranziehen der Originalarbeiten recht ersprießliche Dienste leisten wird.

Das vorliegende Buch kann daher als eine sehr gelungene, wissenschaftlich strenge und gründliche Einführung in die Functionenlehre bestens empfohlen werden.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Das historische Element im Physikunterrichte.

(Vortrag gehalten am 25. September 1894 in der 40. Section der 66. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Wien.)

Wie eine gesunde Würze zum Genusse der Speisen reizt und ihre Aufnahme in Fleisch und Blut befördert, so gibt es auch gewisse Zustände des Unterrichtes, welche die Lernbegierde der Schüler wecken und die Assimilation des Lehrstoffes erleichtern. Als eine derartige Würze des physikalischen Unterrichtes möchte ich das historische Element bezeichnen.

Es ist vor allem ein mächtiges Mittel zur Erregung des Interesses der Schüler. Wird ihnen der Kampf, den große Geister mit tausendjährigen Irrthümern und Vorurtheilen geführt haben, in fesselnder Weise vorgeführt; sehen sie die Vernunft über schier unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten und Feindschaften triumphieren, so lohnt die Schilderung die rege Theilnahme, die athemlose Spannung der Schüler, die im Geiste die Kämpfe mitkämpfen, die Drangsale der Entdecker mitdurchleben.

Ein weiterer Vorzug des historischen Elementes ist sein ethischer Wert. Der Jüngling begeistert sich nicht nur für glänzende Beobachtungsgabe und divinatorischen Scharfsinn; er lernt auch peinliche Gewissenhaftigkeit, unermüdlchen Fleiß und unentwegte Ausdauer kennen und bewundern; er lernt das Dichterwort verstehen:

Da, da spanne sich des Fleißes Nerve
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meißels schwerem Schlag erweicht
Sich des Marmors sprödes Korn.

(Schiller, Das Ideal und das Leben.)

Was vermag kräftiger auf die Charakterbildung der heranreifenden Generation einzuwirken, als das Vorbild der Heroen unserer Wissenschaft, welche, geistige Größe mit selbstloser Bescheidenheit paarend, der Er-

Physikunterrichte. Von H
... die Freiheit, ja selbst
... der Hand ihres
... dass das Genie spielen
... könne
... bequem erreiche

(Goethe, Torquato
... besgetilgt, wenn der Jüngling
... ersten zwei Gesetze neun Jahre
... zu finden; dass es ihm dreier
... der Kurz- und Weitsichtig

... ist besonders geeignet, die Ju
... sich neuen Ideen stets entgegenst
... die Langsamkeit ihrer Entwicklung
... ist unter den Gebildeten viele, we
... das Thermometer, die Dampfmaschine
... des glücklichen Erfinders entsprungen s
... die Gedankenarbeit von Generationen i
... unter heutigen Vollkommenheit zu brin
... es nach jener Factoren über, durch we
... in Physikunterrichte gefördert und unterst
... meisten Vorbedingungen wird natürlich d
... Möglichkeit geboten wird, sich in der
... zu orientieren und das für seine Zw
... eine Reihe trefflicher Werke bietet ihm in d
... Belehrung. Von älteren Werken erwähne
... der Physik und Whewells Geschichte de
... von jüngeren: Poggenpforts Geschichte
... geschichtliches Handwörterbuch zur Gesch
... Hüllers Geschichte der Physik, welche
... der Behandlung des Lebens- und Entwickl
... Physik zu empfehlen ist. Leider fehlt bei diese
... sehr tüchtige Sachregister, die in großen Z
... Geschichte von Rosenbr
... seinen Fingern, das starr, aber treffliche Bül
... der Natur, erst in der Natur, erst in der Nat
... von Darwin, die sich durchgängig durch die Aus
... und die Anwendung auszeichnet. Die
... hat im neuesten Buche von Math
... und die Darstellung der Natur. Eine F
... ist das Studium der Naturwerke der Me
... die Naturgeschichte der Natur, die Naturgeschichte der Natur
... der Naturgeschichte der Natur, die Naturgeschichte der Natur

... Naturgeschichte der Natur, die Naturgeschichte der Natur
... Naturgeschichte der Natur, die Naturgeschichte der Natur
... Naturgeschichte der Natur, die Naturgeschichte der Natur

Da aber das lebendige Wort eine deutlichere und eindringlichere Sprache redet als das Buch, so kann ich hier den Wunsch nicht unterdrücken, dass das Beispiel Poggendorffs, der durch viele Jahre an der Berliner Universität Vorlesungen über Geschichte der Physik hielt, auch an unseren Universitäten Nachfolger finden möge. Über die bloße Nennung der Namen der Entdecker und Erfinder hinaus drängen einzelne Capitel zu einer historischen Behandlung; so z. B. die Lehre von der gleichförmig beschleunigten, respective verzögerten Bewegung im Anschlusse an die Untersuchungen Galileis; die Lehre von der Centralbewegung, die vom Ptolemäischen Weltsysteme zum Kopernikanischen, zu Keplers Gesetzen und zu Newtons Gravitationstheorie führt, eine historische Skizze, welche zugleich zeigt, wie sich Gesetze und Hypothesen aus der Beobachtung herausentwickeln; der Streit zwischen der Emissions- und der Undulationstheorie. Bei einzelnen Erfindungen (Thermometer, Dampfmaschine, Telegraph usw.) wird man wohl in gedrängter Kürze die wichtigsten Phasen ihrer Entwicklung besprechen. Beim Telegraphen wird man wohl auch — zumal am Gymnasium — einige Worte über die Feuer- und Flaggentelegraphie der Griechen und über die akustische Telegraphie der alten Gallier einfechten dürfen. Auch halte ich das Vorführen der Abbildungen der Originalapparate, wie solche in Machs historisch-kritischer Darstellung der Entwicklung der Mechanik, in Gerlands und in Poggendorffs, in Reuleauxs Geschichte der Dampfmaschine geboten werden, für sehr instructiv, namentlich wenn solche Abbildungen entsprechend vergrößert und der Betrachtung der Schüler durch längere Zeit im Lehrzimmer zugänglich gemacht werden.

Ein weiteres Hilfsmittel sind chronologische Tabellen über die Entwicklungsstufen von einzelnen Erfindungen und von einzelnen Gebieten der Physik, die im Lehrzimmer angebracht werden. Auch Stellen aus griechischen und römischen Autoren, die sich auf die physikalischen Kenntnisse der Alten beziehen, lasse ich zur geeigneten Zeit unter Glas und Rahmen im Lehrzimmer anbringen, so die schöne Stelle über magnetische Induction in Platons Ion, die Erzählung von der Auffindung des Archimedischen Gesetzes bei Vitruv, die Stelle von der Auffindung des Grabes des Archimedes in Ciceros Disputationes Tusculanae, die Verse des Provençalen Guiot, in denen er die schwimmende Magnethadel beschreibt u. a. m.

Bezüglich des biographischen Materials wird man sich natürlich auf die hervorragendsten Physiker beschränken müssen und auch von diesen nur die wichtigsten Züge hervorheben können. So wären beispielsweise bei Besprechung der Centralbewegung Copernicus, Kepler, Newton, bei der Pendelbewegung Galilei und Huggheens zu besprechen. Eine wirksame Stütze des Gedächtnisses und zugleich eine Zierde des Lehrzimmers sind gelungene Bildnisse der betreffenden Physiker. An Bezugsquellen ist kein Mangel. In Wien haben die Firmen Lenoir u. Forster und A. Pichlers Witwe u. Sohn Sammlungen von Bildnissen bedeutender Physiker herausgegeben (letztere zu sehr billigen Preisen). In Leipzig erschien bei der durch ihren physikalischen Verlag bekannten Firma

Johann Antonius Barth eine Sammlung vorzüglich angeführter Porträts (Erdmann, Hertr, Erdhoff, Wiedemann, Ohm) zu verhältnismäßig billigem Preise (2/2 Mark). Dieselbe hat auch die Firma Otto August Schulz das Sammeln und den Verkauf von Porträts berühmter Naturforscher und Ärzte zu ihrer Specialität gemacht. In England hat die Firma Macmillan & Co. in London eine Sammlung von künstlerisch angeführten Städtischen bedeutender Naturforscher unter dem Titel „Scientific Worthies“ veröffentlicht. Endlich frone ich mich, bei dieser Gelegenheit auf ein in jüngster Zeit von meinem Freunde Prof. Dr. Höfler und von Prof. Dr. Mail geplantes Unternehmen aufmerksam machen zu können. Sie beabsichtigen, unter Mitwirkung des Docentes für Kunstgeschichte an unserer technischen Hochschule, Herrn Dr. Bodenstein, eine Sammlung von Diapositiven anfertigen zu lassen und so ein sehr wirksames Hilfsmittel für den biographischen Theil des Physikunterrichtes zu schaffen. Da es aber sehr wichtig und wünschenswert ist, dass die Diapositive nach möglichst authentischen Bildnissen angefertigt werden, so soll auf Grund eines großen Porträtsverzeichnisses (von circa 33.000 Nummern) vorgegangen werden, in welchem die Provenienz der einzelnen Bildnisse angegeben ist.

Als ein Anregungsmittel für den biographischen Theil des Physikunterrichtes pflege ich im Physiksaale Gedenktafeln anbringen, die unter dem jeweiligen Datum die Geburts- und Sterbetage berühmter Physiker mit Notizen aus ihrem Leben und mit Angabe ihrer wichtigsten Entdeckungen enthalten. Bei fremdländischen Physikern wird auch die Aussprache ihres Namens angegeben. Auch das Datum bedeutender Entdeckungen, z. B. der Auffindung der Kepler'schen Gesetze, der Entdeckung des Sauerstoffes, der ersten Beobachtungen der Protuberanzen wird in diesen Tafeln erwähnt.

Eine Berücksichtigung des historischen Elementes kann bei der Wiederholung einzelner Partien des Lehrstoffes (namentlich für die Maturitätsprüfung) in der Weise erzielt werden, dass man entweder den einzelnen Abschnitten eine kurze historische Übersicht vorausgehen lässt oder an eine bedeutende Persönlichkeit, z. B. Galilei, Bunsen, eine Reihe von Fragen anschließt, die sich auf deren Entdeckungen beziehen.

Kurze Übersichten über die Entwicklung einzelner Gebiete der Physik in Form historischer Rückblicke hat Dir. Dr. Anton Kauer in seinen trefflichen Lehrbüchern geboten. Eine kurze zusammenhängende und übersichtliche Darstellung der Entwicklungsperioden zu geben, welche die Wissenschaft bis zu ihrer gegenwärtigen Gestaltung durchlaufen hat, unter Angabe der Untersuchungsgebiete, sowie der bei der Untersuchung angewandten Methoden, wie dies Dr. Christian Kreuzlin in einem ausgezeichneten Programmaufsatz¹⁾ vorschlägt, dem ich manche wertvolle

¹⁾ Über die Verwendung des geschichtlichen Elementes im physikalischen Unterrichte der höheren Lehranstalten. Vom Oberlehrer Prof. Dr. Christian Kreuzlin. Programm des königl. Realgymnasiums zu Nordhausen 1891.

Anregung verdanke, das halte ich bei der überaus knapp bemessenen Zeit nicht für ausführbar.

Eine Gelegenheit zum Einflechten von historischem Material bieten auch die physikalischen Aufgaben, welche auf historische Daten zurückgehen (z. B. die Bestimmung der Gold- und Silbermenge in der Krone des Hiero, die Berechnung der Höhe der Kuppel des Domes zu Pisa aus den Pendelschwingungen durch Galilei, die Versuche Coulombs zur Ermittlung des Verhältnisses der Wirkungen eines Stabpoles in verschiedenen Entfernungen). Solche Aufgaben werden immer der lebhaftesten Anregung der Schüler sicher sein. Außerhalb der Lehrstunde kann das Interesse der Schüler für das historische Element durch passende Lectüre gefördert werden, wenn die Schülerbibliothek mit den einschlägigen Büchern versehen ist. Hier wären zu nennen: Gerlands Geschichte der Physik; Netoliczka's Illustrierte Geschichte der Elektrizität; Netoliczka u. Wachlowski, Bilder aus der Geschichte der Physik; Reuleaux' Geschichte der Dampfmaschine; Franklins Selbstbiographie; Hoffmanns Biographie Guericke's; Emmman, Die Märtyrer der Wissenschaft; Aragos James Watt und seine Eloges académiques (einige derselben sind mit Vorrede und Commentar in der Weidmann'schen Ausgabe französischer Classiker erschienen); Oliver Lodge, Pioneers of Science (London, Macmillan u. Co.).

Endlich möchte ich noch darauf hinweisen, dass auch der Unterricht in den anderen Lehrfächern für die Geschichte der Physik fruchtbar gemacht werden kann. Wie nahe sich Mathematik und Physik stehen und wie sich der Unterricht in diesen Fächern durchdringen und befruchten kann, darüber ließe sich sehr viel vorbringen. Auch der Historiker wird, wenn er seiner Aufgabe voll gerecht werden will, bei seinen culturhistorischen Übersichten des Antheils, den die Physik an der Entwicklung des Menschengeschlechtes hat, nicht vergessen. Andererseits wird auch der historisch gebildete Physiker passende Ausblicke auf Welt- und Culturgeschichte nicht verschmähen. Es schadet durchaus nicht, wenn es den Schülern zum Bewusstsein kommt, dass sie die Physik nicht bloß für die Physikstunde, die Geschichte nicht bloß für die Geschichtsstunde zu wissen brauchen. Der deutsche Unterricht könnte unserem Zwecke fruchtbar gemacht werden, wenn bei der Auswahl der Lesestücke die populären Schriften unserer großen Physiker berücksichtigt würden, wenn ferner hie und da die Monotonie der literaturgeschichtlichen Themen durch einen Aufsatz physikalischen Inhaltes unterbrochen würde, in welchem sie geübt würden, die wahrgenommenen Thatsachen vollständig zu ordnen und scharf und unzweideutig auszusprechen. Wie viel die Schüler in dieser Richtung noch zu wünschen übrig lassen, hat Helmholtz in der 3. Sitzung der Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichtes hervorgehoben.

Selbst der Philologe wird mitunter imstande sein, einer Textstelle eine physikalische Interpretation angedeihen zu lassen. Er wird bei der Beschreibung des Schildes des Achilles im XVII. Gesange der Ilias, wo es vom großen Bären heißt:

οἷη δ' ἄμμορός ἐστι λοετρῶν Ὠκείανοιο

die Schüler darauf aufmerksam machen, dass diese Bemerkung für das jetzige Griechenland nicht mehr gilt (infolge der Präcession). Er wird auf das physikalisch Treffende, das in der Horazischen Bezeichnung des Echos als einer *iocosa imago* liegt, hinweisen. Andererseits wird wohl auch dem Physiker an passender Stelle ein classisches Citat gegönnt sein, z. B. bei der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Schalles die Verse des Lucretius:

Ante fit ut cernas ictum quam plaga per auris
Det sonitum; sic fulgorem quoque cernimus ante
Quam tonitrum accipimus.

Den Nutzen dieses Zusammenwirkens der einzelnen Fächer hat Lessing in jenem classischen Muster einer krystallklaren, haarscharfen Beweisführung, in seiner Abhandlung über die Fabel in folgenden drastischen Worten ausgesprochen: „Ein Knabe, dessen gesammte Seelenkräfte man so viel als möglich, beständig in einerlei Verhältnissen ausbildet und erweitert; den man angewöhnt, alles, was er täglich zu seinem kleinen Wissen hinzugelernt, mit dem, was er gestern bereits wusste, in der Geschwindigkeit zu vergleichen und achtzuhaben, ob er durch diese Vergleichung nicht von selbst auf Dinge kommt, die ihm noch nicht gesagt worden; den man beständig von einer Sciencz in die andere hinübersehen lässt, den man lehret, sich ebenso leicht vom Besonderen zum Allgemeinen erheben, als von dem Allgemeinen zu dem Besonderen sich wieder herabzulassen: der Knabe wird ein Genie werden oder man kann nichts in der Welt werden.“

In der That lehrt die Geschichte der Wissenschaften und nicht zum geringsten jene der Physik, dass gerade von den Grenzgebieten, welche einzelne Wissenschaften miteinander gemein haben, oft die größten Entdeckungen ausgehen. So haben Physiologie und Physik vereint jenen großen Genius hervorgebracht, der gestern in der allgemeinen Sitzung in so beredter Weise von Prof. Suess gefeiert wurde.

Und ich halte es nicht für den kleinsten Gewinn, den unsere Jugend aus dem historischen Einblicke in unsere Wissenschaft zieht, wenn sie früh einsehen lernt, dass die bedeutendsten Fortschritte der Cultur nicht der ängstlichen Trennung, sondern dem harmonischen Zusammenwirken der einzelnen Wissenschaften entspringen.

Wien.

Dr. K. Haas.

Rethwisch Conrad, Deutschlands höheres Schulwesen im neunzehnten Jahrhundert. Geschichtlicher Überblick im Auftrage des königl. preußischen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Mit amtlichen Nachweisungen über den Besuch der höheren Lehranstalten des Deutschen Reiches. Berlin, R. Gärtner. 1893. 8°, VIII, 206 u. 53 SS. Preis 4 Mk.

Die große Völkerschau, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Vorjahre in Chicago veranstalteten, und der große Raum, der daselbst dem Bildungswesen gewährt wurde, gab dem preußischen

Ministerium den Anlass, in einer Reihe von Publicationen einen Überblick über einzelne Gebiete des deutschen Unterrichtswesens zu vermitteln, und so entstanden in seinem Auftrage das treffliche Werk von Lexis über die deutschen Universitäten, die Schrift von Helene Lange über das höhere Mädchenbildungswesen und das vorliegende Buch, dessen Bearbeitung dem durch die »Jahresberichte über das höhere Unterrichtswesen« zu anerkanntem Rufe gelangten, vor kurzem zum Director des Gymnasiums in Frankfurt a. O. ernannten Prof. Rethwisch anvertraut wurde. Wenn es in der Vorrede heißt, dass die Weltausstellung in Chicago nur den Anlass zur Schrift bot, die Art der Bearbeitung davon jedoch unabhängig geblieben ist, so ist das wohl dahin zu verstehen, dass die engere Umgrenzung des Themas, einen geschichtlichen Überblick des höheren Schulwesens Deutschlands im 19. Jahrhundert zu geben, und die innere Disposition der Arbeit unabhängig vom äußeren Anlass gewählt worden sind. Auf die Durchführung der gestellten Aufgabe scheint uns jedoch die Veranlassung mindestens nicht ohne Einfluss gewesen zu sein, allerdings mehr in Rücksicht auf die Form der Darstellung, als auf den Inhalt. Jene ist im Hinblick auf den Zweck des Buches, dem internationalen Publicum einen Einblick auf die Entwicklung und den derzeitigen Stand des höheren Schulwesens Deutschlands zu gewähren, äußerst glücklich gewählt; das Buch ist anregend, fesselnd und für den weitesten Kreis des gebildeten Publicums, das den Bildungsfragen Interesse entgegenbringt, lesbar geschrieben, und es bietet auch dem Fachmanne Belehrung in großer Fülle. Es ist aber zu bedauern, dass nicht auch auf den Inhalt der äußere Anlass von größerem Einfluss war, denn es kann durchaus nicht behauptet werden, dass das ausländische Publicum, für das doch zunächst das Buch bestimmt war, ja auch der größere deutsche Leserkreis ausreichende Belehrung über die Gestaltung des höheren Schulwesens in dem Umfange, wie ihn der Titel bestimmt, erhält. Wir müssen es uns versagen, auf alle Einzelheiten hier einzugehen, und uns auf einige Hauptpunkte beschränken. Zunächst ein Wort über die Disposition des Werkes.

Die Schrift zerfällt in drei Theile. In dem ersten gibt der Verf. in vier Capiteln einen geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des Schulwesens; es folgt dann die Darstellung des Entwicklungsganges des Lehrverfahrens in den einzelnen Fächern, wobei R. von den durch die »Jahresberichte« bekannten Mitarbeitern unterstützt wurde; am Schlusse werden amtliche Nachweisungen über den Besuch der höheren Lehranstalten des Deutschen Reiches gegeben, die von der Bundesregierung selbst geliefert wurden.

Von dem ersten Theile gilt nun vornehmlich, was oben als Vorzug und Mangel bezeichnet worden ist. Große Gesichtspunkte, Weite des Blickes beherrschen durchwegs die Darstellung; wie von einer hohen Warte überschaut R. die Entwicklung des höheren Schulwesens und, mit voller Kenntnis der politischen, wirtschaftlichen und socialen Entwicklung des deutschen Volkes in dem behandelten Zeitraume ausgerüstet, versteht er es, die einzelnen Phasen der Schulgeschichte mit denen der Zeit-

geschichte in einen Zusammenhang zu bringen, der erst das rechte Verständnis für jene ermöglicht: die ganze Darstellung des an sich spröden Stoffes gewann dadurch echten historischen Stil. Dass in einem »geschichtlichen Überblick« das Wesentliche mehr betont werden musste und die Details weniger zur Geltung kommen konnten, lag in der Natur der gestellten Aufgabe. Dadurch aber, dass der Verf. »Schülererinnerungen« einen verhältnismäßig großen Raum zugestand und sie in die Darstellung verflocht, wurde die lebensvolle Anschaulichkeit des Buches bedeutend erhöht. Und es sind prächtige Schilderungen, die wir dadurch von dem inneren Leben einzelner hervorragender Lehrstätten erhalten, wie der berühmten Schule zu Pforta (nach Rankes Erinnerungen), der Fürstenschule zu Grimma (nach Köchly), des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Berlin (nach Wiese), sowie von bedeutenden Schulmännern, wie Herder in Weimar (nach G. H. von Schubert), Ludwig Giesebrecht in Stettin (nach Franz Kern), dem Historiker Rudolf Foss und dem Mathematiker Schellbach, beide am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin (nach eigenen Erinnerungen des Verf.s) u. a. Andererseits ist nicht zu leugnen, dass sich der Verf. durch das Bestreben, überall große Gesichtspunkte aufzustellen, nicht immer von Schlagworten, die mehr einen guten Klang als reellen Inhalt haben, frei gehalten hat, wodurch die Darstellung es an der nöthigen Klarheit und Deutlichkeit fehlen lässt. Schon die Capitelüberschriften (Das Erbe der Vergangenheit, bis 1840. Die Sehnsucht nach dem Deutschen Reich, 1840—1870. Die Kämpfe um die Begründung des Deutschen Reiches, seit 1870. Die Errichtung und der Ausbau des Deutschen Reiches) sind davon nicht ganz freizusprechen. Mit dieser Capiteleintheilung, die mehr der Entwicklung der politischen Geschichte Deutschlands entspricht, als der des höheren Schulwesens, für die, um nur eines anzuführen, das Jahr 1840 keinen Einschnitt bildet, wohl aber 1848, findet sich die Darstellung insofern im Einklange, dass Preußen nicht nur entsprechend seiner Bedeutung in den politischen Fragen besonders hervortritt, sondern dass das Buch im Gegensatz zu seinem Titel im wesentlichen eigentlich einen Überblick über die Geschichte des höheren Schulwesens Preußens gibt; die selbständig organisierten und entwickelten Einrichtungen der größeren Staaten, wie Sachsens, Bayerns, Württembergs und Badens, werden nur herangezogen, insoweit sie analoge oder abweichende Momente aufweisen, während die kleineren Staaten fast keine Berücksichtigung finden. Manchmal muss der nicht sachkundige Leser den Eindruck gewinnen, als ob Preußisch und Deutsch sich deckten. Und dennoch zeigt sich gerade auf dem Gebiete des höheren Schulwesens der deutsche Particularismus und die Scheu gegen Uniformitäten in wenig geminderter Schärfe. So wenig geleugnet werden kann, dass die preußische Mittelschulreform des Jahres 1892, die sich als Ergebnis der Berliner Decemberconferenz darstellt, auch in den gleichzeitigen der anderen Staaten Analogien aufweist, ebenso sehr zeigen gerade die Reformen, dass man auch fernerhin eigene Wege gehen will. Obwohl es, wie der Verf. hervorhebt, seit 1871 eine Reichsschulcommission gibt, die an die Stelle der früheren

Bundesschulcommission getreten ist, so beschränkte diese ihre Thätigkeit doch nur auf eine Reihe von -Veranstaltungen geschäftlicher Art-, die wohl manche Schranke durchbrochen haben, aber ins innere Wesen der Organisation so gut wie gar nicht eingriffen. Bezeichnenden Ausdruck fand diese Selbständigkeit der Bundesstaaten in der Regelung des höheren Schulwesens in dem Umstande, dass, worauf Ref. schon in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1891, S. 643) hingewiesen hat, auf der Berliner Decemberconferenz von 1890 nur drei nichtpreußische Staaten (Baden, Hessen, Elsass) durch je einen Schulmann vertreten waren — und auch diese erschienen nur als erfahrene Schulmänner und nicht als offizielle Vertreter ihres Landes. Während man demnach aus der R.'schen Darstellung im wesentlichen ein zusammenhängendes und anschauliches Bild von der Entwicklung des höheren Schulwesens in Preußen erhält, versagt sie für die anderen Länder, denn die gelegentlich gegebenen, sehr wertvollen Mittheilungen reichen dazu nicht aus. Es hätte sich vielleicht, eben mit Rücksicht darauf, dass es kein einheitliches höheres Schulwesen Deutschlands gibt, empfohlen, nach einer die gleichen Züge in der Einrichtung und Entwicklung zusammenfassenden Darstellung, mindestens die größeren deutschen Staaten getrennt zu behandeln. Es wäre das auch heute noch ein dankenswertes Unternehmen, und Rethwisch, der trotz der angeführten Mängel, die wohl in der Knappheit der Darstellung ihren Grund haben, volle Vertrautheit mit dem Gegenstande ebensowohl, wie Geschick in der Behandlung bewiesen hat, der rechte Mann, diese Arbeit in Angriff zu nehmen. Freilich müsste dann über das 19. Jahrhundert hinausgegriffen und sollten die Ausführungen durch Mittheilung des urkundlichen Materials unterstützt werden.

Da der Begriff »Deutschland« in dem ganzen Buche im politischen Sinne genommen ist, konnte der Verf. davon absehen, die Entwicklung des höheren Schulwesens in den anderen deutschen Ländern in den Kreis seiner Darstellung zu ziehen. Gleichwohl war er durch den Umstand, dass Bonitz das Bindeglied zwischen Preußen und Österreich bildet, veranlasst, auch auf die österreichische Unterrichtsreform des Jahres 1849 zu reflectieren. Es geschieht dies an zwei Stellen: S. 76 und 108. Da Ref. bereits in seiner Schrift: »Graf Leo Thun Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz«, S. 163, Anm. 131, in aller Kürze auf das dabei unterlaufene Versehen hingewiesen und Regierungsrat Ptaschnik den Gegenstand in ausführlicher Darstellung in dieser Zeitschrift (Jhg. 1894, S. 349 ff.) behandelt hat, kann hier von einem Eingehen auf die Sache abgesehen werden. Aber im Interesse von Bonitz muss doch auf einen Punkt in den Ausführungen des Verf.s hingewiesen werden, den Ptaschnik nicht berührt hat. R. bemerkt auf S. 109 »Bonitz war zu der Erkenntnis wohl vorgedrungen, dass in der Seele des Zöglings das Centrum für den Unterricht liegt, aber dies Centrum war ihm ein ideelles geblieben, er verwertete die Thatsache nicht, dass hier ein gegenständig ganz bestimmter Inhalt sich vorfindet: das Heimatische. Er hätte indessen auch weder 1849 in Österreich, noch 1882 in Preußen aus jener Thatsache die volle Nutzenanwendung ziehen können: dazu fehlte es dort dem Neuen,

dem Deutschen, an der erforderlichen Rüstung, und war hier der Widerstand des im Besitze befindlichen Alten, des Latein, zu mächtig. Da sich aber weder dort, noch hier das Latein als Pflichtfach an den unteren Gymnasialclassen entfernen ließ, so konnte er dort so wenig wie hier seiner Neigung gemäß verfahren, die er für eine einheitliche Unterstufe hegte. Dort und hier blieb es bei der Unterscheidung zwischen Gymnasium und Realschule (oder höhere Bürgerschule) auch für die Unterstufe.« Ref. muss zunächst bekennen, dass ihm die ersten zwei Sätze nicht völlig klar gefasst zu sein scheinen — es ist eine jener Stellen, wo die Vorliebe für klangvolle Worte die Darstellung zu sehr beeinflusste — die beiden letzten Sätze lassen aber keine andere Deutung zu, als dass nach Ansicht des Verf.s in Österreich die Absicht bestanden hätte — oder, da der Verf. alles was 1849 ins Werk gesetzt wurde, einzig und allein Bonitz vindiciert, — dass Bonitz die Absicht gehabt, das Latein als Pflichtfach an den unteren Gymnasialclassen zu entfernen, und dass er von einer ausgesprochenen Neigung für die Einheitsschule erfüllt war. Ref. gesteht dem gegenüber, dass ihm von einer solchen Absicht in Österreich 1849 und von einer solchen Neigung bei Bonitz durchaus nichts bekannt ist. Seine Haltung auf der unter dem Minister Falk im October 1873 abgehaltenen Conferenz (vgl. «Protokolle der im October 1873 im kgl. preuß. Unterr.-Minist. über verschiedene Fragen des höheren Schulwesens abgehaltenen Conferenz», Berlin 1874. S. 20, 27, besonders S. 47, 64 f.), sowie mündliche, dem Ref. bekannt gewordene Äußerungen bezeugen, dass B. auch in späteren Jahren der Einheitsschule, in jeder Form, gegenüber sich ablehnend verhalten hat. Die Lehrpläne von 1882 zeigen allerdings, dass er seine Ansichten im einzelnen zum Theile modificierte — so wenn er das Latein an den Realschulen I. O., da er es nicht beseitigen konnte, verstärkte und diesen Schulen den Namen 'Realgymnasien' verschaffte, und an den Gymnasien durch Verstärkung des Französischen und Hinausschiebung des Griechischen nach III., wogegen er sich noch 1873 entschieden ausgesprochen, thatsächlich den Lehrkursus in den drei unteren Classen mit dem Realgymnasium beinahe gleich gestaltete. Die Macht der Thatsachen war eben stärker als B., und durch seine Stellung im Ministerium war auch seine Stellung zu den Fragen eine andere geworden. Nichts jedoch deutet darauf, dass Bonitz 1882 für eine lateinlose Unterstufe Neigung gehabt und etwa dafür den Minister Gossler nicht habe gewinnen können. Dass er aber vollends 1849 entschieden von solcher Neigung frei war, ist Ref. in der angenehmen Lage, durch Bonitz' eigene Worte zu erhärten. Der erste Aufsatz, mit dem Bonitz diese Zeitschrift eröffnete (Jhg. 1850, S. 1—23), behandelt: «Das Verhältnis zwischen den Gymnasien und Realschulen nach dem preußischen und österreichischen Organisations-Entwurf.» B. bespricht dort den preußischen Entwurf, der «auf den gemeinsamen Unterbau der Untergymnasien die höheren Abtheilungen der Unterrichtsanstalten beider Art, die Obergymnasien und Oberrealschulen», gründete, während «der österreichische Entwurf beiderlei höheren Schulen sogleich von ihrem ersten Schritte einen verschiedenen Weg» anweise — über den Entwurf, den der preußische Cultusminister v. Ladenberg der preußischen

Landesschulconferenz vorlegte und den diese annahm, handelt R. S. 74 f. — Bonitz vergleicht die beiden Entwürfe, spricht sich entschieden zu Gunsten des österreichischen aus und widerlegt eingehend die angeblichen Vortheile, die man von der Einheitsschule erwartet. Die Ausführungen sind mit der bei Bonitz so oft bewunderten Klarheit geschrieben; sie scheinen dem Ref. auch heute noch bei der immer mehr in den Vordergrund tretenden Forderung der Einheitsschule von unverminderter Bedeutung, sie zeigen aber auch, dass der Hinweis auf Bonitz zu Gunsten der Einheitsschule, sei es mit, sei es ohne lateinische Unterstufe, die in den Worten des Verf.s implicite enthalten ist, hinfällig ist; in jedem Falle widerlegen sie die Worte „so konnte er dort so wenig der Neigung gemäß verfahren, die er für eine einheitliche Unterstufe hegte.“ Nach freundlicher brieflicher Mittheilung stützt zwar der Verf. seine Darstellung auf den Organ.-Entwurf S. 4, aber gerade diese Stelle scheint Ref. eine unwiderrufliche Instanz gegen R. zu sein. Denn wenn man auch davon absieht, dass der Autor der Vorbemerkungen des O.-E. Exner ist und nicht, wie der Verf. irrigerweise annimmt, Bonitz allein als Verfasser und geistiger Urheber des O.-E. dafür verantwortlich zu machen ist, so wird mit den Worten: „es ist sehr zu wünschen, dass irgend eine Modalität aufgefunden werde, durch die es Knaben, welche die Volksschule verlassen, um in eine Mittelschule überzutreten, möglich wird, die schwierige Wahl des künftigen Lebensberufes und damit die Entscheidung, ob sie in eine Gymnasial- oder Realschule eintreten sollen, noch um einige Jahre zu verschieben; es wäre hiezu erforderlich, dass Gymnasial-, wie künftige Realschüler nach beendeter Volksschule noch durch einige Jahre in einer und derselben Schule mit genügendem Erfolge für ihre Bildung könnten gemeinsam gehalten werden“, — mit diesen Worten wird nur ganz akademisch das Wünschenswerte einer solchen Einrichtung zugegeben, aber nach des Ref. Erachten ist schon in dem Wortlaute auch die Überzeugung ausgesprochen, dass bis dahin eine solche Modalität nicht aufgefunden worden sei. In dem folgenden Satze wird mit den Worten „anderwärts sollen die drei ersten Classen diesem Zwecke dienen“ auf den preußischen Entwurf von Ladenberg reflectiert und mit den Worten „es wurde vorgeschlagen, das hier beabsichtigte Untergymnasium als diese gemeinsame Schule einzurichten“ mitgetheilt, dass auch in Österreich ein derartiger Vorschlag gemacht worden sei, was bei der Fülle der eingelaufenen Vorschläge, die das Substrat der Beratungen, die zum O.-E. führten, bildeten, nicht wundernehmen kann; es wäre vielmehr auffallend, wenn es angesichts der Thatsache, dass ein so weitgehender, die ganzen Grundlagen des Gymnasiums umgestaltender Vorschlag in Preußen vom Minister gemacht und von der Lehrerconferenz angenommen worden war, nicht der Fall gewesen wäre. Wenn es weiter heißt, „eine solche Schule muss die classischen Sprachen entweder aufnehmen oder ausschließen“, und die zweite Modalität aus pädagogischen, denn es „erklären die Lehrer, welchen kraft ihrer Erfahrung hierüber ein Recht zusteht, es fast mit Stimmeneinhelligkeit für unmöglich, in den späteren, noch übrigen Schuljahren eine classische Bildung zu erzielen“,

die andere Möglichkeit aus allgemeinen, staatsmännischen Erwägungen (im O.-E. entschieden abgelehnt wird, so kann man doch wahrlich nicht sagen, dass man in Österreich 1849 die Absicht gehabt habe, das Latein als Pflichtfach aus den unteren Gymnasialclassen zu entfernen, was doch aus dem Wortlaute bei R. geschlossen werden müsste, ja der Abtheil im O.-E. lässt es auch nicht zu, von einer „Neigung“ für eine einheitliche Unterstufe zu sprechen, bei der man wiederum nach R.s Worten an eine solche ohne Latein und nicht nur an die durch den preußischen Reformplan beabsichtigte mit Latein denken müsste. Und in der Ablehnung jenes preußischen Reformplanes, der die einheitliche Unterstufe mit Latein bezweckte, geht Bonitz in dem erwähnten Aufsätze noch über den O.-E. hinaus, indem er nicht nur die Berechtigung, sondern auch die Nothwendigkeit und die Vortheile der Mannigfaltigkeit der Bildungswege und die Nachteile der einheitlichen lateinischen Unterstufe für die neue, entwicklungsbedürftige Schöpfung der Realschule betont. Wie Bonitz im Klugzuge seines Aufsatzes mittheilt, erschienen die „Verhandlungen“ über den preußischen Reformplan zu spät, um noch bei den Berathungen, als deren Ergebnis der O.-E. sich darstellt, verwertet zu werden, und das war auch für ihn die Veranlassung, schärfer und eingehender, als es im O.-E. geschah, zu dieser Gestaltung des höheren Unterrichtswesens Stellung zu nehmen und den Unterschied der beiden Reformpläne darzulegen.¹⁾

¹⁾ Wir können es uns nicht versagen, wenigstens die hieher gehörigen Hauptstellen aus diesem Aufsätze, die auch auf das Verhältnis Exners und Bonitz' zu dieser für die Organisation des höheren Schulwesens wichtigen Frage einiges Licht werfen, hier anzuführen. Nachdem die Gründe, die den preußischen Minister zu seinem Entwurfe veranlassten, dargelegt worden, heißt es: „Die Motive, von welchen der preußische Entwurf offenbar ausgegangen ist, einen größeren Einklang unter den höheren Schulanstalten zu stiften und die Entwicklungswege derjenigen, welche eine höhere Bildung anstreben, nicht sogleich in ihren ersten Schritten zu trennen, diese Motive haben für den ersten Blick etwas sehr gewinnendes und überzeugendes . . . Aber es fragt sich, ob aus diesen würdigen Motiven wirklich die Folgen sich ergeben, welche der preußische Entwurf daraus gezogen hat. Das gute Zusammenstimmen jeder Gesellschaft . . . erfordert nicht Einförmigkeit der Mitglieder, sondern vielmehr eine gegenseitig sich ergänzende Mannigfaltigkeit, welche in der Einheit des gesammten Zweckes oder in der Einstimmigkeit der Gesinnung sich verbunden fühle . . . wenn hiernach auf dem Gebiete der Bildung vielmehr eine Mannigfaltigkeit der Schulanstalten als eine Einförmigkeit wünschenswert erscheint, und nur die Grundlagen religiös-sittlicher und national-politischer Entwicklung das allen gemeinsame Band sein muss, so ist doch in dem Maße der Individualisierung ein bedeutender Unterschied zwischen Privatanstalten für den Unterricht und zwischen Veranstellungen, welche der Staat als zu mehreren Zwecken trifft . . . Es ist gewiss bedenklich, durch ein irgendwie gewaltsames Zusammenhalten dieser Anstalten in ihrer ersten Hälfte ihre eigenthümliche Entwicklung zu beengen, sondern es ist vielmehr Pflicht, die Vereinigung oder Übereinstimmung nicht weiter zu treiben, als es die Natur der beiderseitigen Bildungszwecke erlaubt oder ein unabweisliches praktisches Bedürfnis fordert. Auf das letztere nimmt der preußische Entwurf sehr dankens-

Ref. glaubte diesen Punkt ausführlicher besprechen zu sollen, weil es angemessen schien, an einem besonderen Falle die Art, wie der Verf. einen Gegenstand behandelt, ersichtlich zu machen — und dass er in seiner Beurtheilung an diesem Orte ein unser heimisches Schulwesen betreffendes Beispiel wählte, bedarf wohl keiner Begründung — und weil es doch nicht unwesentlich erschien, die Stellung des O.-E. zur Frage der Einheitschule gegen irreführende Darstellung zu sichern. Und der Umstand, dass der Verf. sich sonst als Kenner und wohlwollender Beurtheiler der österreichischen Schuleinrichtungen bewährt hat — es braucht nur auf den Aufsatz „Über die österreichische Gymnasial-Verfassung“ in der Z. f. G. W. 1885, S. 657 ff. verwiesen zu werden, worin er die österreichische Gymnasialeinrichtung auf Grund des O.-E. und der „Instructionen-“ würdigt und ihr in vielen Punkten vor der preußischen den Vorzug einräumt —, dieser Umstand musste den Ref. umso mehr bestimmen, seine Bedenken gegen die R.sche Darstellung vorzulegen und eingehender zu begründen.

Obwohl der Verf. sich im allgemeinen mehr referierend als kritisierend verhält, so geht doch aus seiner ganzen Darstellung hervor, dass er die Entwicklung, welche das höhere Schulwesen Deutschlands in neuerer Zeit genommen hat, billigt und dass insbesondere die preußische Mittelschulreform des Jahres 1892 seine Zustimmung findet. Wieweit Ref. hierin mit dem Verf. übereinstimmt, geht aus seiner Schrift „Die Mittelschulreform in Preußen usw.“, Wien 1893, hervor, weshalb er wohl davon absehen kann, auf diesen Punkt hier näher einzugehen.

Eine Fülle wertvollster Belehrung enthält der Abschnitt, in welchem der Entwicklungsgang des Lehrverfahrens in den einzelnen Fächern-

werte Rücksicht. — Es werden die Vortheile der Hinausschiebung der Wahl des Lebensberufes angeführt, dann heißt es: „Das hier bezeichnete Bedürfnis ist anzuerkennen, aber die Folgerung geht offenbar zu weit; es kann nicht mehr gefolgert werden als die Verpflichtung, den Übergang von den Anstalten der einen Art zu denen der andern nicht zu erschweren, sondern nach Möglichkeit zu erleichtern . . . Die Einheit selbst aber, wohin sich dann eigentlich überwiegend die Neigung und die meiste Begabung eines Schülers richte, wird gewiss nicht gefördert, wenn man die ersten Studien des Gymnasial und Realunterrichtes, innerhalb deren die Entscheidung erreicht werden soll, vollkommen vereinigt und zu diesem Zwecke einige der unterscheidenden Charakteristiken beider theilweise verwischt. Das zweite Moment, welches auf das Maß der Vereinigung von Gymnasien und Realschulen einen entscheidenden Einfluss haben muss, die Natur der beiden Arten der Bildung, möchte noch weniger der Gemeinsamkeit des Unterbaues beider Anstalten günstig sein. — Es wird eingehend dargethan, dass das Gymnasium ein größeres Maß von classischer Bildung erfordert, als bei der gemeinsamen Unterstufe vermittelt werden könnte, und die Realschule bei dem geringen Maß des lateinischen Unterrichtes, der in den unteren Classen geboten werden könne, in ihrer Entwicklung gehemmt würde. Man sieht, dass B. nicht einmal geneigt war, der einheitlichen Unterstufe das principielle Zugeständnis zu machen, das in jenem Passus des O.-E. eingeräumt wird, und dass auch in diesem Punkte die „Vorbemerkungen“ die Ansichten Kerner, der mehr den allgemeinen Erwägungen Rechnung trug, wieder spiegeln, wenn auch B. mit den Folgerungen zustimmte.“

dargelegt wird. Mit Recht bemerkt R., dass bei der Entwicklung und Handhabung des Lehrverfahrens in den Grundzügen durch ganz Deutschland hindurch viel stärker als in den Schulordnungen ein Einheitliches zum Ausdruck komme, und er findet den Grund für diese Thatsache darin, dass auf die Person des Lehrers, die doch für die Art der Unterrichtsertheilung den Ausschlag gebe, die allgemeineren geistigen Strömungen von unmittelbarerem und größerem Einflusse seien als Verordnungen. Über alle in den Bereich des Mittelschulunterrichtes gehörigen Lehrfächer (Evangelische und katholische Religionslehre, Deutsch, Latein, Griechisch, Französisch, Englisch, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Naturwissenschaft, Zeichnen, Gesang, Turnen) wird in einzelnen, in sich abgeschlossenen Abschnitten ein Bild von der Entwicklung des Lehrverfahrens, der Lehrmittel und der für die Weiterführung der Didaktik in Betracht kommenden Hilfsmittel entworfen. Bei der Verschiedenheit der Verfasser und der verschiedenen Natur der Lehrgegenstände war eine gewisse Ungleichheit in der Behandlung unvermeidlich; besonders hervorzuheben sind die Ausführungen über den classischen Unterricht, die Professor Dr. H. Ziemer in Colberg, und jene über Deutsch und Geschichte, welche R. zum Verfasser haben.

Aufschlussreich sind endlich auch die „amtlichen Nachweisungen über den Besuch der höheren Lehranstalten“ im Anhange, welche die Daten enthalten über die Gesamtzahl der Schulen (nach ihren verschiedenen Gattungen: Gymnasialanstalten, Realanstalten mit, Realanstalten ohne Latein), der Schüler, über die Frequenz der Schulen in den einzelnen Classen und nach Confessionen, im Verhältnisse zur Gesamtbevölkerung in ganzen Zahlen und in Procenten, für die einzelnen deutschen Länder, und zwar für die Jahre 1863 (für das Herzogthum Anhalt 1883, für das Reichsland Elsass-Lothringen 1873) und 1890. Auch hier sind die Angaben nicht überall gleich vollständig, wodurch jedoch ihr Wert wenig eingeschränkt wird. Von Interesse wäre es aber gewesen, wenn wenigstens für die Hauptdaten der Versuch gemacht worden wäre, einen Überblick über die Anstalten des gesammten Reiches zu bieten.

Ref. kann die vorstehenden Bemerkungen nicht schließen, ohne nochmals den Wert der Schrift, die einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der geistigen Cultur in Deutschland im 19. Jahrhundert liefert, hervorzuheben. Dass einzelnes genauerer Prüfung gegenüber nicht standhält, liegt an der, wie erwähnt, zu knappen, mehr unrissartigen Behandlung des durch Einzelarbeiten nicht immer ausreichend vorbereiteten Stoffes. In einer zweiten Bearbeitung wird der Verf. gewiss manche der erhobenen Anstände beheben können. Im Interesse der Schrift wünscht Ref., dass es bald dazu komme.

Wien.

Dr. S. Frankfurter.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Thukydides. Die Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Zum Gebrauche für Schüler herausgegeben von Prof. Dr. Franz Müller. I. Theil: Buch I bis Buch V 24, 2. Text XVI u. 232 SS. Commentar hiezu 242 SS. II. Theil: Buch V 25 — VIII. VI u. 150 SS. und 1 Karte, Commentar 179 SS. 1894. (Velhagen und Klasing's Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben, herausgegeben von H. J. Müller und Oscar Jäger.)

Eine Ausgabe des Thukydides nach den Bestimmungen der neuen preussischen Lehrpläne vom 6. Januar 1892 zu besorgen, hat die Verlags-handlung den durch seine Arbeiten auf dem Gebiete der Thukydides-literatur bestbekanntesten Prof. Franz Müller in Quedlinburg gewonnen, wodurch eine Gewähr für die sachliche Gediegenheit der Ausgabe geboten ist. Die Ausstattung der vier vorliegenden Bändchen, die gebunden erscheinen, gibt eine Probe von den Schulausgaben der Velhagen-Klasing'schen Sammlung; dieselbe scheint alles bisher Geleistete übertreffen zu wollen. Der Kenntnissnahme erscheinen diese Ausgaben auch für Österreich wert, wenn auch hier schon manche Erscheinung den Wettbewerb mit jenen aufnehmen kann, z. B. die Ausgaben, welche Jos. Golling besorgt hat.

Villach.

G. Vogrinz.

Sallustiana. Von Alfred Kunze. 2. Heft: Der Gebrauch von fore, futurum esse, foret, forent, essem und seinen Formen. Leipzig, Simmel u. Co. 1893. 100 SS.

Der Verf. untersucht mit großer Gründlichkeit und mit Scharfsinn den Gebrauch von fore, futurum esse, foret, forent, essem und seinen Formen bei Sallust, und gelangt, im Gegensatze zu der bis heute geltenden Ansicht, zu dem Ergebnisse, dass bei Sallust: 1. kein Unterschied zwischen fore und futurum esse besteht; 2. dass alleinstehendes foret (forent) sowohl futurische Kraft hat, als gleich ist esset (essent); 3. dass sich in Verbindung mit einem Particip Perf. Pass. foret (forent) häufiger als die entsprechenden Formen von essem findet; es hat in der Regel futurische Kraft; 4. dass die Ausgleichung der Bedeutung von esset und foret bei Sallust schon weit vorgeschritten ist, was man daraus erkennt, dass Formen von essem an mehreren Stellen sich finden, wo man die von forem erwarten würde; 5. dass bei den übrigen Participialien außer dem Partic. P. P. nur essem sich findet.

Dieses Resultat ist als zweifellos sicher anzuerkennen. Gegen die Auffassung und Behandlung einzelner Stellen wird wohl Widerspruch laut werden. So schwankt der Verf. Jug. 100. 4 zwischen futurum und futura (S. 13). Allein im allgemeinen berührt die Besonnenheit und das treffende Urtheil angenehm.

Wien.

A. Scheindler.

Österreichisches Literaturblatt. Herausgegeben durch die Leo-Gesellschaft, redigirt von Dr. Franz Schürer.

Nun schon in den IV. Jahrgang eingetreten, entspricht dieses im Frühling 1892 begründete Organ einem unbezweifelten Bedürfnisse. Schon der Sitz der Redaction im Herzen der Habsburg'schen Monarchie deutet auf dieses Bedürfnis hin, das seit langem besteht und durch die Ereignisse von 1866 und 1870 nur noch dringender geworden ist, so dass dem gleichen Zwecke, wenigstens zum Theile, gewidmete Zeitschriften ihm nicht mehr genügen konnten. Es handelt sich um Begründung eines literarisch-kritischen Organs, „das sich ein österreichisches nennen konnte — nicht nur weil es seine Mitarbeiter vornehmlich in den Kreisen der österreichischen Gelehrten suchen will, sondern weil es sich zur Hauptaufgabe gestellt hat, unter gleichmäßiger Berücksichtigung aller Wissenszweige, vornehmlich den von Österreichern herausgegebenen oder auf Österreich bezugnehmenden Werken sein Augenmerk zuzuwenden“. Sowohl an der Gelegenheit der Beurtheilung verschiedenartiger wissenschaftlicher und literarischer Leistungen durch österreichische Gelehrte, als auch an einer genügenden Berücksichtigung eben dieser Leistungen hat es bisher entschieden gemangelt. Von diesem Gesichtspunkte aus wird wohl niemand aufrichtiger diese junge Publication begrüßen, als der österreichische Mittelschullehrer, soweit er thätigen Antheil nimmt an der wissenschaftlichen Fortentwicklung seines Faches.

Ein anderes Bedenken allerdings wird gegen dieses „Österreichische Literaturblatt“ oder die „Leozeitschrift“, wie man sie gewöhnlich nennt, erhoben: — nämlich die katholische Richtung. Schon der Name eines Leo XIII., den die Herausgeberin trage, bürge für den engherzig confessionellen Standpunkt.

Nun! Man sollte meinen, dass eben der Name mehr als irgend ein anderer Bürgschaft gewährt für aufrichtige Liebe zur Wissenschaft und Bildung. Wer hat der gelehrten Welt den unerschöpflichen Born der vaticanischen Archive aufgeschlossen? Und wer hat erst jüngst in seiner Encyclica das waffenstarrende Europa und seine Fürsten auf die großen Gefahren aufmerksam gemacht, die man der männlichen Jugend bereite, indem man sie gerade in jenen Jahren aus der Berufsentwicklung herausreißt, welche die gefährlichsten sind, um sie der ultima ratio dienstbar zu machen? Auf beide Fragen lautet die Antwort: Leo XIII. hat es gethan; er hats gewagt, das mögen sich aber Gelehrte und Schulmänner jederzeit sagen. — Von einem engherzig katholischen Standpunkte des „Österreichischen Literaturblattes“ zu sprechen, ist vollends nicht am Platze. Verf., der selbst evangelischer Confession ist und dem die „Leozeitschrift“, wie anderen Evangelischen, bereitwillig ihre Spalten aufgethan hat, kann jenen Einwurf am besten entkräften. Allerdings verlangt die „Leo-Zeitschrift“ von ihren Mitarbeitern, dass sie „auf dem Boden christlicher Weltanschauung“ stehen. Wer also unchristlich fühlt und schreibt, braucht sich für sie nicht zu bemühen. — Tertium non datur.

Wien.

Dr. J. Lampel.

P r o g r a m m e n s c h a u .

15. Badstuber Hubert, I. Charaktere aus dem Nibelungenliede und der Kudrun. II. Nordische Heerfahrt, Schauspiel in 4 Aufzügen von Henrik Ibsen. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Pilsen 1893, 8°, 30 SS.

Der nur für Schüler berechnete Aufsatz Badstubers aus dem Jahre 1890 (St. Pauler Jahresbericht) über die einzelnen Heldengestalten des Nibelungenliedes wird in dieser Abhandlung fortgesetzt. Daran schloss B. ähnliche Charakterentwicklungen hervorragender Helden des Kudrunliedes (6 Seiten). Die dritte Abhandlung besteht aus einer Inhaltsangabe der „Nordischen Heerfahrt“ Ibsens und einer anspruchslosen Besprechung von Sigurds, Gunnars und Órnulfs, der Hjordis und der Dagny Charakter.

16. Ammann J. J., Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad, mit Berücksichtigung der chanson de Roland (Fortsetzung). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Krumau 1893, 8°, 32 SS.

Der Verf. setzt mit unermüdetem Fleiße seine gründliche und sehr verdienstliche Vergleichung der im Titel genannten beiden Gedichte ganz in der begonnenen Weise fort, und zwar wieder in einem so kleinen Bruchstücke, dass zu erwarten steht, der Schluss der Arbeit werde später als das zehnjährige Erinnerungsfest an den Drucklegungsbeginn fallen. Bis jetzt ist der Vergleich im Karlmeinet bis V. 11320 gelangt. — Der Genauigkeit, mit welcher der Verf. vorgeht, muss auch diesmal wie immer das höchste Lob gesendet werden, nur schade, dass die kleinen Bruchtheile, in denen wir die Abhandlung zugezählt erhalten, äußerlich nicht zusammenpassen. Wenn nämlich die Arbeit einmal fertig sein wird, macht sie ein stattliches Buch aus und verdiente es auch, als ein solches zu erscheinen. Ammann hat aber leider den Satz immer zu früh abbrechen lassen, hat jeder Fortsetzung immer die Titelüberschrift des Ganzen vorgesetzt und jedes Jahr neue Seitenzählung eingeführt, so dass er so leider selbst das Möglichste dazu beigetragen hat, dass seine treffliche und sorgsame Abhandlung, die Arbeit ungezählter Stunden, in den Katamben der Mittelschulprogramme vermodern kann.

17. Salzer, Dr. Anselm, Die Sinnbilder und Beiworte Mariens in der deutschen Literatur und lateinischen Hymnenpoesie des Mittelalters. Eine literar-historische Studie. S. 447—538. Progr. des Obergymn. der Benedictiner in Seitenstetten 1893.

In dem vorliegenden, wohl vorletzten Theile der nun schon sehr umfangreich gewordenen Arbeit des gelehrten Verf.s werden zunächst in §. 8 die auf die „Erhabenheit“ sich beziehenden Beiworte Mariens zusammengestellt und damit die dritte Abtheilung des Ganzen „Maria in ihrer Erhabenheit“ geschlossen. Die nun beginnende vierte Abtheilung „Maria in ihrer Beziehung zu den Menschen“ bringt im §. 9 die durch die Beziehung Marias zu den Menschen begründeten Bilder, und zwar wieder zuerst die biblischen (S. 471—506), dann die außerbiblischen. Das nächste „Programm“ dürfte den endlichen Schluss der ganzen, bewundernswert fleißigen Arbeit bringen.

18. Strohschneider Josef, Mittelfränkische Prosalegenden (Schluss). Progr. des k. k. Neustädter deutschen Staats-Obergymn. in Prag (Graben) 1893, 8°, 31 SS.

In den Jahresberichten des Neustädter Gymnasiums von den Jahren 1891 und 1892 hat der Herausgeber bereits den größeren Theil der in der dortigen Gymnasialbibliothek befindlichen Handschrift, welche in mittelfränkischer Prosa erzählte Legenden enthält, veröffentlicht, weil sie einen gewissen Wert als mundartliche Denkmäler haben. Im Vorliegenden führt er den Abdruck in der begonnenen Weise zu Ende und gibt ein Wörterverzeichnis hinzu — „eine Zusammenstellung von Wörtern, die durch Form und Schreibung, durch selteneres Vorkommen oder eigenthümlichen Gebrauch bemerkenswert erscheinen“. Ein besonders klares Bild des sprachlichen Standes dieses mittelfränkischen Sprachdenkmals ist freilich damit leider nicht gegeben.

Graz.

Dr. Ferdinand Knull.

19. Raile Giuseppe, L'Elemento classico nella Gerusalemme Liberata di Torquato Tasso. Progr. des k. k. Obergymn. in Rovereto 1893, 8°, 47 SS.

Eine gute, fleißige und nützliche Arbeit; die Quellen, wie A. Canello, V. Cherbuliez, Galileo Galilei, A. Gaspari, L. Ginguené, Michaud, G. di Niscia, P. Rajna, E. Ruth, F. de Sanctis, L. Settembrini u. a. sind mit Geschick herangezogen und verwertet; das Urtheil des Verf. zeigt von großer Vertrautheit mit Homer und Vergil einerseits, mit T. Tasso anderseits; die Zergliederung der wissenschaftlichen Untersuchung in die zwei Haupttheile „Tecnica del poema“ und „La favola“, welche dann wiederum in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, lassen uns erkennen, dass Raile mit einem fertig ausgearbeiteten Plane an die Arbeit gegangen ist. Die Erörterungen über „titolo, proposizione, invocazione, dedica e tessitura del lavoro tassiano“ sind bündig und kurz, dabei instructiv; namentlich beweisen die Bemerkungen über die „orditura“ della Gerusalemme, dass der Verf. die „Fonti“ Rajnas fleißig studiert hat. Die Vergleiche der Haupthelden Homers und Vergils mit den Protagonisten Tassos sind durchgehends entsprechend, das Wesen der „introduzione“, des „intreccio“ und des „nodo“ von Tassos Dichtung richtig aufgefasst, das Urtheil über die religiöse Seite der Gerusalemme objectiv und verständnisvoll; endlich entspricht der Schluss, dass die Dichtung „è un' opera tessuta in gran parte sull' orditura dei Classici, dei quali in qualche luogo è fin troppo servile l'imitazione“, der Thatsache. Der Stil und die ganze Ausstattung der Abhandlung sind vollkommen correct.

20. Noë Heinrich, Aus Goldonis „Denkwürdigkeiten zur Geschichte seines Lebens und seiner Bühnenwerke“. Progr. des II. Staatsgymn. in Graz 1893, 8°, 26 SS.

Dem Umstande, dass am 6. Januar 1893 ein Jahrhundert seit dem Tode C. Goldonis verflossen war, verdanken wir vorliegende Arbeit, die zwar nichts Neues bietet und, da sie schließlich nur eine deutsche Übertragung der von Goldoni in französischer Sprache abgefassten „Denkwürdigkeiten“ ist, auf wissenschaftlichen Wert keinen Anspruch macht, uns aber doch einen gut zusammengestellten Abriss von dem Leben des großen Lustspieldichters in gedrängter Kürze gibt. Wir sehen Goldoni auf der Universität Pavia, um die Rechte zu studieren, wie er dann wegen eines satirischen Gedichtes von dort vertrieben eine Zeitlang beim Vicekanzler des Kriminalgerichtes in Chiozza, später in Feltre weilte, um

einige Zeit darauf in Venedig zu practicieren, jedoch in Folge verschiedener Umstände, nicht am wenigsten durch die Folgen eines leichtsinnigen Lebens seine Vaterstadt verlassen musste und sich dann längere Zeit unbetrieben, bis er 1761 am Hofe Ludwigs XV. die Stelle eines Lehrers der ital. Sprache bekam. Nebenbei werden auch seine Dichtungen erwähnt, welche in seinem Vaterlande trotz Carlo Gozzi die *Commedia dell' arte* aus dem Felde schlugen. Die Biographien Goldonis von Gherardini (Mailand 1821), Carrer (Venedig 1824), Meneghezzi (Mailand 1827) hätten wenigstens erwähnt werden sollen.

Wien.

Job, Alton.

21. Kreutz Rudolf, *Ukázka z logiky připravené za učebnici* (Aus dem Manuscripte eines Lehrbuches der Logik). Progr. des k. k. Gymn. in Trebitsch 1893, 8°, 19 SS.

Dem gediegenen, stilgewandten, bis auf den heutigen Tag an den meisten Mittelschulen mit böhm. Unterrichtssprache im Gebrauche stehenden Lehrbuche der Logik von Dastich-Janděčka gegenüber¹⁾ bezeichnet der vorliegende Versuch insofern einen Fortschritt, als er im Anschlusse an die betreffenden Winke der Instructionen vom Jahre 1884, die freilich bloß als Provisorium anzusehen sind, aus der Feder des Verf. hervorgegangen ist und der Lehrstoff durchgehend auf analytischem, der Natur des Gegenstandes sosehr entsprechendem Wege geboten wird. Gemäß dem Wortlaute der Instructionen (S. 400 der Pichler'schen Ausgabe): „Was die Logik selbst anbelangt, so ist durch die psychologische Einleitung zunächst ein verlässlicher Boden geschaffen für die Lehre vom Begriff ...“ schiebt denn auch der Verf. eine solche Einleitung voraus, wovon für die specielle Begriffslehre ganz besonders in Betracht kommt die knapp gehaltene Darlegung des Wesens der Vorstellungen, ihrer gegenseitigen Verknüpfung und ihrer Reproduction, worauf dann die Einbildungskraft und die Apperception eine Beleuchtung erfahren; in den Schlussparagrafen wird die Aufgabe der Logik, deren Verhältnis zu den übrigen philosophischen Wissenschaften, endlich ihre Theile betreffend behandelt. Als minder zweckdienlich bezeichnet Ref. §. 8 'Aufmerksamkeit' und §. 9 'Sprache', als ganz entbehrlich dagegen §. 11, der mit dem vorhergehenden zu verschmelzen und in das Gebiet der eigentlichen Psychologie hinüberzuziehen ist.

Auf diese vorbereitenden Stücke folgt nun ein Theil der speciellen Logik, die Begriffslehre, welche, falls sie, nach dem letzten Abschnitte zu schließen, wirklich für abgeschlossen zu halten ist, gar manches vermissen ließe; so das innerhalb des Logikunterrichtes ohnehin wenig beachtete Gebiet der Wechselbegriffe, die, abgesehen von ihrer erkenntnistheoretischen Tragweite, den Ausgangspunkt bilden für die Lieblingspartie der Logik, den conträren und contradictorischen Gegensatz; ferner die Behandlung der relativen Begriffe, endlich aber eine immerhin sehr empfehlenswerte graphische Darstellung des Umfanges der Begriffe und deren „sorgfältige Classification“ (Instr. z. a. O.) — dem über die diesfälligen Lücken Erwähnten zufolge — überhaupt. Hingegen wurde durch die Aufzählung der Aristotelischen Kategorien und die Notiz über Nominalismus und Realismus der Geschichte der Philosophie vorgegriffen, da sich das Augenmerk doch nur auf den theoretisch-praktischen Charakter der Logik richten kann. Als Ersatz

¹⁾ Das von F. Procházka mittlerweile herausgegebene Lehrbuch der Logik gedenkt Ref. bei anderer Gelegenheit einer eingehenden Kritik zu unterziehen.

hiefür würde Ref. im Einverständnisse mit den Instructionen eine besondere Behandlung der wichtigsten Grundbegriffe der Naturwissenschaft: Raum, Zeit, Zahl . . . - und womöglich der höchsten Gattungsbegriffe: Ding, Eigenschaft . . . wärmstens empfehlen.

Im einzelnen wäre zu bemerken: die S. 9 gebotene Definition der Logik ist eine abundante, weil die Gesetze des richtigen Denkens die beiden ersten Merkmale involvieren. Die Eintheilung der Merkmale in wesentliche und consecutive (S. 16) ist eine confuse, da man ja einestheils wesentliche und unwesentliche und andertheils constitutive und consecutive auseinander halten muss. S. 18, 3 lässt der Verf. den Begriff 'Rechteck' durch Hinzufügung des Merkmals 'rechte Winkel' unmittelbar aus dem des 'Vielecks' sich bilden. Die äußerst knappe Darlegung des zwischen Inhalt und Umfang obwaltenden Verhältnisses schließt mit dem bekannten, aus der Mathematik entlehnten Satze, Inhalt und Umfang stünden im umgekehrten Verhältnisse, was mathematisch genommen unrichtig, für die Schulpraxis indes trotz einiger Einwendungen immerhin haltbar ist. Ist ja doch das bekannte Bolzano'sche Beispiel ein Fehlschluss, weil eine größere oder geringere Anzahl von Individuen (Exemplaren) am Umfange nichts ändert und das Ganze nur auf Ungenauigkeit des sprachlichen Ausdrucks beruht. Oder wird nicht etwa der logisch urtheilende Verstand im Hinblick auf den ersten Satz sofort an 'alle' lebenden und todtten 'Sprachen' denken? Desgleichen hat auch ein zweites Beispiel: 'goldgelbes, weiches, feuerbeständiges Metall von spec. Gewichte 19·3' nichts zu sagen, weil 'feuerbeständig' für den Mineralogen kein wesentliches Merkmal abgibt, wohl aber für den Chemiker, der das Gold bloß durch drei Merkmale: 'Metall, nur mittels Königswassers löslich, gelb' zu definieren versteht. S. 20, 2 ist das Ausmaß der Partition dunkel, indem die Hervorhebung des hiefür charakteristischen Merkmals 'partes integrantes' vermisst wird.

In sprachlicher Hinsicht fällt auf, dass die 2. - 6. der Kategorien in die Form eines Interrogativpronomens gekleidet sind und dass ebendasselbst *καθ' ἑαυτά*, S. 21 *ὅπως ὄν* und *μη ὄν* ohne Artikel geschrieben wird. S. 9 liest man *vitéz Kanenský*. Trotz alledem möge der Verf. mutbig weiter arbeiten!

Wall.-Meseritsch.

Dr. F. Kovář.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1894, Heft 12, S. 1154).

Deutsch.

Sedlmayer, Dr. H. St., und Scheindler, Dr. August, Lateinisches Übungsbuch für die oberen Classen der Gymnasien. Im Anschluss an die lateinische Grammatik von Dr. August Scheindler; 2 Theile. I. Theil: Übungsstücke. II. Theil: Anmerkungen und Anhänge. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. Pr. beider Theile geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 50 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 29. Nov. 1894, Z. 20.945).

Hannak, Dr. Emanuel, Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit für die unteren Classen der Mittelschulen. Mit 32 Abbildungen. 8. vollst. umg. Aufl. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geh. 60 kr., geb. 80 kr., unter Ausschluss der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1895, Z. 29.110).

Spruner-Bretschneider v., Historischer Wandatlas. 10 Karten zur Geschichte Europas im Mittelalter bis auf die neue Zeit. Maßstab 1:4,000,000. 4. Aufl. Gotha, J. Perthes 1894. Pr. für sämtliche Karten aufgezogen in Mappe 55 fl. 80 kr., an Stäben 81 fl., an Stäben und lackiert 96 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 29. Nov. 1894, Z. 17.401).

Fees Th. und Commenda H., Hypsometrische Schulwandkarte von Oberösterreich und Salzburg. Maßstab 1 : 150.000. Pr. auf Leinwand gespannt in Mappe 6 fl. 50 kr., mit Stäben 7 fl. 50 kr. — Dieselben: Hypsometrische Schulhandkarte von Oberösterreich und Salzburg. Maßstab 1 : 800.000. Pr. 10 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 29. Nov. 1894, Z. 21.711).

Haardt von Hartenthurm Vincenz hat den Preis der von ihm herausg. Übersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse von Asien und von den angrenzenden Theilen Europas, 6 Blatt mit 30 fachem Farbendrucke (approbiert Min.-Erl. v. 24. Febr. und 6. April 1887, Z. 1971) unter der Voraussetzung directer Bestellung beim Verf., Leiter der geogr. Anstalt von Ed. Hölzel in Wien, IV., Luisengasse 5, von 15 fl. roh in Mappe, bez. 18 fl. auf Leinwand gespannt in Mappe und 19 fl. auf Leinwand gespannt mit Stäben, auf 6. bez. 9 und 10 fl. herabgesetzt (Min.-Erl. v. 21. Dec. 1894, Z. 13.716).

Wagner, Dr. Hermann, Wandkarte des deutschen Reiches und seiner Nachbargebiete. 4. und unv. 5. Aufl. 12 colorierte Sectionen. Gotha, J. Perthes. Pr. 6 fl. 20 kr., auf Leinen in Mappe 10 fl. 34 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 28. Nov. 1894, Z. 25.991).

Pokornys Naturgeschichte des Pflanzenreiches. Für die unteren Classen der Mittelschulen bearb. von Dr. R. Latzel und Josef Mik. 20. verb. Aufl. mit 287 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geb. 90 kr., geb. 1 fl. 15 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1895, Z. 28.500).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Geometrische Anschauungslehre für Untergymnasien. I. Abtheilung (für die 1. und 2. Classe) Von Dr. Franz Wallentin, 24. unv. Aufl. Wien, C. Gerolds Sohn 1895. Pr. 60 kr., in Leinwand geb. 75 kr. (Min.-Erl. v. 8. Jan. 1895, Z. 30.089).

Österreichisches Literaturblatt. Mit Unterstützung des k. k. Min. für C. und U. herausg. von der Leo-Gesellschaft in Wien. Bestellungen im Wege des Buchhandels oder direct bei der Administration des „Österr. Literaturblatt“, Wien, I., Annagasse 9. Jährlicher Abonnementspreis 5 fl. Auf das Erscheinen dieser Zeitschrift werden die Lehrkörper der Gymn. und Realschulen aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 25. Dec. 1894, Z. 28.553).

Čechisch.

Hrbek Franz, Latinská mluvnice pro školy střední. II. Skladba. Prag, Selbstverlag 1894 (in Commission bei J. L. Kober). Pr. 92 kr., geb. 1 fl. 12 kr. Der Gebrauch kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrath gestattet werden (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1895, Z. 26.950).

Dvořák Rudolf und Šujan Franz, Dějepis všeobecný v obrazech pro nižší třídy škol středních. II. Střední věk. Sepsal R. Dvořák. Pr. 45 kr., geb. 70 kr. III. Nový věk. Sepsal R. Dvořák. Pr. 70 kr., geb. 95 kr. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 29. Nov. 1894, Z. 25.831).

Italienisch.

Defant Josef und Mayr, Dr. Ambrosius, Esercizi e lecture tedesche per le classi superiori delle scuole medie. Band II. Trient. G. B. Monanni 1894. Pr. geh. 2 K, in Leinwand geb. 2 K 40 h. Der Gebrauch kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrath gestattet werden (Min.-Erl. v. 7. Jan. 1895, Z. 27.871 ex 1894).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Die Umwandlung des Landes-Realgymn. in Mährisch-Schönberg in ein normales Untergymn. mit obligatem Zeichenunterrichte und die successive Errichtung von Oberclassen auf Kosten der Gemeinde wurde genehmigt und das Recht zur Ausstellung staatsgiltiger Zeugnisse sowie die Anerkennung der Reciprocität in Betreff der Dienstesbehandlung der Directoren und Lehrer auf die communalen Oberclassen ausgedehnt (Min.-Erl. v. 19. Nov. 1894, Z. 21.182).

Der Min. für C. und U. hat der I. bis V. Classe des Communalgymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Königinhof für das Schuljahr 1894/95 das Recht der Öffentlichkeit unter gleichzeitiger Anerkennung des Fortbestandes des Reciprocitäts-Verhältnisses verliehen (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1895, Z. 29.683).

Der Min. für C. und U. hat das dem Privat-Untergymn. des Karl Langer im VIII. Bezirke Wiens verliehene Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen erstreckt (Min.-Erl. v. 3. Jan. 1895, Z. 28.895).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Min. für C. und U. hat die Ministerialconcipisten Emil Fesch und Oskar Lobmeyr zu MinisterialviceseCRETÄren und den Concipisten der Statthalterei für Mähren Dr. Rudolf Herrmann von Herrnitz sowie den Concipisten der n. ö. Finanzprocuratur Dr. Edmund Richter zu Ministerialconcipisten im Min. für C. und U., ferner den Rechnungsofficial Karl Bukowsky von Buchenkron zum Rechnungsrevidenten im Rechnungs-Departement des Min. für C. und U. ernannt.

Der Min. des Innern hat den mit dem Titel und Charakter eines MinisterialviceseCRETÄrs ausgezeichneten Ministerialconcipisten im Min. für C. und U. Alois Grafen Trauttmansdorff-Weinsberg zum Statthaltereisecretär in Böhmen ernannt.

Der ord. Prof. der Augenheilkunde an der deutschen Univ. in Prag Dr. Isidor Schnabel zum ord. Prof. der Augenheilkunde an der Univ. b. Entschl. v. 9. Nov.), der Privatdocent an der Univ. in Josef Nussbaum und der Adjunct an der Thierarzneischule in Lemberg Dr. Johann Prus zu ord. Proff. für Anatomie und Histologie, bez. für pathol. Anatomie und für

allg. und experimentelle Pathologie an der bez. Univ. und zwar letzterer extra statum (a. h. Entschl. v. 26. Nov.), der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Karl Mayer zum a. o. Prof. der Psychiatrie und Nervenpathologie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 17. Nov.), der a. o. Prof. Dr. August Finger zum ord. Prof. des österr. Strafrechtes an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 11. Dec.), der Privatdocent Dr. Gustav Kohn zum a. o. Prof. der Mathematik an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 17. Dec.), der ord. Prof. der Chirurgie an der Univ. in Graz Dr. Anton Wölfler zum ord. Prof. dieses Faches an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 5. Dec.).

Folgende Prof. an der Univ. in Graz wurden zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Graz und zu Fachexaminatoren ernannt: für class. Philologie Dr. Heinrich Schenk, für Mathematik Dr. Victor Dantscher Ritter von Kollesberg, für Philosophie und Pädagogik Dr. Hugo Spitzer, für Italienisch Dr. Anton Ive. Im übrigen wurde die Prüfungscommission in ihrer dormaligen Zusammenstellung für das Studienjahr 1894/95 bestätigt.

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen in Innsbruck auf die Dauer des Studienjahres 1894/5 wurden ernannt: zum Director der Univ.-Prof. Dr. Anton Zingerle, zum Director-Stellvertreter der Univ.-Prof. Dr. Otto Stolz, zu Fachexaminatoren die Univ.-Prof.: für class. Philologie Dr. Johann Müller, Dr. Anton Zingerle und Dr. Friedrich Stolz, für deutsche Sprache und Literatur Dr. Josef Wackernell und Dr. Josef Seemüller, für ital. Sprache und Literatur Dr. Fortunat Demattio, für engl. Sprache und Literatur Privatdocent Dr. Rudolf Fischer, für Geschichte Dr. Josef Hirn, Dr. Ludwig Pastor, Dr. Emil von Ottenthal und Dr. Rudolf von Skala (dieser für alte Geschichte), für Geographie Dr. Franz Ritter von Wieser, für Philosophie und Pädagogik Hofrath Dr. Tobias Wildauer von Wildhausen und Dr. Karl Überhorst, für Mathematik Dr. Otto Stolz, für Physik Dr. Ernst Lecher und Dr. Karl Exner, für Zoologie Dr. Karl Heider, für Botanik Dr. Emil Heinricher, für Mineralogie Dr. Alois Cathrein, für Chemie Dr. Karl Senhofer, für darst. Geometrie und geometr. Zeichnen Realschulprofessor und Docent Karl Schober.

Die Functionsdauer des Vorsitzenden der Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen in Wien, des ord. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Dr. Josef Kolbe, und der dormaligen Mitglieder dieser Commission, des ord. Univ.-Prof. Hofrath Dr. Karl Toldt, des Leiters des Turnlehrerbildungscurses und der Univ.-Turnanstalt in Wien Gustav Lukas und des Turnlehrers am Gymn. im VIII. Bezirke Maximilian Seeland wurde auf das Triennium 1894/5—1896/7 ausgedehnt.

Die Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Graz wurde in ihrer dormaligen Zusammensetzung für das Studienjahr 1894/5 bestätigt, desgleichen die Prüfungscommission für das Lehramt des Turnens an Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten in Lemberg für die Studienjahre 1894/7 (Min.-Erl. v. 26. u. 29. Nov. 1894).

Der Univ.-Prof. in Graz Dr. Josef Strzygowski zum Conservator bei der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.

Zu Amanuensen an der Univ.-Bibliothek in Wien die Praktikanten Dr. Friedrich Arnold Mayer und Dr. Gustav Zöpfel.

Die Anerkennung der von dem Privatdocenten Dr. Emil Schütz an der medicin. Fac. der deutschen Univ. in Prag erworbenen venia legendi auf dem Gebiete der speciellen medicin. Pathologie und Therapie für die medicin. Fac. der Wiener Univ. wurde genehmigt.

Der päpstl. Hausprälat, Domscholasticus und Propstpfarrer Dr. Gottfried Marschall, der Pfarrer der evang. Kirchengemeinde A. C. Alfred Formey, der Hof und Gerichtsadvocat Dr. Gustav Kohn, ferner der ord. Prof. an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Karl Schenkl, der ord. Prof. an der techn. Hochschule in Wien Dr. Josef Pinger und der Bürgerschul Director in Wien Franz Schmidt zu Mitgliedern des niederösterreichischen Landesschulrathes für die nächste dreijährige Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 30. Dec.).

Der Dompropst und Director der theol. Studien in Laibach Dr. Leonhard Klofutar, der Religionslehrer an der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Laibach Anton Krzič, der Director der Oberrealschule in Laibach Dr. Rudolf Junowicz und der Oberlehrer Johann Perdič in Krainburg zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Krain für die nächste sechsjährige Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 17. Dec.).

Der Propst in Troppau P. Josef Schum, der Ehrendomherr und Pfarrer in Freistadt Monsignore Karl Hudietz, der evang. Pfarrer in Teschen, Superintendent Dr. Theodor Haase, der Fabrikant Ferdinand Quittner in Troppau, ferner der Director des Gymn. in Bielitz Dr. Josef Waniek und der Director der Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt in Troppau Josef Palla zu Mitgliedern des Landesschulrathes für Schlesien für die nächste sechsjährige Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 14. Nov.).

Der mit dem Titel und Charakter eines Statthaltereirathes bekleidete Bezirkshauptmann Josef Lanckiewicz zum Statthaltereirath und Referenten für die administrativen und ökonomischen Angelegenheiten beim Landesschulrath für Galizien (a. h. Entschl. v. 12. Nov.).

Der Prof. am Staatsgymn. in Triest Franz Stadelmann wurde in die VIII. Rangklasse befördert, desgleichen die Proff. am I. Gymn. in Graz Alfred Heinrich und Dr. Anton Mayr und der Prof. am II. Gymn. in Graz Dr. Ferdinand Khull.

Zum wirkl. Lehrer am II. Gymn. in Lemberg der Supplent an dieser Anstalt Gustav Lettner.

Zum Bezirksschulinspector für die böhm. Schulbezirke Neustadt a. M., Braunau und Trautenau und für die böhm. Schulen des deutschen Schulbezirkes Trautenau der Prof. am Gymn. in Königl. Weinberg Johann Pelikán.

Auszeichnungen erhielten:

Der Sectionschef im k. k. Min. für C. und U. Dr. Eduard Ritter die Würde eines geheimen Rathes, und der Sectionschef in diesem Vincenz Graf Baillet de Latour den Orden der eisernen Krone II. (a. h. Entschl. v. 5. Dec.).

Dem ord. Prof. für Geschichte und Ästhetik der Tonkunst an Wiener Univ. Hofrath Dr. Eduard Hanslick wurde aus Anlass seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand der Ausdruck der a. h. Anerkennung bekanntgegeben (a. h. Entschl. v. 31. Oct.).

Der Regierungsrath der statistischen Centralcommission Dr. Ritter von Juraschek den Titel und Charakter eines Hofrathes und der Vicesecretär dieser Behörde Dr. Heinrich Rauberg den Titel und Charakter eines Hofsecretärs (a. h. Entschl. v. 16. Nov.).

Der ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Karl Nicolod den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 5. Dec.).

Der mit dem Titel und Charakter eines Hofrathes bekleidete Director der Theresianischen und Orientalischen Akademie Dr. Mich. Freiherr von Pidoll zu Quintenbach wurde zum wirkl. Hofrath ernannt (a. h. Entschl. v. 18. Dec.).

Der Director des akad. Gymn. in Wien Friedrich Slameczka den Titel eines Regierungsrathes und die Proff. an demselben Gymn. Ambros Lissner und Josef Mik den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 18. und 30. Dec.).

Der Rechnungsrevident im Min. für C. und U. Karl Holzknacht den Titel und Charakter eines Rechnungsrathes (a. h. Entschl. v. 18. Dec.).

Der Hilfsämterdirectionsadjunct im Min. für C. und U. Dr. Wilhelm Pözl den Titel und Charakter eines Bibliothekars (a. h. Entschl. v. 1. Jan. 1895).

Nekrologie.

Im Sept. in Surabadja der große Kenner der indonesischen Sprachen Dr. H. Neubronner van der Tank.

Am 10. Oct. in Lahr (Baden) der Schuldirektor a. D. M. G. W. Brandt, als pädagogischer Schriftsteller bekannt.

Am 20. Oct. in Paris der Conservator an der Bibliothek Sainte-Geneviève, August Challamel, 78 J. alt.

Am 24. Oct. in Washington der Ethnologe Garrick Mallery.

Am 28. Oct. in Dresden der Militärschriftsteller Ferdinand Freiherr von Witzleben, im 62. Lebensjahre.

Am 29. Oct. in Charlottenburg der Prof. an der dortigen techn. Hochschule Emil Böhme, im 56. Lebensjahre.

Am 30. Oct. der wallisische Erzdruid Choydfardd, 90 J. alt.

Am 16. Nov. in Tübingen der Prof. des röm. Rechtes an der Univ. daselbst, Dr. G. Hartmann, im 60. Lebensjahre, in Kopenhagen der Prof. der romanischen Sprachen an der dortigen Univ. Dr. Thor Sandbye, in Dinant der Director der dortigen Akademie der schönen Künste Prof. B. Devigne, 67 J. alt, in Karlsruhe der vormalige Prof. am dortigen Polytechnicum Josef Diegner, und in Wiesbaden der Conservator der Alterthümer in Nassau Oberst K. A. von Cohausen, 82 J. alt.

Am 18. Nov. in Charlottenburg der Prof. an der dortigen techn. Hochschule Julius Schlichting, nahezu 60 J. alt.

Am 19. Nov. in Braunschweig der landwirtschaftl. Schriftsteller, Ökonomierath Dr. Bürstenbinder, 54 J. alt, in Christiania der Prof. an der med. Fac. dieser Univ. Dr. E. Winge, 67 J. alt, und in Deutsch-Altenburg der als Alterthumsforscher bekannte Pfarrer Maurer, 41 J. alt.

Am 22. Nov. in Hamburg Prof. Ludwig Herbst, im 84. Lebensjahre.

Am 24. Nov. in Buxtehude der Prof. am Gymn. daselbst Dr. Gampert.

Am 25. Nov. in Wien der vormalige Generalsecretär der Gesellschaft der Musikfreunde und des Conservatoriums, Regierungsrath Leopold Alexander Zellner, 71 J. alt, in München der Landschaftsmaler Prof. Graf Stanislaus von Kalkreuth, in Berlin der Schriftsteller Dr. Arnold Bodek, 50 J. alt, und der Heraldiker geh. Rechnungsrath F. Warnecke, in Paris der Historiker Victor Duruy, im 84. Lebensjahre.

Am 29. Nov. in Madrid der Cardinal Zeferino Gonzalez, als philosophischer Schriftsteller bekannt, im 64. Lebensjahre.

Am 30. Nov. in Wien Dr. Cajetan Freiherr von Felder, geh. Rath, wirkl. Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Wien, als Naturforscher ausgezeichnet, im 81. Lebensjahre.

Im Nov. in Paris der ehemalige Prof. der Botanik P. E. S. Duchartre, 83 J. alt, und in Petersburg der Entomologe Hugo Christoph.

Am 1. Dec. in Berlin der Gymnasialdirector a. D. K. Kempf.

Am 2. Dec. in Königsberg der Prof. der Astronomie an der dortigen Univ. Dr. C. F. W. Peters, 50 J. alt.

Am 3. Dec. in Lemberg durch Selbstmord Graf Victor Bawrowski als Übersetzer von Schiller, Goethe und Wieland ins Polnische bekannt.

Am 4. Dec. in Tübingen der Prof. der Theologie an der dortigen Univ. Dr. Robert Kübel, 56 J. alt, und in Perth (Schottland) der Botaniker und Geologe Dr. F. Buchanan Whyte.

Am 7. Dec. in Paris Ferdinand von Lesseps, 89 J. alt.

Am 8. Dec. in Wien geh. Rath Dr. Anton Freiherr von Heyglunek, früher Prof. an der Univ. in Wien, 87 J. alt, in Petersburg der Mathematiker Geheimrath Lwowitsch Tschebyschew, 73 J. alt, und in Berlin der Musikschriftsteller Prof. Dr. Alsleben, 62 J. alt.

Am 9. Dec. in Eisenach Prof. Dr. Gustav Schmidt.

Am 13. Dec. in Bern der Prof. der pharmaceut. Chemie a. D. Dr. J. A. Flückiger, im 67. Lebensjahre, und in Breslau der Prof. der Bakteriologie und Hygiene an der dortigen Univ. Dr. J. Schröter, 57 J. alt.

Am 14. Dec. in Berlin der Gymnasialdirector Prof. F. Kern, 64 J. alt, und in Rom der Director des vatican. Observatoriums Francesco Denza, 60 J. alt.

Am 18. Dec. in Wien der frühere Director der hiesigen orient. Akademie Otto Freiherr von Schlechta-Wssehrd, 69 J. alt.

Am 19. Dec. in Göttingen der Prof. der Nationalökonomie geh. Regierungsrath Dr. G. Hensen.

Am 21. Dec. in Melk der Prof. am dortigen Gymn. und Convictdirector P. Augustin Obenaus, der 32 J. alt nach dreijährigem Wirken von seinen Collegen und Schülern betrauert dahin gerafft wurde, und in Lemberg der Prof. an der jurist. Fac. a. D. Dr. F. Zrodowski.

Am 31. Dec. in Kopenhagen der Prof. der Mineralogie an der dortigen Univ. Frederik Johnstrupp, 76 J. alt.

Im Dec. in Triest Dr. Pervanoglu, früher Prof. der Archäologie an der Univ. in Athen, in London der bekannte Archäologe Sir Charles Newton, in Lingen der bekannte Pädagoge und Schulmann Prof. Dr. Fricke, Director des dortigen Gymn., und in Staneford (Connecticut) der Historiker Prof. John Lord, 82 J. alt.

Entgegnung.

Im 1. Hefte des 45. Jahrganges vom Jahre 1894 dieser Zeitschrift versucht Herr Alois Kornitzer, gegenwärtig Professor am Communal-Gymnasium im II. Bezirke in Wien, die in meinem Verlage erschienene Schrift „Über Ciceros Verdienste um die Philosophie- einer Kritik zu unterziehen. Auf diese seine, von einer unerklärbaren Animosität zeugenden Kritik erlaube ich mir Folgendes zu entgegnen. Wenn Herr K. die Kritik eines Werkes betreiben will, so muss er den Inhalt der 3. Epistel des 2. Buches des mit Recht gefeierten römischen Dichters Q. Horatius Flaccus sich mehr zu Herzen nehmen, er muss selbst jene Eigenschaften haben, die er anführt, und im Gegentheile alles das vermeiden, was er an solchen unberufenen Kritikern tadelt. Was nun meine Schrift selbst anbelangt, so bemitleide ich den Herrn K., dass es ihm trotz sehr eingehender Lectüre meiner Broschüre, wie er sich äußert, nicht klar geworden sei, welche Aufgabe ich mir in meiner Abhandlung gestellt habe. Dies besagt nicht nur die Aufschrift, sondern es lehrt dies auch der Inhalt der Schrift und insbesondere der Schluss der Abhandlung: freilich gilt dieses nur von demjenigen, welcher ohne Voreingenommenheit liest und urtheilt. Auch nimmt Herr K. Anstoß daran, dass meine Schrift in lateinischer Sprache verfasst ist, und meint, dass sie auch nur gewisse elementare Vorbedingungen einer wissenschaftlichen Arbeit nicht erfüllt weil ich von den neueren Erscheinungen auf diesem Gebiete wohl ka-

eine Ahnung habe, und macht mir den Vorwurf, dass ich nicht einmal die Einleitungen zu Ciceros philosophischen Schriften in den Commentaren des Teubner'schen und Weidmann'schen Verlages eingesehen habe. Das Endresultat dieser natürlich vernichtenden Kritik des Herrn K. ist, dass meine Schrift keinen wissenschaftlichen Wert habe. Darauf muss ich bemerken, dass ich zwar nicht die ganze Literatur, welche sich mit dieser Frage befasst, bei der Abfassung meiner Schrift berücksichtigte und auch unmöglich berücksichtigen konnte, dass ich aber in der That alle mir zugänglichen Werke gewissenhaft zu Rathe zog und unter diesen, ich hebe es hier geflissentlich hervor, obgleich es Herr K. sonderbar findet, auch Lübkers Reallexikon, welches mir über manches Aufklärung gab. Was nun die Verstöße gegen die Gesetze der lateinischen Grammatik und Stilistik betrifft, so sieht man aus dem von Herrn K. Angeführten ganz und gar nicht zur Genüge, dass ich zu wissenschaftlichen Arbeiten keine Eignung habe, und dies umsoweniger, da er ganz Richtiges als fehlerhaft erklärt. So z. B. auf S. 20: *Nonnumquam ita quoque rem instituit, ut unum . . . secutus sit auctorem et . . . id solum receperit*. Da ist der *conjunctivus perfecti* ganz richtig, weil in diesem *Consecutivsatze* die in die Vergangenheit fallende Folge nicht als gleichzeitig andauernd, sondern als in der Gegenwart abgeschlossen bezeichnet werden soll. Dasselbe gilt auch von dem Folgenden: *Praeterea hanc etiam rationem secutus est, ut . . . hauserit*. Auch kann ich nicht einsehen, warum die relative Anknüpfung S. 23: *Ex quo . . . sequi* und S. 25: *qui . . . videtur* unrichtig sein sollte. Und ähnlich verhält sich die Sache auch an anderen Stellen. Unrichtig ist ferner die Forderung des Herrn K., dass meine Schrift in gewisse Abschnitte eingetheilt sein sollte. Was endlich den Vorwurf anbelangt, dass ich den Druck der Abhandlung, welche Herr K. nicht genug lang zu sein scheint, nicht mit genügender Sorgfalt überwacht habe, so ist dieser ungerecht, weil ich die *Correctur* so sorgfältig als möglich überwacht habe, aber trotzdem nicht verbinden konnte, dass in der Schrift manche Druckfehler sich vorfinden. Auf Grund des Gesagten erlaube ich mir zu behaupten, dass meine Arbeit nicht so ganz wertlos ist, wie Herr K. meint, und was meine Eignung für wissenschaftliche Arbeiten betrifft, so gebe ich mich der Hoffnung hin, dass sich die prophetischen (?) Worte des Herrn K. nicht bewahrheiten werden.

Pisek.

Franz Smrčka.

Erwiderung.

Mit obenstehenden Ausführungen zeigt Herr S. selbst aufs schlagendste, dass es ihm an der Eignung zu wissenschaftlicher Arbeit gänzlich gebricht. Zur Animosität und Voreingenommenheit gegen seine Schrift fehlte mir jeder Grund. Aber da dieselbe von den grössten Verstößen gegen die lateinische Grammatik wimmelt, war ich leider gezwungen, über das geradezu compromittierende Machwerk das verdiente Urtheil zu fällen. Die Art, wie S. seine schülerhaften grammatischen Fehler zu rechtfertigen sucht, möchte komisch erscheinen, wenn sie nicht zugleich ein trauriger Beleg seiner Unwissenheit wäre. In den beiden von mir gerügten Fällen des Gebrauches des *coni. perf.* im *Consecutivsatze*, die S. anführt, versteht er es offenbar nicht, dass dort der Hauptsatz immer nur den Rahmen für die Handlung des *Ut*-Satzes bildet, aus dem dieser durch den *coni. perf.* gar nicht gerissen werden darf. Was aber meint S. zu dem Satze (S. 21) *feri potuit, ut confecta sint*? — Ich hatte ferner den groben Verstoß in der relativen Anknüpfung gerügt in Beispielen wie: *ex quo autem non sequitur* und *qui igitur — videtur*. Herr S. fragt naiv, warum denn die relative Anknüpfung *ex quo — sequitur* und *qui — videtur* unrichtig sein solle. Ahnt er

wirklich noch immer nicht, was dort verfehlt war? Oder ist es ihm nur um Entstellung und Verschleierung des wahren Sachverhaltes zu thun? Über die schauerlichsten seiner grammatischen Böcke schweigt er sich jedoch ganz aus. Ich frage aber: War ich wohl berechtigt, den Verfasser einer Schrift auf Grammatik und Schulbank zu verweisen, der, um nur das Ärgste herauszuheben, schreibt: *propter assidua bella fieri non potuit, quin (!) Romani studia et artes colerent* (S. 1), *quantas difficultates paravit (!), cognoscere possumus* (S. 18), *bono cuique* (S. 7), *impellimur putare (!) deos esse* (S. 24), *quia sibi (!) omne utile honestum videbatur* (S. 32), *sextus liber ius civile pertractare debebat (!)* (S. 7) soll heißen 'muss gehandelt haben von ...', *mox — mox* bald — bald (S. 33)? Zeigt da Herr S. nicht eine befremdende Unwissenheit in Dingen, die jeder Schüler der unteren Stufe des Gymnasiums wissen muss? Über die absolut ungenügende Benützung der Literatur in S.s Arbeit und über die gänzliche Wertlosigkeit derselben mag ich hier, um nicht Gesagtes zu wiederholen, kein Wort mehr verlieren. Bei Herrn S.s geringer Fähigkeit, seine Fehler zu erkennen, hiede dies in der That *oleum operamque perdere*. Dass Lübkers Reallexikon ein Quellenwerk für eine wissenschaftliche Arbeit nie und nimmer sein könne, ahnt Herr S. gar nicht. Dass er aus diesem für Schüler bestimmten Werke manches gelernt habe, will ich gerne glauben. Hätte er ja doch aus irgend einer gleichfalls für Schüler bestimmten lateinischen Schulgrammatik auch sehr vieles noch lernen können und — sollen, ehe er daran gieng, eine lateinische Abhandlung zu schreiben.

Wien.

Alois Kornitzer.

Wir beehren uns hierdurch vorläufig mitzutheilen, dass gemäß Beschluss der letzten Versammlung zu Wien die 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in den Tagen vom 25. bis 28. September 1895 zu Köln stattfinden wird. Die vorbereitenden Geschäfte für die Sectionen haben übernommen: *Philologische*: Dr. W. Schmitz, Gymnasialdirector, Köln, Kaiser Wilhelm-Gymn. Univ.-Prof. Geheimrath Dr. Usener, Bonn, Baumschuler Allee 26. *Pädagogische*: Prof. Lambert Stein, Köln, An den Dominicanern 8. Provincialschulrath Dr. W. Münch, Coblenz. *Archäologische*: Hofrath Dr. Aldenhoven, Director des Wallraf-Richartz Museums, Köln. Univ.-Prof. Dr. Löschcke, Bonn, Königstr. 53. *Germanistische*: Oberlehrer Dr. Blumschein, Köln, Roonstr. 17. Univ.-Prof. Geheimrath Dr. Wilmanns, Bonn, Weberstr. 14. *Historische*: Gymnasialdirector Dr. Milz, Köln, An den Dominicanern 10. Univ.-Prof. Geheimrath Dr. Ritter, Bonn, Riesstr. 8. *Mathematisch-naturwissenschaftliche*: Gymnasialdirector Dr. Schorn, Köln, Realgymn., Kreuzgasse. Dr. Thomé, Realschuldirektor, Köln, Spiesergasse 15. *Neusprachliche*: Oberlehrer Adeneuer, Köln, Pfeilstr. 25—27. Univ.-Prof. Dr. Förster, Bonn, Arndtstr. 14. *Orientalische und indogermanische*: Prof. Müller, Köln, Hohenstaufenring 52. Univ.-Prof. Dr. Prym, Bonn, Coblenzerstr. 39, und Dr. Jacobi, Bonn, Niebuhrstr. 29. — Anmeldungen von Vorträgen usw. für die Plenarsitzungen bitten wir vor Mitte Juni 1895 an einen der beiden Unterzeichneten, für die Sectionen an die bezeichneten Herren Sections-Obmänner gelangen zu lassen.

Köln, Bonn.

Das Präsidium:

Dr. O. Jäger, Gymnasialdirector, Köln, Severinstr. 251,
Univ.-Prof. Geheimrath Dr. Franz Bücheler, Bonn, Weberstr. 52.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Der Homerische Bogen.

Eine naturwissenschaftliche Untersuchung.

Durch die Commentare der Schulclassiker schleppen sich oft von altersher sachliche, das Gebiet der Naturwissenschaften streifende Erläuterungen, die einer genaueren Prüfung nicht standhalten. Eine solche unhaltbare, weil auf unrichtigen Voraussetzungen beruhende Erklärung betrifft die Zusammensetzung und Wirkung des Homerischen Bogens (Il. IV, 105 ff. und Od. XXI, 395).

Der Homerischen „Bogenfrage“ vom naturgeschichtlichen und physikalischen Standpunkte aus näherzutreten, ist der Zweck dieser Zeilen.

Αἰξ ἄγριος.

Homer unterscheidet zwei Ziegen: *αἰξ* und *αἰξ ἄγριος*, nebstbei findet die Ziege noch an einer Stelle (Il. VI, 179 ff.) als *χιμαιρα* einen Platz. Dass *αἰξ* die Hausziege bedeutet, ist unzweifelhaft; dass *χιμαιρα* nur als sagenhaftes Ungethüm aufzufassen ist, ergibt sich aus ihren Attributen: sie ist eine Ziege mit Löwenkopf und Drachenschwanz, welche „furchtbare Macht lodernden Feuers“ anshaut; Bellerophon's erlegt sie. Da Kleinasien nur erloschene Vulcane und zwar nur im Innern des Landes hat, so können wir die Chimära von Lykien nicht auf vulcanische Erscheinungen deuten, sondern nehmen sie (mit Keller) als Personification brennender Petroleumquellen und ausströmender Kohlenwasserstoffe an, wie in unserer Zeit noch die „heiligen Feuer“ von Baku. Diese riesigen Erdfakeln haben die Bewohner Lykiens erschreckt und sengend die Umgebung verheert. Unterstützt wird diese Deutung durch das mit *χιμαιρα* verwandte semitische Chemar, welches Erdpech, Erdharz bedeutet.

Wenden wir uns nun zur Erklärung des für uns wichtigeren Artbegriffes *αἰξ ἄγριος*, der mannigfach interpretiert wird. Im Folgenden wird zu zeigen versucht, dass diese Bezeichnung bei

Homer in zweifachem Sinne zu nehmen ist, 1. als Wild- oder verwilderte Ziege, 2. als Paseng.

1. Die Zähmung der Hausthiere erforderte lange Zeiträume und hat jedenfalls damit begonnen, dass der Mensch einzelne verwaiste Junge aus Mitleid in seinen Haushalt aufnahm. Diese Einzelzähmungen sind nicht bei allen Thieren gelungen, sondern nur bei solchen, deren Geselligkeitstrieb einen innigeren Anschluss an den Pfleger begünstigte; sehen wir doch, dass relativ nur wenige Thiere zu Hausthieren geworden sind und ihre Zahl seit Jahrhunderten nicht mehr zugenommen hat. Auf die Einzelzähmungen folgten die Paarungen dieser zahmen Thiere. Der Mensch hatte nunmehr die Aufgabe, diesen seinen Hausgenossen möglichst viele Bedürfnisse anzuerziehen und sie so möglichst unselbständig zu machen. Infolge des Eingreifens des großen Egoisten wurden nun im Verlaufe langer Zeiträume entweder alle Individuen der betreffenden Art ihm dienstbar und verschwanden aus dem Naturbestande, oder es fand an ihnen durch Züchtung und Kreuzung eine solche Umprägung statt, dass es heute nicht immer gelingt, die wilden Stammformen unserer Hausthiere mit Sicherheit zu constatieren.

Prähistorische Funde und altgeschichtliche Denkmäler lehren, dass nicht jede Thierart nur an einem einzigen Punkte der Erde gezähmt und dann als Hausthier den anderen Völkern bekannt geworden sei, sondern dass die Domestication desselben Thieres bei mehreren Völkern unabhängig und zu verschiedener Zeit begonnen haben kann; ferner, dass an demselben Orte ein qualitativer und quantitativer Fortschritt in der Züchtung stattgefunden habe, was sich aus dem Bedürfnisse des Menschen und aus den biologischen Verhältnissen der Thiere selbst erklärt. Aus diesen Umständen ist zu entnehmen, dass der Grad der Domestication nicht bei allen Thieren desselben Ortes zur gleichen Zeit derselbe sein konnte.

Auch zur Homerischen Zeit hatten nicht alle Hausthiere eine gleich hohe Stufe der Domestication erreicht.¹⁾

Schaf und Rind erscheinen nur als Hausthiere, sie waren ihrer Lebensweise nach schon zum nomadischen Leben geeignet und eilten daher den anderen Hausthieren in der Domestication voraus. Ein Wildschaf kennt Homer nicht, die Stammformen des Schafes waren schon ausgestorben oder der Zähmung zugeführt. Auch das Rind wird von Homer nur mehr als Hausthier berücksichtigt. Der Wildstier Wisent (*βόναςος* des Aristoteles), der in grauer Vorzeit ganz Mitteleuropa bewohnte und, wie die Thesensage und gewisse Ortsnamen (z. B. *βόδργιος* für einen Wildbach in Lokris) andeuten, auch in Griechenland heimisch war, tritt voll-

¹⁾ Von den 26 europäischen Hausthieren der Gegenwart kennt Homer nur folgende 11: Schaf, Rind, Ziege, Schwein, Pferd, Esel, Maulthier, Hund, Taube, Gans, Biene.

ständig in den Hintergrund; Homer erwähnt ihn selbst nicht, sondern nur die aus seinem Leder verfertigten Schilde (*βοάγρια*) im Saale des Odysseus.

Das Wildpferd kennt Homer nicht, sondern nur das zahme; ja er führt einmal (II. V, 205) eine fast moderne Genealogie eines „Stalles“ vor: Anchises veredelte nämlich seine Zucht, indem er seine Stuten von den Hengsten des Laomedon belegen ließ und von den erzielten sechs Fohlen vier für sich behielt und zwei dem Aeneas schenkte. Von solchen Fällen aber abgesehen, erinnert die Behandlungsweise des Pferdes noch an einen gewissen Grad des Naturzustandes. Denn wer würde nicht, wenn er liest (II. XV, 680): „Sowie ein tüchtiger Reiter, nachdem er aus vielen vier Rosse zusammengetrieben, sie aus dem Felde nach der großen Stadt jagt . . .“, an die Ungebundenheit, an den halbwilden Zustand der in Freiheit lebenden und daher auch theilweise verwilderten Pferde erinnert, wie sie die weiten Ebenen der alten und neuen Welt noch heute bevölkern und nach der Größe des Bedarfes vom Menschen mit Gewalt zu seinem Dienste herangezogen werden?

Der Hund wird genau so geschildert, wie wir ihn heute als Hausthier kennen: er ist treu, schmeichelt dem Herrn, bellt Fremde an, er ist wachsam, spürt das Wild auf, ist ein Genosse bei Tische; und dennoch hatte er seine Raubthiernatur noch nicht vollständig abgestreift: denn er zerreißt und frisst menschliche Leichen, selbst die seines Herrn und leckt dessen Blut (II. XXII, 66), erinnert also an die halbwilden in den Straßen der orientalischen Städte herumstreichenden Hunde.

Das Hausschwein tritt bereits sehr früh in die Reihe der eigentlichen Hausthiere, wie auch die trojanischen Funde (nach Virchow) bestätigen. Die Schweinezucht wird intensiv betrieben als Eichelmast in den Wäldern und als Stallmast. Daneben wird aber ausführlich des Wildschweines gedacht, das auch heute noch nicht ausgestorben und nicht völlig durch Domestication verschwunden ist. Ganz naturwahr schildert Homer den Charakter des Ebers als eines Jagdthieres, wie er die Borsten des Rückens sträubt, die weißen Hauer oder „Gewehre“¹⁾ aneinanderwetzt, wie er den Boden aufwühlt und mit funkelndem Auge auf den Jäger stürzt, wenn er aus seinem einsamen Lager aufgehetzt wird, und wie sich die Hunde an seine Flanken hängen — kurz, das lebensvolle Bild einer „Sauhatz“!

Die Taube konnte erst bei sesshaftem Leben der Zähmung unterzogen werden; Homer beschreibt (II. XXI, 493) die Lebensweise der Felsentaube (*Columba livia*), der schwarz- und schieferblauen (*πέλιαια*), die ausschließlich, im Gegensatz zu den übrigen

¹⁾ Die weitvorstehenden, durch Wetzen immer schärfer werdenden Eckzähne des Ober- und Unterkiefers, die besonders stark beim männlichen Wildschwein oder Eber entwickelt sind.

wilden Taubenarten, die Felsklüfte und zwar besonders häufig an den Gestaden des Mittelmeeres bewohnt. Er kennt aber neben ihr auch die gemeinen Haustauben, die „Feldflüchter“, die von jener abstammen und halbdomesticirt in den Taubenschlägen gehalten und während der schlechten Jahreszeit gefüttert werden, sonst aber feldernd sich selbst erhalten. Dass Homer diese halbzahme oder halb wilde, schüchterne (*τροῖζων*) Haustaube kennt, ergibt sich daraus, dass er Thisbe (Il. II, 502) und Messe (Il. II, 582) taubenreich (*πολυτροῖζων*) nennt; denn eine Stadt kann, zumal wenn sie, wie Thisbe, nicht an Meere liegt, nicht an Felsentauben reich sein, sondern nur an den gemeinen „Feldflüchtern“ und solchen Nachkommen derselben, die sich der Obhut des Menschen wieder entzogen und in die Stammform zurückgeschlagen haben.¹⁾

Ganz anders verhält es sich aber noch mit Gans und Biene.

Solange die Wildgans noch ein häufiges Jagdthier war, züchtete man sie nicht, und konnte sie auch während eines nomadisierenden Lebens überhaupt nicht zähmen, da sie 30 Tage auf den Eiern sitzt; erst mit Beginn des sesshaften Lebens konnte die Züchtung erfolgen. Zur Homerischen Zeit ist jedoch die von der Wildgans abstammende Hausgans noch etwas Seltenes, ein Luxusvogel, den nur Reiche in bescheidener Zahl in ihren Höfen halten (Od. XIX, 536); man hat auch (Virchow, Alttroj. Schädel u. Gräber) weder in Troja noch in Mykene Reste von Hausgänsen gefunden. Die Züchtung der Gans steht noch an ihrem Beginne.²⁾

Wenn (Il. II, 87) das Schwärmen der Bienen aus den Felsklüften, das Zusammenballen des Bienenvolkes zur „Traube“ und der Muth der Bienen bei Vertheidigung ihrer im Felsen verborgenen Brut (Il. XII, 167) geschildert wird, so ist damit nur die wilde Biene gemeint, die ihre Stöcke in Felsen und hohlen Bäumen anlegt und den „wilden“ Honig bereitet.

Wenn andererseits die Aufstellung von Behältern, in denen die Bienen für die Nymphen Honig bereiten (Od. XIII, 105), als etwas Bemerkenswertes hervorgehoben wird, so sehen wir darin die bescheidenen Anfänge der Bienezucht; denn diese ist nach ihrer ganzen Methode nur bei vorgeschrittener Cultur, vielleicht erst bei Gartenbau möglich. Aristaeus, inventor olei, erfand auch *κατα-*

¹⁾ Erst, wenn berichtet wird, dass die „weiße“ Taube anfangs des 5. Jahrhunderts v. Chr. nach Griechenland gekommen sei, könnten wir an eine veredelte Rasse denken, wenn wir nicht besser thun, diese Nachricht dahin zu deuten, dass der religiöse Taubendienst mit der Verschmelzung gewisser Culten vom Euphrat (Semiramis) nach Vorderasien (Astarte) und von da nach Griechenland (Aphrodite) gewandert sei.

²⁾ Das Attribut *εἰργός* (Od. XV, 161) wäre für den Naturhistoriker allein schon gleichsinnig mit zahm; wenn aber auch noch das Attribut *πέλωρος* hinzugefügt wird, so scheint es, als wollte der Dichter selbst die Abänderung in Farbe, Form und Größe der Gans als Folgen der Domestication hinstellen; denn er fügt noch (162) gleichsam erklärend das Attribut *ἕμερος* dazu.

σχευή τῶν σμηνῶν, die Bienenzucht, und als sein Bruder wird Autuchos, der Selbstbesitzende, genannt. Der Wohlgeschmack lockte den Menschen, der hierin vielleicht an dem Bären einen Lehrmeister hatte, den Honig zu erbeuten und als Versüßungsmittel (an Stelle unseres Zuckers) bei Speisen, Getränken und Libationen zu verwenden. Als er sesshaft wurde, sicherte er sich diese süße Beute, indem er die wilden Bienenstöcke mit Steinen und Ästen vor ungebeten Gästen schützte; und als er die Obstcultur begonnen hatte, versetzte er wohl hohle Baumklötze, in denen die wilden Bienen bauten, in seinen Garten, wo dieselben an den reichlicheren Blüten seiner Obstbäume auch reichlicheren Honig fanden; hier gewöhnte sich das Insect an die Nähe und Betreuung des Menschen, und der letzte Schritt folgte, als es gelang, die „Traube“ des schwärmenden Stockes in einem künstlichen Behältnis anzusiedeln. Die Biene tritt mit dem Beginne der Gartencultur in den Kreis der eigentlichen Hausthiere.

Wir können also an den bisher besprochenen Hausthieren einen, wenn auch oft kaum merklich verschiedenen Grad der Domestication constatieren, von der vollständigen beim Schafe bis zur kaum begonnenen bei Gans und Biene.

Eine Verzögerung der Domestication, wie wir bei Taube, Gans und Biene schon wegen des Elementes, in dem sie sich bewegen, erklärlich finden, welches eine Befreundung mit dem Menschen erst anbahnen ließ, als derselbe selbst zu festen Wohnsitzen gelangt war, eine solche Verzögerung wird bei den noch zussändigen drei Hausthieren, dem Esel (ὄνος), Maulthier (ἡμίονος) und der Ziege (αἰξ) durch ihren störrigen Charakter und die Futterwahl bedingt. Diese Thiere bedürfen nicht fetter Weiden und weiter Strecken, denn sie sind äußerst genügsam. Die beiden ersteren begnügen sich mit spärlicher stacheliger Kost, die Ziege mit harten, dem Felsen entsproßenden Kräutern und Stauden, die sie während des mühsamen Kletterns auf bergigen Pfaden aus den Ritzen zupft; langsam nur äsen sie daher, und sie in Herden zusammenzuhalten während der Wanderung, ist schwer. Für nomadisches Leben eignen sich diese drei Thiere somit wenig. Der Esel erscheint daher in der Homerischen Zeit, wo Viehzucht und Ackerbau vorherrschen, noch nicht als eigentliches Arbeitsthier und wird nur einmal (Il. XI, 558) gelegentlich eines Vergleiches erwähnt; seine Zucht scheint also erst im Beginnen begriffen gewesen zu sein, und man hielt ihn vielleicht nur zur Zucht des Maulthieres,¹⁾ dieses vielgeplagten Holzträgers, dessen sicheren Tritt auf Gebirgspfaden Homer kennt, und welches mit der Genügsamkeit des Esels die Kraft des Pferdes verbindet. Der Esel dürfte erst mit dem Fortschritte der Wein- und Gartencultur zur Geltung gekommen sein. — Auch die Ziege setzt nach ihren Lebens-

¹⁾ Bastard vom männlichen Esel und weiblichen Pferd.

gewohnheiten eine höhere Culturart voraus und war eines der Hausthiere, die spät domesticirt wurden.¹⁾ Wenn die Zähmung spät begann und sich, wie jede Zähmung, nur langsam vollzog, so darf es nicht überraschen, wenn sich auf einer Insel, wie Ithaka, die Ziege im wilden oder halbwildem Zustande neben der gezähmten lange erhalten hat und als Jagdthier galt; wenn wir schon nicht annehmen wollen, dass sie mittelst Hunden bloß eingetrieben wurde, um den Bedarf an Zuchtziegen zu decken.

Eine Vorstellung eines solchen Zustandes gibt uns das Renthier. Bevor die Polarvölker der alten Welt seine Zähmung begannen, war es Jagdthier, wie noch jetzt in Nordamerika. Aber die Zähmung in der alten Welt ist noch jetzt unvollkommen, es gibt noch immer wildlebende Rene, und selbst die bestimmten Besitzern zugehörigen werden einen großen Theil des Jahres freigelassen und sorgen selbst für sich, und man fängt sie nach Bedarf wieder ein. Während ihres freien Lebens paaren sie sich auch mit wilden Renthierern und schlagen, wenn sie sich vom Menschen völlig emancipieren, in die wilde Stammform zurück. Der Hund spielt natürlich bei dieser Behandlung eine wichtige Rolle, ohne ihn könnten die Thiere nicht eingetrieben und nicht in Herden zusammengehalten werden.

Dem bisherigen Gedankengange folgend, stellen wir uns, z. B. Od. XVII, 294, wo erzählt wird, dass die jungen Männer den Hund Argos gegen αἰξ ἄγριος, Hase und Damhirsch „führten“ (ἀγίνεσκον), entweder eine Wildziege vor, die seitdem aus dem Naturbestande verschwunden ist, oder sicherer eine verwilderte Ziege, die sich dem Zwange des Menschen entzogen hatte, zur freien Lebensführung zurückgekehrt war und infolge dessen wieder Merkmale der Stammform der Hausziege angenommen hatte.

2. Einen ganz andern Eindruck empfangen wir aber von αἰξ ἄγριος durch die lebenswarme Schilderung der Jagdscene im Gebirge Kleinasiens (Il. IV, 105)! Pandaros schießt ein springendes, das Gebirge bewohnendes Thier in dem Momente, wo es auf einen vorspringenden Felsen heraustritt, von einem Hinterhalte aus, von unten herauf in die Brust, so dass es rücklings zu Boden fällt. Man fühlt sich plötzlich im Geiste in die Schroffen der Alpen zur flüchtigen Gemse, zum scheuen Steinbock versetzt. In Rudeln äst das edle Hochwild, geschützt hinter den Steinwänden, während der mächtige Leitbock auf ein Felsengrat hinaustritt, fleißig Umschau hält und Witterung nimmt, um seine Schützlinge vor einer drohenden Gefahr zu warnen, und nun in Ausübung seines Wächteramtes von dem tödtlichen Geschosse eines vornehmen

¹⁾ Wenn auch αἰξ im Sanskrit und Lithauischen sich findet, so bedingt dies noch nicht die Bekanntschaft mit der zahmen Ziege; sie kann, wie einst das Pferd und jetzt noch der Eber, Jagdthier gewesen sein, dessen Name später auf die zahme Ziege übergieng.

Jägers ereilt wird! Also eine Jagd auf Gebirgswild, vom Anstande aus, ohne Hund!

Wir haben unter *αἴξ ἄγριος* an dieser Stelle der Ilias einen freien Bewohner der höheren Gebirge von Kleinasien, an den übrigen Stellen aber eine Stammform oder eine verwilderte Form der Hausziege zu verstehen. Welche Art von Gebirgsziege aber in II. IV gemeint ist, soll nunmehr untersucht werden. Die geläufigen Übersetzungen lauten: Steinbock, Paseng, Gemse.

α) Was den Alpensteinbock anbelangt, so kann man aus der Seltenheit seiner Reste in den Pfahlbauten schließen, dass er in prähistorischer Zeit nicht viel weiter verbreitet war als jetzt; heute ist er und seine Varietäten auf die höchsten Theile der Alpen, Pyrenäen, des Kaukasus, Abessiniens und auf den Himalaya beschränkt, immer ein ausgesprochener Bewohner der Hochgebirgsregionen; schon dadurch wird es unwahrscheinlich, dass er jemals die Homerischen Stätten bewohnt habe, denn der Taurus erreicht erst im östlichen Kilikien eine Höhe von 3000 m; umso unwahrscheinlicher, geschweige nachweisbar ist sein Vorkommen im westlichen und südlichen Kleinasien und in Griechenland, da weder Schriftsteller noch Kunstproducte dieser Länder ihn berücksichtigen.

Ein weiteres Argument ist das Attribut *ἰονθαίς*, bärtig (Od. XIV, 50), mit dem Homer seinen *αἴξ ἄγριος* im weiteren Sinne belegt; denn selbst ältere Steinböcke besitzen am Kinn höchstens einen unbedeutend verlängerten Haarwuchs, jedenfalls keinen Bart von solcher Auffälligkeit, dass ihn Homer, dessen Attribute so bezeichnend gewählt sind, zu einem charakteristischen Merkmale beizutragen hätte. Bezieht man *ἰονθαίς* auf das ganze Fell und übersetzt es mit „zottig behaart“, wie es allenfalls den Hausziegen und verwilderten Ziegen zukommt, so ist das Attribut auch in dieser Bedeutung für einen Steinbock nicht passend, denn er hat dicke, raue Behaarung, welche sich der einer Gemse nähert.

Weder die heutige und prähistorische geographische Verbreitung des Steinbocks, noch das Attribut „bärtig“ lassen es zu, unter dem in jener charakteristischen Jagdscene vorgeführten Gebirgsbewohner den eigentlichen Steinbock zu verstehen.

β) In der ganzen Lebensweise hat nun mit dem Steinbocke der Paseng oder die Bezoarziege ¹⁾ (*Capra aegagrus*) die größte Ähnlichkeit, und die Attribute *ὄρεσκαῖος* und *ἰξάλος* können ebenso gut auf den Steinbock als auf den Paseng angewendet werden; denn beide sind gar treffliche Springer und Kletterer der Gebirge, beide sind durch ihr scheues Wesen, durch feine Witterung aus-

¹⁾ Im Magen des Paseng findet man, wie in dem anderer Wiederkäuer, krankhafte Concretionen, Bezoarkugeln genannt, die vormals allgemein im Orient noch jetzt als Gegengift verwendet werden — aber ganz wirkungslos sind.

gezeichnet und können nur unter Anwendung aller List und Gewandtheit, durch Auflauern, nicht durch Verfolgen gejagt werden. Wie aber die oben angeführten Gründe gegen den „Steinbock“, so sprechen sie für „Paseng“ in der angezogenen Stelle der Ilias. Der Paseng ist nämlich in Mittel- und Westasien und vielleicht auch auf den höheren Gebirgen der griechischen Halbinsel heimisch und war gewiss in alter Zeit noch weiter verbreitet als jetzt, wo ihn die menschlichen Verfolgungen nöthigten, sich mehr und mehr auf die unzugänglichsten Stellen der Gebirge zurückzuziehen. Im südlichen Kleinasien kommt der Paseng noch jetzt häufig vor; wahrscheinlich bewohnte er ehemals auch Rhodus und Cypren, wo man bildliche Darstellungen desselben angetroffen hat. Besonders häufig ist er auf den alten phönikischen Vasen dargestellt, mit großem und langem Barte, welches Merkmal keine Verwechslung mit dem Steinbocke zulässt; denn beim Paseng sind sogar beide Geschlechter mit einem Barte ausgestattet, während beim Steinbocke selbst das Männchen nur eine schwache oder gar keine Andeutung dieser Kinnzierde aufweist. Dieses Merkmal ist untrüglich, selbst wenn man infolge Stilisierung der Naturgegenstände auf antiken Kunstproducten und Denkmälern die regelmäßigeren Hörner des Steinbockes zu sehen glaubt.¹⁾

Resumieren wir: die heutige geographische Verbreitung des Steinbockes und des Pasengs, ferner das charakteristische Unterscheidungsmerkmal *λοιδάς*, das Schweigen der griechischen Kunstproducte und griechischen Schriftsteller über den Steinbock, endlich die phönikischen Darstellungen des bebärteten Paseng, aus denen hervorgeht, dass den Phönikiern trotz ihrer Handelsbeziehungen zu Kleinasien und Griechenland nur der Paseng, nicht der Steinbock bekannt war, rechtfertigen wohl die Annahme, dass zur Homerischen Zeit nicht der Steinbock, sondern nur der ihm äußerlich und in seiner Lebensweise ähnliche Paseng Westasien und gewisse Inseln daselbst bewohnt haben und von Pandaros gejagt worden sein konnte.

γ) Endlich wird in der Jagdscene der Ilias *αἰξ ἄγριος* auch häufig mit Gemse übersetzt. Die Schilderung wäre auch kein Gegengrund; denn, wie schon einmal bemerkt wurde, leben Steinbock, Paseng und Gemse in Rudeln unter Führung eines alten Leitbockes, der auf vorspringenden Felsen für die Sicherung sorgt; einen solchen mächtigen Leitbock scheint eben Pandaros erlegt zu haben, da die Größe des Gehörnes besonders hervorgehoben wird; die Gemse hat aber relativ sehr kleine Hörner, deren Dimensionen mit denen eines Steinbock- oder Pasenghornes nicht verglichen

¹⁾ Dass die verwilderte Ziege und der Paseng mit demselben Namen *αἰξ ἄγριος* bezeichnet werden, ist aus der Ähnlichkeit beider zu erklären, indem das für Homer auffallendste Merkmal eines Kinnbartes beiden zukommt.

werden können. Auch die geographische Verbreitung spricht gegen „Gemse“; sie bewohnt die Alpen und Pyrenäen, nach Brehm auch den Veluchi, nach Heldreich den Parnass und Olymp; doch vom Vorkommen derselben in Kleinasien ist nichts bekannt, und nach den heutigen Verhältnissen zu urtheilen, hat sie niemals eine solche Verbreitung auf Homerischem Gebiete besessen als der Bezoarbock. Keinesfalls aber kommt ihr das Attribut *ἰονθάς* zu, denn sie ist weder bärtig noch zottelhaarig.

Wir können also nur annehmen, dass unter den Wildziegen der höheren Gebirge, die hier in Betracht kommen können, der Paseng seine Hörner für den Bogen des Pandaros geliefert habe. Selbst die Verarbeitung der Hörner spricht für „Paseng“; denn seine Hörner lassen sich jedenfalls leichter glätten und polieren als die des Steinbockes, da sie schwächere Querwülste haben, die sich mehr über die Breitseite des Hornes hinziehen als auf die vordere Kante concentrieren.

Gegen die von Netolicka gelegentlich der Erklärung des *ἑκκαίδεκάδωρα* (sechzehn Handbreiten lang) gemachte Bemerkung: „Die Handbreiten oder Palmen treten durch die 14—16 runden Wülste deutlich hervor“, auf welche Ansicht sich auch Ameis stützt, ist zu erwidern, dass weder am Horne des Steinbockes noch an dem des Paseng die Querwülste unter sich gleiche Abstände haben, daher als Längenmaß nicht herangezogen werden und für die Auffassung „Steinbock“ nicht beweisend sein können. Wenn wir also aus „Pandaros' Schuss“ auf ein Gebirgsthier schließen, das in Körperbeschaffenheit und Lebensführung am meisten an Steinbock und Gemse erinnert, so scheinen doch die vorgebrachten Gründe in ihrer Gesamtheit zwingend genug, um die Übersetzung „Steinbock“ und „Gemse“ auszuschließen, „Paseng“ zu rechtfertigen.

Der hörnerne Bogen.

Die Stelle II. IV, 110 f.:

*καὶ τὰ μὲν ἀσκήσας κεραοξόος ἦραε τέκτων,
πάνθ' ἐν λειήνας χροσέην ἐπέθηκε κορώνην,*

wird gemeinlich folgendermaßen aufgefasst und erklärt: „Indem dieser Arbeiter die Wurzelenden der beiden Hörner durch einen metallenen Beschlag miteinander verband und die schwächeren Kopfenden derselben zur Befestigung der Sehne geeignet machte.“

Diese Auffassung, die durch den Text weder geboten noch zu rechtfertigen ist, ist vom naturgeschichtlich-physikalischen Standpunkte aus unhaltbar. Die Kraft, mit der der Pfeil abschnellt, kann nur eine Äußerung der Elasticität sein; es müssen daher entweder die Hörner oder der „metallene Beschlag“ oder die Sehne die notwendige Federkraft besitzen.

1. In Betreff der Hörner ist zu bemerken, dass dieselben nicht massiv, sondern hohl sind, Überzüge der knöchernen Stirnzapfen der Hörnthiere. Darin liegt schon von vornherein ein

Hindernis für eine derartige Biegung, wie sie für das Abschießen des Pfeiles nothwendig wäre; wenn man aber den Versuch wirklich macht und ein Paseng- oder Steinbock- oder Rinderhorn (hier ganz irrelevant) einem Zuge oder Drucke unterwirft, so erreicht man sofort die Elasticitätsgrenze, und verstärkt man die wirkende Kraft, so wird das Horn an der concaven Seite eingeknickt, an der convexen zerrissen; es zerbricht also und schnell nicht mehr in seine frühere Form zurück, wenn die Kraft zu wirken aufhört. Dieser so naheliegende Versuch wurde vermuthlich nie gemacht, die unrichtige Voraussetzung, dass die Hörner hinlänglich elastisch seien, beibehalten und auf sie unhaltbare Folgerungen aufgebaut.

2. Es bliebe also der „metallene Beschlag“, dem die erforderliche Elasticität innewohnen müsste, wenn der Bogen seine Schuldigkeit thun sollte. Gegen diesen „metallinen Beschlag“ oder Metallbügel spricht schon der Ausdruck *τέκτων*, unter welchem Homer verschiedene Handwerker, als: Steinmetze, Zimmerleute, Schiffsbauer, Wagner, Drechsler, Schreiner und Gürtler begreift, nirgends aber den Metallarbeiter, den er mit *χαλκεύς* bezeichnet. Wenn das Metall die Hauptrolle am Bogen spielte, da die Hörner nicht wirksam sein konnten, warum nennt Homer den Bogner nicht *χαλκεύς*, sondern *τέκτων* und verweist ihn dadurch in den Kreis jener Handwerker, die mit Metallen nichts zu schaffen haben?

Doch bleiben wir auf realistischem Gebiete! Es ist also die Frage, ob ein Metallbeschlag, ein metallenes Mittelstück (*πήχυς*) die nöthige Schnellkraft äußern kann? Auch dies muss verneint werden. Homer kennt: Gold, Silber, Kupfer (Bronze?), Eisen, Blei, Zinn und Elektron (eine Legierung von Gold und Silber); auch das Schmieden kennt er, denn er gibt (II. XVIII, 468 ff.) die Schmiedewerkzeuge an. Während es jedoch unwahrscheinlich ist, dass man zu Homerischer Zeit in Griechenland Gold- und Silberwaren verfertigt habe, dagegen wahrscheinlicher, dass man sie aus dem Auslande bezogen habe, aus Phönikien, Thrakien, Egypten, Lykien und Kypros, gab es Eisen- und Kupferschmiede allerwärts und wenigstens in den Städten in hinreichender Zahl (II. XXIII, 826—836).

Von den dem Dichter bekannten Metallen kann aber nur Eisen oder vielmehr Stahl hier in Betracht kommen; denn die übrigen sind bloß dehnbar und biegsam, aber nicht elastisch, wobei die alte Streitfrage, ob *χαλκός* nebst Kupfer auch Bronze bedeuten kann, gar nicht berührt zu werden braucht; denn die Alten kannten zwar harte und spröde, aber keine wenigstens in dem Grade elastische Bronze, als sie für den vorliegenden Fall sein müsste.

Wenn also die Elasticität des Bogens von den Hörnern nicht bedingt sein konnte, daher vom Metallbügel bedingt sein musste, so konnte dieser Bügel oder „metallene Beschlag“ nur elastischer Stahl sein. Dass Homer Stahl gekannt habe, ist wohl nicht so raudweg abzuweisen, wie es von manchem Forscher geschieht;

denn Eisen ist aus seinen Erzen leichter zu gewinnen als Kupfer (respective Bronze), wenn auch jenes, einmal gewonnen, schwerer zu bearbeiten ist als dieses (Il. VI, 48 *πολύκιμητος* „mühsam bearbeitet“). Die Gewinnung des Eisens geschah damals durch einen sehr primitiven metallurgischen Process, welcher der heutigen „Rennarbeit“ nahekommt und von den Eingebornen Indiens und Afrikas noch jetzt betrieben wird: die Eisenerze werden zwischen zwei Lagen glühender Holzkohle eingebettet und in eine Erdgrube gebracht und hierauf mittels eines einfachen Gebläses erhitzt. Dadurch entsteht ein mehr oder weniger gekohlter, teigartiger Eisenklumpen, den wir jetzt Luppe oder Wolf nennen würden. Ebenso wurden wohl auch in der ältesten Zeit schon derartige Schmelzgruben an Bergschluchten angelegt, damit der Luftzug die Feuerung anfache: diese Schmelzöfen einfachster Construction sind die *χόανοι*, an denen kräftige Männer wie Hephaistos das Eisen ausbrachten, mit Hilfe von Amboß, Hammer und Zange reckten und in mancherlei Formen zwangen, also schmiedeten.

Bei dieser directen Gewinnungsart des Eisens aus den Erzen hing es von der natürlichen Beschaffenheit der letzteren und vielleicht auch von Zufälligkeiten beim Schmelzprocesse ab, ob das Product mehr den Charakter des Schmiedeeisens oder den des Stahles erhielt: letzterer unterscheidet sich nämlich von ersterem durch einen größeren Kohlenstoffgehalt; wo also die Beschaffenheit der Erze für die Stahlgewinnung günstiger war, dort ergab sich mehr Stahl, d. h. eine höhere Kohlungsstufe des Eisens, und weniger Schmiedeeisen.¹⁾

Stahl unterscheidet sich auch noch dadurch vom Schmiedeeisen, dass er sich härten lässt, indem man ihn glühend in kaltes Wasser taucht, „ablöscht“, wie wir jetzt sagen; ein Vorgang, den Homer mit *φαρμάσσειν* (Od. IX, 393) bezeichnet. Beim „Ablöschen“ wird der Stahl umso härter und spröder, je größer der Temperaturunterschied zwischen dem glühenden Stahle und der Härtungsflüssigkeit ist; wird er nun durch das „Ablöschen“ zu hart und spröde, was sich ja nicht genau voraussehen lässt, so kann er und nach Umständen muss er durch ein neuerliches Glühen, durch das „Anlassen“, auf einen geringeren Härtegrad gebracht und dadurch auch elastischer gemacht werden, er wird desto weicher, je mehr man ihn „anlässt“; dabei durchläuft er eine eigenthümliche und gesetzmäßige Farbenreihe, die einen Rückschluss auf seine Härte gestattet: er wird anfangs gelb bis braun (*δαφουρός*), dann purpurn (*φοινίεις*), hellblau (*ίόεις*), kornblumenblau (*κνάνεος*), daher *κίανος* Stahl, und endlich bei 316° C. schwarzblau (*μέλας*).

Alle eisernen Geräthschaften Homers bestehen aus Eisen oder Stahl, wie sie durch jene einfache „Rennarbeit“ dargestellt werden

¹⁾ So preist z. B. Äschylos das Eisen der Chalyber an der Nordküste von Kleinasien (später Chaldaer genannt); daher *χάλυβ* für Stahl.

Die ~~Metalle~~ ~~in~~ ~~den~~ ~~Waffen~~ wurden durch „Ablöschchen“ und „Anschmelzen“. Je nach hohen Hitzegrade unserer modernen Hochöfen, welche die Darstellung von Gusseisen ermöglichen, konnten die Griechen mit ihren einfachen Betriebsmitteln nicht hervorrufen; diese ~~Metalle~~ ~~blieb~~ ~~ihnen~~ ~~daher~~ ~~unbekannt~~ ~~und~~ ~~damit~~ ~~auch~~ ~~die~~ ~~Methoden~~ ~~zur~~ ~~Erzeugung~~ ~~des~~ ~~Stahles~~ ~~von~~ ~~bestimmter~~ ~~Art~~ ~~und~~ ~~Beständigkeit~~.

Es wird angenommen, dass $\chi\upsilon\lambda\omicron\nu\varsigma$ nicht Stahl, sondern ein weiches Eisen bedeute, und dass die Griechen die Verwendung des ~~Metalls~~ in Schwertern, wozu er sich doch am meisten geeignet hätte, vor dem 7. Jahrhunderte nicht gekannt hätten. Ist diese Ansicht richtig, dann wäre der „metallene Beschlag“ ohnedies nur schmiedeeisenes Schmiedeeisen gewesen und würde seinen Zweck gar nicht erfüllt haben.

Erscheinen aber die obigen Auseinandersetzungen für ausreichend, um die Bekanntschaft der Homerischen Zeit mit Stahl zu beweisen zu dürfen, so müssen wir subponieren, dass der Bügel des Bogens aus elastischem Stahle bestanden habe, da wir die notwendige Elasticität weder den Pasenghörnern noch einem aus Kupfer (Bronze) verfertigten Bügel zusprechen können.

In welcher Weise denken sich nun die Commentare die notwendige feste Verbindung der Hörner mit dem Stahlbügel (dem „metallenen Beschlag“)? Dieselbe könnte etwa durch Nietten bewerkstelligt gewesen sein. Dass aber diese Art von Verbindung dem gewaltigen Zuge beim Einhängen der Sehne und Spannen des Bogens nicht hätte standhalten können, sondern dass das so bedeutende hohle und verhältnismäßig dünne Horn hätte ausreißen müssen, ist klar; an der Verbindungsstelle des Bügels und der Hörner hätte schon beim ersten Gebrauche des Bogens mindestens eine Lockerung, wenn nicht ein Abreißen der Hörner erfolgen müssen. Man könnte sich die Verbindung auch so denken, dass die Hörner über die Enden eines Stahlbogens geschoben und daran befestigt worden seien. Aber ein so dicker Stahlbogen, der den inneren Raum der mächtigen Pasenghörner ausgefüllt hätte und daher häufig einen Querschnitt mit 2.5 dm Umfang besessen haben müsste, hätte von einem Manne nicht gespannt werden können.

Wir stehen also bei folgendem Resultate: die Hörner sind nicht genug elastisch, der „metallene Beschlag“ ist es ebenso wenig, wenn er aus Kupfer (Bronze) oder Schmiedeeisen besteht; bestand er aus Stahl, so war er wohl elastisch, gestattete aber entweder keine dauerhafte Verbindung mit den Hörnern oder war so dick zu wählen, dass er nicht gespannt werden konnte.

3. Dass die Sehne allein die nöthige Elasticität gehabt hätte, um die von Homer angegebenen Schusswirkungen hervorzubringen, ist ebenfalls ausgeschlossen. War die Sehne nämlich aus Rindsleder, so war sie nicht elastisch; jedermann weiß ja von seiner

Fuß- und Handbekleidung her, dass Leder jeder Sorte sich zwar dehnen lässt, aber dann nicht mehr in seine frühere Form zurückkehrt. War die Sehne ein gedrehter Darm, also das, was wir Bassgeigeisaiten nennen, so war sie zwar elastisch genug, um jene Schwingungen, die wir als Ton wahrnehmen, auszuführen, ein Versuch aber zeigt, dass die an ihr zu ermöglichende Elongation viel zu gering ist, um einen selbst leichten Körper auf nennenswerte Entfernung abznstoßen. Jedesfalls hätte diese Saitensehne, wenn sie als alleiniger Motor möglich wäre, so straff angespannt werden müssen, dass der Bogen, der in diesem Falle ein starres System gewesen wäre, an den Hörnern oder an der Verbindungsstelle des Boges und der Hörner hätte abbrechen, respective abreißen müssen.

Übrigens erscheint die Annahme, dass der Bogen selbst unbiasam gewesen wäre und nur die Sehne gefedert hätte, durch die Stelle II. IV, 124 widerlegt: denn Pandaros spannt den Bogen selbst kreisförmig, auch schwirt nicht die Sehne allein, sondern es klirrt auch der Bogen.

Die üblichen Ansichten über den Bau des Homerischen Bogens haben der Erfahrung nicht stand; denn die Empirie lässt weder die Passenöhler, noch den Metallbühl, noch die Sehne als Keimen an Bogen erweisen.

Der Holzbogen.

Wenn wir es unternehmen, eine, wie es uns scheint, ungezwungener und den Naturgesetzen entsprechendere Erklärung des Baues des Homerischen Bogens zu bieten, so thun wir es auf die Gefahr hin, etwa mit pädagogischen Principien in Widerspruch zu gerathen oder von archaischer Seite einen Angriff zu erleiden. Es soll aber die im folgenden vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus vergebene Ansicht auch nur einen Anstoß geben, damit Berufene die nun mindestens sehr gewagte, bisherige Auffassung in den Schmelnsentwerfen durch eine bessere ersetzen, die solchen Schritten, welche die verschiedenen Disciplinen zu constructivem Zwecke sind, nicht als Widerspruch erscheint.

Gerade mit Rücksicht auf die Bezeichnung *κίβητος* für den Bogen und mit Berufung auf die oben angeführten physikalischen Gründe nehmen wir an, dass der wesentliche Bestandtheil, das materiale Element des Homerischen Bogens eine elastische Holzart, etwa Ebenholz gewesen sei, so wie der Sperrholz aus Eichenholz (s. *Zeitschr. — Lenz, II. IV. 149*), der Schild aus Weidenholz (s. *Zeitschr. — Schild, bei Bergmann*) verfertigt wurde.

Neben die Holzstücke der abgerundeten Bogen lassen wir Hörner allein die Bogenfüße gebildet halten und nur durch eine innere „Belegung“ verbunden gewesen sein, die Verwendung von Bogenfüßlern ist nicht an; denn eine solche Doppelte Leinwand, wie jeder Bogenfüßler von der Mitte nach außen zu

auf den bildlichen Darstellungen zeigt, hat kein Ziegen-, kein Paseng- und kein Steinbockhorn; die Hörner aller dieser Ziegenarten sind einfach säbelförmig gekrümmt. Es musste schon das Mittelstück, $\pi\eta\chi\upsilon\varsigma$, einen Kreisbogen von ziemlicher Länge bilden, wenn durch Anfügen der beiden Ziegenhörner das Bild des altgriechischen Bogens zustandekommen soll. Es musste also ein krummes oder doch künstlich gekrümmtes oder krumm geschnittes, elastisches Holzstück gewählt und geglättet worden sein; über die beiden Enden desselben wurden die Hörner des Paseng geschoben und kräftig aufgetrieben und festgekeilt ($\pi\eta\gamma\upsilon\upsilon\mu\iota$, etwas durch hineintreiben, hineinstoßen befestigen), so dass nun die beiden Hörner durch den in der Mitte freibleibenden Theil des Holzbogens, durch den Bug ($\pi\eta\chi\upsilon\varsigma$), zusammengehalten wurden. Während des Auftreibens der Hörner auf den hölzernen Bogen oder nachher wurden dieselben noch gedreht, damit die natürliche Krümmung der beiden Hörner mit der des Bogens, von dem das Mittelstück als $\pi\eta\chi\upsilon\varsigma$ frei geblieben war, genau in dieselbe Ebene zu liegen kam. So nur ist es möglich, dass der Bogen den etwas stilisirten Abbildungen entspreche. Eine bedeutende Geschicklichkeit und Erfahrung musste der Bogner wohl bei einer kunstgerechten Anfertigung des Bogens haben; dieser musste derart genau bearbeitet werden, dass ihm die innere Fläche der Hohlhörner vollständig anlag, dass er also dem Hohlraume der Hörner möglichst congruent war und ihn genau ausfüllte; denn nur so war ein Brechen der Hörner bei starker Spannung ausgeschlossen. Die Hörner mussten weiters, um der Waffe ein gefälliges Ansehen zu geben, geglättet, also von den Querwülsten befreit werden, wie wir es an unseren schönen, alten Trinkhörnern sehen; auch die Wurzeln der Hörner wie auch der Bügel bedurften, damit sie schön aneinander schmiegt, einer gemeinsamen Bearbeitung durch drechseln und glätten, endlich wurden dann noch das ganze Mittelstück und die Hörner glänzend poliert. Auf diese Weise erhielt der Bogen durch die Hörner eine Zierde, die seinem Besitzer besonders dann zur Ehre gereichte, wenn er den Paseng, die Hörner seinen Bogen schmückten, mit eigener Hand in mühevoller Bergjagd, wie Pandaros, erlegt hatte. Aber auch einen mechanischen Vortheil bot diese Verbindung der Hörner mit dem stischen Holzbogen: die Hörner verhinderten nämlich beim spannen die Biegung der im Verhältnisse zum Mittelstücke oder bei schwächeren Enden des Holzbogens, so dass diese von der Krümmung ausgeschlossen wurden, letztere also auf den starken Mitteltheil des hölzernen Bogengestelles beschränkt blieb, was die Schnelligkeit außerordentlich erhöhen musste. So ist es erklärlich, dass der Bogen, der an und für sich schon wegen seiner Dicke (2·5 Zoll Umfang) schwer zu krümmen war, infolge dieser Hemmung durch den Hornüberzug eine noch größere Kraft von Seite des Mannes erforderte, der die Sehne einhängen wollte; er musste dabei d

gegen mit aller Kraft gegen den Boden stemmen. Die Bogensehne war nur an dem einen Horne definitiv befestigt, vielleicht durch eine Öse gezogen und festgebunden; das freie Ende der Sehne musste aber erst vor dem Gebrauche der Waffe am zweiten Horne aufgehängt werden; der Bogen musste also durch Aufstemmen auf den Boden so stark gekrümmt werden, dass die Sehnenschlinge über das nach außen gekrümmte Hornende gestülpt und etwa bis zu einem Querwulste, der zu diesem Zwecke nicht weggedrechselt ward, zurückgeschleift und dort festgestellt werden konnte. An diesem Querwulste war ein goldener Ring oder Widerhaken (*χορώνη*) befestigt, der ein Weiterschlüpfen der eingehängten Sehnenschlinge nach einwärts verhinderte. Aus Gold oder wenigstens goldplattiert war diese Stelle, um für den Bogenschützen auch im Eifer des Gefechtes eine sich auffallend vom dunkelgrauen Grunde der Hörner abhebende Marke abzugeben, über die er die Sehnenschlinge nicht schlüpfen lassen durfte, ohne die Symmetrie des ganzen Apparates und dadurch die Wurfrichtung zu stören.

Die Ansicht, dass der Homerische Bogen seinem Wesen nach nur aus einem kräftigen, elastischen Holze (mit oder ohne Hornüberzug) bestanden habe, findet eine bedeutende Unterstützung in der Stelle Od. XXI, 395: Odysseus untersucht den Bogen auf allen Seiten, ob etwa das Horn desselben von *ἴπες* angefressen sei.

Unter *ἴψ* ist das Geschlecht der Bohrkäfer zu verstehen, speciell Anobium pertinax, der Klopfkäfer. Er hat seinen Namen von der eigenthümlichen Art, mit der Männchen und Weibchen dieser Käferart sich anlocken: sie schlagen nämlich, indem sie sich nur auf das mittlere der drei Beinpaare stützen, mit Kopf und Vorderkörper an das Holz, in dem sie leben, wodurch ein Geräusch entsteht, das dem Ticken einer Uhr gleichkommt; der Volksmund hat daher dieses Insect, das sich in trockenem Holzwerke menschlicher Wohnungen sehr häufig hören lässt und zu abergläubischen Vorstellungen Veranlassung gibt, auch „Todtenuhr“ genannt. Im Worte *ἴψ* (*ἴπτομαι* klopfen) drückt sich diese biologische Eigenthümlichkeit ebenso aus wie im deutschen „Klopfkäfer“ oder „Todtenuhr“. Die wurmförmigen Larven dieses kleinen, häufigen Käfers, als „Holzwürmer“ bekannt, fressen mit Vorliebe im trockenem Holze Gänge, während die Oberfläche unversehrt erscheint, verwandeln nach und nach das ganze Innere des Holzes in eine staubige Masse, „Wurmmehl“, und machen es brüchig, ohne dass man an der intact erhaltenen Oberfläche den Schaden bemerkte; mühsam hält noch die dünne, gesunde Außenschichte das Ganze zusammen, und ein oft nur geringer Druck reicht hin, um das Holzstück zu zerbrechen. Wenn die „Holzwürmer“ ihre Metamorphose im Holze durchgemacht haben, nagen sich die aus den Puppen geschlüpften jungen Käfer Löcher durch die äußere Schichte, Fluglöcher, durch die sie ins Freie gelangen: das Holz wird auf diese Weise „wurmstichig“. Dieses Verhalten des Schädling macht

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Die Mimiamben des Herondas. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Crusius. Göttingen, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1893. 8°, XLIV u. 87 SS.

Das Interesse an dem uns wiedergegebenen feinsinnigen Kleinmeister griechischer Poesie wächst von Tag zu Tag. Um die Wette sind eine ganze Reihe mehr weniger trefflicher Ausgaben erschienen, zahlreiche Aufsätze haben die Kritik und Exegese gefördert, eifrig wird die Sprache und Metrik des Dichters erforscht und nicht minder seine literar- und culturhistorische Bedeutung abgewogen. Aber nicht bloß die Fachgenossen fühlen sich von der bemerkenswerten Eigenart des geistvollen Autors intensiv angezogen, er verdient es auch, dem weiteren Kreise der Gebildeten bekannt zu werden. Und so haben sich berufene Interpreten verschiedener Nationen die Aufgabe gestellt, die Reihe köstlicher Bilder des griechischen Alltagslebens aus dem Beginn der hellenistischen Epoche ihren Volksgenossen in entsprechenden Übertragungen näher zu bringen: selbst ins Neugriechische ist unser Dichter wenigstens zum Theil bereits übersetzt worden. Und es ist fürwahr sehr wünschenswert, dass man in das Verständnis seiner Poesie immer tiefer eindringe. Versteht er es doch, wie nicht so bald einer, uns in die Welt der kleinen Leute seiner Zeit einzuführen, mag er uns nun zu Ohrenzeugen der gleichnerischen Worte machen, mit denen die alte Vettel Gyllis die ehrenfeste Tugend der jungen Frau Metrice ins Wanken bringen möchte, oder mag er uns in die Stube des gestrengen Schulmeisters Lampriskos führen, dass wir mit eigenen Augen den Vollzug der wohlverdienten Execution an dem nichtsnutzigen Bürschchen Kottalos verfolgen können. Wer möchte ihm die Anerkennung versagen, dass er seine charakteristischen Culturbildchen mit realistischem Pinsel zwar, aber in echt künstlerischer Art gezeichnet hat? So sind denn auch die bisher gemachten Versuche, den Dichter in deutschem Gewande dem großen Schatze unserer Nationalliteratur einzufügen, sympathisch zu begrüßen.

Aber es ist nicht so einfach auszumachen, in welcher Weise Herondas zu übertragen sei: der Schwierigkeiten im Stofflichen sowohl wie im Stile sind so viele, dass man im ersten Momente meinen könnte, eine einfache Prosaübersetzung, wie sie der unsere Dichter so sehr verdiente Forscher Richard Meister gegeben hat,¹⁾ sei der beste Ausweg, da man hier dem realistischen Ausdrucke des Dichters am nächsten kommen könne. Es wird sich wohl nicht leugnen lassen, dass diese Art der Übertragung dort angezeigt erscheint, wo es sich nur um möglichste Förderung der Exegese handelt, also um ein Hilfsmittel eingehender Interpretation; will man aber — namentlich auf Fernerstehende — eine poetische Wirkung erzielen, die annähernd dem Originale gleichkommen soll, so erscheint die Wahl einer rhythmisch gegliederten Form unerlässlich. Das poetische Gewand ist gerade für die realistischen Schilderungen unseres Herondas ein willkommenes Mittel, um dem oft recht heiklen Gegenstand der Darstellung vor der Gefahr zu bewahren, auf das Niveau des Platten und Gemeinen herabzusinken. Man denke sich die Rede des Battaros vor Gericht, der poetischen Form entkleidet: der ganze drastische Humor dieses durchtriebenen, mit Shakespeare'scher Meisterschaft gezeichneten *mauvais sujet* bekäme einen völlig anderen Anstrich. Mit feinem Verständnisse hat Crusius auf Frau Marthe Rull im 'Zerbrochenen Krug' H. von Kleists, Mekler²⁾ auf die Rede des Kapuziners in 'Wallensteins Lager' u. a. hingewiesen: hier erscheint das poetische Gewand ebenso unumgänglich. Ich zweifle deshalb nicht, dass die eben genannten beiden Übersetzer den richtigen Weg einschlugen, indem sie die Form der gebundenen Rede wählten. Eine andere Frage allerdings ist die — soll man sich derselben metrischen Form bedienen, die der Dichter angewendet hat? Für diesen war nach einem allgemein bekannten Gesetze der griechischen Poesie der Hinkiambus das natürliche Metrum, da er dem poetischen Genre des Hipponax folgte. Aber die Wahl dieses Originalmaßes brächte die Übersetzung des Herondas keineswegs dem Urbilde besonders näher: ein vollkommen richtiges Gefühl hielt Crusius sowohl wie Mekler ab, dasselbe anzuwenden und damit die Schilderung des frischen Lebens, das in dieser Poesie pulsiert, in eine uns Deutsche langweilig und eintönig anmuthende Form zu gießen. Crusius hat deshalb im Anschlusse an Kleists 'Zerbrochenen Krug' ein frei behandeltes iambisches Maß gewählt, das sich wenigstens in seinem Grundcharakter dem Rhythmus des Originals nähert und zugleich

¹⁾ Vgl. Richard Meister, Die Mimiamben des Herondas. Abhandlung der phil.-hist. Classe der k. sächs. Ges. d. Wiss. Bd. XIII, N. VI S. 654—673. Leipzig 1893.

²⁾ Vgl. dessen flott geschriebene und verdienstliche Bearbeitung Herondas Mimiamben. Eingeleitet, übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Siegf. Mekler. Wien 1894. Seither in dieser Zeitschrift besprochen von Hauler.

dem Gesprächstone der dramatisch gefärbten Dialoge angemessen ist. Meines Erachtens ist die Anwendung der iambischen gereimten Kurzzeile in der Art des Hans Sachs, wie wir sie in Meklers Version finden, weniger zutreffend, indem in der That das biedere altfränkische Wesen, das diesem Maße eigen ist, zu den oft recht derben Wendungen im Ausdrucke, dem mitunter heiklen Stoffe und der mannigfach wechselnden Stimmung der Gedichte kaum im Einklange steht.

Auch sonst bietet eine Übertragung des Herondas nicht geringe Schwierigkeiten: das Localcolorit, die dem Volke abgelauschte Rede-weise wie der volksthümliche Ton überhaupt, die Eigenart der Sujets und nicht zum mindesten das Genre selbst stellt an den Übersetzer, will er nicht bloß ein beiläufiges oder gar schiefes Bild des Originals liefern, recht ansehnliche Forderungen. Er soll gut deutsch und verständlich sprechen, er soll aber auch das eigen- thümliche Gepräge der griechischen Dichtung nicht verwischen.

Diesen Schwierigkeiten mannigfacher Art gegenüber ist der bewährte Herondaskenner O. Crusius, dem unser Dichter außer verschiedenen Specialuntersuchungen eine bereits in 2. verbesserter Auflage vorliegende geschätzte Edition¹⁾ verdankt, mit gutem Vorbedachte an die Lösung seiner Aufgabe geschritten. Seine Übersetzung ist wohl geeignet, auch dem Fernerstehenden einen richtigen Begriff von der Eigenart des hellenistischen Veristen zu geben. Eine ausführliche Einleitung unterrichtet den Leser über die literarische Bedeutung des Herondas, gibt die nothwendigen Auseinandersetzungen über die Art seines poetischen Schaffens und weist ihm seine Position in der literarischen Entwicklung an. Von besonderem Interesse erscheint die eingehender behandelte Frage, ob die dramatischen Auftritte etwa als kleines Spiegelbild der damaligen Zeit für die Aufführung bestimmt waren oder nur durch Lectüre dem Publicum vermittelt wurden. Ich mus gestehen, dass ich mich Crusius' Ansicht anschließe, der im Hinblick auf die Mimen des Sophron sowie auf die Darstellungen des römischen Mimus sich für eine Art dramatischer Vorführung der einzelnen Scenen ausspricht: natürlich sei nicht an ein großes Theater, sondern an gelegentliche Darstellungen im kleinen Kreise zu denken in der Art unserer Einacter für Dilettantenbühnen. Die Anlage der einzelnen Bilder, die den Dialog nothwendig begleitenden Actionen — man denke z. B. an die nur so verständliche Prügelscene im III. Gedichte — liefern für die erwähnte Auffassung gewichtige Argumente.

Die Übertragung, zu deren Begründung und Erläuterung am Schlusse des Werkchens ein willkommener 'kritischer Anhang' beigefügt ward, ist bei allem Anschlusse an das Original eine gut

¹⁾ Herondae Mimiambi iterum edidit Otto Crusius. Lipsiae. Teubner 1894. 8°. XXXVI u. 156 SS.

deutsche und wohlklingende, vermeidet es aber, dem Realismus des Dichters so sehr entgegenzukommen, wie dies gelegentlich von Seiten Meklers geschieht, der (S. 19) die Gyllis von Gryllos sagen lässt: 'sein Nam' ist Gryllos, Champion' und später: 'ein Held im Boxen'. Ebenso ist Crusius bemüht, den Wortlaut soweit als thunlich festzuhalten, während Mekler da und dort sich mehr mit einer allgemeinen Wiedergabe des Gedankens begnügt. Nicht minder gibt sich das Streben kund, die Übersetzung so zu gestalten, dass sie sich in den Dienst der Exegese des Dichters stelle. In Anbetracht der bei der Constituierung des Textes noch obwaltenden Schwierigkeiten bleibt freilich noch mancherlei controvers. Ich möchte auf etliche Stellen dieser Art hinweisen und wähle hiezu das I. und IV. Gedicht.

In dem ersten (der 'Kupplerin') übersetzt Crusius V. 61 f.: 'doch Metriche, mein Kind, dies Fehltrittchen, dies eine, thu mir zu Gefallen. Schließ dich der Göttin an' usw. Den griechischen Text hat er in der 2. Auflage so hergestellt:

ἀλλ' ὃ τέκνον μοι Μητροίχη, μίαν ταύτην
ἄμαρτίην δός· τῇ θεῶ κατάρτησον
σαντήν κτλ.

Da *μοι* in bekannter Weise¹⁾ zu *τέκνον* gehört, so vermisst man ein dativisches Object zu *δός*, weshalb andere Kritiker τῇ θεῶ zum ersten Satze herüberziehen, indem Gyllis die Göttin Aphrodite selbst als bei der *ἄμαρτίη* (was mir besser von Mekler durch 'Seitensprung' wiedergegeben zu sein scheint) interessiert hinstellen möchte, um Metriche eher zu gewinnen; man wird dann deshalb nicht für *κατάρτησον* eine unbelegte Bedeutung (wie z. B. Meister 'wahre dich') annehmen müssen, sondern sich das vorangehende τῶ θεῶ auch für *κατάρτησον* wirksam zu denken haben. Die schwierige Stelle V. 74, wo Blass ONΔΕΓΡΗΙΑΙCI liest, legt sich Crusius durch die Lesung OCAΛETPHIAICI zurecht, wornach er *μῦθον*, *ὃς ἀλετροῆσ[ι] πρόπει γυναιξί, ταῖς νέαις ἀπάγγ[ε]λλε* in den Text setzt; wegen der Form *ἀλετροῆσι* = *ἀλετροῖσι* (Mühlbirnen) vergleicht er *πολεμήσιος* : *πολέμιος*, *ποιμνήσιος* : *ποιμνίος*, *ταφήσιος* : *τάφιος*. Aber es besteht dann die Schwierigkeit, dass unter *ταῖς νέαις* eben wieder die *ἀλετροῖδες* zu verstehen sind ('den jungen Dingern' sagt Crusius); damit würde Metriche sich mit den *νέαι* in Gegensatz stellen; wir müssen sie uns aber ebenfalls als *νέα* vorstellen, als junge hübsche Frau, da nur einer solchen der liebedurstige Gryllos, der sie bei Mises Feste sah, nachstellen wird. Es ist zunächst demnach wahrscheinlich, dass *γυναιξί ταῖς νέαις* zu verbinden ist und unter diesen *νέαι* sich auch Metriche selbst mit begreift ('verkünde du den jungen Frauen' usw.). Die folgenden Worte *τῇ Πυθίῳ δὲ Μητροίχην ἕα θάλπειν τὸν δίφρον* stehen

¹⁾ Vgl. Meister a. a. O. S. 681, dessen Lesung ὃ τέκνον μοι Μητροί, τῇν μίαν ταύτην κτλ. entschieden vorzuziehen ist.

dann nicht im Gegensatze dazu, es ist vielmehr vom Allgemeinen, den *νεα γυναῖκες* überhaupt, zum Besonderen, der Metrice allein, übergegangen. Da [nun in V. 73 der Versucherin die Weisung wird, mit nichts dergleichen mehr zu kommen, so erwartet man im folgenden Satze eine Andeutung dessen, was sie bringen darf: daher wird es sich eher empfehlen, mit Meister aus Blass' Lesung das noch diplomatisch näherliegende (*ὄν δὲ*) *γογγῆσι* herzustellen: in Zukunft werde, das hofft Metrice, Gyllis nur so sprechen, wie es sich für alte Frauen jungen gegenüber ziemt. In feiner Weise vermeidet es der Dichter, der uns sympathisch anmuthenden jungen Frau ein anstößiges Wort in den Mund zu legen, sie wird wohl auch hier die übelberüchtigten *ἀλετριδες* nicht erwähnt haben. Im V. 89 übersetzt Crusius mit Recht nach der im Papyrus vorliegenden Correctur *ΚΑΥΤΗΝ* (Τ in ΤΑΥΤΗΝ ist durchstrichen und C darüber gesetzt); denn die Slavine Threissa ist am Schlusse der Scene so nebensächlich, dass die abgehende Gyllis sie kaum eigens beachten wird; zudem spricht für *ἀσ[φα]λίξου[σα] σαυτήν* der Gegensatz *ἔμοι δὲ Μυριάτη κτλ.*

In der Übertragung des trefflichen IV. Genrebildes 'Die Frauen im Asklepiostempel', dessen ich ebenfalls kurz gedenken will, scheint mir die Stimmung besonders gut getroffen, während z. B. Mekler gleich im Eingange in den Worten der Kokkale (der doch wohl diese Stelle zuzuweisen ist) einen etwas überlegen spöttisch anmuthenden Ton anschlägt, welcher dieser schlichten, gläubigen Frau nicht wohl ansteht. Diesen hat Crusius vermieden; freilich hätte auch er von Ausdrücken wie 'Kurlohn' (für *ἡτρα*) V. 16 besser absehen sollen; derlei erinnert gleich an 'Kurtaxe'; auch für *ἀπέψησας* in V. 17 wäre ein minder gewöhnlicher Ausdruck als 'weggewischt' vorzuziehen gewesen. Mit der Auffassung des im V. 30 begehrenden *γέρον* als selbständigen Kunstwerkes wird man sich schwer befreunden können; auch Crusius meint in der Note, 'es sei wohl ein Mann gemeint, der dem Mädchen einen Apfel hinhält'. Deshalb, glaube ich, wird die Conjectur Stadtmüllers *τὸν ὀρέγοντα* (für *τὸν γέροντα*) in den Text aufzunehmen und darnach zu übersetzen sein; an die Beziehung des *γέροντα* zum folgenden *χηναλώπεκα* (Bücheler durch Conjectur bei Plinius N. H. XXXIV 84 'annosum anserem') ist schon gar nicht zu denken. Der Ausdruck 'trotz aller Selbstbeherrschung' im V. 49 scheint mir im Hinblick auf die überquellenden Liebenswürdigkeiten, die Kymo der Magd an den Kopf wirft, etwas zu pathetisch; Mekler hat hier die gute Wendung 'Wie du . . . mich hier zwingst zu schelten'. Für den Übersetzer schwierig ist die Entscheidung bei V. 94. Am nächsten zu liegen scheint doch die in der Correctur des Papyrus gegebene Lesart (über ΔΩΙ ein Λ); dies ΛΩΙ ist wohl mit Meister, der nicht unpassend *πρωί* und *ῥά* (*ῥᾶ*) vergleicht, als Adverb zu *λάιος* (*λαῖος*) im Sinne von 'reichlich' zu fassen (wie der Comparativ bei Hesiod. Erg. 348 *εὖ δ' ἀποδοῦναι*

ἀντῶ τῶ μέτρῳ καὶ λόγιον, αἶ κε δύνῃαι). Crusius hatte in der 1. Auflage νῶ (= νῶν) πρόσδος geschrieben, während er jetzt δῶ, πρόσδος liest.

Diese Belege mögen genügen zu zeigen, wie mancherlei Hindernisse auch in Bezug auf die textliche Grundlage eine Übersetzung des Herondas zu überwinden hat. Umso erfreulicher ist es, wenn man, wie bei Crusius' Bearbeitung, einen vollen Erfolg constatieren kann. Unserem wiedererstandenen Dichter aber werden, daran zweifle ich nicht, nunmehr auch aus der Zahl der Fernerstehenden sich neue Freunde zuwenden.

Prag.

Alois Rzach.

Dionis Prusaensis quem vocant Chrysostomum quae exstant omnia edidit, apparatu critico instruit J. de Arnim. Vol. I. Berolini. Apud Weidmannos MDCCCXIII. gr. 8°, XXX u. 338 SS.

Der Herausgeber rechtfertigt in den 'Prolegomena' das Erscheinen seines Buches mit den Mängeln der sonst sehr verdienstvollen Ausgabe des Emperius (Dionis Chrysostomi opera Graece. E recensione Adolphi Emperii. Brunsvigae, impensis G. Westermanni 1844). Einerseits werde man über Ansehen und Wert der Lesarten im Unklaren gelassen, andererseits seien viele Verderbnisse und Einschreibungen aus dem Texte nicht entfernt worden. Emperius habe zwar fast alle vorhandenen, beziehungsweise bekannten Handschriften für die Textgestaltung herangezogen, aber das Abhängigkeitsverhältnis der Hss. von einander und damit ihren eigentlichen Wert für die Kritik häufig verkannt, so dass die textkritischen Anmerkungen von wertlosen, den Leser nur verwirrenden Lesarten strotzen. Doch bleibe ihm das Verdienst, einen großen Theil der allen Hss. gemeinsamen Fehler ebensowohl durch seine Kenntnis des griechischen Sprachgebrauches im allgemeinen und des Dionischen im besonderen, wie durch seinen ungewöhnlichen Scharfsinn glücklich verbessert zu haben. Wenn dessenungeachtet der Nachfolger zu Textberichtigungen noch reichlich Gelegenheit fand, so ist begreiflicherwise auch seine Arbeit, wie er selbst zugeht, nicht abgeschlossen. Dagegen kann er mit Fug und Recht den Erfolg, Licht über die Glaubwürdigkeit der einzelnen Hss. verbreitet und eine sichere Grundlage für die Kritik geschaffen zu haben, für sich in Anspruch nehmen. Da die Teubner'sche Textausgabe von L. Dindorf (1857) für die Kritik wenig Ausbeute bot, legte v. Arnim seiner Ausgabe die Arbeit des Emperius zugrunde, der er auch die Vergleichung einzelner Hss. und zahlreiche Verbesserungsvorschläge von Gelehrten entnahm.

Auf S. IV—XXXVII gibt v. A. mit Verweisung auf seine Abhandlung „Entstehung und Anordnung der Schriftensammlung Dios von Prusa“ im XXVI. Bande (1891) des Hermes, S. 366 bis

407, aus der die Hauptpunkte wiederholt werden (vgl. besonders S. IV n. XXXIV f.), eine kurze Beschreibung der Dio-Hss., prüft ihren Wert und untersucht ihr Verhältnis zu einander. Hierbei kommt der Gelehrte zu manchen neuen Ergebnissen, von denen uns folgende besonders erwähnenswert erscheinen. Gegenüber dem vielfachen Schwanken der Hss. in der Reihenfolge der Reden stellt er fest, dass nach dem verloren gegangenen Cod. Photianus, mit dem der Meermannianus im allgemeinen stimmt, die gewöhnliche Anordnung in der Weise zu ändern sei: I—VI. VIII—XIII. VII. XXXI—LXXX. XIV—XXVII. XXIX. XXVIII. XXX. Ferner sucht er zu beweisen, dass Dios' Schriften ursprünglich aus drei, der Natur der Reden entsprechenden Theilen bestanden: 1. I—VI. VIII—XIII (Reden über die Königsherrschaft usw.). 2. XXXI—LI (*ἡ κατὰ πόλεις λόγοι* und Bithynische Reden). 3. LII—LXXX. XIV—XXX (Parva moralia), von denen jeder in Rücksicht auf den großen Umfang für die Papyrusrollen in weitere zwei Theile zerlegt wurde, so dass folgende sechs Abschnitte entstanden: 1. a) I—VI, b) VIII—XIII, 2. a) XXXI—XXXV, b) XXXVI—LI, 3. a) LII—LXXX, b) XIV—XXX. Endlich deckt v. A. Irrthümer des Emperius, Mahn und Sonny in der Classeneintheilung der Hss. auf und begründet ausführlich seine in einigen wesentlichen Punkten abweichende Ansicht. Der zufolge zerfallen die Codd., von denen 40 mehr oder minder eingehend behandelt werden, in zwei Familien. Die Hauptvertreter der ersten sind einerseits der Vaticanus 99 (V) des 11. Jahrhunderts, der älteste und beste, und der von einem Zwillingsbruder des V stammende Meermannianus (Lugdunensis 67, M) des 16. Jahrhunderts, anderseits der Urbinas 124 (U) des 11. Jahrhunderts und der Brudercodex Parisinus 2958 (B) des 14. Jahrhunderts. Jede der Gruppen vertritt einen Archetyp, der alle dem Dio zugeschriebenen 80 Reden enthalten hat. Die Hauptvertreter der anderen Familie sind der Palatinus 117 (P) des 15., der Vaticanus 91 (H) des 13. und der Vindobonensis philos. graec. 168 (W) des 14. Jahrhunderts, eine Gruppe, welche einen aus 35 Capitel bestehenden Archetyp vorstellt. Der Archetyp von VM ist also mit dem von UB näher verwandt, als mit dem Archetyp von PHW, und jene Gruppen gehen auf einen jüngeren gemeinsamen Archetyp zurück als diese, welche aus einem sehr alten, in Majuskeln ohne Worttrennung geschriebenen Codex abstammt und deren gute Überlieferung die Anwendung der Conjecturalkritik bei den in ihr enthaltenen Reden seltener nöthig macht. Für die Textherstellung ergibt sich nun folgendes Verfahren: Ist eine Lesart entweder der Gruppe UB im Gegensatze zu VM, oder der Gruppe VMP gegenüber UB gemeinsam, so hat man an ihr als an einer Lesart des Archetyps zähe festzuhalten, vorausgesetzt dass Sinn und Grammatik es gestatten. Trifft diese Voraussetzung nicht ein, dann hat die betreffende Lesart doch als Grundlage für die Verbesserung zu dienen. Wo aber die Lesart UBV der Lesart P oder PH oder

PW, also eine gut beglaubigte Überlieferung der anderen gegenübersteht, ist das für die Stelle passendere zu wählen. Ein Stammbaum der Hss. ist leider nicht aufgezeichnet.

Zum Schlusse macht der Herausgeber allgemeine Mittheilungen über den Zustand des überlieferten Textes und die Schwierigkeiten seiner Behandlung. Der Text leidet hauptsächlich an Lücken und Einschübseln, ferner finden sich nicht selten Umstellungen und in einzelnen Reden Spuren von Doppelrecensionen. Bei der Loslösung der Einschübsel boten die rhetorischen — so nennt der Verf. diejenigen Zusätze, welche schon im Alterthum wahrscheinlich von Freunden der Redekunst, von Schülern oder Lehrern, welche Dio nachahmten, gemacht wurden — die meiste Schwierigkeit. Indem sich v. A. vorbehält, über Leben und Werke des Rhetors in einer eigenen Schrift zu handeln, theilt er zuletzt noch mit, inwieweit die Vorbilder und Nachahmer des Dio für seine Ausgabe in Betracht kamen, spricht von der Wertlosigkeit der älteren Ausgaben und der lateinischen Übersetzung von Thom. Naogeorgios und gibt an, in welcher Weise und in welchem Umfange er die älteren und neueren kritischen Beiträge herangezogen hat. Eine stattliche Reihe von Textverbesserungen verdankt v. A. den Gelehrten v. Wilamovitz und Schwarz, die sich neben dem Herausgeber am meisten um die Ausgabe des Dio verdient gemacht haben.

Der vorliegende erste Band enthält die ersten 18 Reden in der, wie oben erwähnt, als richtig nachgewiesenen Reihenfolge: 1 — 6 = I — VI (gewöhnliche Zählung), 7 = VIII, 8 — 12 = IX — XIII, 13 = VII, 14 — 18 = XXXI — XXXV. Die Paragraphenzählung am Rande ist nach Emperius gegeben, außerdem ist jedesmal die Seitenzahl der editio Morelliana erwähnt. Wie sehr der Herausgeber bemüht war, die best beglaubigte Überlieferung herzustellen, lässt sich schon aus untergeordneten Dingen, z. B. aus der Anwendung oder Unterlassung der Elision, beziehungsweise Krasis, und aus der Verwendung von οὐτως vor Consonanten ersehen, vgl. S. 1, Z. 4 im Texte ὑπὸ ἐξουσίας (ὕπ' ἐξ. UB.), 6, 6 δ' ἐπιβατῶν (δὲ ἐπ. UB), 14, 17 μετὰ ἀνοίας (μετ' ἀν. P), 90, 8 τὰναγκαῖα (τὰ ἀναγ. UV), 88, 25 οὐτως μὲν (οὔτω μὲν UB). Von seinem Standpunkte aus vermeidet er daher auch die naheliegende Ausgleichung, z. B. bei den elisionsfähigen Präpositionen, vgl. 4, 3 ὑπὸ ἀνθρώπων und bald darauf (13) ὑπ' ἀνθρώπων. Dagegen wurde die Setzung des ν ἐφελκυστικόν bei dem auf Inschriften und in Hss. bekanntlich durchaus schwankenden Gebrauche mit Recht in der heute in wissenschaftlichen Ausgaben üblichen Weise gleichförmig durchgeführt. Die unter dem Texte fortlaufende Adnotatio critica sucht in anerkannter Weise die Abweichungen der Hss. vom Texte möglichst getreu wiederzugeben. Etwas zu weit geht wohl der Herausgeber, wenn er auch Schreibungen, wie 2, 32 σκῆπτρον, 5, 12 πολλὸν, 21

ἡγηγητός, 109, 3 ἐπρατεν u. ä. aufnimmt. Andererseits ist der Nachweis der im Texte eingestreuten Verse und die Angabe sonstiger Quellen und Beziehungen sehr dankenswert. Von den zahlreichen eigenen Änderungen des Herausgebers gibt es manche, die mehr oder weniger zum Widerspruche herausfordern. Der Ber. wenigstens sieht nicht ein, warum z. B. I 33 (S. 6, 23) das allgemein überlieferte τοιοῦτος der Conjectur οὔτος weichen musste, warum 63 (12, 3) ἀνθρώπους nach τυράννους (vgl. 91, 22 ἀνδρα·τύραννον, 92, 14 ἀνὴρ·τύραννος u. δ.) zu streichen ist, warum VI 13 (86, 15) ὁπόθεν ὠνήσαιτο (so alle Hss.) in ὁπόθεν ὠνήσονται — näher läge, wenn überhaupt etwas zu ändern ist, die Einsetzung von ἐν nach ὁπόθεν — geändert wurde. Solche und ähnliche Ausstellungen sollen aber durchaus nicht den Wert einer Ausgabe herabmindern, die einen bedeutenden Fortschritt gegenüber ihren Vorgängerinnen aufweist und daher das baldige Erscheinen des Schlussbandes um so wünschenswerter macht.

Der Druck des Buches wurde sorgfältig überwacht; denn Druckfehler, wie Verpasiani (S. IX), scribam (XVI, vgl. scribendum XX), der Ausfall der Zeilenziffer 3 und 19 in der Adn. crit. (S. 2 und 3) und 10 im Texte (8), Dionis Tarsica altera für Dionis Celsensis Phrygiae (332, auf der vorausgehenden Seite ist vor dem Titel der Rede auch die Zahl 18 ausgeblieben) sind bei dem größeren Umfange der Ausgabe nur zu begreiflich und gar nicht von Belang. Die Ausstattung ist sehr gefällig.

Wien.

Karl Im. Burkhard.

C. Sallusti Crispi de coniuratione Catilinae et bello Iugurthino libri, ex Historiarum libris quinque deperditis orationes et epistulae. Erklärt von Rudolf Jakobs. 10. verb. Aufl. von Hans Wirz. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1894.

Die neue Auflage des bekannten Buches bringt nicht viele Änderungen, und die es enthält, sind zumeist Verbesserungen. In textkritischer Hinsicht ist ein engerer Anschluss an die Überlieferung wahrzunehmen; so ist jetzt Catil. 39, 2 die gewaltthätige Umstellung Ritschls, die den Sinn der Stelle völlig verschob, beseitigt und der Überlieferung ihr Recht geworden. — or. Lep. 21 (nam praeter satellites commaculatos quis eadem volt aut quis non omnia mutata praeter victoriam) ist die scheinbar so naheliegende Änderung von Kritz (victorem), die in Wirklichkeit recht oberflächlich ist, aufgegeben worden; nach meiner Ansicht mit Recht. Denn auch zum zweiten Theile des Satzes aut quis non omnia mutata praeter victoriam gehört die Einschränkung des Subjectes im ersten Theile praeter satellites commaculatos und praeter victoriam ist nur eine neue Einschränkung des Objectes omnia. Wie der ganze Zusammenhang, besonders die gleich darauffolgenden

Sätze: scilicet milites, quorum sanguine Tarulae Scirtoque . . . divitiarum partae sunt! an, quibus praelatus in magistratibus capiendis Fulvius . . .? itaque maximam mihi fiduciam parit *victor exercitus* . . . zeigen, schwebt Lepidus der Gedanke vor, dass selbst die eigenen Anhänger Sullas — einige wenige satellites commaculati ausgenommen — also 1. die milites, 2. die übrigen Parteigenossen (an quibus praelatus in magistratibus . . .) höchst unzufrieden sind und alles geändert haben möchten — natürlich außer den Sieg, den sie gewiss wünschen und ansnützen wollen. — or. Phil. 14 concordiae gratia tribuniciam potestatem restitui mit V, während noch die frühere Auflage concordiae gratia plebei tr. p. r. mit Priscian bot; Nitzschner de loc. Sall. hat p. 98 mit Recht dargelegt, dass Priscian aus dem Gedächtnisse citiert, dass somit seinem Citate keine Autorität hinsichtlich des Wortlautes zukommt. — Auch sonst ist der Herausgeber mit der Überlieferung schonender umgegangen; doch bei einem Autor wie Sallust interessiert der neueste Stand der Textkritik vielleicht sogar weitere Kreise; es wird mir also gewiss verziehen werden, wenn ich die wichtigsten Änderungen der Hauptsache nach einzeln bespreche.

Cat. 60, 2 postquam eo ventum est, unde a ferentariis praedium committi posset, maximo clamore *cuncti* infestis signis concurrunt (cuncti mit H. Steding statt des handschr. cum). So passend cuncti ist, die handschr. Lesart *cum* infestis signis halte ich doch für echt und glaube, dass bei einem Schriftsteller, der cum magna cura parare omnia (Iug. 66, 1) schreibt und eo maiore cura (Iug. 85, 2); cum magno exercitu ad urbem accessurum (Cat. 32, 2) und intento atque infesto exercitu in Numidiam procedit (Iug. 46, 5), der sinnfälligere Ausdruck cum infestis signis, zumal unmittelbar maximo clamore vorausgeht, ohne Anstoß ist.

Iug. 18, 3 sed postquam in Hispania Hercules, sicuti Afri putant, interiit, exercitus eius, compositus ex variis gentibus, amisso duce ac passim multis sibi *quisque* (früher quisque) imperium petentibus brevi dilabitur. Die Änderung gehört hier mehr der Erklärung an; es ist unzweifelhaft richtig, quisque als Abl. zu fassen; die Anmerkung zu der Stelle aber ist ungenau, denn die Ablativform quisque findet sich, wie Georges Lex. lat. Wortf. S. 586 mittheilt, auch bei Lucrez 4, 796.

Iug. 31, 2 nam illa quidem piget dicere, his annis *XXV* quam ludibrio fueritis superbiae paucorum (so mit Castiglione bei Wasse gegen XV der Handschriften). Die Änderung halte ich für unnöthig, denn als runde Zahl passt ebenso XV als XXV; ein Hinweis auf ein bestimmtes Jahr findet sich an der Stelle nirgends.

Iug. 48, 3 . . . Muthul, a quo aberat mons ferme milia passuum *VII* tractu pari (VII mit Ciacconius; zu vergl. Tissot Geogr. 1, 71). Die Handschriften schwanken hinsichtlich des Wortes passuum, das Arnsian in seinem Citate ganz weglässt. Dass aber die Zahl XX auf einer Verderbnis der Handschriften beruht, halte

sich ich für wahrscheinlich; ich habe deshalb in der 1. Auflage meiner Ausgabe ein Kreuz vor XX gesetzt. Denn, wenn wirklich die Entfernung des Gebirgszuges vom Flusse 20 r. M. = 4 d. M. = 8 Wegstunden betrug, so hätte Rutilius mit seiner Abtheilung wahrhaft Übermenschliches an diesem Tage geleistet. Überlegen wir nur: Metellus muss zeitlich früh von seinem Lagerplatze aufgebrochen sein, denn auf der Höhe des Gebirges kann er nicht wohl die vorausgehende Nacht zugebracht haben — er mag also in den späteren Vormittagsstunden den Abstieg vorgenommen haben; dann kommt der Beginn der Schlacht, die sich langsam entwickelt, hierauf soll Rutilius 8 Wegstunden zurücklegen, ein Lager aufschlagen, den Bomilcar besiegen und endlich noch ein gutes Wegstück dem Metellus entgegenrücken; das ist denn doch für die Leistung eines Tages zuviel. Was nun die neue, respective alte neue Lesung *milia passuum VII* betrifft, so wird sie wohl sachlich das Richtige treffen — man hat ja jetzt das Schlachtfeld nachgewiesen; allein ob Sallust VII wirklich schrieb, ist darum nichts weniger als ausgemacht, da ja auch ein Irrthum von seiner Seite nicht ausgeschlossen ist; *milia passuum XX* kann aber Sallust nicht gut geschrieben haben, wenn er den Sachverhalt sich klar vor Augen stellt.

Ing. 92, 1 *omnia etiam non bene consulta* ist eine für mich überzeugende Conjectur Novaks.

Ing. 104, 1 *Sullam venire iubet*, item L. *Billienum praetorem Utica* ... mit Handschriften, Gruter und Fabri, während früher *Sullam ab Utica venire iubet* im Texte stand. Ich halte die Änderung für richtig, da *Utica* Sitz des Prätors war; die Handschriften schwanken.

Ing. 107, 1 *saepe ante a paucis* (früher *antea paucis*); gewiss richtig.

or. Lep. 11 *namquid ultra? quae(ve) humana superant aut divina inpolluta sunt? ve* hält der Herausgeber für Dittographie; vielleicht nicht mit Unrecht.

or. Lep. 18 *atque illa, quae tum formidine mercatus sum, pretio soluto iure dominus tamen restituo* ... mit Dietsch und meiner Ausgabe, während früher *mercatus sum [pretio] soluto iure, dominus* mit Jordan gegen die Handschriften im Texte stand. Die Fassung der Handschriften war hier nie anzuzweifeln; der Gedanke ist durchaus angemessen.

or. Lep. 23 *intellegerent* mit V statt *intellegerint*, was Gerlach wirklich ohne ausreichenden Grund an seine Stelle setzte.

or. Lep. 24 *neque aliter rem publicam et belli finem ait nisi maneat expulsa agris plebes, praeda civilis divisa servis, summum ius iudiciumque omnium rerum penes se, quod populi Romani fuit*. Hier haben wir es mit einer eigenen Vermuthung des Herausgebers zu thun, die zum Theile den Versuch Eussners, diese Stelle zu heilen, benützt. Von der handschriftlichen Schreibung: *praeda*

civilis acerbissima liegt diese Conjectur nicht weit ab; auch passt sie zum Gedanken, namentlich mit Beziehung auf §. 13 und 17; endlich wird eine gute Concinnität der ganzen Stelle erreicht: nisi maneat expulsa agris plebes

praeda civilis divisa servis,
summum ius iudiciumque . . . penes se

und doch — die Stelle wird zu plan, zu glatt, zu alltäglich — ich möchte trotz alledem an der handschriftlichen Überlieferung trotz oder besser gesagt gerade wegen der Ungefügigkeit der Construction und wegen der kühnen Verbindung: praeda civilis acerbissima nicht rühren.

or. Phil. 3 pro di boni, qui hanc urbem *omissa cura nostra* (handschriftlich *omissa cura*) adhuc tegitis! nach eigener Vermuthung des Herausgebers, was ich dem Haupt'schen *omissa curia* weitaus vorziehe. Die Phrase *curam omittere* liebt auch Sallusts Nachahmer, Tacitus XI, 7, 5; 3, 54, 23.

or. Phil. 7 nunc est proconsule cum imperio, non *adrepto*, sed dato a vobis (handschriftlich *empto*). Der Gedanke verlangt etwas Ähnliches, aber ich würde doch lieber bei der Coniectur Hartels, die in meiner Ausgabe steht, bleiben, wenn nicht vielleicht *adempto* mehr dem Sprachgebrauche Sallusts entspräche.

or. Phil. 16 *neque te proconsulem legiones neque* di penates civem patiuntur ebenfalls eine eigene Vermuthung des Herausgebers, die auch auf einen Einfall Eussners zurückgeht, der *neque* te provinciae regem *neque* di penates civem patiuntur vorschlug; auch hier ziehe ich die handschriftliche Überlieferung: *neque* te provinciae *neque* leges *neque* di penates civem patiuntur vor; der Gedanke ist in dieser Fassung bedeutender und die Klimax *neque* di penates civem patiuntur (ja die heimischen Götter dulden dich nicht einmal mehr als einfachen Bürger) ist oratorisch viel wirksamer als der durch die neue Conjectur gewonnene Parallelismus.

epist. Pomp. 5 schreibt jetzt der Herausgeber *Lacetanium* mit Mommsen bei Hübner *Hermes* 1, 339; ferner interpungiert er ebenda 6 stärker: *quid deinde? proelia . . . enumerem?* und ebenda 9 gewiss richtig: *Hispaniam citiorem nos aut Sertorius ad internecionem vastavimus — praeter maritimas civitatis ultro nobis sumptui onerique* (wodurch die Einschlebung von *quae*, die von Aldus herrührt, überflüssig wird, der Gedanke aber ganz gegenständiglich ausgedrückt erscheint). — Ebenda schließt sich der Herausgeber dem Vaticanus an und schreibt *transgradientur*, während der Aurelianische Palimpsest *transgradientur* bietet. — Endlich wahr! der Herausgeber die Überlieferung sorgfältiger durch die Schreibung *Eumenen* in der ep. Mithr. 8 (überliefert ist *eum en*, bisher las man die Form *Eumenem*) und die letzte Änderung, die von Gertz herrührt, ist, wie ich glaube, eine *palmaria*: ep. Mithr. 16 *ceterum consilium est, Tigranis regno integro, meis militibus belli prudentibus procul ab domo parvo tuo labore per nostra corpora bellum*

conficere, quo neque vincere neque vinci sine tuo periculo possumus. Allerdings ist die Überlieferung misslich: denn *belli prudentibus* bietet nur Charisius, der aber wieder *parvo labore* ganz weglässt. Nitzschner a. a. O. S. 56 meint, Charisius habe hier „*accurate de scripto*“ citiert, und ist für Tilgung des *parvo labore*, das der Vaticanus bietet. Allein so passend der Zusatz *belli prudentibus*, den Charisius erhalten hat, ist, auch das *parvo tuo labore* möchte man der großen Eindringlichkeit der Worte wegen nicht gerne missen; ich halte diese vollere Fassung, wie sie die vereinigten beiden Quellen bieten, mit der Gertz'schen Conjectur für die ursprüngliche.

Um nun doch noch auf den erklärenden Commentar, der eigentlich die Hauptsache in dieser Ausgabe ist, mit einigen Worten zu kommen, so ist manche gute, neue Bemerkung zu finden; so Cat. 5, 7; 7, 8; 18, 8 usw. Freilich hätte ich gewünscht, dass die Änderungen durchgreifender wären; so ist S. 14 zu §. 4 die Bemerkung über den Gebrauch von *habere* bei Sallust zu weit und unrichtig, gleich c. 10, 4 belehrt den Schüler eines besseren. Cat. 4, 4 wird erat noch immer höchst unpassend als Tempus des „Briefstiels“ erklärt, obwohl es nichts als den mit *statui* gleichzeitigen Zustand bezeichnet. — Iug. 5, 4 ist noch immer *cuius* in *Africa magnum atque late imperium valuit* „*valuit* als zeugmatisch“ erklärt, obwohl *magnum* nichts ist als inneres Object zu *valuit* mit dem Sinne: dessen Reich von großer Bedeutung und Ausdehnung (*late*) war; die rhetorische Erklärung zerfällt in nichts, wenn man dem Gedanken nachgeht, der in dieser Nuancierung am besten ausgedrückt ist. — or. Lep. 21 stimmt die mitgetheilte Überlieferung des Flor. über *Fufidius* schlecht zum Epitheton in der Rede: *ancilla turpis*. Doch ich möchte noch in vielen Punkten mit dem Herausgeber rechten, in Altem und Neuem, aber ich würde meine Aufgabe, die neue Auflage an ihrer Vorgängerin zu prüfen, überschreiten, darum breche ich lieber ab; denn ich hoffe, dass es mir gelungen ist, meinen Lesern die Überzeugung beizubringen, dass die neue Auflage des bewährten Buches Zeugnis gibt von dem unablässigen Streben des Herausgebers nach Vervollkommnung seiner Arbeit.

Wien.

August Scheindler.

Sas Martin, Lateinische Übungen. Beispiele zum Übersetzen aus dem Polnischen ins Lateinische für die VI. Gymnasialclasse (polnisch). Krakau 1894. 8°, 91 SS.

Der Ministerial-Erlass vom 30. September 1891, Z. 1786, hat auf dem Gebiete des lateinischen Unterrichtes in den wöchentlich einstündigen grammatisch-stilistischen Übungen in den oberen Classen unserer Gymnasien eine doppelte Änderung eingeführt, und

zwar einerseits die Pensa abgeschafft, andererseits angeordnet, dass sowohl den mündlichen Schulübungen im Übersetzen ins Lateinische als auch den Schulcompositionen ein vom Lehrer der betreffenden Schullectüre der Classiker angepasster Text in der Muttersprache zugrunde gelegt werde. Demzufolge hat auch der galizische Landeschulrath im nachfolgenden Jahre (21. Mai, Z. 10.122) die Abschaffung der bisherigen, von der Schullectüre meist losgelösten Übungsbücher zum Übersetzen aus der Landessprache ins Lateinische verordnet; da aber inzwischen keine den neuen Anforderungen angepassten Übungsbücher erschienen waren, so blieb die Zusammenstellung entsprechender Texte für die grammatisch-stilistischen Übungen in den oberen Classen der Gymnasien ganz den Fachlehrern überlassen. Dieser Zustand hatte ohne Zweifel seine Schattenseiten und üblen Folgen für die Schule. Denn nicht einem jeden Lehrer gelingt es, in jedem einzelnen Falle einen inhaltvollen, sowohl der Lectüre als auch den grammatischen und stilistischen Grundsätzen angepassten und dazu in correcter Muttersprache verfassten Text zu bilden. Diese scheinbar leichte Aufgabe erfordert eine gründliche Beherrschung des Gegenstandes, eine längere Übung und überdies einen Aufwand von Zeit, der oft in keinem entsprechenden Verhältnisse zum Erfolge steht. Dieser ungünstigen Lage hilft das vorliegende Buch theilweise ab, indem es einen polnischen, meistens nach der vorgeschriebenen Lectüre verfassten Text wenigstens für die VI. Gymnasialclassen bietet. Lehrer, welche Besseres zu leisten sich zutrauen, können es entbehren, die übrigen benutzen.

Die Sammlung enthält eine kurze Biographie Sallusts (S. 1 f.), Übungsstücke aus dessen *Bellum Iugurthinum* (S. 3—29), eine gedrungene Beschreibung des Lebens Ciceros (S. 29—32), aus Sallusts *Bellum Catilinarium* und Ciceros erster Rede gegen Catilina kombinierte Aufsätze (S. 32—49), einige Abschnitte über das Leben und die Schriften Vergils (S. 49—52) und zum Schlusse zehn Abschnitte aus der für die Obergymnasien bestimmten Geschichte des Alterthums von Dr. V. Zakrzewski (S. 53—59). Dass aus Cäsars *Bellum civile* Übungsstücke fehlen, mag darin eine gerechte Entschuldigung finden, dass diese Schrift wegen Mangel an Zeit wohl selten gelesen wird; dagegen dürften entsprechend zusammengestellte Inhaltsangaben aus geeigneten Partien der Gedichte Vergils wohl erwünscht sein. Im ganzen umfasst das Buch 91 meistens eine halbe Seite nicht übersteigende Aufsätze, ein Material, welches für ein Schuljahr vollkommen ausreicht. Jeder Aufsatz ist mit kurzen, meistens stilistischen Anmerkungen versehen, in denen neben der Phraseologie der gleichzeitigen Schullectüre oft Redewendungen aus Cornelius Nepos ausgebeutet werden; das Buch schließt mit einem 30 Seiten starken polnisch-lateinischen Vocabular. Von deutschen, ähnlich angelegten Schulbüchern (Strauch, Wien 1892; Zimmermann, Berlin 1893) ist das Buch

unabhängig; es scheint unmittelbar aus der Schulpraxis hervorgegangen zu sein. Über die Grundsätze, die er befolgte, hat sich der Verf. nirgends ausgesprochen; so viel ich aber aus Stichproben ersehe, sind die Aufsätze so gewählt, dass schwierigere leichteren nachfolgen. Ob stellenweise der Text nicht zu wörtlich die entsprechenden Stellen der Classiker wiedergibt und dadurch die Aufgabe zusehr erleichtert (z. B. S. 5 f.), wird die Schulpraxis ergehen; dieselbe wird auch wohl andere Verstöße anmerken, deren Ausweis in einer neuen Auflage verwertet werden soll. Ich beschränke mich hier auf nachfolgende Anmerkungen.

Was den Inhalt des Textes anbelangt, beanstandete ich den Satz (S. 45) „dass bei den Römern Verbrecher nur dann bestraft wurden, wenn sich jemand vorfand, der eine Klage gegen dieselben anstrebte“. Es sollte eher heißen, dass bei den Römern öffentlich angestellte Ankläger und besondere Staatsanwälte nicht existierten, dennoch aber römische Beamten theils pflichtmäßig Verbrechern nachspürten, wie die *triumviri capitales*, theils, wenn sie von einem Vergehen Kunde (*indicium*) erhielten, sei es auf eigene Hand, sei es im Auftrage des Senates eine entsprechende Untersuchung anordneten und die Verurtheilung herbeiführten (Liv. II, 4 ff.; XXXIX, 11 ff.; 41; XL, 43 f.; Sallust. Bell. Jug. 35, 6). Ferner hat der Verf. S. 47 kaum Recht, wenn er das *Senatus consultum ultimum* einen Gewaltstreich (zama) des Senates gegen die Privilegien des Volkes nennt und demzufolge die Berechtigung Ciceros zur Anordnung der Hinrichtung der Catilinarier in Abrede stellt. Sallustius *Bell. Catil.* 29, 2 f. sagt ausdrücklich: *Itaque quod plerumque in atroci negotio solet, senatus decrevit, darent operam consules, ne quid res publica detrimenti capiat. Ea potestas per senatum more Romano magistratui maxima permittitur, caecidum parare, bellum gerere, coercere omnibus modis socios atque civis, domi militiaeque imperium atque iudicium summum habere: aliter sine populi iussu nullius earum rerum consuli ius est.* Auch Cäsar, wiewohl er nach Sallust. *Bell. Cat.* 51 ein den gewöhnlichen Gesetzen angemessenes Verfahren befürwortet, bestreitet doch (*Comm. d. b. c. I, 5*) die Berechtigung des Senates zur Anordnung eines Ausnahmezustandes nicht. Wenn Cicero ungeachtet dessen ins Exil gehen musste, so geschah dies auf Grund eines hernach gewaltsam durchgeführten und gegen die Sitte rückwirkenden Ausnahmegesetzes. Wenigstens können aus dem Prozesse des Rabirius, auf welchen sich der Verf. beruft, in dieser Angelegenheit keine sicheren Schlüsse gezogen werden, da Rabirius als Privatmann an der Ermordung des Saturninus theilnahm und überdies uns aus der nur zum Theile erhaltenen Rede Ciceros nicht klar ist, wie der Ankläger im besonderen seine Klage motivierte. — In der Biographie Vergils werden die Jahre seiner ersten Ankunft nach Rom (S. 50) und der Verfassungszeit der *Georgica* (S. 52) falsch angegeben; ohne Grund behauptet auch

der Verf. (S. 50), dass Vergil sein väterliches Landgut bei Andes nach seiner Vertreibung im Jahre 41 zurückerhalten habe. — Endlich ist S. 17 das herabsetzende Urtheil über *Metellus Numidicus* zu ungerecht; nicht einmal Sallust nannte ihn „eitel“ (próžny); es that dieses nur sein erbitterter Gegner Marius.

Was die Form anbelangt, so hat der Verf. an einigen Stellen den lateinischen Text der Schullectüre fehlerhaft polnisch wiedergegeben. So wird S. 6 *munificentia animi* durch „Milde“ (łagodność), *urbs mature peritura* (S. 8) durch „miasto wkrótce zginąć mające“ (anstatt „które wnet zginie“), *inertia* (S. 46) durch „bezczyнность“ (anstatt „opieszalność“) gedeutet; *leges Valeriae* und *Porciae* werden durch „ustawy Waleryusza“ und „Porcyjusza“ (anstatt „Waleryuszów“, „Porcyjuszów“) übersetzt. Im Vocabular finde ich nachfolgende Verstöße: charakter, *cultus*; dowódzca jazdy, *magister equitum* (anstatt dowódzca jazdy przy dyktatorze); drugi, *alius*; groźny, *gravis*; instynkt, *animus*; możny, *dives*; nawzajem, *alteri alteros*; należący do tych narodów, *ex eo numero*; oddział, *turma*; podejrywać, *aliquem alicuius rei arcesso*; posądzić, *condemno*; powstaniec, *homo seditiosus*; wieszcz, *haruspex*; wpływ, *auctoritas* (was auf den Satz S. 6 nicht passt und hier eher durch *valere, vim habere* wiederzugeben ist). Überhaupt ist es unstatthaft, dass der Verf. im Vocabular solche Wörter einfach zusammenstellt, welche nur in einem besonderen Gedankenzusammenhange einander entsprechen können.

Lemberg.

B. Kruczkiewicz.

Latinská mluvnice pro střední školy. II. Skladba. (Lateinische Grammatik für Mittelschulen. II. Syntax.) Verfasst von Franz Hrbek, k. k. Gymnasialprof. in Königl. Weinberge. Prag, im Selbstverlage 1894.

Den Grundsätzen, welche der Verf. im ersten Theile seiner lateinischen Grammatik verfolgt hat (vgl. diese Zeitschrift 1893, S. 40 ff.), bleibt er auch in der Syntax treu. Er ist vor allem auf die rationelle Erklärung der grammatischen Erscheinungen, sowie auf die passende Verwertung der feststehenden wissenschaftlichen Ergebnisse der neuesten Forschung bedacht; dabei aber sucht er durch die Beschränkung des grammatischen Stoffes auf die classischen Schulautoren Kürzung und Vereinfachung herbeizuführen. Damit sich der Schüler auch über die wichtigsten, vom classischen Sprachgebrauche abweichenden Constructionen bei Livius, Sallust, Tacitus, Vergil, Horaz belehren könne, sollen die Fußnoten dienen, in denen das Nöthige untergebracht ist. Da nun der Satz die eigentliche Grundlage bildet, von welcher aus man das Wesen und die Eigenthümlichkeiten einer Sprache kennen lernt, und da die Erkenntnis einer fremden Sprache nur aus der Vergleichung

mit der Muttersprache hervorgehen kann, so hat der Verf. in seiner lateinischen Satzlehre volle Übereinstimmung mit der böhmischen Schulgrammatik von J. Gebauer durchgeführt. Was es für Schwierigkeiten bereitet, wenn man die Anfänge der Syntax in der Muttersprache in der Prima und Secunda nach einer den neuen Forschungen entsprechenden Grammatik den Schülern einzuprägen bemüht ist, das nächste Jahr aber beim Lateinunterrichte zu einer auf alten traditionellen syntaktischen Anschauungen basierten Grammatik zurückzugreifen genöthigt wird, das können gewiss die Lehrer beurtheilen, welche in den letzten Jahren an den böhmischen Gymnasien den Lateinunterricht in der Tertia und Quarta zu ertheilen Gelegenheit hatten.

Was die Anordnung des Buches anbelangt, unterscheidet es sich vortheilhaft von den älteren und zwar dadurch, dass es zuerst die Satztheile und ihre Congruenz, dann die Casuslehre und die Präpositionen, nominale Verbalformen, Tempora und Modi, Conjunctionalsätze, Relativsätze und schließlich die oratio obliqua behandelt. Den sonst nach der Casuslehre untergebrachten Abschnitt von den Eigenthümlichkeiten im Gebrauche der Redetheile versetzt der Verf. hinter die Syntax als grammatisch-stilistischen Anhang, welchem noch die Lehre über die Wortstellung und den Satzbau in knapper Form beigelegt ist, was gewiss jeder Lehrer des Lateins in den höheren Classen willkommen heißen wird. Mit einer kurzen Übersicht über die lateinische Rhythmik und Metrik schließt das Buch.

Die Ergebnisse der historischen Syntax sind, wie gesagt, gewissenhaft verwertet, und es gelang dadurch dem Verf. viele syntaktische Erscheinungen fasslicher zu machen oder die Regeln zu vereinfachen, da der Schüler so den Ursprung und die Entwicklung derselben kennen lernt. Hervorgehoben mag in dieser Hinsicht werden die Behandlung des Nomen praedicativum, der Casus nach ihrer Function im Satze, der Construction bei interest, der Consecutio temporum, des Infinitivs als Object, des Inf. cum acc., des Particips, des Ablativus absolutus, des Gerundiums und Gerundivums, des selbständigen und bezogenen Gebrauches der Tempora, der Gleichzeitigkeit, Vorzeitigkeit und Nachzeitigkeit der Verbalhandlung, des Coniunctivs und Infinitivs futuri. Es würde zu weit führen, wenn wir alles das einzeln aufzählen wollten, wodurch der Verf. in den Lateinunterricht bei uns mehr Licht und Verständnis gebracht hat. Jeder Fachmann wird hier eine Menge von Neuerungen und Verbesserungen im wissenschaftlichen als auch im didaktischen Sinne finden. Wenn nun der Ref. doch im folgenden einige Versehen aufzeichnen wird, so soll dies nicht etwa den Wert des Buches beeinträchtigen.

§. 282, 2 über die Congruenz des Prädicats mit dem Subjecte ist ein Beispiel, in dem die Zahl des Prädicats von der des Subjects verschieden ist, beizufügen; desgleichen §. 283 ein Beispiel der Constructio ad sensum im Geschlechte. — In den beiden

letzten Beispielen zu §. 297, 2, a wird das Attribut durch einen Relativsatz, nicht durch ein bloßes Pronomen relat. ausgedrückt; sie gehören also unter §. 299, 4, b. — §. 314 fehlt unter den Präpositionen, deren Zusammensetzungen mit intransitiven Verben transitiv gebraucht werden, die Präposition *cum*, sowie auch Beispiele für die mit der Präposition *per* zusammengesetzten, transitiv gebrauchten Verba. — §. 328 sollte eines der beiden Beispiele des Genetivus possess., in welchen dasselbe Substantiv *hostium* vorkommt, durch ein anderes ersetzt werden. — §. 357, c. Bei einigen Verben der Bewegung wie *ponere*, *locare*, *statuere* steht der Ablativ mit der Präposition *in*, nicht der bloße Ablativ, wie man aus der Fassung schließen könnte. — Der Ablativ bei den Adjectiven *dignus* und *indignus* §. 366 ist besser als ein Object wie als ein Adverbiale der Beziehung zu betrachten. — §. 399, 3 ist „*cum o case: cum prima luce*“ beizufügen. — Der historische Infinitiv §. 400 ist bei dem Imperfect, nicht bei dem Perfect zu besprechen, da er in lebhaften Schilderungen gebraucht wird und eine Analogie zum Praesens historicum bildet. — §. 402 muss die Regel „Durch das Plusquamperfectum wird der aus vergangener Handlung eingetretene Zustand bezeichnet“ durch die Worte „wenn es selbständig steht“ ergänzt werden. — Die Anmerkung zu §. 422 behandelt den Gebrauch des sogenannten Imperativus futuri *dicito*, *dicitote*, *dicunto*; aber in der Wortlehre hat der Verf. die 3. Pers. dieser Form gänzlich beiseite gelassen. — §. 430 ist der Satz „*Non dubito, quin tu responsurus sis*“ unter den Beispielen der indirecten Fragesätze nicht am Platze, da die Conjunction *quin* erst §. 435 besprochen wird. — Das §. 439, 2 behandelte *cum temporale* steht dem böhm. „*kdy*“ in Temporalsätzen gleich.

Die Regeln sind knapp und klar. Doch durch das Streben nach Kürze ist hie und da die Fassung für den Schüler minder verständlich und bedarf noch der eingehenden Erklärung seitens des Lehrers. So ist die Regel von der Congruenz bei mehreren Subjecten §. 285, 3, A folgendermaßen zu verstehen: Wenn jedes der Subjecte für sich betrachtet wird, schließt sich das Prädicat an eines derselben und congruiert damit; dies geschieht namentlich 1. wenn die Subjecte Abstracta sind, 2. wenn die Subjecte durch anreihende Conjunctionen *et* — *et*, *neque* — *neque* etc. verbunden werden. Dann finden drei Stellungen des Prädicates statt: a) vor sämtlichen Subjecten, b) nach sämtlichen Subjecten, c) nach einem derselben. — In der Regel von dem inneren Accusativ §. 315 sind nach dem Worte „das Resultat“ die Worte „der verbalen Handlung“ einzusetzen. — §. 385, 2 soll lauten: Der Infinitiv steht als Object bei Verben, welche einen persönlichen Objectaccusativ wie auch einen Objectinfinitiv bei sich haben können und ihr usw. — Die Anmerkung §. 396 ist so zu stilisieren: Das Object beim Gerundium, wenn es durch ein Pronomen oder ein Adjectiv neutr. gen. ausgedrückt ist, steht im Accusativ; sonst macht der Lateiner von der gerundivischen Construction Gebrauch.

Von Druckfehlern ist das Buch nicht ganz frei, z. B. S. 12, Z. 10 v. u. akusativè statt akkusativè; S. 13, Z. 1 v. u. 372 statt 371; S. 17, Z. 3 v. u. sitir statt sitire; S. 23, Z. 18 v. o. nase statt vase; S. 55, Z. 12 v. u. o mistè statt o case; S. 61, Z. 7 v. u. hinter das Wort podmètem setze „a“; S. 72, Z. 11 v. o. hortis apropinquare statt hostes appropinquare; S. 88, Z. 1 v. u. antebnam statt antequam; S. 129, Z. 11 v. o. id quid quisque teneat statt id quisque teneat; S. 131, Z. 1 v. u. oportere statt oporteret; S. 135, Z. 16 v. u. pfi statt po. — Das beigefügte Wörterverzeichnis könnte gute Dienste leisten, wenn nur nicht so viele Druckfehler in der Angabe der Paragraphe vorkämen.

Sollen wir zum Schlusse unser Gesamturtheil über das vorliegende Buch fällen, so erkennen wir gerne an, dass es mit Liebe und Sachkenntnis zusammengestellt ist, überall dem Fortschritte baldigt, trotz der möglichsten Kürzung des grammatischen Stoffes dennoch über alle wichtigeren Spracherscheinungen Auskunft gibt und, was man am höchsten schätzen muss, dass es auf Grundlage der böhmischen Sprache bearbeitet ist. Der Ref. hat keinen anderen Wunsch, als, dass das Buch der böhmischen Gymnasialjugend den gehofften Nutzen bringen möge.

Deutschbrod.

Jos. Némec.

Der lateinische Stil. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymnasialclassen mit besonderer Rücksichtnahme auf die Prosalectüre der Schüler und mit Hinweisen auf die Grammatiken von Goldbacher, Koziol, Scheindler, Schmidt, Schultz herausgegeben von Dr. Franz Strauch, Professor am k. k. Staats-Real- und Obergymnasium im VI. Bezirke Wiens. III. Abtheilung: Aufgaben für die VII. Classe. Wien, A. Hölder 1894. 8°, 39 u. 71 SS. Preis geh. 60 kr., geb. 80 kr.

Die III. Abtheilung der Strauch'schen Stilübungen lehnt sich entsprechend dem auch in den beiden ersten Heften befolgten Principe stofflich zunächst an die Hauptlectüre der Septima, an die Ciceros an, welche Str. passend ergänzt und erläutert. Ebenso wenig wie ehemals finden wir hier wässrige Variationen, sondern selbständig entworfene Bilder und Skizzen von Ciceros Lebensgang, Bildung und Thätigkeit als Redner und Schriftsteller. Die Rosciana, der Process des Verres, die Pompeiana und die Catilinarier stehen im Vordergrund der Behandlung, anderes erfährt nebenher Erwähnung. Die Art der in die Darstellung verflochtenen Reflexionen sind ganz dazu angethan, das Interesse an der Lectüre, vor allem aber die Achtung vor Ciceros Eigenart zu fördern. Nicht minder zweckmäßig sind die Virgil betreffenden Stücke: V. s. römische Muster für seine Äneide, die Äneide — ein echt römisches Nationalepos, die Glanzpartien der Äneide, sowie die zweitheilige Schlussnummer: Einiges über des Demosthenes Jugendzeit. — Die Syntax

des Verbum infinitum und die Lehre von der Satzverbindung bilden den in die Übungen verarbeiteten grammatisch-stilistischen Stoff.

An Einzelheiten, die dem Ref. bei der Durchsicht des Heftes aufstießen, seien folgende notiert: Zu S. 2, Nr. 2 'Studien' könnte die Übersetzung *litterarum studia* angemerkt werden. — S. 7, Nr. 5 lese man: geistige⁷⁾ Erfrischung⁷⁾ bietet⁷⁾. — S. 8, Nr. 6 (1. Theil) lese man: Was soll ich dazu sagen¹⁵⁾, dass¹⁵⁾. — S. 9, Nr. 7 (2. Th.) 'Unter solchen Umständen (= da dem so ist) muss also'. Bemerke: 'Also' bleibt unübersetzt. — Zu S. 10, Nr. 8 (3. Th.) 'sich mehr verdient machen' ist die Übersetzung *melius mereri* zu urgieren. — S. 11, Nr. 9 (1. Th.) ist statt ausersinnen aus- oder ersinnen zu gebrauchen. — Ebd. 2. Th. lese man: zu einer Zeit¹⁴⁾ gekommen, wo¹⁴⁾. — S. 15, Nr. 12 (1. Th.) lese man: Termin⁸⁾ ansetzen⁸⁾. — In den Anmerkungen ist S. 4²⁾ neben *noli c. inf. cave c. coni.* anzuführen, S. 12 c) *oratio recta* statt *directa* einzusetzen. — Im Vocabular fehlen folgende Artikel: wirksame Mittel (S. 7, Nr. 5), sich aneignen (S. 11, Nr. 9, Th. 3), Urkunde (S. 15, Nr. 12, Th. 1), Handschrift (S. 16, Nr. 13), aus Halaesa (ebd.), unersättlich (ebd.).

Wien.

J. Golling.

Übersicht über die Entwicklung der deutschen Sprache und der älteren deutschen Litteratur. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten von Dr. Rudolf Lehmann, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium zu Berlin. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1894. 8^o, VIII u. 59 SS. Preis 1 Mk.

Das Büchlein ist nicht zum Selbstunterrichte bestimmt, sondern soll nur als Leitfaden für die Wiederholung des von dem Lehrer Gehörten dienen. Die Auswahl ist im ganzen nicht schlecht getroffen, doch ist der Abschnitt, welcher die Sprachentwicklung behandelt, so fehlerhaft, dass das Buch in seiner jetzigen Gestalt nicht empfehlenswert ist. Dem Wunsche des Verf.s nach Winken für die Verbesserung komme ich durch folgende Bemerkungen nach. S. 3 indo-europäisch ist nicht 'richtiger' als indogermanisch, beides sind conventionelle Bezeichnungen. — Es ist durchaus nicht sicher, dass die Indogermanen in Vorder-Asien zuhause waren. Wenn der Verf. nach Erwähnung der Vedas hinzufügt: Sanskrit *vēda* = *olde* muss der Schüler doch glauben, dass Veda, der Name der heiligen Schriften der Inder, eine Verbalform sei. Ich nehme an, dass der Verf. weiß, dass Veda ein Substantiv ist. S. 4. Die Folgerungen die der Verf. aus der Etymologie der Verwandtschaftsnamen zieht gehören einer überwundenen Periode der 'linguistischen Paläontologie' an. Die Entwerfung eines Stammbaumes der idg. Völker stimmt nicht zu den heutigen wissenschaftlichen Anschauungen. Es würde sich die einfache Aufzählung der idg. Völker empfehlen

8. 5. Es ist nicht richtig, dass das Provenzalische fast ganz ausgestorben ist; nur als Schriftsprache hat es eine sehr beschränkte Verbreitung. Unter den romanischen Sprachen fehlt das Catalanische. Ladinisch wird nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Tirol gesprochen. Litauer leben auch in Preußen. S. 6. Das Kirchenslavische gehört doch nicht zu den russischen Dialecten. Unter den Südslaven waren auch die Croaten zu nennen, respective statt 'Serben' 'Serbo-Croaten' zu setzen. Unter den nordischen Sprachen darf in der Stammtafel das Isländische nicht fehlen. Schwedisch und Dänisch einerseits, Norwegisch und Isländisch andererseits bilden eine engere Einheit. S. 7 ist hervorzuheben, dass es eine niederdeutsche Schriftsprache, nämlich das Niederländische gibt. S. 8. Bei der Besprechung der Lautverschiebung darf die Erwähnung des grammatischen Wechsels nicht fehlen, weil seine Spuren bis in die heutige Sprache hereinragen. *bh gh dh* wurden germ. nicht zu Medien, sondern — nach der herrschenden Ansicht — zu stimmhaften Spiranten. Gerade dem norddeutschen Schüler, der *g* überwiegend spirantisch spricht, ist das leicht klar zu machen. engl. *mother* ist kein richtiges Beispiel für den Übergang von idg. *t* zu germ. *p*. *th* ist hier secundär eingetreten, ag. heißt es *mótor*; ein passendes Beispiel ist engl. *brother* = *frater*. Dass germ. Medien im hd. zu Tenuis werden, ist nicht richtig und zieht S. 9 die ebenfalls unrichtige Einschränkung nach sich, dass *p* und *k* 'vielfach' wieder erweicht wurden. *lecken* entspricht nicht goth. *laigon*. Der wahre Sachverhalt ist doch nicht so schwierig darzustellen: *d* wird westgerm. zum Verschlusslaut *d*. Im hd. werden die Spiranten *b g* zu den Verschlusslauten *b g, d* wird zu *t*. — Wann die Tenuis zur Spirans und wann sie zur Affricata wird, kann doch wohl dem Schüler mitgeteilt werden. Es lässt sich daran der Hinweis knüpfen, dass kein deutsches Wort mit *ch* und *ß* beginnt und dass anlautendes *f* immer gleich niederdeutschem *f* ist. Es muss ausdrücklich gesagt werden, dass in den für die Entwicklung der Schriftsprache maßgebenden Dialecten *h* im Anlaute, in Geminatio und nach Consonanten keine Verschiebung zur Affricata erfuhr. Die Erwähnung von *Chindli, chomen* S. 9 verleitet zu der Meinung, dass das *χ* heutiger Schweizer Mundarten im Anlaute etwas Altes sei. Statt 'germanische Spiranten werden in einer Anzahl von Fällen Mediae' hat es zu heißen 'germ. *h* wird hd. zu *d'*. *über* ist nicht aus *ufar* entstanden, sondern steht mit dieser Form in grammatischem Wechsel. Warum schreibt der Verf. S. 9 *prehhan* mit *hh*, aber *puokha* mit *kh*? Ein goth. Wort *thiusdiskós* gibt es nicht, das Wort heißt *thiusdisko* und bedeutet nicht 'volkstümlich', sondern 'heidnisch'. Ahd. heißt es *diotisk*, nicht *diotisk*. S. 10 *-tum -heit -lich* haben ihren vollen Vocal nicht bewahrt, weil sie ursprünglich Substantive waren, sondern weil sie einen Nebenton hatten. Was sind 'eigentliche Bildungssuffixe'? S. 11. Mhd. *vallen* ist nicht aus ahd. *vallamès* entstanden.

Im ahd. Paradigma von *tag* haben die in Klammer stehenden Endungen *-as -a* wegzufallen, weil dadurch der Schein entsteht, als ob *tages, tage* aus *tagas, taga* abgeschwächt worden wäre. Wenn der Verf. im Paradigma der *n*-Stämme *botun* schreibt, muss er im Dat. der *a*-Stämme auch *tagun* setzen. Zu den durchgreifenden Unterschieden des Nhd. vom Mhd. gehört auch die Diphthongierung von *ī ū iu* und die Monophthongierung von *ie, io*. S. 12. Im Praet. und Partic. der schw. Verba 1. Cl. ist nicht *j*, sondern *i* ausgefallen. S. 13. Was über die *i*-Stämme gesagt ist, ist z. T. unrichtig. Warum heißt es nicht einfach 'Die Pluralendungen einiger Subst. enthielten ahd. ein *i*, während im Sing. dieses *i* durchaus fehlte'? Die Formen des Gen. und Dat. Sing. der Feminina wie *krefiti* sind doch nicht nach Analogie der Masculina verschwunden. Statt *Bad* S. 13 wird besser ein Wort genommen, das schon in alter Zeit im Plural *-ir* hatte, z. B. *Lamm*. S. 14. Die Definition des Ablautes ist zu teleologisch und nicht genug bestimmt. Man definiere 'Unter Ablaut versteht man den Wechsel des Vocale innerhalb derselben Wurzel, soweit er nicht durch die speciell germanischen Erscheinungen des Umlautes und der Brechung hervorgerufen ist'. S. 15. Ablaut zeigt sich in der schw. Conjugation bei *bringen*. S. 16. Korn bedeutet nicht ursprünglich 'Roggen'. S. 18. *Platz* ist nicht durch Lautverschiebung aus dem lat. *platea* entstanden. Welche Verschiebung sollten denn *Kerkel* *Keller* zeigen? *Dom* ist nachträglich wieder dem Lat. angeglichen worden. *Winzer* ist nicht gleich lat. *vinearius*; die alte Form lautet *winzuril*, Umformung von **vinitor*. S. 19 *Engel* gehört schon von den Gothen entlehnten Wörtern. S. 21. Die Bedeutung Luthers für die Entwicklung der Schriftsprache ist überschätzt. Der Einfluss des Buchdruckes darf nicht verschwiegen werden.

Den literarhistorischen Theil kann ich nicht mit gleicher Ausführlichkeit besprechen. S. 25. Mit welchem Rechte setzt der Verf. das Hildebrandslied in die heidnische Zeit? Erwähnung verdienen auch die altengl. Walderefragmente. Der geistlichen Dichtung des 12. und der folgenden Jahrhunderte konnte mit ein paar Worten gedacht werden. S. 32. Die Bemerkung 'nur das erste höfische Epos der Blütezeit ist noch niederdeutsch geschrieben' ist schief. Veldeke gehört doch der mnl. wie der mhd. Literaturgeschichte an. S. 41. Dass der 'Minnesang' ausschließlich den Minnedienst behandelt, ist natürlich, aber die höfische Lyrik deckt sich nicht ganz mit dem Minnesange. S. 42. Woher weiß der Verf., dass Gotfried von Straßburg 'selbst einer der formvollendetsten und am entschiedensten höfischen Minnesänger' war? Was S. 54 über den Alexandriner gesagt ist, bedarf der Einschränkung. S. 56. Dass im 17. Jahrhunderte auch außerhalb der geistlichen Dichtung Föhlung der Literatur der Gebildeten mit der Volke vorhanden war, beweist der Umstand, dass viele Gedicht

Volkslieder geworden sind. S. 57. Die Reinigung der Sprache vom Schwulst ist doch kein Verdienst der grammatischen Bestrebungen Gottscheds und noch weniger Adelungs, der sehr mit Unrecht ein Schüler Gottscheds genannt wird. Übrigens war die Sprache des ausgehenden 17. Jahrhunderts nicht 'verkommen'; die zweiten Schlesier waren sprachlich sehr gewandt.

Der Ausdruck lässt manchmal an Klarheit zu wünschen übrig. Zur Verbesserung empfehle ich dem Verf. die Bemerkung über abd. und altsächs. S. 20, §. 11, die Erörterung über den Ritterstand S. 31, §. 16, den Satz S. 43, Z. 18. Was bedeutet die Bemerkung S. 57, dass Gottscheds und Adelungs Fehler unter anderem darin bestand, dass sie 'die Bedeutung der geschichtlichen Sprachentwicklung sowie der mundartlichen Verschiedenheiten' verkannten?

Wien.

Dr. M. H. Jellinek.

Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch von Wilhelm Wackernagel. 2. verm. u. verb. Aufl. fortgesetzt von Ernst Martin. II. Band. 3. Lieferung. Achtzehntes Jahrhundert. 4. (Schluss-) Lieferung. Neunzehntes Jahrhundert. Basel, B. Schwabe 1892, 1894. S. 287—538 und I—XVI. 539—710. Preis 4 Mk. 80 Pf. und 3 Mk. 20 Pf.

Mit diesen beiden Lieferungen ist Martins Neubearbeitung und Fortsetzung der Wackernagel'schen Literaturgeschichte, ein Buch, das man zu dem unerlässlichen Bestande jeder germanistischen Handbibliothek rechnen darf, endlich glücklich zum Abschlusse gebracht, und das allein ist für alle, die gewohnt sind, es jederzeit zur Hand zu haben, eine erfreuliche Thatsache. Dass freilich während der langen Zeit seines Erscheinens die rastlos fortschreitende Forschung über die älteren Theile in Einzelheiten schon wieder hinausgekommen ist, war eben nicht zu vermeiden und darf den Dank für die hingebungsvolle Mühe, die Martin an ein fremdes Werk wendete, nicht schmälern. Je weiter übrigens dieses Fortschritt, desto mehr hörte es auf, ein fremdes Werk zu sein, desto mehr musste an Stelle der bloßen ergänzenden und berichtigenden Bearbeitung eigene selbständige Arbeit treten; denn vom 17. Jahrhunderte an lag von Wackernagel nur noch ein Collegienheft vor, das selbstverständlich keine genügende Grundlage mehr bilden konnte. Das galt also schon von der 2. Lieferung des II. Bandes und gilt noch mehr von den beiden letzten, die ebenso wie die zwei früheren wieder jede einen in sich abgeschlossenen Zeitraum umfassen, die eine das 18., die andere das 19. Jahrhundert bis 1870.

So wenig aber auch Martin demnach an irgend eine zur Schonung verpflichtende Grundlage gebunden war, 'in den Grundanschauungen' bekennt er doch ausdrücklich sich 'gerade in Bezug auf die Literatur unseres Jahrhunderts eines Sinnes' mit Wacker-

Wohl ist ihnen, Unsumme konnten bei aller Selbständigkeit gewiss, das Verze vor diesem seinem ersten Urheber her eigen-
 thümlich, aber die Composition und Darstellungsweise bewahrt
 werden. Denn gehört die Neigung, an die Spitze einer jeden
 literarischen Periode eine allgemeine Charakteristik nach
 den vorherrschenden Strömungen und Bestrebungen zu stellen
 und dann wünschlich gleich im Eingange in bezeichnende, aus der
 betreffenden Zeit selbst stammende und in sorgfältig gesammelten
 Zusammenhänge Schlagwörter, wie diesmal 'Aufklärung' und
 'Bildung', zu versetzen. Dahin ferner die besonders dankens-
 werten allgemeinen Abschnitte über Sprache und Verskunst und
 endlich die Übersichten über die Pflege der verschiedenen Gattungen,
 denen sich dann erst die Würdigung der einzelnen mehr oder
 weniger bedeutenden Schriftsteller, zum Theile nach Gruppen
 zusammengefasst, anreicht. Ich weiß recht gut, was sich gegen
 eine solche Compositionsweise etwa einwenden lässt; aber in einem
 Handbuche, das leicht und bequem orientieren will, bringt sie
 unfehlbare Vortheile, und ich hoffe, dass namentlich jene allge-
 meinen Überblicke auch den Lernenden sehr gute Dienste leisten
 werden, einmal da sie von Martin außerordentlich klar und über-
 sichtlich gehalten sind und sich daher auch bei aller Gedrängtheit
 der Darstellung dem Gedächtnis unschwer einprägen werden. Ebenso
 berechtigt ist die Pietät, mit der bis in die Schlusslieferung in
 den Anmerkungen soweit als möglich auf Wackernagels Lesebuch
 hingewiesen wird.

Bis in das 16. Jahrhundert war Vollständigkeit erstrebt
 worden. Dies war weiterhin und namentlich in diesen beiden letzten
 Lieferungen angesichts der sich immer mehr häufenden Stofffülle
 nicht mehr durchführbar; es musste eine Beschränkung eintreten
 auf die 'Dichter und Schriftsteller, welche in ihrer Zeit angesehen
 waren und auch für uns noch wichtig erscheinen dürfen', und
 innerhalb der Literatur über sie auf eine Auswahl dessen, 'was
 eine nähere Kenntnis vermitteln kann'. Nach beiden Seiten mag
 dem Verf. diese Auswahl nicht immer leicht gefallen sein; wer
 gerecht sein will, wird sie im ganzen dem Zwecke dieses Hand-
 buches, zu selbständigem Studium anzuleiten und es zu erleichtern,
 nur entsprechend finden können. Dass man, wie Martin selbst sich
 nicht verhehlt, im einzelnen verschiedener Ansicht sein kann, dass
 namentlich jeder auf dem besonderen Gebiet, in dem er sich ge-
 nauer umgesehen oder selbst gearbeitet hat, hie und da etwas zu
 ergänzen fände oder auch manches anders gefasst wünschte, ist
 selbstverständlich. Mir z. B. ergeht es selbst theilweise so mit
 Einzelheiten über Herder, auch wohl Klopstock, Goethe und Schiller,
 Grillparzer (Einfluss der Spanier und besonders dessen Lyrik),
 einem oder dem andern neueren Dichter, wie z. B. namentlich
 Schack; ich vermisste von Österreichern z. B. K. G. v. Leitner
 und den schon früher (in dieser Zeitschr. 1888, S. 59) in Erinne-

rung gebrachten, über seine engere Heimat hinaus noch viel zu wenig gekannten oberösterreichischen Dialectdichter Stelzhamer; aber an meinem Gesamturtheile ändert das nicht das Geringste. Ich sehe auch von Nachträgen und Gegenüberstellung anderer Auffassungen ab, einmal weil ich gar nicht das Gefühl aufkommen lassen möchte, als wollte ich der Leistung des Verf.s gegenüber auf solche Einzelheiten doch vielleicht ein Gewicht legen, und zweitens weil mir Nachträge einer Arbeit gegenüber, die sich grundsätzlich auf eine Auswahl beschränkt, keinen rechten Sinn zu haben scheinen. Thatsächliche Unrichtigkeiten von Belang sind mir nicht aufgefallen; kleinere Ungenauigkeiten und Versehen aber, wie z. B. die Vernachlässigung des Breitingers zukommenden Antheils an den 'Lessing'schen unäsoptischen Fabeln', die (372, 25 und 419, 20) noch ausschließlich auf Bodmers Rechnung gesetzt werden, der Ansatz der 'ersten Proben' des Macpherson'schen Ossian auf 1762 (428, 20; schon 1760 'Fragments of ancient Poetry, collected in the Highlands of Scotland and translated of the Gaelic or Erse language), der ungenaue Titel 'Ein Bruderzwist im Hause Habsburg' (I. in H.) und die Angabe, das Fragment 'Esther', das bereits 1863 in E. Kubs 'Dichterbuch aus Östreich' erschienen war, sei erst aus Grillparzers Nachlass ans Licht gekommen (605), und was dergleichen sonst noch sein mag, sind in einem Werke, das solche Stoffmassen zu bewältigen hat, schlechtweg unvermeidlich, und ich führe sie nur an, um anschaulich zu machen, wie geringfügig sie sind; nur eine kleinliche Kritik könnte bei ihnen verweilen und sie ausspielen wollen gegen die Belehrung, die wir alle nur dankbar auch aus diesen beiden Lieferungen wieder schöpfen können, mag sie nun in der Ermittlung einzelner sonst unbeachteter Thatsachen oder mehr noch in deren glücklicher Gruppierung und Einordnung in ihren Zusammenhang liegen.

Auch für die Heranführung der Literaturgeschichte bis an die Gegenart weiß sich Martin mindestens nicht in Widerspruch zu Wackernagel. Sie wird ohne Zweifel allgemeine Zustimmung finden; denn Goethes Tod, gewiss ein sehr bedeutungsvolles Ereignis und für immer ein Markstein zweier Literaturabschnitte, konnte doch nicht auch für alle Zeit der naturgemäße, nothwendige Endpunkt einer Gesamtdarstellung bleiben. Ja, manche werden sogar wünschen, dass Martin noch weiter gegangen wäre. Indessen wer die ungemaine Schwierigkeit erwägt, den Strömungen gegenüber, in deren Verlauf wir uns selbst noch befinden, den rechten Standpunkt zu gewinnen, wird es begreifen, dass er mit 1870 abschloss. Scheint ihm doch innerhalb dieser Grenze die Behandlung der jüngsten Erscheinungen nicht immer leicht geworden zu sein; denn sie ist, wie ich schon andeutete, nicht ganz gleichwertig, ja manchmal doch etwas zu notizenhaft gerathen. Übrigens bedeutet die Zeitgrenze 1870 nur Ausschluss der überhaupt erst seit jenem Jahre bekannt gewordenen Schriftsteller, nicht aber des

späteren Wirkens älterer, zum Theile ja noch lebender, das vielmehr bis auf die unmittelbare Gegenwart herab verfolgt wird.

Martins Darstellung strebt nicht nach blendender Wirkung; sie ist von einer schlichten, einfachen Würde, zugleich bei aller Knappheit klar und übersichtlich im Satzbau und daher gut lesbar. Für den bequemen Gebrauch zum Nachschlagen ist auch am Schlusse des zweiten Bandes wieder durch ein Register gesorgt.

Prag.

H. Lambel.

Ausführliches orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache nach der vom k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht für die österreichischen Schulen festgestellten Rechtschreibung. Unter Mitwirkung von Philipp Brunner herausgegeben von Julius Huth. Wien, Moriz Perles 1894.

Der erste Schritt zur Erreichung einer einheitlichen Rechtschreibung in Österreich geschah durch das bekannte, im k. k. Schulbücherverlage (Wien 1879) erschienene Schriftchen: „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung“. Das behördliche Regelbuch war nach dem Wortlaute der hohen Ministerial-Verordnung vom 2. August 1879, Z. 4779, zunächst nur für die Verfasser deutscher Lehr- und Lesebücher für Volksschulen und Lehrerbildungsanstalten bestimmt, hat sich aber bereits damals auch an den meisten Mittelschulen eingebürgert und an Stelle bisher schwankender Rechtschreibungen eine allgemein bindende zu führen begonnen. Nachdem ferner das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht in der Verordnung vom 22. Nov. 1879, Z. 18.485, die Lehrkörper der Mittelschulen aufgefordert hatte, sich über eine deutsche Rechtschreibung zu einigen, die sich der behördlich festgesetzten entweder vollkommen anschließe oder von ihr nur in unwesentlichen Punkten abweiche, veröffentlichte Prof. Dr. Karl Stejskal im Jahre 1892 „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung“. Der 1. Theil dieses trefflichen Lehrbuches (S. 1—64) bringt in bündiger Form die Hauptregeln der festgesetzten Rechtschreibung in einer auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Darstellung, während der 2. Theil (S. 65—167) ein aus ungefähr 15.000 Schlagwörtern bestehendes Wörterverzeichnis umfasst; damit wurde das Wörterverzeichnis des behördlichen Regelbuches (3. Ausgabe 1890) ungefähr um das Doppelte erweitert. Um ferner wenigstens innerhalb der Schule zwischen Theorie und Praxis keinen Widerspruch aufkommen zu lassen, wurde seit geraumer Zeit kein Buch zum Gebrauche an Volks-, Bürger- oder Mittelschulen für zulässig erklärt, das sich nicht strenge an die amtlich einmal festgesetzte Rechtschreibung hielt.

Dennoch kann uns jeder Tag überzeugen, dass sich in Österreich binnen 15 Jahren weder im öffentlichen, noch im privaten

schriftlichen Verkehre die amtliche Rechtschreibung völlig eingebürgert hat. Die Ursache dieser unerfreulichen Erscheinung braucht keineswegs in einem Mangel an Entgegenkommen zu liegen; es fehlte bisher an einem über die Schule hinaus in weiten Kreisen des Publicums verbreiteten Nachschlagebuche, das durch ein möglichst vollständiges Wörterverzeichnis in jedem einzelnen Falle schnelle Aufklärung gewährt und dadurch den Fortbestand der in der Schule erlernten Rechtschreibung auch im Leben sichert. Diese Lücke auszufüllen haben die Verf. des vorliegenden, einem allgemeinen Bedürfnisse entgegenkommenden Büchleins mit Fleiß und Geschick unternommen. Es richtet sich an Schulen und Ämter, den Lehr- und Wehrstand, den Kaufmann und Industriellen, kurz an die weiten Kreise der Gebildeten und ist seinem unmittelbar praktischen Zwecke gemäß eingerichtet; auch muss der Preis des hübsch ausgestatteten Büchleins ein mäßiger genannt werden (broch. 70 kr., cart. 80 kr.).

Der theoretische Theil (S. V—XVII) lehnt sich nicht nur inhaltlich, sondern in Abschnitt 2, 3 und 5 auch wörtlich an das behördliche Regelbuch. Einige Kürzungen wurden vorgenommen; so blieb der Abschnitt „Von der Länge und Kürze der Vocale“ gänzlich weg, während aus dem Abschnitte „Von der Wahl unter verschiedenen Buchstaben, welche denselben oder einen ähnlichen Laut bezeichnen“ nur die Lehre von der „Schreibung der verschiedenen S-Laute“ mit einigen formellen Veränderungen herausgehoben wurde. Aus dem Abschnitte über die „Schreibung der Fremdwörter“ wurden nur die Normen aufgenommen, während für die Beispiele auf die an geeigneten Stellen des Wörterbuches eingereihten Fremdwörter verwiesen ist; letzteres eine allerdings wenig glückliche Kürzung, falls man dem theoretischen Theile nicht lediglich die Bestimmung zugesteht, über die im Wörterverzeichnisse angewandte Schreibung Rechenschaft zu geben. Hingegen wurde der Abschnitt über „Silbentrennung“ um einige Regeln, welche Fälle betreffen, in denen ein oder mehrere Mitlaute zwischen zwei Selbstlauten stehen, erweitert. Das Hauptgewicht aber wurde dem Zwecke des Handbuches gemäß auf das Wörterverzeichnis verlegt; es enthält ungefähr 28.000 Schlagwörter, also das Vierfache des amtlichen Regelbuches. Den Hauptwörtern wurde der Artikel, die Genetiv- und Pluralform beigegeben, den Zeitwörtern diejenigen Nebenformen, welche für die Rechtschreibung und die Art der Abwandlung von Bedeutung sind; auch ist die Silbentrennung bei allen nur einigermaßen zweifelhaften Fällen kenntlich gemacht. Endlich ist bei gleich oder ähnlich lautenden Wörtern zur Vermeidung von Missverständnissen eine erklärende Andeutung hinzugefügt worden.

Die Anordnung der Schlagworte ist im Gegensatze zu der sonstigen Gepflogenheit, eng zusammengehörige Wörter, Wortformen und Redensarten zu Gruppen zu vereinigen, eine mit wenigen

Ausnahmen streng alphabetische; fast jedes Wort steht für sich. Offenbar glaubten die Verf. dadurch die Leichtigkeit der Aufklärung für jeden einzelnen Fall zu fördern; thatsächlich aber leidet die Übersichtlichkeit nicht selten darunter, indem stammverwandte Wörter, die das Auge unwillkürlich in nächster Nachbarschaft sucht, diesem Principe zuliebe auseinandergerissen erscheinen; z. B. Heu, Heuchelei, heucheln, Heuchler, heuchlerisch, heuer, heulen, Heumahd, heureka, heurig, Heuristik, heuristisch, Heuschober, oder: Sage, Säge, Sägegatter, Sägemühle, sagen, sägen, sagenhaft, sagenkundig, Säger, Sägespäne, oder: Stamm, Stammbaum, stammeln, Stammgast, stämmig, Stämmler u. dgl. Vielleicht würde die Innehaltung einer rechten Mitte dem Buche zum Vortheil gereichen. Ohne ferner das Verdienst, das sich die Verf. durch die bedeutende Erweiterung des Wörterverzeichnisses erworben haben, schmälern zu wollen, sei an einige Schlagwörter erinnert, die mir bei einer Neuauflage des Buches der Einreihung wert erscheinen; in Fällen, wo den vermissten stammverwandte Wörter im Verzeichnisse zu finden sind, habe ich die letzteren in eckiger Klammer beigesezt:

A = Umlaut, Doppel-a, das hohe A, A-Dur, A-Saite; Aalraupe; Aaron, Aaronsstab (Pflanze); Abbau; Abort; abteufen [Teufe, teufen]; Acceleration; der Act, die Acten (Verhandlungsschrift); adäquat; Adelsberger Grotte; adriatisch, das Adriatische Meer; ägäisch, das Ägäische Meer; Allerweltsfreund; allieband; Alois, Aloisia; altfränkisch; Alumnat [Alumne]; Amman, Landamman; anfriemen; Anilin; ansträngen [Strang]; Arrièregarde; assyrisch; asyndetisch; Atzung; aufbauschen [bauschen]; Aufeinanderfolge; augusteisch [August]; ausweiden [weiden]; Ave-Maria-Läuten [Ave-Maria].

*B*acillus; Baltisches Meer; härbeißig; bauchreden; der, das Bäugel, Nussbäugel; Beichtiger [Beichte]; Beisasse; bekommen, wohl bekomm's; Benedikt [Benedictus]; besinnungraubend; besitzen [Besitzer]; Bison; im bisherigen; ein Bisschen Brot; Bleihe; ins Bockshorn jagen; bockspringen; Borg, auf Borg geben; der Bracke; brassen; der Braus [in Saus und Braus]; die Brause, brausen; Brühl; Brunelle (Braunwurz); die Buchecker; der Butze(n), mit Butz und Stengel.

C-Falter, das hohe C; Calotte; carrarischer Marmor; Cäsur; Causalität; Causalnexus; Causativum; Comparation; Conclusion; Contretanz [Contrebande]; das Courant; Credo; Cricket; Cyklon; czechisch.

Dalmatien; Dentallaut; der Deut; Dickkopf; Dilemma; der Dippel, Dippelbaum; der Dividend [dividieren, Dividende]; auf Dreien gehen; Dynamik.

die Ecker; es ist mein eigen; einfrieden; eingestandenermaßen [-maßen]; ihr Eins und ihr Alles; bis in einzelnte; ein einzigesmal [-mal]; Elmsfeuer; Elsass-Lothringen, elsässisch;

Emerich; Endesgefertigter; Ephraim; Epikureer; mir ist ernst; Essai (frz. essai) oder Essay (engl. essay); in etwas; Eurythmie.

F-Dur-Dreiklang; etwas aus dem ff kennen; Falleiter; Feerie [Fee]; feiertagshalber [-halber]; Feldspat [Spat]; Freya.

gedackt; Geheiß; Gelatine; das Gelbe Meer; Gieselher; Gotilla; grölen; Gutturallaut; Gülte.

die Hacken (am Fuß); Hämmling; hären; zuhauf treiben; Hechse; Heliogravure; Heliometer; Heliostat; Hexaeder; Hippogryph; Hotel garni; hussa; Hysteron-Proteron.

indisch, das Indische Meer; indogermanisch; Initiale; interlinear; Inversion; irrlichtelieren.

der Jüngste Tag; Jute.

Kai; Kaspisches Meer; Kieke; klieben; Krieche; der Dreißigjährige Krieg; Kringle.

Lasso; Lhombre; Libyen; der Lotos.

der Maie: Malaria; Masculinum; Meduse; Membrane; Metathesis; Metope; die Mikroben; Milbe; Minuend; mohammedanisch; mütterlicherseits [-seits]; Muther, Muthung, Muthschein.

nächtlicherweile; Nasallaut.

Ohm (Flüssigkeitsmaß); Onomatopöie; Orcus.

Paria; Peloponnes; Peristyl; Plissé; Plutokratie; Polychromie; pölsen; Pose; Präfix; Propeller; Prototyp; Prunelle (Schlehenpflaume); Psychrometer; Pyrenäische Halbinsel.

Quehle; Quodlibet.

Raseur [rasieren, Rasierer]; Raspe (Reibeisen, Rände); Ratsche; Refutation; Respirium; Rheostat; Ringlotten; Rolladen; Rüpel; Runse.

Salangane; die Schären (Klippen); schitter; Secante; Silvester; Spenadel; Spieß; Stalagmit; Stallaterne; stätig; die Sterke; Stoicismus; Synekdoche; Synzese.

Taifun; Torso; transleithanisch; Triglyph; Tropus; Tüte (Blashorn); Tüttel (Punkt); nicht ein Tüttelchen; Tyrrenisches Meer.

rerlottern; vertonen; der Vierding.

der Weitling; Westfalen; Wimperg.

x-beinig.

der Zeug (Gewirktes); Zwehle.

Gegen die sorgfältig eingehaltene Rechtschreibung des Wörterverzeichnisses lassen sich nur in ganz wenigen Fällen Bedenken erheben; und auch da scheint es sich um bloße Übersehen zu handeln; einigemal wäre die Angabe von Doppelformen oder des schwankenden Geschlechtes angezeigt gewesen. Ich lasse die fraglichen Fälle der Reihe nach folgen, indem ich die gewünschten Veränderungen in Klammern beisetze:

S. 6 vor alters, seit alters (voralters [sic S. 168], seitalters); S. 6 Amboss, ..bosse (Amboß, ..boße, mhd. anböz, bözen); S. 7 die Angel (oder der Angel); S. 13 Baier (oder Bayer); S. 24 das Cölibat (od. der Cölibat, mlat. coelibatus); S. 45 Falliment

(od. Fallissement); S. 62 die Hart (od. der od. das Hart = Wald, der Hart = fester Sandboden, Schneekruste); S. 72 der Jambus (ist irrthümlich unter i statt j eingereiht; gr. *ιαμβος*); S. 75 Kauffahrteischiff (Kauffarteischiff); S. 76 klima, plr. -s u. -ta (od. Klimáte); S. 82 zu guter Letzt (zuguterletzt); S. 89 Memoire, plr. -u, -s (-n, -s); S. 106 Phaeton (Phaethon; gr. *φαέθων*); S. 107 die Plane (Plabne; h vertritt ein älteres ch; vgl. Plache); S. 116 Rebus, plr. -busse (od. die Rebus); ebd. recht sein, recht haben, recht thun (rechtsein, rechthaben, rechtthun); ebd. Recht behalten (rechtbehalten); ebd. Rebschnur (od. Reepschnur; Reep = dünnes Tau [vgl. Fallreep, Windereep, Bojereep] ist volksetymologisch an Rebe angeglichen und mit dem erklärenden Zusatzeschnur versehen; vgl. Lind-wurm, Wind-hund); S. 131 Schoner (od. Schooner, engl. schooner); S. 135 Seidel (od. Seitel); S. 136 der Sequester (od. das Sequester, mlt. *sequestrum* od. *sequestre*); S. 146 Sylphe (od. Silphe); S. 152 Trefle (od. Treff); S. 164 Versandt (Versand).

Endlich wäre mit Rücksicht auf den populären Zweck des Handbuches in jenen zahlreichen Fällen, wo Schreibung und Aussprache eines Fremdwortes auseinandergehen, die Angabe der letzteren wünschenswert gewesen; ungern vermisst man bei anerkannt entbehrlichen Fremdwörtern die Angabe der entsprechenden Verdeutschung; vgl. Dnnger, Wörterbuch von Verdeutschungen entbehrlicher Fremdwörter, Leipzig 1882, und Sarrazin, Verdeutschungswörterbuch, Berlin 1886.

G m u n d e n.

Dr. Friedr. Bauer.

Morphologie der Erdoberfläche von Albr. Penck, Professor der Geographie an der Universität in Wien. Stuttgart, Engelhorn 1894. 2 Bände. 471 u. 696 SS. (Bibliothek geographischer Handbücher.)

Vor allem erfordert der Titel eine Erläuterung, da anzunehmen ist, der genaue Sinn des Wortes Morphologie möchte in weiteren Kreisen nicht sofort klar sein. Der Verf. bestimmt ihn selbst wie folgt: „Vorwurf einer Morphologie der Erdoberfläche ist die Erscheinung, das Vorkommen und die Entstehung der Oberflächenformen der festen Erdkruste. In ihrer Vergesellschaftung bestimmen diese den landschaftlichen Charakter der einzelnen Abschnitte der Erdoberfläche und beeinflussen überdies Klima, Pflanzen und Thierwelt“ — welche Verhältnisse zu untersuchen, aber nicht mehr Aufgabe der Morphologie ist. Es handelt sich also um die Oberflächenformen der Erde: Berg und Thal, Ebene, Meeresboden usw. Diese Formen sollen nicht bloß in ihren Typen aufgefasst und classificiert, sondern auch genetisch begriffen, in ihrer Entstehung erklärt werden. In dieser Bedeutung hat die Morphologie auf einer Seite innige Berührung mit der Kartographie

und besonders der sogenannten Terrainlehre. Der tiefgehende Unterschied gegen die letztere, wie sie sich bisher entwickelt hat, liegt in der Hervorhebung des genetischen Processes, was nothwendig zum Studium des inneren Baues der Unebenheiten der Erde führt. Diesem sind die „Terrainlehren“, die als theoretische Anleitungen in der Kartographie eine so große Rolle spielen, zu ihrem Schaden bisher freilich aus dem Wege gegangen. Die genetische Erklärung der Formen muss aus der Geologie geholt werden. Mit dieser hat daher die Morphologie auf der anderen Seite die nächste Berührung; und zwar mit zwei Richtungen derselben. Erstlich mit der sogenannten Tektonik. Tektonische Vorgänge: Hebungen, Senkungen, Brüche und Faltungen der festen Erdkruste sind im allgemeinen die Veranlassung, dass wir überhaupt auf der Erde von „Oberflächenformen“ sprechen können. Denn wäre die Erdrinde von solchen Störungen verschont geblieben, so gäbe es nur eine „Form“, den Meeresgrund. Freilich ist gerade die Tektonik derjenige Theil der Geologie, wo wir noch am wenigsten auf festem Boden wandeln. Vielleicht ist der morphologische Gesichtspunkt dazu geeignet, dem Studium der Tektonik — neben der stratigraphischen und paläontologischen Richtung — neue Bedeutung und neue Anregung zu geben. Der Geograph, für den die Morphologie ein Centralgebiet seines Faches von höchster Wichtigkeit ist, wendet sich oft vergeblich an die Geologie um tektonische Auskunft. Und doch kann sie nur derjenige mit Autorität geben, der den „Gesteinsinhalt“ der Oberflächenform erforscht hat; möchte er auch stets der Tektonik seine Aufmerksamkeit zuwenden. Damit steht wohl in Zusammenhang, dass in Pencks Buch die Citate englischer und amerikanischer Werke in auffallendem Grade vorherrschen. Es haben die Autoren dieser Nationen den tektonischen und überhaupt den großen geophysischen Problemen viel mehr Aufmerksamkeit zugewendet, als die deutschen und österreichischen Geologen — letztere freilich mit einer glänzenden Ausnahme: Ed. Suess.

Neben der Tektonik ist der zweite für die Morphologie hervorragend wichtige Zweig der Geologie die Lehre von den Kräften, welche noch jetzt wirksam sind, die Erdoberfläche zu verändern; also neben dem Vulcanismus vorzüglich die Verwitterung, die Erosion des fließenden Wassers, der Gletscher, des Windes, die Wirkungen der Brandung und der Gezeiten, die Massentransporte durch Wasser und Wind. Da manche Handbücher der Geologie diesen Themen einen großen Raum gewähren, z. B. Neumayrs vortreffliche Erdgeschichte, so decken sich die betreffenden Abschnitte vielfach mit denen der Morphologie. Es ist aber doch durch den Endzweck ein großer Unterschied gegeben. Was die Morphologie erklären will, bleibt immer die Oberflächenform; der Geologe denkt hingegen vorwiegend an die Entstehung des Inhaltes, der diese Form erfüllt, an die geologische Formation.

Aus dieser doppelten Anlehnung an die Terrainlehre einerseits, an die Geologie andererseits erklärt sich auch die bisherige Geschichte der Morphologie der Erdoberfläche als Wissenschaft. Die Versuche, die Oberflächenformen, besonders in ihrer horizontalen Ausdehnung, als Umriss der Länder und Meere zu erklären, sind uralt, ebenso alt als die Kartographie, die uns diese Umriss zuerst überblicken ließ. Auch unsere großen Geographen Ritter und Humboldt interessierten sich für diese Seite des Problems. Hat doch Ritter zuerst versucht, ziffermäßige Ausdrücke für das, was er horizontale Gliederung nannte, zu finden und Humboldt zuerst Profile durch Welttheile zu legen und deren mittlere Höhe zu berechnen gestrebt. In verblasster und dadurch nicht verbesserter Form sind die älteren Anschauungen heute noch in unserer Schulliteratur bemerkbar, besonders in den Büchern der Daniel'schen Richtung. Es sind damit Erörterungen über Meridian- und Äquatorialgebirge, über die Ähnlichkeit der Umrissformen u. dgl. gemeint, bei denen recht wenig herauskommt, besonders wenn sie mit dem Anspruche auftreten, mehr zu sein als Gedächtnishilfen. Auf ähnlichem Standpunkte steht auch Sonklars Orographie, die sich vornehmlich mit der verticalen Dimension der Formen beschäftigt, aber in ihrer trockenen Systematik, fast ohne jeden genetischen Erklärungsversuch nur allzusehr an die gewöhnlichen Terrainlehren erinnert.

Als einen Versuch „einer Morphologie der Erdoberfläche“ bezeichnete sich auch das glänzende Buch Peschels „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde“, welches zuerst den Ausdruck „Morphologie“ für diese Gruppe von Betrachtungen in weiteren Kreisen bekannt machte. Nicht alle von den 14 Abhandlungen Peschels gehören in den Rahmen, den Penck dem Begriffe gibt, so nicht die vierte über Thier- und Pflanzenwelt der Inseln und die dreizehnte über Wüsten, Steppen und Wälder. Es ist höchst lehrreich und interessant, die Veränderungen und den Fortschritt zu verfolgen, welchen Auffassungen und positives Wissen von den Dingen in dem Vierteljahrhunderte gemacht haben, das zwischen dem Erscheinen von Peschels und Pencks Büchern verfloßen ist. Man könnte darnach fast eine Geschichte der „physikalischen Geographie“ schreiben. Wenn man versucht, sich des Unterschiedes und seiner Ursachen klar zu werden, so wird man finden, dass neben der räumlichen Erweiterung unseres Wissens durch genauere Erforschung der Erde und bessere Kartenwerke vor allem die Weiterbildung der geologischen Erkenntnisse und deren Aufnahme in den Bereich des geographischen Wissens es waren, welche alles vorwärts getrieben haben. Die Geographie ist der Geologie zu größtem Danke verpflichtet; hingegen sind die Geologen, zum Theile gegen ihren Willen, vielfach Geographen geworden. Denn selbständig steht trotzdem die Geographie da, als diejenige Wissenschaft, welche die Probleme dieser Art zunächst zu stellen und zu lösen hat.

Es kann nach der Ansicht des Ref. nicht die Aufgabe einer Anzeige in diesen Blättern sein, das vorliegende, umfangreiche Werk, das Ergebnis der fast zehnjährigen Arbeit eines außergewöhnlich arbeitskräftigen Autors, in seinen Einzelheiten darauf hin zu prüfen, ob der Ref. mit allen ausgesprochenen Ansichten einverstanden sei oder nicht, oder gar etwaigen Versehen und Druckfehlern nachzujagen, wenn dies auch leider die vorherrschende Form der Kritiken zu sein pflegt. Denn der Ref. hält weder den Umstand, dass er sich über eine oder die andere Frage eine abweichende Ansicht gebildet hat, für wichtig genug, um ihn der Welt mitzuteilen, noch diese Ansicht unter allen Umständen für besser als die des Verf.s. Durch Kritikelei an kleinen Menschlichkeiten sollte man sich und dem Publicum aber die Freude an einer großen Leistung nicht verderben. Damit soll nicht etwa gesagt sein, dass das Buch Pencks in dieser Richtung irgendwelche Schonung verlange. Im Gegentheil, das Buch ist in denselben vortrefflichen, fließenden Deutsch geschrieben, das schon die erste große Arbeit Pencks, die „Vergletscherung“, auszeichnete, und liest sich trotz des spröden Stoffes stellenweise geradezu spannend. Ref. möchte hier vor allem den Lehrern der Geographie an den Gymnasien durch eine kurze Inhaltsangabe bekanntmachen, was sie in dem Buche zu finden hoffen dürfen, und daran einige Bemerkungen knüpfen, wie seiner Meinung nach der unzweifelhafte Fortschritt der Wissenschaft, den dieses Buch (und einige seiner Vorgänger, insbesondere Richthofens „Führer für Forschungsreisende“) bedeuten, für die Schule nutzbar gemacht werden könnte.

Das erste Buch betitelt sich: Allgemeine Morphologie. Die zwei ersten Capitel enthalten vorwiegend „morphometrische“ Definitionen und Anweisungen; sie geben genaue Begriffsbestimmungen aller jener Elemente, welche für die mathematische Fassung morphologischer Begriffe nothwendig sind, und enthalten weiterhin die wichtigsten „orometrischen“ Berechnungsmethoden, wie man dies bisher genannt hat (Penck gebraucht mit Recht die weitere Bezeichnung „morphometrisch“). Das dritte Capitel behandelt die horizontale Gliederung der Erdoberfläche, „das Verhältnis von Wasser und Land“, das vierte die verticale Gliederung, „den senkrechten Aufbau der Erdkruste“.

Das zweite Buch beschäftigt sich mit der Landoberfläche und den auf ihr sich abspielenden Veränderungen, zunächst mit Verwitterung und Gesteinsumbildung, dann mit Massenbewegungen (z. B. Bergstürzen) und Massentransporten, nämlich Wind-, Fluss- und Gletscherwirkungen. Hier ist besonders das Capitel der Flusswirkungen mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit behandelt. Den Schluss des ersten Bandes bildet die Lehre von den „endogenen Vorgängen“, Krusten- und Magmabewegungen, die Wirkungen des Erdinneren auf die Gestalt der Erdoberfläche.

Der zweite Band, fast zweimal so stark als der erste, behandelt die wirklich existierenden Formen der Landoberfläche, wie sie durch die im ersten Bande behandelten Kräfte geschaffen worden sind; also zuerst die Ebenen, das aufgesetzte Hügelland, die Thäler, die Thallandschaften, die Wannen, das sind die Hohlformen der Erdoberfläche, besonders die Seebecken, dann die Gebirge. Ein 236 Seiten starkes Schlusscapitel (des zweiten Bandes drittes Buch) beschäftigt sich mit dem Meere und seinen Wirkungen, den Küsten und Inseln, den Korallen- und Deltabildungen usw.

Einzelnes herauszuheben erscheint unmöglich. Es mögen nur einige Charakterzüge der Behandlung festgestellt werden. Der auffallendste davon ist die weitgehende logische Durchdringung in der Anordnung des Stoffes. Scharfe Definitionen, die sich zum Theile einer neu geschaffenen Terminologie bedienen, werden vorausgestellt und darnach das Material mit großer Consequenz gegliedert. Die Terminologie — es scheint nöthig dies hervorzuheben — ist durchaus deutsch und bringt eine Anzahl Ausdrücke, welche gewiss allgemeine Einbürgerung verdienen. Besser als Beschreibungen wird eine kurze Probe diese Behandlungsweise kennzeichnen. Der Anfang des zweiten Bandes lautet: „Der Formenreichtum der Landoberfläche führt sich im wesentlichen auf die geringe Größe der auf ihr vorhandenen Formelemente zurück, sowie auf den Umstand, dass dieselben meist in convexen und concaven Winkeln zusammenstoßen, hohle und erhabene Formen bildend. Verhältnismäßig selten nur werden große Formenelemente, weit ausgedehnte Abdachungen oder convexe Übergangsflächen angetroffen, welche Ebenen genannt werden und welche sich in auffälligen Gegensatz zu den Unebenen stellen. Unter letzteren heben sich zunächst Hügelländer hervor, deren Höhenunterschiede sich in sehr engen Grenzen halten, und welche aufgesetzte Formen darstellen. Das sind die aufgesetzten Hügel, welche meist gleich der Mehrzahl der Ebenen der anhäufenden Thätigkeit der Massentransporte ihre Entstehung verdanken. Bei ihnen scheiden sich die Gebiete der gleichsinnigen und ungleichsinnigen Abdachung (d. h. der zum Meere gerichteten und der umgekehrten Abdachung)¹⁾ nicht scharf, welche sich in den beiden Hauptlandschaften der ausgearbeiteten Formen, den Thal- und Wannenslandschaften auf das strengste sondern, indem sich an sie zwei verschiedene Arten von Hohlformen, die Thäler und die Wannens, knüpfen. Die großartigste Entwicklung zeigen die Formen der Landoberfläche in den Gebirgen, welche eine Combination aufgebaute und ausgearbeiteter Formen darstellen ... und mannigfaltig gestaltete, minder hoch gelegene Landstriche, die Senken, von einander trennen.“

¹⁾ Einschaltung des Ref.

Es wird diese Art vielleicht nicht jedermann gefallen, wie ja auch ein in diesem Sinne gehaltener Vortrag beim Wiener Geographentage (1891) nicht ohne Widerspruch geblieben ist. Man wird aber nicht verkennen dürfen, dass es bei jedem Versuche, einen so umfangreichen Stoff logisch zu gliedern, schließlich zu Verallgemeinerungen von großer Einfachheit kommen muss, die, aus dem Zusammenhange genommen, alltäglich klingen, besonders wenn es Begriffe angeht, die jedermann so vertraut sind, wie „Berg und Thal“. Die Hauptsache ist, ob eine solche Verallgemeinerung einen Wert hat für die begriffliche Zusammenfassung der Erscheinungen. Und dieses Verdienst wird man wenigstens einem großen Theile der Penck'schen Neuzeichnungen nicht absprechen können. So z. B. die Scheidung von aufgebauten, aufgesetzten und ausgearbeiteten Formen, die Eintheilung der Gebirge (Schichtstufen-, Schwellen-, Bruch- und Faltungsgebirge) und vieles andere. Gerade das Einzelne, ins Detail Gehende ist auch in dieser Richtung meist vortrefflich und schlagend. Und dass der ordnende Geist dann schließlich das Bedürfnis fühlt, ganz große Trennungstriche und Summierungslinien zu ziehen, und z. B. Ebene und Unebene scheidet, das ist wohl begreiflich, wenn es auch keine neue Entdeckung ist und sein will, dass das Land entweder eben oder uneben ist.

Durch diesen Reichthum an Begriffsbestimmungen wird das Buch nun auch besonders wichtig für die Lehrer der Geographie. Es wird uns in hohem Grade anregen, unseren Vorrath landesüblicher Definitionen in der physikalischen Geographie durchzuprüfen. Nicht als ob ich empfehlen möchte, das großartige Lehrgebäude Pencks im ganzen in die Schule herüberzunehmen! Mit Recht haben die neuen Instructionen das Definitionenwesen stark eingeschränkt. Wo es nicht möglich ist, durch ausführliche Beispiele und kartographische oder bildliche Anschauung das Schema mit interessantem und sprechendem Inhalte zu füllen, wie das in Pencks Buch der Fall ist, dort bleibe auch das terminologische Gerippe ferne. Wo wir aber, anknüpfend an die Länderkunde, allgemeine Verhältnisse der physikalischen Geographie behandeln, da werden wir es doch in Zukunft vielleicht besser machen können als bisher. Sollte man nicht auch in der Schule allmählich die genetische Definition an die Stelle der beschreibenden treten lassen können?

Man wird einwenden, dass es durchaus nicht angehe, die Jugend auch noch mit geologischen Vorstellungen zu belasten. Sie soll auch nicht belastet werden — gewiss liegt dem Ref. nichts ferner —; es fragt sich nur, ob nicht der Unterricht erleichtert, durch Förderung des Verständnisses, durch Erklärung von bisher Unverstandenen wirklich erleichtert werden könnte. Es scheint nicht, dass eine Erschwerung vorläge, wenn an Stelle der Definition der Tiefebene nach einer bestimmten Höhenzahl — die ja doch ganz

willkürlich bleibt — der Begriff der Schwemmland-Ebene eingeführt würde. Weshalb sollen wir nicht von Krustenbewegungen der Erdrinde sprechen, die Brüche und Faltungen erzeugt haben, wodurch die Unebenheiten der Erdrinde entstanden sind, und von den zerstörenden Wirkungen und Massenbewegungen? Das ist gewiss verdaulicher als manches andere, was der junge Magen vertragen muss oder musste, so z. B. die Definition des „Gebirgsknotens“, des Berggipfels, der „ein Horn, eine Kuppe, ein Dom usw.“ sein kann, und vieles andere.

Der Raum, den der Geographieunterricht im österr. Gymnasiallehrplan einnimmt, ist nicht allzu klein; man wird nur einwenden können, dass er nach den Wünschen der Lehrer sich nicht an der richtigen Stelle befinde. Da wir aber nun einmal genöthigt sind, die Geographie um einige Jahrgänge früher zu treiben, als uns lieb ist, werden wir unsere Anforderung und den Stil unserer Lehre herabsetzen müssen. Umso nothwendiger ist die sorgfältigste Auswahl, die Ausscheidung alles Ballastes, die genaueste eigene Vorbereitung, um Unsicheres und Gesichertes, Veraltetes und Lebensvolles scheiden zu können und besonders in der allgemeinen oder physikalischen Geographie die wenigen Momente, die uns gegönnt sind, voll auszunützen. Möge kein Lehrer der Geographie die Mühe scheuen, Pencks Morphologie zu lesen; es ist zwar nicht bloß ein umfangreiches, sondern auch ein schweres Buch; er wird sich aber trotzdem reichlich belohnt sehen.

Graz.

E. Richter.

Fünfstellige Logarithmen für den Schulgebrauch zusammengestellt von F. A. Westrick, ord. Lehrer am kgl. Gymnasium zu Münster i. W. Münster i. W., Druck und Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung 1892. 8°, 125 SS. Preis 1 Mk.

Tafel I (S. 7—25) enthält die gemeinen Logarithmen der Zahlen von 1—10 000. Der Verf. hat dieser Tafel die Einrichtung gegeben, dass er die letzte Zeile jeder Seite als erste Zeile der folgenden Seite wiederholt. Hiedurch erreicht er den Vortheil, dass man bei Benützung dieser Tafel nicht gezwungen ist, um die Differenz zweier Nachbarlogarithmen zu bilden, zwei auf verschiedenen Seiten des Buches stehende Zahlen zu subtrahieren. Es ist jedoch eben so lästig, wenn man, um die Differenz zweier Nachbarlogarithmen zu bilden, die letzte Zahl der einen Zeile von der ersten Zahl der folgenden Zeile subtrahieren muss; dies wäre zu vermeiden gewesen, wenn der Verf. der Spalte mit der Kopfzahl 9 eine Spalte mit der Kopfzahl 10 angefügt hätte (vgl. die fünfstelligen Logarithmen von Aug. Gernerth) — überdies wäre durch diesen Vorgang die letzte Zeile jeder Seite erspart worden. Ein Anhang zu Tafel I lehrt, aus den gemeinen Logarithmen

die natürlichen und umgekehrt (in recht bequemer Weise) zu berechnen.

Tafel II (S. 28, 29) nebst Anhang enthält die siebenstelligen Logarithmen von 10 000—11 000 und eine Anleitung, auch die siebenstelligen Logarithmen anderer Zahlen zu berechnen. Die Beigabe dieser Tafel ist für alle logarithmischen Rechnungen, in welchen höhere Potenzen vorkommen, also insbesondere für Zinseszinsrechnungen, sehr erwünscht.

Tafel III (S. 32—121) enthält die Logarithmen der trigonometrischen Functionen für jedes 0·01 der Grade von 0° — 90° . Mit Hilfe einer sehr bequemen, nicht erst besonders zu erlernenden Interpolation kann man die Logarithmen der trigonometrischen Functionen jedes auf vier Decimalen ($\frac{1}{3}''$) angegebenen Winkels aufschlagen. Nachdem das Decimalsystem das Münz-, Maß- und Gewichtssystem beherrscht, wäre ein Aufgeben der Theilung der Grade in Minuten und Secunden gewiss sehr wünschenswert — die Eintheilung der Winkelmessinstrumente, beziehungsweise der Nonien in 0·1, 0·01, 0·001 des Grades wäre leicht durchführbar; es geht aber mit der Winkelmessung die Zeitmessung parallel und die Erfahrung lehrt, dass die geringsten Reformen der Zeitmessung ungewöhnlich großen und mächtigen Widerstand finden. Ref. ist der Ansicht, dass die Hoffnung auf eine decimale Umgestaltung unserer Weise Winkel zu messen eine geringe ist; die Benützung der Tafel III der Vorlage ist jedoch durch die auf der letzten Seite des Buches (S. 125) beigegebene Tafel der Verwandlung der Decimaltheile des Grades in Minuten und Secunden und umgekehrt von einer solchen Umgestaltung der Winkelmessung unabhängig gemacht.

Es muss ausdrücklich anerkannt werden, dass die Tafel in ihrer Einrichtung höchst einfach ist, dass sie alle Anforderungen, die an eine gute Tafel gestellt werden, erfüllt, dass man „die Zahlen, welche man sucht, schnell und sicher findet“ und dass die Nebenrechnungen beim Interpolieren auf ein Minimum reducirt sind. Außerdem findet man: auf S. 122 eine Hilfstafel zur Berechnung der Logarithmen der Sinus und der Tangenten kleiner Winkel, auf S. 123 die Werte der trigonometrischen Functionen für die ganzen Grade von 0° — 90° , endlich auf S. 124 eine recht glückliche Auswahl häufig vorkommender Zahlen (und deren Logarithmen).

Vermisst wird in diesem Buche eine Tafel der Potenzen der Grundzahl 10; dieselbe wäre sehr wünschenswert, da mit ihrer Hilfe die Berechnung der gemeinen Logarithmen der Zahlen am einfachsten demonstriert werden kann. Auch ist zu bemerken, dass im ganzen Buche nirgends jene 5. Decimalstellen bezeichnet wurden, welche durch Correctur erhöht sind, was doch zur Steigerung der Genauigkeitsgrades der Rechnungen beigetragen hätte. Als Vorzug der Tafeln mag noch hervorgehoben werden, dass die Zeilen

nicht wie gewöhnlich in Gruppen zu je fünf, sondern in Gruppen zu je drei angeordnet sind, eine Einrichtung, die wohl geeignet ist, die „Versehen“ beim Aufschlagen der Logarithmen sehr zu vermindern.

Das gut ausgestattete Buch sei allen Collegen zur Einsichtnahme wärmstens empfohlen.

Lehrbuch der elementaren Geometrie für Gymnasien und Realschulen bearbeitet von *F. J. Brockmann*, vorm. Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Cleve. 2. Theil: Die Stereometrie. 2., revid. Aufl. Mit 84 Figuren in Holzschnitt. Leipzig, Druck und Verlag von *B. G. Teubner* 1892. 8°, 144 SS. Preis kart. 1 Mk. 80 Pf.

Die 1. Auflage dieses Lehrbuches, welche im Jahre 1875 erschien, hat im 27. Jahrgange dieser Zeitschrift (1876, S. 127) eine höchst anerkennende Besprechung gefunden; Ref. freut sich, diese Anerkennung im vollen Umfange auch auf diese neue Auflage ausdehnen zu können. Das Buch hat in seiner 2. Auflage nicht viele Veränderungen erfahren, aus diesen aber erkennt man, dass der Verf. trotz des Zwischenraumes von 17 Jahren, welcher zwischen der 1. und 2. Auflage verstrichen ist, die Liebe zu seiner Arbeit nicht verloren hat. Die Umstellung der Lehrsätze 28, 29, 30, ferner 37 und 38, die Hinzufügung von zwei Beweisen für den Euler'schen Satz, die neuen Zusätze zu den Lehrsätzen 93 und 96, welche Volumberechnungen des Pyramidenstutzes und des Obeliskens behandeln, die Vermehrung der ohnehin reichen Aufgabensammlung um die Aufgaben 41, 43, 73, 170, 171, 235, sowie die vermischten Aufgaben 335—366 sind Zeugen dafür, dass der Verf. das Buch in allen Theilen noch einmal reiflich erwogen hat. In einem Zusätze zu Lehrsatz 52 (S. 37—40) bespricht der Verf. die vier Poinot'schen Körper (Sternpolyeder); wenn es auch nicht möglich sein dürfte, diese Körper in den Unterricht des Gymnasiums oder der Realschule, für welche ja das Buch bestimmt ist, einzubeziehen, so wird doch jeder fleißige Schüler aus diesen klaren Auseinandersetzungen Nutzen ziehen können.

Der Verf. sagt auf S. 80, Anm.: „Auf einem noch kürzeren, als dem vorhergehenden Wege würde man zum Ziele gelangen, wenn man das sogenannte Cavalierische Princip zugrunde legte. Wir halten indessen den gewählten Weg für den besseren, weil hier die Thatsachen unmittelbar zur Anschauung gebracht werden.“ Ref. bedauert es, gerade in diesem Buche die Auseinandersetzung und Anwendung dieses so fruchtbaren Principes zu vermissen; der Verf. hätte, ohne seiner persönlichen Überzeugung Abbruch zu thun, dieses Princip wenigstens in den Zusätzen bringen können.

Es möge noch nicht unerwähnt bleiben, dass die Ausstattung der 2. Auflage durch die Wahl größerer Typen wesentlich gewonnen hat.

Methodisch geordnete Sammlung von Aufgaben und Beispielen aus der darstellenden Geometrie für Realschulen von Josef F. Heller, k. k. Professor an der Staats Oberrealschule in Linz. II. Theil für die 6. Classe. Mit 1 Tafel, enthaltend 15 Figuren. Wien, A. Holder 1893. 8°, 106 SS. Preis 76 kr.

Der Verf. behandelt im 1. Abschnitte unter dem Titel: „Das Dreikant und die eckigen Körper“ die Darstellung, die Schatten- und die Netzconstruction der Pyramide, des Prismas, der regelmäßigen und der halbregulären Körper, die ebenen Schnitte und die Durchdringungen der eckigen Körper, endlich die Bestimmung des Schlagschattens, der auf eckige Körper oder ins Innere hohler Körper geworfen wird. Der 2. Abschnitt führt den Titel: „Die krummen Linien“ und ist vornehmlich den Kegelschnittlinien und deren Projection gewidmet; er enthält aber auch Aufgaben über Cycloiden, die Kreisevolvente und die Spirallinie. Im 3. Abschnitte: „Kegel und Cylinder“ wird die Darstellung der Kegel und Cylinder, die Construction der Berührungsebenen, der Schatten, der ebenen Schnitte und der Durchdringungen von Kegeln, Cylindern und das Wichtigste über Schraubenlinien und Schraubenflächen zur Übung gebracht. Der 4. Abschnitt behandelt die Rotationsflächen 2. Ordnung mit besonderer Berücksichtigung der Kugel. Der so wichtigen Wiederholung mittelst combinierter Aufgaben sind §. 18 mit 22 Aufgaben und §. 24 mit 24 Aufgaben gewidmet.

Da die methodischen Principien, welche den Verf. bei Abfassung dieses II. Theiles leiteten, dieselben sind wie diejenigen, welche für den Verf. bei Abfassung des I. Theiles maßgebend waren, so können wir auf unsere Besprechung des I. Theiles¹⁾ hinweisen. Zum Schluss sprechen wir die Hoffnung aus, dass es dem Verf. bald möglich sein werde, das Schlussheft dieser Sammlung in gleich sorgfältiger Bearbeitung der Öffentlichkeit zu übergeben.

Baden.

Hans Wittek.

Beiträge zu einzelnen Theilen der mathematischen Physik, insbesondere zur Elektrodynamik und Hydrodynamik, Elektrostatik und magnetischen Induction. Von Dr. Carl Neumann, Professor der Mathematik an der Universität Leipzig. Mit Figuren im Texte. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 314 SS.

Der Verf. des vorliegenden Buches hatte es sich bei der Abfassung desselben als Ziel gesetzt, die in der Theorie der Elektrodynamik und in der Lehre vom Magnetismus schon constatirten Gesetze durch Anwendung auf mehrere Probleme in ihren Folgerungen näher zu studieren, um in dieser Art über jene Gesetze selbst ein deutlicheres Bild zu gewinnen und vielleicht in dieser

¹⁾ In dieser Zeitschrift Jahrg. 1892, S. 1018.

Principien der beiden genannten Disciplinen klar dar-
zu stellen, welches Capitel des Werkes wurde in einer
kurzen Einleitung die Tendenz und der
Zweck kurz angegeben. Da gewisse Wechselbezie-
hungen in Theorien der Elektrodynamik und der Hydro-
dynamik, welche von Kirchhoff entdeckt wurden, hielt es
für angemessen, diesen Beziehungen sein Augenmerk zu-
wenden zu dem bemerkenswerten Ergebnisse gelangte,
daß es keine tieferen Gründe haben, dass sie nicht
weiter zu erforschenden gemeinschaftlichen
beiden Disciplinen sprechen.“ — Im ersten
Abschnitte einige mathematische Erläuterungen gegeben, die
für diese Untersuchungen wichtig sind. Hier, wie überall
im Werke tritt uns wieder die seltene Eleganz und
Neuheit der Darstellung entgegen, und es gehört
zu den Seltenheiten erster Art, den Entwicklungen dieses
Werkes zu folgen. In diesen vorbereitenden Ent-
wicklungen überall der historische Theil der bezüglichen
Forschungen ist, finden wir besonders bemerkenswert die
vorgenommenen Darstellungen des Zusammen-
hanges zwischen einem gegebenen Raumes und einer gegebenen Fläche und
zwischen einer mehrfach zusammenhängenden Fläche. —
Der zweite Abschnitt handelt von der Elektrodynamik; in demselben
wird hervorgehoben das vom Verf. erwiesene Theorem, dass
die gegenseitige Einwirkung zwischen einem Stromelemente,
in welchem ein stationärer Strome angeht, und einem Magnetpole
besteht. — Im dritten Abschnitte werden die theo-
retischen Untersuchungen über elektrische Flächenströme vorge-
führt, wobei über andere Aufgaben die Wirkung einer stationären
Strombelegung auf einen Magnetpol bestimmt. Diese Erörterungen
werden im vierten Abschnitte fortgesetzt und auf den Fall
übertragen, in welchem die gegenseitige Einwirkung von Körpern
in Betracht kommt, deren jeder mit einer stationären Strombelegung
versehen ist.
In den folgenden Abschnitten finden wir die Theorie der elektrischen Ströme
in einem Leiter an der Oberfläche eines Körpers und die zum Ver-
ständnisse der nachfolgenden Theile wesentlichen Bemerkungen:
über die Hydrodynamik“. Der hydrodynamischen Aufgabe, das aus
einer unelastischen Flüssigkeit und irgend welchen starren Kör-
pern bestehende System, das unter dem Einflusse gegebener
Kräfte in Bewegung begriffen ist, zu untersuchen, werden
die Voraussetzungen unterstellt, wie es von Kirchhoff,
Helmholtz und Boltzmann gethan wurde. Im 7. Abschnitte wird
die Anwendung des Principes von Hamilton auf einige hydrodyna-
mische Probleme gezeigt und den betreffenden Forschungen von
Helmholtz, Tait und Boltzmann eine weitere Ausführung zu-
den wird der Analogien zwischen Hydrodynamik

und Elektrodynamik gedacht. Die angenommene Flüssigkeit wird in diesen Betrachtungen als reibungslos angesehen. In diesem sehr beachtenswerten Abschnitte wird dargethan, dass die erwähnten Analogien nur dem Umstande ihre Existenz verdanken, „dass es sich in den vorgeführten Theilen der Hydrodynamik immer nur um stetige Functionen handelt, derartige Functionen aber elektrodynamisch construierbar sind“.

In dem Abschnitte „Zur Elektrostatik“ wird das Theorem von Borylew, dass die gegenseitige ponderomotorische Einwirkung zwischen zwei isolierten und elektrisch geladenen Metallkugeln zum Verschwinden gebracht werden kann, wenn man dem Verhältnisse der auf den beiden Kugeln vorhandenen Electricitätsmengen einen gegebenen Wert ertheilt, bedeutend verallgemeinert. Zum Zwecke der Ableitung dieses allgemeineren Theoremes werden einige bekannte vorbereitende Sätze vorausgeschickt. Der folgende Abschnitt handelt von der Theorie des inducierten Magnetismus, und es wird als Ausgangspunkt dieser Untersuchungen die Poisson'sche Theorie und deren Abänderung durch Kirchhoff in Erinnerung gebracht.

In einem Anhange wird die Verwandlung eines gegebenen Raumes in einen einfach zusammenhängenden Raum besprochen und auf die sogenannten sphärotischen Flächen des Näheren eingegangen, welche ganz allgemein dadurch erhalten werden, dass man beliebig viele Kugelflächen durch beliebig viele Röhren miteinander oder auch einzelne derselben mit sich selbst communicieren lässt. — Die letzte Bemerkung bezieht sich auf Kräfte, die von Punkt zu Punkt wirken, die Richtung der Verbindungslinie haben und ihrer Stärke nach constant, also unabhängig von der Entfernung sind.

Das vorliegende Buch bietet der Anregungen in mathematischer, beziehungsweise physikalischer Beziehung so viele, dass wir dessen Studium nur wärmstens befürworten können.

Einführung in die Electricitätslehre. Vorträge von Bruno Kolbe, Oberlehrer der Physik an der St. Annenschule in St. Petersburg. 1. Statische Electricität. Mit 75 in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin u. München, J. Springer u. R. Oldenbourg 1893. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Der Verf., ein eifriger Mitarbeiter an der Zeitschrift für physikalischen und chemischen Unterricht von Poske, behandelte in seinen Vorlesungen im Wintersemester 1890/91 die elementare Electricitätslehre und entschloss sich, diese zu veröffentlichen. Die erste Reihe dieser Vorlesungen, das Gebiet der statischen Electricität umfassend, liegt nun vor. Wir begrüßen dies auf das freudigste, da hier in systematischer, vollkommen schulgerechter Weise der Weg angegeben wird, wie die Electricitätslehre mit besonderer Rücksicht auf die modernen Begriffe in wissen-

schaftlich strenger Weise behandelt werden kann. Mit großem Vortheile wurde von dem Verf. der von Poske befürwortete Begriff des „Elektricitätsgrades“ eingeführt, und mit Anerkennung muss hervorgehoben werden, dass er es verstanden hat, aus diesem Begriffe das zu gewinnen, was ihm überhaupt entnommen werden konnte. Es wurden auch die rein theoretischen Ausführungen auf experimentelle Grundlagen gestellt, und gerade diese Art und Weise der Behandlung des an und für sich anziehenden Gegenstandes macht das Studium der Vorlesungen genussreich. Die von dem Verf. gebrauchten Apparate zeichnen sich durch Einfachheit aus und können jedenfalls verhältnismäßig billig hergestellt werden. Die Anzahl der zu den Fundamentalversuchen verwendeten Apparate ist eine möglichst geringe und die Vielseitigkeit ihrer Verwendung tritt deutlich vor Augen. Auf einige der angegebenen Instrumente möchte Ref. besonders aufmerksam machen, da sich mit ihnen Gesetze viel besser darstellen lassen, als dies mit den bisherigen Apparaten der Fall war. So sind der durch Fig. 9 dargestellte Apparat von Vanderfliet zur Demonstration des Sitzes der Elektrizität bei einem elektrisierten Körper, ferner der höchst instructive Seifenblasenapparat zum Nachweise der elektrischen Dichte und ebenso die vielfach angewendeten, sehr einfach construierten Elektroskope und andere der angegebenen Instrumente der Beachtung der Fachgenossen wert.

Die erste Vorlesung handelt von der elektrischen Anziehung und Abstoßung, von der Elektrisierbarkeit und Leitungsfähigkeit der Körper, von den verschiedenen Arten der Elektrizitäten und von der qualitativen Bestimmung der Elektrizitäten mittelst des Elektroskopes. — In der zweiten Vorlesung finden wir die interessanten Versuche über den Sitz der Elektrizität auf einem geladenen Körper, die Begründung des aus diesen Versuchen resultierenden Gesetzes nach Lenz, das Verhalten der elektrischen Dichte, die Erörterung der Analogie zwischen Elektroskop und Thermoskop, die Methoden zur Aichung des Elektrometers, die wichtige Hervorhebung des Unterschiedes zwischen elektrischer Dichte und elektroskopischem Zustande und der Beziehung der elektrischen Dichte zur Krümmung (Spitzenwirkung der Flammen). — Die dritte Vorlesung ist dem Studium der elektrischen Influenz gewidmet; es wird in diesem Abschnitte auch auf die elektrische Schirmwirkung aufmerksam gemacht und werden einige sehr schöne, auf dieselbe bezugnehmende Experimente beschrieben. Die Herleitung des Coulombschen Grundgesetzes der Wirkung von zwei verschiedenen Elektrizitätsmengen wird in viel einfacherer Weise vollzogen, als dies mit den üblichen Apparaten (Coulomb'sche Drehwage) möglich war. Hierzu eignet sich, wie Ref. aus eigener Erfahrung bestätigen kann, das an dieser Stelle angegebene Pendelelektrometer vortrefflich, welches zuerst von Odstrčil verwendet wurde. — In der vierten Vorlesung finden wir die Grundversuche mit den Condensa-

oren reproducirt und die Theorie derselben erläutert. Auch wird fabelhaft auf die Bedeutung der Dielektricitätsconstanten des Näheren eingegangen und eine Messungsmethode derselben angegeben. — Die fünfte Vorlesung umfasst die Lehre von der Reibungs- und Influenzlektrisirermaschine, von denen insbesondere die letztgenannte mit großer Ausführlichkeit behandelt und erklärt wird. Auch die Umwandlung von Elektrizität in Arbeit ist mittelst zweier nebeneinandergeschalteter Influenzmaschinen dargethan worden. Sehr instructiv wurde die Untersuchung des elektrischen Zustandes in der Umgebung eines elektrisirten Körpers mittelst einer mit dem Elektrometer verbundenen Kerze vorgenommen und diese Methode auch auf die Erforschung des Potentialgefälles der Luftelektricität in Anwendung gebracht. Die Darstellung der hier auch gezeichneten Kraftlinien, die zwischen den Polen einer Influenzmaschine entstehen, nach der angegebenen, einer englischen Zeitschrift entnommenen Methode wird den Experimentatoren von Interesse sein und sich für den Unterricht vortrefflich eignen. Den Schluss dieses Vortrages bildet eine kurz gehaltene Theorie des Gewitters. — Die sechste Vorlesung ist durchwegs theoretischen Inhaltes. Es wird der Begriff des Zustandsgrades und der Capacität auf Grund von hydrostatischen Analogien erörtert, in außerordentlich geschickter Weise veranschaulicht und die Abhängigkeit zwischen Elektrizitätsmenge, elektrischem Zustandsgrade und elektrischer Capacität durch mehrere Experimente, die mit einigen leicht zu beschaffenden Elektroskopen veranstaltet werden können, dargelegt. Im folgenden wird ein absoluter Maßstab für die Einheit der Elektrizitätsmenge aufgestellt und dies in ebensolcher Weise auch für den elektrischen Zustandsgrad durchgeführt. Nun gelangt der Verf. erst zum Begriffe des Potentials als eines Arbeitswertes und zur Annahme der Potentialeinheit. Den Schluss dieses Abschnittes bildet die Ermittlung jener Arbeit, welche durch einen geladenen leitenden Körper geleistet werden kann, wenn derselbe zur Erde abgeleitet wird. Dass das Maß der elektrischen Energie eines geladenen Körpers ein Volt-Coulomb ist und wie dasselbe im Zusammenhange mit dem Kilogrammometer steht, wird in den folgenden Entwicklungen gezeigt. Wesentliche Erläuterungen und Ergänzungen, insbesondere solche, welche auf die Geschichte der behandelten Probleme bezugnehmen, wird man in dem „Anhange“ finden.

Ref. kann die vorliegende Schrift, die ganz und gar aus der Schule herausgewachsen einem gründlichen und correcten Unterrichte in der elementaren Elektrizitätslehre Vorschub zu leisten vermag und die geeignet ist, den Weg einer vernünftigen naturgemäßen Reform in diesem Theile des Physikerunterrichtes zu zeigen und vorzubereiten, nur auf das angelegentlichste den Schulmännern zur Einsicht empfehlen und den Wunsch ausdrücken, es mögen die weiteren Theile nicht lange auf sich warten lassen, damit der Leser imstande ist, den vom Verf. eingeschlagenen Vorgang als ganzen beurtheilen zu können.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften: Nr. 34. Photochemische Untersuchungen von R. Bunsen und H. E. Roscoe, 1. Hälfte (herausgeg. von Ostwald); Nr. 36. Über ein allgemeines Princip der mathematischen Theorie inducierter elektrischer Ströme von Franz Neumann (herausgeg. von Karl Neumann); Nr. 37. Betrachtungen über die bewegende Kraft des Feuers und die zur Entwicklung dieser Kraft geeigneten Maschinen von Sadi Carnot (herausgeg. von Ostwald). Leipzig, Wilhelm Engelmann 1892.

In Nr. 34 finden wir die photochemischen Arbeiten von Bunsen und Roscoe aus den Jahren 1855—1859 wieder abgedruckt. In der ersten Abtheilung wird die Einwirkung des Lichtes auf wässrige Lösungen von Jod, Brom und Chlor, sowohl für sich als auch bei Gegenwart wasserstoffhaltiger organischer Substanzen, ausführlich erörtert. In der zweiten Abhandlung wird angegeben, wie die Maßbestimmung der chemischen Wirkungen des Lichtes vorgenommen werden kann. In dieser Abhandlung wird auch zum erstenmale die Einrichtung des Bunsen'schen Brenners angegeben, der sich nun überall eingebürgert hat. Die dritte Abhandlung umfasst die Erörterung der Erscheinungen der photochemischen Induction, worunter der Vorgang verstanden wird, durch den der Verbindungswiderstand verringert und mithin der Zustand einer größeren Verbindungsfähigkeit herbeigeführt wird.

In Nr. 36 wird das Theorem Prof. F. Neumanns: „Wird ein geschlossenes, unverzweigtes, leitendes Bogensystem A_1 durch eine beliebige Verrückung seiner Elemente, aber ohne Aufhebung der leitenden Verbindung derselben, in ein anderes A_2 von neuer Form und Lage übergeführt und geschieht diese Veränderung von A_1 in A_2 unter dem Einflusse eines elektrischen Stromsystems B_1 , welches gleichzeitig durch eine beliebige Verrückung seiner Elemente eine Veränderung in Lage, Form und Intensität von B_1 in B_2 erfährt, so ist die Summe der elektromotorischen Kräfte, welche in dem leitenden Bogensysteme durch diese Veränderungen induciert worden sind, gleich dem mit der Inductionsconstante multiplicierten Unterschied der Potentialwerte des Stromes B_2 in Bezug auf A_2 und des Stromes B_1 in Bezug auf A_1 , wenn A_2 und A_1 von der Stromeinheit durchflossen gedacht werden.“ Dieses Theorem wird aus dem Neumann'schen Inductionsgesetze deduciert und die Untersuchung daran geschlossen, inwieweit das angesprochene Theorem mit den von W. Weber angegebenen Grundsätzen über die Wirkung bewegter Electricität in der Ferne übereinstimmt. — Prof. Franz Neumann stellt in einem Anhang noch die Ableitung des Wertes des Potentials zweier geschlossener elektrischer Ströme in Bezug aufeinander dar. — Prof. Karl Neumann betrachtet in einem lesenswerten Anhang das Ampère'sche, das Franz Neumann'sche Potentialgesetz, dessen Ableitung vereinfacht wird und das eine allgemeinere Ausdehnung erhält, ferner das Gesetz von Ohm, das Franz Neumann'sche Elementargesetz, das in deutlicher und verständiger Anschauung gebracht wird, endlich das

Franz Neumann'sche Princip, zu welchem das Elementargesetz führt, wenn der Inducenit frei von Gleitstellen ist; wenn aber Gleitstellen an Induceniten vorhanden sind, dann führt das Elementargesetz zu einer Formel, welche von diesem Principe wesentlich verschieden ist. Nun wird ein experimentum crucis, welches von Franz Neumann angegeben wurde, erläutert und dargethan, dass die Ergebnisse des Versuches gegen das Elementargesetz, aber für das allgemeine Princip sprechen. Wir wünschen diesen sehr belehrenden Entwicklungen, welche zu den interessantesten der mathematischen Physik zu rechnen sind, die Aufmerksamkeit der Fachcollegen.

Das 3. der vorliegenden Hefte, Nr. 37 der Sammlung, umfasst die berühmte Carnot'sche Abhandlung, welche den mächtigsten Impuls zum Aufbau der Thermodynamik gegeben hat und zu den seltensten Originalabhandlungen zu rechnen ist. Gewisse Bemerkungen erläuternder Natur, sowie solche, die auf manche Irrthümer der Originalabhandlung bezugnehmen, wurden von dem Herausgeber und Übersetzer Prof. W. Ostwald hinzugefügt. Ebenso wurden die Entwicklungen in Fußnoten so gegeben, wie sie der modernen mechanischen Wärmetheorie entsprechen. Prof. Ostwald betont, dass der Inhalt der Carnot'schen Abhandlung von 1824 mit dem Inhalte dessen zusammenfällt, was als der zweite Hauptsatz der Thermodynamik bezeichnet wird. Als solcher hat diese Abhandlung in den Händen von Clausius und William Thomson zu den wichtigsten Ergebnissen geführt. Mit Recht wird auch hervorgehoben, dass ähnliche Betrachtungsweisen, wie sie Carnot und seine Nachfolger ausschließlich für die Umwandlung der Wärme angestellt und ausgebildet haben, „auch auf die anderen Energieformen anwendbar sind und die Entwicklung der bisherigen Thermodynamik zur Energetik vermitteln“. Wäre Carnot nicht zu sehr in der Idee des Wärmestoffes befangen gewesen, so wäre zweifellos von ihm die wissenschaftlich correcte Darlegung des nach ihm genannten Kreisprocesses erbracht worden. Die Abhandlung enthält auch wertvolle Bemerkungen, welche als Keime industrieller Vorrichtungen wie bei den Eisenbahnen und den Gaskraftmaschinen anzusehen sind.

Grundbegriffe der Meteorologie für höhere Schulen und zum Selbstunterricht zusammengestellt von Dr. E. Wilk, Schuldirektor in Gotha. Mit 5 Karten und 8 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, Julius Baecker 1892. 58 SS. Preis 1 Mk.

Dieses vorliegende kleine Lehrbuch der Meteorologie soll nach der Bestimmung des Verf.s als Ergänzungsheft zu jedem Lehrbuche der Physik gelten, in dem die Grundlagen der Meteorologie nicht aufgenommen sind. Dadurch, dass der Grundsatz der Meteorologie über die Bestrahlung der Erde durch die Sonne an die Spitze gestellt wurde, konnte unter Berücksichtigung der physikalischen Unterschiede zwischen Erde und Wasser und der eigen-

thümlichen Gestalt der Erde die Lehre von allen kosmischen Wärmeerscheinungen, aus denselben die der Winde und daraus wieder der Regenverhältnisse gefolgert werden, so dass das vorgetragene Lehrgebäude einheitlich ganz und übersichtlich erscheint. Auf diese Weise werden die Gesetze der Meteorologie sachgemäß und den didaktischen Forderungen entsprechend deduciert und nicht als rein empirisches und zusammenhangloses Material dem Schüler vorgeführt. In der nunmehr vorliegenden 2. Auflage ist nur die Gruppierung des Stoffes anders als in der 1. Auflage vorgenommen. Der erste Abschnitt handelt von der Wärmevertheilung auf der Erde (regelmäßige Vertheilung, Störungen derselben, Isothermen); im zweiten Abschnitte wird die Windvertheilung auf der Erde besprochen, auch werden in sehr ansprechender Weise die Gesetze der Luftbewegung dargelegt. Was die Störungen des regelmäßigen Windsystems betrifft, so wurde das asiatische und australische Monsungebiet betrachtet und auf die großen Oscillationen des Calmngürtels über Afrika und Südamerika verwiesen. Eingehend erörtert werden die Verhältnisse in Nordamerika und Europa und das für Europa geltende Dove'sche Winddrehungsgesetz; am Schlusse dieses Abschnittes finden wir einige Bemerkungen über die Land- und Seewinde. Der dritte Abschnitt bringt eine sachgemäße Besprechung der Regenvertheilung auf der Erde, wobei der Bestimmung der hygrometrischen Verhältnisse mittelst des Polymeters von Lambrecht gedacht wird. Die Regenzone der Erde, der Einfluss der Gebirge auf die Regenverhältnisse werden im folgenden dargelegt und die vorgetragenen Lehren durch passende Beispiele erläutert. Kurz ist der Abschnitt über Gewitter und Orkane; die ersten werden in Wärme- und Wirbelgewitter eingetheilt. Auf die einzelnen Formen der elektrischen Entladungen wurde ebensowenig eingegangen, wie auf die Versuche zur Erklärung der Luft- und Wolkenelectricität. Der Anhang enthält die Darstellung der wesentlichsten Gesichtspunkte der Wetterprognose. Von den verschiedenen Methoden derselben wurde jene von Fleischer, die sich auf eine einzige tägliche Beobachtung gründet und deshalb sehr bequem ist, erörtert und dem Schüler die entsprechende Anleitung gegeben.

Wir halten das vorliegende Schriftchen für eine recht sachgemäße Beigabe zu jedem Lehrbuche der Physik und können dasselbe wegen der sorgfältigen Auswahl des Gebotenen und wegen der durchwegs klaren und correcten Darstellung nur bestens empfehlen.

Ewiger Kalender entworfen von Prof. Dr. Schubert in Hamburg.
Ohne Rechnen und Schieber. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung.

Ein sehr zweckentsprechender Behelf in kalendarischen Fragen, der dem Historiker recht ersprießliche Dienste leisten kann und durch den es ermöglicht wird, den einem bestimmten Datum entsprechenden Wochentag, sowie das Osterdatum eines Jahres zu

Das Datum der von Ostern abhängigen Feste (Pfingstsonntag, Fastnachtdienstag) mit großer Leichtigkeit zu bestimmen und zwar ohne Rechnen und ohne Schieber. Auf die Einrichtung dieses Wochen- und Festkalenders kann hier nicht näher eingegangen werden. Der Gebrauch der vier Columnen wird durch passende Beispiele erläutert.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Leitfaden der Kunstgeschichte. Für höhere Lehranstalten und den Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Wilhelm Buchner. Besondere Ausgabe für Österreich bearbeitet von Dr. Weiser und Dr. Halmel. Wien, Spielhagen & Schurich.

Von Buchners „Leitfaden“ haben wir die 1. und 4. Auflage in diesen Blättern anerkennend besprochen. Die vorliegende neue „österreichische Ausgabe“ wurde um sieben Druckbogen vermehrt und darin die von den Schriftstellern des Deutschen Reiches stets etwas zurückhaltend behandelten österreichischen Denkmale in Berücksichtigung gezogen. Und dies wahrlich nicht zum Nachtheil des Ganzen. Finden doch die in großem Stile angelegten, schwungvoll concipierten Fresken im Dome zu Gurk nicht ihresgleichen unter den romanischen Wandmalereien Deutschlands, sowie auch der imposante Flügelaltar zu St. Wolfgang von Mich. Pacher vergeblich nach einem gleich kunstreichen Rivalen im Deutschen Reiche sucht. Die Vermehrung der Abbildungen durch Werke der Malerei und Plastik entsprang einem dringenden Bedürfnisse, und es wäre nur zu wünschen gewesen, dass in dem für Österreich bestimmten Leitfaden eine der Prachtbauten Fischer von Erlachs, etwa die Karlskirche, Aufnahme gefunden hätte.

Von den Irrthümern, die wir bei Besprechung der 4. Auflage hervorgehoben haben, sind noch immer einige stehen geblieben, z. B. dass der Athenetempel zu Tegea außen dorisch war und dass die Giebelfiguren des Parthenon „hoherhaben“ gearbeitet sind. „Hoherhaben“ nennt man in der Kunstsprache doch hoch herausgearbeitete Reliefs (haut relief), während die Giebelfiguren des Parthenon, wie alle Giebelfiguren der guten Zeit, vollkommene Rundfiguren sind. Das alte Märchen, dass Bernhard Fischer von Erlach in Prag geboren wurde, sollte nach den unangreifbaren Beweisen, die Dr. Ilg für seine Grazer Abstammung brachte, in einer für Österreich bestimmten Kunstgeschichte nicht mehr vorkommen. Mit dem Geburtsorte Prag fällt natürlich auch die Fabel, dass Fischer ein Schüler des Prager Baumeisters Dientzenhofer war. Wir hoffen, dass bei einer Neuauflage diese Irrthümer Berichtigung finden, und möchten noch die Meinung aussprechen, dass bei der Aufzählung der modernen österreichischen Künstler die Namen Canon, Passini, Pettenkoffen und Kundmann nicht fehlen sollten.

Im übrigen können wir das Werkchen in seiner neuen Gestaltung zum Gebrauche in unserem Vaterlande aufs beste empfehlen.

Praktische Anleitung für den Zeichenunterricht an Volks- und Mittelschulen, Gewerbe-, Töchter- und Frauenarbeitsschulen von Albert Kornhas. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung 1894.

Sechs Hefte (à 40 Pl.) mit je einem erläuternden Text; sie führen den Titel: „Ausgabe für die Hand des Lehrers“, was offenbar voraussetzt, dass die gebrachten Vorbilder vom Lehrer an die Tafel gezeichnet und von den Schülern nachgezeichnet werden. Das erste Heft beginnt, wie üblich, mit der Darstellung von geraden und krummen Linien, Winkeln usw. Ob die sogenannten „mathematischen Naturformen“, nämlich die Darstellung von Tisch, Stuhl, Gabel, Regenschirm usw. mit einigen Geraden oder Krümmen, wo der einfache Strich den Körper repräsentiert, dem Schüler von Nutzen ist, möchten wir bezweifeln. Die ornamentalen Formen des 2. bis 5. Heftes sind recht gut gewählt, ebenso die Elemente des geometrischen Zeichnens im 6. Hefte. Lehrer des Elementarunterrichtes werden in den Heften manch brauchbares Materiale finden.

Entwurf eines Lehrplanes für den Zeichenunterricht an preussischen Gymnasien von Gustav Woytt. Leipzig, Ed. Pfeiffer 1893.

Der Verf. bespricht in seiner 19 Seiten enthaltenden Schrift den von ihm entworfenen Gang des Zeichenunterrichtes an Gymnasien für alle Classen, indem er die Verbindlichkeit des Zeichnens bis zur Obertertia im Auge hat. Wenn wir auch in allem mit dem Verf. nicht einverstanden sein können, z. B. mit dem, was er über Perspective sagt, so finden wir doch eine Reihe trefflicher Bemerkungen, die den praktischen Pädagogen erkennen lassen. Hauptsächlich sind wir mit dem Verf. darin im Widerspruch, dass er bis Untertertia nur Pflanzengebilde zeichnen lässt, in Obertertia erst das Zeichnen geometrischer Körper beginnt und nur ein Jahr, Oberprima, für das Zeichnen des menschlichen Kopfes verwendet. Da haben wir wieder das alte Übel, dass im Schüler durch das jahrelange langweilige Zeichnen nach vegetabilischen und Ornamentenvorlagen alle Lust zur Zeichenkunst erstickt wird. Wir stimmen hierin dem von Conrad Lange (Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend) ausgesprochenen Satze bei, welcher lautet: „Man soll die Jugend interessieren“, und das geschieht nur durch Zeichnen des Figuralen, was auch Georg Hirth in seiner bekannten Schrift ausführlich klargelegt hat.

Graz.

Josef Wastler.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Über Themenwahl.

I.

Unter der ansehnlichen Reihe von neuen literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Unterrichtes verdienen besonders zwei in allerjüngster Zeit veröffentlichte Aufsätze das Interesse der Fachkreise. In der Abhandlung: „Was soll und kann im deutschen Unterrichte der Unter- und Mittelclassen das Lesebuch leisten?“¹⁾ beleuchtet Th. Vogel die schädlichen Auswüchse in der Methode des Leseunterrichtes und beweist in geistvoller Ausführung die Nothwendigkeit einer Rückkehr zur einfachen und naturgemäßen Behandlung desselben. Aus jedem Satze dieses Artikels tönen die warnenden Worte: „Untergrabe nicht die Lernfreudigkeit der studierenden Jugend, dann wird der Erfolg nicht ausbleiben.“ Diese treffliche Abhandlung hat bereits die vollste Anerkennung gefunden.²⁾

Den zweiten bemerkenswerten Aufsatz bringt E. Krumbach in der *Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht*, 7. Jahrg., 1. H., S. 35 ff. unter dem Titel: „Aus der Praxis des deutschen Unterrichtes.“ Dieser bildet in gewissem Sinne ein Seitenstück zur Arbeit von Th. Vogel, denn ebenselbe Forderung, welche letzterer an den Leseunterricht stellt, macht Krumbach für den Aufsatzunterricht geltend, nämlich die Rückkehr zur Natürlichkeit und Einfachheit, die Beseitigung alles Zwanges und überflüssigen Formenwesens. Leider geht die Tendenz des Sturmes und Dranges hier zu weit, und der Aufsatz wird in gar manchen Punkten auf berechtigten Widerspruch stoßen, weil der Verf. in Bezug auf die Auffindung und Wahl von Aufsatzstoffen sich einem ganz unbegreiflichen Optimismus hingibt. Nach seinem Dafürhalten erscheint jede logische Überlegung bei der Wahl von Aufsatzthemen als unnöthig; wohin wir unsere Blicke richten, überall Themen in Hülle und Fülle!

¹⁾ Neue Jahrbücher f. Phil. u. Paed. 1893, 1. H., 2. Abth., S. 1—11.

²⁾ Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht, 7. Jahrg., 2. H., S. 131 ff.

Gewiss, an Themen fehlt es nicht, ich zähle tausende und aber tausende; allein die guten und brauchbaren Themen sind nicht so reichlich gesät. So gehört denn auch ein gut Stück Phantasie dazu, um sich das Frühlingsbildchen, welches das Kind unter der Anleitung des Lehrers »aus eigener Kraft« entwirft, als ein gelungenes vorzustellen. Wohl pflichtet jedermann der Behauptung des Verf.s bei, es ziehe ein Gefühl der Freude durch das Herz des Kindes beim Anblicke der in die Schulstube fallenden Sonnenstrahlen; wohl hört jedes Kind mit seligem Vergnügen die Lerche jubilieren; doch ich frage: genügt es zur Anfertigung eines Aufsatzes, Gefühle erweckt zu haben? Ich war stets der Meinung — und fand dieselbe auch durch meine praktische Beobachtung bestätigt —, dass zu einem Aufsätze denn doch etwas mehr gehöre als Gefühle und Gedanken, d. h. der Stoff, dass vielmehr die eigentliche Thätigkeit des Schülers erst beginnt, nachdem alle stofflichen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt sind. Ich glaube, der Stoff darf dem Schüler überhaupt keine Mühe verursachen, er muss klar vor seinen Augen liegen; des Schülers Aufgabe ist die Verarbeitung des Stoffes, der Aufbau im ganzen, die Gliederung im einzelnen, die Klarheit im Gedankenausdruck, die logische und sprachliche Richtigkeit und die Schönheit in der Darstellung. Ob nun in unserem Falle das Kind auf der Unterstufe des Unterrichtes einer solchen Schilderung des Frühlings gewachsen ist, ob es seinen durch den Lehrer geweckten Gefühlen so leicht und spielend Ausdruck zu geben vermag, wie der Verf. sich einredet, mit anderen Worten, ob jedes beliebige Thema sich für die Schule eignet, das möchte ich gar sehr in Zweifel ziehen und theile durchaus nicht die Vertrauensseligkeit des Verf.s hinsichtlich der Auffindung der Themen. Ich bin im Gegentheile zur Überzeugung gelangt, dass »das Tempo, der Sinn und Schick« des Lehrers in erster Linie in der glücklichen, wohlüberlegten Wahl von Themen sich bewähre; glücklich gewählte Themen sind »der Triumph seiner Methode«. Man gewinnt die guten Themen nicht so leicht, wie man Äpfel bricht vom Baum, und so stimme ich Kummer vollkommen bei, wenn er sagt: »Gute Themen geben ist eine Kunst, eine ebenso große, wenn nicht größere, als gut schreiben.«¹⁾ Hat der Lehrer vorsichtig und passend gewählt, dann fließen dem Schüler die Gedanken von selbst reichlich zu; verursacht diesem jedoch die Stoffsammlung Schwierigkeiten, so erscheint der Erfolg der Arbeit von vornherein in Frage gestellt, weil der Schüler die Lust dazu verliert. Ich behaupte also im Gegensatze zu Krumbach: »Nur durch das Morgenthor des wohlüberlegten und zugleich schönen Themas dringt Arbeitsfreude in des Jünglings Herz, und es nützt nichts, im Kinde Gefühle und Vorstellungen vom Frühling lebendig zu machen, wenn seine schwache Kraft an ihrer Ausgestaltung, ihrem Ausdruck Schiffbruch leidet.« Was Wunder, wenn Krumbach auf seine Prämisse von der Ungebundenheit der Themenwahl gestützt folgerichtig mit Herbart zu dem Schlusse gelangt, dass eigentlich das vom Schüler selbst gewählte Thema dem aufgegebenen

¹⁾ Stimmen, S. 145.

vorzuziehen sei. Gegen die Selbstwahl der Themen von Seite der Schüler haben hervorragende Fachmänner an verschiedenen Orten Stellung genommen, und Wilhelm sagt (in dieser Zeitschr. 1854, S. 177 f.), mehr als zwei, höchstens drei Themen solle der Lehrer den Schülern nicht zur Auswahl vorlegen, da der Schüler lernen müsse, auch gegen die augenblickliche Stimmung zu arbeiten; und er könne es auch, wenn nur die Forderung seinen Kräften entspreche.¹⁾

Und doch begegnet man in den Schulprogrammen sehr häufig dem „selbstgewählten“ Thema. Leider! Wenn die richtige Wahl der Themen sogar dem Lehrer Mühe und Kopfzerbrechen verursacht, obwohl ihm so mancherlei Behelfe zugebote stehen und er über einen weiten Gesichtskreis verfügt; wenn selbst der Lehrer manchmal einen Missgriff thut,²⁾ wie darf man da die Wahl dem beschränkten Erfahrungskreise der Schüler überlassen? Ein solcher Versuch muss nothwendigerweise bei vielen Schülern unglücklich ausfallen.³⁾ Dazu tritt noch ein Bedenken: Jeder Unterrichtszweig strebt einem sicheren Ziele zu, eine geschickte Hand muss das Schifflein leiten, nicht rechts, nicht links vom Pfade darf es abirren, jede Bewegung muss wohlüberlegt sein und dem großen Zwecke dienen. Der Lehrer führt das Steuer, er allein sieht das Ziel, ohne es je aus den Augen zu verlieren. Die Schüler aber sitzen an den Rudern und fördern die Reise; wohin sie geht, das wissen sie nicht. So steht es mit jedem Unterrichtsgegenstande. Sollte der Aufsatzunterricht davon eine Ausnahme machen? Darf hier der Lehrer manchmal seinen Posten am Steuer verlassen, unbekümmert, ob das Schifflein auf geradem Wege oder auf Odysseusfahrten das Endziel erreiche? Nein! Der Aufsatzunterricht nimmt eine vornehme Stellung unter den Unterrichtsgegenständen ein, der Fachlehrer muss bei jedem Thema, das er stellt, wissen, was er will, ein wohlüberlegter Plan ist hier ebenso nöthig wie in den anderen Gegenständen, jedes ziellose Herumirren bald dahin, bald dorthin von Übel. Ein solches zielbewusstes Arbeiten verträgt sich aber nicht mit dem selbstgewählten Thema.

¹⁾ Pädagogisch-didaktische Gründe rechtfertigen diese Forderung in vollstem Maße. Und mit Recht hat der Landesschulrath für Mähren im Erlasse vom 31. März 1890 sogar die freie Wahl zwischen mehreren Themen mit der Begründung für unzulässig erklärt, dass die Correctur in der Schule immer nur den betreffenden Theil der Schüler so beschäftige, wie es die Schule verlangen muss, und weil zudem der Schüler gewöhnt werden müsse, selbst gegen seinen Wunsch seine geistigen Kräfte auf einen bestimmten Gegenstand zu concentriren, eine Probe, die ihm auch bei der Maturitätsprüfung wie noch oft im späteren Leben auferlegt werde.

²⁾ Dies werde ich später auf Grund eines umfassenden, aus den Programmen geschöpften Materials darlegen.

³⁾ Die Gründe, welche Laas (Der deutsche Aufsatz, 2. Aufl., S. 61) und andere für die Selbstwahl der Themen ins Feld führen, wiegen nicht den daraus erwachsenden Schaden auf. Abgesehen davon, dass die Überlassung der Wahl der Mehrzahl der Schüler eher zur Last als zur Lust gereicht, verleitet sie dieselben auch leicht zur Heranziehung und unstatthaften Ausbeutung von Aufsatzbüchern. Wo bleibt dann der Gewinn?

Insoweit also — d. h. in Hinsicht auf die Wahl der Themen — geht Krumbach über die Grenzen der Zulässigkeit hinaus. Nun aber der Wert der Abhandlung! Sie schafft ein Gegengewicht gegen die Pedanterie und Formensucht im deutschen Aufsätze: »Rückkehr zur Einfachheit und Natürlichkeit in der Behandlung des Aufsatzes«, so lautet die zweite Lösung. Hier fällt ein mächtiger Axthieb auf die Schranken eines pedantischen Systems, welches sich im deutschen Aufsätze auf Kosten des freien geistigen Aufschwunges breitmacht. Endlich eine Stimme, welche — wiewohl der Verf. eine solche Absicht von sich weist — energisch zum Streite ruft gegen die überkommene Regelsucht und Engherzigkeit. Gleich die ersten Worte kennzeichnen den Zweck der Abhandlung: »Nirgends hat wohl die Lust zu methodisieren mehr geschadet als im deutschen Aufsatzunterrichte. Die ketzerische Verehrung von bestimmten Systemen musste zur Pedanterie führen.« Und weiter: »Der Aufsatz ist in Freiheit zu dressieren, ohne Zaum und Gebiss. Wie der Rede, so gebürt auch ihm von allen Disciplinen in der Muttersprache die freieste Bewegung. Jeder Zwang entfremdet ihn seines Wesens, verwischt gerade das an ihm, was ihm eigen sein soll, alles Individuelle.«¹⁾

Endlich ein deutlicher Ruf nach Erlösung von lästigen Fesseln! Man kann E. Laas den Vorwurf nicht ersparen, dass er in seinem sonst so ausgezeichneten Buche »Der deutsche Aufsatz« das System- und Regelwesen neben der Einseitigkeit auf eine gefährliche Spitze getrieben hat. Was soll man, um nur eines anzuführen, dazu sagen, wenn Laas in seinem übertriebenen Streben nach Einheitlichkeit des Aufsatzes sich zu der Behauptung versteigt, ein Aufsatz könne nicht die Charakteristik zweier Personen oder zugleich die Erörterung zweier Begriffe zum Gegenstande haben? (S. 47 der 2. Aufl.)²⁾ Ja noch mehr. Das bekannte Distichon:

»In den Ocean schiff mit tausend Masten der Jüngling;
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis-
dessen zwei Verse sowohl durch die Form als auch durch den Gedanken auf das innigste zusammenhängen, lässt er als ein Thema nicht zu wegen der leidigen Einheitlichkeit, und weil nach seiner Meinung der Jüngling vom Greise nichts wisse (S. 56).³⁾ Ohne Zweifel! Eigene Erfahrung steht dem Jüngling bei der Frage über getäuschte Hoffnungen des Greises nicht zugebote. Allein sollte deshalb ein junger Mann, der an der Schwelle der Gymnasialaufbahn angelangt ist und ins Weltgetriebe hinaustreten will, nicht so viel geistige Reife besitzen, um sich davon

¹⁾ Man vergl. damit die Forderung Wilhelms (im Anschluss an den O.-E.) in dieser Zeitschr. 1854, S. 177 ff.: »Das Thema ist genau zu begrenzen, dann aber vollständige Durchführung streng zu verlangen usw.«

²⁾ Vergl. dagegen die gediegene Abhandlung von Hohegger: Über die Wahl von Themen usw. (in dieser Zeitschr. 1851, S. 347 ff.).

³⁾ Thatsächlich ließen sich viele Lehrer in Deutschland wie in Österreich durch diese Argumentation von Laas einschüchtern und stellten nur den ersten Vers als Thema; andere aber erkannten die Unhaltbarkeit einer solchen Anschauung und räumten nach wie vor dem Dichter sein Recht ein.

eine Vorstellung zu machen? Ersetzt nicht Studium und Beobachtung wenigstens theilweise die persönliche Erfahrung? Unter derartigen Voraussetzungen dürfen wir dem Schüler überhaupt kein selbständiges Urtheil mehr zutrauen, und hunderte der fruchtbarsten Themen fallen solcher Engherzigkeit zum Opfer. Was weiß der in glücklichen Verhältnissen aufgewachsene Jüngling von der Armut, der arme vom Reichthum? Was weiß der Schüler vom Segen des Wohlthuns, vom Fluch der Verschwendung, da er selbst damit nichts zu thun hatte? Unter solchen Voraussetzungen darf man ihm auch keine patriotischen und moralisierenden Themen zur Ausarbeitung vorlegen, weil er aus eigener Anschauung über Vaterland und Moral einen sehr beschränkten Gesichtskreis hat und fast alles, was er davon weiß, der Lectüre und dem Unterrichte verdankt? Sollen wir ihm denn auch diese edelsten Propfreiser der Bildung verenthalten? Dann freilich bleibt kein anderer Ausweg, als den Schüler bei jeder Arbeit das Steckenpferd des Lectüreaufsatzes reiten zu lassen.¹⁾

In der That hegen von jeher in Deutschland tonangebende Persönlichkeiten eine große Vorliebe für das Lectürethema, man räumte ihm in verschiedenen Aufsatzbüchern und Abhandlungen die Vorherrschaft vor dem „allgemeinen“ Thema oder sogar die Alleinherrschaft ein. Auch in der jüngsten Zeit ist das nicht anders geworden. Man befiehlt das freie Thema heftig und verweist es auf einen bescheidenen Dienerplatz neben dem hochthronenden Lectüreaufsatz;²⁾ ja Klaucke geht so weit, dass er auch die Lectüre noch säubert und mustert und eine ganz geringe Anzahl classischer Werke für aufsatzfähig erklärt. Wie wenig Anspruch auf Zustimmung eine so enge Beschränkung der Bewegung des Aufsatzes erheben darf, das lehrt die Praxis des Unterrichtes. Denn zum Glück für die studierende Jugend bleiben solche übertriebene Forderungen in der Praxis fromme Wünsche, weil sie im frischen Schulgetriebe sehr schwer durchführbar sind. Aus einer Musterung von Programmen vieler Lehranstalten Deutschlands habe ich nämlich ersehen, dass der Lectüreaufsatz sich in Deutschland allerdings auch in der Schule einer großen

¹⁾ Ich würde es begreiflich finden, wenn Laas z. B. an dem sonderbaren Thema: „Wie würde ich mir einen Park anlegen?“ (Kluge, Themata usw. 4. Aufl., S. 318) Anstoß nähme. Denn von dieser Frage versteht der Schüler nichts und braucht füglich nichts zu verstehen; davon verstehen auch, wie ich meine, unter 10 Lehrern 9 nicht viel, ohne dass ihnen daraus ein Vorwurf erwächst. Man muss bei der Themenwahl eben einen Unterschied machen zwischen Themen, deren Beherrschung die Bildung erfordert, und solchen, welche über den Kreis der allgemeinen Bildung hinausgehen.

²⁾ Man vergl. neben Laas und Kluge vor allem Klaucke: „Deutsche Aufsätze und Dispositionen“, außerdem die Abhandlung: „Lehrplan für die sächsischen Gymnasien“ in Lyons Zeitschrift, 6. Jahrg., 2. Ergänzungsheft, und Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 47, 1, S. 26 u. a. Das von Lyon (Zeitschr. 7. Jahrg., 4. Heft, S. 287 f.) als vortrefflich bezeichnete Werk von K. Menge, welches gegen diese Strömung anknüpft, ist mir leider nur aus der Recension bekannt.

Beliebtheit erfreut, aber trotzdem nicht ganz den freien Aufsatz zu verdrängen imstande ist; im Gegentheile, es bleibt diesem immerhin noch ein ziemlich großer Spielraum gesichert.

Dürfen wir schon diese Thatsache — im Interesse der studierenden Jugend und des Unterrichtserfolges — mit Freude begrüßen, so erfüllt uns der Gedanke mit Stolz, dass in Österreich der freie Aufsatz von allem Anfang an einen fruchtbaren Boden fand. Schon der Organisationsentwurf, vor allem jedoch der Ministerial-Erlass vom 16. Mai 1852 bestimmt in klaren und schönen Worten das Gebiet der Aufsatzstoffe. Der Lectüreaufsatz genießt hier kein Vorrecht, sondern es wird geradezu geboten, dass der gesammte Unterricht, dessen gewonnene Frucht der Schüler nur selbstthätig zu verarbeiten habe, heranzuziehen sei, sowie dass ausschließlich die ebenmäßige Einwirkung des Stoffes auf Verstand, Gemüth und Phantasie¹⁾ berücksichtigt werden müsse. Dann werde der Sprachunterricht, was er sein soll, für Geist und Charakter bildend und festigend. Das sind goldene Worte, über welche sich der Aufsatz nie und nimmer hinwegsetzen darf, wenn er seinen Zweck voll und ganz erreichen soll. In diesem Sinne nun gibt Hochegger in der bereits genannten Abhandlung²⁾ vortreffliche Rathschläge.

So wird es denn auch in Österreich zumeist gehalten. Hier hat sich mehr als in Deutschland die Überzeugung Bahn gebrochen, dass nicht durch den engsten Anschluss an die Lectüre das Ziel des Aufsatzunterrichtes am sichersten und bequemsten zu erreichen sei, jenes Ziel, welches in Deutschland ebenso wie in Österreich als unabweisbare Forderung von der Schule verlangt wird, und welches lautet: Der Schüler muss beim Austritt aus der obersten Classe der Mittelschule befähigt sein, über jedes in seinen geistigen Gesichtskreis fallende Thema sachlich und correct zu schreiben.³⁾ Also nicht nur über literarische, sondern über jedes ihm angemessene Thema muss der Schüler zu schreiben imstande sein. Wie aber erreicht er diese Fähigkeit? Nur dann, wenn der jugendliche Geist im Laufe der Studien in den verschiedensten Aufsatzkreisen sich bewegte, nur wenn der Schüler gelernt hat, auf den verschiedenen Gebieten des allgemeinen Aufsatzes mit derselben Festigkeit einherzuschreiten wie auf dem Boden des Lectüreaufsatzes, also nur, wenn seine stilistische Fertigkeit nach allen Seiten hin auf ihre Spannkraft geprüft wurde: nur dann verlangt man vom Schüler bei der Maturitätsprüfung mit Recht — trotz Laas — eine sachlich wie sprachlich gute Behandlung jedes in seine geistige Sphäre reichenden Themas.⁴⁾

¹⁾ Natürlich nicht in allen drei Richtungen zugleich, wie Gelbe (Die deutschen Arbeiten, Leipzig 1891) will, sondern jeder Aufsatz soll ein erhabenes Ziel vor Augen haben. Doch davon später.

²⁾ In dieser Zeitschr. 1852, S. 347.

³⁾ Vergl. u. a. den Lehrplan f. d. sächs. Gymn. a. a. O.

⁴⁾ Laas sagt übrigens selbst (S. 69): „Die Maturitätsarbeit hat nicht zu zeigen, wieweit der Schüler in der Literatur vorgeschritten ist,

Diese Erkenntnis kam in Österreich früh zum Durchbruche, weshalb man hier nur vereinzelt starre Anhänger und Verächter des Lectüreaufsatzes antrifft. Ich freue mich ob dieser Erscheinung. Denn wenn man zur Empfehlung des Lectüreaufsatzes behauptet, dass die Liebe zur Lectüre mit der größeren Vertiefung in dieselbe wachse, so trifft diese Behauptung entschieden zu bei jedem Fachmanne und bei einigen für die Dichtung besonders begeisterten Schülern, keineswegs jedoch bei der überwiegenden Mehrzahl der Schüler. Meine Beobachtungen überzeugten mich, dass fast alle Schüler für die Schönheit der Literaturwerke ein offenes Auge und ein empfängliches Herz haben, dass aber jedes Zuviel mehr schadet als nützt; das Interesse schwindet allmählich. Eine Methode aber, welche nicht den Ton der ganzen Classe, sondern die Leistungen einiger bevorzugter Schüler zu ihrem Ausgangspunkte nimmt, wird jedermann für verfehlt erklären. Ich stelle daher diese falsche Lectüresucht auf gleiche Stufe mit den Bemühungen eines Philologen der alten Schule, welcher der Jugend Begeisterung für die Schönheit Homerischer Wortformen abzwingen wollte. Alle Klügelei hilft darüber nicht hinweg, dass die Jugend für gewisse methodische Schrullen nicht zu haben ist. Und verstünde es ein Musterlehrer, monatelang noch so anziehend über *Wallenstein* oder ein anderes Literaturwerk zu sprechen — wie Laas wünscht¹⁾ — die Schüler würden es ihm gewiss nicht Dank wissen. Denn der jugendliche Geist fordert kräftige Kost, vor allem aber Abwechslung in der Kost. Erhält er gesunde Nahrung, so wird er gesund sein und Tüchtiges leisten, fühlt er sich jedoch in enge Fesseln geschnürt und in seinem kühnen Fluge gehemmt, so erlahmt die Arbeitsfreude. Solche Fesseln nun sind die Lectürethemen, allzu häufig dargereicht, während das allgemeine Thema den Schüler mit Lust erfüllt. Nach freiem Laufe der Gedanken strebt der kräftige Jugendsinn.

Ich frage: Geschieht für die Pflege der ästhetischen Bildung an unseren Mittelschulen neben anderen Unterrichtsfächern nicht vornehmlich im Leseunterrichte und in den Redeübungen das denkbar Möglichste? An den Gymnasien wenigstens wird im Sinne der Instructionen viel gelesen. Die Schüler lernen die bedeutendsten Erscheinungen der classischen Dichtung, ebenso manches aus der vor- und nachclassischen Zeit genau kennen. Die Werke werden theils in der Schule, theils privatim gelesen, nach Inhalt und Form genau besprochen. Viele Fragen, auf welche die Besprechung zwischen Lehrer und Schüler sich nicht erstrecken konnte, bilden den Stoff für Redeübungen.²⁾ Diese rufen wieder die Discussion über eine Reihe von Einzelfragen wach, so dass die Literatur-

sondern der deutsche Aufsatz soll gewissermaßen den Nachweis führen, wie der Schüler beim Unterrichte in den Sachen Nutzen zu ziehen gewusst hat.

¹⁾ „Wer da verlegen wäre, wie er wohl Monate lang das Interesse etwa auf Schillers *Wallenstein* oder auf Goethes und Schillers Balladen usw. concentrirten möchte, der wäre sicherlich nicht der rechte Mann“ (!).

²⁾ Forderung der Instructionen (S. 101).

werke thatsächlich von den verschiedensten Gesichtspunkten aus betrachtet und gewürdigt werden. Ist an dem nicht genug? Will man den Gegenstand erschöpfen? Welche Literaturgeschichte darf sich rühmen, ein erschöpfendes Bild der Dichtungen zu geben? Und soll die Schule dies leisten? Welcher Lehrer darf behaupten, er habe auch nur den fünften Theil aller aus »Wallenstein« sich ergebenden Fragen mit den Schülern erörtert?¹⁾ Und wird einer dies überhaupt thun wollen? Nein! Wohin würde es führen, wollte man die Dichtungen wie Citronen bis auf den letzten Tropfen auspressen? »Jedes Zuviel schadet nur darin.«

Einige Beispiele bringen am besten das Ausmaß der mündlichen Lectürebehandlung in der Schule zur Anschauung. Es wird z. B. in VII. gleichzeitig »Der Spaziergang« in der Schule, »Fiesko« privatim gelesen. Der Lehrer überzeugt sich durch eine Besprechung von etwa drei Unterrichtsstunden, ob die Schüler der aufgegebenen Privatlectüre nachgekommen sind. Der Inhalt des Werkes, die Form und Sprache, der dramatische Bau, die wichtigsten Charaktere, sowie die Bedeutung des Werkes in der Entwicklung des Dichters, all das wird bis ins einzelne untersucht. Daran schließen sich in den folgenden Stunden etwa drei Redefübungen, z. B.: 1. Eine genaue Inhaltsangabe, 2. Warum muss Gianettino und Fiesko, nicht aber A. Doria fallen? 3. Fiesko und Karl Moor. Der Schüler bewegt sich auf ganz bekanntem Gebiete, hört immer wieder dieselben Namen, manche Frage hat Aufnahme in die Sammelhefte gefunden. Sollte damit zu wenig gethan sein? Gesetzt, der Lehrer tritt an die Schüler noch mit dem Ansinnen heran, zwei Fragen aus demselben Stoffe in einer Schul- und einer Hausaufgabe zu erörtern, wer wird sich da wundern, wenn den Schülern jede Arbeitslust fehlt?

Neben dieser Privatlectüre geht die Schullectüre des Gedichtes »Der Spaziergang« einher. 6—8 Stunden beansprucht dieselbe. Alles wird klargestellt, der Schüler lernt die Dichtung bis ins einzelne verstehen, er erfasst ihre Bedeutung und Schönheit und hat seine Freude daran. Eine wohlgegliederte Disposition schließt die Besprechung, einige der schönsten Stellen lernt der Schüler auswendig, und nun folgt eine Redefübung, z. B. über das Thema: »Der Spaziergang, ein Spiegelbild der römischen Geschichte«. Den Vortrag hört der Schüler noch mit Interesse an, namentlich wenn seit der Besprechung des Gedichtes einige Zeit verstrichen ist. Aber der Bogen ist gespannt; gib ihm aus demselben Gebiete noch zwei schriftliche Arbeiten, so hast du ihm das Gedicht fürs ganze Leben verleidet, er findet es schal, weil er bis zum Überdruße davon genossen hat. »Die menschliche Seele ist kein Kautschukbeutel« sagt Vogel, und an diesem bedauernswerten Mangel der Natur scheitert denn auch die übertriebene Lectüresucht.

Ich glaube, mehr oder weniger macht jeder Fachlehrer die Erfahrung, dass die Schüler ein freies Thema mit Freude begrüßen, allein ungern an die Bearbeitung von Lectürethemen herantreten. Warum also

¹⁾ An »Wallenstein« lassen sich mindestens 70 Fragen knüpfen; so viele ungefähr habe ich aus den Programmen gesammelt.

singt man sie dazu, ausschließlich oder fast ausschließlich an solchen Themen ihre Kraft zu erproben? Hat denn die Mittelschule die Aufgabe, Literaturhistoriker und Ästhetiker heranzubilden? Mit nichten! Da also auf die Lectüre im mündlichen Unterrichte genug Sorgfalt verwendet wird, so sehe ich nicht ein, mit welchem Rechte man auch noch den wichtigsten Theil des deutschen Unterrichtes, nämlich den Aufsatz beinahe in den ausschließlichen Dienst der Lectüre stellt.

Hören wir die Gründe, welche zur Rechtfertigung dessen geltend gemacht werden. In erster Linie empfiehlt man den Lectüreaufsatz wegen der Vertrautheit der Schüler mit dem Lesestoffe. Richtig! Diese Vertrautheit lässt sich nicht bestreiten, ich komme später darauf zurück. Eine andere Empfehlung führt Laas an. Er gesteht zwar den Wert des allgemeinen Themas zu (S. 25), schließt jedoch das aus den Unterrichtsgegenständen geschöpfte Thema mit dem Bemerkten aus dem Kreise des deutschen Aufsatzes aus, dass der Lehrer des Deutschen denen der anderen Disciplinen leicht ins Gehege komme; nur falls der Lehrer des Deutschen noch andere Gegenstände in derselben Classe in seiner Hand vereinige, könne er diese für den Aufsatz nützen. Unter anderen Umständen lässt Laas demnach neben dem Lectüreaufsatz nur den freien Aufsatz zu.

Auf die Schulen Österreichs findet diese Einschränkung von vornherein keine Anwendung, da die Stoffe zu den lateinischen und griechischen Arbeiten, sowie für jene aus der Mathematik dem Lehrplane zufolge weitab liegen von den Themen, welche der Lehrer des Deutschen etwa aus dem Lateinischen, Griechischen und der Mathematik schöpft. Die übrigen Unterrichtszweige entbehren überhaupt der schriftlichen Arbeiten. Aber ebensowenig hält diese Einschränkung stich bei ihrer Anwendung auf den Lehrplan der Gymnasien Deutschlands. Ich finde zwar in den Programmen viele Themen zu lateinischen Stilübungen, welche die vollste Eignung auch für deutsche Aufsätze haben; allein der Zweck und das Wesen der lateinischen und deutschen Stilübungen ist denn doch ein so verschiedener, dass sie ganz wohl nebeneinander bestehen und der Lehrer des einen ohne Gefahr dem des andern ins Gehege kommt. Nicht anders verhält es sich mit den übrigen Gegenständen, der Geschichte und den Naturwissenschaften. Ich brauche daher der Behauptung des Laas nur den unanfechtbaren Satz Wilhelms¹⁾ entgegenzuhalten: „Verschieden wird z. B. eine geschichtliche Aufgabe sich gestalten, je nachdem sie vom Geschichtslehrer oder vom Sprachlehrer gestellt wird.“ Ein geschichtlicher Aufsatz kann das Lob des Geschichtslehrers ernten und doch den Tadel des Sprachlehrers erwecken und umgekehrt. Beide Lehrer legen vermöge der Verschiedenheit ihrer Unterrichtsfächer einen wesentlich verschiedenen Maßstab an die Arbeit des Schülers.²⁾

¹⁾ In dieser Zeitschrift 1854, S. 177 f.

²⁾ „Dem Historiker ist der historische Aufsatz eine Reproduction des Gelernten, der Fachlehrer des Deutschen muss auf die innere Gedankenenwicklung und Verwertung des Gelernten sehen“ (Wilhelm z. z. O.).

Das klingt so selbstverständlich für jeden, der das Schulleben kennt, und bedarf doch wie so viel Selbstverständliches der Erwähnung.¹⁾

Ein anderer wieder erklärt sowohl das allgemeine als auch das aus den übrigen Gegenständen geschöpfte Thema für unzulässig. Für jenes fehle den Schülern die Erfahrung, für dieses dem Lehrer Fachkenntnis und Zeit. Hinsichtlich der Erfahrung der Schüler habe ich oben (S. 260 f.) meine Ansicht ausgesprochen; das Urtheil über den Lehrer finde ich hart und ungerecht. Wie verträgt sich diese Behauptung mit dem ersten und obersten Grundsätze der Themenwahl, welcher lautet: „Lege dem Schüler nur solche Themen zur Bearbeitung vor, die seinem Bildungsgrade entsprechen“?²⁾ Ein trefflicher Lehrer, der nicht so viele Kenntnisse in anderen Fächern besitzt oder sich leicht aneignen kann, um einen dem Bildungsgrade eines Obergymnasiasten angemessenen Aufsatz in sachlicher sowie in formaler Hinsicht richtig zu beurtheilen. Ein geschickter Lehrer fürwahr ist derjenige, welcher aus der großen Zahl der dem Unterrichte zu entnehmenden Themen gerade jene herausgreift die er selbst nicht beherrscht und die ihn zu längeren Specialstudien zwingen.³⁾ Ein tüchtiger Lehrer endlich ist der, welcher nicht aus Überzeugung vom hohen Werte des Lectüreaufsatzes, sondern infolge Mangels der Kenntnisse dem freien Aufsätze aus dem Wege geht und sich ängstlich an den Lectüreaufsatz anklammert.

Was bedeuten die Worte, der Lehrer besitzt nicht die zu einem Thema aus anderen Disciplinen nöthigen Fachkenntnisse, der Schüler für ein freies Thema nicht genug Erfahrung? Welcher Maßstab wird an die Schülerarbeiten gelegt? Unzählige Artikel erscheinen in der Tages-

¹⁾ Ich bemerke, dass mir bei meiner eingehenden Programmschau allerdings ab und zu Themen unterkamen, welche als recht bedenkliche Eingriffe des Sprachlehrers in das Gebiet anderer Fachlehrer erscheinen. So z. B. das Thema: „Addieren, Multiplicieren, Potenzieren.“ Es liegt dem Lehrer der Mathematik ob, die Schüler auf das genaueste mit diesen Begriffen vertraut zu machen; dem deutschen Aufsätze ist ein höheres Ziel gesteckt, denn als Probe dessen zu dienen, ob die Schüler den Vortrag des Lehrers der Mathematik verstanden haben. Ich erblicke in diesem Thema geradezu eine Entwürdigung des Aufsatzes.

²⁾ Laas sagt selbst S. 30: „Natürlich muss das Thema seinem ganzen Gehalte und Charakter nach im Gesichtskreise und Machtbereiche des Schülers liegen. Seine Behandlung muss ferner den allgemeinen Bildungs- und Unterrichtsaufgaben der Schüler und den besonderen der Stufe, auf welcher sich der Schüler befindet, für förderlich erachtet werden dürfen.“

³⁾ Es kommen von anderen Unterrichtszweigen für den Aufsatz hauptsächlich die Naturwissenschaften und die Geschichte in Betracht. Stellt der Sprachlehrer z. B. das Thema: „Über die fleischfressenden Pflanzen“ oder „Der Verlauf der Schlacht bei Leipzig“, so muss er sich natürlich Specialstudien unterziehen. Allein solche Themen gibt man nicht, sondern etwa diese: „Was nehmen wir aus dem Studium der Naturgeschichte mit ins Leben hinaus?“ oder „Welche Bedeutung hat die Schlacht bei Leipzig für Europa?“ Ich möchte den Sprachlehrer sehen, für solche Fragen die nöthigen Fachkenntnisse mangeln oder nur er erreichbar sind.

literatur, gute und mittelmäßige, vereinzelt die wahrhaft vortrefflichen. Da gibt es deren gar manche, von denen man nicht sagen darf, sie seien eine „ordentliche Leistung“. Und doch werden sie alle gelesen, man nimmt mit der guten Ware die schwächere in den Kauf, weil man sich daran gewöhnt hat, dass das wahrhaft Gute sich nicht allzu häufig findet. Nur die Schule darf nicht an ein Gebiet herantreten, auf welchem sie nicht das Höchste, das Beste zu erreichen vermag! Wie verträgt sich eine so hoch gespannte Forderung mit dem Wesen und Ziel des Mittelschulunterrichtes, der doch in keiner Disciplin den Abschluss anstrebt, sondern den Schülern nur die feste Grundlage und Anleitung zur Fortbildung an die Hand gibt? — Man stelle passende Themen, dann entfallen alle die sonderbaren Bedenken von selbst, dann braucht der Lehrer nicht zu fürchten, dass er des Gegenstandes nicht Herr sei, dann braucht er nicht im Lectüreaufsatz sein einziges Heil zu suchen.

Wie verhält es sich nun mit der vielgepriesenen Vertrautheit des Schülers mit dem deutschen Lectürestoffe? Beherrscht er die gelesenen Schriftwerke in höherem Grade als andere Unterrichtszweige? Es mag sein; jedenfalls hat die Schule die Pflicht, den Schülern ein tiefgehendes Verständnis der classischen Dichtungen zu eröffnen, ja die Schüler in den vollen geistigen Besitz derselben zu bringen. Aber, frage ich, erfüllt die classische Philologie diese Forderung nicht in demselben Umfange? Werden die Werke der lateinischen und griechischen Autoren den Schülern weniger gezeigt gemacht? Ebenderselbe Schüler, der eine Charakteristik Wallensteins zu entwerfen versteht, muss auf Grund der classischen Lectüre eine ebenso gute Charakteristik des Tiberius, des Sokrates u. a. liefern können. Ebenso wie er eine gute Inhaltsangabe des Dramas „Maria Stuart“ bietet, muss er auch den Inhalt des in der Schule gelesenen griechischen Dramas, z. B. des „König Ödipus“ wiedergeben können. Und wie er Lessings Laokoon genau disponieren lernt, ebenso muss er seine Fertigkeit im Disponieren auch an einer Rede des Demosthenes oder an einem Dialoge Platos bewähren. Wie nun der Lehrer den Deutschen nicht alle bei der Lectüre sich aufdrängenden Fragen der Erörterung unterzieht, ebensowenig geschieht dies bei der Lectüre eines lateinischen oder griechischen Schriftstellers; dessenungeachtet aber dringen hier wie dort die Schüler in gleichem Grade in das Verständnis des Literaturwerkes ein. Was folgt daraus? Dass hinsichtlich der Vertrautheit der Schüler mit dem Stoffe die altclassische Lectüre denselben Anspruch auf Verwertung für den deutschen Aufsatz erheben darf wie die deutsche Lectüre. Mit dieser Abwechslung in den Aufsatzstoffen gewinnt der Aufsatz schon bedeutend an Interesse.¹⁾

Nun zur Geschichte! Die Geschichtskennntnis erstreckt sich bei den meisten Schülern im wesentlichen freilich bloß auf die schulmäßige Begrenzung des Lehrbuches. Aber diese Beschränkung im Stoffe wird wettgemacht durch den ethischen Wert geschichtlicher Aufsätze. Die Geschichte bietet ebenso wie die Naturgeschichte viel des Erhebenden

¹⁾ Auch Laas empfiehlt das altclassische Thema.

und Belehrenden. Auch hier hängt viel von der glücklichen Wahl ab. Werden die geschichtlichen Aufsätze nicht zum Prüfstein der Geschichtskennntnisse der Schüler gemacht, sondern von einem höheren Gesichtspunkte aus gestellt, so dass der Schüler eine weite Perspective genießt, so arbeitet er mit Freude und trägt einen bedeutenden Gewinn davon, weil gerade die schriftlich aufgezeichneten Gedanken sein bleibendes Eigenthum werden. So fördert der geschichtliche Aufsatz neben der formalen Fertigkeit des Schülers auch seine moralische Bildung.

Empfiehl es sich nicht z. B. in VIII., statt 3 Themen aus »Hermann und Dorothea«, 3 aus »Laokoon«, andere 3 aus »Maria Stuart« und 3 oder 4 aus »Wallenstein« zu stellen, eine Abwechslung eintreten zu lassen, indem man den Schülern unter anderem die Aufgabe vorlegt: Österreichs Ruhmestage im 16., 17. und 18. Jahrhunderte? Der Wert des letzteren Themas scheint mir denn doch größer zu sein, als wenn der Schüler durch einen Aufsatz sich das Bild vom Garten des Apothekers in »Hermann und Dorothea« zu bleibendem Eigenthum macht. Oder bietet das Thema »Das Studium der Naturgeschichte ist eine reiche Quelle der Bildung wie des Vergnügens« dem Schüler nicht mehr Freude und Anregung, aber auch mehr Gewinn für seine formale wie praktische Bildung als das Thema »Charakteristik des Arkas«, über welches der Schüler nothdürftig 50 Zeilen zu schreiben weiß? Oder in V. das Thema »Wie hat die Dichtung die erhabene Gestalt Rudolfs von Habsburg verewigt?« (auf Grund gelesener Gedichte) steht doch in jeder Beziehung unendlich hoch über dem langweiligen Lectürethema »Lampe ein frommer Mann«. Und das allgemeine Thema? Wie groß, wie unendlich weit liegt das zu bearbeitende Ackerland vor dem Auge des Schülers ausgebreitet da, eine unabsehbare Fläche, überall kann er Hand anlegen, überall findet er fruchtbaren Boden, der seine Mühe hundertfach belohnt. Ist ihm der Boden fremd? Bietet ihm das Thema »Die Schule gibt uns Schätze mit ins Leben von höherem Wert als alles Gold und Silber-einen weniger bekannten Stoff als etwa das unpassende Thema »Mortimer in Rom« oder »Die Witwe Marloff«? Ich glaube kaum. Das Gebiet des allgemeinen Themas ist dem Schüler genugsam bekannt, wenn der Lehrer ihm nur den rechten Platz auf diesem unendlichen Gebiete anweist.

Doch, höre ich einen andern sagen, zugestanden auch, dass die Vertrautheit des Schülers mit dem Gegenstande nicht sosehr in Betracht kommt, weil das freie Thema bei glücklicher Wahl dem Schüler genug Stoff bietet, so gebürt doch dem Lectürethema der Vorzug, weil der Schüler dieses erschöpfen kann, das freie nicht oder nur selten. Dadurch unterscheidet sich das Lectürethema vortheilhaft vom freien.¹⁾

Fürwahr, ein unersetzlicher Verlust, wenn ein Thema nicht erschöpfend durchgeführt wird! Was nützt es dem Schüler, eine Reihe der schönsten Gedanken zu entwickeln, wenn der formalen Schulung nicht die vollste Pflege zutheil wird!

¹⁾ Wilhelm sagt: »Das Thema ist genau zu begrenzen, sodann aber vollständige Durchführung strenge zu verlangen.«

Es ist richtig, dass das freie Thema sich nicht leicht so erschöpfend behandeln lässt wie das Lectürethema. Wer also starr auf der Forderung der strengsten Durchführung der Themen besteht, damit der formale Erfolg gewahrt bleibe, der mag seine Schüler nur immerhin mit Lectürethemen quälen. Statt schöne Gedanken über die Natur in den Schülern weckzurufen, mag er auf eine erschöpfende Charakteristik des Arkas dringen. Er wird wunder was geleistet haben, wenn die Schüler im Laufe der Studien auf der Oberstufe 62 Aufsätze geschrieben haben, in welchen erschöpfend die Frage erörtert wurde, ob die Homerischen Helden zwei- oder dreimal täglich speisten,¹⁾ Aufsätze, in welchen die Charakterbilder des Paul Werner und Just, des Riccaut und Wallenstein, der Gudrun und Brünhilde, ja sogar des Lenthold und Frießhart²⁾ erschöpfend gezeichnet wurden, Aufsätze, welche eine erschöpfende Würdigung der Oberonstrophe³⁾ zum Gegenstand hatten und Inhaltsangaben bis zum Überdruß erschöpfend entwickelten.

Ich aber bin kein Verehrer dieser formalen Errungenschaft, ich gebe vielmehr mit der neuen Strömung und betrachte es als das erste Unterpfand eines gedeihlichen Aufsatzunterrichtes, die Lust und Arbeitsfreude der Schüler zu wecken und stets durch glückliche Wahl lebendig zu erhalten. Mit Freude tritt der Jüngling an eine Aufgabe von religiösem und patriotischem Gehalte, an Arbeiten über Natur- und Menschenleben, Wissenschaft und Kunst, Ideal und Wirklichkeit, Geschichte und Sage heran. Ich halte es für wertvoller, dass der Schüler über das Thema »Begeisterung für das Vaterland ist die Quelle großer Thaten. Nachzuweisen vornehmlich mit Rücksicht auf Österreich« eine Reihe gehaltvoller, von Begeisterung getragener Gedanken vorzutragen weiß, ohne alle Einzelheiten erschöpfend in Erwägung zu ziehen, als wenn er eine vollständige Durchführung der Frage »Welche Bedeutung hat die erste Scene in Wilhelm Tell?«³⁾ zu bieten weiß. Jene Arbeit setzt neben seinem Verstande auch seine Phantasie, sein Gemüth in Thätigkeit, hier arbeitet der kalte Verstand. Bei jenem Thema drängen Gedanken in Fülle heran, er braucht nur den Baum seines Wissens zu schütteln, so fallen reichliche Früchte herab. Ihm erwächst bloß die Aufgabe, dem Zuviel zu wehren, aus dem Guten das Beste auszulesen. Die Begeisterung weckt schöne Gedanken, leicht findet er eine passende Verbindung derselben, die Arbeitsfreude belebt seine Sprache, gibt ihr Schwung. Hier trägt er mühsam die einzelnen Steine für seinen Bau zusammen, ängstlich besorgt, ja nichts beiseite zu lassen, auf dass er mit Aufgebot aller Kräfte Stoff für drei Thekenseiten aufbringe und den Gegenstand sicher erschöpfe. Jenes Thema macht ihn zum Krösus, dieses zum Bettler, der sich mit armen Brosamen begnügt. Und was ist der Erfolg? Beim zweiten Thema sieht sich der Schüler gezwungen, das schwerfällige Rüstzeug der *inventio*, *distributio*, *contemplatio*, und wie alle die Termini bei Laas heißen mögen,

¹⁾ Laas S. 339.

²⁾ Diese Themen finden sich thatsächlich in Programmen.

³⁾ Kluge S. 153 und oft in Programmen.

in Bewegung zu setzen, auf dass er gleichsam mit einem Pumpwerk Gedanken herbeischaffe, wo nur wenige zu holen sind; beim ersten aber nur die Aufgabe, nach der Wahl des Besten eine schöne, wohlgegliederte Disposition herzustellen und die reichlich zuströmenden Gedanken in gefälliger, stilvoller Form zum Ausdruck zu bringen. Da herrscht Schaffensfreude und Arbeitslust. Und diese Arbeitslust schafft hinwiederum jene Freiheit in der Behandlung des Aufsatzes, für welche Krumbach in dem eingangs erwähnten Artikel in die Schranken tritt; durch sie fallen die Regeln einer alten Scholastik, sie bringt den Lehrer zur Überzeugung, dass er als erstes und oberstes Gesetz bei der Themenwahl stets den Satz beobachten muss: Lege dem Schüler nur solche Themen vor, welche in seinem Gesichtskreise liegen, aber unter diesen wieder nur solche, über welche sich viel schreiben lässt. Dabei steht durchaus nicht zu befürchten, dass die Reichhaltigkeit des Stoffes Vielschreiberei zur Folge habe. Diese vermag der Lehrer ohne Mühe hintanzuhalten. Hingegen führt die Reichhaltigkeit des Stoffes und die Freiheit der Behandlung den Vortheil mit sich, dass dem seichten Geschwätz gesteuert wird. Denn insolange dem Schüler brauchbare Gedanken zugebote stehen, schreibt er sachlich; fehlen ihm brauchbare Gedanken, dann versucht er diesen Mangel durch leere Phrasen zu verhüllen. So wird endlich nur durch glücklich gewählte und fruchtbare Themen dem bei den Schülern so beliebten »Phrasendreschen« Einhalt gethan.

Und der Stil? Erfährt derselbe einen höheren Aufschwung durch Arbeiten, welche dem Schüler eine Menge Stoffes an die Hand geben, oder durch solche, bei welchen stoffliche Armut die Arbeitsfreude untergräbt? Darüber kann wohl kein Zweifel bestehen. Und sicherlich eignet sich der Schüler eine größere stilistische Fertigkeit an, wenn er auf sechs Thekenseiten Gutes schreibt, als wenn er aus Stoffmangel seinen Aufsatz auf zwei Seiten beschränkt, Gilt ja doch vom Stil vor allem der Spruch »Übung macht den Meister«.

Solche Vorzüge sprechen laut genug zu Gunsten des freien Aufsatzes. Es liegt mir fern, den hohen Wert des Lectüreaufsatzes bestreiten zu wollen, nur mit der unumschränkten Herrschaft desselben kann ich mich nicht einverstanden erklären. Man gebe ihm, was ihm gebührt, lasse die Schüler Lectürethemen bearbeiten, aber nicht zu dem Behufe, dass der Aufsatz noch zur Vertiefung der Lectüre beitrage, sondern nur in der Absicht, dass der Schüler die verschiedenen Gattungen des Lectüreaufsatzes, wie z. B. die Charakteristik, Inhaltsangabe usw. kennen lernt. Auf mehr Pflege im Aufsätze darf die Lectüre nicht Anspruch erheben, ihr Gebiet ist der mündliche Unterricht und in diesem vor allem die Redeübung. Nicht 14 mal, auch nicht neun- oder zehnmal im Schuljahre möge man den Schülern Lectürethemen aufstischen, es genügen zwei oder drei. Die übrigen Arbeiten gehören dem freien Thema. Dieses hat die Sympathie aller Schüler, in ihm werden Kräfte geweckt, welche den Jüngling aus der Schule ins Leben hinaus begleiten. Man gebe auch dem freien Thema, was seines Rechtes ist, vor allem aber wiederhole es — dem schönen Thema. »Dann wird der Sprachunterricht was er sein soll, für Geist und Charakter belebend und festigend.«

Nur in einem Falle möchte ich Lectüre und Aufsatz in die engste Berührung bringen. Ich gab im Vorausgehenden der Ansicht Ausdruck, dass der Aufsatz ein höheres Ziel verfolge, als nur zur Vertiefung der Lectüre beizutragen. Wie aber, wenn wir den Spieß wenden? Soll schon der Aufsatz nicht in den Dienst der Lectüre treten, so doch die Lectüre in den Dienst des Aufsatzes. Ich habe während meiner Praxis im Lehramte oft den Versuch gemacht, einen freien Aufsatz auf der Grundlage eines Gedichtes von derselben Idee aufbauen zu lassen. Dieser Versuch erzielte stets die besten Erfolge. Durch die im Gedichte enthaltenen Anknüpfungspunkte an die eigenen Ideenkreise gewinnen die Schüler eine große Sicherheit in der Darstellung. So gab ich z. B. das Thema »Die Phantasie, die holdste Gabe, aber auch das furchtbarste Geschenk des Himmels« (Goethe, »Meine Göttin«), oder

»Gefühl hat der Mensch mit dem Thiere gemein;

Ihn adelt Bewusstsein und Wissen allein.

D'rum strebe nach Wissen in Leid und Lust,

Bleib stets dir der menschlichen Würde bewusst«

(mit Zugrundelegung von Goethes Gedicht »Das Göttliche«), oder »Die Kunst im Dienste der Religion« (im Anschluss an Herders Abhandlung »Künste der Griechen«).

Auf diese Weise erhält der Schüler einen festen Grund, auf welchem er leicht seine eigenen Gedanken aufbaut.

Ich schließe den ersten Theil meiner Auseinandersetzung über Themenwahl, indem ich zu Krumbach zurückkehre, von dem ich ausgieng. Seine Losung lautet: Freiheit in der Wahl der Themen, völlige Ungebundenheit bei der Ausführung, mein Grundsatz aber heißt: Strenge, sorgfältige und zielbewusste Wahl, vor allem aber fruchtbare und die Arbeitslust der Schüler weckende Themen; nicht Lectürethemen einzig und allein, sondern in erster Linie das freie und das aus den anderen Disciplinen geschöpfte Thema! Ist das Thema gut gewählt, dann kann dem Schüler bei der Behandlung die vollste Freiheit gelassen werden.

Wie schwer und wichtig die Wahl der Themen ist und welche Sorgfalt sie erheischt, das darzulegen auf Grund eines aus den Programmen geschöpften Materials wird die Aufgabe des zweiten Theiles des vorliegenden Artikels sein.

Noch ein Wort über Redeübungen, um zu erklären warum ich im Vorausgehenden das Lectürethema wiederholt für die Redeübung in Anspruch nahm, während es mir für den Aufsatz wenig geeignet schien. Die Redeübungen wurden von jeher mehr oder weniger als Nebensache behandelt. Und so sehr ein junger Lehrer gerade in diesem wichtigen und schwierigen Theile des Deutschunterrichtes in Bezug auf Ziel und Methode ganz bestimmte Weisungen wünschen möchte, damit er nicht erst auf dem Wege allzuhäufiger Irrthümer einen festen Boden gewinne, so sieht er sich hier großen Widersprüchen gegenübergestellt und auf seine eigenen Beobachtungen angewiesen. Auch die »Instructionen« fertigen die Redeübungen mit kaum 40 Zeilen ab. Was nützt es mir, wenn die »Instructionen« einen relativ freien Vortrag über einen

vom Schüler selbständig durchgearbeiteten Stoff verlangen, da ich doch in Aufsatzbüchern und Abhandlungen, welche ich zurathe ziehe, finde, dass das Auswendiglernen des Vortrages nicht nur empfohlen, sondern von manchen sogar als selbstverständlich erachtet wird? Ja noch mehr. Auch in Programmen österreichischer Gymnasien aus den letzten Jahren lese ich — trotz der Instructionen — die Bemerkung: „Memorierte Vorträge“. Ich glaube diese Thatsache als einen Beweis dafür ansehen zu dürfen, dass andere Lehrer hinsichtlich des sogenannten „freien Vortrages“ die gleiche Erfahrung machten wie ich, nämlich, dass es ungemein schwer ist zu controlieren, ob ein Vortrag vom Schüler wirklich „frei“ gehalten wird oder wieweit das Auswendiglernen sich erstreckt, andererseits dass jeder freie Vortrag mit wenigen Ausnahmen, selbst von den besten Schülern geboten, in der Form immer ein Stümperwerk bleibt.

Auf noch größere Schwierigkeiten stößt ein junger Lehrer bei der Frage über den Stoff zu Redeübungen. Da findet er alle erdenkliche Auswahl. Die „Instructionen“ sagen, es eignen sich am besten die Stoffe der Privatlectüre zu Redeübungen. Doch dieser Rath wird wenig befolgt. Neben dem LectüretHEMA blüht das geschichtliche sowie das freie Thema; auch andere Unterrichtszeige werden herangezogen. Es wäre zu wünschen, dass der Rath der „Instructionen“ allseits Anklang fände. Denn sosehr sich das freie Thema für den Aufsatz eignet, so wenig Eignung besitzt es zu Redeübungen. „Der Stoff der Redeübungen muss allen Schülern gleichmäßig bekannt sein.“ Erfüllt das freie Thema diese nothwendige Bedingung? Ich bin überzeugt, dass nur die wenigsten Schüler sich der Mühe unterziehen, ein angekündigtes Vortragsthema, z. B. „Rauch ist alles irdische Wesen“, vor dem Vortrage wohl zu überlegen oder gar auszuarbeiten. Die meisten lassen ganz unvorbereitet und daher theilnahmslos den Vortrag über sich ergehen. Nur der Vortragende und jene Schüler, welche zur Besprechung des Vortrages herangezogen werden, haben von demselben vielleicht einen Nutzen.

Anders bei Redeübungen aus der Privatlectüre. Da jeder Schüler den Gegenstand der Erörterung genau kennt, so findet jeder, selbst der lässigste, Anknüpfungspunkte an seine Gedankenreihen, ein lebhaftes Interesse begleitet den Vortrag, und die Schüler nehmen regen Antheil an der Kritik.

Mit diesem Hauptzweck der Redeübungen, nämlich der Heranziehung der Schüler zum Austausch der Meinungen in „correcter und fließender Form“ verbindet sich ein zweiter nicht minder wichtiger. Die Gedanken, welche durch den Vortrag eines Schülers angeregt und unter der Leitung des Lehrers von den übrigen Schülern besprochen wurden, sind als selbstgewonnenes Eigenthum der Schüler zu betrachten und müssen dem geistigen Schatze derselben einverleibt werden. Nach ihrer Aufnahme in die Sammelhefte in knapper, zusammenhängender Form dienen sie als Gegenstand des Examens. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass die Schüler bei der mündlichen Maturitätsprüfung gerade solche aus gemeinsamer Arbeit hervorgegangene Fragen sehr gut lösten-

Das steht fest, die Privatlectüre eignet sich vortrefflich zu Redeübungen. Aber ich frage: warum nicht auch die Schulletüre? Diejenigen Vorzüge, welche den »Instructionen« zufolge die Privatlectüre für Redeübungen besonders geeignet machen, ebendieselben Vorzüge besitzt in gleichem, wenn nicht höherem Grade die Schulletüre. Es hat mich immer befremdet, dass die »Instructionen« von einer Verwertung der Schulletüre zu Redeübungen ganz absehen. Sollten denn die Instructoren der Ansicht sein, dass bei der Lectüre eines Werkes in der Schule ohnehin alle sich aufdrängenden Fragen ihre Erledigung finden? Unmöglich! Es ist ja doch im Wesen der Schulletüre begründet, dass auch bei der gewissenhaftesten Arbeit die Zeit es nicht gestattet, alle die großen und kleinen Fragen zu beantworten. In erster Linie wird hier die stilistische Seite ins Auge gefasst; einzelne Charaktere, Inhaltsangaben und manche andere Fragen liefern einen vortrefflichen Stoff zu Redeübungen.

Und warum gehen die »Instructionen« dem geschichtlichen Thema aus dem Wege? Das geschichtliche Thema erfüllt doch auch die an Redeübungen geknüpfte Bedingung der allseitigen Bekanntschaft. Sollten die Schüler, welche z. B. die Partie über die französische Revolution bereits kennen gelernt haben, nicht einer eingehenderen Darstellung derselben großes Interesse und Verständnis entgegenbringen? Ich traf in den Programmen sehr schöne geschichtliche Themen für Redeübungen, Themen, welche in einem freien Vortrage behandelt, ohne Zweifel von dem größten Nutzen für die Schüler sind. Und wo ist leichter der »freie« Vortrag zu erreichen als im historischen Thema, während das Lectürethema und das allgemeine Thema beim freien Vortrage dem Schüler große Schwierigkeiten verursacht?

Ich wollte in diesen kurzen Bemerkungen nur darauf hinweisen, dass man den »Instructionen« beipflichten muss, wenn sie das freie Thema aus den Redeübungen ausscheiden und die Privatlectüre als Stoff für dieselben empfehlen; ich wollte aber auch zeigen, dass bei dem ganz einseitigen Standpunkte der »Instructionen« es niemand wundernehmen darf, wenn die Lehrer ihren Rath nicht befolgen, vielmehr neben der Privatlectüre noch andere Stoffe heranziehen. Es wäre zu wünschen, dass, wie allen anderen Disciplinen, so auch den Redeübungen Ziel und Methode durch neue Weisungen sicherer und klarer vorgezeichnet würde.

Kremsier.

Johann Koranda.

(Schluss folgt.)

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Anlässlich des Geburtstages Seiner k. u. k. Apostolischen Majestät im verflossenen Jahre wurde ein Lied „Österreichs Huldigung“ im Volkston mit Text in allen Landessprachen herausgegeben, das von Konrad Bayer verfasst und componiert und dem Rothen Kreuze gewidmet ist. Das Lied ist hübsch ausgestattet und auf dem Titelblatte mit dem Bildnis Seiner Majestät geziert. Der Preis 20 kr. ist sehr billig; der Ertrag fließt dem Rothen Kreuze zu. Wir bemerken noch, dass das Lied durch die Musikalienhandlung von Franz Rörich, Wien, I., Kohlmarkt 11 zu beziehen ist.

Eos, philologische Zeitschrift, herausgegeben von der philologischen Gesellschaft unter der Redaction von L. Ćwikliński (polnisch). 1. Band, 1. Heft 1894. Lemberg, Gubrynowicz u. Schmidt.

Wir geben hier kurze Nachricht über ein Unternehmen, das für die Entwicklung der philologischen Studien in Galizien von großer Bedeutung ist, nämlich die Begründung einer eigenen philologischen Zeitschrift, die unter dem vielversprechenden Namen Eos vor kurzem ins Leben getreten ist. Nach dem ersten Hefte, das uns hier vorliegt, und mit Rücksicht darauf, dass Herr Prof. Ćwikliński die Redaction übernommen hat, können wir der jungen Schöpfung ein günstiges Prognostikon stellen. Das Heft enthält Petroniana von C. Morawski, De Cn. Naevii patria atque iuris condicione von B. Kruczkiewicz, Lectionum Aesopiarum fasciculus von L. Sternbach, Quaestiones Lucretianae von M. Jezienicki, Aristoteles über Drakon von St. Schneider (polnisch), die Ode des Simon Szymowicz an Georg Zamosk, Bischof von Chelm, von V. Hahn (polnisch), Mommsen über Horazens Carmen saeculare von L. Ćwikliński (polnisch), Bericht über griechische Alterthümer von P. Bienkowski (polnisch), Neue Publicationen des deutschen archäologischen Institutes (athenische und römische Mittheilungen) von P. Bienkowski (polnisch), Leben und Schriften Sigmund Welewskis nebst einer ungedruckten polnischen Übersetzung von Tibulls Eleg. I 5, die sich in seinem Nachlasse vorfand. Man sieht, dass die lateinische geschriebenen Aufsätze so ziemlich die Hälfte des Heftes (S. 1—58) einnehmen, was gewiss für die Verbreitung der Zeitschrift förderlich ist. Wir wünschen der neuen Zeitschrift, die in zwei Jahreshften zum Preise von 3 fl. erscheinen wird, fröhliches Gedeihen und rufen ihr ein herzlich gemeintes Ἀγαθῆ τύχη zu.

Monumenta Germaniae Selecta ab anno 768 usque ad annum 1250. Edidit M. Doeberl. 5. Bändchen: Zeit Heinrichs VI., Philipps von Schwaben, Ottos IV. und Friedrichs II. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping) 1894. 160 SS.

Über das vorliegende 5. (nun ein wirkliches) Bändchen dieser Monumenta können wir dasselbe günstige Urtheil fällen, wie über die vorhergehenden. Es umfasst die Jahre 1192 - 1244 und bringt aus der Geschichte der genannten Kaiser die bedeutsamsten Actenstücke in guten Abdrücken, mit orientierenden Einleitungen und einem vollkommen ausreichenden sachlichen Commentar. Man erhält auf diese Weise eine vortreffliche Übersicht über die einzelnen Phasen der staufischen Politik: In den Actenstücken zur Geschichte Heinrichs VI. werden die Investiturfrage, die sicilische Politik, die Beziehungen zu England, die Gravamina der römischen Curie und das Testament Heinrichs VI. vorgeführt; in ähnlicher Weise finden wir die wichtigsten Actenstücke, die den Thronstreit zwischen Philipp und Otto IV. betreffen, dann die aus der Zeit Friedrichs II., z. B. seine Concessionen an die Curie, die Stücke zur sicilischen Frage, die Kreuzzugsfrage u. a. Wer nicht in der Lage ist, sich die große Ausgabe der Monumenta Germaniae und die immer umfangreicher werdenden Regestenwerke anzuschaffen, dem möge die vorliegende Sammlung, die von sachkundiger Hand in geschickter Weise angelegt ist, empfohlen werden.

H. R. von Jireček, Unser Reich vor zweitausend Jahren. Eine Studie zum historischen Atlas der österreichisch-ungarischen Monarchie. Mit einer Karte. Wien, E. Hölzel 1893. 67 SS.

Der Verf. verfolgt den löblichen Zweck, „die Schaffung eines historischen Atlas der österreichisch-ungarischen Monarchie für die Schulen anzuregen, zugleich aber einige Winke zu geben, welche Form einem solchen Kartenwerke zu geben wäre“. Als „leitenden Gedanken“ empfiehlt der Verf., „jene im Laufe der Zeiten vorgekommenen Veränderungen zur Darstellung zu bringen, welche das Territorium des heutigen Reiches durchgemacht hat“. Daraus ergebe sich „als das zweckmäßigste Mittel die Wahl einer Grundkarte, welche das Flussnetz und Terrain des Reichs-territoriums nebst einem Außengürtel vor die Augen führt, breit genug, um die historischen Bewegungen veranschaulichen zu können“. Zu dem Zwecke hat der Verf. eine Grundkarte, gleichsam als Probe, mit Farbensatzdruck des heutigen Territoriums, vorgelegt. „Die Grenzen der jeweiligen staatlichen Gebilde sollen durch Aufdruck farbiger Linien vorgeführt werden.“ „Für die erste Periode bis zum Schluss des 10. Jahrhunderts sollen folgende Karten in Aussicht genommen werden: 1. Die älteste bekannte Zeit (Herodoteisches Zeitalter). 2. Das Augusteische Zeitalter (Zeit der Geburt Christi). 3. Zweites Jahrhundert nach Christo. 4. Die Zeit der größten Ausdehnung des römischen Reiches (Nebenkarte Vindobona). 5. Zeitalter der Völkerbewegungen. 6. Das 7. und 8. Jahrhundert. 7. Das Zeitalter Karls des Großen (Nebenkarte der Orient). 8. Zehntes Jahrhundert (Nebenkarte: die Ostmark). 9. Kirchlicher Zustand am Abschluss der Christianisierung und Vertheilung der Völker am Schluss des 10. Jahrhunderts.“

Schon der erste Blick auf die beigegebene Karte lehrt, dass sie das Resultat ausgedehnter Studien ist. Zu ihrer Erklärung sind die 67 Textseiten bestimmt. Zunächst untersucht der Verf., was sich für das 'Herodoteische Zeitalter' aus den Sagen der hellenischen Vorzeit gewinnen lässt. Er behandelt demgemäß die Kadmos-, Herakles-, Hyllos-, Argonauten-, Antenor-, Diomedes- und Tyrrhenos-Sage, schildert dann den Pontos und Adrias nach den Ansichten der ältesten Schriftsteller, in gleicher Weise den Ister und im Anhang dazu die übrigen bei Herodot

angeführten, hieher gehörigen Flüsse, dann die Gebirgszüge, hierauf die Völkerschaften und die Verkehrswege. Die gefundenen Daten sind in der Karte verzeichnet. Mit der Idee erkläre ich mich im ganzen und in den einzelnen Theilen einverstanden; denn gerade auf diesem Gebiete des Unterrichtes ist noch viel zu thun. Wenn man hier auf S. 2 die Karte der Ostmark verzeichnet findet, so erinnert man sich daran, dass bislang eine vollkommen entsprechende Karte der Ostmark in den am meisten gebrauchten Atlanten nicht existiert. Fraglich ist allerdings, ob man mit der hier vorliegenden Grundkarte, die ja allerdings noch ein großes Stück der Balkanhalbinsel, Rumänien, einen Theil von Russland, dem Deutschen Reich, der Schweiz und Italien umfasst, sein Auslangen finden kann. Es ist hier nämlich nicht bloß die Reichs- und Ländergeschichte, sondern auch die der Dynastien in Rechnung zu ziehen: demnach Spanien, Amerika, die Niederlande usw. unterzubringen. Auch wird man sich vielleicht nicht immer mit Nebenkarten behelfen können, wie z. B. für die Zeit von 1519—1526. Eine zweite Frage ist, ob nicht für den genannten Cyclus bis zum Schluss des 10. Jahrhunderts zu viel Karten gewählt sind. Die Nummer 3 könnte mit 4 vereint, 6 zum Theil nach 5, zum Theil nach 7 gewiesen werden. Doch diese Sache ist von keinem Belang; die Hauptsache bleibt immer die Heraushebung scharfer historischer Einschnittpunkte. Die Karte ist mit größter Sorgfalt angeführt. S. 64 wird es wohl Logograph lauten müssen.

Th. Schaufler, Quellenbüchlein zur Culturgeschichte des deutschen Mittelalters aus mhd. Dichtern mit Ausschluss des Nibelungen- und Gudrunliedes und Walthers von der Vogelweide zusammengestellt und mit einem Wörterverzeichnis versehen. Leipzig, Teubner 1892. 119 SS.

— — Erläuterungen zum Quellenbüchlein zur Culturgeschichte des deutschen Mittelalters. Ebenda 1894. S. 120—170.

Aus Gottfried, Wolfram, Hartmann, Ottokar, Reinmar von Zweter u. a. stellt der Autor den Stoff nach den Titeln: 1. Fürst und Volk. 2. Die Kirche, 3. Leben und Sitte, 4. Deutsche Art, 5. Aus der Welt der Dichtung und des Glaubens, 6. Recht und Gericht, 7. Sprichwörtliche Redensarten übersichtlich zusammen. Auch in den Unterabtheilungen bemerken wir dieselbe gute Zusammenstellung; so finden wir in dem vierten Abschnitte: 1. Die deutsche Sprache (Pilatuslegende, Anfang), 2. Die Deutschen (Konrad von Würzburg, St. Nicolaus 543 und Troj. Krieg 23998 ff.), 3. Der Vorstreit der Schwaben (Lohengrin 413), 4. Die Schwaben (Bruder Wernher, Hagen MS. 2, 230), 5. Rheinischer Brauch (Märner, Hagen, MS. 2, 241), 6. Die Franken (Renper 22664), 7. Die Bayern (Biterolf 6624, 3143 und Parziv. 121), 8. Die Oesterreicher (Seyfr. Helbling 14) und 9. Die Steiermark. In gleicher Weise sind in dem Büchlein aus deutschen Dichtern ausführliche Schilderungen und Betrachtungen über das Reichswappen, die Kaiserkrönung, die Kaiserkrone, Kurfürsten und Erzämter, das Fürstenideal, die Stände der Gesellschaft, das Ritterthum usw. enthalten. Im Anhang ist ein Verzeichnis der seltenen Wörter und ein vollkommen ausreichender Commentar, in welchem auch die Nibelunge, Gudrun und Walther berücksichtigt werden, beigegeben. Wir glauben, dass das Buch dem beabsichtigten Zweck vollkommen entspricht.

A. Nicoladoni, Johannes Bänderlin von Linz und die oberösterreichischen Täufergemeinden in den Jahren 1525 bis 1531. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung 1893. 8°, VIII u. 314 SS.

Schon vor fünf Jahren ließ der Verf. der vorliegenden Schrift in Jahresberichte des Francisco-Carolinums eine Studie über die in Ober-

österreich nur noch von J. Jäckel in Freistadt behandelte Geschichte des Anabaptismus unter dem Titel „Johannes Bänderlin von Linz und seine Stellung zu den Wiedertäufern“ erscheinen. Angeregt durch Hagens „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformations-Zeitalter“ und auf Grund von zwei in der Straßburger Universitätsbibliothek liegenden Werken Bänderlins machte er auf die Bedeutung dieses Mannes aufmerksam und suchte die Berührungs- und Unterscheidungs-punkte mit und zu anderen verwandten Geistern der Reformationszeit klarzulegen. Dabei war er genöthigt, die Bewegung der Wiedertäufer, mit denen Bänderlin viele Ansichten gemein hat, wenn er auch nicht ihrer Secte angehörte, wenigstens in allgemeinen Zügen hereinzuziehen. Jetzt liegt diese Studie in vielfach erweiterter Gestalt, mit urkundlichem und sonstigem Quellenmaterial reich — fast zu reich — ausgestattet vor uns. Dieses stammt aus dem Archiv des Unterrichtsministeriums in Wien, dem Haus-, Hof- und Staatsarchiv, den Passauer Acten des Münchener Reichsarchivs, den Ansbacher Religionsacten des Nürnberger Stadtarchivs, den Stadtarchiven von Freistadt und Steyer, dem Archive des Linzer Museums und dem Innsbrucker Statthaltereiarhiv. Einzelne Acten aus den genannten Archiven sind dem Verf. aus dem Nachlasse des um die Geschichte der Wiedertäufer in Österreich hochverdienten Hofrathes J. R. von Beck durch meine Vermittlung zugekommen.

Auf Grundlage dieses reichhaltigen Materials — auf dessen Mittheilung nicht am wenigsten das Verdienst des vorliegenden Buches beruht — schildert der Verf. zunächst Bänderlins Herkunft, Erziehung in Wien und die Zustände an der dortigen Universität, dann Bänderlins Wanderungen, seinen Anschluss an die Lehre Luthers und sein Wirken als Praedicant. Dann behandelt er das Aufkommen und die Ausbreitung der Wiedertäufer in Oberösterreich, die Täufergemeinden in Freistadt, Wels, Enns, Gallneukirchen, Gmunden, Grein, Perg und Lembach, die Verbreitung des Täuferthums unter den Handwerkern und die Stellung des oberösterreichischen Adels zu den Wiedertäufern. In dem was über die Wirksamkeit Hubmaiers S. 26 gesagt wird, finden sich manche Irrthümer, deren Grund in dem Anschlusse des Verf.s an die Ausführungen A. Sterns gelegen ist, welch letzterer in Hubmaier auch einen socialpolitischen Reformator gesehen hat, was er nicht war. Meine Studie über die Stadt Waldshut und ihre Beziehungen zu Österreich in den Jahren 1523—1525 hat das Irrige dieser Ansichten bis in die Einzelheiten erwiesen. Auch kann man nicht sagen, dass Hubmaier in Steier Schutz vor den Verfolgungen Ferdinands I. suchte; denn dort konnte er diesen Schutz nicht finden, wohl aber in Mähren, das in der ersten Hälfte 1526 Ferdinand I. noch nicht gehörte. Das war der Grund, weshalb Hubmaier nach Nikolsburg gieng. Im vierten Abschnitte spricht der Verf. über die Entstehung der Wiedertäufer im allgemeinen und die Lehren der oberösterreichischen Wiedertäufer. Weder in dem, was über die Entstehung der oberösterreichischen Wiedertäufer gesagt wird, noch in anderen Einzelheiten kann ich den Ergebnissen vollkommen beipflichten. Die Entstehung aus der Züricher Täuferbewegung erscheint mir sicher, unsicher dagegen, was über die alten Brüdergemeinden in Oberösterreich während des Mittelalters zu Ende des 15. und 16. Jahrhunderts und über den Einfluss der husitischen Bewegung gesagt wird. Sehr gut ist der fünfte Abschnitt, der von den Processen gegen die Wiedertäufer handelt und wo der Verf. festen Boden unter den Füßen hat. Einzelheiten wird man da immer noch anzufügen imstande sein, sie werden aber das Bild, das man von der Sache gewinnt, nicht zu ändern vermögen. Im nächsten Abschnitt schildert der Verf. den Aufenthalt Bänderlins in Augsburg, Nikolsburg, Straßburg und Constanz, seine Kämpfe und Schicksale und seinen Ausgang. Die weiteren Ausführungen sind den Schriften Bänderlins gewidmet. Die erste „Eine gemayne Berechnung über der hl. Schrift Inhalt“ tritt ganz im Sinne Johann Denks für Toleranz in Glaubenssachen ein; die

zweite „Aus was Ursach sich Gott in die nyder gelassen“ behandelt in mystischem Geiste die Bedeutung des Erlösungswerkes; die dritte, „die reinste, klarste und selbständigste unter den Schriften Bündlerins“ — sie führt den Titel „Erklärung etc. . .“, dass der Wassertauf . . . ohne Befehl der Geschrift etc. . .“ — behauptet, dass der innerliche aus dem Herzen kommende Gottesdienst keines äußerlichen Zeichens, keiner Ceremonien, keines Sakramentes usw. bedürfe. Dieselbe Auffassung findet sich noch in einer vierten Schrift Bündlerins, die den Titel führt: „Eine gemaine einlaytung in den aygentlichen Verstand Mosi und der Propheten, wie man sie lesen soll.“ Dem Buche ist ein Verzeichnis der gedruckten Quellen und ein alphabetisches Orts- und Personennamenverzeichnis beigegeben.

Man muss es dem Verf. danken, einen Gegenstand in Behandlung genommen zu haben, über den noch viele Irrthümer im Umlaufe sind; denn wenn man heute von Wiedertäufern spricht, denkt man trotz der Schriften Kellers, Becks u. a., welche von der Bedeutung dieser großen Reformpartei des 16. Jahrhunderts handeln, fast allgemein noch an die Schwärmer von Münster, mit denen jene nichts zu thun haben und deren Gemeinschaft sie beharrlich abgelehnt haben.

Graz.

J. Loserth.

Akademischer Kalender für die deutschen Hochschulen Österreichs. Jahrgang 1894/5, herausgegeben von Dr. Walter Brix. 16. Jahrgang (N. F. 6. Jahrgang). Wien, M. Perles.

Der akademische Kalender erscheint diesmal zum zweitenmale in der neuen Bearbeitung von Brix. Die neue Ausgabe hat besonders, was die Studienpraxis der juridischen Facultät, dann die neue Studienordnung für die evangelischen Theologen und die Bestimmungen für die Erlangung des katholisch-theologischen Doctorates betrifft, eine sorgfältige Umarbeitung erfahren. Sonst ist Inhalt und Ausstattung im ganzen unverändert. Ein Blatt mit den Photographien der Rectoren der deutschen Universitäten Österreichs zielt den Eingang.

Kalender für Lehrer an höheren Schulen. Jahrgang 1895 herausgegeben von Dr. Johann Heinemann. Hamburg, C. Adler. Preis in Leinwand geb. 1 Mk.

Neben dem Kalendarium und Tabellen verschiedener Art enthält das hübsch ausgestattete und billige Büchlein drei pädagogische Aufsätze des Herausgebers, eine Übersicht der wichtigsten pädagogischen Zeitschriften, Erlässe, Verordnungen und einen Kalender der historischen Gedenktage.

Mittheilungen aus der Firma Dr. Houdek & Hervert, Fabrik physikalischer Apparate und geometrischer Modelle. Prag.

Es ist Pflicht der Publicistik, der vorliegenden Mittheilungen zu gedenken, welche die Firma Houdek und Hervert in Prag, die sich seit dem Jahre 1870 mit der Herstellung physikalischer Apparate und geometrischer Modelle befasst, seit längerer Zeit als periodische Schrift veröffentlicht. In diesen Mittheilungen, die unentgeltlich den Lehrern der Physik an unseren Mittelschulen übermittelt werden, sind die von der genannten Firma ausgeführten Apparate, vorzugsweise die dem Unterrichte dienenden, beschrieben und durch entsprechende Abbildungen deren Con-

uction dargestellt. Man würde fehlgehen, dieses Unternehmen der stgekannten Firma, die heute schon über einen großen Wirkungskreis rfügt, als Reclame zu bezeichnen. Dem Lehrer der Physik kann es r erwünscht sein, von den Ausführungen einer bedeutenden Firma in nentnis gesetzt zu werden und Einrichtung und Gebrauch der von ihr igestellten Apparate, sowie deren Preis kennen zu lernen. Bemerk ei noch, dass die Beschreibungen, welche in diesen Mittheilungen ent- ahlen sind, von genauer Kenntniss der Wirkungsweise der einzelnen Apparate zeugen und dass dieselben geeignet sind, dem Lehrer unter- stützend zur Seite zu stehen. Aus diesem Grunde begrüßen wir das Unternehmen auf das freudigste, da wir der Überzeugung sind, dass dasselbe dem experimentellen Theile des Physikunterrichtes an unseren Mittelschulen Vorschub zu leisten geeignet ist.

Algebraische Gleichungen nebst den Resultaten und den Methoden zu ihrer Auflösung. Von Dr. Ernst Bardey. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893.

In der neuen Auflage des vorliegenden Buches wurden nur einige Druckfehler verbessert und die Erweiterung einiger Lösungen vorgenommen. Diese Verallgemeinerungen werden von den Fachgenossen dankbar aufgenommen werden. Die Eintheilung in Gleichungen mit einer Unbekannten, mit zwei, drei und vier ist dieselbe geblieben, ebenso wurden in den Anwendungen der Theorie der quadratischen Gleichungen auf kubische Gleichungen, in denen eine Wurzel ausgezeichnet oder leicht erkennbar ist, auf complicirtere quadratische Gleichungen und auf Gleichungen 4. Grades von einer gewissen Configuration keine wesentlichen Veränderungen vorgenommen. Ref. kann das in früheren Besprechungen dieses Buches Gesagte nur wiederholen und dasselbe neuerdings als einen trefflichen Behelf für Lehrer und Schüler empfehlen.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Program m e n s c h a u.

22. Dorsch, Dr. Josef, Ein Beitrag zur Kenntnis der griechischen Sepulcralalterthümer. Progr. des Gymn. in Kaaden 1893, 8°, 28 SS.

Der Verf. stellt in der genannten Schrift zusammen, was sich aus den griechischen Grabepigrammen, den inschriftlich erhaltenen sowohl, als denen des VII. Buches der Anthologia Palatina, für die Kenntnis der griechischen Sepulcralalterthümer ergibt. Die einzelnen Thatsachen werden nicht selten durch Hinweise auf erhaltene Bildwerke illustriert.

In einer Art Einleitung (S. 1—4) berührt der Verf. den Unterschied zwischen epideiktischen und inschriftlichen Epigrammen und zählt die Gedichte auf, die von Konstantinos Kephala irrtümlich in das VII. Buch der Anthologie aufgenommen sind. Es sind dies nach ihm die Epigramme VII 49, 76, 247, 175 (so statt 178?), 382, 398; 53, 119 (als anathematisch gefasst), 195, 196, 375, 379 (nicht 279), 626, 641, 668, 703, 742. Ep. VII 217 wird mit Recht sepulcral erklärt, indem Ep. V. 1 vom Grabe verstanden und ἔζερ' V. 2 = ἔζερο gesetzt wird.

S. 4—7 wird kurz von Waschung und Salbung der Leiche und vom Obolos gesprochen (dabei ist S. 4 A. P. VII 67, 68 für 68, 69 einzusetzen), hernach an zahlreichen Beispielen die Trauer der Hinterbliebenen gezeigt, wie sie den Todten von der Prothesis bis zur Bestattung und über diese hinaus begleitet. A. P. VII 730 wird hierbei im An-

schlusse an Benndorf auf eine Prothesisdarstellung, VII 667 durch ein Versehen (richtig auf S. 18) auf ein Grab des »Vaters und Gatten« statt auf eines der Gattin bezogen.

S. 7—11 handeln über das Begräbnis, über Recht und Pflicht der Bestattung, Art, Zeit und Ort derselben. Kenotaphien, Familien- und Thiergräber werden mit Beispielen belegt. — S. 11—23 bespricht der Verf. die verschiedenen Arten von Grabmälern, welche sich aus den Epigrammen erschließen lassen; ferner den Zweck der Grabmäler, dem Todten ein dauerndes Andenken zu sichern, die Ehrung des Todten *στέφανος χοαίς δακρύοις τε καὶ ὕδαϊς* (Kaibel 279 a) und deren Gegenteil, die Grabesschändung. Nicht selten ergibt sich auch hierbei Gelegenheit, das archäologische Gebiet zu streifen. So wird im Anschlusse an A. P. VII 491 und 710 der Sirenen gedacht, welche dem Verf. nicht nur bittende Dämonen sind, deren Bilder prophylaktische Kraft besitzen, sondern auch »Sinnbilder der süßen Wehmuth und Sehnsucht, welche die geliebten Abgeschiedenen hinterlassen« (S. 11 f.). Als Grabdarstellung wird auch ein Stackelberg'sches Lekythenbild gefasst, auf welchem sich neben den auf konischen Erhöhungen sitzenden Sirenen ein paar Ephenranken emporwinden. (Stackelbergs »Gräber der Hellenen« sind mir nicht zur Hand.) Das Midasepigramm A. P. VII 153 wird wegen des *zeitna* auf eine Sphinx gedeutet, die Bilder Stackelberg a. a. O. Taf. XVI 2 und LVI werden sepulcral erklärt. S. 13 wird A. P. 344, auf Leon, unrichtig auf Leonidas, und das *χωματόν* A. P. IX 272, sowie die *χοματός* A. P. VII 710 irthümlich auf eine Hydrophore bezogen. S. 17 erklärt der Verf. Benndorf Vasenbilder Taf. 18, 2 »der heimkehrende Sohn am Grabe des Vaters« trotz Kaibel 313 a richtig als allgemeine Begegnungsscene. S. 19 wird der Lyraspieler (Benndorf a. a. O., Taf. 34) noch als Überlebender genommen.

S. 23—28 endlich entwickelt der Verf. die Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, wie sie in den Epigrammen ersichtlich sind. Die Bewohner des Hades befinden sich im Gegensatze zu Homers Schattenreligion im Vollbesitze ihrer geistigen Kraft; sie empfinden und denken. Dem guten Leben folgt die Belohnung, sei es im Hades selber, sei es, den Lehren der Philosophen entsprechend, in der Unsterblichkeit des Himmels. In den *εἶδωλα* der weißgrundigen Lekythen scheinen dem Verf. (S. 24) »nicht die Schatten selbst nach der allgemein verbreiteten Vorstellung der Griechen dargestellt zu sein, sondern nur Symbole, dass die dargestellte Handlung sich mit Todten beschäftigt, dass der Todte mit seinen Gefühlen an den Vorgängen der Oberwelt Antheil nimmt, dass dargestellte Körper Leichname oder Schatten seien«. Setzen wir für Symbol anachronistische Nachahmung älterer Vorbilder ein, so wird das Richtige getroffen sein. Übrigens ist dieselbe Ansicht, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, schon von Furtwängler in der Einleitung zur Sammlung Sabourff ausgesprochen worden.

Die vorstehende, absichtlich ausführlich gehaltene Inhaltsangabe zeigt von der Reichhaltigkeit des Aufsatzes, der, wenn er auch nichts wesentlich Neues bringt, doch bei dem Fleiße, mit dem er gearbeitet ist, seinen Zweck, künftigen Bearbeitern der griechischen Sepulcralalterthümer einschlägige Stellen der Grabepigramme an die Hand zu geben, nicht verfehlen wird. Es wäre nur zu wünschen gewesen, dass dem Verf. mehr Literatur zugebote gestanden wäre; sie schließt mit den Epigrammausgaben von Kaibel und Dübner einerseits, mit den Benndorf'schen Vasenbildern andererseits. Einzelne Partien der Arbeit wären dann wohl wesentlich gekürzt, in mehreren Fällen auch veraltete Anschauungen durch die neuen ersetzt worden. Doch, es mögen mit dem Verf. darüber solche rechten, die mit den Schwierigkeiten nicht vertraut sind, welche sich an weltabgelegenen Orten jeder wissenschaftlichen Arbeit entgegenstellen.

23. Polaschek, Dr. Anton, Cäsars Bürgerkrieg, das bellum Alexandrinum und bellum Africum und der codex Vindobonensis. 95. Progr. des k. k. Obergymn. in Czernowitz 1893, 8°, 20 SS.

In der Einleitung ist gesagt, dass durch Meusels und R. Schneiders Arbeiten unser Cäsartext einen so bedenklichen Stoß erlitt, dass sich seiner fast alle Herausgeber genöthigt sahen, sich von Nipperdeys Musterausgabe loszusagen und die interpolierten codices auf Kosten der lacunosus zu berücksichtigen. Für Herausgeber und Kritiker ist natürlich die Sicherheit des kritischen Zubehörs von größter Wichtigkeit. Polaschek schöpfte nun Verdacht, dass die Angaben Duebners über den cod. Vindobonensis 95 ebenso ungenau wären wie über den Leidensis, bezüglich dessen Wölfflin den betreffenden Nachweis geführt hat, und fand diesen Verdacht durch die vorgenommene Collation vollauf bestätigt. So wird denn eine genaue Nachprüfung des kritischen Apparates von Duebner zu einer unabweislichen Pflicht, und P. sieht schon im Geiste eine Neuausgabe der kleineren Schriften des großen Römers erstehen, die das bisher Geleistete ziemlich weit hinter sich lassen dürfte. Darauf führt er einiges über das Außere des V an und zählt wichtigere orthographische Eigenthümlichkeiten desselben auf sowie seine Auslassungen und Umstellungen. S. 7 f. werden wichtigere Lesarten zusammengestellt, die bei Duebner nicht verzeichnet sind. Von S. 10—20 gibt P. eine Richtigstellung, beziehungsweise Erweiterung des Duebnerschen Apparates bezüglich des bellum civile auf sechs enggedruckten Seiten, des bellum Alexandrinum auf anderthalb und des bellum Africum auf drei Seiten in kleiner Schrift, die für sterbliche Augen recht anstrengend ist. Es ist dies leider so Sitte. P. hätte jedoch davon abstrahieren können.

Die sorgfältige Arbeit ist eine ebenso mühevoll als verdienstliche und wird von Herausgebern und Kritikern sicherlich gebührend gewürdigt werden. Der Druck ist correct.

24. Daumann Adolf, C. Julii Caesaris commentariorum supplementa quomodo inter se cohaereant. Pars prior. Progr. des öffentl. Stifts Obergymn. der Benedictiner zu Braunau (in Böhmen) 1893, 8°, 35 SS.

Der Verf. hat sich seit dem Erscheinen von Landgrafs Untersuchungen zu Cäsar und seinen Fortsetzern (1888) mit dieser ebenso schwierigen als unerquicklichen Frage beschäftigt, die später auch von anderen Gelehrten behandelt wurde. Der Aufsatz zerfällt in drei Theile. Der erste Theil, der viel leidige Polemik gegen Nipperdey, Petersdorff und Weissenborn enthält, handelt vom 8. Buche des bellum Gallicum und vom bellum Alexandrinum, der zweite vom bellum Africum und Hispaniense, der dritte erörtert die Frage, ob Asinius Pollio Theile des bell. Alexandrinum verfasst habe und welche. Im letzten Abschnitte polemisiert D. mehrfach gegen Landgraf, Wölfflin und Miodonski. Doch stimmt er in den Resultaten größtentheils mit Landgraf überein. Denn auch nach ihm schrieb Hirtius das 8. Buch de bello Gallico und Theile des bellum Alexandrinum. Dass aber Asinius Pollio das bellum Africum verfasst habe, wie Landgraf behauptet, lässt sich nicht sicher erweisen. Nun, der deposierte Autor kann sich leicht über dieses Missgeschick, wenn es überhaupt eines ist, trösten. Wer jedoch das noch elendere Machwerk über den spanischen Krieg auf dem Gewissen hat, bleibt nach wie vor ein Räthsel.

Der gewählte Titel passt eigentlich nicht zu dem Inhalte der fleißigen Abhandlung. Dieselbe enthält einige Druck- und Abtheilungsfehler, so S. 21 *princibusque* und S. 24, Z. 8 v. u. *de* statt *ad*. S. 26 wird die alliterierende Verbindung *longe lateque* als eine »Eigenthüm-

lichkeit« des bellum Hispaniense bezeichnet. Dies ist falsch. Bei Anstellung der »Eigenthümlichkeiten« eines Autors oder einer Schrift soll man überhaupt vorsichtiger sein und so auch nicht das häufige *eruptionem facere* statt *erumpere* anführen, wie D. dies S. 27 thut. Es kommen sonst gar zu viele »Eigenthümlichkeiten« heraus.

25. Holub Johann, Unter den erhaltenen Handschriften der Germania des Tacitus ist die Stuttgarter Handschrift die beste. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Weidenau 1893, 8^o, 3088

Der Verf. bespricht zunächst zwei Stellen aus Sophokles' Elektra und eine aus dem Aias. Ref. kann die Resultate der Besprechung bei allen drei Stellen leider nicht gutheißen. Bezüglich des Wertes der Stuttgarter Handschrift geht H. auf Holtzmann zurück, der zuerst auf sie aufmerksam machte, während Bährens sie für ganz wertlos hält. Holder schwärmt bekanntlich für den cod. Hummelianus und weist der Stuttgarter Handschrift den zweiten Platz an. H. hat diese selbst verglichen, da ihm die k. Bibliothek in Stuttgart bereitwilligst das Exemplar zur Benutzung einsandte. Er führt bei der Erörterung der einzelnen Stellen zunächst den Text nach der 5. Auflage von Schweizer-Sidler an, gibt dann den überlieferten Wortlaut der Stuttgarter Handschrift und schlägt dort, wo er es für nöthig hält (und dies ist recht häufig der Fall!) Änderungen vor. Ref. gesteht offen, dass er die aufgestellten Conjecturen öfters gar nicht zu übersetzen vermag. Sein Latein reicht dazu bei weitem nicht aus. Manche Vorschläge sind wiederum ganz dazu geeignet, die Heiterkeit der Leser zu erregen, und insoferne gewiss verdienstlich. Zu diesen rechnet Ref. cap. 19 fin. *ne tamquam maritum, sed tamquam matrimonium ament* die Änderung von *maritum* in *mariturum*, ferner cap. 41 init. *verbo rerum* statt der Vulgata *Sueborum*. Da sicherlich niemand *verbo rerum* zu übersetzen vermag, führe ich die Version Holubs an: Und dieser Theil — mit einem Worte — der Welt erstreckt sich! Besser ist cap. 16 fin. *loricis* statt *locis* (*mollinunt*), da *locis* oder *loci* an der Stelle wirklich nicht passt.

Der zweite Theil der Abhandlung erörtert den Zweck der Antithesen in der Germania. Auch hier werden zahlreiche Änderungen der Vulgata vorgenommen, die ihrer Vorgängerinnen durchaus würdig sind. Recht sonderbar nimmt sich cap. 6 fin. die Verdoppelung von *sculum* nach dem Stuttgarter codex aus. Vergleiche außerdem cap. 16 init. wo die ganz glatte Vulgata *ne pati quidem inter se iunctas sedes in nempe arti, quibus inter semitas sedes* geändert wird. Ich muss abermals die Übersetzung Holubs ausschreiben: Es sind nämlich eingeeengt diejenigen, die ihre Wohnsitze zwischen Straßen haben (deren Häuser regelrechte Gassen bilden)! Es kann überhaupt die kluge Vorsicht des Verf.s nicht genug gerühmt werden, die ihn veranlasst hat, die geänderten Stellen auch alle vollständig zu übersetzen. Das weitaus heiterste Stück ist jedoch der drollige Dialog, der sich S. 30 f. über den Inhalt der capp. 7–9 zwischen Tacitus und seinem anonymen Gegner entspinnt. Den Verf. scheinen die Dramatisierungsversuche Pützners an einzelnen Stellen der Annalen zur Nachahmung angeregt zu haben, vielleicht sogar unbewusst. Am Ende erleben wir es noch, dass eines schönen Tages der trockene Germaniastext zu einem saftigen Lustspiele verarbeitet oder gar zu einer completeichen Posse verballhornt wird.

Auf der letzten Seite droht der Verf. mit einer Fortsetzung der vorliegenden Abhandlung. Möge er sich doch beizeiten eines Besseren besinnen!

26. Zöchbauer Franz, Studien zu den Annalen des Tacitus. Progr. des Gymn. der k. k. Theresian. Akademie in Wien 1893, gr. 8°, 122 SS.

Im Vorworte wird der Verf. vor allem anderen der Pflicht der Dankbarkeit gerecht, indem er offen anerkennt, was er in Bezug auf Kritik und Erklärung des Tacitus seinen zahlreichen Vorgängern verdankt. Es werden nur Stellen aus der ersten Hälfte der Annalen behandelt, darunter manche recht ausführlich. Z. ist einerseits von dem gewiss lobenswerten Bestreben geleitet, an bestrittenen Stellen die ausgefahrenen Geleise möglichst zu meiden und eine selbständige Ansicht aufzustellen. Bei dieser Suche nach neuen Erklärungen geräth er öfter auf Abwege, wie dies leider nur selbstverständlich ist. Andererseits geht er wieder auf die handschriftliche Überlieferung zurück, wenn sie auch längst aufgegeben ist, und erweckt so die Todten auch gegen ihren Willen wieder zum Leben. Er kennt jedoch die Literatur über den gewählten Gegenstand gründlich und lässt es nirgends an Sorgfalt fehlen. Umso lebhafter muss es Ref. bedauern, dass das Ergebnis der überlangen Abhandlung mit der jedenfalls aufgewendeten Mühe und Zeit in einem Missverhältnisse steht, denn man kann dem Verf. nur in wenigen untergeordneten Dingen beistimmen; manches ist allerdings zweifelhaft. Es werden auch mehrere Conjecturen aufgestellt, so II, 17 *ruina* statt des überlieferten *nuina*, das man in *numina* verwandelt hat. Der Vorschlag wird ebenso wenig Beifall finden wie IV, 33 *conscita* statt der Vulgata *consociata* und ibid. cap. 57 *intratque* statt des überlieferten *inter quae*. Besser ist IV, 69 *retinentur* für *reticentur*, aber keineswegs nothwendig. Von S. 85—98 findet sich eine eingehende Erörterung über *simul* mit dem Dativ, wo andere mit mehr Recht den Ablativ annehmen. Das S. 123 gegebene Verzeichnis „Druckfehler und Berichtigungen“ ist nicht vollständig. Am schlimmsten ist wohl S. 117 der Satz *cuius fama praeceps datus erat*.

Ref. benutzt die Gelegenheit, um auch seinerseits einzelne Stellen kurz zu besprechen. I, 23 fin. merke die Neuerung *ferrum* (statt *vim*) *parabant*; ebenso erscheint II, 8 fin. *igne et caedibus* als unnütze Neuerung statt der starren Formel *ferro ignique*. ibid. cap. 43 fin. *contra Druso* usw. Statt des höchst wunderlichen Dativs ist entweder der Genetiv einzusetzen oder *in Druso* zu schreiben, wie cap. 41 fin. wirklich steht. Vgl. außerdem Suet. Tib. 50 *odium adversus necessitudines in Druso primum fratre detexit*. Übersetze „bei Drusus“. — ibid. 51 init. erinnert *quem mors abstulerat* an das Horazische *abstulit clarum cita mors Achillem*; ibid. cap. 88 ist *regnum adfectans* nach Ovids Met. I, 152 gesagt. Übrigens kommt die Phrase auch öfter bei Livius vor. — III, 21 fin. lockt bei *velocissimos legionum* die leichte Änderung *legionariorum*; ibid. cap. 53 fin. *aeris tabularumque miracula*. *aeris* steht hier wohl für *signorum* und bezeichnet Bildsäulen von Erz, nicht korinthische Vasen. Man denke an die stehende Verbindung *signa (et) tabulae*. — ibid. cap. 65 init. empfiehlt es sich, *infecta adulatione sordida* mit Streichung von *et* zu schreiben; ibid. 73 init. *Tacfarinas huc arrogantiae venerat*, *ut legatos ad Tiberium mitteret sedemque ultro sibi atque exercitui suo postularet*. Hier ist *ultro* nach *huc arrogantiae venerat* sehr überflüssig und daher zu streichen. — IV, 74 ist *in propatulo* aus Sall. Cat. 13, 3 *mulieres pudicitiam in propatulo habere* entlehnt. — VI, 4 init. ist wohl *praebebant* statt *praebebantur* zu schreiben und cap. 31 fin. *ut genus Arsacis sponte Caesaris . . . cerneretur* mit Streichung des zweiten *ut* vor *sponte*. Alle diese Bemerkungen beziehen sich auf die neue Ausgabe von Andresen, die Ref. ergänzen und verbessern will.

27. Jüthner K., Zur Weltchronik Rudolfs von Ems. Progr. des Staats-Obergymn. in Arnau 1893, 8°, 23 SS.

In dieser Abhandlung, welche sich ziemlich eingehend mit den bisherigen Untersuchungen über die Verwandtschaftsverhältnisse der Handschriften der Rudolfischen Weltchronik befasst, veröffentlicht der Verf. bisher unbekannte Bruchstücke dieses Gedichtes aus dem Buche der Richter, denen er die Lesarten der Wiener Hss. A bis F beigibt. Seine Arbeit ist sehr dankenswert und kommt zu dem wohl nicht zu bezweifelnden Ergebnisse, dass alle Fragen, die sich an die sehr verwickelte Überlieferungsgeschichte der Weltchronik knüpfen, ihrer Lösung annoch harren und endgiltig noch keine gelöst ist.

Graz.

Dr. Ferdinand Khull.

28. Stefan Alois, Laut- und Formenbestand in Guillaumes li clers' Roman „Fergus“. Progr. der Staats Oberrealschule in Klagenfurt 1893, 8°, 49 SS.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher sich eine Charakteristik des Dichters und seines Werkes findet, behandelt der Verf. in drei Abschnitten die Laut- und Formenlehre und die Metrik des Gedichtes. Zuletzt spricht er über die Autorschaft des Werkes. Er zieht aus der Sprache den Schluss, dass die Heimat des Dichters die Pikardie ist und zwar jener Theil derselben, der einerseits dem centralfranzösischen Gebiete, andererseits der Champagne sich näherte. Als Entstehungszeit nimmt der Verf. das erste Viertel des XIII. Jahrhunderts an.

Diese Abhandlung, welche uns eine tüchtige Leistung zu sein scheint, enthält viele selbständige Beobachtungen und bietet einen schätzenswerten Beitrag zur Kenntnis der älteren französischen Mundarten.

29. Kreutzinger Karl, Racines Athalie in sprachlicher Beziehung. Progr. der Staats-Realschule in Jägerndorf 1893, 8°, 39 SS.

Die Einleitung klingt stellenweise etwas naiv, so z. B. wenn der Verf. sagt: „Wer also einen Schriftsteller in Hinsicht auf die Sprache richtig beurtheilen will, darf vor allem nicht von der Anschauung ausgehen, dass alles das, was sich in seinen Werken von dem heutigen Sprachgebrauche entfernt, ihm als eigen zuzuschreiben sei“. Das ist doch selbstverständlich. Dass Archaismen bei Racine selten sind und meist nur in seiner Correspondenz und in „Les Plaideurs“ in scherzhafter Weise gebraucht werden, lesen wir zweimal und beinahe mit denselben Worten. Die Eintheilung könnte übersichtlicher sein. Der Verf. behandelt das rein Stilistische zuerst und dann nach Redetheilen geordnet die Erscheinungen der Formenlehre und besonders der Syntax zusammen. Die Abhandlung, welche ganz den Eindruck einer nach langer Zeit wieder aufgewärmten Seminar- oder Prüfungsarbeit macht, gründet sich auf das bekannte „Lexique de la langue de Racine“ von Marty-Laveaux, ohne im wesentlichen Neues zu bringen. Über die Sprache Racines, wie überhaupt der Classiker des 17. Jahrhunderts, ist seit mehr als 20 Jahren genug geschrieben worden. Es wäre an der Zeit, auch der Sprache der modernen Schriftsteller mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden.

30. Duschinsky Wilhelm, Sur le Misantropie de Molière. Progr. der Staatsrealschule im VII. Bezirke in Wien 1893, 8°, 21 SS.

In Hinblick auf die reiche Literatur über dieses unsterbliche Werk Molières beschränkt der Verf. seine Aufgabe darauf, das Wesentliche und

hre in den verschiedenen Urtheilen herauszusuchen und vom Standpunkte des modernen Menschen und unserer heutigen Kunstanschauung resumieren. Dieser Aufgabe entsprechend führt er zunächst die wichtigsten Urtheile über den Charakter des Alceste an. Die Forderung Rousseaus, dass Alceste ein Muster der Tugend sein soll, wird zurückgewiesen, wie andererseits auch die Meinung, dass die Tugend in Alceste verspottet sein soll. Beiläufig findet auch die Ansicht, dass Molière den Lärm von Montausier oder sich selbst und seinen ehelichen Zwist epirt haben soll, ihre Berichtigung. Die Situation und die Einzelheiten sind dem »Don Garcie de Navarre«, einem Stücke, das vor die Verheiratung Molières fällt, entnommen. Es liegt hier also kein biographisches Moment, sondern lediglich eine literarische Erfindung vor. Im Menschenfeinde führt uns der Dichter den Widerstreit zwischen der Größe der Gefühle und der Kleinheit der Objecte vor Augen. Er ist also ein Typus des Komischen im höchsten Sinne, ähnlich wie Don Quichotte. »Ce n'est pas l'homme qui est petit, mais bien le temps qui abaisse le héros au rang d'un courtisan ou d'un original, qui pousse la singularité jusqu'à faire rire.«

Die Lectüre dieser geistvollen und in fließendem Französisch geschriebenen Studie können wir aufs wärmste empfehlen.

31. Tauber Josef, Ziele und Wege des französischen Unterrichtes auf der Unter- und Mittelstufe der österreichischen Realschulen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Krems 1893, 8^o, 22 SS.

Der Verf. sucht in dieser Abhandlung zwei Fragen zu beantworten: erstens, welche Wege sind einzuschlagen, um eine gute Aussprache zu vermitteln, und zweitens, welches ist das Lehrziel des französischen Unterrichtes auf der Unter- und Mittelstufe? In der Erörterung des ersten Punktes spricht er sich gegen die Verwertung der Phonetik und die Verwendung der Transcription aus. Häufiges Vorsprechen durch den Lehrer und ebensolches Hören seitens des Schülers genügt ihm. Für wichtig hält er auch das mündliche Lautieren vor Fixierung des Schriftbildes. Was die Verwendung der Lautschrift betrifft, so scheint der Verf. darin keine eigene Erfahrung zu besitzen, sonst hätte er die Phrase von den »Geheimnissen dieser Runen«, die man so oft bei den Gegnern der Lautschrift gelesen hat, nicht ohneweiters wiederholt. Wer immer die phonetische Transcription im Unterrichte gebraucht hat, wird mindestens die Beobachtung gemacht haben, dass dieselbe auch von den schwächeren Schülern leicht gelernt wird. Wie übrigens Lautphysiologie und Transcription auf der Unterstufe des französischen Unterrichtes zur Geltung kommen können, hat neuerdings Weitzenböck in seinem »Tagebuche des französischen Unterrichtes in der ersten Classe« (Progr. der Landes-Oberrealschule in Graz 1894) in — wie mich dünkt — sehr bemerkenswerter Weise gezeigt.

Daraus folgt indes noch nicht, dass die »Lautphysiologie in den sprachlichen Unterricht der Schule eingeführt« werden soll, und Sievers, Vietor und Sweet haben dies auch gar nicht »verlangt«, wie der Verf. meint. Beiläufig bemerkt, verstehe ich nicht, warum der letztere die genannten Phonetiker »junge Gelehrte« heißt, da sie doch alle drei älter sind als er.

Was die Beantwortung der zweiten Frage anlangt, so können wir hier den Ausführungen des Verf.s über die Aufgabe der Lectüre, die Stellung der Grammatik, den Wert des Übersetzens aus der fremden Sprache, Zulassung der Übersetzung aus der Muttersprache als freie Retroversion u. a. nur beipflichten. Als Lehrziel für die Mittelstufe des französischen Unterrichtes stellt der Verf. die Beherrschung der Formen-

lehre auf und die Fähigkeit, einen leichten Schriftsteller zu verstehen. Er meint, dass mit der neuen Methode dieses Lehrziel erreicht werden kann. Wenn die vorliegende Abhandlung auch im wesentlichen nicht Neues enthält, so ist sie als Stimme für die gemäßigte Reform nicht ohne Wert.

32. Doleschal Anton, Das „participe passé“ in activer Verbalconstruction von den ältesten Zeiten der Sprache bis auf die Gegenwart. Progr. der Staats-Oberrealschule in Steyer 1893, 8°, 32 SS.

Wie widersprechend, inconsequent und willkürlich mitunter die Regeln der modernen französischen Syntax sind, mit denen unsere Schüler, mehr als nothwendig ist, geplagt werden, davon liefert die vorliegende Abhandlung ein treffendes Beispiel. Dasselbe betrifft die Übereinstimmung zwischen Object und Particip. Der Verf. bringt zahlreiche Beispiele aller sechs möglichen Combinationen der drei Elemente, Hilfszeitwort, Particip und Object, von der altfranzösischen bis zur modernen Zeit, nach dem von Mussafia in der Gröber'schen Zeitschrift aufgestellten Schema, und constatirt zum Schlusse, was von der Mannigfaltigkeit der altfranzösischen Fügungen im Neufranzösischen verblieben ist. Diese Arbeit ist ein hübscher Beitrag zur historischen Syntax des Französischen.

33. Hendrych, J., Stellung des französischen Adjectivs. Progr. der Staats-Oberrealschule in Görz 1893, 8°, 60 SS.

Die vorliegende Arbeit ist die Fortsetzung einer im vorhergehenden Jahresberichte begonnenen Abhandlung. Sie handelt in einem vierten und letzten Abschnitte von jenen Adjectiven, die vorherrschend oder in fixen Verbindungen vor dem Substantiv stehen, und von solchen, die mit der Stellung ihre Bedeutung ändern. Die Arbeit ist recht ausführlich und das Materiale mit großem Fleiße zusammengetragen.

Wien.

Dr. Alois Würzner.

34. Babuder Giacomo Cav., Considerazioni sulla Poesia popolare in generale con ispeciale riguardo a quella della Graecia moderna. II. Theil. Progr. des k. k. Obergymn. in Capodistria 1893, 8°, 57 SS.

Dieser zweite Theil beschäftigt sich mit der Poesia popolare patriottica militare und stellt die Lebensgewohnheiten, Sitten, den Heldenthum der Klephten nach den verschiedenen Volksliedern dar; andererseits wird der Nachweis geliefert, dass die Unkenntnis mit den Verhältnissen, Bedürfnissen und Sitten des Landes, welche unter den meisten türkischen Beamten herrschte, sowie Bestechlichkeit und Härte der leitenden Personen der Misstimmung gegen die neue Regierung unter der Bevölkerung immer mehr Nahrung gab. Der Verf. schildert die Begeisterung, mit welcher die philhellenische Bewegung die meisten Großmächte Europas erfüllte, so dass viele tüchtige Männer, unter diesen Lord Byron und Besenghi degli Ughi, sich nach Griechenland zu ziehen bewegten, um dort, ein jeder nach seiner Weise, an dem Kriege gegen die Pforte theilzunehmen. Die Landung einer kleinen russischen Flottenabtheilung in der Maina im Jahre 1770, das Vorrücken der Mainoten gegen Tripolitza, ihre Vernichtung und das furchtbare Strafgericht in den griechischen Städten und Dörfern, wobei Tausende von

sinoten ein Opfer des Schwertes oder des Hungertodes wurden, die erglose Empörung der Inselgriechen unter Lambros Katzonis im Jahre 32 werden in lebendiger und anziehender Weise an der Hand der Volkslieder dargestellt. In verdienter Weise wird die Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit des Ali Pascha von Janina, der den härtesten Kampf gegen die Sulioten, die sich im 17. Jahrhundert in die Kassiopeischen Berge zurückzogen und mit den Türken fortwährend den Guerrillakrieg unterhielten, zu bestehen hat, gezeichnet. Gegen die Behauptung mancher Geschichtschreiber, dass Ali Pascha von keinem Hass gegen die Christen beseelt war und dass er dieselben sogar für Staatsämter mit Vorliebe verwandte, sagt der Verf. mit Recht: „Ali cui talvolta venne in acconcio il valore dei clefti e se ne valse pe' suoi fini, riservandosi, come era suo costume, di disfarsene dopo averli adoperati“. In klarer und gewissenhafter Weise erwähnt der Verf. weiter die numerische und moralische Stärkung und Zunahme der Klephten, so das neben einem ruhigen, friedliebenden Griechenland „sorgeva una Graecia militare pronta ad ogni cimento, gagliarda, agguerrita, piena di fiducia“. Die Ereignisse vom Jahre 1821, in dem die Aufständischen überall große Fortschritte machten, finden überall ihren Ausdruck in begeisterten Volksliedern, die der Verf. theils bloß erwähnt, theils näher erörtert. (Hier folgt S. 20 eine kurze Abschweifung zur Darstellung der serbischen und rumänischen Volks poesie.) Von da an beginnt eine in meisterhafter Weise durchgeführte Charakterisierung der vorzüglichsten Klephtenhelden, wobei die Tapferkeit, der Muth, die Freundesliebe, die Liebe zu den Bergen, die Verehrung des Alters, die Heiligkeit der Gastfreundschaft, die Ritterlichkeit gegen das schwache Geschlecht, der religiöse Sinn und der Patriotismus — letztere zwei Eigenschaften sind als die eigentlichen Triebfedern der ganzen Thätigkeit der Klephten anzusehen — der einzelnen Helden und Heldinnen gepriesen werden; treffend sind hierbei die Vergleiche mit den Charakteren der homerischen Helden. Gleichsam als Anhang hierzu werden auch die sonstigen Kriegsgebräuche, die den Håupftingen der griechischen Volkslieder und denen der Ilias und Odyssee gemeinsam sind, in sachlicher und übersichtlicher Weise nebeneinander gestellt, so die Verachtung des Todes, der Aufputz vor dem Kampfe, die Liebe zu Festlichkeiten, Spiel und Tanz nach hartem Ringen, die Wichtigkeit der Vogeldeutung und die Todtenklage. Mit der Erwåhnung des Falles Missolonghis am 27. April 1825, der die bekannten Thatsachen zur Folge hatte, schließt die schöne, interessante und gelehrte Abhandlung. Die nicht besonders zahlreichen Druckfehler sind nicht auf Rechnung des gelehrten Verf.s zu setzen.

35. Laharner A., La Fonetica trattata come scienza ausiliaria nell' insegnamento della lingua tedesca col metodo analitico. Progr. der k. k. Oberrealschule Elisabettina in Rovereto. 1893, 8°, 25 SS.

In dieser Abhandlung setzt der Verf. seinen im 33. Programme begonnenen Aufsatz fort, betont die Vortheile der analytischen Unterrichtsmethode in der französischen und englischen Sprache und versucht, dieselbe auch auf den Unterricht der deutschen Sprache an italienischen Mittelschulen zu übertragen. Die Ansichten, denen der Verf. hierbei huldigt, sind im allgemeinen gesunder Natur und zeigen von Verständnis. Die ertheilten Winke, welche auf die Vocale und Consonanten Bezug nehmen, verdienen Anerkennung. Die Ausstattung ist correct.

Berichtigung.

Praktische Grammatik der mittel(hoch)deutschen Sprache von C. Kainz. Unter Hinweis auf §. 19 des Gesetzes vom 17. December 1862 ersuche ich um gütige Aufnahme nachstehender Berichtigung:

1. Der Plural wiber (auch wip) von wip Weib existiert im Mittelhochdeutschen (s. Lexer, *Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch*, Leipzig 1891, S. 388); 2. existieren die part. praes. tribent, regent und brennent außer in Hahns Grammatik noch laut Thurwald, *Lehrbuch der mittelhochdeutschen Sprache*, Prag 1864, S. 34; 3. existieren die nom. sing. des pron. poss. in der Form miner, miniu, minez lt. Neumann, *Mittelhochdeutsches Lesebuch*, Wien 1870, S. 9, IV, 4, und laut Hahns Grammatik; 4. unterscheidet das Oberdeutsche sehr wenig zwischen g und k, d und t, b und p. selbst so, dass diese Laute untereinander wechseln, s. Hahns Grammatik und Repetitorium über die mittelhochdeutsche Grammatik, Leipzig 1891, S. 4, 2 a; 5. bedeutet ir laut Hahns Grammatik und Lexers Taschenwörterbuch, S. 114, als pron. poss. »ihr, ihrig« und ist laut Martin, *Mittelhochdeutsche Grammatik*, Berlin 1889, S. 16, für das pron. poss. der III. sg. f. und plur. der Genitiv ir im Gebrauche; 6. heißt bachen laut Lexers Taschenwörterbuch S. 10 backen und Bacht im Niederösterreichischen Gebäck, wofür in Wien wohl kein Beleg nöthig ist; 7. es ist sonach unwahr, dass die von mir verfasste Grammatik der mittelhochdeutschen Sprache eine Schleuderarbeit ist, und erkläre ich hiermit, dass ich mir im übrigen die strafrechtliche Verfolgung des Dr. M. H. Jellinek im Sinne der §§. 488 und 490 St. G. vorbehalte.

Wien, am 20. Februar 1895.

C. Kainz.

Erwiderung.

Vorstehende 'Berichtigung' ist in Inhalt und Form ein so glänzendes Plaidoyer zu Gunsten meiner Recension, dass mir jede Antwort überflüssig erscheint.

Wien, am 23. Februar 1895.

Dr. M. H. Jellinek.

Bitte.

Herr Dr. Otto Schulthess in Frauenfeld (Schweiz), welcher mit der Ausarbeitung des Berichtes über die in den Jahren 1878—1893 erschienene Literatur zu den griechischen Staats- und Rechtsalterthümern für die »Jahresberichte über die Fortschritte der classischen Alterthumswissenschaft« beschäftigt ist, richtet an alle Mitforscher auf diesem Gebiete die Bitte, ihn durch directe Zusendung ihrer einschlägigen Arbeiten, insbesondere von Dissertationen, Programmen, Gelegenheitschriften und Zeitungsartikeln in der Erfüllung seiner Aufgabe freundlichst unterstützen zu wollen. Diese Bitte wird im allgemeinen Interesse der freundlichen Beachtung der Leser dieser Zeitschrift bestens empfohlen.

(Ein K

λυταιμνήστρα orientierender Überbli

Im 1893/94

Königsberger Vorlesung nimmt Arthur Lu

gen noch N

amensform Κλυταιμ

sehen aus

keinen Augenblick be

gung, al

gab an drei Stellen

er

ten Fehler "Κλυταιμ

Position

n hätten ihn hierzu

Grammatik

unmittelbar hinter μ

Literatur

vielfach nur schwach

ab, für

die Lautverbindung μ

Orth

länge zu bewirken, w

z. B.

er bemerkten und

beka

ewiesen.¹⁾ 2. In eini

liefer

scheine in Präse

dass

me (ἐκαυον). 3. I

man

der verschieden

man

die Grammatiker

itisc

Homerhandschriften

Laut

Aus einer reichen I

idem

der Aussprache und

bloß

echte und ursprünglic

unechte und parasitisch

habe sich auch sonst

Griechischen so häufig

man 5. so in einer Anz

μ gesprochen und ges

Vgl. auch meine Ausfüh
rassigter Position) in den
-hist. Cl. Bd. CXXIX, III
Schrift f. d. österr. Gymn. 1895.

entstanden, die bei streng geregelter Aussprache verschiedenen metrischen Wert besaßen (z. B. *νόνημ(ν)ος*).

Ob diese Argumente — jedes für sich gewiss richtig — für unsere Frage ins Gewicht fallen, möchte ich bezweifeln und nur bemerken, dass das unter 4. angeführte sich ohneweiters gegen Ludwig kehrt: denn wenn sogar der berühmte Venetus A (Marc. 454 s. XI) Ξ 110 *μαντεύσομεν* fehlerhaft statt *ματεύσομεν* und Ξ 235 *ἤμαντα* für *ἤματα* bietet, also beidemal der Parasit ν sinnlos sich eingedrängt hat, so dürften schon diese Thatsachen bezüglich des in A von erster Hand überlieferten *Κλυταιμνήστρας* (A 113) zur Vorsicht mahnen und lehren, dass die homerische Überlieferung allein zur Entscheidung der Frage nicht ausreicht, zumal wenn sie anderen mindestens ebenso beweiskräftigen Belegen in Hand- und Inschriften, sowie den indirecten Zeugnissen, wie sie Grammatiker und die Etymologie liefern, widerspricht. Diese alle, und nicht einzig und allein die Homerhandschriften, sind mitentscheidend für die Schreibung des Namens auch bei Homer, da wir aus unseren Homerhandschriften doch wohl nur die Lesungen der Abschreiber, nicht unbedingt die echte homerische Orthographie kennen zu lernen erwarten dürfen. Wenn daher andere gewichtige Zeugen die Glaubwürdigkeit der Form *Κλυταιμνήστρα* erschüttern, so werden wir weder mit Ludwig zu der verzweifelten Anknüpfung greifen, dass die Griechen selber in dieser Namensform wie in anderen Fällen unter Umständen die Verwendung des Parasiten ν als eine berechnete Eigenthümlichkeit ihrer Sprache betrachteten, noch dem Homer eine Besonderheit aufnutzen, die übrigens sofort in anderem Lichte erscheint, wenn man weiß, dass auch in den Homerhandschriften die Überlieferung des Namens schwankt, dass an der einen der oben genannten Stellen λ 439 die älteste Odysseehandschrift, der Laur. 32, 24 s. XI (G bei Ludwig), *κλυταιμνήστρη* schreibt (wogegen λ 422 *κλυταιμνήστρα* sic! und γ 266 *κλυταιμνήστρη*), wie dies Vitelli dankenswert mittheilt (Studi italiani di filologia classica, Vol. I. Firenze 1893. S. 239 f.), und dass nach demselben an der einzigen Iliasstelle A 113, an welcher der Name begegnet, der Venetus A *Κλυταιμνήστρας* mit einem von zweiter Hand expungierten ν bietet, während im Scholion A *Κλυταιμνήστρας*] *ἢ Κλυταιμνήστρα* steht, wie überhaupt die Scholion nach Ludwigs Zugeständnis etwas häufigeren, wenn auch nicht regelmäßigen Schwund des ν zeigen. Möchte nun auch auf Grund dieser wenigen Belege bei Homer kein Einsichtiger die Form *Κλυταιμνήστρα* ohneweiters empfehlen, so gewinnt die Frage ein anderes Aussehen, sobald man auch anderwärts Umschau hält. Die Neuverglei- chung der Mediceerhandschrift des Aeschylus und Sophokles durch Vitelli¹⁾ und Petros N. Papageorgios hat gezeigt, dass

¹⁾ Auch im Aeschylus des cod. Laur. S. Marco 222 steht nach demselben immer *Κλυταιμνήστρα*, nur ist ν manchmal von jüngerer Hand eingefügt.

an allen Stellen im Text (Aesch. Ag. 84, 270, 276 in der Scenenbezeichnung, 590. Cho. 881. Eum. 116.¹⁾ Soph. El. 1368, 1473) und in den Scholien — im ganzen 72 — die Schreibung ohne *ν* überliefert ist, und es ist kein geringes Verdienst des letztgenannten, in seinem temperamentvoll geschriebenen Büchlein *Κλυταιμνήστρα οὐχὶ Κλυταιμνήστρα ὑπὸ Πέτρου Ν. Παπαγεωργίου*²⁾ *Ἀνατύπωσις ἐκ τοῦ „Ἡμερολογ. Ἀνατολῆς“ τοῦ 1886 (Ἐν Κωνσταντινοπόλει 1885)* die Frage zuerst in Fluss gebracht zu haben. Wecklein hat die Form im Aeschylus in ihr Recht gesetzt, Nauck hat sich in der zweiten Ausgabe seiner Tragikerfragmente angeschlossen, indem er ein Bruckstück aus des Sophokles Tragödie *Κλυταιμνήστρα* anführt „pro recepto *Κλυταιμνήστρα*, quam scripturam vitiosam esse luculentissime demonstravit Papageorgius“ (p. 204). Letzterer selbst durfte den Inductionsschluss wagen: *Κατ' ἐμὲ οὐδεμία ἀμφιβολία ὅτι καὶ τῶν ἄλλων Ἑλλήνων συγγραφεῖων τὰ παλαιὰ χειρόγραφα, ἂν προσηκόντως ἐξετασθῶσι καὶ ἀκριβῶς ἀναγνωσθῶσι, θὰ μαρτυρήσωσιν ὅτι Κλυταιμνήστρα εἶνε ἡ πρώτη καὶ ἀληθὴς τοῦ ὀνόματος μορφή* (S. 9). Und die Thatsachen haben keine Instanz dagegen geboten, sondern sind als immer neue Zeugnisse hiefür aufgetreten. Zu den oben erwähnten Stellen aus Homer, Aeschylus und Sophokles kommt ein Beispiel aus der Rhetorik Philodems, wo der Papyrus *Κλυταιμνήστραν* schreibt und der neueste Herausgeber Sudhaus (Philodemi Volumina rhetorica. Lipsiae 1892. S. 217) überflüssigerweise *ν* eingeschaltet hat, wie dies auch von Gomperz in seiner Anzeige (Berl. Philol. Wochenschr. 1893. Sp. 41) bemerkt ist. Auch der Vat. gr. 90 s. XI, eine der besten Lucianhandschriften, desgleichen die Handschrift des Etymologicum magnum in Florenz (Laur. S. Marco 304 s. X) schreiben den Eigennamen ohne *ν*, wie Vitelli (a. a. O.) versichert. Bei Athenaeus XIII p. 556 C ediert noch der neueste Herausgeber Kaibel *Κλυταιμνήστρα* ohne Variante, während eine neuerliche Einsicht, die Vitelli in den Marc. 447 s. X (f. 279^v) durch Tschiedel veranlasste, lehrte, dass *ν* gar nicht in der Venediger Handschrift stehe. Endlich schreibt, wie Piccolomini versichert, die älteste Handschrift des Dio Chrysostomus (Vat. gr. 99 s. XI) XI §. 51 p. 527 R. zwar *κλυταιμνήστραν* (f. 91^v), dagegen §. 43 p. 324 *κλυταιμήστραν* (f. 90^v) und §. 46 p. 325 *κλυταιμήστραν* (ibidem), wo die beiden letzten Varianten sich aus der Auflösung des Compendiums *μῶαν* erklären. Nur darin hat Papageorg geirrt, wenn er meint, dass die Form mit *ν* erst in Handschriften des 14., 15. und 16. Jahrhunderts begegne. Vielmehr

¹⁾ Das Merkel'sche Apographon copierte getreulich die Form ohne *ν*.

²⁾ Schon vorher hatte derselbe in einem Feuilleton (*Τὸ ὄνομα τῆς κλυταιμνῆστρας τοῦ Ἀγαμέμνονος*) der in Triest in neugriechischer Sprache erscheinenden Wochenschrift *Νέα Ἡμέρα* vom 12. April 1884 hierüber gesprochen. Vgl. auch die längere Anmerkung in seiner Ausgabe der Scholia in Sophoclis tragoedias vetera. Lipsiae 1888. p. 106, 11.

findet sie sich schon in älteren Codices. So steht im Par. gr. 2713 s. XII¹) an drei Stellen: Andr. 884 (f. 157^v), Or. 20 (f. 29^v), 1436 (f. 51^v), desgleichen im Par. gr. 2712 s. XIII in den beiden Versen aus Soph. El. 1368, 1473 *Κλυταιμνήστρα*, wie ich nach eigener Einsicht in diese Codices versichern kann. Welche Form der Palimpsestcodex der *Πατριαρχική βιβλιοθήκη* in Jerusalem 36 s. X ex. bietet, der nebst anderen Euripidesversen (aus Hipp. Med. Phoen. Hec. Andr.) auch Or. 1436, wo die in Rede stehende Form vorkommt, enthält, lässt sich aus der mittelst Lichtdruck hergestellten Tafel im Kataloge²) und wohl auch aus dem Originale nicht entscheiden, da die obere Schrift die unteren Züge gerade bei dem fraglichen Worte nicht deutlich genug erkennen lässt. Wenig ins Gewicht fallen dürfte die Überlieferung bei Pindar, wo das Wort nur einmal vorkommt (Pyth. XI 17) und Tycho Mommsen *Κλυταιμνήστρα* ohne Variante aus den Handschriften, von denen die ältesten nicht über das 13. Jahrhundert zurückreichen, ediert.

Insoweit die Belege aus den Handschriften. Wenn nun diese in der Überlieferung der Namensform immerhin schwanken, so sprechen die Inschriften in ihrer seltenen Einmüthigkeit eine umso eindringlichere Sprache. Einstimmig geben die Beischriften auf den zahlreichen Vasenbildern³) die Schreibung *Κλυταιμνήστρα* — die Inschrift *Κλυταιμνήστρα*, das einzige entgegenstehende Beispiel, auf einer Vase im Museo Nazionale zu Neapel ist längst von Heydemann Archäol. Ztg. 1869, S. 81 als moderner Zusatz erkannt worden — und „es kann nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der attischen Vasen des V. Jahrhunderts v. Chr., des samischen Bechers, der Handschriften gar kein Zweifel mehr sein, dass die Form *Κλυταιμνήστρα* aus unseren Ausgaben und Büchern verschwinden muss und die Schreibung ohne *ν* fortan für die einzig berechnete zu gelten hat“ (Kretschmer).⁴) Und sehr zur Zeit hat

¹) So wohl richtig Omont in seinem Katalog, während derselbe in seinen Fac-Similés des plus anciens manuscrits grecs en onciale et en minuscule de la bibliothèque Nationale du IV^e au XII^e siècle. Paris 1892. Tafel XLIV aus diesem Euripidescodex eine Probe für die Schrift des XI. Jahrhunderts gibt. Nauck (Euripidesausgabe S. XLII) rückt die Handschrift gar ins XIII. Jahrhundert.

²) *Ἱεροσολυμιτικὴ βιβλιοθήκη ἤτοι κατάλογος τῶν ἐν ταῖς βιβλιοθήκαις τοῦ ἀγιοτάτου ἀποστολικοῦ τε καὶ καθολικοῦ ὁρθοδόξου πατριαρχικοῦ θρόνου τῶν Ἱεροσολύμων καὶ πάσης Παλαιστίνης ἀποκειμένων Ἑλληνικῶν κωδίκων συνταχθεῖσα μὲν καὶ φωτοτυπικοῖς κοσμηθεῖσα πύαξις ὑπὸ Α. Παπαδοπούλου Κεραμέως. Τόμος πρῶτος. Ἐν Πειρουπόλει 1891.* Die Tafel enthält die Verse Or. 1410—1440. Darnach setzt der Herausgeber diesen *πολυθρόλητος Ἱεροσολυμιτικὸς κώδιξ* wohl richtig gegen den Ausgang des X. Jahrhunderts.

³) Die inschriftlichen Beispiele überblickt man jetzt bequem bei Höfer in Roschers Ausführlichem Lexikon der griech. und röm. Mythologie 24. Lieferung, Sp. 1230 ff., und bei Paul Kretschmer, Die griechischen Vaseninschriften, ihrer Sprache nach untersucht. Gütersloh 1894. S. 166.

⁴) Noch in seiner Abhandlung 'Über den Dialect der attischen Vaseninschriften' (Kuhns Zeitschr. f. vgl. Sprachforschung Bd. 29, 1888,

sich kürzlich wieder auf einer Steininschrift dieselbe Namensform gefunden. Unter den Theaterinschriften von der Agora in Magnesia am Maiandros, die aus der ersten Hälfte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts stammen und die amtlichen Verzeichnisse der bei einem musischen Agon aufgeführten Schauspiele bringen, enthält eine die Worte *Πολεμαῖος Διοδώρον Ἐφέσιος δράματι Κλυταιμνήστρα* (vgl. Otto Kern in den Mitth. des kaiserl. deutschen arch. Inst. Athenische Abtheilung. Bd. XIX, S. 97).

Was die Namensform auf lateinischem Boden anlangt, so hatte schon Scaliger zu Festus s. v. Crustumina die Schreibung *Clytemestra* in einem Pentameter des Ausonius (epitaphia heroum I 4) anerkannt, und Ritschl (Op. II, S. 497 f.) hatte auf das durchgängige Fehlen des *n* in einem Senar des Livius Andronicus und in den Anführungen der Accianischen Tragödie bei Nonius und Servius aufmerksam gemacht. Freilich konnte er das Gegenüberstehen von *Κλυταιμνήστρα* und *Clytemestra* nur so erklären, dass die griechische Form vermöge der Consonantenverbindung *mn* dem altlateinischen Munde entschieden widerstrebt habe und demzufolge fräher umgestaltet worden sei. Nunmehr wird aber nicht von einer um der Lieben Bequemlichkeit willen latinisierten Form die Rede sein dürfen, sondern griechisches *Κλυταιμνήστρα* hat auf lateinischem Boden sein Äquivalent in *Clyt(a)emestra* gefunden. Letztere Form hat auch schon Fleckeisen (50 Artikel aus einem Hilfsbüchlein für lat. Rechtschreibung. Leipzig 1861. S. 13) als die einzig richtige vertheidigt, während Theodor Bergk in seinen Philologischen Briefen (Philologus Bd. 28 [1869], S. 438 ff.) sich zwar nicht wundert, dass Livius Andronicus und Ausonius diese Form gebrauchten, da Anfang und Ende sich wie oft berührten, aber es als sehr verwegen erklärt, für die ganze in der Mitte dieser Grenzpunkte liegende classische Zeit dieselbe Norm geltend zu machen. Zudem seien gerade griechische Eigennamen in lateinischen Handschriften der Verderbnis ausgesetzt gewesen, indem die Abschreiber theils willkürlich volksthümliche Formen eingeführt, theils aus Unwissenheit geirrt hätten, dass aber griechisch gebildete Männer wie Cicero oder Propertius (V 7, 57) so geschrieben hätten, sei undenkbar. Seitdem Bergk diese Worte niedergeschrieben, haben sich die Zeugnisse für die Schreibung des Namens in guter Zeit gemehrt, und Ribbecks im Nachtrag zu Ritschls Excurs ausgesprochene Vermuthung (S. 517), dass vielleicht das *n* nie von einem römischen Schriftsteller in diesem Namen gebraucht worden sei, ist durch die Thatsachen zu völliger Gewissheit erhoben. Denn die besten Handschriften des Cicero, des Auctor ad Herennium, Propertius, Seneca, Quintilian, der Juvenalscholien, des Servius u. a.

8. 429), woraus genanntes Buch hervorgegangen ist, erklärte Kretschmer die Schreibung ohne *v* als eine Nachlässigkeit in der vulgären Articulation der Nasalgruppe *mv*.

bieten nur Clyt(a)smestra¹⁾ (vgl. Brambach 'Hilfsbüchlein'²⁾ 1884, S. 31, Georges Lexikon der lat. Wortformen, Höfer in Roschers Lexikon).

Hoffen wir daher, dass nach all den angeführten Zeugnissen der griechischen und lateinischen Handschriften, der Vasen- und Steininschriften Wilamowitz-Möllendorff nicht länger an der Richtigkeit der Form *Κλυταιμνήστρα* zweifeln werde, „quam plerique nunc unam amplexantur, freti vasculorum inscriptionibus sane gravibus, Romanis scriptoribus, qui nihil probant, uno Aeschylī et Sophoclis libro Laurentiano, qui grammaticae cuiusdam sectae regulam, non vero constantem veterum usum probare potest. Itaque rem minime confectam esse iudico“ (Commentariolum grammaticum IV, Index scholarum Göttingen, Winterhalbjahr 1889/90). Denn nach dem Auftreten der Form in den verschiedensten Handschriften griechischer Schriftsteller kann nicht mehr von der Schrulle einer Grammatikersecte die Rede sein, nach dem Vorkommen derselben Schreibung auf Steininschriften kann auch nicht mehr „die flüchtige und incorrecte Schreibweise der Vasenmaler“ (Ludwich) als Gegenbeweis ins Treffen geführt werden, und nach der Übereinstimmung der lateinischen Orthographie mit jener der griechischen Hand- und Inschriften muss die Bemerkung von Wilamowitz, dass die römischen Schriftsteller hier nichts beweisen, als ein bloßes *Sic volo, sic iubeo!* zurückgewiesen werden.

Schließlich spricht auch das Etymon des Namens laut genug für dessen Form. Denn bei aller Verkehrtheit der Erklärung im Etym. M. p. 521, 17 *Κλυταιμνήστρα*] *παρὰ τὸ κλυτὸν, ὃ σημαίνει τὸ ἐνδοξόν, καὶ τὸ μῆδω τὸ φροντίζω γίνεται Κλυτομνήστρα, τουτέστιν ἡ ἐνδοξα φροντίζουσα.*²⁾ *τροπῇ τοῦ ὁ εἰς ἂ καὶ προσθέσει τοῦ ι καὶ πλεονασμῶ τοῦ ν γίνεται Κλυταιμνήστρα* — ist der Name doch richtig mit *μῆδεσθαι* in Verbindung gebracht, wofür auch Stellen sprechen wie Hom. λ 429 *οἶον δὴ καὶ κείνη* (scil. *Κλυταιμνήστρα*) *ἐμῆσατο ἔργον ἀεικές κουριδίω τεύξασα πόσει φόνον*, Aesch. Ag. 11 *ὦδε γὰρ κρατεῖ γυναικὸς ἀνδρόβουλον ἐλπίδων κέαρ* („Mit ironischer Bitterkeit spielt der Wächter auf den Namen *Κλυταιμνήστρα* an“ Wecklein), 1085 f., wo *Kassandra* Agamemnon's Ermordung durch *Klytaimnestra* prophezeiend ausruft: *ἰὼ πόποι, τί ποτε μῆδεσται; τί τόδ' ἄχος νέον μέγ' ἐν δόμοισι τοῖσδε μῆδεσται* (d. i. οὐ

¹⁾ Es kann daher nicht gebilligt werden, wenn Stowasser das niemals von einem Römer gesprochene oder geschriebene *Clytaemnestra* in sein lateinisches Schulwörterbuch aufgenommen hat.

²⁾ Kretschmer in einem Nachtrag S. 235 möchte in *κλυται-* denselben Ausgang wie in den lithauischen Adverbien auf *-ai* erkennen, d. h. den alten Nom. Acc. Plur. der Neutra, „was freilich das einzige Beispiel aus dem Griechischen wäre“. Doch warum sollte man nicht *κλυται-* mit den Compositen mit *κραταίος*, wie z. B. *κραταί-λεως, κραταί-πιδος* vergleichen dürfen?

κλυτὰ μῆδεταί ἢ Κλυταιμήστρα derselbe), Cho. 989 ἦτις δ' ἐπ' ἀνδρὶ τοῦτ' ἐμήσατο στύγος — Stellen, an denen die Dichter nach ihrer Art mit dem Namen ein etymologisches Spiel treiben. Demnach ist diese weibliche Namensform mit Mannesnamen wie Ἀγαμήστρω, Ἀντιμήστρω, Εὐρυμηστορίδης, Θεομήστρω, Λεωμήστρω, Πολυμήστρω, Πραξιμήστρω, deren Grundwort etwa „Rathgeber“ bedeutet, zusammenzubringen. Κλυτομήστρω, das als Masculinum zu Κλυταιμήστρα anzusetzen wäre (vgl. ἡλέκτωρ, woher Ἡλέκτρα splendida = Bertha), ist unbelegt, man scheint dafür Κλυτομήδης vorgezogen zu haben. Steht einmal die Form Κλυταιμήστρα unzweifelhaft fest,¹⁾ so wird man künftighin auch nur von Μήστρα und Ὑπερήστρα sprechen dürfen.²⁾ Jenes ist die Kurzform, dieses derselbe Begriff, nur im Sinne der Auszeichnung und des Übermaßes, in Κλυταιμήστρα und Κλεομήστρα (in der Turiner Handschrift von Eur. Schol. ad Or. I p. 185, 8 Schwartz überliefert) wird der Begriff des Erfindsamen specialisirt.³⁾ Zweifellos beruht die Form Κλυταιμνήστρα — männliche Namen auf μνήστρω scheint es überhaupt nicht gegeben zu haben — auf einer missverständlichen Etymologie der Abschreiber, welche den Namen mit μνηστήρ, μνήστρω, μνήστειρα in Zusammenhang gebracht haben. Neuere Etymologen haben darnach den Namen als ἡ ἔχουσα κλυτὸν μνηστήρα, oder κλυτὴ μνήστειρα ('sponsa inedita' De-Vit im Onomastikon) erklärt, oder endlich κλυται- als Locativ gefasst und Κλυταιμνήστρα mit „die an berühmter Stelle Gefreite“ (so zu lesen in Th. Christs Schulausgabe) übersetzt. Will man durchaus übersetzen, so möge man getrost Pape-Benselers (Wörterbuch der griech. Eigennamen) Übertragung „Bertrada“ d. h. die durch ihren Rath oder ihre Klugheit Glänzende annehmen, eine Übertragung, die sich freilich mit der Form Κλυταιμήστρα, nicht aber mit der auch von Pape-Benseler recipierten Κλυταιμνήστρα vereinigen lässt.

Fragt man sich zum Schluss, wieso die Form mit *ν* solange die echte Schreibung verdrängen konnte, so braucht man um die Antwort nicht verlegen zu sein. Wie bei so vielen anderen Wörtern ist auch bei diesem die Orthographie der editiones principes für die

¹⁾ August Fick, Die griechischen Personennamen, nach ihrer Bildung erklärt und systematisch geordnet. 2. Aufl. bearbeitet von Fritz Bechtel und Aug. Fick. Göttingen 1894, schweigt sich auffälligerweise über die ganze Frage gründlich aus und schreibt noch immer (S. 401) — μνήστρον zu μνηστήρ Freier: Κλυται-μνήστρον, Ὑπερμνήστρα, Μνήστρα.

²⁾ Μήστρα ist überliefert bei Tzetzes Lyc. 1393. Ὑπερήστρα (Hypermestra) bei Pindar Nem. X 6 und den Scholien dazu, bei Aesch. Schol. zu Sept. 556 Weckl. Eur. Schol. zu Hec. 886 im M(arcianus) und P(arisinus) 2713, Schol. Or. 872 in M P T(aurinensis); Schol. Phoen. 173 steht ἐπιμύσασσ compendiös (vgl. Schwartz), außerdem bei Antoninus Liberalis 17 p. 118 Verheyk und den römischen Dichtern.

³⁾ Vgl. Pott, Etymologische Späne, in Kuhns Zeitschr. f. vgl. Sprachwissenschaft. VI (1857), S. 357 f.

späteren Ausgaben maßgebend geblieben, und jene sind ja, wie Fleckeisen gelegentlich anmerkt, aus den jüngeren Handschriften abgedruckt worden, so dass eben die Schreibweise, wie sie in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters üblich war, zur allgemeinen Geltung gelangte. Hoffen wir daher, dass die Vertheidiger der Form *Κλυταιμνήστρα* einer so dicht gedrängten Phalanx von Beweisen gegenüber sich ergeben und nicht länger ihre verlorene Position werden behaupten wollen, hoffen wir auch, dass unseren Schülern der nunmehr richtig gestellte Name der *Κλυταιμνήστρα* als ein durch die Wissenschaft vollkommen gesichertes Resultat nicht länger vorenthalten werde. Wir schließen mit Papageorgis launigen Worten: *Ἡ γνώμη μου εἶνε, ὅτι ἡ ἔνδοξος τοῦ Ἀγαμέμνονος γυνή πρὸ αἰῶνων πολλῶν ἀποβαλοῦσα βία καὶ ζωὴν καὶ βασιλείαν καὶ ἄλλα ἀγαθὰ ὀφείλει μετὰ τρεῖς ἐτῶν γινώσκειν ἡ ἀποβάλλη καὶ ἐν γράμμα μένουσα Κλυταιμνήστρα ὅποια καὶ ἦτο (Νέα Ἡμέρα).*

Wien.

Siegfried Reiter.

Kritisch-sprachliche Analecten III.¹⁾11. *decretum* (zu Propertius).

Eine erwünschte Bestätigung der scharfsinnigen Erklärung von Prop. II 32, 31 'et sine decreto (= 'sine capitis deminutione) viva reducta domum est' (Helena), welche Th. Korsch Archiv II 120 vorgetragen hat, liefert eine Stelle des entsetzlichen Dichters Optatianus Porfyrius. Sie lautet nach L. Müllers Text (XXIII 7 ff.) 'nihil inproba cygni deposuisse videns Helenam, cui gratia binis maior adulteriis' und wird von W. Fröhner (Philol. Suppl. V 79) folgendermaßen richtig gedeutet: „Deine sittenlose Frau sieht (inproba videns), dass Helena, die Tochter des Schwanes (cygni Helenam [vgl. F. Schmidinger, Jahrb. f. Philol. Suppl. XX 79²⁾) nichts an ihrer Ehre eingebüßt hat.“²⁾

12. *deferre*.

In den Abhandlungen für W. von Christ S. 152 habe ich durch Hinweis auf Sulp. Sev. vit. Mart. 12 p. 121, 24 H. 'corp[us] quod ad sepulchrum *deferebatur*' gezeigt, dass die Überlieferung

¹⁾ Vgl. diese Zeitschr. XLV 201 ff. 1075 ff. — Zu S. 1075 vgl. nov. carm. de cand. et nigro 30 bei Baehrens P. L. M. V p. 374 'qua valartifico (so codd. MP) Candidus ingenio'; zu S. 1076 Eugipp. Vit. S. p. 12, 12 K. 'post discessum (= mortem) eius'; zu S. 1077 carm. de la. epigr. 640, 2 p. 303 B. 'clara genus et pulcra gena sed (genas et?) plenipudoris'; zu S. 1078 Willibald. Vita S. Bonif. c. 9, 40 (60) S. 67 Nürnberg 'stupendum statim ac spectaculo dignum his qui aderant ostensum erat miraculum'.

²⁾ Von mir gesperrt.

bei Sulp. Sev. chron. II 34, 4 p. 88, 14 'funus extincti solemnibus exequiis *deferretur*'¹⁾ nicht zu beanstanden, und die von Hofmeister und Halm befürwortete Änderung '*efferebatur*' unbegründet ist. Weitere Lectüre hat mich inzwischen belehrt, dass 'deferre' in der späteren Latinität sogar mit einer gewissen Vorliebe vom Tragen eines Leichnams gebraucht wird, sowohl mit ausdrücklicher Angabe des Zieles, als ohne dieselbe. Vgl. Suet. Aug. 100 'senatorum umeris *delatus* in Campum'. Justin. IX 4, 4 'reliquias funerum ad sepulcra maiorum *deferrent*'. [Quint.] declam. mai. VI 14 'non *deferam* illum ad sepulturam'. Cassian. c. Nestor. VII 19, 4 p. 377, 12 P. 'unicus matris ad sepulchrum *deferrebat*' (Vulg. Luc. 7, 12 '*efferebatur*'). Act. Saturn. 6 (Act. mart. p. 179 ed. Ratisb.) 'multorum ad basiliculam ... *deferrentur* exequiae'. — Tert. de ieiun. 10 p. 287, 28 R. 'cum Ioseph (von Arimathäa) *detulit* corpus (Iesu) et condidit. Willibald. Vita S. Bonif. c. 8, 38 (58) S. 60 Nürnberger 'legati sanctum *deferentes* corpus'.

13. *querulus* = *quaerulus*.

W. von Hartel führt in seinem Index zu Cyprian unter 'querula' (p. 448^b) auch Ps. Cypr. de bono pud. 6 (III p. 18, 6) 'queruli tamen de illis non potestis esse' an und bemerkt dazu 'nisi forte *quaeruli* scribendum est'. Von der Änderung kann wohl abgesehen werden, aber dass hier 'querulus' = 'quaerulus' zu fassen ist, unterliegt keinem Zweifel. Ich kenne noch folgende Belege: Carm. lat. epigr. 722, 7 'hic est *querulis* era de tempore etc.', wo schon Bücheler p. 344 angemerkt hat '*querulis* non a querendo sed quaerendo dictum'. Petrus Chrysol. sermo 49 (Migne LII 338 A) 'malitiose curiosa vel *querula* (nequitia)'; id. s. 83 (LII 434 C) 'magorum sciolos, Graecorum *querulos*,²⁾ Romanorum peritos'; id. s. 142 (LII 581 B) 'cur solus Zacharias velut *querulus* percunctator incurrit? Hilar. de martyr. Maccab. 142 f. (Cyprian. Gall. p. 245 P.) 'haesitat et *querulo* sic est sermone locuta: quid nunc, dire, paras? etc.'. Von einer Klage ist in der ganzen folgenden Rede — es spricht die Mutter der sieben Maccabäerbrüder zu Antiochus — nichts zu finden.

14. *refluus* (zu Apuleius und Prudentius).

Die letzten Zweifel an der Richtigkeit der Überlieferung bei Apul. met. IV 31 'reflui litoris' und Prud. cath. V 86 'refluo in solo' (so cod. Put. 'salo' die übrigen Handschriften; vgl. Sitzungsber. d. bayer. Akad. 1893 II 326. 392) zerstreut der Vers des Claudi-

¹⁾ Bei Paulin. Nol. epist. XXXI 5 p. 273, 10 H. (der Quelle des Sulpicius) heißt es 'mortuum .. *inferri* iuberet' (Helena), in den Acta Cyriaci bei Holder, Inventio sanctae crucis p. 9, 277 '*ferrebat* mortuus quidam'.

²⁾ Bei Migne a. a. O. Anm. j wird es mit Unrecht im Sinne von 'multiloquus' oder 'μευρήμοιος' gefasst.

annus 'Tethyos alternae refluxas calcavit harenas' (De III cons. Hon. 58). Denn so wenig als das Gestade und der Boden „fließt“ der Sand „zurück“, sondern 'refluo mari nudantur arenae' (vgl. Luc. IV 428) oder 'refugus pontus nudat harenas', wie der Gallier Cyprian Exod. 484 P. in der Schilderung vom Durchzuge durchs rothe Meer, auf den sich auch Prudentius bezieht, schreibt. Vgl. Orig. (Rufin.) hom. in Exod. V 5 (IX p. 56 L.) 'solum maris arescit in pulverem, ut sicca planta populus dei transiret' und carm. de res. mort. 290 (Cypr. III p. 320 H.) 'et fluvius siccis trepidus refluxit harenis'.

15. transeuntianus.

Wer sich für die Wortungethüme interessiert, durch welche die Vulgärsprache der späteren Zeit das lateinische Lexikon bereichert hat, muss seine helle Freude haben, wenn er in der von Caspari aus dem cod. Mon. 6311 s. X herausgegebenen 'humelia de poenitentibus' liest 'non respiciamus vanitatem et insanias falsas (Ps. 39, 5) neque in dilectionem mundi huius, quae caduca et temporaria atque transeuntiana, non perpetua esse noscitur' (Theologisch Tidsskrift for den evangelisk-lutherske kirke i Norge. Ny Raekke X [1885] p. 262 = Briefe, Abhandl. und Predigt. S. 176). Leider hat diese Freude keinen Bestand. Denn da, wie Caspari anmerkt, in der Handschrift 'transeuntiana' steht, so muss wohl 'quae (auf die drei Substantiva bezogen) c. et t. atque transeuntia, nam (= sed; vgl. z. B. Anecd. Maredsol. II p. 71) non p. e. n.' hergestellt werden. Vgl. Reg. Bened. 2 p. 11 Schm. 'de rebus transitoriis et terrenis atque caducis'.

München.

Carl Weyman.

Zu Homer.

Bisher liest man auf Grund der Handschriften allgemein
 ε 18 αὐτως, οὐδ' ἄρα τε προκυλίνδεται οὐδέ τετέρωσε
 mit einem ἄπαξ λεγόμενον nicht nur für Homer, sondern für die ganze Gräcität. Nur Becker hat wenigstens zum Theil das Richtige gesehen, indem er οὐδ' ἐτέρωσε schrieb. Ich habe schon längst in meiner Epitome der Ilias die ursprüngliche Schreibung hergestellt, durch welche die ganze Stelle klar und durchsichtig wird:
 ὡς δ' ὅτε πορφύρη πέλαγος μέγα κύματι κωφῶ,
 ὀσσομένον λιγέων ἀνέμων καιψηρὰ κέλευθα
 αὐτως, οὐδ' ἄρα τῇ προκυλίνδεται οὐδ' ἐτέρωσε,
 πρὶν τινα κεκοιμένον καταβήμεναι ἐκ Διὸς οὐρον,
 ὡς ὁ γέρων ὄρωμαι κτλ.

Ich glaube, die Änderung bedarf keiner weiteren Begründung.

P 643 ἄλλ' οὐ πῆ δύναμαι ἰδέειν τοιοῦτον Ἀχαιῶν.
 Hierzu bietet der Schol. V: τινὲς οὕτω, ἀντὶ τοῦ ἐν τινὶ τόπῳ.

Ludwich Aristarch I S. 426 setzt zu dem offenbar falschen οὔτω in Klammern bei [*? οὐ πω*], verleitet durch den Zusatz ἀντὶ τοῦ ἐν τινὶ τόπῳ, den er für eine Erklärung der Variante hielt. Offenbar ist die Vermuthung Ludwichts falsch und für οὔτω ist οὐ πω zu schreiben, was auch mehrere Handschriften der Ilias thatsächlich bieten; der Zusatz passt dann ganz gut: τινὲς οὐ πω ἀντὶ τοῦ ἐν τινὶ τόπῳ (n. οὐπῆ d. i. der 2. Variante).

Wien.

A. Scheindler.

Zu Valerius Flaccus, Argonautica I 565.

Juppiter fordert Herakles und die Dioskuren auf, durch harte Mühen sich den Weg zum Olympos zu bahnen. Zu diesem Zwecke weist er auf die eigene Erfahrung hin. Die Worte lauten in der gewöhnlichen Fassung: *tendite in astra, viri: me primum regia mundo Iapeti post bella trucis Phlegraeque labores imposuit.*

Mit vollem Rechte erklärt Schenkl in der kritischen Anmerkung seiner Ausgabe diese Lesart für verderbt. Auch Baehrens ist derselben Meinung und hält den Text nur deshalb aufrecht, weil ihm alle bisherigen Heilveruche nicht genügen. Der Dichter lässt den Gott offenbar sagen, dass erst die Mühen des Titanenkampfes seiner Herrschaft die Weihe gegeben und die bloß nominelle Regierung zu einer thatsächlichen gemacht haben. Aber wie die Worte lauten, haben sie weder diesen noch überhaupt einen Sinn. Heinsius' *caelo* statt *mundo* verbessert die Sache kaum. Nun ist in der maßgebenden Handschrift, dem Vaticanus 3277, nicht *me*, sondern *mea* überliefert. Schenkl schlägt unter Annahme dieser Lesart versuchsweise *imposita est* statt *imposuit* vor. Ich halte *mea* auch für ursprünglich, glaube aber, dass wir *imposuit* beibehalten können. Tacitus Histor. I 30 meint Piso mit Beziehung auf Othos Prachtliebe, die so vielen gefiel: *falluntur, quibus luxuria specie liberalitatis imposuit.* Augenscheinlich hat hier *imponere* etwa dieselbe Bedeutung, wie das daher stammende Fremdwort „imponieren“. Es bezeichnet den bestechenden Eindruck der kaiserlichen Lebensweise. Die Bedeutung „täuschen“, die man gewöhnlich in den Wörterbüchern für ähnliche Stellen angegeben findet, ist hier unpassend. Dem *falluntur* gegenüber wäre es eine unerträgliche Tautologie. Setzen wir nun auch in unserem Verse den eben bezeichneten Sinn voraus, dann ist, denke ich, die Überlieferung aufrecht zu halten. Wir lesen also: *mea .. regia imposuit.* Sein Königthum, meint Juppiter, habe nach dem Kampfe mit Japetus das erstmal auf die Welt Eindruck gemacht, sich ihr gegenüber Geltung verschafft.

Radautz.

Dr. S. Spitzer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Iphigenie auf Tauris. Erklärt von F. G. Schöne und H. Köchly.
4. Aufl. Neue Bearbeitung von Ewald Bruhn. Berlin, Weidmann'sche
Buchhandlung 1894. 8°, 191 SS.

In Wirklichkeit ein ganz neues Buch, und wie ich gleich vorweg bemerke, ein vortreffliches! Bruhn hat nur Weniges aus der an sich mit Recht geschätzten Köchly-Schöne'schen Ausgabe herübergenommen und dies immer ausdrücklich kenntlich gemacht, so dass die Scheidung des geistigen Eigenthums der verschiedenen Herausgeber ganz augenfällig ist. Die Einleitung bringt im ersten Capitel das Wissenswerteste über Stoff und Entstehung der Sage: Bruhn versagt es sich, eine Deutung des Mythos zu geben, und stellt nur die Thatsachen der Überlieferung zusammen; das zweite Capitel, welches die Verschiedenheit der Goethe'schen und der Euripideischen Iphigenie behandelt, rückt die Unterschiede in der Motivierung und Ökonomie in helle Beleuchtung. Der vierte Abschnitt handelt von dem Erfolg des Stückes, wobei sowohl die literarischen als auch die Zeugnisse der bildenden Kunst in Betracht gezogen werden: von besonderem Interesse ist das dritte Capitel, welches (im Anschluss an Schröders bekannte Abhandlung *de iteratis apud trag. gr.*) aus dem Parallelismus der in Helena und Iph. Taur. wirksamen Motive, aus der Ähnlichkeit gewisser sprachlicher Wendungen, aus der Technik der in beiden Stücken an verwandter Stelle verwendeten Amphibolien den Nachweis bringt, dass die Helena auf die Iph. Taur. folgt. Dieser Nachweis, der sich nach meiner Meinung — und gewiss auch nach der Ansicht Bruhns, der wohl absichtlich nur das Markanteste anführt — noch genauer bis in kleine Details führen lässt, scheint mir durchaus gelungen.

Was die Textkritik betrifft, so ist Bruhn conservativ im besten Sinne; er übt gegen sich selbst in coniecturaler Beziehung strenge Zurückhaltung, kaum ein oder das anderemal tritt er mit einem eigenen Vorschlage hervor — hierüber unten im einzelnen

mehr —, im allgemeinen liefert er an verzweifelten Stellen ein scharf umrissenes Bild der Schwierigkeiten, weist Vorschläge, die an Halbheit leiden, mögen sie auch noch so glänzende Namen an der Stirne tragen, zurück und gibt zumeist in bündigen Worten an, wie er sich den Weg, der zur Emendation führen könnte, vorstellt. In der Erklärung ist der Dichter in allen seinen erhaltenen Stücken und Bruchstücken verständig berücksichtigt und der sachliche Theil zeigt eine vollständige Beherrschung des wissenschaftlichen Materials. Ich gehe nun im einzelnen das Bemerkenswerteste durch, ohne aber hiebei auf Vollständigkeit Anspruch zu machen.¹⁾ V. 15 erklärt Bruhn die so oft angegriffene Überlieferung *δεινῆς δ' ἀπλοίας πνευμάτων τε (οὐ) τυγχάνων* überzeugend durch eine von Wilamowitz beigebrachte Parallele aus Thuc. II 85 . . . *καὶ ὑπὸ ἀνέμων καὶ ἀπλοίας ἐνδιέτριψαν οὐκ ὀλίγον χρόνον*. „Wenn verkannt wurde, dass *δεινῆς* auch zu *πνευμάτων* zu beziehen ist und *ἀπλοία* nicht Windstille bedeutet, sondern 'Unmöglichkeit zu fahren', so war die Interpolation (des οὐ) das Nächstliegende. — V. 21 f. Die Bedenken Klinkenbergs, welche Br. auch zu den seinigen macht, sind gewiss vom Standpunkt logischer Strenge berechtigt; aber es fragt sich, ob hier nicht eine Gedankenlosigkeit seitens des Dichters vorliegt, wie wir sie wohl wahrscheinlich auch in Bezug auf die im V. 108 f. sich ergebende Schwierigkeit anzunehmen haben werden. — V. 35 f. Die Worte *ὄθεν νόμοισι τοῖσιν ἤδεται θεῶν Ἄρτεμις ἑορτῆς τοῦνομό' ἧς καλὸν μόνον* hätte ich an Br.'s Stelle in Anbetracht ihrer fraglos tiefgreifenden Verderbnis lieber unübersetzt gelassen. Wir haben wohl in *Ἄρτεμις* ein Glossem zu *θεῶν* zu suchen, das die Spuren eines Verbums verdeckt; Weils *χρῶμεσθ'* scheint mir von allen bisherigen Vorschlägen immer noch der beste. — V. 70 belässt Br. mit Recht im Texte, indem er die Unterbrechung der Sticho-mythie nicht für einen Anlass zur Athetese erachtet; er verweist auf Jon 937. Auch Bacch. 1270 ist zu vergleichen. Vgl. Dindorf zu Hel. 1198 (Adn. p. 893). — V. 97 f. Nach V. 98 setzt Br. — anknüpfend an Reiske — eine Lücke an; er schlägt folgende Ergänzung der Überlieferung vor:

*πότερα δωμάτων προσαμβάσεις
ἐκβησόμεσθα; πῶς ἂν οὖν μάθοιμεν ἂν,
ἤ μή τις πάρεστιν ἐνδοθ' ἱερῶν θεῶν
μήτ' αὖ τις ἡμῖν ἐγγὺς ἐγγράμπτει βροτῶν;
ἄλλη δὲ μῶν ἐδώλι' ἔξομεν περᾶν)
ἢ χαλκότενκτα κληῖθρα λύσαντες μοχλοῖς;
ὧν οὐδὲν ἴσμεν.*

Auch ich halte die Annahme einer Lücke für nothwendig und eine

¹⁾ Bei der Besprechung etlicher Stellen habe ich Bemerkungen aus meinem Buche „Studien zu Euripides“ (Prag, Tempsky 1895, 124 SS.) herangezogen.

Verbindung von πῶς ἂν οὖν μάθοιμεν ἂν ὧν οὐδὲν ἴσμεν für unthunlich, abgesehen davon, dass dadurch der so signifikante Vers ἢ χαλκότευκτα κληῖθρα λύσαντες μοχλοῖς verloren geht. Aber wir fühlen uns doch gedrängt, uns die Überlieferung soweit als möglich zunutze zu machen, und diese weist doch unzweifelhaft darauf hin, πότερα und ἢ aufeinander zu beziehen. Vielleicht also ist die Lücke folgendermaßen anzusetzen:

πότερα δωμάτων προσαμβάσεις
ἐκβησόμεσθα — πῶς ἂν οὖν λάθοιμεν¹⁾ ἂν —
ἢ χαλκότευκτα κληῖθρα λύσαντες μοχλοῖς

ὧν οὐδὲν ἴσμεν.

„Sollen wir den Zugang zu dem Hause (d. h. die Tempelstufen empor) ganz zuende gehen — und das ist gefährlich, da wir keine Aussicht haben, verborgen zu bleiben — oder sollen wir auf gewalthätige Weise das Schloss erbrechend (irgendwo an der Seite des Gebäudes, wo wir in unmittelbare Nähe des Bildes gelangen können, hineinzukommen trachten)? von diesen localen Umständen haben wir allerdings keine Kenntnis.“ — V. 108 f. Die Bedenken, welche Br. im Anschluss an Musgrave gegen die falsche Motivierung νεὼς ἀπῶθεν, μὴ τις εἰσιδῶν σκάφος βασιλεῦσιν εἶπη ausspricht, sind vollauf berechtigt. — V. 258 f. Die Zweifel Weckleins an der Richtigkeit der Überlieferung erscheinen mir sehr begründet. Die beiden Verse gehören gewiss nicht der Iphigenie, sondern dem Hirten. Mit τοῦτο γὰρ μαθεῖν θέλω muss die Rede der Iphigenie schließen, χρόνιοι γὰρ .. gibt keine Begründung zu dem Vordersatz. Wir könnten als Fortsetzung in begründender Form nur den Gedanken ertragen: denn ich wundere mich, wie sie hierher-

¹⁾ Interessant ist es zu vergleichen

Med. 377 f.

mit

I. T. 96 f.

...οὐκ οἶδ' ὅποια πρῶτον ἐγ-
χειρῶ, φίλαι,
πότερον ὑφ' ἡμῶν δῶμα νιμφικόν
ἢ θηκτόν ὡσα φάσγανον δ' ἠπα-
σιγῆ δόμους εἰσβάσ' Ἰνέστρω-
ται λέχος.

ἀλλ' ἔν τι μοι πρόσαντες· εἰ
ληφθῆσομαι
δόμους ὑπερβαίνουσα καὶ τεχνω-
μένη,
θανοῦσα θῆσω τοῖς ἐμοῖς ἐχθροῖς
γέλων.

τί δρωμεν; ἀμφίβληστρα γὰρ
τοίχων ὄρεξ
ὑψηλά· πότερα δωμάτων προ-
σαμβάσεις
ἐκβησόμεσθα — πῶς ἂν οὖν λά-
θοιμεν ἂν —
ἢ χαλκότευκτα κληῖθρα λύσαντες
μοχλοῖς

ὧν οὐδὲν ἴσμεν· ἢ δ' ἀνοί-
γοντες πύλας
ληφθῶμεν εἰσβάσεις τε μηχα-
νώμενοι,
θανοῦμεθ'.

Die beiden Stellen zeigen — trotz der ganz verschiedenen Situation — eine merkwürdige Ähnlichkeit im Aufbau und in der Gedankenentwicklung. Ich möchte aus σιγῆ δόμους εἰσβάσα auf πῶς ἂν οὖν λάθοιμεν ἂν schließen.

gekommen sein mögen. Vgl. Hel. 1523

πῶς; εἶδέναι πρόθυμος· οὐ γὰρ ἐλπιδῶν
εἶσω βέβηκα μίαν ὑπερδραμεῖν χεῖρα
τοσοῦσδε ναύτας . . .

Für Weckleins Vorschlag, die beiden Verse an 245 οὐκ ἂν φθάνοις
ἐν ἰντροπῇ ποιουμένη anzuknüpfen, spricht in einem gewissen
Sinne die ähnliche Stelle Hel. 1170

. . . θυῶες, κομίζετ' εἰς δόμους τυραννικούς·
ἐγὼ δ' ἔμαντὸν πόλλ' ἔλοιδώρησα δῆ·
οὐ γάρ τι θανάτῳ τοὺς κακοὺς κολάζομεν.
καὶ νῦν πέπυσμαι φανερόν Ἑλλήνων τινὰ κτλ.

Jedenfalls würde ich aber mit Wecklein statt οὐδέπω das so
leicht zu corrigierende οἶδ' ἐπεὶ in den Text setzen. — V. 252
verteidigt Br. das überlieferte πῶς treffend gegen alle Änderungs-
vorschläge. — V. 291 trete ich Br.s Annahme einer Lücke nach
292 bei. Br. schreibt

παρῆν δ' ὄραῖν
οὐ ταυτὰ μορφῆς σχήματ', ἀλλ' ἠλλάσσετε

φθογγὰς τε μόσχων καὶ κυνῶν ὑλάγματα
† ἃς φᾶσ' Ἐρινὺς ἰέναι μυκήματα.

und erklärt: „Man sah an ihm nicht dieselben gleichbleibenden
Stellungen des Körpers, sondern er veränderte sich (indem er bald
diese, bald jene Stellung einnahm)“; und in eben dieser Lücke
stand noch der Vordersatz zu 293: „(noch höher aber stieg sein
Bassen, als er hörte) φθογγὰς τε μόσχων καὶ κυνῶν ὑλάγματα,
von welchem Gebrüll er sagte (ἃ φᾶσ'), dass die Erinyen es aus-
stießen.“ Br.s Annahme wird vielleicht noch wahrscheinlicher
durch Vergleichung von Herakles V. 930

καὶ χρονίζοντος πατρὸς
παῖδες προσέσχον ὄμμ'. ὁ δ' οὐκέθ' αὐτὸς ἦν,
ἀλλ' ἐν στροφαῖσιν ὀμμάτων. . . .

947 ἐκ τοῦδε βαίνων ἄρματ' οὐκ ἔχων ἔχειν

ἔφασκε, dann nochmals 955 ἦκειν ἔφασκε. —

V. 295. Die Änderung ὡς θανουμένου von Wilamowitz halte ich
nicht für richtig; allerdings ist auch mit der Überlieferung ὡς
θανόμενοι nichts anzufangen: die Hirten hatten nicht den ge-
ringsten Grund, sich für Todescandidaten zu halten. Stadtmüllers
ὡς αἰδούμενοι ist zu schwach, dagegen ist Schmidt mit ἐκφο-
βούμενοι auf der richtigen Spur. Heranzuziehen war jedenfalls
V. 1342 φόβῳ δ' ἔμῃ χοῆν εἰσορᾶν καθήμεθα σιγῇ. Das
Richtige aber scheint mir etwa ὡς δονούμενοι. — V. 328.
Das überlieferte ἦν ἀπιστον ist von Br. richtig erklärt und
dadurch die Überflüssigkeit jedweder Änderung dargethan. —
V. 336 verzichtet Br. auf eine endgiltige Textgestaltung; er hält

Bartholds εὔχου δὲ τοιάδ', ὃ νεᾶνι, πολλά σοι σφάγια παρεῖναι für wahrscheinlich. Äußerlich klingt an Soph. Ai. 116 σοὶ δὲ τοῦτ' ἐφίεμαι, τοιάνδ' αἰεὶ μοι σύμμαχον παρεστάναι. — V. 343 τὰ δ' ἐνθάδ' ἡμεῖς οἶα φροντιούμεθα gibt Br. nach den Handschriften, ohne eine Correctur zu riskieren. Ich beschränke mich darauf, auf 1051 σοὶ δὴ μέλειν χορὴ τάλλ' ὅπως ἔξει καλῶς, 624 εἶσω δόμων τῶνδ' εἰσὶν οἷς μέλει τάδε, Herakles 726 τὰ δ' ἀλλ' ἴσως ἄλλω μελήσει, Jon 414 ἡμεῖς τὰ γ' ἔξω, τῶν ἔσω δ' ἄλλοις μέλει, I. A. 740 u. a. hinzuweisen, um daraus die Vermuthung abzuleiten, dass der Begriff οἷς μέλει irgendwie im Vers unterzubringen sei (τὰ δ' ἐνθάδ' ἡμεῖς φροντιοῦμεν οἷς μέλει?). — V. 352 f. Br. acceptiert Weckleins δυστυχεστέροις; ich kann dem nicht zustimmen, da mir Weckleins Erklärung zu gekünstelt erscheint. Alles verläuft in normalem Gedankengang, wenn wir mit Seidler-Hermann αὐτοὶ καλῶς πράξαντες schreiben. Außer den von G. Hermann namhaft gemachten Parallelstellen IT. 1120, Tro. 638, Hel. 418, vergleiche ich noch Hek. 283 ff., wo eine solche καλῶς πράξασα spricht. — V. 381 schützt Br. mit Recht gegen alle Angriffe; die Erwähnung der puerpera hängt eben genau so wenig mit dem „argumentum“ zusammen wie Hek. 804 das ἱερὰ φέρειν mit der That des Polymestor. — Zu V. 386 war auch I. A. 1189 f. οὐ τὰρα συνετῶς τοὺς θεοὺς ἠροῦμεθ' ἂν, εἰ τοῖσιν αὐθένταισιν εὐφρονήσομεν¹⁾ herbeizuziehen. — V. 414 schützt Br. mit Recht die Überlieferung φίλα γὰρ ἐλπίς <ἐ>γένετ' ἐπὶ πῆμασι βροτῶν ἀπληστος ἀνθρώποις, „die liebe Hoffnung gereicht den Menschen zum Schaden, wenn sie ἀπληστος wird“. Ich möchte zugunsten von πῆμασι noch anführen Eur. Fragm. 392 σπουδάζομεν δὲ πόλλ' ὑπ' ἐλπίδων μάτην πόνους ἔχοντες. — V. 418. Die Erklärung, welche Br. im Anschluss an Köchly gibt, erscheint sehr zutreffend. Br. acceptiert ἄκληρος statt ἄκαιρος. „Einige bringen es nicht zu Reichthum, andern liegt er in Bereitschaft.“ Schwierigkeit macht nur γνώμα, an dessen Stelle mit Schmidt ὁρμά (oder vielleicht σπουδά?) zu schreiben sein wird. Dann haben wir in diesen Worten ein Gegenpiel zu Hel. 718

σπεύδων δ' ὄσ'²⁾ ἔσπευδ' οὐδὲν εἶξ'· νῦν δ' ἔχει
αὐτόματα πράξας τὰγάθ' εὐτυχέστατα.

Ich glaube aber nicht wie Br., dass Elmsleys κεινᾶ δόξα mit der folgenden Sentenz unverträglich ist. 419 und 420 sind als Gedanke ganz selbständig zu fassen, das κεινᾶ δόξα aber entspricht dem μάτην in Frg. 392 (vgl. ähnlich Her. 617 ἀλλὰ μάταν ὁ πρόθυμος αἰεὶ πόνον ἔξει). Auch Wecklein fasst κεινᾶ nicht von der Erfolglosigkeit, sondern von dem Unverstand so

¹⁾ So schreibe ich mit England statt des überlieferten οὐ συνετέροις.

²⁾ Mit Herwerden statt ὄρ'.

maßloser Habgier. — V. 452 f. verzichtet Br. auf eine Herstellung. Vortrefflich ist seine Bemerkung zu den Worten *κοινὰν χάριν ὀλβῶ*: „Gewiss kann die *ἀπόλαυσις τερπῶν ὕμνων* eine *χάρις* genannt werden; aber diese *χάρις* ist dem Reichthum nicht gemeinsam, sondern höchstens eigen.“ In Herwerdens *τερπνῆν ὕπνων ἀπόλαυσιν, κεινὴν περ, ἀνόλβῶ* „iucundum misero, quamvis inanem, somni fructum“, gefällt mir *κεινὴν* statt *κοινὰν* ausnehmend. Herwerden hätte hinweisen können auf Or. 1042 *τέρκου κεινὴν ὄνησιν*. — Die Annahme einer Lücke nach 477 halte ich für überflüssig. Wenn man mit Wecklein statt *κακόν σαφῶς* schreibt, schließt sich das Ganze auf das beste zusammen. Br. urgiert den Gedankenzusammenhang allzusehr, wenn er statt *κακόν* die Begriffe „Leid“ und „Zeitpunkt des Eintreffens“ vermisst. Zu der Trias *ἀφανές — οὐδὲν σαφῶς — δυσμαθές* vergleiche man Alc. 785

*τὸ τῆς τύχης γὰρ ἀφανές οἱ προβήσεται,
κἄστ' οὐ διδακτὸν οὐδ' ἀλίσκεται τέχνην.*

Vergl. ferner fragm. adesp. 102:

*τὸ μέλλον οὐδεὶς ἀσφαλῶς ἐπίσταται·
ἢ γὰρ τύχη βραχίαιαν ἦν λάβῃ ἑσπῆν,
καὶ τοὺς ταπεινοὺς . . .*

V. 484. Br. schreibt mit G. Hermann und Seidler *ὅς ἂν μέλλον κτενεῖν οἴκτω τὸ δεῖμα τοῦλέθρου νικᾶν θέλη οὐδ' ὅστις*. Er erklärt (briefliche Mitth.): „Der ist abgeschmackt, der dem Opfer, das er tödten will, durch Bemitleiden über den Todesschauer hinweghelfen will, — der auch, der selbst in solcher Lage klagt.“ Ich gestehe, dass mir der um eine so große Änderung erkaufte Gedanke nicht ganz unverdächtig scheint; zunächst ist die Subsumption von *μέλλον κτενεῖν* und *οἰκτιζόμενος Ἴδιην ἐγγὺς ὄντα* unter den gemeinsamen Begriff *οὐ σοφός* sehr eigentümlich: *οὐ σοφός* ist zunächst nur derjenige, welcher als *μέλλον θανεῖν* durch Anregung von Mitleid die Schrecken des Todes zu mildern sucht und angesichts des nahen Hades wehklagt. Zudem passt die Begründung *ὡς δὴ ἐξ ἐνός κτλ.* viel besser, wenn vorher ununterbrochen von dem Todescandidaten die Rede war. (Man vergleiche zu dem Gedanken Hel. 950 *ὡς πρὸς ἀνδρὸς εὐγενοῦς* und Hel. 992 *ἐλεινός*, welche beiden Begriffe mit *οὐ σοφός* correspondieren, wenn es sich auf den *μέλλον θανεῖν* bezieht.) Von dem Antheile Iphigeniens ist erst in den Worten *ἡμᾶς δὲ μὴ θορήναι σὺ* die Rede. Nach meiner Meinung ist nur die Änderung von *οὐχ* in *οὐδ'* nothwendig. Warum sollte der Dichter nicht wirklich

*ὅς ἂν μέλλον θανεῖν
οἴκτω τὸ δεῖμα τοῦλέθρου νικᾶν θέλει
οὐδ' ὅστις Ἴδιην ἐγγὺς ὄντ' οἰκτιζεται,
σωτηρίας ἀνελπίζ'*

geschrieben haben? Der Vorwurf der Tautologie erscheint mir

pedantisch: ist denn zwischen οἴκτω τὸ δεῖμα τοῦ ὀλέθρου νικᾶν θέλειν und τὸν Ἄϊδην ἐγγὺς ὄντα οἰκτιρῆσθαι nicht Unterschied genug? Einerseits: durch Erweckung von Mitleid sich über die Schrecken des Todes hinweghelfen wollen, andererseits: über den nahen Tod jammern.¹⁾ — V. 516 nimmt Br. mit Recht von Seidler-Hermann ὄρα auf statt des überlieferten ἔρα. Man vergleiche nur die ähnlich gearteten Wendungen mit σκέπτεσθαι und σκοπεῖν. — V. 521 hält Br. unvereinbar mit der nochmaligen Frage in V. 523 καὶ ποῦ ἴστι. Weil hat bekanntlich zuerst Anstoß genommen und λέκτρα vorgeschlagen.²⁾ Ich für meinen Theil fühle mich von Weckleins Erklärung („521 bezeichnet im allgemeinen die Rückgabe der Helena, daher die Frage in 523“) vollständig befriedigt; die Conjectur Br.s λῦμα ist daher wohl überflüssig. — V. 522. Hier ließe sich auf I. T. 548 und I. A. 659 ἄλλους ὀλεῖ πρόσθ' ἅμῃ διολέσασθαι ἔχει hinweisen. — V. 572. Wilamowitz schreibt V. 574 ὅς statt des überlieferten ὄτ'. Ich folge unbedingt der Auffassung, die Wilamowitz bei Br. gibt. „Wer von der Illusion frei ist und durch den Seherspruch als Verständiger zugrunde geht, der hat wenigstens nur eine λύπη — wie ich. Er bezieht sich auf 488; er selber darf von sich sagen: μωρίαν οὐκ ὀφλισκάνω.“ Vgl. die ähnliche Wendung 688 ἀπλᾶς δὲ λύπας ἐξόν, οὐκ οἶσω διπλᾶς, besonders aber Hel. 728 f.

ἐγὼ μὲν εἴην, καὶ πέφυχ' ὅμως λάτρεις,
 ἐν τοῖσι γενναίοισιν ἠριθμημένος
 δούλοισι, τοῦνομ' οὐκ ἔχων ἐλεύθερον,
 τὸν νοῦν δέ· κρείσσον γὰρ τόδ', ἢ δυοῖν κακοῖν
 ἐν ὄντα χρῆσθαι, τὰς φρένας τ' ἔχειν κακάς κτλ.

V. 588 bezeichnet Br. Weckleins Ἀργεῖος als das wahrscheinlichste; sollte nicht in ἀργεῖλαι ein Ausdruck für „zuverlässig“ enthalten sein? Vgl. 603 τῷδε μὲν δέλτον δίδου, πέμψει γὰρ Ἄργος, ὥστε σοὶ καλῶς ἔχειν. Etwas wie ὅστις ἀσφαλῶς μολῶν κτλ.? — V. 642 schreibt Br. nach Portus' Vorgang λέγουσ' ἀπίστους statt des überlieferten λέγουσα πιστούς. Ich zögere keinen Augenblick, Br.s Schreibung zuzustimmen. ἀπίστους allein passt zu dem Ethos der ganzen Stelle. Vgl. 638 ἀελπία, 797 πνθόμενος θανμάστ' ἐμολ. El. 579 f. — V. 672²⁾ schreibt Br. mit den Handschriften διήλθε und erklärt im Anschluss an Köchly: „διήλθε — τινά: damit meint Pylades die von Iphig. oben V. 578 mit den Worten εἰς γὰρ δὴ τιν' ἤκομεν λόγον eingeleitete und mit Orestes zuende geführte Übereinkunft, dass dieser allein sterben, Pylades aber gegen das Versprechen des

¹⁾ Zu dem sprachlichen Ausdrucke in V. 487 f. vgl. I. A. 1144 f. τὸ γὰρ ἀνάχαυτον τί δεῖ ψευδῆ λέγοντα προσλαβεῖν τῇ συμφορᾷ; ferner Phoen. 582 δύο κακῶ σπεύδεις, τέκνον, κείνων στερῆσθαι τῶνδ' ἐν μέσῳ πεσεῖν, dann Hek. 1230.

²⁾ Vgl. mit 674 Or. 1069 ἐπίσχεσ' ἐν μὲν πρώτῃ σοὶ μομφὴν ἔχω, με χρῆζειν σοῦ θανόντος ἤλπισας.

Botendienstes in die Heimat entlassen werden soll.“ Ich ziehe Porsons *διηλθου* vor. Man vergleiche zunächst V. 1029

1029 *ΙΦ.*: *ἔχειν δοκῶ μοι καινὸν ἐξεύρημά τι.*

1030 *ΟΡ.*: *ποιὸν τι; δόξης μετὰδος, ὡς κἀγὼ μάθω.*

Ich finde es unnatürlich, dass Orestes den Pylades auffordert, sich die Äußerung der Iphigenie durch Mittheilung selber erst verständlich zu machen; um wieviel natürlicher die Aufforderung, eines eigenen seelischen Vorganges durch Mittheilung sich erst recht bewusst zu werden! Auf *ἀτὰρ διηλθε χῆτερον λόγον* *τινά* erwartet man seitens des Orestes die Worte: „Was denn? Ich kann es nicht errathen, wenn Du es nicht sagst.“ Vgl. Or. 1326 *τις; οὐδὲν οἶδα μᾶλλον, ἦν σὺ μὴ λέγῃς.* oder Hek. 743, Hipp. 346, El. 619 *ἄρτι γὰρ μ' ἐσηλθέ τι.* *ΟΡ.*: *ἐσθλὸν τι μηνύσειας, αἰσθοίμην δ' ἐγὼ.* Vergleiche besonders auch H. F. 85 und meine Bemerkungen zu I. T. V. 753. — V. 693. Hiez u war zu vergleichen Or. 1076. — V. 718. Die feinsinnige Erklärung, die Köchly von der Überlieferung gibt, lässt jede Änderung durchaus überflüssig erscheinen. — V. 720 verwirft Br. mit Herwerden; ich halte dies (abgesehen von anderen Gründen) wegen der Aufeinanderfolge von *ἀτὰρ* und *ἀλλά* für unwahrscheinlich. Ich vergleiche Or. 1158 *σὺ γὰρ τὰ τ' εἰς Αἰγισθὸν ἐξεῦρες κακὰ καὶ πλησίον παρηῆσθα κινδύνων ἐμοί* und spreche die schüchterne Vermuthung aus, dass die beiden Verse in der Form *ἀτὰρ τὸ τοῦ θεοῦ σ' οὐ διεφθορέν γέ πω μάντευμα, καίτοι γ' ἑγγυὲς εἰστήκεις φόνου* dem Orestes gehören und nach 710 einzufügen sind. Man lese nun den ganzen Passus:

708 *καὶ χαῖρ'.* ἐμῶν γὰρ φίλτατόν σ' εὔρον φίλων,

709 ὦ συγκυναγὲ καὶ συνεκτραφεὶς ἐμοί,

710 ὦ πόλλ' ἐνεγκῶν τῶν ἐμῶν ἄχθη κακῶν.

719 ἀτὰρ τὸ τοῦ θεοῦ σ' οὐ διεφθορέν γέ πω

720 μάντευμα, καίτοι γ' ἑγγυὲς εἰστήκεις φόνου.

711 ἤμας δ' ὁ Φοῖβος μάντις ὦν ἐψεύσατο.

„Vieles hast Du mit mir erlitten, aber, so nahe Du auch beim Morde theilhaftig warst, vernichtet hat das Orakel dich noch nicht. mich aber hat Phoebus . . .“ Hierin liegt nicht etwa ein Bedauern, dass Pylades heil davon kommen könnte, sondern ein Abwägen der beiden Schicksale, das einen Beigeschmack von Unwillen über die Ungerechtigkeit des Phoebus enthält. Wie treffend andererseits 718 an 721 anknüpft, brauche ich nicht näher zu erörtern. — Zu V. 729 *οὐδεὶς αὐτὸς ἐν πόνοις <τ'> ἀνήρ ὅταν τε πρὸς τὸ θάρσος ἐκ φόβου πέσῃ* mag auf Hek. 598

ὁ μὲν πονηρὸς οὐδὲν ἄλλο πλὴν κακός,

ὁ δ' ἐσθλὸς ἐσθλὸς οὐδὲ συμφορᾶς ὕπο

φύσιν διεφθειρῶ, ἀλλὰ χρηστός ἐστ' ἀεὶ.

1) Die Einwände gegen *καίτοι γε* halte ich nicht für stichhaltig.

hingewiesen werden. — V. 753 liest Br. mit Bothe *ἀλλ' οὐ τις ἔστ' ἄκαιρος*. Ich schlage unter Vergleichung von Herakles 85 *ἦντιν' οὐν γνώμην ἔχεις, λέγ' εἰς τὸ κοινόν*, von I. T. 671 *εἰς τὸ κοινὸν δοῦς ἄμεινον ἂν μάθοις*, von Hel. 1037 (dort schreibe ich *εἰς κοινόν γε δός*) vor: *ἀλλ' ἄγε δός εἰς τὸ κοινόν*, wovon ich *εἰς τὸ κοινόν* mit mehr Sicherheit als *ἀλλ' ἄγε δός* vorbringe. — V. 803. Br. versieht den Vers mit einem Krenz und bemerkt: „Der Vers ist in dieser Form weder hier noch irgendwo sonst im Stücke am Platze. Wenn er ursprünglich lautete: *τάχ' οὐν ἐρωτῶν σ' εἰς τὰ πιστ' ἀφιξομαι*, so konnte er eine schlechte Variante zu 811 sein, welche durch irgend einen Zufall an diese Stelle verschlagen wurde.“ Ich glaube aber, dass sich die Sache so verhält: Orestes wünscht eine vollständige Erzählung der Schicksale Iphigeniens, um nicht mit einem Bruchstücke derselben vor die Adressaten hintreten zu müssen und nicht so ihr Misstrauen zu erwecken. Ich schreibe, und zwar unter Br.s schriftlicher Zustimmung:

τάχ', ἦν μ' ἐρωτῶσ', εἰς ἄπιστ' ἀφιξομαι.

„Leicht, wenn sie mich fragen, kann ich ihr Misstrauen erwecken.“ Auch er will das Vertrauen erwecken, welches Elektra bekundet auf die misstrauische Frage des Anturgos El. 356

ΑΥ: οὐκ οὖν τὰ μὲν λεύσσοι, τὰ δὲ σὺ ποὺ λέγεις;

ΗΛ: ἴσασι, οὐδὲν τῶνδ' ἔχουσιν ἐνδέεις.

V. 804 sucht Br. *μεστόν* durch Andr. 314 *εἰ μὴ τόδ' ἐκλιποῦσ' ἐρημώσεις πέδον* und einer Stelle aus Tibull „*erroribus expleat urbes*“ und mit Beziehung auf 568 *ἔστ', ἄθλιος γε κοῦδαμόν καὶ πανταχοῦ* zu erklären. Sollte nicht folgende Auffassung zugrunde liegen: Ist Argos und Nauplia voll von Orestesen oder vielmehr von Pseudoorestesen, so dass einer von ihnen hier, *εἰ ποῦ* dort ist? worauf Orest antwortet: Dort ist er ja nicht. Ich erinne an Hel. 490 f.

*ἀλλ' ἢ τις ἔστι Ζηνὸς ὄνομ' ἔχων ἀνὴρ
Νείλου παρ' ὀχθῆς; εἰς γὰρ ὃ γε κατ' οὐρανόν.*

*Σπάρτη δὲ ποῦ γῆς ἔστι πλὴν ἵνα ῥοαὶ
τοῦ καλλιδόνακός εἰσιν Εὐρώτα [μόνον];*

διπλοὺν δὲ Τυνδάρειον ὄνομα κλήζεται;

Λακεδαιμόνος δὲ γαῖά τις ξυνώνυμος

Τροίας τ'; ἐγὼ μὲν οὐκ ἔχω τί χροὴ λέγειν.

πολλοὶ γάρ, ὡς εἴξασι, ἐν πολλῇ χθονὶ

ὀνόματα ταῦτ' ἔχουσι καὶ πόλις πόλει

γυνὴ γυναικί τ' οὐδὲν οὐν θαυμαστόν.

V. 819. Mit der Erklärung, welche Br. gibt, bin ich vollständig einverstanden. Zu vergleichen war auch 859 *δόλια λέκτρα* und Hel. 88 *ψευδονύμφεντοι γάμοι*. — V. 827—899. Den psychologische Charakter dieser Scene analysieren Wilamowitz und Bruhn außerfeinsinnig. — V. 838. Ein richtiges Gefühl hält Br. davon ab einerseits sich bei der Überlieferung zu beruhigen, andererseits d

scheinbar naheliegende Erklärung: „besser als es der Fall sein würde, wenn es auf bloßem Gerede beruhte,“ beiseite zu lassen. Auch die Beziehung auf Suppl. 844 bietet nichts Lösendes. Sollte nicht mit Rücksicht auf Ion 1426 ἢ μόνω τῷ δ' εὐτυχεῖς; zu schreiben sein: ὃ χρεῖσσον ἢ λόγοισιν εὐτυχῶν <μόνοις> „O du, der du durch mehr als durch deine dich legitimierenden Berichte das Rechte triffst“, d. h. „der du auch die Stimme der Natur reden machst“. ἐμοῦ ψυχᾶ ist, wie schon Wecklein sah, Glossem. — V. 872 schreibt Br. <τίς> τύχα μοι συγχωρήσει τινά σοι πόρον εὐρομένηα πάλιν <αὐ' ξένας σ'> ἀπὸ πόλεως, V. 884 ergänzt Wilamowitz οὐχὶ ναί'ω στόλῳ ἀλλὰ ποδῶν ὀπιᾶ; V. 895 Br. ἢ θεός ἢ βορῆς ἢ τί <μέσον τῶνδ' ὄν> τῶν ἀδοκίτων, Änderungen, die alle sinngemäß sind, wenn sie auch nicht von einleuchtender Evidenz sein können. — V. 912 lässt Br., gewiss weil er nichts vollkommen Unanfechtbares bieten wollte, lieber unerörtert. Eine Vergleichung mit Aesch. Choeph. 512 f. πρὸ ἐσθαι δ' οὐδ' ἐν ἔστ' ἔξω δρόμου, πόθεν χάρις ἐπεμψεν, brachte mich auf die Vermuthung, dass wir οὐδ' ἀποστήσει λόγου entsprechend dem ἔξω δρόμου (schol. ἔξω τοῦ προκειμένου) aufzufassen haben: und es wird mich dem Gegenstande des Gespräches nicht entfremden die Frage... Zu 914 muss meines Erachtens die Emendation nach Hel. 663 λέγ', ὡς ἄκουστέ πάντα δῶρα δαιμόνων gesucht werden. — V. 939 halte ich nicht für heil. Die Correctur wird im Anschluss an 1060 καὶ πρῶτα μὲν μοι τοῦ λόγου τὰ δ' ἀρχέτω erfolgen müssen. Vgl. Hel. 662 πικρὰν ἐς ἀρχὰν βάλεις. Vielleicht ἀρχαὶ δ' αἶδε μοι πικρῶν λόγων.¹⁾ — V. 951 schreibt Br. nach einer Conjectur von Wilamowitz σιγῇ δ' ἐτεκτῆναντο πρόσφθεγκτόν μ', ὅπως κτλ. „sie erfanden sich eine Kunst, ihn durch Schweigen anzureden“. — V. 989. Die Erklärung, welche Wilamowitz gibt, wird die Überzeugung, dass nach 993 eine Lücke ist, nicht erschüttern können. Hierbei stört mich nicht etwa sosehr die rasche Aufeinanderfolge von νοσοῦντα οἶκον ὀρθῶσαι πάλιν und σφῶσαιμι οἶκους. „Ich will Dich retten und das Haus wieder aufrichten; denn ich brauche Dich dann nicht zu tödten und rette das Haus.“ Das klingt uns allerdings tautologisch, aber vielleicht nicht dem Griechen, dem die Erhaltung des Stammes wertvoll und wichtig genug erscheinen konnte, um sie in dieser auffälligen und dringenden Weise zu erwähnen. In bemerkenswert ähnlicher Aufeinanderfolge steht V. 697 οὐδ' ἄπαις δόμος πατρῶος . . . καὶ δόμους οἶκει πατρός. Aber die Erläuterung, welche Willamowitz gibt: („Denn dies beides [sc. dich retten und das Haus erhalten] glaube ich zu können

¹⁾ Auffallend ähnlich ist El. 1060 λέγοιμ' ἄν' ἀρχή δ' ἦδε μοι προοίμιον. Weil προοίμιον, Herwerden ἀρχή δ' ἦδε μοι λόγου πλείε, Schenkl πικρῶν λόγων, Keene πρῶτην λόγου (προοίμιον sei Glossem). Das einzig Richtige ist Vitellis ἐν γῇ δ' ἦδε μοι προοίμιον.

(994 σφαγῆς — 995 οἴκους), nur muss ich dabei umkommen (995 τὴν θεόν — 998 λόγος). Es wäre wirklich schön, wenn wir Beide gerettet werden könnten. Aber Deine Rettung ist nur um den Preis meines Todes möglich etc.“) paraphrasiert Gedanken, die in dieser Form und in dieser logischen Abfolge sich im Text eben nicht vorfinden. — V. 999. Das Lemma in der Anmerkung εἰς ἐν ταῦθ' ὁμοῦ γενήσεται zeigt, dass Br. diese Conjectur auch in den Text setzen wollte. Ist vielleicht zu schreiben: ἀλλ' εἰ μὲν ἔστιν ὡς θ' ὁμοῦ γενήσεται? τοῦτο wird niemand vermissen, aber ein Schreiber hat es vermisst und darüber geschrieben. Man vgl. I. T. 1018, Hipp. 705, Alc. 53. — V. 1071. Mit Recht hält Wilamowitz die Incongruenz, die sich aus der Erwähnung der τέκνα an unserer Stelle ergibt, nicht für wichtig genug, um den Vers zu verdächtigen. — V. 1120. Die Verbesserung Br.s μεταβάλλειν δυσδαιμονία τό τε μετ' εὐτυχίαν κτλ. erscheint mir sehr plausibel. Den Infinitiv ohne Artikel gebraucht Euripides als Subject auch Tro. 470 κικλήσκων, I. A. 984 ὠφελεῖν, 565 ἐσοῶν, Herakles 556 ἀτιμάσαι, Supp. 303 usw. — Zu V. 1134, wo Br. statt πόδα πνοαί schreibt, muss ich für meinen Theil bemerken: non liquet. — V. 1145 lässt Br. die Frage, was für παρθένος εὐδοκίμων γάμων zu setzen sei, in suspenso; seine Bemerkung, dass der Begriff μελλόγαμος zu suchen sei, gibt der Emendation eine richtige Tendenz. — V. 1168 erscheint das τό der Überlieferung mit Recht beibehalten. — V. 1173 schreibt Br. κοινοῦργῶ ξίφει statt κοινωνῶ ξίφει, eine Änderung, welche unnöthig erscheint. — Den V. 1214 wird eine Ergänzung — wenn auch nicht die von G. Hermann — leicht dem Zusammenhange einfügen. Vielleicht antwortet Iphigenie auf die Worte des Thoas: τοῦτ' ἔλεξας εἰς ἐμέ' mit πῶς γὰρ οὐχί; worauf Thoas: ὡς εἰκότως σὲ πᾶσα θανατᾷζει πόλις. — V. 1478 schreibt Br. τί γὰρ; πρὸς τοὺς σθένοντας θεοὺς ἀμιλλᾶσθαι κενόν (statt καλόν); das ist wahrscheinlicher als Stadtmüllers τί — πλεόν.

Ich schließe hier meine Bemerkungen, nicht ohne nochmals mit Genugthuung auf die wertvolle Bereicherung zurückzublicken, welche die Euripideische Literatur durch Bruhns Arbeit erfahren hat.

Nachtrag zu V. 572 f. Ich benütze die Gelegenheit, eine Bemerkung in meinen „Studien zu Euripides“ p. 87 hier richtigzustellen. Der dort geäußerte Vorwurf gewaltsamer Änderung war irrthümlich auf Mekler ausgedehnt; derselbe hat an den in Rede stehenden Versen nichts geändert, sondern vor V. 572 einen Vers ergänzt.

Prag.

Eugen Holzner.

Incerti auctoris de ratione dicendi ad C. Herennium libri IV (M. Tullii Ciceronis ad Herennium libri VI) edidit Fridericus Marx. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCIV. gr. 8°, 554 (Prolegomena 180, Text und Commentar 195, Indices 179) SS.

Seitdem Richard Volkmann ¹⁾ die reichen Lichtstrahlen, welche einst von der Redekunst als dem Mittelpunkte des gesammten griechisch-römischen Unterrichtswesens ausgingen, in einem Brennpunkte aufgesammelt und für die Jünger classischer Studien zu einem abgerundeten Bilde vereint hat, erwachte allmählich auch für die geschichtliche Entwicklung der Rhetorik und ihrer einzelnen Systeme regeres und allgemeineres Interesse. Denn als Pfadfinder auf diesem wüstesten Gebiete literarischer Überproduction des Alterthums hatte Volkmann in seinem Werke nicht anders, als es die antiken Meister der Rhetorik thaten, die Lehren sehr verschiedener Zeiten, Orte und Personen miteinander verspinnen und verquicken müssen, um in dem „krausen Gewirre rhetorischer Begriffe und Kunstausdrücke“ den rettenden Ariadnefaden gewinnen zu können. Auf eine historische Analyse des überlieferten Materials aber, das vielfach in Trümmern und eingearbeitet in jüngere Werke auf uns gekommen ist, durfte er sich nur gelegentlich eulassen, wenn es der Zweck seines Buches, eine systematische Übersicht zu bieten, gestattete und überhaupt der weite Umfang seiner Studien ein tieferes Eingehen in dieser Richtung zuließ. Georg Thieles Hermagoras (Ein Beitrag zur Geschichte der Rhetorik, Straßburg, K. J. Trübner 1893) und insbesondere Marx' jüngst erschienene Ausgabe des Pseudo-Cornificius, welche den Gegenstand dieser Anzeige bildet, dürfen nun als die ersten größeren und wohlgeleitungenen Versuche begrüßt werden, jenem Bedürfnisse nach gründlicher Sonderung, Abgrenzung und Erforschung der verschiedenen von Volkmann durcheinandergeworfenen Theorien abzuhelfen; sie zeigen uns zugleich von neuem die mühevollen Arbeit, mit welcher auf diesem Felde jede Handbreit wissenschaftlicher Erkenntnis verdient und *sudando multum frustraue laborando* erobert werden muss.

Den bunten Meinungen über den Auctor ad Herennium, als welchen man der Reihe nach Gallio, Virginius Rufus, Antonius Gniphio, L. Aelius Stilo und schließlich den Rhetor Cornificius, ja selbst den gleichnamigen Lyriker gelten oder auch nicht gelten ließ, entzieht der neueste Herausgeber in gehaltvoller Untersuchung den trügerischen Boden, auf dem sie emporgediehen. ²⁾

¹⁾ Die Rhetorik der Griechen und Römer in system. Übersicht dargestellt von Dr. R. Volkmann. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1885 (1. Aufl. 1872, Nachdruck 1874); vgl. desselben Verfassers Rhetorik der Griechen und Römer im II. Bande des Iwan Müller'schen Handb. d. class. Alterthumswiss., Nördlingen 1885.

²⁾ S. Prolegg. p. 69 sqq.; vgl. Berl. phil. Wochenschr. 1890, S. 1008.

Am glaublichsten unter allen wurde nämlich die Autorschaft des Cornificius mit einigen Stellen Quintilians gestützt, an welchen dieser aus einem nicht näher bezeichneten Werke jenes Schriftstellers nicht bloß Kunstausrücke sondern ganze Sätze anführt, die sich alle auch in der Rhetorik an Herennius¹⁾ finden. Aber aus dieser Thatsache zu schließen, dass Quintilian unsere Rhetorik benützt haben müsse und der Verfasser derselben niemand anderer als der öfter von ihm genannte Cornificius sei, ist übereilt und unrichtig aus zwei Gründen gewesen: Merkwürdig nämlich, dass Quintilian entgegen der bekannten Untugend alter Compiler, die einleitenden Partien der von ihnen benützten Werke sorgfältiger und ausgiebiger zu excerpieren, als Mitte und Ende derselben, nur aus einem Theile des vierten Buches citiert haben soll, dagegen an keiner einzigen Stelle aus dem I., II., III. oder Anfang des IV. Buches (cap. 1—12) auch nur verschwiegen geschöpft hat; noch merkwürdiger, dass er IX, 3, 89 (vgl. III, 1, 21) jenen Cornificius unter diejenigen Schriftsteller einreißt, *qui figuras non ut partem operis transcurrerunt, sed proprios libros huic operi dedicauerunt*, dass also eben jener Cornificius nur eine Monographie de figuris (*περὶ σχημάτων*), nicht eine vollständige Rhetorik geschrieben haben kann, wie der Auctor ad Herennium, der diesen Gegenstand in einem Theile des IV. Buches und nicht ein bischen ausführlicher als Quintilian selbst besprochen hat. Der von diesem excerpierte Cornificius kann somit der Auctor ad Herennium umso weniger sein, als überdies des Cornificius Lehrbuch von den Figuren wahrscheinlich später als die Rhetorik an Herennius entstanden sein dürfte;²⁾ für die auffallende Übereinstimmung aber, welche der Auctor mit Cornificius zeigt, können wir nur eine einzige Erklärung finden und aufstellen: „utrumque scriptorem praeceptoris eiusdem sermones uel dictata in commentariolos suos retulisse“ (pp. 73, 130). In der anonymen Rhetorik an Herennius liegt uns nämlich nach Marx' überzeugender Beweisführung eine Art antiken Collegienheftes vor, ein *σχολίων ὑπόμνημα*, *specimen commentarii scholastici singulare et egregium ex antiquitate seruatum*, das ein kaum dem Knabenalter entwachsener Abiturient einer römischen Rhetorenschule (wahrscheinlich der des Marianers L. Plotius Gallus) zusammengeschrieben

¹⁾ S. zu IV 14, 20; 15, 22; 18, 25; 21, 29; 22, 30; 25, 35; 29, 40; 36, 48 (ed. Marx). Über die zuerst von Petrus Victorius (Venetia apud Iuntam a. 1537) behauptete Autorschaft des Cornificius vgl. Marx Prolegg. p. 66 sqq. mit Kayser im Münchner Gel. Anz. 1852 und in seiner Ausg. p. VI sqq. Aus dem Prooemium des Werkes ergibt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit, dass der ursprüngliche Titel gelautet habe: *de ratione dicendi (ad C. Herennium libri IV)*; Sicheres ist allerdings nicht herauszubringen: *-nam nihil probabilius quam librum antiquitus titulo caruisse-* (Marx p. 5).

²⁾ Prolegg. p. 72 sq.; vgl. A. Weidner, Ciceronis art. rhet. libri II, Berol. 1878, prolegg. p. VIII.

und seinem Freunde und Verwandten Herennius zu privatem Studium als Angebinde gegeben hat. Aus dieser Genesis des Werkes erklärt sich die schwerfällige, oft kindische Darstellungsweise desselben¹⁾ und der eigenthümliche Gegensatz zwischen dem Inhalte, der dem Munde eines Lehrers abgelauscht wurde, *qui minime tradiderit eam quam ipse inuenerit doctrinam, sed artis cuiusdam Graecae praecepta docuerit uerbis Latinis* (p. 82), und der Form, in welcher der Schüler, *adolescentulus immaturus et satis indoctus*, die Worte seines Meisters, *praecepta et dictata magistri modo ad uerbum transscripta modo paullulum mutata et additamentis aucta*, in vier Büchlein mittheilt, die er selbst mit Übergängen, Nach- und Vorworten nothdürftig und unpraktisch zusammengeschweißt hat: „Totus stilius ratioque dicendi qua utitur scriptor nunc egregius et perfectus est ueluti in exemplis et praeceptis, quibus doctoris dictata sequitur, nunc admodum *μειρακιώδης* et *ληρωδης* ueluti in transitionibus, proemiis, epilogis omnibusque additamentis ab illo ipso conscriptis“ (p. 86).

Ähnlich verhält es sich mit Ciceros Büchern de inuentione, deren Inhalt gleichfalls nicht aus dem Kopfe ihres jugendlichen „Verfassers“ entsprungen, sondern aus den Vorträgen eines seiner Lehrer entstanden ist,²⁾ über dessen Namen oder Persönlichkeit nichts Gewisses mehr erforscht werden kann. Auch den Zeitpunkt, in welchem Cicero jene Vorträge unter seiner Firma veröffentlicht hat, können wir nicht apodiktisch festsetzen. Denn nur der Zeitraum, in welchem er sie gehört haben dürfte, lässt sich nach Marxens scharfsinniger Beweisführung auf die Jahre 94 bis 91 begrenzen, zumal die Ereignisse des Marsischen Krieges (91–89) und der Folgezeit in dem Buche nirgends erwähnt sind.³⁾ Schon darin aber zeigt sich ein bedeutsamer Unterschied zwischen der Ciceronischen Jugendschrift und unserer anonymen Rhetorik: „quam qui legit,“ sagt Marx praef. p. 77, „sibi uidetur audire tumultum Marsicum et Marianum, sociorum querelas et fremitus, nobiles Romae sese inuicem arguentes, calumniantes, sentire iudiciorum strepitum lege Varia lata, tum Sulpicii turbas leges, exitum tristem ac funestum.“ Hat also überhaupt jene von Kayser und anderen insbesondere auf Grund von ad Her. I, 6, 9; 9, 16 und Cic. de inu. I, 17, 23 aufgestellte Behauptung, dass der Auctor ad Herennium dem Cicero vorgelegen und von diesem in den Büchern de inu. ausgiebig spoliirt worden sei,⁴⁾ das Recht der Wahr-

¹⁾ Vgl. Marx p. 86 sqq. das Capitel *De stilo scriptoris puerili*.

²⁾ Pag. 81 sq.: „In libris de inuentione seruata nobis est ars quaedam Graeca quam Ciceronis praeceptor eodem modo uertit Latine quam C. Valgius Apollodori praecepta, Iuba Heliodori metrica, Hieronymus Eusebii chronica, Priscianus Apollonii syntaxin.“

³⁾ Dass auch die Veröffentlichung nicht viel später erfolgt sein könne, als um das Jahr 90, ist wohl selbstverständlich; vgl. dagegen Philippson in Fleckeis. Jahrb. 133, S. 422.

⁴⁾ Vgl. C. L. Kayser in seiner Ausg. p. X; F. Bader, De Ciceronis rhetoric. libris, Gryphisw. 1869, p. 6 sqq.; L. Spengel im Rhein.

scheinlichkeit für sich? Keineswegs. Denn abgesehen davon, dass sich nicht recht einsehen lässt, *qui factum sit ut Cicero, cum libros ad Herennium exscriberet, omnia illa exempla, quae et ad bellum Marsicum et ad Marianum pertinent, omiserit neque ullam rem passus sit inueniri in suis libris gestam post annum fere 92* (p. 128), abgesehen davon sprechen auch andere Gründe gegen jene so oft wiederholte Annahme:

1. Die vom Lehrer des Auctors gegebenen Übungsthemen, welche für Knaben aus dem Volke, nicht für Kinder der *nobiles* berechnet sind, deren Söhne Beispiele wie IV, 55, 68 kaum gleichmüthig hingenommen hätten,¹⁾ sind alle bis auf IV, 22, 31 und 25, 34 aus der römischen Geschichte geschöpft und zwar mit Ausnahme von IV 44, 57 (*mors Decii*) und 53, 56 (*L. Brutus*) kein einziges aus der Zeit vor dem Kriege mit Hannibal.²⁾ Anders in de inu., wo viele Aufgaben der älteren, und nicht bloß der römischen, sondern auch der griechischen Geschichte entnommen sind, während der Auctor seine evidente slavische Abhängigkeit von den Griechen überall, nöthigenfalls dadurch zu verhüllen bestrebt war, dass er das Beispiel im römischen Sinne umänderte, *quo magis institutis populi Romani conueniret*.

2. Selbst die Namen griechischer Schriftsteller hat der Auctor ad Herennium ausgemerzt, ganz anders als Cicero, der den Tisias, Korax, Gorgias, Sokrates, Isokrates, Aristoteles, Theophrast, Aischines Sokraticos, Xenophon, Apollonios, Hermagoras, Euripides erwähnt, so dass im Zusammenhalte mit anderen Indicien der Schluss Berechtigung gewinnt, dass die beiden Lehrer, deren Vorträge Cicero und der namenlose Freund des Herennius benützt haben, zwei Parteien unter den römischen Schulmeistern repräsentieren, eine griechenfreundliche und eine römisch-nationale, die sich gegenseitig befehdeten: „Nulla re magis duorum operum natura diuersissima intellegitur neque quisquam hac re cognita Ciceronem et scriptorem ad Herennium ex eodem ludo profectos esse atque ab eodem praeceptore institutos arbitrabitur.“³⁾ Nam scriptoris ad Herennium praeceptor rhetoricam Latinam ita docuit ut Graecos scriptores omnino siecerit et tamquam furca expulerit ex sua ciuitate. At Ciceronis praeceptor nec Graecis litteris dignitatem nec Graecis scriptoribus suam negauit gloriam, quorum ne nomina

Mus. 18, 495; Thiele, Quaest. de Cornificii et Cic. artibus rhetor., Gryphisw. 1889, p. 19; Marx im Rh. Mus. 43, 397 und in der Berl. phil. Wochenschr. 1890.

¹⁾ S. dagegen Thiele, Hermagoras S. 17: „Dem jungen Cicero wäre es jedenfalls ziemlich gleichgiltig gewesen, welcher Richtung oder Partei der Rhetor angehörte, dessen Vorträge er nachschrieb.“

²⁾ Vgl. H. E. Bochmann, De Cornificii rerum Romanarum scientia, Lipsiae 1875.

³⁾ Kießling und Thiele erklärten die Übereinstimmung Ciceros und des Auctors aus einer gemeinsamen lateinischen Vorlage: Marx leugnet sogar eine gemeinsame griechische Urquelle.

quidem in suis sermonibus audiri Latinus ille rhetor passus est. Cui scilicet homini Demosthenes, Homerus, Hermagoras numquam videntur uixisse: auctores laudari poterant tantummodo Catones, Crassi, Ennii, Caellii“ (p. 115).

3. Ein genauer Vergleich von *de inu.* und *ad Her.* zeigt nicht nur manchen wesentlichen Unterschied, so beispielsweise in der Statuslehre, sondern erweist auch, dass Cicero an vielen Stellen ausführlicher und genauer ist, so unter anderem I, 19, 27 Beispiele beibringt, die der Auctor an der parallelen, mit der Ciceronianischen nahezu gleichlautenden Stelle (I, 8, 13) völlig unterdrückt hat.

4. Die bekannte Stelle I, 9, 16, an welcher sich der Auctor rühmt, *de insinuationibus noua excogitasse*, kann bei genauerer Untersuchung der Glaubwürdigkeit unseres anonymen Scholaren nicht anders, denn als eine freche Renommage aufgefasst werden, scheint überdies (wie alles, was die Römer in der Rhetorik geschrieben haben) *ad uerbum* oder doch nahezu wörtlich aus einer griechischen Quelle übersetzt zu sein und gestattet im Zusammenhange mit *de inu.* I, 17, 23 nur die eine gesicherte Annahme, dass jener griechische Leitfaden, auf welchen die Rhetorik an Herennius zurückgeht, älter gewesen sei als derjenige, welchen der Lehrer Ciceros benützt und übersetzt hat, während umgekehrt die Anzeichnung der Vorträge durch Cicero früher erfolgt sein dürfte, als die der Lehrschrift an Herennius durch den Auctor. Denn in der That verweist der Inhalt der Rhetorik an Herennius, insbesondere die vielumkämpfte Stelle IV, 54, 68, die man mit Unrecht auf Sulla (statt auf Marius) bezogen hat,¹⁾ auf eine spätere Zeit der Redaction als Ciceros Jugendwerk, dessen Materie, wie wir oben erwähnt haben, zwischen 94 bis 91 von Ciceros Lehrer tradiert und wohl auch bald darauf durch seinen Schüler herausgegeben worden sein muss: „Nam praecepta illa quae exstant in arte ad Herennium tradita esse consentaneum est post annum 86 cum Marius septimum esset consul, ante annum 82 quo Sulla rempublicam constituit, illo tempore quo Mariani in urbe dominabantur Plotiusque ille summo cum successu in urbe docuisse est putandus. Ex eius schola si scriptor ad Herennium profectus est, Cornificius quoque, qui de figuris librum illum conscripsit a Quintiliano adhibitum, item erat Plotianus. Quis fuerit Cornificius ille non constat: Cornificium Gallum grammaticum qui Vergilium admodum frigide reprehendit GL V p. 43, 2 propter cognominis similitudinem ad hanc adducere quaestionem nolo: alios maiore cum probabilitate Cornificios demonstrare nequeo“ (p. 155 sq.).

Im Verlaufe und mittels dieses zwingenden Nachweises: dass das Werk *de inuentione* unmöglich durch die Rhetorik an Herennius beeinflusst worden sein könne und

¹⁾ Marx, Rhein. Mus. 43, 398 und Prolegg. p. 153 sqq.

diese selbst mit Unrecht dem Cornificius zugeschrieben wurde, sind wir aber dem Quellengebiete der drei *artes Latinae*: der Ciceronischen Bücher de inuentione, der *ars dicendi* ad Herennium und der Figurenlehre des Cornificius, um ein beträchtliches Stück nähergerückt und gelangen schließlich unter Marx' fesselnder Führung nach Rhodus, der berühmten Pflanzstätte alter Kunst und Wissenschaft: „Hodie sunt qui serua omnia eius modi studia Pergamo arbitrentur Romam esse arcessita: illo uero tempore Pergamum quis studiorum causa petenti non inuenio, Rhodi litteris eruditi esse perhibentur Scipio Aemilianus, Q. Scaeuola, Q. Metellus Numidicus cum Stilone, Ser. Sulpicius, M. Antonius orator, Cicero, M. Brutus, C. Cassius, C. Pompeius, C. Caesar, T. Torquatus, M. Fauonius alii. Rhodii fuerunt clarissimi orbis terrarum qui illis temporibus uixerunt literatos Panaetius, Posidonius, Hecato philosophi, Apollonius ὁ μαλακός et Apollonius Molonis filius rhetores Rhodi denique duo extiterunt rhetoricae praeceptores, qui sese impugnarent in artibus suis, quorum uetustiore usus est praeceptor Latinus ille, quem scriptor ad Herennium sequi se ipse profitetur inter annos 86 et 82. Omnia praecepta a doctore suo dictata anonymum ad Herennium descripsisse ad uerbum additis perpaucis supplementis ex consensu Cornificii, qui ex eodem ludo profectus scripsit περὶ σχημάτων. euincitur. Eodem modo Cicero auditas paulo ante bellum Marsicum praeceptoris sui scholas et in commentarios suos relatas adiectis prooemiis et epilogis edidit anno incerto homo praecocis ingenii doctus industrius: neutrum opus, quae erat auctoris uoluntas et consilium, in multorum manus uenire debebat. Usus est Ciceronis praeceptor recentiore illa arte Graeca; uterque doctor Latinus uetustioribus artibus Latinis qualis erat Antonii liber alii, quorum memoria seruata non est.“¹⁾

Bei keinem Werke der profanen Literatur scheint sich deutlicher zu zeigen, wie aussichtslos und verfehlt es allemal gewesen ist, die Arbeit der „niedereren“ Kritik, die Prüfung und Heilung des überlieferten Textes en detail, betreiben zu wollen, bevor nicht die Aufgabe der „höheren“, die Ermittlung der Herkunft und Abfassungszeit des Inhaltes, im großen und ganzen erfolgreich gelöst worden war. Der unmethodischen Ausgabe C. L. Kaysets (*Cornificii rhetoricorum ad C. Herennium libri IIII*, Lipsiae 1854) und der mangelhaften Recension W. Friedrichs (Leipzig 1884 im I. Bande der C. F. W. Müller'schen Gesamtausgabe des Cicero) fehlten so die leitenden Gesichtspunkte, die sich Marx in jahrelanger Arbeit allmählich erobert und nunmehr in den umfang- und inhaltreichen Prolegomena seiner Ausgabe gegen den lautgewordenen Widerspruch berufener Mitarbeiter zumeist siegreich vertheidigt

¹⁾ S. Prolegg. pp. 157 und 161 sq.; Berl. phil. Wochenschr. 1830, S. 1006; vgl. Thiele, Hermagoras, SS. 95, 129, 168 f., 188.

haben dürfte. Auf dem beschwerlichen Wege streng historischer Forschung ist es ihm endlich gelungen, die Erklärung für mancherlei charakteristische Eigentümlichkeiten des Werkes zu gewinnen, die den früheren Herausgebern stets von neuem die Veranlassung zu ungerechtfertigten Verschneidungen und vermeintlichen Besserungen des überkommenen Textes boten, da sie auf alleiniger Grundlage ihres handschriftlichen Apparates nicht bis zur Erkenntnis der Genesis und wahren Indoles unseres Werkes vorzudringen vermochten. Die Fragen nach der Echtheit der Übergänge, Vor- und Nachworte,¹⁾ nach der Verträglichkeit gewisser Unebenheiten und Sprünge in der Darstellung, mancher Fehler gegen die logische Gliederung des Gedankenganges und anderer, selbst sachlicher Blößen mit dem Bilde eines „zielbewussten, klardenkenden, seinen Stoff innehabenden Schriftstellers“,²⁾ als der uns bisher der Auctor *κατ' ἐξοχήν* mit merkwürdiger Verblendung in Literaturgeschichten und Einzelschriften geschildert wurde, die Ausforschung der stilistischen Eigenheiten desselben, z. B. im Gebrauche der Synonyma und neugebildeter Ausdrücke und Wortformen, die Untersuchung darüber, ob die griechischen Kunstausrücke mit griechischen Lettern oder in lateinischer Transcription dem Contexte einzufügen seien, und manches andere bisher ungelöste Problem finden solcherart durch den jüngsten Herausgeber ihre Erörterung und Erledigung mit Beweisen, die desto überzeugender wirken, je seltener er hiebei trotz des Conservativismus, dem er in textkritischen Fragen huldigt, die gerade bei unserem Werke oft bedenklich wankende Auctorität der zahllosen Handschriften als einzige Prämisse ansetzt. Neun derselben hat Marx persönlich von neuem verglichen und in seinem kritischen Apparate sorgsam verwertet. Sie zerfallen in zwei streng geschiedene Familien, eine lückenhafte ältere **M** und eine durch *doctores medii aevi* vervollständigte jüngere Gruppe **E**. Die besten Vertreter der älteren sind der Herbipolitanus (Wirzburgensis) saec. IX./X. (H) und der Parisinus 7714 saec. IX. (P), der jüngeren der Bambergensis 423 M V 8 saec. XII./XIII. (b); die wichtigste Frage für die Reconstruction des Textes ist, ob das, was die zweite Familie mehr hat, aus einer verlorengegangenen vollständigen Handschrift stammt oder für Interpolation zu halten ist: „Nam homo ille quisquis fuit qui saeculo fere XII archetypum codicum **E** composuit, ad nouam illam librorum ad Herennium recensionem conficiendam tribus usus est subsidiis: codice quodam classis **M**, codice illo deperdito integro, suis coniecturis et emendationibus“ (p. 39). Eine sichere Entscheidung

¹⁾ So besonders des Epilogs IV 56 extr. (vgl. Prolegg. p. 84 sqq. und 90 sqq.).

²⁾ S. M. Schanz, Gesch. d. röm. Literatur in Iwan Müllers Handb. d. class. Alterthumswiss. VIII, S. 295; man vgl. die ähnlichen Urtheile Bernhardys und Teuffels.

ist oft überaus schwierig: „Nec **M** nec **E** recensio[n]is si quaeris lectiones omnibus locis semper pro genuinis habendae sunt, sed unaquaeque scriptura condicione sententiae et ratione consuetudinis dicendi, qua utitur scriptor, examinata aut adhibenda erit aut reicienda. Saepenumero enim recensio[n]is **E** auctor ea, quae in codice suo familiae **M** inuenit, emendatiora et meliora esse arbitratus est, quae in codice nouo et integro exstabant, haec plane neglexit, illa in nouo suo exemplari recepta propagauit. Nonnumquam autem lectiones codicis illius integri recepit uel corruptas“ (p. 40 sq.). An dieser peinlichen Verwicklung sind zum großen Theile die eigenthümlichen Schicksale des Werkes schuld, das in seiner Heimat Rom niemals bekannt geworden ist, nicht einmal von Marius Victorinus, Nonius Marcellus, Grilius, Iulius Rufinianus gekannt oder gar benützt wurde, und überhaupt unter den alten Schriftstellern nur bei Hieronymus, Rufinus Antiochensis und Priscianus Beachtung und Erwähnung gefunden hat, nachdem es ungefähr um 350 n. Chr. auf afrikanischem Boden *ex scriniis domus cuiusdam Herenniae uel Herenniorum adfinis* ans Licht gezogen und (wie durch eine merkwürdige Subscriptio des cod. Herbipolitanus¹⁾ wahrscheinlich gemacht wird) von irgendeinem *literator* dem reichen Romanianus von Tagaste, dem aus Augustin bekannten Vater des Dichterlings Licentius und Gönner der Künste und Wissenschaften,²⁾ zum Geschenke gegeben worden war. Aber schon im VI., VII. und VIII. Jahrhundert war das Buch wieder verschollen, da weder Isidorus noch Beda oder Alcuin eine Bekanntschaft mit demselben verrathen haben. Erst aus dem Jahre 830 ist uns in einem Briefe des Abtes Seruatus Lupus³⁾ ein Zeugnis dafür erhalten, dass im weiten Reiche der Franken ein *exemplar rhetoricae ad Herennium* gefunden worden sei, *sed mutilum et lacunosum, innumeris mendis inquinatum* (p. 9 sq.). Seit dieser Zeit schützte und verbreitete der Name Ciceros die Schrift, die nun viel gelesen und erläutert und abgeschrieben wurde. Der Herbipolitanus (H), die beiden Parisini 7231 (II) und 7714 (P), der Bernensis 433 (B) und der Corbeiensis-Petropolitanus F vel. 8 auct. class. Latin. (C) sind von damals auf uns gekommen und bilden jene ältere Handschriftenklasse **M**, deren Vertreter darin übereinstimmen, *quod caret principio, incipiunt I, 6, 9 uerbis „Tria sunt tempora“, quod multis locis lacunas praebent ex homoeoteleutis plerumque notis, denique quod multis mendis multifariam sunt deprauati* (p. 11) *itaque nos codicibus H P II B C usi unum illud restitu-*

¹⁾ Sie lautet: „romaniane uiuat“ *romaniane uiuat; M̄ TULLI. CICERIS AD HERENNIŪ LIB. I. EXPLICIT INCIP̄ LIB II;*“ s. Prolegg. p. 1 sqq.

²⁾ S. Augustinus (ed. Migne) im 46. Bande der Patrologie, Col. 573, Index zu *Romanianus*.

³⁾ S. G. Desdèvises du Désert, *Lettres de Seruat Loup abbé de Ferrières*, Paris 1888, pp. 45 et 137.

amnis oportet apographon M, quod saeculi IX. initio in Francorum regno denuo erat repertum (p. 20)

Unter diesen neugewonnenen literarhistorischen und textkritischen Gesichtspunkten gewann der Text der Marx'schen Ausgabe eine Gestaltung, die wunderbarlich von der Recensio der früheren Editionen abweicht. Doch die einem Referate gezogenen Grenzen sind leider schon zu weit überschritten, um auch hierauf näher eingehen und überhaupt in kleineren und für die Hauptergebnisse weniger wichtigen Fragen Zweifel oder gegentheilige Anschauungen vorbringen zu können, zu welchen man bei der Fülle des verwerteten Materials Anlass und Gelegenheit nicht vergeblich suchen wird.¹⁾ In der That will ja diese Anzeige nur einen informierenden Überblick über die von Marx gewonnenen, manchmal in etwas schwerfälliger Darstellung gebotenen Resultate seiner Forschung verschaffen und darf schließlich, ohne den Vorwurf der Überschwänglichkeit befürchten zu müssen, der ungetrübten Freude über ein neues Werk deutschen Gelehrtenfleißes Ausdruck geben, durch welches die Quellenkunde der Rhetorik im besonderen vertieft und ergänzt, die Geschichte der römischen Literatur und Sprache im allgemeinen erheblich gefördert wurde. Der dem Buche beigegebene, mustergiltig geordnete Index uerborum (pp. 385—554) sichert demselben im Vereine mit dem zweitheiligen Commentare, in welchem neben der *Varia lectio* die Parallelstellen der Rhetoriker und Grammatiker aufs sorgfältigste notiert sind, die dauernde Wertschätzung und Beachtung des Philologen und beweist, dass die anonyme Lehrschrift an Herennius, so sehr durch die Marx'schen Untersuchungen die Bewunderung alter und junger Zeit für den vermeintlichen Cornificius herabgestimmt werden muss, nichtsdestoweniger den Ruhm eines *liber auro pretiosior*²⁾ auch fernerhin beanspruchen darf: „Neque enim ullum exstat scriptum, quo melius Sullani aevi sermonem³⁾ cognoscere et ediscere possimus,

¹⁾ Auch mancher ergänzende Nachtrag wird sich noch trotz jener Fälle geben lassen; so vermisst beispielsweise Ref. in der Reihe der von Marx erwähnten Ausgaben (Prolegg. p. 60 sqq.) die wenigstens kurzer Nennung würdige Lyoner Edition des Jahres 1513, in welcher die Commentare des Maturantius und Mancinellus mit jenem des Badius sammt einem Sendschreiben des letztgenannten unter folgendem Titel vereinigt sind: „Rhetoricorū . M. Tullii . Ciceronis . ad . C. Herenium libri quattuor cum eruditissimis elucidationibus Francisci Maturantij et Antonij Mancinelli presertim in primum librum: et cum familiari admodum Iodoci Badij Ascēsij in omnis quattuor libros explanatiōe ac epitomatibus suis quibusq. capitalis per Claudium de Gurgite parisinum adiectis. Item eiusdem . M. Tullij Ciceronis de inuentione libri duo a Mario Fabio victorino rhetore expositi. Uenundatur Lugduñ. A Martino bouillon in vico mercuriali. prope imaginem sancte Marie Magdalene.“

²⁾ Spengel. Rhein. Mus. 16, 391.

³⁾ Vgl. das Capitel *De sermone scriptoris ad Herennium* in den Prolegg. pp. 167—178; E. Wölfflin im *Philologus* 34, 142 und 144; Ph. Thielmann, *De sermonis proprietatibus apud Cornific. et in primis Ciceronis libris*, Argentor. 1879, und im *Hermes* 14, 629.

operaque pretium est comparare illam cum Ciceronis scriptis tempore Sullano compositis, qualia sunt libri de inentione, orationes pro Quinctio, pro Roscio Amerino, quo magis cognoscatur et M. Tullii ingenium felix et elegans et saeculi illius propria loquendi consuetudo“ (p. 179).

Brünn.

R. C. Kukula.

Über einige neuere Liviana.

T. Livi ab urbe condita libri. W. Weissenborns erklärende Ausgabe, neu bearbeitet von H. J. Müller. I. Band, 2. Heft: Buch II. 8. Aufl. Berlin, Weidmann 1894.

T. Livi ab urbe condita libri. Editionem primam curavit G. Weissenborn. Editio altera, quam curavit M. Müller. Pars II. Fasc. II. Lib. XXI—XXIII. Leipzig, Teubner 1894.

Titi Livii ab urbe condita liber XXI. Ausgabe für den Schulgebrauch von F. Luterbacher. 4. Aufl. Gotha, Perthes 1894.

Titi Livii ab urbe condita liber XXIX. Für den Schulgebrauch erklärt von F. Luterbacher. Leipzig, Teubner 1893.

Adolf Schmidt, Schüler-Commentar zu Titi Livii ab urbe condita libri I. II. XXI. XXII. Prag, Wien, Leipzig, Tempsky 1894. — Zum Sprachgebrauche des Livius in den Büchern I. II. XXI u. XXII. I. Theil. Progr. des Gymnasiums in St. Pölten 1894. (In Commissions-Verlag bei Fock, Leipzig.)

C. Haupt, Livius-Commentar für den Schulgebrauch. Commentar zu Buch VI u. VII. Leipzig, Teubner 1893. — Zu Buch XXII. Ebenda 1893.

H. J. Müller hat auch die 8. Auflage des zweiten Buches mit gewohntem Eifer zu fördern gesucht. Text und Commentar wurden wieder, wie in der 1888 auch schon von ihm besorgten 7. Auflage, einer bessernden Durchsicht unterzogen. Besonders Wert legte er sichtlich auf den textkritischen Theil, wobei ihm für seine Angaben im Verzeichnis der handschriftlichen Varianten theilweise nachträgliche genauere Mittheilungen von Frigell und Riemann zugebote standen. Einiges, das ziemlich nahe gelegen wäre, hätte freilich der schön angestrebten Genauigkeit ebenfalls noch dienen können. So z. B. ist 2, 4 *hic* nicht erst Gruter zuzuschreiben, sondern es steht schon in der ed. Parm. 1480, wie 7, 9 das dem Gronovius zugetheilte *vobis* bereits in dem vom Bef. in seiner Ausgabe (1888) zuerst herangezogenen Codex von St. Paul in Kärnten¹⁾ (C) sich findet. — 9, 6 wäre wohl doch auch die Conjectur des Gronovius zu erwähnen, die selbst Madvig nicht

¹⁾ Als solcher wurde der Cod. in der praef. ausdrücklich bezeichnet und beschrieben, während er in einem Jahresbericht als „Innsbrucker-Handschrift“ angeführt ist.

überachtet übergieng. — 13, 8 wird das von Gruter vermuthete einfache *inviolatam* durch cod. C bestätigt, und Ref. hält dasselbe nach seinen Auseinandersetzungen in dieser Zeitschr. 1884, S. 508 doch immer für das Richtige. — 22, 5 bietet *reicerent* nicht zuerst die 2. Basler Ausgabe, sondern die 2. Hand von C. — 30, 4 ist die Heerwagen zugeschriebene Conjectur bereits in der adnotatio Drakenborchs angedeutet; Ref. hält aber noch jetzt die Frigells, welche er in dieser Zeitschr. 1885, S. 258 näher begründete, für die empfehlenswertere. — 41, 5 ist im *accepint* der 1. Basler Ausgabe auch cod. C vorangegangen. — 28, 2 ist bekanntlich überliefert: *eam rem consules rati, ut erat, perniciosam ad patres referunt, sed delatam consulere ordine non licuit*; Ref. hatte an dieser vielbehandelten Stelle *sed delata* (*senatum*) vorgeschlagen zuerst im Rhein. Museum 1886, S. 317), Ml. liest jetzt einfach *sed senatum*; vielleicht wäre doch auch da bei der sonst angestrebten Genauigkeit im kritischen Anhang, statt des bloßen Zahlenanweises auf den Jahresbericht des philolog. Vereins in Berlin 1894, der erste Auffinder des Wortes *senatum* kurz zu erwähnen gewesen?

Im genannten Jahresberichte hat der Herausgeber S. 80 ff. in einer Selbstbesprechung mehrere Stellen ausführlicher behandelt, als es im Anhange der Ausgabe geschehen konnte, und es muss in gerechter Würdigung auf diese, namentlich für den livianischen Sprachgebrauch mehrfach interessanten Auseinandersetzungen hier noch ausdrücklich verwiesen werden. Die Conjecturen 5, 3 *inmissi* st. *inmissa*; 16, 4 *turbatoribus vulgi* st. *turbatoribus belli*; 16, 9 *caedibus* st. *caedibus*; 40, 1 *parum convenit* st. *parum invenio*, dann die vom Ref. in dieser Zeitschr. 1891, S. 523 bereits anerkannte zu 41, 9 werden dadurch immer mehr beachtenswert. — Für 33, 2, wo Nováks *Sicinium* (st. *Sicinium fuisse*) aufgenommen ist, und 33, 10, wo mit jüngeren Handschriften *omni vita* (auch C hat diese Lesart!) geschrieben wird, könnten nun noch die indes erschienenen näheren Begründungen Nováks in den Sitzungsberichten der k. k. böhm. Akademie 1894, S. 63 u. 64 erwähnt werden, in welcher Abhandlung ebenfalls manche feine Beobachtungen über den Sprachgebrauch besonders anzuerkennen sind.¹⁾

Die 4. Auflage der Luterbacher'schen Ausgabe des 21. Buches besprechen wir wohl am besten zugleich mit der von M. Müller neu bearbeiteten Weißenborn'schen Textausgabe der Bücher 21—23, wobei wir für letztere theilweise auch auf unsere Anzeige in der Berliner philolog. Wochenschrift 1895, S. 169 verweisen können. Die Besorgung einer neuen Revision der vielbehandelten

¹⁾ Doch ist der Verf. in manchen Schlüssen wohl etwas zu streng. Wenn z. B. Livius anerkanntermaßen *ducere* = *existimare* öfter gebraucht, aber in den uns erhaltenen Theilen nicht passivisch, so ist es, und namentlich bei einem Livius, durchaus nicht so ausgemacht, dass der Fall in den großen verlorenen Partien sich nicht finden konnte.

ersten Bücher der 3. Decade ist gegenwärtig keine sehr lockende Aufgabe, da einerseits das handschriftliche Material namentlich durch Luchs im wesentlichen so genau festgestellt und andererseits die Zahl der Conjecturen an zweifelhaften Stellen hier bereits so gewachsen ist, dass oft die Auswahl unter denselben nicht weniger schwierig wird als die Entdeckung einer neuen beachtenswerten Vermuthung. Es zeigt sich da dem Referenten fast jedes Jahr die Erscheinung, dass die Abweichungen in den einzelnen Ausgaben meist bestimmte Stellengruppen betreffen, in denen mit den bisherigen Hilfsmitteln kaum je vollständige Sicherheit zu erreichen ist, wie denn M. Müller in der praefatio mit gerader Offenheit wiederholt solche unentschiedene Partien charakterisiert. Ref. prüfte einmal beiseitshalber an den von Luterbacher im Anhang besprochenen 73 Stellen des 21. Buches das Verhältnis dieser beiden neuen Revisionen zu den 1885 in den betreffenden Theil seiner eigenen Ausgabe aufgenommenen Lesarten. Da zeigte sich in der großen Mehrzahl wieder, dass entweder MZ übereinstimmend gegen L stehen (31 Fälle) oder LZ ebenso übereinstimmend gegen M (30 Fälle). Die Betonung dieser Schwierigkeit, welche in diesem Theile wohl jeder Herausgeber, der zur Vervollständigung einer Ausgabe denselben nochmals revidieren muss, selbst am besten fühlt, soll natürlich keinen Tadel gegen die verdienten Forscher involvieren; beide waren bestrebt, durch Versuche zu einzelnen Stellen oder durch Bemerkungen zur Begründung der gewählten Lesart noch Einiges zu fördern oder zum weiteren Nachdenken anzuregen.

21, 23, 6 scheint L. das handschriftliche *et ipse*, das auch Ref. 1885 in der größeren Ausgabe gehalten, in der Schulausgabe aber mit den meisten neuesten Herausgebern dem *et ipsos* Murets geopfert hatte, durch präzise Fassung der Erklärung von Fabri-Heerwagen auch in einer Schulausgabe mit Recht beibehalten zu haben. Ob auch 10, 2 das handschriftliche *cum adsensu* gegenüber der nun von den Meisten acceptierten Conjectur *non cum adsensu*¹⁾ durch Beziehung des folgenden *audientium* auf die römischen Gesandten vertheidigt werden kann, ist wohl etwas zweifelhafter. — 12, 6 schreibt L. jetzt mit Gronovius *arma*, früher las er nach eigener Vermuthung *tela*; das handschriftliche *alia* ist bei Beachtung der Erklärung Weißenborns doch nicht so sehr bedenklich. — 9, 4 möchte sich Ref. jetzt mit Novák für *gratificari Romanis* entscheiden; freilich hat der genannte Gelehrte (vgl. Sitzungsber. der k. k. böhm. Akademie 1894, S. 121 u. 251) übersehen, dass auch diese Emendation schon von A. Perizonius vorgeschlagen war, was sich eben im Apparat von Luchs nicht notiert findet. — Dass 19, 9 das

¹⁾ Bei Weißenborn-H. J. Müller ist dieselbe Lipsius zugeschrieben, bei Luchs mit Eichhoff bezeichnet; Ref. hat sie mit Hertz, der ein genaues Citat bot, Otto zugewiesen.

Saguntinos alter Ausgaben nun auch von L. als einfachste Heilung in den Text gesetzt wurde, kann Ref. natürlich nur ebenso billigen, wie die Interpunctionen 28, 8 und 44, 6, die er ebenfalls in seine Ausgabe aufgenommen hatte. — 31, 7 bietet hier eine der bedeutendsten Abweichungen in der Auswahl der Lesarten; L. liest mit C³M³, Fabri-Heerwagen und Hertz *delata*, was sich auch in der Mehrzahl der jüngeren Handschriften (darunter Lov. 2) findet, und verweist auf die Stelle 27, 30, 9; M. schließt sich an Wölflins *delegata* an mit der Bemerkung „magis Livianum est“;¹⁾ Ref. hatte sich mit Drakenborch und Weißenborn für das *reiecta* der ed. Mogunt. 1518 entschieden, was sich aus den Schriftzeichen von C¹M¹ (*delecta*) und von fünf jüngeren Cod. (*deiecta*) am leichtesten zu ergeben schien und dann auch von Luchs bevorzugt wurde. Vielleicht ist *delata*, für welches auch das Zeugnis des Lov. 2 nicht ganz unbedeutend sein könnte, mit gleichzeitiger Berücksichtigung der Bemerkungen von Fabri-Heerwagen und Luterbacher, ferner des Umstandes, dass die Überlieferung von CM nicht über das 10. Jahrhundert hinaufreicht und demnach Verwechslung von *delata* und *delecta* auch denkbar wäre (vgl. Wattenbach, Lat. Pal. S. 35 u. 39), erneuter Überlegung wert. Oder sollte hier schon in früher Zeit eine Doppellesart (*reiecta* und *delata*) vorhanden gewesen sein? — 43, 4 würde jetzt auch Ref. die von L. und M. gewählte Conjectur Doujats *habentes* in den Text setzen, wie er dies in der Schulausgabe bereits in der 1. Auflage gethan hat. — Warum aber 44, 9 das *in animo* des Hauptcodex P von M. noch immer verschmäht, ja selbst in der praefatio critica gänzlich ignoriert wird, scheint wohl einer Frage wert; vgl. des Ref. Auseinandersetzungen in dieser Zeitschr. 1889, S. 127 und jetzt auch H. J. Müller im Jahresber. des philol. Vereins 1894, S. 87, wo nun ebenfalls *in animo* citiert wird, obwohl die von ihm besorgte 8. Auflage der erklärenden Weißenborn'schen Ausgabe (1888) noch *in animo* bot. — 48, 2 findet sich die von L. als eigene Conjectur bezeichnete Zusetzung des *est* schon in zwei jüngeren Handschriften (Harl. u. Gaertn.); 59, 7 hätte L. *saeva aut* nicht Luchs, sondern Hertz zuweisen sollen, vgl. dessen Ausgabe p. XVII. — Ähnliche Ungenauigkeiten finden sich hie und da auch in der praefatio bei M. 21, 25, 11, wo mit Glareanus einfach *apparuit* gelesen wird, ist die Erklärung des handschriftlichen *cum apparuit* im Wesentlichen ebenso von Drakenborch z. St. gegeben worden. — 22, 1, 12, wo sich M., wie Ref. in seiner Ausgabe, für *lanaeque* entscheidet, wäre hingegen zu bemerken, dass dies nicht als Conjectur Drakenborchs, sondern als Lesart alter Ausgaben zu bezeichnen ist; 58, 7 ist *inclinarent animos*, was auch H. J. Müller Jahresber.

¹⁾ Offenbar soll damit darauf hingedeutet werden, dass dies Wort gerade in Verbindung mit *disceptatio* sich auch 5, 25, 7 und 34, 57, 4 findet.

1894, S. 116 als „beachtenswert“ charakterisierte, nicht eine neue Vermuthung, sondern steht schon im Texte Drakenborchs, was allerdings auch Luchs nicht notiert hat; 60, 26 hat Lov. 2, der sich für die 4. Decade mehrfach nicht unwichtig zeigte, *manere ac castra tutari* überliefert, was auch dem vorhergehenden *in acie stare ac pugnare* gut entsprechen würde; muss also das in P fehlende Verbindungswort hergestellt werden, so ist *ac* wohl mehr zu beachten als *et*. Bei einzelnen Conjecturen ist M. wohl etwas zu weit von der Überlieferung abgewichen, er hat aber dieselben nicht in den Text gesetzt.

Der Commentar Luterbachers zum 29. Buche schließt sich enge an die Methode an, welche aus anderen vom Herausgeber für die Teubner'sche Sammlung bearbeiteten Büchern bekannt ist und auch an dieser Stelle vom Ref. wiederholt gewürdigt wurde. Derselbe muss im ganzen wieder als recht zweckentsprechend bezeichnet werden. Ein paar Andeutungen für die Textkritik, die hier noch in ihn verflochten sind, könnten bei der Hauptaufgabe dieser Erklärungen, welche in erster Linie die Schule berücksichtigen, vielleicht besser in den kritischen Anhang verwiesen werden; 1, 13 konnte statt der Anmerkung, dass *excidia* für *excidia* erwartet werde, ersteres wohl geradezu in den Text gestellt werden; vgl. über diese leichte Emendation Wesenbergs jetzt auch Novák in den Sitzungsber. l. c. S. 166 u. 257, wo der livianische Sprachgebrauch dafür geltend gemacht wird. — Der Anhang ist diesmal nicht so reichlich ausgefallen, wie der zu anderen Büchern. Es sind im ganzen 22 Stellen kurz besprochen, an denen L. von der 2. Luchs'schen Ausgabe (1889) abweicht. Von denselben decken sich folgende mit von anderen neueren Herausgebern geschützten: 1, 20 liest er mit PF in *Hispania* wie Weißenborn (1878); 7, 5 *circumequitat* mit P²F wie Hertz und M. Müller (1884); 7, 7 *a Messana* mit PF wie Weißenborn, Madvig (1882) und M. Müller; 8, 10 *asportabant* mit FL und *extulerant* mit HFL wie Weißenborn, Hertz und Madvig; 12, 14 *has* mit HVR wie Luchs in der 1. Ausgabe (1879), Zingerle (1883) und M. Müller; 14, 13 *deinceps* mit der 1. Basler Ausgabe und Drakenborch (so ist genauer zu citieren); 18, 9 *fidemque* mit den Handschriften wie Weißenborn und Hertz; 19, 7 *populum* (ohne *Romanum*) mit den guten Handschriften wie Hertz und Luchs in der 1. Ausgabe; 22, 11 *classem eam* mit P² wie Drakenborch und Hertz; 26, 4 *priore* mit HVR wie Drakenborch; 30, 12 *et* (ohne *qui*) mit Gronovius wie Weißenborn, Madvig, Luchs in der 1. Ausgabe, Zingerle und M. Müller.

Eigene Vermuthungen des Herausgebers finden sich an fünf Stellen; unter ihnen sind die zu 27, 5 (*caesae victimae*) und zu 32, 3 (*iam* statt *iam ut* oder *ut iam*) wohl die beachtenswertesten; 32, 10 ist *repleta*. <ea> allerdings vom paläographischen Standpunkte eine einfache Conjectur; dem Ref. möchte aber bei Aul

rechthaltung der Überlieferung *repleta* der in seiner Ausgabe p. XIII mitgetheilte Heilungsversuch C. Schenkls noch passender erscheinen.

A. Schmidt, der sich seit Jahren eingehend mit Livius beschäftigt und unter anderem auch für das große Fügner'sche Lexicon Livianum, soweit es bisher erschienen ist, dankenswerte Beiträge geliefert hat (vgl. H. J. Müller, Jahresber. des philolog. Vereins 1894, S. 118) und zugleich als tüchtiger Schulmann unsere Gymnasialverhältnisse kennt, war gewiss besonders geeignet, einen Schüler-Commentar zu Livius für unsere österreichischen Gymnasien zu bearbeiten. Ref. ist der Überzeugung, dass jeder, welcher mit unserem Schulwesen vertraut ist, die Arbeit im ganzen als eine gelungene und empfehlenswerte bezeichnen wird. Bei uns wird einmal Livius in der 5. Classe (= Obertertia) gelesen, und mit diesem Factor war bei der Anlage zu rechnen; ob unser, in der Hauptsache sonst erprobter Lehrplan im Punkte der Livius-lectüre nicht eine Verschiebung erfahren sollte, ist eine andere Frage, die Ref. schon im Jahre 1870 bei der Gymnasial-Enquête-Commission in Wien mit Fachgenossen besprach. Seitdem wurde sie mehrfach berührt und wird auch vom Verf. im Vorwort zu dem vorliegenden Commentar, noch eingehender aber im Programm „Zum Sprachgebrauche des Livius“ S. 12 ff. erörtert. Die letztgenannte Abhandlung, der Anfang einer hübschen und wohl begründeten Arbeit, bietet überhaupt in mancher Hinsicht auch für den Lehrer eine Art von Rechtfertigung und Ergänzung des Schüler-Commentars. Einzelheiten werden sich in letzterem hie und da freilich noch verbessern lassen. Ref. möchte z. B. Kürzung oder Weglassung von einigen, vielleicht doch für unsere Schülerstufe nicht ganz nothwendigen Anleitungen zur Übersetzung empfehlen, um andererseits zu starke, den Schüler störende Abkürzungen bei wichtigen Dingen oder Zahlenhinweise, welche der gewöhnliche Schüler leider oft zu wenig berücksichtigt, vermeiden zu können. Der Rath, welcher dem Ref. bei der ersten Lectüre des Commentars empfehlenswert erschien, Einiges, zumal Bemerkungen über die Entwicklung des Sprachgebrauches und über abweichende Lesarten der gangbaren Schulausgaben, in einem für den Lehrer bestimmten und separat verkäuflichen Anhang darzustellen, ist jetzt durch die gut begonnene Serie der allen Gymnasialprofessoren leicht zugänglichen Programmabhandlungen überflüssig geworden.

Von C. Haupts Livius-Commentar wurden die früheren Bändchen in dieser Zeitschrift 1893, S. 114—115 bereits charakterisiert; die vorliegenden neu hinzugekommenen befolgen im wesentlichen dieselbe Methode, doch wurde der Rath, die richtige Mitte zu halten und in der Ausdehnung nicht so weit vorzuschreiten, wie beim 21. Buche, zum großen Theile befolgt. Sichtlich aber ist immer noch manches mehr für den Lehrer bei seiner Vorbereitung für die Schule als für den Schüler selbst berechnet. Im allgemeinen ist die Sorgfalt der Behandlung und die Frische der Darstellung

auch hier anzuerkennen. Die Vergleiche mit der neueren Geschichte sind freilich öfter ganz besonders für die preußischen Gymnasien bestimmt.

Innsbruck.

Anton Zingerle.

Griechische Lehrbücher.

- J. Lattmann und H. D. Müller, Griechisches Übungsbuch für Tertia. Erste Hälfte für Untertertia. 4. umgearb. Aufl. Göttingen. Vandenhoeck u. Ruprecht 1894. IV u. 60 SS.
- J. Lattmann, Über den griechischen Unterricht nach den methodischen Grundsätzen der Lehrpläne von 1891. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1893. 27 SS.

Plan und Einrichtung des in der Überschrift erwähnten Übungsbuches sind im wesentlichen gleich der 3. Auflage, die ich im 38. Jahrg. dieser Zeitschrift, S. 47 f. besprochen habe. Die geringfügigen Änderungen in der Anordnung des Stoffes sind folgende. Die synkopierenden Stämme auf σ sind jetzt unter Nr. 12 eingeordnet (früher Nr. 32). Nr. 15 sind die Neutra der τ -Stämme weggelassen. Neu sind S. 37 (Nr. 32) die Rubriken „Digamma-stämme“ und „Verba, die Metathesis oder Synkope erleiden“. Im übrigen sind, abgesehen von der Weglassung von Vocabeln in verschiedenen Stücken und der Hinzufügung der Wörterverzeichnisse S. 8 und 15, nur einzelne schärfere Unterscheidungen vorgenommen als in der früheren Auflage, so Nr. 3 „Concreta“ und „Abstracta“ der Sachnamen auf $\sigma\gamma$, Nr. 21 die genauere Bestimmung der Bedeutung des Mediums, wogegen die früher in dem entsprechenden Stücke unter a, b, c, d vorgebrachten Bemerkungen, wie die entsprechenden in Nr. 20, jetzt entfallen sind. Auch sind einzelne auf die Syntax bezügliche Bemerkungen hinzugekommen, die ich wohl nicht aufzuzählen brauche. Nicht unwesentlich sind ferner die Abweichungen in den Übungssätzen, sowohl was die Auswahl als die Abfassung anlangt, wobei auf den deutschen Ausdruck mehr Gewicht gelegt worden ist als in der früheren Auflage. Die wesentlichste, wenn auch äußerlich weniger scharf hervortretende Veränderung besteht darin, dass von Nr. 24 an die aus der Lectüre für das in der betreffenden Nummer zu behandelnde Unterrichtspensum zu erwartenden Beispiele an die Spitze gestellt sind. Der Zweck dieser Maßregel ist am besten durch folgende Worte aus der Vorrede charakterisiert. „Es ist die Meinung, dass der Schüler zuerst die Inductionsbeispiele übersetzen, den Zusammenhang, in dem sie vorgekommen sind, angeben (eventuell griechisch) und die bei der Lectüre gebotene Erklärung der einzelnen Formen wiederholen solle. Daraus sind dann Anknüpfungspunkte für die Regel zu entnehmen. Mit diesen fortwährenden Wiederholungen aus der Lectüre, und zwar nicht nur aus dem gleichzeitig Gelesenen.

sondern aus dem ganzen je vorausgehenden Pensum, wird das sprachliche Material der Lectüre lexikalisch und grammatisch lebendig erhalten. Außerdem verkenne man nicht den Wert, den es hat, dass die Schüler gewöhnt werden, auch den Inhalt alles Gelesenen festzuhalten.“

Sind nach dem Gesagten auch die äußerlichen Unterschiede dieser Auflage und der vorausgehenden verhältnismäßig gering, so ist doch eigentlich nur für den Anfangsunterricht die übliche deductive Methode beibehalten, dann tritt die inductive an ihre Stelle; und dem entspricht auch die eben hervorgehobene Einrichtung, die selbstverständlich zur Voraussetzung hat, dass das griechische Lesebuch von Lattmann (vgl. Jahrg. 1887, S. 47 f.) beim Unterrichte verwendet wird.

In ausführlicher Weise hat sich L. in dem in der Überschrift gleichfalls erwähnten Geleitschreiben über die von ihm angewandte Methode ausgesprochen. Indem ich die beherzigenswerten Worte des verdienten Schulmannes dem Studium der Herren classischen Philologen empfehle, sei es mir nur gestattet, folgende Bemerkungen vorzubringen. Mit Recht wird von L. S. 14 des eben erwähnten Schriftchens betont, dass man, um den Intentionen der neuen preußischen Lehrpläne (und im wesentlichen gilt dies auch für die österreichischen) nachzukommen, nicht nur äußerlich „den grammatischen Lehrstoff beschränken und die Schreibübungen auf ein geringes Maß zurückführen“ dürfe, sondern dass das ganze Unterrichtsverfahren einen anderen Charakter annehmen müsse. „Schnelle Sicherheit des Erkennens der Formen und des syntaktischen Sprachgebrauches in der vorliegende Lectüre“ ist nach L. das Ziel, dessen Erreichung dem jetzigen Unterrichte im Griechischen vorschweben muss, während es sich früher um die „aus dem bloßen Gedächtnis springende „schlagfertige“ Sicherheit der eigenen Bildung in einem Extemporale“ gehandelt habe. Dass zur Erreichung dieses Zieles die von L. vorgeschlagene Methode ungemein förderlich zu wirken geeignet ist, bezweifle ich nicht im geringsten. Hat aber nicht doch vielleicht mit Rücksicht auf den Enderfolg A. v. Bamberg recht, wenn er den Unterschied zwischen der älteren und der jetzt nothwendig gewordenen neueren Methode durch die Schlagworte „Sicherheit in den Formen“ und „Bekantschaft mit den Formen“ charakterisiert?

H. J. Müller und O. Jäger, Sammlung lateinischer und griechischer Schulausgaben. Xenophons Anabasis. Auswahl für den Schulgebrauch von Dr. H. Windel. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1894. XV u. 279 Ss. Commentar 161 Ss.

Die vorliegende, durch großen und deutlichen Druck ausgezeichnete Schulausgabe enthält eine kurze Einleitung über Xenophons Leben und Schriften, welche vollkommen geeignet ist, dem Schüler die wünschenswerten Aufschlüsse über die genannten Themen

zu geben. Hinsichtlich des Geburtsdatums schiene mir die Angabe, dass es ungefähr das Jahr 430 sei, vollkommen genügend, und es war kaum nothwendig, die noch weiter gehende Ansicht des Holländers Hartmann (*Analecta Xenophontea*, Leyden u. Leipzig 1887, 1 ff.), der dasselbe auf 425 herabzurücken geneigt ist, auch noch anzuführen. Von dem Text der *Anabasis* sind folgende Abschnitte ausgelassen: I 2, 19—27; 4, 1—5; 7, 14—20. II 2, 13—16; 4. III 1, 26—31; 2, 1—6; 3; 4, 1—23; 5, 1—6. IV 2, 9—28; 3, 1—7; 3, 24—34; 4, 1—6; 4, 14—22; 7, 1—18; 8, 8—21. V 2; 5, 1—6; 6. VI 3; 4; 5, 1—6. VII 1, 32—40; 2, 1—7; 3, 34—48; 4; 7, 1—19, 37—47; 8, 8—22. Durch ausführliche Angabe des Inhaltes der ausgelassenen Partien wird der Schüler in den Stand gesetzt, den Zusammenhang des ganzen Werkes zu überschauen, wenn es wirklich, was Ref. nicht beurtheilen kann, mit ausgiebiger Zuhilfenahme der nach den neuen preußischen Lehrplänen vorgeschriebenen cursorischen Lectüre möglich ist, das trotz der nicht unbedeutenden Streichungen noch immer recht umfängliche Pensum in Obertertia und Untersecunda zu bewältigen. Diese Inhaltsangaben der ausgelassenen Partien sind jedenfalls eine sehr schätzenswerte Beigabe. Eine andere Frage ist, ob neben den am Rande stehenden kurzen Hinweisen auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte auch noch die ziemlich umfangreichen Inhaltsangaben nothwendig waren, die jedem einzelnen Capitel vorausgeschickt sind, wenn auch zuzugeben ist, dass sie „dem Schüler eine sehr wesentliche und unbedenkliche Hilfe für das Verständniß des aufgegebenen Stückes bieten, bei der Repetition aber ihm die im Interesse des Zusammenhanges jedesmal vor der Nachübersetzung zu fordernde Inhaltsangabe bedeutend leichter machen“.

Was die Herstellung des Textes anlangt, so kann ich nur mittheilen, was der Herausgeber im Vorwort sagt, er habe „im Anschluss an C eine überall auf Gründen beruhende Eklektik eintreten lassen“ und auch etwa ein Dutzend eigener Vermuthungen in den Text aufgenommen. Nachprüfen kann ich die einzelnen Stellen nicht, da ein Verzeichnis derselben fehlt.

Dem Texte ist ein Verzeichnis der Eigennamen und ein recht hübsches Kärtchen beigegeben.

Eine zuverlässige Beurtheilung des Commentars vermag eigentlich nur derjenige zu geben, welcher ihn selbst im Unterrichte erprobt. Die größeren Partien, welche der Ref. durchgesehen hat, enthalten im allgemeinen knappe Bemerkungen fast ausschließlich grammatikalischen und lexikalischen Inhalts. Namentlich in den späteren Partien begnügt sich der Verf. häufig, nur durch die dem griechischen Worte beigegebene deutsche Übersetzung dem Schüler den nöthigen Behelf zum raschen Verständniß zu ertheilen. Manchmal ist die Diction gar zu knapp ausgefallen, z. B. S. 146: §. 20 *ἀνδρὶ γυνέσθαι*] = „als tüchtigen Mann dich zu zeigen“.

Die betreffende Stelle des Textes (VII 1, 20) lautet: *νῦν σοι
ἔστιν, ὃ ξενοφῶν, ἀνδρὶ γενέσθαι*. Die Bezeichnung S. 12:
[*ἔστῳς*] verkürzte Form statt *ἔστηκῶς* ist eigentlich unrichtig.
S. 111 steht der Druckfehler *Ὀθυσσεύς*.

Dr. K. Fecht, Griechisches Übungsbuch für Untertertia.
3. mit Rücksicht auf die neuen preussischen Lehrpläne bearb. Aufl.
Freiburg i. Br., Herder 1893. VIII u. 169 SS.

Dieses Übungsbuch, dessen beide vorhergehenden Auflagen von mir im 37. Jahrg. dieser Zeitschrift, S. 665 f. und im 39., S. 525 f. besprochen worden sind, stimmt hinsichtlich der Anordnung des Stoffes in der Hauptsache mit der 2. Auflage überein. Weggefallen sind die Accentuierübungen und die sogenannte attische Declination. Der sigmatische Aorist wird neben der consonantischen Declination eingeübt. Endlich ist hinsichtlich der Verba muta die Änderung getroffen, dass jetzt im Unterschiede von der Anordnung in der 2. Auflage, in welcher sämtliche Tempora nebeneinander zur Einübung kamen, die Reihenfolge, Futurum, erster (sigmatischer), zweiter Aorist, Perfectum eingehalten ist. Hinsichtlich des Übungsstoffes, der eine Verkürzung um ungefähr 30 Seiten erfahren hat, ist zu bemerken, dass bei der Auswahl der Vocabeln darauf Rücksicht genommen wurde, nur in Schulschriftstellern vorkommende anzuwenden, und zum Memorieren mit wenigen Ausnahmen nur solche bestimmt worden sind, welche in Xenophons Anabasis vorkommen. Auch verdient noch hervorgehoben zu werden, dass unregelmäßige Formen aus dem Bereiche der Declination in möglichst geringer Zahl aufgenommen und solche aus der Conjugation, wie *ζῆν, πέποιμα, αἶθω*, gänzlich ausgeschlossen wurden. Ein von mir theilweise durchgeführter Vergleich der einzelnen Übungstücke in den beiden Auflagen zeigt, dass es dem Verf. ernstlich darum zu thun war, den Lese- und Übungsstoff den von ihm durchgeführten Neuerungen anzupassen. Besonders sei noch darauf hingewiesen, dass eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Übungsstücken, die in der früheren Auflage zur Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische bestimmt waren, jetzt in griechischer Fassung gegeben sind, wie S. 81 f. und 99 f. die von Odysseus, beziehungsweise den Arbeiten des Herakles handelnden. Hervorheben glaube ich noch zu sollen, dass nach den von mir vorgenommenen Proben besonders der griechische Ausdruck durch genaue Durchsicht im Vergleiche zu früher vielfach präziser und besser geworden ist.

Am Schlusse dieser kurzen Anzeige erwähne ich noch, dass sich der Herausgeber in mehreren Punkten den von Dr. E. Koch in seiner Schrift „Die Nothwendigkeit einer Systemänderung im griechischen Anfangsunterricht usw.“ (vgl. den 44. Jahrg. dieser Zeitschrift, S. 749 f.) gemachten Vorschlägen angeschlossen hat. Im einzelnen muss ich den Leser auf die Äußerungen des Verf. in im Vorworte verweisen.

179. H. Kachell, Griechisches Elementarbuch für Unter- und Oberstufe, 2. auf Grund der Lehrpläne von 1892 gänzlich umgearb. Aufl. Gotha, F. A. Perthes 1894. VIII u. 215 SS.

Dieses Buch ist die Neuauflage zweier in den Jahren 1883 und 1884 getrennt erschienenen Theile, die ich in dieser Zeitschrift in den Jahrgängen 35 (1884), S. 634 f., und 37 (1886), S. 667 f. besprochen habe. Der in der Anordnung in der Hauptsache gleich gebliebene Übungsstoff (neu ist ad I Präsens, ad IV A Participium Imperfect, ad IV D Aorist hinzugekommen) ist von 178 Sätzen der beiden früher getrennten Theile auf 125 beschränkt worden. Diese Einschränkung hat vornehmlich den früheren zweiten Theil betroffen. Denn zur Einübung der Verba der Nasal-, Inchoativ-, S- und Mischklasse sind jetzt nur mehr 12½ Seiten bestimmt, während dieser Theil früher 53 Seiten umfasste. Auch ist insofern eine Veränderung eingetreten, als an Stelle der früheren Stücke mit Einzeltiteln jetzt nur mehr einzelne, allerdings vielfach in näherem Zusammenhang stehende Sätze geboten sind. Die verarbeiteten Stoffe sind, wie ich aus einem Vergleich der ersten 112 Seiten dieser neuen Auflage mit dem ersten Theile der früheren Ausgabe, im großen und ganzen dieselben geblieben, wenn auch manche Stücke weggelassen und einige andere neu hinzugefügt sind. Eine wesentliche Änderung besteht darin, dass eine beträchtliche Anzahl von Stücken, die früher in deutschem Texte zur Übersetzung ins Griechische bestimmt waren — gerade diese Stücke, an deren Übersetzung die Schüler in den meisten Fällen ohne zureichende Vorarbeit herantreten mussten, stellten an die Leistungsfähigkeit derselben entschieden zu große Anforderungen — nicht griechisch vorgelegt werden. Überhaupt sind die an Zahl und Umfang wesentlich eingeschränkten deutsch-griechischen Stücke nur mehr Rückübersetzungsübungen, die sich eng an die griechischen Musterstücke anschließen. Weiter haben die Proben, welche ich angeführt habe, die Richtigkeit der in der Vorrede stehenden Versicherung des Verf.s ergeben, dass die griechischen Übungsstücke durch Vereinfachung, Verkürzung und Umgestaltung der Sätze und durch Vermeidung schwierigerer syntaktischen Constructionen eine wesentliche Erleichterung erfahren haben. Dadurch ist denn auch vom Ref. in der Besprechung des ersten Theiles der früheren Auflage ausgesprochenen Wunsche Rechnung getragen. Abgesehen von dem an der eben erwähnten Stelle geäußerten Bedenken gegen die „Vorwegnahme“ verschiedener Verbalformen, das selbst Krachtens noch immer bestehen bleibt, darf man unser Elementarbuch, soweit dies von dem Standpunkte eines theoretischen Sprachlehres geschehen kann, dem die praktische Erprobung desselben nicht möglich ist, ganz entschieden empfehlen. Zum Schlusse sei noch ausdrücklich darauf hingewiesen, dass das Vocabular jetzt im Anschluss an sämtliche einzelne Übungsstücke gegeben ist.

Dr. A. Kaegi, Griechisches Übungsbuch. I. Theil: Das Nomen und das regelmäßige Verbum auf -ω. 2. verb. Aufl. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1894. VIII u. 150 SS.

Die 2. Auflage von K.s Übungsbuch, dessen hervorragende Brauchbarkeit durch Übersetzung in die französische und russische Sprache dargethan wird, weicht nur in geringer Weise von der ersten ab, deren Einrichtung ich im Jahrgang 43 (1892), S. 727 f. in hinreichender Ausführlichkeit den Lesern dieser Zeitschrift geschildert habe. Nur die Stücke 46, 47 und 76, welche zur Einübung des Perfectum und Plusquamperfectum des Activs und Passivs, beziehungsweise des sogenannten Perf. II dienen, hat K., den Ausführungen Kochs (Neue Jahrb. f. Phil. u. Päd. CXLVI, 429 f.) folgend, einer ziemlich durchgreifenden Änderung unterzogen.

Dr. E. Koch, Griechisches Elementarbuch zur Vorbereitung auf die Anabasislectüre. Leipzig, B. G. Teubner 1894. VI u. 218 SS.

Das vorliegende Elementarbuch ist eine neue Auflage des in den Jahren 1887 und 1888 in zwei Heften erschienenen Übungsbuches der griechischen Formenlehre. Eine Vergleichung der beiden Auflagen hat gezeigt, dass der bis S. 115 reichende Abschnitt des Elementarbuches, welcher dem ersten Hefte des Übungsbuches entspricht, abgesehen von Änderungen, die in den ausgewählten Übungsbeispielen vorgenommen worden sind und einen principiellen Unterschied zwischen den beiden Lehrbüchern nicht ausmachen, in Anordnung des grammatischen Stoffes gleich geblieben ist. Auch die in dem zweiten Abschnitte (115—169) im Vergleiche zu dem zweiten Hefte des Übungsbuches vorgenommenen Änderungen in der Anordnung des Stoffes sind nicht erheblich. Mir ist eigentlich nur aufgefallen, dass der den Perfectformen gewidmete Abschnitt, der in dem Übungsbuche die Stücke C—CVI umfasste und im Elementarbucho durch die Nummern CIV—CXII repräsentiert ist, jetzt in die beiden Unterabtheilungen „Passives Perfect“ und „Actives und passives Perfect“ gegliedert ist. Die Zahl der Übungsstücke ist von CXLIV der früheren Auflage auf CLXI gestiegen, eine Vermehrung, die ausschließlich dem zweiten Theile zugute gekommen ist. Es sind nämlich nach den einzelnen Abschnitten einige Stücke, die nur aus griechischen Beispielen bestehen und durch die Überschrift „Zur Wiederholung“ gekennzeichnet sind, eingeschaltet. Dadurch ist nach des Verf.s im Eingange des Vorwortes niedergelegten Äußerung der Gebrauch eines griechischen Lesebuches neben diesem Elementarbucho überflüssig gemacht. Da ich über Plan und Anlage der beiden Hefte des Übungsbuches der griechischen Formenlehre in den Jahrgängen 38 (1888), S. 527 f., und 41 (1890), S. 430 f. in genügender Ausführlichkeit P. erstattet habe, so bitte ich die Leser, die beiden eben erw. Referate zurathe zu ziehen, welche auch zur Orientierung

dieses neue Buch vollkommen ausreichen. Am Schlusse dieser kurzen Anzeige bemerke ich noch, dass im Vorworte einige dankenswerte Winke über die zeitliche Vertheilung des in diesem Elementar-buche enthaltenen Übungstoffes gegeben sind.

Dr. E. Weißenborn, Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschluss an die Lectüre von Xenophons Anabasis für die mittleren Classen der Gymnasien. 3. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1894. X u. 234 SS.

Betreffs dieser neuen Auflage von W.s Aufgabensammlung genügt es, auf meine Anzeige der 1. und 2. Auflage in den Jahrgängen 33, S. 632 f., und 38, S. 654 zu verweisen, da abgesehen von einigen Zusätzen und Veränderungen, welche die Anmerkungen (leider liest man noch immer die undeutschen Participien „besiegt habend“, „marschirt seiend“ usw.) und das, wie ich auch heute noch meine, überflüssige Wörterverzeichnis erfahren haben, an dem Texte der Aufgaben selbst keinerlei Änderungen im Verhältnisse zu dem der 2. Auflage vorgenommen worden sind. Auch das wunderliche „Ariños“ u. ä. ist beibehalten.

K. Thiemann, Wörterbuch zu Xenophons Hellenika mit besonderer Rücksicht auf Sprachgebrauch und Phraseologie. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. VI u. 122 SS.

Im Verhältnisse zur 1. Auflage, auf deren Erscheinen ich im Jahrgange 34 (1884), S. 632 aufmerksam gemacht habe, ist diese 3. Auflage um 10 Seiten gewachsen (122 gegen 112). Diese Vermehrung ist theils durch Erweiterung der Erklärung bei einzelnen Artikeln theils durch Hinzufügung einer großen Anzahl von Stellen-citaten erreicht worden. Auch ersieht man aus stichprobenweise gemachter Vergleichung entsprechender Partien in beiden Auflagen, dass auch im einzelnen für correcte Ausdrucksweise Sorge getragen worden ist. Endlich bemerke ich noch, dass in dieser neuen Auflage die Abweichungen des Textes der O. Keller'schen Ausgabe Berücksichtigung erfahren haben.

O. Kohl, Griechisches Lese- und Übungsbuch vor und neben Xenophons Anabasis. I. Theil. Bis zu den liquiden Verben einschließlich. 2. nach den neuen preussischen Lehrplänen gekürzte u. verb. Aufl. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1894. VIII u. 112 SS.

Da ich Einrichtung und Inhalt der 1. Auflage dieses Buches, das damals allerdings den Titel „Griechisches Übungsbuch zur Formenlehre usw.“ führte, im Jahrgange 37 (1887), S. 656 f. in hinlänglich ausführlicher Weise dargelegt habe, genügt es, auf die Änderungen aufmerksam zu machen, die diese 2. Auflage im Ver-gleiche zur 1. aufzuweisen hat. Die beträchtliche Kürzung des Stoffes ersieht man aus dem Verhältnisse der Seitenzahlen beider

Auflagen (112 gegen 160). Theils sind ganze Stücke weggeblieben, theils haben die einzelnen, und zwar fast alle, eine beträchtliche Kürzung erfahren, während stoffliche Änderungen, wenn ich richtig gesehen habe, nur in geringerem Maße vorgenommen worden sind. Auch der Anordnung ist insoweit eine Änderung zutheil geworden, als jetzt die griechischen Stücke in einer Folge stehen (S. 1—44) und nach ihnen in der gleichen Weise die deutschen (S. 45—81). Darauf folgt noch Abschnitt XX (Besondere Verba vocalia) mit je drei griechischen und deutschen Stücken. Endlich sei noch erwähnt, dass auch in der Einreihung des Passivums vor den verba contracta, in der Ansetzung des Dualis nach Schluss der einfachen Conjugation und in der Einordnung der Verba liquida unmittelbar nach den Verba muta geringfügige Abweichungen vorliegen.

H. Schmidt und W. Wensch, Elementarbuch der griechischen Sprache. 10. Aufl. besorgt von B. Günther. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1893. VI u. 285 SS.

Diese neue Auflage stimmt genau mit der 9., im Jahrgange 38 (1888), S. 532 besprochenen überein. Nur S. 33 ist je ein griechisches und deutsches Stück zur Einübung der Pronomina eingeschaltet und S. 272—287 ein Verzeichnis der in den §§. 1—5 vorkommenden Substantiva und Adjectiva hinzugefügt.

Dr. A. Rose, Griechisch als allgemeine Sprache der Ärzte und Gelehrten überhaupt. New-York, Leipzig, London, Paris 1893. 19 SS.

Bekanntermaßen nicht zum erstenmale wird in diesem Schriftchen das Griechische als zukünftige Gelehrtensprache empfohlen. Und es ist gewiss nicht in Abrede zu stellen, dass eine solche Einheitsprache der Gelehrtenwelt höchst wünschenswert wäre. Aber schwerlich wird man wohl behaupten können, dass gerade das Griechische an erster Stelle zur Ausfüllung dieser Rolle berufen ist, welche ein begeisterter Anhänger des hellenischen Volkes und seiner Literatur ihm zuweist. Zumal in unseren Tagen, wo dem Unterrichte im Griechischen ein immer kürzer werdendes Ausmaß an Zeit gewidmet, wo gerade für die Ärzte von mancher Seite die Nothwendigkeit, ja Förderlichkeit des Unterrichtes im Griechischen in Abrede gestellt wird, ist wenig Aussicht vorhanden auf Erfüllung der Hoffnung, dass das Griechische Gemeingut aller Gelehrten werde, um den Verkehr unter ihnen vermitteln zu können. Mag nun dieses Zukunftsideal einer hellenischen Weltsprache erreichbar sein oder nicht, eines ist sicher, dass der Verf. dieses Schriftchens über das wahrhaftige Verhältnis des Neu- und Altgriechischen keineswegs in einer den Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Weise unterrichtet ist. Er lebt noch ganz in der veralteten dilettantenhaften Vorstellung, dass das Neugriechische vom alten ἑλλήνων

schen Volksgriechisch' abstamme, und ist sich keineswegs klar über das Verhältnis der heutigen 'καθαρεύουσα' zur Sprache des alten Attika. Freilich durch Herrn Engel, der ihm als verlässlicher Gewährsmann gilt, wird er darüber nicht aufgeklärt werden.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

Die Gründungsgeschichte von Magnesia am Maiandros. Eine neue Urkunde erläutert von Otto Kern. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1894. 4^o, 27 SS.

Aus den reichen Funden, die den unter Karl Humanns Leitung in den letzten Jahren ausgeführten Ausgrabungen zu Magnesia am Maeander verdankt werden, hat zur Feier des 80. Geburtstages von Ernst Curtius der mit der Bearbeitung der inschriftlichen Ergebnisse betraute Gelehrte einen der wertvollsten Steine hervorgeholt, um die auf ihm eingegrabene Inschrift dem Pathen deutscher Ausgrabungen auf griechischem Boden in sauberer Bearbeitung vorzulegen. Der Stein enthält die Gründungssage der kleinasiatischen Stadt. Die aus Thessalien ausgewanderten Magneten hatten sich auf Kreta zwischen den Städten Gortyn und Phaistos niedergelassen, um das vom Apoll in Delphi verheißene Zeichen zu erwarten, das ihre Weiterreise veranlassen sollte. Nach 80 Jahren erschienen erst die weißen Raben, und ein im Jahre der Herapriesterin Themisto wieder ergangenes Orakel verheißt ihnen, dass sie in dem ferne von der Heimat gelegenen neuen Vaterlande keine schlechtere Scholle finden würden, als am Peneios und Pelion. Auf weitere Anfragen sagt der Gott, dass vor der Thüre seines Tempels ein Mann stehen werde, der bestimmt sei, sie den Weg ins Land der Pamphyler über den hohen Berg von Mykale hinauszuführen und über sie zu herrschen. Derselbe stamme aus dem Geschlechte des Glaukos und werde sie zum gesegneten Hause des Mandrolytos führen. Als der Führer aus dem Hause des Glaukos erweist sich Leukippos, der sich nun selbst wieder an das Orakel wendet und den Bescheid erhält, die Magneten zum Felsen des Thorax und zum Ufer des Amanthios, sowie zum Berge Mykale gegenüber dem Endymion zu führen. Die Inschrift fixiert also richtig die Lage von Magnesia am Thorax und nennt den Fluss, an dem die Stadt liegt, Anthemiüs, was also wohl der alte Name für Maeander ist, sowie für Magnesia selbst als älterer Name bei Plinius Mandrolytia bezeugt ist, worauf die Inschrift mit ihrem 'Haus des Mandrolytos' anspielt. Nach Parthenius ist Mandrolytos der Vater der Leukophryne, welche die Stadt den anrückenden Magneten verrathen hatte. Der pamphyliche Golf, zu welchem die Magneten nach dem Orakel ziehen sollen, um dort die Stätte zu finden, muss nach der geographischen Lage der latmische Golf sein, und wir hätten somit eine neue Überlieferung, nach welcher in alter Zeit Pam-

phyler auch in karisch-ionischer Gegend saßen. Lenkippos endlich, der Abkömmling des lykischen Glaukos, dessen Geschlecht gleichfalls aus Thessalien stammen soll, ist der ἀρχηγέτης Magnesias, den Kern auf magnesischen Münzen dargestellt findet. Zum genaueren Verständnisse dieser so commentierten Inschrift theilt K. einen kaum minder interessanten Stein, der gleichfalls von der Pfeilerwand der Agora stammt und sich unmittelbar unter den noch unveröffentlichten Briefen Antiochos des Großen befindet, also aus dem 2. Jahrhunderte stammt, mit. Er enthält einen Beschluss sämtlicher kretischen Städte unter Führung von Gortyn, in welchem auf Grund der Freundschaft und Zugehörigkeit der Magneten zu allen Kretern jenen ewige Freundschaft, Speisung im Prytaneum, Atelie, Bürgerrecht und andere Ehren beschlossen werden, da einige von diesen Magneten den Entschluss gefasst hätten, eine Colonie in Asien zu gründen. Für die Ausfahrt soll jede Stadt vier Talente beisteuern, Opfer sollen ausgerichtet, 500 Bogenschützen mitgegeben werden und eine Begrüßung der Ausziehenden durch Männer, Kinder und Frauen stattfinden. Für den Führer der Colonie Leukippos, den Lykier, wird ein Talent Silbers bestimmt. Die Analogie dieser Bestimmungen mit dem Berichte der inschriftlichen Gründungssage sichert die Vermuthung K.s, dass die Inschrift zwar erst in hellenistischer Zeit abgefasst ist, aber sich auf die Zeit der Gründung Magnesias bezieht, also die Fiction eines in jener Zeit gefassten kretischen Beschlusses ist, welcher an derselben Wand wie die Gründungssage selbst zur Bestätigung derselben eingemeißelt wurde.

In einem zweiten Abschnitte der kleinen Schrift wird die Gründungssage der Inschrift mit den Varianten derselben bei Parthenios und Konon verglichen und die Entstehung der Sage in die Zeit des Hellanikos gesetzt. So ist uns Dank der großen Sorgfalt des Herausgebers ein Stück antiker Geschichtschreibung, das mit Recht der herodoteischen Schriftstellerei an die Seite gesetzt wird, gewonnen, welches uns zugleich einen Einblick gewinnen lässt in die Art, wie die Gründungssagen der Städte zur Kenntnis der Historiker gekommen sind. Es gab offenbar überall locale Traditionen, die von Stadthistoriographen festgehalten wurden, wenn auch nicht überall die officielle Fassung und die sie unterstützenden officiellen Fälschungen auf Stein gegraben und so der Nachwelt erhalten wurden. Zugleich eröffnet aber der Inhalt der Sage von Magnesia neue Probleme der älteren Colonisation, rollt die Frage nach der ursprünglichen Besiedlung Kleinasiens wieder auf und bietet so eine Fülle neuer Gesichtspunkte. Eine Tafel gibt am Schlusse die Inschrift in trefflichem Lichtdrucke wieder.

Hans Sachs: Sämmtliche Fabeln und Schwänke, in chronologischer Ordnung herausgegeben von Edmund Goetze. Band 2 (= Neudrucke deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 126–134). Halle a. S., Niemeyer 1894. 8°, XXXII u. 640 SS. Preis 5 Mk. 40 Pf.

Andreas Musculus Vom Hosenteufel. Herausgegeben von Max Osborn. (Neudrucke . . . Nr. 125.) Halle a. S., Niemeyer 1894. 8°, XXX u. 27 SS. Preis 60 Pf.

Dem ersten Bande, der im Vorjahre in dieser Zeitschrift besprochen wurde, lässt E. Goetze in kurzer Zeit den zweiten folgen, so dass nunmehr die Fabeln und Schwänke des Hans Sachs vollständig vorliegen. Es ist dies wohl die schönste Gabe, welche dem Dichter zu seinem Jubiläum dargebracht werden konnte. Die Sammlung umfasst 387 Nummern, soweit es möglich war, nach der Handschrift wiedergegeben, mit Hinweis auf wichtigere Änderungen des Textes in der Folioausgabe oder Einzeldrucken. Das Quellenverzeichnis zum ersten Bande ist (S. X ff.) ergänzt, S. XXIV f. folgt eine übersichtliche Zusammenstellung der von Hans Sachs benützten Schriften. Einzelforschung wird da noch manches nachzutragen finden, auf Grundlage dieser Musterausgabe, welche 73 Stücke zum erstenmale nach der Handschrift oder dem Einzeldrucke mittheilt. Auch für stilistische Betrachtungen, ein für das Studium des 16. Jahrhunderts noch immer ziemlich vernachlässigter Zweig, ist eine reiche Quelle erschlossen. Ich möchte hier nur ganz kurz auf die Technik des Einganges der Hans Sachs'schen Erzählung hinweisen. Er beginnt oft unmittelbar, oft nennt er seine Quelle, oft fordert er die Aufmerksamkeit durch ein: Hör! u. dgl. heraus. In einer Reihe von Schwänken aber tritt seine Persönlichkeit uns selbst entgegen, er erzählt in eigener Person. Das geschieht nun wieder in verschiedener, mehr oder weniger bedeutsamer Weise.

1. Er theilt einfach mit, dass er das folgende Gespräch belauscht. So: Nr. 8 Gespräch zwischen Hausmagd und Wärterin, Nr. 16 Gespräch zwischen Frau und Hausmagd, Nr. 17 Die Lehren der Kupplerin, Nr. 24 Gespräch zwischen einer Hausmagd und ihren Gesellen, Nr. 28 Die drei Hausmägde, Nr. 82 Die nichtsnutzige Frau, Nr. 40 Die faule Hausmagd, Nr. 86 Die geschwätzige Rockenstube, Nr. 123 Dreier Frauen Klag über ihre Mägde (= 151) usw. Es sind ausnahmslos Scenen des intimen häuslichen Lebens, der Dichter motiviert, wie so er zu ihrer Kenntnis kam.

2. Er ist Theilnehmer an Dorfscenen, Kirchweihen, Trinkgelagen. Da erscheinen mehrere redende Personen, so dass der Schwank gelegentlich ins Drama übergeht. So Nr. 2 Der Bauern- tanz, Nr. 10 Die sieben klagenden Männer, Nr. 94 Der Zahn- brecher, Nr. 106 Der kurze Nasentanz, Nr. 273 Spottreden auf Handwerker, Nr. 282 Klagen der sechzehn Ordensleuten, Nr. 250 Der willigen Armut Orden u. a.

3. Er erzählt als eigenes Erlebnis; entweder ohne jede bestimmte Angabe (so Nr. 73 Das Ei mit den achtzehn Schanden, Nr. 81 Das schöne Bad, Nr. 167 Der schönen Frauen Kugelplatz u. a.) oder — und das ist der viel häufigere Fall — er hat die Geschichte auf einer Wanderschaft erlebt. Gewöhnlich werden in dieser Weise fabelhafte und unmögliche Dinge mitgetheilt, denen dadurch ein glaubhafterer Anstrich gegeben wird. Die Beispiele sind ungemein zahlreich (Nr. 258 aus Erfurt, Nr. 591 aus Köln, Nr. 309 aus Sachsen, Nr. 26 aus Bayern usw.). Auf der Wanderschaft hat er den Lügenberg (Nr. 30) und das Schlaraffenland (Nr. 41) gefunden. Bedeutsam erfährt er den Ursprung des Weihwassers in Rom (Nr. 252). — Diese Form der Wanderung oder des Spazierganges wird aber besonders da gerne gewählt, wo er einen Natureingang gibt. Hier ist Hans Sachs am meisten Dichter. Oft findet sich nur eine Andeutung von Naturschilderung, wie in Nr. 84, Nr. 7 u. a. Aber ausführlich eingeleitet Nr. 5 Der Narrenfresser, Nr. 9 Die sieben klagenden Frauen, Nr. 19 Die bittere freie Liebe, Nr. 37 Baldanderst, Nr. 42 Häderlein. Auch hier ist der Zweck, Unwahrscheinliches durch realistisches Detail glaubhaft zu machen, deutlich erkennbar. Besonders schön Nr. 332 Das Zankkraut, wo aus der persönlichen Freude an den Blumen die Belehrung erwächst.

4. Er stellt einen Traum dar. Fast ausnahmslos führt er so die allegorischen Figuren ein (Nr. 303 Faulheit und Sorge, Nr. 272 Die üble Nachrede, Nr. 219 Der Christoph der vollen Brüder), oder Visionen, wie Nr. 65 Das Höllenbad, Nr. 115 Der Jungbrunnen. In Nr. 262 erscheint Wanderschaft und Traum mit der Allegorie des guten Montags, während die frühere Behandlung des Stoffes (Nr. 124) nur das Traummotiv bietet.

5. Die Erzählung ist die Antwort auf eine Frage, die er an jemanden richtet. Immer steht die Frage im Zusammenhange mit dem Stande oder dem Wesen des Befragten. Um moralische Belehrung ersucht Hans Sachs einen älteren Mann (Nr. 66, 200, 212, 251), dieser gibt auch Rathschläge über die Ehe Nr. 129, über Gesundheit Nr. 68. Der Bauer belehrt ihn über Wachstum (Nr. 218), der Arzt über Speisen (Nr. 324), der Gelehrte über dreierlei Feindschaften (Nr. 201), über Wirkung des Weines (Nr. 148), über den Ursprung der Affen (Nr. 290), der Mönch über den Ursprung des Mönches (Nr. 243 = 95), der Messner über das Niklas-Bild (Nr. 292), der Jäger über das Waidwerk (Nr. 105), der Landstricher über Geographie (Nr. 321), Gebräuche in verschiedenen Städten (Nr. 326, 343), ein Ehrenhold über Wappen der vollen Brüder (Nr. 21).

6. Ebenso häufig findet sich die Umkehrung: Hans Sachs läßt sich befragen. Häufig dient die Frage dazu, einen alten Brauch zu erklären. Die Persönlichkeit des Fragenden hat keine Bedeutung, z. B. in Nr. 239, wo ein Pfarrer wissen will, warum

die Bauern Landsknechte nicht gerne beherbergen. Meist aber repräsentiert der Frager ebenso einen Stand, wie oben der Gefragte. Der Jüngling fragt, wer der beste Freund sei (Nr. 353), der Bauer thut neun grobe Fragen (Nr. 140), der Müllner fragt, warum die Bauern den Müllnern so wenig trauen (Nr. 241), der Hauptmann, warum die Landsknechte der Trommel nachlaufen (Nr. 251), der alte Mann, woher die vielen glatzköpfigen Männer kommen (Nr. 242), der Landsknecht, wem sein Stand am meisten gliche (Nr. 244), ein Sophist um Glaube, Liebe, Hoffnung (Nr. 57). Das Fragen und Antworten wird gelegentlich zum vollständigen Dialoge (Nr. 70 über die Ehe, Nr. 153 über die Trunkenheit). In dem Wesen der zwei letztgenannten Darstellungsformen liegt schon eine moralisierende Tendenz, die der Beantworter auch meist ausdrücklich betont.

Es möge mir gestattet sein, hier gleich ein anderes kleines Heft der Neudrucke anzuschließen, das die culturhistorisch interessante Philippica des A. Musculus gegen die Pluderhosen bringt. Der Herausgeber, M. Osborn, hat in seiner Einleitung ein ausführliches Bild der Bewegung gegen diese Modetracht gegeben, und auch die Nachgeschichte des Stoffes, die bis zu dem berühmten Romane von W. Alexis „Die Hosen des H. v. Bredow“ führt, skizziert. Dem Neudrucke liegt die erste Ausgabe von 1555 zugrunde.

Gustav Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte nach den Quellen bearbeitet. 2. Aufl. Marburg, Elwert 1895. Fol. 1 u. 2. Halblieferung (6 Bogen) à 1 Mk.

Dass eine Auflage von 6000 Exemplaren eines an und für sich nicht ganz billigen Werkes in wenigen Jahren vergriffen werden konnte, spricht schon für seine Bedeutsamkeit, sowie für das Interesse, mit dem auch das große Publicum ihm entgegenkam. Wie es jetzt aufs neue auf den Schauplatz tritt, hat es aus den seitherigen Entdeckungen auf literarischem und ikonographischem Gebiete den besten Nutzen gezogen, so dass es mehr als 500 ganz neue Textbilder, viele zu ihrem Vortheile veränderte Aufnahmen, sowie 14 große Kunstbeilagen bringt. Der 2. Auflage kann das reiche Lob, das schon der 1. auch in diesem Blatte gezollt wurde, nur in vermehrter Fülle zutheil werden. Besonders erfreulich ist das Versprechen des Prospects, dass auch die Geschichte des deutschen Schauspiels und Schauspielwesens eingehendere Berücksichtigung erfahren wird. Weniger kann ich mich für die in Aussicht gestellten Facsimiles aus sämtlichen bekannten gewordenen Nibelungenhandschriften, wodurch „der wissenschaftliche Wert des Bilderatlas möglichst erhöht“ werden soll, begeistern. Wem soll mit derartigen Spielereien gedient sein? Weder dem Gelehrten, noch dem Laien. Die vorliegenden zwei Halblieferungen

bringen als Vollbilder eine Heliogravure des Stieler'schen Goethe-Bildnisses, eine satirische Zeichnung des Xenienkampfes und in Farbendruck das Bild Neidharts von Reuenthal aus der Heidelberger Liederhandschrift. Der Text umfasst mit Bogen 34—39 (S. 265 bis 314) Goethe und theilweise Schiller. Auf Schritt und Tritt kann man verfolgen, wie sorgsam nachgebessert wurde. Zu den reizendsten Gaben gehören Silhouetten Goethes (S. 273, 275), Klingers (275), Lotte Buffs (270) und Schillers (303). Von Goethe-Bildnissen erscheint neu das von Kugelgen (292), das Sebbers'sche Tassenbild ist durch eine Nachbildung des jedenfalls besseren Originalbildes ersetzt (296), von Schiller das Bild Kirschners (304). Auch Goethes Freundschafskreis ist sehr glücklich durch das prächtige Porträt Zelters (292) u. a. erweitert, seine Familie erscheint in einzelnen Abbildungen. Sosehr es zu loben ist, dass E. zahlreiche Bilder aus zeitgenössischen Arbeiten Meyers u. a. herbeigezogen hat, könnte ich doch Christiane in der scheußlichen Madonna della Sedia-Nachahmung missen, während ich den Grund nicht einsehe, warum ihr Raabe'sches Porträt (1. Aufl., S. 206) weggefallen ist. Dagegen stimme ich der Beseitigung des angeblichen Gretchen-Bildes gerne bei. Mehrfach haben typographische Rücksichten Neuerungen verursacht, besonders in den Zeittafeln, in denen früher die naturgemäße Disposition einer Goethe-Biographie besser aufrecht erhalten war. Aber sehr unhübsch ist jetzt das Facsimile der Prometheus-Ode auf zwei Seiten vertheilt. Der Text wurde ebenfalls an einigen Stellen verändert und zweckentsprechend erweitert. Den Abweis der Angriffe auf Friederikens Ehre wird man sich auch hier gerne gefallen lassen. Auf S. 272 heißt es: „Goethe verließ Wetzlar am 11. September 1772.“ Auf S. 273 „1772. 11. September. Abreise von Wetzlar. Lässiger Betrieb der Advocatur“. Abgesehen von der überflüssigen Wiederholung wäre es der Deutlichkeit zuliebe wünschenswert gewesen, zum letzten Satze „in Frankfurt“ hinzuzusetzen. In der ersten Ausgabe stand immer unterhalb des Bildes der gegenwärtige Besitzer angegeben. Das ist in der neuen Ausgabe nur theilweise der Fall, oft, z. B. bei der Handschrift Goeckings' (S. 265), beim Kraus'schen Goethe-Bilde (S. 290) u. ö., fehlt diese wertvolle Notiz. Wahrscheinlich bleibt sie dem Inhaltsverzeichnisse vorbehalten. Trotzdem mir der frühere Modus vortheilhafter scheint, ließe sich auch gegen diesen nichts einwenden, wenn er nur gleichmäßig durchgeführt wäre.

Diese kleinen Mängel spielen aber keine Rolle gegenüber den großen Vorzügen. Der neue Bilderatlas verspricht ein Werk zu werden, auf das wir Deutsche stolz sein dürfen. Und wir Österreicher vielleicht noch ganz besonders, wenn wir auf dem Umschlage lesen: „Druck von Adolf Holzhausen in Wien.“ Es wird sich noch öfter Gelegenheit bieten, auf die Fortschritte des Unternehmens hier zurückzukommen. Keine Schulbibliothek, kein Gelehrter, kein Gebildeter, der auch nur irgendwie sich mit Literatur beschäftigt,

kann des Bilderatlas entrathen, dessen Anschaffung durch die Ausgabe in eilf Lieferungen zu zwei Mark auch denkbarst erleichtert ist.

Wien.

A. v. Weilen.

Französische Lehrbücher.

Sprachen schon vor dem Erscheinen der neuen preußischen Lehrpläne viele Anzeichen dafür, dass sich allmählich eine zwischen der alten und der neuen Methode mehr vermittelnde Richtung Bahn brechen würde, so ist dieselbe mit dem Inkrafttreten jener, dort wenigstens, wo dieselben bindend sind, umso schneller zum Durchbruche gelangt. Natürlich spiegelt sich in den seitdem erschienenen Lehrbüchern der Standpunkt der Verfasser, der entweder mehr nach rechts oder nach links liegt, deutlich wieder, wie ein Blick in die folgenden Unterrichtsbehelfe zeigt.

a) Elementarbücher.

Der *Lehrgang der französischen Sprache* von Dr. F. Stein. Erste Abtheilung (Aachen, Barth 1893. 130 SS.) beginnt mit einer kurzen Lautlehre, auf welche einfache französische Übungssätze zusammenhängenden Inhaltes, die dem Ideenkreise des Kindes entnommen sind und das grammatische Substrat abgeben, folgen. Die deutschen Stücke, deren Zahl übrigens für die Anfangsstufe etwas zu groß erscheint, sind nur Umänderungen der französischen. Die Lesestücke sind anziehend und lehrreich; doch wäre eine größere Berücksichtigung echt französischer Stoffe zu wünschen. Dem Buche liegt ein sorgfältig gearbeitetes *Wörterverzeichnis* bei.

Th. de Beaux und Dr. Ch. Glaser wollten in ihrem *Les- und Übungsbuch*. I. Stufe (Halle, Gesenius 1894. 102 SS.) vor allem einen Schultext für Anfänger herstellen, welcher diese nicht durch die namentlich in den ersten Stücken oft zutage tretenden Schwierigkeiten entnuthigen sollte. Die Lesestücke zusammenhängenden Inhaltes sollten zugleich einen methodischen Stufengang aufweisen. Das bedingte die Verbannung der zusammenhängenden Stücke aus dem ersten Unterrichte und die Rückkehr zu den Einzelsätzen. Thatsächlich ziehen sich diese durch das ganze Buch zum Zwecke der Einübung des rückwärts zusammengestellten grammatischen Lehrstoffes. Doch wird sehr bald zu zusammenhängenden kleinen französischen und deutschen Stücken übergegangen. Für ihren Zweck recht passend sind die „Causeries“, in denen bekannter Sprachstoff in dialogischer Form auftritt. Dazu kommen noch „Umwandlungen“ zur Einübung der Formenlehre. Deutsche Stücke finden sich in mäßiger Zahl. Es ist also im ganzen eine vermittelnde Methode, welche hier befolgt wird. Den französischen Stücken fehlt trotz der correcten Sprache die französische Localfarbe, indem ihr Schauplatz entweder ein unbestimmt gehaltener

ort oder Deutschland ist. Die lautlichen Verhältnisse des Französischen sind ziemlich eingehend dargestellt; doch fällt auf, dass die Qualität, so bei o, ö unberücksichtigt geblieben ist. Auch S. 66 findet sich in den Transcriptionen Unrichtiges.

Eine Verschmelzung älteren und neueren Systems des Sprachbetriebes ist versucht in dem *Übungsbuch für den französischen Anfangsunterricht* von J. Ehretsmann und E. Schmitt. Erster Theil. 3. Auflage (Straßburg i. E., Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt 1894. 199 SS.). Mit dem Anschauungsunterrichte durch Bilder und daran sich knüpfendem zusammenhängenden Sprachmaterial, den Reproductionen und Variationen dargebotenen Sprachstoffes, der Verminderung der Übersetzungstücke steht es auf dem Boden der neuen Methode. Andererseits ist aber doch durch das ganze Buch hindurch der grammatische Gesichtspunkt maßgebend gewesen, und werden zur Einübung der Regeln Einzelsätze verwendet, was namentlich im Beginn einen recht zwiespältigen Eindruck macht. Unter den lautlichen Angaben fällt z. B. auf *salade, malade table* mit *à* statt *ä*.

Unabhängig von den neuen Lehrplänen ist H. Grafs *Cours élémentaire de la langue française* (Zürich, Höhr und Fäsi 1893. 224 SS.). Dazu *Cours élémentaire. Partie du maître* (76 SS.). Graf überträgt die Methode des Schweizer Schulmannes J. Th. Scherr für den deutschen Elementarunterricht auch auf den französischen Anfangsunterricht. Sie beruht im wesentlichen auf der Anschauung. Es wird von Naheliegender (Schule, Haus, Umgebung) ausgegangen. Dann werden Bilder herangezogen. Dem Buche selber sind eine Anzahl Zeichnungen beigegeben, die Scenen aus dem Schul- und häuslichen Leben darstellen. Es ist die directe Methode, consequent durchgeführt, und lässt sich mit den auf dem Titelblatt enthaltenen Stichworten charakterisieren: *Leçons de choses. Lectures et leçons sur images. Exercices de grammaire. Rédactions. Phrases de tous les jours.* Jeder Gegenstand wird genau ins Auge gefasst, von allen Seiten besprochen und beschrieben. Die Sätze werden variiert; daran schließen sich Fragen, grammatische Übungen, schriftliche Aufgaben, doch so, dass das Interesse des Schülers nie erlahmt, weil immer neue Vorstellungen mit bereits bekannten sich verbinden. Es ist gar kein Zweifel, dass ein tüchtiger Lehrer mit dieser Methode in kurzer Zeit bedeutende Erfolge erzielen wird, allerdings auf beschränktem Gebiete. Aber was an äußerem Umfange abgeht, wird reichlich durch die Vertiefung ersetzt. Wir empfehlen die beiden Büchlein den Fachcollegen zur Nachprüfung.

b) Grammatiken für die mittleren und oberen Classen.

Auf dem Gebiete der Grammatik geht das Streben der Reform, die auch hier auf die neuen Lehrpläne eingewirkt hat, nach Beschränkung des Stoffes, Vereinfachung der Regeln, Hervorhebung des Wichtigsten; daneben auch hie und da nach präciserer Fassung

und größerer Richtigkeit. Unter diesen Zügen tritt der erste, der nach Beschränkung des Stoffes, am meisten hervor. So dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Umfang der Grammatiken gegenüber früher bedeutend abgenommen hat. Dies gilt von der *Grammatik* von Dr. W. Ricken (Berlin, Gronau 1893. 118 SS.). Dieses Lehrbuch zeichnet sich noch durch große Anschaulichkeit und interessanten Inhalt der Beispiele, die größtentheils dem Lesebuche des Verf.s entnommen sind, aus. Es enthält Formen- und Satzlehre. Auf Lautliches wird nur gelegentlich eingegangen. In der Conjugationslehre fällt die Neuerung auf, sentir als III a- und rompre als 3 b-Conjugation aufzuführen (recevoir ist unter die unregelmäßigen Verben verwiesen), wobei aber die Vortheile die Nachtheile kaum überwiegen dürften. An Einzelheiten heben wir noch hervor: S. 21, Anm. 3 wird als Grund der Verstummung des fin œufs und boëufs die geschlossene Aussprache des Vocals angegeben, wobei aber die Wirkung mit der Ursache verwechselt ist. Der wirkliche Grund ist das einst gesprochene s, vor welchem f ausfiel. — Zu S. 23: in paraplue u. ä. ist das a der mittleren Silbe nicht als die Pröp. ä, sondern anders aufzufassen, worüber Diez Wb. I unter parare nachzusehen ist. Sonst ist namentlich die Syntax, in welcher die wichtigeren Partien sehr eingehend und mit zahlreichen Beispielen belegt behandelt sind, eine sorgfältige und reiflich durchdachte Arbeit. Durch den Druck (zum Theile aber zu klein!) ist minder Wichtiges vom Wichtigeren unterschieden.

Einen etwas anderen Charakter hat die *Kurzgefasste Schulgrammatik* von Dr. O. Ulbrich (Berlin, Gärtner 1894. 141 SS.). Man sieht derselben an, dass sie die gleichmäßig durchgeführte Kürzung eines umfangreicheren Lehrbuches (der *Schulgrammatik* desselben Verf.s) ist. Namentlich im ersten Theile „Schrift und Aussprache“ könnte füglich noch manches wegbleiben. Auch in der Formenlehre und Syntax ist nach möglichster Vollständigkeit gestrebt. Doch sind die wichtigeren Partien gegenüber Ricken infolge ihrer gedrängteren Darstellung übersichtlicher. Des Verständnisses wegen sind öfter sprachhistorische Erklärungen gegeben.

In straffer Zusammenziehung des syntaktischen Stoffes übertrifft die vorgenannten Bücher bei weitem Dr. G. Sterns *Grammatik*. Theil II. Satzlehre (in *Buchners Lehrmittel für den französischen Unterricht*. Bamberg, Buchner 1894. 71 SS.). Denn trotzdem er es für nöthig befunden hat, auch die allgemein grammatischen Begriffe zu erläutern und consequent die syntaktische Verwendung der einzelnen Satzglieder aufzuführen, füllt seine Grammatik doch nur 63 Seiten. Freilich ist z. B. die Rection der Verba gar zu dürftig weggekommen. Auch hat er sich gezwungen gesehen, in einem Anhang von sieben Seiten Nachträge zu geben.

Während Stern sich wo möglich auf das Begrifflich-Grammatische beschränkt und das Lexikalische aus seinem Buche ²⁶

gut wie verbannt, legt M. Reuter in seinen *Hauptregeln der französischen Grammatik. Ein Repetitorium*. 2. Aufl. (Stuttgart, Both 1894. 100 SS.) mit Recht ein großes Gewicht auf die Redensarten und Gallicismen. Was dieses bloß die Satzlehre behandelnde Buch für seinen Zweck so besonders geeignet macht, ist die schlagwortartige Kürze der Regeln bei einer Fülle anschaulicher Beispiele.

Einen ähnlichen Zweck verfolgt Dr. O. Schellhorn, *Das Wichtigste aus der französischen Grammatik. Zum Gebrauche beim Unterricht und zur Repetition für Examina* (Jena, Mauke 1893, 66 SS.). Auch hier sind bei knapper Darstellung der Formenlehre und Syntax zahlreiche Beispiele gegeben und namentlich die Phraseologie und Idiotismen berücksichtigt. Beim Verbum fallen die etwas äußerlichen Ableitungsregeln auf. Dem Streben nach Kürze sind offenbar Fassungen zuzuschreiben, wie (S. 39) „Wenn keine andere Regel vorliegt, wird der deutsche Coniunctiv . . .“; (S. 41) „Alle unpersönlichen Ausdrücke verlangen . . . mit Ausnahme . . .“ Ebenso wenig lässt sich die Fassung von § 19, 1 und 2 mit dem wissenschaftlichen Standpunkt, den der Verf. in der Vorrede betont, vereinigen.

Plattners *Kurzgefasste Schulgrammatik* (Karlsruhe, Bielefeld 1894. 392 SS.) rechtfertigt neuerdings den Ruf, den sich der Verf. als Schulgrammatiker bereits erworben hat. Dem Formen- und Satzlehre enthaltenden grammatischen Theile sind angefügt *lectures supplémentaires* mit je einem Capitel über Lautlehre, Verslehre, historische Grammatik und Briefschreiben, welche bestimmt sind, „zur Belebung und Abwechslung im Unterrichte“ beizutragen, theilweise auch zur Übung im mündlichen Ausdruck. Daran schließt sich das Übungsbuch mit einer Reihe anziehender Stücke beschreibenden und erzählenden Inhaltes, die in Beziehung zu Frankreich stehen. Zu diesen treten dann im letzten Theile Umbildungen, so dass das Buch zugleich auch Lese- und Übungsbuch ist.

c) Lesebücher.

Das *französische Lesebuch für die unteren und mittleren Classen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. Mit einem ansführlichen erklärenden Wörterbuche* von Dr. L. Süpfle. Neu bearbeitet von Dr. A. Mauron (10. Aufl. Heidelberg, Groos 1893. 268 + 119 SS.) ist seinerzeit wegen der zahlreichen, in classisch schöner Sprache geschriebenen, gehaltvollen Stücke recht beliebt gewesen. Leider hat es der Überarbeiter unterlassen, das Buch im Sinne der gegenwärtigen Richtung umzugestalten. Von den 11 geschichtlichen Lesestücken entfallen nur drei auf französische Geschichte. Umsonst sucht man nach Lesestoffen, in denen der Schüler mit den geographischen und culturellen Verhältnissen Frankreichs vertraut gemacht würde. Auch kommt die in ihrem Vocabelschatz und Phrasenmaterial sosehr von der akademischen abweichende Sprache des gewöhnlichen Lebens, die der Schüler

doch auch kennen lernen muss, zu kurz. Wir können daher nicht umhin, das Buch trotz seiner sonstigen Vorzüge für nicht mehr ganz zeitgemäß zu erklären.

Dagegen entnahmen F. Scheibner und G. Schauerhammer in ihrem *Lesebuch für die ersten Unterrichtsjahre* (Leipzig, Teubner 1894. 184 SS.) ihre Prosastoffe zeitgenössischen französischen Schul- und Jugendschriftstellern. Es sind nebst umfangreicheren, auf die Geographie und Geschichte Frankreichs sich beziehenden Stücken kleine Erzählungen und Dialoge in einfacher Sprache, die kindliches Denken und Fühlen zur Darstellung bringen, und die sich daher zu Gesprächsübungen sehr gut eignen. Im Wörterbuch fehlen: le gotter (S. 13), l'onglée (S. 15), verglas (S. 17).

Ähnlich hat auch Dr. G. Stern, *Lesebuch für die Mittelstufe* (Bamberg, Buchner 1894, in Buchners Lehrmitteln. 308 SS.) seine Stücke größtentheils französischen Schulbüchern und Jugendschriften entlehnt. Die wenigen Stücke aus älteren Autoren bieten keine sprachlichen Schwierigkeiten. Geographie und Geschichte Frankreichs ist gebührend berücksichtigt. Auch umfangreichere Proben von Briefen sind gegeben. Gegen die epischen und lyrischen Gedichte wird nicht viel einzuwenden sein. Dagegen würden die wohl vorzugsweise ein literar-historisches Interesse bietenden dramatischen Stücke aus Corneille, Racine und Molière wohl besser der Oberstufe vorbehalten geblieben sein.

Auf das consequenteste hat die Forderungen der Reform durchgeführt K. Kühn in seinem *Lesebuch für die Mittelstufe* (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing 1894. 304 SS.). Sein Streben geht vor allem dahin, eine dem Standpunkte der Jugend angemessene Kenntnis von Frankreich und seinen Bewohnern zu vermitteln. In einer Reihe lebhafter Darstellungen werden dem Schüler Ereignisse, Krieger, Politiker, Erfinder aus der Geschichte Frankreichs von der Renaissance bis zur Restauration vorgeführt. Persönlichkeiten, die in Lesebüchern selten oder nie Beachtung fanden, wie Palissy, Rouvet, Vincent de Paul u. a., werden mit Vorliebe behandelt. Durch Hervorhebung der culturellen Verhältnisse erhält der Schüler eine bessere Vorstellung von dem allmählichen Werden des modernen Frankreich und namentlich von den Entstehungsursachen der ersten Revolution, als der Geschichtsunterricht geben kann. So tritt auch hier, wie bei den alten Sprachen, der fremdsprachliche Unterricht erweiternd und vertiefend zum Geschichtsunterrichte. Damit sich der Schüler leichter in den historischen Verhältnissen zurecht finde, ist dem Buche eine Zeittafel mit den wichtigsten Daten beigegeben. Aber nicht bloß die Geschichte, sondern auch die Geographie Frankreichs, sowohl im allgemeinen als auch mit Bezug auf die einzelnen Provinzen, deren Bodenerzeugnisse, Industrien usw., die topographisch merkwürdigen Theile von Paris, dessen Gesellschaftstypen, der Charakter des

Volkcs u. a. werden behandelt, nie trocken lehrreich, sondern in lebhaften, zeitgenössischen Schriftstellern entnommenen Bildern und Erzählungen. Die Realien sind besonders berücksichtigt; erklärende Zusätze und Illustrationen treten noch ergänzend zum Texte hinzu. Alles in diesem Buche, selbst die Anekdoten, machen den Eindruck des Neuen und Unmittelbaren. Trotz des reichen Inhaltes ist es durchaus einheitlich. Es ist mit einem Worte eine Musterleistung.

d) Diversa.

Die *Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften* von L. Bahlsen und J. Hengesbach (Berlin, Gärtner 1894) setzt sich zum Zwecke, dem Unterrichtsbetriebe in den fremden Sprachen, welchem durch die neuen Lehrpläne neue Ziele gesetzt worden sind, auch die entsprechenden Lehrmittel zur Verfügung zu stellen. Es handelt sich dabei vor allem um Berücksichtigung der früher so sehr vernachlässigten Realien. In der Beziehung wird das erste Bändchen dieser Sammlung: *Maxime Du Camp, Paris. Im Auszuge herausgegeben von Dr. Th. Engwer* (174 SS.), eine Specialschrift über Paris nach der topographischen, historischen, kunsthistorischen, administrativen usw. Seite, sehr gute Dienste leisten. Der sorgfältige Commentar und der erläuternde Anhang geben Ergänzungen. Es dürfte sich ganz besonders als Privatlectüre für Schüler empfehlen, die vielleicht daran denken, einmal nach Paris zu reisen; denn es bietet größtentheils auch das, was man einen „Reiseführer“ nennt. Das beigegebene Kartchen von Paris würde man größer wünschen.

Weniger passend scheint uns das andere noch vorliegende (9.) Bändchen zu sein: *E. Despois, Le théâtre français. Im Auszuge herausgegeben von Dr. G. Erzgräber* (109 SS.). Diese Darstellung der Entwicklung des französischen Theaterwesens, speciell unter Ludwig XIV. liegt schon dem Gesichts- und Interessekreise des Schülers zu fern und setzt namentlich eine eingehende Kenntnis der französischen Literatur voraus, deren systematische Behandlung schon an und für sich außerhalb des Rahmens des Unterrichtes liegt. Einzelne Capitel mögen ja für den Schüler brauchbar sein; aber im großen und ganzen hat dieser es hier doch nur mit Namen ihm unbekannter Personen und mit Titeln ihm ebenso unbekannter Werke zu thun. Recht störend wirken die deutsch abgefassten Auszüge der ausgelassenen Capitel, die ganz unvermittelt im französischen Texte sich finden. Der Commentar zeugt von Beherrschung des Stoffes.

Auswahl französischer Gedichte für höhere Lehranstalten. Zusammengestellt von Dr. E. Stiehler (Altenburg, Pierer 1893. 140 SS.). Diese recht ansprechende Sammlung epischer und lyrischer Gedichte, nicht bloß älterer Autoren, sondern ns solcher dieses Jahrhunderts, will erstens eine Anzahl wertvoller Gedichte zum Auswendiglernen bieten, wofür

eigener Canon aufgestellt ist, und außerdem den Schüler zu weiteren Studien auf dem Gebiete der französischen Sprache und Literatur anregen. Letzterem Zwecke sollen offenbar auch die rückwärts angefügten biographischen Notizen dienen, die nicht bloß dürftige Daten aus dem Leben der Dichter und die Titel ihrer Werke geben, sondern auch deren Stellung in der Literatur kurz, aber treffend charakterisieren. Das Büchlein ist recht brauchbar.

Das *Französische Vocabularium auf etymologischer Grundlage* von Dr. A. Bauschmaier (München, Oldenbourg 1892. 110 SS.) gibt nicht bloß begrifflich geordnete Vocabeln und Wortfamilien, sondern auch einen reichen Phrasenschatz und im Anhange einen sprachgeschichtlichen Überblick über die französische Sprache, Zusammenstellungen von Homonymen und Synonymen u. ä. Doch ist im etymologischen Theile manches unrichtig, worauf wir aber nicht eingehen können. In der Hand eines geschickten Lehrers kann dieses verständig angelegte Büchlein ein recht guter Behelf werden.

Die *Französischen Gespräche für den Schulgebrauch* von Dr. Günther (Danzig, Kafemann 1892. 81 SS.) bieten einen sehr reichhaltigen Stoff, der sich nicht nur über die Dinge des gewöhnlichen Lebens, sondern auch über Geschichte, Geographie, Literaturgeschichte, Musik usw. erstreckt. Doch gerade der Umstand, dass die Gespräche durchaus zusammenhängend, also in fester Form, auftreten, was der Verf. gegenüber anderen ähnlichen Büchern als einen Vorzug angesehen wissen will, lässt dieses Büchlein eher als ein Lesebuch mit Dialogen denn als ein eigentliches Conversationsbuch erscheinen. Ein Vocabular ist den Gesprächen angefügt.

Das *Deutsch-französische Übungsbuch* von A. Ohlert (Hannover, Meyer 1894. 132 SS.) führt Stücke zusammenhängenden Inhaltes — interessante, lebhaft geschriebene, kleine Erzählungen größtentheils aus dem Gebiete der französischen Geschichte — vor, die sich an die entsprechenden französischen in den beiden Lesebüchern des Verf.s anschließen. Es sind also die ersteren nur Umänderungen ihrer Vorbilder. Auf die zusammenhängenden Stücke folgen Einzelsätze zur Einübung der formellen, syntaktischen und phraseologischen Eigenthümlichkeiten der Verba.

Wiener-Neustadt.

Dr. F. Wawra.

Seibert A. E. und V. v. Haardt, Schulwandkarte der Eisenbahnen von Österreich-Ungarn. Maßstab 1:1,000,000 Wien, Hölzel (1894). Fol. 4 Blatt.

Die rührige Verlagsbuchhandlung Eduard Hölzel in Wien sucht mit der Herausgabe dieser Eisenbahn-Schulwandkarte eines Bedürfnisse der österreichischen Mittelschulen und verwandter Lehr-

anstalten abzuhefen. Diese in der Zusammenfügung ihrer vier Blätter 138 cm breite und 110 cm hohe Karte veranschaulicht das österreichisch-ungarische Eisenbahnnetz mittels schwarzer Bahnlinien mit genauer, durch conventionelle Zeichen hervorgehobener Unterscheidung in zwei- und eingleisige Linien und die wichtigsten Dampftramway- und Zahnradbahnen. Sie enthält ferner auch ein besonders sorgfältig ausgeführtes, blauliniges Flussnetz und eine sehr zart gehaltene Darstellung des Terrains mit der Angabe des örtlichen Beginnes der Schiffbarkeit und des regelmäßigen Dampfschiffsverkehrs, sowie mit einer großen Zahl von Höhenangaben längs der Bahn- und Flusslinien, so dass sie demnach nicht bloß eine Eisenbahn-, sondern auch eine Flusskarte Österreich-Ungarns ist. Das Bild des Eisenbahnnetzes selbst wird durch diese Terrain- und Flussdarstellung nicht gestört. Die dichterem Partien des Eisenbahnnetzes des nördlichen Böhmens, sowie der Umgebung der zwei Hauptstädte Wien und Budapest sind auf Nebenkärtchen dargestellt. Da es für den Schulzweck nicht nothwendig ist, die Namen sämtlicher Eisenbahnstationen anzuführen, so enthält diese Karte, um deutlich zu bleiben, bloß die Haupt- und Abzweigstationen.

Um ein rasches Veralten der Karte zu verhüten, erklärt sich die Verlagsbuchhandlung bereit, jenen Anstalten, welche sie benutzen, am Schlusse eines jeden Jahres ein Verzeichnis der im Laufe des Jahres eröffneten neuen Eisenbahnlinien nebst einer graphischen Übersicht zuzusenden, wodurch diese Karte auf der Höhe der Zeit erhalten werden kann.

Langenbeck R., Leitfaden der Geographie für höhere Lehranstalten im Anschlusse an die preußischen Unterrichtspläne von 1892 und unter Zugrundelegung der Debes'schen Schulatlant. Leipzig, Engelmann 1893, 4. 8°, 2 Theile.

Dieser geographische Leitfaden, welcher sich in der Vertheilung seines Lehrstoffes eng an die preußischen Lehrpläne vom Jahre 1892 anschließt, gliedert sich zunächst in zwei Theile, von welchen der erstere auf 125 Seiten den Lehrstoff für die unteren Classen und der zweite Theil auf 340 Seiten den Lehrstoff für die mittleren und oberen Classen der preußischen Gymnasien enthält.

Der erste Theil bringt im ersten Cursus den Lehrstoff der Sexta, nämlich die Grundlehren der mathematischen und physischen Erdkunde, die erste Einführung in das Verständnis von Globus und Landkarte, sowie die Übersicht über die Länderkunde auf 32 Seiten in einer sehr verständlichen Form. Der zweite Cursus umfasst auf 43 Seiten den Lehrstoff der Quinta, nämlich die weitere Einführung in die mathematische Geographie und das Verständnis von Globus und Landkarte, ferner die Übersicht über die physische Geographie Mitteleuropas und das Deutsche Reich. Der dritte Cursus schließt mit dem Lehrstoffe der Quarta der außerdeutschen Länder Europas den ersten Theil des Leitfadens.

Der zweite Theil des Leitfadens enthält im vierten Cursus den Lehrstoff der Untertertia, nämlich die außereuropäischen Erdtheile, und im fünften Cursus den Lehrstoff der Obertertia und Untersecunda, nämlich die deutschen Colonien und Europa auf Grund seiner physischen Verhältnisse dargestellt. Der sechste und letzte Cursus umfasst den Lehrstoff der oberen Classen, nämlich die mathematische und physikalische Geographie und die Bewohner der Erde.

Dem Verf. kann die Anerkennung nicht versagt werden, dass er bemüht war, dieses Buch inhaltlich und äußerlich dem preußischen Lehrplane entsprechend zu gestalten. Was den didaktischen Wert dieses Lehrbehelfes betrifft, so erscheint der erste Theil desselben übersichtlich, klar und musterhaft gearbeitet. An dem zweiten Theile wäre vielleicht die verhältnismäßig zu große Reichhaltigkeit des Inhaltes zu beanstanden. So z. B. bei Afrika die Erforschungsgeschichten der einzelnen Theile, der Sahara, Senegambiens, des Sudan, Ost- und Centralafrikas, ferner viel Gebirgs- und anderes Detail. Es wird wie in den meisten geographischen Lehrbüchern unserer Zeit auch hier eine solche Masse von Stoff geboten, dass die Schüler denselben neben ihren anderen Arbeiten nur mit Mühe aufnehmen, denselben aber kaum geistig verdauen und keinesfalls für ihr Leben behalten werden. Der Standpunkt des Schülers: „Weniger lernen, aber gut verarbeiten und behalten“ sollte bei der Auswahl des Unterrichtsstoffes im allgemeinen und auch des geographischen Lehrstoffes stets im Auge behalten werden. Allgemein ist die Klage von der Überbürdung der Schüler an den Mittelschulen, aber abgerüstet wird doch nicht.

Umlauf Friedrich, Landschaftsbilder aus der österreichisch-ungarischen Monarchie. Zur Belebung des Unterrichtes in der Vaterlandskunde an Gymnasien und zur häuslichen Lectüre. Wien, Hölder 1895. 8°, 74 Ss.

Dieses Büchlein bezweckt die Ausführung der Unterrichts-Ministerialverordnung vom 24. Mai 1892, welche in Bezug auf den geographischen Unterricht am Untergymnasium die Bestimmung enthält, dass es sich in der vierten Classe empfehlen wird, von der gewöhnlichen Lehrform hie und da abzugehen und zur Belebung des Interesses anschauliche Bilder einzelner charakteristischer Landschaften der Monarchie zu geben, wobei in Bezug auf Zahl und Umfang maßzuhalten ist und diese Bilder an geeignetem Orte in Anknüpfung an bereits Bekanntes und im Anschlusse an die Karte, beziehungsweise an die übrigen Anschauungsmittel einzufügen sind.

Prof. *Umlauf* bringt nun in dem vorliegenden Büchlein 24 aus verschiedenen bewährten Autoren passend gewählte und bearbeitete Aufsätze, welche sich auf die Kronländer der Monarchie und auf die hervorragendsten und charakteristischsten Landschaften derselben beziehen und sich hauptsächlich an die Hölzel'schen

geographischen Charakterbilder anschließen, so dass dieses Büchlein seinem Zwecke entsprechen wird.

Daniel Hermann Adalbert, Handbuch der Geographie. 6. vielfach verb. Aufl. Neu bearbeitet von Prof. B. Volz. Leipzig, Reissland 1894. 8°.

Daniels Handbuch der Geographie ist seit seinem Erscheinen als eine vorzügliche Verarbeitung des geographischen Stoffes und wegen der angenehm lesbaren gemeinverständlichen Form seiner Darstellung, der Reichhaltigkeit seines Inhaltes, welcher sich sowohl auf die wichtigsten und interessantesten Begriffe der physikalischen und der politischen Geographie als auch über die wünschenswerteren historisch-geographischen Daten erstreckt, bereits so bekannt, dass bei dem Erscheinen dieser neuen Auflage wohl von einer detaillierten Besprechung dieses Werkes abgesehen werden kann und die Anzeige genügen wird, dass diese neue Ausgabe in 36 Lieferungen von je 6—7 Bogen erscheinen wird, und dass, wie die vorliegenden drei ersten Lieferungen zeigen, das Werk auf Grund des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft und der neuesten statistischen Daten zeitgemäß und sorgfältig erneuert wird.

Wien.

Dr. F. Grassauer.

Zur linearen Differentialgleichung dritter Ordnung von Dr. Anton Krug. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Prag 1892. 81 SS.

Die vorliegende, sehr lesenswerte Abhandlung stellt sich die Aufgabe, den innigen Zusammenhang, welcher zwischen den Differentialinvarianten der Ebene und den Differentialinvarianten einer homogenen, linearen Differentialgleichung dritter Ordnung besteht, in ein helles Licht zu setzen, und verwertet diesen Zusammenhang für die Integration dieser Differentialgleichungen.

Ist eine solche Differentialgleichung gegeben, so bestimmt sie ein System zueinander collinearer Curven; sind nämlich y_1, y_2, y_3 Integrale eines Fundamentalsystems, und zwar $y_1 = \varphi_1(x), y_2 = \varphi_2(x), y_3 = \varphi_3(x)$, so wird, wenn in diesen Gleichungen y_1, y_2, y_3 als homogene Punktcoordinaten der Ebene angesehen werden, die Parameterdarstellung einer Curve C durch die obigen Gleichungen gegeben sein. Nimmt man statt y_1, y_2, y_3 andere particuläre Integrale, so wird statt der Curve C sich eine collinear verwandte Curve ergeben. Ist umgekehrt eine ebene Curve C gegeben durch $y_1 = \varphi_1(x), y_2 = \varphi_2(x), y_3 = \varphi_3(x)$, so wird dieselbe Curve dargestellt werden, wenn man in diesen Gleichungen $y_1 = s\bar{y}_1, y_2 = s\bar{y}_2, y_3 = s\bar{y}_3$ und $x = \varphi(\bar{x})$ setzt. Sind drei Functionen y_1, y_2, y_3 von x gegeben, dann ist auch die homogene

lineare Differentialgleichung dritter Ordnung gegeben, deren particuläre Integrale sie sind.

Ist die Curve C gegeben, so wird jede Parameterdarstellung, welche sie gestattet, eine homogene lineare Differentialgleichung dritter Ordnung ergeben und alle diese Differentialgleichungen werden aus irgend einer durch eine Transformation von der Form $y = s\bar{y}$, $x = \varphi(\bar{x})$ hervorgehen. Die beiden Systeme: das System aller aus der Differentialgleichung $y''' + 3py'' + 3qy' + ry = 0$ durch die eben genannte Transformation hervorgehender Curven und das System aller zu C collinearer Curven bestimmen einander wechselseitig, und diese Wechselseitigkeit bringt Krug in dem Satze zum Ausdruck: „Jede Differentialinvariante der Ebene Vdu^m “ (wobei auch $m = 0$ sein kann) ist durch p , q und r und deren Ableitungen darstellbar und liefert dann eine Invariante Gdx^m der Differentialgleichung $y''' + 3py'' + 3qy' + ry = 0$ und umgekehrt lässt sich jede Invariante Gdx^m dieser Differentialgleichung in eine Differentialinvariante der Ebene Vdu^m umsetzen.“

Beide Systeme lassen sich durch eine einzige Gleichung charakterisieren, die Gleichung der „Differentialcurve“ $F(U, \mathfrak{B}) = 0$ oder $F(\mathfrak{G}, \mathfrak{H}) = 0$, wo U und \mathfrak{B} gewisse absolute Differentialinvarianten der Ebene, \mathfrak{G} und \mathfrak{H} die entsprechenden absoluten Differentialinvarianten der Differentialgleichung $y''' + 3py'' + 3qy' + ry = 0$ bedeuten. (Der Ausnahmefall \mathfrak{H} gleich identisch Null wird früher behandelt und gezeigt, dass in diesem Falle sich die Differentialgleichung in eine mit constanten Coefficienten transformieren lässt.) Für die Herstellung dieser Gleichung, wenn die Relation $f(u, v) = 0$ zwischen den Integralquotienten $u = \frac{y_1}{y_2}$, $v = \frac{y_2}{y_3}$ gegeben ist, wird eine Methode auf Grund der Darstellung von \mathfrak{B} und U durch gewisse Covarianten von f entwickelt. Im Anschluss daran wird endlich untersucht, wann die Differentialgleichung $y''' + 3py'' + 3qy' + ry = 0$ algebraisch integrierbar ist.

Diese vorzügliche Arbeit darf dem Wohlwollen aller Fachgenossen wärmstens anempfohlen werden.

Sammlung mathematischer Aufgaben. Für den Gebrauch in den oberen Classen höherer Lehranstalten zusammengestellt von Fr. Bussler, Professor am Sophien-Gymnasium zu Berlin. Dresden, Verlag von L. Ehlermann 1894. 120 SS.

Die Aufgaben dieser Sammlung beziehen sich auf das Pensum von Obersecunda und Prima, welches sich in den Hauptzügen mit dem Lehrstoffe der drei obersten Classen unserer Gymnasien deckt: wie wir aus desselben Verf.s „Elemente der Mathematik“ entnehmen, wird ein Unterschied einerseits durch die Verlegung der Anfangsgründe der Trigonometrie (Beziehungen zwischen den trigonometrischen Functionen eines und desselben Winkels und Auflösung der

rechtwinkligen Dreiecke), sowie der Auflösung von quadratischen Gleichungen mit einer Unbekannten in das Pensum für Untersecunda, andererseits durch die ausführliche Erörterung der Sätze über Flächenbeziehungen am Dreieck und Viereck, der stetigen und harmonischen Theilung, der Gleichungen dritten Grades, der höheren Reihen, sowie der Maxima und Minima von Functionen einer Variablen hervorgerufen, Punkte, von denen einige an unseren Gymnasien in dem Lehrstoffe der Quinta Aufnahme finden, während die meisten gar nicht berücksichtigt werden.

Doch sind die mehr als tausend Aufgaben dieser Sammlung, welche sich auf den eben gekennzeichneten Stoff beziehen, nicht zum Gebrauche im Unterrichte bestimmt, dieselben sollen vielmehr den Schülern in die Hand gegeben werden, „um in der Lösung mathematischer Aufgaben sich die nothwendige Sicherheit und Gewandtheit anzueignen, welche im Classenunterrichte allein und auch durch die wenigen vorgeschriebenen häuslichen Terminarbeiten nicht erreicht werden kann.“

Es ist zweifellos, dass alle Umstände, welche die Durchführung dieses leitenden Gedanken begünstigen, sorgfältig berücksichtigt worden sind und daher die Anlage dieser Aufgabensammlung als eine wohlgelungene bezeichnet werden muss. Vor allem sind solche Aufgaben, welche unbedingt dem Unterrichte in der Schule anheimfallen, wie Fundamentalaufgaben, die ja dem System angehören, sowie Beispiele, in denen es sich bloß um die Einsetzung numerischer Werte in Formeln handelt, die im Lehrtexte entwickelt wurden, ausgeschlossen; ebenso ist darauf Rücksicht genommen, dass die Lösung der Aufgaben keine besondere Schwierigkeit bietet und dass in jenen wenigen Fällen, wo dies der Fall ist, eine Andeutung zur Lösung hinzugefügt ist; ferner sind die Aufgaben sowohl nach der Schwierigkeit als nach der Gleichartigkeit ihrer Lösung geordnet, respective in Gruppen zusammengefasst, und endlich sind jene Lehrsätze, auf denen die Lösung einer Aufgabe beruht, durch den Hinweis auf die betreffenden Paragraphen des Lehrbuches hervorgehoben und zur Selbstcontrole jeder Aufgabe das Resultat hinzugefügt. Dass die Aufgaben aus der mathematischen Geographie sorgfältige Berücksichtigung fanden, verdient volle Anerkennung; der Wert des Buches wäre aber bedeutend erhöht worden, wenn den Aufgaben, deren Lösung die Kenntnis der Gesetze der Mechanik, Wärmelehre usw. voraussetzt, ein größeres Augenmerk gewidmet worden wäre, als dies thatsächlich geschehen ist.

Soll aber das vorliegende Buch seinen Zweck vollkommen erfüllen und dem Schüler zu „eigenen, selbständigen“ Übungen in die Hand gegeben werden, so ist es unbedingt nothwendig, dass einerseits die Aufgaben klar und scharf gefasst, andererseits die Resultate richtig seien. In dieser Hinsicht ist Busslers Aufgabensammlung keineswegs vollkommen, und es würde sich im Falle einer zweiten Auflage sehr empfehlen, auf diese Punkte ein be-

sonderes Augenmerk zu richten: so soll es in 60 b) $x_1 = 2$ (statt $x_1 = 11$), in 61 c) $x = -4 \pm \sqrt{21}$ (statt $x = -8 \pm \sqrt{21}$), in 61 d) 3700 (statt 3720), in 164 d) 24 (statt 23) heißen; in 150 b) sollte, wie es in 150 a) geschieht, die Bedeutung von Q angegeben sein; in 149 b) fehlt unter den Daten der Aufgabe die Angabe der Procente, ebenso in 181 a) die Angabe des ersten Näherungswertes; verfehlt ist auch das Resultat von 368 b); es hat den Anschein, als ob bei der Lösung dieser Aufgabe irrtümlicherweise $22^2 = 844$ (statt 484) gesetzt worden wäre.

Aufgaben für den Rechenunterricht in den unteren Classen der Gymnasien, Realgymnasien und verwandter Lehranstalten von M. Fletscher, Professor am Realleuceum in Geislingen. I. u. II. Heft. Stuttgart, A. Bonz u. Comp. 1894.

Da das erste Bändchen dieser Aufgabensammlung für acht- bis neunjährige, das zweite für neun- bis zehnjährige Schüler bestimmt ist, so ist es wohl einleuchtend, dass dieselbe im Rahmen unserer Mittelschulen kaum Verwendung finden dürfte. In der That behandeln die beiden Heftchen dieser Sammlung bloß Lese- und Schreibübungen in Ziffern, ferner Aufgaben über die vier Species in ganzen (unbenannten, benannten und mehrfach benannten) Zahlen, sowie über die Theilbarkeit der Zahlen (einschließlich der Zerlegung in Primfactoren) und zwar in so elementarer, ein bloß mechanisches Rechnen bezweckender Weise, dass dieselben höchstens in der Vorbereitung zur Aufnahmeprüfung in eine Mittelschule, niemals aber in dieser selbst verwendet werden können.

Wir haben zu wenig Einblick in die Art und Weise, wie an Volksschulen, für welche diese Sammlung im Grunde genommen bestimmt ist, der Rechenunterricht betrieben wird, um den Wert derselben beurtheilen zu können, und müssen uns daher darauf beschränken, das Augenmerk auf einige Punkte zu richten, welche theils bedenklich erscheinen, theils offenbar unrichtig sind. So halten wir die Einführung der Klammern (Heft I, S. 40, 46) in einem Buche, das ausführliche Lese- und Schreibübungen in Ziffern enthält und sich höchstens zu Schlüssen von der Einheit auf die Vielheit und umgekehrt emporschwingt, für verfrüht. Ganz entschieden ist es ferner zu missbilligen, dass das Dividieren im ersten Hefte nur als ein Theilen eingeführt, fernerhin aber (vergl. II. Heft, S. 17, 38, 42, 46 usw.) Messungsaufgaben gegeben werden. Lässt es sich ferner rechtfertigen, wenn (Heft I, S. 41) der Multiplicand als jene Zahl definiert wird, „welche beim schriftlichen Multiplicieren zuerst steht“, und ist es richtig, eine Primzahl als jene Zahl zu definieren (Heft II, S. 60), welche nur durch 1 theilbar ist? Aber alle diese Bedenken treten in den Hintergrund, wenn man die total verfehlt Behandlung des Capitels über die Theilbarkeit der Zahlen (Heft II, S. 54 ff.) betrachtet. Man bedenke: eine durch 2, 3, 4 ... (ohne Rest) theilbare Zahl nennt

Der Verf. auch eine Zweier-, Dreier-, Viererzahl usw. (S. 54, 55). Und auf Grund dieser Nominaldefinitionen beantwortet er die Fragen: Wann ist eine Zahl durch 2, 3 ... theilbar? dahin: wenn sie eine Zweier-, Dreierzahl ... ist, und verlangt (S. 58, Aufg. 12) vom Schüler ähnliche „Regeln“ (!) für die Theilbarkeit durch alle Zahlen von 11 bis 20. Ein derartiger logischer Schnitzer dürfte sich nicht sobald wiederfinden. In den bekannten Regeln über die Theilbarkeit der Zahlen sieht der Verf. Mittel, um „äußerlich“ (!) zu erkennen, ob eine Zahl eine Zweier-, Dreierzahl usw. ist. Dass diese Regeln ihrem Wesen nach Anweisungen enthalten, wie man auf eine kürzere Art als durch die Division der beiden zu untersuchenden Zahlen bestimmen kann, ob der Divisionsrest Null ist oder nicht, ist auch nicht mit einem Worte angedeutet.

Jedem Heftchen liegt ein Schlüssel bei, der die Resultate zu den Aufgaben enthält.

Die wichtigsten Rechenregeln nebst Musterbeispielen, insbesondere Lösung aller Aufgaben der Regeldetri und der darauf beruhenden Rechnungsarten vermittelt einheitlicher Behandlung des Ansatzes. Von Dr. R. Olbricht, Oberlehrer am königl. Gymnasium zu Döbeln. Leisnig, H. Ulrich 1893. 48 SS.

Der Schwerpunkt des vorliegenden Heftchens ruht, wie wir dem Vorworte entnehmen, in der darin gebotenen Behandlung der Regeldetri, und soll dasselbe zur Verbreitung von neuen „außerordentlich vortheilhaften, übersichtlichen, auf alle Fälle anwendbaren und mit großer Leichtigkeit zu erlernenden Regeln beitragen“. Die Erwartung, die man nach diesen Worten der vorliegenden Schrift entgegenzubringen berechtigt ist, wird jedoch vollkommen getäuscht: die Entwicklung der Regeln hat eine Menge von Unrichtigkeiten aufzuweisen, die Regeln selbst sind keineswegs durch die oben angeführten Vorzüge ausgezeichnet. Falsch ist die Behauptung (S. 15), dass „in allen Rechenbüchern des Mittelalters und der Neuzeit für die Regeldetriaufgaben nur derjenige Fall verwendet wird, in welchem die Unbekannte an vierter Stelle steht“; ebenso falsch ist die Behauptung (S. 17), dass gerade (respective verkehrt) proportionierte Größen durch das Verhältnis je mehr — desto mehr (respective weniger) charakterisiert sind. Ungerechtfertigt ist es ferner (S. 18), die gewiss sehr zweckmäßigen Ausdrücke dreimal mehr (und ebenso dreimal weniger) aus der Sprache des Mathematikers verbannen zu wollen. Die Ausdrucksweise „dreimal mehr“ bedeutet in der Mathematik eben nicht, wie man vermuthen könnte, das Vierfache, ebenso wie der Ausdruck „einen Bruch abkürzen“ nicht ein Verkleinern desselben bedeutet, worauf der Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens hindeutet. Und wie an dieser letzteren Ausdrucksweise gerade niemand Anstoß findet, wie an dem Worte Säure in der Chemie, so ist es auch ein nicht zu rechtfertigendes, auf einer Unkenntnis des Wesens der Sprache

überhaupt und der wissenschaftlichen Namengebung insbesondere beruhendes Unternehmen, jene oben angeführte Ausdrucksweise in der Mathematik tilgen zu wollen.

Und sehen wir uns endlich jene Regeln selbst an, deren Wert in dem Vorworte sosehr gepriesen wird: die vier Größen, die in jeder Regeldetriaufgabe vorkommen, werden in der Form eines Rechteckes angeschrieben und, je nachdem die Größen gerade oder verkehrt proportioniert sind, durch gerade oder krumme Linien verbunden; ein Theil dieser Linien wird ganz getilgt, ein anderer punktiert, und die durch die übrigbleibenden Linien verbundenen Größen multipliciert und dividirt. Wie alle derartigen Regeln hat auch diese den Zweck, die Verstandesthätigkeit zu entlasten, aber sie thut dies auf Kosten des Gedächtnisses; jene Regel, die sich unmittelbar durch Behandlung dieser Aufgaben mittelst Proportionen ergibt, ist bedeutend natürlicher und einfacher. Auf Grund jener complicierten Regel wird dann die zusammengesetzte Regeldetri, die Procent-, Zinses- und Discontrechnung, sowie der Kettenatz behandelt.

Dieser Behandlung der Regeldetri geht eine Zusammenstellung der wichtigsten Rechenregeln voran, welche dem Verf. umso notwendiger erscheint, als er die Ansicht hegt, „dass es eine solche bis jetzt noch nicht gibt“. Wir entnehmen derselben (S. 3), dass eine Primzahl jede Zahl ist, welche nur durch 1 oder (!) sich selbst ohne Rest theilbar ist, und dass es für die Theilbarkeit durch 7, 13 usw., kurz durch andere Zahlen, als die gewöhnlich behandelten, keine Regeln gebe (S. 4). Dass die Zahlentheorie diese Aufgabe ganz allgemein löst, scheint dem Verf. demnach unbekannt zu sein.

Leitfaden der elementaren Mathematik von Ad. Sickenberger, k. Gymnasialprofessor und Rector der Luitpold-Kreisrealschule in München. 2. Theil. Planimetrie. 2. Aufl. München, Th. Ackermanns 1893. 123 SS.

Die Bemerkungen, die wir einst über die Arithmetik desselben Verf.s zu machen Gelegenheit hatten, gelten ebenso für seine Planimetrie: auch dieses Lehrbuches hauptsächlichster Vorrang beruht in der reichhaltigen und wohlgeordneten Sammlung von Übungsbeispielen, welche den einzelnen Abschnitten beigegeben sind, und durch welche sich die 2. Auflage dieses Buches in sehr vortheilhafter Weise von der 1. unterscheidet.

Und wie der Arithmetik, so mangelt auch der Planimetrie jene Feinheit der Darstellung, welche sich bis in die kleinsten Details erstreckt, jeden Begriff auf das schärfste definiert, den ganzen Stoff übersichtlich eintheilt, in den einzelnen Beweisen jene Punkte, welche den Gang des Beweises erkennen lassen, in knapper Sprache der Anschauung vorführt usw. und auf diese Weise aus einer Menge von Erkenntnissen ein wohldurchdachtes, einheitliches Ganzes bildet. So ist z. B. in der Einleitung zwar von dem Gegenstande der Geometrie, nicht aber von der Aufgabe und der

Methode derselben die Rede und im ganzen Buche nur an einer einzigen Stelle und da nur anmerkungsweise (S. 8) von Axiomen die Sprache, während von dem Satze, dass zwei Punkte eine Gerade eindeutig bestimmen, behauptet wird (S. 1), dass er aus der Einfachheit der geraden Linie folge. Wenig Anklang dürfte jene Definition finden, nach welcher zwei Dreiecke congruent sind, wenn sie in einer Seite und zwei Winkeln übereinstimmen (S. 15), zumal im weiteren Verlaufe diese Definition beiseite gelassen und stillschweigend die übliche unterschoben wird (S. 17, §. 44). In der Lehre von der Ähnlichkeit, die in keiner Weise neuere Anforderungen befriedigt, ist zwar die Ausdrucksweise „Gestalt zweier Dreiecke“ genau definiert, implicite wird aber auch der Ausdruck „Gestalt eines Dreieckes“ in einer dem Mathematiker völlig unverständlichen Weise gebraucht (S. 79). Bei vielen Sätzen sind die Beweise zu unvollständig, bei anderen, welche keineswegs unmittelbar einleuchten, sind dieselben nicht einmal angedeutet, obgleich die Rücksicht auf den Schüler dies doch unbedingt erfordern würde. Ist es endlich zu billigen, den Satz, dass die Summe zweier Dreiecksseiten größer ist als die dritte, als eine unmittelbare Folgerung „aus der einfachen Natur der geraden Linie“ (S. 15) hinzustellen, bei dem Rechnen mit Strecken und Winkeln das Theilen wegzulassen (S. 2 u. 3), die Messung eines Winkels durch Bogengrade ohne die einschlägigen Sätze aus der Kreislehre vorzunehmen (S. 3), geometrische Analysis (S. 29) als die Aufzählung der Lösung einer Aufgabe zu definieren, zu sagen (S. 10), die Winkelsumme eines Dreieckes beträgt 180° sei ein Satz, dagegen $\alpha + \beta + \gamma = 180^\circ$ eine Behauptung? Diese Beispiele, welche wir noch um manche andere vermehren könnten, werden genügen, unser obiges Urtheil zu rechtfertigen; für einen Lehrer aber, der diese Ungenauigkeiten mit sicherer Hand zu beseitigen versteht, wird sich Sickenbergers Planimetrie immerhin als ein brauchbares Lehrbuch erweisen.

Leitmeritz.

Dr. J. Jacob.

Physik von Dr. Alfred Ritter von Urbanitzky. Eine gemeinverständliche Darstellung der physikalischen Erscheinungen und ihre Beziehungen zum praktischen Leben. Mit 564 Abbildungen. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag 1892.

Das 896 Seiten umfassende Buch, in Bezug auf Papier und Druck vorzüglich ausgestattet, soll laut Vorwort den „Laien“ mit den wichtigsten physikalischen Erscheinungen bekannt machen und ihnen die betreffenden Naturgesetze in, wenngleich streng wissenschaftlicher, so doch auch leicht verständlicher Form erläutern. Hierbei wurde das Hauptaugenmerk darauf gerichtet, die physikalischen Erscheinungen und Gesetze stets in ihrem Zusammenhange und in ihrer Anwendung im täglichen Leben darzustellen,

um hierdurch nicht nur dem wissenschaftlichen Interesse, sondern auch dem praktischen Bedürfnisse Rechnung zu tragen. Mit Vergnügen kann Ref. aussprechen, dass der Verf. seine in diesen Zeilen skizzierte Aufgabe vollauf gelöst hat. Der „Laie“ aber darf hierbei nicht nur mit dem „bescheidenen Wissen, wie es etwa ein Untergymnasium oder eine Unterrealschule gewährt“ ausgestattet sein: denn sonst könnte ihm der Weg zum vollen Verständnisse des reichlich gebotenen Materials leicht gar zu sauer werden.

In der Einleitung ist mit Nachdruck auf die Zusammengehörigkeit von Physik, Chemie und Mathematik hingewiesen, und dieser Gesichtspunkt kommt auch im ganzen Buche überall zum Ausdruck. Betreffs der Anlage muss erwähnt werden, dass man mit jedem Capitel beginnen kann und sich dabei zurecht findet, weil überall genaue Verweise auf früher Besprochenes eingestreut sind oder auch Nothwendiges aus anderen Capiteln an Ort und Stelle wieder zusammengestellt ist, so dass bei gutem Willen allerorten eine gründliche Belehrung möglich ist. Schwierigere Partien werden in der Weise behandelt, dass die vorkommenden einfachsten Fälle zuerst erläutert werden, so dass sich allmählich das Princip der Sache klar heraushebt. Recht angenehm muss es uns Österreicher berühren, dass jede Gelegenheit wahrgenommen worden ist, um neben den fremden auch die einheimischen Gelehrten und Praktiker, die an der Entwicklung dieses wichtigen Wissenszweiges hervorragend Antheil genommen haben, gebührend zu würdigen. Das historische Moment ist ausgiebig berücksichtigt: bei jedem größeren Capitel findet man in Kürze die bahnbrechenden Leistungen auf dem betreffenden Gebiete zusammengestellt, und vielfach werden hierbei die Versuche in ihrer ursprünglichen Form beschrieben, was nach des Ref. Meinung den Wert des Buches beträchtlich erhöht. Die rasche Orientierung erleichtern sorgfältig gearbeitete Namen- und Sachregister.

Die Lectüre dieser Physik kann aber nicht nur als anregende Quelle der Belehrung, sondern auch zur angenehmen Wiederholung des umfangreichen Gebietes dieser hochinteressanten naturwissenschaftlichen Disciplin wärmstens empfohlen werden.

In den folgenden Zeilen mögen einige Einzelheiten besprochen werden. Der Unterschied zwischen Physik „als der Lehre von den Zustandsänderungen“ und Chemie „als der Lehre von den Stoffänderungen“ wird klargemacht an dem verschiedenen Verhalten des Schwefels beim Erhitzen unter Luftabschluss und bei Luftzutritt (S. 10). Das trockene Capitel über die Arten der Bewegung ist durch die Gediegenheit der Darstellung sehr belebt und leicht verdaulich gemacht (S. 34). Eine interessante Zusammenstellung von in der Natur beobachteten Geschwindigkeiten schließt diesen Abschnitt. Recht ansprechend und auch etwas besagend ist die Definition von „lebendiger Kraft“ als die „Leistungsfähigkeit, welche einer Masse vermöge ihrer Bewegung innewohnt“ (S. 45).

sehr anschaulichen Beispielen ist der Unterschied klargelegt zwischen der Wirkung bewegter Massen und jener ruhender Massen, also bloß durch ihr Gewicht wirken (S. 46). Die Begriffe für die arbeitsfähigen Kräfte: Energie der Bewegung und Energie der Lage sind hübsch abgeleitet und durch passende Beispiele klar gemacht (S. 47). Das Zusammensetzen und Zerlegen von Kräften wird ohne Anwendung von mathematischen Darlegungen an praktischen Beispielen geübt (S. 79—86). Bei der Lectüre des theoretischen und praktischen Theiles über die Hebel fühlt man sich zurückversetzt in eine Physikstunde, gehalten von einem sehr tüchtigen Lehrer seines Faches (S. 95). Die Anwendungen der einfachen Maschinen sind nicht, wie dies in vielen Schulbüchern geschieht, nur durch Schlagworte skizziert, sondern ziemlich ausführlich geschildert (S. 108). Sehr erwünscht kommt, dass die Vorrüge der Propellerschraube angegeben werden (S. 114). Die Gesetze des freien Falles sind sowohl durch elementare Rechnung als auch durch gute Erklärungen an der Atwood'schen Fallmaschine erläutert (S. 124). Die Bestimmung der Acceleration mittelst des Pendels ist sehr gut erklärt (S. 131), auch das Wesen des archimedischen Principes ist recht anschaulich erörtert (S. 175); hierbei ist eine Fülle von praktischen Anwendungen desselben namhaft gemacht (S. 175—178). Die Begründung des Diffusionsverfahrens in der Zuckerindustrie ist so klar und durchsichtig gegeben, dass dieselbe auch eine Zierde der Chemielehrbücher abgeben würde (S. 199). Das Mariotte'sche Gesetz ist sehr hübsch besprochen. Bei der Quecksilberluftpumpe wird ein interessanter Zusammenhang erwähnt zwischen der Verwendung dieser Pumpe und der Entwicklung der Fabrication von Glühlichtern (S. 293). Der historische Theil über den Luftballon ist zu einer reich illustrierten Geschichte desselben angewachsen (S. 293—308). Wo es irgend angeht, wird bei Besprechung von Apparaten (z. B. Quecksilberluftpumpe nach Sprengel) nach Vorführung des Principes und nach seiner Erläuterung durch Abbildungen auch die Art der Anwendung im Großen — im Fabriksbetriebe — besprochen. In überaus klarer und mühevoller Weise ist die Entstehung der Wasserwellen (S. 322 bis 325), sowie von fortlaufenden und stehenden Schwingungen dargelegt worden (S. 329). Die Bedingungen der Lichterzeugung sind sehr leichtverständlich zusammengefasst (S. 428). Es ließen sich noch viele Capitel anführen, deren Lectüre durch Klarheit und Schönheit der Darstellung in gleichem Maße erfreut; hier seien nur noch genannt: Die Entstehung der Sonnen- und Mondesfinsternis (S. 432), die Behandlung der Lehrsätze über den sphärischen Spiegel (S. 464), jene über die Gesetze der Lichtbrechung (S. 468), die Zerlegung und Zusammensetzung des Lichtes (S. 494), die natürlichen Farben der Körper (S. 551), die Weit-, Kurz- und Uebersichtigkeit (S. 580), Fluorescenz und Phosphorescenz, sowie die chemischen Wirkungen des Lichtes (S. 548), das Körperlich-

sehen und das Stereoskop (S. 573); auch die schwierigen Abschnitte über Polarisirung und Doppelbrechung, sowie über Interferenz des polarisirten Lichtes werden gründlich besprochen und sind mit hübschen Bildern der hierhergehörigen Apparate reich geschmückt; recht interessant sind ferner abgehandelt: Beheizung der Wohnräume (S. 703), Dichte der Elektrizität und Spitzenwirkung (S. 794), Scheibenelektrisiermaschine (S. 799), Elektrophor (S. 802), Wirkungen der elektrischen Entladungen (S. 817), das Ohm'sche Gesetz und das Kirchhoff'sche Gesetz über die Stromverzweigungen (S. 837), die Messung des elektrischen Leitungswiderstandes nach der Substitutionsmethode und mit der Wheatstone'schen Brücke (S. 845), Wärme- und Lichtwirkungen des galvanischen Stromes (S. 856), Erklärung der Elektrolyse nach Großhuss und nach Clausius (S. 859), die der Ansicht über die sogenannte strahlende Materie zugrunde liegenden Erscheinungen (S. 892), die Dampfmaschine in ihrer historischen Entwicklung und ihrer gegenwärtigen Form (S. 732) und die Potentialtheorie (S. 794). Mustergiltig zur Darstellung gebracht sind das Wesen der Spectralanalyse, die nöthigen Apparate und die Anwendung dieses Wissenszweiges (S. 528); ein wahres Cabinetstück guten Vortrages bildet der Abschnitt über Photographie (Apparate und Verfahren (S. 605).

Als minder gut gelungene Capitel wären zu bezeichnen: die Besprechung des mittleren Sonnentages und Sterntages (S. 16), des Prony'schen Zaumes (S. 44), der Anwendung der excentrischen Scheibe (S. 119), des Mechanismus der Uhr (S. 134), der unter normalen Verhältnissen auffallend geringen Wirkung des Luftdruckes auf den menschlichen Körper (S. 225), der Rohrpost (S. 270—274), der Lissajous'schen Figuren (S. 381), dann einige, zur populären Darstellung überhaupt schwer geeigneten Abschnitte aus der Akustik (z. B. S. 408), die Bestimmung der Geschwindigkeit des Lichtes auf Grund der Verfinsterungen der Jupitermonde nach Olaf Römer und jene aus der Aberration des Lichtes nach Bradley (S. 439—441), endlich die Erklärung der Entstehung des Regenbogens (S. 502).

Was die Apparate betrifft, so sind dieselben meist sehr gut erklärt, und zwar sowohl durch gute Bilder als auch durch anschauliche Beschreibungen: so z. B. die Theilmaschine (S. 10), das Sphärometer und Kathetometer (S. 13), das Dynamometer nach Reginer (S. 40), der Apparat zur Prüfung der absoluten Festigkeit nach Wertheim (S. 60), das „Kräfteparallelogramm“ (S. 81), die einfache Krämerwage und die feine analytische Wage (S. 97—99), die Presse von Bramah (S. 162), Woltmanns Strommesser (S. 209), die Compressions-Luftpumpe, sowie die pneumatische Rohrmaschine und die Vorrichtungen zur Gründung von Brückenpfeilern (S. 266 f.), die Luftpumpen sammt Babinethahn (S. 279 ff.), die Quecksilberluftpumpe nach Geißler, auch in der von Töpler verbesserten Form (S. 286), der Apparat von König zur Analyse von Klängen (S. 406 f.),

der Phonograph von Edison (S. 411), das Graphophon von Bell und Tainter (S. 415), das Grammophon von Berliner (S. 417), die zur Lichtmessung dienenden Apparate (S. 437), das Thermometer (S. 690), das Goldblatt-Elektroskop (S. 730), die Coulombsche Drehwaage, das Quadranten-Elektrometer von Thomson und von Lang, die Influenzmaschine (S. 805), das Inductorium nach Ruhmkorff (S. 884).

Sind über einen Apparat zwei Figuren gebracht (perspectivische Ansicht und schematischer Schnitt, z. B. S. 101), so ist bei beiden die Bezeichnungsweise vollständig übereinstimmend; dies ist selbstredend beim Studium recht bequem.

Illustrationen wären erwünscht: S. 115 zur Verdeutlichung der Wirkungsweise der Winden, S. 118 für Krummzapfen und Pleuelstange, S. 186 für Piezometer, S. 826 für die sogenannte Bechersäule; ein schematischer Schnitt wäre der Fig. 454 auf S. 695 beizufügen.

Bei der großen Menge der Figuren (564) darf es nicht wundernehmen, dass sich bei einzelnen kleine Mängel eingeschlichen haben; dieselben sollen im folgenden zu dem Zwecke Erwähnung finden, um bei einer Neuauflage rasch entfernt werden zu können. Im unteren Theile der Fig. 5 sollte laut Text (S. 12) der dritte Theilstrich des Nonius mit einem Theilstriche das Maßstabes zusammenfallen, was in Wirklichkeit nicht der Fall ist. In Fig. 112 A (S. 112) ist das Capillarrohr unten geschlossen gezeichnet. In Fig. 283 (S. 451) soll Bild „5“ genau so weit vom Spiegel abstehen wie Gegenstand „a“. In Fig. 284 (S. 453) ist der Buchstabe „Z“ nicht auffindbar (vgl. Z. 5 v. u.). In Fig. 288 (S. 456) wäre, um völlige Übereinstimmung mit Fig. 287 herzustellen, das Fernrohr mit „O“ und der fixe Spiegel mit „A“ zu bezeichnen. In Fig. 298 (S. 471) ist der Buchstabe „N“ entweder nach links und oben zu verrücken oder durch „I“ zu ersetzen. In Fig. 304 (S. 477) sollte der das Glas durchsetzende Strahl nicht senkrecht stehen auf den beiden Oberflächen der Platte. In Fig. 47 (S. 99) sollte die am abwärts gerichteten Zeiger des Wagenbalkens angebrachte Schraubenmutter mit einem Buchstaben bezeichnet sein. Bei Fig. 432 (S. 651) ist der linke Theil verunglückt: ab und a'b' sind keine „Kanten“ (2. Abs., Z. 10), und auch sonst stimmt die Figur nicht recht mit der Bezeichnung im Text überein. Bei Besprechung der Fig. 442 (S. 672) werden theilweise die Buchstaben von Fig. 441 gebraucht, was zu Missdeutungen oder mindestens zu längerem Aufenthalte bei der Lectüre Anlass geben muss. In Fig. 480 (S. 740) ist der Buchstabe „F“ für den Hahn ausgefallen. In Fig. 495 (S. 785) wäre die dem kugeltragenden Ende gegenüberliegende Glimmerscheibe deutlicher hervorzuheben. In Fig. 503 (S. 799) ist der Buchstabe „L“, das rechte Lager der Achse treffend, ausgefallen, ebenso das „+“ Zeichen vor „C“ (dem Kugelconductor) und das „—“ Zeichen vor „C“ (dem Cylinder-

conductor). In Fig. 506 (S. 804) ist der Schnurlauf zwischen „r“ und „r“ mangelhaft gezeichnet. In der Beschreibung dieser Figur sollte angegeben werden, auf welcher Seite der Scheibe die Belege m und m' liegen. In Fig. 548 (S. 868) ist die Lage der menschlichen Figur etwas verunglückt; gerade an der Stelle schwimmt sie nicht so. Nicht recht verständlich ist der Zweck von Fig. 63 (S. 119), Fig. 126 und 127 (S. 216, 217).

Genauer erklärt sollten werden Fig. 154 (S. 253), Fig. 422 (S. 635), Fig. 430 (S. 649) und Fig. 526 (S. 832). Auf Fig. 300 bis 303, dann Fig. 396 (S. 603) ist im Text gar nicht verwiesen, von Fig. 129 (S. 220) ist keine Erläuterung gegeben.

In fast allen Abschnitten des Buches ist eine Fülle von lehrreichen und mit geringen Mitteln nachzumachenden Versuchen beschrieben. Im besonderen soll hier aufmerksam gemacht werden auf den hübschen Versuch, um die Bildung des Saturnringes nachzuahmen (S. 159), auf die Versuche zum Beweise der Cohäsion bei Flüssigkeiten (S. 53), auf den einfachen Versuch, um die sogenannte elastische Nachwirkung zu veranschaulichen (S. 59), endlich auf jenen, die „Knoten“ dem Auge sichtbar zu machen (S. 386). Eine etwas genauere Beschreibung eines Versuches wäre nur auf S. 944, 4. Abs. erwünscht.

Bezüglich des Textes wären folgende kleine Verstöße zu verbessern: Zum Satze „Die nähere Beschreibung der Krystalle und ihrer Verbindungen (Combinationen) ist Aufgabe der Krystallographie“ (S. 16) ist zu bemerken, dass eine Combination ein Zusammenvorkommen von mehreren Krystallgestalten an einem Krystalle, nicht aber eine Verbindung von Krystallen ist. In der Wendung „Öl oder Fett“ (S. 22, 2. Abs., Z. 5) wird Öl in einen Gegensatz zu Fett gebracht. S. 151 wird $\sphericalangle y$ der Fig. 82 als Reflexionswinkel bezeichnet anstatt seines Complementes. S. 369, 6. Abs., Z. 2 sind die Worte von „d. h. wenn das Gewicht“ bis Schluss des Absatzes in den letzten Absatz nach „wächst“ zu stellen, ebenso auf derselben Seite, 7. Abs., Z. 2 von „Wenn man z. B.“ bis zum Schluss in den 6. Absatz vorzurücken und zwar nach dem Worte „abnimmt“ anzuhängen. S. 172 werden gelegentlich der Nachweisung des Satzes: „Die Höhen verschiedener Flüssigkeiten verhalten sich (in communicierenden Gefäßen) umgekehrt wie die specifischen Gewichte derselben“ als Flüssigkeiten, die sich nicht mischen, Wasser und concentrirte Schwefelsäure angeführt. S. 184 figurirt in der Tabelle der specifischen Gewichte Menschenblut als ein fester Körper. S. 480, 3. Abs., Z. 2 ist „der Einfallswinkel“ anstatt „der Sinus des Einfallswinkels“ gesetzt. S. 679 stehen in der letzten Zeile des letzten Absatzes über das Radiometer die Worte: „Glasbirne, aus welcher die Luft ausgepumpt wurde“; im 3. Abs., Z. 10 wird hierüber fortgefahren „Es müssen folglich auch die auf die Rußfläche gelangenden Gasmoleküle eine stärkere Einwirkung erfahren.“ „Welche Gasmoleküle?“

muss da der „Laien“ fragen. Von den auf S. 198, 2. Abs. befindlichen Zahlen, welche die Geschwindigkeit angeben, mit welcher verschiedene Substanzen in Wasser diffundieren, stimmen jene für Chlornatrium, Eiweiß und Caramel nicht gut überein mit den auf S. 195 unten angeführten. Auf S. 748, 5. Abs. sind die spezifischen Wärmen für Wasser und Terpentinöl verwechselt. Nach den Worten: „Collodium, d. i. eine Auflösung von Schießbaumwolle in Äther, welchem noch eine bestimmte Menge Alkohol mit etwas Jodkalium zugesetzt ist“ könnte man das Jodkalium für einen integrierenden Bestandtheil des Collodiums halten. S. 757 sollten die Gründe angegeben sein für die „starke Austrocknung der Luft (?) in Wohnräumen, die mittelst Luftheizung erwärmt werden“ und untersucht werden, ob nicht andere Umstände es sind, die diese Heizmethode „der Gesundheit nachtheilig“ machen können. Für den „Laien“ wäre auch die Angabe eines Grundes erwünscht, warum Beaumé seine Skala gewählt hat und warum dieselbe in der Praxis so gerne angewendet wird. Für „Monochord“ (S. 370), „Alhidade“ (S. 454), „parallaktisch“ (S. 625) wären Worterklärungen und wohl auch Begriffsbestimmungen erwünscht, ebenso sollte schon S. 656, Z. 18 v. o. der Begriff „Mittellinie der optischen Achsen“ festgestellt werden. Eine kleine Inconsequenz macht sich darin geltend, dass bald von Banden- bald von Bänderspectren die Rede ist und dass bald die Form „verwendet“ und bald „verwandt“ gebraucht wird.

Der Stil ist fast im ganzen Buche klar und schön, vornehm, die richtige Mitte haltend zwischen Pathos und Trockenheit — die auch bei schwierigeren Partien glücklich vermieden ist — stellenweise ungemein temperamentvoll. Die Art der Darstellung erinnert fast durchaus an einen sehr guten mündlichen Vortrag. Zu feilen wäre nach des Ref. Meinung nur an folgenden Stellen: 1. S. 220 wird im 1. Absatze von den Molekülen der Gase gesprochen und dann fortgefahren: „Sie können also auch keine bestimmte Gestalt haben.“ 2. S. 593 heißt es: „... der Maler Dagnerre (1838) fand nach vielen mühsamen Versuchen ein Verfahren, welches jedoch heute nur ein historisches Interesse hat.“ Da würde man erwarten, dass der Relativsatz laute: „welches halbwegs brauchbare Resultate gab, aber heute nur...“ 3. S. 467, Z. 10 v. u. passt das „gegen“ nicht zum folgenden Dativ „dem Einfallslothe“. 4. S. 157, 3. Abs., Z. 1 ist in der Wendung: „Flüssigkeiten, welche vollkommen unabhängig sind“ jedenfalls zu ergänzen: „von der Schwerkraft“. 5. Abzuändern ist der Ausdruck „Verbindungen von Schwefel mit den metallischen Erden“ (S. 558, 2. Abs.) und 6. die Fassung des Zweckes der Destillation: „den flüchtigen Weingeist von der gegohrenen Maischflüssigkeit zu trennen“ (S. 716, 2. Abs.)

Leider enthält das Buch viele Druckfehler. Mir sind bei einmaliger Durchsicht nicht weniger als 70 aufgefallen.

Lehrbuch der reinen und technischen Chemie von *W. Steffen*. Anorganische Experimentalchemie. II. Band. Die Metalle. Mit 573 Erklärungen, 174 Experimenten und 33 in den Text gedruckten Figuren. Für das Selbststudium und zum Gebrauche an Fortbildungs-, Fach-, Industrie-, Gewerbeschulen und höheren technischen Lehranstalten bearbeitet nach System *Kleyer*. Stuttgart, Jul. Maier 1893.

Das Buch ist zweispaltig geschrieben. Die linke, klein gedruckte Spalte enthält die Fragen und die sogenannten Erklärungen, die rechte bringt in größerem Druck die Antworten. Über die ganze Breite dehnen sich die Überschriften und einige „Anmerkungen“ aus; letztere enthalten z. B. allgemeine Orientierungen über den abzuhandelnden Stoff (S. 1) oder Vorsichtsmaßregeln bei der Handtierung mit einem Körper (S. 7). Das Titelblatt bedarf einer Correctur: es befinden sich nämlich im vorliegenden Bande nicht 573, sondern 1997 „Erklärungen“, nicht 174, sondern 7 „Experimente“ und nicht 33, sondern 20 Illustrationen. Sonst hält das Werk so ziemlich alles, was der Titel verspricht.

Was die Einrichtung des Buches betrifft, so soll am Kalium beispielsweise der Gang der Behandlung des Stoffes skizziert werden: Vorkommen, Darstellung, Eigenschaften, Verwendung, Entdeckung, Verbindungen mit H, O, OH, N, N-Säuren, C, C und O. Halogenen, Halogenoxydsäuren, S, SH, S und O, dann folgen die Phosphate, Arsenate, Arsenite, Antimonate, Borate und Silicate. Bei verschiedenwertigen Elementen wird in der Capitelüberschrift nur die höchste Wertigkeit angegeben. Die sogenannten „Erklärungen“ enthalten vielfach nur Verweise auf im ersten Bande abgehandelte Gegenstände und könnten in diesem Falle ganz gut durch einfache Fußnoten ersetzt werden; vielfach enthalten sie recht lesenswerte Erweiterungen des Stoffes, bisweilen die ausführliche Beschreibung einer Textillustration; sehr häufig werden darin auch die Löslichkeitsverhältnisse der Salze usw. ausführlich angegeben. Die Verwendungsarten wichtiger Verbindungen sind recht übersichtlich angegeben, technische Details sind zwar meist knapp gehalten, für die Zwecke des vorliegenden Buches aber immerhin ausführlich genug. Recht häufig findet man die Beziehungen der Chemie zum praktischen Leben in einer Weise hervorgehoben, wie man es in ähnlichen Büchern selten findet. Eine Spectraltafel und ein alphabetisches Sachregister sind dem Bande nicht beigegeben; letztere wird aber laut Fußnote des Umschlagblattes gratis nachgeliefert. Das Papier ist ziemlich dünn, der Druck schlägt stellenweise stark durch.

Was das abgehandelte Material betrifft, so zeigt sich eine im allgemeinen große Vollständigkeit und im besonderen eine ziemliche Ausführlichkeit. So sind z. B. dem K und Na je 78 Seiten, dem Rubidium 7, dem Calcium 3 Seiten gewidmet, so ist unter anderem die Gewinnung von Cl, Li und Di eingehend beschrieben. Ref. meint, dass manche minder wichtige Verbindungen, besonders solche,

deren Existenz nicht einmal ganz sicher nachgewiesen ist, füglich hätten weggelassen werden können (K_4O_2 usw.). Schwierige Prozesse, wie z. B. die Gewinnung von Cu aus seinen sulfidischen Erzen, sind mit viel Glück zur Darstellung gebracht; oft werden bei solchen technisch wichtigen Dingen interessante geschichtliche Notizen eingeschaltet. Im allgemeinen finden bei der Behandlung des Stoffes die neuesten Erfahrungen gebührende Geltung; nur bei der fabrikmäßigen Darstellung von Aluminium ist ein etwas veralteter Standpunkt eingenommen, der elektrische Weg wird hierbei gar nicht erwähnt. Den Schluss des Bandes bildet eine hübsche Darlegung des periodischen Systems der Elemente.

Der Eindruck, den das Buch auf den Ref. beim Durchlesen gemacht hat, ist im großen und ganzen ein sehr guter. Der Vortrag ist sachgemäß, würdig gehalten und stilgerecht. Wünschenswert wäre vielleicht, dass bei den Metallhydroxyden die basische Reaction und die säurebindende Kraft strenger unterschieden würde, sowie dass bei den „basischen“ Salzen im Namen zum Ausdruck käme, ob man es mit Abkömmlingen der eigentlichen Basen (Metallhydroxyden) oder mit solchen von Anhydrobasen zu thun hat, ob also im Moleküle außer Metall und Säurerest noch OH-Gruppen oder bloß O-Atome enthalten sind. Für die Zweiteilung der Seite kann Ref. nicht sonderlich schwärmen; er meint, es wäre besser, die linke Spalte capitelweise dem Haupttexte folgen zu lassen und in diesem letzteren auf die dann „folgenden“ Erklärungen direct zu verweisen. In diesem Falle würden die Gleichungen bedeutend weniger Platz wegnehmen. Nicht zu beklagen wäre die Streichung der bei sehr vielen Capitelüberschriften ohne Grund gebrauchten Worte „im allgemeinen“.

Es ist schon gesagt worden, dass nur sehr wenige Experimente separat beschrieben sind, sieben im ganzen; trotzdem enthält das Buch sehr viel Anregung zu Versuchen, und Ref. meint, dass es auch bei der Darstellung von Präparaten gute Dienste leisten wird. Recht gering ist die Anzahl der Illustrationen; die gebotenen aber sind gut, und das ist die Hauptsache. Sehr erwünscht wäre eine bildliche Darstellung zu „Erklärung“ 1858 (S. 555), die Goldwäsche betreffend.

Die analytischen Reactionen der Metallsalze sind mit Angabe der Reaktionsgleichungen, von denen im Buche überhaupt der ausgiebigste Gebrauch gemacht wird, nicht nur ausführlich angeführt, sondern auch genügend erklärt. Auf Mangansalze wird unter anderem durch Kochen der stark verdünnten Lösung mit Salpetersäure und Mennige geprüft, die in Mangansalzen durch Schwefelammonium erzeugte Fällung wird als $Mn(SH)_2$ aufgefasst.

Die Namen der abgehandelten Verbindungen werden sachgemäß erklärt und unter Berücksichtigung der Synonyma in die lateinische und in moderne Sprachen übersetzt. Eine gewisse Abneigung hat Ref. gegen Namen wie Stickstoffdioxyd für NO

(S. 400, links, 3. Abs.), Wolframtetroxyd für WO_2 (S. 511, rechts, 3. Abs.), blaues Tetraoxyd für VO_2 (S. 518, r., Z. 2 v. u.). Der Name soll mit dem Ausdrucke der Formel nicht in Widerspruch stehen. Eine Inconsequenz in der Benennung ist darin zu erblicken, dass — unter Berücksichtigung des vertretenen Wasserstoffes — K_2CO_3 „neutrales“ oder gesättigtes, $KHCO_3$ „saureres“ oder halbgesättigtes, kohlen-saures Kalium genannt wird (S. 36), und dann wieder — unter Bezugnahme auf die Reaction der Verbindung — Na_3AsO_4 als „basisches“, Na_2HAsO_4 als „neutrales“ und NaH_2AsO_4 als „saureres“ Orthoarsenat (S. 164, r., 3. Abs.) bezeichnet wird. Etwas schwerfällig ist die Benennung „halbsaures, zweifach-basisches Aluminiumsulfat“ für $Al_2O(SO_4)_2$, sowie „drittelsaures, dreifach-basisches Aluminiumsulfat“ für $Al_2O_2(SO_4)_3$. Den Namen „Metall aus Lehm“ (S. 310, l., letzte Z.) sähe Ref. gerne ersetzt durch die gebräuchlichere und bezeichnendere Benennung „Silber aus Lehm“.

In Bezug auf Formeln und Gleichungen findet Ref. in der Schreibung CONK für cyansaures Kalium und KSCN für Rhodankalium eine Inconsequenz (S. 85, l., unten). Die Gleichung $Ca(NO_2)_2 = CaO + 2NO + 3O$ trägt dem Auftreten rothbrauner Dämpfe keine Rechnung (S. 254, r., 1. Abs.); in der Gleichung $3NaI + CO_2 + O = Na_2CO_3 + NaJ + J_2$ ist links und rechts um 1 Molekül NaJ zu viel geschrieben (S. 138, l., 1. Abs.).

Der Stil ist, wie schon kurz angedeutet, gut; kleine Unebenheiten lassen sich leicht ausbessern, so z. B. „Die Zusammensetzung ist . . . ermittelt“ (S. 12, l., 5. Abs.), „Mehr und mehr sind . . . Öfen verwandt“ (S. 115, 2. Abs.), das Passivum „wird überführt“ (S. 27, l., 1. Abs., Z. 4 u. 26 v. o.; S. 120, r., 2. Abs., Z. 20; S. 168, l., 2. Abs., Z. 20 u. 22 usw.); S. 127, r., 3. Abs. heißt es aber wieder „wird übergeführt“. S. 223, l., 1. Abs., Z. 4 ist das Wort „aber“ entweder zu streichen oder nach „fand“ zu stellen. Unlogisch ist: „Die geringe Härte des Bleies folgt auch daraus, dass letzteres auf Papier abfärbt“ (S. 480, l., 5. Abs., Z. 1—3 v. u.).

Die in manchen Büchern zahlreichen Anzeichen flüchtiger Behandlung des Stoffes reducieren sich hier auf ein Minimum: S. 2, r., 3. Abs., letzte Z. heißt es „nur Zinn krystallisiert quadratisch“; S. 10, l., 1. Abs. „Kalium erstarrt zu einem Gemenge von quadratischen Octaedern“; S. 50, l., 2. Abs., Z. 6, 11 u. 14 ist „Silberjodat“ umzuwandeln in „Silberjodid“; S. 54, l., 3. Abs., Z. 3 soll es statt „Unlöslichkeit“ heißen „Schwefel-löslichkeit“; S. 80, r., 2. Abs. sind in „ $K_4Sb_2O_7$ und $K_2H_2Sb_2O_7$ saures und neutrales pyroantimonsaures Kalium“ die Worte „saureres“ und „neutrales“ zu vertauschen; S. 174, r., 2. Abs. heißt es, dass Lithium mit „weißem“ Lichte verbrennt. S. 209, r., 4. Abs. „Genauer sind nur zwei salpetersaure Barymsalze untersucht: 1. salpetrigsaures, 2. salpetersaures Baryum“. S. 209,

l. Abs. wird von „Salpetrigsäuregas“ gesprochen; da ist der links stehende Ausdruck „Salpetrigsäureanhydridämpfe“ wohl besser. S. 288, r., Z. 2 heißt es, dass sich Magnesium mit Pb oder Zn usw. zu sogenannten „Amalgamen“ vereinigt. S. 430, l., 2. Abs. „Chlorchromsäure entsteht bei kurzem Erhitzen von 3 Th. $K_2Cr_2O_7$ mit 4 Th. schwach rauchender Schwefelsäure entsprechend der Gleichung: $K_2Cr_2O_7 + 2HCl = 2CrO_2(OH)Cl + H_2O$. S. 542, r. b) wird beim Silberextractionsprocess nach Augustin zur Ausfällung Cu, S. 543, l., 4. Abs. hingegen Fe benützt.

In mineralogischer Hinsicht wäre zu wünschen, dass die Arten Calcit und Aragonit streng unterschieden und die Varietäten des Calcits mehr auseinandergehalten würden (S. 259, l., 1. Abs.); S. 252, l., Z. 1 wird die Formel von Apatit $3Ca_3P_2O_8 + CaFl_2$ geschrieben, S. 279, l., 1. Abs., Z. 5 dagegen $Ca_3(PO_4)_2 + Ca_2Fl(PO_4)$, respective $Ca_3(PO_4)_2 + CaCl(PO_4)$. S. 309, l., vorl. Z. wird das Mineral Gibbsite durch die Formel $H_6Al_2O_6$, hingegen S. 329, l., 5. Abs., l. Z. durch $Al_2(PO_4)_2 + 8H_2O$ ausgedrückt. Die Formel von Bauxit wird S. 310, l., Z. 1 $H_6Al_2O_6 + H_6FeO_6$, aber S. 313, l., 1. Abs., Z. 7 $3Al_2O \cdot (OH)_4 + Fe_2O(OH)_4$ geschrieben. Beim Vorkommen von Spateisenstein wird Steiermark gar nicht angeführt, wohl aber werden Tirol und die Karpathen genannt (S. 402 und 412); beim Bleiglanz sollte auch sein Vorkommen in Böhmen Erwähnung finden (S. 478). Ein wenig curios liest sich auch die Behauptung, dass die „erdige Varietät“ des Spateisenstein — „Thoneisenstein“ heißt (S. 412, l., 2. Abs.).

Eines Umgusses bedürftig sind Ausdrücke wie „bei 295° siedende Octaeder“ (S. 500, l., 7. Abs.), „würfelähnliche Octaeder“ (S. 185, r., 2. Abs.), „die Trennung des Rubidiums“ (S. 85, r., 1. Abs.), desgleichen folgende Sätze: „Schwefelsilber, welches in der Natur vorkommt, wird künstlich . . . erhalten“ (S. 552, r., 4. Abs.) und: „Fügt man z. B. Chlorbleilösung zu einer heißen Natriumphosphatlösung, so entsteht das wasserhaltige Salz = $Pb_5(PO_4)_3Cl$ (auf H_2O ist übrigens vergessen worden), welches nach dem Entwässern den natürlich vorkommenden Pyromorphit darstellt (S. 488, l., 6. Abs.); und endlich: „Das phosphorsaure Calcium findet sich in der Natur sehr verbreitet; außerdem kommt es in allen thierischen und pflanzlichen Organismen vor“ (S. 280, r., 4. Abs.). Sachliche Unrichtigkeiten finden sich an folgenden zwei Stellen: 1. Beim Glühen von $Al_2O_3 + Co(NO_3)_2$ vor dem Löthrohre: „Die Masse schmilzt alsdann zu einem intensiv blau gefärbten Glase“ (S. 312, l., 5. Abs.) und 2. „Das metallische Silber verbrennt erst beim Schmelzen im Sauerstoffgebläse zu Oxyd“ (S. 544, l., 5. Abs.). Endlich sei noch bemerkt, dass sich eine verhältnismäßig große Anzahl von Druckfehlern (mehr als 40) findet.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Über Themenwahl.

(Fortsetzung u. Schluss.)

II.

„Jede Aufgabe soll ihrem Inhalte nach wert sein, dass Zeit und Mühe auf ihre Bearbeitung verwendet wird.“ Dieser unumstößlichen Forderung genügen naturgemäß erstens nur solche Themen, welche sich im Rahmen der geistigen Bildung der Schüler halten. Wie viele Arbeiten scheitern an dieser Klippe! Ich ziehe die Richtigkeit der Anschauung Reißbergers durchaus nicht in Zweifel, der da sagt:¹⁾ „Gar manches Thema sieht sich anders an, wenn man bedenkt, dass es organisch aus dem Unterrichte hervorgewachsen, dass es wohl vorbereitet wird usw.; wie aber, wenn Themen, welche der Quintaner spielend bewältigt, dem Schüler der 8. Classe zugemuthet werden,²⁾ oder umgekehrt, wenn Anforderungen, welche den Bildungsgrad der 7. oder 8. Classe voraussetzen, an die Schüler der 5. Classe gestellt werden?³⁾ Gilt auch gegenüber solchen Verstößen, unter denen offenbar der Unterricht leidet, die angeführte Rechtfertigung? Reißbergers Behauptung verdient gewiss Zustimmung, allein sie darf nicht zum Schirm und Schild für alle unleg-

¹⁾ Verhandlungen des Vereines „Innerösterreichische Mittelschulen“ in Graz 1886, S. 105.

²⁾ Z. B. in VIII.: Vergleich von: „Die Sonne bringt es an den Tag“ und „Die Kraniche des Ibykus“. Oder: „Eine Feuersbrunst“ (nach dem Gedichte „Das Lied von der Glocke“). Den Schülern der 8. Classe liegt im Aufsatzunterrichte wohl eine wichtigere Aufgabe ob, als mit solchen Themen zu spielen; sie treten auch nur mit Unlust an dieselben heran und verlangen nach Themen, die ihrer Kraft angemessen sind.

³⁾ Z. B. „Die Bedeutung der Griechen für die Weltgeschichte“ oder „Kunstdichtung und Volksdichtung“ oder „Wahrlich, es fällt mir Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen, ahmt ein Sänger wie der Töne des Alterthums nach“ als erste Arbeiten in V. Die Schüler schreiben natürlich verständnislos das nieder, was sie aus dem Munde des Lehrers über diese Fragen vernommen haben.

baren Missgriffe werden wollen. Jede Classe hat im Aufsatzunterrichte eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, und eben in der Übereinstimmung zwischen Themen und Classenziel bewährt sich die geschickte Hand des Lehrers.

Aber angenommen, es genüge ein Thema dieser ersten Forderung vollkommen, es entspreche also ganz und gar der Bildungsstufe der Schüler, so kann es immerhin noch ein recht verunglücktes Ding sein. Soll ja doch auch der Aufsatz „Nicht als ein Pilz dem Boden entwachsen, Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat, Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung“.

Sieht sich der Schüler vor eine dankbare Aufgabe gestellt, welche seinen ganzen Geist in Thätigkeit setzt, da führt er seine beste Kraft ins Feld, der Probe seiner Leistungsfähigkeit sich freuend. So wächst sein Stilvermögen. Aber noch mehr. Stilistische Fertigkeit ist nicht das ausschließliche Endziel des Aufsatzunterrichtes. Eine glückliche Themenwahl fügt zu diesem Ziele ein zweites, nicht minder edles und wichtiges. Wenn nämlich der Jüngling neben der Stiltfertigkeit noch einen anderen Gewinn aus dem Aufsatzunterrichte zieht, wenn in ihm durch glückliche Wahl der Themen verschiedene Kräfte geweckt werden, Lust und Liebe zum Gegenstande erwacht, der Bildungskreis sich erweitert, das Wissen sich vertieft, wenn neben dem Verstande auch das Gemüth des Jünglings Berücksichtigung und Pflege findet: ist ein solcher Unterrichtsbetrieb nicht unendlich höher anzuschlagen als jener, welcher sich mit einem leichten, oberflächlichen Erfolge begnügt? Also zweite Forderung: Jedes Thema soll dem Inhalte nach einen geist- oder charakterbildenden Wert haben, und nie werde die Schaffensfreude der Jugend durch schale, nichtssagende Themen gelähmt. Da finde ich unter anderen in V. das classische Thema „Unser liebes Hauskätzchen“. Welch ein Gewinn fürs Leben, wenn die Schüler ihre Gedanken auf einen so bedeutsamen Gegenstand vereinigt und schriftlich zum Ausdruck gebracht haben! Welches Interesse mochten sie wohl diesem faden Thema entgegenbringen? Oder was für wertvolle und fesselnde Gedanken erweckt denn das geschmacklose Thema „Warum steigern des Taubers Worte des Adlers Schmerz?“?

Freilich verursacht eine sorgfältige Themenwahl, bei welcher auch die Rücksicht auf einen bleibenden Gewinn für die Schüler eine Rolle spielt, nicht unerhebliche Mühen. Die Programme der Mittelschulen liefern in den Themenverzeichnissen viel des Vortrefflichen, aber auch gar manches, was nicht anders denn als Missgriff bezeichnet werden muss. Die Auswahl aus diesem Material erfordert gewissenhafte Kritik. Der freie Aufsatz umfasst ein unendliches Gebiet, eine passende Auswahl ist Pflicht des Lehrers. In diesem unendlichen Gebiete gibt es nun gewisse Fragen, über welche meines Erachtens jeder Schüler im Laufe der Studien auf der Oberstufe nicht nur eingehend nachgedacht, sondern die er sich auch zueigen gemacht haben soll, geradeso wie jeder Schüler eine Anzahl von besonders wertvollen Gedichten als geistigen Schatz mit ins Leben hinausnimmt: Betrachtung der Natur und der Jahreszeiten, das Verhältnis

des Menschen zur Natur wie zum Staate; die Bestimmung des Menschen, Natur und Cultur, Ideal und Wirklichkeit, Tugend und Laster, Folgen derselben; Kunst und Wissenschaft; Aufgabe der Poesie und Geschichte; die Errungenschaften des menschlichen Geistes und der menschlichen Hand; der Segen der Arbeit; die Bedeutung der antiken, der mittelalterlichen und der modernen Zeit; Wertschätzung des Lebens; Beruf, Heimat und Vaterland: über diese und ähnliche Fragen soll der Schüler sich klar werden und Rechenschaft ablegen. Wo aber fände er mehr Gelegenheit dazu als im deutschen Aufsatz? Der Aufsatz ist in erster Linie berufen, die Gedanken, welche im Geiste des Schülers schlummern, zu wecken und zu lebendiger Gestalt zu bringen. Solche lebendige Eindrücke bleiben in der jugendlichen Seele haften, während viele Gedanken, welche bloß von außen aufgenommen, nicht aber aus dem Innern wieder nach außen geleitet werden, verloren gehen. Bei gehöriger Pflege des Aufsatzunterrichtes erfährt nicht nur die formale, sondern auch die wissenschaftliche und sittliche Ausbildung der Schüler einen bedeutenden Aufschwung. Denn gerade die Themen von wissenschaftlichem oder ethischem Charakter geben dem Lehrer die Möglichkeit, in hervorragender Weise erziehend auf die Jugend einzuwirken, indem er auf Grund seiner gereiften Erfahrung bei der Vorbesprechung die Gedanken der Schüler in ein sicheres, ihrer geistigen und sittlichen Ausbildung dienendes Geleise lenkt. Über solche Winke und Weisungen denken die Schüler bei der Ausarbeitung des Aufsatzes nach, und ich bin gewiss, dieselben schwinden nicht mehr aus ihrer Seele.

Daher scheint es mir eine nothwendige Voraussetzung für einen gedeihlichen Aufsatzunterricht zu sein, dass der Lehrer bei der Wahl der Themen ein bestimmtes System verfolge, welches jeder Classe neben einigen Themen aus der lateinischen, griechischen und deutschen Lectüre sowie aus der Geschichte in passender Abwechslung solche freie Aufgaben zuteilt, durch die Verstand und Gemüth der Schüler Nahrung erhalten. Dann wird der oben angeführte Kreis wichtiger Fragen, in geeigneter Stufenfolge auf die einzelnen Classen vertheilt, im Aufsatz zu erfolgreicher Behandlung kommen. Zu diesem Behufe muss jedoch der Lehrer schon zu Beginn des Unterrichtes die Auswahl fürs ganze Jahr treffen, ja es empfiehlt sich sogar, dass der Lehrer des Deutschen in V. im voraus den Plan des Aufsatzunterrichtes für alle vier Classen der Oberstufe — wenigstens in den Grundzügen — entwerfe. Dann dürfte es wohl nicht mehr so leicht geschehen, dass die Schüler einer Classe hintereinander vier Themen über den Winter zu behandeln haben.¹⁾

¹⁾ Allerdings entspricht dieser Vorgang den „Instructionen“. Aber die Instructoren nehmen in der Frage einen engherzigen Standpunkt ein, da sie den Lehrern rathen, denselben Stoff in einigen Aufgaben von leichteren zu schwereren fortschreitend, bearbeiten zu lassen; sie vergessen, wie sehr Lust und Liebe der Schüler durch wiederholte Beschäftigung mit Fragen aus denselben Gedankenkreisen beeinträchtigt wird. Ohne Lust und Liebe gibt es, wie in keiner andern Disciplin,

Drittens endlich führen nur jene Themen zu einem erfreulichen Erfolge des Aufsatzunterrichtes, welche dem Schüler genug Stoff an die Hand geben. Wie im Lectüreaufsätze neben vielen trefflichen Themen häufig genug nichtssagende, ja gänzlich unfruchtbare zur Behandlung kommen, so leidet auch der freie Aufsatz vielfach unter der Meinung, als ob jedes Dichtersprüchlein oder jeder Gedankensplitter eines hervorragenden Mannes auch schon einen geeigneten Gegenstand für eine deutsche Aufgabe bilde. Manche Missgriffe solcher Art erwecken geradezu Staunen. Bei meiner Programmschau stieß ich oft auf Themen, welche mich befremdeten und zu langem Nachdenken darüber veranlassten, was sich da wohl schreiben ließe. Das Ergebnis meines Nachdenkens befriedigte mich nicht; denn ich sah schließlich, dass der Stoff in vier bis fünf Sätzen erschöpft war. Andere Themen wieder riefen eine lange Reihe schöner Gedanken wach, allein ich hielt mir den beschränkten Gesichtskreis der Schüler vor Augen, und es stieg in mir der Wunsch auf, die Arbeiten der Schüler über solche Themen lesen zu dürfen. Was fängt z. B. selbst ein guter Durchschnittschüler der 7. oder 8. Classe mit der Aufgabe „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth“ an? Welche Denk- und Darstellungsreife setzt dieser schöne Spruch voraus, wenn er in einem Aufsätze sachlich behandelt werden soll. Die große Mehrzahl der Schüler ruft in Ermanglung brauchbarer Gedanken das zudringliche Volk der Phrasen zur Hilfe. Unleugbar enthalten z. B. auch die beiden sehr beliebten Sprichwörter „nemo propheta in patria“ und „vox populi vox dei“ wertvolle Gedanken, aus denen ein gewandter Stilist Gedeigenes schafft. Aber die Schüler sind eben mit seltenen Ausnahmen keine gewandten Stilisten und leben im Aufsätze — ich möchte sagen — von der Hand in den Mund. Ich wenigstens werde mich hüten, denselben Aufgaben vorzulegen, bei denen kein Gewinn, wohl aber viel Kopferbrechen und

am wenigsten im Aufsatzunterrichte einen Erfolg. — Das vor einiger Zeit erschienene Buch „6900 Themen zu deutschen Aufsätzen und Redebungen an Obergymnasien und Oberrealschulen“ von F. Umlauf beseitigt theilweise die Schwierigkeiten, welche der Aufstellung eines Aufsatzplanes für alle Oberclassen im Wege stehen und überhaupt bei der Wahl der Themen obwalten. Obgleich ich mich vielfach mit dem darin Gebotenen nicht einverstanden erklären kann, am wenigsten mit der im Vorworte ausgesprochenen Ansicht des Herausgebers, dass es gewiss sehr interessant und lehrreich gewesen wäre, auch die Frequenz der Themen zu ermitteln — und obgleich ich wünschte, dass das Buch weniger, dafür aber ausschließlich brauchbares Material enthielte, und obwohl ich endlich, von derselben Absicht wie Umlauf geleitet, selbst eine Sammlung von etwa 2000 ausgesuchten Themen zusammengestellt habe, so begrüße ich doch das Buch im Interesse des Aufsatzunterrichtes mit Freude. Nicht bloß dieser, sondern auch der Lectüreunterricht zieht aus dem Buche Gewinn, weil die übersichtliche Zusammenstellung so vieler in ein Gebiet einschlagenden Fragen dem Lehrer verschiedene Gesichtspunkte zur Behandlung der Lesestoffe in der Schule eröffnet, und weil er in den Stand gesetzt wird, aus den mannigfachen gebotenen Anregungen das Beste zum Unterrichte auszulesen. Ungeachtet meiner eigenen Sammlung greife ich gern zu diesem Buche, weil ich gar manche neue Anregung daraus schöpfe.

Unlust zu erwarten steht. Andererseits traf ich in der 5. Classe das Sprüchlein „Lügen haben kurze Beine“. Ich erwog, welche Gründe den Lehrer zur Wahl dieses undankbaren Themas veranlasst haben mochten. War es die Rücksicht auf die Förderung des Stils? Nein, denn dessen musste er sicher sein, dass die Schüler kaum 20 Zeilen darüber schreiben werden. Hat das Thema einen ethischen Wert? Gewiss, allein die Schüler ziehen keinen Nutzen daraus, weil jedes unfruchtbare Thema in ihnen Widerwillen erregt und aus Widerwillen kein Gewinn erwächst. Vielleicht sollten die Schüler an diesem Beispiele lernen, wie man Sprichwörter erklärt? Das wäre wohl eine bedauerliche und unglückliche Wahl zu nennen. Ich kam zum Schlusse, dass der Lehrer dieses Thema lediglich in derselben Absicht gestellt habe, in welcher leider so häufig Themen gestellt werden — ohne Rücksicht darauf, ob die Arbeit den Schülern einen Vortheil bietet — in der Absicht nämlich zu prüfen, ob und was die Schüler gerade über dies Thema zu schreiben wissen. Das ist ein Fehler, so vorgehen heißt den Zweck des Aufsatzunterrichtes verkennen. Ich frage: Erfüllt ein Thema, über welches die Schüler kaum 20 Zeilen zu schreiben wissen, seinen Zweck, d. h. gibt es den Schülern Gelegenheit zur Kräftigung der logischen wie stilistischen Darstellung? Ist es denn der Zweck des deutschen Aufsatzes, die Schüler auf dem Umwege einer Unlust erregenden Arbeit und Anstrengung zur Überzeugung zu bringen, dass sie eigentlich nichts wissen?

Meiner Ansicht nach finden viele unbegreifliche Themen ihre Erklärung in dem Umstande, dass man den deutschen Aufsatz mit dem Maßstabe der lateinischen und griechischen Composition misst. Und doch unterscheidet sich der deutsche Aufsatz in seinem Wesen von den schriftlichen Arbeiten im Lateinischen und Griechischen. Letztere schließen sich an den im Unterrichte während einer gewissen Periode durchgearbeiteten Stoff und dienen als Prüfung „des gewonnenen Grades von Wissen und Fertigkeit“, nicht als Übung. Sie sind ein Gradmesser des Fortschrittes der Schüler. Anders der deutsche Aufsatz. Jeder Aufsatz ist in erster Linie eine Übung, jeder Aufsatz soll die Fertigkeit der Schüler im Disponieren, sowie im klaren und correcten Ausdrucke der Gedanken fördern, und jeder soll mitwirken zur Erreichung des Aufsatzzieles, welches darin besteht, dass die Schüler beim Hinaustritte aus der Mittelschule die Fähigkeit besitzen, über jedes in ihren geistigen Gesichtskreis reichende Thema sachlich und correct zu schreiben. Dieses Ziel kann nur auf Grund langer Übung erreicht werden. Ich halte dafür, dass erst der Maturitätsaufsatz als Prüfung zu betrachten sei; hier muss der Schüler nachweisen, welche Fähigkeit er durch Übung im Aufsätze sich angeeignet hat. Der deutsche Aufsatz ist nicht eine Prüfung, ob die Schüler gerade über dies oder jenes glücklich oder unglücklich gewählte Sprüchlein einige Gedanken besitzen; das wäre ein schwacher Beweis ihrer geistigen Reife, da ich ja doch weiß, dass sie über sehr viele andere Fragen nicht zu schreiben verstehen. Der Aufsatz ist vielmehr eine Übung im klaren und correcten Gedankenausdrucke.

Dient aber der Aufsatz in erster Linie der Stilübung, so muss man offenbar dem Schüler Gelegenheit zur Stilübung bieten. Dies geschieht nur durch solche Themen, welche ihm stofflich keine sonderlichen Schwierigkeiten bereiten, und welche zugleich allen Schülern genug Stoff an die Hand geben, Themen also, welche mit Sicherheit erwarten lassen, dass auch der Schwächste nicht zurückbleibt; denn auch er muss Gelegenheit zur Übung finden. Ein Thema, mit welchem einige Schüler nichts anzufangen wissen, ist von vornherein als verfehlt zu bezeichnen. Je mehr Übung, desto größer die Stiltfertigkeit, je mehr Stoff, desto weniger Phrasen!

Ich schließe meine Auseinandersetzung, indem ich der Überzeugung Ausdruck gebe: genügt ein Aufsatz den aufgestellten Anforderungen, dann ist er auch wert, dass Zeit und Mühe auf seine Bearbeitung verwendet wurde, und jener Lehrer darf sich eines günstigen Unterrichtserfolges versichert halten, der bei der Wahl der Themen nie den Grundsatz aus dem Auge verliert: Angemessenheit, innerer Wert und Fruchtbarkeit.

III.

Nun entsteht die Frage, ob der Betrieb des Aufsatzunterrichtes in Österreich mit den aufgestellten Forderungen übereinstimmt. Ich habe dieser Frage eifrigst nachgeforscht, viel Vortreffliches dabei kennen gelernt, mannigfache Anregungen erhalten, bin aber auch auf zahlreiche Missgriffe gestoßen. Ein umfassendes Material — von Vorzüglichem sowohl als auch von Verfehlttem — habe ich aufgestapelt, und so sei es mir gestattet, eine kleine Auslese aus dem letzteren hier vorzulegen, weil auf diesem Wege der sicherste Beweis für meine früher gegen Krumbach aufgestellte Behauptung, es sei bei der Wahl der Themen die größte Sorgfalt geboten, erbracht wird.

Nach der voranstehenden Auseinandersetzung sind die Missgriffe bei der Themenwahl verschiedener Art: I. Viele Themen müssen als verfehlt bezeichnet werden, weil sie zu wenig Stoff zu einem Aufsatz enthalten¹⁾ oder über den Kreis des Mittelschulunterrichtes hinausgreifen. Dahin gehören sehr viele Sprichwörter und Citate. II. Viele Themen sind ihrem Inhalte nach so schal, dass ihre Bearbeitung den Schülern keinerlei Nutzen, wohl aber Unlust bereitet. Dahin gehören vor allem eine Unzahl nichtssagender und undankbarer Lektürethemen. Oder es finden sich Arbeiten, welche das mündliche Examen vertreten sollen, z. B. über das Thema: »Quantität und Betonung im Mittelhochdeutschen«. III. Die weitaus meisten Fehler endlich haben ihren Grund in der unrichtigen Beurtheilung der Leistungsfähigkeit der einzelnen Classen.

ad I. Unfruchtbare Themen. I. Häufig findet sich das Thema »Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt«. Unbegreiflich. Zur Behandlung dieses Themas ist persönliche Erfahrung nöthig. Die wenigsten Schüler verstehen die

¹⁾ Ich führe diese aus bestimmten Gründen an erster Stelle an.

Unannehmlichkeit einer bösen Nachbarschaft zu beurtheilen. Hier ersetzt nicht — wie in manchen anderen Fällen — Lectüre die persönliche Erfahrung. 2. Ich bedauere jene Schüler, denen nacheinander eine Reihe unfruchtbarer Sprichwörter zur Bearbeitung vorgelegt wird, und zwar: a) »Der Apfel fällt nicht weit vom Baum«, b) »Es ist nicht alles Gold, was glänzt«, c) »Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben«, d) »Man muss das Eisen schmieden, solange es glüht«. Als würdiger Abschluss dieser schönen Reihe folgt: »Hund und Katze«. Eine solche Behandlung des Aufsatzes unterdrückt natürlich jedes Interesse bei den Schülern. 3. Was fängt der Jüngling an mit vielen farblosen und staffarmen Sprichwörtern und Citaten, wie z. B. »Eine Schwalbe macht keinen Sommer. Eine Hand wäscht die andere. Bis dat, qui cito dat. Gut Ding will Weile haben. Hunger ist der beste Koch. Gute Sprüche, gute Freunde. Der Schnee ist eine verlogene Reinlichkeit. Ir ensult niht vil gefragen«. 4. Geradezu lächerlich klingt das Thema »Schuhmacher und Poet daraus. 5. »Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt«. Was versteht der Schüler von gutem Wort der Frauen, und wie fasst er die Arbeit an, selbst wenn er ein bestimmtes Beispiel, etwa Iphigenie, vor Augen hat? 6. »Die Oberonstrophe.« 7. Wiederholt finde ich das Thema: »Was hat der Schüler zu beobachten, um einen guten Aufsatz zu schreiben? Ich meine, der Titel sollte lauten: »Was hat der Lehrer zu beobachten, damit die Schüler einen guten Aufsatz schreiben?« 8. »Welchen Charakter zeigt das griechische Volk in Schillers Gedicht 'Die Kraniche des Ibykus'?« 9. »Wer mich entbehren kann, wird Wahrheit für mich finden.« 10. »Auf der Flucht.« 11. »Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los.« 12. »Charakter des jungen Königs in Seidls Gedicht 'Das Glöcklein des Glücks'«. 13. »Die mancherlei Vorzüge einer guten Handschrift.« 14. »Erfolgsanbetung.« Alle diese Themen bieten den Schülern fast gar keinen Stoff, und mancher schwache mag ihnen wohl rathlos gegenüberstehen. 15. »Welchen Wert hat die Kenntnis der Localgeschichte?« Die wenigsten Schüler besitzen ein Verständniß für Localgeschichte; dasselbe entwickelt sich erst in reiferen Jahren. 16. »Ein jeder wird besteuert nach Vermögen.« 17. »Betrachtung eines Touristen über das schlechte Wetter.« (Sogar in der 8. Classe!) 18. Ich begreife nicht, wie man gegen Ende des September die Frage stellen kann: »Warum heißt der Mai der Wonnemonat?« (1. Arbeit in V.) 19. »Woraus erklärt sich die Abneigung der Ritter gegen das Volksepos?« 20. »Die Heimat Walthers von der Vogelweide.« 21. »Klopstock bei Bodmer.« Die letzten drei Themen gehen über den Kreis der Mittelschule hinaus und erfordern ebenso wie die Themen: 22. »Der Spielmann und der höfische Sänger« und 23. »Klopstock als Naturfreund« Speciallectüre. Sie eignen sich vorzüglich zu Redeübungen, nicht aber zu Aufsätzen.

ad II. Inhaltlich wertlose Themen. Fragen, welche mündlich in einigen Sätzen leicht erledigt werden, sollen nicht erst zum Gegenstande von Aufsätzen dienen, z. B.: 1. »Der Umschwung der Handlung in 'Tell'«. 2. »Erklärung der Überschriften in 'Hermann und Dorothea'« u. a. Sehr matt und gehaltlos sind die Themen: 3. »Siegfrieds

Ankunft in Worms.* 4. »Geschichte von Siegfrieds Schwert.« 5. »Charakter des Vaters und des Sohnes im Hildebrandlied.« (!) 6. »Der Bürge des Möris im Gefängnisse.« (!) 7. »Wie tröstet Pylades seinen Freund Orestes?« 8. »Die Erlebnisse Justa.« 9. »Der Graf Appiani.« 10. »Kaiser Max in 'Götz von Berlichingen'.« 11. »Charakter Paulets.« 12. »Mortimer in Rom.« (!) 13. »Charakter des Directors in 'Faust'.« 14. »Die Gebete Iphigeniens.« Aus jedem classischen Dichtungswerke lässt sich eine beträchtliche Anzahl wertvoller Fragen schöpfen, aus manchen 50 und mehr. Warum belästigt man die Schüler mit den schwächsten und undankbarsten, durch welche die Neigung der Schüler zur Lectüre gewiss keine Förderung findet, im Gegentheile beeinträchtigt wird? 15. Unfruchtbar sind Themen, wie: »Die Ursachen des Aufstandes der pannonischen Legion und der Verlauf dieses Aufstandes bis zur Ankunft des Drusus« und 16. »Die Unterdrückung des Aufstandes durch Drusus« (nach Tacitus zu erzählen). Erzählungen gehören nicht in die 8. Classe, sondern die Schüler lernen in der 4. - 6. Classe Scenen aus Schriftstellern nachzuerzählen. Die 7. und 8. Classe hat eine wichtigere Aufgabe zu erfüllen. Es sind demnach die Arbeiten über diese Themen und ebenso über die Frage »Leben und Wirken des Bischofs Ulfilas« nichts anderes als Prüfungen. Denselben Zweck aber erreicht der Lehrer viel sicherer auf dem Wege der mündlichen Prüfung.

ad III. Vertheilung der Themen in die einzelnen Classen. Die größten und meisten Verstöße finden sich in der Zuweisung der Themen an die einzelnen Classen und da wiederum vor allem in der V. Es scheint, als ob für diese Classe ein großer Mangel an Aufsatzstoffen herrschte. Und doch bietet — wenigstens nach meiner Erfahrung — der Unterricht gerade hier viel Schätzenswertes. Leichte Fragen aus der Geschichte, durch welche der Geschichtsunterricht vertieft wird; Fragen im Anschlusse an die lateinische, griechische und deutsche Lectüre; Erzählungen, Beschreibungen und Schilderungen, Betrachtung der Natur, der Jahreszeiten, eine Reihe schöner Sprichwörter, in all dem ist genug Stoff enthalten. Hingegen fand ich wieder Themen, welche naturgemäÙ der V. angehören, in die VII. und VIII. versetzt.

A. Themen, welche für die 5. Classe bei weitem zu schwer sind: 1. »Man lebt nur einmal in der Welt.« (1. Arbeit in V.) 2. »Zu welchem Zweck studiert man Weltgeschichte?« 3. »Historia est magistra vitae.« (1. Arbeit in V.) 4. »Durch welche Eigenschaften wird der Mensch Gegenstand der Geschichte?« 5. »Inwiefern haben die Römer die Griechen besiegt und wurden von ihnen besiegt?« 6. »Bedeutung der alten Griechen für die Menschheit.« (!) 7. »Worin liegt Athens weltgeschichtliche Bedeutung?« 8. »Warum beurtheilt die Nachwelt die großen Männer meist richtiger als die Mitwelt?« Von den angeführten Themen gilt gewiss die Rechtfertigung Reißbergers, dass sie nämlich aus dem Unterrichte hervorgehen, und doch darf man sie nicht billigen. Denn zugegeben auch, die Schüler hätten die bezüglichen Vorträge der Lehrer wohl erfasst und verstanden, so bleibt ihr Gesichtskreis im ganzen doch darauf beschränkt, er ist zu enge, um auch nur einen selbständigen Gedanken

über diese Fragen zu fassen. Solche Themen finden ihren Platz in der 7. und 8. Classe, dort werden sie zu großem Nutzen der Schüler behandelt.

9. „Wert der Wissenschaften.“ 10. „Hat das Studium der Weltgeschichte einen praktischen Wert?“ (!) 11. „Wie begründet Döderlein den Ausspruch Goethes, dass die classische Literatur die Grundlage aller höheren Bildung sei?“ 12. „Ist die Kenntnis der griechischen Heroensage für jeden Gebildeten nothwendig?“ (Was weiß der Quintaner von Bildung?) 13. „Die Entwicklung der dramatischen Poesie und ihre Begründung.“ 14. „Die Welt eine Bühne.“ (Dieses Thema legt man allenfalls den Schülern der VIII. nach der Lectüre des Prologes zu 'Wallenstein' vor, nicht aber Quintanern.) 15. „Welche Vorzüge hat die Gegenwart vor der Vergangenheit in Bezug auf die Pflege von Kunst und Wissenschaft?“ 16. „Kunstlied und Volkslied.“ (!) 17. „Die Dichtkunst eine Bildnerin der Menschheit.“ 18. „Es soll der Sänger mit dem König gehen, Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.“ 19. „Das Lied und seine Bedeutung für das Leben des Volkes.“ (!) 20. „Was der Thau den Fluren, das sind der Seele Lieder.“ Der Schüler hat kaum angefangen, ein wenig in das Wesen und die Aufgabe der Dichtkunst einzudringen, so sieht er sich in diesen Themen schon den schwierigsten Fragen aus diesem Gebiete gegenübergestellt. 21. „Europas Übergewicht über die andere Erdtheile.“ 22. „Der Mensch ohne Ideal.“ (!) 23. „Was kann uns beruhigen, wenn unser wahrer Wert verkannt wird?“ (Unbegreiflich! Welche Vorstellung hat ein Quintaner vom wahren Werte?) 24. „Wie ehrt man große Männer?“ 25. „Der Kampf ein Beförderer der Cultur.“ 26. „Nur der Irrthum ist das Leben und das Wissen ist der Tod.“ (Es kostet Mühe, den Schülern das Verständnis dieses Ausspruches beizubringen; wie kann man von einem Quintaner verlangen, dass er darüber einen sachlichen Aufsatz liefere?) 27. „Glaubt ihr, man koste vom Gemeinen? Man muss es hassen oder sich ihm einen.“ (Dieses Thema ließ ich in VIII. bearbeiten, ohne vom Ergebnisse besonders befriedigt zu werden; welche Erfolge mag der Lehrer damit erst in V. erzielen!) 28. „Der Nachahmungstrieb und die Kunst.“ 29. „Wer muthig für sein Vaterland gekämpft usw.“ (Ein schönes Maturitätsthema, aber durchaus nicht geeignet für die V.) 30. „Süß und ehrenvoll ist der Tod fürs Vaterland.“ 31. „Warum ist das Soldatenleben ein so fruchtbares Feld für die lyrischen Dichter?“ 32. „Ein anderes Antlitz, eh' sie gethan, ein anderes hat die vollbrachte That.“ 33. „Wie der Mann, so die Rede.“ (!) 34. „Wert der Beredsamkeit.“ (!) 35. „Die Vorzüge des gesprochenen Wortes vor dem geschriebenen.“ 36. „Das Gesetz ist der Freund des Schwachen.“ Am sonderbarsten aber erscheint mir das Thema „Der hundertste Geburtstag Körners“ in der 5. Classe. Fast alle diese Themen eignen sich vortrefflich für die 8. Classe, die Schüler der 5. Classe aber ziehen aus ihrer Bearbeitung gar keinen Nutzen.

Seltener als in der 5. Classe finden sich Missgriffe in der 6. bis 8. Classe. Doch mögen auch davon einige Beispiele angeführt werden.

B. 6. Classe. 1. „Vor jedem steht ein Bild des, was er werden soll.“ (Dieses Thema gehört in die 8. Classe.) 2. Es empfiehlt sich

nicht, in der 6. Classe Erzählungen ganz einfacher Art liefern zu lassen, z. B. Nacherzählung der Parzivalsage. 3. „Divide et impera.“ (Beiweitem zu schwer.) Ebenso 4. „Wer unsterblich im Gesang soll leben, muss im Leben untergehn“ und 5. „Nicht der ist auf der Welt verwaist, Dessen Vater und Mutter gestorben, Sondern wer für Herz und Geist Keine Lieb' und kein Wissen erworben.“ 6. „Über den Bildungswert der classischen Sprachen.“ (!) 7. „Der Verstandes- und der Gefühlsmensch.“ 8. „Ist zur Erwerbung einer allgemeinen Bildung das Studium der griechischen Sprache nothwendig und warum?“ (!) 9. „Was heißt 'das Volk dichtet'?“ 10. „Man wird alle Menschengeschichten Ewig nach dem Erfolge richten.“ Alle diese Fragen sind neben vielen anderen für die 6. Classe viel zu schwierig.

C. 7. Classe. 1. „Composition und Idee von Schillers Gedicht 'Die Kraniche des Ibykus'.“ 2. „Auch der Winter hat sein Gutes.“ 3. „Die Stube im 70. Geburtstag.“ 4. „Ein Sommertag.“ 5. „Der Frühling ist ein starker Held.“ 6. „Der blühende Apfelbaum.“ (!) 7. „Lob der Tanne.“ 8. „Schilderung des Zweikampfes zwischen Hüon und Amory.“ 9. „Vor dem Weihnachtsbaume.“ 10. „Das Floss des Odysseus.“ Solche Themen bewältigt sogar ein schwacher Schüler der 5. Classe leicht, sie taugen daher durchaus nicht für die 7. Classe. Ebenso traf ich in der 8. Classe auf Themen, welche sich wohl für die 5., keineswegs aber für die 8. Classe eignen. Auch hievon einige Beispiele:

D. 8. Classe. 1. „Der Garten des Apothekers.“ (Nach 'Hermann und Dorothea'.) 2. „Das alte Mütterchen.“ (Erzählung nach Kopisch.) 3. „Uhlands 'Bertran de Born' und 'Des Sängers Fluch' ist zu vergleichen.“ 4. „Mahomeds Gesang.“ (?) 5. „Der Spaziergang von dem Stadthor bis zur Höhe des Berges.“ (Nach Schillers 'Spaziergang'.) 6. „Über die Bedeutung des Sprichwortes 'Heute roth, morgen todt'.“ 7. „Bunte Blumen riechen nicht.“ 8. „Auf dem Dorfwege.“ (Nach 'Hermann und Dorothea'.) 9. „Die historische und sittliche Idee von Uhlands 'ver sacrum'.“ 10. „Charakter des fahrenden Sängers nach Goethes 'Der Sänger'.“

Doch genug davon. Die angeführten Beispiele beweisen hinlänglich die Nothwendigkeit sorgfältigster Überlegung bei der Themenwahl, sie widerlegen eine Methode, welche glaubt, mit dem ersten besten Funde sich zufrieden geben zu dürfen. Mögen diese Zeilen, welche aus der vollsten Überzeugung von der hohen Aufgabe des Aufsatzunterrichtes hervorgegangen sind, dazu beitragen, dass bei der Ausführung der Themen die Schranken eines pedantischen Systems fallen, die Wahl derselben aber unter der Obhut peinlichster Sorgfalt bleibe. Stets aber gelte als oberste Rücksicht bei der Themenwahl „die Schaffensfreudigkeit der Schüler.“

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Eben sind in dem rühmlich bekannten Verlage von E. Hölzel in Wien vier Ergänzungsblätter zu der schon oft erwähnten und beliebten Sammlung „Langls Bilder zur Geschichte“ (Abth. Denkmäler der Baukunst) erschienen. Wir nennen zuerst die Habsburg, deren Anblick gewiss das Herz des Schülers mit Ehrfurcht und Rührung erfüllen wird, dann die Wartburg, den schönsten romanischen Bau Deutschlands, theuer durch die Erinnerungen an die h. Elisabeth, die Königstochter Ungarns und das Musterbild einer edlen Frau und echten Christin, das Münster zu Straßburg, dies Wunder der Gothik, endlich den Zwinger zu Dresden (Westpavillon), eine der geistvollsten Schöpfungen des Barockstils. So führen diese Bilder von dem 11. bis in das 18. Jahrhundert, den Blick durch die Großartigkeit dieser Bauten fesselnd. Es kann kein besseres Hilfsmittel geben, um den Geist des Schülers zu erheben und zu bilden. Alle Bilder sind vortrefflich und vollkommen entsprechend ausgeführt. Zur Erläuterung dient der auf einzelnen Blättern beigegebene Text, welcher ganz geeignet ist, die Entstehung dieser Bauwerke, ihre Geschichte und ihre Bedeutung als Kunstwerke zu verdeutlichen. Wir zweifeln nicht daran, dass sich die Directionen unserer Mittelschulen beeilen werden, diese schönen Bilder in den Schulräumen anzubringen und so zum Gemeingut der Schüler zu machen.

Simon J., Aus Griechenland. Eine Reiseerinnerung, den Schülern der Gymnasien und Realschulen, sowie Freunden des Alterthums gewidmet. Graz, Paul Cieslar 1894. 8°, 109 SS. Preis 60 kr., in elegantem Einbände 1 fl.

In zwei Programmen des Cillier Gymnasiums (1892 und 1893) hatte der Verf. eine Reihe von Schilderungen aus Griechenland, die vornehmlich für die Gymnasialjugend bestimmt sein sollten, veröffentlicht. Trotz vieler stilistischer Mängel zeichneten sich jene Schilderungen durch Anschaulichkeit und Betonung des Wesentlichen aus, so dass man das Vorhaben des Verf.s, durch eine Sonderausgabe sie einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen, nur billigen konnte. In dem vorliegenden Büchlein, das sich schon durch seine gefällige Ausstattung und seinen deutlichen Druck gut einführt, erscheinen nun jene beiden Aufsätze in bedeutend veränderter Gestalt und vermehrt um die Schilderung der berühmten Orakelstätte von Lebadea. Die Neubearbeitung ist entschieden

den Aufsätzen zugute gekommen, denn sie hat nicht nur in stilistischer, sondern mehrfach auch in sachlicher Hinsicht die Darstellung einer gründlichen Besserung unterzogen. In fünf Capiteln: I. „Das alte und neue Athen“, II. „In der Peloponnes“ (mit Schilderung von Korinth, Olympia, Phigalia, Megalopolis, Epidaurus, Tiryns und Mycenae), III. „In Phokis“ (mit Schilderung von Delphi und Chaeronea), IV. „Die Orakelstätte von Lebadea“, V. „Eine Mainacht auf der Akropolis“, theilt Simon seine „Reiseerinnerungen“ — denn so sollte es wohl richtiger auf dem Titelblatte lauten — mit. Es sind abgerundete Bilder, die, von warmer Begeisterung für die Antike getragen, besonders den jugendlichen Leser fesseln und erwärmen werden. Wie alle Reiseerinnerungen geben auch die vorliegenden persönliche Eindrücke und Empfindungen wieder, aber sie gewinnen dadurch an Anschaulichkeit. Indem ferner der Verf. die hervorragenden Vertreter der wissenschaftlichen Literatur an gelegenen Stellen heranzieht und zu Worte kommen lässt, erhalten seine Ausführungen auch erhöhten sachlichen Wert. Besonders hervorzuheben sind die stete Betonung der Bedeutung des Landschaftlichen und die farbensatten Schilderungen, die der Verf. gelegentlich entwirft. Als moderner Reisender versäumt er es aber auch nicht, die heutigen Verhältnisse zu schildern, und so erfährt man manches interessante Detail über Land und Leute im neuen Griechenland, insbesondere über das Reisen daselbst, über Schulwesen u. a. m.

Das Büchlein kann, wie es vorliegt, als durchaus zweckentsprechend bezeichnet werden. An Anschaulichkeit hätte es allerdings gewonnen, wenn der Verf. seiner Absicht, die er in dem Programme 1893 aussprach, getreu geblieben wäre und seine Darstellung durch passend ausgewählte Bilder belebt und unterstützt hätte. Das ist wohl mit Rücksicht auf den Kostenpunkt unterblieben, mindestens hätte aber ein einfaches Kärtchen von Griechenland mit der eingezeichneten Reiseroute beigegeben werden sollen. Allein auch so dürfte das Büchlein gute Dienste leisten; es kann auch den Lehrern, die keine Kenntnis des Landes durch Autopsie besitzen, zur Orientierung empfohlen werden. Insbesondere aber eignet es sich für Schülerbibliotheken; zur Ergänzung und Belebung des altsprachlichen und geschichtlichen Unterrichtes wird es von den Schülern der oberen Classen gewiss mit bleibendem Nutzen gelesen werden.

Nur mit einigen Worten möchte Ref. ein principiell Bedenken geltend machen gegen die Schreibung und die deutsche Geschlechtsbezeichnung der griechischen Eigennamen, wie sie der Verf., allerdings nach berühmten Mustern, jedoch nicht einmal consequent anwendet: er schreibt z. B. Pheidias, Peisistratos, Oidipus (auf S. 41 allerdings Oedipus, dies wird aber als „Druckfehler“ bezeichnet), Aiolosstraße, Atreidenhaus, Dareios, Isthmos, Chaironeia, Plataiai, aber Bassae, Delphi; ferner schreibt er „das Pentelikon“, „die felsige Salamis“, „die Peloponnes“, aber „das alte Delphi“. Ref. bekennt, dass ihm die vielen ai, ei und os gespreizt erscheinen und dass er es für angemessen hält, im Deutschen, insbesondere in einem vornehmlich für Schüler bestimmten Buche die geläufige Schreibung der Fremdnamen — und für uns ist dies nun einmal, was die griechischen betrifft, die im lateinischen Gewande — und die Geschlechtsbezeichnung anzuwenden, die dem deutschen Sprachgeiste oder dem Herkommen entspricht. Auch in der Betonung richtet man sich nach den Regeln der lateinischen Prosodie; selbst der verstockteste Philologe betont nicht Pheidias, Isthmós, Plataiai, Oidipus. Die Namen griechisch aussprechen und lateinisch betonen, heißt aber dem Griechischen Gewalt anthun. Wie jedoch für Aussprache und Betonung das Lateinische, so muss vollends für die Geschlechtsbezeichnung der deutsche Sprachgebrauch maßgebend sein und dem entspricht „der Peloponnes“, „das felsige Salamis“, „der Pentelikon“ usw.

Von Druckversehen seien noch für eine Neuauflage notiert: ἀστεροσκοπεῖον (S. 32). benetzte statt benetzt' (S. 87), endlich das sprachlich und sachlich anstößige „an der Zunge anstoßende th“ (S. 37).

wofür es wohl richtiger hieße „zwischen Zähnen und Zunge her-
gestoßene th.“.

Wien.

Dr. S. Frankfurter.

Die deutsche Interpunctionslehre. Die wichtigsten Regeln über die Satz- oder Lesenzeichen und die Redestriche dargestellt und durch Beispiele erläutert von Dr. O. Glöde. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1893. VI u. 33 SS.

Gibt es eine vollkommen übereinstimmende Art der Zeichensetzung innerhalb des deutschen Schriftthums? Nein, so wenig wie eine einheitliche Orthographie. Ist es nothwendig, oder auch nur wünschenswert, diese Übereinstimmung anzubahnen? Zu Schulzwecken gewiss, wenn auch mit gewissen Einschränkungen und Freiheiten. Doch nie und nimmer wird es gelingen, den der Schule Entwachsenen eine pedantische Interpunctionslehre aufzuzwängen, oder gar die Literatur mehr als oberflächlich durch ihre Regeln zu beeinflussen.

Denn mehr als die eigentliche Rechtschreibung ist die Zeichensetzung subjectiven Einwirkungen und zahlreichen Nuancierungen unterworfen, die — ähnlich dem Tonfall und dem Tempo der lebendigen Sprache — Ausdruck in der Schrift finden sollen oder wenigstens finden dürfen. Man denke nur an die eigene Briefpraxis oder mache die Probe bei den Werken der Dichter und Redner! Wie unendlich viel Geist und Ursprünglichkeit giengen verloren, wenn man hier ein starres Interpunctionssystem zugrunde legen wollte! Aus solchen Gründen gönne man aber auch der Schule mehr Spielraum, beschränke die nöthig erscheinende Zahl der Regeln aufs Nothwendigste und gewähre namentlich in Bezug auf die Setzung des Kommas größere Freiheiten.

Als guter Schulbehelf soll Glödes Büchlein, das den Anlass zu vorstehenden Betrachtungen gab, gebührend anerkannt werden. Vgl. auch meine kurze Besprechung in der Zeitschrift „Österreichische Mittelschule“, Jahrg. 1894, S. 252 (Literarische Rundschau). Es will rein praktischen Zwecken dienen und wird nützlich wirken, wenn man nach dem Willen des Verf. von zahlreichen Beispielen ausgeht und mit Sprachgefühl und grammatischer Schulung an die Zeichensetzung herantritt.

Wien.

Dr. R. Löhrer.

Ausgewählte Gedichte Walthers von der Vogelweide und seiner Schüler. Schulausgabe. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch von Reinhold Bechstein. 2. Aufl. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger 1893. 158 SS.

Bechsteins Schulausgabe Walthers und seiner Schüler empfahl sich schon in der ersten Auflage (1879) durch eine gute Auswahl und ansprechende Erklärung, überhaupt praktische Einrichtung, die nicht durch zu viel erdrückte und doch auch nicht gar zu wenig gab. In der vorliegenden zweiten Auflage ist die seither zugewachsene Literatur berücksichtigt, was manche Änderungen und Zusätze zur Folge hatte, auf die ich hier nicht näher eingehe. Der Textbestand ist nur um eine Nummer (111) vermehrt: das lateinische Vocalspiel des Marners (in der Einleitung S. 8 hat sich der unliebsame Druckfehler „Murners“ eingeschlichen); der Leich fehlt auch diesmal, und in einer Schulausgabe lässt sich das wohl rechtfertigen; für den Herausgeber war allerdings auch seine Ansicht mitbestimmend, dass der Leich nicht Walthers Eigenthum sei, und auch diese ist in der Einleitung S. 7 stehen geblieben und nur in der An

merkung dazu ein die Vermuthung der Autorschaft Gottfrieds einschränkender Zusatz angehängt. In den Anmerkungen ist jetzt auch durchgehend der Rhythmus der Lieder kurz angegeben. Eine Neuerung im Texte ist die Bezeichnung aller Ergänzungen der handschriftlichen Überlieferung durch Cursivdruck; ganz folgerichtig hätte dann freilich auch jede aus bloßer Vermuthung in den Text gesetzte Änderung ebenso ausgemerkt werden müssen: in einer Schulausgabe scheint mir aber dergleichen überhaupt von geringem Belang und für Vorlesungen an Universitäten ist diese Auswahl ja doch nicht bestimmt. Ein lästiger Druckfehler aus der ersten Auflage ist in der Einleitung S. 9 stehen geblieben: es muss Z. 12 heißen Nr. 27 statt Nr. 32, und die neue Anmerkung S. 100 gehört zu Nr. 8 (nicht 9). Sonst hat die Ausstattung in der neuen Auflage entschieden an Gefälligkeit gewonnen. Möge das aus wahrer Liebe zur Sache hervorgegangene Büchlein das Andenken an den großen Dichter bei unserer Jugend auch fernerhin mit Erfolg verbreiten und vertiefen helfen!

Prag.

H. Lambel.

Programmenschau.

36. Benedetti G., Giuseppe Tartini.

Heidrich, Dr. Georg, Über Nonius' Citate aus Varros Werke vom Landbau und ihre Bedeutung für die Kritik. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Pola 1893, 8^e, 46 SS.

Benedetti's Arbeit beschäftigt sich mit der Biographie des großen Istrianer Geigers Tartini; die philosophische Bildung und Erziehung, sowie deren Einfluss auf die musikalische Richtung des Künstlers werden nach den besten Quellen dargestellt. Besondere Berücksichtigung finden das Universitätsleben in Padua, der Aufenthalt Tartinis in Assisi, dessen Thätigkeit als Leiter der Capelle des hl. Anton von Padua, die Reise nach Prag gelegentlich der Krönung Kaisers Karl VI., Padua als Lieblingsaufenthalt Tartinis, seine Schule und dessen Werke. Den Schluss der Arbeit, die mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit durchgeführt ist, bildet eine kurzgefasste Betrachtung über die Herzengüte und andere edle Eigenschaften des großen Mannes.

Dr. Heidrich kommt infolge einer fleißigen Arbeit zum Schlusse, dass von 39 Citaten bei Nonius sechs eine vollständige, vier eine fast vollständige Übereinstimmung mit den entsprechenden Varrostellen aufweisen; an 9, bzw. 7 Stellen können Fehler unserer Varrohandschriften nach Nonius corrigiert werden; an zwei Stellen ergänzen und verbessern sie sich gegenseitig; während ferner in 18 Citaten Varro bei Nonius mehr oder weniger entstellt ist, lassen es fünf Stellen dahingestellt, ob die Hss. des Varro oder die des Nonius der ursprünglichen Lesart näher kommen.

Wien.

Joh. Alton.

37. Steffanides F., Kaiserin Adelheid, Gemahlin Ottos I. des Großen. Progr. der Staatsrealschule in Böhmisches-Leipa 1893, 8^e, 90 SS.

Der vorliegende Aufsatz wendet sich nicht an die Gelehrten, sondern an die Schüler. Der Verf. »will das Bild einer Fürstin zeichnen, die zu den bedeutendsten Frauen des 10. Jahrhunderts gehört«. Der Aufsatz

zu jenen Leuten, welche die gewaltsame Entfernung Wallensteins wünschten. Vielmehr suchte er dahin zu wirken, dass dessen Befugnisse eingeschränkt werden. Manches harte Urtheil Försters, Hurters und Gindelys wird durch diesen guten Aufsatz berichtigt.

40. Fäulhammer A., Politische Meinungen und Stimmungen in Wien in den Jahren 1793 und 1794. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Salzburg 1893, 8°, 32 SS.

Der Verf., mit Studien zur Geschichte Österreichs in der Zeit des Ausbruches der Revolutionskriege beschäftigt, gibt in dem vorliegenden Aufsätze auf Grund einiger tonangebenden Journale ein ausgezeichnetes Bild der Stimmungen und Hoffnungen in Wien in der ersten Zeit Franz' II. Man sieht, wie wenig populär der Krieg gegen Frankreich war, weil er keine politischen und militärischen Erfolge hatte, Österreich einer wirtschaftlichen Katastrophe nahebrachte und weil man die Endziele Thuguts nicht kannte. Dankenswert sind die Ausführungen über Josef Schreyvogel. Über Thugut ist man nun wohl auch in den einstens kleindeutschen Kreisen etwas anderer Meinung als zu Beginn der Sechzigerjahre. Ob er aber neuesten nicht umgekehrt etwas zu hoch eingeschätzt wird? Personen und Verhältnisse, namentlich auch die wichtigsten in Wien erscheinenden Volksblätter, voran natürlich die Briefe eines Eipeldauers an seinen Vetter in Krakau über die Wienstadt, werden gut charakterisiert.

41. Bass J., Geschichtliche Analogien. Progr. der Staats-Oberrealschule im XV. Bezirke Wiens (Fünfhaus) 1893, 8°, 32 SS.

Der Verf. dieses gehaltvollen Aufsatzes hat bereits im Jahre 1881 im Wiener Vereine »Mittelschule« einen Vortrag über den Wert der Analogie im geschichtlichen Unterrichte gehalten, der beifällig aufgenommen wurde, und der nun mit einigen methodischen Erörterungen über die Behandlung des Gegenstandes auszugsweise abgedruckt ist. Von der richtigen Bemerkung ausgehend, dass die Geschichte sich nicht ausschließlich an den Verstand wenden, sondern auch der Phantasie Bewegung bieten muss, indem sie Gleichartiges zusammenfasst, Ausblicke in die Zukunft gewährt, Rückblicke auf die Vergangenheit wirft, geht er auf das Wesen der Analogie ein und zeigt, wie ihre Anwendung auf den historischen Unterricht anregend wirkt. Die wesentlichen Vortheile, wie sie S. 10 aufgezählt werden, sind: Anregung zu selbständigem Denken für den Schüler, Weckung des Interesses und damit der Aufmerksamkeit, Wiederholung des früher durchgenommenen Stoffes. Es bedarf keiner besonderen Anmerkung, dass schließlich mit der Anwendung dieses Hilfsmittels im Unterrichte maßgehalten werden muss, da es sonst mehr hemmend als fördernd wirken möchte. Darum wird es genügen, wenn der Lehrer aus der großen Zahl von Beispielen (391), die der Verf. aufgeführt hat, die wirklich zutreffenden und für den Unterricht ergiebigsten auswählt und behandelt.

42. Mitrović B., Cipro nella storia medioevale del commercio Levantino. Progr. der öffentl. Oberrealschule in Triest 1893, 8°, 60 SS.

Ob Cypem gerade dieses außerordentliche Lob verdient, wie es der Verf. im Vorworte ausführlich darlegt? Die Engländer wussten in den 17 Jahren, die sie das Land besitzen, wenig damit anzufangen, und neuesten wird im englischen Parlamente geklagt, dass das Land, »landesüblich« gesprochen, passiv sei. Man hätte es besser nie genommen. Da ist es recht, wenn der Verf. hervorhebt, dass man bei dem heutigen Zustande nicht vergessen darf, in wessen Händen das Land seit drei

Jahrhunderten war. Der Verf. erörtert in diesem ersten Theile seines Aufsatzes auf Grundlage neuerer und älterer Werke über Cypern, namentlich von Heyds Geschichte des Levantehandels im Mittelalter und Nas Latries Geschichte der Insel Cypern unter der Herrschaft der Fürsten aus dem Hause Lusignan die Stellung und Bedeutung Cyperns im Levanteverkehr der M. A., zunächst bis 1369. Die Beziehungen zu den italienischen Republiken werden recht übersichtlich behandelt.

Graz.

J. Loserth.

43. Čech Leander, Psychologie dramatických básní Hálekových (Psychologie der dramatischen Gedichte Háleks). Progr. der Landes Oberrealschule in Telč 1893, 8°, 44 SS.

Taine sagt, dass die Kunstschöpfungen keine willkürlichen, sondern notwendige Erscheinungen sind, deren Wesen durch die geistigen Verhältnisse der betreffenden Epoche bestimmt wird, und dass jedes Kunstwerk eine eigene Idee vom Menschen und vom menschlichen Leben darstellt. Von diesen Principien als Prämissen ausgehend, versucht der Verf. das Verhältnis des böhmischen Dramatikers Hálek zu seinem Vorbilde, Shakespeare, welches von der bisherigen Kritik verschieden aufgefasst und, sagen wir offen, missverstanden wurde, zu beleuchten. Er formuliert sich die Aufgabe zu der Frage (S. 4): „Gibt es einen Unterschied unter Schriftstellern zweier verschiedener Epochen und Nationen auch bei angestrebtem Streben des jüngeren, den großen Vorgänger nachzuahmen und seine Höhe zu erreichen?“ — und will sie durch Vergleichung der Psychologie, Moral und Philosophie beider beantworten. Als Resultat dieser schönen Abhandlung ergibt sich nun, dass Hálek bei bewusster Nachahmung unbewusst dem Geiste seiner Epoche unterlag, so dass er das Wesen des Shakespeare'schen Schaffens nicht erfasste; seine Nachahmung beschränkte sich auf Außerlichkeiten und erstickte selbständiges Schaffen; seine Schöpfungen sind infolgedessen interessante Missgeburten (nedochůdčata) sowohl vom historischen, als auch vom zeitgenössischen Standpunkte. Shakespeares Mensch handelt impulsiv, d. h. die Motive seiner Handlungen sind keine Verstandesreflexionen; Háleks Mensch dagegen handelt nach reiflicher Erwägung aller Gründe pro und contra; bei Shakespeare sind abgeleitete und abstracte Gefühle selten, bei Hálek vorherrschend und seine Personen ergehen sich in langen Gefühlsäußerungen; Hálek war eben ein Lyriker und kein Dramatiker. Dieser Umstand könnte in der trefflichen Abhandlung mehr betont werden, sowie auch die Frage zur Sprache kommen, welches Dichters subjective Auffassung des Menschen, abgesehen von den fremden Einflüssen, mit der objectiven Psychologie zusammenfällt. Ich glaube, dass durch die Beantwortung dieser Frage das Arcanum des dramatischen Schaffens beleuchtet und sowohl der trotz seines Alters unverminderte Eindruck des britischen Titanen, als auch die Erfolglosigkeit des Strebens Háleks erklärt werden könnte. Der Verf. scheint aber den Begriff der subjectiven Psychologie gegenüber der objectiven nicht abgegrenzt und mitunter verwechselt zu haben.

44. Krečar, Dr. Anton, Česká literatura psychologická (Böhmische psychologische Literatur). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Schlan 1893, 8°, 44 SS.

Auf die Übersicht der logischen Literatur in Böhmen lässt der fleißige Verf. eine Übersicht der psychologischen Literatur folgen. Die vorliegende Übersicht zeigt dieselben guten und schwachen Seiten, welche wir schon bei der vorigen zu constatieren Gelegenheit gehabt

haben.¹⁾ Leider machen sich diesmal die schwachen Seiten zum Nachtheile des Ganzen geltend. Man erkennt sehr bald, dass sich der Verf. auf dem weiten Gebiete der psychologischen Wissenschaft nicht genügend orientiert hat, um die böhmischen Schriften und deren Autoren nach Gebühr zu würdigen. Dabei vermengt er den wissenschaftlichen Wert mit dem literarhistorischen, so dass er Lob und Tadel nicht nach gleichem Maßstabe austheilt. Man kann sich als guter Stilist, als eifriger Schriftsteller, als gewissenhafter Vermittler und unermüdlicher Dolmetsch fremder Gedanken um die speciellen Bedürfnisse der jungen böhmischen philosophischen und psychologischen Literatur große Verdienste erworben haben und dabei kein Psychologe sein. Eine kleine Abhandlung kann großen wissenschaftlichen Wert besitzen, und ganze Bände Schriften, zu praktischen Zwecken geschrieben, können geringen haben. Der Verf. hätte das berücksichtigen und die wissenschaftliche Würdigung lieber weglassen sollen, dann würden die guten Seiten des Werkehens, zu denen wir die fleißige Zusammenstellung von literarhistorischen Daten, eine übersichtliche Darstellung und sorgfältige Registrierung der wichtigeren Schriften zählen, demselben einen viel höheren Wert verleihen. In dieser Hinsicht einige Bemerkungen: Bei Hýna vermissen wir die Angabe, dass er trotz seines dualistischen Standpunktes die Herbart'sche Lehre von der Wechselwirkung der Vorstellungen in sein Buch aufgenommen hat. Unter den älteren psychologischen Schriften fehlt: Člověk v podoběství (der Mensch in Parabeln) von Frost und Kofátko 1846; eine interessante Schrift, besonders betreffs der Terminologie, um welche sich der Verf. sehr interessiert; es ist eine Art Anthropologie im Kant'schen Sinne und enthält eine bemerkenswerte Darstellung des magnetischen Schlafes und Traumes; dann fehlt Staněk's Kranilogie. Für wen ist die Inhaltsangabe von Sully's Psychologie bestimmt? Eine anglofranzösische Richtung existiert auf dem Gebiete der Psychologie keineswegs; Mako- vička und vor ihm Masaryk haben auf die anglofranzösische Richtung in der Philosophie hingewiesen. Es fehlt auch die Erwähnung von Abhandlungen und Schriften aus der Thierpsychologie, so z. B. Podhajský's Abhandlung über den thierischen Instinct in Osvěta II, oder Kafka's schöne Schrift: Z tajů života, in der Maticе lidu.

Neubydžow.

Dr. Franz Krejčí.

45. Tertsch Leopold, Zur Geschichte des Deutschen (recte deutschen) Communal-Untergymnasiums zu Gaya. Progr. des deutschen Communal-Untergymn. in Gaya 1893, 8^o, 7 SS.

Anlässlich des 25jährigen Bestandes der Anstalt — warum derselbe nicht festlich begangen wurde, wird erklärt — hat der Director zur Ergänzung der 1887 von seinem Amtsvorgänger veröffentlichten „Geschichte des deutschen Communal-Untergymnasiums zu Gaya vom Jahre 1869 bis zum Jahre 1887“ geschichtliche Daten über die Jahre 1887 bis 1893 zusammengestellt; dieselben betreffen: den Lehrplan der Anstalt und ihre Ausstattung, die Lehrpersonen, die Inspicierungen, Frequenz der Anstalt nebst Aufzählung der Schüler.

46. Buchner, Dir. Alois, Die Feier des 40jährigen Bestandes der Landes-Unterrealschule in Waidhofen a. d. Y. Progr. der genannten Anstalt 1893, 8^o, 3 SS.

Die im Titel angegebene Feier wurde am 3. Juli 1892 im Schulgebäude in schöner und würdiger Weise abgehalten. Aufzählung von

¹⁾ Vgl. diese Zeitschrift 1894, S. 677.

Festgästen, Angabe der Programmpunkte und Art der Durchführung derselben, hierbei Skizzierung der gehaltenen Reden (des Directors A. Buchner, des als Vertreter des k. k. Landesschulrathes erschienenen Landesschulinspectors Dr. F. Maurer und des als Vertreter des Landesauschusses erschienenen Dr. W. Lustkandl), bilden den Inhalt des Berichtes.

47. Beneš Julius, Katalog der Lehrer- und der Schülerbibliothek, zusammengestellt vom Bibliothekar. Progr. der deutschen Landes-Oberrealschule in Prossnitz 1893, 8°, 49 SS.

Um eine gründliche Ausnützung der Bibliothek seitens der Lehrer beziehungsweise der Schüler zu ermöglichen — gewiss ein beachtenswerter Gedanke —, hat der Lehrkörper beschlossen, statt einer wissenschaftlichen Arbeit den Katalog der Lehrer- und der Schülerbibliothek zu veröffentlichen. Die Bücher der Lehrerbibliothek sind nach folgenden Gruppen, in denselben alphabetisch nach den Namen der Autoren geordnet: A. Deutsche Sprache, B. Romanische Sprachen, C. Englische Sprache, D. Geschichte, E. Geographie und Statistik, F. Mathematik, Geometrie und Astronomie, G. Freihandzeichnen, H. Physik, I. Chemie, K. Naturgeschichte, L. Religion, M. Philosophie und Pädagogik, N. Zeitschriften, O. Philologica, P. Alterthumskunde, Q. Verschiedenes. Die Gruppen der Schülerbibliothek sind: A. Schriften über Ästhetik, B. Classische Literatur in deutscher Sprache, C. Französische und englische Sprache, D. Geschichte und Biographien, E. Geographie, F. Mathematik und Geometrie, G. Physik und Chemie, H. Naturgeschichte, I. Jugendschriften erzählenden Inhaltes, K. Böhmisches Sprache, L. Verschiedenes. — In beiden Bibliotheken bilden die hier angegebenen Gruppenbuchstaben nebst den rechts beigesetzten fetten Zahlen die Signatur der Werke. So ist die Büchersammlung für jetzt geordnet, gewiss eine mühevoll und merkwürdige Arbeit.

Wien.

J. Rappold.

A n z e i g e.

Im Anfange des April erscheint auf vielseitiges Verlangen der Herren Collegen das „Statistische Verzeichniß“ aller für den Unterricht an den österreichischen Gymnasien, Realschulen, Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten mit deutscher Unterrichtssprache bestellten Personen, nach Anstellung und Beförderung, bei den supplirenden Lehrpersonen nach den Prüfungsjahren zusammengestellt von J. Neubauer, k. k. Prof. in Elbogen, 1895, 3. Jahrg., Preis 55 kr.

Die Einrichtung des Büchleins ist bekannt, der praktische Wert desselben ist wohl jedem, der eine der früheren Auflagen in der Hand hatte, ersichtlich geworden. Namentlich ist es den noch nicht definitiv gewordenen Lehrern ermöglicht, die Chancen ihrer Zukunft aus den gegebenen Verhältnissen zu ermessern.

Abonnements auf das Büchlein (mit einfacher Correspondenzkarte) wollen sofort an den Herausgeber gerichtet werden.

Elbogen, im April 1895.

Joh. Neubauer,

k. k. Professor in Elbogen (Böhmen).

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Das staatliche Ehrgefühl bei Isokrates.

In diesen Blättern (1894, S. 1 ff.) ist der Versuch gemacht worden, für die geschichtliche Beurtheilung der internationalen Moral bei den Griechen einige Gesichtspunkte beizubringen. Das Programm des Radautzer Gymnasiums vom selben Jahre enthält eine Abhandlung „Zum Ehbegriffe in den Homerischen Gedichten“. Die folgenden Ausführungen bezwecken nun eine Art ergänzender Anknüpfung an das hier und dort Gesagte. Es soll gezeigt werden, wie das Gefühl der Volks- und staatlichen Ehre, welches in homerischer Zeit sich kaum noch zu regen begann, im 4. Jahrhunderte in voller Ausgestaltung uns entgegentritt und auf mannigfachen Gebieten sich bethätigt. Eines dieser Gebiete stellt die internationale Moral dar, und es musste unter diesem Gesichtspunkte schon in dem an erster Stelle angeführten Aufsätze Isokrates eingehender berücksichtigt werden. In demselben handelte es sich darum, auf eine Stufe im Entwicklungsprocesse hinzuweisen. Hier dagegen haben wir die verschiedenen Äußerungen des staatlichen Ehrgefühles näher zu verfolgen und zu erklären. Für die Beschränkung auf einen einzigen Schriftsteller lässt sich wenigstens ein Milderungsgrund vorbringen. Die schriftstellerische Wirksamkeit des Isokrates umfasst einen großen Zeitraum und gewährt in unserem Falle Einblick in die Anschauung einer eigenartigen Persönlichkeit, aber zu gleicher Zeit verräth sie doch einigermaßen auch den Stand der öffentlichen Meinung.

Den Ansichten des Isokrates über staatliche Moral liegt ein Gedanke zugrunde, den ich schon hier anführen möchte, weil er eben diese Ansichten wie ein rother Faden durchzieht. Es ist die Anschauung, dass zwischen den sittlichen Verpflichtungen des Einzelnen und denen der staatlichen Gemeinschaft ein analoges Verhältnis platzgreift. Bezeichnend hiefür sind die Darlegungen in der Rede *περὶ εὐφροσύνης* 119—120. Nach einem Lobe der *σωφροσύνη* wird den Athenern vorgeworfen, dass sie diese Tugend im

Privatleben feiern, für den Staat aber deren Ausübung nicht verbindlich erachten. Und doch bestünde für denselben gerade eine erhöhte moralische Verpflichtung, weil er kraft seines ewigen Bestandes göttliche und menschliche Sühnung eher zu gewärtigen habe (*ἦν* — die *σωφροσύνη* ist gemeint — *ὑμεῖς ἐπὶ μὲν τῶν ἰδίων ἐπαινεῖτε τὸ δὲ κοινὸν ἡμῶν οὐκ οἴεσθε διατοιοῦτον παρασκευάζειν. καίτοι προσήκει τὰς ἀρετὰς ἀσκήναι καὶ τὰς κακίας φεύγειν πολὺ μᾶλλον ταῖς πόλεσιν ἢ τοῖς ἰδιώταις. ἀνὴρ μὲν γὰρ ἀσεβῆς . . . τυχὸν ἂν φθάσειε τελευτήσας πρὶν δοῦναι δίκην τῶν ἡμαρτημένων· αἱ δὲ πόλεις διὰ τὴν ἀθανάσιαν ὑπομένουσι καὶ τὰς παρὰ τῶν ἀνθρώπων καὶ τὰς παρὰ τῶν θεῶν τιμωρίας*). Der Staat wird in natürlicher Weise als eine Vereinigung von Individuen aufgefasst, in welcher die sittliche Verantwortlichkeit der Glieder nicht verloren geht, sondern im Gegentheile sich durch die Zusammenfassung verestärkt. Ein derartiger Analogieschluss lag den Athenern näher als uns, und er ist übrigens auch beispielsweise dem Aristoteles nicht fremd geblieben. Ihr städtischer Staat stand ja in viel engerem und augenfälligerem Zusammenhange mit seinen Bestandtheilen, den Familien und einzelnen Bürgern.

Wenden wir uns nun der nächstliegenden Äußerung des staatlichen Ehrgefühles zu, welches in der Form kriegerischer Selbstbewusstseins auftritt. Auch dieses stellt bereits, historisch betrachtet, eine höhere Entwicklungsstufe dar, aber hier interessiert es uns nur in seiner verhältnismäßig ausgebildeten Gestalt. Dem Schlachtenruhmes erfreuen sich namentlich die Spartaner, von denen es Panath. 252 heißt: *τὰς δὲ πράξεις καὶ τὰς μάχας, ἐφ' αἷς αὐτοὶ τε μέγα φρονοῦσι καὶ παρὰ τοῖς ἄλλοις εὐδοκίμοιοι*. Die oben berührte analogisierende Betrachtungsweise macht sich unter anderem darin geltend, dass Isokrates mit Vorliebe von dem Athen der Vergangenheit, zumal der Perserkriege, berichtet, es sei ihm der Siegespreis zuerkannt worden — und der Ausdruck *ἀριστεία* ist da besonders bezeichnend (*περὶ εἰρήνης* 76 vom *δῆμος*: *ἀριστείων δ' ἀξιούμενον ἐν τοῖς ὑπὲρ τῆς Ἑλλάδος κινδύνοισι*; Paneg. 72: *πρὸς ἅπαντας τοὺς κινδύνους διενεγκόντες εὐθὺς μὲν τῶν ἀριστείων ἠξιώθησαν . . .*; Areop. 75: *νικήσαντες τοὺς βαρβάρους ἀριστείων ἠξιώθησαν*). Das sittliche Moment tritt in der negativen Richtung deutlicher hervor. Furcht vor Kriegsgefahren, Feigheit ist auch für ein Volk ein sittliches Gebrechen. Archid. 10: *εἰ δὲ φοβηθέντες τοὺς ἐπιόντας κινδύνους . . . μηδεὶς οὖν ὑμᾶς πείσῃ τοιαύταις ἀσχύναις τὴν πόλιν περιβαλεῖν*. Es spricht der Spartaner; aber nichts deutet darauf hin, dass er speciell spartanische Vorstellungen zum Ausdruck bringt.

Die Verpflichtung, nicht durch feiges Vorgehen Schmach auf sich zu laden, besteht in verstärktem Maße für die größeren Staaten, namentlich wenn sie auf eine führende Stellung in Hellas Anspruch machen. Paneg. 94 f. wird ausgeführt, wie die Athener

der Perserkriege allen Lockungen zum Trotze die Kriegsgefahren nicht scheuten. Zur Begründung lässt sie der Schriftsteller auf die Verschiedenheit des Maßstabes hinweisen, den man in dieser Richtung an unbedeutende und bedeutende Gemeinwesen anlegt. Ein schimpfliches Leben ist für die letzteren wie für edle Menschen schlimmer als ein ehrenvoller Tod (ib. 95: ἡγοῦντο γὰρ ταῖς κεν ταπειναῖς τῶν πόλεων προσήκειν ἐκ παντὸς τρόπου ζητεῖν τὴν σωτηρίαν, ταῖς δὲ προεστάναι τῆς Ἑλλάδος ἀξιούσαις οὐχ οἷόν τ' εἶναι διαφεύγειν τοὺς κινδύνους, ἀλλ' ὥσπερ τῶν ἀνδρῶν τοῖς καλοῖς κάγαθοῖς αἰρετώτερόν ἐστι καλῶς ἀποθανεῖν ἢ ζῆν αἰσχρῶς, οὕτω καὶ τῶν πόλεων ταῖς ὑπερχειούσαις λυστελεῖν ἐξ ἀνθρώπων ἀφανισθῆναι μᾶλλον ἢ δοῦλαις ὀφθῆναι γενομέναις). Es knüpft sich hier allerdings die Schmach nicht lediglich an die Feigheit, sondern auch an den Verlust der Freiheit, welche sie im Gefolge hat. In der Programmabhandlung ist S. 12 auf den Keim der Ehrenpflicht für ein ganzes Volk hingewiesen, wie ihn die Piasverse V 529 ff. enthalten. An unserer Stelle spricht sich dieselbe klar aus. Will ein Volk oder ein Staat geehrt sein, dann ist es seine Pflicht, sich dieser Ehre würdig zu erweisen. Nach ehrender Auszeichnung strebt das nationale Selbstgefühl. Aber die Anerkennung von sittlichen Gegenleistungen bringt leicht auch das altruistische Moment mit ins Spiel, welches in unserem Falle allerdings noch kaum hervortritt. Außerdem finden wir zwar an dieser Stelle einen ähnlichen Gedanken ausgesprochen wie in dem Schiller'schen: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre“, aber mit der eigenartigen Beschränkung auf die mächtigeren Gemeinwesen.

Mit dem Kriegeruhme hängt das Bestreben zusammen, das Staatswesen groß und mächtig zu sehen. Zunächst kann auch die bloße räumliche Ausdehnung einer städtischen Gemeinschaft Gegenstand dieses Stolzes sein. Einer der Ruhmestitel des Theseus ist eine derartige Vergrößerung, wie er sie durch den *συννοικισμὸς* zustande gebracht hat. In der Lobrede auf Helena heißt es von ihm (35): τὴν πόλιν σποράδην καὶ κατὰ κόμας οἰκοῦσαν εἰς ταῦτόν συναγαγὼν τηλικαύτην ἐποίησεν, ὥστ' ἐτι καὶ νῦν ἐκ' ἐκείνου τοῦ χρόνου μεγίστην τῶν Ἑλληνίδων εἶναι. Pflicht der Könige ist es nach allgemeiner Annahme, ein kleines Staatswesen zur Größe zu erheben (πρὸς Νικοκλέα 9: οἴμαι δὴ πάντας ἐν ὁμολογῆσαι προσήκειν αὐτοῖς πόλιν μεγάλην ἐκ μικρᾶς ποιῆσαι). Hier haben wir offenbar schon an die Macht-erweiterung zu denken. Der Eroberungsrhm erscheint bei den Spartanern besonders ausgeprägt (s. diese Zeitschr. 1894, S. 8 + 9). Im Panathenaiscus lässt Isokrates durch den Spartauerfreund diese Tendenzen zu schroffem Ausdrucke gelangen. Da wird geradezu der Missachtung fremder Rechte durch die Lakedaimonier das Wort geredet und die Verurteilung der Eroberungen derselben vom sittlichen Standpunkte so aufgefasst, als ob den fremden

Füchsen die Trauben zu sauer wären (242 ff.: *τὴν τε γὰρ ὑπεροφίαν σεμνότητος μετέχειν, εὐδοκίμον πράγματος, καὶ δοκεῖν ἅπασι μεγαλοφρονεστέρους εἶναι τοὺς τοιοῦτους ἢ τοὺς τῆς ἰσότητος περιεστῶτας, τοὺς τε πολεμικοὺς πολὺ διαφέρειν τῶν εἰρηλικῶν. τὰς δὲ Σπαρτιατῶν πλεονεξίας καὶ τὰς τῶν τυράννων εὐκτὰς μὲν εἶναι καὶ ἅπαντας αὐτῶν ἐκίθνυμιν, οὐ μὴν ἀλλὰ λοιδορεῖσθαι καὶ καταρᾶσθαι τοῖς τὰς τηλικαύτας ἔχουσι δυναστείας*). Als ein geradezu gottgefälliges Werk wird kurz nachher ebenfalls von spartanischer Seite die Eroberung bezeichnet, insofern sie eine ökonomische Ausgleichung veranlasst (254: *οὐδὲ πράξειν εὐτυχεστέραν καὶ θεοφιλεστέραν τῆς τοὺς χρησαμένους τῆς μὲν οἰκείας ἀπορίας ἀπαλλαξάσης, τῆς δ' ἄλλοτρίας εὐδαιμονίας κυρίου ποιησάσης*). Übrigens verschmähen es auch die Athener nicht — von der Haltung den Barbaren gegenüber abgesehen (a. a. O. S. 7) —, selbst auf Kosten von griechischen Staaten den Ruhm ihrer Machtstellung zu begründen. So rühmt der Schriftsteller (Phil. 64) dem Konon nach, durch die Erhöhung der einen und Erniedrigung der andern Griechenstadt Athen die frühere Position unerwarteterweise wieder verschafft zu haben (*τὴν πόλιν εἰς τὴν αὐτὴν δόξαν προήγαγεν ἐξ ἧσπερ ἐξέπεσεν. καίτοι τίς ἂν προσεδόκησεν ὑπ' ἀνδρὸς οὕτω ταπεινοῦ πράξαντος . . . τὰς μὲν ἀτιμωθήσεσθαι, τὰς δ' ἐπιπολάσειν τῶν Ἑλληνίδων πόλεων*).

Andererseits gilt es nach allgemeiner Anschauung für eine Feigheit, den Besitzstand zu schmälern. Der Schriftsteller verwahrt sich gegen den Vorwurf (*περὶ εἰρήνης 17: οἷδ' ὅτι δόξα τὴν πόλιν ἐλαττοῦν*), der den Vorschlag treffen könnte, auf die Seeherrschaft zu verzichten. Klar ausgesprochen findet sich dieses sittliche Bedenken auch in der Rede des Archidamos (94): *ἐκείνο μάλιστα φυλακτέον, ὅπως μηδὲν ἀνάνδρως φανησόμεθα διαπραττόμενοι μηδὲ συγχωροῦντες τοῖς πολεμίοις παρὰ τὸ δίκαιον*. Diese Worte beziehen sich auf die Zumuthung, Messenien preiszugeben. Die Ablehnung derselben wird durch die darauffolgende Begründung als Ehrenpflicht gekennzeichnet. Denn auch hier läßt Isokrates den Redner auf die frühere Stellung in Hellas hinweisen, welche die nationale Demüthigung umso mehr verbietet. Er meint: *αἰσχρὸν γὰρ τοὺς ἄρξαι τῶν Ἑλλήνων ἀξιοθέντας ὀφθῆναι τὸ προσταττόμενον ποιοῦντας καὶ τοσοῦτον ἀπολειφθῆναι τῶν προγόνων . . .* Die Rücksicht auf die ruhmreiche Vergangenheit wird wie hier, so oft bei Isokrates betont. Archidamos nennt (12 f.) eine derartige Gefährdung des ererbten Rufes durch die Nachkommen ein Nationalunglück und eine Feigheit (*ἥς οὐτ' ἀρεπεστέραν τῇ Λακεδαιμόνι συμφορὰν οὔτε δεινότεραν οὐδέποι ἂν εὐρεῖν ἠδυνήθησαν . . . τοσαύτην ἡμῶν κατεγνώκασιν ἀνανδρίαν*). Ähnlich werden *περὶ εἰρήνης 41* der Stolz auf die Leistungen der Vorfahren und das demselben gar nicht entsprechende Vorgehen der Nachkommen gegenübergestellt (*οἱ φιλοτιμούμεθα*

μὲν ἐπὶ τοῖς τῶν προγόνων ἔργοις οὐδὲν δὲ τῶν αὐτῶν ἐκείνοις πρᾶττομεν). Die Volksehre ist in diesen Fällen eine Art Adelsstolz (vgl. Areopag. 76: εἰσὶ γὰρ οἱ τοιοῦτοι τῶν λόγων ἔπαινος μὲν τῶν ἀξίους σφᾶς αὐτοὺς τῆς τῶν προγόνων ἀρετῆς παρεχόντων, κατηγορία δὲ τῶν τὰς εὐγενείας ταῖς αὐτῶν ὀφθυμίαις καὶ κακίαις καταισχυρόντων).

Der Stolz der Abstammung äußert sich bei den Athenern besonders in der Tradition der Autochthonie. Von derselben heißt es Panegy. 25: καίτοι χρὴ τοὺς εὐλόγως μέγα φρονοῦντας τοιαύτην τὴν ἀρχὴν τοῦ γένους ἔχοντας φαίνεσθαι und περὶ εἰρήνης 50: σεμννόμεθα μὲν καὶ μέγα φρονοῦμεν ἐπὶ τῷ βέλτιον γεγονέναι τῶν ἄλλων, ὅᾳ δὲ μεταδίδομεν τοῖς βουλομένοις ταύτης τῆς εὐγενείας κτλ. Ein anderer Ruhmestitel ist die Schönheit der Stadt. Neben der Größe und Machtstellung wird dieselbe περὶ τοῦ ζεύγους 27 hervorgehoben, wo es von den Ahnen heißt: τὴν δὲ πόλιν τηλικαύτην τὸ μέγεθος ἐποίησαν καὶ τῇ δυνάμει καὶ ταῖς ἄλλαις κατασκευαῖς, ὥστε τοὺς φάσκοντας αὐτὴν ἄστυ τῆς Ἑλλάδος εἶναι . . . δοκεῖν ἀληθῆ λέγειν.

Die Ziele des Ehrgeizes gewinnen aber auch eine edlere Gestalt. Sie haben sich im privaten Leben verfeinert, und das öffentliche ist davon nicht unberührt geblieben. Der Ruhm der Beredsamkeit und der Bildung im allgemeinen, der freilich das Misstrauen gegen gewisse Erscheinungsformen, wie die sogenannte Sophistik, nicht ausschließt, spiegelt sich auch in den isokratischen Schriftwerken mannigfach wieder. Nebenbei möchte ich auf eine interessante Abart des wissenschaftlichen Ehrgeizes hinweisen, den gelehrten Originalitätsstolz. In der Lobrede auf Helena (2) bezeichnet der Schriftsteller die Eristiker als ἐπὶ τῇ καινότητι τῶν εὐρημέων φιλοτιμουμένους. So genießt denn Athen den Ruhm der Beredsamkeit und der Bildung in dieser Zeit nicht minder als in der perikleischen. Besonders in der Antidosios (295 ff.) wird dieser Ruhm hervorgehoben. In derselben Schrift schildert der Verfasser an einer früheren Stelle (226), wie die bildungsdurstigen Ausländer nach der Stadt pilgern. Er fügt die Bemerkung hinzu, dass diese Thatsache alle Bürger mit gerechtem Stolge erfüllen sollte (ἐφ' οἷς ἄξιον ἦν ἅπαντας τοὺς πολίτας φιλοτιμείσθαι). Die irrealen Form des Ausdruckes darf uns an dem athenischen Bildungsstolze nicht irre machen. Isokrates' Tadel kehrt sich, wie die Fortsetzung zeigt, eigentlich nur gegen die Missachtung der Rhetoren, die man als Urheber dieses guten Rufes ehren sollte (καὶ περὶ πολλοῦ ποιείσθαι τοὺς αἰτίους τῇ πόλει τῆς δόξης ταύτης γενομένους). Unbildung ist eine Schande. Sie wird mit Vorliebe den Thebanern von athenischer Seite zur Last gelegt (Antidosios 248: Θηβαῖοις . . . τὴν ἀμαθίαν ὀνειδίζουσι).

Bevor wir nun die mehr sittlichen Ziele des staatlichen Ehrgeizes kennen lernen, haben wir eine Erscheinungsform des-

selben in Betracht zu ziehen, welche mit den eben besprochenen Ruhmestiteln mannigfach verquickt erscheint. Bei Isokrates geschieht begreiflicherweise wiederholt der Hegemoniebestrebungen Erwähnung. Für ein ganzes Volk steht die Ehre der Führerschaft auf derselben Linie wie der Königsthron oder die Tyrannis für den einzelnen. Im Archidamos ist (82) von der Wiedergewinnung der Hegemonie die Rede; dabei gedenkt der Redner derselben mit dem Ausdrucke: *τιμαὶ καὶ δυναστεία* (*καλὸν οὖν μισησασθαι τοὺς προγόνους καὶ . . . πειραθῆναι τὰς τιμὰς καὶ τὰς δυναστείας ἀναλαβεῖν, ὡς πρότερον ἐτυγχάνομεν ἔχοντες*). Derselbe Ausdruck wird aber in der gleichen Schrift (45) von der Herrschaft des Dionysios angewendet (*τὸν υἱὸν ἐν ταῖς αὐταῖς τιμαῖς καὶ δυναστείαις, ἐν αἰσπερ αὐτὸς ἦν, κατέλιπεν*). Übrigens erscheint ja diese Analogie bekanntlich schon bei Thukydides (II 63, III 37). Worauf werden nun die Hegemonieansprüche gegründet? Vor allem auf die vorher behandelten Ruhmestitel. Der Spartaner beruft sich vornehmlich auf die kriegerischen Erfolge, auf den Schlachtenruhm (Panath. 257). Vom athenischen Standpunkte macht Isokrates Panegy. 21 ff. ebenfalls die Kriegstüchtigkeit und die Kriegererfahrung geltend, aber auch die Machtstellung und Autochthonie. Ebenda 33 wird das Moment der Kunstfertigkeit hinzugefügt (*καὶ πρὸς τε τὰς τέχνας εὐφρεστάτους ὄντας*). Auch die Schönheit der Stadt gilt als Rechtstitel (Areop. 66: *τὴν μὲν δημοκρατίαν οὕτω κοσμήσασαν τὴν πόλιν . . τοῖς ἱεροῖς . . . , ὥστ' ἔτι καὶ νῦν τοὺς ἀφικνουμένους νομίζειν αὐτὴν ἀξίαν εἶναι μὴ μόνον τῶν Ἑλλήνων ἔρχεσθαι ἀλλὰ καὶ τῶν ἄλλων ἀπάντων*). In all diesen Fällen erscheint die Ehre der Hegemonie als eine Art Entgelt oder Ersatz — eine der Wurzeln des Ehrbegriffes, wie ich dies am Schlusse der Programmabhandlung zu zeigen versucht habe. Andererseits haben wir aber bereits gesehen, wie umgekehrt die führende Stellung zu einer derselben würdigen Handlungsweise verpflichtet. Zur Ergänzung sei noch auf Archidamos 84 verwiesen, wo die Zumuthungen der Thebaner wieder mit Rücksicht auf die Führerschaft abgelehnt werden und dabei eine Art von Herrenstolz zutage tritt (*καταγελαστότερον εἰ ἡμεῖς . . εἰς τοσοῦτον μικροψυχίας ἐλθοίμεν ὥστε τὰ προστάγματα τούτων ὑπομείναι, ὧν ἔρχοντες ἅπαντα τὸν χρόνον διετέλεσαμεν*).

Fassen wir nun den sittlichen Ehrgeiz der Volks- oder staatlichen Gemeinschaft ins Auge, so sehen wir denselben bei Isokrates vorwiegend auf dem Gebiete der internationalen oder interhellenistischen Moral sich bethätigen. Aber auch sonst fehlt es an Äußerungen dieses sittlichen Ehrgeizes nicht. Von der Freiheit als Ruhmestitel war bereits einmal nebenbei die Rede. Auch Panath. 257 rühmen sich die Spartaner fortdauernder Unabhängigkeit (*αὐτόνομοι διετέλεσαν ὄντες*). Ferner fehlt unter den Gründen, die an bereits angeführter Stelle, Panegy. 33, für den Anspruch

auf die athenische Hegemonie namhaft gemacht werden, die Frömmigkeit nicht (*καὶ πρὸς τὰ τῶν θεῶν εὐσεβέστατα διακειμένους*). Es war soeben von der thatsächlichen Unabhängigkeit die Rede. Aber den griechischen Staaten und im besonderen den Großstaaten in Hellas liegt auch die Ehrenpflicht ob, Unabhängigkeit der Gesinnung zu wahren. Sie vergeben ihrer Würde und laden die Schmach der Selbsterniedrigung auf sich, wenn sie vor dem Reichtume des Perserkönigs im Staube liegen (Panath. 159: . . . οὐτε τὴν αἰ μέγιστα τῶν Ἑλληνίδων πόλεων αἰσχύνονται διακολακισόμεναι πρὸς τὸν ἐκείνου πλοῦτον). Auch an dieser Stelle spricht sich die Analogie mit Privatverhältnissen schärfer aus als in der modernen Anschauung, selbst wenn man das Bismarck'sche Wort vom „Wettkriechen“ in Betracht zieht.

Unser deutsches Wort „Ehre“ weist in seiner wechselnden Bedeutung auf einen gewissen Entwicklungsprocess zurück. Wenn es zunächst nur im Sinne einer auszeichnenden Behandlung oder der daraus erwachsenden höheren Stellung gebraucht wird, so hat es weiterhin eine wesentlich verschiedene Anwendungsweise auf dem Gebiete der Moral gefunden. Den Übergang — ich meine den sachlichen, der sich im formellen nur widerspiegelt — können wir uns einerseits durch den oft berührten Begriff der Ehrenpflicht gebahnt denken, dadurch dass der Grundsatz des „Noblesse oblige“ auch in ethischer Beziehung Geltung erlangt. Es kommt aber noch ein Umstand hinzu, die Wirkung der sittlichen opinio communis. Von derselben wird derjenige geehrt oder ausgezeichnet, der ehrenvoll, d. h. sittlich handelt. Diese Entwicklung können wir, wenn auch nur in unvollkommener Weise, in der griechischen, beziehungsweise athenischen Moralanschauung gleichfalls verfolgen. Wenn wir beispielsweise in der Mahnrede an Demonikos 16 lesen: τὰς ἡδονὰς θήρουε τὰς μετὰ δόξης· τέρψις γὰρ σὺν τῷ καλῷ μὲν ἀριστον, so ist es ja klar, dass der Ausdruck τὰς μετὰ δόξης dem σὺν τῷ καλῷ entsprechend die vom sittlichen Standpunkte rühmlichen, die ehrenhaften Vergnügungen bezeichnet. Der Reiz der Tugend ist eben ein allgemeiner. Von der Wirkung seiner moralischen Lehren sagt Isokrates ebenda 12 fin.: δι' ὧν ἐν μοι δοκοῖς ἐπιτηδευμάτων πλείστον πρὸς ἀρετὴν ἐπιδοῦμαι καὶ πρὸς τοῖς ἄλλοις ἅπασιν ἀνθρώποις εὐδοκιμῆσαι.

Die Gleichung rühmlich = sittlich bleibt auch dem Gebiete der Staatenmoral nicht fremd. *περὶ εἰρήνης* 31 wird gegen diejenigen polemisiert, die im Völkerverkehr die Klugheit gegen die Sittlichkeit ausspielen. Da heißt es nun: εἰς τοῦτο γὰρ τινες ἀνοίας ἐηλύθησαν, ὥσθ' ὑπειλήφασιν τὴν μὲν ἀδικίαν ἐπονεϊδίστον μὲν εἶναι, κερδαλέαν δὲ . . . τὴν δὲ δικαιοσύνην εὐδόκιμον μὲν ἀλυσιτελῆ δὲ . . . Die Worte ἐπονεϊδίστος und εὐδόκιμος nehmen hier eine Mittelstellung zwischen der ursprünglichen und der abgeleiteten Bedeutung ein, oder sie bezeichnen vielleicht nur die letztere: jedenfalls sehen wir, wie der

sittliche Ehrbegriff in der internationalen Moral aus der noch deutlich erkennbaren Hülle empor springt.

Die Grundlage der isokratischen Staatenmoral ist vorwiegend eudämonistischer Natur. An der letztangeführten Stelle wirkt der Schriftsteller den Vertretern der gegnerischen Ansicht vor, dass sie die glückbringende Allgewalt der Tugend verkennen (*κακῶς εἰδότες ὡς οὔτε πρὸς χρηματισμὸν οὔτε πρὸς δόξαν . . . οὐθ' ὄλως πρὸς εὐδαιμονίαν οὐδὲν ἂν συμβάλοιτο τηλικαύτην δύναμιν ὅσην περὶ ἀρετῆ καὶ τὰ μέρη ταύτης*). Die Gerechtigkeit im besonderen ist für Isokrates nicht nur das Ziel des Ehrgeizes oder Stolzes in öffentlichen wie privaten Bestrebungen, sondern auch Bürgerschaft des Erfolges. Klar finden wir dies Archidamos 35—36 ausgesprochen, wo es vom *δίκαιον* heißt: *ὁρῶ γὰρ καὶ τοὺς νόμους ἕνεκα τούτου κειμένους καὶ τοὺς ἀνόρους τοὺς καλοὺς κἀγαθοὺς ἐπὶ τούτῳ φιλοτιμουμένους καὶ τὰς εὐ πολιτευομένας πόλεις περὶ τούτου μάλιστα σπουδαζούσας. ἔτι δὲ τοὺς πολέμους τοὺς προγεγενημένους οὐ κατὰ τὰς δυνάμεις ἀλλὰ κατὰ τὸ δίκαιον τὸ τέλος ἅπαντας εἰληφότας*. Diese feste Überzeugung von dem Siege des Rechtes finden wir wiederholt ausgedrückt, so Plataicus 25: *οὐδὲν τοῖς παρὰ τὸ δίκαιον πλεονεκτοῦσιν οὐδὲ πώποτε συνήγγεν* oder Archidamos 59: *ἐγὼ δὲ μεγίστην ἠγοῦμαι συμμαχίαν εἶναι καὶ βεβαιοτάτην τὸ τὰ δίκαια πράττειν*. So wird denn die sittliche Bedeutung der Verträge für den inner- und außerstaatlichen Verkehr vollauf gewürdigt (*πρὸς Καλλίμαχον* 27: *περὶ γὰρ συνθηκῶν τὴν ψῆφον οἴσεται, ἅς οὐδὲ πώποτε οὐδ' ὑμῖν πρὸς ἑτέρους οὐτ' ἄλλοις πρὸς ὑμᾶς ἐλυσιτέλησε παραβῆναι, τοσαύτην δ' ἔχουσι δύναμιν ὥστε τὰ πλείστα τοῦ βίου καὶ τοῖς Ἕλλησι καὶ τοῖς βαρβάρους διὰ συνθηκῶν εἶναι*). Der Vertragsbruch wird selbst den Barbaren gegenüber, wenigstens soweit er von den Spartanern ausgeht, als unstatthaft erachtet, worauf sich Panath. 105 bezieht: *τοὺς καὶ περὶ τοὺς Ἕλληνας καὶ τοὺς βαρβάρους ἐξημαρτηκότας*. Die Gerechtigkeit der inneren Politik findet ebenso Anwert. An der eben angeführten Stelle der Kallimachos-Rede wird die Bedeutung der internationalen Verträge in der Absicht hervorgehoben, um darauf hinzuweisen, dass man ebenso die unter der Bürgerschaft selbst getroffenen Vereinbarungen treulich beachten müsse. Ermuthigend beruft sich der Redner hierbei auf den Ruhm der Vertrags- und Versöhnungspolitik bei Wiederherstellung der Demokratie (31: *οὐχ ἥμισυ ἢ πόλις ἐκ τούτων τῶν διαλλαγῶν εὐδοκίμησεν*). In der Rede *περὶ εἰρήνης* 77 stellt Isokrates der Maßlosigkeit (*ἀκολασία*) der modernen Staatsführung die Gerechtigkeit der früheren gegenüber, die allgemeines Lob gefunden hat (*ἀντὶ μὲν τῆς πολιτείας τῆς παρὰ πᾶσιν εὐδοκιμούσης, ἐγλ. 90: ἐπὶ δὲ τῇ τῆς πολιτείας δικαιοσύνῃ . . . φιλοτιμουμένοι*). Die Bedeutung der *σωφροσύνη* für die staatliche Moral erfährt eine eingehende Würdigung an der eingangs erwähnten Stelle derselben Rede (119—120).

Übrigens führen Worte, wie sie Panath. 185 geäußert werden, über den Eudämonismus hinaus. Eine Niederlage ohne Vergehen gegen die Sittlichkeit, meint der Schriftsteller, sei ehrenvoller als ein ungerechter Sieg (*θανυμάξω δ' εἰ τινες τὰς μάχας καὶ τὰς νίκας τὰς παρὰ τὸ δίκαιον γιγνομένας μὴ νομίζουσιν αἰσχίους εἶναι καὶ πλείονων ὀνειδῶν μεστὰς ἢ τὰς ἡττας τὰς ἀνευ κακίας συμβαινούσας*). Wir haben früher die kriegerische Ehre und die Schmach der Feigheit bei Isokrates wiederholt betont gefunden. Nunmehr sehen wir ein anderes Ideal von Ehre auftauchen. Ja *περὶ εἰρήνης* 97 rückt der Schriftsteller die Kriegs- und Gefahrenlust den Spartanern der späteren Zeit in tadelndem Sinne vor, wie der ganze Zusammenhang zeigt (*οὕτω δὲ φιλοπολέμῳ καὶ φιλοκινδύνῳ διετέθησαν τὸν ἄλλον χρόνον πρὸς τὰ τοιαῦτα πεφυλαγμένῳ μᾶλλον τῶν ἄλλων ἔχοντες*). Die Friedensliebe der Athener gegen alle Welt wird Panegy. 106 fin. lobend hervorgehoben (*εἰρήνην δ' ἄγοντες πρὸς πάντας ἀνθρώπους*). Man könnte zunächst annehmen, dass Isokrates advocatenhaft bald die eine, bald die andere der im Widerstreite befindlichen Tendenzen in den Vordergrund rückt — je nach der Sache, die er eben zu verfechten hat. Dem ist aber nicht so, wie uns sogleich die Erwägung desselben Widerspruches auf einem verwandten Gebiete zeigen wird. Hier will ich nur noch auf gewisse Compromisse aufmerksam machen, die Isokrates zwischen den beiden Tendenzen geschlossen hat. Kriegerisch in den Vorbereitungen, aber friedliebend und gerecht — das ist sein sittliches Ideal in der äußeren Politik (*περὶ εἰρήνης* 136: *πολεμικοὺς μὲν ὄντας ταῖς μελέταις καὶ παρασκευαῖς, εἰρημικοὺς δὲ τῷ μηδὲν παρὰ τὸ δίκαιον πράττειν*, und fast wörtlich gleichlautend in der Mahnrede an Nikokles 24). Als ein Ausgleich dieser Art stellt sich auch die eigenthümliche Form dar, in welcher der Barbarenkrieg empfohlen wird; so Panegy. 183, wo mit Beziehung auf denselben der Verfasser die Frage stellt: *φέρει γὰρ πρὸς τίνας χρὴ πολεμεῖν τοὺς μηδεμιᾶς πλεονεξίας ἐπιθυμοῦντας, ἀλλ' αὐτὸ τὸ δίκαιον σκοποῦντας*; (Aufsatz S. 7). Der Barbarenkrieg ist allein dem Frieden vorzuziehen, es ist gleichsam ein heiliger Krieg (Panegy. 182: *μόνος γὰρ οὗτος ὁ πόλεμος εἰρήνης κρείττων ἐστί, θεωρία μὲν μᾶλλον ἢ στρατεία προσεικῶς κτλ.*). Zwei Arten von Krieg läßt er in den Augen der Marathonkämpfer gerechtfertigt erscheinen, gegen die wilden Thiere und gegen die Barbaren (Panath. 163: *τῶν δὲ πολέμων ὑπελάμβανον ἀναγκαιότατον μὲν εἶναι καὶ δικαιοτάτον τὸν μετὰ πάντων ἀνθρώπων πρὸς τὴν ἀγριότητα τὴν τῶν θηρίων γιγνόμενον, δεύτερον δὲ τοὺς μετὰ τῶν Ἑλλήνων πρὸς τοὺς βαρβάρους*).

Die Verdammung der Eroberungssucht ist in den isokratischen Schriften gang und gäbe. Trotzdem fehlt es in denselben, wie wir theilweise schon gesehen haben, an Äußerungen nationalen Stolzes über glückliche Eroberungen nicht. Hier will ich diesen

Widerstreit durch Anführung zweier Stellen illustrieren. Unmittelbar vor den eben citierten Worten des Panathenaios wird die Eroberung griechischer Städte indirect als eine Art von Tempelraub gekennzeichnet (*τῶν μὲν γὰρ Ἑλληνίδων πόλιν οὕτως αὐτοῖς ἀπίχθεται σφόδρα δεδογμένον ἢ ὡσπερ τοῖς εὐσεβιστάτοις τῶν ἐν τοῖς ἱεροῖς ἀνακειμένων*). Dagegen wird an einer andern Stelle Timotheos wegen seiner besonders erfolgreichen Eroberungen gelobt (*Antidosis 107: ὅτι τοσαύτας ἤρακε πόλεις κατὰ κράτος ὅσας οὐδεὶς πρόποτε τῶν ἑστρατηγηκότων*). Unter diesen gewaltsam eroberten Staaten werden hellenische wie Korkyra, Samos, Lesbos, Potidaia angeführt; allerdings weist der Schriftsteller auch auf die Schonung der Bundesgenossen hin. Dieser Widerspruch dürfte sich durch die Mischung erklären, welche im Innern des Isokrates zwischen den eigenen — wenn auch mit Strömungen der öffentlichen Meinung im Zusammenhange stehenden — Theorien und den in Fleisch und Blut übergegangenen traditionellen Gefühlen sich vollzogen hat. Auch in der Volksseele finden sich ähnliche Schwankungen und Ausgleiche. An dieser Stelle sei nur auf die Ansicht hingewiesen, dass selbst unrechtmäßige Erwerbungen im privaten wie im Staatenverkehre durch Ersitung Rechtmäßigkeit gewinnen (*Archidamos 26: ἀλλὰ μὲν οὐδ' ἐκεῖν' ὑμᾶς λέληθεν, ὅτι τὰς κτήσεις καὶ τὰς ἰδίας καὶ τὰς κοινὰς, ἂν ἐπιγένηται πολὺς χρόνος, κυρίας καὶ πατροφῆας ἄπαντες εἶναι νομίζουσιν*). Jedenfalls ist doch das Bemühen des Isokrates wesentlich darauf gerichtet, der äußeren Politik namentlich der Großstaaten die Wege der Tugend und Gerechtigkeit zu weisen, und seine Jünger zu ähnlichem Bemühen anzuspornen (*περὶ εἰρήνης 145: τοῖς δὲ νεωτέροις . . . παραινῶ . . . τοιαῦτα καὶ λέγειν καὶ γράφειν, ἐξ ὧν τὰς μεγίστας τῶν πόλεων καὶ τὰς εἰθισμένας ταῖς ἄλλαις κακὰ παρέχειν προτρέψουσιν ἐπ' ἀρετὴν καὶ δικαιοσύνην*).

Diese ethischen Forderungen werden natürlich an Hellenen im Verkehr mit Hellenen erhoben. An die Barbaren legt Isokrates, mögen sie nun als Subject oder Object derselben in Betracht kommen, im allgemeinen einen verschiedenen Maßstab an. In ersterer Beziehung ist Philipp 76 bezeichnend, wo hervorgehoben wird, wie die Zumuthung von kriegerischen Absichten gegen Hellas für den Perserkönig nur sehr schmeichelhaft sein könnte (*ἀνδρωδέστερον αὐτὸν καὶ πλείονος ἄξιον δοκεῖν εἶναι ποιήσεις*), während sie für den Heraklessprössling Philipp eine arge Schmach in sich schließt (*εἰς τὴν μεγίστην αἰσχύνην ἂν αὐτὸν καταστήσεις*). Die Staatenmoral des Isokrates ist also eine relative, durch die Thatsache nationaler Gemeinschaft wesentlich bedingt und eingeschränkt. Die Ansprüche auf Hegemonie enthalten an den dafür angeführten Stellen unter den anderen Ruhmestiteln vor allem auch den Hinweis auf die uneigennütigen Verdienste um Hellas. Vgl. auch Panegy. 100: *μέχοι μὲν οὖν τούτων οἶδ'*

ὅτι πάντες ἂν ὁμολογήσειαν πλείστων ἀγαθῶν τὴν πόλιν τὴν ἡμετέραν αἰτίαν γεγενῆσθαι, καὶ δικαίως ἂν αὐτῆς τὴν ἡγεμονίαν εἶναι. Die Uneigennützigkeit der Verdienste tritt klarer hervor Phil. 145, wo nach dem Hinweise auf die Thatsache, dass unter den Heroen nicht die reichsten und mächtigsten gefeiert werden, sondern die größten Wohlthäter Griechenlands, selbst wenn ihr Herrschaftsgebiet ein noch so kleines war, wo also diesem Hinweise die Worte folgen: ἅπαντες γὰρ φιλοῦσιν οὐ τοὺς σφίσι αὐτοῖς μεγίστην δυναστείαν κτησαμένους, ἀλλὰ τοὺς τοῖς Ἕλλησι πλείστων ἀγαθῶν αἰτίους γεγενημένους. Die Ahnen haben die Seeherrschaft ihrer Gerechtigkeit zu verdanken (περὶ τοῦ ξεύγουσ 27: περὶ δὲ δικαιοσύνης τοσαύτην δόξαν ἔλαβον, ὡσθ' ἐκόντας αὐτοῖς τοὺς Ἕλληνας ἐγγχειρίσαι τὴν ἀρχὴν τῆς θαλάττης). Die Verquickung von nationalen und sittlichen Erwägungen zeigt die interessante Stelle Panegy. 81. Die Athener der Vorzeit haben die Bundesstädte schonend behandelt, οὐχ οὕτως ἐπὶ ταῖς δυναστείαις μέγα φρονοῦντες ὡς ἐπὶ τῶ σωφρόνως ζῆν φιλοτιμούμενοι, τὴν αὐτὴν ἀξιοῦντες γνώμην ἔχειν πρὸς τοὺς ἡτιοὺς ἢ πρὸς τοὺς κορείτιους πρὸς σφῶς αὐτοῦς, ἴδια μὲν ἄστη τὰς αὐτῶν πόλεις ἡγούμενοι, κοινήν δὲ πατρίδα τὴν Ἑλλάδα νομίζοντες εἶναι. Es könnten noch viele Stellen angeführt werden, an denen der staatliche Eigennutz — namentlich auf Seite der Spartaner — und die Interessellosigkeit im Dienste des Hellenenthums gegenübergestellt werden (vgl. beispielsweise Panath. 47: συνέβαινε οὖν ἐξ ὧν μὲν ἡμεῖς ἐπράττομεν, αὐξάνεσθαι τε τὴν Ἑλλάδα . . . ἐξ ὧν δὲ Σπαρτιαῖται, τὴν ἐκείνων μόνην μεγάλην γίνεσθαι). Die Großmachts-ehre hat so dank der tieferen nationalen Empfindung einen sittlicheren Gehalt gewonnen.

Und es handelt sich dabei nicht bloß um Vermeidung von Ungerechtigkeiten, sondern auch um die Bethätigung positiverer Tugenden. Das Vorgehen der Lakedaimonier wird allerdings meistens nur als Folie benützt. Aber es fehlt auch nicht an dem Hinweise auf den einstigen edeln Wettstreit zwischen den beiden Staaten, der das Wohl von Hellas zu seinem Ziele hatte, Paneg. 85: οὐ μὴν ἀλλὰ περὶ καλλίστων ἐν ἐκείνοις τοῖς χρόνοις ἐφιλοῦντο . . . ὅποτεροι . . . ταύτης (sc. τῆς κοινῆς σωτηρίας) αἰτίοι γενήσονται . . . Die Ehrenpflicht der Hegemonen erfordert eine Wohlfahrtspolitik zu Gunsten der armen Bevölkerung Griechenlands. περὶ εἰρήνης 24 wird zu diesem Zwecke die Besetzung von thrakischen Orten mit der Begründung empfohlen: χρὴ δὲ τοὺς πρωτεύειν ἐν τοῖς Ἕλλησιν ἀξιοῦντας τοιούτων ἔργων ἡγεμόνας γίνεσθαι πολὺ μᾶλλον ἢ πολέμου κτλ. Ähnlich spricht der Schriftsteller Panath. 167 für die Colonisation der griechischen Armen im Persergebiete und hebt den Ruhm einer derartigen Vergrößerung von Hellas hervor (εὐδοκίμειν καὶ δοκεῖν διπλάσιαν πεποιημένα τὴν Ἑλλάδα). Die Auffassung ist analog

derjenigen, welche Areopag. 32 geäußert wird. Die Wohlhabenden Athens erachteten es in der guten alten Zeit als eine Ehrenpflicht, der Armut der Mitbürger zu steuern (*ὑπολαμβάνοντες ἀσχόνην αὐτοῖς εἶναι τὴν τῶν πολιτῶν ἀπορίαν ἐπήμνον ταῖς ἐνδείαις*). Die Griechen sollen einander gegenseitiges aufrichtiges Wohlwollen entgegenbringen (Paneg. 174: *ἁπονοήσομεν καὶ τὰς ἐννοίας ἀληθινὰς πρὸς ἡμᾶς αὐτοὺς ἔξομεν*). Isokrates redet auf diesem Gebiete gerne der friedlichen Tugend der *πραότης* das Wort; so Phil. 116, wo er den König zur Übung derselben den Hellenen gegenüber auffordert und dabei ausführt, wie die Milde an Göttern und Menschen hoch geachtet wird (*σὲ . . . πειρῶμαι προτρέπειν ἐπὶ τε τὰς εὐεργεσίας τὰς τῶν Ἑλλήνων καὶ πραότητα . . . ὁρῶ γὰρ . . . τὰς πραότητας οὐ μόνον ἐπὶ τῶν ἀνθρώπων . . . εὐδοκιμούσας, ἀλλὰ καὶ τῶν θεῶν . . . τοὺς δ' (sc. die rauhen) οὐτ' ἐν ταῖς εὐχαῖς οὐτ' ἐν ταῖς θυσίαις τιμωμένους*). Eudämonistischen Beigeschmack haben die Worte Plat. 39: *συμβαίνει κρατεῖν ἐν τοῖς πολέμοις οὐ τοὺς βία τὰς πόλεις καταστρεφόμενους, ἀλλὰ τοὺς ὀσιώτερον καὶ πραότερον τὴν Ἑλλάδα διοικοῦντας*. Den Ruf der Milde genießen in hervorragendem Maße die Athener (Antid. 300); unter anderem beruht derselbe auch auf der alten ruhmreichen Tradition der Unterstützung hilfesuchender schwächerer Gemeinschaften (Plat. 53).

Um die sittlichen Beziehungen, wie sie zwischen Staat und Bürgern bestehen, an der Hand der isokratischen Schriften zu verfolgen — dazu bieten uns dieselben zu wenig Material. Nur auf ein oder zwei Punkte möge hier hingewiesen werden. Die Ehre des Staates darf der eigenen nicht hintangesetzt werden — die Befolgung dieses Grundsatzes seitens der Ahnen hält der Schriftsteller den zeitgenössischen Athenern in der Friedensrede (93) vor Augen (*μηδὲν ἦττον ὑπὲρ τῆς κοινῆς δόξης ἢ τῆς ἰδίας φιλοτιμουμένων*). Die Pflichten der einzelnen dem Gemeinwesen gegenüber treten auch bei ihm, wie in der antiken Anschauung überhaupt, in den Vordergrund; doch bleibt die andere Seite des Verhältnisses nicht ganz unberücksichtigt. Die Pflicht, für die arme Bevölkerung von staatswegen — etwa durch Colonisation — zu sorgen, haben wir bereits betont gefunden. Die väterliche Fürsorge des Staates drückt das Bild aus (Archid. 108): *ἀποδώμεν τὰ τροφεία τῇ πατρίδι*, woraus allerdings gerade eine Verpflichtung gegen den Staat abgeleitet wird.

Es erübrigt uns noch, eine Thatsache hervorzuheben: die Erweiterung des Gerichtsstandes in staatlichen Ehrensachen, wofür man sich vielleicht ausdrücken könnte. Der Richterstuhl der öffentlichen Meinung im eigenen Lande bleibt weiterhin im Ansehen (Archid. 59: *καὶ μηδὲν οὕτω δεῖνόν νομίζειν ὡς τὸ κακοῦ ἀκούειν ὑπὸ τῶν πολιτῶν*, im Hinblick auf die etwaige Preisgebung Messeniens gesagt). Aber wir finden dabei eine ununterbrochene Rücksichtnahme auf die Volksstimme des ganzen Griechen-

lands. So wird unter anderem — natürlich mit einem Seitenblicke auf die Gegenwart — Panath. 188 ausgeführt, wie im Gegensatze zur spartanischen Eroberungssucht die Athener der Vorzeit die öffentliche Meinung von Hellas immer sich vor Augen hielten, und das Urtheil der gesammten Nation als bester Maßstab bezeichnet

βλέπουσι γὰρ εἰς οὐδὲν ἄλλο πλὴν ὅπως ὡς πλείστα τῶν ἔλλοτριῶν κατασχέσουσιν. οἱ δ' ἡμέτεροι περὶ οὐδὲν οὕτω τῶν ὄντων ἐσπούδαζον ὡς τὸ παρὰ τοῖς Ἑλλήσιν εὐδοκιμεῖν. γγόντο γὰρ οὐδεμίαν ἂν γενέσθαι κρίσιν οὐτ' ἀληθεστέραν οὔτε δικαιότεραν τῆς ὑπὸ παντὸς τοῦ γένους γνωσθείσης).

Auch die Art der Kriegführung wird unter Umständen durch diese Rücksicht bestimmt. Timotheos hält (Antid. 124) unter seinen Soldaten ordentlich Zucht und erlaubt ihnen keine Plünderungen, weil er darauf bedacht ist, *ὅπως ἢ πόλις παρὰ τοῖς Ἑλλήσιν εὐδοκιμήσει.* Dagegen hält der Spartanerfreund (Panath. 261) der Volksmeinung Griechenlands die Anschauung der wenigen Einsichtigen entgegen (*κατὰ τὴν δόξαν τὴν τῶν πολλῶν . . . κατὰ τὸν λογισμὸν τῶν πειρωμένων στοχάζεσθαι τῆς ἀληθείας*). Hier möchte ich auch die — freilich in losem Zusammenhange damit stehenden — Ausführungen Euagoras 74 erwähnen. Isokrates spricht von der Verbreitung, welche die Lobreden in der gebildeten Welt Griechenlands finden, und zieht den Beifall dieser Kreise seinem äußerlich noch so ausgedehnten Ruhme vor (*τοὺς δὲ λόγους ἐξενηχθῆναι οἷόν τ' ἐστὶν εἰς τὴν Ἑλλάδα καὶ διαδοθέντας ἐν ταῖς τῶν εὐφρονούντων διατριβαῖς ἀγαπᾶσθαι, παρ' οἷς ἀρετίῳ ἐστὶν ἢ παρὰ τοῖς ἄλλοις ἔπασιν εὐδοκιμεῖν*).

Radantz.

Dr. S. Spitzer.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Über homerische Waffen. Archäologische Untersuchungen von Wolfgang Reichel. Wien 1894. (Abhandlungen des archäol.-epigr. Seminars der Universität Wien. Heft XI.)

Es scheint mir an der Zeit, dass die merkwürdigen Resultate der ausgezeichneten Untersuchungen Reichels über homerische Waffen vom Standpunkte der philologischen Homer-Kritik und -Erklärung einer eingehenden Prüfung unterzogen werden. Denn sie enthalten soviel Gutes, soviel sichere Resultate, dass Gefahr ist, es könnte auch das Schiefe und Falsche, das ihnen anhaftet, mitangenommen werden; außerdem sind sie frisch und anschaulich geschrieben, und die Untersuchung wird bei aller Energie mit Besonnenheit, ruhig das Für und Wider prüfender Objectivität geführt; wirkt daher überzeugend auf den Leser. Ich kann aus eigener Erfahrung sprechen. Als ich die beiden ersten Capitel über Schild und Laiseion gelesen hatte, war ich völlig überzeugt. Erst das dritte Capitel über die Beinschienen machte mich vorsichtiger; das vierte vollends über den Panzer rief große Bedenken in mir wach und brachte mich zu dem Entschlusse, die mühevollen Prüfung im einzelnen in Angriff zu nehmen. Ich las darauf die Ilias nur nach den Gesichtspunkten der Abhandlung mehrmals vom Anfange bis zum Ende durch. Das Resultat dieser Arbeit theile ich hier mit.

Das erste Capitel behandelt den homerischen Schild; sein Resultat: der mykenische Kuppelschild ist der ausschließliche der epischen Zeit (S. 23). Was sich hiefür an Beweismateriale aus Homer, insbesondere aus der Ilias gewinnen lässt, hat der Verf. so ziemlich alles beigebracht. Einiges ließe sich noch nachtragen; einiges werde ich anfechten müssen. Wie steht es nun mit der Ilias? Lassen sich thatsächlich alle Situationen mit der Vorstellung vereinigen, dass die homerischen Helden alle den mykenischen Kuppelschild geführt hätten? Ich bestreite das an einer Anzahl bedeutsamer Stellen der Ilias. Ich muss nun den Leser bitten, sie mit mir zu prüfen.

1. Den Höhepunkt der Ilias bildet Hektors Tod. Wer Achills Zorn als Motiv des Gedichtes erfand, muss Patroklos fallen und darauf Hektor durch Achill erliegen lassen. Wir stehen also hier auf gewachsenem Felsen. Vergewenwärtigen wir uns den Verlauf der Scene X 97—322: Hektor bleibt allein außerhalb der Mauer und ist muthig entschlossen, den Kampf mit Achill aufzunehmen. V. 97 hat er seinen Schild, den er während des Selbstgespräches an einen vorspringenden Thurm der Mauer lehnt. Da sieht er Achill sich nähern; Angst erfasst ihn; er läuft, natürlich mit seinen Waffen, davon; Achill, gleichfalls in voller Rüstung, ihm nach. Die Schnelligkeit dieses Laufes veranschaulicht der Dichter durch das Gleichnis, wie der Taubenfalke (*ἐλαφρότατος πετεηνῶν* V. 139) eine Taube verfolgt. Dreimal umkreisen sie die Mauer (V. 165). Als sie zum viertenmale zu den Skamanderquellen kommen (V. 208), greift Athene ein, so dass beide stehen bleiben. Hier, fern von der Mauer, gehen die Feinde aufeinander los (V. 248), nach kurzem Zwiesprache beginnt der Kampf. Achill wirft zuerst seine Lanze. Hektor weicht aus

V. 275 *ἔξειο γὰρ προΐδων, τὸ δ' ὑπέριπτατο χάλκῃον ἔγχος, ἐν γαίῃ δ' ἐπάγη . . .*

Hierauf schleudert Hektor die Lanze (V. 275); sie prallt vom Schilde Achills weit ab (V. 290). Hektor erkennt, dass er verloren ist, reißt das Schwert aus der Scheide (V. 307) und geht Achill geduckt entgegen (*οἰμησεν ἀλεῖς* V. 308). Auch Achill setzt sich in Bewegung mit geschwungener Lanze, die er von Athene zurückerhalten hatte,

πρόσθεν δὲ σάκος στέρνοιο κάλυψεν . . . (V. 313)
und späht

εἰσοροῶν χροά καλὸν, ὅπη εἶξε μάλιστα (V. 321).
Hektor ist aber durch die Rüstung gedeckt; nur die Stelle ἢ *κλίθεξ ἀπ' ὤμων ἀχέν' ἔχουσιν, λανκανίην . . .* (V. 324 f.) ist ungedeckt, dorthin stößt Achill seine Lanze.

Der Dichter dieser ganzen Scene hat sich seine beiden Helden nicht mit dem schweren mykenischen Kuppelschilde ausgerüstet gedacht; denn mit diesem großen, schweren Schilde, der vom Halse bis zum halben Schienbein reicht (Reichel S. 9), kann man kaum gehen, wenigstens nicht große Strecken zurücklegen, gewiss aber kann man nicht eine so große Strecke mit solcher Schnelligkeit laufen. Ein Dichter, der nur den mykenischen Schild kennt, kann diese Scene gar nicht erfinden. Denn wenn er auch seinen Helden Höheres zuschreibt als seinen Zeitgenossen (*οἶοι νῦν βροτοὶ εἰσιν*), Unmögliches lässt er sie niemals verrichten.¹⁾ Die beiden

¹⁾ Von diesem Gesichtspunkte aus halte ich den Satz Reichels S. 54 für völlig verkehrt: „In umso höherem Lichte erscheinen jetzt aber jene Helden, deren unverwüstliche Stärke erlaubte, mit solchem Schilde sogar zu springen und zu laufen, wie Aias, Hektor, vor allem Achilleus.“ Was es nicht gibt, was nicht möglich ist, kann der Dichter nicht erfinden.

Helden müssen also hier kleinere Schilde gehabt haben. Damit stimmt vortrefflich, wenn es V. 275 von Hektor, als Achill zum erstenmale die Lanze wirft, heißt, er sei ihr ausgewichen:

ἔξετο γὰρ προῖδόν, τὸ δ' ὑπέριπτατο χάλκειον ἔγχοσ,
ἐν γαίῃ δ' ἐπάγη . . .

Hätte Hektor einen mykenischen Kuppelschild gehabt, so hätte er ohne Gefahr, den Schild zu verlieren, nicht die Bewegung des Niederhockens machen können — ἔξεσθαι hat hier diese Bedeutung —; denn er wäre aus der Schlinge des Telamon geschlüpft, und der Schild wäre umgefallen; zum mindesten aber hätte Hektor diese Bewegung nicht so schnell und leicht ausführen können, als es hier geschildert wird. Ferner heißt es — und das ist ganz bezeichnend für den kleineren Schild — von Achill, wie er mit geschwungener Lanze dem Hektor entgegengieht

V. 313 .. πρόσθεν δὲ σάκος στέρονοιο κάλυψεν
καλὸν δαιδάλεον . . .

Vom großen mykenischen Schilde hätte der Dichter recht ungenau und wenig bezeichnend gesagt, er habe ihn vor der Brust als schützende Hülle getragen; denn dieser Schild ist eine ἀπίς ἀμφιβρότη ποδηκεῖς; er deckt den ganzen Körper vom Halse bis zum Knöchel.

Endlich wäre die Stelle

V. 324 f. φαίνεται δ', ἧ κληιδες ἀπ' ὤμων ἀνχέν' ἔχουσιν,
λαυκανίην . . .

ganz unverständlich, wenn Hektor einen großen mykenischen Schild gehabt hätte; denn Hektor geht, wie es V. 308 heißt οἴησε δὲ ἀλείς . . ., geduckt dem Achill entgegen; durch den mykenischen Schild wäre er dann vollständig verdeckt gewesen, etwa bis zu den Augen. Wenn nun dem Achill die Kehle und die Schultern sichtbar sind, kann Hektor nur einen kleineren Schild gehabt haben; beim mykenischen Schilde hätte sich Hektor bei seiner geduckten Haltung diese Blöße unmöglich geben können.

Wir schließen also: an unserer Stelle müssen wir uns Achill und Hektor mit kleineren Schilden ausgerüstet denken; den mykenischen Kuppelschild lehnt die Scene im ganzen und der Wortlaut im einzelnen ab.

Ob an anderen Stellen diesen beiden Helden ein mykenischer Schild mit Recht gebürt oder nicht, haben wir hier nicht zu untersuchen. In der Ilias muss man sich hüten, von einer Stelle auf

So wenig ein Dichter, was er nie sah, schildern kann, so wenig kann ein Dichter seine Helden Thaten verrichten lassen, die für ihn nicht möglich sind. Um ihre höhere Kraft zu veranschaulichen, lässt er sie größere Steine heben, als es seine Zeitgenossen vermöchten, ein größeres Schwert führen, eine schwerere Lanze schwingen u. dgl. m. — aber sie laufen zu lassen mit dieser großen Schnelligkeit unter einem Schilde, unter dem man kaum gehen kann — eine so groteske Vorstellung ist dem Dichter nicht zuzumuthen.

die andere zu schließen; sonst kommt man nicht aus dem circulus vitiosus.

Wenn nun, wie der Verf. S. 53 sagt, „der mykenische Schild so schwer war, dass man sich sogar während der Kampfpausen von ihm zu befreien das Bedürfnis fühlte“, und sich daher denken lässt, „dass man vermeiden musste, auch nur kurze Strecken mit ihm beladen zu gehen“, so werden wir staunen, wenn wir sehen, dass das Laufen in voller Rüstung in der Ilias etwas ganz gewöhnliches ist; denn nicht nur Hektor läuft *I* 354 (*Ἐκτώρ δ' ὄκ' ἀπέλεθρον ἀνέδρομεν, μικτό δ' ὀμίλω*) vom Diomedes am Helme getroffen, nicht nur Achill springt

.. *αὐτὰρ Ἀχιλλεύς*

Τ 284 *ἔμμεμαῶς ἐπόρουσεν . . .*

sondern auch von Peiroos heißt es, nachdem er den Dioces am Knöchel mit einem Steine getroffen hatte,

Δ 524 .. *ὁ δ' ἐπέδρομεν, ὅς ῥ' ἔβαλέν περ* ..

und von Peneleos und Lykon

Π 335 *Πηνέλεως δὲ Λύκων τε συνέδρομον* ..

Allerdings — an diesen beiden Stellen haben wir uns die Helden vorzustellen mit dem Schilde auf dem Rücken; aber gleich *Π* 342 heißt es von Meriones

*Μεριόνης δ' Ἀκάμαντα κηεῖς ποσὶ καρπαλλμοῖσιν
νύξ' ἵππων ἐπιβησόμενον κατὰ δεξιὸν ὤμῳ*

wir müssen uns also beide im Laufe denken, von Meriones als Angreifer müssen wir annehmen, dass er den Schild vor der Brust gehabt habe. Ja *O* 269 sprengt Hektor im Kampfe daher wie ein Pferd, das lange im Stalle bei voller Krippe stand und übermüthig geworden ist; endlich die ganze Skamander-Episode eilt von einer Unmöglichkeit zur andern, wenn wir mit dem Verf. annehmen, Achill sei mit dem großen mykenischen Kuppelschilde ausgerüstet zu denken.

Skamander verfolgt den Achill, der sich an einer Ulme aus dem Wasser rettet und

Φ 248 *ἦξεν πεδίῳ ποσὶ κραινοῖσι πέτεσθαι
δείσας* ..

Doch der Gott hört nicht auf, ihn zu verfolgen: da springt Achill

Φ 251 .. *ἀπόρουσεν ὄσον τ' ἐπὶ δουρὸς ἐρωή,*

vergleichbar dem schwarzen Adler

253 *ὅς θ' ἄμα κάριστός τε καὶ ὄκιστος πετεηνῶν.*

Aber der Fluss erreicht ihn

264 *καὶ λαιψηρὸν ἔοντα* ..

Bis zu den Schultern steht er im Wasser; aber Achill

269 .. *ὑψόσε ποσσὶν ἐπήδα* ..

Ja, der Fluss ergießt sich über die Ebene, und Achill wadet

303 *τοῦ δ' ὑψόσε γούνατ' ἐπήδα*

πρὸς ὄσον αἰσσοντος ἀν' ἰθύν —

Den gleichen Schluss erzwingt die Scene mit Apollo. Apollo läuft

in der Gestalt des Aeneas knapp vor Achill; dieser

Φ 601 .. ἐπέσσυτο ποσσὶ διώκειν.

X 7 spricht er ihn endlich beim Skamander an: τίπτε με .. ποῖν ταχέεσσι διώκεις, und hierauf wendet sich Achill zur Stadt

X 22 σευάμενος ὡς θ' ἵππος ἀεθλοφόρος
ὃς ἴα τε ῥεῖα θέησι τιταινόμενος πεδίοιο ...
ὡς Ἀχιλλεύς λαιψήρᾳ πόδας καὶ γούνατ' ἐνώμα.

X 32 heißt es noch von Achill ὡς τοῦ χαλκὸς ἔλαμπε πρὸ στήθεσσι θέοντος.

Ebenso ist die Schilderung N 156 ff. mit der Annahme des schweren mykenischen Schildes unvereinbar, wenn es von Deiphobos heißt: Ἀγήφοβος .. ἐβεβήκει .. πρόσθεν δ' ἔχεν ἀσπίδα πάντοσ' εἴσην, κοῦφα ποσὶν προβιβὰς καὶ ὑπασπίδια προποδίζων. Endlich ruft es Bedenken hervor, wenn II 703 Patroklos von den Schiffen bis zur Stadt zu Fuße kämpfend vordringt, eine Entfernung, von der der Dichter selbst sagt Σ 256, dass sie sehr groß ist (ἐκὰς ἀπὸ τείχεος εἴμεν).

2. II 791 ff. heißt es von Apollo: er trat rückwärts an Patroklos heran

πλήξεν τε μετὰφρονον εὐρέε τ' ὄμω
χειρὶ καταπρηνεῖ ..,

so dass ihm die Augen schwindeln, der Helm vom Kopfe fällt, die Lanze entzwei bricht

II 802 .. αὐτὰρ ἀπ' ὄμων

ἀσπίς σὺν τελαμῶνι χαμαὶ πέσε τερμιόεσσα

und der Panzer lose wird.

An dieser Stelle kann Patroklos nicht mit dem mykenischen Kuppelschilde ausgerüstet gedacht werden; denn wenn er diesen langen Schild vor sich gehabt hätte, so wäre er auf den Schlag von solcher Wucht an den Schild geschleudert worden und mit diesem umgefallen. Ferner: wie ist es möglich, dass der Schild infolge eines Schlages in den Rücken, mag er noch so stark sein, sammt dem Telamon zur Erde fällt? Der Telamon geht über die linke Schulter auf der Brust hinab und unter dem rechten Arm zurück (Reichel S. 14). Die ganze Scene ist unerklärlich mit dem großen mykenischen Schilde; sie wird plan, wenn wir an einen kleineren Schild denken, der auch am Telamon über die Schulter getragen wurde, wie etwa die Ruderknechte Fig. 33, S. 80 ihn zu haben scheinen.

3. N 581 ff. geht Menelaos mit dem Speere auf Helenos los; dieser spannt seinen Bogen und trifft den Panzer (θῶρηκος γυάλου); aber, heißt es,

N 587 .. ἀπὸ δ' ἔπατο πικρὸς οἰστός.

Besonders bezeichnend ist nun der Vergleich: wie Erbsen und Bohnen von der Wurfschaufel weit abspringen, wenn sie der Zugwind und des Worflers schwingender Wurf treibt

N 591 f. ὡς ἀπὸ θῶρηκος Μενελάου κυδαλίμοιο

πολλὸν ἀποπλᾶγθεις ἐκὰς ἔπατο πικρὸς οἰστός

Vor allem ist klar: Menelaos greift an, muss also den Schild vor sich gehabt haben; wäre das ein mykenischer gewesen, so hätte er durchbohrt werden müssen; hiervon wird kein Wort erwähnt; aber auch voraussetzen können wir das nicht, denn sonst hätte der Pfeil nicht abspringen, geschweige denn so weit im Abprallen wegfliegen können, wie es uns der Vergleich veranschaulichen will; denn er wäre höchstens wieder bis zum Schilde zurückgeschleudert worden. Menelaos kann demnach keinen großen mykenischen Schild an dieser Stelle gehabt haben.

4. Σ 409 ff. Aias trifft den Hektor mit einem großen Steine, wie sie zur Stütze der Schiffe dalagen,

Σ 410 .. *τά ὅα πολλά, θοάων ἔχματα νηῶν,
παρ ποσὶ μαρναμένων ἐκκλίνδεται* ...

und trifft ihn

Σ 412 *στῆθος βεβλήκειν ὑπὲρ ἀντυγος, ἀγχόθι δειροῆς.*

Hektor fällt der Länge nach wie ein vom Blitze niedergeschmetteter Baum zu Boden, aus der Hand ließ er die Lanze fallen

Σ 419 ... *ἐπ' αὐτῶ ἀσπίς ἐάσθη*

καὶ κόρυς, ἀμφὶ δέ οἱ βράχε τεύχεα ποικίλα χαλκῶ.

Hier ist Folgendes zu bemerken: Hektor wird auf die Brust getroffen über den Schildrand hinweg gegen den Hals zu. Da der Stein groß ist, braucht er auch einen großen Raum. Der Schildrand kann also höchstens bis zur Mitte der Brust in der Höhe der Warze gereicht haben. Hätte hier Hektor den großen Schild gehabt, der vom Halse bis zum halben Schienbein reicht, so hätte der Schild getroffen werden müssen; ein Wurf aber über den Schildrand wie hier hätte Hektor den Hals und das Kinn zerschmettert. Folglich hatte der Dichter die Vorstellung, dass Hektor hier einen kleinen Schild trug.

5. Π 608 ff. wirft Äneas seine Lanze auf Meriones und hofft ihn zu treffen *ὑπασπίδια προβιβάντος*; er aber

Π 610 .. *ἄντα ἰδὼν ἠλεύατο χάλκισον ἔγχος·
πρόσσω γὰρ κατέκνυε,*

so dass die Lanze hinter ihm in den Erdboden fuhr. Wie aus den höhnischen Worten des Äneas

Π 617 *Μεριόνη, τάχα κέν σε καὶ ὀρηστήν περ ἔοντα*

ἔγχος ἐμὸν κατέκνυσε διαμπερές, εἰ σε βάλον περ

bestand das *πρόσσω κατακύνειν* darin, dass er sich mit dem Schilde nach vorne verneigte, dass er also vor Äneas die Geste eines Complimentes machte. Mit dem großen mykenischen Schilde ist diese Bewegung nicht möglich; die Auffassung, dass Meriones sich hinter dem Schilde gebückt habe, ist völlig unmöglich, da das Äneas nicht hätte sehen können. So ist die Stelle nur verständlich, wenn wir uns hier den Meriones mit einem kleineren Schilde ausgerüstet denken. — Dieselbe Scene spielt sich ab P 527, wo Hektor nach Automedon die Lanze wirft, der ebenfalls ausweicht *πρόσσω γὰρ κατέκνυε*. Beide Stellen lehnen den großen mykenischen Schild ab.

6. Φ 590 ff. Antenor trifft den Achill, der auf ihn losgeht — mit der Lanze

591 *κνήμην ὑπὸ γούνατος*

so dass die Beinschiene dröhnte. Aber die Lanze sprang zurück und drang nicht durch die Beinschiene.

Hätte Achill den großen mykenischen Schild gehabt — als Angreifender musste er ihn vor sich tragen — so hätte Antenors Lanze Achill nicht am Schienbein unterhalb des Knies treffen können, ohne den Schild zu berühren; denn dieser Schild reicht bis zum halben Schienbein; der Theil des Schienbeines, der unterhalb des Knies liegt, also der obere Theil des Schienbeines, ist vom Schilde verdeckt. Da hier vom Schilde nicht die Rede ist, da ferner auch gar nicht per *διωπώμενον* angenommen werden kann, dass der Schild durchbohrt wurde, weil sonst die Lanze nicht hätte zurückfliegen können, muss man annehmen, Achill habe hier einen kleineren Schild getragen, nicht den mykenischen.

7. E 660 ff. Tlepolemos trifft den Sarpedon, die beide gegeneinander stehen und gleichzeitig die Lanzen abwerfen, in den Oberschenkel

E 661 .. *αἰχμή δὲ διέσσντο μαιμώωσα,*

ὄστ' ἔγγριμφθείσα . . .

Der Wurf kann nicht durch den Schild gegangen sein, sonst wäre die folgende Situation nicht denkbar, wo die Genossen den Sarpedon mit der Lanze im Oberschenkel aus der Schlacht tragen, so dass der Lanzenschaft am Boden nachschleppt, E 663 ff.; denn da wäre ja auch der Schild festgenagelt gewesen. Folglich kann hier Sarpedon den großen mykenischen Schild nicht gehabt haben, sondern wir müssen ihn uns mit einem kleineren Schilde ausgerüstet denken.

8. A 234 ff. Iphidamas stößt dem Agamemnon — beide sind in Kampfstellung gegeneinander — mit größter Kraftanstrengung die Lanze .. *κατὰ ζώνην, θάροηκος ἐνεοθεν*; doch vermag er nicht den *ζωστήρη* zu durchbohren, sondern die Lanzenspitze „verbog sich“. Agamemnon packt den Lanzenschaft, zieht ihn mit Löwenkraft an sich, entreißt die Lanze dem Iphidamas und tödtet ihn durch einen Schwerthieb in den Nacken.

Hier kann Agamemnons Schild nicht durchbohrt worden sein, denn sonst wäre die ganze Scene, wie Agamemnon die Lanze packt usw., nicht möglich. Folglich kann Agamemnon hier den großen mykenischen Schild nicht gehabt haben: denn die Kampfstellung ist so, dass er ihn vor sich hätte haben müssen, dann aber dieser hätte zuerst getroffen werden müssen. Es muss hier also Agamemnon einen kleineren Schild gehabt haben, der nicht bis zur *ζώνη* herabreichte, daher vom Lanzenstoße nicht getroffen wurde.

Ich wähle diese Stellen aus der Zahl von beiläufig 100 ähnlichen, an denen ich mir bei der Lectüre der Ilias notiert hatte,

8 sie den großen mykenischen Schild ablehnen, deshalb aus, ich sie für die überzeugendsten halte; denn an allen diesen Stellen kann an kein *σιωπώμενον* gedacht werden; sie sind klar einfach zu erklären, wenn man an ihnen einen kleineren Schild nimmt. Die übrigen Stellen lasse ich lieber beiseite. Nur eine Gruppe von Stellen will ich noch besprechen, um Einwänden gegen die Untersuchung von vornherein zu begegnen.

Die homerischen Helden werden im Kampfe häufig an solchen Stellen des Körpers getroffen und verwundet, wo sie nach unseren Vorstellungen durch Schild (und Panzer) geschützt sind, ohne dass einer Durchbohrung des Schildes (und Panzers) die Rede wäre. Die Stellen des Epos sind:

1. An der Brust neben der Warze:
 - A* 480 Aias den Simoeisios,
 - E* 19 Diomedes den Phegeus,
 - A* 320 Diomedes den Thymbraios,
 - **O* 577 Antilochos den Melanippos.
2. An der Brust über der Warze:
 - **A* 527 Thoas den Peirooms,
 - E* 145 Diomedes den Astynooos,
 - **A* 108 Agamemnon den Isos.
3. An der Brust:
 - ⊙ 303 Teukros den Gorgythion,
 - A* 144 Agamemnon den Peisandros,
 - **N* 185 Hektor den Amphimachos,
 - * 438 Idomeneus den Alkathoos (Panzer erwähnt),
 - **O* 420 Aias den Kaletor,
 - * 650 Hektor den Periphetes,
 - **Π* 481 Patroklos den Sarpedon,
 - * 597 Glaukos den Bathykles,
 - **Ξ* 405 Hektor den Aias.
4. κατὰ ξωστήρα:
 - **E* 615 Aias den Amphios,
 - M* 189 Leonteus den Hippomachos,
 - **P* 578 Menelaos den Podes.
5. κατ' ἰσχίον:
 - E* 305 Diomedes den Äneas,
 - A* 338 Diomedes den Agastrophos.
6. νείατον ἐς κενεῶνα:
 - E* 857 Diomedes den Ares.
7. αἰδοίων τε μεσηγὺν καὶ ὀμφαλοῦ:
 - N* 568 Meriones den Athamas.
8. ἤπαρ ὑπὸ πρᾶπίδων:
 - **A* 579 Egyrpylos den Apisaon,
 - N* 412 Deiphobos den Hypsenor,
 - P* 349 Lykomedes den Apisaon.

9. In den Bauch:

N 372 Idomeneus den Othryeneus,

506 Idomeneus den Oinomaos,

P 312 Aias den Phorkys,

N 397 Antilochos den Wagenlenker des Asios (an allen diesen Stellen wird der Panzer erwähnt),

II 465 Patroklos den Thrasymachos,

T 486 Achill den Rhigmos,

*Φ 180 Achill den Asteropaios.

10. In die Weiche:

Ξ 446 Aias den Satnios,

517 Agamemnon den Hyperenor,

II 318 Antilochos den Atymnios.

Hieran reihe ich A 517, wo Peiroos den Diros trifft, ohne dass Beinschienen erwähnt sind, II 307, wo Patroklos den Areilykos am Schenkel trifft, und II 313, wo Meges den Amphiklos *προμυδὸν σκέλος* trifft; an den beiden letzteren Stellen müsste der Oberschenkel durch den mykenischen Schild geschützt sein.

(Ich lasse bei dieser Aufzählung alle jene Stellen beiseite, wo aus der Situation klar ist, wie der Held trotz Schild und Panzer an dem genannten Körpertheile verwundet werden konnte; z. B. wenn es A 492 vom Leukos heißt, er sei von Antiphos *βουβῶνα* getroffen worden, während er die Leiche des Simoeisios zu den Troern ziehen wollte. Denn bei diesem Ziehen musste er den Schild seitwärts schieben, so dass er sich auf der andern Seite die verderbliche Blöße gab. Ähnlich ist die Sache A 467, A 259, II 311, A 252, M 388, N 529, A 259. Ebenso sind selbstverständlich alle Verwundungen am Halse und am Kopfe beiseite gelassen.)

Es wäre nun völlig unrichtig, aus diesen Stellen den Schluss zu ziehen, dass hier die Helden ohne Schild und Panzer waren, weil sie der Dichter nicht erwähnt hat. Im Gegentheile; wir lesen z. B.

O 576 .. *Ἰκετάουος νίδν ὑπέρθυμον Μελάνιππον,
μισσόμενον πόλεμόνδε, βάλεν στήθος παρὰ μαζόν.
δούπησεν δὲ πεσών, τὸν δὲ σκότος ὄσσε κάλυψεν.*

Hier ist von einer Rüstung des Melanippos keine Rede; und doch heißt es von Antilochos O 582, dass er zu seinem gefallenen Gegner herangesprungen sei, *τεύχεα σολήσων*. Ganz so ergibt sich an allen jenen Stellen, denen ein Sternchen * vorgesetzt ist, aus dem Zusammenhange, dass die Kämpfer Waffenrüstung anhatten. Wie nun an diesen Stellen mit * nachträglich constatirt wird, dass die Helden gerüstet waren, dass sie also ihre Wunden durch Schild und Panzer erhielten, so muss man dieses *σιωπόμενον* auch an den übrigen Stellen annehmen, also annehmen, Schild und Panzer seien durchgeschlagen worden, aber der Dichter erwähne das eben nur nicht. Überhaupt ergibt die eingehende Betrachtung der Technik der Kampfschilderung in der Ilias folgendes Resultat:

1. Die Einzelkämpfe der Haupthelden in vorderster Linie sind eingehend geschildert; z. B. der Kampf zwischen Menelaos und Paris *I* 357 ff., zwischen Hektor und Aias *H* 250 ff., zwischen Odysseus und Sokos *A* 435 ff. u. a. m.;

2. die Mittelstufe bilden die Kämpfe in zweiter Linie, wie sie an den mit * bezeichneten Stellen geschildert werden;

3. Kämpfe im Hintergrunde; die Kampfschilderung besteht nur in der Aufzählung von Namen, z. B. *E* 705 u. a., oder in der kurzen Angabe der getroffenen Stelle.

Der Dichter bringt hierdurch Abwechslung in sein Gedicht und erreicht dadurch dieselbe Wirkung, die der Maler durch die Perspective erzielt. Auch darf man nicht vergessen, dass der Dichter nicht für künftige Leser schildert, die keinen Zusammenhang mehr haben mit den Zuständen seiner Zeit, sondern für Zuhörer, für die ein Strich genügt, um ihnen sofort das ganze Bild vor die Seele zu zaubern.

Die naive, nur auf das Gegenständliche gerichtete Schilderungsweise der Ilias vermag nichts besser zu charakterisieren, als die folgenden Szenen, auf die ich als Warnungstafeln für die Homererklärung recht eindringlich aufmerksam machen möchte:

K 21 wird Agamemnon geschildert, wie er sich ankleidet; er setzt sich auf dem Bette auf, zieht den Chiton um die Brust, bindet die Sandalen an die Fußsohlen, wirft sich das Löwenfell um. In dem Augenblicke, wie sich Agamemnon ankleidet, tritt sein Bruder Menelaos in die Hütte und

τὸν δ' εὖρ' ἀμφ' ὁμοίσι τιθήμενον ἔντεα καλὰ...
und doch wissen wir, betraf die Toilette des Agamemnon nicht bloß die Schultern, sondern den ganzen Oberleib und die Fußsohlen.

Φ 17 springt Achill in den Xanthos und lässt nur die Lanze zurück, *φάσγανον οἶον ἔχων* — versichert der Dichter —, und doch muss er mindestens auch Schild und Panzer gehabt haben; denn schon *V*. 241 wird der Schild ausdrücklich erwähnt.

Von Alexandros heißt es, wie er sich rüstet:

Γ 328 *ἀντὰρ ὅγ' ἀμφ' ὁμοίσιν ἐδύσετο τεύχεα καλὰ
δῖος Ἀλέξανδρος...*

Κνημιδας μὲν πρῶτα περὶ κνήμησιν ἔθηκεν usw.

Zuerst also wird angekündigt, dass er sich die schönen Rüstungsgegenstände um die Schultern anlegte und als erstes legt er die Beinschienen an, dann kommt der Panzer, endlich Schwert und Schild, die wirklich um die Schultern gehängt werden, und endlich setzt er sich den Helm aufs Haupt. —

Ich glaube also recht zu thun, wenn ich dieses Beweismaterial gegen den mykenischen Schild nicht heranziehe; ich halte aber jene obigen acht Stellen für hinreichend, um zu beweisen, dass das Resultat des ersten Capitels, der mykenische Kuppelschild sei der ausschließliche der epischen Zeit, nicht aufrecht zu erhalten ist, dass im Gegentheile an diesen Stellen ein kleinerer Schild ange-

nommen werden müsse. Dass nun in der That in der Ilias beide Schildtypen anzunehmen sind, dafür findet sich sogar ein positives Zeugnis Ξ 363 ff. Poseidon, von Here durch Hypnos aufgefordert, treibt die Danaer zu kräftigem Widerstande an mit den Worten:

370 ἄλλ' ἄγεθ' ὡς ἂν ἐγὼ εἶπω, πειθώμεθα πάντες.
ἀσπίδες ὄσσαι ἀρισται ἐνὶ στρατῷ ἡδὲ μέγιστα
ἑσάμενοι

λομεν· αὐτὰρ ἐγὼν ἡγήσομαι, οὐδ' ἔτι φημί

375 Ἔκτορα Πριαμίδην μενέειν μάλα περ μεμαῶτα.

ὅς δέ κ' ἀνὴρ μενέχαρμος, ἐχῆ δ' ὄλλγον σάκος ὦμοι,
χείροισι φατὶ δότω, ὃ δ' ἐν ἀσπίδι μεῖζονι δύτω.

Und im folgenden heißt es, dass die Danaer dies auch thaten, die verwundeten Fürsten Diomedes, Odysseus und Agamemnon ordnen die Scharen:

381 οἰχόμενοι δ' ἐπὶ πάντας ἀρήια τεύχε' ἔμειβον.

ἑσθλὰ μὲν ἑσθλὸς ἔδυνε, χέροισι δὲ χείροισι δόσκειν.

Nachdem sie sich so gerüstet hatten, giengen sie unter Führung Poseidons zum Angriffe über. Ich weiß wohl, dass diese ganze Episode von der Kritik für eine späte, zwecklose Erweiterung gehalten wird, dass V. 376 f. von den alten Kritikern verworfen wurden. Allein für unseren Zweck ist es gleichgiltig, ob diese Verse zum ältesten Bestande der Ilias gehören oder nicht; sie zeigen zum mindesten, dass die Zeit, in der die Ilias ihre heutige Gestalt erhielt, zwei Schildtypen in der Ilias kannte. Denn Poseidons Worte können nur diesen Sinn haben, die tapfersten Helden sollen in erster Linie mit den großen Schilden stehen, die weniger tüchtigen mit den kleinen Schilden in zweiter Linie; es ist also an verschiedene Schildtypen zu denken; denn hätten alle Helden den mykenischen Schild gehabt, der für jeden einzelnen bei der Bestellung besonders abgepasst werden musste, wenn er ihm vom Halse bis zur Mitte des Schienbeines reichen sollte, so wäre ein Tausch der Schilde wirklich sinnlos gewesen; ein kleinerer Krieger konnte doch den Schild des längeren nicht brauchen und umgekehrt.

Hierzu kommt noch, dass die Epitheta der ἀσπίς, nämlich πάντοσ' ἔιση und εὐκνυλος, nur den kleineren kreisrunden Schild charakterisieren. Was das erstere anbelangt, so gesteht der Verf. selbst S. 22, dass dieses an 17 Stellen¹⁾ vorkommende Epitheton lange Bedenken verursachte. Allein, meint der Verf., selbst wenn wir es als „überallhin gleich“ erklären, passe es auch auf den mykenischen Kuppelschild, dem die Kreisform zugrunde liege. Diese Argumentation dürfte wohl kaum zu billigen sein; denn es ist schwer glaublich, dass die Dichter das Epitheton eines Gegenstandes wählen nach der Form des Materials, aus dem er durch Veränderung der Form gemacht ist. Der Verf. selbst ist sich der

¹⁾ Die vorletzte Stelle muss Φ 581 lauten statt X 581.

Schwäche dieser Erklärung bewusst, denn er findet, man interpretiere vielleicht besser „überallhin im Gleichgewichte“. Doch auch diese Erklärung halte ich für verfehlt; denn der Dichter will durch ein Epitheton den Gegenstand charakterisieren, anschaulich machen; ob ein Schild überall hin im Gleichgewichte ist oder nicht, sieht man ihm von außen nicht an und ist gewiss kein charakteristisches Merkmal, durch das er sich von anderen Schilden unterscheidet. Dieselbe Argumentation gilt nun auch für *εὐκυκλος* — ein Epitheton, das wir nur dem kleineren kreisrunden Schilde zuzuerkennen vermögen.

Und wie der Verf. mit seiner Behauptung in Bezug auf den mykenischen Schild über das Ziel schießt, so ergeht es ihm in diesem Capitel auch mit der Behauptung, dass das Epos die Verwendungsart des Streitwagens als Schlachtwagen nur ausnahmsweise bezeuge; „in der Regel diene er nur dazu, die Kämpfer bis zur eigentlichen Kampfstätte zu führen, dort stiegen sie ab und kämpften zu Fuße, während der Wagen sie erwartete oder ihnen auch nachfuhr“ (S. 53). Wer das Epos nach diesem Gesichtspunkte durchliest, wird diesen Eindruck nicht gewinnen. Allerdings spielen sich die Hauptkämpfe einzelner Helden zu Fuße ab; hierdurch erhält der Dichter mehr Gelegenheit, die Kämpfe abwechslungsreicher zu gestalten; allein die Kämpfe zu Wagen nehmen immerhin einen so großen Raum ein, dass man sogar behaupten kann, diese seien die Regel, die Kämpfe zu Fuße die Ausnahme. Ich führe nur an, wie *E* 199 f. Pandaros dem Aeneas klagt, wie sehr er es bereue, seinem Vater nicht gefolgt zu haben, der

*ἵπποισιν μ' ἐκέλευε καὶ ἄρμασιν ἐμβεβαῶτα
ἀρχεῦειν Τρώεσσι κατὰ κρατερὸς ὕμιναις.*

Ferner sind für den Kampf zu Wagen ein classischer Beleg die Worte Hektors bei der Aufstellung seiner Abtheilung *A* 303 ff.:

*μηδέ τις ἵπποσύνη τε καὶ ἡγορέηφι πεποιθὸς
οἶος πρόσθ' ἄλλων μεμάτω Τρώεσσι μάχεσθαι,
μηδ' ἀναχωρεῖτω . . .
ὃς δέ κ' ἀνήρ ἀπὸ ὧν ὀχέων ἔτερό' ἄμαθ' ἵκηται,
ἔρχει ὀρεξάσθω . . .*

E 226 ff. kämpfen Aeneas und Pandaros zu Wagen gegen Diomedes. *E* 576, 609 werden Wagenkämpfer von Diomedes getödtet. *E* 835 ff. kämpft Diomedes selbst mit Athene zu Wagen gegen Ares. *Θ* 88 ff. kämpft Hektor zu Wagen, den er erst *V*. 310 verlässt. *A* 92, 101, 122 werden Wagenkämpfer getödtet. Besonders bezeichnend ist *A* 150, wo geradezu zwischen Fußtruppen und Wagenkämpfern unterschieden wird und der Kampf zu Wagen dem zu Fuße gegenübergestellt wird:

*πέξοι μὲν πέξους ὄλεκον φεύγοντας ἀνάγκη,
ἱππῆες δ' ἱππῆας . . .*

A 158 tödtet Agamemnon viele Wagenkämpfer; ebenso fallen Wagenkämpfer *A* 179, 320, 328, 335, 422, 525. *A* 504 heißt vom Hektor, er verrichte schreckliche Thaten *ἔρχει δ' ἵππο-*

σύνη; *A* 737 ff. schildert Nestor die Wagenkämpfe im Kriege mit den Epeiern. Dann werden Wagenkämpfe erwähnt *M* 81, 110; *O* 252 ff. Apollons Aufforderung an Hektor, mit dem Wagen bis zu Schiffen vorzudringen:

O 258 *ἀλλ' ἄγε νῦν ἱππεύσιν ἐπότρυνον πολέεσσιν
νῆυσιν ἐπὶ γλαφυρῆσιν ἐλαυνέμεν ὀκίας ἵππους·
αὐτὰρ ἐγὼ προπάροιδε κίων ἵπποισι κέλευθον
πάσαν λειανέω . . .*

Das sieht doch nicht aus, als ob die homerischen Streitwagen nur als Equipage, um zum Kampfplatze zu fahren, gedient hätten.

O 352 ist Hektor wirklich zu Wagen. Den Kampf zu Wagen gegen die auf den Schiffen befindlichen Achäer schildert anschaulich *O* 384 ff.; dort heißt es:

*Τρωῆς . . . κατὰ τεῖχος ἔβαινον,
ἵππους εἰσελάσαντες ἐπὶ πρύμνησι μάχοντο
ἔρχεσι ἀμφιγύοις αὐτοσχεδόν, οἱ μὲν ἀφ' ἵππων,
οἱ δ' ἀπὸ νηῶν ἴψι μελαινῶν ἐπιβάντες . . .*

O 445 zeigt Kleitos zu Wagen im Kampfe gegen die beiden Aias. *Π* 401 f. tödtet Patroklos den Thestor auf dem Wagen. Patroklos kämpft zu Wagen und *Π* 427 steigt er vom Wagen, um mit Sarpedon zu kämpfen. Ebenso ist Hektor zu Wagen, während Kebriones sein Wagenlenker vom Steine des Patroklos getödtet wird *Π* 734 ff. Erst *Π* 755 springt auch er vom Wagen. *P* 458 kämpft Automedon vom Wagen aus. *P* 605 trifft Idomeneus vom Wagen aus den Hektor (608). *Σ* 153 wird zu Fuße und zu Wagen um Patroklos' Leiche gekämpft. *T* 401, 461, 487 tödtet Achill Wagenkämpfer usw.

Kurz, ich habe die Vorstellung, dass wir uns das ganze Schlachtfeld mit Wagenkämpfern erfüllt denken müssen, nur ganz in den Vordergrund stellt der Dichter die Einzelkämpfe hervorragender Helden zu Fuße — offenbar aus einem malerischen Grunde, ob sich nun der Dichter desselben bewusst war oder nicht; denn Kämpfe zu Wagen, wie sollen die viel Abwechslung bieten?

Es ist also unrichtig, wenn der Verf. S. 53 behauptet, es sei in der Ilias das Kriegsfahrzeug in eine Equipage verwandelt; darum ist auch die Folgerung, die daran geknüpft wird, unrichtig: „Das musste bisher räthselhaft bleiben — der allgemeine Gebrauch des mykenischen Schildes löst das Räthsel“ (S. 53). Dass die Helden zu Wagen den großen Schild nicht so nöthig haben, da durch den Wagenkorb Unterleib und Beine geschützt sind, ist klar. Erkennen wir also dem Wagenkampfe eine größere Bedeutung zu, so werden wir zugleich zugeben müssen, dass für diesen Zweck der kleinere Rundschild ausreichend war.

Ein weiteres Argument für den allgemeinen Gebrauch des mykenischen Schildes ist dem Verf. die Thatsache, dass Bogenschützen ohne Wagen sind, weil sie keinen Schild brauchen. Ich glaube, die Sache lässt sich auch so erklären, dass Bogenschützen, weil

sie Fernkämpfer sind, weder Schild noch Wagen brauchen; der Wagen wäre für den Bogenschützen ebenso hinderlich als der Schild; denn der Bogenschütze braucht vor allem einen festen Standpunkt, darum schießt er gewöhnlich in geduckter Haltung. Außerdem sind für die Bogenschützen als Typen Alexandros, Pandaros, Teukros schlecht gewählt; denn Alexandros hat Z 321 einen Schild und kämpft wiederholt mit Schild und Lanze, so im Zweikampfe mit Menelaos, ferner O 341. Teukros nimmt Helm, Schild und Speer O 479 ff., und Pandaros lenkt dem Aeneas die Pferde in der Scene im fünften Gesange. Alles das zeigt zur Genüge, dass die Helden als Bogenschützen nicht deshalb nicht zu Wagen kämpfen, weil sie keinen Schild haben, sondern weil der Bogenschütze seinen Platz in zweiter Schlachtreihe auf dem festen Erdboden hat. Ein directes Zeugnis hiefür ist die Stelle N 712 ff., wo es heißt:

N 712 οὐδ' ἄρ' Ὀϊλιάδῃ μεγαλήτορι Λοκροὶ ἔποντο·
οὐ γὰρ σφιν σταδίῃ ὑσμίνῃ μίμνε φίλον κῆρ·

und über ihren Platz heißt es:

N 721 οἱ δ' (n. die Lokrer) ὄπιθεν βάλλοντες ἔλάνθανον· ..

Übrigens anerkennt der Verf. selbst die Existenz des runden Bügelschildes in der Ilias (S. 55). Leider hat er sich dabei die Sache zu leicht gemacht. Seine Argumentation ist folgende: „Einmal reiten homerische Helden, Diomedes und Odysseus, in der Dolonie. Sie sind mit Schilden ausgerüstet, also müssen das Bügelschilder sein, obwohl kein Wort darüber verlautet.“ Gemach! So scheinbar zwingend der Schluss ist, so unrichtig ist er. Der Verf. schließt so: Der große mykenische Schild ist für einen Cavalleristen nicht brauchbar, daher gibt es bei Homer keine Cavallerie, sondern Wagenkämpfer. Da nun Diomedes und Odysseus in der Dolonie — reiten und Schilde haben, können diese Schilde keine großen gewesen sein.

Sehen wir uns doch einmal die Scene an: Diomedes und Odysseus gehen ins Lager der Troer und zwar hat Diomedes von Thrasymedes Schwert, Schild und *καταίτιξ* erhalten (selbst hatte er von der Hütte einen Speer mitgenommen und hatte ein bis zu den Füßen reichendes Löwenfell um [*δέσμα λέοντος ποδηνεκές* K 177]), Odysseus von Meriones Schwert, Bogen und Köcher (einen Schild hatte er von seiner Hütte mitgenommen K 149) K 255 ff. Sie kommen ins Lager, Diomedes tödtet Rhesos und zwölf seiner Thraker, während Odysseus die Pferde des Rhesos losbindet, sie mit den Riemen zusammenkoppelt und mit Schlägen des Bogens aus dem Getümmel treibt. Diomedes will auch noch den Wagen an der Deichsel herausziehen oder ihn von dannen tragen, allein auf Athenes Gebot beschleunigt er seine Rückkehr. Beide Helden setzen sich auf die zusammengekoppelten Pferde, die Odysseus mit Bogenschlägen antreibt. Odysseus allein lenkt die Pferde, er hält sie beide K 527 auf, als sie an die Stelle kamen, wo Dolons

Rüstung versteckt lag. Diomedes steigt ab, legt die Rüstung aufs Pferd, und so kommen die Helden ins Lager zurück. Ich frage: Wäre der geringste Anstoß, anzunehmen, Diomedes' und Odysseus' Schilde seien große mykenische gewesen? Nein, denn sie hätten sie nicht im mindesten gehindert, sie vor sich auf das Pferd zu legen und sich dann selbst aufzusetzen. Die beiden Helden sind bei diesem nächtlichen Ritte nicht Cavalleristen geworden. Nur in diesem Falle wäre Reichels Schluss richtig. Auch die zweite Stelle *K* 152 ist nichts weniger als beweiskräftig. Denn warum sollte der große Schild im Bivouak nicht auch gelegentlich als Unterlage für den Kopf beim Schläfe dienen?

Überhaupt, glaube ich, könnte man fast aller alten Überlieferung zum Trotze zweifeln, ob der mykenische Schild die älteste Phase des griechischen Kriegswesens darstellt; denn wenn die homerischen Wagenkämpfer „Ritter“ *ἵππεις* heißen, wenn bei Homer *ἵππων ἐπιβαίνειν* „den Wagen besteigen“, *ἐφ' ἵππων ἄλλο γαμᾶζε* „vom Wagen sprang er“ bedeutet, so ist das eine Übertragung, der die ursprüngliche Bedeutung vorangegangen sein muss. Nun ist ein Kunstreiter erwähnt, *O* 679, wo Aias verglichen ist mit einem Kunstreiter, der vier Pferde zusammenkoppelt und rennen lässt und im Laufe von einem Pferde aufs andere springt. Wenn es Kunstreiter in epischer Zeit gab, so muss das Reiten viel geübt worden sein. Außerdem ist das Pferd so vielfach in Vergleichen geschildert, dass man deutlich sieht, es habe damals schon ein so intimes Verhältnis zwischen dem Menschen und Pferde bestanden, wie es nur das Reiten herbeiführt. Man könnte fast versucht sein zu glauben, dass das Reiten auch im Kriege der Verwendung des Kriegswagens — der gewiss orientalischen Ursprunges ist — vorausgegangen ist. In die Ausrüstung eines Cavalleristen passt nun allerdings der große mykenische Schild sicherlich nicht. Doch ist das eine so schwierige Frage, dass sie hier nebenbei und auf Grund sprachpsychologischer Argumente allein nicht zweckmäßig erörtert werden kann.

Was ferner den Schild des Agamemnon betrifft, so scheint mir die Argumentation Reichels, der die ganze Beschreibung *A* 33 bis 40 verwirft, wenig beweiskräftig. Denn das Gorgoneion als Decorationselement scheint mir durch *E* 741 f. geschützt, wo es in der Ägis der Athene vorkommt.

Endlich bleibt mir noch übrig, meine Bedenken zu äußern über die Argumentation des Verf.s, durch die er die Realität des Achilleus-Schildes zu beweisen sucht. Er weist dem Dichter mehrere Fehler der Interpretation nach und schließt daraus auf die Realität des Schildes. So gleich in der Gerichtsscene. „Hier streiten zwei Männer vor versammeltem Gerichte um Zahlung von Wehrgeld für einen Erschlagenen. Man sah also in dem Bilde den Ring des Richter, Zeugen usw. Darin nun die beiden Streitenden, wahr scheinlich den Todten und zwei Barren Goldes. Wenn das dar

gestellt war, so sollte man das Gold für das Wehrgeld halten, um das es sich handelt. Das erklärt aber der Dichter für den Richter bestimmt, der die beste Entscheidung findet . . ." (S. 48).

Hiergegen ist mehreres einzuwenden: 1. Ist vom Todten im Gedichte nichts erwähnt; 2. ist das Wehrgeld thatsächlich vom Dichter erwähnt, V. 499 f. heißt es:

ὁ μὲν (der Mörder) εὔχετο πάντ' ἀποδοῦναι,
δῆμῳ πιφραύσκων, ὁ δ' (der Verwandte des Todten)
ἀναίνετο μηδὲν ἐλέσθαι.

Der Mörder zeigt also dem Volke, etwa in einem Sacke oder Beutel, das Wehrgeld. Es können somit die zwei Goldbarren nicht auch noch Wehrgeld sein. 3. Selbst wenn wir zugeben würden, der Dichter habe diese Scene auf einem Schilde jemals gesehen, so folgt daraus noch immer nicht die Realität des Achilleus-Schildes. Denn dass der Dichter nichts schildert, was er nicht gesehen hat, ist klar; aber ebenso sicher ist, dass die Poesie zum Theile auf Übertreibung des Wirklichen beruht — sie hebt die Wirklichkeit durch Übertreibung zur Idealität empor — und dass die Phantasie des Dichters erfindet, in dem Sinne, dass sie an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten vom Dichter Geschautes zu einem Gebilde vereinigt. Kunstvoll verzierte Schilde muss der Dichter des Achilleus-Schildes gesehen haben; ja ich gebe zu, er mag die eine oder andere Scene wirklich auf einem Schilde dargestellt gesehen haben — aber dass der Schild des Achilleus, wie ihn der Dichter schildert, wirklich ihm vorgelegen habe, und dass der Dichter nichts thäte, als ein ihm vorliegendes Object beschreiben, das glaube ich niemand und niemand, ebensowenig wie, dass die goldenen Mädchen des Hephaistos Σ 419 ff. jemals existierten, ebensowenig wie, dass Personen und Thaten der Ilias überhaupt in diesem Zusammenhange real seien.

Nebenbei sei noch erwähnt, dass *σάκος προθέλυμον* nicht ein geschichteter Schild, d. i. ein Schichtenschild sein kann (S. 39), sondern dass *προθέλυμος* überall, wo es vorkommt, proleptisch zu fassen ist; wie

I 541 δένδρα μακρὰ . . προθέλυμα χαμαὶ βάλε
heißt: „große Baumstämme in Schichten, d. h. haufenweise zu Boden warf“, wie es K 15 von Agamemnon heißt:

πολλὰς ἐκ κεφαλῆς προθέλυμους ἔλκετο χαίτας
„er raufte sich das Haar in Büscheln aus“, so heißt hier
N 130 φράξαντες δόρυ δουρί, σάκος; σάκει προθέλυμῳ
„eine Verzäunung bildend, Schild auf Schild geschichtet“.

Endlich hätte ich noch gegen die zeitlichen Ansätze Reichels S. 63 Bedenken vorzubringen. Ist wirklich im Ausgange des 8. Jahrhunderts der Bögelschild auf den Vasen allgemein und der mykenische Schild verschwunden, so muss der Bögelschild schon viel früher als um die Mitte des 8. Jahrhunderts aufgekommen sein. Denn Bewaffnung und Trachten ändern sich nicht in so kurzer Zeit.

Das Resultat dieser Betrachtung darf ich also dahin zusammenfassen, dass der Verf. in diesem Capitel seiner Untersuchungen zweifach gefehlt zu haben scheint: der philologischen Kritik mangelt vielfach die Stichhaltigkeit, ferner scheint er mir aus einem zu geringen Materiale von Denkmälern zu weitgehende Folgerungen zu ziehen; noch sei bemerkt, dass die beste Quelle, der mykenische Dolch, keine Kriegsscene, sondern eine Jagdscene vorstellt.

Das dritte Capitel handelt über die Beinschienen. Es ist klar, dass der, welcher den großen mykenischen Kuppelschild als den ausschließlichen in der epischen Zeit ansieht, mit den Beinschienen nichts anzufangen weiß. Sobald wir aber den kleineren Rundschild in der epischen Zeit anerkennen, hört jede Verlegenheit mit den Beinschienen auf; denn dass bei dem kleineren Schilde der Unterschenkel, respective die Vorderseite desselben, das Schienbein, eines besonderen Schutzes bedarf, werden wir mit dem Verf. nicht leugnen. In der That ist nichts verkehrter, als wenn der Verf. S. 72 behauptet: „Für Fußgänger ist die Gefahr einer Verletzung des Schienbeines, zumal bei vorausgesetzter Bewaffnung (nämlich mit dem mykenischen Schilde), recht gering, nicht größer jedenfalls, als bei Oberschenkeln und Armen, die in auffälliger Inconsequenz bei den Griechen nur ausnahmsweise Beschienung erhielten.“ Ich leugne die ausnahmslose Herrschaft des mykenischen Schildes, leugne also auch die Folgerung betreffs der Beinschienen; allein ich leugne auch die Consequenz, die dem Verf. beliebt, aus dem Vorhandensein der Beinschienen das Fehlen der Beschienung an Oberschenkel und Arm zu bemängeln. Hat sich der Verf. wirklich nie das Schienbein angeschlagen, weiß er wirklich nicht, dass Verletzungen am Unterschenkel viel hundertmal schmerzhafter und gefährlicher sind als am Oberschenkel und am Arme? Ein Stoß oder Schlag auf den Unterschenkel, der den Knochen zerschmettert, wirft den Helden unbedingt um und bringt ihn in Gefahr, auf dem Boden liegend vom Gegner mit dem Schwerte getödtet zu werden. Eine Wunde im Oberschenkel, wenn sie nicht gerade den Knochen trifft, oder am Arme beeinträchtigt die Standhaftigkeit des Menschen um vielmal weniger als am Unterschenkel. In der Ilias ist das auch recht deutlich zum Ausdruck gebracht. So trifft *A* 517 ff. Peiroos den Diros am Knöchel mit einem Steine; der fällt um und wird von Peiroos durch einen Schwertstoß getödtet. Dagegen trifft *E* 660 ff. Tlepolemos den Sarpedon in den Oberschenkel, so dass die Lanze durch und durch geht, und doch ist Sarpedon bald wieder auf den Füßen; es war eine bloße Fleischwunde. Eurypylos geht mit einer Pfeilwunde am Oberschenkel aus der Schlacht *A* 809. Und dass die Wirkung einer Wunde am Arme nicht die gleiche Bedeutung hat wie am Unterschenkel, zeigt z. B. *A* 251 ff., wo Koon dem Agamemnon mit dem Speere in den Arm stößt

A 252 *νύξε δὲ μιν κατὰ χεῖρα μέσσην, ἀγκῶνος ἐνεφθεν, ἀντικρυς δὲ διέσχε φαεινοῦ δουρὸς ἀκωκίη.*

Die Folge ist einfach:

A 254 *ρίγησέν τ' ἄρ' ἔπειτα ἀναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων·
ἀλλ' οὐδ' ὡς ἀπέληγε μάχης ἠδὲ πολέμοιο* usw.

Daher vermag ich das Resultat dieses Capitels durchaus nicht anzuerkennen. Das ständige Beiwort der Achäer *ἔκνημιδες*, das einmal *χαλκοκνήμιδες* lautet, kann nicht von einer Schutzvorrichtung gegen das Anstoßen des großen Schildes, von Gamaschen, wofür der Verf. die *κνημιδες* erklärt, genommen sein; denn den großen Schild vorausgesetzt, wären diese Gamaschen gar nicht sichtbar, mindestens nichts, was besonders in die Augen fiel. Wenn der Verf. S. 76 die Stelle *ω* 228 für die Ilias verwertet, wo tatsächlich in der Beschreibung der Kleidung des alten Laertes lederne Gamaschen erwähnt werden, so habe ich schon oben gesagt, was es für Bewandtnis hat mit der Verwertung von Parallelstellen selbst eines und desselben Gedichtes.

Wenn ferner die *Episphyria* auch nur fünfmal im Gedichte erwähnt werden, so folgt daraus noch keineswegs, dass sie, wo sie nicht erwähnt sind, nicht existieren. Wenn ferner der Verf. S. 77 meint, *H* 270, wo Aias den Hektor mit einem Steine trifft, würden wir einen Hinweis auf die Beinschienen erwarten, da eberne Beinschienen immer auch das Knie schützen vermöge einer runden Verlängerung, so ist dagegen zweierlei einzuwenden; erstens dass ein bestimmter Typus der Beinschienen nicht feststeht, und zweitens, dass selbst diese runde Verlängerung der Beinschiene das Knie gegen einen großen, mit aller Wucht geschleuderten Stein nicht hätte schützen können; dass ferner die Beinschiene nicht ausdrücklich erwähnt wird, braucht uns nach der obigen Darstellung nicht zu wundern. Endlich ist auch noch der Schluss abzulehnen, den der Verf. aus der Thatsache zieht, dass die Bogenschützen ohne Beinschienen sind: sie hätten keine Beinschienen, weil sie keinen Schild hätten. Ich habe schon oben dargelegt, dass die Bogenschützen nicht für den Nahkampf, sondern für den Kampf aus der Entfernung bestimmt waren, daher weder Schild noch Helm noch Beinschienen brauchen und deshalb sie auch nicht haben. Zum Schlusse verweise ich auf den Widerspruch, in den sich der Verf. in diesem Capitel zum früheren setzt. Im zweiten Capitel legt der Verf. dar, dass der epische Schild eine Herrenwaffe war. Die große Masse hatte als Schutz das *Laiseion*. Hier meint er S. 74, dass alle Achäer die Gamasche hatten; nur waren bei geringeren Leuten die haltenden Bänder natürlich aus Leder oder Zeug. Wenn die *κνημιδες* nur eine Vorrichtung für den Träger des großen mykenischen Schildes waren, so brauchten die geringeren Leute für ihr *Laiseion* überhaupt keine *κνημιδες*, und das Epitheton *ἔκνημιδες*, das allen Achäern zukommt, hat dann gar keine Berechtigung.

Ich glaube nach alledem behaupten zu dürfen, dass das Resultat des ersten und dritten Capitels den größten Bedenken unterliegt und in dieser Fassung nicht aufrecht zu erhalten ist.

Das vierte Capitel handelt über den Panzer mit dem Ergebnisse, dass er der epischen Zeit fremd und in die Ilias durch eine einheitliche Interpolation circa 700 v. Chr. eingeführt sei. Dieses Capitel scheint mir in der Methode der Untersuchung und in ihrem Resultate das schwächste. Vor allem tritt der Verf. mit einer — fast möchte ich sagen — vorgefassten Meinung an den Gegenstand und verfährt dann im einzelnen so gewalthätig, dass das Ergebnis nicht aus der Ilias gewonnen, sondern in die Ilias hineingetragen erscheint; aus der Auslegung wird hierdurch die berüchtigte Unterlegung. Schon der Gang der Untersuchung in den äußersten Umrissen zeigt die methodischen Fehler. Weil der mykenische Kuppelschild — schließt der Verf. — im epischen Zeitalter im ausschließlichen Gebrauche stand, kann daneben kein Panzer bestanden haben. Wenn nun ein $\theta\acute{\omega}\rho\eta\xi$ in der Ilias sich doch zum öftern findet, so muss das Wort an Stellen, wo es nicht leicht entfernt werden kann, in der allgemeineren, ursprünglicheren Bedeutung „Rüstung, Wehr“ verstanden und als „Schild“ gedeutet werden; an einer größeren Anzahl von Stellen aber ergebe die Betrachtung des Zusammenhanges, dass der leicht entfernbare Vers mit $\theta\acute{\omega}\rho\eta\xi$ im Sinne von Panzer nachträglich interpoliert sei; doch sei damit eigentlich keine Fälschung beabsichtigt gewesen, sondern in einer Zeit, wo man sich einen Kämpfer ohne $\theta\acute{\omega}\rho\eta\xi$ nicht habe denken können, sei das Fehlen desselben aufgefallen und, da das Wort an anderen Stellen im Gedichte thatsächlich vorhanden war, so habe man die betreffenden Verse ergänzt. Durch diese Ergänzung sei aber in den sonst klaren Zusammenhang Verwirrung getragen worden, und an diesen Folgen verrathe sich die Interpolation.

Um nun sogleich das letzte Argument vorwegzunehmen, so gestehe ich offen, dass ich an eine Interpolation oder nachträgliche Eindichtung, durch die ein sonst klarer Zusammenhang gestört wird, nicht glaube. Das Argument ist ja ein geläufiges, aus der Rüstkammer der „höheren“ Homerkritik geholt; aber auch da, scheint mir, hat es nicht wenig Unheil angerichtet. Ich kann mir denken, dass ein vernünftiger Mensch zu einer unklaren Stelle etwas hinzufügt, wodurch sie klar werden soll; dass aber ein homerischer Sänger oder ein Rhapsode in einem klaren Zusammenhange einen Zusatz hinzufügte, der die Sache verwirrt, erscheint mir unglücklich. Doch ich meine, es wird sich empfehlen, im Detail Schritt für Schritt die Argumentation zu prüfen.

Vor allem entfällt für mich, der ich den ausschließlichen Gebrauch des mykenischen Schildes im Epos leugne, die Folgerung auf die Entbehrlichkeit des Panzers. Denn wer die Existenz des kleineren Schildes für das Gros der Ilias zugibt, räumt zugleich ein, dass dann auch der Gebrauch des Panzers nicht auffällig ist. Den Nachweis aber, dass der Panzer in der ganzen mykenischen Zeit, selbst als der große Schild schon abgekommen war, nicht vorhanden war, ja selbst in der Dipylon-Zeit fehlte, sehe ich nach

dem, was der Verf. hiefür vorführt, nicht als erbracht an. Was der Verf. nachweist S. 79 f., ist lediglich, dass der Panzer in den bis jetzt vorhandenen Monumenten aus dieser Zeit fehlt. Das Material ist aber so geringfügig, dass der Schluss vom Fehlen in den Monumenten auf die Nichtexistenz des Panzers derzeit noch nicht zwingend genannt werden kann. Somit erscheint es auch noch nicht erwiesen, dass in der Zeit, wo die Ilias im ganzen und großen ihre heutige Gestalt erhielt, der Panzer nicht existierte, mithin nachträglich in das fertige Gedicht habe eingeführt worden sein müssen.

Zunächst constatirt der Verf. die Thatsache, dass die Panzerangaben bei Homer undeutlich sind, „während das Epos in Bezug auf die Schilde so mannigfache Belege an die Hand gebe“ S. 80. Das erscheint nicht auffällig, sondern eher ein Argument dafür, dass der Gebrauch des Panzers so bekannt war, dass ihn der Dichter bei seinen Hörern ohneweiters voraussetzen durfte. Und mit dem Schilde, selbst dem kleinen Rundschilde, kann der Panzer nicht concurriren; denn fürs erste ist selbst für den gepanzerten homerischen Helden noch immer der Schild das wichtigste Stück seiner Schutzrüstung; der Schild spielt überall die erste Rolle; und fürs andere fällt der Schild am meisten in die Augen; denn selbst der kleinere Rundschild verdeckt den homerischen Panzer völlig. Darum entspricht es nur den thatsächlichen Verhältnissen, wenn wir vom Schilde, ja selbst vom Helme mehr als vom Panzer aus dem Gedichte entnehmen können. — Wenn ferner die Ansicht geäußert wird (S. 82): „Nach dem Wortlaute müssen wir annehmen, dass sich die Helden allein, ohne fremde Hilfe, den Panzer anlegten“, was, wie der Verf. im weiteren darlegt, sehr bedenklich sei, so wird man gegen die ganze Darlegung nur vor allem einwenden müssen: ja, wenn wir nicht wissen, wie der Panzer aussah, können wir doch auch nicht wissen, wie er angelegt wurde. Ferner ist es thatsächlich unrichtig, dass Diener nie erwähnt werden, sondern *H* 122 heißt es ausdrücklich von Menelaos, wie er sich zum Zweikampfe gegen Hektor gerüstet hatte:

τοῦ μὲν ἔπειτα
 γυθόσυννοι θεράποντες ἀπ' ὤμων τεύχε' ἔλοντο.

Dass nicht überall Diener ausdrücklich erwähnt werden, ist ja richtig; aber gerade unsere Stelle beweist, dass ihre Hilfe als selbstverständlich übergangen wird; denn das wird doch niemand leugnen, wenn Diener dem Menelaos die Waffen abnehmen, sie ihm dieselben auch gereicht haben, obwohl es *V.* 103 nur heißt:

ὣς ἄρα φωνήσας κατεδύσετο τεύχεα καίᾳ.

Welchen Grad von Langeweile würde wohl ein „Dichter“ verbreiten, der alles Selbstverständliche gewissenhaft stets und immer wieder registriren würde!

Nun folgt die Darlegung der kritischen Anstöße in Panzerstellen. Ausgegangen wird von *Γ* 357—360 = *H* 251—254.

An der einen Stelle wird Paris von Menelaos mit der Lanze getroffen, an der zweiten Stelle Hektor; beidemale heißt es, dass die Lanze durch Schild und Panzer drang:

ἀντικρὺς δὲ παρὰ λαπαρὴν διάμυσε χιτῶνα
ἔγχος· ὁ δ' ἐκλίθη καὶ ἀλεύατο κῆρα μέλαιναν.

„Das ἐκλίθη kann nur in der hergebrachten Weise übersetzt werden, „er beugte sich, wich aus“; aber wie dies möglich ist, wenn der Panzer im V. Γ 358, respective H 252 zu Recht besteht, bekenne ich nicht abzusehen“ (S. 83). Allerdings, wenn ἐκλίθη „er beugte sich, wich aus“ heißt, dann gebe ich dem Verf. völlig recht, wenn er meint, einer, der durch Schild und Panzer gestoßen wird, könne nicht durch Ausbeugen die Richtung des Stoßes ändern; auch dass er Helbigs Auskunftsmittel verwirft, der einen so weiten Panzer annimmt, dass man doch durch eine Wendung dem Stoße in den Panzer entgehen könne, billige ich völlig. Und doch ist an allem nicht der Panzer schuld, sondern die verkehrte Auffassung der Worte: ὁ δ' ἐκλίθη καὶ ἀλεύατο κῆρα μέλαιναν. Paris (Hektor) wird getroffen, der Speer durchstößt Schild und Panzer; dem Panzer gegenüber (ἀντικρὺς) zerschneidet er sogar noch längs den Weichen den Chiton. Was thut Paris (Hektor)? Was jeder thut, wenn er plötzlich von einem Schlage oder Stoße getroffen wird: er bog sich mit dem Oberkörper seitwärts. Weiter steht nichts da; denn das folgende „und er entrann dem Verderben“ ist nicht so zu verstehen, dass der Held durch das Biegen mit dem Oberkörper entronnen wäre, sondern Biegen und Entrinnen sind zwei gleich wichtige Momente, die das Verhalten und Schicksal des Helden zeigen. Dass diese Erklärung richtig ist, ergibt sich völlig klar aus V. Γ 259 = H 253. Die Lanze zerschnitt gegenüber (dem Panzer) längs der Weiche (an der Seite) den Leibrock. Die Lanze hatte also gar nicht die Richtung in den Körper, sondern gieng durch Schild und Panzer und Leibrock hart am Körper vorbei. Paris (Hektor) hatte es also gar nicht nothwendig sich zu beugen, um dem Verderben zu entgehen, sondern er machte mechanisch diese seitliche Bewegung; darnach constatirt der Dichter nichts weiter, als dass er unversehrt blieb. — Nun, glaube ich, wird an dieser Stelle auch der Panzer keinen Anstoß mehr bieten.

Der Verf. schreibt nun weiter: „Ist nach alledem der homerische Panzer schon an sich ein widerspruchsvolles Ding, so wachsen die Widersprüche noch, wenn wir ihn verfolgen, wo er im Gebrauche gezeigt werden soll. Nach verschiedenen, unten citirten Stellen musste man glauben, dass Harnische wie Helm und Schilde, wenn nicht zur Rüstung jedes Kämpfers, doch zur Rüstung jedes Helden gehören, und sollte meinen, dass mindestens sämtliche Haupthelden damit ausgestattet wären. Das ist aber keineswegs der Fall. Ja, einem und demselben Heros wird in einem Liede ein Panzer zugetheilt, in dem andern nicht“ (S. 84). Dagegen ist zu

erwidern, dass dies einerseits, soweit die Behauptung richtig ist, die Entstehung des Gedichtes erklärt, die uns geradezu verbietet, eine Stelle auf die andere ohneweiters zu beziehen, andererseits aber aus dem Stillschweigen des Dichters nicht ohneweiters ein Schluss auf die Nichtexistenz berechtigt ist. Hiefür nur noch ein Beispiel, das recht eclatant ist:

A 15 ff. wird Agamemnons Rüstung umständlich beschrieben. V. 234 trifft ihn Iphidamas in die *ζώνη θώρηκος ἐνεροθεν* und 236 durchdringt der Speer den *ζωστήρα*, von dem oben bei der Rüstung mit keinem Worte Erwähnung geschah.

Als weiteres Argument führt der Verf. an die Thatsache, dass in der Odyssee nirgends der Panzer erwähnt wird, obwohl dazu Gelegenheit war. Obgleich das ein Argument von sehr geringer Bedeutung ist, da das, was uns Gelegenheit erscheint, den Panzer zu erwähnen, für den Dichter nicht auch Veranlassung hierzu gewesen sein muss, so wollen wir uns doch die einzelnen Stellen genauer ansehen. Vor allem wird sein Fehlen ξ 470—520 auffallend gefunden. Odysseus erzählt, als Bettler verkleidet, seinen Hirten die fingierte Geschichte, wie er mit Odysseus und Menelaos nachts im Hinterhalte lag und vor Frost fast umgekommen wäre und wie ihm der erstere zu einem Mantel verhalf. Ich wüsste nicht, wo da eine Veranlassung war, den Panzer zu erwähnen; und daraus, dass die Krieger eine Chlaine anhatten, zu schließen, sie hätten darunter nicht auch einen Panzer haben können, finde ich völlig unberechtigt. Übrigens will Odysseus auch nicht eine besonders gefahrvolle Situation schildern, denn in eine solche nimmt kein Krieger eine Chlaine mit; im Gegentheile scheint die Mitnahme der Chlaine durch die Voraussetzung, jene Nacht im Freien zubringen zu müssen, hervorgerufen zu sein.

Wenn ferner unter den Waffen im Megaron des Odysseus keine Panzer erwähnt werden, so erklärt sich das auch wieder ganz einfach; im Megaron hiengen Waffen, die man für den Nothfall zum augenblicklichen Gebrauche nöthig hatte, nicht aber Panzer, deren Anlegen im Momente der Gefahr zu umständlich war. Und ganz so erklärt es sich, dass Telemach aus der Rüstkammer zwar Speere, Schilde, Helme bringt, aber keine Panzer. Ja was hätte denn Odysseus mit dem Panzer gethan; hätte er sich denn denselben anlegen können, wo er mitten im Kampfe mit der großen Überzahl der Freier steht? Und wenn in der Scene mit Eurymachos, σ 376 ff., Odysseus wieder nichts vom Panzer erwähnt, sondern nur Schild, zwei Speere und Helm — nun so ist doch klar, dass Odysseus nicht den völlig ausgerüsteten Krieger schreibt, sondern lediglich die Hauptwaffen markiert; dasselbe gilt für α 256, wo die äußere Erscheinung des Helden skizziert ist; hinter dem Schilde ist eben der Panzer nicht zu sehen. So erledigen sich die Odysseestellen aufs einleuchtendste.

Im folgenden gibt der Verf. eine Liste der Panzerhelden, in die ich auch noch den Menesthios II 163, den Antiphos A 489 und den Alkathoos aufnehmen möchte; den beiden ersten gibt Homer das Epitheton αἰολοθώρηξ; von dem letzteren heißt es N 439, dass ihn Idomeneus mitten in die Brust trifft und ihm

ὄηξεν δὲ οἱ ἀμφὶ χιτῶνα

χάλκεον, ὅς οἱ πρόσθεν ἀπὸ χροός ἤρκει δειθροῖ; es wird bei der Gewalt des Stoßes mit mehr Recht an einen Panzer als an einen mit Metallverzierung versehenen Chiton zu denken sein.

Weil nun auf Seite der Troer als der Griechen bei bedeutenden Helden kein Panzer erwähnt wird, schließt der Verf., dass sie demnach ungepanzert zu denken sind, ein Schluss, der in dieser Allgemeinheit ganz unzulässig ist, wie ich schon zur Genüge bewiesen habe. Nur das füge ich hinzu, dass der Verf. in jedem einzelnen Falle hätte den Beweis erbringen müssen, dass der Held wirklich ungepanzert war; der Verf. begnügt sich mit den Worten: „bei denen allen sich zeigen lässt, dass sie ungepanzert zu denken sind“ — gezeigt hat es aber der Verf. nirgends. Nun wendet sich die Untersuchung den einzelnen Helden zu.

1. Vor allem wird dargelegt, in der Dolonie habe weder Odysseus noch Diomedes einen Panzer, obwohl der Gang der beiden Helden als höchst gefährlich zu denken sei. Die Hinfalligkeit dieser Argumentation ist einfach zu erweisen: wir brauchen uns nur zu erinnern, dass beide Helden von ihrer Hütte aufbrechen, nicht in der Absicht auf Kundschaft auszugehen, sondern lediglich zu einer Berathung geladen. Von der Berathung aus aber leihen sie sich die Waffen aus, die gerade zur Hand und die ihnen die wichtigsten sind.

Wenn ferner K 75 die Rüstungsstücke aufgezählt werden, die neben Nestors Bette lagen, so ist es begreiflich — und nicht wunderbar —, dass darunter der Panzer fehlt. Der Greis, der in der Schlacht sich rückwärts aufhält, braucht natürlich keinen Panzer und hat zu seiner Rüstung am Schilde usw. genug.

Dass nun A 436 Odysseus einen Panzer hat, ist nicht auffällig; denn hier ist Odysseus zur Schlacht gerüstet, nicht wie in K, wo sein Kundschaftergang rein zufällig ist. Odysseus wird von Sokos mit dem Speere getroffen, der Schild und Panzer durchschlägt und dem Odysseus eine leichte Fleischwunde beibringt. „Aber er hat den Panzer nur für diesen Moment. Gleich darauf heißt es:

A 456 ὧς εἰπὼν Σώκοιο δαίφρονος ὄβριμον ἔργος
ἔξω τε χροός ἔλκε καὶ ἀσπίδος ὀμφαλοέσεως·
αἷμα δὲ οἱ σπασθέντος ἀνέσσυτο, κῆδε δὲ θυμῶν.

Da ist der Panzer wieder fort“ (S. 87). Ich sage: nein; denn für jeden, der nicht gerade nicht verstehen will, schildert der Dichter deutlich genug mit den Worten ἔξω τε χροός ἔλκε καὶ

ἀσπίδος . . . ; denn der Panzer gehört zum Leibe, so eng umschließt er ihn; darum braucht der Dichter nur zu sagen: Odysseus zog den Speer aus dem Leibe, so verstehen wir alle ohneweiters, dass er sich ihn aus dem Fleische und dem Panzer zog; und nun hat ihn Odysseus nur noch aus dem Schilde zu ziehen, das sagt der Dichter auch besonders. Dass der Dichter sich hätte genauer ausdrücken müssen, um verständlich zu sein, wird doch im Ernste niemand behaupten — für den Zweck einer archäologischen Untersuchung ist die Stelle allerdings nicht gedichtet.

2. Von Diomedes wird wieder gezeigt, in *K* sei er ohne Panzer, in *E* mit Panzer. Ja, ganz richtig, und darin liegt nicht nur kein Widerspruch, sondern beide Angaben sind der Situation völlig angemessen. — Die Schwierigkeiten in *E*, die der Verf. S. 87 ff. eingehend darlegt, bestehen, wie ich glaube, wieder nur in dem Mangel an Verständnis der Stelle. Pandaros trifft den Diomedes *E* 98 mit dem Pfeile

κατὰ δεξιὸν ὤμον,
θώρηκος γύαλον· διὰ δ' ἔπιτατο πικρὸς οἰστός,
ἀντικρὺς δὲ διέσχε, παλάσσειτο δ' αἵματι θώρηξ.

E 112 zieht ihm Sthenelos

πὰρ δὲ στάς βέλος ὠκὴ διαμπερὲς ἐξέρου' ὤμον·
αἷμα δ' ἀνηκόντιζε διὰ στρεπτοῖο χιτῶνος.

Die Schwierigkeiten, die im Wortlaute gefunden wurden, bestehen nur scheinbar;¹⁾ in Wirklichkeit ist alles in bester Ordnung: Pandaros schießt aus weiter Ferne (*ἐπὶ μακρόν* V. 101); der Pfeil fliegt darum in einem flachen Bogen und trifft den Heranstürmenden (*ἐπαΐσσοντα*), nachdem er von oben die rechte Schulter getroffen hatte (*τυχῶν κατὰ δεξιὸν ὤμον*), in das *θώρηκος γύαλον* (am Rücken), durch das der Pfeil fliegt (*διὰ δ' ἔπιτατο πικρὸς οἰστός*), so dass er gegenüber (*ἀντικρὺς*), also an der andern d. i. der Außenseite des *γύαλον θώρηκος* am Rücken durchdrang (*διέσχε*) d. i. herausragte; an der Pfeilspitze träufelt nun das Blut aus der Schulterwunde abwärts (der Pfeil kam im flachen Bogen und hatte die Richtung nach abwärts) auf den Panzer (*παλάσσειτο δ' αἵματι θώρηξ*). Diomedes weicht zurück und bittet Sthenelos, er solle ihm den Pfeil aus der Schulter ziehen (*ἄφρα μοι ἐξ ὠμοιο ἐρύσσης πικρὸν οἰστόν*); mehr sieht Diomedes nicht, nämlich dass auch noch der Pfeil rückwärts das *γύαλον θώρηκος* durchschlug, so dass dort die Spitze herausragt. Sthenelos springt vom Wagen, tritt neben Diomedes (*πὰρ δὲ στάς*) und zieht den Pfeil durch und

¹⁾ Ich will auf die bisherige Erklärung nicht weiter eingehen, denn sie eilt von einer Unmöglichkeit zur andern; dass ein Pfeil nicht vorne eine Panzerplatte, die Schulter und dann noch die rückwärtige Panzerplatte durchschlagen kann, ist sicher; ebenso dass der Held verloren gewesen wäre, wenn ihn der Pfeil unterhalb des Schlüsselbeines durchbohrt hätte; da wäre die Lungenspitze durchbohrt worden; ebenso dass der Pfeil nicht durch und durch gezogen werden konnte.

durch (*διαμπερές*) aus der Schulter (*ἔξέρυσ' ὤμων*) d. h. aus dem Panzer und der Schulter. Die nächste Folge ist: das Blut, das bisher an der Pfeilspitze nach rückwärts abfloss, dringt nun nicht mehr durch den Panzer, sondern durch den Chiton hervor (und zwar sowohl rückwärts als vorne). Das sieht, respective verspürt (an der Wärme) Diomedes, und infolge dessen wendet er sich an Athene um Rettung. Man sieht, in der ganzen Stelle ist von all den Schwierigkeiten, die bisher hineininterpretiert wurden, keine Spur, wenn man nur unbefangen der so überaus naturwahren und anschaulichen Schilderung folgt.

Auch der weitere Anstoß, den der Verf. an *E* 795 ff. findet, löst sich in Heiterkeit auf: Athene trifft Diomedes, wie er sich die Pfeilwunde kühlt abseits vom Kampfe und sich das dunkle Blut (also das gestockte Blut) abwischt — „natürlich nicht vom Panzer, sondern von der Wunde“ (S. 88). Nein, sondern unter dem Telamon des Schildes am Rücken unterhalb der rechten Schulter (*ἔνδ' ἰσχῶν τελαμῶνα κελαινεφές αἱμ' ἀπομόρνυ*). Denn dort ist die Stelle, wo infolge des straffen Anliegens des Telamons am Chiton und dadurch am Körper am meisten Blut sich gesammelt hat, weil es nicht weiter fließen konnte. Zu dieser Stelle kann es ganz gut, ohne den Plattenharnisch auszuziehen oder zu öffnen; denn diese Stelle liegt nahe der rechten Achselhöhle, wo gewiss kein Panzer war.

Wir finden also auch an dieser Stelle nichts von Verwirrung und haben es daher nicht noth, mit dem Verf. eine ursprüngliche Bedeutung des *θώρηξ* als Wehr (hier = Schild) zu denken. Was der Verf. gegen *Θ* 195 sagt, dass dort der Panzer des Diomedes ein Geschenk des Hephaistos genannt werde, und es daher der Ansicht des Dichters von der Unverletzlichkeit der Götterwaffen, wie sie *T* 264 ff. ausgesprochen sei, widerspreche, wenn des Diomedes Panzer durchbohrt wurde, so sei nur erwähnt: 1. dass es *T* 265 heißt *ὡς οὐ φηιδί' ἐστί*, aber nicht *ἀμήχανον*, und 2. dass derartige Beziehungen überhaupt nichtssagend sind.

3. Als dritter kommt Menelaos an die Reihe. Er wird *A* 184 ff. von Pandaros verwundet; der Pfeil dringt in den Zoster, durch diesen und den Panzer und die Blechbinde ritzt er die Haut, so dass das Blut aus der Wunde fließt. Agamemnon erschrickt, wie er das Blut sieht, aber ihn tröstet Menelaos *A* 185 ff., denn er merkt, dass er nicht tödtlich getroffen sei, sondern

πάρουθεν
εἰούσατο ζωστήρ τε παναίολος ἠδ' ὑπένερθεν
ζῶμά τε καὶ μίτρον, τὴν χαλκῆες κάμον ἄνδρες.

Endlich zieht Machaon dem Menelaos den Pfeil aus dem Zoster, wobei die spitzen Widerhaken brechen, dann löst er ihm den Zoster, das Zoma und die Mitra, um zur Wunde zu gelangen, saugt das Blut aus und legt heilende Kräuter darauf. Die Schwierigkeiten dieser drei Stellen bestehen zunächst darin, dass an der ersten

Stelle ein *θώραξ* genannt wird, an der zweiten und dritten statt desselben ein *ζῶμα*. Der Schluss, dass hier *ζῶμα* ganz dasselbe ist wie *θώραξ* an der ersten Stelle, liegt auf der Hand. Dass der Chiton nicht erwähnt wird, den doch auch Machaon aufheben muss, um zur Wunde zu gelangen, ist meines Erachtens kein Anstoß; denn der Dichter übergeht das als selbstverständlich. Wenn der Verf. hauptsächlich an *Α* 137 f. Anstoß nimmt, „wie kann der Dichter sagen, er trug die *μίτρα* als *ἔρμα χροός*. *ἔρμος ἀκόντων, ἣ οἱ πλείστον ἔρυντο*? Wozu dient der große Brustharnisch, wenn die kleine blecherne Bauchbinde den Körper am meisten schützt?“ so erwidere ich darauf: gerade diese Stelle zeigt, dass der Panzer nicht so groß war, dass er auch den Bauch geschützt hätte; und den Zusatz *ἣ οἱ πλείστον ἔρυντο* macht der Dichter mit Recht, da die *Mitra* als unterster Schutz eben zumeist sich als wirksam wird erwiesen haben. Den Zusatz aber *τὴν χαλκῆς κάμον ἄνδρες* braucht man gewiss nicht so zu betonen, dass die *Mitra* dadurch vom metallenen Harnisch unterschieden werden sollte. Endlich den letzten Anstoß findet der Verf. darin, dass sich Menelaos über die Wunde beruhigt, als er die Schnur und die Widerhaken der Pfeilspitze außerhalb des Körpers sah. „Wenn er eine Metallplatte vom Nabel bis zum Halse vor dem Leibe hat, kann er gar nicht sehen, dass die Widerhaken des Pfeiles, die doch nach *Α* 214 innerhalb des Zoster stecken, außerhalb (nämlich der Wunde) sind . . . Stand der ohneweiters ausscheidbare Vers 136 ursprünglich nicht da, so würde der Hergang in Ordnung sein. Dann drang der Pfeil bis über die Haken durch den Zoster und mit der Spitze auch durch das *ζῶμα* und die gewölbte Mitte und ritzte des Menelaos Haut. Dieser sieht, dass die Wunde so unbedeutend ist, indem er den Unterleib einzieht, wobei die starre Blechbinde natürlich nicht mit zurückweicht . . .“ (S. 91).

Ich glaube, wenn wir bei den Worten des Dichters bleiben, so wird auch der Panzer kein Hindernis sein, die Stelle zu verstehen. Der Dichter sagt nicht, Menelaos sah die Wunde, sondern nur: Menelaos sah die Schnur und Haken außerhalb, natürlich nicht außerhalb der Wunde, sondern, wie wir aus *Α* 214 ersehen, außerhalb des *θώραξ*, respective *ζῶμα*; hiervon konnte er sich leicht überzeugen, wenn er den *ζώστηρος*, der, zum Aufschürzen des Chiton bestimmt, nur lose umgeschnallt war und weit abstand, nicht etwa straff am Körper anlag, mit der Hand ein wenig zurückd. i. vom Körper wegschob. Somit glaube ich auch an dieser Stelle erwiesen zu haben, dass der Panzer keinen Anstoß bietet; nur darf man *ζῶμα* nicht als Lendenschurz fassen, sondern muss entweder den *θώραξ* oder einen Theil desselben darunter verstehen.

Der Panzer des Agamemnon bietet dem Verf. mehrfache Anstöße: erstens hätte er nähere Angaben über ihn vom Dichter erwartet — gegen dieses Argument brauche ich wohl nichts weiter

einzuwenden; zweitens sei das Schlangenornament dem epischen Typenkreise fremd und auch der Regenbogen als *τέρας* falle aus diesem Rahmen: dagegen kann ich nur sagen, dass bei der geringen Zahl der vorhandenen Monumente ein stichhaltiger Grund gegen die Echtheit dieser Stelle nicht mit Sicherheit gefolgt werden kann. Die Stelle *A* 234 ist ohne Anstand, wenn man unter *ζώνη* die Weichengegend, die Hüfte versteht und übersetzt: Iphidamas stieß (dem Agamemnon) in die Weiche, unterhalb des Panzers (d. i. dort, wo die Weiche unterhalb des Panzers liegt, nicht etwa an der Seite); aber er durchbohrte nicht einmal des Zoster usw.

6. Beim Panzer des Achill findet es der Verf. verdächtig, dass er mit den *κνημίδες* kurz an letzter Stelle erwähnt wird. „Natürlicher wäre doch wohl, die Waffen in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit oder nach der Schwierigkeit ihrer Herstellung aufzuzählen. Hephaistos behält auch die Reihenfolge in der Arbeit, nur rückt der Thorex richtig an die ihm gebührende zweite Stelle zwischen Schild und Helm. Aber das ist auch der ganze Vorzug, den er erfährt, im übrigen wird er mit einem einzigen Verse abgethan *Σ* 610. Kein Wort über das Material, das hier sogar bei den *κνημίδες* besonders ist, nichts über die Construction, nichts vom Zoster, nichts vom Schmuck. Ein einfacher, polierter Harnisch neben diesen anderen Prunkstücken, das ist sehr ärmlich“ (S. 94). Da diese Ausstellungen nur den Dichter tadeln, braucht es weiter keiner Auseinandersetzung; nur soviel will ich sagen, dass der Dichter entschieden den besseren Geschmack bewiesen hat, dass er die Herstellung nicht aller Waffen so gründlich und umständlich beschreibt wie die des Schildes. Das Interesse des Hörers und Lesers würde er für eine gleiche Beschreibung der übrigen Waffen nicht mehr haben. Wenn ferner der Verf. den Panzer „den stärksten Leibschutz“ nennt, so versündigt er sich am Geiste der Dichtung; denn das steht in den homerischen Gedichten nirgends, sondern jeder unbefangene Leser wird den Eindruck aus der Lectüre der *Ilias* gewinnen, dass der Schild der stärkste, wichtigste Leibschutz des Helden ist, der am meisten in die Augen fällt — und darum hat seine Herstellung der Dichter so ausführlich geschildert. Noch stärker ist die Behauptung, Achill habe im Zweikampfe mit *Aeneas* keinen Panzer; „denn Achill fürchtet, dass sie (die Lanze des *Aeneas*) denselben (den Schild) leicht durchbohren und ihn verwunden werde. Ohne nähere Motivierung erscheint diese Furcht verfrüht und sinnlos. Wäre der Schild durchbrochen, so hätte die Lanze immer noch den Panzer zertrümmern müssen, ehe sie verwunden konnte. Aber ohne daran zu denken, fährt der Dichter fort *Π* 264 ff. Angewöhnlich ist hier der Schild Achilleus' einziger Schutz“ (S. 95). Auch hier sind die Worte des Dichters nicht voll gewürdigt worden, sonst hätte die Naturwahrheit und Einfachheit der Schilderung nicht so gründlich verkannt werden können.

Τ 259 heißt es: Æneas trieb die wuchtige Lanze in den mächtigen Schild (des Achill), den schrecklichen, so dass der Schild von der Spitze der Lanze laut erdröhnte (*μέγα δ' ἀμφὶ σάκος μύκε δουρός ἀκωκῆ*). Da streckte der Pelide erschreckt mit wuchtiger Hand den Schild weit von sich weg; denn er stellte sich vor, dass die Lanze des hochherzigen Æneas leicht durchgehen könnte (*ῥέα διελεύσεσθαι*), der Thor, der nicht wusste, dass für die Sterblichen die berühmten Geschenke der Götter nicht leicht zu bezwingen und zum Weichen zu bringen sind. Was hier Achill thut, ist verständig und auch völlig verständlich; der Stoß des Æneas auf den Schild ist so heftig — das ist an dem Dröhnen zu erkennen —, dass er vorsichtigerweise den Schild weit von sich wegstreckt; denn durchdringt die Lanze den Schild, so kann sie auch noch den Panzer durchdringen. Von der schweren Verletzlichkeit der göttlichen Waffen wusste Achill nichts; und ich glaube, jeder vorsichtige Krieger hätte an Achills Stelle ebenso gehandelt. Und endlich, wo steht auch nur eine Andeutung, dass Achills Schild nicht an einer Stelle getroffen wurde, hinter der Achill weder durch den Panzer noch durch Zoster oder Mitra geschützt war, z. B. hoch oben, so dass die durchschlagende Lanze Achill am Halse getroffen hätte, oder tief unten, so dass der Unterleib oder die Oberschenkel in Gefahr waren. Und konnte dies Achill überhaupt sofort wissen? War da nicht das Parien das Nächste und Beste, was Achill thun konnte?

Was den Panzer des Patroklos betrifft, so bringt der Verf. nur einen Anstoß vor, der scheinbar etwas bedeutet. Patroklos verliert infolge des Stoßes des Apollon den Helm, die Lanze bricht, der Schild stürzt nieder [dass der Panzer ihm nicht auch vom Leibe fallen kann, war dem Dichter klar, darum fügt er hinzu: *Π 804* Apollo machte ihm den Panzer lose; der Verf. findet darin eine Pedanterie; das ist Geschmacksache, ich finde darin die Naturtreue des Dichters] und nun stößt ihm Euphorbos von hinten die Lanze in den Rücken zwischen die Schulterblätter, ohne ihn zu tödten; Euphorbos läuft zurück, mischt sich unter den Haufen, nachdem er die Lanze eiligst aus dem Körper gerissen hatte (*ἀρπάξας*)

οὐδ' ὑπέμεινεν

Πάτροκλον, γυμνόν περ ἰόντ', ἐν δημοτῆτι.

„Wenn Patroklos wehrlos nackt dastehen soll, dann muss freilich der Panzer, den er V. (*Π*) 133 anlegte, erst wieder entfernt sein, geschickt oder ungeschickt“ (S. 95). Ja der Panzer ist doch entfernt, wenn es V. 804 heißt: *λῦσε δὲ οἱ θώρηκα ἀναξ* ... Und (mit Rücksicht auf *X 123* behaupte ich das) selbst wenn wir uns nicht die natürliche und nothwendige Consequenz des *λῦσε* denken könnten, ist etwa ein Held, der ohne Waffen nur im Panzer einem wohlgerüsteten Gegner gegenübersteht, nicht wehrlos, *γυμνός*? Wie soll sich jemand mit dem Panzer wehren? ¹⁾

¹⁾ Wie Patroklos umkommt, zuerst durch Apollons Schlag, dann durch den hinterlistigen Lanzenstich des Euphorbos, endlich durch den

7. Die Einwendung gegen den Panzer des Meges ist belanglos; dass aus *O* 541 ff. nicht gefolgert werden darf, dass Dolops ohne Panzer ist, unterliegt nach dem, was oben erörtert wurde, keinem Zweifel.

8. Was der Verf. gegen Hektors Panzer vorbringt, ist ohne Beweiskraft. Dass Hektor im Zweikampfe mit Aias einen Panzer hat, ist zweifellos, wenn er auch Σ 412 nicht erwähnt ist; auch wenn der Panzer getroffen wird, ist die Schilderung der Wirkung des Wurfes völlig wahr; im Gegentheile, wir müssen einen Panzer annehmen, denn sonst hätte der Wurf mit dem großen Steine das Brustbein unfehlbar zertrümmert. Was hätte es zu bedeuten, wenn der Dichter Σ 420 von Hektor, dem Lanze, Spieß und Helm entfallen sind, sagt, dass, als er zusammenbrach, *ἀμφὶ δὲ οἱ βράχια τεύχεα ποικίλα χαλκῶ* — offenbar ist hier an Panzer, Zoster, Mitra zu denken. Dass Aias ohne Panzer zu denken ist, muss aus dem Wortlaute der Stelle Σ 404 f. keineswegs gefolgert werden. Denn wie groß der Panzer ist, wissen wir nicht; wir müssen also nicht gerade annehmen, er habe die ganze Brust bedeckt; und so könnte Aias auch mit dem Panzer an einer Stelle der Brust getroffen worden sein, wo der Panzer nicht war. Übrigens nicht einmal diese Erklärung ist nöthig; dass der Punkt, wo die beiden Telamone auf der Brust sich kreuzen, auch beim gepanzerten Helden besonders geschützt ist und zwar besonders durch die doppelte Riemenlage, wird niemand leugnen wollen. Der Dichter konnte ganz gut sagen: die doppelte Riemenlage rettete dem Aias das Leben, d. i. hinderte den Speer, den Panzer zu durchbohren.

Dass trotz *P* 606 Hektor im 21. Gesange panzerlos zu denken ist, folgert der Verf. besonders aus *X* 123 ff., wo Hektor von seinem Gedanken, ohne Schild, Helm und Lanze Achill entgegen zu gehen und ohne einen friedlichen Ausgleich anzubieten, zurückkommt in der Besorgnis:

*μή μιν ἐγὼ μὲν ἴκωμαι ἰών, ὁ δὲ μ' οὐκ ἐλεήσει
οὐδὲ τί μ' αἰδέσεται, κτενέει δὲ με γυμνὸν ἔοντα
αὐτῶς ὡς τε γυναῖκα, ἐπεὶ κ' ἀπὸ τεύχεα δύω.*

„Da ist das *γυμνός* wieder wie bei Patroklos: der Dichter dieser Scene kann an keinen Harnisch gedacht haben.“ Die Erklärung, wornach ein Krieger, wenn er Helm und Schild ablegte, bereits *γυμνός* genannt werden könne, fertigt der Verf. so ab: „Es bedarf keiner Ausführung, wie wichtig diese Nothbehelfe sind. Schon der Ausdruck *αὐτῶς ὡς τε γυναῖκα* entkräftet sie, so lange Weiber

Todesstoß Hektors, widerspricht allerdings auch meinem Gefühle. Wie der Dichter zu dieser Darstellung kam, kann ich mir aber ganz gut denken; er wollte offenbar einerseits die persönliche Kraft des Patroklos heben, andererseits den Ruhm, aber auch die Schuld des Hektor verkleinern und damit den Tod des Achill vor dem poetischen Richterstuhle ausreichend motivieren. Die gar zu feine Speculation hat noch immer in Dichtung und Tonkunst das Schöne verdorben oder nur Mittelgut zustande gebracht.

keine Panzer tragen.“ Ich gestehe, dass ich trotzdem dem Dichter das Recht zuspreche, einen Helden, der ohne Schild, Helm und Lanze, nur mit dem Panzer dem Gegner entgegentritt, *γυμνός* „wehrlos“ zu nennen, und behaupte, dass dies jeder Hörer und Leser ohneweiters versteht, ebenso wie, wenn der Dichter einen wehrlosen Helden wie ein wehrloses Weib fallen lässt.

9. Gegen den Panzer des Asteropaios wird vorgebracht, dass der Dichter von Φ 180 f. von ihm nichts gewusst habe: „denn Asteropaios stirbt hier infolge eines Schwertstreiches, der ihm am Nabel den Bauch aufhieb. Über den Nabel musste der Harnisch herabreichen, wenn wir Angaben anderer Stellen vergleichen *N* 506, *P* 313.“ Der Einwand wird gegenstandlos, wenn man nicht mehr behauptet, als der Dichter sagt; Φ 180 heißt es:

γαστέρα γάρ μιν τύψε παρ' ὀμφαλόν

Der Bauch kann also oberhalb, rechts, links oder unterhalb des Nabels getroffen worden sein, also an einer Stelle, wohin der *θώρηξ* nicht reichte; aber es ist durch die Nichterwähnung ja auch durchaus nicht ausgeschlossen, dass Asteropaios durch den Panzer in den Bauch getroffen worden sei und dass bei der Kürze der Schilderung der Dichter alles Nebensächliche als selbstverständlich übergieng, also auch den Panzer, wobei er voraussetzen durfte, dass sich denselben die Phantasie des Zuhörers, respective Lesers ohneweiters selbst zu ergänzen vermag.

Doch ich fürchte, bei dieser lang — wierigen Arbeit könnte der Autor auf den Kritiker abfärben, ich verlasse also lieber diesen Theil der Untersuchung mit der Versicherung, dass alle übrigen Einwendungen, die noch vorgebracht werden, sich ganz im alten Geleise bewegen und ohne Bedeutung sind. Das Einzige, was etwa noch zu erwähnen wäre, ist die Stelle *O* 120 ff., weil sie zeigt, dass der Verf. in Verfolgung seiner Idee der Panzerlosigkeit seiner Helden selbst die Galanterie gegen Damen außeracht lässt. Dort heißt es nämlich von Athene, sie habe den Ares, der auf die Kunde vom Tode seines Sohnes Askalaphos trotz Zeus' Gebot in die Schlacht will und sich schon die glänzende Rüstung angezogen hat, besänftigt und ihm die Waffen wieder abgenommen:

O 125 τοῦ δ' ἀπό μὲν κεφαλῆς κόρυθ' εἴλετο καὶ σάκος ὤμων,

*ἔγχος δ' ἔστισε στιβαρῆς ἀπὸ χειρὸς ἑλοῦσα
χάλκεον* usw.

„Dann setzt sie ihn auf den Thron. Einen Harnisch hat er weder an- noch ausgezogen“ (S. 100). — Dass Ares keinen Harnisch angezogen hat, ist aus dem Wortlaute der *Ilias* *O* 120 *αὐτὸς δ' ἐντὲ' ἐδύσετο παμφανόωντα* nicht zu constatieren. Es daraus zu schließen, dass Athene dem Ares nicht auch noch den Panzer auszieht, ist, wie gesagt, nicht galant; denn das ist doch wohl die Verrichtung eines Dieners, nicht einer Dame. Doch Spass beiseite — die ganze Scene ist ja doch so aufgebaut, dass die Erwähnung

des Panzers nur Verlegenheiten bereitet hätte. Man darf dieser reizenden Scene nicht weiter nachgehen, sonst verdirbt man sie völlig. Denn, um nur ein Beispiel anzuführen, woher hatte denn Ares die Waffen; er weilt doch im Palaste des Zeus, wo er die Todesnachricht empfängt? Das überlässt der Dichter der Phantasie des Hörers, und kann sich jeder ausmalen, wie er will — man kann eben bei Dichtern nicht alles verstandesmäßig erklären und darf es nicht.

Nur noch ein Argument, das letzte, das vorgebracht wird, sei kurz berührt. S. 110 meint der Verf.: „Wer kann glauben, dass es jemals eine Zeit gegeben hätte, wo man Mitra und Harnisch zugleich und übereinander getragen hätte.“ Ich bin in der Lage, angesehene Zeugen dafür anzuführen: Ariston. schol. A ad *A* 135 *ἐνδοθεν δὲ τούτων* (sc. *θώρακος* et *ζωστήρος*) *πρὸς τῷ χροαί κατὰ τὰ κοίλα καὶ τὰς λαγόνας ἢ μίτρα* und ganz deutlich spricht Schol. BLV ad *A* 133 *Τηλεφος γὰρ φησι τὸ ἀπὸ τοῦ ἀνθένος ἀχρὶ τοῦ ὀμφαλοῦ στατὸν θώρακα καλεῖσθαι, τὸ δὲ ἀπὸ λαγόνων ἀχρὶ κνημῶν ζῶμα* usw. Lässt man diese aber nicht gelten, so hat man die Pflicht, die Unmöglichkeit dieser Ansichten nachzuweisen; und damit hat es noch seine weiten Wege, so lange man über die Länge und Beschaffenheit des Panzers so wenig weiß wie jetzt.

Hiermit bin ich, was die kritischen Anstöße an Panzerstellen betrifft, zuende. Ich glaube nachgewiesen zu haben, dass der Panzer nirgends der Erklärung Schwierigkeiten bereitet. Für mich ist also die Panzerinterpolation, wie sie im weiteren entwickelt wird, abgethan. Statt dem Verf. auf diesem Gebiete noch weiter zu folgen, will ich kurz eine Reihe von Stellen hersetzen, die beweisen, erstens dass der Panzer als Rüstungsstück der Helden in der Ilias allgemein vorausgesetzt wird, d. h. dass das Gedicht die allgemeine Verwendung des Panzers im Kriegskampfe zur ausgesprochenen oder stillschweigenden Voraussetzung macht, zweitens dass es Stellen gibt, die weder die Auffassung des *θώραξ* = Rüstung = Schild noch die Ausmerzung des Wortes *θώραξ* zulassen.

Solche Stellen sind:

B 544 heißt es von den Abanten

μεμαῶτες ὄρεκτῖσιν μελήσιν

θώρακας ῥήξιν δηίων ἀμφὶ στήθεσσι.

E 282 Pandaros trifft den Diomedes

κατ' ἀσπίδα· ἢ δὲ διαπρὸ

αἰχμῇ χαλκείῃ πταμένη θώρακι πελάσθη.

Z 322 Hektor findet Paris

τεύχε' ἔποντα,

ἀσπίδα καὶ θώρακα καὶ ἀγκύλα τόξ' ἀφρόντα.

© 195 f. Hektor muntert seine Pferde auf, auf dass er d⁴

Diomedes von den Schultern nehme

δαιδάλεον θώρακα, τὸν Ἥφαιστος κάμε τεύχων.

N 264 Idomeneus sagt im Gespräche zu Meriones
*τῷ μοι δούρατά τ' ἔστι καὶ ἀσπίδες ὀμφαλόεσσαι
 καὶ κόρυθες καὶ θώρηκες λαμπρὸν γανόωντες.*

N 340 ein Bild der Schlacht:

*ὄσσε δ' ἄμερδεν
 ἀνγὴ χαλκείη κορύθων ἄπο λαμπομενάων
 θωρήκων τε νεοσμύκτων σακίων τε φαινώων
 ἐρχομένων ἄμυδις.*

Ebenso T 361 beim Ausrücken der Myrmidonen:

*ὧς τότε ταρφείαι κόρυθες λαμπρὸν γανόωσαι
 νηῶν ἐκφορέοντο καὶ ἀσπίδες ὀμφαλόεσσαι
 θώρηκες τε κραταιγύαλοι καὶ μέλινα δοῦρα.*

Und endlich will ich noch eines intimen Zuges in der Dichtung erwähnen, der allein die ganze Panzerinterpolation über den Haufen wirft, nämlich jener Stelle, wo der Dichter schildert, wie Achill zum erstenmale die neuen Waffen probiert; T 384 f. heißt es so köstlich:

*πειρήθη δὲ εὐ' αὐτοῦ ἐν ἔντεσι δῖος Ἀχιλλεύς,
 εἰ οἱ ἐφαρμόσσειε καὶ ἐντρέχοι ἀγλαὰ γυῖα
 τῷ εὐτε περὶ γίγνεται, ἄειρε δὲ ποιμένα λαῶν.*

Ein Interpolator, der den Panzer in eine fremde fertige Dichtung einschmuggelt, schreibt diese Verse gewiss nicht.

Dass der Panzer in der Ilias im allgemeinen Gebrauche steht, beweisen endlich auch noch die Epitheta *θωρηκῆς* und *χαλκοχίτων*. Bei dem letzteren geräth nun allerdings der Verf. in keine geringe Verlegenheit und meint es auf den Schild deuten zu können nach Analogie des *λάινον χιτῶνα*! Dass dieser Ausdruck T 57 ein Witz ist, muss doch jeder zugeben; ich glaube, dass ihn das Epitheton *χαλκοχίτων* erklärlich macht, aber nicht umgekehrt.

Was der Verf. im folgenden über den Zoster und die Mitra vorbringt, dagegen wird, abgesehen von ihren Beziehungen zum Panzer, kaum etwas einzuwenden sein. Ebensowenig wüsste ich Stichhältiges gegen das fünfte und sechste Capitel über die Helme und das Bogenschießen vorzubringen. Ob aus Stellen wie N 340, O 647, P 269 die Frage zu entscheiden ist, ob die Helme aus Leder oder Erz waren, lasse ich dahingestellt.

Ich fasse die Ergebnisse meiner Untersuchungen noch einmal kurz zusammen. Ich glaube gezeigt zu haben, dass der große mykenische Schild in der epischen Zeit nicht mehr im ausschließlichen Gebrauche stand, sondern dass wir einen kleineren Typus des Schildes (etwa wie der auf S. 80, Fig. 33, der gleichfalls am Telamon getragen worden sein muss) anerkennen müssen; dass die Beinschienen und der Panzer in dieser Zeit im Gebrauche standen. In der epischen Zeit, d. h. in jener Zeit, die uns durch die Ilias geschildert wird. Ich anerkenne, dass sich eine Erinnerung an die alte Bewaffnung mit dem großen mykenischen Schilde in der Ilias erhalten hat — und diese Spuren aufgedeckt zu haben,

ist das bleibende, nicht geringe Verdienst des Verf.s; der Dichter der Ilias aber, wie sie uns im ganzen und großen heute erhalten ist, hat seine Helden mit einem kleineren Schilde, Beinschienen und Panzer ausgerüstet.

Wien.

August Scheindler.

Schneller Chr., Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols. 2. Hft. Herausgegeben vom Zweigvereine der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck, Verlag der Vereinsbuchhandlung 1894. 8^o. 112 SS.

Den 'tirolischen Namenforschungen', die in dieser Zeitschrift 1891, S. 55—59 angezeigt worden sind, hat der Verf. im vorigen Jahre ein erstes, jetzt ein zweites Heft weiterer Beiträge folgen lassen. Jenes handelt von lat. *mn*, von dem Auslaute *dr*, *ndr* in Ortsnamen, ferner 'wie sich in Ortsnamen auf *-ac*, *-ag* ältere Rechts-, Zins- und Lebensverhältnisse ausdrücken', Arten des Besitzes und der Siedelung, zur Viehzucht, Namen nach Amtswürde, Verschiedenes; dieses geht dem 'Wasser' und der 'Bodengestaltung' in den Ortsnamen nach. Im Gegensatze zu dem ersten Werke ist also nun nicht mehr eine bestimmte Gegend durchsucht, sondern es wird dargestellt, was für Anschauungen bei der Schaffung der Ortsnamen zugrunde liegen, wodurch die Sammlung mehr dem Völkerpsychologen und dem Lexikographen wertvoll wird, während die andere mehr dem Historiker und dem Phonetiker Dienste leistet. Dass es sich wohl lohnt, die Namen ein- und derselben Gegend von beiden Gesichtspunkten aus zu betrachten, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden.

Ein Lob über Schnellers Art der Namendeutung auszusprechen, ist überflüssig. Man weiß, dass er statt durch kühne Constructionen und mehr oder weniger sogenannte geistreiche Deutungen für jeden Namen irgend eine Erklärung zu erfinden, die in rätischer oder etruskischer oder sonst einer uns nicht bekannten Sprache fußt, es vorzieht, wo immer möglich zunächst die älteste, urkundlich überlieferte Form zu suchen und von der aus dann eine Etymologie mit bekannten, d. h. mit lateinischen Elementen zu geben. Dass auch vorrömische Namen sich in der tirolischen Toponomastik finden, ist natürlich nicht ganz in Abrede zu stellen, aber ihre Zahl ist, wenn man nach dem urtheilen darf, was wir in Frankreich beobachten, eine sehr geringe, und die größere Wahrscheinlichkeit spricht stets für lateinischen Ursprung.

Diese Ansicht wird durch das vorliegende Heft durchaus bestätigt. Von den gallischen *comba* und *rocca*, die in Frankreich und Norditalien weit verbreitet sind, findet sich in Tirol keine Spur, das einzige gallische Wort, das ziemlich beliebt ist, ist *grava* 'Kies'. Andere nicht lateinische Grundwörter sind *gama*

Geröllhalde', das ich als Appellativum für Veltlin, Puschlav, Sulzberg, Val Camonica, dann Graubünden und Tessin angegeben finde, aber weder südlich in der Lombardei noch östlich in Greden, Abtei, Friaul finden kann. Auch in der deutschen Schweiz erscheint es und erstreckt sich nach der Angabe des Idiotikons II 336 über Graubünden, Glarus, Muotathal, Urserenthal, Wallis, Haslithal, Niedwalden und bis in Pomatt im Piemont. Auf französischem Boden kann ich dagegen nichts Entsprechendes finden. — Sodann möchte ich auch *crep* Stein als vorrömisch bezeichnen. Das Wort erscheint als *grep* nach Gartner, Rätorum. Gramm. S. 5 im oberen Rheinthal, als *grip* im Münsterthal, *krap*, *krep*, *kret* in Wälschtirol und Friaul; *krap* ist auch engadinisch und obwaldisch, *greppo* ist dem Toskanischen nicht fremd, scheint aber nicht weiter südlich gedrungen zu sein; als östlichster Ausläufer ist alban. *krep* 'Abhang' zu nennen, westlich vermag ich in der deutschen Schweiz nichts zu finden. Dass ein Zusammenhang dieser Wörter mit friaul. *klap* und deutschem *Klippe* bestehe, wie G. Meyer, Alb. Wörterb. 205, anzunehmen geneigt scheint, halte ich für ausgeschlossen, da formale wie sachliche Bedenken dagegen sprechen, aber auch die Herleitung aus lat. *crep-are* scheitert daran, dass die romanischen Formen durchaus *pp*, nicht *p* voraussetzen. Nehmen wir endlich noch *musna* 'Steinhaufe' (S. 86), über dessen Herkunft ich ebensowenig etwas zu sagen vermag wie der Verf., so sind wir am Ende.

Was nun die lateinischen Elemente betrifft, so fallen zunächst einige negative Resultate auf. *Aqua* erscheint nur in Ableitungen oder mit Adjectiven, nie allein. Das begegnet auch anderswo, ist aber doch nicht unbedingte Regel, da wir ja mehr als eine Aa, Ache ohne Zusatz haben und das Flässchen *Oef* (Beauce, Frankreich) nicht *ovum*, sondern *aqua*, afr. *eve* darstellen wird. Dass *flumen* nicht vorkommt, ist natürlich, *rivus* hat umso reichlichere Spuren hinterlassen, dagegen fehlt *arrugia* wie *arrugium* (vgl. über die zwei Wörter Rom. Gramm. I S. 45 f. und G. Meyer, Alb. Wörterb. 335) und *latex*, das im Lombardischen soweit verbreitet ist (Ascoli, Arch. Glott. XIII, S. 324). *Furca* und *jugum* sind begreiflicherweise stark vertreten, ihnen gesellt sich *fastigium* zu und *fissa*, das der Verf. mit großer Wahrscheinlichkeit in der 'Pfeisalpe' wiederfindet und auch sonst mehrfach in Verbindungen mit *petra* u. a. nachweist. Dagegen sind *piz*, das in Bünden so beliebt ist, und *cornu* nur ganz schwach vertreten, *corniculu*, das in der deutschen Schweiz mehr als ein Gurnigel abgegeben hat, fehlt völlig usw.

In einigen einleitenden Seiten vertheidigt der Verf. frühere Aufstellungen mit Glück gegen Angriffe, die sie erfahren haben. Ich hebe daraus die, wie mir scheint, abschließende Behandlung der Namen *Trisanna* und *Rosanna* hervor, deren Ursprung aus *Drusiana* durch historische Zeugnisse gegen alle keltischen Velleitäten

(Österreichisches Literaturblatt 1893, Nr. 21, Literaturblatt für germ. u. rom. Phil. 1893, Sp. 105) gesichert ist.

Man darf wohl hoffen, dass der Verf. zu den nächsten Sommerferien uns wieder mit einem Hefte seiner Beiträge beschenkt, da er dem großen Stoffe gewiss noch manche interessante Seite abgewinnen wird.

Wien.

W. Meyer-Lübke.

Franz Martin Mayer, Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der Jugend und dem Volke erzählt. Mit 24 Abbildungen und 1 Radierung als Titelbild. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. 320 SS.

Unsere vaterländische Geschichte erfreut sich in neuerer Zeit einer besonders eifrigen Pflege. Hervorragende Geschichtsforscher, aber auch ganze Vereine sind bestrebt, die Schätze, die noch in Archiven, Museen und Bibliotheken verborgen ruhen, zu heben und neues Licht über einzelne Ereignisse, wie über ganze Zeiträume zu verbreiten. Geschichtskundige Männer sind dann weiter bemüht, die Ergebnisse dieser rastlos thätigen, auf den Höhen der Wissenschaft einerschreitenden Forschung in zweckentsprechender Umprägung weiteren Kreisen zugänglich zu machen, ihnen die Ereignisse, die sich auf dem heimatlichen Boden zugetragen haben, in warmen Worten wahrheitsgetreu zu erzählen und ihnen die Helden gestalten, die im Mittelpunkte derselben stehen, in scharf umrissenen Bildern vorzuführen. Dankenswerte Versuche dieser Art, dem Volke seine Geschichte vorzuhalten, ihm Interesse für dieselbe einzuflößen, es mit Begeisterung für die eigene große Vergangenheit zu erfüllen, seinen Sinn für das historisch Gewordene zu schärfen und ihm so das Verständnis für die unmittelbare Gegenwart mit ihren reichgestalteten Einrichtungen und Zuständen zu erschließen, sind wohl schon öfter gemacht worden; gleichwohl ist es bisher nicht gelungen, ein Buch zu schaffen, das wenigstens bis zu einem gewissen Grade zum Volksbuche geworden wäre, zu dem der schlechte Bürger in heiteren wie in ernsten Stunden immer wieder gerne greifen würde, um sich an den Ruhmesthaten der großen Ahnen zu erheben und zu begeistern. Jeder neue Versuch, der sich dieses Ziel setzt, verdient gewissenhafte Beachtung, und so kann auch das vorliegende Buch Mayers, das der Jugend und dem Volke „von den Geschicken der Nationen, die heute die Monarchie ausmachen, von ihrer Vereinigung und von der Entwicklung des Gesamtstaates“ erzählen will, nur mit Beifall begrüßt werden.

Mayer war sich der Anforderungen, die an ein solches Unternehmen gestellt werden, und die zum Theil ganz eigener Art sind, wohl bewusst. Er hat sich von dem Streben nach einer auch nur relativen Vollständigkeit des überreichen Stoffes, von einer

trockenen Häufung von Zahlen, Namen und Thatsachen frei gehalten, er hat kein dürres Skelet historischer Ereignisse geboten, sondern die großen Begebenheiten in entsprechender Ausführlichkeit in den Vordergrund gestellt und von den führenden Persönlichkeiten ein anschauliches, mitunter durch persönliche Züge belebtes Bild entworfen. Geschichte, Sage und Anekdote, Wissenschaft, Kunst und Gewerbe, Religion, öffentliches und Privatleben liefern gelegentlich das Material, um abwechslungsreiche Bilder schaffen zu helfen, die zum Theile noch weiter durch eine größere Anzahl (58) trefflicher Abbildungen zur klareren Anschauung gebracht werden.

In der „Vorgeschichte“ (S. 3—20), die gewissermaßen die Einleitung bildet, wird in fünf Abschnitten das Wichtigste über die Zeit der Römer, die Völkerwanderung, das Reich der Franken bis zu den Kriegen mit den Avaren und der Gründung der (ersten) Ostmark durch Karl den Großen, das großmährische Reich und die Magyaren bis zur Schlacht auf dem Lechfelde (955) erzählt. Das erste Buch behandelt sodann (S. 23—55) die österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder unter nationalen Dynastien, das zweite (S. 59—126) die Versuche, die genannten Länder unter einer Dynastie zu vereinigen, von Premysl Ottokar II. und Rudolf von Habsburg an bis zur Schlacht von Mohacz, das dritte (S. 129 bis 320) die Geschichte Österreichs vom Jahre 1526 bis auf die Gegenwart.

Der Idee, die dem Buche zugrunde liegt, wie nicht minder der Durchführung derselben kann im allgemeinen die Anerkennung nicht versagt werden; es wäre nur zu wünschen, dass der Verf. auch der Detailarbeit hie und da eine größere Sorgfalt zugewendet hätte: es hätte sich gar leicht eine Anzahl theils unrichtiger, theils ungenauer Angaben vermeiden lassen.

Ich will im Nachstehenden einzelne Stellen anführen, gegen die Einwendungen erhoben werden müssen.

S. VII (Inhalt), erstes Buch, III, 3 (und in gleicher Weise S. 51 in der Überschrift) ist statt „Geisa I.“ „Geisa II.“ einzusetzen. — Ebendasselbst (S. VII und S. 51) heißt es: „Emerich und Andreas II. † 1235.“ Sind denn beide Könige im Jahre 1235 gestorben? Es soll lauten: „Emerich. Andreas II. † 1235.“ — S. VIII (drittes Buch) I, 1 und ebenso S. 129 würde es sich empfehlen, die Überschrift: „Die Entstehung der österreichischen Monarchie“ — von einer solchen kann doch nicht erst unter Ferdinand I. gesprochen werden — in: „Die Entstehung der österreichischen Großmacht“ abzuändern. — S. 3 ist von den „Salzgruben von Hallstatt und Hallein im Salzburgischen“ die Rede. Liegt denn Hallstatt auch im Salzburgischen? — S. 4 wird der Feldzug des Kaisers Trajan gegen die Dacier in das Jahr 100 versetzt. Kaiser Trajan unternahm diese Kriegszüge in der Zeit von 101—106. — S. 8 heißt

es: „Im Jahre 313 fand eine allgemeine Christenverfolgung statt.“ In das Jahr 313 fällt gerade das berühmte Edict von Mailand, das den Christen Schutz gewährte. Gemeint dürfte wohl das Edict des Kaisers Diocletian vom Jahre 303 sein. — S. 10 f. ist von den Hunnen und ihrem Könige Attila die Rede; da hätte doch wohl die Völkerschlacht vom Jahre 451 erwähnt werden sollen. — Der Kampf Heinrichs I. mit den Ungarn im Jahre 933 fand nicht bei Merseburg (S. 20), sondern an der Unstrut (bei Riade) statt. — Die für die vaterländische Geschichte so folgenschwere Schlacht auf dem Lechfelde (955) hätte (S. 20) nicht so kurz abgethan werden sollen. — S. 23 f. fehlt bei einzelnen bairischen Fürsten die Regierungszeit. Auch fällt es auf, dass bei dieser Fürstenreihe Ernst der Tapfere und Friedrich der Katholische ganz übergangen wurden. — Leopold III. starb nicht 1137 (S. 28), sondern 1136. — Der Přemyslide Wenzel I. regierte nicht 25 (S. 60), sondern 23 Jahre. — Der Feldzug des Königs Johann von Böhmen gegen die heidnischen Preußen fällt nicht in den Winter von 1346 auf 1347 (S. 77), sondern in das Jahr 1336. — Nicht Karl IV. (S. 79), sondern König Johann legte (am 21. November 1344) den Grund zu dem Veitstodn in Prag. — Der Verf., der sonst Sagenbildungen gerne in die Geschichte einflcht, hat auffallenderweise (S. 87) bei der Schlacht von Sempach Arnold Winkelried nicht genannt. Unrichtig ist sodann (ebendasselbst) die Angabe, dass die Habsburger im Kampfe mit den Schweizern im Jahre 1389 nochmals eine Niederlage erlitten: diese Schlacht fällt in das Jahr 1388; auch hätte der Ort derselben (Näfels) genannt werden sollen. — S. 90 heißt es: „Erst Papst Gregor XI. regierte seit 1370 die Kirche wieder von Rom aus.“ Gregor XI. wurde 1370 zum Papste gewählt, verlegte aber erst im Jahre 1377 seinen Sitz nach Rom. — S. 98 findet sich der Satz: „Von da (Albrecht II.) an blieben stets habsburgische Fürsten im Besitze der deutschen Kaiserkrone.“ War denn Karl VII. (1742—1745), von dessen Wahl und Krönung zum deutschen Kaiser S. 208 die Rede ist, auch ein Habsburger? — S. 105 fehlt bei dem Satze: „Es wurde (in dem Vertrage von Ödenburg 1463) ausgemacht, dass Friedrich und seine Nachkommen nach dem Tode des Matthias (Corvinus) das Nachfolgerecht in Ungarn haben sollten“ der Zusatz: „für den Fall, dass Matthias keine Erben hinterlassen würde“. — Bei dem Satze (S. 112): „Seit dem Jahre 1439 beherrschte Tirol und die Vorlande Erzherzog Siegmund“ wäre zu bemerken, dass die erzherzogliche Würde erst im Jahre 1453 geschaffen wurde. — Philipp der Schöne starb nicht im Jahre 1505 (S. 114), sondern 1506. Auch hinterließ derselbe nicht eine Tochter Marie und zwei Söhne Karl und Ferdinand, sondern vier Töchter (Eleonore, Isabella, Maria und Katharina) und zwei Söhne K. und F. — Nicht der „Kurfürst Friedrich von Sachsen“ (S. 134)

sondern der K. Johann Friedrich war ein Haupt des schmal-kaldischen Bundes. — Die Gemahlin des Fürsten Siegmund von Siebenbürgen hieß nicht Maria Christierna (S. 146), sondern Maria Christine. — S. 152 erscheint der Name des Erzbischofs Lohelius von Prag als „Bohelius.“ — S. 158 wird der Friede, welchen Ferdinand II. im Jahre 1624 zu Wien mit Bethlen Gabor schloss, besprochen; der weit wichtigere Friede aber von Nikolsburg (1621), auf welchem der erstgenannte seinen wesentlichsten Bestimmungen nach beruhte, wird nicht erwähnt. — Die Angabe (S. 168), dass Schweden im westfälischen Frieden Pommern erhalten habe, ist unrichtig; Schweden erhielt bloß Vorpommern und einen kleinen Theil von Hinterpommern: den größten Theil von Hinterpommern bekam Brandenburg. — S. 187 wird „der spanische König Karl II. der letzte Habsburger“ genannt; der Genauigkeit halber würde es sich empfehlen hinzuzusetzen: „der spanischen Linie“. — S. 194 wird bei Besprechung der Friedensschlüsse von Utrecht, Rastatt und Baden gesagt, dass Kaiser Karl VI. „aus der spanischen Erbschaft die Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien“ erhalten habe. Sicilien kam nicht schon durch diese Friedensschlüsse, sondern erst 1720 (gegen Sardinien) an Österreich, als Alberoni „den Habsburgern ihre italienischen Besitzungen entreißen“ wollte (S. 196). — S. 197 findet sich ein sinnstörendes Versehen, indem daselbst gesagt ist, dass nach der pragmatischen Sanction die Erbfolge in der weiblichen Linie zuerst auf die Töchter Leopolds (es soll heißen Karls VI.) übergehen sollte. — Im Frieden von Belgrad gab Österreich nicht alles, was es im Passarowitzer Frieden gewonnen hatte, auf (S. 202): das Banat verblieb bei Österreich. — S. 204 werden die beiden Fischer auch als Erbauer der Peterskirche in Wien genannt; dieser Bau wird wohl mit mehr Recht (Ferdinando) Bibiena zugeschrieben. Ebendasselbst wird unter den Bauten der genannten Architekten auch „die böhmische Reichskanzlei“ angeführt: eine solche gab es nicht; gemeint ist wohl die böhmische Hofkanzlei. — S. 215 hätte bei dem siebenjährigen Kriege unter den Ereignissen des Jahres 1758 die Schlacht bei Zorndorf nicht unerwähnt bleiben sollen. — Das bekannte Schreiben Friedrichs II., in welchem derselbe nach der Niederlage von Kunersdorf seine trostlose Lage schilderte, war nicht an einen „seiner Generale“ (S. 216), sondern an den Minister Finkenstein gerichtet. — S. 218 wird gesagt, dass den König Friedrich II. im Jahre 1759 auch in Schlesien harte Schläge trafen. Nicht in Schlesien, sondern in Sachsen erlitt der König in diesem Jahre schwere Verluste. — S. 221 hätte bei der ersten Theilung Polens, bei der Österreich eine große Provinz gewann, das Jahr 1772 und ebenso bei der Erwerbung der Bukowina das Jahr 1775 genannt werden sollen. — S. 239 heißt es: „Um Russland wieder für Österreich zu gewinnen, schickte die Kaiserin (Maria Theresia) im Jahre 1780 ihren Sohn

Josef nach Russland.“ Diese Darstellungsweise ist unrichtig: Kaiser Josef hat vielmehr gegen den Willen seiner Mutter diese Reise unternommen. — Ludwig XVI. wurde nicht am 21. Juni 1791 (S. 246), sondern am 21. Januar 1793 hingerichtet. — Bei dem zweiten Coalitionskriege hätten (S. 253) die Siege des Erzherzogs Karl bei Ostrach und Stockach erwähnt werden sollen. — S. 273 hätten auch die bedeutenden Gebiete, die Österreich im Wiener Frieden (1809) an das Großherzogthum Warschau und an Russland abtreten musste, angeführt werden sollen — schon mit Rücksicht darauf, dass S. 286 gesagt wird, dass Österreich im Wiener Congress „den Tarnopoler Kreis“ von Russland zurückerhielt. — Der russische Feldzug Napoleons I. kostete im ganzen nicht 80.000 (S. 279), sondern gegen 800.000 Menschenleben. — S. 292 wird gesagt, dass Radetzky „zu Trebnitz im ehemaligen Berauner Kreise“ das Licht der Welt erblickt habe. Der Ort heißt Trebnitz und liegt im ehemaligen Taborer Kreise; einen Berauner Kreis hat es nicht gegeben. — S. 302 ist die Veranlassung des dänischen Krieges vom Jahre 1864 mit den Worten: „Die Herzogthümer Schleswig und Holstein waren mit dem Königreiche Dänemark verbunden, sehnten sich aber nach dem Anschlusse an Deutschland. Zu ihrer Befreiung griffen Österreich und Preußen 1864 zu den Waffen“ denn doch etwas sonderbar angegeben. — S. 308 soll es statt: „Die Mitglieder des Herrenhauses sind die Prinzen des kaiserlichen Hauses, die Erzbischöfe und einige Bischöfe ...“ heißen: „... die großjährigen Prinzen des kaiserlichen Hauses, die Erzbischöfe und die Bischöfe mit fürstlichem Range ...“ — Noch ungenauer ist die Zusammensetzung der Magnatentafel mit den Worten (S. 309): „Die Magnatentafel wird gebildet aus dem hohen Adel und dem Clerus“ bezeichnet. — Die Behauptung (S. 314), dass Wien die gesündeste Stadt Europas sei, ist nicht minder kühn wie die Bezeichnung (ebendasselbst) „gothischer Riesenbau“ für die Votivkirche.

Ich will nun auch noch einige Worte über die sprachliche Seite, die durchaus nicht nebensächlich ist, äußern.

Ein Buch, das für die Jugend und für das Volk bestimmt ist, muss vor allem in einem fesselnden Erzählungstone geschrieben sein: eine klare, frisch dahinfließende, von einer gewissen Wärme getragene Darstellung, die bei einzelnen Höhepunkten sich von selbst zu einem edlen Schwunge erhebt, trägt wesentlich dazu bei, das Interesse für die Sache zu steigern. — Es muss nun dem vorliegenden Werke nachgerühmt werden, dass es den Gegenstand in einer anregenden, das jugendliche Gemüth ansprechenden, lebendigen Form behandelt. Gleichwohl möchte ich diese Seite des Buches dem Verf. — ich lege eben auf dieselbe, und ich glaube nicht mit Unrecht, ein besonderes Gewicht — noch weiter zu

sorgfältigsten Beachtung empfehlen. Ich will hier einige Stellen herausheben, die einer Correctur bedürfen.

S. 4: „wo der Donaustrom ... in die walachische Ebene tritt (statt eintritt). — S. 7: „Unter Kaiser Nero fand man den Handelsweg von Carnuntum nach der preußischen Bernsteinküste, und von da drang römisches Geld durch Mähren, Schlesien und Polen bis nach der unteren Weichsel vor.“ Von der preußischen Bernsteinküste? — S. 14 (6. Zeile): ein (st. in) die Reihen. — S. 18: „Da erfand Cyrill geeignete Schriftzeichen für die Laute der slavischen Sprache und übersetzte die Evangelien in jener Schrift, welche heute noch die glagolitische genannt wird.“ Kann man denn die Evangelien in einer Schrift übersetzen? Es soll heißen; „(Cyrill) übersetzte die Evangelien in die slavische Sprache und bediente sich dabei jener Schrift, welche ...“ — Dativbildungen, wie: „dem Jüngling“ (S. 23), „dem Abt“ (S. 36), „nach dem Untergang“ (S. 41), „nach einem besonders schönen Baum“ (S. 46), „zum König“ (S. 62), „mit einem Heer“ (S. 106) u. a. ä. kann ich nicht billigen. — S. 26: „(ein Kirchlein), das ... dem Berge dem (st. den) Namen gab.“ — S. 30: „Heinrich Jasomirgott berief (st. rief) irische Mönche aus Regensburg herbei.“ — S. 31 (2. Abs., Z. 3): „Leute“ statt „Beute“. — S. 33 (Z. 5): „inne hielt“ (st. innehielt). — S. 34 (Z. 7 v. u.): „Bischofssitz“, dagegen S. 42 (Z. 10): „Bischofssitz“. — S. 35: „die Cistercienserkirche von Heiligenkreuz und Lilienfeld“ (st. die Cistercienserkirchen von ...). — Ebendasselbst: wo heute die Eisenbahnstation Steinbrück in Untersteiermark steht (st. liegt). — S. 36: „Da der Herzog (Friedrich II.) bei seinem Regierungsantritte noch jung war, so bildete sich eine Adelsverschwörung.“ Ist denn die Jugend eines Fürsten ein Grund für eine Verschwörung? — S. 52: „Andreas hatte viele Anhänger Emerichs mit Geld bestochen, dass (st. so dass) sie den König verließen und sich ihm selbst anschlossen.“ — S. 59: „Die erstere (Margareta) war Witwe (st. die Witwe) Heinrichs.“ — S. 66: „Genüge zu thun“ (st. genügezuthun). — S. 71: „zu Hilfe“ kommen (st. zuhilfe). — S. 89: „zu Grunde legen“ (st. zugrunde). — S. 90: „Da sich Wenzel auch jetzt um Deutschland nichts (st. nicht) kümmerte ...“ Ebenso S. 116: „... in Ungarn, wo die Magnaten sich um die Befehle des Königs nichts (st. nicht) kümmerten.“ — S. 91 (Z. 9): „sic“ (st. sich). — S. 92: „Als diese Hoffnung nicht in Erfüllung gieng, bereute er seine Abdankung, und er beschloss zu entfliehen“ (st. bereute er s. A. und beschloss ...). — Der Satz (S. 95): „Er (Kaiser Siegmund) zeigte sich leutselig gegen jedermann, stets heiteren Sinnes und überaus freigebig, Eigenschaften, durch die er bezaubernd auf seine Umgebung wirkte“ braucht wohl eine gründliche Einrichtung. — S. 109: Wien war damals schon eine volkreiche Stadt; es zählte 50.000 Communicanten. Wozu dieser

ungewöhnliche Ausdruck? — S. 112: „Er (Kaiser Friedrich III.) hatte die Gewohnheit, die Thüren mit dem Fuße zuzuschleudern, und sich infolge dessen (st. und hatte sich infolge dessen) einmal ein bösesartiges Geschwür am Fuße zugezogen.“ — S. 126: „Stuhlweißenburg“ (st. Stuhlweißenburg). — S. 141: „um so mehr“ (st. umsomehr). — S. 144: „wegen Polen“ (st. w. Polens). — S. 165: „Dieser (der Sold) konnte freilich nie regelmäßig geschafft (st. beschafft) werden.“ — S. 166 (Z. 8 v. u.): „Oberstwachmeister“; dagegen zwei Zeilen vorher: „Oberwachmeister“. — S. 171: „Um die Hexen zum Geständnisse zu bringen“ (st. zu bringen). — Ebendasselbst: „(Ferdinand III.) war freundlich mit jedem, der sich ihm nahte“ (st. der ihm nahte oder der sich ihm näherte). — S. 180 ist die ungenane Ausdrucksweise, dass am 12. September 1688 „auf dem Altar des Leopoldsberges“ die Messe gelesen wurde, zu berichtigen. — S. 202 und 204 erscheint der Name des großen Architekten Hillebrand als „Hillebrand“. — S. 214: „Vorthel“ (st. Vortheil). — Für „Steuerkräftigkeit“ (S. 227) wäre das einfachere „Steuerkraft“ zu setzen. — S. 239: „Zu Theile Schuld daran trugen“ (st. die Schuld daran trugen, oder schuld daran waren) auch die Unruhen in Ungarn.“ — S. 258: „Osterreich“ (st. Österreich) und ebenso S. 285: „von den Osterreichern“. — S. 257: „sich zu Schulden (st. zu schulden) kommen lassen.“ — S. 265: „chossen“ (st. schossen). — S. 270: „Marlborghet“ (st. Malborghet). — S. 271: „zu einander“ (st. zueinander) und ebenso S. 309: „von einander“ (st. voneinander). — S. 271: „unverholen“ (st. unverhohlen). — S. 309 wäre für die Hauptstadt Ungarns die offizielle Bezeichnung „Budapest“ (für Pest) beizubehalten gewesen.

Neben den angeregten Verbesserungen würde ich bei der nächsten Auflage auch einige bezügliche Stammtafeln und eine Zeittafel als „Vermehrung“ gerne sehen.

Wenn ich mich in den voranstehenden Zeilen mit dem vorliegenden Buche länger beschäftigt habe, als dies bei Bücheranzeigen gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, so ist dies wohl ein Beweis dafür, dass ich demselben eine besondere Bedeutung belege. Mayer hat unstreitig einen guten Griff gethan, sein Buch entspricht thatsächlich einem Bedürfnisse, und so zweifle ich nicht, dass dasselbe nicht bloß in die Bibliotheken der Lehranstalten, sondern auch in zahlreiche Familienkreise seinen Weg finden wird.

Linz.

Chr. Würfl.

Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler aus Österreich-Ungarn.

Im Auftrage des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben von der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale. Entworfen und erläutert von Dr. M. Much. Aquarelle von Ludwig Hans Fischer. Wien, Verlag von Ed. Hölzel.

Diese Tafel bedeutet einen energischen Fortschritt auf dem Gebiete der allgemeinen Volksbildung, für welchen der hohen Unterrichtsverwaltung und der k. k. Centralcommission aufrichtiger Dank gebührt. Der Zweck, welchen die beiden genannten Factoren bei der Herausgabe derselben vor Augen hatten, ist ein doppelter. Zum einen will man das Verständnis für die in unseren Ländern so zahlreich zutage tretenden Gegenstände aus der Urzeit im Interesse dieser Dinge selbst in weiteste Kreise tragen, da sie bei zufälligen Funden noch sehr oft als wertlos beiseite geworfen werden, zum anderen will man dem Volke ein Bild der ältesten Cultur seiner Heimat vor Augen führen. Wir können nur auf das lebhafteste wünschen, dass die Tafel überall die weiteste Verbreitung finden möge, in Stadt und Land, vor allem in den Schulen jeder Art, wo sie einen schönen Wandschmuck der gewöhnlich trostlos kahlen Lehrzimmer bilden würde. Der Preis von 1 fl. 50 kr. für das in Leinwand gefasste und 2 fl. 20 kr. für das auf Leinwand gespannte und mit Holzleisten versehene Exemplar ist niedrig genug, um allenthalben die Anschaffung eines Bildungsmittels zu ermöglichen, das spielend leicht, ohne dass der Unterricht es zu berücksichtigen braucht, schon durch seine unmittelbare Gegenwart den empfänglichen Schüler in eine neue Welt einführt, die ihn interessieren wird, weil sich hier ein großer Entwicklungsgang in höchst einfachen und darum ohne Schwierigkeit fasslichen Formen bewegt.

Die 78 cm hohe und 98 cm breite Tafel enthält zahlreiche, in Farben ausgeführte Abbildungen von Typen der wichtigsten und häufigsten Fundgegenstände aus den vor- und frühgeschichtlichen Zeiten der österreichischen Länder. Die Objecte sind in sechs Verticalstreifen in der Art eingeordnet, dass die großen Epochen der Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit — hier mit Trennung in die Hallstädter und La Tène-Zeit —, dann der römischen und frühchristlichen (so müsste es besser heißen statt einfach „christlichen“) Zeit das Eintheilungsprincip abgeben. Die Auswahl ist eine sorgfältige und lässt fast keinen wichtigen Typus vermissen, die Ausführung in der Hauptsache eine gelungene; dass die Objecte aus Bronze je nach den als Vorlage benützten Originalen eine verschiedene, nicht durchwegs die conventionelle grüne Farbe zeigen, scheint uns eine zu weitgehende Concession an die Naturtreue, die in diesem Falle sogar irreführen kann. Die Anordnung hätten wir noch übersichtlicher gewünscht, damit der Entwicklungsgang, den die einzelnen Gegenstände, z. B. die Waffen, Fibeln usw., durch die verschiedenen Zeitalter genommen haben, unmittelbar die Augen springen würde. Praktischer wäre es nach uns

Meinung auch gewesen, wenn man auf die Herausgabe eines separaten Textblattes verzichtet und auf der Tafel selbst außer den Bezeichnungen für die Gegenstände in knappen Sätzen eine Charakteristik der einzelnen Culturstufen gegeben hätte. Das hätte wohl ein größeres Format der Tafel bedingt, brächte aber den großen Vortheil, dass diese nun in Bild und Wort sprechen und ein selbstständiges Ganzes sein würde, unabhängig von dem Textblatte, das die Wissbegierde des Schülers befriedigen, seine Phantasie anregen soll und ihm doch nicht zur Hand ist. Aber diese Einwendungen wollen nicht vergessen machen, dass das Gebotene schon einen hohen Grad der Vollendung bedeutet. Überall, wo höchste Zweckmäßigkeit als höchstes Ziel vorschwebt, ist sie ja naturgemäß erst das Ergebnis oft wiederholter Versuche.

Wien.

Karl Masner.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte.
Quellen und Bearbeitungen systematisch und chronologisch verzeichnet.
6. Aufl. bearbeitet von E. Steindorff. Göttingen 1894. 8°, 730 SS.

Die Quellenkunde von Dahlmann-Waitz ist seit langem in jedem Fachmanne unentbehrliches Handbuch geworden. Während Dahlmann es seinerzeit zunächst bloß zur Befriedigung des Bedürfnisses der Teilnehmer an seiner Vorlesung über deutsche Geschichte zusammenstellte, dachte Waitz sich als Leserkreis des Buches vornehmlich jene, „die sich ganz oder theilweise dem Studium der Geschichte an unseren Universitäten widmen und an den verschiedenen historischen Seminarien oder Übungen theilnehmen“; heute kann es niemand missen, der einen tieferen Blick in die Geschichte des deutschen Volkes thun will. Für den Politiker ist es schon wegen des in der neuesten Auflage neu hinzugekommenen achten Buches „Gründung und Anfänge des neuen deutschen Reiches“ (Nr. 6266—6550) ein wichtiges Hilfsmittel der Belehrung.

Man wird es mit großer Freude begrüßen, dass nach Waitz' Tode sich eine so kundige Hand wie die Steindorffs des Buches angenommen hat.¹⁾ Wie sorgsam die vorliegende 6. Auflage durchgearbeitet ist, ergibt die Thatsache, dass das Buch nunmehr 6550 Nummern (auf 730 Seiten) gegen 3753 (auf 341 Seiten) der letzten von Waitz besorgten Auflage zählt. Zunächst sind einige lange schon fühlbar gewordene Lücken ausgefüllt worden. Das Buch litt, wie Steindorff mit Recht bemerkt, in Bezug auf die Berücksichtigung der älteren Literatur an einer gewissen Ungleichmäßigkeit: in den die Neuzeit betreffenden Abschnitten fehlten manche zwar ältere, aber doch immer noch wertvolle Werke. Diese wurden nun eingefügt; dagegen wurde jetzt freilich auch eine

¹⁾ Leider ist uns nun auch der letzte Bearbeiter des Buches durch den Tod entrissen.

Anzahl von Nummern ausgeschieden, meist solche Ausgaben älterer Quellen, denen nach der Neuauflage in den Monumenta Germaniae nur noch eine literarhistorische Bedeutung zukommt.

Im ganzen und großen ist die Anordnung des Stoffes dieselbe geblieben und mit Recht, denn die Anlage hat sich bewährt. Eine sehr dankenswerte Neuerung enthält das Register. Während früher dort bloß der Name des Autors mit der entsprechenden Nummer des Werkes angegeben war, ist jetzt außer der Zahl auch noch die Schrift durch ein Schlagwort verzeichnet.

Graz.

J. Loserth.

Die Elemente der Zahlentheorie dargestellt von Paul Bachmann.
Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1892.

Durch die vorliegende Schrift wird eine Einführung in die Zahlentheorie angestrebt, wie dieselbe von Gauss in seinen berühmten *Disquisitiones arithmeticae* angebahnt, von Lejeune Dirichlet in dessen Geiste weiter ausgebildet und von neueren Forschern auf diesem Gebiete, wie Jacobi, Hermite, Kronecker, Dedekind und Schering und anderen ergänzt und erweitert wurde. Es wurde eine Gesamtdarstellung des heutigen Standes dieser Wissenschaft versucht; dies glaubte der Verf. dadurch zu erreichen, dass er in einer Reihe von Einzeldarstellungen Bilder der einzelnen Hauptgebiete der Zahlentheorie entwarf, durch welche die Charakterzüge dieser jungen, aber mächtigen Wissenschaft genügend gekennzeichnet sind. Die in dem vorliegenden Buche behandelten Elemente der Zahlentheorie entsprechen ungefähr dem, was Gauss in den fünf ersten Abschnitten seiner „arithmetischen Untersuchungen“ geboten hat.

In der Einleitung wird von dem allgemeinen Zahlenbegriffe ausgegangen und werden die Grundregeln der Rechnung entwickelt und auf die Commutations-, Associations- und Distributionsgesetze eingegangen. Der folgende Abschnitt umfasst die Lehre von der Theilbarkeit der Zahlen; in demselben werden auf Grund der einfachen Ableitung des Euclidischen Fundamentalsatzes nach P o i n s o t die Eigenschaften der Primzahlen und der zusammengesetzten Zahlen in sehr anschaulicher Weise besprochen. Verhältnismäßig einfach wurde ein von Catalan aus der Theorie der elliptischen Functionen gewonnenes Theorem deduciert, das weitere Anwendungen gestattet. Der zweite Abschnitt umfasst die Lehre von den Congruenzen, die auf dem Begriffe der Gruppe aufgebaut wird. Dann werden die Auflösungen der Congruenzen vom ersten Grade gezeigt und der Fermat'sche Satz in seiner verallgemeinerten Weise deduciert; diese von Euler angegebene Verallgemeinerung wird noch in doppelter Weise bewiesen und auf Grund der von Lagrange gegebenen Entwicklungen das Theorem von Wilson dargestellt.

Hierauf wird der allgemeine Satz von Kronecker bezugnehmend auf die Zusammensetzung aller Elemente einer commutativen Gruppe aus Fundamentelementen abgeleitet und einige Anwendung von demselben gemacht. Im dritten Abschnitte werden die Sätze von den quadratischen Resten betrachtet und auf die Theorie der Congruenzen des zweiten Grades des Näheren eingegangen. Den Mittelpunkt dieser Untersuchungen bildet das Reciprocitätsgesetz der quadratischen Reste oder das Grundtheorem der Theorie der quadratischen Reste. Auf die geschichtliche Seite der betreffenden Probleme wird in entsprechender Weise Rücksicht genommen. Im vierten Abschnitte wurde die Theorie der quadratischen Formen aufgenommen und der Frage näher getreten, wie es möglich ist, durch eine gegebene quadratische Form eine ebenfalls gegebene ganze Zahl darzustellen, was zur Auflösung einer diophantischen Gleichung vom 2. Grade führt. Die Untersuchung der Pell'schen Gleichung, deren Geschichte gegeben wird, nimmt den größten Theil dieses Abschnittes in Anspruch. Als Beispiel wird das Auffinden der sogenannten pythagoreischen Zahlen betrachtet. Im nachfolgenden finden wir eine Erörterung des Problems der Äquivalenz quadratischer Formen und einige auf die ambigen Classen und Formen bezügliche Theoreme. Den Schluss der Entwicklungen bildet eine neue, von anderen Gesichtspunkten ausgehende Erläuterung des in der Zahlentheorie so belangreichen Reciprocitätsgesetzes von Legendre.

Leitfaden der Physik. Von Dr. Jakob Heussi, ehemaliger Conrector am großherzogl. Friedrich Franz-Gymn. zu Parchim. 13. verb. Aufl. Mit 152 in den Text gedruckten Holzschnitten. Bearbeitet von H. Weinert in Braunschweig. Braunschweig, Otto Salle 1892.

Das vorliegende Buch behandelt nicht nur die Grundlehren der Physik, sondern auch in einem Anhange jene der Chemie und zwar letztere mit besonderer Rücksicht auf die neuen preussischen Lehrpläne, denen zufolge in der Untersecunda einige Belehrungen in der Chemie ertheilt werden sollen. Dass sich dieser Leitfaden der Physik für den vorbereitenden physikalischen Unterricht in der Obertertia der Gymnasien im allgemeinen gut eignet, wird von den Fachgenossen zugegeben werden müssen.

Der erste Abschnitt handelt von den Körpern überhaupt und von einigen wichtigen Grundbegriffen der Physik im allgemeinen. S. 3 ist die Definition des specifischen Gewichtes wieder in unrichtiger Weise gegeben; diese Unrichtigkeit wird keineswegs durch den Satz „durch das specifische Gewicht wird also auch die Dichtigkeit eines Körpers bestimmt“ aufgehoben. An dieser Stelle schon von der Abhängigkeit des specifischen Gewichtes und von den Eintauchverhältnissen eines Körpers im Wasser zu sprechen, hält Ref. für ganz verfehlt. Unrichtig ist es auch, wenn (S. 5) den Körpern, welche wir Gase nennen, keinerlei Cohäsion zugeschrieben wird. Der zweite Abschnitt handelt von der Physik der festen

Körper oder, wie es besser lauten sollte, von der Mechanik fester Körper. Der systematische Vorgang in diesem sowie auch in anderen Abschnitten lässt viel zu wünschen übrig, und es ist diesem Umstande zuzuschreiben, dass die Erklärung der einzelnen Erscheinungen entweder gar nicht oder in wenig befriedigender Weise gegeben werden konnte; so vermissen wir gleich zu Beginn dieses Abschnittes die Begründung der Gleichgewichtserscheinungen von Körpern vollständig. Wie kann man von der Anwendung der Zerlegung einer Kraft in Componenten (bei der schiefen Ebene) sprechen, wenn weder eine theoretische noch eine experimentelle Behandlung der Lehre vom Kräftenparallelogramm vorangegangen ist? Sätze, wie der folgende: „Je schneller ein Körper sich bewegt, desto größer ist seine Kraft“, sind nur bedingt richtig, die Ausdrucksweise unrichtig, weil es nur an einem Körper wirkende Kräfte, aber nicht Kräfte eines Körpers gibt.

Die Erläuterungen der Fliehkraft leiden an Mangel an Schärfe und sind überdies nicht richtig. Die Tangentialbewegung kann man sich niemals durch die Fliehkraft hervorgebracht denken. Das Gesetz des Isochronismus der Pendelschwingungen ist nicht in der ausgesprochenen allgemeinen Weise richtig; die Abhängigkeit der Schwingungsdauer eines Pendels von dessen Länge hätte genauer erörtert werden sollen. Was übrigens unter einer Schwingung verstanden wird, finden wir nicht angegeben. Der folgende Abschnitt handelt von den Gleichgewichtsbedingungen tropfbar flüssiger Körper. Das archimedische Princip ist zu wenig allgemein ausgesprochen; eine Begründung desselben wäre unschwer zu geben gewesen. Die Bemerkungen über die Wellenbewegung von Flüssigkeiten haben in der hier vorgetragenen Form keinerlei didaktischen Wert. Im folgenden Abschnitte, der von dem Gleichgewichte gasförmiger Körper handelt, macht sich die Übergehung des Mariotteschen Gesetzes unangenehm fühlbar. Statt der veralteten Hahnluftpumpe wäre die Ventilluftpumpe aufzunehmen gewesen. Im fünften Abschnitte wird die Lehre vom Schalle behandelt und zwar in einer für diese Unterrichtsstufe ganz entsprechenden Weise. Auch der folgende Abschnitt (Lehre von der Wärme) ist in einer den Schulzwecken entsprechenden Weise abgefasst. In dem siebenten Abschnitte (Lehre vom Lichte) finden wir die Mikroskope und Fernrohre nicht erwähnt, beziehungsweise beschrieben und in ihren Wirkungen erklärt. Dieser Mangel ist zu bedauern. Die Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität (achter und neunter Abschnitt) hat genug didaktische Unzukömmlichkeiten aufzuweisen: die Elektrisiermaschine kann nur dann in ihrer Wirkungsweise vom Schüler erfasst werden, wenn er von der Elektrizitätsbildung durch Verteilung Kenntnis genommen hat. Die Erklärung der Erscheinung an der Franklin'schen Tafel ist unrichtig: „die positive Elektrizität der ersten Belegung zieht negative Elektrizität aus der Erde in die zweite Belegung“ ist widersinnig. Von der Influenzmaschine hätte

in dieser Unterrichtsstufe Abstand genommen werden können. Die Einleitung in die Lehre vom Galvanismus ist zweckentsprechend gegeben. Die kurzen Andeutungen über das Entstehen von Inductionsströmen sind in dem vorliegenden Buche nicht am richtigen Platze (S. 129), zumal von denselben an einer späteren Stelle ausführlicher gesprochen wird. Die Grundlehren der Chemie sind zweckmäßig entwickelt. Es wird die Chemie der Luft, des Wassers, des Kochsalzes und der Salzsäure behandelt, sodann auf die chemischen Producte des Holzes und der Kohle eingegangen, die Zünd- und Sprengstoffe, Quarz, Kalk, Thonerde, die leichten und schweren Metalle und einiges aus der organischen Chemie erörtert. Das Buch, das viele Mängel aufweist, wird durch eine Umarbeitung in dem in diesem Referate angegebenen Sinne immerhin noch recht brauchbar gemacht werden können.

Leitfaden der praktischen Physik mit einem Anhang: das absolute Maßsystem von Dr. F. Kohlrausch, ord. Professor an der Univ. Straßburg. Mit in den Text gedruckten Figuren 7. verm. Aufl. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1892.

Es wäre überflüssig, wenn wir die Anordnung des in dem vorliegenden Leitfaden angesammelten Experimentiermaterials angeben, die Vorzüge dieses Buches vor ähnlichen noch einmal betonen würden. Seit dem ersten Erscheinen desselben im Jahre 1872 hat es sich so viele Freunde erworben, ist es so sehr Bedürfnis jedes Experimentalphysikers, der quantitative Messungen vorzunehmen hat, geworden, dass dieser Umstand allein zur Genüge zeigt, welche Brauchbarkeit dem Buche zukommt, wie sehr dasselbe den Arbeiten des Physikers entspricht. Im Laufe der Zeit ist aus dem Buche, das nur dem Übungspracticum bestimmt war, ein solches geworden, das nunmehr auch der streng wissenschaftlichen Messung die vollkommensten Dienste leisten wird. Freilich wurden die über das Übungspracticum hinausgehenden Aufgaben und Methoden kürzer gefasst, aber gerade in diesem Umstande finden wir, da die wesentlichsten Momente einer Untersuchung scharf hervorgehoben wurden, da weiter die Literaturnachweise dem Weiterstrebenden die Wege zeigen, welche er bei gründlicher Ausführung einer Arbeit wandeln muss, einen entschiedenen Vorzug vor anderen Büchern, in denen infolge der breiteren Darstellung die Hauptgesichtspunkte einer Untersuchung in den Hintergrund gedrängt werden.

Gegen die früheren Auflagen haben wir in der vorliegenden besonders Folgendes hervorzuheben: Die Bestimmung empirischer Constanten nach der Methode der kleinsten Quadrate wurde ausführlicher vorgenommen und die praktische Seite dieser fruchtbringenden Methode an mehreren Beispielen erläutert. Die Bestimmung der Dichte eines festen Körpers mit der Jolly'schen Federwaage, die ausführlichere Behandlung der Methoden der Dampfdichtenbestimmung (mittelst der Luftverdrängung und der Metall

verdrängung), die galvanische Methode von Pfaundler zur Bestimmung der specifischen Wärmen, einige wertvolle Bemerkungen für thermochemische Messungen bilden schätzenswerte Beigaben zum allgemeinen Theile und zu dem auf die Calorik bezüglichen. Die geometrische Untersuchung optischer Instrumente ist ausführlicher besprochen als früher; die Anwendung des Jamin'schen Interferentialrefractors zur Bestimmung kleiner Änderungen des Brechungsverhältnisses wird jetzt gelehrt. Unter anderem wird in der vorliegenden Auflage der Photometrie ein breiterer Raum gewidmet und in diesem Abschnitte auch der zu verwendenden Polarisationsapparate gedacht; die Spectrophotometer von Glan und Wild werden ebenfalls skizziert und deren Bedeutung bei der Bestimmung eines Absorptionscoefficienten dargethan. Dankenswert ist auch die Darstellung der Erzeugung beliebig elliptischen Lichtes und der Untersuchung eines Polarisationszustandes mit dem Compensator von Babinet. Die bedeutendsten Veränderungen zeigen die auf die Lehre vom Magnetismus und der Electricität bezugnehmenden Abschnitte. Unter anderem wird gezeigt, wie der Lamont'sche Theodolith praktisch zu gebrauchen ist, wie die Calibrierung eines Rheostaten oder eines Brückendrahtes vorgenommen werden kann, wie der Widerstand eines zersetzbaren Leiters bestimmt wird. Die Messungen an Dynamomaschinen sind nach der Ansicht des Ref. mit allzugroßer Knappheit behandelt, und der Arbeitende wird gezwungen sein, die in dem betreffenden Abschnitte citirten Originalarbeiten zurathe zu ziehen. Der Abschnitt über elektromagnetische Drehung des Lichtes ist neu aufgenommen und die Bestimmung der Verdet'schen Constanten gezeigt. Ebenso waren in den früheren Auflagen die Bestimmung eines starken magnetischen Feldes, die Bestimmung der Vertheilung des Magnetismus in einem Magnete, ferner des Selbstinductionscoefficienten eines Leiters und dessen Vergleichung mit der Capacität eines Condensators nicht angegeben. Am meisten erweitert und umgestaltet wurde die Elektrostatik und zwar, wie der Verf. angibt, durch die Herren Hallwachs und Heerwagen. Mit besonderer Ausführlichkeit wird die Bestimmung der elektrischen Capacität aus den Dimensionen, mittelst des Elektrometers, mittelst des ballistischen Galvanometers und mittelst des Siemens'schen Galvanometers gelehrt. Die experimentelle Bestimmung der Dielektricitätsconstante wird in präciser Weise skizziert. Die Bestimmungsmethoden von Ort und Zeit, ebenso die Bemerkungen über das absolute Maßsystem erfuhren keine durchgreifenden Änderungen, jedoch fanden auch zweckentsprechende Revisionen dieser Abschnitte statt. In den Tabellen finden wir eine Correction der Atomgewichte, die auf $0 = 16$ bezogen wurden, die Abänderung der Zeittabelle auf mitteleuropäische Einheitszeit, die Umrechnung der Tonhöhetabelle auf Normalstimmung und einige auf chemisch-physikalische Arbeiten bezugnehmende Tabellen, welche wir als neu besonders hervorheben möchten.

Wir wünschen zu Nutz und Frommen der physikalischen Messkunde dem Buche viele Freunde.

Leitfaden für den Unterricht in der Chemie. Methodisch bearbeitet von Prof. Dr. Rudolf Arendt in Leipzig. 4. verb. u. verm. Aufl. Mit 85 in den Text eingeschalteten Holzschnitten. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss 1892. Preis 80 Pf.

Unbestritten nehmen die Lehrbücher des Verf.s, von denen der „Lehrgang der Chemie“, die theilweise neu bearbeitete „Technik der Experimentalchemie“ und der „Leitfaden für den Unterricht in der Chemie“, der uns nun in 4. Auflage vorliegt, bekannter sind, den ersten Rang unter den Lehrbüchern der Chemie überhaupt ein. Was speciell den „Leitfaden“ anbelangt, so enthält derselbe in gedrängter Weise die wesentlichsten Lehren der anorganischen und organischen Chemie; derselbe ist für solche Schulen bestimmt, welche dem Fache der Chemie höchstens ein Jahr widmen können. Die einzelnen Versuche, die durch sehr hübsch ausgeführte Figuren dem Verständnisse des Studierenden nahegelegt sind, werden nicht beschrieben, sondern auf des Verf.s „Technik der Experimentalchemie“ verwiesen, ein Buch, das besonders dem Lehrer bei Anstellung der Experimente unentbehrlich sich erweisen wird. Der ganze zu behandelnde Lehrstoff ist für Lectionen eingetheilt, welche in den einzelnen Unterrichtsstunden absolviert werden können. Das Buch umfasst 84 derartige Lectionen.

Zunächst werden frei von theoretischen Erörterungen der inductiven Methode vollkommen entsprechend die Eigenschaften der schweren Metalle, dann das Verhalten derselben beim Erhitzen an der Luft und unter Abschluss derselben betrachtet und wird der Satz gewonnen, dass die Luft die Bildung der Aschen bewerkstelligt; nun wird gezeigt, dass auch die Luft bei diesem Vorgange eine Veränderung erfährt, und auf diese Weise gelangt der Schüler zur Kenntnis des Sauerstoffes und Stickstoffes. Die weiteren Betrachtungen beziehen sich auf die Eigenschaften der atmosphärischen Luft und des Wassers. Sodann werden die chemischen Eigenschaften der leichten Metalle erörtert. Nun folgt die Chemie der metalloïdischen Elemente und deren Verbindungen. Im speciellen sind es die Sulfide und Chloride, denen besondere Abschnitte gewidmet sind. Der Vorgang der Reduction, insbesondere die Spaltung der chemischen Verbindungen durch den elektrischen Strom leitet den Verf. zur Aufstellung der wesentlichsten Elemente der Atomlehre einerseits, zur Behandlung stöchiometrischer Probleme andererseits. Weiter folgen Erörterungen auf Hydrate und Salze bezugnehmend, sodann die Lehre von der Chemie der Wasserstoffverbindungen, der Kohlenwasserstoffe, und so wird der Übergang zur organischen Chemie angebahnt. In der letzteren finden Berücksichtigung die Chemie der Alkohole und Phenole, der organischen

Säuren, der Äther, der Fette, der Kohlenhydrate, der ätherischen Öle und Kampfer, der Harze, der Alkaloide oder Pflanzenbasen, der Farbstoffe, der Eiweißkörper. Besonderes Interesse erregen die sehr lehrreichen und überaus klaren Auseinandersetzungen aus der physiologischen Chemie, welche in dem Abschnitte „Die organischen Wesen oder Organismen“ enthalten sind. Das Wesentlichste über die Nahrungsmittel, die Gährung, Fäulnis und Verwesung findet sich am Schlusse des sehr gehaltvollen, den neuesten Forschungen entsprechend umgearbeiteten Büchleins, das im besten Sinne des Wortes als treffliches Schulbuch bezeichnet werden kann und das vielleicht mit gutem Erfolge dem Unterrichte in der Chemie an unseren österreichischen Gymnasien zugrunde gelegt werden könnte. S. 84 soll die Formel für Traubenzucker $C_6H_{12}O_6$ statt $C_4H_{12}O_6$ heißen.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften: Nr. 31, 32, 33, 35. Lamberts Photometrie (in 7 Theilen); Versuch, die bestimmten und einfachen Verhältnisse aufzufinden, nach welchen die Bestandtheile der unorganischen Natur miteinander verbunden sind, von Jakob Berzelius (1811—1812). Leipzig, Wilhelm Engelmann 1892.

In den drei ersten Heften finden wir eine von E. Anding veranstaltete deutsche Ausgabe der berühmten *Photometria sive de mensura et gradibus luminum, colorum et umbrae* (1769) von Lambert, über dessen Leben und Schriften der Veranstalter der deutschen Ausgabe sich in den Anmerkungen verbreitet, welche dem 3. Hefte beigegefügt sind. Die Schrift Lamberts über die Photometrie ist neben dem Werke von Bouguer epochemachend, und auch das heute noch viel gelesene Werk von Beer, *Grundriss des photometrischen Calcüls* (1854) basiert ganz und gar auf den Forschungen von Lambert. Der erste Theil handelt von dem directen Lichte, dessen verschiedenen Erscheinungen, Intensität, Helligkeit und Beleuchtung. In sehr klarer Weise wird die Begründung der Principien der Photometrie auseinandergesetzt. Im zweiten Theile finden die Betrachtungen über die Schwächung des Lichtes durch durchsichtige Körper, besonders durch Glas, experimentell und theoretisch betrachtet, ihre Stelle. Der dritte Theil umfasst die Erörterungen der Reflexion des Lichtes durch dunkle Körper, der vierte Theil die experimentelle und theoretische Betrachtung der Empfindung des Lichtes und der subjectiven Helligkeit, der fünfte Theil die Lehre von der Zerstreuung des Lichtes beim Durchgange durch durchsichtige Körper und besonders durch die Erdatmosphäre. Im sechsten und siebenten Theile werden in genialer Weise die Theorie der Beleuchtung des Planetensystems auseinandergesetzt und die verschiedenen Arten und die Intensität des heterogenen und relativen Lichtes oder der Farben und des Schattens vom photometrischen Standpunkte aus untersucht. Die Lambert'sche Photometrie enthält eine Reihe von wertvollen Unter-

suchungen, deren Sammlung und Sichtung, welche von dem Herausgeber des vorliegenden Buches veranstaltet wurde, nicht nur von den Physikern, sondern auch von den Mathematikern und Astronomen mit Freuden begrüßt werden wird. Der Herausgeber hat gut gethan, dass er eine große Anzahl „retardierender“ Ausführungen, welche sich in dem Originale vorfinden, in die gegenwärtige Ausgabe nicht aufgenommen hat, ohne jedoch den Zusammenhang zu zerreißen. Auch solche Theorien wurden ausgeschlossen, welche als veraltete und historisch nicht mehr interessante zu betrachten sind. Der Herausgeber hat sich ein wesentliches Verdienst durch die Beseitigung von Rechenfehlern in den Entwicklungen und Formeln, ebenso durch die Entfernung von Druckfehlern und oberflächlichen Erörterungen erworben. Die Unklarheiten des Originals wurden in dem Texte der vorliegenden Ausgabe beibehalten, doch in den Anmerkungen ausführlich zur Sprache gebracht. Diese Anmerkungen oder speciellen Noten zum Texte nehmen den ganz beträchtlichen Raum von mehr als 100 Druckseiten ein. Durch die Vorsorge des Herausgebers wurde das vorliegende Buch auch für den modernen Leser zu einem recht schätzenswerten Lehrbuche der Photometrie umgestaltet.

In dem 4. der vorliegenden Hefte wird die berühmte Arbeit von Berzelius: „Versuch, die bestimmten und einfachen Verhältnisse aufzufinden, nach denen die Bestandtheile der unorganischen Natur miteinander verbunden sind“ reproduciert. Die Einzelabhandlungen dieser großen Arbeit bilden die Grundlage für die Lehre von den Verbindungsgewichten. Dass auch in methodischer Beziehung die Arbeit von Berzelius alle Aufmerksamkeit verdient, wird von Prof. Ostwald, dem Herausgeber des 35. Heftes der „Classiker der exacten Wissenschaften“, in beredter Weise hervorgehoben. Der Umfang der ersten Abhandlung von Berzelius über diesen Gegenstand vom Jahre 1811 wurde insoferne erweitert, als in der vorliegenden Zusammenstellung auch die Nachträge zu dieser Abhandlung aufgenommen wurden. Besonders bemerkenswert ist die „Allgemeine Übersicht der Resultate, welche in den verschiedenen Abhandlungen von Berzelius über diesen Gegenstand beschrieben sind“. Alle in diesen Arbeiten uns entgegentretenden Untersuchungen zeugen von der außerordentlichen Genauigkeit Berzelius', von seiner Unermüdlichkeit im Ergründen der Naturgesetze, gleichzeitig von der Möglichkeit, durch einfache und unvollkommene Hilfsmittel zu Resultaten zu gelangen, deren Genauigkeit die Chemiker von heute in Erstaunen setzen muss. Von diesem Gesichtspunkte aus kann die vorliegende Arbeit als muster-giltig den Fachgenossen zur Beachtung empfohlen werden.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Der obligate Turnunterricht am Gymnasium.

Mit großer Freude wurde es begrüßt, als es im Jahre 1893 hieß, es sollte an einigen österreichischen Gymnasien der obligate Turnunterricht probeweise eingeführt werden. Wurde doch damit der Herzenswunsch so vieler Turnlehrer und Pädagogen, welche unablässig für die körperliche Ausbildung der Jugend wirkten, erfüllt und dadurch der Anlauf genommen zu einer allgemeinen Einführung des obligaten Turnunterrichtes an allen Gymnasien Österreichs, welcher von einsichtigen Schulmännern schon seit langem gefordert wurde und an den Realschulen schon nahezu zwei Decennien zu Nutz und Frommen der Jugend bestand.

Die Gymnasien, an welchen der obligate Turnunterricht im Jahre 1893 eingeführt wurde, waren: in Wien jene im III. und XII. Bezirke, in Klagenfurt, in Graz das I., in Böhmen das deutsche Gymnasium in Kaaden und die böhmische Staatsmittelschule auf der Kleinseite in Prag, in Mähren das II. deutsche und das II. böhmische Gymnasium in Brünn und das deutsche Gymnasium in Troppau in Schlesien.

Das Turnen wurde als obligater Lehrgegenstand vordem schon gelehrt an den Gymnasien in Salzburg (seit 1872) und Linz, dann noch in St. Pölten (jede Classe zwei Stunden wöchentlich), in Melk (in sechs Abtheilungen je zwei Stunden wöchentlich), in Brixen am Vincentinum (alle Schüler, aber nur in drei Abtheilungen), in Feldkirch an der Stella matutina, in Gaya im Sommer, während dort im Winter gar nicht geturnt wird, endlich ist noch das Turnen obligat an den im Jahre 1892, respective 1893 neu errichteten Communal-Gymnasien in Karlsbad und Aussig. Umgekehrt ist aus den Programmen ersichtlich, dass überhaupt kein Turnunterricht ertheilt wurde an den Gymnasien in Kalksburg, Freistadt, Bozen, Meran (nahezu das ganze Jahr), Braunau, Jungbunzlau, Klattau (trotzdem nach dem Schematismus an der Anstalt eine für Turnen geprüfte Lehrkraft vorhanden ist), Neubudschow, Neuhaus und Reichenau.

An den oben angeführten neun Gymnasien nun, an denen mit dem Schuljahre 1893/94 die Einführung des obligaten Turnunterrichtes stattfand, wurde die Ertheilung desselben ganz oder theilweise eigenen Turnlehrern übertragen oder Lehrkräften derselben Anstalt, die nebstbei für das Turnen befähigt waren, und letzteres geschah auch in Kaaden. Als Lehrplan war einstweilen der für die Realschulen geltende festgesetzt. Nun fand ich aber, dass die rühmlich bekannten Turnlehrer und Turnschriftsteller Wilhelm Buley und Karl Vogt in ihrem ausgezeichneten Werke „Das Turnen in der Volks- und Bürgerschule, sowie in den Unterclassen der Mittelschulen. I. Theil, 3. Auflage, Wien 1893, II. Theil, 2. Auflage, Wien 1892“ für die Gymnasien eigene Lehrpläne aufgestellt hatten, und zwar im I. Theile S. 153 für die 1. und im II. Theile S. 182 ff. für die 2.—4. Classe. Diese Lehrpläne erschienen mir sofort sehr brauchbar, da es sich zeigte, dass beide Herren in voller Würdigung der acht Schuljahre des Gymnasiums gegenüber den sieben der Realschule den Lehrstoff in den unteren Classen derart eingetheilt hatten, dass der für die vier Unterclassen der Realschule bestimmte Lehrstoff für die fünf ersten Classen des Gymnasiums ausreicht, besonders was Ordnungs- und Freiübungen anlangt. Zur näheren Erklärung für jene Herren Fachcollegen, welche etwa nicht im Besitze obigen Werkes sind, will ich es versuchen, in kurzen Zügen die Punkte anzugeben, in welche diese Lehrpläne für die vier Unterclassen des Gymnasiums sich von dem Normallehrplane für die vier Unterclassen der Realschule unterscheiden.

In der 1. Classe werden bei den Ordnungsübungen die Bildung kleinerer Reihen durch Reihungen erster Ordnung und die Schwenkungen um gleichnamige Flügel (I. S. 151) aus der 1. Realclassen in die 2. Gymnasialclassen (II. S. 182) verlegt. Hierbei ist zu bemerken, dass es I. S. 151 statt um gleichnamigen um gleichnamige Flügel heißen soll. Vgl. den Lehrplan für die Realschulen des Königreiches Böhmen im Verordnungsblatte vom Jahre 1875, S. 257 und die Instructionen für den Unterricht an den Realschulen in Österreich S. XXII. Hingegen wurden in die 1. Gymnasialclassen die Viertel- und Halbwindungen aufgenommen (I. S. 153), die doch in der 2. wiederkehren (II. S. 182) und dort auch besser am Platze sind. Die Freiübungen sind, einige kleinere Verschiebungen und Änderungen abgerechnet, in beiden Classen so ziemlich dieselben. Nur möchte ich in der 1. Realclassen (I. S. 152) noch die Nrn. 94—106 (bei Buley-Vogt sind die einzelnen Übungsarten nach Nummern bezeichnet) angefügt wissen, wie sie in der 1. Gymnasialclassen stehen. Ferner soll es an derselben Stelle statt „18—40“ „19—40“ und statt „versuchsweise erst in der Rückschrittstellung“ nach dem Lehrplane „rückwärts erst usw.“ heißen. Aus der 1. Gymnasialclassen möchte ich die Nrn. 159—171, statt deren richtiger 156—181 sein soll, in die 2. Gymnasialclassen übertragen. Bei den Schritarten ist der Wiegegang und Wiegelauf aus der 1. Real- in die 2. Gymnasialclassen übergegangen. Beim Dauerlaufe finde ich im „Programme für den Unterricht im Turnen an den Realschulen Österreichs. Wien 1882“ zwei Minuten angegeben, während nach dem Normallehrplane drei Minuten bestimmt

sind und ebensoviele auch bei Buley-Vogt sich finden. Die Stabübungen werden gleichfalls erst in der 2. Gymnasialklasse begonnen. Siehe unten! Beim Schwungseil kommt das »Überspringen des geschwungenen Seiles« auch erst im zweiten Jahre vor, während das »Hüpfen auf einem Fuße, mit Drehungen« ganz fehlt; es wird auch wohl am besten in der 2. Gymnasialklasse vorgenommen. Das im Lehrplane und im Programme stehende »Einlaufen und Auspringen oder umgekehrt« finde ich bei Buley-Vogt in keiner von beiden Classen, obwohl er es unter Nr. 435 in seinem Lehrbuche erwähnt, aber erst in der 2. Realclassen anführt. Im Programme steht überflüssig »Laufen an Ort«, und das »Hüpfen auf einem Fuße« ist in die 2. Realclassen übertragen. Beim Schwebbaum soll es I. S. 152 statt »Absteigen und Abspringen« nach dem Lehrplane wohl »Aufsteigen und Abspringen«, wie es auch in der 1. Gymnasialclassen steht, und statt (329—336) (330—336) und S. 153 »über dem Boden« heißen. Bei der wagrechten Leiter geht »der Beugehang mit Beinhätigkeiten und das langsame Senken aus demselben« ebenfalls in die 2. Classen über. Hier soll I. S. 152 »aus demselben« stehen und zu 341 noch 342 hinzugefügt sein. Beim Stangengerüst, das, nebenbei bemerkt, bei der 1. Realclassen I. S. 152 übersehen ist, finden wir das »Klettern mit Schlusswechsel« ebenso erst in der 2. Classen. Liegestützübungen, die in der 1.—3. Realclassen vorgeschrieben sind, finden sich im Lehrplane für Gymnasien überhaupt nicht vor. Dabei soll es I. S. 152 statt (297 und 298) (298 und 299) heißen. Ebenso eigenthümlich berührt es uns, dass im Lehrplane für die 1. Gymnasialclassen die Übungen für Freispringen, senkrechte und schräge Leiter und Barren gänzlich fehlen, während sie in der 1. und 2. Auflage angeführt sind und in der 2. Gymnasialclassen auch schon als geübt vorausgesetzt werden. Vgl. II. S. 183. Was die Herren Verff. zu diesen Anlässen bewegt haben mag, weiß ich nicht. Bei den Spielen folgt »schwarzer Mann« und »Massentauziehen« im zweiten Jahre, während »Fuchs aus dem Loche (228)« in diese Classen herübergenommen ist. I. S. 152 soll bei »schwarzer Mann« (144) (145) stehen. Das Programm führt S. 4 noch an »Sprung über das wagrecht geschwungene Seil (Hexentanz)«, der sonst nirgends vorkommt.

In der 2. Classen erscheinen bei den Ordnungsübungen die aus der 1. Realclassen ausgeschiedenen »Reihungen erster Ordnung« und die »Schwenkungen um gleichnamige Flügel«, dazu die Viertel und Halbwindungen, so dass also die Ordnungsübungen der 1. Realclassen sich auf die zwei ersten Jahrgänge des Gymnasiums vertheilen. Dafür wird wiederum der Stoff der Ordnungsübungen für die 2. Realclassen in die 3. Gymnasialclassen übertragen. Im Programme sind die »Reihungen zweiter Ordnung« ausgelassen und erscheinen erst in der 4. Realclassen. Bei Buley-Vogt II. S. 179 soll es statt »um gleichnamige Flügel« »um ungleichnamige Flügel« heißen. Bei den Freiübungen finden wir in der 2. Gymnasialclassen die Nrn. 142—152, statt deren die nach der 3. Auflage bereits in die 1. Gymnasialclassen aufgenommenen Nrn. 156—181 (siehe oben) angeführt werden sollten, und dann noch die Übungen

Nrn. 216—250, die sich im Realschullehrplane überhaupt nicht zeigen. Bei den Schrittartern wird der »Dreitritt« wiederholt und der »Wiegengang« und »Wiegelauf« dazu genommen, so dass also auch die Freiübungen (fast zum größten Theile) und die Schrittartern auf zwei Jahre vertheilt sind. Beim Dauerlaufe sind in der 2. Realclassse nach dem Lehrplane fünf Minuten Laufdauer angegeben, während im Programme und in der 2. Gymnasialclassse dieselbe nur drei Minuten beträgt, was wohl nicht angeht, wenn man nach der 3. Auflage bereits in der 1. Gymnasialclassse drei Minuten ansetzt. (Vgl. oben.) Zu bemerken wäre noch, dass es bei Buley-Vogt II. S. 179 statt (251—263) (251—265) und beim »Bogenspreizen« statt (381) (380) heißen soll. Ebenso würde S. 182 nach den beigegeführten Nummern besser »Dreitritt und Wiegengang« und »Dreitritt- und Wiegelauf« stehen. Die Stabübungen beginnen erst in dieser Classse, was wohl nicht sehr zu empfehlen ist. Denn warum sollen die Primaner keine Stäbe in die Hände bekommen, zumal dort, wo Holzstäbe vorhanden sind? Die für die 1. Realclassse angegebenen Stabübungen sind gewiss auch für die Primaner des Gymnasiums möglich und lassen sich dann mit den oben angeführten Freiübungen der 2. Classse aufs schönste zu wechsellvollen Übungen verbinden. Beim Schwungseil ist mit Ausnahme der oben angegebenen Verschiebung der Lehrstoff ziemlich derselbe. Beim Sturmspringen ist dies ebenso. Nur führt das Programm S. 4 vor dem »Sprung über die obere Kante« den »Tiefprung von der oberen Kante« an, den auch Buley-Vogt in der Anmerkung II. S. 179 erwähnen. Die Übungen des Schwebebaumes sind im Lehrplane für die 2. Realclassse Verordnungsblatt 1875, S. 259 und in den Instructionen und demnach auch bei Buley-Vogt II. S. 180 übersehen oder vergessen worden, während sie in dem Programme und in dem Lehrplane für die 2. Gymnasialclassse II. S. 183 erscheinen. Bei der senkrechten Leiter führt das Programm S. 5 noch »Steigen mit Umkreisen« an, das sich sonst nirgends findet. Beim Stangengerüst finden wir in der 2. Gymnasialclassse die oben aus der 1. Realclassse ausgeschiedenen Übungen, während die für die 2. Realclassse bestimmten mit kleinen Auslassungen in die 3. Gymnasialclassse übergehen. Beim Reck ist bei der 2. Gymnasialclassse das »Niederlassen aus dem Hangstande« nicht erwähnt. Bei den Schaukelringen ist das »Überdrehen aus dem Stande zum Stande, zum Liegehang oder Grätschschwebehang« aus der 2. Real- in die 3. Gymnasialclassse übertragen, dagegen sind beim »Schwingen mit Abstoß« die Nrn. 476—479 bereits in der 2. Gymnasialclassse erwähnt, die Buley-Vogt erst in der 3. Realclassse anführen. Vgl. II. S. 181. Das Programm setzt beim »Durchschweben« überflüssigerweise noch hinzu »mit Beugehang verschiedenen Grades«. Bei Buley-Vogt II. S. 180 soll bei »Liegehang oder Grätschschwebehang« zu 322 noch 483 hinzugefügt sein. Beim Barren fügt das Programm zu den »Außensitzen vor der Hand im Wechsel mit Stand oder Stütz« noch hinzu »und mit Schwingen«, was sonst fehlt. Von den Spielen finden wir in der 2. Gymnasialclassse die aus der 1. Realclassse ausgeschiedenen »schwarzer Mann« und »Massentauziehen«, während das vorgeschriebene

„Fuchs aus dem Loche“ nach der 2. Auflage des II. Theiles S. 185 erst in der 4. Gymnasialklasse, nach der 3. Auflage des I. Theiles S. 153 aber bereits in der 1. Gymnasialklasse vorkommt. Vgl. oben. Das Spiel „Henne und Geier“ findet sich im Gymnasiallehrplane gar nicht.

In der 3. Gymnasialklasse zeigen sich mit kleinen Abweichungen (es sind die „Schwenkungen um vordere Führer in Flankenreihen“ ausgeschlossen) die Ordnungsübungen der 2. Realclassse. (Siehe oben.) Bei den Freiübungen sind „einfache Verbindungen zweier Übungen der Glieder und Gelenke im Stehen (357—369)“ angeführt, welche erst in der 4. Realclassse unter anderem Titel erscheinen. Dagegen sind die für die 2. Realclassse bestimmten Übungen „Bogenspreizen, Rumpfkreisen, Rumpfdrehen in Rumpfbeughalten“, welche nach dem bisher eingehaltenen Vorgange in die 3. Gymnasialclassse hätten übergehen sollen, weder hier noch in der Folge erwähnt, während „Hüpfen mit größerem Drehmaße (382)“ bereits in der 2. Gymnasialclassse vorkommt. In derselben Classse finden wir auch schon die Freiübungen Nr. 151 und 152 der 3. Realclassse und die Übungen Nr. 176 und 177 bereits in der 1. Gymnasialclassse unter Nr. 204 und 205. Die für die 3. Realclassse bestimmten „Fechterstellung und Ausfall“ kommen im Gymnasiallehrplane nicht vor, obwohl sie in späteren Übungen oft auftreten. Bei den Schrittartarten haben wir in der 3. Gymnasialclassse nahezu dieselben Übungen, welche in der 2. Realclassse vorgeschrieben sind. Nur fehlen von den „Schritt-, Lauf- und Hüpfarten im Wechsel der Richtung“ die Nrn. 256—263, und die Nrn. 386—394 (II. S. 179) sind aus der 2. Real- in die 4. Gymnasialclassse verlegt. Vgl. S. 184. Dagegen hätte ich die Übungen „Einschaltung von Zwischentritten bei Schrittartarten (257—263)“ in der 3. Realclassse lieber unerwähnt gesehen, da sie bereits in der 2. Realclassse unter den Nrn. 251—263 erscheinen und dort auch gewiss besser am Platze sind, als erst in der 3. Realclassse, wenn man nicht gerade beabsichtigt, den Schrittwechsel-, Wiege- und Hopsergang mit diesen Zwischentritten zu wiederholen oder unter allen Umständen dem Normallehrplane gerecht zu werden. Die Laufdauer ist in der 3. Gymnasialclassse mit sechs Minuten angegeben, während im Programme fünf und im Normallehrplane acht Minuten bestimmt sind, die auch Buley-Vogt in der 3. Realclassse aufweisen. Stabübungen finden sich für die 3. Realclassse sowohl im Lehrplane und Programme als auch bei Buley-Vogt wohl nur aus Versehen nicht erwähnt, erscheinen dagegen im Gymnasiallehrplane für diese Classse. Beim Freispringen sind für die 3. Gymnasialclassse die Übungen „mit Anlauf beidbeinig (443, 444)“ angegeben, welche ja schon in der 2. Gymnasialclassse vorkommen. Ich möchte da lieber die für die 3. Realclassse vorgeschriebenen Übungen „mit Viertel- und Halbdrehungen beim Nachsprung (588)“ ansetzen, zumal diese einen systematischen Übergang zu den Übungen der 4. Real- und Gymnasialclassse bilden. Beim Schwebebaum ist das „Gehen in der Fechterstellung (500)“ ausgeblieben. Bei der wagrechten Leiter decken sich die Übungen in beiden Classsen nahezu, nur ist für die 3. Gymnasialclassse das „Hangeln mit Übergriff (313)“ angeführt, das besser für die 2. Gym-

nasialclassen passen dürfte, wie gleicherweise das für die 3. Realclassen bestimmte »Hangeln mit Kammgriff (457)« für die 2. Real- und Gymnasialclassen. Im Programme ist S. 5 für die 3. Realclassen noch »Hangeln zu größeren Spannhängen« angefügt, das im Normallehrplane und auch bei Buley-Vogt nicht vorkommt. Beim Stangengerüst finden wir größtentheils die Übungen der 2. Realclassen, während das »Hangeln an Ort und aufwärts, erst mit gestreckten Armen« aus der 3. Real- in die 4. Gymnasialclassen verlegt worden ist. Dagegen ist das »Klettern an zwei Stangen (465)« bereits in der 2. Gymnasialclassen erwähnt. Beim Reck heißt es in der 3. Realclassen im Programme S. 5 deutlicher als im Lehrplane »Schwingen im Liegehang, Aufschwung aus demselben«. Unter den Übungen ist das »Überdrehen zum Liegehang« sowohl im Lehrplane und Programme als auch bei Buley-Vogt in der 3. Realclassen aus der 2. wiederholt, was wohl unnütz ist, da es dort gewiss zur Genüge eingeübt werden kann und in dieser Classen nur die striete Einübung der anderen Übungen verhindert. Bei der 3. Gymnasialclassen ist es denn auch in der That weggeblieben. Sonst sind die Übungen so ziemlich dieselben, nur finde ich in der 3. Gymnasialclassen den »Sitzabschwung rückwärts« angeführt, der doch besser in die 4. Classen gehört und dort nach dem »Spreizaufsitzen ein- und beidbeinig« seinen naturgemäßen Platz hat. Bei den Schaukelringen¹⁾ schreibt das Programm S. 6 folgende Übungen vor: Schwingen mit Abstoß, auch mit Halbdrehung, im Oberarm- und im Ellbogenhang, im Beugehang; Kreisschwingen der Beine, während bei Buley-Vogt nach dem Lehrplane für die 3. Realclassen nur steht: Schwingen mit Abstoß; im Beugehang; Kreisschwingen der Beine, obwohl in den beigefügten Nrn. 476—479 auch das Schwingen im Ober- und Unterarmhang mit inbegriffen ist. Doch möchte ich dem Vorschlage nicht das Wort reden, nach dem Programme das »Schwingen mit Halbdrehung« schon in dieser Classen zu üben, sondern es lieber in die 4. oder 5. Classen verlegen. Was nun die 3. Gymnasialclassen anlangt, so sind vor allem das »Überdrehen aus dem Stande in den Stand, zum Liege- und Grätschschwebehang« aus der 2. Realclassen nachgeholt worden. Von den für die 3. Realclassen vorgeschriebenen Übungen sind nur das »Schaukeln mit Abstoß im Unter- und Oberarmhang« und das »Kreisschwingen« geblieben, während die Übungen »im Beugehang« in die 4. Gymnasialclassen übergehen. Beim Barren fehlt in der 3. Gymnasialclassen das »Schwingen fortgesetzt (633)« und das »Schwingen in den Reitsitz hinter der Hand (634)«, sonst haben wir in beiden Classen dieselben Übungen, wenn auch unter anderem Namen. Als Spiele sind in der 3. Gymnasialclassen die früheren und Kreisschlagen angeführt, während im Lehrplane und bei Buley-Vogt für die 3. Realclassen außer den früheren Bärenschlagen und Kettenreißen vorgeschrieben sind. II. S. 181 soll es: »Die früheren, Bärenschlagen« heißen. Seltsam muhet es uns an, dass wir bei Buley-Vogt schon in der 3. Gymnasialclassen Pferdspringen und zwar die Vorübungen dazu finden, da doch nach

¹⁾ Hierbei soll II. S. 184 statt 464 stehen 482.

dem Lehrplane das Pferdturnen erst in der 5. Realclassse beginnen soll. Jedoch finde ich es ganz begreiflich, dass der Schüler, der schon ein, nach den Instructionen S. 254 erlaubterweise sogar zwei Jahre auf dem Bocke geturnt hat, nunmehr mit dem Pferde vertraut wird, zumal gerade dadurch, wie Buley-Vogt die Übungen vertheilen, ein systematisches Durchüben derselben ermöglicht wird. Die Vorübungen für diese Classse (716—718) umfassen den Sprung in den einfachen und freien Stütz ohne und mit Beinhätigkeiten. Näheres bei der 4. und 5. Classse.

In der 4. Gymnasialclassse sind nach dem oben Angeführten folgerichtig die Ordnungsübungen dieselben wie in der 3. Realclassse, so dass die für die 4. Realclassse bestimmten Übungen in die 5. Gymnasialclassse fallen. Bei Buley-Vogt soll es II. S. 181 statt (374) (347) heißen. Im Programme sind hier die »Reihungen zweiter Ordnung« an erster Stelle angeführt, die doch nach dem Lehrplane in die 2. Realclassse gehören. An die angegebenen Übungen der 4. Real-, respective 5. Gymnasialclassse lassen sich ganz gut die Übungen mit dem »Reihenkörpergefuge« und das »Durchschlängeln in getheilte Ordnung« und der »Aufzug mit diesem« anfügen, welche nach dem Lehrplane für die 5. Realclassse bestimmt sind. Und doch ist für diese Übungen, wie ich erprobt habe, genügend Zeit übrig, und bieten sie einen schönen Abschluss der Ordnungsübungen in der 5. Gymnasialclassse. Das Nähere unten bei der 6. Classse. Die Freiübungen sind in beiden Classsen die gleichen. Bezüglich der Nrn. 357—369, welche sich bei Buley-Vogt in der 4. Realclassse finden, siehe oben bei der 3. Realclassse. Schrittartensind in der 4. Realclassse gar keine mehr angegeben, es fehlen also das an das »Schritt- und Kreuzwirbeln« sich anschließende »Doppelschottisch-, Kreuz-, Wiege- und Schwenkhüpfen« und das Schleifhopsen« und die mannigfachen »Wechsel und Zusammensetzungen dieser Übungen«, die sich bei Buley-Vogt unter den Nrn. 539—556 finden, und die ebenso mannigfaltigen Übungen des Wirbelns bei Buley-Vogt unter den Nrn. 678—695. In der 4. Gymnasialclassse erscheinen »Schritt-, Lauf- und Hüpfarten im Wechsel der Richtung (386—407)« und das »Schritt- und Kreuzwirbeln (517, 518)«, das also aus der 3. Realclassse herübergenommen ist. An dieses lassen sich die unmittelbar oben angeführten Übungen des Hüpfens und Hopsens anfügen, während die verschiedenen Wechsel und Zusammensetzungen dieser Übungen und des Wirbelns in die 5. Gymnasialclassse übergehen könnten. Der Dauerlauf ist bei der 4. Gymnasialclassse nach dem Programme mit acht Minuten angegeben, während nach dem Lehrplane bei Buley-Vogt in der 4. Realclassse zehn Minuten stehen. Eisenstabübungen fehlen im Lehrplane und bei Buley-Vogt in der 4. Realclassse wiederum, finden sich aber im Programm und in der 4. Gymnasialclassse. Beim Bocksprunge fehlen in der 4. Gymnasialclassse das für die 4. Realclassse bestimmte »Spreiz- und Kehraufsitzen« und der »Wechsel von Stütz und Sitz«, welche Übungen überhaupt nur ausgeführt werden können, wenn der Bock entsprechend lang ist. Das Programm schreibt dann noch vor »mit Viertel- und Halbdrehung am Niedersprungsorte«, was nach dem Lehrplane erst in der 5. Realclassse

folgt. In dieser letzteren Classe könnte man dann auch den Hoch-, Weit- und Weithochsprung über den quergestellten Bock anbringen. Beim Schwebebaum sind ebenfalls die Übungen wieder gleich, nur soll es in der 4. Gymnasialclasse heißen »Schwebekampf (643)« wie richtig in der 4. Realclasse steht, statt »Schwebekampf (444)«. Dieser Schwebekampf findet sich übrigens im Programme erst in der 5. Realclasse angegeben. Bei der wagrechten Leiter fehlt in beiden Classen das im Programme angeführte »Hangeln in Spannhängen«. Vgl. das oben bei der 3. Classe Bemerkte. Beim Stangengerüst haben wir von der 3. Realclasse übertragen das »Hangeln an Ort und aufwärts, erst mit gestreckten Armen« (siehe oben), dann noch das »Spannklettern«, das im Lehrplane gar nicht vorkommt. Ich möchte dies lieber in die 5. oder 6. Classe verlegen und dafür in der 4. Gymnasialclasse das in der 4. Realclasse vorgeschriebene »Klettern mit gleichhandigen Griffen« über. Beim Reck wäre der bei Buley-Vogt in der 3. Gymnasialclasse erwähnte »Sitzabschwung rückwärts« in dieser Classe anzubringen. Siehe oben. Bei den Schaukelringen ist das »Schwingen und Schaukeln mit Abstoß im Beugehang« aus der 3. Realclasse in diese Classe übergegangen, dagegen ist das »Schaukeln mit Armwippen« und das »Überdrehen«, das bei Buley-Vogt unter den Nrn. 756, 757 für die 4. Realclasse hinzugefügt ist, im Lehrplane und im Programme nicht enthalten. Beim Rundlaufe fehlen das »Kreisschwingen mit Galoppabstoß« und das »Übertragen von Schaukelringübungen«, die für die 4. Realclasse vorgeschrieben sind. Beim Barren soll es bei Buley-Vogt in der 4. Realclasse II. S. 182 statt »im Ellenbogenstütz und Aufstemmen mit einem Arme« nach dem Lehrplane und noch besser nach dem Programme lauten: »Im Ellenbogenstütz: Aufstemmen mit einem Arme; Schwingen versuchsweise.« Nach dem Programme soll es im Lehrplane auch richtiger heißen »Hang-Überdrehen« statt »Hang, Überdrehen«. Bei der 4. Gymnasialclasse fehlt das »Stützel- und Stützhüpfen im Liege- und freien Stütz«, dann soll statt (769) (770) und statt (770) (771—774) stehen. Im Programme lesen wir noch »Liegestützübungen weiter entwickelt«, die sich im Lehrplane nicht finden. Unter den Spielen ist in der 4. Gymnasialclasse »Fuchs aus dem Loche« angegeben, das nach dem Lehrplane in die 2. Realclasse gehört, dazu noch »Drei Mann hoch«, das sich wohl nur, um Unglücksfälle zu vermeiden, im Freien üben lässt. Von den im Lehrplane für die 4. Realclasse angegebenen Spielen »Fußball, Grenzball, Schlagball« sind die letzteren zwei von Buley-Vogt erst in der 2. Auflage in das Lehrbuch aufgenommen worden und also II. S. 182 noch hinzuzufügen: »Grenzball (777); Schlagball (778)«. Wie in der 3. Gymnasialclasse finden wir auch hier das Pferdspringen und zwar »Sprung zum Knie-, Hock- und Wolfstand«, wobei übrigens die Nrn. 716—718 nicht passen und auch überflüssig sind, nachdem die unter diesen Nummern angegebenen Übungen bereits in der 3. Gymnasialclasse vorgekommen sind. Dann haben wir noch »Spreiz- und Kehraufsitzen« und den »Wechsel von Stütz und Sitz«, Übungen, die nach dem Lehrplane größtentheils erst in der 5. Classe erscheinen sollen. Wie ich bereits oben erwähnt

habe, halte ich es gar nicht für unthunlich, das Pferdspringen schon in der 3. und 4. Gymnasialklasse zu üben, natürlich ebenso dann auch in der 3. und 4. Realklasse. In der 5. Classe kann man dann diese Übungen, besonders die der 4. Classe, wiederholen und zu größerer Vollkommenheit bringen und die dort bestimmten Übungen „Flanke und Kehre“ anschließen. Ich wenigstens habe das Pferdspringen nach diesem Plane bereits in der 3. und 4. Classe geübt und dabei ganz anständige Erfolge erzielt.

Das also sind die Verschiedenheiten, welche uns bei Vergleichung des für die vier unteren Realclassen bestimmten und des von Buley-Vogt für die vier unteren Gymnasialclassen entworfenen Lehrplanes aufstoßen. Diese Verschiedenheiten sind besonders groß bei den Ordnungs- und Freibungen, während sie die Geräthübungen im allgemeinen weniger betreffen. Dieser Lehrplan lag mir vor und nach diesem beschloss ich mich zu halten. Ich hatte dadurch Ordnungsübungen für die fünf ersten Classen erhalten, wie ich oben gezeigt habe, und auch für die Freibungen hatte ich in der 5. Classe Stoff genug, indem ich die Nrn. 656—669 und die Zwirbelübungen 678—695 in die 5. Classe herübernahm, was ja bei der sonstigen Menge des Stoffes leicht geschehen konnte. Für die 6.—8. Gymnasialklasse ordnete ich dann die Ordnungs- und Freibungen und Schritarten so an, dass ich die jeweiligen Übungen einer der früheren Classen, und zwar der 3.—5. einübte, was umso leichter geschehen konnte, da ja auch in diesen Classen für viele der Turnunterricht neu war. Ich wurde zu diesem Vorgange, der vielleicht von manchem der Fachcollegen für verfehlt angesehen werden mag, aber von dem hohen Landeschulrath genehmigt wurde, aus dem Grunde bewogen, weil mir das treffliche Buch von Buley-Vogt „Handbuch für Vorturner. II. Theil. Übungsfolgen aus dem Gebiete der Ordnungs-, Frei-, Hantel-, Keulen- und Stabübungen in Turnvereinen und in den oberen Classen der Mittelschulen in vier aufsteigenden Stufen. Wien 1889—1892“ erst so spät zur Hand kam, dass das Studium der einzelnen Stufen in den Ferien bis zum Beginne des Schuljahres und damit des Unterrichtes nicht mehr möglich war und ich nicht nach einem Lehrbuche vorgehen wollte, das ich nicht vorher genau eingesehen hatte. Dies habe ich nun während des Schuljahres und in den letzten Ferien aufs eingehendste gethan und kann auf Grund dieser genauen Durchsicht obiges Werk jedem Fachcollegen bestens empfehlen. Denn es bietet uns in den drei aufsteigenden Stufen eine systematische Wiederholung der in den fünf ersten Classen eingeübten Ordnungsübungen und außerdem noch eine reiche Auswahl von Frei-, Hantel-, Keulen- und Stabübungen, von einfachen zu zusammengesetzten und schwierigeren aufsteigend, so dass wir für die 6.—8. Classe mit der 1.—3. Stufe reichlichen Stoff haben, wenn man für jede Classe eine der genannten Stufen nach der Reihenfolge annimmt. Denn die 4. Stufe möchte ich für den Schulunterricht nicht empfehlen, da sie infolge ihrer complicirten Übungen mehr für Turnvereine passt, in welchen hinlänglich Zeit vorhanden ist, die darin enthaltenen Aufführungen und Übungen für Gau- und Kreisturnfeste und ähnliche Festlichkeiten

einzuüben, wie dies mit den Übungen XVII, XIX und XXI thatsächlich geschehen ist.

In diesem Schuljahre nun habe ich bereits für die 6. Classe die 1. Stufe des obigen Werkes in Anwendung gebracht, für die 7. und 8. aber noch den im vorigen Schuljahre eingehaltenen Vorgang beibehalten, da die Einführung der drei Stufen meiner Ansicht nach am besten systematisch erfolgt. Das Gesagte gilt also für die Ordnungs-, Frei-, Hantel- und Stabübungen, da wir an unserer Anstalt Keulen noch nicht zur Verfügung haben. Hinsichtlich der Geräthübungen hielt ich mich im Obergymnasium im allgemeinen an den für die 5.—7. Realclasse aufgestellten Lehrplan, natürlich derart, dass ich für die 7. und 8. Classe die schwierigsten Übungen auswählte, die überhaupt in Anbetracht der Einführung des obligaten Turnunterrichtes in diesen Classen gemacht werden konnten. Doch sei es mir gestattet, auch über diesen Lehrplan einiges kurz zu bemerken, indem ich mir eine eingehende Besprechung und eventuelle Aufstellung eines eigenen, für die 5.—8. Gymnasialclasse bestimmten Lehrplanes für eine spätere Zeit vorbehalte.

In der 5. Realclasse finde ich im Programme unter Schwebbaum »Wiederholungen; Schwebekampf« angeführt, während der Lehrplan Schwebbaum für diese Classe überhaupt nicht mehr vorschreibt und den »Schwebekampf« bereits für die 4. Realclasse bestimmt, wenn auch nach den Instructionen S. 253 Übungen am Schwebbaum auch in höheren Classen vorgenommen werden können. Beim Bockspringen steht im Lehrplan »mit Viertel- und Halbdrehungen am Niedersprungsorte«, was im Programme bereits in der 4. Classe erwähnt ist. Das Programm bestimmt für diese Classe »Reckunterschwingung aus dem Stande«, was nach dem Lehrplane erst in der 6. Classe vorkommt. Bei der wagrechten Leiter weist das Programm »Hangeln mit Griffwechsel« auf, was im Lehrplane nicht enthalten ist. Übungen für die senkrechte Leiter fehlen im Lehrplane und Programme für diese und die 6. Classe, obwohl selbe doch nicht außeracht gelassen werden sollten und auch leicht zu finden sind.

In der 6. Realclasse steht unter den Ordnungsübungen neben dem vorgeschriebenen »Gefüge von ungleichen Reihenkörpern« im Programme noch »Wiederholungen in wechselreichen Folgen und Zusammenstellungen«, was im Lehrplane fehlt. Und doch würden gerade diese Wiederholungen einen sehr passenden Abschluss der Ordnungsübungen darstellen, da diese nach dem Lehrplane in der 7. Classe nicht mehr selbständig, sondern mehr im Dienste der Frei-, Hantelübungen usw. vorkommen sollen. Beim Bockspringen weist das Programm neben dem vorgeschriebenen »Bockspringen über eine vor- oder hintergestellte Schnur« noch »Bockspringen frei (mit Abstoß eines Beines, ohne Aufsetzen der Hände)« auf, was wir im Lehrplane nicht finden, obwohl es in den Instructionen S. 254 erwähnt ist. Ich halte diese Art des Bockspringens für diese Classe für verfrüht, wenn sie überhaupt im Schulturnen angewendet werden soll, da es viel Gewandtheit und Muth erfordert, frei über den Bock hinüberzuspringen, besonders wenn dieser

etwas lang und breit ist. Auch ist die Gefahr einer Verletzung hier größer als bei anderen Übungen. Ich habe den freien Bocksprung im verflorbenen Schuljahre in der 7. Gymnasialklasse geübt, möchte ihn aber lieber als Gipfelpunkt der Bockübungen für die 8. empfehlen, in welche ich ihn auch in Zukunft verlegen werde. Näheres darüber bei den Bemerkungen zum Stoffe der 7. Realclassen. Beim Pferde lesen wir im Programme unter den Seitensprüngen am Schlusse »Diabsprung«, der im Lehrplane fehlt und ebenfalls für diese Classen zu schwer ist. Ich möchte diese Übung für die 7. Real-, respective 8. Gymnasialclassen bestimmen, wo sie bei gehörigem Hilfegeben immerhin eingeübt werden kann. Bezüglich des Reckunterschwinges siehe 5. Realclassen. Das Programm schreibt für diese Classen auch das Barrenspringen vor, das im Lehrplane gar nicht vorkommt, obwohl es zur Abwechslung ganz gut geübt werden kann. Ebenso finden wir »Stangengerüst: Zuckhangeln aufwärts«, was wiederum im Lehrplane fehlt. Beim Rundlaufe erscheint im Programme neben den im Lehrplane angeführten Übungen »Laufen mit Ellbogen- oder Handhang an einem Arme«, was ich für diese Classen mehr empfehlen möchte, während der »Rundlauf mit verschränktem Stütz«, soll er ordentlich ausgeführt werden, besser für die 7. Classen passt. Beim Barren möchte ich das »Beinkreisen in der Mitte des Barrens« auch in die 7. Classen verschieben.

In der 7. Classen sind Übungen für das Bockspringen im Lehrplane gar nicht angeführt, während wir im Programme lesen: »Bockspringen mit Abstoß nur eines Armes; rückwärts (mit Drehung am Aufsprungsorte).« Ich habe bereits oben bemerkt, dass ich in diese Classen den freien Bocksprung verlegt sehen möchte, was ja nach Einübung des Bockspringens mit Abstoß nur eines Armes ganz leicht erfolgen kann und einen schönen Abschluss der Bockübungen bildet. Ich wäre dann der Meinung, man sollte das Bockspringen rückwärts mit Viertel- und Halbdrehungen am Aufsprungsorte noch in die 6. Realclassen verlegen, wo neben dem Bocksprunge über die Schnur Zeit genug vorhanden ist. Für die vier Oberclassen des Gymnasiums wären somit für das Bockspringen etwa folgende Übungen zu empfehlen: 5. Classen nach dem Lehrplane, dazu noch Sprung über den quergestellten Bock (siehe oben bei der 4. Gymnasialclassen), 6. Classen Bockspringen mit Viertel- und Halbdrehungen vor dem Niederspringen, dasselbe mit Viertel- und Halbdrehungen am Aufsprungsorte, 7. Classen Bockspringen über eine vor- oder hintergestellte Schnur nebst Wiederholung und Vervollkommnung der letzten Übungen des vorigen Schuljahres, 8. Classen Bockspringen mit Abstoß nur eines Armes und freier Bocksprung. In dieser Weise gedenke ich in Zukunft die Bockübungen für das Obergymnasium einzurichten. Von den Leitern fehlt in dieser Classen die schräge Leiter. Im Programme finden wir »Rundlauf im Stützhang (Kreisschwingen)« angeführt, während im Lehrplane für diese Classen keine Rundlaufübungen mehr erscheinen.

Diese für die 5.—7. Realclassen bestimmten Geräthübungen theilte ich nun derart ein, dass sie für die 5.—8. Gymnasialclassen Stoff boten,

und bin dabei ganz gut weggekommen. Natürlich kann man nach einem Schuljahre noch kaum von Erfahrungen bezüglich eines Lehrplanes sprechen, die maßgebend genannt zu werden verdienen, zumal wenn für viele Schüler das Turnen ganz neu ist, wie es bei uns der Fall war. Darum wird man wohl erst nach mehreren Jahren in die Lage kommen, einen für das Obergymnasium passenden, detaillierten Lehrplan aufzustellen.

Was nun den Turnbetrieb anlangt, so ist es vor allem selbstverständlich, dass die Schüler nur in Turnschuhen und ohne Oberkleider turnen durften. Eine große Bequemlichkeit für das Umkleiden wird an unserer Anstalt dadurch geboten, dass sich an den Turnsaal unmittelbar anschließend ein eigener Umkleideraum befindet, so dass jener nur seinem Zwecke gewidmet ist. In diesem Schuljahre habe ich auch die Einrichtung getroffen, dass die Schüler nicht nur ohne Oberkleider, sondern auch ohne Weste und Halsbinde turnen müssen, was zur Erfrischung des Körpers und zur Leichtigkeit und Eleganz des Turnens ungemein viel beiträgt. Natürlich wurde auch den Schülern geboten, harte und spitzige Gegenstände während des Turnens abzulegen, damit sich keiner an solchen verletze. Vor dem Verlassen des Turnsaales wurden die Schüler jederzeit vor Verköhlung gewarnt und ihnen die größtmögliche Sorgfalt ans Herz gelegt. Aus dem Ankleideraume treten die Schüler stets auf den Befehl „Antreten — marsch“ zu einer Stirnreihe längs des Saales an. Jede Turnstunde mit einem Marschliede zu beginnen, wie es Herr Director Dr. Gustav Hergl in Aussig gemacht hat, ist wohl sehr empfehlenswert, aber meiner Ansicht nach doch nur dort anwendbar, wo der Turnlehrer zugleich auch musikalisch gebildet ist, was wohl nicht bei allen Turnlehrern der Fall sein dürfte.

Den Beginn jeder Stunde bildeten Ordnungsübungen, denen Frei-, Hantel- oder Stabübungen oder Schrittartern folgten, ungefähr 20—25 Minuten, in den oberen Classen auch weniger, so dass die übrige Zeit dann dem Geräthturnen gewidmet werden konnte. Dieses wurde an zwei Geräthen geübt und die Wahl möglichst derart getroffen, dass ein Stemm- oder Stütz- mit einem Hanggeräth wechselte, um alle Muskeln des Körpers in gleicher Weise in Thätigkeit zu bringen, wie dies ja auch schon bei den Frei-, Hantel- und Stabübungen bezweckt wurde. Natürlich wurde stets darauf gesehen, dass diese allgemeine körperliche Anstrengung nicht zur Ermüdung führte, zumal nach vielen Turnstunden noch andere Schulstunden folgten, wenn auch soviel als möglich darauf gesehen wurde, dass die Turnstunden Eckstunden waren; doch lässt sich dies eben bei 16 Unterrichtsstunden nicht immer durchführen. Vor und während der Stunden war es den Schülern aufs strengste untersagt, irgend ein Geräth zu berühren, an dem nicht gerade geturnt wurde. Auf das Hilfegeben wurde besondere Sorgfalt verwendet und dieses theils von mir selbst, theils von kräftigen Schülern besorgt, die zuerst von mir darin unterrichtet worden waren.

Wenn wir nun noch die einzelnen Arten der Übungen näher besprechen wollen, so boten die Frei-, Hantel- und Stabübungen gar keine Schwierigkeiten, wohl aber die Ordnungsübungen und Schrittartern. Denn

infolge der gleichzeitigen Einführung des Turnunterrichtes in allen Classen musste ich oft Übungen, die einer früheren Classe angehörten, wie die Schwenkungen, erst neu einüben. Besonders fühlbar trat dieser Mangel bei den Schrittarthen zutage, zumal bei den Wechseln, Zusammensetzungen und Folgen von Übungen, wo immer erst die einzelne Übungsart neu gelernt werden musste. Und doch wurde das Lehrziel überall erreicht. Anders gestaltete sich das Geräthturnen. Da konnten jederzeit die vorgeschriebenen Übungen gemacht werden, wenn es auch anfangs bei vielen Schülern schwer gieng und die Übungen oft zweimal wiederholt werden mussten, bis sie zur Zufriedenheit gemacht wurden. Die Ordnungs-, Frei-, Hantel- und Stabübungen und Schrittarthen wurden sämmtlich von mir selbst commandirt und vorgeturnt und ebenso auch die meisten Geräthübungen, wiewohl es bei diesen, besonders im Obergymnasium, hohenorts erlaubt wurde, die Classe in Riegen einzutheilen und diese unter Vorturnern turnen zu lassen. Ich machte aber von dieser Erlaubnis der Einheit des Turnbetriebes wegen keinen Gebrauch, obwohl mir von der früheren Zeit, als das Turnen Freigegegenstand war, wo mehr oder weniger jeder Lehrer zum Vorturnersystem zu greifen gezwungen ist, Vorturner genug zur Verfügung standen. Und so kam es, dass ich auch von den Geräthübungen die meisten selbst vorturnte und nur selten den jeweilig tüchtigsten Schüler der Classe (meist solche, die schon früher geturnt hatten oder Vorturner gewesen waren) an meine Stelle treten ließ, nachdem ich ihm die verlangte Übung genau erklärt hatte. Dass natürlich auch das Geräthturnen unter tactmäßigem Zählen ausgeführt wurde, brauche ich wohl nicht besonders zu erwähnen. Geturnt wurde selbstverständlich nach dem Spieß'schen Classensystem, da uns die meisten Geräte in wenigstens zweifacher Anzahl zugebote stehen.

Die Schüler turnten meist mit Lust und Freude, da sie ja den Nutzen der Leibesübungen an sich selbst erkennen konnten. Nur selten fand ich Schüler, welche, ohnehin etwas indolenter Natur, auch diesem Gegenstande gegenüber sich indifferent verhielten, und zwar nur im Obergymnasium. Aber auch solcher Schüler wurden im Laufe der Zeit immer weniger, da sie durch das gute Beispiel der Mitschüler oder durch eine ernste Rüge meinerseits an ihre Pflicht gemahnt wurden und nun auch mitarbeiteten, so gut sie konnten. Darum waren auch die Erfolge ganz zufriedenstellend, wenn man bedenkt, dass der Turnunterricht das erste Jahr für alle Classen obligat war, während früher turnte, wer wollte, und dass von 251 aufgenommenen Schülern nur 83, also ungefähr ein Drittel, früher geturnt hatten. Dabei legte ich im Turnen denselben Maßstab an die Leistungen der Schüler wie in anderen Gegenständen, während es ja allbekannt ist, dass beim Turnen als Freigegegenstand der Maßstab meist sehr niedrig gehalten wird. Und doch wurden auch die schwierigsten Übungen (siehe oben die Bemerkungen beim Bockturnen) im allgemeinen ziemlich gut ausgeführt. Der Colleague Kurt Kohl am ersten Staats-Gymnasium in Graz hat in einem Programme in einer Tabelle sehr interessante Zusammenstellungen der Schülerleistungen am Ende des 1. und 2. Semesters veröffentlicht, und zwar im Armbeugen und -Strecken

im Stütz am Barren und im Hang am Reck, im Hoch- und Weitsprung und im Felgaufschwung (Reck kopfhoch), bei letzterem mit Angabe der Procente jeder Classe, welche die Übung ausführten. Ich habe eine solche Zusammenstellung nicht gemacht, da ich auch so die Fortschritte der Schüler wahrnahm, obwohl ich, je weiter der Unterricht vorrückte, einen desto strengeren Maßstab an ihre Leistungen legte.

Befreit vom Turnunterrichte mit hochortiger Bewilligung waren im 1. Semester 13 und im 2. Semester 15 Schüler. Dagegen kann ich mit Vergnügen hinzufügen, dass der Befreiungen in diesem Schuljahre bedeutend weniger sind. Da nämlich nur acht Schüler den Turnunterricht nicht besuchen, sind die Befreiungen fast um die Hälfte gegen das 2. Semester des vorigen Schuljahres gesunken. Und es ist das auch ganz in der Ordnung. Denn jeder Schüler, der nicht gerade ein augenscheinliches Gebrechen hat, kann die Ordnungs- und Freübungen und leichtere Geräthübungen mitmachen, und man sollte bei Befreiungen im eigenen Interesse der Schüler so streng als möglich vorgehen. Ich habe wahrgenommen, dass Schüler, die im vorigen Schuljahre entweder befreit waren oder die Befreiung anstrebten, in diesem Schuljahre ganz wacker mitturnen und jetzt selbst große Freude an den Leibesübungen zeigen. Hiermit schließe ich meine Bemerkungen und Beobachtungen über den obligaten Turnunterricht am Gymnasium. Mögen diese Zeilen dazu beitragen, die im vorigen Schuljahre zum Besten der Jugend eingeleitete Action betreffs Einführung des obligaten Turnunterrichtes an den Gymnasien wieder in Fluss zu bringen, zu beschleunigen und zu einem gedeihlichen Abschluss zu führen.

Kaa den.

Anton Kempf.

Realgymnasium und Gymnasium gegenüber den großen Aufgaben der Gegenwart. Festrede zur 50 jährigen Jubelfeier des Erfarter Realgymnasiums, gehalten von Prof. Dr. Zange, Director des genannten Realgymnasiums. Gotha, Schloebmann 1895, 8°, 29 SS.

Nach einem Rückblicke auf die Geschichte der Lehranstalt und die Entwicklung der Realschulen bespricht der Verf. die Stellung des Realgymnasiums zu dem Gymnasium und hebt hervor, dass beide Anstalten vollkommen gleichberechtigt sind und trotz ihrer verschiedenen Einrichtung und verschiedenen Aufgaben dennoch das gleiche Ziel anstreben, die wahre Bildung. In beiden soll der deutsche Unterricht in den Mittelpunkt des gesammten Unterrichtes gestellt werden. Aber wichtiger sei es noch, der Jugend die rechte sociale Gesinnung einzuflößen. Daher müsse man neben dem formalen Mittelpunkte des Deutschen, der die nationale Gesinnung und Tüchtigkeit verbürgt, noch den materialen Gesichtspunkt der christlichen Religion setzen, der die rechte sociale Gesinnung gewährleistet. Die Rede zeugt von dem warmen Streben, das den Verf. beseelt, und empfiehlt sich durch ihren klaren und würdevollen Stil.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Präparationen zur methodischen Behandlung deutscher Musterstücke. Ein Handbuch für Lehrer zum Gebrauch in den unteren und mittleren Classen höherer Lehranstalten, sowie in den Mittel- und Oberclassen von Volks- und Bürgerschulen. Herausgegeben von K. Dorenwell. I. Theil. Hannover, Verlag von Karl Meyer (Gustav Prior) 1893. 232 SS. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Das sorgfältig gearbeitete Buch des rühmlichst bekannten Schulmannes will insbesondere den jüngeren, weniger geübten Lehrern die Vorarbeit erleichtern. Aber auch der erfahrenere wird mit Interesse den Durchführungen folgen und sie mit seiner eigenen Praxis vergleichen. In erster Linie schließen sich die Präparationen an die Lesebücher von Hopf und Paulsiek, von Flügge und an das 'Hannoversche Lesebuch' an. Zwei Reihen Lesestücke, jede in 'Prosa' und 'Poesie' zerfallend, 34 Nummern im ganzen, werden in der Weise vorgenommen, dass bei jedem — je nach Bedarf — mehr oder weniger eine Voraussetzungen gebende und Stimmung machende Einleitung vorausgeschickt wird. Es folgt Vorlesen seitens des Lehrers, Nachlesen seitens der Schüler (hierbei werden oft Winke wegen richtiger Betonung gegeben), gegebenenfalls Vorzählen und Nachzählen, erläuternde Durchnahme des einzelnen mit Wort- und Sacherklärungen, eventuell Gliederung, Grundgedanke, Vergleiche, Anwendungen, endlich sehr gute mündliche und schriftliche Übungen im Gedankenausdrucke. Nur die oft angeschlossenen orthographischen Übungen finden bei diesem Anlasse meinen Beifall nicht. Dem didaktischen Geschicke, der Gründlichkeit, Literaturkenntnis des Verfs ist aller Beifall zu zollen, doch bergen diese Musterpräparationen meines Erachtens für den unselbständigen Anfänger auch eine ernste Gefahr, wenn er nämlich, allen Weitläufigkeiten seines Führers folgend (viele Einleitungen usw. sind im Vergleiche zum Zwecke von bedenklicher Breite), das Ganze zusehr zerpfückt und es versäumt, die zerstörte Einheit schließlich wieder herzustellen. Dies gilt ganz besonders von lyrischen Gedichten. Als charakteristisch erwähne ich noch, dass nach dem Verfs Willen bei der Durchnahme eines Lesestückes starker Gebrauch von der Wandtafel gemacht werden soll.

Sprachlich auffällig ist S. 64: „so hatte es sich erschrocken“. Der Druck ist sorgfältig, das Buch aber leider nicht geheftet.

Aus deutschen Lesebüchern. Lieferung 62. V. Band. Wegweiser durch die classischen Schuldramen. III. Abtheilung bearbeitet von Dr. H. Gaudig. S. 305—352. Gera u. Leipzig, Druck und Verlag von Theodor Hofmann 1893. Preis 50 Pf.

Vorliegende Lieferung ist die vorletzte der III. Abtheilung des V. Bandes und bringt den Abschluss der »Braut von Messina« und den Anfang der Besprechung des »Wilhelm Tell«. In ersterem Drama ist es besonders das Schicksal und der Chor, worüber gehandelt wird. In Kürze lässt sich nur sagen, dass Dr. Gaudig über dieses Werk ungünstig urtheilt und aus formellen Gründen dazu kommt zu erklären, dass Schiller hier zu einer »Mischform« zurückgekehrt sei, »die nur historische, aber nicht ästhetische Berechtigung hat«. Solche rein theoretische Bedenken zerfallen meines Erachtens gegenüber einem Stücke von so gewaltiger Dichterkraft in nichts, auch kann man Schillers eigene Worte entgegenhalten, »man dürfe sich durch keinen allgemeinen Gattungsbegriff von der Tragödie fesseln lassen, sondern es wagen, bei einem neuen Stoffe die Form neu zu erfinden; man müsse sich den Gattungsbegriff immer beweglich erhalten«.

Erfreulicher ist das über Tell Gebotene. Mit großer Gründlichkeit, die sich aus der Heranziehung der Quellschriften erklärt, wird im vorliegenden Hefte die Geschichte der Abfassung und das Verhältnis des Dichters zu seinem Stoffe behandelt. Reiche Literaturkenntnis und Literaturbenützung verräth sich in jeder Zeile. Beachtenswert ist ein Abdruck der vom Dichter benützten Abschnitte des *Chronicon Helveticum* (nebst Anmerkungen) nach dem Abdrucke bei Joachim Meyer, im Anschluss daran entsprechende Vergleiche der Auffassung, Motive und Composition bei Tschudi, Schiller u. a., scharfsinnige Urtheile für und wider mit wiederholter Polemik gegen andere Auffassung. Man folgt den Äußerungen mit Interesse und wechselnder Zustimmung und wünscht das Abschlussheft herbei, das noch viel des Gediegenen bieten wird. Die große Ausführlichkeit der Erörterung darf selbstverständlich nicht verleiten, in der Schule davon Gebrauch zu machen.

Druckfehler: S. 336, Z. 13 v. u. dass statt das.

Wien.

Dr. R. Löhrer.

Handbuch der Schulhygiene von Dr. Leo Burgerstein und Dr. August Netolitzky in Wien. Jena, Gustav Fischer 1895. Preis 10 Mk. 50 Pf.

In Anbetracht der Wichtigkeit der Sache zeigen wir unseren Lesern dieses kürzlich erschienene Buch vorläufig an, welches die bisher edirten derartigen Werke durch die reiche und gründliche Ausnützung der einschlägigen Originalliteratur Österreichs, Deutschlands, Englands, Frankreichs, Skandinaviens, Amerikas usw. übertrifft. Das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht hat mit Erlass vom 19. April 1895, Z. 8392 (Verordnungsblatt 1895, Stück IX, S. 133) die Lehrkörper der Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten auf dieses Werk behufs Anschaffung für die Lehrerbibliotheken im besonderen aufmerksam gemacht. Wir behalten uns vor, auf das Buch noch näher zurückzukommen.

Programmenschau.

48. Thir K., Hradiště Hory Tábora jako pevnost v minulosti (Hradiště des Berges Tábor als Festung in der Vergangenheit). I. Theil. Progr. des k. k. Obergymn. in Tábor 1893, 8°, 71 SS. 1 Karte.

Der Verf. stellt sich zur Aufgabe, dem Entwicklungsgeange der Befestigungen Tábor's seit dessen Gründung (1420) nachzuspüren und zu ermitteln, was davon die Hussiten vorgefunden, was sie selbst aufgeführt haben und was nachhussitisch ist. Es liegt ein besonderer Reiz in dem Bestreben, die Frage nach der Beschaffenheit der Defensivmaßregeln der furchtbarsten aller Volksbewegungen zu lösen. Der Verf. entscheidet sich dafür, dass Žižka Tábor von Grund aus befestigte. 31 Jahre nach seiner Gründung sah Tábor keinen geringeren als Aneas Sylvius, den späteren Papst Pius II., welcher von der Stadt ein äußerst plastisches Bild entwirft, das auch noch auf ihren heutigen Charakter trefflich passt, die Frage jedoch nicht löst, was die Hussiten Epochemachendes im Fortificationswesen hervorgebracht haben. Die Quellen zur Aufhellung sind spärlich: der Localbefund, die alte Katastralkarte, ein paar alte Abbildungen — deren bekanntlich keineswegs scrupulöse Zeichner beim Verfertigen keine Ahnung hatten, wie schwer jeder Strich dereinst in die Wagschale fallen wird — und einige Stellen in den Stadtbüchern. Das ist so ziemlich alles. Die Untersuchung des dreifachen Panzers der Stadt geschieht Schritt für Schritt, sozusagen von Stein zu Stein. Für den Spürsinn des Verf. ist Folgendes bezeichnend: er bemerkte, dass an einer Stelle der Stadtmauer der Reif das Licht ungleich bricht, und bekam so die Conturen der später vermauerten Zinnen heraus; dadurch wurde auch die ursprüngliche Höhe und Beschaffenheit der Stadtmauern ermittelt. Nach genauem Abwägen des pro et contra schält der Verf. aus dem Conglomerat der Fortificationen Žižkas Werk heraus und untersucht dann, ob es mit der Behauptung des berühmten französischen theoretischen Taktikers Follard († 1752) stimmt, dass nämlich die Hussiten es gewesen wären, die das epochemachende pentagonale Befestigungssystem erfunden haben, nachdem das ältere Rondellsystem durch die Erfindung des Schießpulvers und Anwendung des groben Geschützes nicht mehr hat standhalten können. Ein als hussitisch nachweisbarer Theil der Stadtmauern Tábor's weist allerdings den pentagonalen Charakter ganz deutlich auf, der Verf. ist jedoch nüchtern genug, die Priorität den Hussiten nicht so ohne weiteres zuzuschreiben, er begnügt sich vielmehr mit der bloßen Feststellung der Thatsache, dass die Hussiten diese Fortificationsart bereits geübt haben, und lässt es dahingestellt, ob diese Form auch nicht anderwärts zu jener Zeit oder auch schon früher angewendet worden ist. Žižkas Anlage ist jedenfalls eine geniale zu nennen; sie fußte in der denkbar besten Ausnützung des Terrains und ist umso merkwürdiger, da sie förmlich über Nacht aufgeführt werden musste; so eilig hat man es gehabt, dass man die Mauern inwendig nicht einmal fügen konnte und sie aufschütten musste; der Oberbau der Fortificationen war von Holz; dass sich damit Žižka nicht begnügte, zeigt das merkwürdige Gässchenlabyrinth Tábor's — sozusagen ein petrificirtes Zeltlager — wo jede Spanne Erde von allen Seiten her stundenlang vertheidigt werden konnte. Der Verf. behandelt dann die weiteren Phasen der Entwicklung der Stadt, beziehungsweise ihrer Befestigung.

Sehr bedauerlich ist es, dass Thirs Studie so, wie sie ist, jedem Leser, welcher die Stadt Tábor ganz genau aus Autopsie nicht kennt, ziemlich unverständlich bleiben muss, und er scheint sie wirklich bloß für seine Mitbewohner geschrieben zu haben, während der Stoff selbst von universeller Bedeutung ist; heute ist es geboten, bei einer solchen topographischen Studie es nicht mit einer armseligen Wiedergabe der

Hauptlinien aus der Katastralkarte bewenden zu lassen — wie es hier der Fall ist —, sondern zumindest auch eine genaue Terrainkarte des weiteren Umkreises, die Zweck und Stärke der einzelnen Fortificationen ersichtlich machen würde, beizufügen; ein genauer Stadtplan, alle vom Verf. benützten alten Ansichten, möglichst viele Abbildungen der wichtigsten Einzelheiten wären höchst willkommen gewesen; der voraussichtlich ungleich größere Absatz hätte die höheren Auslagen gewiss gedeckt, namentlich wenn der Verf. den glücklichen Einfall gehabt haben würde, seine gediegene Arbeit auch in deutscher Sprache erscheinen zu lassen.

49. Zdráhal Fr., *Diplomatické vyjednávání mezi dvorem vídeňským a ruským na počátku války sedmileté v. r. 1757* (Die diplomatischen Unterhandlungen zwischen dem Wiener und dem russischen Hofe zu Beginn des siebenjährigen Krieges im Jahre 1757). Progr. des k. k. böhm. Obergymn. in Prag-Neustadt 1893, 8°, 13 SS.

Auf Grund gedruckter Literatur wird die Sisyphusarbeit Maria Theresias geschildert, die sich bemühte zu erwirken, dass, was die stets kränkelnde Zarin Elisabeth zu Gunsten Oesterreichs aufrichtig wollte, deren verrückter Thronfolger Peter, ein begeisterter Bewunderer Friedrichs II., jedoch verpönte, von den russischen Heerführern dem großen Preußenkönig gegenüber auch im Felde nachdrücklichst durchgeführt würde. Die Rathlosigkeit der russischen Heerführer, die den stündlich erwarteten Thronwechsel an der Newa berücksichtigen mussten, und die Bestechlichkeit der Rathgeber der Zarin, von denen Friedrich der Große und das mit ihm verbündete England auf dem Laufenden erhalten wurden, hatte zur Folge, dass das schier aufgeriebene Preußen nicht nur gerettet wurde, sondern schließlich als glorreicher Sieger hervorging.

Die anspruchslose Erstlingsarbeit liest sich nicht schlecht.

50. Decker, Dr. A., *Dějiny škol Třeboňských. — Statistické přehledy o Třeboňské střední škole.* (Geschichte der Schulen Wittingaus. — Statistische Übersichten über die Wittingauer Mittelschule.) Progr. des Communal-Realgymn. in Wittingau 1893, 8°, 65, 66—97 SS.

Wittingau und Krumau waren die größten und wichtigsten Städte auf den südböhmischen Latifundien des mächtigen Herrengeschlechtes der Rosenberger. Die schier zahllosen geistlichen Stiftungen, welche in den damaligen Zeiten theilweise zugleich Schulstiftungen waren, verkünden die offene Hand und hohen Sinn dieser Dynasten für die Hebung des Bildungswesens. Nirgends in Böhmen waren Pfarren, also auch Pfarrschulen, dichter gesät als auf Rosenbergischem Boden; aber während man, später colonisierte Sumpfländereien abgerechnet, welche Richtung man auch einschlägt, keine zwei Stunden zu gehen braucht, ohne auf eine Kirche oder ein Kloster edelster Gothik, erhalten oder in Ruinen, zu stoßen: von den alten Schulen zeigt der Localbefund nichts und die ihrer Reichhaltigkeit wegen berühmten Archive von Wittingau und Krumau sehr wenig. Es wäre weit gefehlt, daraus zu schließen, dass das Schulwesen damals ganz nur noch so daneben mitgelaufen wäre, es war eben noch nicht auf die eigenen Beine gestellt, differenziert, sondern mit der Religionsbethätigung eng verknüpft. Wir sind noch sehr weit davon entfernt, uns eine erschöpfende Vorstellung von dem älteren Unterrichtswesen Böhmens bilden zu können. Was steht uns an nächstliegenden, historischen Quellen zur Verfügung? Die eine oder die andere knappe Stelle eines Stiftsbriefes, hie und da eine herzlich ungerne beglichene

rechnung für ein Schulbedürfnis, und das Übrige bildet eine endlose Reihe von Nachrichten darüber, was einzelne Schulmeister und deren Gehilfen Schlimmes angestellt haben. Die Localforschung ist daher nicht ganz unverfänglich, man wird leicht verleitet, Pikanterien nachzujagen, und in der That gehört gar manches, schulgeschichtlich sein wollendes Werk weit eher zur Belletristik als in die Wissenschaft. Das Wittingauer Archiv wird ganz gewiss an Schulpikanterien eine schwere Menge bergen und es ist dem Verf. zu einem ganz besonderen Verdienst anzurechnen, dass er maßgehalten hat auf die Gefahr hin trocken zu erscheinen; denn trocken, herzlich trocken ist fast jede Ortsschulgeschichte, wenn der Schreiber es verschmäht, Statistik zu schreiben über alle Ränche, die das Lehrpersonale seit — sit venia verbo — Archivgedenken polternd nach Hause getragen hat. Dennoch müssen möglichst viele Ortsschulgeschichten geschrieben sein, bevor man zur Abfassung einer gediegenen Landes- schulgeschichte wird schreiten können. Und dieser Idee brachte Director Decker mit seiner fleißigen Arbeit, von der localen Wichtigkeit des Gegenstandes auch abgesehen, ein verdienstliches Opfer.

51. Heš G., O pásobení Jana Vítěze ze Zredna a Jiřího z Poděbrad ve volbu Matyáše Korvína za krále uherského (Über das Einwirken des Joannes Vitezius de Zredna und Georgs von Poděbrad auf die Wahl des Mathias Corvinus zum König von Ungarn). Nach Archivstudien. Progr. des k. k. Obergymn. in Neuhaus 1893, 8°, 28 SS.

Mathias Corvinus bildet geradezu den Mittelpunkt der national-magyarischen Geschichtsforschung und das über ihn in magyarischer Sprache Erschienene füllt eine ganze Literatur aus; wer über ihn etwas Ernstes schreiben will, dem darf die magyarische Sprache zumindest nicht fremd sein; sie ist unserem Verf. fremd, er musste sich, wie er am Schlusse mittheilt, die magyarischen „Quellen“ erst übersetzen lassen, was ihn jedoch nicht hindert, ein magyarisches Citat ohne Übersetzung (S. 4) seinen Lesern aufzutischen. Die Schrift bietet nichts Neues, sie fußt zum großen Theile auf längst nicht ganz ernst genommenen Chroniken, von einer wirklich archivalischen Forschung ist da keine Spur. Zählt man die endlosen Citate und die ungezählten, mitunter recht abgeschmackten Epitheta ornantia, sowie das zur Sache nicht Gehörnde ab, dann bleibt ein sehr bescheidener Rest übrig. Die Darstellung ist ungewöhnlich schwulstig. Hier eine Probe (S. 9): „Obzwar Georg von Poděbrad von der aufrichtigsten Trauer über den betrübenden Tod des geliebten Königs erfüllt war, verlor er dennoch nicht einmal auf einen Augenblick die Überlegetheit der Seele und Entschlossenheit des Staatsmannes in der Stunde des verhängnisvollen Umsturzes. Gleich des folgenden Tages nach Ladislavs' Tode berief er die höchsten Beamten und Richter des Landes und eröffnete ihnen, das Amt des Landesverwesers habe bis zu den nächsten Pfingsten zu wahren und niemand erhob dagegen einen Widerspruch. Damit gelangte der wichtigste Machthebel in seine Hand, nämlich die Anschreibung und Leitung der allgemeinen Landtage, als der einzigen Quelle der Souveränität. Der Macht und seines guten Rechtes gedenk, verblieb er beharrlich auf dem ihm vom Schicksale angewiesenen Platze und ergriff energisch sämtliche Mittel, durch die er die künftige Königswahl selbständig und kraft seines Amtes zu leiten vermöchte. Bonfinius sagt: ¹⁾ -interea de creando rege cogitare oportere, se (Georgium) interregni tempore rem publicam ex instituto suo gubernaturum et datum operam, ne quid illa detrimenti patiatur.“ Diese Verantwortlichkeit

¹⁾ Bonfinii rerum Hungaricarum Dec. III. Lib. VIII, p. 515.

wurde ihm durch seine unbegrenzte Liebe zum Vaterlande und dem böhmischen Volke auferlegt, und er hielt es für seine heilige Pflicht, in dieser ersten Stunde alle seine Kräfte dem Dienste des Vaterlandes zu weihen. Wohl vermag man sich leicht in den Zustand geistiger Ergriffenheit des Herrn Georg hineinzuversetzen, als er mit Johann Vítěz die rühmlichste Thätigkeit zu Gunsten der Wahl Corvins in Ungarn entwickelte, während er durch Ungewissheit und Sorge gedrückt war, wie die inneren Angelegenheiten zu ordnen, damit sie Böhmen zum Vortheil gereichen" In dieser Probe verrathen sich der zweite und der dritte Satz durch ihre Nüchternheit als ein fremdes Element; sie sind aus Palacky IV, 2 (1860, böhm. Ausg. S. 15, deutsche Ausg. S. 19 f.) entlehnt.

52. Bareš Fr., Šlechtické a erbovní rodiny v městě Boleslava Mladého v letech 1471—1620 (Adelige und wappenführende Geschlechter in der Stadt Jungbunzlau in den Jahren 1471 bis 1620). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Jungbunzlau 1893, 8°, 49 SS.

Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zur Schlacht am Weißen Berge ist ein bedeutender Zuzug von Standespersonen, die sich in Jungbunzlau ansässig machten, zu verzeichnen. Hier, im alten, nun „Berg Karmel“ benannten, außerhalb der Stadtmauern belegenen Kloster hatten die Bischöfe der böhmischen Brüder ihren Sitz aufgeschlagen, hierher wanderten die Jünger, um sich für ihr zukünftiges Wirken in der Bruderschaft vorzubereiten, hier wurden die Brudersynoden abgehalten: für die böhmischen Brüder bedeutete Jungbunzlau Rom, und es war für ganz Böhmen ein Ereignis ersten Ranges, als Peter Wok von Rosenberg, der erste Grandseigneur des Königreiches, mit noch anderen vom hohen Adel und des Ritterstandes die Communion in Jungbunzlau von den Brüdern öffentlich entgegennahm. Alternde Standespersonen kauften sich dort an, um in der Nähe des Heiligthums der Bruderschaft den Rest des Lebens zu verbringen, und es ist bemerkenswert, dass die rings um das Bruderhaus gelegenen Häuser sämmtlich im adeligen Besitze gewesen sind. Auf diese Art erwuchs eine neue, zumeist von böhmischen Brüdern adeligen Standes bevölkerte Ansiedlung, welche durch König Ferdinand I. als „Neustadt“ zur Stadt erhoben wurde. Obzwar keine freie, sondern eine bis zum Jahre 1595 gutsherrliche und erst seit 1600 königliche Stadt, war Jungbunzlau der erste Vorort des seit jeher gleichnamigen Kreises; hier wurden Kreistage abgehalten, und das veranlasste viele, ein Anwesen in der Stadt zu erwerben; der mächtige „Herr“, um ein Absteigquartier zu gewinnen, der dürftige Edelmann, um sich im Centrum zu einem besseren Erwerb im Dienste eines „Herrn“ zu verhelfen. Ein von einem Adeligen angekauftes Anwesen verblieb zwar im Verbande der Gemeinde, an welche alle anhaftenden Giebigkeiten auch fernerhin entrichtet werden mussten, persönlich unterstanden jedoch die adeligen Familien nicht dem Ortsrechte, sondern dem königl. Kammer- oder dem Landgerichte. Heiratete eine hörige Bunzlauerin bürgerlicher Herkunft einen Adeligen, so hörte sie dadurch nicht auf, dem Grundherrn der Stadt unterthan zu sein. Es herrschten somit in Jungbunzlau sehr bunte, vielfach verschlungene Rechtsverhältnisse. — Der Verf. zählt dann alle adeligen Geschlechter, die sich in der Stadt ansässig machten, auf, verzeichnet alle Veränderungen in ihrem Besitze und fügt Biographien hervorragender Persönlichkeiten bei; wir begegnen da der imposanten Gestalt des 1621 enthaupteten Herrn Wenzel Budowecz von Budow, Mitglied der böhmischen Bruderschaft; dem gewiegten Juristen Adam Linhart von Neunperg, Mitarbeiter am Entwurfe des Majestätsbriefes Rudolfs II. (1607); Herrn Wilhelm Popel von Lobkowicz, kaiserl. Oberstmundschenck evangelischer Confession, u. a. m.

Die Arbeit ist gewissenhaft und verdienstlich.

53. Krystůfek, Dr. J., Význam sboru zákonodárného v dějinách revoluce francouzské (Die Bedeutung der gesetzgebenden Nationalversammlung in der Geschichte der französischen Revolution). (1. October 1791 bis 20. September 1792. Schluss.) Progr. des k. k. böhm. Gymn. in Budweis 1893, 8°, 33 SS.

Bei einem so allseitig durchgearbeiteten Thema vermag man nur in der Darstellung schaffend zu wirken. Der sattelfeste Verf. will — wenn wir seine Absicht richtig erkennen — die Entwicklung der Dinge so schildern, dass das Missverhältnis zwischen den theils unzureichenden, theils erbärmlichen Mitteln und den durchschlagenden Erfolgen grell hervortrete. Der Verf. versetzt den Leser in den Verhandlungssaal der gesetzgebenden Nationalversammlung, lässt ihn die wichtigsten Reden der Matadore per extensum anhören und flicht ein knapp modelliertes Relief über die Vorgänge in Paris und im Felde an Frankreichs Nordgrenze ein.

54. Fait E., Krym, jeho přírodní krásy a památnosti (Die Krim, ihre Naturschönheiten und Denkwürdigkeiten). Aus Autopsie und nach den neuesten Quellen geschildert. Progr. der k. k. Oberrealschule in Rakonitz 1893, 8°, 34 SS.

Der vielgereiste Verf. bietet da eine Art Bädeker für Reiselustige nach der Krim. Die Darstellung an sich ist nicht ohne Interesse, die knappe Ausdrucksweise ist recht ansprechend, erwünscht wäre jedoch eine bessere Sichtung dessen, was man beim Leser an Vorkenntnissen voraussetzen darf und was ihm zu erklären ist. Wer z. B. von den Lesern vermag sich eine Vorstellung darüber zu machen, dass Pantikapaions Umfang auf 20 Stadien taxiert wurde (S. 33) oder dass »die durchschnittliche Breite des Meerbusens eine Werst, bei zehn Klaffern Tiefe beträgt« (S. 16)? Wie viele werden wissen, wer Erzbischof Innocentius war (S. 17) oder was ein Kurgan ist (S. 18)? Dagegen hätten Aufklärungen über Iphigenia und Agamemnon (S. 27) oder darüber, wo die Landenge von Korinth gelegen ist (S. 3), wohl wegbleiben können. Dass in Magaratsch »die Rose wenigstens in hundert Abarten gezüchtet wird« (S. 26) ist heutzutage nichts Merkwürdiges, dies dürfte vielleicht auch in — Rakonitz der Fall sein; verunglückt ist der Satz: »Kränkliche und Gesunde, die längere Zeit in Yalta leben, unternehmen öfters Spaziergänge in Wälder, die sich zur linken Seite der Straße erstrecken« (S. 26). Über Simferopol wird man (S. 9) belehrt, »es sei vom skythischen Kaiser Skylur oder dessen Erben (Plur.) gegründet worden«. »Zum Gedächtnisse an die hartnäckigen Kämpfe vor Alma wurde den Vertheidigern der Einheit des Zarenreiches ein Denkmal errichtet« (S. 14). »Von Aluschtsa unternimmt man einen Ausflug auf den Berg Demerschi, der bloß um ein wenig höher ist als der Keilberg im Erzgebirge« (1300 m) (S. 28). »Als religiöse Specialität erhielten sich in der Stadt Karasu-bazar die Krimtschaken, Nachkommen von Juden, welche, um den beständigen Bedrückungen durch die Mahomedaner zu entgehen, deren Glauben angenommen haben« (S. 29). — Stellt man diesen und zahlreichen anderen Lapsus den inhaltlich und der Form nach vortrefflich geschriebenen geschichtlichen Grundriss (S. 6 ff.) entgegen, dann muss man annehmen, dass der Verf. mehr zu bieten vermocht hätte, als er geboten hat, wenn er der Arbeit mehr Zeit gewidmet hätte oder hätte widmen können.

Graz.

J. Peisker.

55. Hackel Heinrich, Geschichte des Gymnasiums in Freistadt in den ersten 25 Jahren seines Bestandes (1867 bis 1892). I. Theil. Progr. des Kaiser Franz Joseph-Staatsgymn. in Freistadt (Oberösterreich) 1893, 8°, 35 SS.

Am 12. September 1892 wurde in Freistadt die Jubelfeier des 25jährigen Bestandes des dortigen Gymnasiums mit besonderem Glanze gefeiert. Anlässlich dieses Ereignisses hat die Direction einen ausführlichen Rückblick über die ersten 25 Jahre der Anstalt verfasst. Der vorliegende erste Theil desselben umfasst vorzugsweise den geschichtlichen Theil: Gründung und Entwicklung der Anstalt, Leiter und Lehrer, Lehrplan, Lehrbücher und Lehrtexte, die für die schriftliche Maturitätsprüfung gegebenen Themen zu den deutschen Aufsätzen.

56. Herrmann, Dr. August, Zur Geschichte der Schulverhältnisse St. Pöltens von der Mitte des XVI. bis gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts. Progr. des n.-ö. Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten 1893, 8°, 27 SS.

Das erstmal werden in einem St. Pöltener Rathsprotokolle vom 17. September 1540 eine deutsche (Stadt-)Schule und eine lateinische Schule genannt; sie bestanden nach einem Rathsprotokolle vom Jahre 1547 schon „von alter her“. Zur Zeit der Reformation (1562) entstand eine protestantische lateinische Schule, die aber infolge der Gegenreformation 1582 geschlossen werden musste. Erst im Jahre 1753 erhielt St. Pölten wieder eine lateinische Schule, ein Gymnasium, geleitet und versehen von Piaristen, die jedoch 1777 nach Krems versetzt wurden. Im Jahre 1787 wurde das Melker Stiftsgymnasium nach St. Pölten verlegt; doch 1804, beziehungsweise 1805 wurde dieses Gymnasium nach Melk zurückverlegt. Das sind die Hauptzüge aus der hier gebotenen Geschichte der höheren Schule St. Pöltens. Der zweite Theil behandelt in ähnlicher Weise die Geschichte der deutschen (Stadt-)Schule bis 1777. Das Detail zur Geschichte dieser Schulen fließt in den — vom Verf. augenscheinlich mit großem Fleiße gesammelten — Quellen sehr spärlich.

Wien.

J. Rappold.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1895, Heft 2, S. 184).

Deutsch.

Fuchs Rudolf, Tesillot Jeschurun, Israelit. Gebetbuch für Schule und Haus. Wien, Druck und Verlag von Adolf Fante. Pr. geb. 50 kr., die Approbation von Seite der comp. Cultusgemeinde vorausgesetzt, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 6. Febr. 1895, Z. 25.738 ex 1894).

Hintner, Dr. Valentin und Neubauer Engelbert, Sammlung von Übungsstücken zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die oberen Gymnasialclassen. Text und Anmerkungen. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geb. 1 fl. 2 kr., geb. 1 fl. 22 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. März 1895, Z. 5281).

Steiner Josef und Scheindler, Dr. August, Lateinisches Lese- und Übungsbuch. Im Anschluss an Scheindlers lateinische Schulgrammatik. II. Theil. In 2 Abtheilungen: 1. Übungsstücke, 2. Wortkunde. 2. umg. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geb. 2 K 20 h, geb. 2 K 80 h, unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 15. Febr. 1895, Z. 3220).

Schenkl Karl, Griechisches Elementarbuch. 16. verb. Aufl. Im Anschlusse an die 22. von W. von Hartel besorgte Aufl. der Curtius'schen Grammatik ausgeführt von Heinrich Schenkl. 2 Theile. I. Theil: Übungsstücke. II. Theil: Erklärende Anmerkungen und Wörterverzeichnisse. Wien u. Prag 1895. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 30 kr., wie die frühere Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Febr. 1895, Z. 810).

Homers Odyssee, in verkürzter Ausgabe. Für den Schulgebrauch von A. Th. Christ. Mit 1 Titelbilde, 13 Abbildungen und 1 Karte. 2. unv. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 30 kr. (Min.-Erl. v. 20. März 1895, Z. 6144).

Lampel Leopold, Deutsches Lesebuch für die 2. Classe österr. Mittelschulen. 4. wesentl. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geh. 96 kr., geb. 1 fl. 16 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 12. März 1895, Z. 5282).

Hannak, Dr. E., Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit für die Oberclassen der Mittelschulen, 4. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr. (Min.-Erl. v. 22. März 1895, Z. 6380).

Smolle, Dr. Leo, Lehrbuch der Geschichte der Neuzeit für die unteren Classen der Mittelschulen. Mit 31 Abbildungen und einem Titelbilde. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geh. 75 kr., geb. 95 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. März 1895, Z. 4752).

J. Langls Bilder zur Geschichte. Ein Cyklus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen. Ergänzungsblätter: Nr. 62. Das Münster zu Straßburg. Nr. 63. Der Zwinger zu Dresden. Nr. 64. Die Wartburg. Nr. 65. Die Habsburg. Pr. jedes Blattes unaufgesp. 1 fl. 20 kr., auf starkem Deckel gesp. 1 fl. 80 kr. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen der genannten Ergänzungsblätter aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 21. März 1895, Z. 3784).

Kiepert Heinr., Wandkarte von Alt-Griechenland, in 9 Blättern. 6. ber. Aufl. Berlin 1892. Pr. roh in Umschlag 7 fl. 44 kr., auf Leinwand in Mappe 12 fl. 40 kr., mit Stäben 13 fl. 64 kr.

— — Wandkarte von Alt-Italien, in 6 Blättern. 5. ber. Aufl. Berlin 1892. Pr. roh in Umschlag 5 fl. 58 kr., auf Leinen in Mappe 9 fl. 30 kr., mit Stäben 10 fl. 54 kr. Diese neuen Auflagen der genannten Wandkarten werden wie die früheren Auflagen allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 22. Febr. 1895, Z. 627).

Kiepert Heinr., Physikalische Wandkarten. Neubearbeitung von E. Kiepert. Berlin, D. Reimer 1894. Nr. 1 und 2. Westlicher und östlicher Planiglob. 10 Blätter. 4. Aufl. Pr. roh in Umschlag 6 fl. 20 kr., aufgesp. in Mappe 10 fl., mit Stäben 11 fl. 20 kr. Nr. 3. Europa. 4 Blätter. Maßstab 1 : 4,000,000. 5. Aufl. Pr. roh in Umschlag 5 fl. 58 kr., aufgesp. in Mappe 10 fl., mit Stäben 11 fl. 60 kr.

— — Politische Wandkarte von Europa. 4 Blätter. Maßstab 1 : 4,000,000. 5. Aufl. Neubearbeitung von E. Kiepert. Berlin, D. Reimer 1894. Pr. roh in Umschlag 5 fl. 58 kr., aufgesp. in Mappe 10 fl., mit Stäben 11 fl. 60 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Febr. 1895, Z. 25,512 ex 1894).

Hoëvar, Dr. Franz, Geometrische Übungsaufgaben für das Ober-gymnasium. II. Heft: Trigonometrie und analytische Geometrie. 2. rev. Aufl. Wien, F. Tempsky 1895. Pr. geh. 25 kr., geb. 40 kr., wie die 1. Aufl. an jenen Obergymn., an welchen das Lehrbuch der Geometrie desselben Verf.s benützt wird, zugelassen (Min.-Erl. v. 31. Jan. 1894, Z. 1351).

Pokorny, Naturgeschichte des Mineralreiches für die unteren Classen der Mittelschulen. Bearbeitet von Dr. R. Latzel und Jos. Mik. 18. verb. Aufl. Mit 98 Abbildungen, einer Karte von Oesterreich-Ungarn und einer Tafel mit Krystallformen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geh. 55 kr., geb. 80 kr., wie die 17. Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 3. Febr. 1895, Z. 30,527 ex 1894).

Andél Anton, Elemente des pflanzlichen Ornamentes. Vorbilder für den Unterricht im ornamentalen Zeichnen an den unteren Classen

der Gymnasien und Realschulen. Mit 75 Tafeln (159 ornamentale Motive). Wien, R. von Waldheim 1894. Pr. des compl. Werkes in Mappe 6 fl.; die einzelnen Serien kosten: I. (20 Tafeln mit Text) 1 fl. 60 kr., II. (16 Tafeln mit Text) 1 fl. 30 kr., III. (16 Tafeln mit Text) 1 fl. 30 kr., IV. (23 Tafeln mit Text) 1 fl. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Jan. 1895, Z. 29.117 ex 1894).

Die Erzeugung der bisher von der k. k. Fachschule in Teplitz angefertigten Collection von Modellen (Grundformen der classischen Gefäßbildnerie in Thon) wurde der Siderolith- und Majolikawarenfabrik des R. Hauptmann in Teplitz übertragen und stellt sich der Preis für diese als Lehrmittel für den Zeichenunterricht an Mittelschulen für zulässig erklärten Modelle in Hinkunft wie folgt: 1. Vierhenklige Amphora mit Untersatz 95 kr., 2. Schlauchförmige Amphora mit Untersatz 95 kr., 3. Zweihenklige Amphora 1 fl., 4. Henkelloses Vorrathsgefäß (Pithos) 42 kr., 5. Krater mit vier Stangenhenkeln 1 fl. 5 kr., 6. Glockenförmiger Krater 72 kr., 7. Zweihenklige Schale mit niederem Fuße (Kylix) 58 kr., 8. Alterthümliche Schale mit hohem Fuße (Kylix) 50 kr., 9. Alterthümliche Kelchschale (Kylix) 58 kr., 10. Schöpfeimer (Situla) 50 kr., 11. Dreihenklige Hydria älterer Form 1 fl. 15 kr., 12. Dreihenklige Hydria jüngerer Form 1 fl. 15 kr., 13. Einhenkliges Gussgefäß (Oinochoe, Prochus) älterer Form 85 kr., 14. Einhenkliges Gussgefäß (Oinochoe, Prochus) jüngerer Form 85 kr., 15. Einhenkliges Gussgefäß 40 kr., 16. Sepulcrales Duftgefäß (Lekythos) 45 kr., 17. Trinkhorn mit Widderkopf (Rhyton) 50 kr., 18. Schale mit hohem Henkel 40 kr., 19. Zweihenkliger Napf 30 kr. Preis der ganzen Collection 13 fl. 30 kr. Verpackungskosten: (1 neue Kiste, Emballage, Frachtbrief usw.) 2 fl. 50 kr. (Min.-Erl. v. 30. Jan. 1895, Z. 30.332 ex 1894).

Die Fischer von Erlach. Mit Förderung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht herausgegeben von Albert Ilg. I. Leben und Werke Johann Bernhard Fischers von Erlach des Vaters. Wien, Verlag von K. Konegen. Pr. 10 fl. Auf das Erscheinen dieses Buches werden die Lehrkörper der Gymnasien aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 3. Febr. 1895, Z. 28.851).

Čechisch.

Sobek Frant., Dějiny všeobecné pro nižší třídy škol středních. Díl I. Věk starý. 4. umg. Aufl. Prag, J. L. Kober 1895. Pr. 75 kr., geb. 95 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 21. März 1895, Z. 3163).

Serbo-croatisch.

Divković Mirko, Oblici hrvatskoga jezika za srednje škole. 4. Aufl. Agram, Commissionsverlag von Fr. Zupan (Rob. Ferd. Auer) in Agram 1894. Pr. geb. 50 kr., wie die frühere Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. März 1895, Z. 1004).

Hrvatska čitanka za I. razred gimnazijski. 5. Aufl. umg. von Mirko Divković Agram, Verlag der k. Landesregierung 1894. Pr. geb. 90 h., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. bis auf weiteres allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 14. März 1895, Z. 1004).

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Verordnung des Min. für C. und U. vom 12. März 1895, Z. 27.638 ex 1894, an alle Landesschulbehörden, betreffend die Schulgesundheitspflege an den Mittelschulen. — In dem Erlasse vom 15. Sept. 1890, Z. 19.097, wurden jene Mittel zur Förderung der körperlichen Ausbildung der Jugend bezeichnet, welche außer dem Betriebe des Turnens erforderlich sind, um die physische Erziehung der Jugend an den Mittelschulen zu kräftigen. Die auf diesem Gebiete seither erzielten erfreulichen Resultate, welche durch das opferwillige Zusammenwirken von Schulbehörden, Gemeinden und Schulfreunden zustande gekommen sind, bestärken mich in der Hoffnung, dass auf dem betretenen Wege noch weitere Erfolge zu erwarten stehen und dass die Erziehung in dieser Richtung eine den Anforderungen der Zeit entsprechende Ergänzung erfahren werde. Während die bezogene Verordnung sich die Aufgabe stellte, Einrichtungen zu schaffen, durch welche den von Ärzten und Pädagogen vielfach ausgesprochenen Klagen über die Hintansetzung der körperlichen Ausbildung der Mittelschuljugend allmählich Rechnung getragen werden sollte, war das Ministerium durch eine Reihe von Maßnahmen, betreffend die Herabminderung der Zahl der schriftlichen Arbeiten, die Unterrichtsmethode in der lateinischen und griechischen Sprache, sowie die Maturitätsprüfung, namentlich durch die Verordnung vom 24. Mai 1892, Z. 11.732, bestrebt, die Größe der von der Jugend zu bewältigenden Schreib- und Lernerarbeit herabzumindern, um ihr für die körperlichen Übungen die erforderliche Muße zu gewähren. Der Inhalt der Gesundheitspflege bei der heranwachsenden Jugend ist jedoch mit den bezogenen Anordnungen keineswegs erschöpft, vielmehr bleibt die schwierige Aufgabe übrig, die aus dem Schulbesuche selbst und aus dem vielstündigen täglichen Aufenthalte in den Schulräumen hervorgehenden schädlichen Einflüsse, soweit für einzelne Erscheinungen dieser Art nicht schon besondere Verfügungen erlassen worden sind, energischer als bisher zu bekämpfen. Die in der angedeuteten Richtung wichtigen Verhältnisse wahrzunehmen, ist in erster Linie der Lehrer berufen; deshalb liegt jedem an einer öffentlichen Mittelschule wirkenden Erzieher die ernste Verpflichtung ob, mit den Grundsätzen der Schulhygiene und den Fortschritten in derselben sich bekannt zu machen.¹⁾ Nur dann vermag er die ihm anvertraute Jugend

¹⁾ Geeignete Bücher hierfür sind unter anderem: Schulgesundheitspflege von Dr. Ernst Engelhorn, Stuttgart, Karl Krabbe 1888. Schulgesundheitspflege von Dr. Sigmund Rembold, Tübingen, H. Laupp 1889. Die Gesundheitspflege der Schuljugend von Dr. Fr. Dornbläth, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1892. Eulenberg und Bach, Schulgesundheitspflege, Berlin, J. J. Heines Verlag 1891. (Ein größeres Werk.)

nach Zulass der Verhältnisse vor gesundheitlicher Schädigung zu bewahren. Hierbei verkenne ich die Verschiedenheit der äußeren Bedingungen und die minder günstige Beschaffenheit vieler Schulgebäude nicht. Die Unterrichtsverwaltung ist zwar darauf bedacht, bei Herstellung neuer Schulgebäude bessere sanitäre Vorbedingungen zu schaffen, doch kann diese mit großen finanziellen Opfern verbundene Aufgabe, wie es in der Natur der Sache liegt, nur nach und nach bewältigt werden. Nichtsdestoweniger bleibt selbst bei weniger zweckmäßigen Schulgebäuden für die verständnisvolle Handhabung der Schulhygiene dem Lehrkörper noch ein weiter Wirkungskreis übrig. Insbesondere werden die Directionen beauftragt, in dieser Hinsicht auf folgende Momente ihre stete Fürsorge zu richten:

1. Das directe oder von einer gegenüberliegenden Wand reflectierte Licht ist durch geeignete Handhabung der Rouleaux, die ohne Musterung und mattgrau sein sollen, abzuhalten. Bei künstlicher Beleuchtung handelt es sich sowohl um ausreichendes, als auch um ruhiges Licht. Das Flackern wird durch passende Vorrichtungen zu vermeiden, bei Beleuchtung der Schultafel der Schutz gegen Blendung zu beachten sein. Die Verwendung offener Gasflammen eignet sich für Schulzimmer nicht. Die Leuchtkörper müssen sich in einer angemessenen Entfernung von den Köpfen der Schüler befinden, damit die nachtheilige Einwirkung der Wärmestrahlung hintangehalten werde.
2. Die Temperatur in den Schulzimmern soll in der Heizperiode zwischen 13 und 16° R. bleiben. Zu diesem Behufe ist die Bedienung der Heizvorrichtungen sorgfältig zu überwachen, sowie in jedem Schulzimmer ein Thermometer an passender Stelle, wo es die mittlere Temperatur des Zimmers anzuzeigen vermag, anzubringen. Die Regulierung der Temperatur hat durch zweckentsprechende Handhabung der Heizungs- und Ventilationsapparate, mit deren Einrichtung sich vertraut, zu machen jeder Lehrer verpflichtet ist, zu geschehen, oder durch das Öffnen der Fenster. Letzteres kann jedoch während des Unterrichtes zur Winterszeit nur mit vorsichtiger Vermeidung directer Einwirkung kalten Luftstromes auf die in der Nähe sitzenden Schüler — etwa durch zeitweilige Öffnung eines oberen inneren und eines unteren äußeren Flügels — ausgeführt werden.
3. Einen Gegenstand fortgesetzter Aufmerksamkeit seitens der Direction wie der einzelnen Lehrer muss die Beschaffenheit der Luft in den Schulzimmern bilden. Sie soll sich in ihrer Mischung stets möglichst wenig von jener der Außenluft unterscheiden, was nur durch fleißige Erneuerung der Schulzimmerluft erreicht werden kann. Hierfür reichen erfahrungsmäßig die Ventilationsvorrichtungen in der Regel nicht aus, weshalb das Öffnen der Fenster im Sommer mindestens während der Unterrichtspausen, im Winter während eines entsprechenden Theiles derselben bei Entfernung aller Schüler aus dem Zimmer, sowie auch nach dem Unterrichte durch eine der Außentemperatur angemessene Zeitdauer unbedingt nothwendig erscheint. Da die nassen Überöcke und Schirme, im Schulzimmer abgelegt, zur Verschlechterung der Luft in demselben beitragen, wird die Direction diesem Übelstande zu begegnen bestrebt sein, sei es durch Bestimmung einer eigenen Localität für die Garderobe der Schüler, sei es durch Aufstellung von Garderobeschränken in den Corridoren.
4. Die häufig schlechte Haltung der Schüler bei Schreib- und Zeichenarbeiten erfordert eine unermüdliche Wachsamkeit des Lehrers. Von großer Wichtigkeit für die Erzielung richtigen Sitzens ist die Beschaffenheit der Subsellien. Wenn es auch aus finanziellen Rücksichten nicht überall thunlich erscheint, ältere, weniger zweckmäßige Bänke gegen neue, den hygieinischen Anforderungen entsprechende zu vertauschen, so wird es doch jedem mit den Anforderungen an die Schulbank vertrauten Director in kurzer Zeit gelingen, die störendsten Übelstände theils durch Verbesserungen an den Bänken, theils durch sorgsame Vertheilung derselben in den Schulzimmern zu beseitigen. Für Schüler, welche um mehr als 12 cm in der Größe sich unterscheiden, sind besondere Banknummern erforderlich. Namentlich

ist die Höhe der Bank, welche der Länge des Unterschenkels zu entsprechen hat, die Breite des Sitzbrettes, die Höhe des Tischrandes und die sogenannte Distanz zu beachten. Vielfältige ärztliche Erfahrungen haben constatirt, dass das Schiefsitzen der Schüler besonders in den Unterclassen zu Rückgratsverkrümmungen führt, die vorgebeugte Haltung die Lungenthätigkeit beeinträchtigt, und das andauernde Zunabesehen selbst bei gesunden Augen Myopie erzeugt. Jeder Lehrer, welcher solch beklagenswerte Folgen bei der seiner Obsorge anvertrauten Jugend sich gegenwärtig hält, wird gewiss aus allen Kräften bestrebt sein, schlechte Angewöhnungen der Schüler nicht aufkommen zu lassen und bei Wahrnehmung einer anormalen Erscheinung auf ärztliche Berathung dringen. Die Schultafel soll entsprechend groß, nach der Höhe verschiebbar und zu den Augen der Schüler thunlichst passend gestellt sein. Auch bei Aufstellung der Wandkarten kommt die Schonung der Augen in Betracht.

5. Auf die Reinlichkeit des ganzen Schulgebäudes, demnach der Schulzimmer, Corridore, Stiegen, des Vestibuls und der Anstandsorte ist stete Sorgfalt zu verwenden. In dieser Beziehung zähle ich auf die Energie der Directionen gegenüber dem Dienersonnale. Ausreichend große Scharreisen und Matten zur Reinigung der Schuhe dürfen nicht fehlen; die Schüler müssen consequent angehalten werden, derselben sich zu bedienen und sich die Reinigung der Beschuhung zur Gewohnheit zu machen. Die Fußböden, Stiegen und Corridore erfordern zur Beseitigung des unvermeidlichen Staubes wöchentlich ein mehrmaliges nasses Aufwischen und öfteres Scheuern im Jahre. Für die Reinhaltung der Holzfußböden ist das Tränken derselben mit heißem Leinöle vom Vortheil. Zur Verminderung der Gefahr der Verbreitung von Infektionskrankheiten erscheint es wichtig, das Ausspucken der Schüler auf die Fußböden möglichst zu bekämpfen, zu welchem Zwecke in jedem Schulzimmer eine hinreichende Anzahl von Spucknapfen anzubringen sein wird. Auch die häufige Reinigung der Fenster wird schon durch die Rücksicht auf die Stärke der Beleuchtung der Zimmer geboten sein. Zur Verminderung der Stauberzeugung werden auch möglichst reine Abwischvorrichtungen für die Schultafel beitragen und es empfiehlt sich zu demselben Zwecke die Benützung von mit Papier überklebter Kreide.

6. Die Classenvorstände haben die Mängel des Gehörs und der Augen der Schüler, wo ihnen fachmännische Information erwünscht ist, durch Empfehlung ärztlicher Berathung wahrzunehmen und bei der Bestimmung der Sitzordnung dieselben thunlichst zu berücksichtigen.

7. Die Schule ist verpflichtet, die ihr anvertraute Jugend, soweit es in ihrer Macht liegt und ihre Aufgabe es zulässt, nicht bloß vor physischen Gebrechen und gesundheitlichen Störungen zu bewahren, sondern auch in dem Betriebe geistiger Arbeit solche Einrichtungen zu treffen, welche die Gefahr der Überbürdung möglichst fern halten. In dieser Beziehung wird bei Verfassung des Stundenplanes auf eine zweckmäßige Vertheilung der Gegenstände für die Wochentage, sowie auf die richtige Aufeinanderfolge an jedem einzelnen Tage die thunlichste Rücksicht zu nehmen sein. Das von der Schule Geforderte wird als geringere Belastung empfunden, wenn eine wohlthuende Abwechslung in der Beschäftigung der Schüler zwischen anstrengender Denkarbeit und vorwiegend auf Anschauung beruhender Beobachtung oder receptiver Thätigkeit herbeigeführt, wenn ferner anhaltende Inanspruchnahme der Augen (z. B. Schreiben und Zeichnen in unmittelbarer Folge) hintangehalten wird. Unter denselben Gesichtspunkt stellt sich die bestehende Anordnung betreffend die Nothwendigkeit gleichmäßiger Vertheilung der schriftlichen Ausarbeitungen zuhause und in der Schule und es müsste insbesondere als pädagogischer Fehlgriff bezeichnet werden, mehr als eine Schularbeit an demselben Tage zu verlangen.

8. Um bei Ausführung von neuen Gebäuden für Mittelschulen in der Ausführung eines Bauprojectes die Verwirklichung möglichst günstiger sanitärer Vorbedingungen zu sichern, wird angeordnet, dass jedem

zur Leitung und Überwachung eines solchen Baues bestellten Comité ein wo möglich hygienisch gebildeter Arzt als Mitglied beigezogen werde. Diese Anordnung gilt sowohl für die Gebäude der Staatsmittelschulen, als für die in anderer Verwaltung stehenden Lehranstalten gleicher Kategorie.

Der Min. für C. und U. hat das dem Privat-Untergymn. des Collegiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg mit den hierortigen Erlässen vom 18. August 1892 und 4. Februar 1894 für die vier unteren Classen unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen bis zum Schlusse des Schuljahres 1894/95 verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die V. Classe für das Schuljahr 1894/95 und zwar rücksichtlich der als öffentliche Schüler derselben eingeschriebenen internen Zöglinge der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt daselbst ausgedehnt (Min.-Erl. v. 20. Jan. 1895, Z. 762).

Der Min. für C. und U. hat dem mit dem fürstbischöfl. Diöcesan-Knabenseminare Carolinum-Augusteum in Graz verbundenen, nunmehr vervollständigten Gymn. vom Schuljahre 1894/95 angefangen auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen das Öffentlichkeitsrecht, sowie das Recht verliehen, Maturitätsprüfungen abzuhalten und staatsgültige Maturitätszeugnisse auszustellen (Min.-Erl. v. 20. Jan. 1895, Z. 29.755).

Der Min. für C. und U. hat das dem Privat-Gymn. des Franz Scholz in Graz für die vier unteren Classen verliehene Recht der Öffentlichkeit vom Schuljahre 1894/95 angefangen auf die Oberclassen, somit auf die ganze Anstalt unter Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen auf die Dauer eines Trienniums, das ist bis zum Schlusse des Schuljahres 1896/97, ausgedehnt (Min.-Erl. v. 20. Jan. 1895, Z. 928).

Der Min. für C. und U. hat das dem an der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt »Stella matutina« der Gesellschaft Jesu in Feldkirch errichteten Privat-Gymn. für die Classen I—VI rücksichtlich der als öffentliche Schüler derselben eingeschriebenen internen Zöglinge der genannten Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehene Öffentlichkeitsrecht auf die VII. Classe ausgedehnt und das genannte Öffentlichkeitsrecht für die bezeichneten Classen bis zum Schlusse des Schuljahres 1897/98 erstreckt (Min.-Erl. v. 24. Jan. 1895, Z. 1400).

Der Min. für C. und U. hat das dem Communal-Real- und Obergymn. in Teplitz mit dem hierortigen Erlasse vom 11. Januar 1885 für die vier unteren Classen verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die V., VI. und VII. Classe für das Schuljahr 1894/95 ausgedehnt und dem Bestand der Reciprocität für das aus Anlass der Eröffnung der VII. Classe der genannten Anstalt ordnungsmäßig angestellte Lehrpersonal anerkannt (Min.-Erl. v. 20. Jan. 1895, Z. 719).

Der Min. für C. und U. hat der von der Stadtgemeinde Mährisch-Neustadt errichteten V. Gymnasialclasse am Landes-Real-Gymn. in Mährisch-Neustadt vom Schuljahre 1894/95 angefangen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehen (Min.-Erl. v. 20. Jan. 1895, Z. 29.889).

Der Min. für C. und U. hat der II. Classe des Communal-Untergymn. in Aussig a. d. Elbe, sowie der III. Classe des städt. Kaiser Franz Joseph-Realgymn. in Karlsbad vom I. Semester des Schuljahres 1894/95 angefangen das Öffentlichkeitsrecht auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen verliehen und das Reciprocitätsverhältnis für das aus Anlass der Eröffnung der genannten Classen ordnungsmäßig angestellte Lehrpersonale anerkannt (Min.-Erl. v. 20. Jan. 1895, Z. 646).

Der Min. für C. und U. hat das dem Landes-Real- und Obergymn. in Stockerau für die vier unteren Classen verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die V. Classe unter gleichzeitiger Anerkennung des Bestandes des Reciprocitätsverhältnisses für das Schuljahr 1894/95 ausgedehnt (Min.-Erl. v. 5. Febr. 1895, Z. 2292).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Der Oberrechnungs-rath im Rechnungsdepartement des Min. für C. und U. Josef Satzinger zum Rechnungsdirector (a. h. Entschl. v. 21. März).

Der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Wilhelm Wirtinger zum a. o. Prof. der Mathematik an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 16. Febr.). Der mit dem Titel eines o. Prof. ausgezeichnete Privatdocent und Landesadvocat Dr. Ernst Till zum a. o. Prof. des österr. Civilrechtes an der Univ. in Lemberg unter Belassung des Titels eines ord. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 20. Febr.). Der a. o. Prof. Dr. Paul Dittrich zum ord. Prof. der gerichtl. Medicin an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 12. Jan.). Der ord. Prof. des röm. Rechtes an der deutschen Univ. in Prag Dr. Ludwig Mitteis zum ord. Prof. des röm. Rechtes an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 10. Febr.).

Dem a. o. Prof. der Dermatologie und Syphilis an der böhm. Univ. in Prag Dr. Victor Janovský wurde der Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 21. Jan.), den Privatdocenten an der Univ. in Krakau Dr. Rudolf Trzebičský und Dr. Stanislaus Ponikło der Titel von a. o. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 24. Jan. u. 6. März).

Der Vicedirector des österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien Regierungsrath Bruno Bacher zum Director dieser Anstalt unter gleichzeitiger Verleihung des Titels und Charakters eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 23. Jan.).

Zum Mitgliede der Prüfungscommission für das Lehramt an den Gymnasien und Realschulen in Krakau und zum Examinator für ruthenische Sprache auf die Dauer des Studienjahres 1894/95 der a. o. Prof. an der Univ. in Krakau Dr. Josef Tretiak.

Die Zulassung des Dr. Johann Loos als Privatdocent für Kinderheilkunde an der med. Fac. der Univ. in Graz wurde bestätigt, desgleichen die des Dr. Julius Schnitzler als Privatdocent für Chirurgie an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Matthias Pešina als Privatdocent für Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten an der med. Fac. der böhm. Univ. in Prag, des Dr. Michael Mayr als Privatdocent für neuere Geschichte an der phil. Fac. der Univ. in Innsbruck, des Dr. Stanislaus Estreicher als Privatdocent für deutsches Recht an der jur. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Maximilian Salzmann als Privatdocent für Augenheilkunde an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Eugen Martinak als Privatdocent für Philosophie an der phil. Fac. der Univ. in Graz, des Dr. Ignaz Szyszyłowicz als Privatdocent für Systematik und Morphologie der Pflanzen an der phil. Fac. der Univ. in Lemberg.

Der Director des Gymn. in Mies P. Edmund Kamprath zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 15. Jan.). Derselbe wurde dem k. k. Landesschulrath von Böhmen zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Prof. am Gymn. im V. Bezirke von Wien Dr. Georg Juritsch zum Director des Gymn. in Mies (a. h. Entschl. v. 15. Jan.), der Prof. am Staatsgymn. im II. Bezirke von Wien Anton Stitz zum Director

des Gymn. in Pola (a. h. Entschl. v. 1. Febr.), der Director des Gymn. in Radautz Schulrath Heinrich Klauser zum Director des Gymn. in Czernowitz (a. h. Entschl. v. 27. Jan.), der Director am Gymn. in Bielitz Dr. Gustav Waniek zum Director des Staatsgymn. im II. Bezirke von Wien (a. h. Entschl. v. 18. Febr.), der Prof. am Gymn. in Czernowitz Gabriel von Mor Edler zu Sonegg und Mosberg zum Director des Gymn. in Radautz (a. h. Entschl. v. 16. Febr.).

Zum wirkl. Religionslehrer am I. deutschen Gymn. in Brünn der Religionslehrer an der Landes-Unterrealschule in Auspitz Johann Schuster, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Sanok der Supplent am Gymn. bei St. Anna in Krakau Adam Pytel, zum Prof. am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau der Prof. am Gymn. in Rzeszów Peter Cetnarowski, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Rzeszów der Supplent am III. Gymn. in Krakau Boleslaus Grötowski.

Der Prof. am Gymn. in Klagenfurt Anton Webhofer und der Prof. am Gymn. in Villach Adolf Gstirner wurden in die VIII. Rangklasse befördert, desgleichen die Prof. am Gymn. in Görz Konrad Nassbaumer und Heinrich Majonica.

Zum prov. Bezirksschulinspector für die böhm. Schulen des Stadtschulbezirkes Olmütz der Prof. am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Olmütz Wilhelm Tkaný.

Die Prof. Dr. Franz Hann am Gymn. in Klagenfurt und Johann Verhovec am Gymn. in Rudolfswert zu Conservatoren der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.

Auszeichnungen erhielten:

Der Director des Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Kremsier Franz Višňák den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 7. Jan.).

Dem Director des österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien, Hofrath Jakob Ritter von Falke wurde aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand der Ausdruck der a. h. Anerkennung für seine vieljährige und sehr ersprießliche Dienstleistung bekannt gegeben (a. h. Entschl. v. 23. Jan.).

Der Prof. an der fürstbischöf.-theol. Diöcesanlehranstalt in Marburg Dr. Johann Mlakar zum Domherrn bei dem fürstbischöf. Levantur Domcapitel (a. h. Entschl. v. 28. Jan.).

Der Prof. am deutschen Gymn. in Budweis P. Dr. Stephan Zach das goldene Verdienstkreuz mit der Krone (a. h. Entschl. v. 7. Febr.).

Der Director des Gymn. in Tábor Josef Riss den Titel eines Schulrathes (a. h. Entschl. v. 7. Febr.).

Der ord. Prof. der Kirchengeschichte an der böhm. Univ. in Prag Dr. Franz Kryštufek wurde zum Canonicus des Collegiat-Capitels zu Allen Heiligen ob dem Prager Schlosse ernannt (a. h. Entschl. v. 7. Febr.).

Der ord. Prof. der Geographie an der Univ. in Innsbruck Dr. Franz Ritter von Wieser den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 14. Febr.).

Die Historienmaler Wenzel Brožík und Adalbert Hynais wurden ad personam zu Professoren mit dem Range der Prof. der Akademie der bildenden Künste in Wien unter Belassung in ihrer gegenwärtigen Verwendung an der Malerakademie in Prag ernannt (a. h. Entschl. v. 7. Febr.).

Das Mitglied der Akademie der bildenden Künste in Wien Bildhauer Karl Costenoble den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 2. März).

Aus Anlass der III. internationalen Kunstausstellung in Wien der Prof. an der Akademie der bildenden Künste in Wien Josef Matthias Trenkwald den Adelstand (a. h. Entschl. v. 10. März).

Nekrologie.

Am 20. Dec. in Frankfurt a. M. der Director der Humboldt-Schule Dr. G. Veith, 55 J. alt.

Am 21. Dec. in Lemberg der frühere Prof. an der Univ. daselbst Dr. F. Zrodowski.

Am 31. Dec. in Breslau der Lehrer an der jüdisch-theol. Lehranstalt daselbst, Dr. David Rosen, 71 J. alt.

Am 3. Jan. in Friedenau der Culturhistoriker Ludwig Ziemssen, 72 J. alt.

Am 6. Jan. in Lausanne der Historiker E. Chavannes.

Am 8. Jan. in Wien der frühere Schuldirektor in Brünn Karl Winkler, 76 J. alt.

Am 9. Jan. in München der Prof. der Mineralogie und Director der techn. Hochschule daselbst, Dr. Karl von Haushofer, 56 J. alt.

Am 10. Jan. in Leipzig der Prof. der Geschichte an der dortigen Univ. Dr. Wilhelm Arndt, 56 J. alt.

Am 12. Jan. in Lausanne der Prof. der Philosophie Ch. Secrétan, 80 J. alt, und in Karlsruhe der Zoologe Notar Reutti.

Am 13. Jan. in Würzburg der Prof. der Physiologie, geh. Medicinalrath Dr. Eduard Külz, im 50. Lebensjahre, und in Pressburg der Schriftsteller und Kunsthistoriker Dompropst Dr. J. Danko, 66 J. alt.

Am 14. Jan. in Cambridge der Historiker Prof. John Robert Seeley, 61 J. alt.

Am 15. Jan. in Wien der Bürgerschuldirektor Karl Rosenkranz.

Am 18. Jan. in München der Prof. der Aesthetik an der Univ. daselbst, Dr. Moriz Carrière, 77 J. alt.

Am 19. Jan. in Meran der Prof. am dortigen Gymn. P. Celestin Stampfer, als Historiker bekannt, 71 J. alt.

Am 20. Jan. in Wien der pens. Religionsprof. am Gymn. im VIII. Bezirke Josef Zwetler, 73 J. alt.

Am 23. Jan. in Wien Josef Treitl, Director der Ersten österr. Sparcasse, der sich durch seine großartige Stiftung für die k. Akademie der Wissenschaften in Wien ein bleibendes Andenken als Förderer der Wissenschaft begründet hat, im 92. Lebensjahre.

Am 24. Jan. in Leitmeritz der Prof. der Naturgeschichte am dortigen Gymn. Cajetan von Vogl Edler zu Hart und Mohrenfeld, allgemein betrauert, 45 J. alt.

Am 25. Jan. der erste Präfect der vatican. Bibliothek Isidoro Carini.

Am 26. Jan. in Cambridge der Prof. der Mathematik Arthur Cayley, 73 J. alt.

Am 28. Jan. in Greifswald der Prof. der Botanik an der Univ. daselbst Dr. Friedrich Schmitz, 44 J. alt.

Am 31. Jan. in Paris der Kunstschriftsteller P. Mantz, 73 J. alt.

Im Jan. in Neuchatel der Geologe Prof. A. Jaccard und in Loewen der Prof. der Kirchengeschichte an der dortigen Univ. B. Jungmann, 61 J. alt.

Am 5. Febr. in Göttingen der Prof. der Geschichte Dr. L. Weiland, 55 J. alt.

Am 12. Febr. in München der Prof. der Ägyptologie an der dortigen Univ., Dr. Franz Josef Lauth, 72 J. alt.

Am 13. Febr. in Aurich der frühere Gymnasialdirector Dr. A. Draeger, 74 J. alt.

Am 16. Febr. in Stockholm der schwedische Dichter Dr. F. A. Dahlgren, unter dem Pseudonym 'Fredrek pa Rannsätt' bekannt, 78 J. alt.

Am 17. Febr. in Paris das Mitglied der Académie de Médecine Dr. G. O. Dujardin-Beaumetz, 61 J. alt.

Am 18. Febr. in Steglitz bei Berlin der Schriftsteller über amerikanische Alterthümer Dr. Max Lortzing, im Alter von 56 Jahren, und in Cassel der Reichsgerichtsrath a. D. O. Baehr, als juristischer Schriftsteller bekannt.

Am 20. Febr. in Freiberg i. S. der Prof. Bergrath Gätzschmann, 94 J. alt, und in Brüssel der Prof. der Botanik Dr. J. E. Bommer.

Am 21. Febr. in Macassar auf Celebes der Indologe Dr. J. Jacobs, 52 J. alt.

Am 22. Febr. in Paris der Kirchenhistoriker Puaux, 87 J. alt, in Göttingen der a. o. Prof. der Chemie Dr. K. Boedeker, 79 J. alt, und in Manchester der Prof. der deutschen Sprache am Owens-College Dr. Hagen, 47 J. alt.

Am 25. Febr. in Wiesbaden der berühmte Geologe und Prof. an der Bergakademie in Freiberg Stelzner und in Hannover der Componist und Capellmeister Ignaz Lachner, im 88. Lebensjahre.

Am 27. Febr. in Wien der vormalige Director des Wiedener Krankenhauses, Sanitätsrath Dr. Friedrich Wilhelm Lorinser, als ausgezeichnete Chirurg und Botaniker bekannt, im Alter von 78 Jahren, und in Berlin der Schriftsteller Julius Keller, 54 J. alt.

Am 28. Febr. in Berlin der geh. Sanitätsrath Dr. L. Güterbock, 80 J. alt.

Im Febr. in Prag der Historiker Dr. E. Schebek, 73 J. alt, in Königsberg i. Pr. der Realschuldirektor Erdmann, in Hannover der geh. Archivrath Dr. Janicke, 66 J. alt, in Kufnacht der Pädagoge H. Wettstein, in Cannstadt der Botaniker Dr. Neubert, 87 J. alt, in Limburg der Domcapitular Dr. A. Abt, als Schriftsteller unter dem Pseudonym 'Walter von Münich' bekannt, in Mainz der Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie und Medicin Arnold Mayer, 86 J. alt, in Neuenhettelsau der Forscher auf dem Gebiete des deutschen evang. Kirchenliedes Seminarinspector a. D. Dr. J. Zahn, in Athen der Dichter Achilleus Paraschos, 62 J. alt, in Berlin der Musikschriftsteller Prof. F. Sieber, 72 J. alt, in München der a. o. Prof. der Chemie Dr. G. Kräuß, 35 J. alt, in Kiel der Gymnasialdirector H. Keck, 70 J. alt, in Woljowo der Dichter Ljubomir Nenadowitsch, und in Dresden der dramatische Dichter Rudolf Stegmann, 1833 in Braunschweig geboren.

Am 2. März in Edinburgh der Prof. a. D. J. St. Blackie, 85 J. alt, in Basel der Prof. der Theologie Dr. E. B. Rippenbach, 46 J. alt, und in Eger der Historiker Archivar H. Gradl.

Am 3. März in Hannover der Numismatiker und Heraldiker Dr. Grote, 92 J. alt.

Am 4. März in Berlin der a. o. Prof. der Philosophie Dr. Georg von Gizycki, 46 J. alt, der frühere Director des Gymn. zum grauen Kloster, Prof. Dr. Friedrich Hofmann, 74 J. alt, in London der Chirurg W. S. Savory und in New-York der Schriftsteller Ch. Lanmann, 75 J. alt.

Am 5. März in Petersburg der russische Romanschriftsteller Nicolai Ljeskow, 63 J. alt, und in London der berühmte Alterthumsforscher Sir Henry Rawlinson, 84 J. alt.

Am 9. März in Lindheim der bekannte Romanschriftsteller Leopold von Sacher-Masoch, 60 J. alt.

Am 11. März in Straßburg der Prof. der Theologie Dr. K. Schmidt, 82 J. alt, und in Mailand der Historiker und Dichter Archivdirector Cesare Cantù, 87 J. alt.

Am 14. März in Dresden Prof. Snell, 57 J. alt.

Am 15. März in Jena der a. o. Prof. der Landwirtschaft Dr. J. Brummer, 43 J. alt.

Im März in Lissabon der Rechtsgelehrte und Dichter Vicomte von Scabra, 96 J. alt.

Berichtigung. S. 190, Z. 22 lies Hanssen st. Hensen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Observationes in Corneli Taciti dialogum de oratoribus.

c. 6. *ullane tanta ingentium opum ac magnae potentiae voluptas quam spectare homines veteres et senes et totius orbis gratia subnixos in summa rerum omnium abundantia confitentes id quod optimum sit se non habere?* verba homines veteres et senes cum multi aut mutare conati essent aut saltem in dubium vocavissent, quod manifestum pleonasmum quem dicunt exemplum exhibere ideoque a Taciti dicendi genere abhorrere viderentur, Andresenus primus non raro in hoc libro singulas res binis vocibus simile quoddam nec tamen idem significantibus exprimi docuit atque hoc loco non emendatione, sed explicatione opus esse intellexit. veteres enim homines eos esse dicit, qui multarum rerum usu corroborati, senes, qui aetate et annis venerabiles sint. hanc vim voci *vetus* inesse idem in commentariis inde collegit, quod eadem voce cum alicuius substantivi genetivo coniuncta, veluti *laboris vetus*, is significetur, qui eiusdem rei longinquo usu peritus sit. mihi autem num iusta sit haec explicatio dubitari posse videtur. etenim qui ex usu dictionum *vetus laboris*, *vetus militiae*, similibus voci *vetus* vim tam praegnantem accessisse contendit, eum demonstrare necesse est dictiones illas ante Tacitum aut saltem Taciti aetate communes, si non tritas obsoletasque fuisse atque inde hanc vocis nudaе significationem fluxisse. quod in adiectivo *vetus* demonstrari non potest. reperiuntur enim haec dictionum illarum exempla: Tac. Hist. III 20, 10 *veteres militiae*, III 76 *veterem expertumque belli*, Ann. I 20 *vetus operis ac laboris*, VI 12 *scientiae caerimoniarumque vetus*, VI 50 *vetus regnandi*, Sil. Pun. III 530 *laborum vetus*, XVII 297 *armorum vetus*, inscr. Orelli 7416 *belli vetus*, Renier inscr. Afr. 36 *belli vetus*. his igitur paucissimis Taciti Sili inscriptionum locis hunc adiectivi *vetus* usum communem

fuisse eo minus probatur, quod et similes illae dictiones *vetus* in *astutia* Donat. ad. Ter. Andr. II 6, 26, *vetus bellare* Sil. V 565 posterioribus sermonis Latini temporibus natae recte culto illi dicendi generi adscribuntur, quod a poetarum sermone exorsum multa audacter novaverit. ergo voci *vetus* ea vis, quam Andreesenus statuit, certe non ex illarum dictionum usu adtribui potest, neque tamen ab Andreeseni sententia nisi in argumentatione recedendum puto. qui quam recte de pleonasmii exemplorum in dialogo occurrentium natura iudicaverit, e locis luculentis, quos infra contuli, intellexeris. adparet enim scriptorem persaepe ad singulas res significandas binas eiusmodi voces coniunxisse, quarum utraque sola significationis muneri sufficiat quidem, sed cum altera coniuncta maxime perspicue et amplissime rei significandae naturam illustret. elegit autem has voces ita, ut non plane idem significant, sed aut ad varias eiusdem rei partes pertineant (quos locos littera A notavi), aut altera quandam causam, altera id quod ea causa efficiatur contineat (litt. B), aut altera genus, altera speciem (litt. C), aut altera adiectivi ad alteram additi munere fungatur (D).

A.) c. 1 *memoria et recordatione*, c. 3 *maturare festino*, c. 4 *frequens et adsidua contentio; agitare et insequi poetas*, c. 6 *novam et recentem curam*, c. 8 *novis et recentibus exemplis; divitiae et opes*, c. 15 *vetera et antiqua*, c. 16 *veteres et olim natos; veterem et antiquum*, c. 17 *antiquos ac veteres*, c. 22 *tarda et inerti structura*, c. 26 *in publicum et in commune laudare*, c. 29 *propria et peculiaria vitia*, c. 30 *exundat et exuberat; angustis et brevibus terminis*, c. 36 *coram et praesentes dicere*, c. 40 *de otiosa et quieta re; dissensionibus et discordiis*, c. 41 *modus et temperamentum*.

B.) c. 2 *industriam et laboris*, c. 5 *potentia ac potestate; inexcercitatum et eiusmodi certaminum rudem sapientiam*, c. 6 *plenam et frequentem domum*, c. 7 *negotiosos et rebus intentos*, c. 8 *numen et caelestis vis; paupertas et angustiae rerum*, c. 10 *opinio et fama; robur ac vires*, c. 11 et 36 *notitiae ac nominis*, c. 12 *casta et nullis contacta vitiis*, c. 18 *fama gloriaque; inflatus et tumens; exsanguem et aridum; otiosum ac disiunctum; solutum et enervem; fractum atque elumbem*, c. 19 *imperitus et rudis*, c. 20 *nitore et cultu*, cf. c. 23 *nitorem et cultum*, c. 21 *laetitiam nitoremque*, c. 22 *locupletem ac lautum; visum et oculos*, c. 23 *malignitas et invidia*, cf. c. 25 *malignitate et invidia*, c. 25 *invidere et livere; nascenti adhuc nec satis adultae*, c. 28 *educandos formandosque; sincera et integra*, c. 29 *occupatus et obsessus*, c. 31 *fictis nec ullo modo ad veritatem accedentibus; parato et ad omnem usum reposito; aptos et in omnem disputationem paratos*, c. 32 *eminet et excellit; doctus et prudens*, c. 33 *institutum erudiri que*, c. 36 *conspicuum et eminentem; mutum et elinguum*, c. 37 *claram et inlustrem*, c. 39 *liberi et soluti*, c. 41 *laus et gloria*.

C.) c. 7 *tueri et defendere; fama et laus; advenae et peregrini*, c. 9 *rogare et ambire; in nemora et lucos*, cf. c. 12 *nemora et luci*, c. 12 *poetis et vatibus*, c. 17 *coniungere et copulare*, c. 23 *maesti et inculti*, c. 25 *fucatis et meretriciis*, c. 33 *incohasse tantum et velut vestigia ac liniamenta quaedam ostendisse*.

D.) c. 28 *de severitate ac disciplina maiorum; quae disciplina maiorum; quae disciplina ac severitas*, cf. c. 29 *severitate disciplinae*.

In exemplis, quae sub littera A contuli, saepissime eas voces coniunctas videmus, quae ad antiquitatem, vetustatem, novitatem, similia pertinent. non mirabimur igitur scriptorem *homines veteres et senes* ad unam rem significandam coniunxisse, dummodo nobis persuadeamus inter eas voces tantum hoc loco interesse, quantum ad pleonasmum, qui multis visus est, tollendum sufficiat. hoc autem et ex scriptoris sententia et ex sermonis usu colligi potest. nam paucis versibus ante Aper dixerat oratorem, hominem plerumque iuvenem et pauperem, homines potentissimos et divitissimos adire. quam ob rem autem oratoris paupertatem potentiae et opibus eorum, qui eum consulunt, opponat, id certe neminem fugit. quid vero iuventutem adiungit? si enim iuvenem hoc loco eum tantum dicit, qui senibus natu minor sit, vox *senes* sola sententiae satisfacit. sed multo magis verba Apri perlustrantibus nobis is iuvenis videbitur significari, qui propter aetatem earum rerum, quae ab hominibus magni aestimantur, veluti dignitatum et honorum, nondum particeps sit; et his duabus verbi 'iuvenis' significationibus quamquam et *veteres* et *senes* sola posita respondent, scriptorem ambo coniuncta pro sua consuetudine opposuisse puto, illam ad peritiam rerum humanarum, hanc ad aetatem significandam.

Iam quaeritur, num dicendi usu haec vis adiectivo 'vetus' adtribuatur. *vetus* omnium temporum scriptores id dicunt, quod, sive res sive animans est, magnum iam temporis spatium sive in usu hominum sive vivendo in fortuna aliqua vel condicione perduravit, velut Sall. Cat. 23 *erat ei cum Fulvia stupri vetus consuetudo*, Cic. Lael. 19 *existit autem hoc loco quaedam quaestio subdifficilis, num quando amici novi veteribus sint anteponendi*; cf. Plaut. Truc. I 2, 71 Cic. l. c. paulo infra: *veterrima quaeque* (amicitia) *ut ea vina, quae vetustatem ferunt, esse debet suavissima*, Cic. de div. II 24 *vetus illud Catonis*, de nat. deor. I 24 *vetus opinio*, Verg. Aen. II 513 *laurus*, Varr. r. r. II 11, 2 *veteres pecudes*, Plin. N. H. X 53 (74) XXVIII 5 (33) Col. VIII 5, 14 *gallina*. qui igitur in militia multos annos perduravit, miles *vetus* dicitur, qui in senatorum ordine, senator *vetus*. *vetustate* autem cum et animantibus et rebus aut vitia aut virtutes obtingunt, tum cum quorundam hominum rerumque *vetustate* adeo ea necessario coniuncta sunt, ut earum *vetustate* significata non de annorum numero, sed de vitiis aut virtutibus, quae tempus iis adtulerit, cogitemus. hoc autem Germanorum sermoni — cf. ein alter

Freund, ein alter Republikaner, ein altes Sprichwort, ein alter Rock — cum Latino commune est. itaque navis vetus ea est, quae longinquo usu inutilis facta est, cf. Caes. b. G. V 1 *uti, quas plurimas possent, hieme naves aedificandas veteresque reficiendas curarent.* rerum quae hac aut alia vi veteres dicuntur exempla hi loci exhibent: Sall. Ing. 85 *alii si deliquere, vetus nobilitas praesidio adsunt,* Cic. ad Att. XVI 16 *ad paternas enim magnas et veteres et iustas necessitudines magnam attulit accessi- onem tua voluntas erga me,* Ter. Eun. III 1, 38 Gn. *tuome, obsecro te, hoc dictum erat? vetus credidi.* Thr. *audieras? Gn. saepe, et fertur in primis,* id. Ad. V 3, 17 Mi. *nam vetus uerbum hoc quidem est, communia esse amicorum inter se omnia.* — imperator vetus is est, qui multum in imperiis versatus summam rei imperatoriae peritiam consecutus est, cf. Cic. de div. II 24 *carunculae vitulinae mavis quam imperatori veteri credere?* — magni in hac re nobis momenti sunt quae Cicero dicit Tusc. II 16 *cur tantum interest inter novum et veterem exercitum, quantum experti sumus? aetas tironum plerumque melior, sed ferre laborem, contemnere vulnus consuetudo docet. quin etiam videmus . . . rudem illum et inexercitatum quamvis levi ictu ploratus turpissimos edere; at vero ille exercitatus et vetus ob eamque rem fortior medicum modo requirens . . .* ut hoc loco Cicero veterem militem militiae peritum esse docet — inexercitato enim exercitatum, rudi veterem opponit — sic apud alios eadem et similia reperiuntur, veluti Liv. XXVI 41 *adloquendos maxime veteres milites, qui tantis superfuerant cladibus, ratus,* ibid. paulo infra: *agite, milites veteres, novum exercitum novumque imperatorem traducite Hiberum,* Caes. b. G. VI 40 *hoc veteres non probant milites;* cf. Liv. XXXI 8; XXXIII 17 (*milites*); X 39, auct. bell. Alex. 58 (*legiones*), Caes. bell. civ. I 3 (*exercitus*), Liv. XXVII 8 (*pedites equitesque*), III 17 (*centuriones*), XXXXII 47 (*senatores*). proxime vero unus e Livi locis ad hunc dialogi locum accedit, V 12 *vir nullis ante honoribus usus, vetus tantum senator et aetate iam gravis.* en habes senatorem veterem et senem, qui multos iam annos senatoris munere functus idemque senex dicatur. ergo si amicus vetus est, qui in amicitia iam magnum temporis spatium perduraverit, navis, quae in navigatione, miles, qui in militia, et si pro locorum sententia et pro rerum hominumque natura vox *vetus* plerumque aut laudi aut vitio vertitur, homo vetus is est, qui vivendo, h. e. vitae humanae muneribus fungendo fruendoque multum iam temporis perduraverit eaque re aut vitia aut virtutes, quae vitae humanae spatio longius extento nascuntur, sibi collegerit. vitio duci hominibus vetustatem haec sunt exempla: Tibull. I 8, 50 *in veteres esto dura, puella, senes,* Hor. Epod. 8, 3 (de muliere vetula eademque libidinosa) *cum sit tibi dens ater et rugis vetus frontem senectus exaret* (vetus senectus, h. e. quae veterem faciat), Ter. Eun. III 4, 21 *hic est vietus vetus veterosus senex,* Ovid. Met. VII 333 *stringite, ait,*

gladios, veteremque haurite cruorem, ut repleam vacuas iuvenali sanguine venas (veterem, h. e. senectute corruptum), Tibul. I 8, 42 *heu sero revocatur amor seroque iuventa, cum vetus infecit cana senecta caput* (h. e. cum senectus caput ita infecit, ut vetus sit), id. III 1, 111 *quem si quis videat vetus ut non frerit aetas, terna minus Pyliae miretur saecula famae* (h. e. ut aetas, quae alios debiles vietosque faciat, hunc non frerit). omnibus his locis addita voce *vetus* vim vocis *senectus* ita augeri adparet, ut contemptui sit et vetus senex is dicatur, qui senectutem nactus idem iuventae muneribus perfunctus et debilis vietusque factus sit, id quod in Germanorum sermone verbis „verlebt“, „ausgemergelt“ significatur. laudi autem vetustatem duci hominibus ex illis locis de senatoribus, militibus, exercitibus, imperatoribus veteribus intellegitur. et cum dialogi quoque loco de quo agitur homines veteres et senes laudentur, hac dictione idem significari puto quod Germanorum „Greise von tiefer Lebenserfahrung“. neque vero ego parvi pendo dictiones illas, quarum exempla supra contuli, veluti *vetus militiae, vetus in astutia, vetus bellare* in nonnullorum scriptorum usu fuisse, sed ita statu: quia adiectivum *vetus* per multis locis non solum annorum numerum, sed id quod longinquitate temporis in homine aut in re efficiatur, significet, ea re Taciti, Sili inscriptionum dictiones explicari, non autem ex his dictionibus significationem vocis *vetus* repetendam esse. et hac re sane parvula ab Andreseno dissentio, quam ideo explicare constitui, quod ne post Andreseni quidem editionem homines docti hunc locum mutare aut in dubium vocare desierunt.

c. 19. *nam quatenus antiquorum admiratores hunc velut terminum antiquitatis constituere solent, qui usque ad Cassium, quem reum faciunt, quem primum adfirmant flexisse ab illa vetere atque directa dicendi via, non infirmitate ingenii nec incitia litterarum transtulisse se ad aliud dicendi genus contendo sed iudicio et intellectu.* Tacitum saepe summa uti in dicendo brevitate, ita ut legentibus nobis aliquid deesse videatur, satis notum est, neque tamen tales locos, quamvis inusitata eius generis exempla exhibeant, aliquid inserendo mutare cuiquam in mentem venit. sic quoque hoc loco de quo agimus cum aliquid sententiae deesse constet, antequam aliquid excidisse statuamus, videbimus, num eodem modo scriptor locutus sit. quem, cum dixisset *hunc velut terminum antiquitatis constituere solent, verbis qui usque ad Cassium* certe explicare oportebat, quo modo antiquorum admiratores antiquitatem finierint, qui cum Cassium primum ab illa vetere dicendi via flexisse contenderent, antiquos eos significabant, *qui usque ad Cassium* (fuerunt), τὸς μέχρι Κασσίου. cum his autem verbis ea quae sequuntur *quem reum faciunt* artissime, ut unam cum illis rem significant, coniuncta sunt. hoc enim enuntiatum relativum pro participio, quod fieri solet, positum est, atque haec verba ita sermone nostro interpretari licet: „welche bis zu dem von ihnen

verklagten Cassius lebten“. haec igitur verba *qui usque . . . faciunt* antiquitatis terminum continent; explicantur autem altero quod sequitur enuntiato relativo *quem primum adfirmant flexisse ab illa vetere atque directa dicendi via*, ita ut pronomini relativi anaphora quam dicunt statuenda non sit.

c. 21. *sordes autem regulae verborum et hians compositio et inconditi sensus redolent antiquitatem . . .* pro *regulae*, quod in Vaticano 1862, in Leidensi Pontani, in Vaticano 1518 legitur. duo libri, Farnesianum et Ottobonianum dico, *illae* exhibent, Vindobonensis 49 et. duarum librorum, quibus dialogus traditur, familiarum, quas iam Michaelis distinguendas esse docuerat, Baehrensium alteri, quae Vat. 1863 et Leid. Pont. continetur, alteram quae ceteris nititur anteposendam censuit illamque littera N, hanc littera M significavit. simul quod nonnulli huius familiae libri, in his Vat. 1518, nonnumquam cum N faciunt, ita explicavit, ut eos vario modo familiae N codice quodam usos a sua familia descivisse doceret. quod et hoc loco factum est, cum Vat. 1518 cum N *regulae* exhibeat. non minus autem idem locus documento videtur esse neutram familiam alteri praeferendam, sed utraque in Taciti verbis restituendis aequaliter utendum esse. nam cum alterius lectio *regulae* ab omni explicatione abhorreat, alterius lectione *illae* — nam Vindobonensis lectio et nullius auctoritatis est — difficultas loci tolli videatur, quid quaeso ut statuamus inde sequitur nisi *regulae* veram lectionem continere, *illae*, quippe quod e posteriore vocis *regulae* parte fluxisse videatur, correctoris manum praefere? quam ob rem cum in voce *regulae* emendandi ansa quaerenda sit, Maehlyi coniectura *reiculae*, cum quidem ad scripturam traditam proxime accedat, probanda esset. nihil enim in libris litteris maiusculis scriptis frequentius est quam litterae C et G confusae. sed *sordes reiculas* dicere non convenit. primum enim haec vox numquam in ipsis rebus significandis adhibetur; deinde rei rusticae propria est et de pecudibus domesticis inutilibus ob eamque rem aut reiectis aut quae reiciantur dignis usurpatur, veluti Varr. r. r. II 1, 24 et apud Non. 168, 2 de ovibus, id. r. r. II 5, 17 de vaccis, script. Geopon. 17, 20 de pecudibus sterilibus. neque transfertur nisi a Seneca ep. XXXVII med. (*mancipio*), de brevit. vit. 7 med. (*paucos admodum et reiculos*), sed tamen eadem vi neque ad ipsas res significandas. his autem Senecae locis pars librorum pro *reiculus* vocem *ridiculus* exhibent. iam vero illa vocum *reiculus* et *ridiculus* commutatione quaestio movetur, num conici possit *regulae* pro *ridiculae* scriptum esse? perfacile enim pro *i* priore *e* scribi et deinde littera *d* omitti potuit; ac si REICVLÆ scriptum legebatur, quam prope id a voce *regulae* abfuit! sententiae autem adiectivum 'ridiculus' melius quam aliud verbum respondet; significat enim id, quod risum movet et quod irrisum est. utraque autem vis Apri ingenio et sermone maxime digna est, quippe qui in eodem capite paucis versibus ante dixerit:

equidem fatebor vobis simpliciter me in quibusdam antiquorum vix risum . . . tenere, et cap. 23 dicat: nolo inridere rotam Fortunae. a quo quantopere ipsae antiquorum sordes potissimum irrisui habeantur, hinc quoque colligas: c. 28 quosque alios merito antiquos vocaverimus. sunt enim horridi et impoliti et rudes et informes, c. 20 tristem et impexam antiquitatem. haec igitur a Tacito scripta esse puto: sordes autem ridiculae verborum et hians compositio et inconditi sensus redolent antiquitatem.

c. 37. *tanto altior et excelsior et illis nobilitata discriminibus in ore hominum agit, quorum ea natura est, ut secreta velint. in verbis ut secreta velint* postquam lacunam primus indicavit Agricola, alii alia supplenda aut pro *velint* supponenda consueverunt, veluti R. Agricola *ut dubia laudent, secreta nolint*, Rhenanus *ut secreta nolint*, Acidalius *ut dubia laudent, secreta malint*, P. Vossius *ut secreta sibi, aliis lubrica velint*, Schopenus *ut ancipitia, non secreta velint*, Ritterus *ut aliis dubia, sibi ut secreta velint*, Halmius *ut secreta laudent, dubia velint*, Andresenus *ut secreta silcant vel silentio transeant*, Vahlenus *ut securi ipsi spectare aliena pericula velint*, Baehrensium *ut securi ipsi aliorum cernere pericula velint.* ex quibus quid sententia postuletur intellexisse videntur mihi Vossius et Ritterus, melius autem quid requiratur et perspexisse et verbis expressisse Vahlenus et Baehrensium, quamquam illum verbum spectandi recte praetulisse puto. nec tamen in horum coniecturis acquiescendum puto. etenim primum cum Michaele aliisque lacunam ante verbum *secreta* statuendam esse puto. deinde nolim quicquam verborum traditorum immutare. certe cogitare licet hominum naturam eam esse, ut *sua secreta velint*. cui sententiae alteram opponi necesse est, qua homines, dummodo ipsorum res secretae sint, aliorum res periculosas esse nihil curare exprimitur. quod equidem sic dicere potuisse Tacitum puto: *quorum ea natura est, ut aliorum res dubias non curent, sua secreta velint.*

Proxime sequuntur haec verba, quae multum vexaverunt grammaticos, c. 38: *transeo ad formam et consuetudinem veterum iudiciorum. quae etsi nunc aptior est ita erit eloquentiam* (sic Lipsius, libri *eloquentia*) *tamen illud forum magis exercebat.* cum enuntiatum relativum ad verba *veterum iudiciorum formam et consuetudinem* referatur, sane inconcinnitas quaedam est in hoc loco, quia *vetustum* et *nunc* inter se opponuntur. sed hanc inconcinnitatem scriptor evitare non potuit, si simul quod intercederet discrimen inter nova et vetera iudicia indicare voluit. quare non probo eorum sententias, qui aut secluserunt *veterum*, velut Andresenus, aut transposuerunt, veluti Knautius, qui id ante *illud forum* collocavit, vel Baehrensium, qui id ante *eloquentiam* inseruit. sed eodem loco maiorem adeo difficultatem movent verba a sententia huius loci plane aliena *ita erit.* quae, cum sententiarum conexum turbare videantur, secludere, id quod Dronkium fecit, non audebimus, cum non liqueat, quomodo in omnes libros (excepto Ottoboniano, in quo

lacuna iudicatur) potuerunt irrepere, si non in archetypo fuerant. de Baehrensii autem commento, qui in his verbis *veterum* latere sibi persuasit, non est quod pluribus exponam. neque vero probe quod quidam negarunt *aptior* ferri posse, nisi adderetur dativus, quo cui *aptior* esset forma novorum iudiciorum significaretur. nam aptus etiam dativo non adiuncto locum suum habere posse persuasum habeo. quam ob rem coniecturas Agricolaë, Schurzfleischii, Bipontinorum (*veritati, temperiei, civitati*) reiiciendas esse censeo. quae cum ita sint, in voce *erit* corruptelam inesse puto idque mutandum in *arta*. Tacitus verbis *ita arta* quam brevissime formam et consuetudinem novorum iudiciorum significavit de veteribus iudiciis, quae nequaquam tam augustis cancellis circumscribentur, iam accuratius expositurus. quod si statuimus *a* prius in vocula *arta* post *ita* intercisisse et *a* alterum cum prima littera vocis *eloquentiam* conluisse, ex *rt* quod restabat illud *erit* ortum esse nequaquam a vero abhorret.

Ad sancti Hippolyti fanum.

Ricardus Diemel.

Zu Aristophanes.

Ορνιθες: 54—60.

Πει. ἀλλ' οἷσθ' ὃ δρᾶσον; τῶ σκέλει θένε τὴν πέτραν.

Εὐε. σὺ δὲ τῇ κεφαλῇ γ', ἢ ἡ διαλάσιος ὁ ψόφος.

Πει. σὺ δ' οὖν λήθῃ κόψον λαβῶν.

Εὐε. πάνυ γ', εἰ δοκῇ.

καὶ καὶ.

Πει. τί λέγεις, οὔτος; τὸν ἔποπα καὶ καλῆς;

οὐκ ἀντὶ τοῦ παιδός σ' ἐχρῆν ἔποποι καλεῖν;

Εὐε. ἔποποι. ποιήσεις τοί με κόπτειν αὐθις αὐ;

ἔποποι.

Τρο. τίνες οὔτοι; τίς ὁ βοῶν τὸν δεσπότην;

Diese Stelle bezieht sich höchst wahrscheinlich auf ein altes arisches Kinderspiel,¹⁾ dessen Reflex wir noch heutzutage in einem polnischen Kinderspiele aus der Gegend von Wieliczka sehen. Es heißt in der Wieliczkaner Mundart „Ptoki“ (Vögel) und findet folgendermaßen statt. Mehrere Kinder, angeblich in Vögel verwandelt, setzen sich bei einer Anhöhe nebeneinander und wählen einen ihrer Spielgenossen zum König, der gleich hervortritt und seine Unterthanen mit Namen der bekanntesten Vögel beethelt. Es gibt da Spatzen (wróble), Krähen (wrony), Dohlen (kawki), Schwalben (jaskółki), Kuckucke (kukułki) u. dgl. Ein Kind, im Gebüsch oder irgendwoanders versteckt, hält sich fern vom Spiele und scheint sich daran nicht zu betheiligen. Endlich, nachdem

¹⁾ Vgl. K. Schenkl in der Germania VI 381.

der König (król) alle Vögel in Ordnung gebracht, allen Namen gegeben und sich selber in die Mitte gesetzt hat, tritt es aus dem Verstecke heraus, kommt immer näher, bis es sich gerade vor den König stellt, wo ein weißer, flacher Stein liegt. Alle Vögel geben auf das Benehmen des angeblich unbekanntem Vogels acht, welcher unterdessen an den glatten Stein mit seinem Beine dreimal anschlägt: „Puk, puk, puk!“ Der König, überrascht, rafft sich auf und fragt: „Kto tam?“ (Wer da?). „Anio! z nieba!“ (Ein Engel vom Himmel!) gibt ihm der unbekanntem Vogel zur Antwort. Da fragt der König weiter: „Cego trzeba?“ (Was willst du?) „Ptoków“ (Vögel) lautet die Antwort des Engels. Der König: „Jakig?“ (Was für?) Der Engel: „Jastrząba!“ (Den Habicht). Da wendet sich der König zu den Vögeln um und sucht mit seinen Augen den genannten Vogel. Ist derselbe nicht zugagen, so sagt er: „Nima go!“ (Er ist nicht da!); andere Vögel schreien ihm zu: „Siedzi na jajach“ (Er brütet über den Eiern). Ist aber der gerufene Vogel anwesend, so fordert ihn der König auf, mit dem Engel fortzugehen. Der Engel führt ihn hinter das Gebüsch und kehrt bald zurück. Hier hebt das Spiel von neuem an. Er klopft an den Stein, beantwortet die Frage des Königs, bittet um einen anderen Vogel, führt ihn ins Gebüsch usw., bis er auf diese Weise alle Vögel hinübergebracht hat. Ist dies geschehen, dann hat das Spiel sein Ende.

Wadowice.

L. Mlynek.

Zu Platons Phaedon p. 62 A.

*Ἴσως μέντοι θαυμαστόν σοι φανέται, εἰ τοῦτο μόνον τῶν ἄλλων ἐπάντων ἐπιλοῦν ἐστὶ καὶ οὐδέποτε τυγχάνει τῶ ἀνθρώπῳ, [ὡςπερ] *εἶπερ* καὶ τὰλλα (,) ἐστὶν ὅτε καὶ οἷς βέλτιον τεθνάναι ἢ ζῆν· οἷς δὲ βέλτιον τεθνάναι, θαυμαστόν ἴσως σοι φαίνεται, εἰ τούτοις τοῖς ἀνθρώποις μὴ ὅσιόν ἐστιν αὐτοὺς ἑαυτοῦς εὖ ποιεῖν, ἀλλ' ἄλλον δεῖ περιμένειν εὐεργέτην.*

Dieser Passus im Phaedon bietet der Erklärung Schwierigkeiten. Auch die Erklärung von Bonitz in den Platonischen Studien (Platonische Studien von H. Bonitz, Berlin 1886) S. 313 ff. befriedigt nicht, vgl. Christ im Programme des deutschen Ober-gymnasiums auf der Kleinseite in Prag 1894, Liebhold in N. Jahrb. 183. Es sei deshalb gestattet, eine Conjectur zu veröffentlichen, die sich an den überlieferten Text und die Schriftzeichen eng anschließt und, wenn ich nicht irre, die Schwierigkeiten beseitigt. Ich vermthe, dass Platon im obigen Texte nicht *ὡςπερ*, sondern *εἶπερ* geschrieben hat, und tilge das Komma nach *τὰλλα*. Darnach übersetze ich die Stelle im Anschlusse an die aufgestellte Frage: *κατὰ τί δὴ οὖν ποτὲ οὐ φασὶ θεμιτὸν εἶναι αὐτὸν ἑαυτὸν*

ἀποτινύναι, ὃ Σώκρατες; und an das inzwischen Gesagte folgendermaßen:

Es wird Dir jedoch vielleicht wunderbar erscheinen, wenn dieses allein von allem andern einfach ist und dem Menschen niemals zufällt, wenn es auch im übrigen manchmal für manche besser sein mag, todt zu sein als zu leben; für die es nun besser ist todt zu sein, da erscheint es Dir vielleicht wunderbar, wenn diesen Menschen nicht gestattet ist, sich selbst die Wohlthat zu erweisen, sondern nöthig ist, auf einen andern Wohlthäter zu warten.

Zur Begründung möge das Nachfolgende angeführt werden. Es ist vom Sterbenwollen der Philosophen die Rede. Dieses Thema ist p. 61 B (cap. V) eingeleitet und bis p. 69 E (cap. XIII incl.) fortgeführt. Es wird darin dargethan, dass der Philosoph bei seinem Streben nach Erkenntnis, der Hemmnisse des Körpers sich bewusst, das Verlangen hat, der körperlichen Fesseln ledig zu werden, um mit der Seele allein die Erkenntnis der Dinge zu genießen. Deshalb sehne sich der Philosoph nach dem körperlosen Zustande, nach dem Tode. Damit nun bei diesem Sterbenwollen der Philosophen nicht etwa eine Missdeutung platzgreife, wird ausdrücklich erklärt und begründet, dass trotzdem der Selbstmord nicht statthaft ist. Diese Erklärung ist p. 61 E bis 62 C (cap. VI) enthalten und damit begründet, dass der Mensch im Gewahrsam der Gottheit steht und sich aus diesem Gewahrsam nicht entfernen dürfe, bevor die Gottheit irgend eine Nothwendigkeit schickt, wie dieses bei Sokrates der Fall ist. Deshalb steht also das Sterbenwollen der Philosophen und die Unstatthaftigkeit des Selbstmordes nicht im Widerspruche, wie man dieses vermuthen könnte.

An unserer Stelle wird nun dieser scheinbare Widerspruch mit *θαναστόν* bezeichnet und wird sowohl im ersten als auch im zweiten Theile unserer Periode vorgeführt. Im zweiten Theile der Periode sind die sich scheinbar widersprechenden, von *θαναστόν* abhängigen Sätze einerseits mit dem Relativpronomen, andererseits mit *εἰ* eingeleitet: *οἷς δὲ βέλτιον τεθνάναι, θαναστόν . . . εἰ . . . εὐεργέτην*. Es ist nun alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass auch im ersten Theile der Periode die von *θαναστόν* abhängig gemachten Sätze den angedeuteten Widerspruch enthalten und dass die sich scheinbar widersprechenden Sätze mit *εἰ* und *εἴπερ* einander gegenübergestellt worden sind.

Hiefür sprechen folgende Anhaltspunkte:

1. Die Wiederholung der Redewendung *ἴσως θαναστόν σοι φανέται* aus dem ersten Theile der Periode mit *θαναστόν ἴσως σοι φαίνεται* im zweiten Theile der Periode. Die Wiederholung deutet an, dass beiderseits der Gegenstand der Verwunderung der gleiche ist. Liebhold hält diese Redewendung an der zweiten Stelle für eine Einschaltung.

2. Die Anwendung des Euphemismus *εὖ ποιεῖν* im zweiten Theile der Periode, was zur Voraussetzung hat, dass dieser Aus-

druck im ersten Theile der Periode eine Entsprechung hat, wodurch die Sache selbst bestimmt bezeichnet ist. Dieses ist nun der Fall im Satze: (*εἰ τοῦτο*) *οὐδέποτε τυγχάνει τῷ ἀνθρώπῳ*, was nach der oben in der Übersetzung gegebenen Deutung als ein bestimmtes Verbot des Selbstmordes fassbar ist.

3. Die Kürzung des Ausdruckes *οἷς δὲ βέλτιον τεθνάναι* im zweiten Theile der Periode infolge der Anlehnung an den vollständigen Ausdruck im ersten Theile der Periode *βέλτιον τεθνάναι ἢ ζῆν*. Daraus folgt wieder, dass dieser Ausdruck beiderseits nur in ganz gleichem Sinne angewendet werden soll. Liebhold will in *τεθνάναι* an der zweiten Stelle eine Einschaltung erkennen.

Alles dieses deutet darauf hin, dass auch im ersten Theile unserer Periode der oben bezeichnete scheinbare Widerspruch enthalten sein müsse. Die Gegenüberstellung im ersten Theile der Periode findet nun im Sinne der Conjectur in der Weise statt, dass einerseits in den beiden ersten, von *θαυμαστόν* abhängigen, mit *εἰ* eingeleiteten Sätzen die Frage betreffend den Selbstmord (*τοῦτο*, wie oben *οὐ δέοι τοῦτο ποιεῖν*) allein unter allen anderen Fragen und Gegenständen der Erörterung „unterschiedslos“ ist und eine einfache Frage bildet, welche nur die eine Antwort zulässt, die gleich mit *καί* angereicht ist, die Antwort nämlich, dass der Selbstmord dem Menschen niemals zukommt (*τυγχάνει*, zufällt, in der dem menschlichen Lose zugetheilten Machtsphäre liegt); damit ist in diesen beiden Sätzen die nachdrückliche Behauptung ausgesprochen, dass der Selbstmord unterschiedslos für den Menschen niemals statthaft ist — *οὐδέποτε* trotz *εἰ*, welches demnach einem *ὅτι* gleichkommt; darauf wird sodann andererseits mit *εἴπερ* der Gegen Grund eingeführt, welcher das Zugeständnis enthält, dass es im übrigen (*τᾶλλα*), d. i. wenn der Selbstmord nicht unstatthaft wäre, manchmal für manche besser sein mag (*βέλτιον*, sc. *βέλτιόν ἐστιν*) todt zu sein als zu leben.

So wird der in Rede stehende Widerspruch in unserer Periode zweimal vorgeführt, im ersten Theile der Periode in der allgemeinen Fassung, im zweiten Theile in der besonderen Anwendung. Im Nachfolgenden wird der den Widerspruch bezeichnende Ausdruck *θαυμαστόν* noch gesteigert, es wird dafür *ἄλογον* angewendet: *καὶ γὰρ ἂν δόξειεν οὕτω γ' εἶναι ἄλογον*, das könnte wohl so widersinnig zu sein scheinen. Trotzdem ist es nicht widersinnig, lässt Platon den Sokrates sagen, sondern hat vielleicht einen Sinn und seinen Grund — *οὐ μέντοι ἀλλ' ἴσως ἔχει τινὰ λόγον*. Damit beginnt die Lösung des scheinbaren Widerspruches und wird so die aufgestellte Frage *κατὰ τί δὴ οὐ φασὶ θεμιτὸν εἶναι αὐτὸν ἐαυτὸν ἀποκτιννόναι* beantwortet.

Durch die aufgestellte Conjectur wird also die Stelle, wie es scheint, lesbar und der Gegensatz von *ἀνθρώπῳ* und *ἔστιν οἷς*, von *οὐδέποτε* und *ἔστιν ὅτε*, sowie die Betonung von *οὐδέποτε* und die Anwendung nach *εἰ*, ebenso die Wiederholung von *θαυμαστόν*

und der das Wort *θανμαστόν* begleitenden gleichen Worte *ἰσως σοι φαίνεται*, resp. *φαίνεται* verständlich und, was die Hauptsache ist, es ist nicht nöthig, einen fremdartigen Gedanken zur Erklärung der Stelle heranzuziehen, Nicht dieses kann den Gegenstand der Verwunderung bilden, wenn manchmal für manche der Tod nicht ein größeres Gut sein soll als das Leben. Denn diese kommt infolge der angeregten Erörterung über das Sterbenwollen der Philosophen gar nicht in Frage. Hier kann nur in Betracht kommen, wie so es möglich ist, dass, trotzdem der Tod besser ist als das Leben, der Selbstmord nicht gestattet sein soll. So wurde dieses Thema eingeführt im Gespräche über Euenos: *ἔθελήσει ... οὐ μέντοι γ' ἰσως βιάσεται αὐτόν* p. 61 C; ferner: *πῶς τοῦτο λέγεις, ὦ Σώκρατες, τὸ μὴ θεμιτὸν εἶναι αὐτόν ἑαυτὸν βιάζεσθαι, ἐθέλειν δ' ἂν τῷ ἀποθνήσκοντι τὸν φιλόσοφον ἐπισθαι* p. 61 D, und mit der Lösung dieses Widerspruches endigt diese ganze Erörterung: *ἰσως τοίνυν ταύτη οὐκ ἄλογον, μὴ πρότερον αὐτὸν ἀποκτινύναι δεῖν, πρὶν ἀνάγκην τινὰ θεοῦ ἐπιπέμψῃ* p. 62 C.

Deshalb ist es also wahrscheinlich, dass auch im ersten Theile unserer Periode dieser scheinbare Widerspruch festgehalten werden muss, was durch die vermuthete Leseart *εἴπερ* statt *ὅπερ* möglich ist. Zur Erklärung der Corruptel braucht nur angenommen zu werden, dass beim Abschreiben ein Zusammenhang zwischen *τῶν ἄλλων ἀπάντων* und *καὶ τὰλλα* vorschwebte, was geeignet war, das Versehen zu begünstigen.

Laibach.

Σμαν.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Epicteti dissertationes ab Arriano digestae ad fidem codicis Bodleiani recensuit Henr. Schenk. Bibl. script. Teubn. Lips. 1894. CXXI u. 720 SS.

Das wenige, was wir über das Leben Epiktets und die ihm von Arrian — wie von Xenophon dem Sokrates — errichteten literarischen Denkmale wissen, erörtert Sch. im 1. Capitel der Vorrede auf Grund der unter II gegebenen nützlichen Sammlung der testimonia.

Asmus scheint mir in den Quaest. Epict. (Freiburg 1888, S. 31 ff.) dargethan zu haben (vgl. die von Sch. selbst — Verh. d. Münch. Phil.-Vers. S. 201 — angeführten Belege), dass unter *λόγοι*, *ἐπομνήματα*, *ἀπομνημονεύματα*, *διαλέξεις*, *ὀμιλται*, dissertationes ein und dasselbe Werk zu verstehen sei, also den *Διατριβαί*, von denen handschriftlich nur vier Bücher erhalten sind, bloß das Enchiridion zur Seite stand. Wenn Photios *Διατριβῶν ὅσα ἴσμεν βιβλία ὀκτώ, τῶν δὲ Ὀμιλιῶν βιβλία δώδεκα* erwähnt, so kann, wenn das Zeugnis nicht überhaupt als verdächtig gilt,¹⁾ an verschiedene Bucheintheilung gedacht werden (Christ, Handb. VII¹, 496, 7), zumal Gellius für eine Stelle unseres 2. Buches das 1. Buch citiert und Simplicius von *πολύστιχα βιβλία* spricht, oder es kann angenommen werden (Asmus S. 38), dass das Werk zwölf Bände hatte, unter dem Titel *Διατριβαί* jedoch für Photios oder seine Quelle ein höheres Buch als das achte nicht vorkam. Dagegen sehe ich weder für Sch.s frühere Annahme (Verh. S. 197 ff.), das Gesamtwerk habe zwölf Bücher umfasst und sei in je vier Bücher *Διατριβαί*, *Διαλέξεις* und *Ὀμιλται* zerfallen, noch für die jetzige (S. XI f.), Arrian habe acht Bücher

¹⁾ Vgl. Christ, Handb. VII², 558, 2, wo an eine Verwechslung mit den zwölf Büchern Selbstbetrachtungen des Kaisers Mark Aurel gedacht wird. — Photios gibt an, dass Epiktet zur Zeit dieses Kaisers noch gelebt habe, was kaum richtig ist; vgl. aber Praechter, Woch. f. cl. Phil. XII 508.

Διατριβαί und vier Bücher *Ὀμιλῖαι* geschrieben, ausreichende Gründe. — Vgl. Wendland, Phil. Woch. XV 321 ff.

Eine Bestätigung des Titels *Ὀμιλῖαι* sieht Sch. in dem bei Stobaios vorkommenden Lemma¹⁾ *Ἐκ τῶν Ἀρριανοῦ προτρεπικῶν ὀμιλιῶν*; dagegen denkt er (im Gegensatze zu Asmus S. 34 ff.) bei dem Lemma: *Ἐκ τῶν Ἐπικτήτου ἀπομνημονευμάτων* an ein nicht von Arrian verfasstes Werk, welches sich mit den *Διατριβαί* inhaltlich berührte, und überschreibt demzufolge den 1. Abschnitt der Appendix: *Dissertationum Epictetearum sive ab Arriano sive ab aliis digestarum fragmenta*. Meines Erachtens fallen die Anklänge an die erhaltenen Bücher, die sich in diesen Citaten finden, nicht ins Gewicht gegenüber dem Umstande, dass wir von den alii sonst gar nichts hören.

Das Enchiridion hat Sch. — in Schweighäusers Recension — an die zweite Stelle der Appendix verwiesen. Die gegenseitigen Beziehungen zwischen Dissertationes und Enchiridion erscheinen mit den anderen Belegstellen unter dem Texte. In der Verwertung derselben für die Kritik ist Sch. mit Recht vorsichtig gewesen; denn da sich Arrian in dem an Gellius gerichteten Briefe, welcher den Dissertationes vorangeschickt ist, darüber beklagt, dass diese ohne sein Wissen und Wollen, also nicht in der für eine Publication geeigneten Form veröffentlicht worden seien, ist es wahrscheinlich, dass er im Enchiridion manches absichtlich geändert habe (S. LIV—LVIII).

Für die erhaltenen Bücher der *Διατριβαί* sind die handschriftlichen Verhältnisse einfach. Sch. hat das Verdienst, den Bodleianus misc. 251 saec. XII. zuerst herangezogen und, durch Roses analogen Nachweis (Hermes V 360) für die in derselben Handschrift enthaltene vita Pythagorae aufmerksam gemacht, dargethan zu haben, dass dieser ehemalige Saibantinus (daher mit S bezeichnet) die Quelle aller übrigen Handschriften ist. Das Folio 25, auf dem die Mitte mehrerer Zeilen unleserlich geworden ist, konnte dank der Liberalität des Verlegers in Lichtdruck beigegeben werden. Die Apographa zerfallen in drei Gruppen, je nachdem sie die fragliche Stelle (I 18, 9—12) einfach übergehen, leeren Raum lassen oder unter Andeutung der einzelnen Lücken soviel geben, als sie entziffern konnten. Zu dieser letzten und besten Gruppe gehören Marcianus 252, Vaticanus 325, Cod. Pii

¹⁾ Bei den zweifellos auf die *Διατριβαί* bezüglichen Citaten lautet das Lemma: *Ἀρριανοῦ Ἐπικτητίου* (mit Angabe des Capitels, z. B. *ἐκ τοῦ περὶ προνοίας*) oder *Ρούφου ἐκ τῶν Ἐπικτητοῦ περὶ φιλίας*. Möglicherweise ist die Frage, ob Stobaios den Epiktet direct benützt hat (Asmus ist S. 47 geneigt, sie zu bejahen, Sch. scheint sie S. LI zu verneinen), dahin zu entscheiden, dass er einiges unmittelbar aus Epiktet entnahm (vgl. Elter, De Stob. cod. Phot. S. 21 A.), anderes aus einem nicht gnomologischen Werke, bei dem sich die willkürliche Änderung des Titels leichter erklärt.

II 40 und der sogenannte Codex Uptonianus, d. h. ein Upton für seine Ausgabe (London 1741) von J. Harris überlassenes Exemplar der editio princeps (Trincavelliana, Venedig 1535), in welches ein uns Unbekannter Varianten aus zwei Handschriften eingetragen hatte. Die Handschrift, deren Lesarten im Jahre 1548 eingetragen wurden, ist der noch erhaltene Mutinensis II A 10. Vorher waren aber Eintragungen nach einem Exemplar erfolgt, welches zufolge einer sehr undeutlich geschriebenen Note (Upton bei Schweighäuser, Epict. philos. monum. Leipzig 1799 f. I S. IX f.) Cardinalis Salernitanus ad codicis Vaticani exemplar quantum coniectura assequi possum, emendari curaverat. Es läge nahe, an Cardinalis Sirletus zu denken,¹⁾ wenn dann nicht auch eine Verlesung in der Jahreszahl 1548 angenommen werden müsste, da Sirleto erst unter Pius IV. Cardinal wurde. Immerhin bleibt Hoffnung, dass die Handschrift sich unter dem letzten Viertel der griechischen Vaticani finde, deren indexloses Inventar den Besuchern der Vaticana nur für sehr kurze Zeit, also so gut wie gar nicht zugänglich ist.²⁾ — Für die Apographa vgl. Mücke, N. phil. Rundsch. 1895, 51.

S ist, wie namentlich die Vergleichung mit Gellius zeigt (II 19, 12—17; S. L f.), zwar nicht von Fehlern, aber von Interpolationen frei. Für die recensio, die in dieser Ausgabe zum erstenmale geboten wird, ist die Scheidung der Correctoren wichtig. Über die man. rec. des 16. Jahrhunderts, die man. antiqua und S₁ können wir schnell hinweggehen, da sie nur vereinzelt auftauchen oder die Scheidung ganz fraglich ist; auch der dem 14. Jahrhunderte angehörige Corrector S₂ ist von geringerer Bedeutung. Wichtig sind die beiden dem 13. Jahrhunderte angehörigen Hände S₃ (braune) und S₄ (blasse Tinte); namentlich S₃ hat manches trefflich corrigiert. Ich stimme mit Sch. darin überein, dass Benützung einer Handschrift von Seite dieser beiden Correctoren nicht anzunehmen, also bei der Aufnahme dieser Correcturen große Vorsicht nöthig sei; Sch. hat selbst (XXXIX f., XLVI f.) Stellen angeführt, an denen er die Conjecturen der beiden mit Unrecht aufgenommen hat.

¹⁾ Den in Nolhacs Buch »La bibliothèque de Fulvio Ursini« verstreuten Belegen (vgl. namentlich S. 177 über Noten in einer Ausgabe und S. 428 über eine Beziehung Sirletos zum Copisten Andreas Darmarios) kann ich den Vat. gr. 1949 hinzufügen (f. 387^v): Ego Hieronymus Sirletus Custos Bibliothecę apostolicę fidem facio hæc descripta fuisse ab Emanuel et a me cum exemplari antiquo scripto in membranis (collata) et in fidem mea manu subscripsi. Descripta est presens copia a me Emanuel Provatario scriptore bibliothecę apostolicę ex exemplari antiquo eqs. — Vgl. noch Miller, Manuscripts grecs de l'Escurial. S. 305 u. 328.

²⁾ Diesem gehört auch der Vat. 1823 s. XV an, der f. 136 ff. Theile des Enchiridions enthält, wie es scheint, in der Art der mit D bezeichneten Handschriftengruppe und mit Antonin vermischt. — Das Enchiridion soll auch in den Barber. I 76 und I 85 enthalten sein.

Dass in der Scheidung der Hände und beim Stillschweigen der Collation Zweifel bleiben, dass betreffs der Emendation, deren meist durch den Stil bedingte Schwierigkeit Sch. hervorhebt, es an Widerspruch im einzelnen und an Gelegenheit, die Arbeit fortzusetzen, nicht fehlen wird, ist begreiflich. Sch. hat (S. LXVII bis LXIX) zu streng über sich geurtheilt; zu den um die Heilung der Textschäden verdienten Männern gehören nach Hieronymus Wolf (Basel 1560), Schweighäuser und Reiske¹⁾ fortan Karl und Heinrich Schenkl und Anton Elter. Die beiden mit dem Herausgeber Genannten haben gleich ihm eine große Zahl beachtenswerter Conjecturen beigebracht. Zu bedauern ist, dass die Benützung der Ausgabe, welche ein Werk jahrelangen Fleißes ist (die Collation von S wurde 1881 begonnen), dadurch erschwert wird, dass Reiskes Conjecturen und ein Theil der Elter'schen zu spät kamen und nun, durch einen Strich in zwei Gruppen geschieden, ein 36 Seiten langes Supplementum adnotationis bilden. Vielleicht hätte es sich empfohlen, diese Nachträge, die von Allen aus S abgeschrieben Scholien (LXXI—LXXXVIII) und den Index verborum, der ein Muster dafür ist, wie man auf verhältnismäßig knappem Raume (S. 491 bis 720) für das sprachliche und sachliche Verständnis des Schriftstellers sehr viel leisten kann, zu einem besonderen Bändchen zu vereinen. — Für S vgl. Class. Rev. IX 31 (Mayor), 37 (Lindsay), 231 (Schenkl).

Auch der Text der Appendix, die noch zu besprechen ist, ist vielfach gefördert; diese Appendix ist für Fragen wichtig, welche gegenwärtig im Vordergrund des philologischen Interesses stehen. Seit Wachsmuths hochbedeutenden 'Studien zu den griechischen Florilegien' hat sich nicht nur die Zahl der bekannten oder methodisch herausgegebenen Gnomologien durch die Thätigkeit von Elter, Schenkl und Sternbach²⁾ vermehrt, sondern wir haben auch vielfach besseren Einblick in ihre Wechselbeziehungen

¹⁾ Dessen handschriftliche Aufzeichnungen standen Sch. dank der Liebenswürdigkeit Bruuns, des Directors der Kopenhagener Hofbibliothek, zur Verfügung; vgl. Philostr. imag. rec. Seminar. Vind. sod. S. XXIII, 2 und Wien. Stud. XV 116—127, 201—208.

²⁾ E. Bonner Vorlesungsverz. 1891 u. 1892 (griechischer Text des Sextus Pythagoricus, Klitarich, Euagrius Ponticus); vgl. Byz. Zeitschr. I 159 ff., 618 ff. Sch. Wien. Stud. VIII 262 ff. (Pythagoraersprüche), XI 1 ff. (Floril. *Ἀριστον καὶ πρῶτον μᾶθημα*), Progr. d. akad. Gymn. Wien 1888 (*Φιλοσόφων λόγοι*), St. Wien. Stud. IX 174 ff., X 1 ff., 211 ff., XI 93 ff., 192 ff. (Gnomol. Vat.), 20. Bd. d. phil. Schrift. d. Krakauer Akad. (Append. Gnom. aus Laur. LXXXVI 8 u. Mittheil. aus dem Paris 1168, der nach Sch.s von St. merkwürdigerweise nicht citierten Auseinandersetzungen für Maximus Confessor und die von Wachsmuth Parallela benannte byzantinische Sammlung von großer Wichtigkeit ist). — Ich benütze die Gelegenheit, um gnomologische Stücke zu notieren, auf die ich in Handschriften gestoßen bin, deren Identificierung ich allerdings nicht einmal versucht habe: Perusinus J 62 (Centralbl. f. Bibliotheksw. 1894, S. 406), Vat. 914 s. XIV f. 184, 1823 f. 195, 1949 f. 334.

gewonnen; ja Elter ist es sogar gelungen (Bonn. Vorl.-Verz. 1893) Chrysipp als den Verfasser eines Urflorilegiums zu erweisen und einen mit diesen gleichzeitigen Flinders-Petrie-Papyrus als Zeugen heranzuziehen.¹⁾ Ferner kam der systematischen Ordnung der Fragmente der von Wachsmuth und Hense auf handschriftlicher Grundlage verbesserte und richtig geordnete Stobaios-Text zugute. Hense hat noch vor Erscheinen des dritten das sogenannte Florilegium enthaltenden Bandes sein Material Elter und Sch. für ihre Studien zur Verfügung gestellt, und Elter hat (Rhein. Mus. XLVII 150 ff.) neue Fragmente des Stobaios (aus dem Vat. 1144) nachgewiesen. So gelang es Sch. (vgl. Wien. Sitz.-Ber. CXV 448—556), nach dem richtigen Grundsatz, nur das aufzunehmen, was im Alterthume — mit Recht oder Unrecht — dem Epiktet beigelegt wurde, von den 181 Fragmenten Schweighäusers (auf welche unmethodische Weise diese Sammlung entstanden ist, mag man bei Asmus S. I ff. nachlesen) 78 meist Wachsmuths demokrito-epiktetischer Sammlung angehörige Fragmente ganz auszuscheiden und die übrigen in zwei wesentlich verschiedene Gruppen zu theilen.

An erster Stelle werden unter dem früher erwähnten Titel 36 Fragmente gegeben, von denen sieben durch kleineren Druck als verdächtig, zwei durch besondere Bemerkungen als zweifelhaft bezeichnet werden.²⁾ Nach dem Enchiridion folgen 67 Fragmente, die im Florilegium des Stobaios jetzt zusammenhängende Gruppen bilden und von Sch. einem Gnomologium Epictetum zugeschrieben werden, welches mit Epiktet nichts zu thun hat. Unter D gibt Sch. acht Sentenzen, die im Vat. 1144 Epiktets Namen tragen, unter E (aus dem Paris. 1168) 25 *γνώμαι Μοσχίωνος* (von denen 5 und 12 mit D 8 und 5 identisch sind), endlich unter F aus zwölf in Classen getheilten Handschriften 18 *Ἐπιχθῆκαι Μοσχίωνος*. In einem Nachtrage und im Index verborum konnte Sch. noch auf das Bonn. Vorl.-Verz. für das Sommersemester 1892

¹⁾ Dass Stobaios (Flor. XVI 4) gerade dieses Florilegium (Cunningham Mem. VIII 91, T. 3) benützt habe, ist Elter freilich nicht zuzugeben; vgl. Kaibel, Hermes XXVIII 62 ff., Hense, Add. LXXV f., und Wendland, Byz. Zeitschr. II 325 ff. V. 4 des angeblichen Epicharm-Fragmentes ist entweder mit Kaibel zu schreiben [*γύλακα δὲ μ*] ἄλλον χορημάτων καλῶν [κακόν] (nur das *x* macht in der Photographie Schwierigkeiten) oder, wie es eigentlich Hense angedeutet hat, χορημάτων ἄλλοτριον (die Abweichung von der Photographie ist nicht bedeutend). Zu Vitellis (Phil. Woch. 1892, S. 482) ἄλλον [λέγω] stimmen die nach ἄλλον sichtbaren Reste kaum. Ob nach diesem Verse der im Papyrus fehlende 4. Vers des Euripides corrigiert werden oder man sich begnügen muss, für das jedenfalls durch ὄλιγον verderbte Schlusswort εὐδαιμόνια mit Bücheler εὐδῆμονα einzusetzen, bleibe dahingestellt.

²⁾ Sind bei Fr. X Useners Conjecturen (Epicurea 263) βάλης (Z. 17) und ἐγένετο (Z. 18) absichtlich unerwähnt geblieben? — Störend ist es, dass nicht durch eine vergleichende Tabelle für die zahlreichen Citate nach Schweighäuser gesorgt wurde.

Rücksicht nehmen, in welchem es Elter gelungen ist, die Gruppen C—F zu einem Gnomologium zu vereinen, welches in der Überlieferung bald an den Epictetus personatus, bald an den uns nicht weiter bekannten Moschion geknüpft wird.

So legt auch hierin die Ausgabe Zeugnis für den Wert ab, den gegenseitige Unterstützung und einträchtiges Zusammenwirken zweier Gelehrter für die Sache hat.

Wien, Januar 1895.

Dr. Wilh. Weinberger.

Cornelii Taciti Germania, erklärt von Dr. Karl Tücking, Director des kgl. Gymnasiums zu Neuss. 8. verb. Aufl. Paderborn, Schönigh 1894. 8°, 91 SS. Preis 60 Pf.

An dem Buche fällt zunächst die eigenthümliche Behandlung der Titelfrage auf. *Cornelii Taciti Germania* besagt das Titelblatt; über dem Texte aber liest man nach cod. Leid. *Cornelii Taciti de origine situ moribus ac populis Germanorum liber*. Die Einleitung (S. 3—8) zerfällt in zwei Abtheilungen: A. Schriftur über Germanien vor Tacitus (S. 3—6), B. Tacitus. Beide Theile, von denen der letzte (S. 6—8) des Tacitus Leben und Werke im allgemeinen sowie seine germanischen Studien behandelt, reichen für die Bedürfnisse der Schule aus. Hieran schließt sich (S. 9—29) der Text der Germania in zwei Theilen mit den Überschriften: I. *De omnium Germanorum origine ac moribus* (c. 1—27), II. *De singularum gentium institutis ritibusque* (c. 28—46). Es folgen (S. 30—32) Bemerkungen zur Feststellung des Textes, woran sich (S. 33—81) die erklärenden Anmerkungen anschließen. Beigegeben sind ein Verzeichnis der Eigennamen (S. 82 f.) und Nachweise der Sach- und Wortklärungen (S. 84—91).

Die Bemerkungen zur Feststellung des Textes sollen wohl den sonst üblichen kritischen Anhang ersetzen. Dieser aber ist für Schüler überflüssig und für den Fachmann in der vorliegenden Gestalt von zweifelhaftem Werte; denn selbst Halms und J. Müllers Apparaten gegenüber sind die Bemerkungen eklektisch, und das, was sie enthalten, ist nicht immer vollständig oder richtig. So fehlt 20, 17 (*tanto*) C, 27, 1 (*observatur*) c; 39, 1 hat nach Müllenhoff und Schweizer-Sidler C *vetustissimo*. Bemerkungen sollten nicht fehlen zu 13, 9 (*ceteris*), 16, 12 (*hiemi*), 16, 13 (*locis*), 27, 11 (*quae*), 37, 19 (*tresque*), 41, 10 (*inditum*), 43, 13 (*Helisios*). Die Änderung von *solae* (46, 14) in *sola* ist ebenfalls nicht berührt.

Von Halm⁴ abweichende Lesarten zählte ich etwa 24, von denen mir folgende begründet erscheinen: 10, 16 f. *non solum apud plebem, sed apud proceres, apud sacerdotes; se enim...* Zur Beobachtung der Pferdeauspicien begleiten die eingespannten Pferde *sacerdos ac rex vel princeps civitatis*; von der Plebs ist

keine Rede. Die Priester nun, sollte man glauben, hätten da, wo es sich um die Würdigung der Zeichen handelt, auch ein Wort mitzusprechen, da sie als Diener der Götter davon etwas verstehen müssen. Anstatt dessen aber entfallen sie bei der Wölflin-Halm-schen Lesart, und an ihre Stelle tritt die Plebs: man hat es nur mit der Meinung der Menge und des Adels zu thun. Und doch kommt es auch darauf an, was die Priester selbst von ihrer Stellung gegenüber den Göttern denken. Ja, das ist das Wichtigste, und dem wird nur durch die früher gegebene und im ganzen der Überlieferung entsprechende Fassung genügt. Die Steigerung *non solum apud plebem, sed apud proceres, apud sacerdotes* lässt in letzteren ebenso sicher die wichtigsten Vertreter der Ansicht *sacerdotes ministros deorum, equos conscios esse* erkennen, wie sie früher bei der Beobachtung die erste Stelle innehatten. Dass die Beziehung von *se* auf *sacerdotes* möglich sei, hat J. Müller zu der Stelle gezeigt. Sie ist es umso mehr, als die Steigerung das ganze Gewicht auf *sacerdotes* concentrirt. — 13, 9 halte ich *ceteris* für richtig; denn der Sinn der Stelle ist: 'Hervorragender Adel oder große Verdienste der Väter verschaffen eines Gefolgsherrn Würdigung (oder 'Gnade') auch ganz jungen Leuten. Sie werden den übrigen, welche kräftiger und schon lange wehrhaft sind, zugesellt.' Die Stellung von *principis* hat ihren Grund in den Worten *vel principum aliquis*. Nach *adgregantur* aber ist stark zu interpungieren; denn mit *nec rubor* wird übergangen zum *comitatus*, dessen Begriff gegeben ist mit *ceteris adgregantur*. Für richtig halte ich ferner 16, 12 *hiemi*, 30, 16 *parare*, 42, 5 *peragitur*, 45, 11 *omniumque*, 45, 23 *interlucent*, 46, 13 *cubile*, 46, 14 *spes*. Unrichtig erscheinen mir 6, 22 *et iam*, 19, 7 [*enim*], 45, 26 die Einschlebung von *sucina*, 46, 14 *sola*. Außerdem liest T. 7, 12 *auditur*, 16, 13 *locis*, 20, 17 *quo*, 26, 3 *in vices*, 27, 11 *quae*, 30, 2 *incohant*, 31, 14 *vultu*, 38, 13 *comptius*, 42, 1 *Varisti*, 43, 12 *Helvaeonas*, 43, 13 *Helisios*, 45, 6 *et*. Orthographische Abweichungen von Halm sind 11, 5 *incohatur*, 19, 2 *illecebris*, 23, 1 *umor*, 45, 23 *umore*, 33, 9 *urgentibus*, 35, 5 *obtenditur*, 38, 3 *obtinent*, 41, 10 *inclitum*, 46, 24 *vultusque*. Was aber mag T. veranlasst haben, 45, 25 mit *c thura* zu schreiben?

Die Interpunction weist Halm gegenüber manche Fortschritte auf. Namentlich ist die Herrschaft des Kolon eingedämmt. Manches bleibt immer noch zu wünschen übrig, wenn man von dem Gesichtspunkte ausgeht, dass sich in einer Schulausgabe die Interpunction möglichst an die Gesetze halten soll, welche für die Unterrichtssprache maßgebend sind.

Dem Verzeichnisse der Eigennamen lässt sich ein Haupterfordernis für seine Existenzberechtigung, Vollständigkeit und Richtigkeit, nicht nachrühmen. Es fehlen *Britannica*, *Gallia*, *Gallica*, *Germanica*, *Hispaniae*, *Pannonia*, *Pannonica*. Es soll ferner heißen *Chatti* 29, 3. 30, 1; 4; 14. 31, 2; 10. 32, 1; 4...

Chauci 35, 3; 6. 36, 1, *Cherusci* 36, 1; 6 f., *Cimbri* 37, 1; 7, *Fenni* 46, 1; 7; 12, *Hermunduri* 41, 3; 9. 42, 1, *Marcomani* 42, 1 f.; 5. 43, 1, *Osi* 28, 10 f. . . ., *Peucini* 46, 1 f.; 7, *Rhenus* . . . 28, 6; 18 . . ., *Suebia* . . . 45, 35, *Tencteri* 32, 2 f.; 5. 33, 1 . . .

Der wichtigste Theil des Buches, die erklärenden Anmerkungen, enthält zwar viel Anerkennenswertes; manches jedoch erscheint mir bedenklich, und davon will ich im Nachfolgenden einen Theil erledigen.

1, 5 *cognitis quibusdam gentibus ac regibus, quos bellum aperuit* gewinnt durch T. nicht mehr an Klarheit, als durch andere; am wenigsten ist mit T. an eine Ergänzung, etwa von *quod scimus*, zu denken. *Cognitis . . . regibus* ist abl. qual. zu *latos sinus et insularum immensa spatia*, 'mit gewissen in neuerer Zeit bekannt gewordenen Völkern und Königen, die der Krieg erschlossen hat' (vgl. J. Müller, Beitr. IV, 39 ff.). — 2, 4 bedeutet *adversus* nicht *ex adverso situs* o. ä., sondern 'feindlich'; dies verlangt *horridi*. Würde *adversus* die von T. u. a. angenommene Bedeutung haben, so käme mit *horridum* zu den zwei früher genannten Eigenschaften des Ocean (*immensum, adversum*) eine dritte, was wegen *propter periculum horridi et ignoti maris* unmöglich ist; denn damit wird auf die früher genannten Bezug genommen, und wie *ignoti* augenscheinlich auf *immensus*, so geht *horridi* 'stürmisch' (vgl. Hor. Od. III, 24, 40) ebenso sicher auf *adversus*. *Utque sic dixerim* fügte Tac. hinzu, weil dem leblosen Ocean die Eigenschaft eines lebenden Wesens beigelegt ist. Dass *adversus* für den Begriff 'feindlich' ausreicht, zeigt Ann. I, 49. — 3, 1 'memorant nicht Germani, sondern Romani oder Graeci'. Wer sind denn aber diejenigen, von denen *canunt* gilt? Man sollte doch bedenken, dass man durch solche Erklärung einen Subjectswechsel ärgster Art schafft. Eher kann man sich mit *apud eos* für *apud se* abfinden (vgl. Nipp. Ann. IV, 67). Die beliebten Antiquare mussten die Sache denn doch entweder direct oder indirect von den Germanen selbst haben. — 4, 6. In *tantum ad impetum* ist *tantum* nicht, wie die Bemerkung zu 3 will, Adverb, sondern Adjectiv. Die Stellung der Präposition ist nicht hinderlich, und Ann. II, 14 beweist nichts. Aus gutem Grunde wird dort nicht auf die Wucht des Angriffes, sondern auf seine kurze Dauer hingewiesen. Die Richtigkeit dieser Auffassung zeigt *laboris atque operum non eadem patientia = l. a. o. p. non tanta, quanta in impetu*. Die Kraft ist auch bei *labor* und *opera* vorhanden, aber die Germanen wollen sie eben nicht anwenden. — 5, 2 ist *horrida* nicht 'schaurig', sondern 'starrend, bedeckt' (vgl. Verg. An. VIII, 348). Es wäre nicht abzusehen, warum der Wald für einen Römer ein 'horribile' gewesen sein soll. — 5, 4. Wenn *ferax* = 'zum viel Tragen geeignet', so heißt *satis ferax* nicht 'an Saaten ertragreich', sondern 'hinsichtlich des Ausgesäten' d. i. 'vom Standpunkte des Getreide-

baues ertragreich'. — 5, 18 ist die Erklärung von *quoque* ebenso wenig befriedigend, wie bei anderen; aber auch jede Änderung ist ausgeschlossen. Von den Grenzbewohnern heißt es: *aurum et argentum in pretio habent formasque quasdam nostrae pecuniae adgnoscent atque eligunt*; im weiteren 'als Geld erklären sie für gut *serratos bigatosque*', d. i. altes römisches Silber- (nicht Gold-) geld, und nun wird in dem Sinne fortgefahren 'aber auch dem Silber(gelde) folgen sie nicht aus irgendeinem inneren Antriebe mehr als dem Golde, sondern (aus einem rein praktischen Grunde), weil usw.' Dass zu *probant* das Subject aus *proximi* zu entnehmen sei, sollte gar nicht in Frage kommen. Diese allein nehmen Geld im Handel; die weiter entfernt Wohnenden kennen nur Tauschhandel. Die Worte *interiores . . . utuntur* stehen demnach parenthetisch; Komma aber nach *sequuntur* ist zu tilgen. — 7, 6 *non quasi in poenam nec ducis iussu, sed velut deo imperante*. Die Bemerkung über *quasi* und *velut* lässt an Dunkelheit nichts zu wünschen übrig. Der Sinn ist 'nicht weil sie das Strafrecht haben oder auf Befehl des Führers eine der genannten Executionen vollziehen, sondern weil nach ihrer Angabe der Gott es befehle' (vgl. Pfitzner, Die Ann. d. Tac. krit. beleuchtet, S. 160 ff.). — 7, 13 'hi, weil es sich nicht um bestimmte weibliche Personen handelt'. Gewiss nicht, sondern weil Tac. bei *testes* nicht ein Begriff, wie 'Zeuginnen', sondern 'Zeugen' vorschwebte und in diesem Falle das Masculinum geradezu nothwendig war. — 7, 15 'hortamina in Verbindung mit *cibos* gewinnt concreten Sinn: Mittel zur Aufmunterung'. Ich will diesen concreten Aufmunterungsmitteln gegenüber nicht malitiös werden, sondern bemerke: *cibi* sind für *corpora*, *hortamina* für *animi*; das ist die einfache Erklärung. — 8, 5 ist bei *efficacius obligentur* der Hinweis auf Ann. III, 43 unpassend; dort handelt es sich um männliche Jugend. — 8, 8 *responsa* nicht 'Weisagungen', sondern 'Bescheide'. — 10, 9 *auspiciozum adhuc fides exigitur* nicht 'wird überdies die Bestätigung durch die Auspicien gefordert' (von wem?), sondern 'wird . . . eingeholt, gesucht'. — 11, 3 *praetractentur* mit c und Halm zu schreiben (C hat es durch Corr.) ist umso bedenklicher, als das Wort *ἔπ. εἰρ.* wäre, und der Begriff 'vorher' sich nothwendig aus dem Zusammenhange ergibt. Zernial, der seinerzeit in der Aufnahme von *praetractentur* durch T. (7. Aufl.) eine Verbesserung erblickte, liest selbst *pertractentur*. — 11, 11 *ut turba placuit*. Auf *turbae* weisen alle Handschriften, und so ist zu lesen. Unmöglich lässt sich mit Prammer sagen: 'Es ist noch keine geordnete Versammlung (*concilium*); aber die zahlreiche Menge der Erschienenen gefällt schließlich den Leitern der Versammlung, den Priestern und Häuptlingen' (keine Versammlung, aber Leiter der Versammlung!). Dass man es thatsächlich mit einer ungeordneten Menge ohne Leitung zu thun hat, zeigen schlagend die Worte *sacerdotes, quibus tum coercendi ius est*. Die Gewalt, die Ordnung schafft und erhält,

entsteht erst mit der Sitzung. Der Einwand, dass bei der Lesart *turbae* immerhin eine Leitung stattgefunden haben müsste, ist hinfällig. Die Menge konnte zur Willensäußerung veranlasst werden durch die Umfrage des Priesters, eines Princeps; ja, jedes Mitglied der Menge konnte zu ihrer Willensäußerung Anstoß geben. — 13, 1 *nihil ... nisi armati agunt*: 'nihil nicht zu betonen'. Wie aber soll man das anstellen? Tac. mag übertreiben; aber die Worte bedeuten einmal 'sie thun alles in Waffen'. — 14, 1 *cum ventum in aciem ... turpe ...* 'der Nebensatz hat ein Perfect, der Hauptsatz ein Präsens von allgemeiner Bedeutung' wäre besser weggeblieben. Mit der allgemeinen Bedeutung hat es seinen Haken, und das Perfect ist syntaktisch keine Neuigkeit, sondern der Regel gemäß. — 14, 8 *'pace et otio torpeat*: in (äußerem) Frieden und (innerer) Ruhe erstarrt'. Das ist unverständlich; aber auch eine rhetorische Häufung liegt nicht vor: *otium* ('Geschäftslosigkeit, Waffenruhe') ist Folge von *pax*. — 14, 12 *exigunt enim ...* Über die Bedeutung von *exigere* schweigt T. Aus der Einsetzung von *a* vor *principis* aber ergibt sich, dass er es, wie die übrigen Erklärer, im Sinne von *postulare* nimmt. Bei richtiger Auffassung aber von *exigunt* ist *a* geradezu unstatthaft. Denkt man an *evanescere*, *ferrum exigere* (Verg. Än. X, 682, 815; Ov. Met. IV, 734; V, 171 u. ö.), so wird es sich empfehlen, *exigunt frameam* in dem Sinne zu nehmen 'sie schwingen zum Stoße oder Wurfe die Framea; dann aber kann *exigunt equum* nur den Sinn haben 'sie tummeln das Ross hinaus (in den Krieg); vgl. *equum in hostem egit* Curt. VII, 4, 35, *cum equos adegissent* Suet. Galb. 19 und besonders Sil. VIII, 480 *quos a niveis exegit Luna metallis*. In diesem Falle aber ist *liberalitate* abl. causae (vgl. Nipp. Ann. III, 24). Diese Auffassung empfiehlt sich auch deshalb, weil der Anspruch auf Geschenke bei denen auffällt, für welche es eine Auszeichnung ist, im Gefolge zu dienen, die nur für den Ruhm des Herrn leben und in diesem Gedanken aufgehen. Nach der allgemeinen Erklärung sind die Gefolgsleute anspruchsvolle Bursche: sie fordern Pferd und Framea; denn *epulae et largi apparatus* gelten als Sold, ein weiteres Zeichen ihres anspruchsvollen Wesens; denn hiezu genügt *victus*. Ferner ist die Ausrüstung für einen Krieger ebenso notwendig, wie seine Verpflegung; daher sind *equus* und *framea* keine Geschenke im Sinne von Ehrengeschenken, sondern notwendige Attribute des Gefolgsmannes. Werden nun diese auf die Freigebigkeit des Gefolgherrn zurückgeführt, so muss dies umso mehr bei *victus* in der Gestalt von *epulae* und *largi apparatus* der Fall sein. So musste auch Tac. denken, weil es eben nicht anders möglich ist. Daher wird es gerathen sein, *nam*, wie schon Acidalius wollte, in *iam* zu ändern (vgl. Drak. zu Liv. IX, 17, 5). — 15, 7 *'mos est*, Angabe, wie die Häuptlinge trotz ihrer Unthätigkeit Familie und Gefolge ernähren'. Keineswegs: mit *necessitatibus subvenit* ist noch nicht gesagt, dass auf die angegebene Weise alles ge-

liefert wurde, was für Familie und Gefolge nöthig war; vgl. 14, 11 *magnum comitatum non nisi vi belloque tueare*. — 16, 12 *himi = hominibus hieme vexatis* ist abzulehnen. — 17, 1 'teguen bezeichnet hier ein Kleidungsstück gewöhnlicher Art' ist nichts-sagend. — 17, 10. *Saepius* wird von T., wie von anderen Erklärern, übergangen. Aus *teguen omnibus sagum* und *nec alius feminis quam viris habitus* ergibt sich *sagum* auch als Überwurf oder Mantel für die Frauen; da ferner *amictus* nur einen Überwurf (*toga, sagum, sagulum, pallium* usw.) bezeichnet, so besagen die Worte *nisi . . . velantur* 'nur dass die Frauen sich öfter (als mit dem *sagum*) mit einem Überwurfe aus Linnen umbüllen'. Diese Auffassung bestätigt die Stellung von *lineis*. — 17, 11 f. *partemque vestitus superioris in manicas non extendunt*. Hier folgt T. Heraeus. Man kommt aber mit dieser Erklärung, die schon wegen der falschen Auffassung von *amictus* (= *vestitus*) unhaltbar wird, nicht um einen Schritt weiter als bisher. Da die Correlation *que—que* für die Annalen bezeugt und mithin für die Germania nicht unmöglich ist, so interpungiere ich also: *nec alius feminis quam viris habitus, nisi quod feminae saepius lineis amictibus velantur. eosque purpura variant partemque vestitus superioris; in manicas non extendunt: nudaae . . .* Zu *in manicas non extendunt* vgl. 29, 6 *nec publicanus atterit*. — 18, 10 'invicem adversativ' (hinter *atque!*) hat schon Zernial zur 5. Auflage getadelt. — 18, 11 'arcana sacra: geheimnisvolle Weihe oder heilige Gebräuche'. Also was eigentlich? Ohne Zweifel weisen *hoc, haec, hos* nicht auf die Handlungen, sondern auf *munera* zurück; diese aber sind weder eine Weihe noch Gebräuche. Man darf mit mehr Recht an den Hochzeitskuchen bei den Römern sowie an das geschlachtete Schaf und dessen Fell, mit dem die Sitze verbunden wurden, denken und übersetzen 'die geheimnisvollen, heiligen Gegenstände'. — 18, 14 'auspiciis: Gebräuche'. Diese Bedeutung liegt dem Worte ferne. *Ipsis incipientis matrimonii auspiciis* besagt 'durch die Vorbedeutung der Handlungen selbst, unter denen die Eheschließung stattfindet'. — 19, 7 ist *enim* nicht anzutasten. Bis *ament* handelt es sich nur um die eheliche Treue und sonst um nichts. Erstlich wäre ein Übergang von der verheirateten Frau zu der unverheirateten und hierauf die Wiederaufnahme des Capitels von der Ehe eine Ungeschicklichkeit; dann beweisen die Worte *melius quidem adhuc eae civitates, in quibus tantum virgines nubunt* evident, dass *non forma, non aetate, non opibus maritum invenerit* von einer Frau gesagt sind, die schon verheiratet war; denn sonst wären jene Worte so unmotiviert, dass abermals eine Ungeschicklichkeit vorläge. Dagegen bedeutet der Einwurf nichts, dass dann *invenerit* nicht passe, weil die betreffende Frau schon einen Gatten habe und von *alterum* nichts dastehe. Die betreffende Frau ist von dem Augenblicke an, wo sie aus dem Hause getrieben ist, gattenlos. Wenn dann auch *alterum* nicht

dasteht, so musste es doch Tac., wie auch jedem Leser, vorschweben wegen *semel*, das bedeutet 'einmal und nicht ein zweitesmal'. — 20, 5 f. *'donec . . . virtus adgnoscat: bis die Tüchtigkeit die Feinde (als solche) anerkennen macht'*. Ebenso unmöglich, wie die Erklärungsversuche anderer. *Virtus* (Mannhaftigkeit) steht, wie ähnlich schon bei Cicero, für *vir* (Draeg. Synt. S. 3); vgl. c. 18 *quam civitas suffecturum probaverit*. — 21, 9 *apparatus* nicht 'mit Aufwand angerichtet', sondern in Verbindung mit *pro fortuna* 'dem Vermögen entsprechend angerichtet'. — 21, 14 *'et poscendi invicem eadem facilitas: andererseits ist man im Fordern ebenso freimüthig'*. *Facilitas* heißt nicht 'Freimuth', sondern 'Thunlichkeit', und der Sinn ist 'andererseits ist es ebenso thunlich, gestattet, mit der Sitte vereinbar (vgl. *moris*) zu fordern'. — 21, 16 liest man Longolius' bedenkliches *communis* für das überlieferte *comis*; aber der Kampf gegen die Überlieferung ist nicht gerechtfertigt. Wegen *inter hospites* ist *victus* sicher = *convictus* (vgl. conv. hospitum), und warum sollte ein Gedanke, wie 'der Verkehr zwischen Wirt und Gast ist von Freundlichkeit getragen' als Abschluss unpassend sein? Besagt Lachmanns *vinculum inter hospites comitas* etwas anderes? — 23, 6 *'haud minus facile: nicht weniger leicht, d. h. noch leichter'*. Ein weit verbreiteter Irrthum. *Haud minus* kann nie *magis* bedeuten, und T. hätte bei seinem Hinweisen auf 14, 16 (*nec tam facile*) weniger sorglos sein sollen. Die beliebte Bezugnahme auf c. 37 ist ein Missgriff. Tac. spricht dort thatsächlich von vielen Siegen, die allerdings noch immer zu keinem Abschlusse geführt hätten. Man wird die vielen Siege der Römer über die Germanen nicht leugnen wollen; dann aber ist alles in Ordnung, und bei einer künftigen Beurtheilung der Stelle wird man gut thun, nicht zu übersehen, dass Tac. nicht sagt *devincuntur* oder *subiguntur*, sondern *vincentur*. — 24, 7 *temeritate* nicht 'verwegene, tolle Lust', sondern 'blinde Leidenschaft'. Über *lucrandi perdendive* schweigt T.; ich sehe hier im Gegensatze zu anderen die Handlungen für die Handelnden gesetzt: *lucrandi perdendive* = *ludentium*. — 24, 10 *'iuvenior* zu ergänzen: als dass man erwarten sollte, dass er sich so etwas gefallen ließe'. Näher liegt 'als der andere, der Gegner'. — 25, 5 *'cetera* fordert hier die Ergänzung eines übergeordneten Begriffes, da ja von *domus officia* noch nicht die Rede war'. Es erfordert weder eine Ergänzung, noch ist es auffallend gebraucht. *Modus frumenti, pecoris, vestis* sind ebenso viele dem *dominus* oder dem Hause desselben entgegengebrachte Dienste (*officia*); alle übrigen Dienste, die dem Hause entgegenzubringen sind, besorgen usw. — 25, 6 *'opera: Zwangsarbeit'* ist unpassend: jede Sklavenarbeit ist Zwangsarbeit; 'Arbeitshaus' für *ergastulum* führt zu einer falschen Vorstellung: *ergastulum* war nur Detentionsort. — 26, 1 f. *faenus agitari et in usuras extendere ignotum; ideoque magis servatur quam si vetitum esset*. Dieser Stelle, für welche nach Baumstark nie eine

sichere Lösung zu erwarten wäre, steht auch T. rathlos gegenüber. Die Erklärung wenigstens *ideoque* (faenus non agitare) *magis servatur quam si vetitum esset* sc. faenus agitare ist längst gewürdigt und nicht ernst zu nehmen. *Faenus agitare* heißt 'Capital in Thätigkeit setzen', (*faenus*) *in usuras extendere* 'es anstrengen, damit es Zinsen trage'; das Ganze aber 'Zinsgeschäfte betreiben'. Für *extendere* vgl. man Liv. XXXIV, 4, 15 *supra vires se extendere* 'sich über das Vermögen anstrengen' und Verg. Än. VI, 806 *et dubitamus adhuc virtutem extendere factis*, wo die Berufung auf X, 468 unstatthaft und die Übersetzung 'den Ruhm der Tapferkeit zu steigern durch Thaten' falsch ist, weil *virtus* und *fama virtutis* verschiedene Dinge sind. *Factis* ist Dativ = *ad facta, in facta*. *Servatur* ferner ist nicht, wie man allgemein annimmt, = *observatur*, sondern *conservatur, custoditur* (vgl. Forc. s. v. *conseruo*) und unpersönlich; der Sinn aber ist 'und in Folge dessen wird mehr bewahrt, als wenn ein Verbot existierte', d. h. 'hierin liegt ein besserer Schutz, als in einem Verbote' (vgl. Ann. VI, 22 (16); Liv. VII, 42, 1). — 31, 1 *usurpatum* Apposition zu den als Subject auftretenden Infinitiven *submittere* und *exuere*. Trotz J. Müller (Beitr. II, 53 ff.) kann ich mich für die Voranstellung der Apposition nicht erwärmen (vgl. Großrau, Lat. Sprachl. S. 516) und schließe mich jenen an, welche *usurpatum* als Subject betrachten. — 35, 2 liest T. mit Heraeus *recedit* für überliefertes *redit*. Heraeus' Standpunkt aber war einseitig befangener. Tac. sagt: 'Bis hieher haben wir Germanien nach dem Westen hin kennen gelernt; nach Norden geht es über in einer sehr starken Ausbiegung'. Diese Bedeutung von *redire* ist bekannt; vgl. Val. Flacc. Arg. II, 16 *in nubem Ossa redit*. — 39, 11 *adicit auctoritatem* nicht 'es verleiht Ansehen', sondern 'fügt Ansehen hinzu (auget auctoritatem Pram.)'. Die besprochene *antiquitas* der Semnonen musste ein bestimmtes Maß von Ansehen mit sich bringen; ein anderes fügen noch hinzu ihre günstigen Verhältnisse. — 42, 4 *nec Varisti Quadive degenerant* 'da sie noch die angestammte *virtus* besitzen'. Da stünde *degeneraverunt*; das Wort bedeutet 'sie sind nicht anders geartet'. — 42, 5 *eaque Germaniae velut frons est, quatenus Danuvio peragitur*. Die Bemerkung 'sofern sie (*frons* 'die Vorderseite') durch die Donau ausgeführt d. h. gebildet wird' ist für mich unverständlich. — 43, 1 ist die Ergänzung von *agunt* *lique* nach *retro* abzulehnen. — 43, 3. Die Bemerkung zu *referunt* 'wiedergeben, d. h. ähnlich sein, sich erweisen als, enthält Ungereimtes. — 43, 4 ist in den Worten *Cotinos Gallica, Osos Pannonica lingua coarguit non esse Germanos* *coarguere* nicht ungewöhnlich mit dem Infinitiv, sondern in gewöhnlicher Weise mit dem Acc. c. Inf. verbunden (Madv. §. 395, A. 7). — 43, 6 *quo magis pudeat* (sc. *tributorum*): damit (weshalb) sie sich umso mehr schämen müssen (eine von der Natur, die das Eisen verlied, gleichsam beabsichtigte Wirkung). Auch das ist für mich unver-

ständig, und nebstbei ist die stillschweigende Verquickung des finalen und consecutiven Verhältnisses, wie sie in 'damit (weshalb)' vorliegt, unpassend. Finales *quo*, wofür auch andere eintreten, ist ganz ausgeschlossen, außer man muthet den Cotinern zu, sie hätten nicht zufrieden, Tribut zu zahlen, zur Erhöhung ihrer Schmach nach Eisen gegraben. *Quo* ist 'weshalb', d. h. rein consecutiv, wie so häufig in Verbindung mit *minus* (Cäs. b. G. IV, 22, 4; Tac. Ann. IV, 51), wofür hier *magis* folgt, und der Sinn ist 'dass sie infolge dessen noch mehr Scham überkommt'. *Ferrum effodiunt* ist natürlich im Sinne einer Leistung Abhängiger zu verstehen; nur so wird die Lage noch beschämender. — 44, 10 'quia erklärt *clausa*, während das folgende *enimvero* (und allerdings) auf *servo* zurückgeht'. Unmöglich kann nach Angabe der Gründe für die Waffenlosigkeit der Suiones im unmittelbaren Anschlusse daran eine Erklärung für das diesen Gründen vorhergehende, parathetische *et quidem servo* folgen. Tac. gibt vielmehr für den Verschluss der Waffen nicht zwei, sondern drei Gründe: 1. Die Sicherheit vor feindlichen Einfällen, 2. die Verhütung von Ausschreitungen mit denselben, die aber keineswegs gegen den König gerichtet zu sein brauchen, 3. das Interesse des Königs selbst. Der letzte Grund erscheint ihm als der wichtigste, und darum heißt *enimvero* nicht 'und allerdings', sondern 'vollends ja'. Das *regia utilitas = regibus utilitati* oder *utile*, unterliegt kaum einem Zweifel. *Praeponere* aber hat mit *servo* gar nichts zu schaffen. Der Slave hatte nur die *custodia armorum*; *praepone* aber besagt mehr: es involviert zugleich den Begriff der Macht oder des Rechtes zu verfügen, zu handeln, wie auch die Stellen bei Tac. lehren. Der Sinn der Worte *enimvero . . . est* ist mithin: 'vollends liegt es ja im Interesse der Könige, weder einen Adligen noch einen Freien, nicht einmal einen Freigelassenen über Waffen verfügen zu lassen'. — 45, 26 halte ich die Einschlebung von *sucino* nach *quae* für verfehlt. Die Stelle ist vollkommen in Ordnung, wenn man nicht übersieht, dass das Schwergewicht auf *ubi tura balsamaque sudantur* ruht, das auch zum übergeordneten Gliede zu denken ist: . . . *crediderim, ubi (ex)sudantur* (wenn auch nicht *tura balsamaque*, so doch *quaedam*). Nach *crediderim* setze ich mit Müllenhoff Semikolon. Ebenso halte ich es für verfehlt, 46, 5 vor *procerum* *ora* einzusetzen. Heraeus' sachliche Gründe sind nicht zwingend, und die nothwendige Ergänzung von *oris* zu *habitum* berührt unangenehm. Bedenkt man, dass B c *mistos*, b² *mistós* geben, dass ferner, mag man auch gegen *conubia miseri* an und für sich nichts einwenden, diese Verbindung doch Tac. fremd ist (vgl. H. IV, 65, Ann. XIII, 34), so ist es viel geräthener, mit Coler *mixti* zu schreiben und zu lesen . . . *agnunt: sordes omnium ac torpor procerum; conubiis mixti non nihil in Sarmatarum habitum foedantur* (weil sie sich aber durch Heiraten mit den Sarmaten gemischt haben, so weist ihr Äußeres manchen Zug

der Hässlichkeit jener auf'). Dass mit *sordes omnium ac torpor procerum* Erscheinungen bei den Germanen gemeint sind, zeigen die cc. 20 und 15. — 46, 13 *victui herba, vestitui pelles, cubile humus*. Die Bemerkung 'der Nom. bezeichnet das, was wirklich ist, der Dativ, wozu etwas dient', ist missglückt. Was heißt 'was wirklich ist'? Dass *cubile* wirklich ist? Soll man aber die Worte mit Rücksicht auf 'wozu etwas dient' in dem Sinne verstehen 'was etwas wirklich ist', so befindet man sich von nun an in der erfreulichen Lage zu wissen, dass *humus* an und für sich Lagerstätte ist, und es nicht erst wird, wenn man sich darauf legt. — 46, 14. Wenn T. *sola* für überliefertes *solae* liest, so fragt man, was der Plural *spes* verbrochen hat: jeder Pfeil ist doch Träger einer Hoffnung. — 46, 22 (*Fenni*) *rem difficillimam adsecuti sunt, ut illis ne voto quidem opus esset*. Im Gegensatze zur Vorsicht anderer Erklärer ist T. hier präziser und sagt: '*Illis*, statt des bei Zurückbeziehung auf das Subject des Hauptsatzes gewöhnlichen *iis*, weist mit Nachdruck auf jene glücklichen Völker des fernen Nordens hin'. Derselben irrigen Anschauung scheint auch Egelhaaf zu sein. Stünde *illis* für *iis*, so hätte man es mit einem Consecutivsatz zu thun, der *sit* erforderte; wegen *esset* aber liegt ein finaler Ergänzungssatz vor, und *illis* steht nicht für *iis*, sondern für *sibi*. Darauf hätte schon Baumstark (II, 334 f.) führen können, ohne dass man sich mit ihm zu einem aoristischen *adsecuti sunt* verirren musste.

In sprachlicher Beziehung wäre noch zu erinnern, dass *probare* (18, 7) in der Bedeutung 'prüfen' nicht poetisch ist, außer man begreift darunter alles, was nicht classisch ist; dass es 20, 7 für das trans. *festinare* genügte, auf Sallust zu verweisen, und der Zusatz '(Ing. 64)' zu einem Irrthume verleiten kann, da dies nicht die einzige Stelle bei Sallust ist; dass endlich das personale Passiv von *regnare* (25, 11) in Prosa nicht spätlateinisch ist; Plinius und Mela sind doch nicht Spätlateiner.

An Druckfehlern und Versehen ist mir Folgendes aufgefallen : c. 45, 25 *orientes st. orientis*; S. 42, Z. 38 *sisi st. sibi*, S. 52, Z. 1 29 st. 39, S. 54, Z. 20 7 st. 8, 12 st. 14, S. 55, Z. 25 *acceperunt st. acceperint*, S. 59, Z. 37 5 st. 6, S. 60, Z. 3 15 st. 16 f., S. 63, Z. 2 *lendizo, lendiz st. lengizo, lengiz*, S. 76, 24 *clausurunt st. clausurant*, S. 76, Z. 42 *Ἰνχομάχος*, wie bei Zernial, S. 79, Z. 10 *Brigentas st. Brigantas*. — Mangelhafte Citate sind S. 55, Z. 47 Ann. VI, 4; 30 st. VI, 4 (V, 9); VI, 30 (24). — Bei Citaten aus den Annalen und Historien ist die Zeilenangabe zu den Capiteln im allgemeinen vermieden; dass aber hier nicht durchwegs Consequenz herrscht, zeigen S. 38, Z. 21, S. 42, Z. 23, S. 49, Z. 15, S. 50, Z. 2, S. 59, Z. 46, S. 71, Z. 34, S. 72, Z. 14.

P. Vergili Maronis opera apparatus critico in artius contracto iterum recensuit Otto Ribbeck. Vol. I. Bucolica et Georgica. Lipsiae, B. G. Teubner 1894. VIII u. 208 SS.

Die neue Auflage der epochemachenden Vergilausgabe Ribbecks, deren erster Band hier vorliegt, bietet, wie schon der Titel anzeigt, den kritischen Apparat in etwas kürzerer Fassung. Diese vom Verleger gewünschte Kürzung wurde vom Herausgeber nach einem wohlgedachten Plane vorgenommen, dessen Grundzüge in der praefatio auseinandergesetzt sind. Weggelassen wurden die für die Textgestaltung unwesentlichen Lesarten und jene Angaben über Handschriftenfehler und über Orthographisches, welche mehr für die Entwicklungsgeschichte der Überlieferung und für die Charakteristik einzelner Codices von Bedeutung erschienen; es wird für derartiges nun auf den bekannten reichen Schatz der Prolegomena critica verwiesen. Dennoch ist die Ausdehnung des Apparates — die demselben vorangehenden testimonia sind überhaupt ungeschmälert geblieben und nur einer Revision unterzogen worden — noch immer eine ganz ansehnliche, da neben der trefflichen Übersicht der eigentlich bedeutsamen Varianten auch beachtenswerte Bemerkungen alter Commentatoren, dann für die Beurtheilung mancher Lesarten bezeichnende Parallel- oder Nachahmerstellen, hie und da auch erklärende Andeutungen des Herausgebers, endlich Hinweise auf das Nennenswerteste der neuesten Literatur Platz fanden. Zum handschriftlichen Materiale ist theilweise der von Kvičala verglichene¹⁾ Pragensis, hier durch π bezeichnet, hinzugekommen.

Wenn letzterer nach einem ebenfalls gut überlegten Plane vorzüglich da genannt wird, wo er eine in den Text aufgenommene oder für den Apparat erwähnenswerte, sonst aber nur sporadisch überlieferte Lesart bietet, wie z. B. Ecl. I, 12 das von Servius empfohlene *turbatur* mit b^2 , wozu übrigens indes das weitere Zeugnis des Innsbrucker Prachtcodex saec. XV. trat,²⁾ so könnte diese Methode, bisweilen wenigstens, noch etwas consequenter fortgeführt werden, ja an solchen Stellen vielleicht selbst mit Beachtung des gewiss nicht überschätzten jungen Oenipontanus (O). Ein paar derartige Kleinigkeiten, wobei die Zugaben zwischen Klammern gesetzt sind, wären z. B.: Georg. I, 461 *uehat* bc(O), *ueat* γ (π); II, 413 *rushi* b(π O); 476 *percussus* bc(π O);³⁾ III, 356 *cauri* c(π O); IV, 370 *saxosü* bc(π O); 482 *implexae* b(O).

¹⁾ Vgl. Vergil-Studien (Prag 1878), S. 210 ff., und des Ref. Besprechung in dieser Zeitschrift 1879, S. 255 ff.

²⁾ Vgl. über denselben und namentlich über Übereinstimmungen mit π die erste Mittheilung des Ref. in dieser Zeitschrift l. c., dann aber besonders M. Hechfellner im Progr. Innsbruck 1880, S. 46 ff.

³⁾ Auch der Humanist Cimbriacus hatte bei seiner Nachahmung diese, übrigens mit Recht nicht in den Text gesetzte Variante vor Augen; vgl. des Ref. Beitr. z. Gesch. d. Philologie I, S. 50.

amplexe (cπ); Ecl. IV, 33 *telluri infindere sulcos γbcχ* (πO). — Wenn hie und da für die Correcturen im cod. M die Schriftzeichen nicht ganz genau mit denen bei Hoffmann (der Codex Medicus des Vergilius, Berlin 1889) übereinstimmen, so wird der hochverdiente Forscher dafür seine Gründe gehabt haben, doch wäre eine kurze, allgemeine Bemerkung in der praefatio nicht unerwünscht gewesen.

Schließlich bei dieser Gelegenheit die Mittheilung, dass Ecl. I, 65 das von Schaper vermuthete und auch von R. unter diesem Namen im Apparate notierte *certe* (statt *cretae* respective *Cretae*¹⁾ in einem anderen Innsbrucker Codex saec. XIV—XV, über welchen nächstens noch ein paar kleine Beobachtungen folgen werden, sich findet (von zweiter Hand wurde mit blässerer Tinte aus *certe* dann *certe* gemacht). v. 33 der II. Ecl., welchen R. zugleich mit dem 32. als interpoliert ausschied, fehlt in O wirklich, was freilich, da der 32. im Texte steht, hier nur zufälligem Ausfalle zuzuschreiben sein wird.

Dass die wichtige Ausgabe in dieser Fassung bei dem nunmehr ermäßigten Preise auch von jungen Philologen und Gymnasialprofessoren leichter erworben werden kann, ist mit Freude zu begrüßen.

Anthologie aus den Elegikern der Römer. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Jacoby. II. Heft: Tibull. 2. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1894. 65 SS.

Auch dieses zweite Heft²⁾ zeugt von gewissenhafter Sorge des Herausgebers für die Verbesserung der neuen Auflage. Während auch da für den Lehrer der Anhang mit den wichtigsten Literaturnachweisen und kritischen Bemerkungen hinzukam, wurde in der Einleitung und in den Anmerkungen unter dem Texte für den Schüler Manches präciser gefasst oder richtiger gestellt; dabei ist auch in formeller Beziehung anzuerkennen, dass manche schwerfällige Perioden der früheren Ausgabe in kürzere, übersichtliche Sätze aufgelöst wurden. Der tibullische Text selbst ist bereichert durch die Aufnahme von I, 5, 1—46; II, 2; IV, 13. Zu Grunde gelegt wurde demselben in der Hauptsache die Ausgabe von Haupt-Vahlen 1885; in den nicht zahlreichen Abweichungen hat sich der Herausgeber meist an Hiller angeschlossen. Von Beiden entfernt er sich an folgenden Stellen: I, 3, 14 *respiceret-que* (O);³⁾ I, 7, 8 *nitidis* (O); I, 7, 11 *Garonna* (Fris.); II, 5,

¹⁾ Ref. möchte bezüglich dieses schon von Servius erwähnten Zweifels die letztere Schreibung vorziehen, wie jüngst wieder Thilo und Klouček. Güthling hat sich in der Aufnahme des matten *certe* an Schaper angeschlossen.

²⁾ Vgl. die Besprechung des ersten in dieser Zeitschrift 1894, S. 500 f.

³⁾ Ich folge den Bährens'schen Siglen.

4 *mea* (Lachmann) im engeren Anschlusse an O (*meas*). Man erkennt darin das Bestreben, der besseren Überlieferung möglichst treu zu bleiben; an der zweiten Stelle scheint jedoch in dieser Richtung wohl des Guten zu viel gethan. Denn abgesehen von der bei den hiesigen Verhältnissen paläographisch nicht schwer erklärlichen Verwechslung zwischen *nitidis* und *niueis* kommt für letzteres der constante Sprachgebrauch in Partien, wo bei Dichtern jener Zeit von Pferden des Triumphwagens die Rede ist, in Betracht (vgl. des Verf.s Buch „Ovid u. s. V.“ I, 106). Die vom Herausgeber im Anhang S. 61 für *nitidis* angeführten Stellen betreffen eben nicht diese engere Sphäre; sie ähneln sogar zum Theile jenen, von denen Forbiger zu Verg. Aen. III, 20 bemerkt, dass *nitidus* und *nitens* öfter einem *pinguis* nahe kommen (vgl. auch Schmidt, Handbuch der lateinischen und griechischen Synonymik S. 187). Auch der übrigens in der Anmerkung unter dem Texte richtig erwähnte Sprachgebrauch der Prosa, welcher die Triumphpferde präcis als *albi* bezeichnet, kann nur die Lesart *niueis* bestätigen.

Innsbruck.

Anton Zingerle.

Dr. Karl Ganzenmüller, Beiträge zur Ciris. Leipzig, Teubner 1894. (Besonderer Abdruck aus dem 20. Supplementbande der Jahrbücher für classische Philologie.)

Mit einem seltenen Aufwande von Fleiß und Sammelleist liefert der Verf. den Beweis, dass der Dichter der Ciris sämtliche Werke Ovids gekannt und nachgeahmt habe. Wenn auch schon Zingerle (Kleine philologische Abhandlungen III, S. 23—31) zuerst auf dieses Verhältnis aufmerksam gemacht hat, so bleibt es doch Ganzenmüllers unbestreitbares Verdienst, durch seine großartigen Sammlungen dies unumstößlich dargethan zu haben. Auch in metrischer Hinsicht hindert uns nach dem Verf. nichts, die Entstehung des Gedichtes nach Ovid anzusetzen. Er schlägt hierin nicht den von Drobisch zuerst betretenen Weg ein, sondern geht viel bedächtiger zuwerke. Wenn er S. 635 Lederers einschlägige Arbeiten nicht billigt, so gieng ihm schon Ref. in dieser Zeitschrift 1891, S. 382 f. voran. Der Dichter, von dem der Verf. mit Recht keine gute Meinung hat, ahmte im Versbau auch die älteren Dichter Catull und Lucrez nach, was besonders aus der Vorliebe für die Spondaici hervorgeht (vgl. S. 637). G. vermuthet, dass die Ciris dem M. Valerius Messalla überreicht wurde, als er im Jahre 20 das Consulat bekleidete.

Die Arbeit ist mit großer Umsicht verfasst und die einzelnen Behauptungen sind mit großer Vorsicht aufgestellt worden. Noch etwas soll erwähnt werden. Der Verf. hat nach S. 553 eine Vorliebe für dieses Gedicht bereits auf der Universität gefasst, als

es unter Schwabes Leitung im Seminar erklärt wurde. Während seiner Thätigkeit als Gymnasiallehrer fiel ihm bei der Lectüre Ovids in der Schule die große Ähnlichkeit auf, die zwischen dessen Gedichten und der *Ciris* obwaltet. Er machte sich nun an die nähere Untersuchung unterstützt von einer sehr schlechten Gymnasialbibliothek, denn die S. 559 angeführten Ausgaben besitzen ein sehr hohes Alter, das sie für die Gegenwart unbrauchbar macht. Wenn dennoch eine treffliche Arbeit zustande kam, so erhellt wohl daraus, dass ein Gymnasiallehrer überall wissenschaftlich thätig sein kann, und dass die philologischen Seminarien unvergleichlich nützlicher sind, als Flachköpfe aller Art täglich in die Welt hinauszuposaunen. Möchte G.s Beispiel recht viele Nachfolger finden! Das Niveau der in den Programmen veröffentlichten Abhandlungen würde sich dann bedeutend heben.

Arnoldus Genthe, De Lucani codice Erlangensi. Diss. inaug. Jenae 1894. 63 SS.

Als Ref. im Jahre 1893 in dieser Zeitschrift die von Hosius besorgte Lucanausgabe besprach, da stimmte er zwar dem Herausgeber in der Wertschätzung der sogenannten Paulinischen Recension bei, stellte aber in Abrede, dass die drei Hauptvertreter dieser Classe M B C unvermittelt aus dem Archetypus abgeleitet seien. Er behauptete vielmehr, dass die drei Handschriften nur durch Mittelglieder mit diesem verbunden seien. Hosius wurde, wie er dem Ref. brieflich mittheilte, nicht überzeugt. Nun collationierte Genthe, der Sohn des bekannten Sophokleskenners, den Codex Erlangensis Nr. 304 s. X, der bereits seinem Vater bekannt war, noch einmal und kam zu einem für den Ref. höchst erfreulichen Resultate. Der Erlangensis ist ein solches Mittelglied zwischen dem Montepessulanus M und dem Bernensis B und steht M viel näher als B. So erwies sich des Ref. Meinung als vollständig gerechtfertigt, und er ist mit dem S. 28 aufgestellten Stemma ganz einverstanden. Gern gibt er dem Verf. Recht, wenn er S. 27 eine engere Verwandtschaft zwischen G und B als zwischen U und B constatiert.

Die Arbeit zerfällt in zwei Theile. Während der zweite S. 30—63 eine mit peinlichster Genauigkeit ausgeführte Collation des Erlangensis bringt, enthält der erste die Beweise für die früher angeführten Behauptungen. Die Arbeit verräth eine treffliche Schulung, was nicht minder aus dem packenden, aber dennoch immer kühlen Raisonement als aus der wirklich übersichtlichen und tadellosen Beschreibung der Handschrift erhellt. Die Latinität ist schlicht und fehlerlos. Wenn Genthe auf diesem Wege fortfährt, so wird er dem Namen seines unvergesslichen Vaters alle Ehre machen.

Dr. Karl Peters, Schulwörterbuch zu Ovids sämmtlichen Dichtungen. Gotha, Perthes 1894. 8°, VI u. 226 SS.

Der Verf. ist offenbar ein erfahrener Schulmann. Das zeigt sich auf jeder Seite seines Wörterbuches, und das treffliche Vorwort, das an guten pädagogischen Winken sehr reich ist, bestätigt es. Zunächst sei bemerkt, dass alle Stellenangaben fehlen, und so kann das Buch nicht zu einer Eselsbrücke werden. Auf ein gutes Deutsch wurde viel Sorgfalt verwendet. Realien und deren Erklärung wurden nur dort aufgenommen, wo es zum Verständnisse einer Stelle unbedingt nöthig war, da Peters jede weitere Auseinandersetzung und Zusammenfassung dem Lehrer in der Schule überlassen will, dem das vorliegende Wörterbuch keineswegs vorgehen soll. Wenn es S. IV heißt: 'Im Gebrauche des Plurals für den Singular besondere Absichten des Dichters zu erkennen, bin ich nicht imstande. . . Ich bin der Meinung, dass wenigstens bei Ovid die Verwendung des Plurals für den Singular lediglich aus metrischen Gründen erfolgt', so wäre, da diese Ansicht richtig ist, die Beigabe einer metrischen Tabelle nach Polles Muster sehr erwünscht gewesen. Berücksichtigt sind alle Stücke, die sich in irgend einer Auswahl angeführt fanden; die Tristien sind vollständig verwertet. S. 225 sind alle diese Stellen verzeichnet. Das Buch ist deshalb auch in Österreich sehr gut brauchbar, und es ist ihm die weiteste Verbreitung zu wünschen. Die Quantitätszeichen könnten wenigstens für österreichische Schüler reichlicher sein. Papier und Druck sind gut.

Dr. Max Herrmann, Albrecht von Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus. Berlin, Weidmann 1893. gr. 8°, VIII u. 473 SS. Preis 10 Mk.

Die Anfänge des deutschen Humanismus waren bisher fast ganz unerforscht, denn was auf diesem Gebiete geschehen ist, kann keineswegs als abschließende Arbeit bezeichnet werden. Für Franken will nun Herrmann in diesem Buche eine erschöpfende Darstellung bieten und gleichzeitig den Beweis führen, dass nicht Niklas von Wyle, sondern Albrecht von Eyb der erste deutsche Humanist sei. Doch haben wir es nicht mit einer trockenen Zusammenstellung gelehrter Daten, sondern mit einem lebensvollen und künstlerisch abgeschlossenen Bilde zu thun, in dem alle damals thätigen Factoren in die richtige Beleuchtung gerückt werden. Die Sprache ist gefeilt, der Stil fließend, wie wir es in gelehrten Werken deutscher Zunge nicht zu finden gewöhnt sind. Dabei zeigt der Verf. eine auf allen Gebieten historisch-philologischer Forschung gleich tiefe und gleich überraschende Gelehrsamkeit. Es gibt kein Specialfach, für das nicht aus diesem Buche einiges abfele.

Wir lernen zunächst das Stammschloss der Eybs, Sommersdorf, kennen, das zwei Stunden von Ansbach entfernt liegt, wo unser Albrecht 1420 geboren wurde. Da er bald seinen Vater verlor, so übernahm die Leitung der Familie der als deutscher Chronist (Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen I³ S. 161—163) wohl bekannte ältere Bruder Ludwig, ein treuer Diener der Hohenzollern. Wir begleiten nun den künftigen Gelehrten auf die Schule zu Rothenburg, deren Zustände ausführlich dargestellt werden, hierauf auf die italienischen Hochschulen zu Pavia, Bologna und Padua. Bei dieser Gelegenheit verräth der Verf. eine gründliche Kenntniss der italienischen Universitätsverhältnisse jener Zeit und widmet jenen Studierenden, die aus Deutschland stammen, eine besondere Aufmerksamkeit. Obwohl Eyb juristische Studien im Auslande betrieb, so befasste er sich doch sehr viel mit den humanistischen Bestrebungen jener Tage. Als er vom October 1452 an den vollen Genuss eines *Canonicats* in Bamberg zu erwarten hatte, brach er in die Heimat auf und nahm nur den *Valerius Maximus*, das *Citatenbuch*, das er sich angelegt hatte, und einige kleine lateinische Arbeiten mit.

Die ersten Arbeiten des Bamberger Domherrn sind neben einer Abendmahlspredigt und einer Lobrede auf Bamberg, die wohl nach Brunis Muster angelegt ist, noch ein *Tractatus de speciositate Barbarae puellulae*, der Bekanntschaft mit *Piccolominis Euryalus* und *Lucretia* verräth, und eine *Appellatio mulierum Bambergensium*. Die beiden letzten Werke sollten die Bamberger Collegen darauf aufmerksam machen, in welcher Weise es der Humanismus verstehe, heikle Themen in glatter Form zu behandeln. An die Existenz einer Barbara vermag Ref. gleich dem Recensenten des Literarischen Centralblattes (1894, Nr. 21, Sp. 763) nicht zu glauben, auch er hält diese Arbeit für eine bloße Stilübung.

Doch wir finden unseren Humanisten schon im folgenden Jahre wieder in Bologna, wo er am 6. Januar zum Prokurator der deutschen Studenten erwählt wurde. Es folgt nun eine ausführliche Schilderung der juristischen und humanistischen Studien Eybs und seiner Genossen. Seine Bibliothek wird genau beschrieben; sie enthielt nicht nur den ersten *Plautuscodex*, der nach Deutschland kam und nur die *Menaechmi*, die *Bacchides* und den *Poenulus* umfasste, sondern auch zahlreiche Excerpte aus Schriften der Humanisten. Am meisten dürften sich Philologen dafür interessieren, wie damals zu Pavia von *Balthasar Rasinus* (S. 162 ff.) *Plautus* erklärt wurde. Endlich wurde Eyb hier im Jahre 1459 am 7. Februar zum *Doctor* beider Rechte promoviert, bei welcher Gelegenheit uns Herrmann ausführlich die Art der Prüfung und Promotion erzählt. In demselben Jahre wurde er von *Pius II.* zu seinem *Cubicularius* ernannt.

Hierauf bekommen wir einen Einblick in das erste umfassende Hilfsbuch der humanistischen Rhetorik in Deutschland, in *Albrechts*

von Eyb Margarita poetica, dem auch die unter dem Namen des Aëneas Sylvius gehenden Praecepta artis rhetoricae nach des Ref. Meinung mit Fug und Recht zugeschrieben werden. Das Verhältnis dieser Schriften zu ihren Vorgängern, besonders zur Rhetorik des Gasparinus Barzizius wird gründlich erörtert. Bei dieser Untersuchung verspricht uns auch Herrmann (S. 175, A. 1) eine Geschichte der Beredsamkeit im Mittelalter. Er wird sich durch Erfüllung seines Versprechens unbedingt um die deutsche Wissenschaft ein hohes Verdienst erwerben.

Als Doctor Juris entfaltet nun Eyb, der auch in Eichstätt ein Canonicat besaß, 1460—1470 eine äußerst emsige politische Thätigkeit im Dienste der Hohenzollern. Als er sich 1462 um die Stelle eines Archidiacons zu Würzburg bewirbt, macht er eine sehr unangenehme Bekanntschaft mit dem gewalthätigen Würzburger Bischofe. Überhaupt lernen wir aus diesen Capiteln unendlich viel für die Culturgeschichte jener Zeit. Der Abschnitt über Albrechts juristische Thätigkeit (S. 258—265) zeigt H. als gründlichen Kenner auch auf diesem Gebiete, so dass selbst ein anerkannter Specialist, Prof. Freiherr von Schwind, dem Ref. gegenüber die vollkommenste Übereinstimmung offen zu erkennen gab.

Es ist bekannt, dass die Frauenfrage in der Renaissancezeit eine große Rolle spielte. Deshalb kann man sich nicht wundern, wenn ihr auch der deutsche Humanist seine Aufmerksamkeit zuwandte. Dies geschah zunächst in drei kleineren lateinischen Abhandlungen, die folgende Aufschriften führen: Clarissimarum feminarum laudatio, Invectiva in lenam, An viro sapienti uxor sit ducenda. Der Verf. untersucht zwar deren Verhältnis zu den Schriften Wyles, unterlässt aber nachzusehen, inwiefern auch Pontanos Arbeiten auf sie eingewirkt haben. (Vgl. E. Gothein, Zur Culturentwicklung Süditaliens. Breslau 1880.) Hieher gehören auch dessen deutsche Novellen Guiscardus und Sigismunda, Marina, Albanus und der in dialogischer Form gehaltene Streit über den Adel; alle vier Nummern stammen aus der italienischen Literatur. Aber die von Strauch zuerst veröffentlichte und Eyb zugeschriebene Novelle Griseldis oder besser Grisardis (Zeitschr. f. deutsches Alterthum XXIX, S. 373—427) wird ihm S. 301 ff. mit Recht abgesprochen. Doch das waren nur lauter Vorarbeiten zu dem am 1. Januar 1472 der Stadt Nürnberg gewidmeten Ehebüchlein 'Ob einem manne sey zu nemen ein eelichs weyb oder nicht'. Nachdem H. kurz Eybs Verbindung mit dem Rathe von Nürnberg besprochen hat, sucht er die epochemachende Stellung dieser Schrift in der deutschen Literatur zu fixieren. Deshalb werden uns zunächst die Ansichten vorgeführt, denen wir über die Ehe bei den Griechen und Römern und dann im Mittelalter begegnen. Hier muss Ref. dem Verf. am meisten widersprechen, obwohl sich dieser hier vielfach in ausgetretenen Geleisen bewegt. Die classische Literatur enthält allerdings nicht viele Stellen, die unumwunden die Bedeutung der Liebe in der

Ehe betonen. Sollen wir nun wirklich mit H. S. 316 annehmen, dass man sich nur verhehelichte der Kindererzeugung wegen? Sprechen nicht schon jene herrlichen Worte dagegen, die Homer Andromache an Hektor richten lässt? Ist nicht Odysseus' große Sehnsucht nach seiner Gattin ein Beweis dagegen? Freilich dürfen wir diesen Ehegatten nicht mit unserer Auffassung von ehelicher Treue auf seiner Reise verfolgen. Ebenso lehrreich sind ja auch die Vorwürfe, die Elektra bei Sophokles gegen ihre Mutter erhebt. Laut vernehmlich protestiert aber dagegen die Regina elegiarum des Properz. Und schließlich darf man wohl auch fragen, ob bei einer solchen Auffassung der Ehe überhaupt die lyrische und elegische Dichtung der Griechen und Römer hätte entstehen können.¹⁾ Ebenso unrichtig ist die Behauptung (S. 319 ff.), dass der Ehe im Mittelalter keine hohen sittlichen Aufgaben zugeschrieben wurden, dass im canonischen Rechte und bei den Dogmatikern Petrus Lombardus und Thomas von Aquino von der ethischen Aufgabe, von der Liebe jede Spur fehle. Die Kirche lehrte eben nicht, dass die Ehe mit der Liebe nichts zu schaffen habe (S. 321) und die Ehe nur ein geduldeter Zustand sei. Naturgemäß ist das canonische Recht nicht der Ort, wo von Liebe viel geredet werden kann. Und doch lesen wir im Decretum Grat. c. 4. Dist. XXX, C. III: Si quis propter Deum virginitatem professus in coniugio positus per arrogantiam vituperaverit, anathema sit, und l. l. c. 5 Si quis virginitatem vel continentiam professus tamquam abominabiles nuptias indicat et non propter hoc solum, quod continentiae et virginitatis bonum sanctum propositum est, anathema sit. Und Thomas äußert sich in unzweideutiger Weise in der Quaestio XLIX De bonis matrimonii. s. 3. Articulus II. : 1. Videtur, quod insufficienter bona matrimonii assignentur a magistro sententiarum 4, dist. 31, scilicet *fides, proles et sacramentum*, quia matrimonium non solum fit in hominibus ad prolem procreandam et nutriendam, sed etiam ad consortium communis vitae propter operum communicationem, ut dicitur in 8 Ethic., cap. 12 vers. fin. Ergo sicut ponitur proles bonum matrimonii, ita deberet poni communicatio operum. Hier ist doch der Ehe eine höhere sittliche Aufgabe zugesprochen. Gleich die folgenden Worte betonen scharf den Wert der Liebe: l. l. c. 2. Praeterea coniunctio Christi ad ecclesiam, quam matrimonium significat, perficitur per charitatem. Ergo inter bona matrimonii magis debet poni *charitas* quam *fides*. Vielleicht ist es nun nicht zu kühn, wenn wir in Decret. Grat. C. XXVII. qu. 2. c. 1. in dem bekannten Satze: *Matrimonium quidem non facit coitus sed voluntas* das letzte Wort mit *charitas* interpretieren. Unter solchen Umständen werden also die Worte (S. 321): „Die Ehe bleibt (bei Thomas) etwas

¹⁾ Am meisten sind folgende Schriften Plutarchs heranzuziehen: *Γαυτὰ παροργήματα, Ἑρωτικὸς, Περὶ φιλαδέλφειας* (vgl. R. Volkmann, *Leben u. Philosophie d. Pl.* Berlin 1872).

notgedrungen Erlaubtes, halb und halb Erwünschtes; mit der Liebe, mit höheren sittlichen Pflichten hat sie wenig oder nichts zu schaffen“ nicht mehr zu Recht bestehen können. Schließlich reicht ja auch die katholische Trauungsformel, in der die ethischen Aufgaben der Ehe scharf betont werden, in ihrem Wesen weit hinter das Tridentinum zurück; stimmt sie doch mit der protest. überein.

Richtig ist der Vergleich des Ehebüchleins mit anderen entsprechenden Schriften italienischer Humanisten, unter denen des Franciscus Barbarus Buch 'De re uxoria', das 1415 erschien, die erste Stelle einnimmt. Leider entgieng dem Verf. die wichtige einschlägige Untersuchung von V. A. Arullani, *La donna nella letteratura del cinquecento*. Torino 1890 (vgl. diese Zeitschr. 1892, S. 609—615). Dass auch die Byzantiner in dieser Frage auf die italienischen Humanisten einen mächtigen Einfluss ausübten, suchte Ref. in seinem auf der Wiener Philologenversammlung gehaltenen Vortrage 'Über den Einfluss der byzantinischen Literatur auf die älteren Humanisten Italiens' S. 292 anzudeuten.

Die Analyse des Buches muss geradezu musterhaft genannt werden. Das Gleiche gilt von der Behandlung des 'Spiegels der Sitten', der im allgemeinen noch auf dem Standpunkte des Mittelalters steht, obgleich er erst im Mai 1474 vollendet wurde, und von der Behandlung der Dramenübertragungen. Aus diesen beiden Capiteln und dem über das Ehebüchlein wird selbstverständlich die Germanistik den größten Nutzen ziehen. Im letzten und zehnten Abschnitte lernen wir auch Eybs Beziehungen zur bildenden Kunst kennen und bedauern es mit dem Verf., dass er schon am 24. Juli 1475 gestorben ist. H. wird wohl auf keinen Widerspruch stoßen, wenn er uns S. 419 ff. zu erklären sucht, warum die Nachwelt Eyb so bald vergessen hat.

Die vorhergehenden Bemerkungen vermögen nur eine schwache Vorstellung von dem zu erwecken, was in dem Buche, an dem durch sieben Jahre gearbeitet wurde, alles enthalten ist. Es ist unstrittig die bedeutendste Specialuntersuchung, die wir über einen deutschen Humanisten besitzen; ja, Ref. steht nicht an, dieses Buch für die wissenschaftlich und künstlerisch vollendetste Leistung zu halten, die bei uns über die Renaissance in der Heimat besteht. Für vollberechtigt halten wir aber auch den Dank, den der Verf. S. VII der königl. Bibliothek in Berlin abstattet. Denn es ist sehr fraglich, ob dieses Buch in manch anderer Stadt, die eine Universitätsbibliothek besitzt, hätte trotz des größten Fleißes und der größten Gelehrsamkeit des Autors geschrieben werden können. Ref. erinnert an die Vorschriften österreichischer Universitätsbibliotheken, die nicht mehr als drei Werke auf einmal entleihen, die aber nicht einmal dem 18. Jahrhunderte angehören dürfen.

Oberhollabrunn.

Dr. Karl Wotke.

Karl Schenkl, Griechisches Elementarbuch. 16. verb. Aufl., im Anschlusse an die 22. von W. v. Hartel besorgte Aufl. der Curtius'schen Grammatik ausgeführt von Heinrich Schenkl. Wien u. Prag 1895. 254 SS.

Von diesem rühmlichst bekannten Elementarbuche ist meines Wissens zuletzt die 13. Auflage von Scheindler in dieser Zeitschrift 1888 (89), S. 332 ff. einer Besprechung unterzogen worden, in welcher mit Recht hervorgehoben war, dass sich dasselbe insbesondere durch seine Gracität auszeichne. Weiter hatte Sch. besonders die methodischen Verbesserungen und Fortschritte betont, wobei ausführlich der Umstand beleuchtet wurde, dass die Zahl der Vocabeln in dieser Auflage beträchtlich verringert und das Buch dadurch seinem Zwecke bedeutend entsprechender geworden sei. Mit der 15. Auflage, von der sich die vorliegende 16. nur in sehr geringem Maße unterscheidet, hat das Buch eine andere Gestalt angenommen, indem dasselbe, wie dies auch mit der 8. Auflage des „Übungsbuches“ geschehen war, in zwei gesonderte Theile, nämlich 1. „Übungsstücke“ und 2. „Erklärende Anmerkungen und Wörterverzeichnisse“ zerlegt wurde, ein Verfahren, durch welches einem nach der Meinung des Ref. berechtigten Wunsche der praktischen Pädagogik Rechnung getragen und die Brauchbarkeit des Buches nicht unwesentlich erhöht wurde. Diese Löslösung des eigentlichen Übungsstoffes von dem erklärenden Beiwerke, das jetzt dem Schüler nicht mehr als Faulenzer beim Examen, sondern nur als dankenswerte Unterstützung bei der häuslichen Präparation und Wiederholung dienen kann, ist ebenso berechtigt, wie die Trennung des Textes und erläuternden Commentars der Schulschriftsteller, die ja gegenwärtig allseitig als wünschenswert anerkannt ist. Der eigentliche Inhalt des Elementarbuches, dessen methodischer Lehrgang, so viel ich sehen kann, im wesentlichen beibehalten worden ist, hat, abgesehen von Kürzungen und Auslassungen einzelner Sätze im Vergleiche zu den unmittelbar vorausgehenden Auflagen kaum erhebliche Veränderungen erfahren. Übungs- und Lesestücke sind 282 (S. 1—82), davon zusammenhängende 21, 39, 40, 51, 52, 65, 66, 67, 68 (deutsch), 89—92, 93 (deutsch), 122, 123, 136, 137, 150—153, 154 (deutsch), 169, 170, 187—191, 210, 211, 212 (deutsch), 245, 246, 253—256, 257 (deutsch), 278—282. Es folgt ein poetischer Anhang mit I. *Ἐπιγράμματα* und zwar A) *Ἐπιτύμβια*, B) *Προτροπικά*; II. *Ἰαμβοί* und zwar A) *Τραγικοί*, B) *Κωμικοί* und III. *Βαβρόιον μῦθοι* (2), denen sich 22 Stücke mit Sätzen zur Einübung der Syntax anschließen (S. 88—107). Der zweite Theil enthält „Vocabular und Anmerkungen zu den griechischen und deutschen, für die Einübung der Formenlehre bestimmten Stücken“ (S. 111—144), denen in zweckentsprechender Weise eine „Erklärung der angewendeten Zeichen“ vorausgeschickt ist, ferner die „Anmerkungen zu den für die Einübung der Syntax bestimmten

Sätzen“ (S. 144—146), ein griechisch-deutsches (S. 147—201), ein deutsch-griechisches (S. 202—238) und endlich ein etymologisches Wörterverzeichnis (S. 239—254). Das letzte, in welchem zwar auch naheliegende und in der Hauptsache auch sichere Etymologien durch Hinzuziehung namentlich der lateinischen Sprache geboten werden, verfolgt hauptsächlich den Zweck, dem Schüler die etymologische Zusammengehörigkeit der in seinen geistigen Besitz übergegangenen griechischen Vocabeln vor Augen zu führen und dadurch die Sicherheit seines Wissens zu erhöhen. Nebenbei bemerke ich, dass ath. $\kappa\acute{\alpha}\lambda\acute{o}\varsigma$ (s. S. 245) nicht aus $*\kappa\alpha\lambda\iota\acute{o}\varsigma$, sondern nur aus $*\kappa\alpha\lambda\acute{\epsilon}\acute{o}\varsigma$ hervorgegangen sein kann.

Die jetzt vorliegende 16. Auflage unterscheidet sich von der 15. nur durch einige wenige äußerliche Änderungen technischer Art; genauere Präcisierung der Überschriften findet sich in den Stücken 43—46, 55 und 56, 57 und 58, 69—74, 85, 110, 112, 140, 146. Das „Verzeichnis der Sätze in dem für die Einübung der Formenlehre bestimmten Theile, welche zur Einübung der Syntax dienen können“, folgte in der 15. Auflage auf die „Anmerkungen zu den für die Einübung der Syntax bestimmten Sätzen“ (S. 144—147). Jetzt sind Verweisungen auf diese Sätze in recht zweckentsprechender Weise den einzelnen zur Einübung der Syntax bestimmten Stücken vorangestellt und können so in unmittelbarer und übersichtlicher Weise benützt werden. Eine dankenswerte Zugabe ist die lateinische Übersetzung von Nr. 7 und 30 des poetischen Anhangs aus Cicero Tusc. disp. I 42 und Martialis Epigr. IX 29. Die einzelnen Übungssätze sind, so viel ich sehen konnte, mit ganz geringen Ausnahmen in größtentheils unveränderter Form beibehalten worden, und es kann daher diese 16. Auflage ohne jeglichen Anstand neben der 15. verwendet werden.

Innsbruck.

Fr. Stolz.

Geschichte der griechischen Plastik von M. Collignon, übersetzt von E. Thraemer. I, 1. Straßburg, K. J. Trübner 1895. 4^o, 120 SS. Preis 4 Mk.

Die bekannten Vorzüge des Collignon'schen Werkes, übersichtliche Zusammenfassung des Materials, geschickte Auswahl des zu Bietenden und flüssige Darstellung, kommen in dieser Übertragung wohl zur Geltung. Die Arbeit ist als eine dankenswerte zu bezeichnen, umsomehr, als sich der Herausgeber nicht auf die Verdeutschung des Textes beschränkte, sondern bestrebt war, das Werk durch ziemlich zahlreiche eigene Anmerkungen im Sinne des neuesten Standes der Forschung zu ergänzen. Die Abbildungen sind meist gerechten Ansprüchen gemäß; schade, dass sich auch in diesem Buche wieder zwischen die reinlichen Bildrucke die verwischten Holzschnitte aus Schliemanns „Mykenä“ drängen. Aus diesen sticht die vergrößerte Wiedergabe des großen mykenischen Gold-

ringes (Fig. 23) besonders unschön hervor. Man möchte fragen, weshalb an Stelle dieses in jeder Hinsicht unzureichenden Reproductionsversuches nicht die vortreffliche Zeichnung Gilliérons gewählt wurde, die zuerst von Studniczka (Beitr. zur Gesch. der altgriech. Tracht, S. 32, Fig. 8) veröffentlicht, dann aber auch von Schuchardt und sonst benützt ist. Kaum besser steht es mit der Abbildung des berühmten silbernen Kuhkopfes aus dem vierten Schachtgrabe (Fig. 10). Diesem Stücke gebürt nach der Ansicht des Verf.s „der Ehrenplatz unter den mykenischen Funden“. Dann hätte es wohl eine ordentliche Zeichnung verdient. Zwar ist der Gesamteindruck im ganzen getroffen, auch die Oxydationsflecken und Sprünge des Metalls sind angegeben; aber wo blieben die feinen Spiralverzerrungen um die Schnauze des Thieres? Sollte man glauben, dass dieses so charakteristische Ornament noch von keinem einzigen Herausgeber bemerkt wurde? Gleichwohl zeigt es jede erträgliche Photographie.

Der Inhalt des Werkes braucht hier wohl nicht weiter angegeben zu werden. Es holt sehr weit aus, bis es zu seinem eigentlichen Thema kommt. Fast das ganze vorliegende Heft ist den „Anfängen der Kunst“, dem vorhellenischen Decorationswesen gewidmet. Über die Nothwendigkeit solchen Umweges mag sich streiten lassen; Ref. meint mit dem Verf., dass er gerechtfertigt sei.

Allerdings müsste Ref. viele der in dieser „Einführung“ vorgebrachten Ansichten von seinem abweichenden Standpunkte aus bestreiten, wenn er es nicht für unthunlich hielte, einem Buche polemisch entgegenzutreten, das ja seiner ganzen Anlage nach nicht neue Gesichtspunkte eröffnen, sondern bloß den derzeitigen Stand der Erkenntnis darlegen will. Am Platze wäre hier also nur, was als Nachtrag — auch zu den Nachträgen des Herausgebers — gelten kann. Davon werde wenigstens einiges geboten.

Es darf wohl als befremdlich bezeichnet werden, dass unter den mykenischen Denkmälern zwar die eingelegten Dolchklingen, nicht aber die Bruchstücke des berühmten Silberbechers aus dem vierten Grabe, mit der Scene der Stadtbelagerung, platzgefunden haben. Wenn schon nicht eine Abbildung — obwohl diese sehr gut und leicht zu haben gewesen wäre —, hätte dem Becher doch eine eingehendere Besprechung gebürt. Er gehört als ein Gipfel des mykenischen Kunstvermögens unbedingt neben die Klingen, den silbernen Kuhkopf und die Goldbecher von Vaphio. Dieses bisher einzige Werk einer perspectivischen Darstellung aus jener Epoche sollte in einer Geschichte der griechischen Plastik nicht gänzlich fehlen, zumal der Verf. dem Schilde des Achilleus — für den der Becher so schlagend zu brauchen wäre — drei große Seiten gewidmet hat, obwohl er in ihm „unbedenklich eine reine Erfindung des Dichters“ erkennt.

Unter den „Hinweisen zur Orientierung über die Dipylosrauen im allgemeinen“ (S. 78, 1) figurirt wieder der merkwürdige

Aufsatz von Kroker (Jahrbuch I, S. 95—125); aber die grundlegende Arbeit von Brueckner-Pernice „Ein attischer Friedhof“ (Athen. Mittheil. XVIII, 1893, S. 73—191) ist nicht vermerkt. Demgemäß wird der „entwickelte Dipylonstil“ immer noch „bis in 7. Jahrhundert herabgerückt“.

Dass die anthropomorphen Götterbilder durch Ausgestaltung von Pfosten oder Säulen entstanden wären, indem man diesen Köpfe, Arme usw. ansetzte, hat Kekulé bereits 1877 („Über die Entstehung der Götterideale“ S. 12) treffend zurückgewiesen. Hier, S. 109 f., lebt jene Hypothese munter weiter. Eine Anmerkung, dass es auch eine begründete andere Ansicht gibt, fehlt.

Bei „Daidalos“ S. 117 ist der Choros dieses Künstlers für Ariadne (Ilias Σ 592, 593) noch „unzweifelhaft“ ein plastisch ausgeführter Reigentanz. Der Aufsatz Benndorfs „Über das Alter des Trojaspieles“ (Sitzungsber. d. kais. Akad. d. W., phil.-hist. Classe, Bd. CXXIII, III. Abh., 1890), worin dieser Irrthum erhehlt wird, ist dem Herausgeber entgangen, obwohl bereits zwei weitere Abhandlungen auf ihn Bezug genommen haben.

Gerade auf dem Gebiete der ältesten griechischen Cultur befindet sich gegenwärtig alles in vollem Flusse. Da auf allen Punkten mitzukommen, ist schwer. Ein Buch, wie das vorliegende, ist immerhin geeignet, einen Überblick zu bieten, wieviel bisher gewonnen wurde und wieviel mehr noch zu gewinnen bleibt.

Wien.

Wolfgang Reichel.

Dr. F. W. Fischer, Armin und die Römer. Halle, Waisenhauhaus 1893. kl. 8°, 283 SS. Preis 2 Mk. 70 Pf.

Der Verf. schreibt für das große Publicum eine Darstellung der Katastrophe vom Jahre 9 n. Chr., der Belagerung von Aliso, der Feldzüge des Germanicus in den Jahren 14, 15 und 16, des Kampfes zwischen Armin und Marbod, des Endes des Armin und der Einsetzung des Italicus als Königs der Cherusker. Wenn nun auch, von Übersetzungen einzelner Abschnitte aus Tacitus und anderen Schriftstellern abgesehen, das Buch keinen gelehrten Apparat aufweist und von neueren gelehrten Untersuchungen nur Paul Höfers Abhandlung erwähnt wird, so liegt es doch in der Natur des von F. behandelten Gegenstandes, dass bei einer Beurtheilung seiner Schrift die Frage nach ihrem wissenschaftlichen Gehalte und Wert aufgeworfen und beantwortet werden muss.

Bezüglich der über die Schlacht im Teutoburgerwalde vorliegenden Berichte nimmt der Verf. den Standpunkt ein, dass Florus und Frontinus zugrunde zu legen seien, und dass Dio Cassius, bei dem der tendenziös gefälschte Bericht erhalten sei, den Augustus im Senate erstattete, gänzlich verworfen werden müsse. Die verschworenen Germanen haben also den Varus, als er sich

im Lager zur Gerichtssitzung einfiel, überfallen — der Verf. weiß das in allen Einzelheiten phantastisch auszumalen —, die Feldzeichen wurden weggenommen und die Officiere gefangen; die führerlosen Truppen sammelten sich, wurden aber rasch aus dem Lager gedrängt, Vala Numonius ritt davon, und gedrängt von den Germanen zog das römische Heer nach der Dörenschlucht, die es am Nachmittag erreichte, dort wurde das Lager nothdürftig aufgeschlagen; die Germanen schlachteten in den benachbarten Wäldern die im Lager gefangenen Officiere. Varus tödtete sich selbst und wurde halb verbrannt innerhalb des Lagers beigesezt. In der Nacht wurden den Römern die Köpfe der Tribunen auf Stangen bei Beleuchtung mit Holzbränden gezeigt, wodurch sie noch mehr eingeschüchtert wurden. Der Lagerpräfect übergab infolge dieser List das Lager. Die Kunde dieses großartigen Erfolges ist in der nordischen Sage von Sigurd, der auf der „Glanzhaide“ den Drachen Fafnir erschlägt, bewahrt worden, Sigurd ist Armin, der Drache das Symbol der waffenschimmernden Marschcolonnen des römischen Heeres. Die historische Gnitahaide hat auf dem Wege von der Weser nach Aliso der treffliche isländische Abt Nicolaus im zwölften Jahrhundert noch feststellen können. Diese letzte Annahme, dass die Edda eine Erinnerung der Teutoburger Schlacht bewahrt habe, die mit Berufung auf Höfer auch hier wiederholt wird, ist zwar Gegenstand eines erbitterten Prioritätsstreites zwischen diesem und Schierenberg geworden, man hätte aber verständigerweise den Fund des Abtes Nicolaus nie ernst nehmen dürfen, da er auch in Luna in Italien eine Localität der Edda lebhaftig wiedergefunden hat.

Das „erste“ Lager, das Germanicus im Jahre 15 wieder aufsucht, ist also nach dieser Darstellung das Sommerlager des Varus, das zweite nur halb aufgebaute das in der Dörenschlucht am Abende des Überfalles errichtete. Die damit ganz unvereinbare Erzählung des Cassius Dio enthält nach F. den die Schmach der Übergabe des Lagers beschönigenden Bericht des Augustus, welcher Unbilden des Wetters und die Ungunst des Geländes ebenso wie die Angabe, dass das Heer auf dem Marsche im Feindeslande angefallen worden sei, schlankweg erfunden habe, und der den Feldherrn zum Sündenbock für die schlechte Haltung des Vala Numonius wie des Cajonius machte; gleichwohl habe er Varus und seine Officiere bis zum Schlusse tapfer kämpfen lassen. Dio hätte wissen müssen, dass dieser Bericht unwahr sei, und es sei bedauerlich, dass Deutsche ihm nacherzählen, da seine Darstellung darauf aus ist, die Schmach der Römer zu mildern und den Ruhm der Deutschen zu schmälern.

Der Verf. ist von der siegreichen Kraft patriotischer Entrüstung über den aufgedeckten Trug des Augustus so durchdrungen, dass er solchen, die des Dio Bericht ernst genommen haben, höhnisch torhält, es fehle nur noch, dass man den Cheruskern zutraue, sie

hätten einen Falb'schen Tag erster Ordnung für ihren Angriff gewählt. Später freilich deutet er wieder an, Augustus habe, als er diesen Bericht zurecht machte, von den Einzelheiten wahrscheinlich ebenfalls noch nichts gewusst.

Ich habe mich zuerst gewundert, dass dem Verf. gar keine Bedenken darüber aufgestiegen sind, wie die zu Gericht erscheinenden Cherusker mitten in einem römischen Lager, das von circa 18.000 Mann bezogen war, es zustande gebracht haben sollen, das Tribunal zu stürmen, die Feldzeichen wegzunehmen und die Tribunen und Centurionen festzunehmen, worauf dann von außen die übrigen Cherusker eingedrungen seien. F. verlegt nach Zangemeisters und Anderer Vorgang die Vernichtung der varianischen Legionen auf den zweiten August. Dies ist aber keineswegs begründet (vgl. Hirschfeld, *Hermes* XXV, S. 235 ff.) und ferner wird die Eroberung des Lagers durch die Germanen auch bei der Annahme eines allgemeinen Katzenjammers der römischen Soldaten nach dem Kaiserfeste des Vortages um nichts wahrscheinlicher. Als ich jedoch in der Erzählung der Schlacht auf dem Idstavisofelde las (S. 218): „die Römer zogen in voller Schlachtordnung heran, in einer siebenfachen Linie, die vom Flusse bis in die Nähe des Gebirges reichte“, und dazu die Ankündigung, dass aus der Stellung, die dabei den Bogenschützen angewiesen war, eine wichtige Folgerung gezogen werden solle, die auf S. 222 dahin lautet: „die Bogner seien in der letzten Schlachtlinie gestanden, folglich müssten die Germanen die sechs anderen Schlachtreihen durchbrochen haben“, da war mir deutlich, dass militärisch Unmögliches dem Schriftsteller kein Bedenken verursache, der die Marschcolonnen beim Aufmarsche mit der entwickelten Linie in der Schlachtaufstellung verwechseln konnte.

Der Satz des Florus: *itaque . . . cum ille . . . ad tribunal citaret undique invadunt, castra rapiuntur, tres legiones opprimuntur*, den F. und Andere der Darstellung der varianischen Katastrophe zugrunde legen, lässt sich als bloße Phrase des Florus selbst erweisen. Sie war in seiner vor 15 n. Chr. geschriebenen guten Vorlage nicht enthalten, weil dieser Satz mit der ganzen übrigen Erzählung des Florus nicht zu vereinigen ist. In Übereinstimmung mit allen übrigen Quellen spricht nämlich auch Florus von dem Gemetzel *per paludes perque silvas*, und erzählt von dem Adlerträger, der *in cruenta palude sic latuit*. Dadurch ist aber der Überfall des Lagers, in dem Varus eben Gericht hält, dessen Eroberung und die Vernichtung der drei Legionen in dem Lager ausgeschlossen, weil man sonst annehmen müsste, Varus habe mitten im Sumpfe sein Lager gehabt und Recht gesprochen.

Dass Germanicus, wie auf S. 190 ff. dargestellt wird, gegen den ausdrücklichen Willen des Tiberius den Feldzug im Jahre 16 unternommen habe mit dem Abberufungsschreiben nach dem Oriente in der Tasche, ist eine falsche Auffassung des überleitenden Satzes

bei Tacitus ann. II. 5 und sachlich ganz undenkbar. F. vermuthet ferner Frauenhände in den taciteischen Schilderungen der Feldzüge des Germanicus und stellt die phantasievolle Combination zur Erwägung, dass diese Schilderungen auf Agrippina zurückzuführen seien, die ihrerseits die Gedichte des Pedo Albinovanus benutzt habe; der Verf. hat es seinerseits nicht verschmäht, das Gespräch zwischen Arminius und Flavius noch zu dramatisieren und mit eigenen Zuthaten versehen nach Tacitus wiederzugeben. Dass die Schlacht von Idistaviso auf dem linken Weserufer stattgefunden habe, weil Tacitus den Brückenbau und ein zweites Lager nicht erwähnt, halte ich bei der Beschaffenheit dieser taciteischen Feldzugsberichte für eine unbegründete Schlussfolgerung. Meiner Ansicht¹⁾ nach enthalten die Abschnitte in den zwei ersten Büchern der Annalen, die von den Feldzügen des Germanicus handeln, weit mehr sachlich Unmögliches — z. B. das Ableiten der Bäche bei den *pontes longi*, das Gespräch der feindlichen Brüder über die Weser hinüber, das Erscheinen des germanischen Reiters, der des Arminius' Aufträge ausrichtet, am römischen Lagerwalle u. A. m. — als von jenen zugegeben wird, die nach Tacitus die Geschichte dieser Feldzüge zu erzählen, die Örtlichkeiten zu bestimmen oder endlich die geographischen Angaben mit den wirklichen Verhältnissen durch *Conjectur* in Übereinstimmung zu bringen bestrebt sind.

Ich habe außer einem ehrenwerten deutschen Nationalgeföhle und einigen zutreffenden, aber nicht neuen Bemerkungen über die Zweifelhaftigkeit der Siege, die Tacitus dem Germanicus zuschreibt, in dem Buche F.s zu meinem Bedauern nichts finden können, was hervorgehoben zu werden verdiente, und kann schließlich auch nicht verschweigen, dass das darin über die Römer im allgemeinen gefällte Urtheil etwas einseitig ist, dass von Arminius ein Idealbild entworfen wird, das einem patriotischen Dichter sehr gut stehen würde, das jedoch der Geschichtschreiber zu zeichnen kein Recht hat, weil ihm dazu alle Mittel fehlen.

Kiepert H., *Formae orbis antiqui*. 36 Karten im Formate 52 : 64 cm. 1. Lief. Berlin, D. Reimer 1894. Preis 4 Mk. 80 Pf.

Dieses Werk wird in sechs Lieferungen vollständig vorliegen und ein unentbehrliches Hilfsmittel in allen geographischen und topographischen Fragen bieten; wie uns die Vorrede belehrt, ist es zugleich gegenwärtig das einzige existierende der Art, für das die Autorität des berühmten Verf.s in Anspruch genommen werden darf. Die Früchte der Studien Kiepert's sind bisher — von seinem Atlas antiquus in 12 Karten und den unter seinem Namen erschienenen Spezialkarten abgesehen — theils in den verbreitetsten Atlanten unrechtmäßigerweise ausgebeutet worden, theils sind ohne Vor-

¹⁾ Ähnlich urtheilt, wie ich nachträglich sehe, Liebenam, *Jahrb. f. Phil.* 143. Bd.

wissen des Verf.s, aber doch unter seinem Namen, gerade wie es mit den Wandkarten gegangen ist, durch Fehler entstellte Nachahmungen seiner älteren Karten in den Handel gekommen.

Sowohl was die Oro- und Hydrographie betrifft, als auch was die antike Topographie und Nomenclatur anlangt, stellen diese Karten den Stand der jetzigen Kenntnis dem Benutzer vollkommen deutlich vor Augen. So bietet z. B. die Karte Nr. IX selbst gegenüber Kieperts großer Karte von Kleinasien eine Reihe von Verbesserungen auf Grund neugewonnener Erkenntnis. Über den Stand der wissenschaftlichen Studien in beiden Richtungen orientiert der begleitende kritische Text, in dem auch Zweifelhaftes erörtert und neue Feststellungen begründet werden.

Aus einer fast unübersehbaren Masse von zerstreut veröffentlichten Nachrichten, zum Theile auch auf Grund handschriftlichen Materiales ist das Bild der jetzigen Bodenbeschaffenheit und der antiken Topographie und Ethnographie gewonnen, das die schön gestochenen Karten vor Augen stellen, dabei durch verschiedene Schrift das Wichtigere von dem minder Bedeutenden, das Sichere von dem bloß Wahrscheinlichen oder Möglichen unterscheidend. Von modernen Benennungen bieten sie verhältnismäßig Weniges theils zur Orientierung, theils um eine mit ihrem antiken Namen noch nicht zu bezeichnende Fundstätte und damit die Stelle einer größeren Ansiedelung zu bezeichnen. So sind insbesondere die modernen Namen von Inseln und Flüssen überall eingezeichnet, wo deren antike Bezeichnung zweifelhaft oder ganz unbekannt ist. Eine Auswahl von Höhenziffern in Dekametern unterstützt das Verständnis der Terrainschraffierung. Die durch Flussanschwemmungen entstandenen Veränderungen der Küsten sind überall anschaulich gemacht. Auch bei der Darstellung der Straßenzüge, für die aus römischer Zeit besonders reiches Material vorliegt, ist der Bedeutung der Straßen und der Sicherheit, mit der sich ihre Richtung feststellen lässt, durch besondere Bezeichnungen Rechnung getragen. In der Schreibung der Namen ist durchweg die lateinische Form und Orthographie beibehalten; auch für die Bezeichnungen von Fluss, Berg, Meer usw. ist das Lateinische in dem Kartentexte gewählt. Auf die Feststellung richtiger Namensformen nach den besten Quellen, so z. B. für die Karte von Kleinasien nach den attischen Tributlisten, ist die größte Sorgfalt verwendet; über das Fortleben antiker Namen in der jetzigen Ortsbezeichnung gibt der begleitende Text besonders reiche und wertvolle Aufschlüsse und Zusammenstellungen.

Der Maßstab der Karten ist verschieden genommen unter sorgfältigster Berücksichtigung der bei jedem der dargestellten Länder besonderen Voraussetzungen und Bedürfnisse. Während also für die römische Provinz Asien der Maßstab 1 : 1,200.000 ausreichend war, sind die Inseln des ägäischen Meeres im Maßstabe 1 : 900.000 wiedergegeben, Nordgriechenland im Maßstabe von

1 : 600.000, Illyricum und Thracien, sowie Britannien und Hispanien in dem Verhältnisse 1 : 2,500.000 gezeichnet. Zwanzig Nebenkärtchen in größerem Maßstabe sind an den freien Stellen der Hauptkarten beigegeben.

Die farbige Bezeichnung dient theils zur Abgrenzung der antiken Landschaften, theils um die Zusammengehörigkeit örtlich getrennter Gemeinwesen (Mutterstadt und Colonien, die dorischen und ionischen Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres) überblicken zu können.

Der Preis des Werkes ist so gestellt, dass seine Anschaffung jeder Gymnasialbibliothek und Jedem, der als Geograph, Philologe oder Historiker dieses vortrefflichen Hilfsmittels bedarf, ermöglicht ist. Es sei diesen Kreisen auch ganz besonders deshalb empfohlen, weil der begleitende Text Jedermann in bequemer und übersichtlicher Weise mit den modernen und antiken Quellen zur Topographie der dargestellten Länder vertraut macht und weil der außerordentliche Fortschritt, den die Geographie den Inschriftenfunden und Beobachtungen antiker Überreste verdankt, aus Kiepert's Darstellung auf den Karten und aus den Darlegungen des Textes sehr anschaulich wird.

Das Studium der Quellen zur Geschichte des dalmatisch-pannonischen Krieges von 6—9 n. Chr. gab mir Veranlassung, mich vor kurzem mit der Topographie von Illyricum eingehender zu befassen. Mit den folgenden ein paar Einzelheiten der Karten Nr. XVII und XV betreffenden Bemerkungen möchte ich auch meinerseits zu der monumentalen Leistung Kiepert's mein Scherflein beisteuern, das vielleicht noch für die angekündigte neue Karte von Illyricum zum Supplemente des CJL. III dienlich sein kann. Die mit einem Fragezeichen versehene Ansetzung von Sapua am rechten Ufer der Vrbanja in der Nähe des heutigen Ortes Kotor ist von Kiepert auf Grund der Terminationsinschrift CJL. III 9864* vorgenommen. Die Angabe des Fundortes dieser Inschrift im Corpus ist jedoch nicht richtig, was bei der Unzulänglichkeit der zur Identifizierung bosnischer Orte bis vor kurzem vorhandenen Hilfsmittel sehr begreiflich ist. Der Fundort der Felseninschrift von Vaganj, der zufolge dort die Grenze zwischen den Sapuates et [As-vel La] matinos verlief, befindet sich nämlich viel weiter südwestlich als Kotor und zwar südlich der Plivaquellen im Janjthale, etwa dort wo auf Kiepert's Karte das *e* des Namens Sarittae steht.¹⁾ Demnach liegt sowohl Sapua, als auch Lamatis oder Aemate beträchtlich südlicher. Die Wohnsitze der Ditiones setzt

¹⁾ Der Widerspruch zwischen Truhelkas Angabe (Wiss. Mitth. aus Bonn. I. S. 280) und der Angabe des Fundortes im CJL. a. a. O. hat mich veranlasst, der Sache nachzugehen. Herr Dr. Karl Patsch in Sarajevo war so freundlich festzustellen, dass der Fels mit der Inschrift bei Vaganj im Janjthale sich befindet; der Ort ist z. B. auf Ballif's Karte als Fundort römischer Reste richtig angegeben.

Kiepert im nordöstlichen Bosnien, beiderseits der Bosna bis an den Drin an, und beruft sich dafür, wie für die Ansetzung der Daesidiaten auf die Inschriften aus Salona CJL. III. 3198, 3201, „welche die Länge der unter Augustus bis in ihr Gebiet gebaueten Straßen mit 158 und 78 Millien angeben“ (S. 6 d. Textes). Nach der verbesserten und vervollständigten Lesung der beiden Inschriften im Suppl. zu CJL. III 10156 und 10159 muss es vielmehr heißen: „mit 77 und 156 Millien“ und müssen daher die Ditionen weiter westlich in Bosnien näher an Salona angesetzt werden. Überdies theilt mir Dr. K. Patsch mit, dass er mit größter Wahrscheinlichkeit die im Itin. Ant. genannte Stadt Pelva, die auf der Route von Salona nach Servitium als erste Station nach Aequum (Čitluk) genannt wird, bei dem Orte Šarići an der oberen Pliva nachweisen könne. Sein diese Frage behandelnder Aufsatz wird im Decemberhefte der vom Landesmuseum in Serajevo herausgegebenen Zeitschrift 'Glasnik usw.' erscheinen.¹⁾ Damit würden die Distanzangaben des It. Ant. sich auf dieser Strecke als ganz unbrauchbar erweisen und Kieperfs ältere Ansetzung (Karte zu CJL. III) von Pelva bei Lištani im Livanskopolje der Wahrheit näher kommen, als die jetzige (Formae orb. ant.) bei Vrlika im Cetinathale. Ferner hat Kiepert bei seinem Versuche die Stationen der Straße Servitium—Salona, die in der Tabula und im Itiner. genannt sind, auf mehrere Routen zu vertheilen, einen Straßenübergang aus dem oberen Cetinathale bei Nišete über die dinarischen Alpen angenommen, für den Ballifs Karte keinen Anhaltspunkt gewährt und wo auch heute noch keine Straße sich befindet. Es bestätigt sich also Kieperfs Bemerkung (S. 5 des Textes), dass die Reconstruction der alten Topographie des gebirgigen Binnenlandes von Dalmatien im Zusammenhange sich noch nicht mit Sicherheit geben lasse. Die Inschriftenforschung in Bosnien und der Hercegowina, die in einem stetigen erfreulichen Aufschwunge begriffen ist, dürfte noch manche Überraschung bringen.

Die Terra incognita im oberen Thale des Aspropotamo, des Inachus der Alten (Bl. XV), ist außer im Sommer 1893, wie Kiepert S. 1 des begleitenden Textes bemerkt, im Sommer dieses Jahres (1894) abermals von meinem hiesigen Collegen Prof. Dr. V. Hübler bereist worden. Ihm verdanke ich die Mittheilung, dass die Bedenken Kieperfs über die richtige Wiedergabe der dortigen Gebirgszüge und Flussläufe durchaus begründet sind, sowie die Angabe, dass seiner Ansicht nach die auf Blatt XV zum erstenmale verzeichnete Insel in dem See von Janina für die Aufnahme einer Stadt

¹⁾ Der Aufsatz von Patsch ist inzwischen a. a. O. Jahrg. 1894, S. 768 erschienen. Die Deutung der drei zum Theile unvollständig erhaltenen Buchstaben der in den Wiss. Mitth. aus Bosnien II, S. 93 veröffentlichten Inschrift aus Šarići auf municipii Pjelijensium scheint mir möglich, aber zu wenig sicher, um Pelva daraufhin im Widerspruche mit dem Itin. Anton. so weit nördlich von Čitluk anzusetzen.

groß genug sei, da sie jetzt ein Dorf und nicht unbedeutende Culturen trägt. Die Bewältigung der in erster Linie zu lösenden geologischen Arbeiten haben es Hilber unmöglich gemacht, die anfänglich begonnene genaue Routenzeichnung auf der ganzen Reise durchzuführen, dennoch enthalten seine Tagebücher zur Berichtigung der Oro- und Hydrographie dieser Gegend sehr brauchbares Material.

Es sind recht unbedeutende Nachträge, die ich hiermit zu den ersten sechs Karten von Kiepers neuem Atlas der alten Welt gegeben habe. Ich füge den Wunsch bei, dass die nächsten Lieferungen dieses unentbehrlichen Werkes bald folgen mögen.

Graz.

Adolf Bauer.

Parzival von Wolfram von Eschenbach in neuer Übertragung für alle Freunde deutscher Dichtung erläutert und zum Gebrauche an höheren Lehranstalten eingerichtet von Dr. Gotthold Bötticher, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium zu Berlin. 2. durchges. u. verb. Aufl. Berlin, Friedberg u. Mode 1893. 8°, XII u. 410 SS.

Parzival von Wolfram von Eschenbach im Sinne der amtlichen Bestimmungen zum Gebrauche an höheren Lehranstalten übersetzt und eingerichtet von Dr. Gotthold Bötticher, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium zu Berlin. Kleine Ausgabe. Berlin, Friedberg u. Mode 1893. 8°, VI u. 199 SS.

Die 1. Auflage dieser Parzivalübertragung hat seinerzeit in dieser Zeitschrift eine günstige Beurtheilung erfahren. Ich bedauere, mich diesem Urtheile nicht anschließen zu können. Die Frage ist nicht, ob die neue Übersetzung besser ist als die der Vorgänger — das war nicht schwer zu erreichen; vor allem kann B. mehr Mittelhochdeutsch als Simrock und San Marte —, sondern ob sie an sich gut, ob sie geeignet ist, dem Laien ein richtiges Bild von Wolframs Dichterkraft zu geben. Hierauf glaube ich nun mit einem lauten und vernehmlichen Nein antworten zu sollen. Wer den B.schen Parzival so liest, als ob er ein Original vor sich hätte, der wird vielleicht die oder jene Schönheit herausfinden, im großen und ganzen aber wird er, meiner Ansicht nach, Wolfram für einen formell unbehilflichen und geschmacklosen Dichter halten.

Des Haupteinwandes, den man seiner Übersetzung machen muss, ist sich B. ja wohl bewusst gewesen. Er hat den Reim fallen lassen, aber das Versmaß des Originals beibehalten. Da ist vor allem der Wechsel von steigendem und fallendem Rhythmus, von drei- und vierhebig klingend, vierhebig stumpf und auch dreihebig stumpf (II, 96. 108. III, 172. 571. 638. 672. 758. 829. IV, 104. 105. 224. 257. 285. 418. 501. 601 usw.), schwebende Betonung im ersten Fuße, auch bei einem schwachbetonten Worte wie „aber“ (Eingang 13), zweisilbige Senkung (II, 117. III, 542. 691. 1116. 1437. 1641. 1642. IV, 252. 489. 604 usw.), zwei-

silbiger Auftact (IV, 324), fehlende Senkung (III, 1167. VI, 94. 717). Dabei wird das Klappern doch nicht vermieden: Verse wie „Ünd von dër Astronomie Wârd ihr âll Geheimnis künd“ (VI, 494) würden jeder Volksballade zur Ehre gereichen. Treten die erwähnten Freiheiten zu oft hintereinander ein, so bekommt der an die neuhochdeutsche Prosodie gewöhnte Mensch den Eindruck einer etwas verrenkten Prosa; kommen aber lange Versreihen mit klingendem Ausgange oder mit vier Hebungen hintereinander, und es folgt dann plötzlich ein stumpf ausgehender oder dreiebigiger Vers, so hat man die Empfindung, dass das etwas bedeuten, dass damit ein Einschnitt bezeichnet sein muss, und wenn das dann nicht der Fall ist, dann bekommt man das unangenehme Gefühl von einem unnütz aufgewendeten Kunstmittel. Das alles ist ganz anders, wenn der Reim vorhanden ist, der Getrenntes zu verbinden, auf andere Weise Verbundenes zu trennen vermag. Am störendsten ist es, wenn nun doch Reime stehen geblieben sind oder sich eingestellt haben, was ziemlich häufig vorkommt. Dass Versreihen, wie V, 68—75, IX, 204—212, die ganz den Eindruck eines Gedichtes mit freier Reimfolge machen, so ganz willkürlich gesetzt seien, dass es darnach so einfach wieder in die alte rhythmische Prosa zurückgehen soll, als wenn nichts gewesen wäre, das will dem ästhetisch genießenden Leser durchaus nicht ein. Ich verkenne gar nicht die Schwierigkeit einer Übersetzung des Parzival — aber muss es denn sein?

Dass die dichterische Fähigkeit, die zum Übersetzen eines poetischen Denkmals unbedingt gehört, dem letzten Übersetzer Wolframs fehlt, wird sich wie alle derartigen ästhetischen Urtheile schwer beweisen lassen. Lieber will ich darum Fragen aufwerfen, die man bis zu einem gewissen Grade beantworten kann: inwiefern ist die Übertragung gutes Neuhochdeutsch? inwiefern ist der mittelhochdeutsche Urtext gut verstanden? In beiden Beziehungen steht der letzte Übersetzer über seinen Vorgängern, in beiden Beziehungen lässt er selbst viel zu wünschen übrig.

Eingang 64 „Ich bitte gute Fraun vor Gott“ = 3, 3 *vor gote ich guten wiben bite*, d. h. „ich wünsche gute Frauen“. — 73 „Ist da das Herz das Gegentheil“ = 3, 12 *ist dâ daz herze conterfeit*. Was die Anmerkung „= frz. contrefait“ heißen soll, weiß ich nicht; jedenfalls heißt „frz. contrefait“ nicht „das Gegentheil“, sondern „nachgemacht, verfälscht“. Zu übersetzen ist „ist das Herz von falschem Metall“, was dann die Gedanken des Dichters im folgenden auf den falschen Edelstein führt. Lässt man das fallen, so verwischt man einen schönen Übergang. — 79 „Ich meine all ihr Glück und Heil, Des rechten Weibes hohen Sinn“: die Paraphrase ist überflüssig und schief dazu. Ich übersetze „Wenn Eine edelen Rubin In schlechtes Messing kleidet Mit all dem Zauber, der dran hängt. Ich mein' des rechten Weibes Sinn.“ — 82 „Da soll ich nicht nach Schönheit fragen“. „Soll“ ist mhd.; besser „will“. — II, 14 Warum wird uns verschwiegen, dass es

die rechte Hand war? — 30 „Vier“ ist wohl nur Druckfehler für „Viel“. — 52 „Hochsinn“ = 109, 23 *vrechiu ger*, ist zu schwach; vielmehr „Tollkühnheit“. — 60 „Ein Hemd“, vielmehr „Das Hemd“; es ist jenes vielbesprochene *ein*, das soviel als „jenes bekannte“ bedeutet. — 82 „Denn jetzt ist er geboren, Dem die Mär' erkoren ward“. Wer kennt „erkiesen“ noch in dieser Bedeutung? Es heißt „zueigen gegeben, zugeeignet“. — 97 „Selber wollt' ihm Amme sein, Die ihn in ihrem Schoße trug“. Richtig „getragen hatte“, da das mhd. Präteritum auch plusquamperfectivische Bedeutung hat. — 121 „Ihr Scherz ertrank in Thränenfluten“. „Scherz“ bedeutet aber nicht jede Äußerung der Fröhlichkeit, sondern nur die mit der Absicht, auch die Fröhlichkeit anderer hervorzurufen, gemachte, ist daher hier ganz unzulässig. — III, 28 „sie“ ist zweideutig. — 42 „Leute ihrem Dienst ergeben, Müssen reuten, Land bebauen“ = 117, 16 *Liute, die bi ir dâ sint, Müezen bâuen und riuten*. Das mhd. *müezen* hat hier eine andere Bedeutung als unser „müssen“, es heißt „die sind vom Schicksale dazu bestimmt, in deren Berufe liegt es, Land zu bauen“; der Sinn ist: nur Bauern und Holzknechte, keine ritterliche Gefolgschaft nimmt sie in die Einsamkeit als Geleite mit. — 66 „Und rächte sich an seinem Haar“, besser „Und ließ sein Haar es büßen“. — 70 „Er sorgte um das eine nur: Dass Vögleins Sang ihm nimmer fehle“. Vielmehr „Er kannte nicht die Sorge, Wenn sie ihm Vögleins Sang nicht schuf“; s. Bartsch zur Stelle. — 96 „Was rächt man an den Vögelein?“ = 119, 10 *waz wîzet man den vogelin?* Also vielmehr „Wes gibt man Schuld den Vögelein?“ — 156 „doch gleich“; von dem „gleich“ steht nichts, also nur „dennoch“. — 197 „Schein“ hat nicht mehr die Bedeutung wie *schîn*; vielmehr „Glanz“. — 221 „Das rühnten weit im Land die Frauen“; vielmehr „darum ward er durch Frauen weithin berühmt“. — 246 „sehrte“ ist nicht nhd. — 276 „war gelähmt“; vielmehr „war gelähmt gewesen“. — 281 „Helves Scharten“; vielmehr „schart'ge Helme“. — 313 „spottschlecht“ = *vil boese*. Der Ausdruck ist erstens vulgär, zweitens hier gewiss nicht angebracht, wo zwei Zeilen darauf „Spott“ vorkommt, so dass man ein Wortspiel vermuthet, zu dem wenigstens Wolfram keinen Anlass gibt. — 349 „Und sie herzig zu umfahn“ = 127, 30 *vast umbedâhen*; allenfalls „herzlich“. — 350 „Das gibt Glück und hohen Sinn“; vielmehr „und frohen Muth“ = 128, 1 *hohen muot*. — 366 „solch Jammer“ scheint mir ebensowenig gut wie „manch Weibes“ (III, 1); die flexionslose Form halte ich nur im Nominativ und Accusativ neutrius für zulässig. — 390 „Witz“ in der Bedeutung „Verstand“ ist nicht nhd. — 412 „der Minne Waffen“; vielmehr „Waffe“. — 417 „von minniglicher Glut“, das hiesse „liebenswürdiger Glut“, gemeint ist „Liebesglut“. — 421 „Kleine Zähne“, vielmehr „zierlich“, vielleicht auch noch in ursprünglicher Bedeutung „glänzend“. — 434 „zwang“, vielmehr nur „drängte“; denn *twingen* ist

schwächer als unser „zwingen“. — 461 „Wart ihr, wie's frommt, verständig“ = 131, 25 *Wart ir ze frumen wise*, d. i. „Wusstet ihr, was euch frommt“; s. Bartsch zur Stelle. — 496 „gesucht“, vielmehr „besucht“ oder „aufgesucht“; denn „suchen“ in dieser Bedeutung ist nicht nhd. — 506 „Weh, einen andern habt ihr lieb“ bringt ein falsches Gefühlsmoment hinein; 133, 10 *ir habt ein ander amis* „Ihr habt einen andern Liebhaber“. — 516 „ohne meinen Dank“, nicht nhd.; vielmehr „gegen meinen Willen“. — 521 „Kamen mir zu nahe doch“ gibt eine andere Bedeutungsnuance als 133, 25 *wärn mir doch ze nâhen*; gemeint ist „Sah ich aus zu großer Nähe“. — 526. 27 versteht man nicht recht, weil die beiden vorhergehenden Zeilen ausgelassen sind. — 528 „gab mir viel Ungewinn“ ist mhd.; besser „brachte mir viel Schaden“. — 529 die Ergänzung im Interesse des Zusammenhanges ist nur zu loben, und zu bedauern, dass Ähnliches an rechter Stelle nicht öfters vorgenommen wurde. — 559 „kenn“. vielmehr „kennte“, ebenso 561 „sollet“. — 582 „Es wär mir eine süße Zeit“ = 136, 21 *zêt*; nhd. scheint mir nur „Stunde“ möglich. — 593 „Schimpfiet“ hat nhd. einen vulgären Beigeschmack. — 602 „Der euer Minn' ein Theil genoss“, ist mhd. und hier auch als solches schief; denn 137, 16 *der hie nam iwerre minne teil* heißt einfach „der eurer Minne hier genoss“. — 615 „Wär' Frauenhass mir auch bereit“ versteht man kaum; gemeint ist „Hätten auch alle Frauen mir ihren Hass zutheil werden lassen“, was metrisch natürlich irgendwie auf zwei Zeilen vertheilt werden müsste, ein Aushilfsmittel, von dem B. überhaupt zu wenig Gebrauch macht. — 643 „Das ist ein jämmerlicher Fund, Den ich in eurem Schoße seh“; „jämmerlich“ hat nhd. eine störende Nebenbedeutung, darum lieber „jammervoll“; „Fund“ in dieser Anwendung ist nur mhd.; doch kann es beibehalten werden, wenn man die Annomination des Originals beibehält, also „finde“ statt „seh“. — 645 „Wer gab euch diesen wunden Ritter?“ = 138, 30 *wer gap iu ritter wunden* heißt vielmehr „Wer machte euch den Ritter wund?“, vgl. Gramm. IV, 128, auch „einen frei, ledig geben“. — 676 „Erkannte sie ihn bei dem Namen“, nhd. vielmehr „an dem Namen“. — 679 „Dieser Abenteuer“, vielmehr „Dieses Romans“.

Ich breche hier diese Aufzählung ab, die ungefähr das erste Neuntel des B.schen Textes berücksichtigt, weil ich noch einige Worte über die Einleitung sagen möchte. B. kann sich darin theilweise auf eigene verdienstliche Forschungen stützen, bringt aber manches ungesicherte, was ich Laienkreisen nicht zugänglich machen möchte. Manches darin ist durch Heinzels neue Schriften „Über die französischen Gralromane“ (Denkschriften d. k. Ak. d. Wissensch. in Wien XL) „Über Wolframs von Eschenbach Parzival“ (WSB CXXX) überholt. Die Darstellung ist schwülstig und unklar. Ich führe nur einen Satz (S. 26) als Beispiel an: „(Parzival ist)

eine schöne Durchdringung des allgemein Menschlichen mit dem Christlichen, der Abschluss in dem Verschmelzungsprocesse der deutschen Eigenart mit dem Christenthum, oder kurz der christlich-germanische Held.“ Soll ich das auf eine logische Formel bringen, so lautet sie: allgemein Menschlich + christlich = deutsche Eigenart + Christenthum = christlich + germanisch, ergo allgemein Menschlich = germanisch. Auf einen Punkt muss ich zum Schlusse noch zu sprechen kommen. Als er das vierte Buch abfasste, müsse Wolfram, wie B. meint (S. 11), schon verheiratet gewesen sein; denn 1. nach 184, 30 ff. hat er Haus und Hof zu Lehen und „ohne Frau würde er schwerlich die Bewirtschaffung eines solchen Hofes übernommen haben“. Hat B. noch keinen Gutsbesitzer gekannt, der Junggeselle war? 2. 216, 26 sagt Wolfram: *ich brachte ungerne nu min wip In alsô grôz gemenge*. Kann aber nicht auch ein Unverheirateter sagen: „Meine Frau dürfte mir nicht dahin gehen“? Wie B. sich dann mit den deutlich von ungelohntem Minnedienste handelnden Stellen 287, 11 ff., 292, 5 ff. auseinandersetzt, möge man bei ihm selbst a. a. O. nachlesen: ich bin daraus nicht klug geworden. Sicherheit, dass der Verfasser verheiratet war, besteht weder für den Parzival noch für den Titurel, erst im Willehalm 33, 24 ff. finden wir eine beweisende Stelle. Fasst man aber die Stellen des vierten Buches wie B., dann soll man sich auch nicht um die des sechsten aus sittlichen Bedenken herumdrücken.

Die kleine Ausgabe ist minder umfangreich. In der Einleitung fehlen vor allem zu ihrem Vortheile die Stellen, in denen Gottfried von Straßburg das „tiefere Bildungsbedürfnis“ abgesprochen wird, in denen der altfranzösischen Artusepik nur „wüste Abenteuerromane“ zuerkannt werden. Aber trotzdem wird man nach dem oben Gesagten es begreifen, wenn ich die Einführung dieses Lehrmittels weder für das Andenken Wolframs noch für die Schüler der Mittelschulen nützlich finden könnte.

Bern.

S. Singer.

Leichtfassliche Regeln für die Aussprache des Deutschen, mit zahlreichen Einzeluntersuchungen über die deutsche Rechtschreibung. Nebst einem ausführlichen Wörterbuche. Von Karl Erbe. Stuttgart, Verlag von Paul Neff 1893. 125 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Das auf tüchtigen Studien beruhende Werkchen des sprachkundigen Verf.s sucht eine einheitliche Aussprache des Deutschen anzubahnen und bringt zu diesem Zwecke ein neues System von Lautschrift. Besonders für die Schule wird dieses Ziel als wünschenswert hingestellt. Erbe geht von der Frage aus: „Wo wird das reine Deutsch gesprochen?“ Er antwortet (S. 5): „In keiner Stadt, in keiner Landschaft wird man ein tadelloses Deutsch finden“. Am meisten nähert sich diesem Ideale die gute Bühnensprache.

Es folgen nun Detailuntersuchungen: Ein erster Theil macht Vorschläge für die Aussprache des Deutschen: I. in Bezug auf den Laut und Buchstaben *g*, II. die weichen Mitlauter am Ende einer Silbe, III. das Maß eines einfachen Selbstlautes vor mehreren Mitlautern, IV. die Unterscheidung von *e* und *ä*, *ei* und *ai*, *ou* und *au*, *eu* und *äu*, ferner von geschlossenem und offenem *i*, *a*, *ö*, *u* und *ü*, V. Vergessene Wohllautsregeln, VI. die Betonung der Wörter. Ein zweiter Theil bringt, wie oben erwähnt, eine neue Lautschrift, deren Abweichungen von der amtlichen Rechtschreibung gerechtfertigt werden, darauf einige Druck- und Schriftproben, endlich ein anschauliches Wörterverzeichnis nach der gewählten Schrift (S. 44 bis 124). Darauf folgt ein kurzes, zusammenfassendes Schlusswort.

Trotz unlegbar guter Seiten des Buches, wozu ein Reichthum gut gewählter Beispiele, eine besonnene Art der Beobachtung und Kritik fremder Anschauungen gehört, glaube ich nicht, dass der Verf. mit seinen Vorschlägen durchgreifen werde. Ich leugne nämlich die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer allgemeinen Übereinstimmung in Wort und Schrift. Ich finde, dass diese Forderung ebenso der historischen Erfahrung (nicht nur auf deutschem Boden allein), wie den thatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart widerstreitet, und sehe voraus, dass dieser Versuch, so oft er auch schon gemacht wurde und wiederholt werden möge, immer scheitern wird. Wenn — was ja auch gegenwärtig meist der Fall ist — die Sprache der Gebildeten so weit übereinstimmt, dass eine mühelose Verständigung erreicht wird, ferner die Sprache jedes mundartlich und politisch zusammengehörigen Landestheiles in einer durch Schule und Bühne beeinflussten Weise in sich übereinstimmt, dann — möge man die seit jeher bestehenden sprachlichen Verschiedenheiten, die ja nur ein Glied sind in der Kette zahlreicher Stammesverschiedenheiten, besonders von Nord- und Süddeutsch, getrost bestehen lassen. Sie sind fürs Leben nicht so wesentlich, wie der einzelne Gelehrte wohl meint. Zudem, wer wollte sich vermessen, seine Anschauungen als unfehlbar, als vollständig unvoreingenommen zu bezeichnen! Schon je nach der engeren Heimat des betreffenden Autors werden die Reformversuche verschieden ausfallen. *Erbe* z. B., der Stuttgarter Professor, räumt der edleren schwäbischen Mundart, die er als „die wohlerhaltene Fortsetzung der alten Reichskanzleisprache“ (!) erklärt (S. 9), vor allen anderen eine bevorzugte Stellung ein, andere haben andere Sprachideale. Vgl. z. B. S. 24. Und wenn es ja zu einer Einigung käme, wer hält es für wahrscheinlich, dass die norddeutsche, politisch herrschende Majorität sich einer süddeutschen Minorität sprachlich unterordnen würde! Vergessen wir auch nicht, dass Sprache und Schrift sich nach wie vor auch in der Zukunft ändern können und ändern werden. Ich wiederhole: Sprache und Schrift der einzelnen deutschen Stämme haben genug des Gleichen

und Ähnlichen, dass man nicht auch wie bei Tracht und Sitte manche sprachliche Verschiedenheit ihnen zugestehen dürfte. Wer hingegen heutzutage erklärt (S. 125): „Rückkehr zum Mittelhochdeutschen! Das müssen wir Deutschen uns zum Grundsatz machen, wenn wir unsere Sprech- und Schreibweise endgiltig regeln wollen“, der strebt einfach Unmögliches an.

Mancher Process, den der Verf. bedauert, z. B. die fortwährende Vermehrung der langen Silben, dürfte kaum aufzuhalten sein. Dass die beiden *ei* und *ai*, *eu* und *äu* die gleiche Aussprache haben, braucht nicht als Unglück betrachtet zu werden. Manche Vorschläge (S. 22) sind praktisch undurchführbar. Das dem Büchlein vorgesetzte Motto: „Einfachheit, Folgerichtigkeit, Wohllaut, Deutlichkeit“ ist auf keinen Fall überall verwirklicht. Am meisten anfechtbar ist der der Betonung gewidmete Abschnitt. Hier ist zu wenig Rücksichtnahme auf die eingewurzelte Übung besonders Eigennamen gegenüber, keine Unterscheidung der verschiedenen Qualität der Accente, kein Eingehen auf die complicirten Betonungsverhältnisse der Zusammensetzungen.

Über die von E. empfohlene Lautschrift kann ich weiter nicht urtheilen. Wer das Princip des Verf.s nicht anerkennt, wird Schreibweisen wie *Okse*, *Katse* u. ä. weder Geschmack abgewinnen, noch sie als ein Bedürfnis erklären. Eher könnte man sich damit befremden, dass für *ch*, *sch*, *ng* einheitliche Zeichen vorgeschlagen werden und dass auch in orthographischen Dingen dem Gehöre mehr Einfluss eingeräumt werde.

S. 8, Z. 18 soll es richtig heißen: althochdeutsch statt altdentsch.

Aufgaben zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen in den oberen Classen höherer Lehranstalten. Aus den Jahresberichten der höheren Lehranstalten der Provinz Sachsen zusammengestellt und systematisch geordnet von Dr. Walter Berg. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung 1893. XX u. 202 SS.

Vorliegendes Buch gehört einer Art von Aufsatzsammlung an, die in neuerer Zeit beliebt zu werden scheint. Ich erinnere an die ähnlichen Zusammenstellungen von Müller (in demselben Verlage erschienen) und Umlauf (Wien, Graeser). Über den zugrunde gelegten Plan sagt der Verf. selbst (Vorwort III): „Der Verf. hat aus den ihm zugänglichen Jahresberichten der höheren Lehranstalten der Provinz Sachsen aus den fünf letzten Jahren diejenigen Aufgaben zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen zusammengestellt, welche im Anschlusse an den Unterricht in der Religion, Geschichte, Geographie und im Anschlusse an die Lectüre classischer Schriftwerke alter und neuer Zeit bearbeitet worden sind.“

Wenn wir von der Betrachtung der äußeren Einrichtung, die ziemlich übersichtlich ist, absehen, so wäre zunächst die Anord-

nung zu besprechen. Es lassen sich a priori verschiedene, gleichberechtigte Anordnungen denken, und thatsächlich weichen hierin die vorhandenen Sammlungen mehr oder minder von einander ab. Jede Anordnung hat ihre Vorzüge und Schwächen, und keine dürfte alle Ansprüche befriedigen. Dieses Buch hat einen chronologischen Eintheilungsgrund gewählt, wohl den bequemsten, aber für Aufsatzzwecke, wie mich bedünken will, nicht den glücklichsten. Am ehesten kann man dieses Anordnungsprincip bei geschichtlichen Aufgaben billigen; doch bei den zahlreichen aus der Literatur gewonnenen Themen ist es für den eigentlichen Aufsatzzweck von nebensächlicher Bedeutung, welcher Zeit der betreffende Dichter angehört, was besonders grell hervortritt, wenn man z. B. eine Sentenz nicht nach seinem Gedankengehalte, sondern rein äußerlich als Citat eingereiht findet. Hier brächte vielleicht ein doppeltes, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehendes Inhaltsverzeichnis (Register) Abhilfe. Dass eine systematische Anordnung auch deshalb oft schwierig ist, weil man aus dem bloßen Titel nicht immer erkennen kann, wie die Behandlung der Aufgabe gemeint war, wurde S. IV richtig bemerkt, und sollte auch bei der Benützung solcher Bücher grundsätzlich beherzigt werden.

Sofort ersieht man, dass eine reiche Fülle von Stoff verarbeitet wurde. 'Verarbeitet' ist allerdings kaum das richtige Wort, da dies mehr Kritik und Strenge in der Herübernahme der Aufgaben voraussetzen würde, als der Verf. der Anlage des Buches gemäß übte. Offenbar bringt es bei allen diesen Sammlungen das Streben nach Vollständigkeit und Fülle mit sich, dass auch Minderwertiges, ja Missgriffe (und wer begienge nicht solche?) Aufnahme finden.

Die Sammlung bietet natürlich viel des Bekannten und Hergebrachten, aber auch Originelles, aus seltener Stoffquelle Geschöpftes begegnet. Besonders für Aufgaben aus griechischem und römischem Geistesleben wird sie sich als gute Fundgrube erweisen.

Wien.

Dr. Rudolf Löhner.

Meinong A., Psychologisch-ethische Untersuchungen zur Werttheorie. Festschrift der k. k. Karl Franzens-Universität zur Jahresfeier 1894. Graz, Leuschner u. Lubensky 1894. gr. 8°, X u. 232 SS.

Die vorliegende Schrift zerfällt in zwei Theile. Der erste behandelt den Wert-Begriff im allgemeinen, der zweite den moralischen Wert im besonderen. Der erste Theil gipfelt in folgenden Sätzen: „Ein Gegenstand hat Wert, sofern er die Fähigkeit hat, für den ausreichend Orientierten, falls dieser normal veranlagt ist, die thatsächliche Grundlage für ein Wert-Gefühl abzugeben“; Wertgefühle aber sind Urtheilsgefühle, und zwar näher Existenzial-Urtheilsgefühle, d. h. sie begleiten Existenzialurtheile, die das Wert-Object betreffen.

Sowenig nun Ref. diesen Resultaten oder gar den Wegen, auf denen sie gewonnen werden, zustimmen kann, so will er sich auf eine eingehende Kritik dieser Resultate und Methoden doch nicht einlassen, und zwar deshalb, weil Ref. der Ansicht ist, dass eine Kritik des zweiten Theiles ein allgemeineres, principielleres Interesse in Anspruch nehmen darf, und zwar mit Rücksicht auf die hier vom Verf. angewandte Methode. Hiezu aber ist ein Eingehen auf den ersten Theil nicht unbedingt erforderlich. Aus demselben Grunde möchte Ref. auch jene Parteen des zweiten Theiles aus der Besprechung ausscheiden, in denen jene Methode — es ist die des Operierens mit rechnerischen Symbolen — zurücktritt. Indem deshalb Ref. das Capitel über das Wert-Subject — der Verf. findet es in der umgebenden Gesamtheit — und jene über die Zurechnung und das Sollen übergeht, wendet er sich sogleich dem Capitel über das moralische Wert-Object zu.

Der Verf. stellt zunächst ganz allgemein die Frage nach dem Wesen des ethischen Beurtheilungs-Objectes. Gleich hier aber kommt ihm das Bedenken, es möchte wohl schwer fallen, zwischen den Gebieten des Ethischen und Außerethischen eine scharfe Grenze zu ziehen. Es würde sich deshalb empfehlen, wenn zunächst ein rein „ethisches Centralgebiet“ abgesteckt würde, das dann für zweifelhafte Fälle den Maßstab abzugeben hätte. Nun aber „gibt es in der That ein solches Centralgebiet. Nicht die Theorie erst muss es aufsuchen; die Interessen des täglichen Lebens haben es vielmehr längst ausgezeichnet. Äußerlich gekennzeichnet ist dieses Centralgebiet durch den Gegensatz der Vulgär-Termini Gut und Böse, beide im engeren, ethischen Sinne verstanden.“ Und aus dem Folgenden ist mit unzweifelhafter Sicherheit zu entnehmen, dass der Verf. unter diesem „Centralgebiete“ das Gebiet des Verhältnisses zum Nebenmenschen, das des Egoismus und Altruismus versteht. Der Verf. verwendet nun für dieses „Centralgebiet“ den Terminus „moralisch“, im Gegensatze zu dem weiteren Begriffe „ethisch“. Mit diesem „moralischen Centralgebiete“ will sich der Verf. fortan fast ausschließlich beschäftigen. Nachdem er noch die Erklärung abgegeben hat, dass es sich in dieser Schrift nur „um solche Werthaltungen der Gegenwart handeln werde, wie sie dem Leser und Verfasser wissenschaftlicher Darlegungen aus directer Empirie geläufig zu sein pflegen“, betont er „die Selbstverständlichkeit, dass die moralischen Werthaltungen — nicht auf die äußere, sondern auf die innere Seite der Handlungen gerichtet sind, also nicht den thatsächlich gesetzten Erfolg, sondern die betreffende Wollung zum Gegenstand haben“. Ref. weist schon hier darauf hin, dass sowohl die Beschränkung der Moral im engeren Sinne auf das Gebiet des Egoismus und Altruismus, als auch die vorwiegende Relevanz der Wollung vorausgesetzt werden, da, seiner Ansicht nach, in diesen Voraussetzungen bereits das ganze Ergebnis der Untersuchung enthalten ist.

M. untersucht nun zunächst die Frage, ob das moralisch Relevante an der Handlung vielleicht die Absicht sei. Hiebei engt er den Begriff der Absicht in ganz eigenthümlicher Weise ein, indem er als Absicht nicht alle vorausgesehenen Folgen einer Handlung gelten lässt, sondern lediglich jene Folgen, um deren willen die Handlung unternommen wird, also das primäre, psychologische movens. Diese Einengung, die ja zunächst nur terminologischer Natur zu sein scheint, zugegeben, kann dann natürlich nicht mehr zweifelhaft sein, dass eine Handlung nicht ausschließlich um dieser ihrer „Absicht“ willen beurtheilt werden darf. Denn sonst würde irgend ein unschuldiges Vergnügen an seiner Harmlosigkeit nichts einbüßen, wenn im Hinblick auf seine Verwirklichung anderen Personen die schwersten Nachteile zugefügt würden.

Bei dem Nachweise dieser im Grunde selbstverständlichen Sache verfolgt M. den folgenden Gedankengang. Da jede Absicht auf etwas gehen muss, so fragt er zunächst nach einem „den Objecten immanenten Gesichtspunkte, unter dem sich dieselben in Träger moralischer Über-, Unterwerte und moralischer Indifferenz eintheilen lassen“. Er erwidert: „Nichts möchte sich zum Zwecke einer solchen Eintheilung, wie wir sie suchen, besser empfehlen, als der Gegensatz von Ego und Alter; denn dass es für den moralischen Wert einer Wollung ganz wesentlich sein möchte, ob sie auf den Wollenden selbst zielt oder auf einen andern, kann keinem Zweifel unterliegen.“ Ref. kann nicht umhin, auch hier wieder darauf hinzuweisen, dass M. diese Hauptthesen seiner Arbeit durch Sätze einführt, wie: nichts möchte sich besser empfehlen, es möchte ganz wesentlich sein, es kann keinem Zweifel unterliegen, mit anderen Worten, dass er sie voraussetzt. Ref. findet aber ein solches Verfahren umso bedenklicher, als ja M. von vornherein die Untersuchung auf sein enges „Centralgebiet“ beschränkt hat, von dem er *verbis expressis* zugibt, dass es die Sphären der Wahrhaftigkeit, des Betruges, der Untreue, der Loyalität und der geschlechtlichen Beziehungen nicht einschließt; wozu noch zu fügen wären: Pietät, Dankbarkeit, Fleiß, Muth, Ehre usw. Die Beschränkung auf ein so enges Feld wäre aber doch wohl nur dann gerechtfertigt, wenn M. wenigstens hier eine unbefangene Analyse der Empirie bieten würde, während er, wie bemerkt, seine Hauptergebnisse in der Form selbstverständlicher Voraussetzungen postuliert.

Um aber zum Gedankengange der Schrift zurückzukehren, so theilt M. zunächst die Wollungen in egoistische, altruistische und neutrale ein, worunter er solche Willensacte versteht, die auf Wert-Objecte für die Subjecte Ego und Alter gerichtet sind, respective auf solche Objecte, welche außermenschlicher Natur sind, wie z. B. „das Streben für Wahrheit und Kunst, aber ebenso zu Gunsten des gleichgiltigsten Sportes“. Diese letztere Gruppe wird nun,

„ohne ihr die ethische Bedeutsamkeit irgend absprechen zu wollen“, als zu dem „Centralgebiete“ nicht gehörig aus der Betrachtung ausgeschieden. Dafür werden die altruistischen Wollungen unterschieden in positiv altruistische, d. h. solche, die auf Förderung des Alter abzielen (Mitleid, Liebe), und negativ altruistische, d. h. solche, die seine Schädigung bezwecken (Neid, Grausamkeit). Dann heißt es: „Soll in den Objecten der Wollungsclassen die Charakteristik ihres moralischen Wertes liegen — dies aber war erst zu beweisen und durfte nicht vorausgesetzt werden —, so kommt den positiv altruistischen Begehungen moralischer Überwert, den negativ altruistischen moralischer Unterwert zu, indes die egoistischen auf den Nullpunkt zu liegen kommen.“ Und nunmehr wird, wie oben angedeutet, auf die Bedeutsamkeit der Begleitthatsachen hingewiesen, welche den provisorisch gefundenen Charakter der Wollungen modificieren können.

Zur Besprechung dieser Begleit-Thatssachen und damit zur Aufstellung seiner moralischen Wert-Gesetze wendet sich M. in einem neuen Abschnitte.

Zunächst wird eine Symbolik eingeführt. g bedeute ein Gut für das Subject Ego, Eigengut; γ für das Subject Alter, Fremdgut; u Eigenübel; v Fremdübel. Das vorangestellte Zeichen bedeute das Haupt-Wollungsziel, das nachgestellte die Begleit-Thatssache, W den Wert, die Klammer die Wollung. M. unterscheidet 12 Fälle.

1. Die positiv-altruistische Hauptwollung: (γ)

- a) Wie wirkt das Hinzutreten eines Eigenübels als Begleit-Thatssache? M. erwidert: „augenscheinlich wertsteigernd“. Also gelte:

$$W(\gamma u) > W(\gamma).$$

Eine Wohlthat gewinnt immer an Wert, wenn sie ein Opfer erfordert. Allein Ref. kann dieser Anschauung nicht so ohne weiteres zustimmen. Gibt nämlich jemand seine höchsten Interessen schon für ein kleines Fremdgut preis, so zeugt dieses zwar von großer Weichherzigkeit, allein, wie das erzielte Resultat kein für die Allgemeinheit wünschenswertes ist, so wird auch das moralische Urtheil weit mehr die Unmännlichkeit verdammen, als die Milde der Gesinnung loben. Wird freilich von vornherein das Absehen nur auf die altruistische Gesinnung, wie sie in der Handlung hervortritt, gerichtet, dann, aber auch nur dann, muss solche Denkungsart als Ausfluss des Edelmuthes unbedingt gerühmt werden. Indem aber M. das Opfer unter allen Umständen für moralisch wertvoll erklärt, setzt er schon voraus, was erst erwiesen werden soll: dass nämlich an einer Wollung nur die altruistische Disposition, aus der sie fließt, moralisch wertgehalten wird.

- b) Wie wirkt das Hinzutreten eines Fremdübels? M. antwortet unbedenklich: „wertmindernd“ und schreibt an:

$$W(\gamma v) < W(\gamma).$$

Eine Wohlthat verliert immer an Wert, wenn sie eine Schädigung mit sich bringt. Einige nachträglich auftauchende Zweifel (M. führt selbst das Züchtigen von Zöglingen, die Verletzungen von Privatinteressen bei Förderung öffentlicher Angelegenheiten an) werden zur Ruhe verwiesen. — Ref. aber hält die Antwort schon deshalb für unzutreffend, weil die Frage, so wie sie gestellt ist, einer Lösung widerstrebt. Wie sollen wir ein Fremdübel moralisch qualificieren, von dem wir nicht einmal wissen, unter welchem Gesichtspunkte es dem Handelnden erscheint? Ist es ein bei Erzeugung der Wohlthat unvermeidliches Übel? Dann muss es in den Kauf genommen werden, sofern es unwichtiger ist als das gewollte Gut. Es kann dann den moralischen Wert gar nicht modificieren. Allein diese Betrachtung gilt gar nicht auf dem von M. einmal eingenommenen Standpunkte, wonach nur die in der Wollung sich kundgebende altruistische Disposition beurtheilt wird. Denn auf diesem Standpunkte musste gefragt werden: braucht es mehr oder weniger Mitgefühl, eine Wohlthat zu erweisen, die auch Schmerz bereitet? Und sofort erhebt sich die andere Frage: wirkt dieser Schmerz auf den Thäter als Anreiz oder als Abschreckung? D. h. aber: ist er ein guter oder ein böser Mensch? Und um dies zu wissen, müssten wir eben jene Disposition schon kennen, die ja erst aus der Handlung erschlossen werden soll. Wirkte nämlich das Fremdübel verlockend, so wäre zur Wollung weniger Mitgefühl erforderlich, und es gälte:

$$W(\gamma v) < W(\gamma);$$

wirkte es aber abstoßend, dann wäre zur Ausübung der Wohlthat sogar mehr Mitgefühl vonnöthen, und es gälte dann:

$$W(\gamma v) > W(\gamma).$$

Dass M. diese naheliegende Erwägung übersehen hat, ist nur so erklärlich, dass er seinen eigenen subjectivistischen Standpunkt verlassen hat und Erwägungen anderer Art (Menge des erzeugten Glückes) hineinspielen lässt.

- c) Was bewirkt das Hinzutreten eines zweiten Fremdgesetzes? M. antwortet: „Nach etwas Überlegung wird man kaum auf anderes als auf eine schwache Wertsteigerung erkennen“; demnach schreibt er:

$$W(\gamma\gamma) > W(\gamma).$$

Es gilt aber hier genau das Gleiche, was eben sub b) bemerkt wurde, und Ref. kann der von M. gegebenen Lösung aus den gleichen Gründen nicht zustimmen.

- d) Was bewirkt das Hinzutreten eines Eigengutes? M. behauptet „mit größter Sicherheit“: nichts. Er schreibt:

$$W(\gamma g) = W(\gamma).$$

Der moralische Wert einer Wohlthat wird dadurch, dass auch dem Handelnden vortheilhaft ist, nicht alteriert.

hält diese Behauptung für durchaus unannehmbar. Stellt man sich nämlich auf den von M. oben theilweise eingenommenen Glückseligkeitstandpunkt, so müsste man auf Wertsteigerung erkennen. Sonst aber wäre wiederum die Erwägung von durchschlagender Bedeutung, dass ja doch die altruistische Disposition eine schwächere sein kann, wenn in der Richtung auf dieselbe Wollung auch ein egoistisches Motiv mitwirkt. M. kann zu seiner Antwort nur so gelangt sein, dass er sich erinnerte, dem g als Hauptwollungsziel moralische Indifferenz zugesprochen zu haben, und nun das Bestreben zeigte, die Wirkung des g als Begleitthatsache jener Indifferenz anzupassen.

2. Es wären nun jene vier Fälle zu betrachten, in denen g das Hauptwollungsziel ist. Allein, dass aus den Fällen (gg) und (gu) sich auf die altruistische Gesinnung keine Schlüsse ergeben, hat M. richtig erkannt; und dass es mit den Fällen ($g\gamma$) und (gv) nicht anders steht, geht wohl aus dem oben Gesagten ohne weiteres hervor.

3. Negativ-altruistische Hauptwollung (v).

- a) Ein Eigenübel trete hinzu. M. sagt, „es bestehe kein Zweifel“, dass

$$W(vu) < W(v)$$

gilt. Die Zufügung eines Schadens wird noch verwerflicher, wenn um ihretwillen Opfer gebracht werden. Dies wird nicht anzuzweifeln sein.

- b) Es trete ein zweites Fremdübel hinzu. M. findet es „selbstverständlich“, dass zu schreiben sei:

$$W(vv) < W(v).$$

Die Zufügung des Schadens wird noch verwerflicher, wenn sie noch andere Schäden mit sich bringt. Ref. hält auch hier wieder eine Entscheidung für unmöglich, da man nicht weiß, wie das v wirkt. Wirkte es nämlich anreizend, dann wäre die negativ-altruistische Disposition kleiner und somit der Wert höher, da ja dann dieselbe Wollung erst durch ein stärkeres Motiv ausgelöst würde.

- c) Es trete ein Fremdgut hinzu. M. setzt:

$$W(v\gamma) > W(v).$$

Die boshafte Beschädigung verliert an Verwerflichkeit, wenn andere Förderungen damit erzielt werden. M. müsste, um zu diesem Resultate zu gelangen, erst seinen eigenen Standpunkt verlassen und den der Glückseligkeitstheorie einnehmen. Ref. hält die Frage für ebenso unlösbar, wie die sub b) behandelte.

- d) Es trete ein Eigengut hinzu. M. setzt:

$$W(vg) = W(v),$$

da er aus systematischen Gründen die moralische Indifferenz des g nicht missen kann. Aber schon der Laie wird fühlen, dass es eines geringeren Übelwollens bedarf, wenn ein ego-

istisches Motiv die böswilligen Antriebe unterstützt. Die richtige Antwort wäre also wohl:

$$W(vg) > W(v).$$

Die 4. Gruppe fällt weg, da ein Eigenübel nie primär gewollt werden kann.

Vielleicht möchte M. gegen die vorstehenden Erwägungen einwenden, dass Ref. ihn missverstanden habe: unter Begleitthatsachen seien eben nicht den Willen mitbestimmende, sondern lediglich theoretisch vorhergesehene Folgen zu verstehen. Hiegegen müsste aber Ref. folgendes Dilemma aufstellen: entweder die Begleitthatsache wird vorhergesehen und gelangt dazu, auf den Willen die ihr innewohnende Motivationswirkung auszuüben: dann wird sie mit-gewollt; oder aber die Vorstellung des Effects nimmt auf die Wollung keinen oder nicht den vollen Einfluss: dann kann sie auch für das moralische Urtheil nicht in Betracht kommen.

Diesen Untersuchungen entnimmt nun M., dass sich im ganzen die Begleitthatsachen: γ schwach wertsteigernd, g gar nicht, v ausgiebig herabsetzend, u ohne bestimmte Tendenz bethätigen; er erinnert daran, dass die Tendenz derselben Objectclassen, als Hauptwollungsziele zu wirken, dieselbe war, und erklärt diese Übereinstimmung für „jedenfalls sehr beachtenswert“. Und hierauf gestützt, wendet er sich einem noch viel kühnerem Unternehmen zu: der Festsetzung mathematischer Ausdrücke für den absoluten moralischen Wert einer Handlung.

Zunächst fasst M. die Art und Weise ins Auge, wie sich die bisher betrachteten „Wollungs-Binome“ aus den von ihm sogenannten „Project-Binomen“ entwickeln. Z. B.: jemand kann eine Handlung setzen, die einem andern einen Vortheil, ihm selbst aber einen Nachtheil zufügt. Setzt er nun diese Handlung, so steht dafür das Symbol (γu). Er kann sie aber auch nicht setzen. Er will sich dann das u fernhalten, worin ein Eigengut g liegt. Ebenso liegt in der Nichtsetzung des γ ein Fremdübel v . Diese Nichtsetzung der Wollung (γu) kann also bezeichnet werden durch das Symbol ($g v$). Die Alternative, vor der unser Subject steht, wird also symbolisiert durch das „Project-Binomen-Paar“ $\gamma u - g v$. Den Kreis dieses „Project-Binomen-Paares“ will M. ausführlich untersuchen und verspricht „darzuthun, dass hier ein methodisches Befragen des moralischen Common-sense zu erheblich präciseren Ergebnissen führt“, als man glauben möchte.

M. „entnimmt“ nun den bisherigen Untersuchungen, dass die Entscheidung für γu stets überwertig (positiv), die für $g v$ stets unterwertig (negativ) sei: wozu Ref. wiederum bemerken muss, dass, seiner Ansicht nach, all dies im früheren nicht erwiesen, sondern vorausgesetzt wurde. Hierauf wird folgende Überlegung angestellt. Wer ein großes Eigeninteresse einem kleinen Fremdinteresse opfert, setzt damit einen größeren Überwert, als wer nur ein kleines opfert, und auch dazu nur durch ein großes fremdes Interesse

vermocht wird. Der moralische Wert wachse also mit dem geopfertem Eigengute g und sinke mit dem Wachsen des berücksichtigten Fremdgutes γ . Dieses Verhältnis bringt M. in einem mathematischen Ansätze zum Ausdruck, und setzt vorläufig:

$$W(\gamma u) = C \frac{g}{\gamma}, \text{ und analog: } W(g v) = - C^1 \frac{\gamma}{g},$$

weil ja die Wollung um so unentschuldbarer sei, je größer das vernachlässigte Fremdgut und je kleiner das Eigengut, dem jenes aufgeopfert wurde. C und C^1 bedeuten Constanten, welche durch die Beschaffenheit der Einheit bedingt sind.

Zu diesem Ansätze nun muss Ref. bemerken: 1. Die ganze grundlegende Erwägung kann auf Geltung nur Anspruch machen, wenn ausdrücklich gefragt wird, wie stark die altruistische Gesinnung sei, die sich in der Handlung ausdrückt. Denn von einem objectiven Standpunkte aus haben wir gewiss keinen Anlass, einen Menschen besonders hochzuhalten, der auf seinem Lebenswege über jedes kleinste Fremdinteresse stolpert. Es mag ja edel sein, dem Nächsten im Schiffbruche das einzige Rettungsbrett zu überlassen; allein nur ein Wahnwitziger würde sich dem Wellengrabe preisgeben, um dem Nächsten auf jenem Brette, das im übrigen für zwei Baum bieten mag, einen bequemeren Platz zu gewähren. 2. Dass der moralische Wert von der Größe des berücksichtigten Fremdinteresses abhängt, dürfte kaum zu erweisen sein. Dies folgt theoretisch aus folgender Überlegung. Die Kleinheit des γ gestattete einen Schluss auf die Größe der altruistischen Disposition nur dann, wenn feststände, dass das kleinere γ dem Subjecte auch als solches zum Bewusstsein kommt; dies aber hängt selbst von der altruistischen Disposition ab. Mit anderen Worten: Man darf γ und g nicht in einer Formel unterbringen, weil sie nicht dieselben Einheiten zu haben brauchen; man kann die altruistische Disposition nicht gleichzeitig an zwei verschiedenen Maßstäben messen, nämlich an den Gütern zweier Subjecte: den geopfertem und den berücksichtigten Interessen. Dem entspricht die Erfahrung. Wir pflegen ein Almosen von zehn Kreuzern nicht höher zu taxieren, wenn der Bettler weniger arm ist. Wir schätzen Hilfe in der höchsten Noth nicht weniger hoch. Der Ruhm des Königs Kodros wäre kein höherer, wenn er sein Leben, statt für die Rettung des Vaterlandes, für den Sieg in einem kleinen Gefechte oder für das Gedeihen einer kleinen attischen Landgemeinde hingegeben hätte. Vielmehr werden wir doch wohl alle urtheilen: das, wofür er sein Leben ließ, das war ihm sein Leben wert; nicht dass ihm schon ein so geringes Gut das Leben wert war, sondern dass er es überhaupt für das, was es ihm wert war, hingeben konnte, macht seinen Ruhmestitel aus. So müsste, unter Ausscheidung des γ , die altruistische Disposition an g gemessen werden. Die Formel lautete dann:

$$W(\gamma u) = C g, \quad W(g v) = - C^1 \frac{1}{g}.$$

3. Allein Ref. glaubt überhaupt nicht, dass M. berechtigt war, die Abhängigkeit des moralischen Wertes von der Größe der g und γ ohne weiteres gerade als Proportionalität auszudrücken, da für dieses funktionelle Verhältnis keinerlei Beweis auch nur versucht würde. Ebenso wenig dafür, dass eine altruistische Handlung an und für sich, ohne Rücksicht auf die Größe der g und γ , nullwertig ist. Deshalb würde Ref., wollte er die erörterten Beziehungen mathematisch ausdrücken, vorsichtigerweise nur ansetzen:

$$W(\gamma u) = K + Cg, \quad W(gv) = -K^1 - C^1g,$$

wobei K den Wert altruistischen Verhaltens an und für sich bezeichnete: eine Formel, aus der dann freilich keine weitgehenden Folgerungen gezogen werden können, die aber dafür auch den Einwendungen nicht unterliegt, welche M. sich im folgenden selbst macht.

M. discutiert nämlich die beiden von ihm aufgestellten Formeln:

$$W(\gamma u) = C \frac{g}{\gamma}, \quad W(gv) = -C^1 \frac{\gamma}{g}$$

und findet unter anderem für $g = 0$:

$$\lim W(\gamma u) = 0, \quad \lim W(gv) = -\infty.$$

Und mit Recht scheint es ihm unzulässig, in dieser Weise eine Wohlthat, die kein Opfer erfordert, für moralisch wertlos zu erachten. Andererseits nimmt er Anstoß daran, dass „wer es unter diesen Umständen (nämlich wo die Wohlthat kein Opfer erfordern würde) ablehnt, dem andern förderlich zu sein, dadurch dem ärgsten Verbrecher an die Seite trete“: ein Einwand, nebenbei, den Ref. vom Standpunkte des Verf.s aus nicht unterstützen könnte, da doch durch solches Vorgehen in der That völliger Mangel an altruistischer Disposition an den Tag gelegt würde. Dass nun diese Einwände in dem ursprünglichen Ansätze der Formeln ihren Grund haben, erhellt schon daraus, dass die vom Ref. vorgeschlagenen Nothformeln ihnen begegnen, denn nach ihnen ist für $g = 0$:

$$\lim W(\gamma u) = K, \quad \lim W(gv) = -K^1.$$

Statt aber den Ansatz in dieser oder anderer Weise zu ändern, will M. jene Schwierigkeiten durch eine Änderung im Detail beseitigen: nämlich durch Einführung der neuen Hilfsconstanten c und c^1 . Die Formeln lauten dann:

$$W(\gamma u) = C \frac{g+c}{\gamma}, \quad W(gv) = -C^1 \frac{\gamma}{g+c^1},$$

was für $g = 0$ ergäbe:

$$\lim W(\gamma u) = C \frac{c}{\gamma}, \quad \lim W(gv) = -C^1 \frac{\gamma}{c^1}.$$

Doch M. selbst findet auch in diesen „durch die Empirie berichtigten“ Formeln noch Schwierigkeiten. Setzt man nämlich $g = \gamma$ — und M. verweist auf den Fall eines Geschenkes, das beiden Theilen gleich wert ist —, so würden seine Formeln ergeben:

$$\lim W(\gamma u) = C \frac{\gamma+c}{\gamma} = C \left[1 + \frac{c}{\gamma} \right],$$

d. h. aber: je kleiner das Geschenk, desto größer der moralische Wert. Auch hier könnte nur eine von Anbeginn vorsichtiger concipierte Formel helfen, wie beispielsweise die vorhin vom Ref. concipierte Hilfsformel: $W(\gamma u) = K + Cg$, welche, unabhängig von γ , den Wert mit dem g wachsen ließe. M. aber führt eine neue Detailverbesserung ein, indem er das g — man darf wohl sagen: ohne jede innere Begründung — mit einer Constante $k > 1$ potenziert, so dass nunmehr die Formeln lauten:

$$W(\gamma u) = C \frac{g^k + c}{\gamma}, \quad W(gv) = - C^1 \frac{\gamma}{g^{k^1} + c^1},$$

was dann für $\gamma = g$ ergibt:

$$W(\gamma u) = C \frac{\gamma^k + c}{\gamma} = C[\gamma^{k-1} + \frac{c}{\gamma}].$$

Und bei diesen letzten Formeln bleibt M. wirklich stehen. Zwar kommen ihm selbst noch weitere Bedenken, und nichts ist natürlicher als dies: dass eine Änderung der Formel, die ein dem Verf. unliebsames Resultat ihrer Discussion beseitigen soll, damit auch ein anderes, ihm zusagendes, modificiert. In diesem Falle: setzt man $\gamma = g = 0$, so ergibt die obige Formel:

$$\lim W(\gamma u) = C[0 + \frac{c}{0}] = + \infty.$$

D. h. aber: wenn einer dem andern ein Geschenk macht, das weder für den Schenker noch für den Beschenkten irgend einen Wert hat, so setzt er damit eine Wollung von unendlich hohem moralischen Werte. M. aber findet sich, wie bemerkt, mit dieser Consequenz ab, indem er meint: „Aber wäre es so erstaunlich, dass das Eintreten für unendlich kleines Fremdinteresse schon ganz ohne Rücksicht auf die Größe des Einsatzes an Eigenem unendlich großen Wert hätte?“

Endlich werden die beiden Formeln „handlich“ gemacht, indem M. für die Constanten absolute Zahlwerte substituiert, und zwar $C = C^1 = 1$, $c = c^1 = 1$, $k = k^1 = 2$ setzt. Kann Ref. schon an und für sich eine derart willkürliche Art der Substitution nicht billigen, so muss er sich doch insbesondere gegen den Umstand wenden, dass hier für zwei verschiedene Constanten, C und c , derselbe numerische Wert 1 eingesetzt wird. Nach dieser Transformation nun lauten die beiden Ausdrücke:

$$W(\gamma u) = \frac{g^2 + 1}{\gamma}, \quad W(gv) = - \frac{\gamma}{g^2 + 1}.$$

In dieser Gestalt bezeichnet sie M. als die „erste Hauptformel“. Auf die „Weiterführungen“ und die „zweite Hauptformel“, die sich mit dem Werte negativ altruistischer Wollungen beschäftigt, kann Ref. nicht eingehen.

Und nun, nachdem M. die Empirie zu diesen „Hauptformeln“ verdichtet hat, wendet er sich zurück zu der Hauptfrage: was ist das Object der moralischen Bewertung? „Es leuchtet ein“, sagt er, „dass als Wertobject weder das g noch das γ anzusprechen

ist. Was also an den betreffenden Entschlüssen wertgehalten wird, muss irgendwie hinter den — g und γ zu suchen sein.“ Es wird nunmehr auf die Reflexion des täglichen Lebens verwiesen. Der Praktiker „weiß ganz wohl, warum er das größere Opfer — höher anschlägt, als das kleinere: wer das größere bringt, beweist damit, dass ihm am Wohle des anderen mehr gelegen sei. — Das, worauf es bei dem moralischen Werte eigentlich ankommt — liegt hinter der Wollung als eine dauernde Beschaffenheit des Subjects, als eine Fähigkeit oder Disposition desselben, dem Wohle und Wehe des andern gegenüber Stellung zu nehmen.“ Also ist die Gesinnung das eigentliche Object der moralischen Werthaltung.

Diese These will M. nunmehr mit der Erfahrung in Gestalt jener Formeln confrontieren, und sie so empirisch bewähren, d. h. den Nachweis führen, dass zwischen den Variationen der Stärke der altruistischen Disposition und der Größe der $W(\gamma u)$ in den Formeln ein Parallelismus besteht, der nur durch die Annahme der Identität erklärt werden kann. In der That wäre dieser Nachweis zwingend, wenn nur nicht, wie Ref. schon öfters angemerkt hat, eben der Satz, dass die altruistische Gesinnung das Object der moralischen Werthaltung sei, als Grundlage zur Aufstellung jener Formeln gedient hätte. Eben deshalb sind auch die Argumente, welche jetzt gebraucht werden, um zu zeigen, dass die altruistische Gesinnung von g und γ in derselben Weise abhängt, wie das $W(\gamma u)$ jener Formeln, genau dieselben Argumente, welche dort dazu geführt hatten, das $W(\gamma u)$ in eben dieser Weise von g und γ abhängen zu lassen, z. B. „je größer das zurückgesetzte g , desto größer die sympathische Disposition im Wollenden“; oder: „wem schon das kleinere γ mehr gilt als das vorliegende g , der beweist — das stärkere Interesse.“

Es ist also, so schließt daraus M., der Antheil, näher der unpersönliche Antheil — denn auch ungerechte Mehrberücksichtigung eines bestimmten andern ist unmoralisch —, der unpersönliche Antheil des Subjects an fremdem Wohl und Wehe das eigentliche Object der moralischen Bewertung.

Auch gegen dieses Resultat hätte Ref. schwere Bedenken, welche im wesentlichen daraus hinausliefen, dass eine Disposition doch letztlich wegen dessen wertgehalten wird, wozu sie disponiert, also des Effects wegen, und dass deshalb die Disposition nur einen mittelbaren Wert oder doch nur in sehr beschränkter Weise, nämlich infolge einer Ideenassociation, einen unmittelbaren Wert haben könne; allein Ref. hält, wie eingangs bemerkt, die Resultate hier für weniger wichtig als die Methode. Die Methode der Untersuchung erscheint ihm aber durch das Vorstehende als widerlegt. Denn das Resultat ist eben das, was am Anfange die, wenn auch nicht mit denselben Worten ausgesprochene, Voraussetzung war: dass es nämlich die innere Seite der Handlung ist,

die beurtheilt wird, und zwar in Rücksicht auf die Beziehung des Subjects zu seinen Nebenmenschen. Nicht einzelne Fehler in der Anwendung dieser Methode, der Methode der mathematischen Symbolisierung, kann man dafür verantwortlich machen: diese Methode selbst konnte nichts anderes ergeben. Die Mathematik ist eine Maschine, die getreulich, wenn auch in anderen Formen, das von sich gibt, was man in sie hineingelegt hat. Sie kann also in derartigen Fällen eine Theorie nur dann aus sich producieren, wenn diese erst in sie hineingetragen worden war, in derartigen Fällen, d. h. überall dort, wo weder Zählungen noch Messungen ein zur mathematischen Umarbeitung geeignetes Material geliefert haben. Hier sind die empirischen Data keine Zahlwerte: deshalb war zu ihrer Umsetzung in solche bereits eine fertige Theorie vonnöthen. Die Resultate der Rechnung waren Zahlwerte: aber, um sie mit der Empirie zu vergleichen, mussten sie erst wieder, mittelst eben derselben Theorie, in die empirischen Data des Ausgangspunktes zurückverwandelt werden.

Die Deduction muss hier nothwendigerweise um soviel nach rückwärts führen, als die Induction nach vorwärts geführt hat. Vor einem solchen pseudo-mathematischen Verfahren möchte Ref. durch diese Anzeige warnen.

Wien.

Heinrich Gompertz.

Vorlesungen über Geschichte der Mathematik. Von M. Cantor.
2. Band. Von 1200 bis 1668. 2. Theil. Leipzig, B. G. Teubner 1892.

Der ersten Lieferung des zweiten Bandes der berühmten Vorlesungen über Geschichte der Mathematik aus der Feder des Heidelberger Professors Cantor ist nun die zweite Lieferung in schneller Aufeinanderfolge angeseht worden. Auch diese Lieferung zeugt von der Liebe und Sorgfalt, welche der Verf. seiner Arbeit entgegengebracht hat, einer Arbeit, welche mit Stolz als eine Leistung der deutschen Literatur bezeichnet werden kann, die nichts Ebenbürtiges in den Literaturen anderer Völkerschaften aufzuweisen hat. Prof. Cantor ist in dem Vorworte zu der vorliegenden Lieferung mehrfachen sinnentstellenden Druckfehlern der ersten Lieferung des 2. Bandes an den Leib gerückt und hat an einzelnen Abschnitten derselben bemerkenswerte Ergänzungen und Verbesserungen vorgenommen, die freudig zu begrüßen sind. — In dem eigentlichen Buche wird zuerst der Zeitraum von 1550 bis 1600 einer eingehenden Würdigung unterzogen: Es werden zuvörderst solche Schriftsteller hervorgehoben, welche in der Geschichte der Mathematik selbst Forschungen aufzuweisen haben, und besonders Übertragungen der Werke griechischer Mathematiker bald ins Lateinische, bald in die

lebenden Sprachen vorgenommen haben. Im Folgenden wird der Entwicklung der Geometrie und der Mechanik in diesem Zeiträume gedacht und an der Geschichte dieser Gegenstände gezeigt, dass gerade in dieser Zeit „die Mechanik ein Capitel der Mathematik“ zu werden beginnt. Ein besonderer Abschnitt ist den Arbeiten Simon Stevins gewidmet und der belangreichen Studien auf dem Gebiete der Cyclometrie und der Trigonometrie Erwähnung gethan. Die eigentliche Rechenkunst und Algebra hat in der bezeichneten Zeit ebenfalls verschiedene Fortschritte zu verzeichnen, und es sind insbesondere Gleichungen vom 3. und 4. Grade, deren Eigenschaften und deren Lösung in das rechte Licht gesetzt werden. Vietas Name ragt aus der Reihe der Mathematiker dieser Epoche besonders hervor, und es sind vorzüglich seine Verdienste in der Lehre von den trigonometrischen Functionen, in der Lehre von den Gleichungen und in der Verbindung beider Gebiete derart, dass sie rühmend hervorgehoben werden müssen.

In der Darstellung der mathematischen Forschungen des Zeitraumes von 1600 bis 1668 wird zunächst wieder der Untersuchungen auf dem Gebiete der Geschichte der Mathematik gedacht, dann werden die geometrischen Leistungen (besondere Würdigung der Arbeiten von Desargues und Pascal, sowie von Descartes), die Fortschritte in der praktischen und theoretischen Mechanik, in der Trigonometrie und Cyclometrie, im Rechnen und der Logarithmotechnik, in der Wahrscheinlichkeitsrechnung, der Lehre von den Kettenbrüchen, in der Zahlentheorie und der Algebra (Fermat) eingehend dargelegt. Die geometrischen Gleichungsaufösungen und die Anfänge der analytischen Geometrie fallen ebenfalls in diese Zeit. Mit besonderer Klarheit und überaus eingehend werden die Infinitesimalrechnungs-Betrachtungen der damaligen Zeit erörtert und die Leistungen von Kepler, Cavalieri, Descartes, Fermat, Roberval, Toricelli und anderer Mathematiker auf diesem Gebiete beleuchtet. Der Zeitraum von 1615 bis 1668 kann als jener der Erfindung der Infinitesimalrechnung bezeichnet werden. Der Verf. zeigt mit entschiedener Klarheit, dass in dieser Beziehung die Franzosen bahnbrechend waren, und dass Fermat die Differential-, Pascal die Integralrechnung vorbereitete, dass ferner auf Grund dieser Forschungen die Engländer und Deutschen in den weiteren Zeiträumen mächtig in das Gebiet der Infinitesimalrechnung eingreifen konnten.

Dem Buche ist ein sehr sorgfältig geführtes Namenregister beigegeben. Es wäre sehr zu wünschen gewesen, wenn auch ein Sachregister den Gebrauch des umfangreichen Werkes erleichtert hätte.

Wir empfehlen die „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik“ von Prof. M. Cantor den Mathematikern vom Fache auf das Beste und wünschen, dass dasselbe das Stu-

dium der Geschichte der Mathematik in immer weiteren Kreisen anregen möchte. Die vorliegende Arbeit, eine Arbeit von vielen Jahren, ist ein schönes Zeugnis deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit.

Archimedes, Huygens, Lambert, Legendre. Vier Abhandlungen über die Kreismessung. Deutsch herausgegeben und mit einer Übersicht über die Geschichte des Problems von der Quadratur des Zirkels von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Verfasst von Dr. F. Rudio, Professor am eidgenössischen Polytechnicum. Mit Figuren im Texte. Leipzig, B. G. Teubner 1892.

Der Verf. beabsichtigte in der vorliegenden Arbeit die „Merksteine in der geschichtlichen Entwicklung des Problems von der Quadratur des Zirkels“ hervorzuheben und wählte aus diesen die grundlegenden Arbeiten von Archimedes, Huygens, Lambert und Legendre. Diese Arbeiten wurden in sorgfältiger Weise übersetzt und dadurch eine neue schätzenswerte Anregung für das Studium der Geschichte der Mathematik gegeben. Wir können dem Verf. nur vollständig beistimmen, wenn er die Behauptung aufstellt, dass „das Studium dieser Abhandlungen, namentlich der viel zu wenig beachteten und doch gerade für den Mathematiklehrer der Mittelschule so eminent wichtigen Arbeit von Huygens, dem mathematischen Unterrichte reichen Gewinn wird bringen können“. Die erwähnten vier Abhandlungen sind vollständig übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen; in allen Abhandlungen war es das lobenswerte Streben des Verf.s, die Sprache und Denkweise des Forschers besonders hervortreten zu lassen und dieselbe nicht durch Künsteleien und Einstreuungen willkürlicher Art zu verwischen; wir halten einen derartigen Vorgang nicht nur für einen pietätvollen, sondern auch für einen der Sache und dem Zwecke vollauf entsprechenden. Die in der Einleitung gegebene, sehr lesenswerte Übersicht über die Geschichte des Problems von der Quadratur des Zirkels von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage soll die bezeichneten Arbeiten in einen organischen Zusammenhang bringen, und wir glauben, dass dieser Zweck vollständig erreicht wurde. Es wird in dieser Übersicht zunächst nach den Gründen der großen Popularität des behandelten Problems geforscht, dann wird eine genaue mathematische Formulierung desselben vorgenommen, endlich werden die verschiedenen Epochen charakterisiert, in welche sich die Geschichte des Problems von der Quadratur des Zirkels zerlegen lässt. Diese Epochen sind: von den ältesten Zeiten bis zur Erfindung der Differential- und Integralrechnung, von da an bis zum Beweise der Irrationalität der Ludolph'schen Zahl durch Lambert, und endlich von Lambert bis auf die gegenwärtige Zeit, wo besonders der neueren Arbeiten von Legendre, Liouville, Hermite, Lindemann und Weierstrass gedacht wurde.

In der ganzen Abhandlung wird dem Umstande Rechnung getragen, zu zeigen, dass aus dem ursprünglichen geometrische Probleme ein hoch interessantes arithmetisches Problem wurde, das als die Quelle von manchen bedeutenden zahlentheoretischen Forschungen betrachtet werden muss. Die Anmerkungen zu den vorstehenden Abhandlungen wurden von dem Verf. in Fußnoten gegeben; sie beziehen sich entweder auf sachlich erläuternde Hülfs- oder auf historisches Detail. Welche ungeheure Anregung insbesondere in der Arbeit von Huygens liegt, wird man aus der hier gegebenen Darstellung derselben unschwer erkennen. Es kann nur im Interesse der Lehrer der Mathematik auch an den Mittelschulen liegen, wenn sie diese in jeder Beziehung gelungene Schrift Radice einem Studium unterziehen.

Lehrbuch der absoluten Maße und Dimensionen der physikalischen Größen. Mit 352 Fragen, 545 Erklärungen und einer Aufgabensammlung, nebst den Ergebnissen der ungelösten Aufgaben. Für das Selbststudium und zum Gebrauche an Lehranstalten, sowie zum Nachschlagen für Fachleute bearbeitet nach System Kleyn von Dr. H. Hovestadt. Stuttgart, Julius Maier 1892.

Das vorliegende Buch ist vorzugsweise für Anfänger und solche bestimmt, welche die absoluten Maße und Dimensionen der physikalischen Größen durch Selbststudium kennen lernen wollen, und es wurden aus diesem Grunde alle in dem Buche vorkommenden Größen auf ihre eigentlichen Bestimmungsstücke zurückgeführt. Von Bedeutung und besonders anerkennend hervorzuheben ist aber der Umstand, dass die meisten Aufgaben aus Experimentaluntersuchungen entnommen sind, somit einen wirklichen Untergrund besitzen. In einer sehr gehaltvollen Einleitung wird auf die Geschichte des Dimensionenbegriffes eingegangen, und es werden in derselben auch allgemeine Bemerkungen über die in der Physik gebräuchlichen Maßsysteme im allgemeinen, das absolute System im besonderen gemacht. Von besonderem Interesse ist das über die internationalen Ureinheiten Gesagte; hiebei werden die Arbeiten des durch die Vereinbarung vom 20. Mai 1875 eingesetzten internationalen Bureaus mit Klarheit und Präcision skizziert. Der erste Abschnitt handelt allgemein über Messen, Maßeinheiten und Maßzahlen, dann werden einige zur ersten Einführung in das Längen-, Masse-, Zeit-System der Physik geeignete Größen besprochen. Durch passend gestellte Fragen und zweckentsprechende kurze Antworten werden die folgenden Probleme in recht gelungener Weise vorbereitet. Weiters finden wir einen Abriss über das Längen-Masse-Zeit-System der physikalischen Größen im allgemeinen, dann über die Art, wie dieses System in der Physik durchgeführt ist. Von Wichtigkeit ist die Darlegung der Beziehung zwischen dem Gravitationsmaße und der absoluten Kräfteinheit und der Beziehung zwischen dem Schwere- maße und der absoluten Einheit der mechanischen Arbeit. Die ge-

lösten sowohl, als auch die ungelösten Aufgaben entsprechen vollkommen den Forderungen, die man an ein Buch stellt, das vorzugsweise zum Selbststudium dienen soll. Besonders bemerkenswert sind die recht gelungenen Aufgaben über die Leistung mechanischer Arbeit gegen die Oberflächenspannung.

Im Folgenden finden wir die Anwendung des Längen-Masse-Zeit-Systems in der Lehre vom Magnetismus, ferner eine eingehende Erörterung des elektrostatischen absoluten Systems. Auch die in diesem Abschnitte gegebenen Aufgaben verdienen Beachtung. Im Folgenden wird das elektromagnetische Längen-Masse-Zeitsystem besprochen und auf die von Maxwell gegebenen Erörterungen und Bezeichnungen des Näheren eingegangen. Das Verhältnis zwischen dem elektrostatischen und elektromagnetischen absoluten System findet eine sachgemäße Erörterung und eine Anwendung auf einige gelöste und einige dem Leser überlassene ungelöste Probleme. Das praktische Maßsystem der elektrischen Größen und der Zusammenhang der in diesem System gegebenen Einheiten und der Einheiten im absoluten elektromagnetischen und elektrostatischen Maßsysteme wird in übersichtlicher Weise dargestellt. Von Interesse sind die weiteren Darstellungen des elektrodynamischen Längen-Masse-Zeit-systems und des Längen-Masse-Zeit-systems in der Wärmelehre. In letzterer Beziehung wurde das theoretisch interessante mechanische System von Herwig nur angedeutet und dem eigentlichen calorischen Systeme, in welchem nicht die Temperatur, sondern die Wärmecapazität zu einer abgeleiteten Größe gemacht wird, der Vorzug eingeräumt. Der folgende Abschnitt handelt von der Anwendung der Längen-Masse-Zeit-Dimensionen zur Prüfung physikalischer Gleichungen und von der Anwendung dieser Dimensionen zur Herleitung physikalischer Gesetze. Ferner werden im Nachstehenden das Länge-Gewicht-Zeitsystem, die Gravitationseinheiten in demselben, das Länge-Kraft-Zeitsystem und die Gravitationseinheiten in diesem besprochen. Die Betrachtung über Systeme, die auf Grund des Gesetzes der Massenanziehung hergeleitet sind, bieten genug des Interessanten. Die Systeme mit zwei unabhängig Veränderlichen, mit nur einer unabhängig Veränderlichen bilden den Schluss der eingehenden Discussionen über diesen nicht nur dem Theoretiker, sondern auch dem Praktiker wichtigen Gegenstand. In einem Anhange finden wir die Ergebnisse zu den ungelösten Aufgaben in übersichtlicher Zusammenstellung und eine Zusammenstellung der Längen-Masse-Zeit-Dimensionen in den gebräuchlichen Systemen.

Wir empfehlen das sachlich correcte und ausführliche Lehrbuch der absoluten Maße und Dimensionen der physikalischen Größen auf das Eindringlichste der Beachtung der Fachgenossen.

Prof. Dr. J. Lorscheid, Lehrbuch der anorganischen Chemie mit einem kurzen Grundriss der Mineralogie. Mit 229 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spectraltafel in Farbendruck. 12. Aufl. von Dr. H. Hovestadt, Oberlehrer am Realgymnasium zu Münster. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung 1892.

Das gut ausgestattete Buch umfasst einschließlich des ausführlich gearbeiteten Sachregisters 354 Seiten, von denen 12 auf die Einleitung, 263 auf die „specielle“, 42 auf die „allgemeine“ Chemie und einen „Anhang“, 29 endlich auf die Mineralogie entfallen. Die vorliegende 12. Auflage ist auf Grund neuerer Arbeiten in vielen Punkten ergänzt und berichtigt. Der Bearbeiter ist bemüht gewesen, die Darstellung früherer Auflagen gegenüber nach Möglichkeit zu vereinfachen. Die Typenformeln sind beseitigt und schwerfällige, veraltete Bezeichnungen aufgegeben worden.

Im Anfange des ersten Theiles der „speciellen Chemie“, der über die „Metalloide“ handelt, werden zuerst das Vorkommen, die Darstellung, die Eigenschaften, sowie die Anwendungen des Wasserstoffes besprochen, die nothwendigen Versuche beschrieben, hierauf unter der Rubrik „Erklärungen“ die Begriffe festgestellt, die sich aus dem bereits Durchgenommenen ergeben. An die Betrachtung dieses Elementes schließt sich die Eintheilung der übrigen, die — innerhalb der Hauptgruppen „Metalloide“ und „Metalle“ — nach der Wertigkeit in Classen gebracht werden.

Sehr sympathisch berührte den Ref., dass das Allgemeine über die Metalle auf einen ganz kleinen Raum — auf nur eine Seite — zusammengedrängt worden ist; das da Gegebene genügt für den Zweck vollauf (S. 50). Über die Eigenschaften der Eisensorten und über die Eisengewinnung sind volle 16 Seiten (193—209) im Kleindruck angefüllt; dieses Capitel ist also sehr ausführlich behandelt. Das Eisen wird unterschieden in reines und kohlenstoffhaltiges, letzteres in Roheisen und schmiedbares Eisen. Das Roheisen wird in der herkömmlichen Weise in graues und weißes, das schmiedbare Eisen hingegen in Schweißisen und Flusseisen eingetheilt (S. 196).

Recht gut erklärt ist, was man unter „Verbindungsgewichten“ versteht (S. 277). Einfach und anschaulich ist das „Periodische Gesetz der Elemente“ abgehandelt (S. 286—288), klar und bündig sind die Capitel über „Thermochemische Beobachtungen“ (S. 288), „Darstellung der Wärmetönungen“ (S. 289), über das „Gesetz der constanten Wärmesummen“ (S. 291), über „Bildungswärmen und Zersetzungswärmen“ (S. 291—294), über „Zusammenhang zwischen Wärmetönung und chemischer Verwandtschaft“ (S. 294), über das „Grundgesetz der Elektrolyse“ (S. 294—295), über „Elektrochemische Äquivalente der chemischen Elemente“ (S. 296) und die „Theorie der elektrolytischen Dissociation“ (S. 297) gegeben. Freilich will es dem Ref. scheinen, dass manches hier Gebotene für den Unterricht an der Mittelschule zu schwer sein wird.

Bei den zahlreichen stöchiometrischen Aufgaben finden sich oft Hinweise auf den Lehrbuchtext, so dass es dem strebsamen Schüler ermöglicht wird, sich ganz selbständig über die Bearbeitung und Lösung dieser Aufgaben herzumachen, was immerhin ein Vortheil zu nennen ist.

Gelegentlich der Besprechung der Leuchtkraft einer Phosphor- und einer Schwefelflamme wird auf die Ursache des Leuchtens einer Flamme eingegangen und als solche das Vorhandensein glühender Theile eines festen Körpers namhaft gemacht (S. 42). Auffallend ist, dass der Begriff „Reagentien“ erst beim Studium der Schwefelsäure auf S. 70 festgestellt wird, nachdem schon recht oft Körper zum Nachweise anderer benützt worden sind. Eine noch ärgere Rückwärtsconcentrierung kommt in einem auf S. 174 befindlichen, durchaus nicht formvollendeten Satze zur Geltung, der da heißt: „Die chemischen Prozesse lässt man bei den Reactionen überall durch Formelgleichungen ausdrücken.“ Diese Worte sind nicht ein etwas spät gegebener Wink für den Lehrer, sondern sie sollen, mitten im Contexte stehend, etwas wirklich Neues mittheilen.

Wollen dem Ref. auch Definitionen, wie „Eine Säure ist eine Verbindung, die elektropositiven, durch Metalle ersetzbaren Wasserstoff enthält“ (S. 20), „Eine Basis ist eine Verbindung eines Metalles mit einer der beiden Atomgruppen OH oder SH“ (S. 17), oder „Unter Wertigkeit (Valenz) der Elemente versteht man ihre atombindende Kraft“ (S. 16) nicht sonderlich gefallen, kann er sich ferner weder mit der Schreibweise H_2CaO_2 usw. für Hydroxyde, mit der öfteren Verwechslung von Ammoniak und Ammonium bei der Namengebung der Salze befreunden, noch auch mit dem Satze: „ $SrCO_3$ wird durch Fällen eines löslichen Strontiumsalzes als weißer Niederschlag erhalten“ (womit fällt man denn?), so wird man geradezu missmuthig, wenn man (S. 133) liest: „ CO_2 wird dargestellt durch Verbrennen von Graphit ... Diamant“ oder (S. 134) „durch den Athmungs-, Gährungs- und Verwesungsprocess“.

Weil gerade von organischen Verbindungen die Rede ist, so soll gleich erwähnt werden, dass in dem vorliegenden Lehrbuche der anorganischen Chemie auf S. 133 Essigsäure und Oxalsäure als Verbindungen des Kohlenstoffes aufgeführt und später (S. 142—144) auch abgehandelt werden; auf S. 154 wird Kaliumcyanid, auf S. 211 werden Berlinerblau und Nitroprussidnatrium, auf S. 158 oxalsaures und saures weinsaures Kalium besprochen. Unter den stöchiometrischen Aufgaben findet man auch solche über Alkohol, Äther, Essigsäure usw. In puncto Nomenclatur sollte man nach der Ansicht des Ref. etwas vorsichtiger sein und Namen wie Stickstofftetroxyd und Stickstoffdioxyd für NO_2 , respective NO nicht verwenden, wie dies im vorliegenden Buche auf S. 88 ff. und in manchen anderen Büchern noch immer geschieht.

Es ist schade, dass das Buch, welches manchen guten Gedanken zum Ausdruck und manchen Versuch nicht nur eigenartig, sondern auch gut zur Anschauung bringt, so viele Folgen flüchtiger Behandlung an sich trägt. So werden durch ungeschickte Anbringung von Überschriften auf S. 175 und auch sonst öfter „Verbindungen“ in einen Gegensatz zu „Salzen“ gebracht; so wird auf S. 34 behauptet, dass im Wasser ein Drittel des Volumens aus Sauerstoff bestehe (soll nämlich heißen „im Wasserdampf“); so wird auf S. 174 BaSO_4 als in Wasser „und Säuren“ unlöslich bezeichnet, was doch ein wenig zu allgemein ausgefallen ist! Auf Rechnung von Flüchtigkeit ist auch zu setzen, dass S. 158 dem Kaliumsilicat die Formel KaSiO_3 gegeben und am Ende desselben Absatzes geschrieben wird: „Formel unbestimmt“; ebenso, wenn es einmal (S. 195) heißt, verdünnte Salpetersäure löse Eisen ohne Gasentwicklung unter Bildung von Ferronitrat und Ammoniumnitrat, und ein andermal (S. 213), dass diese verdünnte Säure das Eisen unter Bildung von Ferrinitat, $\text{Fe}(\text{NO}_3)_3$, angreife; oder wenn S. 243 dem Realgare die Formel AsS , auf S. 246 aber As_2S_2 zuerkannt wird; oder endlich wenn S. 190 Mn, Fe, Cr, Co, Ni als zwei- und sechswertig bezeichnet werden, S. 209 aber Fe wieder als dreiwertig, S. 191 Mn als zwei- und dreiwertig hingestellt wird usw. Aluminium wird consequent als dreiwertiges Element behandelt.

Nicht mit oberflächlicher Behandlung des Gegenstandes entschuldigen lässt es sich, wenn man die Krystalle von Pyrolusit „schwarz“ nennt (S. 192), das Rothkupfererz „in rosenrothen, durchscheinenden“ Octaedern auftreten lässt (S. 234), wenn die Farbe des Nickelmetalles als „silberweiß“ bezeichnet wird (S. 219), wenn auf S. 238 behauptet wird, Wismut finde sich „gediegen in Wismutocker, Bi_2O_3 , und in Wismutglanz, Bi_2S_3 “. In die Kategorie directer Unwahrheiten gehört auch: „Behandelt man Kupfer in der Wärme mit H_2SO_4 , so erhält man eine blaue Lösung von CuSO_4 . Aus dieser Lösung krystallisiert $\text{CuSO}_4 + 5\text{aq}$, Kupfervitriol“. Auf derselben Seite (235) wird übrigens noch eine andere probate Darstellung von Kupfervitriol gelehrt: „Man löst Kupfergranalien (gekörntes Kupfer) in verdünnter H_2SO_4 auf.“

Auf S. 47, 8. Absatz steht geschrieben, dass „das Wasser unter gleichen Umständen etwa doppelt soviel Sauerstoff absorbiert als Stickstoff“, auf S. 130, 2. Absatz, dass bei einer brennenden Stearinkerze die napfförmige Vertiefung nächst dem Dochte „mit flüssigem Stearin gefüllt“ ist. Kieselguhr wird als „aus Kieselpanzern von Infusorien bestehend“ bezeichnet (S. 341) usw.

Auch in dem „kurzen Grundriss der Mineralogie“ ist nicht alles geheuer; da heißt es z. B. S. 307: „Die Gestalt der Mineralien kann eine zufällige oder eine wesentliche sein. Im letzteren Falle .. ist die Gestalt .. eine regelmäßige, von Ebenen begrenzte,

welche Krystall genannt wird. Hat ein Mineral keine solche wesentliche Gestalt, so nennt man dasselbe amorph.“ Muss da der aufmerksame Leser nicht auf den Gedanken kommen, dass jeder Körper, der keine Krystallgestalt zeigt, als amorph zu bezeichnen ist? Mit einem solchen Ergebnisse steht übrigens das Dictum ganz im Einklange, dass der Graphit „in amorphen, blättrig-schuppigen Massen“ vorkommt (S. 113, 2. Abs.).

Die auf S. 344 stehenden Worte „Faseriger Arragonit, in schneeweißen Platten bei Eisenerz (am Fuße des Eisenbergs in Steiermark)“ wird sich wohl auf die Eisenblüte beziehen; mineralogisch und geographisch zu bemängeln sind sie jedenfalls.

Recht empfindlich beeinträchtigt wird die gute Seite des Buches auch durch ungeschickte Wendungen, von denen manche, wie „kalkhaltige Mauer“ (S. 157) oder „Konversationsalpeter“ (S. 157) lustig klingen; manche aber müssen dem Studenten seine bisherigen Vorstellungen von Allotropie ins Wanken bringen, z. B. wenn es heißt: „so scheidet sich aus dem geschmolzenen Phosphor der rothe aus“ (S. 99, Versuch 7). Nicht viel Wert hat die Notiz „Früher wurde auch das Nitroglycerin für eine Nitroverbindung gehalten“, keinen aber, wenn nicht auch gesagt wird, wofür man es denn jetzt hält.

Der Satz auf S. 171 „In die größere Abtheilung der Röhre sind einige Stückchen Salmiak neben die Scheidewand gebracht“ wäre leicht richtig zu bauen gewesen, ebenso jener auf S. 143, 3. Absatz „Sie (nämlich die Oxalsäure) hinterlässt beim Erhitzen keinen kohligem Rückstand, wie die meisten anderen organischen Säuren“; der letztere wäre hiedurch gleichzeitig eindeutig geworden. Ganz umzuschweißen ist folgender Rumpf eines Gefüges (S. 140, 3. Absatz): „Daher so häufig durch den Gebrauch von Kohlenbecken und durch Schließen der Ofenklappen Unglücksfälle eingetreten sind, in dem das nach 2. $[2\text{CO}_2 + \text{C}_2 = 4\text{CO}]$ entstandene Kohlenoxyd in die Athmungsluft eintrat.“

Beim Durchlesen des Punktes 3 auf S. 276: „Die Gewichtsverhältnisse, nach denen sich die Elemente verbinden, sind von einander in der Weise abhängig, dass man jedem Elemente ein gewisses Verbindungsgewicht zuordnen und dadurch die Regel zur Geltung bringen kann: Die Elemente verbinden sich überhaupt nur nach dem Verhältnisse der ihnen beigelegten Verbindungsgewichte und nach ganzen Vielfachen derselben“, muss man auf den Gedanken kommen, dass diese Chemiker recht willkürlich mit ihrer Wissenschaft umspringen; ganz abgesehen davon ist auch der sprachliche Eindruck dieser Stelle kein günstiger.

Zur Beleuchtung des oft gewählten Stils mögen noch folgende zwei Proben dienen, die sich auf einer Seite (178) finden: 1. „Dass bei der Erhärtung des Mörtels ein Theil des Quarzsandes durch Einwirkung des H_2CaO_2 in lösliche Kieselsäure übergeführt wird und Calciumsilicat entsteht, ist eine secundäre Erscheinung,

die erst durch jahrhundertelange Einwirkung des Sandes auf den Kalk erfolgt, da der Versuch zeigt, dass der Mörtel, wenn man statt des Quarzsandes Kalksand oder geschlämte Kreide nimmt, in gleicher Weise erhärtet.“ 2. „Der Thon, $\text{Al}_2\text{Si}_2\text{O}_7$, muss die Kieselsäure in löslichem Zustande, d. h. durch HCl gallertartig ausscheidbar, enthalten, welche durch Einwirkung von Wasser feste Hydrosilicate bildet, wodurch das Erhärten des Wassermörtels eintritt. (Die Ansichten über die Erhärtung des Wassermörtels sind noch sehr verschieden.)“ So soll in Schulbüchern nicht geschrieben werden.

Die Versuche sind in dem vorliegenden Buche separat zusammengestellt, und zwar nach Angabe der Eigenschaften und Anwendungen des betreffenden Elementes, respective der abgehandelten Verbindung; bei ihrer Beschreibung ist kleiner Druck gewählt. Die Versuche sind im allgemeinen recht zweckentsprechend ausgewählt, die Beschreibung derselben ist meist klar, die beigegebenen Zeichnungen sind zweckdienlich.

Im besonderen kommt dem Ref. die Verbrennung eines Diamantsplitters für den Mittelschulunterricht etwas theuer vor. Auffällig ist auch, dass zur Bestätigung des Gesetzes der constanten Gewichtsverhältnisse Versuche angezogen werden, die sich nur mit Volumverhältnissen beschäftigen (S. 275 u. 276). Der auf S. 85 beschriebene Versuch Nr. 4 ist wohl auch ohne Quecksilber gut ausführbar. Ebenso ist die Methode der Chlorabsorption durch Wasser, wie sie auf S. 24, Punkt 9 beschrieben ist, zwar zeitraubender, nicht aber belehrender als die gewöhnlich praktizierte (Einstecken des Entwicklungsrohres in das mit Wasser gefüllte Fläschchen).

Zum Schlusse soll noch hervorgehoben werden, dass bei wichtigen Körpern Angaben über die Jahresproduction (leider meistens aus dem Jahre 1883) gemacht sind — der Production Österreichs wird dabei gewöhnlich nicht gedacht —, sowie dass sich an geeigneten Stellen kurze Notizen geschichtlicher Natur finden. Es ist schade, dass letztere oft gar so kurz gehalten sind.

Zwischen Chemie und Mineralogie ist eine zwölf Seiten umfassende Tabelle der „wichtigsten Constanten der chemischen Elemente“, ferner eine „Übersicht der Löthrohr-Reactionen nach Landauer“, sowie eine tabellarische Anweisung zur „Qualität-Analyse der in Wasser löslichen Salze“ gegeben.

Ref. hat das vorliegende Buch ausführlich, bisweilen ziemlich ins Detail gehend besprochen, weil er überzeugt ist, dass es Vorzüge hat und dass bei Vermeidung der gerügten Mängel und bei gründlicher Überfeilung eine Neuauflage nur Nutzen bringen kann.

Wien.

Joh. A. Kail.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Übersicht neuerer pädagogischer Literatur.

Ein hervorragendes Nachschlage- und Orientierungswerk verspricht zu werden: Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik herausgegeben von W. Rein (Langensalza, H. Beyer u. Söhne, von 1894 an). Das Werk wird nach der Ankündigung innerhalb dreier Jahre zum völligen Abschlusse gelangen, ist auf vier Bände zu je circa 60 Bogen (gr. 8^o) berechnet und erscheint in monatlichen Lieferungen von fünf Bogen zum Preise von 1 Mk. Als bisher gewonnene Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen führt der Umschlag der dritten Lieferung 150 Männer und Frauen des Schulfaches an, die alle Detailgebiete vertreten dürften, darunter zehn Österreicher: Dr. Güdemann, Dr. Hannak, Dr. Hohegger, Dr. Jodl, Dr. Loos, Dr. Martinak, Dr. Tupetz, Dr. Vogt, Dr. Wendt, Dr. Willmann. Den Inhalt bildet die theoretische Pädagogik mit ihren Grundwissenschaften: Ethik und Psychologie, und ihren Hilfswissenschaften: Physiologie und Medicin. Zur Vervollständigung des Ganzen ist die praktische Pädagogik herangezogen. Die Geschichte der Pädagogik ist nicht ausgeschlossen, Vollständigkeit jedoch nicht beabsichtigt. Von der Berücksichtigung des außerdeutschen Schulwesens ist, „wenigstens vorläufig“, abgesehen. Um den Lesern näheren Einblick in den Inhalt und die Behandlungsweise zu bieten, sollen aus den uns vorliegenden Lieferungen 1, 2 und 3 die Artikel herausgehoben und einige derselben charakterisiert werden: Abbitte, Aberglaube, Abgangsprüfung, Abgang von der Schule, Abhärtung, Abhören, Abneigung, Abschlussprüfung, Abspannung, Abstraction, Abulie, Abwechslung, Accommodation, Achtung und Autorität, Affect, Affectiert Ziererei Zimmerlich, Affectstörungen, Affenliebe, Albern Geckenhaft, Alterstypen psychische, Altersversorgung der Lehrer an den Privatschulen in Deutschland, Altersversorgung der Lehrerinnen in Deutschland, Altklug Frühreif Blasiert Überklug, Alumnat, Ämter, Andacht, Anerkennung, Angeberei Klagen Hetzen (Anfang) — Angeberei Klagen Hetzen (Schluss), Angst (als Krankheitssympton), Anhänglichkeit, Anmalung, Anschauungsunterricht, Anschaulichkeit des Unterrichtes, An-

steckung und ansteckende Krankheiten, Ansteckungspsychosen, Apathie Stumpfheit Stumpsinn, Apathie, Apperception, Arbeit häusliche, Arbeiterbildung, Arbeitsscheu, Arbeitsschulen, Arbeitszeit, Ärger ärgerliches Wesen, Arithmetik, Armenschulen, Association und Reproduction der Vorstellungen — Ästhetische Bildung, Athmen, Aufgabe, Aufgabenbuch, Aufklärung und Aufklärungspädagogik, Aufmerksamkeit, Aufmunterung, Aufsicht, Aufstehen, Augendienerei Heuchelei Schmeichelei Verstellung, Augengläser, Augenkrankheiten, Ausfall des Unterrichtes, Ausgelassenheit Muthwillen Unbändigkeit Schabernack Neckerei, Ausplaudern, Ausstattung des Schulzimmers, Automatische Bewegungen, Bacon Francis, Baden und Schwimmen, Bäder, Bahrdt K. Fr., Basedow J. B., Baugewerkschulen nebst vielen Artikeln, die unter anderen Namen besprochen werden, auf die also hier verwiesen wird. Bei dem ersten Artikel werden folgende Theile unterschieden: 1. Wesen der Abbitte, 2. Die Abbitte in Schule und Haus, 3. Soll der Erzieher abbitten? 4. Schlussbemerkungen: hiezu findet sich die Angabe der Literatur. Die Disposition des Artikels »Abhören« ist folgende: 1. Wesen des Abhörens, 2. Fehlerhaftes Abhören, 3. Arten des Abhörens. Der Artikel »Apperception« ist in folgender Weise behandelt: 1. Wesen und Arten der Apperception, 2. Bedingungen der Apperception, 3. Bedeutung der Apperception für das geistige Leben des Menschen, 4. Zur Geschichte des Apperceptionsbegriffes (mit reicher Literaturangabe).

Ein ausführliches und gründliches Werk ist: Fr. Regener, Grundzüge einer allgemeinen Methodenlehre des Unterrichtes (Gera, Th. Hofmann. 8°, 487 SS. Preis 4 Mk.). Der Verf. verspricht in dem Vorworte, hie und da etwas Neues zu bieten, da in anderen didaktischen Lehrbüchern manches ungenügend oder fehlerhaft gelehrt sei, so die verschiedenen Arten der Methode, die Erklärung von Induction und Deduction an sich und in ihrem Verhältnisse zu Analyse und Synthese. Die Polemik gegen fremde Ansichten scheint uns nicht immer begründet, so S. 297, wo die Unterscheidung der vier Temperamente für »nicht haltbar und darum wertlos« erklärt wird; in Wahrheit gebe es so viele Temperamente als Menschen. Ja, aber die vier Temperamente sind ja nur Typen, und die Schule muss bei manchen Dingen, um sie überhaupt lehren zu können, von Typen ausgehen oder, um den Unterricht fruchtbar und allgemeinbildend zu gestalten, Typen statuieren. Obwohl das Buch zunächst eine Methodik für Lehrer der niederen Schulen bietet, so ist es doch auch für den Mittelschullehrer aller Beachtung wert. Als Glanzstellen, welche allgemein wichtig sind, seien die Warnung vor der Überschätzung der fragenden Lehrform gegenüber der vortragenden S. 168 ff., die Darlegungen über die Frage S. 179 ff., über das Auswendiglernen S. 257 ff. erwähnt. Von den historisch wichtigen Lehrmethoden sind die Sokratische und die Pestalozzis ausführlich behandelt. Geboten wird nicht bloß eine Methodik des Unterrichtes, sondern besonders in den zwei letzten Abschnitten (S. 463—486) auch eine gute Methodik dessen, was man Zucht und Regierung nennt; hier sei besonders auf die richtigen und schönen Worte über die Ehrliche (S. 467) aufmerksam gemacht. — S. 48 heißt es unrichtig Phokäer.

Ein inhaltlich sehr gediegenes und klar geschriebenes Buch ist: *Grundlinien der Gymnasial-Pädagogik auf Grundlage der Psychologie* von Dr. J. Nusser (Würzburg, Staudinger 1894. 8°, 341 SS. Preis 4 Mk.). Den Anfang machen Grundzüge der Psychologie, dann folgt die Anwendung derselben auf den Unterricht und die Erziehung. In der Psychologie steht der Verf. nicht auf dem Boden der Herbart'schen Schule, sondern kehrt auf den rein psychologischen Standpunkt zurück, der unter anderem drei Seelenkräfte: Verstand, Gemüth und Willen annimmt. Aus dieser Darlegung sei der heutzutage so oft unbeachtete oder zu wenig geschätzte Satz erwähnt, dass vom Gemüthe, nicht vom Verstande die Glückseligkeit des Menschen abhängt. Mit besonderer Ausführlichkeit sind die philologisch-historischen Unterrichtszweige behandelt. Den Glanzpunkt bildet der Schlusstheil, welcher von der Erziehung handelt. Um Einzelheiten zu erwähnen, so wird S. 100 und 141 f. die Nothwendigkeit des Übersetzens in die fremden Sprachen — ein wichtiger Streitpunkt der Gegenwart — gut begründet; sehr treffend ist die Bemerkung S. 119, dass der vergleichende oder historische Betrieb der lateinischen Sprache dem jungen Lateiner so wenig passt als ein Cylinderhut. Befremdet hat uns die Motivierung der Einzelsätze, selbst solcher trivialen Inhaltes, für den Anfang des fremdsprachlichen Unterrichtes S. 69 und 142.

Pro domo. Reden und Aufsätze von Dr. O. Jäger (Berlin, O. Seehagen 1894. 8°, 410 SS.). Das Haus, dessen Vertheidigung der als Hauptkämpfer für das humanistische Gymnasium bekannte Verf. unternimmt, ist eben dieses Gymnasium. Er, von den Gegnern Stockphilologe gescholten, lässt diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen und liefert hier den Nachweis, dass auch er seine Zeit oder den Zeitgeist versteht, dass er das philologische Lehramt und die gymnasiale Erziehung stets in ihrem Zusammenhange mit den gegenwärtigen Aufgaben der Nation erfasst hat. Der erste Theil (S. 3—95) enthält zwölf Reden, Schule und Vaterland betreffend, die bei wichtigen Anlässen in dem Zeitraume von 1859—1889 gehalten worden sind; in ihnen werden bedeutungsvolle Zeitereignisse in ihrem Widerscheine und ihren Wirkungen auf das Leben eines großen Gymnasiums vergegenwärtigt. Der zweite, umfangreichste Theil (S. 99 bis 330) bietet elf bereits anderwärts veröffentlichte und hier noch einmal durchgearbeitete Abhandlungen und Vorträge specialwissenschaftlichen Inhaltes und zwar philologisch-historischen; sie sollen den Beweis erbringen, dass die Thätigkeit des Gymnasiallehrers auch den Trieb zur Einzelforschung und dadurch den wissenschaftlichen Sinn frisch erhält. Der dritte Theil enthält sieben pädagogische Gelegenheitsreden aus den Jahren 1865—1891 und beschäftigt sich am engsten mit dem Gymnasium. Die schöne Gabe des Verf.s sei hiemit allen Schulmännern bestens empfohlen.

Pädagogische und didaktische Abhandlungen von Dr. O. Frick. Herausgegeben von Dr. G. Frick. II. Band (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1893. 8°, 739 SS. Preis 12 Mk.). Der zweite Band dieses stattlichen Werkes, dessen ersten Band wir in dieser Zeit-

schrift 1894, S. 452 angezeigt haben, enthält den Schluss der Abhandlungen zur allgemeinen Pädagogik, worunter besonders die auf die Lehrerbildungsfrage bezüglichen genannt werden sollen, ferner die Abhandlungen über die einzelnen Unterrichtsfächer, unter denen Latein, Griechisch, Deutsch und Geschichte am meisten bedacht sind. Welch ausgebreitete Gelehrsamkeit, reiche Erfahrung, hervorragende Lehrbegabung und gründliche Überlegung aus den Schriften Fricks ersichtlich ist, dürfte allgemein bekannt sein: es genügt uns der Hinweis, dass, wer eine von Frick ausführlicher behandelte Frage erörtern will, seine Darlegungen beachten und zurathe ziehen soll, hierin ungleich dem Großmeister selbst, der die österreichischen Leistungen und Schöpfungen auf dem Gebiete der Pädagogik, die z. B. nach dem Zeugnisse eines andern Meisters, des Dr. H. Schiller, der Beachtung wert sind, ignoriert zu haben scheint, so viel wenigstens aus seinen Schriften ersichtlich ist.

Ein ähnliches Werk bietet uns der in vielfacher und langjähriger Schulthätigkeit an verschiedenen Orten erprobte und durch seine zahlreichen (im Vorworte angeführten) literarischen Arbeiten hochverdiente Dr. H. Keferstejn: *Betrachtende Wanderungen durch die Unterrichts- und Erziehungslehre nebst einem „Erinnerungen aus dem Leben des Verfassers“ enthaltenden Anhang* (Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk) 1894. kl. 8°, XVI u. 478 SS. Preis 6 Mk.). Die Autobiographie (S. 317 ff.) — um diese zuerst zu erwähnen — kann in ihrer Objectivität, Klarheit und Schlichtheit geradezu als Muster dieser Schriftgattung bezeichnet werden. Sie bietet auch interessante Details aus der Geschichte der Pädagogik, z. B. über das Treiben der Studenten in Jena, dem gegenüber das jetzt von manchen so getadelte beispielsweise der Wiener Studenten geradezu gesittet genannt werden kann. Im Haupttheile des Buches hat der Autor das zusammengefasst, was er zumeist in früheren, vereinzelt erschienenen Abhandlungen zum Ausdruck gebracht hat. Er will nach dem Vorworte nicht eine systematische Pädagogik bieten, aber nach der Ansicht des Ref. haben wir eine solche vor uns, zwar vielleicht nicht überall in der Disposition, wohl aber in der Reichhaltigkeit, ja Vollständigkeit des knapp und klar gegebenen Inhaltes; wir finden hier Themen einbezogen, die man anderwärts vergebens sucht oder mindestens nicht in so gründlicher und ausführlicher Weise dargelegt findet, z. B. die Mittel zur Verhütung von geschlechtlichen Ausschweifungen S. 88 ff., ferner die Frage der Mädchengymnasien. Das Urtheil des Verf.s in solchen Fragen ist ein gesundes. Wären manche extravagante Vorschläge weggeblieben, z. B. über den confessionslosen Religionsunterricht, über das Studium des Griechischen, so könnte das Buch dem Anfänger noch dringender empfohlen werden. In dem Buche (S. 75 ff.) wird unter anderem der Handfertigkeitsunterricht als unerlässlich für die Bildung bezeichnet.

Wir schließen hier gleich die Besprechung eines Buches über diesen Gegenstand an, welches vom Ref. mit großem Interesse gelesen worden ist: *Schulhandfertigkeit*. Ein praktischer Versuch, den Handfertigkeitsunterricht mit der Schule in Verbindung zu setzen. I. Wie vermag der Handfertigkeitsunterricht der Schule zu dienen? Vortrag.

II. Die Handarbeit im Dienste der Schule, dargestellt in Lehrgängen. Mit 130 Abbildungen. Im Auftrage des Deutschen Vereins für Knabenarbeit herausgegeben von Dr. W. Götze (Leipzig, J. C. Hinrichs 1894. gr. 8°, 82 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.). Auf diese hier in gründlicher und klarer Weise behandelte Frage, welcher die Mittelschule bisher fremd gegenübergestanden ist, soll etwas näher eingegangen werden, da die vorliegende Schrift die erste ist, welche die praktische Arbeit auf den Interessenkreis der höheren Schulen, d. h. unserer Mittelschule ausdehnt. Zuerst die allgemeinen, ausführlich begründeten Thesen: Der Handfertigkeitsunterricht fördert das Erziehungswerk der Schule, indem er die Schüler zu Fleiß und Sparsamkeit, zu Sauberkeit und Ordnung erziehen hilft. Er vertieft ferner den Einfluss der Schule, indem er in demselben Sinne, doch auf andere Weise wie das Schreiben und Zeichnen Hand und Auge bildet, wie der Unterricht in den Realien den Sinn für das Beobachten schärft, wie Rechnen und Geometrie mit Zahl- und Raumgrößen umgehen lehrt und wie das Turnen körperliche Tüchtigkeit, Geschicklichkeit und Willenskraft entwickelt. Die erziehliche Knabenarbeit ergänzt den Schulunterricht, indem sie neben das theoretische Wissen die empirische Erfahrung treten lässt und damit die Entwicklung der praktischen Intelligenz unterstützt. Der Handfertigkeitsunterricht dient der Schule unmittelbar, indem er die dort behandelten Begriffe anschaulich macht und darstellt, sowie den Schüler anleitet, sich die zur Veranschaulichung und zum Experiment dienenden Mittel und Apparate auf einfache Weise selbst zu schaffen. — Beabsichtigt ist also, die Aufgaben für die praktische Beschäftigung aus dem theoretischen Schulunterrichte (besonders dem geographischen, mathematischen, physikalischen und naturgeschichtlichen) hervorgehen zu lassen, z. B. die Veranschaulichungsmittel von $(a + b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$ (S. 15), der Gleichheit der Scheitelwinkel (S. 16), des Pythagoreischen Lehrsatzes (S. 22), der Winkelsumme des Dreiecks (S. 24), der Formel für $(a + b)^3$ (S. 30), der Sätze über die Winkel, wenn zwei Parallele von einer Transversalen geschnitten werden (S. 45). Für die Darstellung der regulären Polyeder (S. 32) und der stereometrischen Lehrsätze (S. 79) werden wohl auch schon jetzt von den Schülern Veranschaulichungsmittel angefertigt. — Für derartige Arbeiten (aus Pappe, Holz, Metall oder Glas) bietet die vorliegende Schrift Lehrgänge, die vom Leichterem zum Schwereren aufbauen. Die Durchführung des Ganzen ist gegenwärtig kaum möglich, da es an Schulräumen, Zeit und Geld mangelt; wohl aber könnte und sollte unseres Erachtens die Mittelschule Arbeiten wie oben genannte (wenn auch in einfacher Form) jetzt schon pflegen, ja es sollten die Lehrbücher die nöthigen Winke und Weisungen hiefür geben. Darum seien hiemit alle Schulmänner auf diese Schrift in besonderer Weise aufmerksam gemacht.

C. Rethwisch, Jahresberichte über das höhere Schulwesen. VII. Jahrg. 1892 (Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung [H. Heyfelder] 1893). Auf die Gedicgenheit dieser Berichte und deren Unentbehrlichkeit für jeden Lehrer, der sich über die Fortschritte und Wandlungen der Methodik seines Faches intensiv und extensiv orientieren

will, haben wir schon bei Besprechung der früheren Jahrgänge hingewiesen.

Ein nicht uninteressantes und unseres Wissens eigenartiges Buch ist: *Der Geist der Antike. Eine Studie* von Dr. G. E. Haas (Graz, Verlag von Mosers Buchhandlung [J. Meyerhoff] 1894. kl. 8°, 574 SS. Preis 3 fl. 60 kr.). Der Verf. rechnet zu den Übeln, die sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbten, die Überschätzung der antiken Bildung und versucht, die Wertschätzung der alten Hellenen — denn von diesen handelt das Buch zum weitaus größten Theile — auf das richtige Maß zurückzuführen. Dazu hat er außerordentlich viel Material zusammengetragen, ohne jedoch, wenigstens nach der Ansicht des Ref., eine überzeugende Wirkung zu erzielen. Eine ausführliche Widerlegung würde sehr viel Raum in Anspruch nehmen, wir beschränken unsere Recension auf einige Punkte. Im einzelnen finden sich viele Druckfehler (besonders im griechischen Texte) und Schreibversehen (z. B. der Pathos, Rhodiser statt Rhodier, öfters Phokidier neben Phokier). An den einzelnen Bausteinen ist gar manches zu beanstanden. Beispiele: Der Begriff der musischen Bildung (vom Verf. überdies mit musikalisch verwechselt) S. 76 ist viel zu eng gefasst, die *ἀριμία* S. 182 f. in ihrer Bedeutung und ihren drei Abstufungen nicht erkannt, die Begriffserklärung von Prytanen und Prytanien S. 183 unrichtig; falsch ist die allgemeine Behauptung über Demosthenes S. 452: „Er gefiel daher immer, obgleich sich seine Rathschläge stets als verderblich erwiesen.“ Gegenüber der Behauptung S. 554, 3. Absatz, möchten wir dem Verf. zu bedenken geben, ob nicht Russland und die französische Revolution Ärgeres geleistet haben. Das griechische Theater, besonders die Tragödie, wird unterschätzt S. 182; auch das hier über das Tragen der Maske Vorgebrachte ist unrichtig. Zumeist wird der Maßstab der christlichen Moral angelegt. Wo aber selbst von diesem aus das Alterthum eine bessere Seite aufzuweisen hat, da stellt sich der Verf. nicht selten auf einen andern Standpunkt, so S. 109 hinsichtlich des Ausschlusses der Frauenzimmer vom Theaterspiele, was vom Standpunkte der Moral vielleicht zu billigen sei, wogegen sich aber die Ästhetik nicht genug verwahren könne (überdies auch nicht richtig, da bei den Griechen die männliche Tracht sich wenig von der weiblichen unterschied und durch Maske und *δγκος* das ganze Haupt unsichtbar war). Auch als Ganzes ist das Werk nach der Ansicht des Ref. verfehlt. Der Verf. steht dem Alterthume als Pessimist oder Schwarzseher gegenüber, wie schon der vermuthlich überlegensein wollende, aber nicht selten spöttisch oder gehässig klingende Ton des Ausdruckes bezeugt. Wollte man in solcher Weise Material aus dem christlichen Mittelalter und der Neuzeit zusammentragen, wahrlich, diese Zeitalter brauchten auf ihren Geist des Christenthums auch nicht stolz zu sein. Der angeblich um des Christenthums willen geführte dreißigjährige Krieg zeigt mehr und größere Greuel als der peloponnesische, die politische Zerklüftung Deutschlands bis 1866 ist geschichtlich bedeutsamer als die der griechischen Staaten usw. Doch, um das Buch nicht in einem zu dunklen Lichte erscheinen zu lassen, sei noch bemerkt, dass der Verf.

die Kenntnis unserer Quellen für hochwichtig hält und die griechischen und römischen Classiker um keinen Preis missen möchte; aber die unbedingte Schwärmerei für die Antike, die Übertreibung im Lobe des griechisch-römischen Wesens habe auf unseren Bildungsgang einen vererblichen Einfluss ausgeübt (S. 558).

Ein treffliches Büchlein, das jeder Lehrer von Latein und Griechisch (nicht bloß jüngere Berufsgenossen, an die der Verf. »vorzugsweise« denkt) eingehend studieren sollte, bietet uns P. Cauer: Die Kunst des Übersetzens. Ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht (Berlin, Weidmann 1894. 8°, 130 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.). Ich sage »eingehend studieren«; mit dem bloßen Lesen ist wenig gethan. Denn der Verf. bietet nicht ein System von Regeln, »die sich einfach und sicher überall anwenden ließen«, sondern er will »durch gewählte Beispiele eine lebendige Anschauung vom Wesen der Sprache und ihrem Verhältnisse zum Denken erwecken helfen, aus der dann für jeden, der von ihr durchdrungen wäre, von selbst im einzelnen Falle ein guter Gedanke erwachsen könnte«. Das Büchlein ist ein erfreulicher Beweis, dass auch durch die »kleine Arbeit« der Schule, wie es der Verf. nennt, treffliche Werke geschaffen werden können. Zur allgemeinen Charakteristik sei hier nur noch bemerkt, dass überall gründliche und scharfe, nicht minder elegante und feine Erfassung des fremdsprachlichen Textes ersichtlich ist. Über einzelnes ließe sich, wie es bei einem solchen Buche wohl selbstverständlich ist, rechten, z. B. über die Wiedergabe von *δία θεῶν* S. 12. Für uns kommt noch besonders das in Betracht, dass Homer, welcher bei uns den Schwerpunkt der griechischen Lectüre bildet, darin einen breiten Raum einnimmt.

Dass der Schulunterricht individualisieren müsse, ist eine oft gehörte Forderung. Die Forderung, wie das geschehen solle, ist in gründlicher und weit ausschauender, feiner und — ich möchte sagen — liebevoller Weise von J. Fetter beantwortet worden in seinem Vortrage: Inwiefern lässt sich beim Massenunterrichte individualisieren? (Wien, Bermann u. Altmann 1894. 8°, 31 SS. Preis 40 kr.). Eine Inhaltsangabe der an Details reichen Schrift kann hier nicht gegeben werden, es seien nur durch obige Charakteristik alle Collegen auf dieselbe aufmerksam gemacht. Die Schrift ist wohl jedem unentbehrlich, welcher der Aufgabe des Individualisierens gerecht werden will.

Das Büchlein für die Jugend (Wien, Friedrich Beck 1894). Das Büchlein des ungenannten Autors enthält drei Aufsätze: »Wie die Jugend lesen soll« (S. 3—9), »Wie die Jugend schreiben soll« (S. 10 bis 17), »Wie die Jugend leben soll« (S. 17—30). Es ist zu wünschen, dass das Büchlein seine Bestimmung erfülle, dass nämlich sein trefflicher Inhalt von der Jugend gelesen, beherzigt und befolgt werde. Doch sollten Sätze, wie: »Über dem Ganzen schwebt die Unwahrheit und Phrasenhaftigkeit der Zeit«, »Überall wird gelogen und getrogen, geheuchelt und geschmeichelt«, »Der kleinste Schüler setzt eine Art Ehre darein, den Lehrer zu betrügen« — solche Sätze sollten fehlen.

Für die Jugend des Volkes. Illustrierte Monatsschrift zur Bildung und Belehrung. Geleitet von K. Hilber und F. Mariner. III. Jahrg. 1894. Eigenthum und Verlag des I. Wiener Lehrervereins. »Die Volksschule« (Wien, V./2, Am Hundsturm 2). Auf diese treffliche und billige Jugend-Zeitschrift haben wir schon bei Besprechung der früheren Jahrgänge hingewiesen. — Desgleichen haben wir schon früher angezeigt: Pädagogischer Literaturbericht für Österreichische Schulen und Lehrer, herausgegeben von K. Bornemann in Znaim (Verlag von Fournier u. Haberler in Znaim). Vor uns liegen Nr. 20–27 = Jahrg. III, Nr. 6–8 und Jahrg. IV, Nr. 1–5. — Ebenso haben wir angezeigt: Pädagogische Warte. Wochenschrift für die Erzeugnisse der Wissenschaft, Kunst und Industrie auf dem Gesamtgebiete der Pädagogik. Herausgegeben unter Mitwirkung bewährter Fachmänner von E. Piltz. Vor uns liegen: Nr. 11, 33 und 36 des 2. Jahrganges von 10. December 1892, beziehungsweise 20. Mai und 10. Juni 1893.

Gute Orientierung über die Entwicklung der schulhygienischen Frage in der Neuzeit und über die Forderungen der Schulgesundheitspflege in Betreff der zeitlichen und methodischen Gestaltung des Unterrichtes bietet Dr. H. Schiller in dem Vortrage: Die schulhygienischen Bestrebungen der Neuzeit (Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1894. 8°, 65 SS.). Unter den (unseres Wissens neuen) Vorschlägen erscheinen freilich einige, deren Güte sehr fraglich ist. So wird S. 46 vorgeschlagen, wenn für einen Lehrgegenstand nur zwei Wochenstunden bestimmt seien, dieselben auf zwei nacheinander folgende Tage zu verlegen oder sie gar unmittelbar hintereinander folgen zu lassen, und S. 50, der Lehrer solle ermächtigt sein, angefangene Arbeiten (z. B. das Perikleische Zeitalter, die französische Revolution) durch 2–3 Stunden hintereinander fortzuführen. Bei uns ist beides nicht erlaubt und zwar mit Recht aus mehreren Gründen, von welchen hier nur der erwähnt werden soll, dass gerade die Schulhygiene Abwechslung fordert.

Dr. med. Ad. Kupferschmid. Das Kindesalter, dessen geistige und leibliche Entwicklung. Die Entstehung der Nervenübel und die Erfolge des Kneipp'schen Heilverfahrens, in Bezug auf nervöse Erkrankungen. Auf Grundlage einer naturgemäßen Volkserziehung und Behandlung dargestellt. Mit zwei autotypischen Abdrucken und einer Abhandlung »Die Kinderlähmung«. Allen Müttern und Lehrern sowie Anhängern der Naturheilmethoden empfohlen! (Freiburg i. Br. u. Leipzig, J. B. Schorpp 1894. 8°, 102 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.). Das Büchlein enthält mehr, als der Titel vermuthen lässt, indem es in gründlicher Behandlung des Themas öfters weiter ausholt; das gilt z. B. von der Erklärung des Begriffes Krankheit, von der Einbeziehung der Zuchtwahl, der Heredität und anderer Lehren Darwins. Eine naturgemäße Erziehung, wie der Titel sagt, findet der Verf. bei den alten Griechen und legt sie demnach ausführlich dar. Von dem gegenwärtigen Lehr- und Erziehungssysteme sagt er tadelnd, von der niedersten Stufe der Volksschule bis zu den Kathederstühlen der gelehrten Akademien töne nur ein Ruf: nach Bereicherung des menschlichen Wissens, herrsche

nur eine Regel: Verstandesbildung, Dressur und Gymnastik der Hirnorgane. Hier sagt uns der Arzt das, was auch die Pädagogen lehren, dass nicht der Vorstellungsreichthum und Verstand den wahren Menschen ausmacht, sondern seine Gefühle. — Unrichtig ist das Citat (S. VII), dass vor die Arbeit (recte: die Tugend) die Götter den Schweiß gesetzt haben.

O. W. Beyer, Deutsche Ferienwanderungen. Schülerreisen als Anschauungsgänge in deutscher Landes- und Volkskunde (Leipzig, G. Reichardt 1894. 8°, 78 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.). Die Schrift enthält Vorschläge für Schülerreisen nach den Reiserouten (von Sachsen aus) und Beobachtungsobjecten. Die Reisen werden zunächst nur für wohlhabendere Schüler der höheren Schulen vorgeschlagen.

Zwei Abhandlungen des Johann Amos Comenius. I. Über die Vertreibung der Trägheit aus den Schulen. II. Aus den Schul-Labyrinthen Ausgang ins Freie. Übersetzt von Dr. C. Th. Lion (Hannover-Linden, Manz u. Lange 1894. 8°, 55 SS.). Trotz der vielfach von der gegenwärtigen abweichenden Diction sind die Abhandlungen auch jetzt lesens- und beachtenswert; die erste handelt von der Bannung des torpor scholasticus, die zweite von der Lehrmethode.

Dr. C. Felsch, Ein Beitrag zur Berichtigung der Herbart-Zillerschen wissenschaftlichen Pädagogik. Inhalt: Das Verhältnis der transcendentalen Freiheit bei Kant zur Möglichkeit moralischer Erziehung (Hannover, C. Meyer [G. Prior] 1894. 8°, 88 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.).

Dr. Th. Ziegler, Nothwendigkeit und Berechtigung des Realgymnasiums. Vortrag, gehalten in der Delegiertenversammlung des allgemeinen deutschen Realschulmännervereines zu Berlin am 28. März 1894 (Stuttgart, G. J. Göschen 1894. 8°, 31 SS.).

Deutschlands Schule im Jahre 2000. Der Traum eines Pädagogen (Berlin, Walther u. Apolant 1891. kl. 8°, 20 SS.). Ein schöner Traum, zu dessen Verwirklichung aber auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens noch größere und mehr Wandlungen nothwendig wären als auf dem der Schule!

Wien.

J. Rappold.

Der Unterschleif bei den schriftlichen Maturitätsprüfungen.

Im Sommertermine 1894 kamen auffallenderweise an unseren Gymnasien Unterschleife während der schriftlichen Arbeiten der Maturitätsprüfungen mehrfach vor; einer davon machte wegen seiner eigenthümlichen Einleitung und Durchführung, wie auch wegen seines seltenen Umfangs sogar die Runde durch die Tagesblätter. Obwohl die für einen solchen Fall geltenden Bestimmungen bereits im Organisations-Entwurfe enthalten sind, so wurde doch dieses Vergehen, so viel darüber verlautet, seither zu verschiedenen Zeiten verschieden und auch in diesem Jahre

nicht überall gleichmäßig behandelt. Es dürfte deshalb nicht unangezeigt sein, wenn durch nachfolgende Zeilen Standesgenossen veranlasst werden, ihre Ansichten und Erfahrungen in dieser Richtung bekannt zu geben.

Der Organisations-Entwurf besagt im §. 81, 9: „Wenn ein Examinand sich eines Betruges bei den Clausurarbeiten schuldig macht, mag dieser in Benützung einer fremden Arbeit oder unerlaubter Hilfsmittel bestehen, so ist er unmittelbar aus dem Arbeitslocale zu entfernen. Er hat sodann sämtliche Clausurarbeiten unter Ertheilung neuer Aufgaben durch den Landesschulrath in Zeiten außer den Lectionsstunden und unter specieller Aufsicht zu arbeiten, und sein gesetzwidriges Benehmen wird in sein Abgangszeugnis abgesehen bemerkt. Ein zweiter Versuch des Betruges schließt ihn von der Prüfung für diesen Prüfungstermin aus. Über diese Folgen des erwähnten Vergehens sind die Schüler vor Beginn der Clausurarbeit in Kenntnis zu setzen und auf das nachdrücklichste zu verwarnen.“

Diese Verfügung setzt zunächst den Fall voraus, dass der Unterschleif während des Arbeitens entdeckt wird und ein sofortiges Eingreifen erheischt. Kommt aber der Betrug erst bei der Durchsicht und Prüfung der schriftlichen Arbeiten ans Licht, so kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass für den Examinanden die Folgen dieselben sein müssen wie im ersten Falle, nämlich nochmaliges Arbeiten und der Vermerk im Zeugnisse.

Betreffs einer solchen Behandlung des Unterschleifes ist vor allem zu bemerken: insoferne der Examinand auch die mit 'nicht genügend' oder 'ganz ungenügend' censierten Arbeiten — seien diese mit oder ohne Unterschleif zustande gekommen — neuerdings arbeiten muss, enthält dieser Vorgang für ihn eine Begünstigung, nicht aber eine Bestrafung. Man kann überzeugt sein, dass jeder Examinand sich mit Freuden der Mühe unterzöge, außer den Schulstunden ein zweitesmal zu arbeiten, wenn ihm dadurch die Möglichkeit geboten wird, statt einer nicht genügenden Arbeit vielleicht eine genügende oder noch bessere zuwege zu bringen.

Derartige Erfolge wurden thatsächlich bei den heurigen Nacharbeiten erzielt.

Demnach erscheint das jetzige Verfahren nur in jenen Fällen berechtigt, wo es sich um gelungene Arbeiten handelt, weil dann — von der Mühe ganz abgesehen — die Aussicht auf Gewinn wettgemacht wird durch die Gefahr, beim zweiten Arbeiten möglicherweise ein ungenügendes Elaborat zu liefern. Es wäre also eine Änderung der gesetzlichen Bestimmungen in der Richtung angezeigt, dass nicht genügende und ganz ungenügende Arbeiten auf alle Fälle gelten, mithin ein zweitesmal nicht wieder zu arbeiten sind.

Weil aber durch eine solche Änderung der Examinand erführe, welche Arbeiten ihm misslungen sind, so würde dieselbe freilich im Widerspruche stehen mit der gegenwärtig geltenden Verordnung, die Noten der schriftlichen Maturitätsarbeiten als Amtsgeheimnis zu be-

handeln und den Examinanden nicht bekannt zu geben. Allein über diesen Widerspruch könnte man sich hinwegsetzen. Denn erstens erleidet die Regel auch jetzt schon eine Ausnahme dann, wenn die Prüfungscommission wegen des völligen Misslingens der schriftlichen Arbeiten im Sinne des §. 79 des Organisations Entwurfes sich bestimmt sieht, dem Candidaten von der Fortsetzung der Prüfung abzurathen. Zweitens ist überhaupt die Zweckmäßigkeit der Geheimhaltung nicht ohne weiteres einleuchtend; die Bekanntgabe der Noten und die Einsichtnahme in die Arbeiten von seiten der Examinanden — wie es noch vor wenigen Jahren hie und da üblich war — würde sich folgerichtig an die am ganzen Gymnasium geübte Praxis anschließen, wornach den Schülern die Censuren ihrer schriftlichen Arbeiten mitgetheilt werden. Überdies haben die Examinanden und deren Angehörige ein begreifliches Interesse daran, nicht bloß die Noten der schriftlichen Arbeiten möglichst bald zu erfahren, sondern sogar Einsicht in die Arbeiten nehmen zu dürfen.

Die im §. 81, 9 des Organisations-Entwurfes enthaltene Begünstigung stimmt überein mit der milden Fassung des in das Maturitätszeugnis aufzunehmenden Vermerkes. Dieser pflegt zu lauten: „Der Examinand musste nach §. 81, 9 des Organisations-Entwurfes die schriftliche Maturitätsprüfung wiederholen“. Es wird also die Sache, um welche es sich handelt, nicht beim Namen genannt, sondern es wird auf einen Paragraphen der Gymnasialordnung verwiesen, der doch nur demjenigen bekannt sein kann, welcher inmitten des Gymnasiallebens steht.

Ob der Unterschleif milde oder strenge zu bestrafen ist, soll an diesem Orte nicht näher untersucht werden; was jedoch vor allem noth thut, das ist: ein einheitliches Vorgehen. Um überall einen gleichmäßigen Vorgang herbeizuführen, wäre es wünschenswert, dass ausdrücklich bestimmt werde, ob obiger oder ein ähnlicher Vermerk bloß als Nachricht über den Verlauf der Prüfung oder als Rüge aufzufassen ist, und im Zusammenhange damit, da ein und dasselbe Vergehen doch nur einmal in den Zeugnissen eine Sühne finden kann, ob dieser Vermerk die Berücksichtigung des Unterschleifes bei Feststellung der Sittennote im Semestral- und Maturitätszeugnisse ausschließt oder nicht.

Endlich ist noch auf eine Schwierigkeit hinzuweisen, die sich bei den jetzt zu Recht bestehenden Vorschriften leicht ergeben kann. Dermalen wird bekanntlich die Sittennote des Abiturienten für das Maturitätszeugnis nach den Sittennoten der vier letzten Semester bestimmt. Da ist nun folgender Fall denkbar: ein Schüler der VIII. Classe, welcher durch Krankheit oder andere unvorhergesehene Umstände verhindert ist, die Prüfung am Schlusse des Schuljahres abzulegen und sich derselben erst im Herbsttermine unterzieht, macht sich eines Unterschleifes bei den schriftlichen Arbeiten schuldig. Wenn nur die Sittennoten der vier letzten Semester bei der Feststellung der Sittennote für das Maturitätszeugnis berücksichtigt werden dürfen, so kann diesem Abiturienten der Unterschleif hinsichtlich der Sittennote für das Maturitätszeugnis gar nicht angerechnet werden; dadurch ist er aber erheblich im Vortheile gegenüber jenem Examinanden, der im Sommertermine seine Prüfung ab-

legte und für sein allfälliges Vergehen derselben Art durch Herabsetzung der Sittennote im Semester- und dann weiter im Maturitätszeugnisse bestraft wurde.

Diese Schwierigkeit wäre behoben, wenn die Vorschriften dahin lauteten, dass die Maturitätsprüfungscommission nicht ausschließlich die vier letzten Sittennoten ihrem Urtheile zugrunde zu legen hat, sondern alles berücksichtigen kann und soll, was für die richtige Beurtheilung des Examinanden in sittlicher Hinsicht von Bedeutung ist, bei der Feststellung der Sittennoten für die Semestralzeugnisse aber aus irgend einem Grunde keine Berücksichtigung fand.

B a d e n.

F. S ü s s.

Die Bedeutung des classischen Alterthums für die Lösung der socialen Aufgaben der Gegenwart. Rede zur Vorfeier des Geburtstages Seiner Majestät, gehalten von Dr. M. Wetzel, Oberlehrer am Gymnasium zu Paderborn. Paderborn, F. Schöningh 1895, 8°, 20 SS.

Die vorliegende, sehr hübsch geschriebene Rede enthält eine warme Vertheidigung der classischen Studien gegenüber den Anfeindungen, die sie gegenwärtig so oft erfahren. Und zwar hebt hier der Redner einen Punkt hervor, nämlich dass das eindringende Verständniß des classischen Alterthums die geeignetste Grundlage für die so nöthige socialpolitische Schulung der Jugend darbiere. Er zeigt nun unter Benützung der einschlägigen Literatur, mit welcher er ganz vertraut ist, die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den socialen Bewegungen im alten Griechenland und Rom und denen in unserer Zeit und erörtert die Mittel, die zur Bekämpfung derselben vorgeschlagen wurden, wobei er namentlich Platon und Aristoteles berücksichtigt. Die Schützung und Förderung des Mittelstandes, der die überwiegende Macht im Staate bilden solle, und die Zurückdrängung des Egoismus durch die ausgleichende Gerechtigkeit, die von der Regierung des Staates ausgehen muss, das sind Postulate, die noch heute ihre volle Geltung haben. Die versinkende alte Welt erfuhr eine Wiedergeburt durch das Christenthum und durch das lebendige Socialgefühl der Germanen. Daher ist die Pflege des christlich-germanischen Geistes durch eine ernste, zielbewusste Erziehung die Hauptaufgabe der Gegenwart; jene ausgleichende Gerechtigkeit aber ist, wie dies schon Platon und Aristoteles andeuten, der sociale Beruf der Monarchie. Die Rede wird auf alle Zuhörer, besonders auf die Schüler einen großen Eindruck gemacht haben; sie wird ihn auch gewiss bei der Lectüre machen, und wir können sie daher unseren Schülern zur Lectüre auf das Beste empfehlen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Die französischen Feriencurse in Genf.

Zum viertenmale sollen, wie aus dem seitens des Rectorates der Genfer Universität eben versendeten Programme zu ersehen ist, in den Hauptferien des laufenden Jahres die an der genannten Universität seit 1891 bestehenden französischen Sprachcurse abgehalten werden. Diese Curse, welche ihre Entstehung, sowie ihre bisherige gedeihliche Entwicklung hauptsächlich den Anregungen und Bemühungen des Professors der französischen Literatur an der Genfer Universität, Bernard Bouvier, zu verdanken haben, verfolgen den Zweck, den anderen Nationen angehörenden Lehrern der französischen Sprache Gelegenheit zu bieten, sich im praktischen Gebrauche des Französischen zu vervollkommen. Mit Rücksichtnahme auf die Verschiedenheit der in den einzelnen Ländern geltenden Ferienzeit werden die Curse in zwei Serien abgehalten, von denen jede für sich ein abgeschlossenes Ganzes bildet. Die erste Serie (Sommercurs) umfasst die Zeit vom 15. Juli bis 31. August, die zweite, kürzere (Herbstcurs) die Zeit vom 1. bis 20. October. Die Leitung liegt auch diesmal wieder in den bewährten Händen des Schöpfers der ganzen Einrichtung, des Prof. Bouvier. Ihm zur Seite steht eine Anzahl tüchtiger Professoren, die theils der Universität, theils dem Gymnasium angehören.

Unter allen Veranstaltungen, die bis jetzt behufs der Vervollkommnung im Sprechen des Französischen geschaffen worden sind, dürften die Genfer Curse dem angestrebten Zwecke weitaus am besten entsprechen. Besonders für deutsche Lehrer empfehlen sich diese Curse deshalb, weil die meisten der dabei betheiligten Professoren das Deutsche so gut beherrschen, dass sie die speciellen Bedürfnisse des deutschsprechenden Lehrers sehr genau kennen; zudem sind sie als Mittelschullehrer auch mit den einschlägigen Fragen der Didaktik wohl vertraut. Solche Lehrer, die nur die Ferien zur Verfügung haben, thun entschieden besser nach Genf als etwa nach Paris zu gehen. Paris bietet während des Hochsommers, wo alle Hörsäle geschlossen sind, für die speciellen Zwecke des fremdsprachlichen Lehrers sehr wenig; die Erreichung des Zieles hängt da mehr von einem glücklichen Zufalle oder von der Findigkeit des Einzelnen ab. Erst wenn in Paris eine ähnliche Einrichtung geschaffen sein wird wie die Genfer, wird man Paris an erster Stelle empfehlen müssen. Übrigens wird auch dann noch Genf vor Paris den Vorzug bescheidenerer Lebensverhältnisse und der landschaftlichen Schönheit voraushaben und, was schwer in die Waagschale fällt, in Genf wird ein Lehrer viel leichter in einer gebildeten Familie volle Pension zu bescheidenen Preisen finden als in Paris. In dieser Hinsicht ist zudem die vortreffliche Einrichtung

getroffen, dass jedem, der die Absicht hat, an den Kursen theilzunehmen, auf sein Verlangen von dem Secretariate der Genfer Universität vom 1. Juni an ein Verzeichnis jener Familien, die Pensionäre aufzunehmen geneigt sind, zugesandt wird. Für die Lehrer aus der österreichisch-ungarischen Monarchie kommt endlich bezüglich Genfs auch noch der Umstand in Betracht, dass sie für den weitaus größten Theil der Reise den ermäßigten Fahrpreis in Anspruch nehmen können.

Von verschiedenen Gesichtspunkten aus kann demnach die Theilnahme an den Genfer Feriencursen unseren Lehrern des Französischen und überhaupt allen akademisch Gebildeten, die sich im Französischsprechen vervollkommen wollen, nur aufs wärmste empfohlen werden.

St. K.

Literarische Miscellen.

Staggemeier Axel, General-maps for the illustration of physical geography. Kopenhagen, Hoffenberg 1893. Fol. part. I.

Dieses Kartenwerk, welches aus sechs Heften mit zusammen 25 Karten bestehen wird, ist eigentlich ein Gradnetz, welches einen Behelf für den Unterricht in der Geographie und deren Hilfswissenschaften bilden soll. Von demselben liegt bisher das erste Heft mit fünf Karten vor, welche in einer Höhe und Breite von 45 cm angelegt sind. Davon stellen zwei in Centralprojection die beiden Erdhemisphären von den Polen bis zu dem 30. Grade vom Äquator dar. Auf den weiteren drei Karten veranschaulicht der Autor in Mercators Projection die mittleren Erdzonen in einer Ausdehnung von je 45 Breitengraden nördlich und südlich vom Äquator und zwar in der Weise, dass jede Karte 120 Längengrade umfasst, wobei vom Meridian des Cap Agulhas ausgegangen wird. Nachdem die Karten der politischen Eintheilung entbehren und bloß die wichtigsten topographischen Punkte in englischer Namenbezeichnung enthalten, um die Beurtheilung und Auffassung der rein physikalischen Angaben nicht zu stören, wird das Werk, in welchem jeder einzelne Längen- und Breitengrad ersichtlich gemacht ist, seiner Bestimmung als Gradnetz zur Einzeichnung rein physikalischer Erdserscheinungen entsprechen.

Wien.

Dr. Ferd. Grassauer.

Neubauer J. und Diviš J., Jahrbuch des höheren Unterrichtswesens in Österreich mit Einschluss der gewerblichen Fachschulen und der bedeutendsten Erziehungsanstalten. 8. Jahrgang 1895, gr. 8°, X u. 297 SS. Preis 2 fl. 60 kr.

Dieses Jahrbuch ist bei uns zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel geworden und hat eine sehr große Verbreitung gewonnen. Der vorliegende Jahrgang ist wie der vorhergehende gegenüber den früheren gekürzt, da nämlich die Hochschulen, Kunstinstitute, Studienbibliotheken und Staatsmuseen weggelassen sind. Vielleicht lässt sich der Herr Verleger doch dazu bestimmen, den alten Plan wieder herzustellen. Es ist dies ein Wunsch aller Freunde dieses Buches. Auch dieser Jahrgang zeichnet sich durch große Correctheit und Genauigkeit, sowie durch die schöne Ausstattung vortheilhaft aus.

Programmenschau.

57. Vogrinz Gottfried, Der homerische Gebrauch der Partikel *EI*. *Ei* mit dem Indicativ und Überblick über die Formen der Bedingungssätze bei Homer. Progr. des II. deutschen Gymn. in Brünn 1893, 8°, 20 SS.

Die vor nunmehr circa 20 Jahren erschienenen Arbeiten L. Langes über den homerischen Gebrauch von *ei* und *ei xev* (*äv*) mit dem Optativ, zu deren Fortsetzung und Abschluss Lange nicht gekommen ist, haben anregend auf Vogrinz gewirkt. Zunächst handelte V. über *ei* und *ei xev* mit dem Coniunctiv in der Zts. f. d. öst. Gymn. 1890, S. 97—106, näher ausführend, was er in seiner 1889 bei F. Schöningh in Paderborn erschienenen Grammatik des homerischen Dialectes S. 235, 244, 270, 361 bis 369 über die Partikel *ei* und über die Bedingungssätze geschrieben hatte. Es bleibt nunmehr nur noch die Gruppe derjenigen *ei*-Sätze vom Standpunkte der neueren Sprachwissenschaft aus zu behandeln übrig, in welchen sich *ei* mit dem Indicativ verbunden findet. Dann wird auch der Gesamtgebrauch von *ei* überblickt werden können und eine Prüfung der von L. Lange gewonnenen Ergebnisse stattfinden dürfen. Die Einzelheiten von Vogrinz' Abhandlung, die wie alle Arbeiten des verdienten Homerikers reich an originellen Gedanken ist, übergehend, heben wir nur das von Lange principiell abweichende Ergebnis hervor, wonach die Formen des Bedingungssatzes, die der attischen Sprache eigen sind, sämtlich in dem uns vorliegenden Texte der homerischen Gedichte ausgebildet erscheinen, während Lange eine Reihe von Alterthümlichkeiten festzustellen und ein Stück Sprachgeschichte aus der Betrachtung der *ei*-Sätze zu gewinnen suchte: nach V. beweist eben die behandelte Sprachform wiederum, dass wir nicht den ursprünglichen Text von der *μηρίς* und vom *νόστος* vor uns haben.

58. Czyczkiewicz Andreas, Betrachtungen über Homers Odyssee. Progr. des Gymn. in Brody 1893, 8°, 44 SS.

Der Verf. bringt hiermit seine beiden Programmaufsätze 'Untersuchungen über das 3. und 16. Buch der Odyssee', Brody 1889, und 'Untersuchungen zur zweiten Hälfte der Odyssee (Buch 13 und 17—24)', Brody 1892, zum vorläufigen Abschlusse. Angeregt durch A. Kirchhoff vertritt er dort wie hier die Ansicht, dass auch die 2. Hälfte der heute vorliegenden Odyssee Spuren der Verknüpfung dreier Epen, der Telemachie, des älteren und des jüngeren Nostos an sich trage. Diesmal behandelt er zunächst den 14. Gesang, der ihm keine größeren unechten Zusätze zu enthalten scheint, und sodann den 15., wo sich ihm V. 1—75, 194 bis 221 und 301—494 als Zudichtungen infolge der Vereinigung von Telemachie und Odyssee herausstellen, sowie weiterhin die Theoklymenos-episode V. 222—291 und die übrigen Scenen, wo Theoklymenos eingeführt wird, z. B. V. 508—549, als fremdartige Zusätze erscheinen. — Die weitaus größere Hälfte des Aufsatzes beschäftigt sich mit Inhalt und Form der Telemachie und des jüngeren Nostos $\alpha-\mu$. Jene bezeichnet Cz. 'als ein in sich abgeschlossenes Epos, in welches ein Ordner oder wie man ihn zu nennen pflegt, ein Diaskeuast die ältere sowohl, als auch die jüngere Odyssee eingefügt habe'; dieser ist ihm zum großen Theile eine Copie des älteren Nostos. — Die Ansicht über das Verhältnis der Telemachie zur Odyssee ist wohl Eigenthum des Verfs. Im übrigen hat derselbe für die von ihm verfochtenen Ansichten wesentlich selbstständiges Beweismaterial nicht beigebracht, wohl aber mit Geschick und Fleiß zusammengestellt, was die ihm zugängliche Literatur geboten hat. Abhängigkeit des Verfs. von seinen Quellen, auch im Wortlaute, macht sich allenthalben bemerkbar.

59. Spika, Dr. Johann, De usu praepositionum in L. Annaei Senecae tragoediis. Progr. des Gymn. im XVII. Bezirke von Wien (Hernals) 1893, 8°, 32 SS.

Dem Verf. verdankt man bereits eine gründliche Arbeit aus dem Jahre 1890 'De Seneca Horatii imitatore'. Diesmal will er einen Beitrag zur Syntax des Autors liefern, die er als nothwendige Vorbedingung bezeichnet, um über die Echtheitsfrage der unter Senecas Namen überlieferten Tragödien im einzelnen entscheiden zu können. Einigermaßen überrascht dabei die nicht weiter begründete Heranziehung des einschlägigen Sprachgebrauches Virgils in dessen Aeneide: die bekannten Anklänge an Virgil, die sich in Senecas Tragödien finden, können hiefür kaum maßgebend sein. — Im übrigen verfährt Sp. exact: die Gebrauchsweisen der einzelnen Präpositionen sind unter Angabe der Frequenzzahlen und Belegstellen gesondert, bemerkenswerte Eigenthümlichkeiten unechter oder in ihrer Authenticität angezweifelter Tragödien werden hervorgehoben, eine am Schlusse angebrachte Tabelle stellt ziffermäßig den Gebrauch der Präpositionen nach den Tragödien zusammen. Da die über Virgil beigebrachten Daten offenbar vollständigen Sammlungen entnommen sind, so ist vorliegende Schrift auch für eine künftige Syntaxis Vergiliana verwertbar.

60. Fischer, P. Gr., und Köppner, Dr. Friedrich, Der gestirnte Himmel. Versuch einer Übersetzung der 'Phaenomena Aratea' des Rufus Festus Avienus (1—930). Progr. des Gymn. in Komotau 1893, 8°, 32 SS.

Einen Versuch nennen die beiden Verf. ihre Publication: sie waren eben auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, da wir eine deutsche Übersetzung des Avienus bisher nicht besitzen. Bei der Eigenartigkeit von Aviens' Sprache boten sich daher dem Unternehmen nicht geringe Schwierigkeiten; dass sich gleichwohl die Übersetzer — eine Andeutung über die Theilung der Arbeit erhalten wir nicht — ihrer Aufgabe mit Geschick entledigt haben, wird man zugestehen müssen. Die Übersetzung ist prosaisch, was im Interesse möglichst getreuer Wiedergabe, wie sie von den Übersetzern angestrebt wird, nur zu billig ist. — Hoffentlich wird die Arbeit nicht Torso bleiben.

Wien.

J. Golling.

61. Schliemanns Ausgrabungen und die homerische Cultur von Dr. Anton Ludewig. Progr. des öffentl. Privat-Untergymn. an der Stella matutina zu Feldkirch 1893, 8°, 50 SS.

In diesem gelungenen Programmaufsätze „soll dargelegt werden, welchen Gewinn Schliemanns Ausgrabungen in Troja, Mykenai und Tyrins unserer Kenntniss der homerischen Cultur zugeführt haben“. Die „mykenische“ und die chronologisch jüngere, aber topographisch an die nämlichen Stätten sich knüpfende homerische Cultur zeigen mannigfache Verschiedenheiten: Todtenbestattung, Opfergebräuche, Bauart, Verwendung des Eisens u. a. Sie erklären sich am besten durch das einschneidende Ereignis der dorischen Wanderung. Doch vermochte diese die Erinnerung an die herrliche Vergangenheit nicht völlig zu verwischen, und die Art der Götterverehrung ebensowohl wie zahlreiche Erscheinungen des öffentlichen und privaten Lebens, wie sie uns bei Homer entgegentreten, sind Nachklänge der früheren Cultur. Die vielfachen Berührungspunkte der homerischen und der mykenischen Culturperiode und der aus den Ausgrabungen gezogene Gewinn für das Verständniss Homers wird ausführlich

im zweiten Theile der Schrift aufgezeigt. Der Verf. berücksichtigt mit Sorgfalt und Kritik die umfangreiche Literatur, ohne dieselbe jedoch selbst für denjenigen, der bloß allgemeine Orientierung sucht, gänzlich entbehrlich zu machen. Bei der Benützung seiner Arbeit werden die Werke von Schliemann und Helbig namentlich wegen der unentbehrlichen Abbildungen stets mit heranzuziehen sein. Die Beigabe des Planes von Tiryns nach Dörpfeld ist dankenswert. Seit dem Erscheinen des Programms hat die Forschung gerade auf dem behandelten Gebiete wichtige Fortschritte gemacht. Dörpfelds Nachweis, dass nicht die zweite, sondern die sechste Schicht in Hisarlik dem alten Iliion entspricht, antiquiert den Abschnitt über Troas (S. 15 ff.), ohne jedoch die auf alle Ausgrabungen der mykenischen Periode basierte Gesamtdarstellung wesentlich zu berühren. Und Reichels Untersuchung über homerische Waffen hat unsere Vorstellungen homerischer Alterthümer in überraschender Weise geklärt, und berichtigt manche Irrthümer, die in dem betreffenden Abschnitte (S. 36 ff.) noch vorhanden sind. Trotzdem bleibt die Arbeit auch jetzt noch für rasche Orientierung empfehlenswert.

Rom.

Julius Jüthner.

62. Mair G., Jenseits der Rhipäen. A. Die Fahrten des Pytheas in der Ostsee. B. Ultima Thule. Ein Beitrag zur Geschichte des Bernsteinhandels. Mit einer Karte. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Villach 1893 u. 1894, 8°, 18 u. 30 SS.

Im Gegensatz zu den Resultaten Karl Müllenhoffs in seiner „Deutschen Alterthumskunde“ (I. Band, Berlin 1870), dass der im vierten Jahrhunderte v. Chr. zu Massilia lebende Grieche Pytheas, ein Zeitgenosse Alexanders d. Gr., auf seiner, phönizischen Spuren folgenden nordischen Fahrt einerseits nicht über die Mündung der Eider in die Nordsee, andererseits nicht über die Shetlandsinseln hinausgelangt sei, versucht der Verf. durch die „sicherste und exacteste aller Beweismethoden, durch Maße und Zahlen“, welche uns die Quellen bieten, bezüglich deren gerade Müllenhoff Bedenken äußert (SS. 376 ff. und 481 f.), nachzuweisen, dass der kühn unternehmende, mit astronomischen Kenntnissen ausgerüstete Kaufmann bis nach Island und an das eigentliche Bernsteinland, und zwar nach dem zwischen dem frischen und kurischen Haß gelegenen Samland der ostpreussischen Küste fuhr. Mit Rücksicht auf die in solchen Dingen überhaupt gebotene Vorsicht und die Art der Überlieferung des Pytheas, dessen Nachrichten — wenigstens in rein erdkundlicher, nicht in astronomischer Hinsicht — wegen ihres wunderbar erscheinenden Charakters von den Alten misstrauisch aufgenommen und theils bekämpft, theils der Vergessenheit anheimgefallen, sich in einigen Niederschlägen späterer Jahrhunderte bei Strabo, Diodor, Plinius und in der auf einen alten Periplus zurückgehenden „ora maritima“ des Avienus finden, fällt es schwer, den gelehrt entwickelten Anschauungen beizustimmen. Wir müssen uns daher begnügen, auf den von Müllenhoff, der dieser Sache mit allem Aufwande seiner Gelehrsamkeit und Geistes-schärfe, sowie mit besonderer Wärme nachgieng, gewonnenen Resultaten mehr einschränkender Natur zu verharren. Auch so bleibt die Fahrt des Pytheas, dieses Entschleierers des nördlichen Europas, der über Britannien und das „geronnene Meer“ bis zur „ultima Thule“ — seien dies nun die Shetlandsinseln, Island, andere nordische Inseln oder selbst Theile des von den Alten auch als Insel gedachten Skandinavien (Peschel, Geschichte der Erdkunde, München, 1865, S. 3 f.) — und zuerst in die Heimat der Germanen vordrang und von ihnen Kunde brachte, eine für die Erweiterung der Erd- und Völkerkunde hochbedeutsame That. Das von den Alten

dem Golde gleich oder gar noch höher gestellte Elektron in seiner Bedeutung als Bernstein ist wohl zumeist auf dem Wege des Landzwischenhandels aus dem nördlichen Germanien entweder über Gallien an das Mündungsgebiet des Rhodanus, also nach Massilia, oder über die östlichen Alpenpässe, beziehungsweise Pannonien an die von Ligurern, Kelten und Etruskern bewohnten Gestade der Adria und des Tieflandes des Padus — man vgl. den Eridanus des Phaëthon-Mythus — gebracht und durch die seefahrenden Phönizier dem Welthandel übermittelt worden. Eine dauernde directe Verbindung mit den Bernsteinküsten an der Ostsee wurde erst durch die Römer zur Zeit Kaiser Neros, 60 n. Chr., angeknüpft.

63. Knott Rudolf, Teplitzer Leben im XVI. Jahrhundert. Progr. des früher Communal-, jetzt Staats-Real- und Obergymn. in Teplitz (Böhmen) 1893, 8°, 26 SS.

Zunächst spricht sich der Verf. über die seiner Arbeit hauptsächlich zugrunde liegende, reichlich fließende archivalische Quelle, die Teplitzer Stadtbücher, aus. Das eigentliche Thema gliedert sich in zwei Hauptabschnitte, von denen der erste die Schilderung der Gemeindeverwaltung und der zweite die des bürgerlichen Lebens in jener Zeit enthält. Beide bieten ebenso ein abgerundetes Bild, wie sie auch durch das mannigfache Detail, welches wie der Biographie so der Localgeschichte erst das rechte Colorit verleiht, erfreuen. Neben dem ungedruckten wurde vor anderem gedruckten Materiale die Monographie des bekannten Historikers Hermann Hallwich über „Töplitz“ — bekanntlich will Hallwich diese Form allein gebraucht wissen — benützt. Über das locale Interesse hinaus erhebt sich die Darstellung zum Schlusse, da von den nationalen Bestrebungen der Angehörigen der beiden im Lande wohnenden Stämme um dieses Gemeinwesen die Rede ist. Wir erfahren daraus, dass im Laufe des XVI. Jahrhunderts das deutsche Idiom, welches in Teplitz seit den Hussitenkriegen von dem slavischen zurückgedrängt war, wieder siegreich vordrang und mit dem Jahre 1641 in der Amtsführung der Gemeindebehörden das ausschließlich im Gebrauche stehende wurde. — Im einzelnen wollen wir zu S. 18, woselbst nach den Quellen 90 Loth 3 Quentel Silber als im Werte von 73 Schock 36 Groschen angeführt werden, bemerken, dass nach dem in der einschlägigen Anmerkung angenommenen Feingehalte des Silbers von $\frac{900}{1000}$ der Wert eines Lothes reinen Silbers nicht gleich einem Schock Groschen angesetzt werden kann, da in diesem Falle, wie eine einfache Rechnung ergibt, das genannte Silberquantum nur einen Wert von 72 Schock 36 Groschen repräsentieren würde. Wahrscheinlich liegt hier nur ein Druckversehen vor, ohne dass es nöthig wäre, auf die schwierigen, weil schwankenden Münzverhältnisse des XVI. Jahrhunderts hinzuweisen. Im übrigen macht die Arbeit nach Form und Inhalt einen erfreulichen Eindruck.

Wien.

S. Gorge.

64. Pulitzer, Prof. Th., Beiträge zum Unterrichte in der Chemie. Progr. der mährischen Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1893, 8°, 7 SS.

Der Aufsatz gliedert sich in zwei Hauptabschnitte: I. Inwieweit können beim Unterrichte in der Chemie (in den Oberclassen) Anknüpfungspunkte an verwandte Wissenschaften gesucht und nutzbringend verwertet werden? und II. Über den Gebrauch von Anschauungskästen

eim chemischen Unterrichte. Der Schüler soll nicht nur eine gewisse Summe von Kenntnissen haben, die er in den einzelnen Zweigen des Unterrichtes unmittelbar sich aneignen kann, er soll im allgemeinen für die ihm entgegnetretenden Vorkommnisse und Erscheinungen der Natur und der Gesellschaft Verständnis und Interesse besitzen (S. 3). Es wird beklagt, dass „unter den Eigenschaften mancher chemischen Verbindungen ihre physiologischen, giftigen und heilenden Wirkungen, obgleich sie interessant und gewiss nicht wenig wichtig sind, in der Regel sehr lebensächlich erwähnt“ werden (S. 4). Ref. glaubt, dass die Winke und Bemerkungen über wichtigere Körper in der Ausdehnung, wie sie der Verf. wünscht, in der That gegeben werden. Selbstverständlich ist es richtig, „dass bei solchen Abschweifungen ein strenges Maßhalten die notwendigste Bedingung ist“ (S. 5) und dass man strittigen Ansichten so viel als möglich aus dem Wege gehen muss; es gibt Thatsachen von enormer Wichtigkeit und daraus abgeleitete Gesetze wahrlich genug! Auch das wird man bestätigen können, „dass die Schüler, trotzdem man sich darauf beschränkt, die chemischen Industrien in ihren Umrissen zu zeichnen, doch . . . von vielen Vorkommnissen des Lebens orientierende Begriffe erhalten“ (S. 3). Ref. stimmt mit dem Verf. darin überein, dass ein „Circulierenlassen“ von Präparaten usw. in den Bänken nur zu einer Störung des Unterrichtes führen muss (S. 8). Zum Zwecke der Ausstellung von manchen Präparaten, Drogen und technischen Producten sind Kasten, wie sie Ref. wünscht, gewiss nicht schlecht; zu viel Nutzen darf man sich davon freilich nicht versprechen und auch nicht erwarten, dass jede Minute vor dem Unterrichte, sowie die Respien zum Studium oder auch nur zur Besichtigung solcher Dinge benützt werden! Diese Zeiten sollen der Sammlung und Erholung gewidmet sein, die Unterrichtsstunden selbst aber zum Studium, zur Aneignung von Kenntnissen. *Suum cuique!*

65. Sonntag, Prof. Julius, Die Verwendung der Oxalsäure zu Experimenten und Reactionen. Progr. der Landes-Oberrealschule in Znaim 1893, 8°, 22 SS.

Nach einer kurzen Vorbemerkung wird die Darstellung und Sublimation der Oxalsäure, sowie die Bereitung der Normaloxalsäure angegeben, hierauf die Darstellung einer größeren Anzahl von oxalsäuren Salzen gelehrt und endlich auf „Zersetzungen und Reductionen“ der Oxalsäure eingegangen. Die Versuche „können auch von Schülern, die im zweiten Jahre praktisch arbeiten, im Schülerlaboratorium ausgeführt werden“ (S. 2). Der Zweck der Arbeit wird dahin fixiert, dass „aus der Fülle der möglichen Experimente und Reactionen derartige angeführt werden, die entweder zu Vortragsversuchen oder zu Schülerarbeiten geeignet erscheinen“. „Es werden hiebei außer bekannten Versuchen auch einige Beobachtungen und Darstellungsmethoden, sowie mehrere quantitative Bestimmungen angeführt, die als neu bezeichnet werden können“ (S. 1). Fast alle Wägungen wurden auf einer feineren Tarawage ausgeführt (S. 2). Die Versuche sind sehr klar beschrieben, die angewendeten und erhaltenen Mengen der Körper sind genau angegeben. Am Schlusse eines jeden Versuches werden die sich abspielenden Prozesse durch Reaktionsgleichungen zum Ausdrucke gebracht. Recht hübsche Versuche sind insbesondere die Darstellung der Oxalsäure, die Sublimation derselben, die Darstellung von Cyangas aus Oxamid, die Bereitung von Chlorwasser aus Kaliumchlorat und Salzsäure, die Einwirkung von Chlor auf Oxalsäure. Bei dem zuerst genannten Versuche könnte wohl auch der Rückflusskühler zur Anwendung gelangen (S. 2); der Versuch über die Darstellung von Chromoxalat gehört schon etwas in das Gebiet der Detailuntersuchung, die nicht Gegenstand von Schülerübungen sein kann!

(S. 10). Zu wünschen wäre eine Abänderung der Formel für Ameisensäure-äthyläther ($\text{HC}_2\text{H}_5\text{CO}_2$!) und eine Farbenangabe in der Wendung »dunkles Eisenoxyduloxyhydrat« (S. 20, 4. Absatz) und in dem Satze »die Flüssigkeit färbt sich dunkel« (S. 21, 1. Abs.). In Aussicht genommen, aber in Anbetracht der Beschränkung in Raum und Zeit unterlassen hat der Verf. die experimentelle Durchführung der Bereitung der Oxalsäure aus Cellulose oder Stärke, die Oxydation des Naphtalins durch Salpetersäure zu Phtalsäure und Oxalsäure, die Bereitung des Allylalkohols aus Glycerin durch starkes Erhitzen mit Oxalsäure und mehreres andere.

66. Knapitsch Balthasar, Untersuchung des Sauerlings bei Steinbüchel in Krain. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Laibach 1893, 8°, 33 SS.

Steinbüchel liegt an den Ausläufern des Jelovcawaldes, eines in geognostischer Beziehung bemerkenswerten Gebietes. Die dortige Bevölkerung rühmt die in Rede stehende Quelle wegen ihres besonderen Wassers, das schon durch seinen Geschmack sich als Sauerling kundgibt, der auch Eisen enthält. In der Nähe der Quellen findet man vielfach das Moos incrustiert von Calciumcarbonat und Gips (S. 1). Der Verf. sagt voraus, dass man bei genauer Durchsichtung des Abhanges noch mehrere solche kleine Quellen finden dürfte, »die neben vermehrter Kohlensäure auch mehr Salze und Ferrocacbonat führen im Verhältnisse zu anderen Quellen« (S. 33). Die Arbeit zerfällt in drei Theile: Untersuchung der Lösung, Analyse des unlöslichen Theiles, Gesamtbestimmungen: A) Zusammenstellung der erhaltenen Resultate, B) Unlöslicher Theil des Rückstandes, C) Analyse ohne Trennung in löslichen und unlöslichen Theil. Die Prüfung des Wassers wird sehr eingehend beschrieben. Sehr viel Mühe ist auf die Berechnung und Zusammenstellung des Resultates auf die vorkommenden Salze verwendet. In 1000 g Wasser wurden 1·52457 g fixe Bestandtheile gefunden, und zwar wird berechnet: SiO_2 0·0166, KCl 0·0051, NaCl 0·0128, Na_2SO_4 0·1454, SrSO_4 0·00087, MgSO_4 0·2540, CaSO_4 0·0517, CaCO_3 0·9356, MgCO_3 0·0972, FeCO_3 0·0053 und Spuren von Manganverbindungen; an halbgebundener Kohlensäure (CO_2) wurden 0·4645, an freier Kohlensäure (CO_2) 1·9935 g erhalten. »Aus den erhaltenen Zahlen ist ersichtlich, dass die Quelle keine Bedeutung hat, denn sie ist weder reich an freier Kohlensäure, noch enthält sie viel kohlensaures Eisenoxydul, und daher sind die Heilwirkungen, die man ihr an Ort und Stelle zuschreibt, wohl übertrieben« (S. 31). Der Mehrgehalt der Quelle an Kohlensäure gegenüber gewöhnlichem Wasser wird zurückgeführt theils auf die gute Bewaldung des umliegenden Gebietes, wodurch in den oberen Schichten zur reichlichen Bildung von Kohlensäure Anlass gegeben wird, theils auf die Einwirkung freier Kieselsäure auf die Carbonate und die Umsetzung von Salzen mit Carbonaten (z. B. Thonerdesalze + Na_2CO_3 ; $\text{Fe}_2(\text{SO}_4)_3$ + Carbonate = Gyps, $\text{Fe}_2(\text{OH})_6$ und CO_2). »Kommt das $\text{Fe}_2(\text{OH})_6$ [Bohnerzvorkommen in der Gegend!] im lockeren Boden mit organischen Substanzen, die sich in Zersetzung befinden, in Berührung, so wird unter dem Einflusse dieser Zersetzungsproducte das Eisenoxyd zu Oxydul reducirt und bei Gegenwart von Kohlensäure in Ferrocacbonat verwandelt und vom Wasser gelöst (S. 33).«

XIII. Protokoll der archäologischen Commission für
österreichische Gymnasien.

(Mitgetheilt vom Schriftführer Prof. Feodor Hoppe.)

(1. März 1895.)

Anwesend sind die Mitglieder der Commission und mehrere zur Theilnahme an der Sitzung eingeladenen Herren. Der Vorsitzende Landes-Schulinspector Dr. J. Huemer eröffnet die Sitzung mit der Mittheilung, dass laut Kundmachung im Ministerialverordnungsblatte die Verleihung von Stipendien im Gesamtbetrage von jährlich fl. 10.000 zu Studienreisen für Gymnasiallehrer für weitere Jahre zu erwarten ist. Hierauf verliest der Vorsitzende folgenden Erlass der niederösterreichischen Statthalterei: „Der Herr Minister für Cultus und Unterricht hat mit dem Erlasse vom 5. December 1894, Z. 25052, auf ein vom Prof. Feodor Hoppe im Namen der geehrten Archäologischen Commission unmittelbar an das Ministerium für Cultus und Unterricht gestelltes Ansuchen vom 28. October 1894 sich bestimmt gefunden, den Professor an der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien Georg Niemann zu beauftragen, ein zerlegbares Modell eines griechischen Tempels, und zwar des Parthenon, als Anschauungsmittel für Hoch- und Mittelschulen herzustellen. Gleichzeitig hat der genannte Herr Minister zu den Kosten dieses Modells, welches der archäologischen Sammlung der Wiener Universität einzuverleiben sein wird, einen Beitrag von fünfhundert (500) Gulden bewilligt, wogegen der restliche Betrag von dreihundert aus der Dotation des archäologischen Seminars der Wiener Universität bestritten werden wird.“ Ferner berichtet der Vorsitzende, dass die Erzeugung der bisher von der k. k. Fachschule in Teplitz angefertigten Thonmodelle antiker Gefäße der Siderolith- und Majolikawarenfabrik des R. Hauptmann in Teplitz übertragen wurde. (Der Preis der ganzen Collection beträgt 13 fl. 30 kr., die Verpackung kostet 2 fl. 50 kr.)

Im Winter wurden an Sonntagen Vorlesungen über Münzkunde gehalten, und zwar: 1. Über die Medaille (Regierungsrath Dr. Fr. Kenner). 2. Über griechische Münzen (Prof. V. v. Renner). 3. Das Münzwesen des römischen Reiches (Prof. Dr. J. Kubitschek). 4. Das Geldwesen und die deutschen Culturverhältnisse im Mittelalter (Hof- und Gerichtsadvocat Dr. A. Nagl). 5. Das Münzwesen der Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Österreichs (Oberbergrath K. v. Ernst). Den Vortragenden und der numismatischen Gesellschaft, die ihre Räume bereitwilligst zur Verfügung gestellt haben, spricht die Commission den Dank und die Anerkennung für die Förderung ihrer Bestrebungen aus. Der Vorsitzende ersucht sodann Herrn Dr. Wolfgang Reichel, er möchte eine Reihe von Vorlesungen über Homerische Alterthümer halten. Herr Dr. W. Reichel erklärt sich hiezu gerne bereit. Es wird nun vom Vorsitzenden die Frage angeregt, wie das Geld für die archäologischen Anschauungsmittel an Schulen beschafft werden könne. An die Unterrichtsverwaltung mit neuen Geldforderungen heranzutreten, sei nicht zu empfehlen, vielmehr sollten die nothwendigen Beträge den Lehrmittelgeldern entnommen werden. Auch könnte man, wie dies an einigen Anstalten der Monarchie mit Erfolg geübt werde, in geeigneter Weise das Interesse der Eltern und ehemaliger Schüler für diese Sammlungen wecken. Bei der Debatte sprechen sich alle Mitglieder der Commission in demselben Sinne aus.

Hierauf spricht Dr. Friedrich Löhr über seine Erfahrungen im Gebrauche des Skioptikons bei Vorträgen über archäologische Themen. Vom Redner und — in der darauf folgenden Debatte — von den Mitgliedern der Commission wird die Wichtigkeit des Skioptikons für den Anschauungsunterricht hervorgehoben. Zugleich wird darauf hingewiesen,

dass man nicht bloß für einen guten Apparat, sondern auch für eine entsprechende Lichtquelle sorgen müsse. Größte Sorgfalt erfordere die Auswahl und Herstellung guter Diapositive, auch bedürfe die Handhabung des Apparates einer geübten Hand. Erwähnt wird auch der Vortrag des Prof. Dr. A. Primožić auf dem V. deutsch-österreichischen Mittelschultage (Österreichische Mittelschule 1894, S. 421 ff.), in welchem der Vortragende die einschlägigen Fragen eingehend erörtert habe.

Es werden schließlich einige Publicationen vorgelegt und kurz besprochen. 1. W. Reichel: Über Homerische Waffen (Wien 1894, A. Holder, 3 fl.); das Werk sollte in keiner Lehrerbibliothek fehlen. 2. Dr. M. Much und L. H. Fischer, Vor- und frühgeschichtliche Denkmäler aus Oesterreich-Ungarn (Wien 1894, E. Hölzel, 1 fl. 20 kr.); wird wärmstens empfohlen. 3. Langels Bilder zur Geschichte: Münster zu Straßburg, Zwinger zu Dresden, Wartburg, Habsburg (Wien 1895, E. Hölzel, à 1 fl. 20 kr. unaufgespannt, 1 fl. 80 kr. aufgespannt); werden empfohlen. 4. Folgende in Oesterreich erschienene Programme: Dr. L. Brtnický, Palatin, Pojednání topografické. Dokončení (Der Palatin. Eine topographische Abhandlung. Schluss) (Königgrätz, Staatsgymnasium). W. Eymmer: Reiseskizzen aus Italien und Griechenland (Budweis, deutsches Staatsgymnasium). Dr. A. Polaschek: Der Anschauungsunterricht mit besonderer Rücksicht auf die Livius-Lectüre (Czernowitz, Staatsgymnasium); enthält ein reichhaltiges Material an Literatur- und sonstigen Nachweisen. Fr. Prix: Katalog der Theresianischen Münzsammlung. Römische Münzen (Wien, Gymnasium der k. k. Theresianischen Akademie. V. v. Renner: Griechische Münzen. I. Th. Der Osten (Wien, Communal-Real- und Obergymnasium, II. Bezirk). S. Rutar: Argivska ravnic (Die Ebene von Argos) (Laibach, Staats-Untergymnasium).

Verwiesen wird noch auf das Sammelwerk: Culturbilder aus dem classischen Alterthum (Leipzig, A. Seemann. I. Richter W.: Handel; II. Spiele; III. Seemann: Cultus; IV. Fickelscherer: Krieg; V. Opitz: Theater; VI. Häusliches Leben, à 3 Mk.) und auf: Dr. W. Hensell: Modelle zur Veranschaulichung antiken Lebens (Frankfurt a. M., M. Diesterweg. Römisches Haus, 48 Mk.; Römische Katapulte 30 Mk.; Aufrechter Webstuhl, 17 Mk. 50 Pf.; Spinnapparat, 6 Mk.; Homerische Thür, 9 Mk. 50 Pf.; Diptychon mit Stilus, 5 Mk.; Buchrolle, 9 Mk. 50 Pf.).

Anzeige.

Die Lehrmittelsammelstelle Petersdorf bei Trautenau in Böhmen, welche bislang wohl als die größte ihrer Art bezeichnet werden muss, gibt regelmäßig Vorrathsverzeichnisse heraus, welche man gegen Ein-sendung einer ungebrauchten Briefmarke vom Vorstande, Oberlehrer Gustav Settmacher, beziehen kann. Diese Anstalt verdient umso mehr Beachtung, als sie seit ihrem Bestande mehr als 1600 Schulen des In- und Auslandes ganz unentgeltlich mit Lehrmitteln versehen und daher hunderte von Denk- und Anerkennungsschreiben erhalten hat.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Ein falscher Grundsatz homerischer Metrik.

In der neuesten Schrift von Paul Cauer „Grundfragen der Homerkritik“ ist auf S. 37 zu lesen: „Aber mit ebenso gutem Recht haben Bekker² und Nauck *πίσις* gedruckt, weil sie eine ältere Gestalt des Textes herstellen wollten, und weil nach altepischem Gebrauche im vierten Fuße vor folgender Diärese beinahe ebensosehr wie im fünften der Daktylus besser ist als der Spondeus“. Auf dasselbe metrische Gesetz beruft sich Cauer auch noch S. 54 und 56 und scheint nicht im mindesten an der Richtigkeit desselben zu zweifeln, da es auf der unumstößlichen Thatsache beruht, dass vor der bukolischen Diärese in den meisten Fällen der Daktylus gesetzt ist.

Überhaupt ist es leicht, der Bevorzugung des Daktylus im homerischen Hexameter das Wort zu reden, da bekanntermaßen in allen Versfüßen mit Ausnahme des letzten die Daktylen in der Überzahl sind, und das ist etwas so Selbstverständliches, dass auf das Gegentheil gar nicht gerechnet werden kann. Denn wenn man sich den homerischen Wortschatz genauer ansieht, so ergibt sich, dass die große Mehrzahl der von ihm gebrauchten Wörter und Wortformen daktylisches, anapästisches, amphibrachisches, pyrrhichisches, trochäisches oder iambisches Maß hat, dass es mithin überall mehr Kürzen als Längen gibt (ich erinnere nur an den häufigen Gebrauch der Präpositionen und Adverbien mit zwei Kürzen), während Spondeus, Bacchius und Molossus weitaus in der Minderheit sind. Dazu kommt weiter noch, dass Spondeen, wenn die zweite Länge ein Vocal oder Diphthong ist (*ἄλλοι, οἴκῳ, ἄξω, ἄμφω, φύσει, κείνοι, πάντῃ*), als Trochäen, Cretici (*βούλεται, ἐμμεναι, αἰτιοι, ἄγγελοι, ἡμένη*) als Daktylen, und Jamben (*ἐγὼ, ἐπεὶ, φράσαι, Πύλω, πόποι, λίσαι, ἐπει*) als Pyrrhichien gebraucht werden können. Es kommt auch das Gegentheil vor, dass der Kürzen so viele sind, dass eine davon als Länge verwendet

werden muss, wie in ἀθάνατος, ἀκάματος, ἐπίτονος, ἀπονείεσθαι, διὰ μὲν, δυναμένοιο.

Die beiden ersten Buchstaben des Alphabets weisen folgende Formen auf, die zwei oder mehr Längen haben: ἀγοῶν (οὐς), αἰθήρ, αἰδώς, αἰνή (ήν, ὤς), Ἄλας, ἦροι, αἰχμή, ἀκροῦ, ἀλκή, ἄλλων, ἄλφοι, ἀνδρῶν, ἀντην, αὐδή, αὐλή, αὐτῶν, αὐτως, βάζεις, βάλλει, βουλή, βομοῦ nebst den übrigen rhythmisch gleichen Formen; Ἀγήνωρ, ἀγή, ἀείρας, ἀέροθη, ἀέξω, ἀελλαι, Ἀθήνη, ἀκηδής, ἀκούσω, ἀκοίτης, ἀκωκή, ἀλήτης, ἀλοιφή, ἀλόφῃ, ἀμεινων, ἀμύνω, ἀνάγκη, ἀνάσσω, ἀνάγει, ἀοιδή, ἀείδω, ἀπούρας, ἀπίμων, ἀπήνη, Ἀπόλλων, ἐφήπται, ἀρίστω, ἀρήγει, ἀρούρης, ἀρωγής, ἀρωγοί, ἀτειρός, προσηύδα, Ἀχαιοί, ἀχέων, Ἀχιλλεύς, βεβήκει; Ἀγχιόης, Αἰνείας, αἰδοίη, ἀβληηροῖν, ἀλλήλων, ἀνθρώπων, Ἀντήνωρ, ἔξαυδα. Diese Formen stehen mit Ausnahme der molossischen zumeist am Versende, außerdem noch in der ersten Vershälfte, so ἦροι zweimal im ersten, einmal im zweiten Fuße, sonst nur am Ende, ebenso αἰχμή, ἀλκή, von welchem für den fünften Fuß eigens die sechsmal vorkommende metaplastische Dativform ἀλκι (πεποιθῶς) gebildet ist. Ἀγήνωρ, ἀγή kommen nur am Versende vor, so meist auch die übrigen rhythmisch gleichen Formen, welche in der Regel sonst nur noch in der ersten Vershälfte gefunden werden.

Wäre nun der von Cauer geltend gemachte metrische Grundsatz richtig, so müsste man erwarten, dass diese Formen im vierten Fuße vor der bukolischen Diärese so selten als möglich vorkämen; aber gerade dort finden sie sich sehr oft, während sie im dritten und fünften Fuße nicht gesetzt sind, an jenen beiden Versstellen, in welchen der Daktylus unbestritten das Vorrecht hat. Wir wollen hier sogleich einige Fälle anführen: ἀμύνει || οἴσι τέκεσσι II 265. ἀμύνοι || πρόφρονοι θυμῷ π 257. ἀμύνειν || δούλιον ἦμαρ Z 463. ἦυδα || μάντις ἀμύμων A 92. προσηύδα || μελιχίοισιν A 256. Ἰππολόχοιο προσηύδα || παιδίμος νόος Z 144 (ähnl. Φ 97). μελιχίοισι προσηύδα || ποιμένα λαῶν Z 214 (ähnl. Z 343. P 431. Ω 32), und nicht Ἰππολόχου προσεφώνεε oder μελιχίους προσεφώνεε, obwohl dadurch zwei Grundsätzen der neueren Metrik Rechnung getragen würde, nämlich dem von der Bevorzugung der caesura penthemimeres und der des Daktylus im vierten Fuße. Dies geschieht aber einfach deshalb nicht, weil beide Grundsätze falsch sind; denn es ist ein unumstößliches metrisches Gesetz, dass unter zwei gleich möglichen Formen diejenige den Vorzug erhält, durch welche die Cäsur nach dem dritten Trochäus eintritt, nicht etwa in der Mehrzahl der Fälle, sondern mit geringen Ausnahmen in allen, und der Spondeus im vierten Fuße hat die alten epischen Dichter nicht im geringsten gestört. ἀρίστη || φαίνετο βουλή B 5. Ἀθήνη || κῶδος ὀρέξῃ E 260. ἀρήγη || φύλα δὲ φύλοισ B 363. αἰνή || δηϊότητι Γ 20. αὐτὸ || μάρτυροι ἔστων A 338. ἄμφω || ῥῆξε

τένοντε Γ 307. αὐτῶ || ἦδὺν γέλασαν Β 270. βαρεῖαι ||
 χεῖρες ἐμυχθεν Ψ 687. ἄλλαι || νῆες ἔχουσιν θ 558. Ἀχαιοὶ
 πατρίδος αἰῆς Α 172. ἄλλοι || πενήκοντα Ε 786. ἀντιμὴν
 ἐξανείσω Σ 471. ἡμῖν || δαῖτα ταράξῃ Α 579. ἄλλον
 λαὸν ἀνώχθω Α 189. ἀεθλον || τοῦτον ἐφήσω τ 576.
 Ἀχαιῶν || Πιον εἶσω Α 71. ἄλλων || οὐ τις ὄρατο Α 198.
 Die daktylische Form *Μελάνθιος* (ον, ε) steht außer χ 474
 nur im vierten Fuße und immer vor Vocalen (φ 247. 369. υ 173.
 φ 175. 181. 265. χ 135. 142. 161. 182. 195. Ζ 26), am Vers-
 ende (φ 212. υ 255. φ 176. χ 152) nur *Μελανθεύς* (εῦ); wäre
 der Spondeus vor der bukolischen Diärese nicht gestattet oder auch
 nur möglichst gemieden, so fände sich nicht χ 159 in allen Hand-
 schriften *Μελανθεύς, τόν περ*, oder *ὄν περ* (Δ Γ Κ Μ Ν Σ)
οἶω, sondern *Μελάνθιος, ὄν περ οἶω*.

Der Daktylus steht im vierten Fuße vor der bukolischen
 Diärese in der Ilias an 7700, in der Odyssee an 5743 Stellen,
 also in fast der Hälfte aller Verse beider Gedichte. In neun
 Büchern der Ilias (Α Ζ Κ Α Ν Π Σ Φ Ω) und fünf Büchern der
 Odyssee (δ ξ η χ ψ) wird diese Durchschnittszahl, wenn auch nur
 unbedeutend, überschritten, es bleibt aber auch kein Buch erheblich
 hinter derselben zurück. Dieser Umstand mag wohl den Anlass
 zu der Annahme geboten haben, dass der Daktylus an dieser Stelle
 eine größere Berechtigung habe oder, wie Cauer sagt, besser sei;
 denn dass er häufiger ist als der Spondeus, gilt ja nicht bloß für
 diese Versstelle, sondern auch für alle übrigen. Doch gibt es auch
 eine beträchtliche Zahl von Versen, in denen der Spondeus vor der
 bukolischen Diärese steht, darunter auch solche, wo der Daktylus
 hätte gesetzt werden können, aber nicht überliefert ist. Auch
 diese Stellen sind so ziemlich gleichmäßig vertheilt, doch finden
 sie sich wiederholt auch in nächster Nähe beieinander. So stehen
 von μ 230—270 zehn Verse mit Spondeen vor der bukolischen
 Diärese, ebensolche Verse sind auch Π 645—647. 650. 754—756.
 Σ 140—143. 145. 431—434. Τ 38—40. 84—86. Υ 49—51.
 Φ 110—112. 565. 566. 568. 570. 572. 573. Ω 467—469.
 α 281. 282. 286. 287. 289. 290. ε 211—213. 216. 217. ζ 27.
 28. 30. 31. 33. θ 452—454. κ 37—39. 94—96. 98. ξ 146—
 148. ο 393—396. π 303. 304. 306. 307. ρ 180. 181. 183. 184.
 τ 96. 97. 101—103. υ 261. 263—265. 267. 268. Das sind
 schon nicht mehr vereinzelte Ausnahmen, die eine Regel nicht
 erschüttern können, sondern Erscheinungen, die an sich schon zur
 Vorsicht hätten mahnen sollen. Wenn man aber nebenbei noch in
 Betracht zieht, dass an mehr als 2800 Stellen der Spondeus vor
 der bukolischen Diärese gefunden wird, dann erleidet das von Cauer
 geltend gemachte metrische Gesetz einen solchen Stoß, dass es
 davon über den Haufen geworfen wird und einer vorurtheilsfreien
 Kritik nicht standzuhalten vermag. Man hat zwar in neuester Zeit
 an manchen Stellen die überlieferte spondeische Form über Bord

geworfen und dafür eine daktylische in den Text gesetzt, aus dem Grunde, weil dieselbe die ursprünglichere ist, aber der metrische Grund, den man dabei noch mit zuhülfe genommen, um der Änderung einen noch größeren Schein von Berechtigung zu geben, besteht nicht, denn das Vorrecht des Daktylus im vierten Fuße ist nur für den Fall nachweisbar, wenn der fünfte ein Spondeus ist. Übrigens sind die Stellen, an denen anstatt der spondeischen Form eine ältere daktylische in den Vers gebracht werden kann, den anderen gegenüber, wo dies nicht der Fall ist, an Zahl so gering, dass davon das bestehende Verhältnis nicht wesentlich alteriert wird.

Wir wollen nun die hieher gehörigen Stellen nach Ausgängen geordnet theils in ihrer Gesamtheit theils im einzelnen vorführen.

$\bar{\alpha}$: 49 Stellen. Außer *ἀτιμᾶ π* 307. *κατεγῆρα ι* 510 und den Imperativen *παράυδα λ* 488. σ 178. *μετάλλα τ* 115 finden sich nur Imperfectformen, wie *ἐφοίτα*, *ἐσύλα*, *εἶα*, *ἐνίκα*, am häufigsten *προσηύδα*. Die vorkommenden Formen haben wie auch sonst die drei Rhythmen — — — , — — — , — — — , wie sie auch zumeist am Versende stehen.

$\bar{\eta}$: 65 Stellen. Es kommen vor Feminina wie *αὐτή*, *δέλιη*, *οἶη*, *ἀγανή*, *Ἀθήνη*, *ἀρίστη*, *αὐτή*, *ἐρεβεννή* (45 mal); Verbalformen wie *ἔσθη*, *ἔτλη*, *εἶη*, *ὑπέρβη*, *κινήθη*, *ἀφείη*, *χαρείη* (17 mal); außerdem *ἦδη ξ* 213. φ 393. *Τυδῆ Δ* 384.

$\bar{\eta}$: 60 Stellen. Außer *ἀμαρτῆ E* 656. Φ 162 und 11 Coniunctivformen, wie *ὀλώλη*, *ὑπέροσχῆ* finden sich nur Dative Sing. wie *Ἀθήνη*, *αἰνῆ*, *ὁμοίη* u. a.

$\bar{\iota}$: nur *βοῶπι* || *πότνια Ἥρη*, so AL O 49, ACH Σ 357, die übrigen mit Aristophanes *βοῶπις*.

$\bar{\omega}$: 73 Stellen, darunter 18 Verbalformen, wie *εἶσκω*, *ὄρνυω*, *μεθήσω*, dann *ἔγνω λ* 91. *φερέσθω Ψ* 538; die Adverbien *ὀπίσσω Γ* 160. *εἶσω η* 13. θ 290. *ἔξω κ* 95; die Nominative *Καλυψώ* (11 mal), *Θεανώ Z* 298. 302. *Μελανθώ σ* 321. τ 65; die Accusative *Θεανώ Δ* 224. *αἰδῶ B* 262. O 561. 661. *ἦῶ E* 265. I 662. M 239. β 434. η 288. ι 26. ν 240. τ 50. ψ 246. *ἰχῶ* (Var. *ἰχώρ*) *E* 416; ferner *ἀμείνω η* 310. \omicron 71. *συβώτεω ξ* 459. \omicron 304, sonst nur Dualformen, wie *ἄμφω*, *αὐτῶ*, *ἀγῆρω*. Von diesen Formen haben Nauck und sein Nachfolger *Θεανῶ*, *αἰδῶ* und *ἦῶ* in *Θεανῶα*, *αἰδῶα*, *ἦῶα* geändert und η 310 hat Nauck *ἀμείνονα* als Vermuthung unter den Text gesetzt.

$\bar{\omega}$: 58 Stellen. Außer *ἰδρῶ P* 385. 745 finden sich nur die gewöhnlichen Dativformen, sehr oft *αὐτῶ*. Nauck schreibt *P* 385 *ἰδρῶι νολεμέε αἰεῖ*, ist aber durch das Metrum gezwungen, *P* 745 *ἰδρῶ σπευδόντεσσιν* stehen zu lassen.

$\bar{\alpha}$: *μέλαιναι νῆες B* 524. 534 und noch zehnmal in demselben Buche. *βαρεῖται χεῖρες Ψ* 687. *ἐλαῖται τηλεθόωσαι η* 116. λ 590. *ἄλλαι νῆες θ* 558. *ἐρύσσαι χεῖρι Φ* 175.

$\bar{\epsilon}$: *ἀνήσει B* 276. *ὀφέλλει Γ* 62. *ἀμύνει Π* 265. Υ Σ 406. *χραισμῆσει Γ* 296. *ἐλάυνει Ψ* 536. *ὀμιλεῖ* || *τῶν δὲ*

λέλασται E 834. τρεῖ || ἐσσόμενός περ A 554. P 663, so alle Handschriften; dafür Nauck τρέει, zu dessen Gunsten man noch Schreibweisen anführen könnte, wie χέει || ἄλλα δέ θ' ὕλη Z 147. ῥέει | ἀμφὶ δὲ καπνός X 149. ῥέει || ἀγλαδὸν ὕδωρ ε 140 (τρέει P 288), aber τρεῖν E 256 lässt sich nicht durch Conjectur beseitigen, so wenig wie ὀμιλεῖ E 384, und auch μ 75 ἐρωεῖ || οὐδέ ποτ' αἰθρη hat Nauck nicht geändert. γεγήθει A 683. ὀρώρει M 177. ε 294. ι 69. μ 315. πεφύκει ε 63. τεθήλει ε 69. ἀνώγει E 899 (Var. ἀνώγειν). γ 141. δ 531. μ 158. 227. ξ 246. π 339. φ 80. χ 129. κατεκόσμευ A 118 (κατεκόσμεε NS Cant.). ἐκόσμευ E 388 (ἐκόσμεε G). ἀύτει A 258 (sonst ἀύτειν E 50. Φ 582). ὀμιλεῖ A 502. ἀπειλεῖ N 143. ἐδείπνει ρ 506 (ἐδείπνεε FV). μετεφώνει μνηστήρεσσι σ 35 (μεταφώνεε DHLQV, προσεφώνεε MP, ersteres metrisch, letzteres auch noch sprachlich unrichtig). An den zuletzt angeführten Stellen hat Nauck überall die nicht contrabierten Formen gesetzt, obwohl das Metrum sie nicht verlangt; dagegen hat er ἀνώγει stehen lassen, obwohl ἀνώγει || θωρήσσεσθαι ι 227, ἀνώγει || ναυτίλλεσθαι ξ 246, ἀνώγει || μνηστήσασθαι π 339 metrisch nicht gerechtfertigt sind und der Form ἀνώγει kein Hindernis entgegensteht. θάρσει θ 197 (Imperativ, ebenso an 14 Stellen im ersten Fuße, die auch Nauck nicht geändert hat). αἰεῖ χ 117.

οἰ: ἄλλοι E 786. H 386. K 563. A 693. α 355. ι 367. ξ 462. σ 307. αὐτοῖ Φ 467. β 368. Ἀγαιοῖ A 172. E 484. Π 780. T 85. υ 166. φ 418. Καμειοῖ A 391. διαφοινοῖ A 474. Ἐπειοῖ A 688. 694. ὁμοιοῖ β 276. ἐταῖροι ο 218. μεγάθυμοι E 102. ἀμύνοι π 257. εἶποι χ 350. αἰδοῖ θ 324. ξ 505. ἦ οἱ H 331. I 618. 682. A 685. Ω 600. δ 407. ξ 31. η 222. μ 24. ξ 266. ο 396. π 2. 270. ρ 435, beide Formen von den neuesten Herausgebern in αἰδοῖ, ἦοἱ geändert.

οῦ: 149 Stellen in der Ilias, 81 in der Odyssee. Außer dem Adverbium αὐτοῦ, welches zwölfmal an dieser Stelle gesetzt ist und wofür ρ 254 aus der besten Handschrift und auch aus einem metrischen Grunde αὐτόθι zu schreiben ist, sind es nur Genetive Sing., die vor der bukolischen Diärese stehen. Hier haben die Herausgeber doch nicht gewagt, an Stelle der Endung οῦ die ältere Endung οο einzusetzen, obwohl außer E 315 φαεινοῦ || πτύγμ' ἐκάλυψεν das Metrum es verstattet hätte, auch χ 218 αὐτοῦ || κροάτι τίσειε.

αν: σιωπᾶν λαδν B 280. ἐνικλᾶν ὅτι Θ 408. 422. Βατίειαν κικλήσκουσιν B 813. μέλαιναν φοιχ' Φ 126.

εν: ὑπερθεν δὲ M 55.

ην: 44 Stellen. Außer ὑπέστην A 267. ἔτην Σ 433. ἐδέγμην μ 230. εἶην π 99. μιάνην A 146. πυθέσθην P 427. γενέσθην A 312. ξυμβλήτην φ 15 (dafür Nauck ξυμβλήατο). θυέσθην χ 114 nur Accusativformen, wie Χρύσην, ὀρμήν, φαεινήν, συβώτην, κλυτοτέγνην.

$\bar{\iota}\nu$: ἡμιν δαῖτα A 579. ἡμιν αἶ Θ 142. ἐν ὑμῖν ἤε K 445. ἡμῖν νεῖκος A 671. ἡμιν μερμηρίζει β 325. μεθ' ἡμῖν ταῖς θ 236. αἴμ' ἡμῖν οἰκαδ' ο 431. ὑμῖν μυρίον ο 452. παρ' ἡμῖν αὐθι ο 455. ἐφ' ἡμῖν ἦρα π 375. ἡμῖν ἄρθμιοι π 427. ἡμῖν εὐφρμέτωπον K 292. γ 382.

$\bar{\omicron}\nu$: ἐάνον πατρός E 734. Θ 385. αὐτόν δειμομεν H 387. αὐτόν τεῖχος H 436. αὐτόν θυμὸς K 389. ἄλλον λαὸν A 189. 204. Π 38. ἄεθλον τοῦτον τ 576. περίφρον Πηνελόπεια π 435. σ 245. 285. φ 321. γάλλκενον δαίδαλα Σ 400.

$\bar{\upsilon}\nu$: ἰθὺν, οὐδέ Φ 303. ἰθὺν περιήσαντο θ 377.

$\bar{\omega}\nu$: 370 Stellen. Darunter 21 Verbalformen, wie ὄπωρον, ἐνίκων, ἐφοίτων, ἐνώμων, προσηΐδων, an keiner Stelle eine uncontrahierte Form, die doch sonst bei Homer gefunden werden, wie πέραον Π 367. κατεσκίαον μ 436. οὔτας χ 356. σιγῶν O 635. ναιετάω ι 21. ναιετάουσι, ναιετάων (ἀόντα, ἀόντας, ἀόντων), nur dass FPS ψ 28 die neunioneische Form ἀτίμωρον im Text haben. Außerdem 24 Participien, wie ἀλύσκων, ἀμύων, ἀνάσσων, δαίζων, κελεύων, ὀνομάζων, 53 Adjective auf ᾤωμαι, meistens περιφρών, 21 Nominative, wie ἀμείνων, ἀμύμων, Ἀπόλλων, Κρονίων, ὀπάων, 64 Genetive der 3. Declination, wie ἀνδρῶν (23 mal), πάντων, αἰγῶν, οἰῶν, παίδων, γυναικῶν, θυγατρῶν, 19 Genetive der 1. Declination, wie θυράων, πτελέων, θεάων, θεοάων, ἀλιάων, daneben μελαινέων A 117. ἐπιπέτων E 818. πασέων υ 70. An allen übrigen Stellen stehen Genetivformen der 2. Declination, darunter sehr oft Ἀχαιῶν und Ἴων.

$\bar{\epsilon}\nu$: an 70 Stellen, darunter ἐπιπλεῖν || ἄλμυρόν ὕδωρ ι 227. 270. ἀμύνειν || δοῦλιον ἡμῶν Z 463. ἀμύνειν | νηυσὶ θεῶσι I 435. An den übrigen 66 Stellen hat Nauck dafür die ältere Form auf $\bar{\epsilon}\mu\bar{\epsilon}\nu$ gesetzt, sowie auch an 89 Stellen im ersten Fuße, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass die Formen auf $\bar{\epsilon}\nu$ fast einstimmig in den Handschriften überliefert sind und dass die homerischen Gedichte nicht in einer Zeit entstanden, sondern das Werk mehrerer Jahrhunderte sind. Auch im ersten Fuße sträuben sich Stellen gegen eine Änderung, wie θῆσειν γὰρ B 39. δώσειν φ̄ Z 53. δώσειν πεντήκοντα ω 342. πέμπειν ὄν Π 447. πέμπειν μιν Π 454. ἔρθειν ἔργα β 326. ἐλθειν κείνος γ 318. Es lässt sich auch nicht behaupten, dass durch diese Änderungen der Text von Nauck ein gleichförmiger geworden wäre, er ist in diesem Punkte noch immer so ungleichmäßig wie der seiner Vorgänger; denn eine Menge von Infinitivformen auf $\bar{\epsilon}\nu$, namentlich am Versschlusse, hat er doch nicht beseitigen können. Unter den zahlreichen Belegstellen dafür stehen mir augenblicklich folgende zu Gebote: A 77. 113. 126. 171. 289. 338. 347. 543. 546. 571. B 24. 37. 61. 74. 108. 127. 413. 443. Γ 157. 394. Δ 42. 102. 120. 316. 389. E 26. 118. 200. 254. 490. 654. 882. Z 101. 208. 257. 478. H 52. 160. 179. 239. 394. Θ 428. I 322. K 65. Σ 85. 89. O 316.

Π 89. 92. 525. 540. Φ 150. 369. 380. 601. Χ 137. 199. 200. 259. Ψ 147. 340. 434. 580. 605. 864. 873. Ω 436. 558. α 155. 350. 353. 385. 422. β 7. 15. 36. 132. 189. 227. 397. γ 350. δ 419. 562. 786. 837. ε 308. 332. 342. ζ 134. 245. 258. 288. θ 45. 70. 240. 266. 569. κ 305. 520. 527. λ 128. 132. 143. 186. 356. 464. 637. μ 453. ξ 274. 400. ο 392. 522. 548. π 151. 203. ρ 261. σ 303. 318. 349. τ 23. 139. 284. 374. υ 52. 78. 141. 221. 359. 364. φ 97. 127. 235. 239. 266. 385. χ 14. 66. 223. 235. 348. 427. 439. 461. ψ 275. ω 31. 244. 314. 380. 471 (bis). 508.

$\bar{\eta}\rho$: ἀνήρ, οὐδὲ μάλ' ἠβῶν M 382. ἀνήρ ἐσθλὸς ὀρώρει Ψ 112. ἀνήρ, οὐδ' ἐπιβαίη μ 77. ἀνήρ, ὃς καταθήσει π 45. ἀστὴρ ὃς ἀπέλαμπεν T 381.

$\bar{\omega}\rho$: Ἐλεφήνωρ ὄζος Ἄρηος B 540. ὕδωρ, ὅς τε μέγιστος O 37. ε 185. ἀγήνωρ ἐστὶ καὶ ἄλλως P 699. ἐέλωρ ἐκτετέλεσται ψ 54.

$\bar{\alpha}\varsigma$: 75 Stellen. ὀλλύντας A 83. κερῶντας ω 364. καλύψας A 752. ρ 241. παραστάς T 375. ρ 221. ὑποστάς γ 99. δ 329. Φ 457. ἀναστάς σ 47. πιθήσας X 107. λοέσσας Ψ 282. παλύνας ξ 429. φορύξας σ 386. ἐτόλμας υ 20. ἡμεας β 330. δ 294. π 385. πολύντας διος Ὀδυσσεύς (42 mal), sonst nur Accus. Plur. fem., wie αὐγάς, πάσας, παρειάς.

$\bar{\iota}\varsigma$: βοῶπις πότνια Ἥρη (zwölffmal). βλοσυρῶπις ἐστεφάνωτο A 36.

$\bar{\sigma}\varsigma$: Πύλαιός τ' ὄζος Ἄρηος B 842. ἄλλος λαὸς ἐπέσθω A 796.

$\bar{\upsilon}\varsigma$: ἀγλὺς, οὐδ' ἄρ' ἐτ' ἔτλη T 421.

$\bar{\omega}\varsigma$: ἐπέπλως ὄφρα πύθῃαι γ 15. ἐπιπλῶς εὐρέα πόντον Z 291. μεμνῶς ἤντε ταῦρος Φ 237. εἰδῶς οὐτ' ἀγοράων δ 818. εἰδῶς τεκτοσυνάων ε 250. πεποιθῶς πατρὸς ἐοίω υ 289. ἰδῶς γούναθ' ἴκοιτο N 711. ἀγήρως ἡμᾶτα πάντα η 94. αὐτως εὐχετάσθαι T 338. αὐτως κείται ἀκηδής υ 130. αὐτως ἄχθος ἀρούρης υ 379. ἄλλως ἐψιάσθαι φ 429.

$\bar{\epsilon}\iota\varsigma$: ἡμεῖς οἴσομεν ἄλλον Γ 104. ὑμεῖς καρτεροὶ αἰεὶ ο 534. νίεις τοιο γέροντος ω 387. νίεις οἱ Δολιῖοιο ω 497. ἰκάνεις ἡμέτερον ὧ Σ 385. 424. ἰκάνεις ἦν ἐρεεῖνεις ω 281. ἀκήδεις, ἀλλὰ θανόντος Ψ 70. κελύεις οἰκοῦν ἄλλο Ψ 558. Außerdem noch neunmal Πατρόκλεις, immer vor Vocalen, von den neuesten Herausgebern in Πατρόκλεες geändert.

$\bar{\omega}\iota\varsigma$: Ἀχαιοῖς A 2. Ψ 792. ἄλλοις ἀθανάτοισιν B 49. N 818. γ 333. αὐτοῖς ἀνθεσι μῆλων I 542. αὐτοῖς δαίτια πένεσθαι δ 683. κνπέλλοις νίεις Ἀχαιῶν I 670. ἵπποις ἀθανάτοισι Π 154.

$\bar{\epsilon}\upsilon\varsigma$: Ὀδυσσεὺς ἐσθλὰ ἔοργε B 272. Λεοντεύς ὄζος Ἄρηος B 745. M 188. Ψ 841. Μενεσθεύς, οἱ δ' ἄμ' ἔποντο N 690. Μελανθεύς, τὸν περ οἶω χ 159.

οὐς: ἄλλους B 191. O 475. T 139. Ω 156. 185. π 404.
 αὐτοὺς M 43. 64. 86. N 152. κ 26. ἀάπτους χειρᾶς ἔφειν
 A 567. ἑταίρους, οἳ τοι ἔασιν H 295. ἑταίρους, οἳ οἱ ἔποιο
 τ 219. ὄγκους ἐκτός ἐόντας A 151. ἀύπνους νύκτας ἰαυῶν
 I 325. τ 340. ἀύπνους ἄμμε τίθησθα ι 404. ἀύπνους ἔμμανα
 αἰέν τ 591. προθελύμνους ἔλκετο χαίτας K 15. ἵππους φροσώ-
 νοντας Π 506. ἵππους ὄφρα πίοιεν Ω 350. ἵππους ἡμίονους
 τε Ω 576. 690.

ἦοϋς ἠριγενείης Θ 508. μ 3. ν 94. Αητοϋς ἔκταν
 νίος Π 849. Καλυψοϋς, ἦ μιν ἀνάγκη δ 557. ε 14. ρ 143.
 Καλυψοϋς ἠγκόμοιο θ 542. μ 389. αἰδοϋς οὐδ' ἠβάν
 γ 14. αἰδοϋς, οὐνεκ' ἄρα σφραγ θ 480, von Nauck in ἦοϋς,
 Αητός, Καλυψός, αἰδός geändert. Diese Änderung ist aber
 ν 171 αἰδοϋς μοῖραν ἔχουσιν nicht möglich, ebenso wie auch
 A 9 Αητοϋς καί. Θ 470 ἦοϋς δῆ. Θ 525 ἦοϋς Τρώεσσι.
 δ 188 τόν δ' ἦοϋς ἔκτεινε. Ω 607 Αητοὶ ἰσάσκετο. I 405
 Πυθοὶ ἐν πετροῦσση. θ 80 Πυθοὶ ἐν ἠγαθέῃ. Θ 57
 χροιοὶ ἀναγκαίη. ψ 333 Καλυψώ.

Fast ebenso zahlreich sind die Stellen, an denen sich ein-
 silbige Längen vor der bukolischen Diärese finden und auch vor
 diesen lassen sich nur die wenigsten durch Änderung beseitigen.

βῆ ποτοπόροιο A 439. βῆ· ἐνθα δὲ χηλοὶ φ 51.
 βοϋν, ἦ τις ἀρίστη κ 522. λ 30. βοϋς βουκοίεσσι
 Φ 448, sonst viermal an derselben Stelle βόας. Aber Hymn. III.
 116 βοϋς εἴλε θυράζε. III, 340 βοϋς ὄχετ' ἐλαύνων. Hm.
 Op. 452 βοϋς ἐνδον ἐόντας (eine Handschr. βόας).
 δὲ κτήσατ' ἐκείνος ν 265 (Var. δ' ἐκθήσατο).
 δῆ γῆραὶ λυγρῶ Σ 434. δῆ γίνεαι αὐτός ν 202.
 δῆν χάζετο φωτός Π 736. δῆν οἰχομένοιο α 281. β 215.
 264. ο 270. δῆν ἦεν ἄπυστος ε 217. δῆν παρθένος ἔσσαι
 ζ 33.

ἑᾶ Παλλὰς Ἀθήνη E 256.

εἰ αὐτόθ' ἐγήρα ξ 67.

εἰς κοίρανος ἔστω B 204.

εἰς an 25 Stellen vor Vocalen (ἄντα, ἄστν, Ἰλιον, οὐρανό,
 ὄπα).

ἐς an 106 Stellen, sehr häufig vor πατρίδα γαίαν.

ἐκ und ἐξ an 62 Stellen.

ἐν an 83 Stellen, nur vor Consonanten, vgl. Hom. Unt. II.
 S. 138—142, ist in den Handschriften meist einstimmig über-
 liefert, und es ist weder ein metrischer, noch sonst ein Grund
 vorhanden, ἐνὶ an dessen Stelle zu setzen, was auch an einzelnen
 Stellen gar nicht möglich wäre, wie A 430 ἐν στηθεσιν ἀδῆν.
 I 382. δ 127 ἐν κτήματα κεῖται. N 618. Π 503 ἐν στηθεσιν
 βαίνων. O 426 ἐν στείλει τῷδε. T 20 ἐν στηθεσιν βούλιν.

εὐ an 36 Stellen, in fast allen neueren Ausgaben ἐν 2^o
 geschrieben und deshalb auch im Verzeichnisse zu den Stellen 3^o

rechnet, die einen Daktylus vor der bukolischen Diärese haben, obwohl sich nur die einsilbige Schreibweise in den Handschriften findet und auch das Metrum den Daktylus nicht verlangt. Unter diesen Stellen gibt es nur eine einzige, *T 84 εὖ γυνῶτε ἕκαστος*, an der die zweisilbige Form nicht gesetzt werden kann.

Ζεύς an 37 Stellen, zumeist in der *Ilias*.

ἦ an 20 Stellen, darunter an 11 vor Vocalen.

ἦν an 42 Stellen, von Nauck in *ἔεν* geändert außer *Ω 706 ἦν παντί τε δήμῳ* und *κ 225 ἦν κεδνότατος τε*. Es gibt aber auch noch andere Stellen, welche dieser Änderung widerstreben, wie *Α 211. Ε 9. Ζ 140. Θ 66. Κ 314. Λ 84. Ν 663. Ο 699. Π 60. Σ 460. Ψ 670. α 177. ε 400. 443. η 282. θ 511. ι 56. 473. λ 393. 448. 610. μ 181. 336. ξ 353. σ 3. 4. υ 287. χ 128. ω 182.*

ἴς Τηλεμάχοιο β 409. π 476. σ 60. 405. φ 101. 130. χ 354.

καί an 664 Stellen, 371 der *Ilias*, 293 der *Odyssee*, oft vor unaugmentierten Verbalformen, vor Formen von *πᾶς* und vor Wörtern, die ehemals mit Digamma anlauteten (57 mal), wie *καί εἰκοσι βαινόν Β 510* (nicht *εἰκοσι*). *καί οἷς* (nicht *εἰοῖς*) *ἐτάροισιν Α 307. καί ἴφια μῆλα Ε 556. καί οἶνον ἐρυθρόν ε 165. κήρ εἶδεται εἶναι Α 228.*

κοῖ λευκὸν ἐμίξαν θ 41.

λῖν ἦραγε δαίμων Α 480. λίς, ἐκ δ' ἄρα χειρός Α 239. λῖς ἠγγένειος Ο 275. Ρ 109. Σ 318.

με πρῶτον ἔασας Ω 557. μοι κτήματ' ἔασι τ 411.

μὲν σφῶί γ' οἴω Ε 287.

μὴ δ' εἰκτετε χάρις Α 509. μὴ ῥέξομεν ὄδε Η 353. μὴ δ' οἷ γε ἔκηλοι Ρ 340.

μιν λιμὸς ἴκηται Τ 348. μιν πρόσθεν ὄπωπα ρ 371.

νῦν πάντα τελεῖται Β 330. Ξ 48. β 176. ε 302. υ 178. σ 271. νῦν δ' ὄρκια πιστά Η 351. νῦν δαίννται εὐφρον Ο 99.

τοῦ Φυλακίδαο Ν 698. τοῦ θηρητήρος Φ 252. τοῦ δ' ἰσταμένοιο ξ 162. τ 307. τὸν δεξιὸν ἵππον Ψ 336. τὸν μῦθον Α 552. Β 16. Λ 25. Θ 209. 462. Ξ 330. Π 440. Σ 361. Τ 185. ρ 348. 551. 574. τὸν ξείνον ρ 508. τὸ κρήνην Α 506. τὸ πρὶν Ε 54. Π 208. τὸ πρόσθεν Ψ 583. λ 629. τὰ πρῶτα Ζ 489. Μ 420. α 257. θ 553.

ὄς (Relativ) Ε 603. Ο 247. Ρ 98. ι 19. 552. υ 25. χ 138. φ Ι 125. 267. γ 267. τὸν Ι 71. ψ 178. τῶν Ι 592. οὗς α 108. ἦ Τ 91. 129. ω 299. ἦς ρ 118. ἦ Τ 136. τὴν Ι 664. α 444. ᾶς Κ 416.

ὄς (Demonstrativ) ρ 172. τοῦ Α 301. Ζ 206. τῶν Ζ 225.

οὗ (Possessiv) Α 404. Π 592. ψ 150. φ Θ 406. Κ 270. Ρ 196. δν Ι 481. οἷς Ν 667. ο 354. οὗς Β 832. Α 330. ἦν α 21. ξ 331. ρ 228.

οὐ (οὐκ) A 495. 591. B 122. 347. Γ 66. E 218. M 398.
 Ξ 62. (O 632). Π 302. P 160. 372. 761. T 86. (X 437).
 Ψ 725. δ 78. θ 179. κ 193. 373. λ 584. μ 130. π 447.
 σ 232. φ 421.

παρ ξείνια θείω Σ 387. ε 91. ι 517. παρ ξείνια θῆν
 γ 490. ο 188.

παῖς δῆμος ὄφελλε φ 17. πᾶν δοῦπος ὀρόρει M 289.
 πᾶν, κὰδ δ' ἄρα νεκρούς Φ 348.

παῖς: B 205. 319. Δ 75. Z 139. Θ 415. Γ 37. M 450.
 O 91. Π 431. Σ 293. α 399. β 177. θ 132. π 345. 434.
 σ 349. υ 359. φ 320. 415 sind die Stellen, an welchen in den
 Handschriften einstimmig oder nahezu einstimmig παῖς überliefert
 ist, und bei genauerer Betrachtung wird man finden, dass sie sich
 in einem nicht unwesentlichen Punkte von den übrigen Stellen
 unterscheiden, an welchen zwar nicht so übereinstimmend, aber
 doch vorwiegend παῖς überliefert ist. Nauck und seine Nachfolger
 sind daher im Unrechte, dass sie an dieser Stelle überall παῖς
 gesetzt haben, denn dass der vierte Fuß dadurch daktylisch wird,
 ist ja kein Grund, der einen Anspruch auf Berechtigung hätte.
 Dazu gibt es auch noch drei Stellen, die das nicht wollen H 41
 φίλος παῖς || σύνθετο θυμῶ. Ξ 346 Κρόνον παῖς || ἦν παρ-
 κοῖτιν. Φ 216 Κρόνον παῖς || πάντας ὀλέσσαι.

πou: A 178 θεός που || σοὶ τό γ' ἔδωκεν.

πῶ: A 224 οὐ πω || λῆγε χόλοιο, ebenso M 203. 270.
 P 377. T 216. γ 160. π 71. φ 123. 132. ψ 116.

πῶς: N 325 οὐ πῶς || ἔστιν ἐρίζειν, so auch ε 212.
 413. κ 170. λ 158. ρ 12. χ 460, vgl. T 81.

πρός an 60 Stellen. Wie ἐνί, so steht auch προτί regel-
 mäßig nur vor Wörtern, die ehemals ein Digamma im Anlaute
 hatten (ἔστν, ἴλιον, οἶκον): vor consonantisch anlautenden Wörtern
 findet sich in der Regel das einstimmig überlieferte πρόσ, selten
 dafür ποτί. Unter allen diesen Stellen ist nur eine, wo eine andere
 Form absolut nicht stehen kann λ 302 πρόσ || Ζηνὸς ἐρονίς,
 dafür haben 7 Handschriften παρὰ, welches Glosse und keine Les-
 art ist.

πρὸν || ἰσχάνει ὕδωρ P 747.

σε || πρῶθ' ἰκέτευσά ο 573. σοὶ || ἦπιον εἶναι κ 387.
 σοί || γ' ὠδ' ἐπιτέλλω ρ 9.

σῆ || μητρὶ εἶπεν π 469. σῆν || γαστέρ' ἀναλτον σ 364.
 σῶ || πατρὶ μάχηαι Θ 420. σῶ || δουρὶ δαυήη X 246. σοῖς
 ἐν μεγάροισι θ 242.

σύν γ' ὄρκι' ἔχευαν Δ 269. σύν δ' ὅστι' ἄραξε M 384.
 μ 412. σύν τ' ὅστι' ἀράξω Ψ 673. σύν λαίλαπι πολλῇ P 57.
 σύν λαίλαπι θύων μ 408. σύν νηὶ μελαίνῃ T 331 (A ἰωνῆ
 u. γο. συννηί). γ 61. κ 332. υ 425. ω 152. σύν θ' ἄρματα
 ἄξει Ψ 467. σύν θυμὸν ὀρίνης Ω 467. σύν μοχλὸν αἰέρας
 ι 332. σύν χειρας ἔχοντες κ 42. ξύν τοῖσδεσι θάσσον κ 268

σὺν μῆτιν ὑφῆνω ν 303. σὺν φόρτον ἄγοιμι ξ 296. σὺν δ' ἤλασ' ὀδόντας σ 98.

σὺς λευκῶ ὀδόντι τ 465. ω 332.

σφεων γούνατ' ἔλυσα ω 381.

σῶς αἰπὺς ὀλεθρὸς Ν 773. ε 305. ζ 28. So sehr σόων seine Berechtigung im dritten (Α 117. Θ 246. Ρ 367) und fünften (Η 310) Fuße hat, wo es auch fast einstimmig in den Handschriften überliefert ist, so wenig darf σῶς an den drei oben genannten Stellen und im zweiten Fuße (ο 42. π 131) nach vorangehendem Dativ des persönlichen Pronomens in σόος geändert werden, wie es Nauck und andere gethan. Hier hat σῶς eine doppelte Tradition für sich, die des Aristarch und die aller Handschriften, außerdem verlangt auch das Metrum diese Schreibweise. Hier sei ein für allemal erwähnt, dass es die neueren Herausgeber unterlassen haben, bei Vornahme ihrer Änderungen zu Gunsten der daktylischen Formen das diesen Formen vorausgehende Wort in Berücksichtigung zu ziehen: sie wären sonst zu ganz anderen Resultaten gekommen.

τις τυτθὸν ἐπέσχε Χ 494.

τεῦ δώμαθ' ἴκωμαι ο 509, unrichtig Nauck τέο.

τοὶ δαίμονα δάσω Θ 166. τοὶ μόρσιμός εἰμι Χ 13.

τοὶ λιμὸν ἐρύκοι ε 166. τοὶ δῆμιός ἐστιν ν 264.

τρεις νῆας εἶσας Β 671. τρεις ἀνδρας ἐρυσθαι ε 484.

τῷ οὐ τινα οἶδα η 25.

χθὼν πᾶσα νέμοιτο Β 780.

χρεὼ πάντας Ἀχαιοὺς Ι 75. χρεὼ πείσματός ἐστιν ι 136. χρεὼ θάσσον ἱκέσθαι ο 201.

χρὴ ταῦτα λέγεσθαι Ν 275. χρὴ γῆραὶ λυγοῖ Ψ 644.

χρὴ τετλάμεν ἐμης γ 209. ξ 190. χρὴ καλὰ μὲν αὐτήν ξ 27.

χρὴ πεζὸν ἔοντα ι 50. χρὴ τοῖον ἔοντα ξ 364. χρὴ μητέρος αἴνου φ 110.

χρὼς οὐδὲ σίδηρος Α 510. χρὼς ἄλλυδις ἄλλη Ν 279.

χρὼς οὐτέ τι λίην Ν 284. χρὼς, οὐδέ τις ἔτλη Ρ 733. χρὼς ἐμπεδος εἴη Τ 39. χρὼς ὄξει χαλκῶ Φ 568. χρὼς οὐκέθ' ὁμοίος π 182. Dass hier auf χρὼς überall ein vocalisch anlautendes Wort folgt, ist bloßer Zufall.

ῶς, seltener ὠς, an 46 Stellen. ὠς ἦψατο γούνων Α 512.

κακὸν ὠς δειδίσσεσθαι Β 190. Αὐὸς ὠς τερπικραυνῶ Β 781. πέλεκυς ὠς ἐστιν ἀτειρής Γ 60 u. a.

Durch diese Masse von Stellen ist die Berechtigung des Spondeus im vierten Fuße erwiesen, und es lässt sich nicht einmal eine Bevorzugung des Daktylus nachweisen, da es eine Menge von Stellen gibt, an welchen derselbe hätte gesetzt werden können und doch der Spondeus einstimmig überliefert ist.

Nächst der Cäsur nach dem dritten Trochäus, die an 15460 Stellen gefunden wird, ist der am häufigsten vorkommende Versabschnitt die bukolische Diärese, da sie sich an über 15200 Stellen

findet. Dort werden wie in der Mitte des Verses lange Endvocale vor Vocalen lang gebraucht und es ist auch an dieser Stelle der Hiatus gestattet. Im vierten Fuße vor der bukolischen Diäresis finden sich die gleichen Erscheinungen wie am Versschlusse, wie es an keiner anderen Versstelle vorkommt. Eine Menge der homerischen Wortformen steht nur an bestimmten Versstellen, und es treten dabei immer die gleichen metrischen Verhältnisse zutage, so dass sich daraus erkennen lässt, dass die homerischen Dichter ihren Vers nach streng festgesetzten Regeln gebaut haben. So verlängert z. B. das nachgesetzte $\acute{\omega}\varsigma$ in der Thesis des vierten und sechsten Fußes an allen Stellen die vorhergehende kurze Silbe; steht es aber in der Arsis, was nur an fünf Stellen der Fall ist (I 196. © 271. N 137. χ 299. σ 223), so bleibt die vorhergehende Silbe kurz. Wenn wir die spondeischen Formen im vierten Fuße der Reihe nach hernehmen, so wird fast keine Form darunter sein, die nicht auch am Versschlusse ihre feste Stellung hätte, wie $\alpha\iota\tau\eta$, $\acute{\alpha}\mu\varphi\omega$, $\acute{\alpha}\nu\tau\omicron\iota$, $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\iota$, $\omicron\iota\eta$, $\eta\delta\eta$, $\acute{\epsilon}\sigma\tau\eta$, $\acute{\epsilon}\tau\lambda\eta$, $\acute{\epsilon}\iota\eta$, $\acute{\iota}\kappa\epsilon\iota$, $\eta\mu\epsilon\iota\varsigma$, $\eta\mu\iota\nu$, $\acute{\alpha}\chi\lambda\upsilon\varsigma$, $\iota\theta\upsilon\upsilon\upsilon$, $\acute{\alpha}\upsilon\tau\omega\varsigma$, $\acute{\epsilon}\iota\delta\acute{\omega}\varsigma$, $\iota\delta\rho\acute{\omega}\varsigma$, $\acute{\iota}\pi\pi\omega\upsilon$, $\acute{\alpha}\nu\eta\rho$, $\acute{\upsilon}\delta\omega\rho$, $\acute{\epsilon}\iota\pi\omicron\iota$, $\acute{\epsilon}\lambda\theta\epsilon\iota\nu$, $\acute{\Lambda}\theta\acute{\eta}\nu\eta$, $\acute{\alpha}\rho\iota\sigma\tau\eta$, $\acute{\alpha}\acute{\epsilon}\theta\lambda\omicron\nu$, $\acute{\Lambda}\chi\alpha\iota\omicron\iota$, $\acute{\alpha}\nu\tau\iota\mu\acute{\eta}$, $\acute{\alpha}\nu\tau\acute{\eta}$, $\acute{\epsilon}\nu\acute{\omega}\mu\alpha$, $\pi\rho\omicron\sigma\eta\upsilon\delta\alpha$, $\acute{\omicron}\lambda\acute{\omega}\lambda\eta$, $\acute{\alpha}\gamma\alpha\eta$, $\acute{\epsilon}\rho\upsilon\sigma\sigma\alpha\iota$, $\acute{\alpha}\mu\upsilon\upsilon\epsilon\iota$, $\varphi\alpha\iota\upsilon\eta$, $\beta\omicron\acute{\omega}\pi\iota\varsigma$, $\acute{\alpha}\nu\acute{\omega}\gamma\epsilon\iota$, $\acute{\omicron}\rho\acute{\omega}\rho\epsilon\iota$, $\pi\epsilon\varphi\upsilon\kappa\epsilon\iota$, $\acute{\omicron}\mu\acute{\iota}\lambda\epsilon\iota$, $\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\iota$, $\acute{\Lambda}\pi\epsilon\iota\omicron\iota$, $\acute{\epsilon}\tau\alpha\iota\rho\iota$, $\acute{\omicron}\mu\omicron\iota\omicron\iota$, $\acute{\epsilon}\delta\acute{\epsilon}\rho\gamma\mu\eta\nu$, $\gamma\epsilon\nu\acute{\epsilon}\sigma\theta\eta\nu$, $\kappa\alpha\lambda\upsilon\psi\alpha\varsigma$, $\pi\alpha\rho\alpha\sigma\tau\acute{\alpha}\varsigma$, $\acute{\alpha}\gamma\acute{\eta}\rho\omega\varsigma$, $\acute{\iota}\kappa\acute{\alpha}\nu\epsilon\upsilon\varsigma$, $\kappa\epsilon\iota\lambda\acute{\epsilon}\nu\epsilon\upsilon\varsigma$, $\acute{\omicron}\delta\upsilon\sigma\sigma\epsilon\upsilon\varsigma$, $\acute{\alpha}\gamma\acute{\eta}\nu\omega\rho$, $\acute{\epsilon}\acute{\epsilon}\lambda\delta\omega\rho$, $\pi\omicron\lambda\epsilon\mu\acute{\iota}\zeta\epsilon\iota\nu$, $\acute{\epsilon}\rho\epsilon\beta\epsilon\nu\acute{\eta}$ und viele andere. Aber auch von den einsilbigen Wörtern, die in der Thesis des vierten Fußes stehen, finden sich viele, ausgenommen solche, die am Schlusse nicht stehen können (z. B. $\acute{\epsilon}\iota$, $\acute{\epsilon}\nu$, $\acute{\epsilon}\varsigma$, $\acute{\eta}$, $\kappa\alpha\iota$, $\mu\acute{\eta}$, $\omicron\upsilon$, $\pi\acute{\alpha}\rho$, $\pi\rho\acute{\omicron}\varsigma$) am Versende, wie $\beta\omicron\upsilon\varsigma$ I 466. O 547. $\beta\acute{\omega}\nu$ H 288. $\delta\acute{\epsilon}$ Z 64. © 75. $\delta\acute{\eta}$ II 62. Σ 115. $\delta\acute{\eta}\nu$ A 416. Z 139. $\acute{\epsilon}\xi$ Ξ 472. \omicron 518. $Z\acute{\epsilon}\upsilon\varsigma$ A 175. 511. $\eta\upsilon$ II 60. Ψ 670. $\acute{\iota}\varsigma$ A 668. M 320. $\kappa\acute{\eta}\rho$ Σ 535. Ψ 78. $\mu\epsilon$ A 104. H 79. $\mu\omicron\iota$ A 542. I 61. $\mu\acute{\epsilon}\nu$ II 337. $\mu\iota\nu$ Γ 368. I 702. $\nu\theta\upsilon$ A 362. I 105. $\tau\acute{\omicron}\nu$ © 533. T 96. $\tau\acute{\eta}\nu$ I 342. T 191. $\acute{\omega}$ E 71. Ω 36. $\eta\upsilon$ E 371. Z 192. $\pi\omicron\nu$ ρ 424. τ 80. $\pi\omega$ Σ 378. $\xi\delta\upsilon$ \omicron 410. $\sigma\upsilon\varsigma$ δ 457. τ 439. $\sigma\varphi\epsilon\omega\nu$ ν 348. $\tau\iota\varsigma$ A 271. A 314. $\tau\omicron\iota$ A 380. X 222. $\tau\rho\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ T 269. $\chi\theta\acute{\omega}\nu$ B 465. © 150. $\chi\rho\acute{\eta}$ H 109. I 496. $\chi\rho\acute{\epsilon}\acute{\omega}$ I 197. K 85. $\chi\rho\acute{\omega}\varsigma$ π 145. τ 204. $\acute{\omega}\varsigma$ B 764. Γ 2 u. a. Dieser Umstand gestattet einen sicheren Rückschluss auf die gleiche Behandlung beider Versfüße und dadurch ist dem Spondeus im vierten Fuße sein Recht ebenso gesichert, wie dem Daktylus.

Linz.

J. La Roche.

Die Handschriften von Ciceros „De inventione“.

Schon einmal beschäftigten uns in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1893) die Handschriften zu Ciceros „de inventione“; es möge mir aber gestattet sein, auf diesen Stoff zurückzukommen, einerseits um die dort gewonnenen Ergebnisse von einem neuen Gesichtspunkte aus zu stützen, andererseits um eine noch nicht verglichene Handschrift hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zu den bereits bekannten zu untersuchen. Es ist dies die Zwettler Handschrift Nr. 376,¹⁾ die, auf Pergament in Octav im 14. Jahrhunderte geschrieben, von Blatt 3—117 sechs Bücher Rhetorica Tullii enthält, da sie auf die zwei Bücher de inventione in einem Zuge die vier Bücher ad Herennium folgen lässt. Unsere Handschrift ist nicht vollständig; es ist nämlich nach p. 119, 20 edit. Teubn. vehementissime ein Blatt ausgerissen. Bei der Collation dieser Handschrift, die ich infolge gastfreundlicher Aufnahme im Stifte an Ort und Stelle vornehmen konnte, unterstützte mich in aufopfernder Weise der Bibliothekar, Herr P. Benedikt Hammerl, wofür ihm auch hier Dank gesagt sei.

Fleckeisen wies im Philolog. IV, 337 darauf hin, dass sich in den Neposhandschriften vielfach Spuren einer zweiten Recension fänden, und Gemss untersuchte diese ausführlich im Programme des Luisengymnasiums zu Berlin 1888. Auf gleiche Weise will ich bezüglich Ciceros „de inventione“ versuchen, den Nachweis einer doppelten Recension dieser Jugendschrift zu erbringen. Prüfen wir nämlich die Überlieferung an der Hand des kritischen Apparates in der von W. Friedrich besorgten Teubner'schen Ausgabe,²⁾ so werden wir finden, dass sich zwei Handschriftengruppen schroff gegenüberstehen. Ich will die wichtigsten Fälle zwar nicht vollständig, aber doch in möglichst großer Anzahl anführen, weil es meines Erachtens bei einer solchen Untersuchung, abgesehen von der Beschaffenheit, auch auf die Menge der Belegstellen ankommt.

Von Handschriften sind herangezogen: Parisinus P, Herbipolitanus H, Sangallensis S, Casselanus c, Bernensis β, Vindobonensis 116 Z₁, Vindobonensis 51 Z₂; die Zwettler Handschrift wollen wir z nennen. Der Leidensis L und die deteriores ω werden nur da aufgenommen, wo sie Friedrich entweder namentlich anführt oder unter C einbezieht. Bezüglich des Parisinus muss ich aber bemerken: Friedrich hat sich mit der von Escher schon im Jahre 1840 besorgten unzureichenden Collation begnügt, weshalb Ströbel im Jahre 1885 die Handschrift neuerdings zu Paris verglich. Auf Grund dieser neuen Vergleichung verfasste er seinen Aufsatz: „Die ältesten Handschriften zu Ciceros Jugendwerk de inventione“ Philol.

¹⁾ Cf. Stephan Rössler, Verzeichnis der Handschriften des Cistercienser-Stiftes Zwettl, Wien 1891.

²⁾ Wohl nur durch ein Versehen ist dort 114, 16 das von allen Handschriften überlieferte et vor ab natura ausgefallen.

45, 469 ff. Nach den dortigen Angaben verbesserte ich Friedrichs Apparat, erbat mir aber überdies an zahlreichen Stellen Auskunft über Lesarten des P, die mir auch Ströbel mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit brieflich erteilte. Ich war daher in die angenehme Lage versetzt, über eine genauere Collation des P zu verfügen. Um das Anführen der Handschriften zu vereinfachen, wollen wir die besonders häufig wiederkehrenden Gruppen $HSZ_1 = a$ und $P\beta cZ_2 z = b$ setzen.

Es treten nun einander gegenüber: 2, 4 artis initium $PS\epsilon Z_1 Z_2$, initium artis z , artis $H\beta$; 4, 14 auctoritas quae $Pc^1 Z_2 a$, et quae $S^2 Z_1 z$; 10, 10 rursus nec $P^2 cZ_2 z$, nec $a\beta$; 11, 8 accidere b , accedere a ; 13, 9 qua sublata $P^2 cZ_2 z$, quare a ; ib. 22 appositissima $PH^1 S^1 cZ_1^1$, aptissima vel appositissima z , aptissima $H^2 S^2 Z_1^2 Z_2$; 14, 32 auctorem $PH^1 SZ_1^1$, auditorem $S^2 \beta cZ_1^2 Z_2$; 15, 5 contemptionis $P^3 \beta cZ_2$, contionis P^1 , contentionis az ; 16, 5 ab rebus ipsis $P^2 c$, a r. i. z, a rebus $a\beta$; ib. 27 defessi $P\beta cZ_2$, defensi az ; ib. 30 contrahit $P(c)Z_2 z$, trahit a ; ib. 36 defensuram $P^2 cZ_2 z$, om. a ; 17, 34 defessus b , defensus a ; 18, 12 vitari PcZ_2 , vitare $a\beta z$; 20, 10 decipit b , decipit a ; ib. 19 longus $P^2 \beta cz$, longius $aP^1 Z_2$; 22, 27 in qua partitione $b(P^2)$, in part. a ; ib. videndum est ne $b(P^2)L\omega$, ne a ; 27, 12 idoneam faciendi $b(P^2)$, idoneam cummonem habent tempus et occasio faciendi a ; 28, 12 per oppositionem $P^2 \beta cz$, praepositione aZ_2 ; ib. 32 offendi $P^2 \beta L\omega Z_2 z$, defendere $P^1 H^1 Z_1$, offendere $S^1 H^2 c^1$; 29, 6 inventum b (P zeigt aber im Buchstaben u eine Rasur, so dass vielleicht inventam ursprünglich dort stand), inventa a ; 30, 18 portorium $b(c^2)L\omega$, portum a ; 31, 7 in censura $bL\omega Z_1$, post censuram HS ; ib. 30 inventam $PS\beta L\omega Z_1$, inventa $HZ_2 c^2$, inventaque a ; 32, 10 habeat $P\beta Z_2$, habet acz ; ib. 15 tuum virum malis an illius PcZ_2 , t. an i. m. v. Z_1 , t. m. v. an i. HS , t. v. an i. m. z ; ib. 23 utrum illius malis b , utrum malis a ; ib. 37 si quis $bL\omega$, si qui a ; 33, 8 inducemus $PcZ_2 z$ (aber P wohl von gleicher Hand i über e geschrieben), inducimus $a\beta$; ib. 9 concedi $bL\omega$ (P^1 concede, erst eine andere Hand tilgt e und schreibt i darüber), concedere a ; 34, 35 putaverunt b , potuerunt a ; ib. usu $P^2 \beta cL\omega Z_2$, in usu $aP^1 z$; 35, 4 est et non $b(P^2)L\omega$, est in HZ_1 , est et S ; ib. 21 propositio $b(P^3)$, expositio aP^1 ; ib. 32 nulla in re $P\beta cL\omega Z_2$, nulli naturae az ; 43, 10 oratorio $b(P^2)$, oratori P^1 , oratoris a ; 45, 8 ostendetur $P\beta cZ_2$, ostenditur az ; ib. 20 id iudicatum $b(P^2)$, ad iud. $a(Z_1^2)$; 46, 16 infirmum $b(P^2)$, infirmare aP^1 ; ib. 21 natus $P\beta cL\omega Z_2$ (P^1 hat notus, von einer anderen Hand rührt das überschriebene a), nutritus az ; ib. 22 sed $P^2 \beta L\omega Z_2 z$, si $aP^1 c$; 48, 14 conclusione $bL\omega$, conclusionem a ; ib. 20 sumatur $P^2 cZ_2 z$, sumant aP^1 ; ib. et $b(P^3)$, om. aP^1 ; ib. 23 in ipso $b(P^2)L\omega Z_1^2$, ipsum HS ; 49, 33 faciat $P^3 cZ_1 z$, faciunt aP^1 ; 50, 1 aut eo homine P (aber eo in Rasur) β , aut ab homine $acZ_2 z$; ib. 3 ea re $P^1 cZ_2$, ex ea re P^2 , de ea re β .

ea de re z, ad eam rem SZ_1 , eam rem H; ib. 4 propter inhonestam P^2c , p. inhonestam (honestam β) rem $a\beta Z_2zP^1$; ib. 17 adversum b(P^2), adversarium a P^1 ; ib. 37 ut $P\beta cZ_2$, aut az; 52, 2 de conclusione dicemus $P\beta cZ_2$, dic. de concl. az; ib. 35 nam si legis P^2cZ_2z , nam quid si legis SZ_1 ; ib. 36 quaerat sic id a nobis P^3cZ_2 (vobis β), quaerat si quid a nobis a ($P^1?$), et si quaerat a vobis z; 53, 14 id eligatur P^2cZ_2z , delegatur a β , dil. P^1 ; 56 9 de incommo $P\beta cZ_2$ (z in ras. om. de), deinde quomodo a; ib. 12 pristino b(P^2), pristina a P^1 ; 59, 26 in vitio b(P^2) $L\omega$, invento a, inventione P^1 ; 60, 5 a principe illo atque inventore Tisia $P\beta Z_2$ (P hat nach a und den Endungen e eine Rasur), ad pr. i. a. i. P. acz; 61, 9 singulari b H^1S^2 , singulare a(H^2); ib. 21 et iudicationes $P^2L\omega Z_2z$, om. $a\beta cP^1$; ib. 28 conveniret b, convenisset a; 62, 22 ab coniecturali constitutione $P\beta cZ_2$, ad c. c. az; ib. 34 fit P^2cZ_2z , om. a P^1 ; 63, 21 argumentorum b(P^2) Z_1^2 , argumentatoris $H^1P^1S^2$, argumentatoris $S^1Z_1^1$; 65, 20 spectari b(P^2), expectari a; ib. 24 accusatori b(P^2), accusatoris a(S^2); ib. 32 pertinebunt $P\beta cZ_2$, pertinent az; 66, 2 sunt b, om. a; ib. 18 fuisse P^2Z_2z , esse $a\beta cL\omega$; 67, 33 quoniam cZ_2z , quo P, quod a β ; ib. 34 vehemens b(P^2), vehementer a P^1 ; 68, 8 hominis b H^1 , omnibus a(H^2); ib. 27 dicet βZ_2z , dicetur P^2c , dicitur a P^1 ; ib. 34 enim b, om. a; ib. 35 detractum b, tractum a; ib. 36 eius HZ_1 , ei S, om. b; 69, 22 deinde b(P^2) $L\omega Z_1$, denique HS^1P^1 ; 71, 1 demonstrabimus $P^3\beta cS^2Z_2$, demonstramus z, inlecimus $P^1S^1L^1Z_1^1$; ib. 11 similesque b(P^3), similes a P^1 ; ib. 15 erat b $L\omega$, restat a; ib. 29 quaeri b, quaerere a; ib. 31 utrum b(P^3) $L\omega$, ut non a P^1 ; ib. 33 in qua num b(P^2z^2) S^2 , in qua non z^1 , in qua a P^1 ; ib. 35 ut b(P^3), verum a P^1 ; 75, 24 minuit is b(P^2), minuit a; ib. 27 afferri b, afferre a; 76, 1 et ex P^2cZ_2z , ex a P^1 ; 77, 34 et quodam (quonam P) modo agendi PcZ_2 (ebenso z, aber mit der Umstellung potestas agendi), et agendi et quonam modo agendi a($P?$); 78, 4 cum in P^2cZ_2z , in a $L\omega$; ib. 7 ut diu P^2cZ_2z , et diu a β ; ib. 8 sit P^2cZ_2 (z mit Umstellung dem. sit), esset a β ; 81, 18 quod b(P^2) $L\omega$, quae a($P^1?$); ib. 29 iure b, iura a; 82, 6 et in b $L\omega$, in a; ib. 33 cognosceretur $P^2\beta cL\omega Z_2$, demonstraretur a(H^2)z; 83, 3 locos autem communes b(P^2), locos autem $S^1Z_1^1$, locus a. HP^1 ; ib. 10 foris $P^2cL\omega Z_2z$, fortis P^1 , forte a β^1 ; ib. 13 quod per se $P^2\beta c$, q. p. se ipsum z, quod ipsum a P^1Z_2 ; 84, 4 se reus b(P^2), rem reus a P^1 ; ib. 14 elaborandum b S^2 , laborandum a; ib. 16 si quam βcZ_2 , si quod P^2 , quam z, si quis a($P^1?$); 85, 17 proferre b(P^2), om. a P^1 ; 87, 11 se $P^2\beta cZ_1^2z\omega$, rem $HS^1L^1Z_2$, rem se $Z_1^1L^2$; ib. 37 pervenire b, pertinere a; 88, 9 perturbatione $P^3\beta Z_2z$, perturbatio c, perturbatorem a P^1 ; ib. 26 legarunt Athenas b, legatorum Ath. a (miserunt $H^2S^2Z_1$); 89, 1 alia constitutione b(P^2), om. a; ib. 5 poterit b, potuerit a; ib. 6 ipse accuset $P\beta Z_2z$, ac. ip. a; ib. 19 demonstrabit b(P^2 , z demonstrabitur), om. a; ib. 23 deinde in b(P^3),

deinde aP¹; 90, 3 se P³βcωz, reum S¹LZ₁²Z₂, rem HP¹Z₁¹; ib. 36 in expeditione bLω, in expeditionem a(H²); 92, 30 argumentorum b(P²), argumento aP¹; 94, 21 continetur — vix P²βca, om aP¹Z₂; ib. 25 si b, om. a; 96, 3 exposita PβcH₁, posita SLZ₁Z₂; 101, 28 in quo b, in qua a; 102, 14 maiore antea PβcωZ₂, aut maiori z, maiore cum a; 107, 17 hoc P¹βc²Z₂, om. aP¹c¹; 109, 9 considerando b, considerandum a; 112, 22 navim et b (navem et P), nam et a; 114, 30 aut ante b(P²), ante aut aP¹; ib. 32 aluit b, valuit a; 116, 10 est aβ, om. PcZ₂.

Bekanntlich zerfallen die Handschriften zu de inventione in zwei Classen, in die unvollständigen mit den Hauptvertretern HSP und in die vollständigen, z. B. βcω. Die Zusammengehörigkeit von HSP ergibt sich aus der völligen Gleichheit in Bezug auf die beiden großen Lücken, die Ströbel im Philol. 45, 473 f. gegen die Angabe Friedrichs nachweist, und aus der Übereinstimmung ihrer Lesarten; man vergleiche nur die Fälle, wo aP¹ zusammengehen. Aber diese Classe gliedert sich wieder zweifach, indem HS enger miteinander verwandt sind und von diesen sich P durch eigenartige Lesarten sondert; man vgl. Ströbel l. c. p. 475 und die Stellen, wo die Handschriftenreihe b den Handschriften a gegenübertritt.

Diese Handschriftenclasse, zu der auch noch ein Vossianus LXI gehört, „genügt jedoch nicht für die Textgestaltung von de inventione“, wie Ströbel in den Blättern f. d. Gymnasialschulwesen 30. Jahrg., S. 91 sagt, „sondern daneben muss noch eine zweite Classe B angenommen werden. Darauf weist sofort der Umstand hin, dass in HSPV = A vor allem zwei größere Lücken sich finden. In P und S sind diese Lücken von einem zweiten Schreiber ergänzt, natürlich nach einer anderen Quelle.“ S. 92: „Die jüngeren Handschriften zerfallen vor allem in zwei Gruppen. Erstens in solche, als deren Quelle A zu gelten hat. . . Die zweite und hauptsächlichste Gruppe bilden diejenigen Handschriften, welche von B herkommen, wobei man bekennen muss, dass sich bald ein größerer, bald ein kleinerer Einfluss von A bemerklich macht.“ Letzteres können wir bestätigen, wir brauchen nur auf die Übereinstimmung zwischen HSβ oder HSc und ähnliches hinzuweisen. Aber die große Zahl — über 50 — oft ganz eigenartiger Stellen, an denen Übereinstimmung zwischen P, β und c in den drei möglichen Verbindungen herrscht, an denen Pβc zu HS oder b zu a in Gegensatz tritt, wird uns vielleicht doch nöthigen, P mit βc in engere Verbindung zu bringen; damit will ich aber durchaus nicht P mit βc auf gleiche Stufe stellen, da ja P diesen an Ursprünglichkeit weitaus überlegen ist. Ganz unzweifelhaft gehören zusammen P²βc. Ich meine: aus den angeführten, oft ganz schwerwiegenden Beispielen eines Gegensatzes zwischen b und a¹) werden

¹) Ich verweise unter anderem auf 30, 18; 32, 23; 34, 35; 35, 32; 46, 21; 52, 2; 66, 2; 68, 34; 71, 15; 87, 37; 88, 26; 102, 14.

wir die Gemeinsamkeit des Ursprunges der zu den Gruppen b und a vereinigten Handschriften folgern können; wir werden schließen können, dass, wie die unvollständigen Handschriften sich in HS und PV gliedern, so die vollständigen in solche, die mit HS näher verwandt sind, und in solche, die dem P näher stehen. Freilich bleibt hiebei auffällig und unaufgeklärt, dass in HS und in PV die Lücken vollkommen gleich sind, und wie es gekommen sein mag, dass aus zwei Handschriften, die ursprünglich vollständig waren, aber sich doch schon hinsichtlich ihrer Lesarten voneinander unterschieden, also verschiedene Überlieferungsschichten darstellen, dieselbe Anzahl von Capiteln auf völlig gleiche Weise verloren gehen konnte. Trotzdem aber neige ich mich der Ansicht hin, es sei die Spaltung der Handschriften nach ihren Lesarten (die doppelte Recension) zeitlich früher eingetreten als die nach ihrer Vollständigkeit; es sei also eine HS-Classe und eine P-Classe anzunehmen, deren jede sich wieder in die Gruppe der vollständigen und unvollständigen verzweigt.

Wir haben den codex Vossianus LXX erwähnt. Dessen Collation veröffentlichte Friedrich im Programme von Mühlhausen 1889 und bemerkte in der Einleitung, er stamme von S. V hat dieselben Lücken wie HSP; damit ist seine Zugehörigkeit zu dieser Classe der unvollständigen Handschriften erwiesen; er bietet aber keine der für S charakteristischen Lesarten, deren ich einige in dieser Zeitschrift Jahrg. 1893, S. 967 zusammengestellt habe, angenommen 46, 4 auditū¹, 52, 36 quærat si quid a nobis, an welcher Lesart übrigens auch H im ganzen theilnimmt; 116, 20 schreibt erst die zweite Hand amicitias, ohne petendam zu ändern. Die Lesarten weisen vielmehr deutlich auf P hin, wenngleich nicht gelegnet werden kann, dass V an den oben angeführten Stellen noch öfter mit HS geht als P. Über allen Zweifel erhaben ist aber wieder, dass V² wie P² mit den jüngeren Handschriften βc zusammengehört. Bezüglich des V obwaltet also dasselbe Verhältnis wie bezüglich des P. Vergl. auch Ströbel S. 90.

Eine zweite Folgerung können wir aus der Gegenüberstellung der Lesarten ziehen, die wir oben vorgenommen haben. Z₁ ist nämlich auf Grund der gemeinsamen Lücken und der gemeinsamen Lesarten mit aller Sicherheit der Classe HS zuzuweisen, wie Z₂ der Gruppe Pβc. Das Ergebnis also, das wir bezüglich der zwei Wiener Handschriften in der eingangs erwähnten Untersuchung gewonnen haben, wird dadurch bestätigt.

Drittens können wir mit aller Bestimmtheit die Zwettler Handschrift der Reihe PβcZ₂ angliedern. Dass sie an einer Reihe von Stellen mit HSZ₁ geht, darf uns nicht wundernehmen nach dem, was wir bereits von Ströbel gehört haben, der noch an einer anderen Stelle (S. 92) sagt: „Recht erschwert wird die Feststellung der Überlieferung von B freilich dadurch, dass die Handschriften-classe A auf die jüngeren Handschriften vielfach eingewirkt hat.

Wenn wir genauer die Verwandtschaftsverhältnisse von z erkennen wollen, müssen wir noch andere Lesarten ins Auge fassen. Der Zwettler Codex theilt nämlich an ziemlich viel Stellen mit βc allein oder mit $\beta c Z_2$, $\beta c L \omega$ charakteristische Lesarten; so z. B.: 23, 25 videbantur; 28, 18 commodius; 40, 33 quod scriptum est in lege sequimini; quid dubitetis quin; 42, 35 ratione partitiones (z hat Umstellung) expolire, sed tum ab assumptione incipere licet tum approbatione usw. bis perspiciatur aut scribamus aut in quolibet exemplo de his, quae proposita sunt, hoc idem exerceamus quam ut factu sit. 70, 2 facile; ib. 31 deinde; 84, 15 putat; 87, 22 renm; 88, 19 pertinuerit; 91, 26 posita; 94, 18 considerationem intendemus; 97, 5 cum genere tum etiam forma; 101, 17 gignitur; ib. 22 filius; 106, 10 quippiam; 107, 28 caras; 108, 17 etiam cum; 115, 10 magnis; 117, 16 aut omnes aut; ib. 24 quo — perficiat om. Gegen βc überliefert z z. B. 43, 14 statimus mit PHSZ₁Z₂ und 101, 24 aliquam mit PHSZ₁. Durch weitere Verfolgung der Lesarten, die ich aber unterdrücke, um die Leser nicht allzusehr zu ermüden, würde sich ein engerer Anschluss der Handschrift z an β ergeben.

Zum Schlusse wollen wir noch kurz einige Lesarten erwähnen, die nach dem kritischen Apparate bei Friedrich z allein zukommen. Es sind Stellen, wie: 13, 22 aptissima vel appositissima; 28, 29 actio vel compactio, aber letzteres durch Punkte getilgt; 31, 6 quem pop. Rom. ob id quod nesciente collega; ib. 30 inventaque; 32, 15 tuum virum an illius malis; 35, 21 Cum igitur; 39, 11 consistunt; 43, 31 aut ex his concessis complexio confici negatur; 52, 36 et si quaerat a vobis; 71, 1 demonstramus; 75, 23 hoc est populi potestatem om.; 83, 13 quod per se ipsum; 84, 16 quam; 87, 22 ipse; 89, 19 demonstrabitur; 102, 13 aut maiori parte; 114, 36 per quam ea, quae sunt immutata, aut ante fuerunt; 117, 12 Facile id fieri dicemus; ib. 23 Puto autem hanc esse necessitatem. Von diesen theilt, wie ich gleichfalls einer brieflichen Mittheilung Ströbels verdanke, die Zwettler Handschrift mit allen jüngeren 83, 13; hingegen findet sich 35, 21; 52, 36; 75, 23 im Vaticanus 3236, während freilich diese Handschrift 71, 1 demonstrabimus liest und 89, 19 demonstrabitur nicht bietet; so schreibt aber der Laurentianus Acquisti 120, der auch mit z 31, 6 factum auslässt. Man darf aber vielleicht trotzdem der Vermuthung Raum geben, dass die Zwettler Handschrift zum Vatic. 3236 in nähere Beziehung zu setzen ist. Bestärken kann diese Vermuthung der Umstand, dass z, wie wir früher erwähnt haben, sich β nähert, der Vatic. aber, wie Ströbel l. l. p. 94 erwähnt, mit β zusammen an manchen Stellen die richtige Lesart darbietet, dass also z und Vatic. ein und demselben dritten Codex β verwandt sind.

Kritisch-sprachliche Analekten IV.¹⁾16. *bonus* = *pulcher*.

E. von Wölfflin hat in seinem Aufsätze „Die alten und die neuen Aufgaben des Thesaurus“ (Archiv IX 3 ff.) unter anderem die Frage zu beantworten gesucht, „wie frühe *bonus* für „schön“ verwendet worden sei“ (S. 12), und erst in einem Bibelzitate bei Augustinus einen völlig sicheren Beleg für diese Bedeutungs-entwicklung gefunden. Muss man wirklich so weit herabsteigen? Meines Erachtens darf schon Ovid als Zeuge angerufen werden. Ich denke dabei nicht an *ars am. III 398* 'fructus abest, facies cum *bona* teste caret' und *ex P. III 9, 9 f.* 'sic forsitan Agrius olim Thersiten facie dixerat esse *bona*', da hier wie an der von Wölfflin angeführten Terenzstelle „das Substantiv mitwirkt“ (ebenso in '*pessima* forma' *ars am. I 614*), sondern an einen Vers aus dem ersten Buche der Metamorphosen, zu dem man freilich in der Ausgabe von Haupt-Korn vergeblich eine Anmerkung sucht. Apollo — so erzählt der Dichter *v. 490 ff.* — ist sterblich in die schene Daphne verliebt. Er weidet sich am Anblicke ihres aufgelösten Haares, ihrer Augen, die wie die Sterne glänzen, ihrer Lippen, 'quae non est vidisse satis', ihrer Finger, ihrer Hände, ihrer „mehr als zur Hälfte“ enthüllten Arme — 'siqua latent, *meliora* putat' (*v. 502*). Bedarf es überhaupt eines Beweises, dass '*meliora*' mit '*pulchriora*' gleichbedeutend ist, so liefert ihn der lüsterne Dichter selbst durch Parallelen wie *am. III 2, 35 f.* 'suspicio ex istis et cetera posse *placere*, quae bene sub tenui condita veste latent' und *her. XIX (Acont. Cyd.) 60 ff.* 'Thetidis qualis vix rear esse pedes. cetera si possem *laudare*, beatior essem: nec dubito totum quin sibi par sit opus'.

17. *femina sollers*.

Der gallische Dichter Cyprian paraphrasiert den Bericht der Genesis (38, 27) über die Niederkunft der Thamar 'atque in ipsa effusione infantium unus protulit manum, in qua obstetrix ligavit coccinum' (Vulg.) folgendermaßen: 'quorum prima puer meruit qui lumina vitae, exeruit prompsitque manum, quam *femina sollers* punicea de reste ligat' (*Gen. 1177 ff. P.*). In der Wiedergabe von 'obstetrix' durch '*femina sollers*' kann ich nicht eine poetische Umschreibung erkennen, die mit der Bezeichnung der '*magistri operum*' (*Exod. 1, 11* Vulg.) als '*viri sollertes*'²⁾ in der Paraphrase

¹⁾ Vgl. diese Zeitschr. XLV 201 ff. 1075 ff. XLVI 296 ff. — Oben S. 297 hätte ich bemerken sollen, dass die Kürze des 'o' nicht hindert, 'querulus' bei Hilarius gleich 'quaerulus' zu fassen. Vgl. Cypr. Gall. Ies. N. 474 'his quaeritur rebus' und L. Müller, de re metr. p. 445².

²⁾ Darf man dem Dichter zutrauen, dass er die 'ἐπιστάται' der LXX irrig mit 'ἐπιστάθαι' in Zusammenhang gebracht hat?

des Buches Exodus¹⁾ v. 22 auf gleicher Stufe steht. Denn während an letzterer Stelle durch die unmittelbar folgenden Verse 'ut muros turresque novent portasque minaces conisi caelo iungant' (Israeliten) die Sphäre dieser 'viri sollertes' genau umschrieben wird, kann der Leser der ersteren Stelle, wenn ihm nicht der biblische Wortlaut gegenwärtig ist, unmöglich sofort erkennen, dass unter 'femina sollers' die Hebamme zu verstehen ist. Da sich die Wahl dieses Ausdruckes auch nicht aus metrischen Rücksichten erklären lässt – denn der Dichter hatte das Wort 'maia' zur Verfügung (Exod. 32 nach der sicheren Herstellung Peipers) und hätte nach seinen Gepflogenheiten auch 'obstetrix' mit Positionslänge des 'e' vor *maia* cum liquida (vgl. Peiper p. 346) in den Hexameter bringen können –, so muss meines Erachtens 'femina sollers' als eine in der Zeit und in der Heimat des Dichters unmittelbar verständliche, also übliche Bezeichnung der Hebamme betrachtet werden, wie sie bekanntlich in dem französischen 'sage-femme' vorliegt. Vgl. auch Alcim. Arit. carm. V 25 ff. 'iusserat (Pharao; vgl. Exod. 1, 15), ut lux vidisset quoscumque mares, mox *docta* necaret omnis anus natumque premat *sollertia* sexum'.

18. *montuosus* = *montanus* (zu Plinius dem älteren).

C. Mayhoff hat bei Plin. nat. hist. XVI 72 in dem Satz 'Graeci duo genera eius (ulmi) novere: *montuosam* quae sit amplior, campestrum quae fruticosa' gegen die Handschriften '*montanam*' geschrieben, weil Plinius nur dieses Wort in der hier erforderlichen Bedeutung „auf den Bergen vorkommend, befindlich“ anwende. Gegen diese Änderung wurde in einer Besprechung der Mayhoff'schen Ausgabe (Blätter f. d. bayer. Gymn. XXIX, 324) eine Stelle des Julius Valerius (III 60 p. 168, 19 K.) ins Feld geführt, an welcher eine von den verschiedenen Städten des Namens Alexandria das Epitheton '*montuosa*' erhält. Da aber der eine oder andere der Ansicht sein könnte, der Pliniuskritiker habe gegen einen Spätling wie Julius Valerius keinerlei Rücksichten zu beobachten, so möge ein Autor, dessen Lebenszeit sich mit der des Naturforschers berührt, für das gefährdete Wort eintreten. Statius „singt“ in der Thebais IV 178 f. 'huic (dem Kapaneus) parere dati, quae fertilis Amphigenia planaque Messene *montosaque* nutrit Ithomé'. '*montosaque*'²⁾ ist die vom neuesten Herausgeber mit Recht angenommene Lesart der besten Handschrift, des Puteanus, in den übrigen steht '*montanaque*'. Lemaire hat die schlechter bezengte Lesart in den Text gesetzt, erklärt aber in dem Excursus zur Stelle

¹⁾ Den Versuch von H. Best, 'De Cypriani quae feruntur metris in heptateuchum' (Marburg 1892), das Bibelgedicht unter zwei Dichter zu vertheilen, halte ich für durchaus verfehlt.

²⁾ Der Form '*montosus*' müssen sich die Epiker natürlich des Metrums wegen bedienen; vgl. Archiv V 207.

Cic. Tusc. IV 40 'qui . . . a vita recesserit'. Cypr. de mort. 6 (vol. II p. 469) richtig: 'ut urbs illa in planitie sita erat, ita et haec in monte . . . collocata erat.' Indes schon vor Statius und vor Plinius hat der Beherrscher der späteren Poesie und der silbernen Prosa, hat Vergil 'montosus' als Epitheton einer Stadt verwendet: Aen. VII 744 'et te *montosae* misere in proelia Nersae', wo man schwerlich mit Koch-Georges „gebirgig“ übersetzen darf.¹⁾

19. *permanere* mit Infinitiv (zu Paulinus von Nola).

Paulinus von Nola schreibt epist. XL 5 p. 344, 27 f. H. 'exurgemus emergentes (so Sacchini; 'enim gentes' codd.) de luto faecis (vgl. Ps. 39, 3) et umbra mortis et cum ipso *esse permanebimus*' si etc.' Für 'esse permanebimus' wollte Sacchini 'semper manebimus' schreiben, wogegen W. v. Hartel in dem kürzlich erschienenen 5. Hefte seiner „Patristischen Studien“ (Sitzungsber. d. Wien. Akad. phil.-hist. Cl. CXXXII) S. 59 unter Verweisung auf epist. I 7 p. 5, 27 'illic ubi esse persistimus' mit Recht Einspruch erhoben hat. Verstehe ich aber seine Bemerkung „jedenfalls ist an dem Infinitiv kein Anstoß zu nehmen“ richtig, so scheint auch ihm das Wort 'permanere' nicht völlig zu behagen. Es dürfte auf keinen Fall überflüssig erscheinen, zwei Belege für 'permanere esse' vorzuführen, welche ein Zeitgenosse Paulins, Bischof Gaudentius von Brescia,²⁾ an die Hand gibt: serm. 9 p. 89 ed. Galearius (Augsb. 1757) 'hic ideo prope finem saeculi ex virgine natus est, ut verbum caro factum habitaret in nobis (Joh. 1, 14), *permanens* tamen deus *esse* quod semper' und serm. 13 p. 131 'nam licet verbum caro factum sit, ut evangelista testatur, tamen quia *permanet esse* quod ante hominem fuerat, additur statim: et habitavit in nobis'.

20. *recedere* = *decedere* (zum Authenticum).

In der 11. nur lateinisch erhaltenen Novelle Justinians lesen wir §. 7 p. 94, 36 Schoell: 'quando autem tuae sedis gubernatorem ab hac luce *decedere* contigerit etc.' In der besten Handschrift des Authenticum, dem cod. Vindobonensis lat. 2130 (vgl. Krolls praef. p. XI f.) steht aber nicht 'decedere', sondern 'recedere', und ich sehe keinen Grund, diesem entschieden gewählteren Ausdrucke zu Gunsten des gewöhnlicheren die Aufnahme in den Text zu verweigern, umsoweniger als Nov. 112 cap. 1 p. 524, 11 eine genau deckende Parallele 'si . . . pulsatum contigerit ab hac luce *recedere*' begegnet. Vgl. auch Martial. IV 73, 7 'a luce recessit'. Carm. lat. epigr. 524, 3 (I p. 252 B.) 'de luce recessi'.

¹⁾ Treffend F. Ehrlich, Mittelitalien. Land und Leute in der Äneide Vergils. Progr. d. Gymn. zu Eichstätt f. 1891/92 S. 60 „aus dem Berge Nersae“.

²⁾ Über seine Sprache hat C. v. Paucker in dieser Zeitschr. XXXII 481 ff. gehandelt.

Cypr. de mort. 6 p. 300, 16 'de hoc mundo *recedenti*'. ib. 14 p. 306, 6 'de saeculo *recedentem*'. Nov. a. a. O. p. 524, 18 'ab humano consortio *recedentem*' u. dgl. m. Für den absoluten Gebrauch des Verbums im Sinne von 'mori' liefern die christlichen Epitaphien — vgl. bes. das 4. Buch des Venantius Fortunatus und Hübners *Inscriptiones Hispaniae christianae* — zahlreiche Belege.
München. Carl Weyman.

Naturhistorisches aus Homer.

Ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklung der menschlichen Cultur.

In der Stelle

B 469 ἤντε μυιάων ἀδιναίων ἔθνεα πολλὰ,
αἵ τε κατὰ σταθμὸν ποιμνίον ἠλάσκουσιν
ᾧρη ἐν εἰαρινῇ, ὅτε τε γλάρος ἄγγρα δέυει

ist und zwar im V. 471, der II 643 wiederholt wird, der Satz ὅτε τε γλάρος ἄγγρα δέυει von Interesse.

Wie der Vers

σ 366 = χ 301 ᾧρη ἐν εἰαρινῇ, ὅτε τ' ἤματα μακρὰ πέλονται
hervor, hebt der Satz mit ὅτε eine Eigenschaft der ᾧρη εἰαρινῆ
hervor; das einermal die, dass in ihr die Tage wieder länger werden,
das anderemal, dass im Frühjahr Milch zum menschlichen Gebrauche
gewonnen wird. Daraus folgt, dass in der anderen Jahreszeit das
nicht der Fall war. Dieselbe Thatsache ergibt die bekannte Stelle
δ 86 ff., wo Menelaos Libyens Fruchtbarkeit mit den Worten preist:

δ 86 τρίς γὰρ τίχτει (n. in Libyen) μῆλα τελεσφόρον εἰς
ἐνιαυτόν

ἐνθα μὲν οὔτε ἀναξ ἐπίδευής οὔτε τι ποιμῆ
τυροῦ καὶ κρειῶν οὐδὲ γλυκεροῖο γάλακτος,

89 ἀλλ' αἰεὶ παρέχουσιν ἐπηετανὸν γάλα θῆσθαι.

Denn, wenn der Umstand, dass es in Libyen immer d. i. zu jeder
Jahreszeit Milch in Hülle und Fülle gibt, als besondere Merk-
würdigkeit hervorgehoben wird, so folgt daraus, dass in der Heimat
des Dichters, also in griechischen Landen nicht zu jeder Jahreszeit
Milch für den menschlichen Gebrauch gewonnen wurde.

Allerdings zeigen A 433 und ι 244, dass die homerischen
Gedichte nur Milch von Ziegen und Schafen im menschlichen Ge-
brauche kennen. Kuhmilch wird bei Homer nirgends erwähnt.
Das Rind ist bei Homer nur Zugthier und Schlachtvieh.

Für die homerische Cultur ergeben sich hieraus folgende
Thatsachen: 1. Dass das Rind zur Milchgewinnung noch nicht
verwendet wurde; 2. dass für den menschlichen Gebrauch nur
Ziegen- und Schafmilch benutzt wurde; 3. dass dies nur im Früh-
jahre der Fall war, der Wurfzeit dieser Thiere auch im wilden
Zustande.

Wien.

August Scheindler.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Sophokles. Erklärt von F. W. Schneidewin. 5. Bändchen. Elektra. 9. Aufl., besorgt von August Nauck. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1893.

Sophokles. Für den Schulgebrauch von Gustav Wolf. 4. Aufl. Bearbeitet von Ludwig Belleremann. Leipzig, Teubner 1893.

Die 9. Auflage der Elektra von August Nauck, die letzte, welche der für die Kritik und Erklärung des Sophokles hochverdiente Gelehrte besorgt hat — kurz vor dem Erscheinen der Elektra raffte ihn in seinem 70. Lebensjahre der Tod plötzlich dahin — weist zwar in der äußeren Einrichtung und speciell in der Einleitung gar keine Änderungen auf, wohl aber kommen im Texte, im Commentar und in der Besprechung einzelner Stellen im kritischen Anhang nicht unerhebliche Abweichungen gegen die 8. Auflage vor. Da vorausgesetzt werden muss, dass die Nauck'schen Ausgaben des Sophokles auch bei uns in Österreich allgemein bekannt sind und sich in der Hand jedes Philologen befinden, so beschränkt sich Ref. auf eine kurze Besprechung der Abweichungen gegen die letzte Auflage vom Jahre 1882.

Der radicale Standpunkt Naucks in der Constituierung des Textes zeigt sich von neuem recht klar, indem nicht nur im kritischen Anhang eine ganze Reihe von Stellen als unecht erklärt und neue Conjecturen zu Stellen aufgestellt werden, die bisher von ihm selbst nicht gerade als einer Remedur bedürftig bezeichnet worden waren, sondern indem auch seine eigenen und fremden Bedenken und Verbesserungsvorschläge, die in der vorletzten Auflage noch in den kritischen Commentar verwiesen waren, jetzt in dem Texte Ausdruck finden. Neu in den Text aufgenommen erscheinen folgende Lesearten: 47 ὄρκον, 109 ἤγην st. ἤγῶ, 115 τίσασθε st. τίσασθε, 454 εἰς φάος μολεῖν st. εἰς ἐχθρούς μ., 664 γὰρ st. οὖν, 1109 κληδόνοσ ἔχοντες st. φήμης φέροντες, 1145 παρείχον st. παρέσχον, 1220 ὦ τᾶν st. ὦ ται; umgestellt sind 651 und 652; als Interpolationen mit Klammern ver-

sehen 593 f., in 656 πᾶσιν, 1173, in 1201 μόνος, 1289 bis 1291, 1471. 1505—1507. Für diese mir durchwegs unnöthig erscheinenden Abweichungen von der gerade an den angeführten Stellen fast tadellosen Überlieferung wird im Commentar und im Anhange theils kein Grund angegeben, theils wird auf andere Sophoklesstellen hingewiesen, welche diese Emendationen motivieren sollen, oder aber wird der überlieferte Ausdruck in gewohnter Weise als unpassend, matt, absurd u. dgl. bezeichnet, wiewohl er mit zumeist den Vorzug zu verdienen scheint vor den von Nauck eingesetzten Verbesserungen, selbst wenn nicht die Überlieferung für ihn spräche.

Ebenso verfährt N. mit dem überlieferten Texte in den Anmerkungen und im kritischen Anhange. Die Zahl der neu dazugekommenen Conjecturen, Umstellungen, Tilgungen, allerlei Bedenken ist um ein Erhebliches gewachsen, vieles, was früher als Vermuthung auftauchte, wird jetzt schon als sicher hingestellt. Neue Conjecturen, von denen einige schließlich genug ansprechend, aber durchaus nicht nothwendig und dazu unzureichend begründet sind oder geradezu auf bloßer Willkür beruhen, finden sich zu V. 19 νῦξ τροφός st. εὐφρόνη, 47 ἄγγελε δ' εἰσω συντιθεῖς (= ψευδόμενος), 214 ἐξ οἴων ἀτῶν (in 8. Auflage ἀγαθῶν) οἷας εἰς ἄτας ἐμπίπτεις, 222 οὐ λάθει μ' ἄτα, 251 st. ἤλθον: ἔλεγον oder εἶπον, 343 ταῦτα νουθητήματα, 459 δυσπρόσωπ., 781 ὁ δὲ παραστατῶν φόβος διῆγε μ' αἰέν, 826 εὐθόνοον ἔκηλοι, 1037 τοῖς σοὶ δοκοῦσιν, 1275 μήτοι (mit Brunck) πολύστονον σύγ' ὡδ' ἰδῶν με, 1349 οὐ χεροῖν εἰς Φωκίον ὑπεξέμεμφθην σῆ προμηθία χθόνα. Weiter von anderen angenommenen Vorschläge zu V. 258 πάσχουσ' ἂ πάσχω πῆματα (Tournier), 271 ἰδῶ δὲ τλήμων (F. W. Schmidt), 428—430 mit B. Todt als fremde Zuthat bezeichnet, obwohl in 8. Auflage noch erklärt.

Für unbegründet erachte ich auch die Bedenken, welche gegen folgende Stellen erhoben werden: 43 ἡνθισμένον, an dessen Stelle er die Conjectur Meinekes ἡσκημένον setzen möchte. Im Worte liegt keine Tautologie. Man wird dich wegen deines Alters nicht erkennen, ja man wird nicht den leisesten Verdacht gegen dich haben, (als einen Greis) in diesem 'Silberschmucke des Haupthaars'. 185 ἀνέλπιστος, hoffnungslos muss nicht das frühere Leben der Elektra gewesen sein, sondern jetzt ist es ohne Hoffnung, insoferne ihre frühere Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen ist, es bietet ihr das Leben jetzt keine Hoffnung mehr; daher die Erklärung in der 8. Auflage 'in unerfüllter Hoffnung' wohl ganz am Platze war. 258 πατρῶα πῆματα brauchen nicht Leiden zu sein, die 'den Vater betreffen', noch Leiden, die Elektra 'vom Vater ererbt' hat, sondern es sind Leiden, die infolge der Ermordung des Vaters über Elektra gekommen sind, insoferne sind sie 'vom Vater herrührend'. 1037 τῷ σῶ δικαίῳ finde ich durchaus nicht unpassend

und sehe nicht ein, warum es nicht heißen soll: nach deinem *δίκαιον*, d. h. wie du das *δίκαιον* auffasest (in 1110 ist die Sache ganz anders).

Ferner spricht sich N. wiederholt in der neuen Auflage viel bestimmter und entschiedener über die Fehlerhaftigkeit mancher Stellen aus, als in den früheren Auflagen, so 381 'fehlerhaft scheint', jetzt 'fehlerhaft ist', 533 'möglich', jetzt 'offenbar', 1372 'unrichtig scheint' jetzt 'entschieden unrichtig', 957 'ganz läppisch' früher nur 'störend'. Weitere Verdachtsmomente werden zu mehreren Stellen vorgebracht, so zu 271, 1201, 1222 u. a., dagegen werden nur ausnahmsweise die früheren Zweifel fallen gelassen, wie 636. Im kritischen Anhang sind einige wenige Bemerkungen von geringerer Bedeutung ausgefallen, dafür wurde genug neues kritisches Materiale aufgenommen, zumeist freilich Vermuthungen, die von N. selbst herrühren, während hier manche neuere, immerhin erwähnenswerte Vorschläge anderer Kritiker vermisst werden. Schließlich sei erwähnt, dass jetzt N. die Schreibweise Klytimestra acceptiert hat. Der Druck ist correct.

Ist Nauck in der Constituierung des Textes und in der Erklärung desselben radical, so ist Bellermann streng conservativ. Dieser Conservatismus zeigt sich auch im kritischen Anhang, den jetzt, soweit er eine Erweiterung erfahren hat (7 Seiten), eine polemische Tendenz gegen die Neuerer, insbesondere Nauck, charakterisiert. Im ganzen kommen in der neuen Auflage nur drei weniger bedeutende Textänderungen vor. 495 *θράσος ἔχει με* an Stelle von *μ' ἔχει, μήποτε*, wodurch sowohl das handschriftliche *θράσος* gerettet, als auch der Sinn der Stelle gefördert erscheint. 999 *εὐτυχῆς* statt *εὐτυχεῖ*. Im La steht über *εὐτυχεῖ* von erster Hand *ἦς* darübergeschrieben. B. erwähnt nur, dass *εὐτυχῆς* den Vorzug verdient, ich glaube aber, dass die Concinnität mit dem folgenden *ἀπορρεῖ* und *ἔρχεται* für *εὐτυχεῖ* spricht. 1260 *σοῦ γε πεφηνότος* st. *γε σοῦ π.* Die Umstellung rührt von Seidler her und wird durch rhythmische Gründe, sowie auch durch den Sinn empfohlen. In V. 296 steht nach *ἐξυβρίζει* Beistrich statt Strichpunkt; wohl nur ein Druckfehler. Dabei ist Bell. freilich nicht an allen Stellen, wo er keine Änderung vorzunehmen wagt, von der Richtigkeit des überlieferten Textes überzeugt, wie aus manchen seiner Bemerkungen hervorgeht, nur scheut er sich, von der handschriftlichen Lesart abzuweichen, wo die Gründe für eine Änderung nicht vollkommen ausreichend erscheinen.

Im Commentare sind noch weitere (gegen 60) Anmerkungen, welche für den Schüler von geringerer Wichtigkeit sind oder demselben bereits bekannt sein sollen, weggeblieben, dafür aber an einer noch größeren Anzahl von Stellen hauptsächlich ästhetische und inhaltliche Erklärungen dazugekommen, viele der früheren Anmerkungen erhielten weitere Ausführungen; speciell werden der Schule zustatten kommen die vielen Parallelstellen und Citate aus

der modernen, bezw. deutschen Literatur. Auch die vielfach kürzer, bestimmtere und zutreffendere Ausdrucksweise bildet einen weiteren Vorzug gegen die früheren Auflagen.

An die Stelle der beiden Abschnitte im 'Rückblicke': 1. Die Charaktere, 2. Die dramatische Handlung sind jetzt getreten: 1. Gang der dramatischen Handlung (S. 121—125), 2. Der Muttermord (S. 126—134), eine Änderung, die nur gebilligt werden muss, da sich die Charakteristik der handelnden Personen am besten an die Besprechung der dramatischen Bedeutung der einzelnen Scenen anknüpfen lässt und die volle Würdigung derselben nicht leicht möglich ist ohne eine eingehendere Behandlung der Bedeutung des Muttermordes für das Drama. Das Wesentlichste fällt freilich zusammen mit dem, was wir schon in der vorigen Auflage finden; ausführlicher wird besprochen das Verhältnis zur Orestie des Aischylos und Eurypides' Elektra, besonders die dramatischen Umstände, welche sich aus der 'Verlegung des Schwerpunktes der Tragödie von Orestes' That auf Elektras Schicksal' ergeben; und wohl begründet sind ferner die Einwendungen gegen die Auffassungen von Plüss, Baumgart, Nauck. u. a. Bellermanns Ausgabe bedarf besonders als Schulbuch keines weiteren Lobes.

Wien.

Dr. A. Primožič.

1. C. Iulii Caesaris commentarii cum A. Hirtii aliorumque supplementis ex recensione Bernardi Käbleri. Vol. II. Commentarii de bello civili. Editio maior. Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCIV. kl. 8°, L u. 153 SS.
2. Dasselbe. Editio minor.

Sind die Schwierigkeiten bei der Textgestaltung des Cäsarischen Nachlasses an sich schon schwierig, so verdoppelt sich die Schwierigkeit insbesondere bei der Behandlung des bellum civile und der kleineren unter Cäsars Namen gehenden Schriften. Das ist ja auch erklärlich. Die zwei Classen von Handschriften im b. G. mit der Marke α (lacunosi, integri, optimi) und β (interpolati, deteriores oder wie ich sie im Gegensatze zu lacunosi [die lückenhaften] auch integri [die Vollständigen] nannte [vgl. auch Teuffel-Schwabe Gd R L⁴ 360, 2]) schrumpfen hier auf β zusammen, also gerade die Classe, die man bisher als die schlechtere anzusehen sich gewöhnt hatte. Unter diesen deteriores nun muss wieder gesichtet werden, so dass sich nach Ausscheidung derjenigen Handschriften, die einen selbständigen Wert nicht haben, wieder zwei Classen von einer gewissen Selbständigkeit ergeben, und zwar ϱ (cod. Ricardianus 541, saec. XII od. XI = F = l und cod. Ursinianus [Vatic.] 3324, saec. XII [so zu corrigieren bei Käbler p. VII] = U = h) und τ (= cod. Thuanus, saec. XI [Paris.] 5764 = T = a und cod. Vindob., saec. XII od. XIII, 95 = V = f).

Das ist das Rüstzeug, mit dem neuere Herausgeber und Kritiker bisher in erster Linie gearbeitet haben; von den anderen deterioriores räumte nur E. Wölfflin dem Leidensis 38 D, saec. XII in der Ausgabe des bell. Africum einen selbständigen Wert ein (E. Wölffl. b. Afr. p. XV sq.). Kübler konnte aber für seine Ausgabe noch den schon bekannten cod. Ashburnhamensis = S (bei Meusel und K.), saec. IX—XI in der von Meusel besorgten Collation benützen und dazu noch einen cod. Mediceus-Laurentianus 8 plut. 68, saec. XI—XIII = W, dessen Lücken durch den aus ihm abgeschriebenen cod. Med.-Laur. 6 plut. 68, saec. XI (?) ergänzt werden. Von diesem cod. W, dessen Wert Meusel erkannte, stand K. für lib. I und II 7 Meusels und für den Rest R. Helms Vergleichung zu Gebote.

Ein Grund zur Neuauflage des b. civ. ist also unzweifelhaft vorhanden gewesen. Sehen wir zu, wie K. mit seiner Arbeit fertig wurde.

Ich habe anderweitig schon hervorgehoben, nach welchen Grundsätzen der Herausgeber, zumal Cäsarianischer Schriften, vorzugehen hat (vgl. diese Zeitschrift 1895, S. 24 ff.). Die Grundlage müssen unter allen Umständen die möglichst genau verglichenen Handschriften bieten. Dann kommt der Sprachgebrauch, der aber in letzter Linie doch wiederum in der handschriftlichen Überlieferung wurzelt, und dann erst andere Kriterien, wie anderweitige Überlieferung, Analogieschlüsse u. ä. Bei dem traurigen Zustande der Hss. für das b. c. schoss gerade hier eine üppige Saat von Conjecturen stark in die Halme; das zeigt schon äußerlich Meusels *tabula coniecturarum*, wo die 7 Bücher de b. G. 36, die 3 Bücher vom Bürgerkriege aber 57 Quartseiten an Vermuthungen enthalten, und es kommt immer noch Neues dazu. Das ist eine ungeheure Erschwerung bei der Herstellung des Textes, zumal im b. c. auch noch eine andere Frage zu lösen ist, die durch Landgrafs Untersuchungen zu Cäsar und seinen Fortsetzern, Erlangen 1888, aufgeworfen wurde, nämlich die Frage nach der Einheitlichkeit der Abfassung des b. c. Hier müssen also neben der Berücksichtigung des Cäsarianischen Sprachgebrauches noch Nebenuntersuchungen subtilster Art einhergehen. In dieser Beziehung kann man auf Meusels zu erwartende Ausgabe bei seiner Genauigkeit wohl alle Hoffnungen setzen.

K. hat im reichen Maße, wie es seine 'adnotatio critica', p. XV—L zeigt, Conjecturen in den Text aufgenommen, und zwar viel fremde und auch nicht wenig eigene (fast 40). Man kann nicht behaupten, dass die Aufnahme immer nothwendig oder auch immer glücklich gewesen wäre. Das gilt in erster Linie von seinen eigenen Conjecturen. I 11, 1 schreibt K. *exercitum Caesaris velle dimitti*, <ipsum> *dilectus habere*. Wenn Cäsar wirklich so geschrieben hätte, so wäre ja gar nichts dagegen einzuwenden. Man soll aber trotz des Fundamentalsatzes der Cäsarkritik, dass der

Verf. der beiden bella das, was er sagen wollte, möglichst klar und deutlich sagt, nicht vergessen, dass auch der Schriftsteller ein Mensch ist, namentlich dort, wo er von sich selbst spricht. Gerade das Abgerissene, das scheinbar Unbestimmte ist für den Anfang unseres Capitels charakteristisch. Die psychische Grundstimmung des Verf.s, die hier den Stil beeinflusst hat, liegt in den Worten: erat *iniqua* condicio postulare eqs. Da war also nichts zu ändern. I, 4, 1 ist überliefert: Omnibus his resistitur, omnibusque oratio consulis... opponitur. So wurde auch bisher ediert, bis auf Kindscher, der que tilgt, vielleicht um durch das Apsydeton einen kräftigeren Nachdruck zu gewinnen. Sachlich ist nichts unklar, denn unter omnibus his sind die Cäsar freundlichen Vorschläge im Gegensatze zu dem, was der Consul und die anderen gesagt; I 2, 1 heißt es von dem, was Scipio im Senate gesprochen, haec Scipionis *oratio*, und doch ändert K. oratio in ratio (nibus auctoritas) consulis. Das ist doch mehr als gewaltsam.

Indes ist andererseits nicht zu leugnen, dass K. manches Beachtenswerte beigesteuert hat. So z. B. II 41, 3 ponant für reponant oder I 81, 2 at eo die für et e. d. u. a. Überhaupt wird man ihm das Zeugnis nicht vorenthalten können, dass, wenn er überhaupt nur einen lesbaren Text geben wollte, er dieser Aufgabe auch gerecht wurde. Aber einen ersten Vorwurf kann ich K. nicht ersparen. Er hat es unterlassen, die Hss. U und V neuerdings zu vergleichen und entnahm die Lesarten aus Dübners Apparat, wobei er von Fall zu Fall Meusel zurathe zog, der auch diese Hss. verglichen hat. Es ist schon ziemlich lange her, dass ich in dieser Zeitschrift auf die Unzuverlässigkeit von Dübners Angaben, namentlich bezüglich des cod. V, aufmerksam machte. Davon scheint K. ebensowenig erfahren zu haben als von meiner Collation des cod. V (Progr. des Gymn. in Czernowitz 1893). Zur Begründung meines Tadels möge eine Zusammenstellung alles dessen dienen, was ich mir in dieser Beziehung für die Capitel 35 ff. des III. Buches notiert habe. 35, 2 hat V ciuitacium also = S; ebenso 36, 1; 40, 1 fehlt adduxit in V; ib. deduceret mit S; 42, 3 hat, wie in Dübner zu lesen ist, V nicht descriptit, sondern finitimis imperauit ciuitatibus; — 4 fehlt et omnibus astellis in V; ib. in porta cōportauerat; 46, 5 directe; 47, 5 eadem ohne se; 49, 3 aggresserat (r vielleicht von derselben Hand wegcorrigiert); 50, 1 fehlt aduersi in V, was auch Dübner bemerkt; 53, 4 soll es heißen renumerauerunt (Druckfehler?); — 5 ue. speciaris; 56, 2 hat Dübner gegen Meusel recht eo. Q.; — 4 ciuitaciū (ciū in ras. al. m.); ib. amicitia Caes.; 59, 1 in equitatū, s. Dübner; 60, 5 cum his quos cons. . . s. Dübner; 63, 3 mille passus in circuitu. X & . VII. man.; 64, 1 ex castris s. Dübner; q; von fremder Hand eingeschaltet; 66, 3. CCC. passus; — 4 quibus mit S; — 6 passus; 67, 3 centurionibus nach meinen Aufzeichnungen; 68, 1 welches tum? an zweiter Stelle dum (s. Dübner); 71, 1 tribunus militum, mit Ausnahme

von tri alles in ras. al. atr.; 72, 3 g in agri ist nicht ursprüng-
lich, wohl c; 73, 3 cepissent; — 5 politum esse se (a und b
al. atr.); 75, 3 perterritos om. V; 78, 3 frumento accom.; — 4
acharniā; — 5 coritioq; 79, 2 adiecto; — 3 heracliam et sen-
ticam (s. Dübner.); — 7 eginū (s. Dübner.); 81, 2 faceret habe ich
notiert, ich lasse ein Versehen meinerseits offen; 82, 3 sacer-
dociis mit SN; 84, 3 electis milites; 87, 7 et laetitia o. d. e.
a. c. uictoriam animo praecipiebant (raecipie in ras.); 88, 3 cici-
liensis (s. Dübner.); ib. ab Afranio om. V (s. Dübner.); 89, 1 erat (?);
94, 1 p̄ci i, currere, was natürlich auf praecurrere hindeutet;
95, 3 industrię; 96, 2 bei imperatoriis habe ich nichts notiert;
101, 6 . V remis; ib. deprense; 102, 4 mitilas (— al. atr.);
103, 1 quibus; 104, 1 ab eo erant (n corrigiert) missi; 105, 3
expectauisset mit W; — 6 trallibus (compendio) mit ϕ S; 106, 1
exachaia. quę (s. Dübner.); 108, 2 oscii suis, aber i in suis radiert
vielleicht aus u; ib. regis mit S; — 3 suis regis mit W; —
4 c̄scripti; — 5 rome vgl. W, 6 dagegen rome; 110 vor ac licentiae
setze 2 ein; 112, 1 cepit.

Wie man sieht, wurden auch Dübners Angaben nicht mit
jener Sorgfalt benützt, die dergleichen Arbeiten verdienen. Dem
Texte ist ein Index nominum beigegeben, der ungleich sorgfältiger
behandelt ist als der im b. G.

Der Druck scheint sonst sehr sorgfältig zu sein; wenigstens
habe ich im ersten Buche, das ich mit Nipperdeys und Pauls
Ausgaben verglich, bis auf coerceri (sonst setzt K. die Trennungs-
punkte) c. 67 nichts bemerkt; etwa noch S. 119 auf dem Titel
III statt III.

Nr. 2 stimmt mit Nr. 1 genau überein. Die praefatio fehlt.

Czernowitz.

Dr. A. Polaschek.

T. Livi ab urbe condita libri. Edidit Anton. Zingerle. Pars VI.
Fasc. II. Liber XXXIX, XL. a) Editio maior. Adiectum est
senatusconsultum de Bacchanalibus. Vindobonae et Pragae. Sumptus
fecit F. Tempisky. Lipsiae. Sumptus fecit G. Freytag 1894. 8°, 3 u.
126 SS. Preis geh. 1 Mk. 20 Pf. = 75 kr. — b) Editio minor.
In demselben Verlage 1894. 8°, 104 SS. Preis geh. 1 Mk. = 60 kr.

a) Das zweite Heft des sechsten Bandes zeigt dieselbe Vor-
sicht in der Gestaltung des Textes, dieselbe Reichhaltigkeit und
gründliche Vergleichung der Lesarten der jüngeren Handschriften
und Ausgaben, durch die sich das erste Heft den ihm gebührenden
Platz unter den besten kritischen Ausgaben des Liv. errungen hat
(vgl. diese Zeitschr. 1894, S. 215 f.). Doch boten sich bei der
Constituierung des Textes diesmal größere Schwierigkeiten, da
nicht nur der Bambergensis für diese Partie gänzlich fehlt, sondern

auch die Angaben über den Mogunt. lückenhaft und, wie der kritische Commentar des öfteren zeigt, oft unbestimmt sind; dazu kommt, dass uns zuletzt sogar die jüngeren Handschriften im Stiche lassen; es ist daher von hohem Werte, dass Z. die Lesarten der jüngeren Handschriften und der älteren Ausgaben erschöpfend heranzog und notierte, sowie auch die Gelenischen Noten in der uns erhaltenen Fassung mittheilte.

Seine Ansicht über die Stellung der jüngeren Handschriften, insbesondere L (Lov. 2), H (Harl.) und M¹ (Mead. 1), sowie eine Reihe von Conjecturen begründete Z. in der kurz zuvor erschienenen Abhandlung: „Zur vierten Dekade des Livius II.“ (Sitzungsab. d. k. Ak. d. W. in Wien, phil.-hist. Classe, Bd. CXXXI): es zeigt sich auch in diesen Büchern die beachtenswerte Stellung, welche L, namentlich der Consens der Gruppe LHM¹, mehrfach einnimmt.¹⁾ Der von Z. schon früher erbrachte Beweis, dass die Φ -Gruppe mit M verwandt sei, wodurch Luchs' Classification der Handschriften umgestoßen wurde, erhält eine Reihe neuer Belege; ebenso werden neue Verbindungslinien zwischen S und M gezogen, so dass Z.s Satz, dass schon „früh ein gewisser gegenseitiger Einfluss der zwei Classen von Handschriften in durchcorrigierten Exemplaren stattfand“, nun als vollkommen bewiesen erscheint.

Von den Veränderungen im Texte seien hervorgehoben: XXXIX, 22, 1 wird mit Recht an der Überlieferung Anstoß genommen und geschrieben *decem* \langle dies \rangle *deinde apparitissimos ludos*; 35, 2 *dubius*; *qui tamen, quia*, eine leichte und ansprechende Änderung an dieser schwierigen Stelle, aus Cic. hinreichend belegt; 56, 6 *quae ante non fuerat* nach Oros. IV, 20, wäre aus Liv. zu belegen; XL, 5, 7 *ad rem Romanam* dem liv. Sprachgebrauche entsprechend; 9, 8 *ritu* nach *diu* eingeschoben, wo der Ausfall am leichtesten erklärlich ist; 12, 10 *si illa, separata ab hac, criminosa ac vana accusatio* auch dem Sinne nach ganz passend; 27, 3 *eas praetoria porta* paläographisch gut; 29, 2 *proditur*, wäre mit Beispielen zu belegen; 38, 3 *ante fuerat* ganz entsprechend; 40, 11 *equis prope mille . communitis castris*, eine weitgehende Änderung; 41, 2 *Ballistam Letumque* gelungen; 42, 1 L. D. *cum* wegen des folgenden *redisset*, das Gelen. ausdrücklich bezeugt; 51, 8 *complura sacella publicaque* \langle loca \rangle *usu occupata* gewiss richtig; 52, 5 *d. m. d., regibus subigendis ac patrandae paci*, eine arg verderbte Stelle, die noch lange Schwierig-

¹⁾ XXXIX, 20, 6 *sequitur*; 34, 4 *ad se alii, alii ad Eum.*; 39, 11 *cum tanto st.*; 44, 10 *tres viri*; 53, 13 *depopulatis agris*; XL, 4, 12 *opem dii ut ferrent*; 6, 5 *[duas]acies*; 15, 14 *illo m. horae*; 29, 7 *de iure pontificum*; 36, 10 *ante . . . consules*; das Asyndeton XXXIX, 15, 3; 40, 10; 45, 2; XL, 8, 14; auch XXXIX, 38, 12 wäre *primo* haltbar. — Conjecturen späterer Gelehrter werden als Lesart dieser Handschriften nachgewiesen und dadurch gestützt: XXXIX, 41, 1 *patentem*; XL, 8, 2 *[eum]*; 16, 11 *c. aureae [pondo]*.

keit bereiten wird; 57, 3 *Antigonus* (*ex*) *regiis unus*, womit vielleicht die richtige Lesart hergestellt ist. — In den Noten werden noch vorgeschlagen: XXXIX, 17, 7 *magistros sacerdotes c.*, was wohl in den Text Aufnahme verdient, da es an dieser Stelle ebenso berechtigt ist wie 18, 9; die von Weissenborn zur Verteidigung des überlieferten *maximos s.* angeführten Stellen beziehen sich auf den Titel von bestimmten Einzelbeamten und -priestern; 26, 3 *iam quae*, entschieden besser als das überlieferte *nam q.*; XL, 4, 14 *nisi* (oder *ni*) *seguior mors iuvat*, wodurch die Stelle an Kraft und Pathos aber verliert; 17, 4 *quod optimo iure maiorum suorum fuisset*, doch liegt es näher, *more* als interpoliert zu streichen; 45, 7 *iisque atrocioribus*, wodurch die Stelle an Nachdruck gewinnt, paläographisch gut. — Auch die Vorschläge neuerer Forscher finden die ihnen gebührende Würdigung, insbesondere sind, wie sonst, die H. J. Müllers (in den Jahresberichten des Berl. philolog. Vereins) citirt, wodurch das Aufsuchen der an so vielen Orten zerstreuten Bemerkungen dieses Gelehrten nun sehr leicht wird; erwähnenswert wäre der Vorschlag Harants XXXIX, 38, 11 *cum ea* (*in*) *legiones quattuor milia* gewesen, dem vielleicht ein richtiger Gedanke zugrunde liegt.

Das dem auch in Bezug auf Reinheit des Druckes vollendeten Werke beigegebene Senatusconsultum de Bacchanalibus wird jedem zum Vergleiche mit Liv. XXXIX, 18 eine erwünschte Beigabe sein.

b) Die Editio minor enthält, wie sonst, den bloßen Text (ohne kritischen Commentar), aber den Abdruck des erwähnten Senatusconsultum.

St. Pölten.

Dr. Adolf M. A. Schmidt.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Editum consilio et impensis Academiae Litterarum Caesariae Vindobonensis. Volumen XXVIII. Sancti Aureli Augustini Operum sectionis III. pars 2. ex recensione Josephi Zycha. Vindobonae apud F. Tempsky, bibliopolam Academiae. Praegae, F. Tempsky. Lipsiae, G. Freitag 1894:

Sancti Aureli Augustini De Genesi ad litteram libri duodecim, Eiusdem libri capitula, De Genesi ad litteram imperfectus liber, Locutionum in Heptateuchum libri septem. Recensuit Josephus Zycha. Vindobonae, Praegae, Lipsiae 1894. XXII u. 629 ss.

Noch als Laie, aber schon nach Afrika zurückgekehrt, um 389, verfasste Augustinus zwei Bücher De Genesi contra Manichaeos. In dieser Schrift, die wohl bald in trefflicher Ausgabe von A. Holder erscheinen wird, gibt der Kirchenlehrer eine Auslegung der Geschichte der Schöpfung und des Sündenfalles und vertheidigt darin den biblischen Text gegen die Angriffe der Manichäer, die bekanntlich das Alte Testament verwarfen. Er begnügte sich damals mit der allegorischen Erklärung, *non ausus naturalium rerum tanta*

secreta ad litteram exponere, und fasste den Plan, eine buchstäbliche Exegese des Textes später zu versuchen. Zum Presbyter ordiniert, machte er sich um 393, im 39. Lebensjahre, an die schwierigere Aufgabe; allein nach der Bearbeitung von Gen. I, 1—26 gab er das Unternehmen auf, da er sich der Sache noch nicht gewachsen fühlte: *in Scripturis exponendis tirocinium meum sub tanta sarcinae mole succubuit*. Erst ums Jahr 401, als er schon sechs Jahre Bischof war, 47 Jahre alt, nahm er den Gegenstand wieder auf und arbeitete zehn Jahre an der Erklärung der drei Capitel bis zum Schlussverse *Et ordinavit Cherubim et flammearum romphaeam quae uertitur custodire uiam ligni uitae*. Den elf Büchern, die er 410 vollendet hatte, fügte er ein Buch über das Paradies hinzu und gab das nun 12 Bücher umfassende Werk *De Genesi ad litteram* erst 415 in seinem 61. Lebensjahre heraus. Die unvollendete frühere Schrift aber schien ihm doch nicht unnütz, so dass er diese unter dem Titel *De Genesi ad litteram imperfectus liber* gleichfalls veröffentlichte. Nachdem inzwischen verschiedene Werke, wie die Tractate über das Johannes-Evangelium, sowie moralische und polemische Schriften abgefasst, *De ciuitate Dei* begonnen und *De Trinitate* beendet worden waren, schrieb er um 419, seines Alters 65, die *Locutiones in Heptateuchum*, ein kritisch-exegetisches Werk, in welchem auffallende Ausdrücke und Wendungen des lateinischen Bibeltexes *secundum proprietates linguae Hebraicae uel Graecae* erklärt werden.

Diese drei wichtigen Schriften liegen in Zychas kritischer Bearbeitung vor. Der Herausgeber ist mit seiner Aufgabe gewachsen und hat die Erfahrungen, die er mit Vol. XXV gemacht, nun verwertet. Die in der Zts. f. d. öst. Gymn. 1892, S. 410, für eine Augustinusausgabe geforderten Verweisungen auf die Retraktionen sind zum Vortheile der Sache an den entsprechenden Stellen angebracht, und gelegentlich (wie 501, 14 und 510, 14) haben die Retraktionen (1, 18; 2, 54), deren ersohnter Ausgabe man schon dringend bedarf, als kritische Hilfe gedient. Der Text hat erheblich gewonnen, wenn auch manche Änderung nicht über jeden Zweifel erhaben zu sein scheint. Man wird 533, 24 für das von C gebotene *qua* nicht *quae*, sondern mit den übrigen Hss. *si qua* lesen müssen, weil *si qua* in dieser Wendung dem Augustinischen Sprachgebrauche geläufig ist und einsilbige Wörter sowohl in C, als auch im Archetypus leicht ausfielen, wie *si* 545, 23, *sic* 562, 9, *sunt* 533, 24, *est* 548, 3 n. a. Bei den Bibelstellen hat Z. mit Recht den griechischen Text zurathe gezogen; er hat, wo sich Abweichungen ergaben, wie 521, 20 *est: ἦν* oder 575, 1 *sanctus ego: ἅγιός εἰμι ἐγώ*, und wo Augustinus auf das Griechische Bezug nimmt oder wo die Lesarten des Cod. Alexandrinus maßgebend sind, wie 555, 12 *domino: κυρίῳ* cod. Alex. (θεῷ cod. Vat.), den griechischen Text angemerkt. Wenn aber nach dem Griechischen auch Emendationen gemacht wurden, so ist zu be-

dauern, dass der Herausgeber sein Verfahren nur mit einer allgemeinen Bemerkung in der Praefatio rechtfertigt und eine Andeutung der besonderen Gründe für seine Änderung an Ort und Stelle bisweilen vermissen lässt. Denn auf diese Weise gewinnt der Leser, der in vielen Fällen durch begründende Hinweise überzeugt wird, an Stellen, wo zwingende Gründe sich nicht erkennen lassen, leicht den Eindruck, als ob die Methode das gute Glück herausfordere. Es ist wohl möglich, dass 512, 14 für das handschriftliche *ponam* wegen des *δίδωμι* Gen. 9, 12 *pono* zu setzen sei, wiewohl Gen. 9, 13 mit *ponam* für *τίθημι* bei Ambrosius in Noe 27 und anderwärts derselbe Fall vorliegt; allein man kann nicht leicht die wissenschaftliche Überzeugung gewinnen, dass 574, 2 *ante dominum* für *ante deum* wegen *ἐναντι κυρίου* Leuit. 10, 15 gelesen werden müsse. Wir wissen ja nicht, ob der uns vorliegende griechische Text der jeweilig von Augustinus benützten Bibelübersetzung entspricht und ob das Citat einem fehlerfreien Exemplare dieser Übersetzung entnommen ist. Bekannt ist aber, dass Fehler in den Bibelcitatoren vorkommen, und da es sich hier um ein Princip der Methode handelt, wird es mir gestattet sein, auf zwei merkwürdige Beispiele aus der Passionsgeschichte aufmerksam zu machen, die, wenn sie hier auch sachlich fernliegen, in formeller Hinsicht um so wichtiger und lehrreicher sind. Den Beginn des zweiten Leidensanges Jesu, den Gang vom Hause des Kaiphas (auf Sion) zum Gerichtshause des Pilatus (bei der Burg Antonia), erzählt Ioh. 18, 28 mit den Worten: *ἄγουσιν οὖν τὸν Ἰησοῦν ἀπὸ τοῦ Καϊάφα εἰς τὸ πραιτώριον*. Augustinus aber schreibt: *Adducunt ergo Iesum ad Caipham in praetorium*, wie man auch in mehreren Handschriften alter Bibelübersetzungen findet (Lachmann 1, 688. Tischendorf 1, 932), und ringt ums Jahr 400 und wieder 416 mit diesem auffallenden Fehler unter Schwierigkeiten der Exegese, obwohl er die Corruptel durch eine leise Emendation nach dem Griechischen hätte beseitigen können. Er hilft sich hier um 400 De consensu euangelistarum 3, 7, n. 27 (Migne 34, 1174) mit folgender Deutung: *ubi intellegimus aut aliquam fuisse causam, quae coegerit Caipham esse in praetorio nec esse praesentem, cum alii principes sacerdotum haberent de domino quaestionem, aut in domo eius fuisse praetorium: tamen ad ipsum ab initio ducebatur, ad quem in extremo perductus est*. Um 416 citiert er ebenso und erklärt In Ioh. euang. tract. 114, 1 (Migne 35, 1936): *Ad Caipham quippe ab Anna collega et socero eius dixerat missum. Sed si ad Caipham, cur in praetorium, quod nihil aliud uult intellegi quam ubi praeses Pilatus habitabat? Aut igitur aliqua urgente causa de domo Annae, quo ad audiendum Iesum ambo conuenerant, Caiphas perrezerat ad praetorium praesidis et socero suo Iesum reliquerat audiendum, aut in domo Caiphae praetorium Pilatus acceperat et tanta domus erat, ut seorsum habitantem dominum suum, seorsum iudicem ferret*. Wären diese Auslegungen

nicht vorhanden, so könnte man leicht versucht sein, die Emendation vorzunehmen, die Augustinus nicht gewagt hatte. Es liegt zweitens sogar der Fall vor, dass wir in dem Texte eines Augustinischen Bibelcitates — gegen die handschriftliche Überlieferung und dem griechischen Bibeltexte zum Trotze — einen Fehler herstellen müssen, der schon im sechsten Jahrhundert durch übereifrige und wohlfeile Interpolation von unberufener Hand beszeitigt wurde. Den Anlass zur dritten Verleugnung Petri berichtet Marcus 14, 70 also: *Καὶ μετὰ μικρὸν πάλιν οἱ παρῆστώτες ἔλεγον τῷ Πέτρῳ (τῷ πετρῷ fehlt in Da)· Ἀληθῶς ἐξ αὐτῶν εἶ καὶ γὰρ Γαλιλαῖος εἶ.* Bei Augustinus De cons. evang. 3, 6, n. 25 (Migne 34, 1171) muss nun fehlerhaft gelesen werden: *Sequitur ergo Marcus et dicit: Et post pusillum qui adstant dicebant [Petro]: Vere ex illis es(t), nam et Galilaeus es(t).* Wir müssen Petro, das im griechischen Codex Cantabrigiensis und im lateinischen Vercellensis des Evangelientextes fehlt, als eine der Vulgata entstammende Interpolation tilgen und an beiden Stellen des *εἶ* durch Ergänzung von *t* die dritte Person setzen. Denn in der folgenden Auslegung der Stelle sagt Augustinus ausdrücklich: *Marcus autem inter se illos de Petro locutus dicit: Vere ex illis est, nam et Galilaeus est, sicut et Lucas non Petro, sed de Petro dicit: Alius quidam adfirmabat dicens: Vere et hic cum illo erat, nam et Galilaeus est* (Luc. 22, 59). Die schwache Aushilfe der Mauriner, welche bemerken, man könne vielleicht *Marcus autem in quibusdam codicibus* — — lesen, empfiehlt sich umso weniger, als unser Autor an dieser Stelle, wo der große Vergleich gezogen wird, nicht aus einzelnen Hss. citieren kann, die von seinem recipierten Texte abweichen. Ein *rursus* oder *iterum* (*πάλιν*) vor *qui* fehlt in den Hss. vom 6. bis 12. Jahrhundert, und *rursus* taucht erst in der Renaissance auf. Aus der Betrachtung solcher Stellen erwächst dem Ref., wie sehr er auch wünscht, dass der Herausgeber überall das Richtige getroffen habe, doch die Pflicht, an die Gefahren zu erinnern, die der Kritik patristischer Bibelcitate durch die Heranziehung des griechischen Bibeltextes bereitet werden.

Die von Z. mitgetheilten Varianten bieten nicht nur orthographische und paläographische, sondern auch sprachgeschichtliche Merkwürdigkeiten, wie 87, 18 *inueteresceret*, 354, 16 *prodeeset* in einem Parisinus des 8. oder 9. Jahrhunderts, 602, 1 *adproprians* für *adproprians* in zwei Hss. des 10. Jahrhunderts, was im Hinblick auf *proprior* Rom. 13, 11 im Am. und Fuld., Aug. Spec. 206, 5 (praefatio XXI), Sedulius ed. Huemer (Corpus scr. ecl. Lat. Vol. X. 1885) 190, 4; Schuchardt, Voc. des Vulg. 1, 21; Neue, Lat. Formenlehre II (3. Aufl. 1892) 206 f. beachtenswert ist. — Druckfehler wie *terae* 137, 2; *nobisum* 521, 24; oder die Wiederholung fast einer Zeile 215, 8 wird der Leser leicht verbessern, aber nicht erfreulich finden.

Der für diesen Band aufgewandten Mühe und Sorgfalt kann man die Anerkennung nicht versagen, und es ist nur zu wünschen, dass auch die Quaestiones in Heptateuchum als pars 3 dieser Section sich bald anschließen mögen. Da die III. Section der Augustinischen Werke, welche die exegetischen Schriften umfasst, bereits durch das im Gerold'schen Verlage als pars 1 erschienene Volumen XII eröffnet ist, so wird das vorliegende Volumen XXVIII in dieser Section als pars 2 (nicht 1) gezählt.

Wien.

Franz Wehrich.

Commentationes philologiae Ienenses. Ediderunt seminarii philologorum Ienensis professores. Vol. V. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCXCIII. 8°, 242 SS. Preis 6 Mk.

Während noch der Verlagskatalog der Teubner'schen Firma von Ostern 1891 die vorstehende Sammlung für 'mit Band IV beendigt' erklärte, erscheint jetzt dennoch ein fünfter Band mit reichem Inhalte. Nicht weniger als fünf Dissertationen sind darin vereinigt, allerdings von verschiedenem Werte, sowohl dem Inhalte als auch der Form nach. Im flüssigsten Latein sind die 'Quaestiones Porphyrianeae' von Paul Wessner (Nr. IV) geschrieben, wie auch diese Arbeit eine recht ausgebildete Handhabung der philologischen Technik im kleinen erkennen lässt. Der Verf. geht von der Frage nach der Lebenszeit Porphyrios aus und richtet seine Polemik hauptsächlich gegen Vrbas (den er durchwegs Urba nennt) 'Meletemata Porphyrianeae'; sein Hauptargument besteht darin, dass Porphyrios' Commentare gar nicht in authentischer Form auf uns gekommen seien und dass es daher unstatthaft sei, aus sprachlichen Erscheinungen im jetzigen Porphyrio Schlüsse zu ziehen. Er fasst zu diesem Behufe die allerdings zumeist schon von anderen bemerkten Fälle zusammen, in denen lateinische Übersetzungen griechischer Termini zu Nutz und Frommen der des Griechischen unkundigen Leser beigelegt werden und in den Text eingedrungen sind; er berücksichtigt ferner die Scholien in doppelter Fassung, die (von Porphyrio selbst gewiss nicht beabsichtigten) Erklärungen der Gedichtüberschriften, vor allem aber das Verhältnis des Porphyrio zu den sogenannten Acro-Scholien (sowohl den älteren A, als auch den jüngeren Γ). In diesen findet er oft Spuren einer älteren und besseren Recension des Porphyrio-Commentars, die er für seine Theorie verwertet. Es liegt in der Natur der Sache, dass derlei Beweise absolute Sicherheit nicht erreichen können. So will mir z. B. das Beispiel c. III 3, 46 *Gaditanum mare fretum significat*, auf das der Verf. großes Gewicht legt, nicht einleuchten. A hat *Gaditanum mare dicit*; da nun, wie der Verf. an einem guten Dutzend Stellen nachweist, *Gaditanum fretum* der übliche Ausdruck ist, so schließt er mit Recht auf eine enge Beziehung zwischen Porphyrio und A. Aber dass darum auch in

diesen beiden *mare* das ursprüngliche sein müsse, vermag ich nicht einzusehen. Im Gegentheile, je mehr Beispiele wir für *Gaditanum fretum* erhalten, desto wahrscheinlicher wird es, dass *mare* eine Glosse und die dadurch hervorgerufene Dittographie *mare fretum* in *A* verkehrt corrigiert worden ist. Auf die Lesart des jungen Codex *P* in Holders neuer Ausgabe ist kein Verlass, sie ist ohne Zweifel bloße Conjectur. Schließlich thut der Verf. dar, dass das Porphyriocitat bei Charisius schon auf Julius Romanus zurückgebe und die ἀξυρή Porphyrios daher spätestens etwa auf den Anfang des 3. Jahrhunderts zu verlegen sei. Den Schluss macht eine Polemik gegen einen Einfall Gitlbauers in dessen 'Philologischen Streifzügen' (war das überhaupt nöthig?) und einige Verbesserungsvorschläge zu Porphyrio. Die Dissertation bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt in der Behandlung der sich an die Horazscholien knüpfenden Fragen. — Recht gewandt ist auch die zweite Abhandlung, 'De Megalopolitarum rebus gestis et de communi Arcadum republica' von Paul Herthum, gearbeitet, die man wohl auf die Anregung H. Gelzers zurückführen darf. Sie zeigt in der Benützung der Quellen tüchtige Schulung und aner kennenswerte Beherrschung des Latein, mit Ausnahme der allzu zahlreichen Absätze und Absätzchen, behufs deren Vermeidung angelegentliche Liviuslectüre zu empfehlen gewesen wäre. — R. Hirzels Einfluss spürt man aus der Methode der dritten Abhandlung 'De Artemidoro Daldiano librorum onirocriticorum auctore' von Walter Reichardt heraus. Das Hauptgewicht fällt hier auf die griechische Philosophie: gleich im ersten Abschnitte werden 'placita atque libri de divinatione' der alten Philosophen in sorgfältiger Weise zusammengestellt und erörtert, denen im zweiten die der übrigen Schriftsteller folgen. Hierauf lässt der Verf. die in den Onirocritica citierten Autoren Revue passieren, um schließlich den Nachweis anzutreten, dass Artemidoros durchaus die größte Anlehnung an die Stoiker zeigt. Diese Ansicht ist auch ohne Zweifel im großen und ganzen richtig; doch müssen bei einem derartigen Autor noch andere wichtige Einwirkungen in Betracht gezogen werden, wie kürzlich bezüglich semitischer Vorbilder und Parallelen Lewy in überzeugender Weise dargethan hat. Dadurch werden wir aber besonders auf Alexandria und dessen jüdisch-hellenistische Wissenschaft hingelenkt. Es wäre zu wünschen, dass der Verf. seine Studien auf diesem Gebiete fortsetzen und auch über Artemidoros hinaus ausdehnen möge. Das von ihm beigebrachte Material ließe sich leicht vermehren; so z. B. in Bezug auf die Opposition der Kyniker gegen alle Traumdeutung aus Diog. Laert. VI, 24 und 43, auf Philo Judaeus aus Zeller, Gesch. der Philos. III 2, S. 415, Anm. 4 usw. — In das von G. Goetz mit bekannter Meisterschaft bearbeitete Gebiet der lateinischen Glossographie schlagen zwei Dissertationen des vorliegenden Bandes ein. Die erste 'De Festo Pseudo-Philoxeni auctore'

won Albert Dammann ist eine gründliche und streng methodische Arbeit, deren Verf. der gestellten Aufgabe vollständig gerecht geworden ist. Im ersten Theile beleuchtet er die Composition des sogenannten Philoxenus und sucht mit gutem Erfolge die aus Horatius, Vergilius und Martialis herstammenden Glossen nachzuweisen. Der zweite Theil behandelt das im Titel charakterisierte Thema in, wie mir erscheint, abschließender Weise. Bei der ausführlichen Erörterung einzelner Stellen zeigt sich der Verf. hie und da in einem etwas zu engen Gesichtskreise befangen. So z. B. in der Behandlung der drei Glossen: a) Pseudo-Phil. 55, 62 *dubius* : *δισσός*; b) 56, 6 *dubius* : *δεσπότης*; c) Paulus 67, 7 *dubenus apud antiquos dicebatur, qui nunc dominus*. Nach Scaligers Vorgange schreibt der Verf. in a *dubi(e)nus* und in c *dub(i)enus* ex. u. d. qu. n. *dubius*; auch in b ändert er *dubius* in *dubienus* (un erwähnt bleibt, dass schon in Georges' 7. Auflage, ich weiß nicht woher, (schr. *dubinus*' steht) und nimmt an, dass der in Festus (c) bereits vorhandene Fehler in Philoxenus b übergegangen sei.)¹⁾ Vorsichtiger hatte Scaliger von b bemerkt 'videtur vulgatae lectioni huius loci (c) favere'. In der That, wenn wir zwei solche Zeugnisse mit einem Streich aus der Welt schaffen, werden wir in der lateinischen Sprachwissenschaft recht glatte Bahn haben. Fürs erste muss zugegeben werden, dass der Fehler auch in a stecken kann (DVBINs) und hier vielmehr *dubius* : *δισσός* zu lesen ist. Die umgekehrte Corruptel beobachten wir in b (wenn nicht etwa beide Glossen in directer Berührung ihre Lemmata ausgetauscht haben). Zweitens aber schwebt das von Scaliger postulierte *dubienus* durchaus in der Luft.²⁾ Die Abhängigkeit des Philoxenus (b) von Festus (c) bleibt auch dann gewahrt, wenn wir die Gleichung *dubenus* = *dominus* nicht opfern. Das Latein der Abhandlung ist etwas ungelentk: *adspice* kommt ein bischen häufig vor. — Derartige Fehler wird man an dem Verf. der letzten Abhandlung 'Hermeneumata Vaticana emendavit illustravit Immanuel David, Lesbius' mit Rücksicht auf seine Nationalität nicht allzuscharf tadeln; leider gibt auch der Inhalt zu vielen Ausstellungen Anlass. Der Autor hat sich ein sehr interessantes, aber auch sehr schwieriges Thema gewählt, nämlich ein Exemplar jener 'Conversationsbücher' oder 'Sprachführer', welche im Alterthume außerordentlich verbreitet gewesen zu sein scheinen und auch während des Mittelalters im Abendlande zur Erlernung des Griechischen verwendet wurden. Das vorliegende Stück ist in einem Codex der alten Vaticana enthalten und zeigt, trotzdem es die Vorrede und sonst noch manches mit anderen Hermeneumata gemein hat, doch

¹⁾ Die Glosse a wäre dann unter den 'glossae bis extantes' S. 12 nachzutragen und zwar als eine der allerwichtigsten!

²⁾ Bleibt die Paulusglosse *addubanum* : *dubium* nur deshalb nicht erwähnt, weil sie bei Georges fehlt?

sehr vieles Eigenthümliche; die Emendation des in sehr trauriger Fassung überlieferten Textes wird dadurch nicht wenig erschwert. Umsomehr wäre es Pflicht des neuen Herausgebers gewesen, sich nach verwandten Sammlungen umzusehen; aber gerade darüber bietet die wortreiche Einleitung, in welcher per saturam ein paar Berührungen mit Hesychius, Fulgentius, Plinius, Isidorus hervorgehoben und die griechische Nationalität wie das christliche Bekenntnis des Compilators nachgewiesen werden, nichts Brauchbares. Hätte doch der Verf. eine synoptische Übersicht der in den verschiedenen Hermeneumata enthaltenen Capitel gegeben und ebenso die Reihenfolge der Lemmata in den einzelnen Capiteln wenigstens in ausgewählten Proben verglichen: er hätte sich nicht nur unseren Dank verdient (bei der Benützung des dritten Corpusbandes wird jeder diesen Mangel bitter empfunden haben), sondern er müsste auch erkannt haben, wie nahe sich das vorliegende Exemplar mit dem fragmentum Bruxellense (III 393—398) und den an erster Stelle stehenden Fassungen der Hermeneumata Stephani (III 347 bis 390), wo dieselbe doppelte Recension zeigen, berührt. Man vergleiche nur einmal das Capitel *περὶ λαχάνων* (§. 9) mit 397, 55 und 359, 12; oder (§. 16) 221, 15 mit 396, 3, 354, 30 und (diesmal ausnahmsweise) 204, 59 (Herm. Monacensia). In allen übrigen Capiteln bilden die drei Glossen *πλοῖον τροπίς ἰστός* eine feststehende Gruppe; in den vier genannten kommt *ἰστός* gar nicht vor. Er hätte aber gewiss auch bemerkt, wie unrichtig seine Capiteleintheilung ist, wie er mitunter ganz verschiedene Gruppen, die er nach Anleitung der übrigen Hermeneumata in besondere Capitel hätte abtheilen können und sollen, unter einem Titel zusammengezwängt hat, bloß weil die entsprechenden Zwischenaufschriften verloren gegangen sind. So waren unter anderem auch in §. 3 die *ὀνόματα ἀστέρων* und die *ζῴδια* auszuscheiden und abzutrennen. Oder man vergleiche §. 2 mit §. LXII der Hermeneumata Einsidlensia (279, 4), der einzigen Sammlung, die einen Abschnitt *περὶ ἀγγέλων* hat. Wem könnte hier die Übereinstimmung der nur in der Reihenfolge variierenden Gruppe *κυριότητες θρόνοι δυνάμεις ἀρχαὶ ἐξουσίαι* entgehen? Und kommen nicht alle außer *δυνάμεις* in Col. 1, 16 vor? Wozu haben wir denn Concordantien, wenn man dieses so bequeme Hilfsmittel zur Untersuchung der Quellen solcher Glossarien verschmäht? Dass aber beide Glossare in dieser Reihe das in der citierten Stelle nicht vorkommende *δυνάμεις* haben, beweist eben ihre Verwandtschaft. Eine schwerwiegende Differenz hingegen ist das lateinische Äquivalent für *ἄγγελοι*, welches im Einsidlerglossar *angeli*, in unserem aber *nuntii* lautet. Hat nicht erst jüngst einer der hervorragendsten Gelehrten auf diesen für die Geschichte des Christenthums so wichtigen Unterschied hingewiesen? Durch solche Untersuchungen wäre auch das, was dem Glossar eigenthümlich ist, ebenso wie das vom Redactor gelegentlich angewendete Contaminationsverfahren

deutlicher hervorgetreten. Aber auch im einzelnen fehlt es an der nöthigen Sorgfalt oder an der Revision durch eine kundige Hand. Der Verf. schreibt *γλαυξ*, *ἱλιγξ* in einem Athem mit *γλαυξ*, *ἱλιγξ*; er hebt S. 204 hervor, dass außer *λέξομεν γλαυξ ἱλιγξ* überall *ξ* durch *ζ* ersetzt sei, druckt aber 209, 17 *φλόξ* und 216, 48 *ἔλιξ* ohne Variante. Der kritische Apparat ist nicht selten unklar; wer kann die adnotatio zu 217, 26 und 27 ohne Einsicht in das Corpus enträthseln? Dabei soll nicht geleugnet werden, dass der Verf. für die Emendation im einzelnen vieles geleistet hat. Seltensam berührt es, dass die so naheliegende Verbesserung von 206, 15: *μητα των αρι των cum Graecorum παιδων lib(e)ris διαλεγεσθαι disputare* nicht gefunden worden ist; der Verf. schreibt *μετά των Γραικων*, während doch ohne Zweifel *μετά των Ἀργείων* zu lesen ist: eine verunglückte homerische Reminiscenz, aus *Τροίωων παίδες* und *νίξ Ἀχαιῶν* zusammengeschweißt. — 207, 6 *βουλομένοις λαλεῖν ἢ γράφειν, κηρύσσειν ἢ τι δανοινο(μαι)* (μαι von 2. Hand) *vel qui prius iam προῖαι fulgere τῶν ὀρωμένων ἢ καὶ ἀοράτων*. Für *fulgere* setzt der Verf. *facere*, mit Recht; mit *ἢ τι δανοινο(μαι)* weiß er nichts anzufangen. 'Suspisor hoc loco aut ἢ τι τούτοις ὁμοιον aut ἢ τιποτοῦν later' sagt er in den Anmerkungen. Nun, *ΗΤΙΔΑΝΟ* ist doch klarlich *ἢ τι ἄλλο*; den Rest (*ΙΝΟΜΑΙ*) kann man ganz gut mit dem Verf. als *ὁμοιον*, oder etwa als *προῖαι* deuten (*ὄνομα*, was am nächsten läge, würde weitere Änderungen nach sich ziehen). — 209, 17 *πυριφλοξ ignis flamma*: eher *πυρός φλόξ* (so das *N. T.* oft!) als *πῦρ φλόξ*, wie der Verf. will. — 211, 48 *αωρια αυπος albente matutino*: 'de πρωϊας ἀυγαζούσης cogitavi' der Verf. in den adnotationes, im Texte hat er *πρωϊας αυπος*. Sehr bedenklich, von einer corrupten Stelle einen Bruchtheil zu 'emendieren', das übrige unberührt zu lassen! Wäre es nicht der Mühe wert gewesen, auf III 295, 35 *πριν ἀύγης ante lucem* oder 295, 61 *αυγοζ crepusculum* zu verweisen? — 219, 48 *ὄργατονεος subat*: vielleicht *ὄργα (τόνος ὑός) subat*. — 220, 41 *κρήνη νιφάς nimfa*: nicht *limfa*? — ib. 44 *ατωημοντομος renus onosa*. Hier muss ich dem Verf. Recht geben, wenn er die Emendation des griechischen Theiles ohne Rücksicht auf die sinnlos und hoffnungslos verderbte lateinische Glosse in Angriff nimmt. Aber *πεντηκόντορος*, das er sogar in den Text gesetzt hat, ist doch etwas stark. In den ersten Buchstaben steckt wohl *ἀρωγιμ...*; für den zweiten dachte ich zunächst an (*ἀρωγίμων*) *ὄλκός* d. h. eine aus glatten Bohlen bestehende Schleifbahn, auf der die Frachtstücke nicht selten noch heutzutage in den Schiffsraum befördert werden (auch für den Stapellauf und auf Isthmen u. dgl. wurden und werden solche benützt), aber richtiger wird wohl *ρόμος* sein. Auch die lateinischen Buchstabenreste deuten auf *onus* hin. — Im allgemeinen empfängt man den Eindruck, dass der Verf. sich an eine zu schwierige Aufgabe gewagt hat.

W. M. Lindsay, The latin language. An historical account of latin sounds, stems and flexions. Oxford, Clarendon press 1894. 8°, XXVII u. 659 SS.

Fast gleichzeitig mit dem ersten Theile der historischen lateinischen Grammatik von F. Stolz erscheint ein ähnliches Werk von dem Engländer Lindsay, und wenn man im ganzen sagen kann, das eine sei mehr für das deutsche, das andere mehr für das englische Publicum bestimmt, so ist doch sehr zu wünschen, dass auch Lindsays Buch bei uns recht viele Leser finde. Zwar deckt es sich naturgemäß im Stoffe und in manchen Einzelheiten mit Stolz, geht aber doch in vielen Punkten seine eigenen Wege, ist namentlich in der Hinzuziehung der späteren Latinität, der Inschriften und der romanischen Sprachen viel consequenter, in der Verwertung der romanischen Formen zuverlässiger als Stolz, steht diesem aber in der Angabe der Literatur bei strittigen Fragen nach.

Das erste Capitel orientiert über die Geschichte des Alphabets, das zweite behandelt die Aussprache, wobei dann alle diejenigen Lautveränderungen besprochen werden, die sich in historischer Zeit vollzogen haben. Der Verf. hat alle Hilfsmittel zur Bestimmung der Aussprache: Grammatikerzeugnisse, Lautwandel, romanische Formen, lateinische Lehnwörter in germanischem und keltischem Munde herangezogen und benützt sie mit vorsichtiger und verständiger Kritik. Auf jeder Seite sieht man, dass er das Leben der Sprache kennt; dass ihm die verschiedenen Einflüsse, die jede Sprache, so lange sie lebt, erleidet, gegenwärtig sind; manche auf den ersten Blick dunkle Form erklärt er durch einen glücklichen Hinweis auf verwandte Erscheinungen im Englischen, so wenn er *stetim* statt *statim* bei Consentius als einen 'cockneyism like London *keb* for *cab*' erklärt (S. 15). Nur selten begegnen Ungenauigkeiten, wie S. 30: '*glerem* remplaces *glirem* in Celtic countries, but not elsewhere', was dahin zu berichtigen ist, dass auch albanesisch *ger* geschlossenen *e*-, nicht geschlossenen *i*-Laut verlangt und dass die Basis dieser Form wie des frz. *loir* ebenso gut *glire* wie *glère* sein kann. Ich habe **glire* neben *glire* durch den Hinweis auf das Schwanken zwischen *ī* und *i* in den cas. obl. bei *strix* (Lachmann zu Lucrez S. 36) zu erklären gesucht. Geht frz. *loir* auf *glère* zurück, so könnte man vermuthen, dass dieses *glère* eine bäuerische Dialectform sei, die sich zu stadtrömisch *glire* verhält wie die von Varro r. r. I 48, 2 und I 2, 14 erwähnten *spēca* und *vēlla*, und könnte damit noch ital. *elce* aus *ilex* statt *ilce* und ital. *vetrice* aus *vetex* statt *vitec* vergleichen, wenn dieses letztere nicht als *vitec* anzusetzen ist und wenn ital. *elce* nicht auf *ilex* beruht.¹⁾ — Wenn ferner S. 33 der Apex auf

¹⁾ Von den romanischen Sprachen hält das Sardinische lat. *ē* und *i* auseinander, so dass also die Frage entschieden ist, wenn die fraglichen Wörter sich im Sardinischen nachweisen lassen. Leider finde ich

ornare als Qualitäts-, nicht als Quantitätszeichen bezeichnet, S. 34 aus dem Romanischen ein vulglat. *ovum* neben cl.-lat. *ovum* erschlossen wird, so ist mir beides gleich unverständlich, da doch sonst der Apex über die Quantität, die romanischen Sprachen über die Qualität der Vocale Auskunft geben, man also von ital. *uovo* usw. nur bis zu *ovum* gelangt. So ist es auch zu viel gesagt, wenn S. 37 *pūmex* neben *pūmex* angesetzt wird. Ital. *pomice* usw. führen zunächst auf *pomex*, das nun ebensowohl *pōmex* wie *pūmex* sein kann. Natürlich lässt sich aus der Schreibung *pomex* bei Gregor von Tours (Bonnet S. 136) und C. gloss. lat. III 581, 18, 589, 12 auch nur die negative Thatsache feststellen, dass im späteren Latein *pumex* nicht mit *ū* gesprochen worden ist, nicht aber entscheiden, ob *ō* oder *ū* anzusetzen sei. Steht nun aber spätlat. *pomex* in directem Zusammenhange mit stadtrömisch *pūmex*? Bezeichnet das Wort nicht einen Gegenstand, der nur an wenigen Orten gewonnen wird, aber gerade nicht stadtrömisch ist, und sollte nicht in der sprachlichen Form eine Eigenthümlichkeit der Gegend zu erkennen sein, in welcher der Bimsstein zuhause ist? Mit anderen Worten, ist *pōmex* nicht etwa eine dialectische Nebenform von *pūmex*?

Das dritte Capitel beschäftigt sich mit dem Accente und seinen Wirkungen, behandelt also auch die Schwächung und den Schwund tonloser Vocale und die Schicksale des vocalischen Auslautes. Die Spuren der Betonung der ersten Silbe, namentlich auch was sich aus Plautus darüber ergibt, hätten wohl eine etwas eingehendere Darstellung verdient. Mit Recht wird S. 199 bemerkt, dass lange Vocale in Zusammensetzungen nicht geschwächt werden; darf man aber daraus und aus dem Gegensatze zwischen *seōerus* und *cōentio* (*contio*) nicht folgern, dass lange Vocale überhaupt den Ton auf sich gezogen, kurze dagegen ihn verschmährt haben; mit anderen Worten, dass nur bei Wörtern mit lauter von Natur kurzen Vocalen der Ton auf der ersten Silbe gelegen, man also *ēinfectus*, aber *redactus* betont habe?

Nachdem so die interne Geschichte der lateinischen Laute dargestellt ist, bringt Capitel 4 'the latin representations of the indo-european sounds'. Vollständige Aufzählung aller Beispiele konnte natürlich nicht beabsichtigt werden, doch hätte es sich vielleicht verlohnt, eine möglichst vollzählige Liste der Wörter zu geben, deren *ī*, *ū* aus *ei*, *ou* entstanden ist, da ja die Schreibung *ei*, *ou* von einer bestimmten Zeit an fälschlich auch für altes *ī* eintritt, es also von Wert ist zu wissen, wann das *ei* berechtigt ist, wann nicht. Altes *ei* steht z. B. auch in *īdus* aus *eidus*,

zur die Vertreter von *ilex* und zwar centralsard. sowohl *ilige* als *elige*, südsard. *ilisi* (s. Spano, Voc. sardo-italiano. und Porru, Diz. sardu-italianu), so dass die Sache noch in suspenso bleiben muss, bis genauere Nachforschungen an Ort und Stelle Aufklärung bringen.

wie aus altirisch *ēsce 'mensis lunaris, luna'*, Grundform *ēdcion* aus *eidcion*, erhellt. Im ganzen darf man wohl sagen, dass die Beispiele gut gewählt und unwahrscheinliche oder zweifelhafte Etymologien vermieden sind. Nicht recht in den Kopf will mir *ingens* zu Wurzel *gen* 'kennen', trotz des Vergleiches mit engl. *uncouth*. Begrifflich näher liegt doch griech. *ἄγαν*, das auch lautlich vollständig passt.

Weniger gelungen ist die Wortbildungslehre. Sie lehnt sich ganz an Brugmann an, aber was bei der Darstellung aller indogermanischen Sprachen vielleicht nöthig war, braucht es bei der einen einzelnen nicht zu sein. Es hätte sich empfohlen, zwischen Ausgängen und Suffixen streng zu scheiden. *Luna* ist im Lateinischen ein einfaches Wort, in dem niemand mehr ein Suffix *-na* sieht, *fag-inus* dagegen ein abgeleitetes mit gefühltem Suffixe, daher es nicht wohl angeht, beide auf eine Stufe zu stellen. Gerade das Wichtigste und Interessanteste an der Wortbildungslehre, der Einblick in die Sprachschöpfung, geht bei der von dem Verf. gewählten Anordnung ganz verloren. Zudem kommt manche Bildung nicht recht zur Geltung, so wird, wer nicht schon weiß, dass das Lateinische Postverbalia bildet (*pugna* erst von *pugnare*, dieses von *pugnus*), es aus S. 317 f. schwer herauslesen, ebenso ist zu wenig betont, dass die Substantiva auf *-ium* fast stets zusammengesetzt sind, dass *cilium* erst von *supercilium*, *fragium* erst von *crurifragium* u. dgl. gewonnen ist.

Es folgen dann noch die Declination und die Conjugation, sowie die flexionslosen Redetheile, die wieder alles Lob verdienen. Dass der Verf. das Verhältnis von *fefaced* und *fecit* richtig dahin beurtheilt, dass es zwei voneinander unabhängige Bildungen seien, war voranzusehen, mag aber noch besonders hervorgehoben werden, da *fefaced* oft als Beweis dafür angeführt wird, dass *fēcit* aus *fēfcit* entstanden sei. Die zwei Bildungen nebeneinander sind doch nicht merkwürdiger als griech. *ἔθηκε* und *τέθηκε*, deren erstes kein Mensch aus dem zweiten entstanden sein lässt.

Wien.

W. Meyer-Lübke.

Ein Lobspruch der Stadt Salzburg von Hans Sachs. Mit einer literaturgeschichtlichen Einleitung, und Wort- und Sacherklärungen herausg. von Emil Haueis, Director am Landes-Real- und Ober-gymnasium in Baden. Wien, Verlag von Karl Konegen 1895.

Am 5. November v. J. waren es vierhundert Jahre, dass der große Volksdichter der Deutschen, Hans Sachs, in dem kunst- und gewerbsfleißigen Nürnberg geboren wurde. Wie in anderen deutschen Städten veranstaltete man auch in Wien für diesen Tag mehrere Gedenkfeierlichkeiten, zu deren Abhaltung sich vornehmlich jüngere und ältere Männer aus akademischen Kreisen vereinigt hatten.

Es war nur ein später Dank, der damit dem Dichter gezollt wurde, der unsere Stadt in einem erst vor wenigen Jahren bekannt gewordenen Lobspruche¹⁾ so warm gepriesen und ihre schweren Bedrängnisse während der ersten Türkenbelagerung, wie ihre heldenmüthige Vertheidigung in Spruch und Lied mit den lebhaftesten Farben geschildert hat. Auch sonst stand ja der Meister zu seiner Zeit in mancherlei Beziehungen zu unserem engeren Heimatslande. Wenn er auch nicht wie Walter von der Vogelweide in Österreich singen und sagen gelernt hat, so empfing er doch, wie er selbst in einem seiner poetischen Gespräche erzählt (das Goethe offenbar bei Abfassung seiner herrlichen Dichtung „Hans Sachsens poetische Sendung“ vorschwebte), zu Wels in Oberösterreich die Weihe der Musen, die ihn im Traume mit ihren kostbaren Gaben beschenkten, und in Braunau und Ried (damals allerdings noch bayrisches Gebiet) sang er während seiner Wanderjahre, die in die Zeit von 1511—1516 fallen, seine ersten Meisterlieder in selbsterfundenen Tönen. Auf dieser Wanderschaft kam Hans Sachs auch nach dem nahen Salzburg, wo er längere Zeit verweilt zu haben scheint, denn der Aufenthalt daselbst lieferte ihm noch in späteren Jahren manchen Stoff zur Abfassung eines bisher nur unvollständig bekannten Lobgedichtes auf die reizend gelegene Alpenstadt, deren Ursprung, Lage, Bauart und Gemeinwesen er mit einer Wärme schildert, wie sie nur persönliche Antheilnahme und lebendige Rückerinnerung einflößen konnten. Das Gedicht, datiert vom 9. April 1549, ist wie die Mehrzahl der anderen, wohl größtentheils auf Bestellung verfassten Lobsprüche deutscher Städte nicht in die alten, gedruckten Sammlungen seiner Werke aufgenommen worden, auch hat sich kein Einzeldruck davon erhalten, doch findet sich dasselbe in einer Handschrift des Meisters in der Dresdener Hofbibliothek und darnach wurde vor mehreren Jahren ein genaues Facsimile angefertigt, das nunmehr die Unterlage einer Ausgabe bildet, welche mit einer geschichtlichen Einleitung und Anmerkungen versehen, in dem letzten Hefte der 'Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde' und in einer Sonderausgabe bei Leo & Comp. (Karl Konegen) in Wien erschienen ist. Bei dem allgemeinen Interesse, welches sich an den Dichter und an die von ihm gepriesene Stadt knüpft, möge hier eine gedrängte Darlegung des Inhaltes platzfinden.

Hans Sachs, welcher es liebt, vielen seiner Erzählungen den Schein persönlichen Erlebnisses zu geben, stellt sich dem Leser in unserem Gedichte als Buchdruckergeselle dar, der seinem Handwerke nach Frankreich, Italien und England durchreist hat; dann wäh-

¹⁾ Hans Sachs, Lobspruch der Hauptstadt Wien in Österreich. Zum erstenmale nach dem handschriftlichen Texte herausgegeben von Emil Hau eis. Wien 1873. (Separatabdruck aus dem Badener Gymnasialprogramme.)

rend eines Krieges in Deutschland als Trauant in kaiserliche Dienste getreten und hieselb verwanget worden ist, worauf er, des Krieges satt, das Heer verlässt und in die Dienste eines Fürsten tritt, dem er aus Schwaben, durch Bayern in seine Hauptstadt Salzburg folgt. Die Straße von der Ebene her entlang wandernd, gelangt er auf einem engen Wege, der ihm „gar seltsam düncht“, zum Stadthore, vor dem er einen alten Mann trifft, den er bittet, ihm

— — — — — zu sagen her,
Wie diese Stadt genennet wer.
Die also in den Bergen lüg?

Der Alte erfüllt seinen Wunsch und gibt ihm auf weiteres Befragen auch gerne Bescheid über den Ursprung und die ältesten Schicksale der Stadt, die schon zur Römerzeit ein mächtiges Bollwerk und wichtiger Waffenplatz gewesen sei, geschmückt mit marmornen Tempeln und Altären,

Wie wir vor kurzer Zeit noch haben
Mancherlei Bildwerks ausgegraben
Der Werk Herculls, g'macht mit Fleiß
Von Marbelstein, braun, roth und weiß.

Er berichtet ferner von der Zerstörung der Stadt durch die Hunnen und ihrem Wiederaufbau durch den Wanderbischof St. Rupert, dem Erbauer des Klosters St. Peter und Gründer des bischöflichen Stuhles, erwähnt dessen nächste Nachfolger St. Vital und Virgil, welcher Letztere den großen Dom errichtet, und schließt seine geschichtlichen Mittheilungen mit Anführung Erzbischofs Gebhard, der die Stadt neuerdings befestigt und mit Mauern, Thürmen und Zinnen versehen hat. Hierauf kommt der Alte auf den gegenwärtigen, blühenden Zustand der Stadt zu sprechen, rühmt das fürstlich große, schöne, wehrhafte Schloss auf steil abfallendem Fels, dergleich nit viel sind in Deutschland,

die erzbischöfliche Residenz (den Aschhof), den prächtigen Dom mit dem Gottesdienste daselbst; er schildert die schönen, hohen Häuser, aus Quadern erbaut und innen mit Fliedern getäfelt, auch wohlversehen mit Gewölben und eisernen Läden, mit kalten Kellern und Brunnen, erwähnt auch der Wasserleitung aus der Alm und ihres großen Nutzens für die Holztriftung und bei Feuersnoth. Auf die Frage des Wanderers: wer jetzt das Bisthum regiere? nennt der Bescheidgeber Herzog Ernst, einen gebornen Fürsten aus Bayern, der immerdar nach Tugend und Ehre strebe, ein großer Wohlthäter der Armen und ein Freund aller Künstler sei. Er preist seine gerechte und umsichtige Verwaltung, seine Friedensliebe und sein anspruchloses, schlichtes Auftreten.

Hierauf folgt eine äußerst lebendige Darstellung des Verkehrs und Gewerbetriebs der Stadt. Wir lassen hier den Dichter mit eigenen Worten sprechen:

..... Es ist ein großer Wandel
Ein nahhaft und ein genge Strass
Der Deutschen, die ohn Unterlass

Da webern mit gewerbiger Hand
Durch das Gebirg in das Wälschland
Und in and're Land hin und wieder.
Deshalb legt man in Salzburg nieder
Viel Kaufmannsware g'waltig und stark,
Auch gibt's da große Mess und Mark
Ruperti mit Kaufen und Verkaufen,
Wo sehr viel Kaufleut kommen ze Haufen
Dergleich sie bauen Mess und Märk;
Da find't man mancherlei Handwerk,
Auch gehnt die Weiber umadumb
In der Stadt mit Baumwollen umb,
Zausen, spinnen und Sträuchlein weben
Und den Wälschen zu kaufen geben.
Das Volk führt da ein' ehrbarn Wandel
Auch ist allda ein großer Handel
Aus Hella (Hallein) bringt man dar das Salz
Vom Gebirg bringt man Käs und Schmalz
Aus dem Wälschland mancherlei Wein
Vom Necker, Frankenland und Rhein
Auch hat man da gut kaltes Bier,
Auch hät es um der Stadt Revier
Viel Weiher. See und Bächlein frisch,
Darin hegt man allerlei gut Fisch,
Auch in Gebirgen fern und nahen
Ist Vogel und Wiltpret zu fahen.
Auch in den Thälern Wunn und Waid
Aus Bayern bringt man viel Getreid
Auch Brot und Fleisch — dass ich dir's kürz —
Allerlei Spezerei und Würtz
Findt man täglich in rechtem Kauf,
Deshalb die Burgerschaft nimmt auf
An Ehr und Gut, ziemlicher Nahrung,
Wie Du wirst haben in Erfahrung
Wo Du ein Zeitlang hie wirst sein.*

Mit dieser Schilderung schließt der Alte seinen Bericht; der Wanderer fügt aber hinzu, dass er nach gründlicher Besichtigung der Stadt noch weit mehr Gutes und Lößliches daselbst gefunden, als ihm der Mann angezeigt hätte, und hebt besonders die Billigkeit des Aufenthaltes hervor. Er entschließt sich denn auch von Stund an in Salzburg zu bleiben und hier die Buchdruckerei zu betreiben, im Dienste des Fürsten, dem, wie einem gemeinen Rathe zu Ehren das Ganze gedichtet sei. — — Sieht man von der schlichten, treuherzigen Darstellung ab, welche allen Dichtungen Hans Sachsens einen so eigenen anheimelnden Reiz gewährt, so besitzt unser Lobspruch allerdings keinen tieferen poetischen Gehalt, wie er anderen Werken des Dichters, insbesondere den Fabeln und Schwänken eigen ist. Man darf aber dabei nicht übersehen, dass er sich bei solchen Stadtbeschreibungen, die meist auf Bestellung verfasst wurden, auf eine möglichst genaue Wiedergabe desjenigen beschränkte, was er an geschichtlichen und topographischen Angaben in Hermann Schedels Weltchronik, einem damals viel benützten Sammelwerke, das sich in seinem Privatbesitze befand, verzeichnet las. Aber auch für die Einleitung und

den Schluss des Gedichtes war der Dichter diesmal nicht wie sonst auf seine Einbildungskraft angewiesen. Die Erzählung, wie der Buchdrucker nach Salzburg gekommen, stimmt nämlich in auffallender Weise mit den Lebensumständen eines Hans Baumann, gebürtig aus dem fränkischen Städtchen Rothenburg a. d. Tauber, zusammen, der, nachdem er in seiner Vaterstadt die Buchdruckerei erlernt, sich im Jahre 1535 auf die Wanderschaft begab, später in kaiserliche Kriegsdienste trat und im schmalkaldischen Kriege als Trabant des Herzogs Alba mitkämpfte. Als solcher war er Theilnehmer und Augenzeuge der Schlacht bei Mühlberg (1547), die er in einer ausführlichen Prosa-Relation beschrieb, welche gleichzeitig an mehreren Orten, in Leipzig, München u. a. O. in Druck erschien. Hans Sachs hatte in dem gleichen Jahre die Schlacht, im engsten Anschlusse an den Baumann'schen Bericht, obwohl nicht unter seinem Namen, in Spruch und Lied geschildert. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Mühlberg fand der Reichstag in Augsburg statt, wo das von den Protestanten so heftig bekämpfte Interim beschlossen wurde. Diesem Reichstage hatte auch der Verweser des Salzburger Erzbisthums, Herzog Ernst von Bayern, beigewohnt und war nach Schluss desselben aus Schwaben über Bayern in seine Hauptstadt zurückgekehrt. Inzwischen hatte auch Hanns Baumann den Kriegsdienst verlassen und war nach Salzburg gekommen, wo er im Beginne der Fünfzigerjahre als Buchdrucker im Dienste des Landesfürsten die Regierungsverordnungen und allerlei religiöse Bücher druckte. Die Vermuthung erscheint nicht gewagt, er habe sich bei seinem neuen Herrn, sowie bei dem Rathe der Stadt dadurch in Gunst setzen wollen, dass er einen Lobspruch auf dieselbe in Druck ausgehen ließ und dass er sich hierbei der Feder des damals bereits weithin bekannten und berühmten Nürnberger Dichters bediente, dessen Reimkunst er an seiner eigenen Relation erprobt hatte. Diesem mag er auch manche schriftliche oder mündliche Mittheilungen über seine eigenen Lebensschicksale, über die Regierungsthätigkeit des Herzogs, über das städtische Gemeinwesen usw. gemacht haben, die Hans Sachs dann in seinem Spruche verwertete, denn das Salzburg von 1549 war sicherlich in vieler Beziehung ein anderes geworden, als das, welches der Dichter um das Jahr 1512 persönlich kennen gelernt.

In jedem Falle besitzen wir in dem Gedichte ein überaus anziehendes und lebensvolles Culturbild von der kirchlichen Metropole Deutschlands im 16. Jahrhundert, und die im Anbange zu der Ausgabe enthaltenen zahlreichen sachlichen Erklärungen beweisen, wie getreu dieses Bild auch in den kleinsten der darin überlieferten Züge ist.

Über das schwache Präteritum des Germanischen und verwandte Bildungen der Schwestersprachen. Eine sprachwissenschaftliche Untersuchung von Dr. Friedrich Lorentz. Leipzig, K. F. Koehlers Antiquarium 1894. 8°, 79 SS.

Brugmann bemerkte in seinem Grundrisse II, 1275, dass möglicherweise verschiedene alte Tempusbildungen in dem sogenannten schwachen Präteritum des Germ. vereinigt seien, und deutete an, an was für ursprüngliche Formationen zu denken sei. Die vorliegende Schrift sucht in ausführlicher Weise zu zeigen, wie das schwache Präteritum zustande gekommen ist. Zugrunde liegt ihm eine periphrastische Bildung der Denominativa, die aus einer syntaktischen Verbindung des Instrumentals des Nomens, von dem das betreffende Verbum abgeleitet war, mit dem Injunctiv der Wurzel *dhē* bestand. Dieser Injunctiv lautete *dhēm* und *dhām*, die 2. p. sg. *dhēs* und *dhās*. Auf *-ēs* endigte aber auch die 2. sg. medii imp. und plusquamf., z. B. [*e*]ue-urk-thēs = got. *waurhtes*. Der gleiche Ausgang der 2. Person bewirkte, dass einige primäre Verba auch in den übrigen Personen die Endungen der periphrastischen Bildung annahmen: weil *waurhtes* in der Endung zu *salbodes* stimmte, bildete man auch die Formen *waurhta*, *waurhtedum* usw. nach *salbo-da*, *salbo-dedum*. Die primären Verba, welche auf diese Weise zu einem schwachen Präteritum kamen, sind die Präteritopräsentia und *briggan*, *bugjan*, *brukjan*, *waurkjan*, *pagkjan*, *jugkjan*, *sokjan* (wegen ags. *sōhte*). Endlich ist auch ein ursprüngliches Imperfectum act. in die Analogie des schwachen Präteritums gezogen worden: goth. *iddja* = ai. *ayām*. Weil der Singular, was die Endungen betrifft, zum schwachen Präteritum stimmte, *iddja* wie *salbo-da*, bildete man auch im Plural *iddjedun* wie *salbo-dedun*. Analog ist der griech. schwache Passivaorist entstanden. Dieselbe periphrastische Bildung mit dem Injunctiv von *dhē* liegt in *ἐ-τιμᾶ-θης* wie in *salbō-dēs* vor. *-θης* war aber auch die Endung des 2. sg. medii prät. Weil *ἐ-δὸ-θης* zu *ἐ-τιμᾶ-θης* stimmte, bildete man *ἐδ-όθην* wie *ἐτιμᾶθην* usw.

Die periphrastische Bildung stammt aus der Urzeit. Die transitiven Verba verwendeten den Injunctiv von *dhē*, die intransitiven den von *bheu* (in der Form *bhuām*) und das Imperfect von *es*. In verschiedenen Sprachen ist aber nur je eine Bildung für alle Verba, ohne Rücksicht auf die Bedeutung, durchgeführt worden, im Griechischen und Germanischen die Umschreibungen mit *dhē*, im Italischen mit *bheu amā-bam*, im Slavischen mit *es dēla-achū*. Das Indische kennt Umschreibungen mit *es* und *bheu* und hat *dhē* durch *kar* ersetzt.

Was nun das Germanische betrifft, so hat das erste Glied der syntaktischen Verbindung, der Instrumental, seine lautgesetzliche Gestalt in den Präteritis den Denominativa der *ā*-Stämme bewahrt: *salbō-da*, *ō* aus *ōā*. Dagegen wurden die Präterita der Ableitungen von *o*-, *i*- und Consonantstämmen größtentheils umge-

staltet. Die Denominativa von *o*- und *i*-Stämmen fielen im Präsens zusammen, da *-eiō* usw. zu *-ijō* wurde. Mit ihnen vermischt sich auch die Causativa, die vom Hause aus nur durch den Accent von den *o*-Denominativa geschieden waren. Von den Causativen übernahmen die Denominativa das Particip auf *-itō*. Nach dem Verhältnisse, das bei den *ā*-Denominativen zwischen Prät. *-ā-dhām* und Part. *-ā-tō* bestand, wurde zum Particip *-i-tō* das Prät. *-i-dhām* neugebildet. Dieselbe Bildung nahmen auch die Ableitungen von Consonantstämmen an, nachdem Präsens wie *namnjan* und *haurjan* gleich geworden waren. Eine Spur einer früheren, auch nicht ursprünglichen Bildung liegt in got. *kaupasta* vor. Die Denominativa der *o*-Stämme hatten im Prät. ursprünglich *ō-dhām* und *ē-dhām*. Einige Präterita auf *-ē-dhām* entzogen sich der Umbildung zu *i-dhām* und schufen sich ein neues Präsens: Entstehung der Denominativa d. schw. Conj.

Vorher hatten schon die primären *ē*-Verba ein schw. Prät. ohne 'Bindevocal' angenommen. Den Anstoß gaben die *t*-Participien dieser Classe. Weil neben *-ā-tō*, *-i-tō* ein Prät. *-ā-dhām*, *-i-dhām* stand, bildete man zu *lip-tō* ein Prät. *lip-dhām*, das in ags. *lifde*, alts. *libda* usw. erhalten ist. Ebenso ist die Entstehung von *hafde* usw. zu erklären.

Ich habe bei der Lectüre des Buches den Eindruck empfunden, dass die Dinge sich so verhalten haben können, wie der Verf. es darstellt, dass aber ein überzeugender Beweis, dass sie sich so verhalten haben müssen, nicht möglich ist. Unerklärt bleibt das *-ī* der 1. 3. sg. opt. im Alem., ungenügend erklärt die Pluralformen des Got.

Jedenfalls möchte ich aber den Ausführungen des Verf. den Vorzug geben vor der Erklärung des germ. schw. Prät., die ungefähr gleichzeitig von R. Loewe in den Idg. F. IV, 365 vorgeschlagen worden ist. Loewe sieht im schw. Prät. ausschließlich eine periphrastische Bildung, die aus dem Inf. und dem Imperfect von *dhē* bestand. Bezüglich der Verba, die im Präteritum *-ta* haben, stellt er die Behauptung oder, wie er es anspruchsvoller nennt, das Analogiegesetz auf: Das Präteritum gleicht sich in seinem Consonantenstande seinem Particip an bei denjenigen Verben, die im Präsens einen anderen Consonanten im Wurzelanslaute als im Präteritum zeigen; steht im Präsens der gleiche Consonant, so vollzieht sich die Ausgleichung in entgegengesetzter Richtung, ausgenommen bei den Präteritopräsentien und bei *bringjan*, *bugjan*, *kaupatjan*. Dabei hat aber Loewe den schwerwiegenden Einwand Möllers PBB 7, 461 f. gänzlich ignoriert, dass bei sehr vielen Präteritopräsentien die Participia in den ältesten germ. Sprachen gar nicht belegt sind und vermuthlich auch gar nicht vorhanden waren. In der That, wer nicht zeigen kann, dass die got. Passivconstructions mit *mahts*, *skulds*, *munds* gemeingerm. sind, darf die Präterita der Präteritopräsentia nicht als Analogiebildungen auf-

fassen. Wenn Loewe ferner meint, *waurhta* sei nach dem Particip umgestaltet worden, weil das Präsens einen anderen Consonanten im Wurzelauslaute zeigte als das Präteritum, so geht doch wohl daraus hervor, dass das Präteritum nach Loewes Ansicht ursprünglich **worgda* hieß. Nun ist aber der auslautende Wurzelconsonant vorgerm. *g*; *gāh* hätte also germ. *gā* ergeben. Dementsprechend müsste *ddh* zu *dd* geworden sein. Dann könnte aber das Prät. *satta* zu *settian* in seinem Consonantenstande nicht lautgesetzlich sein, wie Loewe behauptet, auch er müsste, wie Möller, in *satta* eine Analogiebildung sehen.

Ich hätte noch manches gegen Loewe einzuwenden, doch würde das hier zu weit führen. Eines aber muss ich gegen Brugmann, wie gegen Lorentz und Loewe betonen: die Präterita *habda*, *libda*, *sagda*, *hogda* usw. beweisen nicht, dass Formen mit *-dh-* vorhanden gewesen sein müssen. Trotz des Einspruches von Paul, Beitr. 7, 144 f. halte ich es nicht für unmöglich, dass analogische Umformungen nach dem Präsens vorliegen. Im Gotischen lässt sich ein Präteritum **gahugda* nur nach dem Substantiv *gahugds* erschließen. Dass nun aus einem lautgesetzlichen **huhta* mit Einführung des Präsensconsonanten und der gewöhnlichen Suffixgestalt das Präteritum **hugda* wurde, ist um nichts erstaunlicher, als dass das Gotische in der 2. sg. *magt* statt des lautgesetzlichen **maht* gebildet hat. Wendet man ein, es wäre näher gelegen, gleich ein regelmäßiges Präteritum *hugida* zu bilden, so erwidere ich, dass dies ja schließlich geschehen ist. Noch begreiflicher sind aber Bildungen wie *hogda*, *libda* statt **hohta*, **lifta* in den westgerm. und skand. Sprachen, in denen durch die Synkope der Mittelvocale *ht* und *ft* nicht mehr die einzigen Formeln für den Zusammenstoß von Guttural und Labial mit Dental waren. Es ist mir auch nicht klar, wie man bei Annahme einer Endung *dh* das spirantische *f*, *þ* in *lifde*, *libda* erklären will. In einer ursprünglichen Verbindung *pdh* musste doch wohl Assimilation des stimmhaften an den stimmlosen Laut oder umgekehrt eintreten. Im ersten Falle hätten wir *pth*, daraus durch die Lautverschiebung *fp*, daraus *ft*; im zweiten Falle *bth*, daraus entweder *bā > pā > bā > bā* oder *bā > pā > pā* oder *pdh > bāh > bā > bā* usw. Zu einem *bā* gelangen wir nur, wenn wir ad hoc ein Lautgesetz annehmen, dass *b* vor *d* zu *þ* geworden sei.

Um zu dem Buche von Lorentz zurückzukehren, so erkenne ich gerne an, dass der Verf. Geschick zu sprachwissenschaftlicher Arbeit und vor allem die Gabe der Selbstkritik besitzt. Er betont öfters, dass sich diese und jene Behauptung nicht stricte beweisen lasse, und wo er keine Erklärung weiß, bekennt er es offen.

In einigen Fällen zeigt sich allerdings, dass der Verf. seine Gedanken nicht immer vor der Niederschrift hat genügend ausreifen lassen. So wird S. 20 eine Erklärung der got. Pluralformen des schwachen Präteritums zunächst als eine der Kögels

vielleicht vorzuziehende hingestellt, der Schluss der Anseiner-
setzung S. 21 enthält aber das Geständnis, dass Kögels Erklärung
wahrscheinlicher sei.

Gut ist die Bemerkung S. 57, dass man aus got. *gafahrjan*
zu entnehmen habe, dass der Accent im schwachen Präteritum auf
der Wurzelsilbe lag. Allerdings hätte hier auf die verwandte
Argumentation Pauls PBB 7, 146 f. hingewiesen werden sollen.

Treffend sind einige Einwände gegen Streitbergs und Hirts
Fassung der Auslautgesetze. Bei richtiger Formulierung derselben
sind für alle germanischen Dialecte im Singular des schwachen
Präteritums die Endungen *-ām*, *-ēs*, *-ēt* anzusetzen.

Wien.

Dr. M. H. Jellinek.

Solution de quelques difficultés de la phonétique française.

Dissertation pour le doctorat ès-lettres par Paul Marchot. Lau-
sanne, Bridel 1893.

Diese Schrift erörtert verschiedene Punkte des französischen
Vocalismus:

Cap. I, A. Suffix *-ier*. — Ausgehend von dem Satze in
Gröbers Grundriss I. 574, dass das Suffix *-ier(e)* in den roma-
nischen Sprachen „auf eine Form *-arius* zurückweise“, nimmt
auch M. Suffixvertauschung an. Da jedoch *-arius* fr. *-ir* ergeben
müsste, so legt er für *-ier* eine aus dem Plural *-ëri* abgezogene
Basis **-ërus* zugrunde, ähnlich wie im Italienischen *-arius* neben
-ajo aus dem Plural *-ari* ein *-aro* entwickelt habe. Aus der Sin-
gularform *-arius* dagegen stammen die Endungen *-ir*, *-ey* usw.
der östlichen Dialecte, während das Franco-Provençalische neben
Vertretern von *-ërius* auch solche von *-arius* in der Form *-ay*
usw. aufweise. Wir können hier nicht den einzelnen Ausführungen
des Verf.s folgen und enthalten uns deshalb eines Urtheils über
dieselben. Nur einen Einwand, sei uns erlaubt, hier vorzubringen.
Wenn (wie S. 22 dargelegt wird) *focarius*, *locarius* bereits zur
Stufe *loyariu*, *foyariu* [? wir erwarten vielmehr *fo-ariu*, *lo-ariu*;
vgl. *locare lo-er*, *louer*; *advocatus avoué*] gelangt waren, woher
kam dann auf einmal im 7. Jahrhundert der Anstoß zur Verdrän-
gung von *-arius*? Wie konnten überhaupt die wenigen Wörter
auf *-arius* die so zahlreichen auf *-arius* aus dem Felde schlagen?
Eher müsste man ja das Gegentheil erwarten. Der Verf. darf sich
dabei nicht auf Gröber (Archiv f. lat. Lexikographie I. 225) be-
rufen. Dieser nimmt schon für eine frühere vulgärlat. (noch
nicht gallorom.) Zeit das Bestehen des Suffixes *-arius* in einer
größeren Anzahl vulgärer Substantiva auf *-er* an, nicht erst
einen successiven Ersatz der einen Endung durch die andere in
einer verhältnismäßig recht späten Zeit. So lange uns nicht der
äußere Anlass eines so tiefgreifenden Wandels, wie er im 7. Jahr-

hundert auf verschiedenen romanischen Gebieten vor sich gegangen sein soll, angegeben wird, können wir auch des Verf.s Versuch einer Lösung dieser so schwierigen und so oft behandelten Frage trotz der stellenweise recht geschickten Ausführungen noch nicht als abschließend ansehen.

Cap. I, B. stellt auf Grund von Grammatikerzeugnissen des 16. Jahrhunderts, der Schreibungen in den Manuscripten und der Patois fest, dass der Diphthong *ai* im Französischen zur jetzigen monophthongischen Aussprache *e* oder *é* durch die Mittelstufen *äy* und *ey* gelangte.

Cap. II wird an der Hand von Grammatikerzeugnissen gezeigt, wie es zwei Jahrhunderte dauerte, bis die heutige Aussprache für *ain*, *ein*, *in* den Sieg errang.

Cap. III führt aus, wie afr. *ue* (aus lat. *ō* in off. S.) zum jetzigen Laute *ö* durch Umstellung zu *eu* wurde.

Cap. IV schließlich weist nach, dass wall. *u* = lat. *ū* alt ist und nicht auf einer Rückbildung beruht.

Die Arbeit zeugt von besonnenem Urtheile und Beherrschung des Stoffes, namentlich auf dem Gebiete der franz. Dialectkunde.

Wiener-Neustadt.

Dr. F. Wawra.

Englische Lehr- und Lesebücher.

Foelsing-Koch, Lehrbuch der englischen Sprache. Theil III. Mittelstufe. Dritter Jahreskursus. Abtheilung 1: Kleineres englisches Lesebuch, nebst fortlaufenden Fragen und sachlichen und sprachlichen Anmerkungen. 2. nach den neuen Lehrplänen bearbeitete Aufl. von Oberlehrer Dr. John Koch in Berlin. 210 SS. Preis geb. 2 Mk. 80 Pf. — Abtheilung 2: Schulgrammatik der englischen Sprache, nebst einer Synonymik und Übungsstücken, bearbeitet von Oberlehrer Dr. John Koch in Berlin. VI u. 200 SS. Preis 2 Mk. 20 Pf. Berlin, E. Goldschmidt 1894.

1. Das für den dritten Jahreskursus der höheren Lehranstalten Deutschlands bestimmte Lesebuch schließt sich in seiner Zusammensetzung und Einrichtung dem in dieser Zeitschrift Jahrg. 1895, S. 64 besprochenen Lesebuche für den zweiten Jahreskursus genau an. Die Lesestücke, die natürlich umfangreicher und schwieriger sind, werden in vier Gruppen vorgeführt: I. Pictures from English History, II. Tales and Novelettes, III. Useful Knowledge, IV. Poems. Die neun Stücke der I. Gruppe sind bis auf das achte, das von Southey herrührt, dem Buche „A Short History of the English People“ von Green entnommen. Die II. Gruppe enthält außer zwei alten Stücken von W. Irving und zwei Capiteln aus „Tom Brown's School Days“ von Th. Hughes eine hübsche moderne Erzählung (Right at Last) von Mrs. Gaskell. Der III. Abschnitt bringt die belehrenden Stücke „Great Inventions“ und „Physical Geography“, die den „Royal

Readers“ entlehnt sind, und im IV. Abschnitte begegnen wir neun Gedichten, die man als classisch bezeichnen kann und die daher in allen englischen Lesebüchern zu finden sind. Die Auswahl des Lesestoffes ist im ganzen gelungen, und die sich daran schließenden „Erklärungen“ (S. 173—210) durchaus zweckentsprechend. Zu kurz ist wohl die Erklärung auf S. 186 „to the Frazers = Genetiv“.

2. Die „Schulgrammatik der englischen Sprache“ von Dr. John Koch ist eine Erweiterung der von demselben Verf. erschienenen „Hauptregeln der englischen Grammatik“. Auf eine „Einführung“ (S. 1—22), die 1. eine kurze Übersicht über den Ursprung und die Entwicklung der englischen Sprache, 2. die Aussprache und Schreibung der englischen Laute enthält, folgt der eigentliche Kern des Buches „Formenlehre und Syntax“ (S. 23 bis 130), woran sich ein kurzer Abschnitt über die Orthographie (S. 131—134), eine Zusammenstellung der für die Schule wichtigsten Synonyma (S. 135—174) und 21 deutsche Übungsstücke anschließen, die zur Einübung der syntaktischen Regeln dienen und meist Bearbeitungen der im obigen Lesebuche enthaltenen englischen Stücke sind. Der Inhalt dieses trefflichen Lehrbuches bietet kaum einen Anlass zu ernstlichen Ausstellungen. Eigenthümlich berührt nur die Darstellung des kurzen *a* in *cat* durch *ä* und des langen *a* in *far* durch *ä*.

Der Druck und die Ausstattung der beiden Bücher sind tadellos. Sie können zum Schulgebrauche bestens empfohlen werden.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Forderungen der neuen Lehrpläne herausgegeben von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Abtheilung II: Englische Schriften. 4. Bändchen: Escott, England, Its People, Polity and Pursuits. Im Auszuge und mit Anmerkungen zum Schulgebrauche herausgegeben von Dr. Ernst Regel. VI u. 128 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf. — 6. Bändchen: The Crimean War. Aus Justin Mc Carthy's History of Our Own Times ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von W. Gebert. Mit 1 Karte. 128 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf. — 10. Bändchen: A Tour in the Scottish Highlands. Aus Mr. Pisistratus Brown, M. P. in the Highlands by William Black. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Hugo Bahrs. Mit 1 Karte. 99 SS. Preis 1 Mk. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelder) 1894.

Die neue „Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften“, die bekanntlich nur Prosaschriften des XIX. Jahrhunderts bringen will, schreitet rüstig vorwärts. Das 4. Bändchen enthält einen Auszug aus Escotts vortrefflichem Werke „England“, das uns mit dem Leben der Hauptberufsclassen der englischen Gesellschaft in Stadt und Land, im Heer und auf der Flotte bekannt macht, das 6. Bändchen bringt eine Schilderung des Krimkrieges aus der gewandten Feder des auch als Romanschriftsteller bekannten Mc Carthy und im 10. Bändchen begleiten wir das Parlamentsmitglied

Mr. Pisistratus Brown auf seinen Ausflügen in die westlichen Hochlande Schottlands und lernen mit ihm die Naturschönheiten dieses Landes kennen. Da der Text in allen Bändchen nach der sprachlichen sowohl, wie nach der sachlichen Seite genügend erklärt wird, und da überdies die Ausstattung dieser Bändchen eine geradezu mustergiltige ist, so können sie zum Schulgebrauche wärmstens empfohlen werden.

New English Readingbook for the use of Middle Forms in German High-Schools by Dr. Hubert H. Wingerath, Headmaster of Saint John's High School Strasburg (Elsass). XII u. 345 SS. Köln, M. Dumont-Schauberg 1894.

Dieses eigenartig angelegte englische Lesebuch enthält 280 Lesestücke, die in folgenden 12 Gruppen untergebracht sind: I. Object Lessons, II. Fables, III. Parables, IV. Fairy Tales and Stories, Legends and Sagas, V. Anecdotes and Narratives, VI. History, VII. Geography, VIII. Sciences, IX. Letters, X. Miscellaneous Extracts, XI. Epics, XII. Lyrics. Der Prosa sind 10 Gruppen mit 220 Stücken, der Poesie 2 Gruppen mit 60 Stücken eingeräumt. Sehr dankenswert ist der erste Abschnitt „Object Lessons“, worin der Verf. den Schüler in Schule, Kirche, Haus, Hof, Garten, Wiese, Wald, Dorf und Stadt führt und mit ihm in einem idiomatischen Englisch alles Wissenswerte bespricht, das sich ihm dort darbietet. Während der Verf. den Text dieses ersten Abschnittes zum großen Theile selbst bearbeiten musste, hat er die Stücke der übrigen Abschnitte ausschließlich Autoren des XIX. Jahrhunderts entnommen. Es ist nur zu billigen, dass in ein für die Schule bestimmtes Lesebuch keine veraltete Prosa aufgenommen wurde; dagegen ist es sehr zu bedauern, dass die erzählende Gattung durch 140 kleine Stücke, von denen die meisten den Umfang von 4—20 Zeilen nicht überschreiten, vertreten ist; die Aufnahme einiger längerer Erzählungen, an denen ja in der englischen Literatur kein Mangel ist, hätte das Lesebuch viel wertvoller und anziehender gemacht.

Druck und Ausstattung des Buches sind ganz entsprechend. Erklärende Anmerkungen fehlen; sie sollen später in einem separaten Hefte für Lehrer nachgeliefert werden.

Troppau.

Dr. Joh. Ellinger.

Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa in den Jahren 1241 und 1242. Mit fünf Karten, einem Sachregister und einem Quellenregister. Von Gustav Strakosch-Grassmann. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung 1893. VI und 227 SS.

Der Verf. erwähnt nur ganz kurz das Eindringen der Mongolen in Europa und handelt dann gleich von der Aufnahme der

Kumanen in Ungarn, die als die eine Ursache des Einfalles der Mongolen in Ungarn erkannt wird; als zweite Ursache wird die Ermordung tatarischer Gesandten in Ungarn festgestellt. Der Krieg mit Ungarn ist demnach die Hauptsache, die Züchtigung der Ungarn das Ziel des Zuges der Mongolen; die Kämpfe mit den polnischen Fürsten und der Angriff auf Böhmen erscheinen als Nebensache. Polen und Böhmen sollten außerstand gesetzt werden, Ungarn „mit irgendwelcher Heeresmacht zuhelfe zu kommen“. Die Heeresabtheilung der Mongolen, die bei Liegnitz einen Sieg errang, nahm dann ihren Weg nach Mähren. Der Zug der Mongolen durch Mähren wird sehr eingehend geschildert; ebenso ihr Einfall in Ungarn und ihr Wüthen daselbst. Das Verhalten Deutschlands und des Papstes zu dieser Invasion wird ausführlich dargelegt.

Das Buch bietet eine fleißige Zusammenstellung der Nachrichten über den Einfall der Tataren in Ungarn und die nebenläufigen Ereignisse. Der Verf. berichtigt mit scharfsinniger Benützung der Quellen manche frühere Anschauung und stellt manchen Punkt in ein klareres Licht, aber ein Ergebnis von größerer Bedeutung lässt sich nicht verzeichnen. Zudem geht durch das ganze Buch ein Ton der Selbstbewunderung, der den Leser sehr unangenehm berührt. Historische Arbeiten, die Hr. Strakosch doch selbst benützt, werden nur erwähnt, wenn ihren Verf. ein Fehler, ein Irrthum, die Außerachtlassung einer Quelle u. dgl. vorgeworfen wird. Hierbei muss übrigens bemerkt werden, dass auch Hr. Strakosch keineswegs alle gedruckten Quellen gekannt und benützt hat. Die Darstellung ist oft weitschweifig, die Ausdrucksweise nicht immer fehlerfrei oder der Sache würdig. Da wird vom „Antisemitismus“ und von „Zeitungsenten“ gesprochen; Ivo von Narbonne, „dieser Kerk“, war „zweifelloos ein Lump“; „der süße Pöbel verschaffte sich das Vergnügen einer kleinen Judenverfolgung“; ein „gediegener Usain“; die Besatzung überließ sich „einem begreiflichen Schlammer“.

Historische Darstellungen und Charakteristiken für Schule und Haus, gesammelt und bearbeitet von Prof. W. Pütz. Dritter Band: Die Geschichte der neueren Zeit. Revidierte und erweiterte Bearbeitung von Julius Asbach. 3. umgearb. Aufl. Köln, Verlag der M. Dument-Schaumburg'schen Buchhandlung 1894. 775 SS.

Mit dem eben erschienenen dritten Bande der Pütz'schen historischen Darstellungen und Charakteristiken ist dieses bekannte Werk in der dritten Auflage abgeschlossen, nachdem der vierte Band, die Geschichte der neuesten Zeit enthaltend, bereits im Jahre 1892 erschienen war. Das weitverbreitete Buch ist auch in dieser neuen Auflage, die Prof. Asbach besorgt hat, ein gutes Buch geblieben; es vereinigt 112 Aufsätze aus der Geschichte der Neuzeit, beginnt mit „Einleitung und Vorblick“ und endet mit einem „Schlussblick auf Napoleons Fall“. Freilich muss bemerkt werden, dass

für mehrere Aufsätze neuere Arbeiten hätten verwendet werden können, so für den Aufsatz über Columbus, über Kaiser Maximilian I. Auch den Aufsatz über Wallenstein möchte man in einigen Punkten anders behandelt sehen; was in den Anmerkungen geboten ist, hätte in die Darstellung verarbeitet werden können. Eine besondere Darlegung der Ergebnisse neuerer Arbeiten über Wallenstein hätte auf allgemeines Interesse rechnen dürfen. Die Angabe der benützten Werke könnte manchmal vollständiger sein; so ist S. 516 bei der Darlegung der Theilungen Polens die Angabe „Heinrich v. Sybel in Julius Rodenbergs Deutscher Rundschau“ und S. 705 beim „Krieg in Portugal und Spanien“ die Angabe „Friedrich v. Raumer, Historisches Taschenbuch“ zu allgemein.

Die neue Auflage der Pütz'schen Darstellungen wird Geschichtslehrern viele gute Dienste leisten, auch reiferen Studierenden darf man das Buch unbedenklich in die Hand geben.

Die Post in Triest und ihre historische Entwicklung. Von Dr. Petrus Tomasin, Professor am k. k. Staats-Obergymnasium in Triest. Triest, Druck u. Verlag von G. Balestra 1894. 417 SS.

Zur Feier der Eröffnung des neuen Postgebäudes in Triest verfasste Hr. Prof. Tomasin, von Hrn. Oberpostdirector K. Pokorny dazu aufgefordert, eine Geschichte des Postwesens von Triest, deren Widmung Se. Exc. der Hr. Handelsminister Graf Gundaker Wurmbrand-Stuppach annahm. Was in dem ziemlich umfangreichen Werke geboten ist, kann aber nicht als eine Geschichte des Postwesens von Triest angesehen werden, sondern ist nur eine Materialiensammlung dazu. Im ersten Capitel, überschrieben: „Die Stadt Tergeste. Die römischen Straßen in Krain, im Küstenlande und im Gebiete von Triest; die Aufseher derselben. Das römische Postwesen“ werden die römischen Inschriften mitgetheilt, die sich auf das Straßenwesen beziehen. Das zweite Capitel bietet 11 Urkunden von 1334—1553. Das dritte Capitel beschäftigt sich mit der Zunahme der Bevölkerung von Triest vom 17. bis zum 19. Jahrhunderte. Dann folgen einige Abschnitte aus Valvassors Chronik, die vom Postwesen in Krain und anderen Ländern handeln, Urkunden, die sich auf den Seehandel der Triestiner im Mittelalter beziehen. Urkunden über das Wirken der Bruderschaft St. Nicolò, welche die Briefexpedition von Triest zur See bis 1784 besorgte. Hierauf wird von der Einführung des Postwesens in Deutschland und den österreichischen Ländern gehandelt, kurz die Gründung der orientalischen Compagnie berührt, auch werden auf die Post von Triest bezügliche Regesten (1752—1764) und ganze Actenstücke mitgetheilt und die Annehmlichkeiten des Reisens in Postwagen aus Dichtern (P. Zorutti, Löwenstein, Lenau) dargethan. Die folgenden Capitel beschäftigen sich mit dem Postwesen der neuesten Zeit, der Südbahn, den Briefmarken (die Statuten des Philatelistenvereins in Triest werden mitgetheilt), der Postparcasse u. dgl.

und bieten viel Statistisches. Bei der Beschreibung der neuen Finanz- und Postgebäude wird man wieder in das Alter zurückversetzt, da hier Urkunden über das Mautrecht getheilt werden. Das fünfzehnte Capitel zählt die Vorposten auf, das letzte Capitel die Namen der Post- und Telebeamten im Jahre 1894.

Wenn sich der Hr. Verf. entschließen könnte, auf Grund seines in seinem Buche angehäuften Materials eine kurze Darstellung der Entwicklung des Postwesens in Triest und der Nachbarkreise zu verfassen, so würde er sich gewiss den Dank der Geschichtsfreunde erwerben.

Volkswirtschaftliches im Geschichtsunterrichte. Ein Versuch von Dr. Friedrich Neubauer, Oberlehrer. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1894. 63 SS.

In Deutschland ist in den letzten Jahren oft das Verlangen rege geworden, die Schüler in weiterem Umfange als bisher in das Verständnis des staatlichen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens einzuführen. Bis zu einem gewissen Grade ist dieses Verlangen gerechtfertigt, aber gegen die Forderung, einen neuen „volkswirtschaftlichen und staatsbürgerlichen Unterricht“ einzuführen, muss man mit dem Verf. des vorliegenden Schriftchens Bedenken erheben. Unsere Schulen, sagt Neubauer, leiden bereits an einem Überflusse von Unterrichtsgegenständen; man wird nicht wünschen, dass ihre Zahl noch vermehrt werde. Andererseits wird man erwägen müssen, dass die Erörterung volkswirtschaftlicher Abstractionen nur dann von Vortheil sein wird, wenn sie durch Beispiele veranschaulicht werden; diese Beispiele dem modernen Wirtschaftsleben zu entnehmen, wird nicht leicht sein, da der Schüler von diesem keine nähere Kenntnis hat: desto leichter wird es sein, sie der Geschichte zu entlehnen. Keinesfalls also wird es auf eine systematische Behandlung volkswirtschaftlicher Fragen in der Schule ankommen.

Dr. Neubauer ist der Meinung, dass Belehrungen über volkswirtschaftliche Verhältnisse ein besseres Verständnis der historischen Entwicklung ermöglichen. Dem muss man vollständig beipflichten. In dem vorliegenden Heftchen bietet der Verf. den volkswirtschaftlichen Lehrstoff, der seiner Meinung nach in dem Geschichtsunterrichte der oberen Classen mitgetheilt und vom Schüler verstanden werden kann. Er handelt zunächst von den Grundbegriffen (Production, Arbeitstheilung, Geld, Preis, Credit), dann von den Wirtschaftsstufen, der Arbeit, von Grundbesitz und Ackerbau, Gewerbe und Handel, von den Colonien, Finanzen, und deutet an, bei welcher Gelegenheit diese volkswirtschaftlichen Erörterungen vorgenommen werden können.

Das Schriftchen ist sehr geschickt zusammengestellt, aber es hat, wie der Verf. selbst betont, einen „skizzenhaften, mehr

andeutenden als ausführenden Charakter“. Dem Verf. wäre es bei seiner Belesenheit nicht schwer geworden, den Stoff eingehender zu behandeln, die Beispiele ausführlicher darzulegen und so dem Lehrer ein sehr brauchbares Hilfsmittel zu schaffen. Der Geschichtslehrer, der ja nicht immer Zeit und Gelegenheit hat, die neueren Erscheinungen der Wissenschaft, zumal die in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen zu verfolgen, müsste ihm für eine solche zusammenstellende Arbeit sehr dankbar sein.

G r a z.

F. M. Mayer.

Methodisches Lehrbuch der Elementar-Mathematik von Dr. Gustav Holzmüller, Director der Gewerbeschule zu Hagen i. W. I. Theil, nach Jahrgängen geordnet, bis zur Abschlussprüfung der Vollenstalten reichend. Mit 142 Figuren im Text. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner 1894.

Auch dieses Buch verdankt seine Entstehung der preußischen Schulreform und den entsprechenden Lehrplanelässen vom Jahre 1892. Nicht wissenschaftliche und systematische, sondern pädagogische Gesichtspunkte waren es, welche für den Verf. bei Anordnung des vorgetragenen Lehrstoffes maßgebend waren. Aus diesem Grunde wurde auch das zu absolvierende Lehrpensum nach Classen und Jahrgängen geordnet. Ebenso wurde dieses Lehrpensum nicht einer einzigen Kategorie von Schulen angepasst und dem Lehrer genug Spielraum zur individuellen Behandlungsweise gelassen. Ein wichtiges didaktisches Schriftstück beim Gebrauche des vorliegenden Lehrbuches ist das für die Lehrer der Mathematik geschriebene Begleitwort. Der vorliegende erste Theil reicht bis zur Abschlussprüfung der Vollenstalten und der gleichwertigen Entlassungsprüfung der höheren Schulen mit sechsjähriger Unterrichtsdauer. In der ersten Abtheilung finden wir die Geometrie soweit behandelt, wie dies der Lehraufgabe der Quarta entspricht. Die vorgeführte Methode ist eine durchwegs genetische und anschauliche, von der starren Euclidischen Methode ganz und gar abweichende. Die Congruenzsätze der Dreieckslehre schließen sich naturgemäß an die entsprechenden Constructionen an. Übersichtliche Zusammenstellungen des Vorgetragenen dienen zur Befestigung desselben. In der Lehraufgabe der Unterstufe der Tertia und der Oberstufe dieser Classe ist die Lehre von den Parallelogrammen, der Lehrsatz des Pythagoras, die Winkelbeziehungen im Kreise, eine Reihe von bemerkenswerten Aufgaben über Dreiecke, Vierecke, Vielecke und Kreise berücksichtigt. Auch der rechnende Theil der Geometrie findet allmählich in diesem Abschnitte Berücksichtigung. Für die Secunda der Realschule oder die Tertia (Oberabtheilung) des Gymnasiums ist die Flächenvergleichung und Flächenberechnung, ferner die Ähnlichkeit ebener Figuren mit hervorragender Berücksichtigung der Anwendungen

auf den Kreis, ferner etwas wenigens über die geometrische Deutung und Construction algebraischer Ausdrücke aufgenommen.

Die zweite Abtheilung umfasst ebenfalls nach Jahrgängen geordnet die Arithmetik. Anerkennend hervorzuheben ist der Umstand, dass der Verf. überall die grundlegenden Abschnitte mit großer Präcision und Klarheit erläutert und den Parallelismus zwischen dem Rechnen mit allgemeinen und speciellen Zahlen jederzeit vor Augen führt, wodurch das Interesse des Schülers wachgehalten wird. Die Lehre von den Decimalbrüchen hätte allgemeiner durchgeführt werden sollen; ebenso finden wir den Abschnitt über das abgekürzte Rechnen mit Decimalzahlen und über das Rechnen mit unvollständigen Decimalbrüchen nicht in der den Unterrichtszwecken entsprechenden Weise behandelt. In der Theorie der Gleichungen vom ersten Grade mit mehreren Unbekannten hätte die zweite der angeführten Methoden eher Comparationsmethode als Combinationsmethode genannt werden sollen. Die Lehre von den rein quadratischen Gleichungen wurde mit der Ausziehung der Quadratwurzel in Verbindung gebracht; das abgekürzte Quadratwurzelziehen wird entsprechend gelehrt und an einem Beispiele erläutert. In dem Lehrpensum der Unterstufe der Tertia finden wir die allgemeinen Gleichungen zweiten Grades, die Lehre von den Potenzen mit negativen und gebrochenen Exponenten und jene von den Logarithmen mit besonderer Rücksichtnahme auf die Briggschen Logarithmen erörtert. Im Anschlusse werden die Grundgleichungen der Zinseszinsenrechnungen entwickelt.

Die nun folgende, ebenfalls für die Unterstufe der Secunda bestimmte Trigonometrie ist so behandelt worden, dass sofort von den entwickelten goniometrischen Formeln auf die entsprechenden trigonometrischen Aufgaben Anwendung gemacht wird, ein Vorgang, der aus didaktischen Gründen nur gebilligt werden kann. In diesem Abschnitte ist der Lehrstoff in entsprechender Weise eingeschränkt, und erst in dem folgenden, der die Stereometrie umfasst, sind die trigonometrischen Anwendungen fortgesetzt. Mittelst dieses Vorganges hat der Verf. eine wesentliche Abkürzung der Betrachtungen erreicht. Die regelmäßigen Polyeder werden mit Hilfe des Würfels dargestellt. Auch die Grundlehren der Perspective sind in diesem Abschnitte angegeben und die Zeichnungen denselben entsprechend ausgeführt. Der Satz von Cavalieri wird in einer mehr inductiven Weise erläutert und es werden von demselben einige Anwendungen auf die Volumsberechnungen der Körper gemacht. Zur Vereinfachung der Betrachtungen wird das Volumen einer Kugel nach dem Theoreme von Cavalieri berechnet und aus der so erhaltenen Formel die für die Oberfläche einer Kugel gefunden. Die für die Volumsberechnung regelmäßiger Polyeder belangreiche Beziehung, dass der Inhalt eines ebenflächigen Körpers gleich dessen Oberfläche mal dem dritten Theile des Radius der eingeschriebenen Kugel ist, finden wir am Ende des über Stereometrie

andelnden Abschnittes, dem noch recht instructive Übungsaufgaben beigegeben sind.

Das Buch wird im Unterrichte recht gut zu verwenden sein und es ist nur billig, die Fachgenossen auf dasselbe aufmerksam zu machen und es ihnen zu empfehlen.

Bernhard Riemanns gesammelte mathematische Werke und wissenschaftlicher Nachlass. Herausgegeben unter Mitwirkung von Richard Dedekind von Heinrich Weber. 2. Aufl. bearbeitet von Heinrich Weber. Mit einem Bildnisse Riemanns. Leipzig, B. G. Teubner 1892.

Die erste Auflage des vorliegenden Buches erschien im Jahre 1876; damals wurde die Veröffentlichung des handschriftlichen Nachlasses von Riemann, der sich in dem Besitze von Dedekind befand, auf das Freudigste begrüßt und die Art und Weise der Darstellung der glänzenden Arbeiten des berühmten Mathematikers auf das Freundlichste aufgenommen. Das Unternehmen wurde durch den Tod von Clebsch, der die Leitung desselben in die Hand genommen hatte, verzögert, und es ist daher der seltenen Arbeitskraft Dedekinds und des Veranstalters der 2. Auflage des Werkes zu danken, dass wenigstens zehn Jahre nach dem Hingange Riemanns dessen mathematische Schriften einem weiteren Kreise bekannt gemacht werden konnten. Diese mathematischen Arbeiten sind die Quelle von vielen genialen Specialforschungen geworden und haben mannigfache Anregungen gewährt. Im Laufe der Jahre wurde der handschriftliche Nachlass mehrfach revidiert und dieser genauen Durchsicht sind einige neue Zusätze von bedeutendem Werte zu danken, durch welche die vorliegende Auflage bereichert wurde. Auch die Anmerkungen sind sorgfältig durchgearbeitet und haben eine ziemliche Erweiterung erfahren, wodurch die Brauchbarkeit des Buches wesentlich erhöht wurde. Die in der neuen Auflage aufgenommenen und hinzugekommenen Erläuterungen verfolgen vorzüglich den Zweck, die einzelnen Theorien zu vervollständigen und dem Verständnisse des Studierenden näher zu bringen. Wie in der 1. Auflage so wurde auch diesmal der gesammte Stoff in drei Abtheilungen gegliedert, von denen die erste die von Riemann selbst veröffentlichten Abhandlungen, die zweite die nach Riemanns Tode bereits herausgegebenen Abhandlungen, die dritte Abtheilung den eigentlichen Nachlass umfasst. Ein Anhang enthält Fragmente philosophischen Inhaltes (zur Psychologie und Metaphysik, Erkenntnistheoretisches und Naturphilosophie). Endlich ist am Schlusse des Werkes der von Dedekind seinerzeit verfasste „Lebenslauf“ Riemanns, der von der Verehrung und Liebe ein beredtes Zeugnis gibt, welche dem großen Denker von seinen Fachgenossen, die sein Wirken zu beobachten Gelegenheit hatten, gezollt wurde, wieder in die neue Auflage aufgenommen. Die Anordnung des Stoffes ist in den beiden ersten

Abtheilungen der chronologischen Reihenfolge entsprechend, in der dritten Abtheilung konnte diesem Umstande keine Rechnung getragen werden.

Nebst den schon veröffentlichten Werken Riemanns über die Theorie der partiellen Differentialgleichungen und deren Anwendungen in der theoretischen Physik und dem vorzüglichsten Werke desselben Forschers über Schwere, Electricität und Magnetismus dient das vorliegende Buch dazu, sich in den Gedankenkreis des leider in jungen Jahren der Welt entrissenen Denkers versetzen zu können, um eine Einsicht in die Schaffenskraft dieses bedeutenden Mathematikers zu erlangen. Unter den in den vorstehenden Büchern befindlichen Abhandlungen finden sich auch solche, welche für den theoretischen Physiker vom Belange sind. In dieser Beziehung seien erwähnt die Abhandlungen über die Gesetze der Vertheilung der Spannungselectricität in ponderablen Körpern, wenn diese nicht als vollkommene Leiter oder Nichtleiter, sondern als dem Enthalten von Spannungselectricität mit endlicher Kraft widerstrebend betrachtet werden, ferner jene über die Theorie der Nobili'schen Farbenringe, die berühmte Abhandlung über die Fortpflanzung ebener Luftwellen von endlicher Schwingungsweite, der Beitrag zu den Untersuchungen über die Bewegung eines flüssigen, gleichartigen Ellipsoids, der Beitrag zur Elektrodynamik, die Theorie des Rückstandes in den elektrischen Bindungsapparaten, die Abhandlung über das Potential eines Ringes, über die Verbreitung der Wärme in einem Ellipsoide und über das Gleichgewicht der Electricität auf Cylindern mit kreisförmigem Querschnitte und parallelen Axen.

Das vorliegende Buch, dessen Studium als eines der gesuchtesten und fruchtbringendsten angesehen werden muss, soll in der Bibliothek keines Mathematikers fehlen.

Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der Algebra an den höheren Schulen von Dr. H. Heilermann und Prof. Dr. J. Diekmann. 1. Theil. 6. Aufl. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker 1893.

Das Lehr- und Übungsbuch umfasste bisher drei Theile. Entsprechend den Lehrplänen für die preussischen höheren Lehranstalten vom Jahre 1892 wurde eine Zweitheilung vorgenommen, derzufolge das erste Bändchen für die mittleren Classen, das zweite für die oberen Classen bestimmt ist. Der nunmehr vorliegende Theil umfasst die vier Grundrechnungsarten, die linearen Gleichungen, die Potenzrechnungen, die quadratischen Gleichungen.

Anerkennungswert hervorzuheben sind die vielen, auf die Geschichte der einzelnen Partien bezugnehmenden Erläuterungen und Fußnoten, sowie die mehrfachen Übungen, welche den Lehrtext überall begleiten. Die Diction ist eine durchwegs correcte, die Darstellung eine leicht fassliche. In der Lehre von der Theilbar-

keit der Zahlen wäre die Einnahme eines allgemeineren Standpunktes erwünscht gewesen; das Wesentlichste aus der Lehre von den Zahlencongruenzen hätte miteinbezogen werden können. In der Lehre von den Gleichungen wurden unter anderem einige von den Epigrammen des Maximus Planudes aufgenommen; ebenso finden wir in dem betreffenden Abschnitte Aufgaben von Adam Riese und aus dem berühmten Werke „Coss von Christoff Rudolff“ (herausgegeben von Michael Stifel 1553). In der Theorie der Gleichungen vom ersten Grade mit mehreren Unbekannten werden die von Leibnitz (1693) entdeckten Determinanten verwendet und so viel aus dieser Theorie gegeben, als an der Mittelschule davon gebraucht werden kann. Überaus reichhaltig ist der folgende Abschnitt, Rechnungsaufgaben enthaltend. Das numerische Berechnen der Quadrat- und Kubikwurzeln, insbesondere jenes mit unvollständigen Decimalzahlen hätte berücksichtigt werden sollen; in dieser Beziehung ist von dem Verf. manche Lücke unausgefüllt geblieben. Unter den quadratischen Gleichungen finden wir auch eingehend die reciproken Gleichungen berücksichtigt und ansprechende Beispiele in dieser Richtung gegeben. Die Methode, um Maxima und Minima von quadratischen Functionen zu bestimmen, ist klar auseinandergesetzt. — Das vorliegende Lehr- und Übungsbuch verdient in jeder Hinsicht, dem Mittelschulunterrichte zugrunde gelegt zu werden.

Unendliche Reihen. Elementare Theorie der Maxima und Minima.

Herausgegeben von Dr. H. Lieber und F. von Lühmann. Sonderausgabe aus dem Leitfaden der Elementarmathematik von denselben Verfassern. Mit 2 Figuren im Text. Berlin, Simion 1893. Preis 40 Pf.

Aus der Binominalreihe für einen ganzen positiven Exponenten werden weitere Folgerungen gezogen für die Convergenz der Binominalreihe, wenn der Exponent negativ, gebrochen oder irrational ist, und wird die Summierung derselben mittelst des Theoremes der gleichen Coefficienten vollzogen. Im weiteren finden wir die auf die Exponentialreihe, die logarithmischen Reihen, die Sinus- und Cosinusreihe bezugnehmenden Entwicklungen und die Darstellung des Zusammenhanges zwischen Exponential- und goniometrischen Reihen.

Der zweite Theil der kleinen Schrift handelt von der elementaren Theorie der Maxima und Minima der Functionen. Dabei wird zur Bestimmung dieser charakteristischen Werte der Functionen die Methode der gleichen Ordinaten zu den beiden Seiten eines Maximums oder Minimums in erster Linie angewendet; einige der instructiven Beispiele sind ganz ausgerechnet, die übrigen enthalten nur die Auflösungen. Im weiteren finden wir solche Aufgaben über Maxima und Minima, in denen die Functionen Wurzelgrößen der unabhängig veränder-

lichen enthalten, ferner solche, in denen trigonometrische Functionen der unabhängig Veränderlichen vorkommen. In anderen Lehrbüchern sind seltener jene Aufgaben über größte und kleinste Werte vertreten, in denen mehrere Veränderliche vorkommen, die nicht voneinander abhängig sind. Auch dieser Fall wird durch einige sehr ansprechende Aufgaben zum Gemeingute der Schüler gemacht. Den Schluss der didaktischen Zwecken entsprechenden Schrift bildet die Betrachtung specieller Methoden zur Ermittlung des Maximums und Minimums einer algebraischen Function einer unabhängig Veränderlichen. Diese Methoden beziehen sich auf die Lösung durch quadratische Gleichungen, auf jene durch Bildung von Differenzen, in denen die variierende Größe entweder nur im Minuend oder Subtrahend vorkommt, endlich auf solche Ausdrücke, die eine zur weiteren Discussion passende trigonometrische Form annehmen können.

Wir empfehlen die vorliegende Schrift für den Gebrauch in der Schule auf das beste und sprechen dabei den im Interesse des mathematischen Unterrichtes sicherlich berechtigten Wunsch aus, es möge in den obersten Classen der Mittelschule dem Probleme der Bestimmung von Maxima und Minima der Functionen jene Aufmerksamkeit gespendet werden, welche dasselbe schon insofern verdient, als in diesen Aufgaben die verschiedenen Theile der Elementarmathematik in engen Zusammenhang gebracht werden können und eine Befestigung derselben erzielt wird, auch insofern, als diese Aufgaben gerade es sind, die erfahrungsgemäß entsprechend ihrer Natur das Interesse der Schüler am Gegenstande rege erhalten und diesem zeigen, wie sehr seine geistigen Kräfte im Laufe der Schuljahre gewachsen sind.

Elemente der Theorie der Functionen einer complexen veränderlichen Größe. Mit besonderer Berücksichtigung der Schöpfungen Riemanns. Bearbeitet von Dr. H. Durège, Professor i. R. an der deutschen Universität zu Prag. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893.

Das vorliegende Lehrbuch ist eines der geeignetsten, um die Anschauungen des großen Analytikers Bernhard Riemann in gründlicher Weise einem größeren Leserkreise zu vermitteln und dieselben beim Studium zu vertiefen. Die schwierige Partie, welche von den mehrfach zusammenhängenden Flächen handelt, ist so lichtvoll dargestellt, dass auch beim ersten Unterrichte in der Theorie des Infinitesimalcalculus dem Studierenden, der den Entwicklungen des Buches folgt, keinerlei Schwierigkeiten erwachsen werden. Gegen die früheren Auflagen wurde die vorliegende unwesentlich verändert, es sind nur Beispiele hinzugefügt, kurze Zusätze angebracht und die Stilisierung an manchen Stellen geändert. Jedenfalls hat Prof. Durège, dessen Tod wir vor kurzer Zeit beklagen

mussten, durch die Herausgabe der vorliegenden neuen Auflage seines beliebten Lehrbuches den Jüngern der mathematischen Wissenschaft einen großen Dienst geleistet. Die einzelnen Abschnitte des Buches handeln von der geometrischen Darstellung der imaginären Größen, von den Functionen einer complexen Variablen im allgemeinen, von den mehrdeutigen Functionen, von den Integralen mit complexen Variablen, dem Logarithmus und der Exponentialfunction, den allgemeinen Eigenschaften der Functionen, dem unendlich groß und unendlich klein Werden der Functionen, wobei Functionen ohne Verzweigungspunkte und mit solchen unterschieden werden. Die erhaltenen Sätze werden auf Integrale über geschlossene und nicht geschlossene Linien ausgedehnt. In der folgenden Theorie der einfach und mehrfach zusammenhängenden Flächen wird das bekannte Flächentheorem von Riemann an die Spitze gestellt und der Satz von Lippich betrachtet, der sich auf ein endliches Liniensystem bezieht, das sich auf einer Fläche befindet. Interesse wird die Erweiterung des Euler'schen Polyeder-satzes erregen. Der letzte Abschnitt handelt von den Periodicitätsmodulen.

Lehrbuch der Experimentalphysik von Dr. E. von Lommel, ord. Professor an der Universität München, ord. Mitglied der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. Mit 424 Figuren im Texte. Leipzig, Verlag von J. A. Barth 1893. 630 SS. Preis geh. 6 Mk. 40 Pf.

Mit großer Befriedigung muss man constatieren, dass heutzutage Männer der Wissenschaft ab und zu von der Höhe derselben herabsteigend ihre Kraft und Zeit Fragen widmen, welche rein didaktischer Natur und geeignet sind, allgemeinerem Interesse zu begegnen. Gerade in der letzten Zeit haben namhafte Physiker Lehrbücher der Naturlehre herausgegeben, welche elementar gehalten und den neuesten Forschungen angepasst zeigen, wie der Unterricht an unseren Mittelschulen eingerichtet werden muss, wenn er den Bedürfnissen der Jetztzeit, die sich durch keine Macht zurückdrängen lassen, vollkommen entsprechen soll. Prof. Lommel, der unter den Forschern, namentlich auf dem Gebiete der Optik, einen vorzüglichen Namen hat, legt dem Leser ein Lehrbuch der Experimentalphysik vor, welches aus seinen Vorträgen hervorgegangen ist; es sollen in diesem Buche die Grundlehren der Physik allgemein verständlich dargelegt werden. In demselben wird als Ziel angestrebt, auf Grund der alltäglichen Erfahrungen und einiger Versuche, welche von jedermann mit minimalen Mitteln leicht angestellt werden können, die Grundlagen des Wissens in der Physik zu geben. Bei der Anordnung des Lehrstoffes wurde dem historischen Entwicklungsgange Rechnung getragen; denn mit gutem Rechte erklärt der Verf., dass dieser geschichtliche Weg nach seiner Überzeugung auch für die Entwicklung jedes einzelnen das Förder-

hchste bleibt. Die Anordnung des Buches sowohl als auch der Inhalt desselben entspricht nicht nur den Bedürfnissen des Mittel-schulstudiums, sondern es wurde auch durch Zusätze, die durch kleineren Druck gekennzeichnet sind, ein Fortschritt auf dem be-tretenen Gebiete erzielt und dadurch weiteren Bedürfnissen entsprochen. Von der Art der Darstellung muss unumwunden behauptet werden, dass sie zu den besten gehört, welche wir in physikalischen Büchern anzutreffen Gelegenheit hatten. Ebenso muss die Anordnung und Auswahl des vorgetragenen Lehrstoffes gutgeheißen werden. Die weise Beschränkung im Gebrauche der mathematischen Hilfsmittel wird dem Buche viele Freunde verschaffen, ebenso der Umstand, dass die angegebenen Experimente dem Principe entsprechen, dass, je einfacher die Vorrichtung zu ihrer Herstellung ist, sie umso mehr überzeugende Kraft besitzen.

Ohne auf den Inhalt des Buches des Näheren einzugehen, wollen wir aus dem reichen vorgetragenen Materiale einiges Bemerkenswerte hervorheben. Sehr bald wird mit der Anwendung der Dimensionengleichungen begonnen, nach unserer Ansicht nur zum Nutzen des Unterrichtes, weil die Begriffe scharf präcisiert werden. Die dynamischen Probleme der Fall- und der Wurfbewegung hätten wir strenger mathematisch formuliert gewünscht. Die lebendige Kraft einer bewegten Masse wird mit dem gut gewählten Ausdrucke „Wucht“ bezeichnet. Ganz vorzüglich ist der Abschnitt über die Energie und die Erhaltung derselben ausgearbeitet. Die Betonung des Principes der virtuellen Arbeiten (S. 50) scheint dem Ref. auch im elementaren Unterrichte vom Belange zu sein. Recht klar und ohne überflüssigen mathematischen Ballast ist die Lehre vom Trägheitsmomente erörtert. Ebenso müssen wir die Fachgenossen auf die einfachen Betrachtungen verweisen, welche der Lehre vom Pendel zugrunde gelegt wurden. Eleganter wurde die Lehre von der Capillarität behandelt und eine ganz entsprechende Erklärung der hierher gehörigen Erscheinungen gegeben. In der Wärmelehre erscheint besonders beachtenswert der Abschnitt über die Verflüchtigung der Gase und der theoretische Theil, bezugnehmend auf die graphische Darstellung des Verhaltens der Gase und Dämpfe. In dem Abschnitte über die mechanische Wärmetheorie finden wir sehr lehrreiche Erläuterungen über den ersten Satz der Thermodynamik, über das Wesen der Aggregatzustände, über die kinetische Theorie der Gase, über den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie einschließlich der Erläuterung des von Clausius aufgestellten Theoremes, dass die Entropie des Weltalls einem Maximum zustrebt. Dass in der Elektrizitätslehre mit dem Begriffe des Potentials und jenem des Potentialgefälles gearbeitet wurde, ist nur zu billigen. Auch der Messung der elektrischen Kraft, der Elektrizitätsmenge und des Potentials, sowie der Capacität wird in einem Abschnitte gedacht und von Elektrometern das gebräuchliche Quadrantenelektrometer von W. Thomson be-

schrieben, sowie die Einrichtung des Wageelektrometers desselben Forschers kurz erläutert. Die wichtigsten elektrotechnischen Anwendungen werden — soweit sie den Physiker interessieren — vollständig vorgeführt. Die Theorie der Inductionsströme (S. 393) ist eine vollkommen schulgerechte, leicht verständliche. Auf die Crooke'schen Untersuchungen des Kathodenlichtes wurde mit besonderer Hingabe eingegangen. Auch das Wichtigste über die Drehstrommotoren finden wir in dem vorliegenden Buche; ebenso wurde auf die absoluten Maßeinheiten Rücksicht genommen. In der Wellenlehre wurde die mathematische Darstellung möglichst zurückgedrängt und die constructive Erläuterung bevorzugt. Die Lehre vom Lichte und den optischen Instrumenten im besonderen ist glänzend bearbeitet; der Schulmann wird in diesen Theilen sehr vieles für die Schule Brauchbares finden. Hier wird auch auf die Theorie der dicken Linsen (S. 516 ff.) kurz eingegangen und werden die Hauptergebnisse der Untersuchung dem Leser vorgeführt. Die Dispersion des Lichtes und die mit derselben im Zusammenhange stehenden Erscheinungen wurden in mustergiltiger Weise dargestellt. Dies gilt namentlich von der Spectralanalyse, der Fluorescenz (bekanntlich ein Erscheinungsgebiet, auf dem der Verf. bahnbrechend wirkte), der Phosphorescenz und den übrigen Strahlungserscheinungen. Die Darstellung der Lehre von der Photographie, von der Energie der Sonnenstrahlen wird jeden Leser befriedigen. In der physikalischen oder theoretischen Optik wurde die Heranziehung des Calcüls nach Thunlichkeit vermieden und derselbe durch einfache Raisonnements ersetzt. Beachtenswert ist der Abschnitt §. 361 über stehende Lichtwellen, sowie der folgende über Photographie der Farben (Entdeckung von Lippmann mittelst stehender Lichtwellen 1891). Diese schwierig zu erklärenden Phänomene sind ebenfalls ohne Rechnung vollkommen klar gemacht worden. Ausführlicher, als es an der Mittelschule möglich ist, wurden die Erscheinungen der Polarisation und der Doppelbrechung des Lichtes, der chromatischen Polarisation und der Drehung der Polarisations ebene auseinandergesetzt und deren Erklärung mittelst einfacher mechanischer Principien gegeben. In den „weiteren Beziehungen zwischen elektrischen und Lichterscheinungen“ wird der Entdeckungen von Kerr, der lichtelektrischen Entladung (Elster und Geitel) gedacht, sodann zur Erläuterung der elektrischen Schwingungen und der elektromagnetischen Lichttheorie (Maxwell, Hertz) übergegangen. Auch die Darstellung der physiologischen Optik wird durchwegs befriedigen.

Das vorliegende Buch, reich an originellen Erläuterungen, klar in der Darstellung der vorgetragenen Lehren, die neuesten Gesichtspunkte der physikalischen Wissenschaft umfassend, in allen Theilen elementar gehalten, kann den Schulmännern und den Physikern bestens zum Studium empfohlen werden. Die Ausstattung ist vortrefflich und kaum zu überbieten.

Laerebog i Magnetisme og Elektricitet. Af Julius Petersen, Overlaerer. Berlaesholm. Med 173 Opgaver. Kjobenhavn. Lehmann & Stages 1892. 140 SS.

Das vorliegende Buch kann als eine sehr gelungene Einführung in die Elektrizitätslehre betrachtet werden. In gedrängter Kürze werden die in der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität gebrauchten Apparate geschildert, ferner wird eine Skizze der wichtigsten Messmethoden gegeben und auf die praktischen Anwendungen der Elektrizitätslehre, doch nur in sehr kurzer Weise aufmerksam gemacht. Die Theorie der magnetischen und elektrischen Einheiten ist in klarer Weise auseinandergesetzt, ebenso die Theorie des Potentials und der Kraftlinien.

Im Anhange befinden sich, wie in den einzelnen vorangegangenen Partien, Aufgaben aus der Elektrizitätslehre, deren Resultate angegeben werden. Diese 173 Aufgaben enthaltende Sammlung muss als eine schätzenswerte Beigabe des Buches bezeichnet werden. Sämmtliche Aufgaben sind auf die neuen elektrischen und magnetischen Einheiten bezogen.

Der erste Theil umfasst die Lehre vom Magnetismus, der zweite enthält die Lehre von der statischen Elektrizität. In diesem wird auf die Begriffe der elektrischen Energie und des elektrischen Potentials, das als Arbeitswert betrachtet wird, eingegangen. Gar zu dürftig finden wir die Bemerkungen über atmosphärische Elektrizität, ebenso wäre es am Platze gewesen, eines der gebräuchlichsten Elektrometer zu besprechen. Der dritte Abschnitt handelt von dem elektrischen Strome; hier werden die Generatoren desselben in erster Linie dargestellt. Die Behandlung der Dynamomaschinen hätte an eine spätere Stelle gehört, weil die Wirkungsweise derselben an der Stelle, die ihnen im Buche angewiesen wurde, nicht verstanden werden kann.

Am verhältnismäßig ausführlichsten sind in dem vorliegenden Buche die Elektrolyse und deren Anwendungen erörtert. Die Messapparate für die Stromstärke und den Leitungswiderstand finden wir in einem eigenen Abschnitte zusammengestellt. Der nun folgende von der Stromenergie handelnde Abschnitt ist fast rein theoretischen Inhaltes. Die Lehre vom Elektromagnetismus und dessen Anwendungen (darunter auch eine Skizze der Zeitbestimmung mittelst der Elektrizität), von den Inductionsströmen, ebenso von den elektrischen Schwingungen (eine sehr gelungene Zusammenstellung der Arbeiten von Hertz) finden sich in den letzten Abschnitten des lesenswerten, kurzgefassten Lehrbuches.

Theoretische Chemie vom Standpunkte der Avogadro'schen Regel und der Thermodynamik. Von Dr. Walther Nernst, a. o. Professor an der Universität Göttingen. Stuttgart, Ferdinand Enke 1893. 589 SS.

In neuerer Zeit wird das Gebiet der physikalischen Chemie vielfach gepflegt und wir sind schon im Besitze von wertvollen

Büchern, in welchen dieser Gegenstand einer eingehenden Erörterung unterzogen wird; von diesen sollen die Schriften von van 't Hoff, Ostwald, Meyer besonders hervorgehoben werden. Der Verf. des vorliegenden Lehrbuches hat vor ungefähr zwei Jahren für das Handbuch der anorganischen Chemie von Dr. Otto Dammer eine Einleitung geschrieben, aus der die Darstellung der theoretischen Chemie entstanden ist, die uns nun vorgeführt wird. Er wollte durchaus nicht etwas Vollständiges bieten, sondern nur solche Erfahrungsthatigkeiten bringen, die allgemeinere Bedeutung besitzen oder zu gewinnen versprechen, er wollte schließlich nur methodisch wichtige Anwendungen der physikalischen und chemischen Forschung, seien sie rechnerischer, seien sie experimenteller Natur, eingehender behandeln. Als Grundlagen für die lichtvolle Darstellung der Lehren der theoretischen Chemie wurden die Regel von Avagadro einerseits und andererseits die Theoreme der Energetik gewählt.

In der Einleitung finden wir eine gelungene Zusammenstellung der Principien der modernen Naturforschung mit besonderer Berücksichtigung der Verwandelbarkeit der Energie. Auf Grund dieser Erörterungen bildet der Verf. den Plan seines Buches aus, in dem er den ersten Hauptabschnitt den allgemeinen Eigenschaften der Stoffe, den zweiten der Molecularhypothese, den dritten den Wandlungen der Materie, den vierten denen der Energie widmet. Im ersten werden zunächst die Gasgesetze aufgestellt und in dieser Richtung sowohl die Theorie als auch die maßgebenden Versuche in klarer Weise auseinandergesetzt. Sehr deutlich ist die Darstellung der Thermodynamik der Gase und die Aufstellung der später gebrauchten aus dem 1. und 2. Hauptsatze der Wärmetheorie folgenden Gleichungen. Daran schließt sich die Besprechung des flüssigen Aggregatzustandes, sodann des festen mit Einbeziehung der modernen Grundlagen der Krystallographie. In der Lehre von den „physikalischen Gemischen“ finden wir die Gleichung an die Spitze der Untersuchungen gestellt, welche von Rayleigh und Boltzmann für die Arbeit, die bei der Vermischung von Gasen gewonnen werden kann, angegeben wurde. Eine ausführliche Darlegung des optischen Verhaltens von Gemischen, der Verdampfung derselben (Theorie der fractionierten Destillation), die theoretische thermodynamische Behandlung der Probleme von Flüssigkeitsgemischen ist in diesem Abschnitte besonders hervorzuheben. Dass der Lehre vom osmotischen Drucke besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, ist aus der Rolle, welche mit Recht dieser Größe in den physikalisch-chemischen Untersuchungen beigegeben wird, begreiflich. Von jenen Methoden, welche zur reversiblen Trennung von Lösungsmittel und gelöstem Stoffe angewendet wurden, werden betrachtet: die Trennung durch Verdampfung, durch auswählende Löslichkeit, durch Auskrystallisieren. Recht klar und übersichtlich ist die Atomtheorie und Moleculartheorie dargestellt. In dem Abschnitte, welcher von dem periodischen Systeme der Elemente handelt,

folgt der Verf. den Entwicklungen von Lothar Meyer. Ausführlicher als sonst in den Compendien werden die Gesetzmäßigkeiten in der Vertheilung der Spectrallinien der Elemente besprochen und der Satz abgeleitet, dass, je weiter man sich dem brechbareren Ende des Spectrums nähert, umso dichter sich die Linien aneinander drängen. Dann findet man erörtert die Grundsätze der kinetischen Gastheorie und der kinetischen Theorie der Flüssigkeiten, die Aufstellung der Theorie der Flüssigkeiten, die Aufstellung der Theorie der übereinstimmenden Zustände und die Ziehung der Folgerungen aus denselben (Prüfung der Theorie von Young). Die Bestimmungsmethoden des Moleculargewichtes einschließlich der neuesten Methoden, die Besprechung der Constitution der Molecüle, des Zusammenhanges der physikalischen Eigenschaften und des molecularen Baues mit ausführlicher Erörterung der Molecularrefractiveverhältnisse, die Dissociation (Einbeziehung der Hittorfschen Untersuchungen und des Gesetzes der unabhängigen Wanderung der Ionen von Kohlrausch), die Theorie der Diffusion von Elektrolyten, eine eingehende Besprechung der physikalischen Eigenschaften der Salzlösungen, sowie das Verhalten von colloidalen Lösungen beschäftigen den Verf. in den folgenden Abschnitten. Zum Schlusse dieser Betrachtungen wird die absolute Größe der Molecüle (allerdings nur in sehr gedrängter Weise) discutirt.

Im dritten Buche, das von den Umwandlungen der Materie handelt, finden wir die Theorie und die Versuche über das Gesetz der chemischen Massenwirkung, die Grundlehren der chemischen Statik in deren Anwendung für homogene und inhomogene Systeme, die Theorie des chemischen Gleichgewichtes in Salzlösungen und die Grundzüge der chemischen Kinetik angegeben und in zweckentsprechender Weise durch passende Beispiele illustriert. Der letzte Hauptabschnitt umfasst das, was man gewöhnlich als Thermochemie zu bezeichnen pflegt; er ist der Transformation der Energie gewidmet (Anwendungen des ersten Satzes der Thermodynamik, Temperatur und vollständiges Gleichgewicht, Temperatur und unvollständiges Gleichgewicht, Reaktionsgeschwindigkeit und Temperatur, Wärme und chemische Energie), wobei auf die Methoden der Affinitätsbestimmung Rücksicht genommen wird. Zum Schlusse wird die Elektrochemie, unter anderem sehr lichtvoll die Theorie der galvanischen Stromerzeugung und die Photochemie gelehrt. Dem trefflichen, einen neuen Wissenszweig in der besten Weise anregenden Buche ist ein Autoren- und Sachregister beigegeben. Wir erwähnen noch, dass das Buch dem Mitarbeiter des Verf.s bei vielen wichtigen Untersuchungen, dem Professor der Physik in Graz Albert von Etti ngshausen, gewidmet ist.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Grundzüge der Chemie. Von Prof. Dr. Rudolf Arendt methodisch bearbeitet. 5., verm. u. verb. Aufl. Hamburg u. Leipzig.

Im großen und ganzen gilt von dieser neuen Auflage dasselbe Urtheil, das Ref. über die 3. Auflage des Werkes in dieser Zeitschrift abgegeben hat (1892, XI. Heft). Als Neuerungen müssen namhaft gemacht werden: 1. Die in Fußnoten gegebene sprachliche Erläuterung aller Namen und Bezeichnungen aus fremden Sprachen, die in dem rein chemischen Theile des Buches verwendet werden; 2. die Aufnahme eines Capitels: „Die wichtigsten Mineralien und Gesteine, nach ihrer chemischen Zusammensetzung geordnet“. Bei der Auswahl der hier gebotenen sind maßgebend gewesen: Die Verwendung der Mineralien und Gesteine zu technischen und künstlerischen Zwecken, sowie in der chemischen Industrie, sodann ihr Antheil an der Bildung und Umwandlung der Erdrinde, endlich ihre Bedeutung für die Entwicklung und das Gedeihen der Pflanzen; 3. wurde neu aufgenommen ein Abschnitt über das periodische System der Elemente. Durch diese Vermehrung und Erweiterung des Stoffes hat sich die Seitenzahl (gegenüber der 3. Auflage) um 78 vermehrt. In Bezug auf Druck und Ausstattung mit schönen Illustrationen kann nur Lobendes gesagt werden. Das Buch wird auch in dieser neuesten Auflage sich als recht verwendbar erweisen.

Über Lüftung und Heizung, insbesondere von Schulhäusern durch Niederdruckdampf-Luftheizung. Von Ingenieur Hermann Beranek, Heiz- und Ventilationsinspector der Stadt Wien. Mit zwei Tafeln und mehreren Figuren. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag 1892. 72 SS.

Die in Rede stehende Niederdruckdampf-Luftheizung wurde für Schulhäuser in größerem Umfange zuerst in Wien angewendet und sie wird vom Verf. als „die derzeit geeignetste Heiz- und Lüftungseinrichtung für Schulen und ähnliche Anstalten“ bezeichnet. „Die idealen Anforderungen, die nach den Lehren der Gesundheitspflege betreffs der Heizung und Lüftung von Schulhäusern zu stellen sind, lassen sich in die folgenden fünf Hauptsätze zusammenfassen, von welchen sich die beiden ersten vornehmlich auf die Heizung, die folgenden auf die ungleich wichtigere und schwierigere Lüfterneuerung beziehen: 1. An allen benützten Stellen der zu beheizenden Räume soll ein innerhalb enger Grenzen bestimmter Wärmegrad gleichmäßig erreicht und während der Unterrichtszeit erhalten bleiben. 2. Die Beschaffenheit der Luft darf durch die Heizeinrichtung nicht verschlechtert werden. 3. Während der Dauer des Unterrichtes muss die Luft an allen benützten Stellen in ausgiebiger Weise erneuert werden. 4. Die Lüfterneuerung darf nicht belästigend oder gar gesundheitsschädigend wirken. 5. Dieselbe soll möglichst unabhängig von der Bedienung stattfinden. (S. 2—3.)

Übertemperaturen sind für das Wohlbefinden schädlicher als zu geringe Wärmegrade (S. 3). Für das Treppenhaus, die Gänge und die Aborte wird eine mäßige Erwärmung gefordert, „die etwa gleich ist dem arithmetischen Mittel aus der Temperatur im Freien und jener der Lehrräume“ (S. 4).

Von den organischen Theilen des Staubes zersetzen sich manche schon bei Temperaturen, die nicht allzuweit über dem Siedepunkte zu liegen scheinen. „Die sich bei dieser Staubversengung ergebenden Destillationsproducte wirken auf die Schleimhäute der Luftwege und des Auges austrocknend und erregend. Die durch die Staubversengung bewirkte scheinbare Lufttrockenheit kann dadurch vermieden werden, dass die Außenflächen der Wärmeabgeber stets unter der gefährlichen Temperatur bleiben (S. 6). Bei einer künstlichen Befeuchtung der Luft können durch ein Zuviel sehr leicht „künstlich die bekannten Gefahren feuchter Mauern“ geschaffen werden.

Eine ausgiebige Sommerventilation ist durch Öffnen der oberen Mündung des Abluftschlauches nicht zu erreichen. „Wandel dürfte in dieser Frage durch centrale Druckluftanlagen geschaffen werden, da durch die Wärmebindung beim Ausströmen der Druckluft zugleich eine Abkühlung der Zuluft geschaffen wird“ (S. 11).

Über die Ventilation zur kalten Jahreszeit äußert sich der Verf. in folgenden einfachen, aber beherzigenswerten Worten: „Wenn ein Zuluftschlauch hergestellt würde, welcher Luft aus dem Freien zum Heizapparate bringt, die dort vorgewärmt wird, wäre mit meist mäßigen Auslagen allen Übelständen abgeholfen. In hundert Fällen gegen einen begnügt man sich mit dem Torso einer halben Ventilationseinrichtung“ (S. 12). Die sogenannten „Fenster-ventilationen“ werden für den Winter als „gesundheitsschädigend“, für den Sommer als „überflüssig“ bezeichnet (S. 12). Bei „Niederdruck-Dampfheizungen“ wird mit Dampf gearbeitet, „bei welchem die Spannung höchstens $\frac{1}{2}$ Atmosphäre Überdruck betragen kann, was nach Fliegner einer Temperatur von 111° C. entspricht“ (S. 20). Für die langathmigen Ausdrücke „Niederdruck-Dampfheizung“ und „Niederdruck-Dampfheizung“ werden die Bezeichnungen „Dunstheizung“, bzw. „Dunstflutheizung“ in Vorschlag gebracht (S. 21). Mit großer Gründlichkeit werden die Vor- und Nachteile der genannten Heizmethoden besprochen und hiebei als für Schulen am zweckmäßigsten die Luftheizung mit Niederdruckdampf nachgewiesen (S. 28). Hiebei ist eine Verunreinigung der Luft durch Rauchgase unmöglich; ebenso kann ein Überhitzen der Zuluft und ein Versengen des Staubes nicht vorkommen.

An der Hand von mehreren in den Text aufgenommenen Zeichnungen und von zwei Tafeln wird die ganze technische Seite der Angelegenheit auf das genaueste besprochen. In dieser Richtung muss aber auf das Büchlein selbst verwiesen werden: „es ist nicht

angethan mit dem schweren Rüstzeug mathematischer Theorien, es kämpft vielmehr mit leichten Waffen für eine gute Sache. . . .“

Wien.

Joh. A. Kail.

I. Systematisches Verzeichnis der Abhandlungen, welche in den Schulschriften sämtlicher an dem Programmatausche theilnehmenden Lehranstalten vom Jahre 1876—1885 erschienen sind. Bearbeitet von Dr. Rudolf Klussmann. Nebst zwei Registern. Leipzig, Teubner 1889. Lex. 8°, VIII u. 315 SS. Preis 5 Mk.

II. Dasselbe. Zweiter Band 1886—1890. Ebda. 1893. VII u. 285 SS. Preis 5 Mk.

Abgesehen von dem an sich berechtigten Bestreben, die vielen wertvollen Aufsätze, die in der von Jahr zu Jahr immer stärker anschwellenden Programmenliteratur niedergelegt sind, nicht ganz der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, erfordert schon der encyclopädische Charakter dieser eigenartigen Literaturgattung eine systematische Sammlung. Dazu kommen noch einige praktische Bedürfnisse, denen durch ein solches Verzeichnis abgeholfen werden soll. Wer immer mit diesen Schulschriften sich beschäftigt, braucht behufs Ergänzung oder Erneuerung richtiger Titel einen bibliographischen Behelf. Diese Nothwendigkeit wurde auch beizeiten erkannt, und seit Winiewski sein „Systematisches Verzeichnis der in den Programmen der preußischen Gymnasien und Progymnasien, welche in den Jahren 1825—1841 erschienen sind, enthaltenen Abhandlungen, Reden und Gedichte“ (Münster 1844) veröffentlicht hat, ist eine ganze Literatur solcher Verzeichnisse der Programmliteratur erschienen. Abgesehen von kleineren Sammlungen, die zum Theile nicht selbständig, sondern selbst in Programmen veröffentlicht wurden, seien hier die bekannteren selbständigen genannt: Hübl (die österreichischen Programme von 1850—1869, die preußischen seit 1852, die bayerischen von 1863—1869 enthaltend, Czernowitz 1869, und in einem II. Theile, die österreichischen Programme von 1871—1873, die preußischen und bayerischen von 1869—1873 enthaltend, Wien 1874), für Österreich speciell erschien als Fortsetzung von Hübl das „Systematisch geordnete Verzeichnis der Programmarbeiten österreichischer Mittelschulen aus den Jahren 1874—1889 (Teschen 1889, der erste Theil erschien im Programme des Teschener Gymnasiums) von Josef Bittner; ferner das „Verzeichnis der Programmbeilagen der Schweizerischen Mittelschulen“ von Bueler, Frauenfeld 1890 (in einem Anhang sind auch die Programme der Academie de Neuchatel und der polytechnischen Schule in Zürich berücksichtigt). Das umfassendste Werk dieser Art aber ist das in der Überschrift genannte des Professors am Gymnasium zu Gera, Dr. Rud. Klussmann; denn es berücksichtigt alle Anstalten, die am Programmen-

tausche, der seit der Dresdener Schulconferenz im October 1872 in der Teubner'schen Verlagsbuchhandlung eine Centralstelle gefunden hat, theilnehmen. Da nun die meisten deutschen Staaten und Oesterreich, letzteres allerdings nur für einen Theil der Mittelschulen, nämlich die reinen Gymnasien, am Austausch der Programme theilhaftig sind, so ergibt sich schon daraus der Umfang der in Betracht kommenden Anstalten und Aufsätze.

Die Anforderung, die man an derartige Verzeichnisse stellen muss, ist eine dreifache: sie müssen vollständig, übersichtlich und so angelegt sein, dass sie nach allen in Betracht kommenden Gesichtspunkten dem Nachschlagenden Auskunft geben. Die Vollständigkeit ist natürlich eine relative, sie ist immer bedingt einmal von dem Rahmen, den sich der Sammler gesteckt, und ferner von dem Umfange des ihm bekannt gewordenen Materials; es wird daher immer möglich sein, dass ein Nachfolger seinen Vorgänger in dem einen oder anderen Punkte ergänzt. So mag hier nur verzeichnet werden, dass Bittner in seinem Verzeichnisse Klausemann I ergänzen will, da dieser von den österreichischen nur 65 und zwar zumeist deutsche Anstalten, ferner meist Gymnasien berücksichtigt (weil eben nur sie am Programmatausche theilhaftig sind), während Klausemann II Bittner insoferne ergänzt, als dieser die Programme des Gymnasiums in Suczawa nicht vollständig bietet. Für die österreichischen Programme ist man demnach im wesentlichen, wie für die Jahre 1850—1873 auf Hübl, so für die Jahre 1874—1889 auf Bittner angewiesen, wobei dieser noch weitergehende Ansprüche befriedigt, weil er alle Mittelschulen (auch Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten, Handelsakademien, Gewerbeschulen und nautische Schulen) berücksichtigt; Klausemann gibt nur einen Theil der hieher gehörigen Programmaufsätze in I, wie erwähnt, von 65 und in II von nur 56 österreichischen Mittelschulen, wobei nur deutsche und einige italienische Gymnasien und nur wenige Realschulen berücksichtigt werden. Nebenbei bemerkt gibt Bittner die Titel der in slavischen Sprachen geschriebenen Aufsätze nur in deutscher Übersetzung und bezeichnet durch ein in Klammern beigeseztes b., p. . . . dass der Aufsatz in böhmischer, polnischer . . . Sprache geschrieben sei. Wir halten das nicht für richtig: der Bibliograph hat die Pflicht, den Titel in seiner epichorischen Gestalt zu geben; den Dank des deutschen Lesers erwirbt er sich durch die Beifügung der Übersetzung. Das (b), (p) wird bei rascher Durchsicht gar leicht übersehen und führt daher zu Irrungen; zudem hat die Übersetzung mehr oder weniger immer etwas Subjectives.

Anders als bei der Forderung der Vollständigkeit, deren etwaige Mängel immer die eine oder andere Entschuldigung finden, steht es mit den Forderungen der Übersichtlichkeit und der Beachtung aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte, die man an eine derartige bibliographische Arbeit stellen muss und darf. Hier zeigt sich, ob sich der Unternehmer eines solchen in jedem Falle

mühsamen und entsagungsvollen Werkes die Bedürfnisse klar gemacht hat, die befriedigt werden sollen, und ob er das Geschick hat, ihnen gerecht zu werden. Es sind nun drei Gesichtspunkte, die hier in Betracht kommen. Man will wissen, was auf einem bestimmten Gebiete erschienen ist, das ist die wesentlichste Aufgabe der systematischen Verzeichnisse und diese suchen alle zu erledigen; hier hängt natürlich alles davon ab, ob der Veranstalter der Sammlung ein praktisches Schema, das sich vor zu großer Unterabtheilung hütet, zugrunde gelegt hat. Es ist ferner in vielen Fällen wichtig zu erfahren, was in einem betreffenden Jahrgange enthalten ist, und endlich nicht selten, wie sich der Aufsatz eines Autors betitelt. Es muss daher außer der systematischen Vertheilung der Aufsätze ein Verzeichnis der Anstalten mit Angabe der Jahrgänge und ein Autorenverzeichnis vorhanden sein. In den beiden letzten Fällen lassen uns Hübl und Bittner völlig im Stiche. Hübl gibt zwar im 1. Theile (im 2. hat er es unterlassen) ein Verzeichnis der Anstalten mit Angabe der Jahrgänge, in denen Programme erschienen und jener, in denen keine veröffentlicht wurden oder ihm nicht bekannt geworden sind, aber da er es vermieden hat, auf die Seiten des systematischen Verzeichnisses zu verweisen, so dient es nicht dem Zwecke, den ein solches Verzeichnis erfüllen soll; ein Autorenverzeichnis hat er nicht. Bittner gibt weder ein Verzeichnis der Anstalten und Jahrgänge (man kann daher auch nicht den Fehlbestand constatieren), noch ein Autorenverzeichnis. Als Ideal eines Verzeichnisses muss das von Bueler bezeichnet werden; denn es gibt zuerst ein Verzeichnis der Beilagen, nach Schulen geordnet, dann eines nach Fächern und endlich ein Autorenverzeichnis, in welchem durch beigeschriebene Zahlen auf jenes verwiesen wird. Allein das ist nur bei einem so kleinen Gebiete möglich; für ein Verzeichnis, das sich auf Anstalten eines großen Gebietes oder mehrerer Länder erstreckt, wäre das ein viel zu weit getriebener Luxus. Sieht man daher von Bueler ab, so kann man wohl sagen, dass die Verzeichnisse von Klussmann die besten sind, die es gibt, und man muss dem Autor für diese überaus fleißige und treffliche Arbeit volles Lob spenden. Und auch hier zeigt sich zwischen I und II ein Fortschritt zum Besseren sowohl hinsichtlich der Vollständigkeit, als auch in Rücksicht auf die praktische Brauchbarkeit. Für jene sei nur bemerkt, dass, obwohl II nur ein Lustrum umfasst, der Umfang nur um 30 Seiten schwächer ist als I, das die Beilagen eines Decenniums enthält, da dort auch die Schriften der am Tauschverkehre theilnehmenden Anstalten, die aus irgend einem Grunde nicht in den Tauschverkehr gekommen sind, ferner auch Festschriften, die vor dem Jahre 1886 erschienen, endlich Schriften von Anstalten aufgenommen sind, die zwar Programme ausgeben, die aber nicht in weiteren Verkehr gebracht wurden. Durch eine beigegebene Notiz ist dieses Verhältnis deutlich gemacht. Der wissenschaftliche Wert wird dadurch erhöht, dass größere

Abhandlungen und zum Theile sogar umfangreiche Werke in Kleindruck unter dem Titel des betreffenden Aufsatzes mitverzeichnet werden, die aus Programmen hervorgegangen sind; Vollständigkeit wurde dabei weder beabsichtigt, geschweige denn erzielt, aber dieses Bestreben ist durchaus anerkennenswert, und auch in diesen dankenswerten Nachweisungen ist II reichhaltiger als I. Die praktische Verwendbarkeit wird in II dadurch erhöht, dass auch die Vornamen eruiert sind; der Antheil Kl.s wird überall durch Cursdruck kenntlich gemacht. Endlich sind am Rande die Nummern beigesezt, die die Programme in dem alljährlich von der Teubner'schen Buchhandlung vertragsmäßig erscheinenden Verzeichnisse tragen. Die Eintheilung der Verzeichnisse ist folgende: Zuerst wird nach einem Schema, gegen das sich im wesentlichen nichts einwenden lässt, ein systematisches Verzeichnis sämtlicher Aufsätze, Reden usw. gegeben, dann folgt ein Verzeichnis der Anstalten und Jahrgänge, endlich ein Namenverzeichnis; von diesen beiden Registern wird auf die Seiten des ersten Verzeichnisses verwiesen, auf denen die betreffenden Aufsätze zu finden sind. Die Titel der Aufsätze werden nach den vor dem Anfange des Textes stehenden Titeln, nicht nach den oft verkürzt erscheinenden Angaben auf dem Umschlagblatte gegeben; wo eine wesentliche Verschiedenheit vorliegt, wird dieser Titel jenem beigefügt. Bei umfangreicheren Aufsätzen, besonders solchen, die einen allgemeinen, umfassenden Titel haben, wird der Inhalt der einzelnen Theile gegeben, ja auch durch Angaben jener Theile ergänzt, die der Autor nicht bezeichnet hat. Kommen in einem Aufsätze auch andere Gegenstände in Betracht, als der Titel berücksichtigt, so werden auch jene an den betreffenden Stellen im Verzeichnisse namhaft gemacht und die Leser auf den Hauptaufsatz verwiesen. Bei Festschriften und ähnlichen Veröffentlichungen wird der Gesamtinhalt angegeben; zudem werden auch die einzelnen Aufsätze an den betreffenden Stellen namhaft gemacht.

Obwohl wir die Kl.schen Verzeichnisse als Nachschlagewerk bestens empfehlen können, wollen wir doch einige Wünsche, deren Berücksichtigung vielleicht ihre Brauchbarkeit erhöhen wird, nicht unterdrücken. Da Kl. die Schranken, die der Titel zieht, nur einmal durchbrochen hat, könnten wohl leicht alle österreichischen Gymnasien, Realschulen und Realgymnasien, und zwar allenfalls mit Ausschluss der in slavischen Sprachen geschriebenen Aufsätze, berücksichtigt werden; das Material wäre doch leicht zu beschaffen. Ferner könnten in dem Verzeichnisse der Anstalten diese mit fortlaufenden Zahlen versehen sein. Endlich könnte mit diesem Verzeichnisse auch ein solches der Länder und Anstalten, die an Programmatausche theilnehmen, verbunden werden.

Druck und Ausstattung sind so splendid und vorzüglich, wie sie von der bewährten Verlagsbuchhandlung nicht anders zu erwarten sind.

Referent möchte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne einem Gedanken Ausdruck zu geben, dessen Verwirklichung ebenso möglich, wie s. E. im Interesse der heimischen Programmliteratur gelegen wäre. Seit dem Jahre 1890 gibt die Berliner Königliche Bibliothek ein „Jahresverzeichnis der an den deutschen Schulanstalten erschienenen Abhandlungen“ heraus, dessen Einrichtung in Bezug auf praktische Verwendbarkeit geradezu mustergiltig genannt werden kann. Die Aufsätze werden nach den Namen der Verfasser alphabetisch angeordnet und durch ein Sachregister und ein Verzeichniss der Orte und Anstalten wird den beiden anderen oben namhaft gemachten Gesichtspunkten Rechnung getragen. Die Verzeichnisse umfassen sämtliche höheren Schulen mit Ausschluss der Universitäten und Hochschulen, für welche besondere Verzeichnisse erscheinen. Es wäre nun durchaus angezeigt, wenn auch in Österreich ein derartiges Jahresverzeichnis herausgegeben würde. In der Wiener Universitätsbibliothek wäre leicht ein Centralinstitut zur Sammlung und Katalogisierung sämtlicher Schulschriften gegeben. Für die Mittelschulen (Gymnasien, Realschulen, Realgymnasien) besteht bereits seit dem Min.-Erlasse vom 26. Juni 1864, Z. 5986 die Verpflichtung, je ein Exemplar unmittelbar an die k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien abzuliefern; diese Verpflichtung müsste auf die Gewerbeschulen, Lehrerbildungsanstalten, Fachschulen usw. ausgedehnt werden. Ferner müsste die hohe Unterrichtsverwaltung für die Herstellung eines Jahresverzeichnisses der österreichischen Schulschriften — wobei, da in Österreich an den Universitäten und Hochschulen verhältnismässig nicht so viel erscheint, zu erwägen wäre, ob nicht gleichzeitig auch sie berücksichtigt werden sollten — die nöthigen Kosten zur Drucklegung bewilligen. Die an sich nicht gerade sehr erheblichen Kosten könnten durch den Verkauf des Verzeichnisses wohl unschwer hereingebracht werden. Mit der Herstellung des Verzeichnisses müsste die k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien amtlich betraut werden. Durch ein mit Ungarn wohl leicht zu erzielendes Abkommen könnten in diesem Verzeichnisse auch die ungarländischen Anstalten ihre Stelle finden. In diesen Jahresverzeichnissen würde am besten eine Vorarbeit für eine etwa von zehn zu zehn Jahren herzustellende Zusammenfassung der österreichischen (oder österr.-ungar.) Programmliteratur geschaffen werden.

Wien.

S. Frankfurter.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Beiträge zu einem Stundenbilde des Latein- unterrichtes in der I. Classe.

(Nach dem Steiner-Scheindler'schen Lese- und Übungsbuche.)

I.

Vorbemerkung. Übungsstück IV (das III. lateinische Stück) lautet: „Ein Garten. 1. Hortus villae meae magnus est. 2. Forma horti est quadrata. 3. Horto rivus finitimus est. 4. Rivus hortum irrigat. 5. Delectas, horte, magnā copiā herbarum variarum! 6. Saepe amicum in hortum invito. 7. In horto multae viae sunt. 8. Libenter in viis horti magni ambulamus.“

Das Stück ist bereits durchgenommen, hiebei sind die neuen Vocabeln vorgeführt und die neuen Declinationsformen unter Benützung der Schultafel aufgezeigt worden, das Stück ist ferner bereits „aus dem Buche abgefragt. Nachdem so alles von den Schülern verstanden und nach dem Buche eingelernt ist, wird bei geschlossenen Büchern eine Sprechübung, verbunden mit Veranschaulichung des Inhaltes (damit die Schüler gleich von allem Anfange an gewöhnt werden, auch den Inhalt zu beachten), daran geknüpft. Zur Bildung der Sätze und zu deren erster Übertragung ins Lateinische werden besonders die Repetenten herangezogen, damit auch diese eine ihren vorgeschrittenen Kräften entsprechende Beschäftigung finden, zu den Wiederholungen aber die neuen Schüler, jeder nach seinen Kräften.

Aus dem Stundenbilde. L (= Lehrer): Was heißt villa mea auf deutsch, A? — A antwortet. — L: Nehmen wir nun an, dieses Viereck () wird in die Mitte der Schultafel gezeichnet) bedeute villam meam. Was gehört zum Landhause, B? — B: Ein Garten (L: Auch lateinisch!), hortus. — L: Ist der Garten groß oder klein, C? — C: Der Garten ist groß (L: Auch lateinisch!), Hortus magnus est. — L: Zeichnen Sie nun den Garten, wie er sein kann! (Ein hierzu geeigneter, an die Tafel gerufener Schüler nimmt die Zeichnungen vor.) Fassen Sie nun das bisher Gesagte in einen Satz zusammen, D! — D: Der Garten meines

Landhauses ist groß, Hortus villae meae magnus est. — L: Nochmals, aber nur lateinisch, E! (Geschicht.) Wie beschaffen ist die Gestalt des Gartens, F? — F: Die Gestalt des Gartens ist viereckig (L: Auch lateinisch!), Forma horti est quadrata. — L: Jetzt den früheren Satz und den zweiten nur lateinisch sagen, G! (Geschicht.) Was ist dem Garten benachbart, H? — H: Ein Bach (L: Einen vollständigen Satz sollen Sie zur Antwort geben.) Dem Garten ist ein Bach benachbart. (L: Auch lateinisch!) Horto rivus finitimus est. — L: Zeichnen Sie den Bach, wie er sein kann! Was thut der Bach dem Garten, J? — J: Der Bach bewässert den Garten, Rivus hortum irrigat. — L: Wer kann nun alle vier Sätze nacheinander lateinisch wiederholen? (Einer der sich meldenden Schüler wird hiezu aufgefordert, sodann wiederholt noch einer der Schüler, welche sich nicht gemeldet haben. NB. Die Sätze sind leicht zu merken, da in ihnen die regelrechte Reihenfolge der vier ersten Casus von hortus vorkommt, worauf die Schüler aufmerksam gemacht werden.) Was heißt auf lateinisch: Eine große Menge mannigfacher Pflanzen, K? — Die Antwort erfolgt. — L: Was ist in dem Garten, M? — M: In dem Garten ist eine große Menge mannigfacher Pflanzen. (L: Sagen Sie dies auch lateinisch!) In horto magna copia herbarum variarum est. — L: Welchen Eindruck macht der Garten durch die große Menge mannigfacher Pflanzen, N? — N: Der Garten ergötzt durch die . . . — L: Sagen Sie diesen Satz lateinisch, O! (Geschicht!) Reden Sie jetzt den Garten an, und sagen Sie von ihm das nämliche aus, P! — P: Du ergötzezt, o Garten, . . . (L: Auch lateinisch!) Delectas, horte, magna copia herbarum variarum. — L: Nehmen wir nun an, der Besitzer lade oft einen Freund in den Garten ein; wie sagt er dann von sich, Q? — Q: Ich lade oft einen Freund in den Garten ein, Saepe amicum in hortum invito. — L: Was thun sie dann auf den Wegen des großen Gartens gern, R? — R: Wir lustwandeln gern . . ., Libenter in viis horti magni ambulamus. — L: Es sind nämlich in dem Garten viele Wege. Bringen Sie auf der Zeichnung viele Wege an! Wie heißt dieser Satz (mit Auslassung von „nämlich“) lateinisch, S? — S antwortet. — L: Wer kann jetzt die letzten vier Sätze lateinisch wiederholen? (Zur Stütze: Es kommt im ersten der Vocativ von hortus vor, im zweiten in hortum, im dritten in viis horti, im vierten in horto. — Sodann Hersagen der vier Sätze und nochmaliges Wiederholen derselben wie oben.) Wer kann jetzt alle acht Sätze lateinisch hersagen? (Sodann Hersagen und nochmaliges Wiederholen derselben.)

Zusatz. Ohne Fehler und ohne Unterbrechungen des Gedankenganges geht es nicht ab; es handelt sich darum, die Fehler rasch durch Schüler beheben zu lassen, bei Unterbrechungen den Faden rasch wieder aufzunehmen.

II.

Vorbemerkung. Das 36. Übungsstück lautet: „Wahre Freundschaft. 1. Amicitia est quasi sol vitae humanae. 2. Sine amicitia vita hominum inuicunda est. 3. Vera autem et firma amicitia non est nisi inter bonos homines. 4. Amicorum studia paria sunt; pares sunt mores;

pares sunt voluntates. 5. Verus amicus quasi exemplar morum nostrorum est. 6. Magnum est robur verae amicitiae. 7. Verus amicus omnes labores, omnia pericula pro amico sustinet. 8. Nobilia verae amicitiae exemplaria sunt Achilles et Patroclus, Orestes et Pylades, Damon et Phintias. 9. Vera amicitia immortalibus carminibus postarum magnorum celebratur. 10. Verae amicitiae aeternae sunt. — Das Stück ist am vorigen Tage in der Schule durchgenommen worden; hierbei wurden die neuen Vocabela vorgeführt und die neuen Declinationsformen unter Benutzung der Schultafel aufgeführt. Die Schüler hatten das Lesestück in häuslicher Thätigkeit zu wiederholen. Es wird heute vom Lehrer in folgender Weise abgefragt, wobei die Schüler A und O geprüft werden.

Aus dem Stundenbilde. L: Die Lesebücher hinein! (Geschlecht rasch.) Welche Wörter, die mit amo zusammenhängen, haben wir bisher gelernt, A? — A: amo, amas ich liebe; amor, eris m. die Liebe; amicus, i, m. der Freund; amicitia, ae, f. die Freundschaft. — L: Wiederholen Sie diese vier Wörter, und verbinden Sie zugleich die drei Substantiva mit dem Adjectiv verus, a, um, B! (Die Frage wird beantwortet.) Woher ist Ihnen das Wort amicitia besonders bekannt, A? — A: Ich kenne das Wort amicitia besonders aus dem 36. Lesestücke. (L: Inwiefern?) Dasselbe handelt von der Freundschaft. — L: Dieses Lesestück enthält schöne Gedanken über die Freundschaft. Nehmen wir dieselben nochmals durch! Amicitia est quasi sol vitae humanae. Sprechen Sie diesen Satz nach, und übersetzen Sie ihn sodann, A! (Dieses geschieht.) Nochmals den Satz lateinisch, C! (Geschieht.) Sine amicitia vita hominum incunda est. (A wiederholt und übersetzt den Satz.) Nochmals beide Sätze lateinisch, D! (Geschieht.) Vera et firma amicitia est inter bonos homines. (A wiederholt und übersetzt den Satz.) Was heißt „nur“ lateinisch, A? — A: „nur“ heißt non — nisi. — L: Setzen Sie dieses in den letztgenannten Satz ein, A! (Geschieht.) Amicorum studia paria sunt. (O, von dem Lehrer durch bloßes Anschauen hiezu aufgefordert, wiederholt und übersetzt den Satz.) Amicorum mores pares sunt. (O wiederholt und übersetzt.) Amicorum voluntates pares sunt. (O wiederholt und übersetzt.) Wiederholen Sie diese drei Sätze von den Interessen, Sitten und Neigungen der Freunde lateinisch, E! (Geschieht.) Ziehen Sie diese drei Sätze in einen zusammen, wobei amicorum nur einmal gesetzt wird, O! (Geschieht.) Verus amicus quasi exemplar morum nostrorum est. (O wiederholt und übersetzt.) Setzen Sie in diesem Satze überall den Plural, F! (Geschieht.) Magnum est robur verae amicitiae. (O wiederholt und übersetzt.) Nochmals diesen Satz lateinisch, G! (Geschieht.) Verus amicus omnes labores pro amico sustinet. (O wiederholt und übersetzt.) Verus amicus omnia pericula pro amico sustinet. (A wiederholt und übersetzt.) Wiederholen Sie diese zwei Sätze von den Anstrengungen und Gefahren, H! (Geschieht.) Ziehen Sie diese zwei Sätze in einen einzigen zusammen, A! (Geschieht.) Was heißt auf lateinisch: Berühmte Beispiele wahrer Freundschaft, J? (Die Frage wird beantwortet.) Welche berühmte Beispiele wahrer Freundschaft sind im Buche genannt? (In gemeinsamer Thätigkeit der Schüler werden

die drei Freundschaare zusammengestellt.) Sagen Sie nun dieses lateinisch, O! (Geschicht.) *Vera amicitia immortalibus carminibus poetarum magnorum celebratur.* Nochmals diesen Satz, K! (Geschicht.) Übersetzen Sie den Satz, M! (Geschicht.) Wer weiß, von welchen Dichtern die soeben genannten drei Freundschaare in unsterblichen Gedichten verherrlicht worden sind? (Die Schüler wussten, dass Achilles und Patroclus von Homer, Orestes und Pylades von Goethe verherrlicht worden sind. Damon und Phintias wird vom Lehrer kurz erklärt.) Homer, Goethe, Schiller: da haben Sie die Namen von drei sehr großen Dichtern. *Vera amicitia aeterna est.* Wiederholen und übersetzen Sie diesen Satz, N! (Geschicht.) Setzen Sie in diesem Satze das Subject in die Mehrzahl, R! (Geschicht.) [Ist das Gedicht „Der gute Kamerad“, welches zum Canon der I. Classe gehört, bereits memoriert, so kann hier an den Schlusssatz „Bleib du im ewigen Leben mein guter Kamerad“ und dessen Erklärung angeknüpft werden.]

Schlussbemerkung. Siehe zunächst das oben Gesagte. Erlauben es die Zeit und die Leistungsfähigkeit der Schüler, so kann in gemeinsamer Arbeit der Schüler nochmals das ganze Stück lateinisch wiederholt werden, indem der Lehrer etwa sagt: „Wiederholen wir alle zehn Sätze lateinisch! Wer einen noch nicht gesagten Satz weiß, erhebt die Hand.“ [Die Reihenfolge der Sätze ist ziemlich gleichgiltig, nur müssen 1 und 2 an der Spitze stehen, sowie 8 und 9 aneinander geschlossen werden.]

Wien.

J. Rappold.

Gymnasialpädagogischer Wegweiser. Zusammengestellt von J. Rappold, k. k. Professor am Staatsgymnasium im IV. Bezirke Wiens. 2., stark verm. Aufl. Wien, A. Pichlers Witve u. Sohn 1894. 8°, IV u. 130 SS.

Ref. kennt kein Werk, welches geeigneter wäre, den Gymnasiallehrer über die pädagogische Literatur seines Faches gründlicher zu informieren als Rappolds *Wegweiser*. Dass derselbe trotzdem erst nach geraumer Zeit in zweiter Auflage erscheint, mag seine Gründe haben, die nicht weiter untersucht werden sollen. Man wird sich vielmehr freuen müssen, dass der Verf. Gelegenheit gefunden hat, sein Werkchen nach dem gegenwärtigen Stande der Literatur zu erweitern. „Damit das Werkchen längere Brauchbarkeit erhalte, ist beabsichtigt, von Zeit zu Zeit Ergänzungshefte mit der neu hinzugewachsenen Literatur erscheinen zu lassen.“ Ein glücklicher Gedanke, der dem „*Wegweiser*“ die wohlverdiente Verbreitung schaffen und ihm ermöglichen wird, in mancher Beziehung wohlthätig zu wirken. Ref. ist der Ansicht, dass das Buch, wenn allgemein bekannt, die pädagogisch-didaktische Kleinliteratur, welche gegenwärtig vielfach ignoriert wird, zur Kenntnis der Lehrerkreise bringen und so nicht nur deren praktische Verwertung im Unterrichte fördern, sondern auch verhindern wird, dass sich gewisse Themen in Schulprogrammen bis zum Überdruße wiederholen: jedenfalls kann sich in Hinkunft jeder, der über gymnasial-pädagogische Fragen zu schreiben

unternimmt, ohne Mühe aus Rappold dank den Ergänzungsheften selbst über seine jüngsten Vorgänger orientieren und wird eventuell nicht längst Bekanntes in aller Breite als Novität vor die Öffentlichkeit bringen.

Dass freilich R. nicht alles verzeichnet hat, was im einzelnen zu wissen nöthig ist, dass vielmehr die S. 4 f. aufgeführten Verzeichnisse und Repertorien in jedem gegebenen Falle durchzusehen sind, werden billig Denkende begreiflich finden. Aber auch innerhalb der vom Verf. gestellten Grenzen finden sich kleine Mängel. Unerheblich sind Inconsequenzen bezüglich der Angabe von Preisen, die hie und da angeführt, in der Regel aber weggelassen sind, wenig hat es zu besagen, dass auf Recensionen nur sporadisch verwiesen wird — eine durchgängige Berücksichtigung umfangreicher Referate wäre aus mehr als einem Grunde sehr erwünscht —, dass S. 12 A. Meingasts pädagogische Randglossen Wien 1885, S. 64 J. Wisnars griechische Syntax, Wien, Gräser 1893, ebd. Kägis Repetitionstabellen zur kurzgefassten griechischen Schulgrammatik, Berlin, Weidmann 1893, S. 68 die Programmabhandlung von E. Porazil, Versuch einer vergleichenden griechisch-deutschen Phraseologie zu Cäsars bell. Gallicum; für unsere Quartaner bearbeitet, Wr.-Neustadt 1888 ff., S. 69 H. Eichlers Variationen zu Tacitus' Annalen, Berlin 1893 f. übersehen sind, dass S. 77 Fr. Schauers Sammlung der nach unserem Canon zu memorierenden deutschen Gedichte nicht angeführt wird — seine eigene Sammlung lässt R. nicht unerwähnt —, dass sich S. 93 eine nicht existierende Abhandlung von Welleba findet, dass endlich S. 103 Poskes Zs. für den physikalischen und chemischen Unterricht unberücksichtigt bleibt. Genug, derlei Nachträge und Berichtigungen, die bei der Fülle der zu verzeichnenden Literatur vielleicht der Nächste beste beizubringen vermag, besagen für den Wert des Buches im allgemeinen kaum etwas. Eher ist darauf Gewicht zu legen, dass R. eine in Mittelschulkreisen weitverbreitete Zeitschrift fast völlig ignoriert hat. Ref. meint das „Gymnasium“. Man darf wohl darauf hinweisen, dass wir von Männern wie Heynacher, Kern, Rothfuchs, M. Wetzel u. a., deren zeitweiliges Organ die genannte Zeitschrift bildet, doch noch einiges zu lernen haben, ganz besonders aber auf den Umstand, dass das „Gymnasium“ wie keine zweite in Deutschland erscheinende Zeitschrift seit seinem Bestehen Fühlung mit dem österreichischen Unterrichtswesen sucht. Ref. möchte dem Verf. dringend rathen, sich ein vollständiges Exemplar des „Gymnasiums“ zu verschaffen, um bei nächster Gelegenheit das Versäumte nachzuholen.

Wien.

J. Golling.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Von dem Comité, welches sich zur Feier des 70. Geburtstages des Professors der classischen Philologie an der hiesigen Universität, Herrn Dr. Emanuel Hoffmann, gebildet hatte, ist allen Theilnehmern ein sehr hübsch ausgestattetes Schriftchen zugegangen, welches mit dem wohlgetroffenen Porträte des Jubilars geschmückt ist. Dieses Schriftchen enthält die Adresse, die dem Gefeierten an seinem 70. Geburtstage, dem 11. April d. J., überreicht wurde, dann einen Bericht über den Festcommer am 4. Mai, endlich das Namensverzeichnis derjenigen, welche die Adresse unterzeichnet haben, 375 an der Zahl. Das Büchlein wird allen, die an dem schönen Feste theilgenommen haben, eine liebe Erinnerung bleiben.

Der Verein für österreichische Volkskunde, dessen Aufruf zum Beitritte dem vorliegenden Hefte als Beilage beigegeben ist, hat sich die schöne und lohnende Aufgabe gestellt, der volkskundlichen Forschung in Österreich einen Stütz- und Mittelpunkt abzugeben. Er ist in raschem Aufblühen begriffen, wie die Mitgliederzahl (800) und die literarisch-wissenschaftliche Thätigkeit des Vereins, der die „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ herausgibt, erfreulich darthun. In erster Linie an den Bestrebungen des Vereins mitzuarbeiten, erscheint die österreichische Lehrerschaft berufen, die durch ihre wissenschaftliche Ausbildung und ihre geistigen Interessen so vielfach mit den Aufgaben der österreichischen Volkskunde verknüpft ist. Während es in der Natur so mancher wissenschaftlichen Disciplinen liegt, dass sie nur an gewissen Centralstätten des wissenschaftlichen Betriebes mit wahren Erfolge gepflegt werden können, und auch der leichter zugängliche wissenschaftliche Rohstoff in diesen Fächern schon in einem Umfange ergriffen ist, dass es wohl nicht mehr so leicht ist, selbst nur in der bescheidenen Rolle des Sammlers und Berichterstatters mehr als gelegentliche Dienste zu leisten, — liegt auf dem Gebiete der heimischen Volkskunde ein ungemein weites, verhältnismäßig wenig gepflegtes Arbeitsfeld offen da, auf welchem der Strebsame noch reiche und rühmliche Ernten erzielen kann. Österreich ist aber auch, wie vielleicht kein zweiter europäischer Staat, geeignet, auf diesem Felde strebsamen Geistern gesunde Nahrung zu bieten. Die zahlreichen, nach Körpergestalt und Gesittung, Sprache und Lebensweise vielfach verschiedenen, dabei zum Theile noch so urwüchsigen Völkerschaften, welche seinen Boden bewohnen, zeigen uns in der Heimat ein Ländergebiet, das zahlreiche Beobachter, Sammler und Forscher auf viele Jahre hinaus beschäftigen wird.

Die Beitrittsbedingungen des „Vereins für österreichische Volkskunde“ (fl. 1 Jahresbeitrag, fl. 2 Abonnement der Monatschrift) sind solche, dass sie Jedermann ermöglichen, sich an diesem verdienstlichen Unternehmen zu beteiligen. Mögen sich die Lehrkörper unserer Gymnasien, sowie die einzelnen Professoren und Lehrer bewegen fühlen, im Sinne des Aufrufs beizutragen zu einem Werke, das der Wissenschaft wie dem Vaterlande gleichmäßig gilt!

Festschrift zur zweihundertjährigen Jubelfeier der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg. Dargebracht von der Lateinischen Hauptschule der Francke'schen Stiftungen. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1894. gr. 4^o, VI u. 117 SS. Preis 2 Mk.

Eine schöne Festgabe, die sich ebenso durch ihren Inhalt, wie durch ihre Ausstattung empfiehlt. Nach einer epistula gratulatoria von H. Knauth folgen Aufsätze verschiedenen Inhalts: De locis quibusdam Taciti annalium vom Rector P. Becker, Beiträge zur griechischen Grammatik von A. Weiske, Emendationes Caesarianae von R. Menge, Kants Lehre vom Raum von P. Schröder, Beobachtungen über die Selbsterwärmung des fermentierenden Tabakes von E. Suchsland, Punktrechnung und projective Geometrie von H. Graßmann, Die Abfassung der Kaiserchronik von R. Nebert. Es kann nicht die Aufgabe eines Ref. sein, so verschiedenartige Arbeiten eingehend zu würdigen, obwohl ihre Verdienstlichkeit angesehentlich ist; doch möchten wir unseren Lesern besonders die Aufsätze von Weiske und Menge empfehlen, die, wie man dies ja von den Verf. voraussetzen kann, reiche Ergebnisse bieten. Die ganze Schrift ist zugleich ein schönes Denkmal für die Lehranstalt, von welcher sie ausgegangen ist.

E. Rostagno e N. Festa, Indice dei codici greci Laurenziani non compresi nel catalogo del Bandini. Separatabdruck aus Studi ital. di filol. class. I 129—232. Florenz 1893.

Die Katalogisierung der griechischen Handschriften Italiens macht erfreuliche Fortschritte: vgl. T. W. Allen, Notes on greek manuscripts in Italian libraries. London 1890 (mit den in der Vorrede genannten Publicationen) und E. Martini, Catalogo di manoscritti greci esistenti nelle biblioteche Italiane. Mailand 1893 (das 1. Heft behandelt Bibliotheken von Mailand, Palermo, Parma und Pavia). Nunmehr haben sich zwei Florentiner Gelehrte das Verdienst erworben, mit Benützung des handschriftlichen Kataloges von De Furia und der Inventare der Ashburnhamiani die seit Bandini der Laurentiana zugewachsenen griechischen Handschriften — wie Vitellis, des Urhebers und Förderers dieses Unternehmens, Bescheidenheit sagt — zu indicieren. Auf die Handschriften der aufgehobenen Klöster, von denen S. Marco besonders gestellt ist (S. 177—196), und die sonstigen Erwerbungen folgt (S. 203—211) die Beschreibung der 30 griechischen Ashburnhamiani, welche eine willkommene Ergänzung zu Paolis heftweise (im 8. Bande der vom ital. Unterrichtsministerium veröffentlichten Indici e cataloghi) erscheinendem Kataloge dieser Sammlung bildet; über 1440 und 1443 vgl. Jahresbericht des Hernalser Gymnasiums 1895, S. 22 f. Die beigegebene Appendix umfasst acht Handschriften; sorgfältige Indices der Autoren, der Schreiber der Handschriften und der früheren Eigentümer bilden den Schluss des Werkes. — Seit Abfassung dieser Anzeige ist die Katalogisierung griechischer Handschriften im 2. und 3. Bande der Studi itali fortgesetzt worden (die übrigen florentinischen Bibliotheken, Casanatensis, Bologna).

Wien. Dr. Wilh. Weinberger.

Lehrbuch der Geschichte für die Prima höherer Lehranstalten von Prof. Dr. P. Wessel, Oberlehrer am Gymnasium zu Küstrin. 2. Theil: Die Neuzeit. Gotha, Fr. A. Perthes 1892. 190 SS.

Wessels Lehrbuch, dessen zweiter Theil die Neuzeit behandelt, zeichnet sich durch eine klare, sachgemäße Gliederung des umfangreichen Stoffes aus. Es gewährt der Geschichte des 19. Jahrhunderts einen ungewöhnlich großen Raum und berücksichtigt auch sehr stark die Culturgeschichte. Ausführlich wird die Entwicklung Preußens zur constitutionellen Monarchie dargelegt; der Realismus der Gegenwart (Blüte der Naturwissenschaft und ihre technische Anwendung) und die sociale Bewegung finden eingehende Erörterung. Das Capitel: »Deutschland und Preußen in den letzten 20 Jahren« handelt von den inneren und äußeren Verhältnissen. Der Abschnitt: »Die inneren Verhältnisse« bespricht die Verfassung und Verwaltung des deutschen Reiches, die Durchführung der Selbstverwaltung in Preußen, sowie die Selbstverwaltung der Kirche, die kirchlichen Streitigkeiten (den sogenannten Culturkampf) und die sociale Gesetzgebung. Der Abschnitt »Die äußeren Verhältnisse« stellt die Erwerbung deutscher Colonien und die Gründung des Dreibundes dar. Im Anbange bringt das Buch »Herrschartafeln« und »Zeittafeln«, welche letztere sehr ausführlich gehalten sind. Sehr beachtenswert ist auch das Vorwort. Einige gute Kartenbilder sind dem Texte eingefügt. Der protestantische Standpunkt wird stark hervorgekehrt, so dass sich das Buch wohl nur an den protestantischen Schulen Deutschlands verwenden lassen wird. Zu S. 82 sei bemerkt, dass man von Ungarn donauabwärts nicht nach Baiern kommt.

Geschichte des deutschen Volkes dargestellt von G. Dittmar, weil. kgl. Gymnasial-Director. III. Band. Völlendet und herausgegeben von E. Stutzer, Gymnasial-Oberlehrer. Mit dem Bildnisse Kaiser Wilhelms I. Heidelberg, Karl Winters Universitätsbuchhandlung 1893. 592 SS.

Der Verf. dieses Werkes, dessen wir bereits gedacht haben, starb im Januar 1891. Das Manuscript des III. Bandes lag dem Verleger nicht vollständig vor; es reichte nur bis zum Jahre 1801. Der Gymnasial-Oberlehrer E. Stutzer in Barmen übernahm die Aufgabe, das Werk zu Ende zu führen. Er war bemüht, »die Darstellung so zu gestalten, dass das Ganze wie aus einem Gusse erscheint«. Dieser dritte Band behandelt die Zeit von 1648 bis in die Gegenwart. Zunächst beschäftigt sich der Verf. mit den Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges, worauf er die Geschichte der Mark Brandenburg von der Völkerwanderung bis zum großen Kurfürsten erzählt. Daran schließt sich die »Begründung des brandenburgisch-preußischen Staates durch den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm« und die »Erhebung des Kurfürsten von Brandenburg zum König in Preußen«. Auch in den folgenden Capiteln steht Preußen überall im Vordergrund, österreichische Verhältnisse sind dürftig behandelt. In dem Capitel 10: »Entwicklung des geistigen Lebens von 1648—1740« wird zwar der Bauwerke von Berlin und Dresden gedacht, aber von Wien ist nicht die Rede. Die Zeit Friedrichs II. und Maria Theresias ist objectiv dargestellt. Die Kriege mit der französischen Republik und dem Kaiserreiche werden vom preußischen Standpunkte aus erzählt, auch der Friede von Basel findet seine Rechtfertigung. Der Krieg Napoleons mit Preußen 1806 wird gut vorgeführt, die Schäden und Mängel der preußischen Armee werden wenigstens angedeutet, die Muthlosigkeit, die nach Jena und Auerstädt in Preußen allenthalben einriss, könnte schärfer gezeichnet sein. Steins Wirken ist ziemlich eingehend dargestellt; für das Verhalten des Erzherzogs Johann vor der Schlacht bei Wagram liegen jetzt neue Materialien vor, die der Verf. noch nicht gekannt hat. Die

militärischen Ereignisse im Freiheitskriege sind verhältnismäßig kurz behandelt. Die Zeit seit dem Wiener Congress wird mehr übersichtlich dargestellt. In dem Abschnitte „Kunst und Wissenschaft unter und seit Friedrich IV.“ kommt der Satz vor: „Nachdem in der Reactionszeit die Schicksalstragödie eines Werner, Grillparzer u. a. ihr Unwesen getrieben (als willenloses Werkzeug eines unerbittlichen Schicksals stellt sie die Menschen dar), schlugen im Drama eine gesündere Richtung ein vor allen Freytag, Gottschall und Wildenbruch.“ Damit hat Herr Stutzer das Dichten Grillparzers abgethan, weiter wird dieser nicht mehr erwähnt, er bleibt der Dichter von Schicksalstragödien. Hoffentlich werden sich die Leser des Buches aus anderen Werken über den deutschen Dichter Grillparzer klar geworden sein. Im 18. Capitel: „Die Begründung des neuen Deutschen Reiches unter Preußens Führung“ wird die Geschichte des deutschen Volkes vom Jahre 1858 bis zum Tode des Kaisers Wilhelm I. dargestellt.

Im allgemeinen muss ich gestehen, dass mir manche Abschnitte dieses dritten Bandes nicht jene volle Befriedigung gewährt haben, welche die Lectüre der zwei ersten Bände in mir hervorgerufen hat.

Kirchengeschichte von Dr. A. Müller, Professor der evang. Theologie in Breslau. (In 2 Bänden.) 1. Band. Freiburg i. Br., Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr 1892. Preis 9 Mk. 50 Pf. (Ist zugleich der 1. Band des 4. Theiles des Grundrisses der theologischen Wissenschaften.) XII u. 636 SS.

Der erste Band dieser vom protestantischen Standpunkte aus geschriebenen Kirchengeschichte behandelt die Geschichte der christlichen Kirche bis zum Ausgange der Hohenstaufen. Der Verf. theilt seinen Stoff in zwei Perioden: „Entstehung und Geschichte der katholischen Kirche auf dem Boden der alten Welt bis Ende des 6. und Anfang des 7. Jahrhunderts“ und „Entstehung und Geschichte der Papstkirche vorzüglich auf dem Boden der romanischen, germanischen und slavischen Welt“. Das Buch bietet keineswegs eine trockene Übersicht, sondern eine lebendige Darstellung. In der Auswahl und Anordnung des Stoffes ist das Buch von anderen Kirchengeschichten sehr verschieden. „Meine Absicht war“, sagt der Verf., „die Geschichte im straffen Zusammenhange ihrer Elemente vorzuführen, Ereignisse und Zustände nur soweit aufzunehmen, als sie lebendige Kräfte, Mächte der Entwicklung oder Hemmung bilden. In diesem Sinne die Zügel des Stoffes fest in den Händen zu halten und den Blick immer auf das Ganze zu richten, scheint mir die höchste Aufgabe einer solchen Darstellung.“ Daher vermisst man manches, was man in einer Kirchengeschichte erwartet, so beispielsweise die Bekehrung einzelner Völker. Die Thätigkeit der irischen Missionäre unter den Stämmen im Süden und Südosten Austrasiens war nach dem Verf. von geringer Wirkung. Sie ist häufig überschätzt worden. „Es hat nicht an Missionären gefehlt; insbesondere hat man zeitweise vom fränkischen Reiche aus in politischer Absicht die Missionen nach Osten vorgeschoben. Aber jene zahlreichen Männer, meist keltisch-irischer Abkunft, die großentheils ihrem Namen, theilweise auch ihrer Zeit nach gänzlich unbekannt sind und die man als die Apostel der einzelnen Gebiete zu nennen pflegt, sind viel mehr Asketen als Missionäre gewesen. Sie haben im Sinne ihrer Landsleute in der Fremde und am einsamen Orte ihrem Seelenheile gelebt und nur in nächster Nähe ihres Aufenthaltes die Eingebornen an sich herangezogen.“ Manche Abschnitte möchte man ausführlicher wünschen, so den über Bonifatius. In der Darstellung des Zusammenhanges der treibenden Ideen zeigt sich der Verf. als Meister; man vgl. die Abschnitte über die Reformbewegung und die Vorherrschaft der deutschen Kirche unter den sächsischen und ersten fränkischen Kaisern (S. 383 ff.), über Gregor VII. (S. 418 ff.), das Zeitalter Innocenz' III. (S. 538 ff.) u. a.

Jedem Abschnitte sind die wichtigsten Werke und Hilfsschriften vorangestellt, mit denen der Studierende sich tiefer in den Gegenstand hineinarbeiten kann. Müllers Grundriss ist ohne Zweifel ein treffliches Werk und wird sich für Studierende der evangelischen Theologie als unentbehrlich erweisen.

Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht von Dr. Gustav Schneider, Professor am f. Gymnasium in Gera. Gera, Verlag von Theodor Hofmann 1893. 43 SS.

Der Verf. dieses Schriftchens, das sehr anregend geschrieben ist, beginnt mit der Klage über die Angriffe, die jetzt das Gymnasium allenthalben erfährt, betont den heutigen Tages als feststehend angesehenen Grundsatz, dass den Mittelpunkt des griechischen Unterrichtes die Lectüre bilden müsse und dass es bei der Lectüre wesentlich auf die Erfassung des Inhaltes ankomme. Was aber die Erfassung des Inhaltes betreffe, so genüge es nicht, dass der Schüler wisse, was in einer Schrift stehe, sondern es müsse sich als Summe des griechischen Unterrichtes die Kenntnis der Welt- und Lebensauffassung des griechischen Volkes ergeben. Hierauf entwickelt der Verf. aus den Schriften Platons diese Weltauffassung in leichtverständlicher Weise. Diese Hervorhebung der griechischen Weltanschauung bei der Lectüre wende sich, fährt der Verf. fort, nicht allein an den Verstand und das Gedächtnis, sondern auch an die Phantasie und das Gemüth des Schülers und werde folgenreicher, wenn dem Schüler durch Vorführung guter Nachahmungen schöner Werke der griechischen Kunst eine Anschauung von dem Wesen derselben ermöglicht werde. Demnach müsse der griechischen Kunstarchäologie einiger Raum im gymnasialen Unterrichte gegönnt werden.

Schneiders Büchlein enthält also sehr hübsche Gedanken. Man kann sich aber bei der Lectüre dieser Schrift nicht des Gedankens erwehren, dass die Erfassung eines griechischen Schriftwerkes nur auf Grundlage einer gesicherten Kenntnis der Grammatik erfolgen kann. Ohne ein eingehendes Studium der Grammatik kann der Schüler nicht zur Erfassung des Gesamtinhaltes, nicht zur Erkenntnis der griechischen Welt- und Lebensanschauung gelangen.

Bilder aus der älteren deutschen Geschichte von Gotthold Klee. 3. Reihe: Die Langobarden und das merowingische Frankenreich. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann 1892. 411 SS.

Dieser dritte Band von Klees Bildern aus der älteren deutschen Geschichte reiht sich den früheren zwei Bänden würdig an. Der Verf. führt zuerst die Geschichte der Langobarden vor, deren Sagen, ein Stück deutscher Volkspoesie, sich gut erhalten haben. Erst vor einigen Jahren hat Soldan diesen schönen Sagenstoff in getreuer Nacherzählung der Jugend dargelegt (Halle 1888). Herr Klee erzählt die Geschichte der Langobarden in 24 Bildern, bei deren Ausarbeitung er außer dem Hauptquellenschriftsteller Paulus Diaconus verschiedene Einzeluntersuchungen, Leos Geschichte der italienischen Staaten, Brunners und Walters Deutsche Rechtsgeschichten und Wattenbachs Geschichtsquellen benützte. Für die 14 Bilder, in denen die Geschichte des merowingischen Frankenreiches erzählt wird, war selbstverständlich Gregor von Tours die Hauptquelle. Herr Klee versteht es vortrefflich, die schlichte Erzählung seiner Quellen nachzubilden; er gibt ihnen oder den Hilfsschriften, die er benützt, oft selbst das Wort. Es darf daher auch dieser dritte Band gleich den früheren angelegentlich empfohlen werden.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. Zweite Gesamtausgabe. Band XVI: Kaiser Karls Leben von Einhard. Übersetzt von Otto Abel. 3. Aufl. bearbeitet von W. Wattenbach. Leipzig, Verlag der Dyk'schen Buchhandlung 1893. 62 SS.

Der Übersetzung von Einhards Leben des Kaisers Karl geht die Biographie Einhards voraus, verfasst von Otto Abel und überarbeitet von W. Wattenbach. Auch an Abels Übersetzung des Lebens Kaiser Karls hat Wattenbach einige Berichtigungen angebracht, die durch die Ausgabe der Vita Caroli von Waitz nothwendig geworden waren. Im Anhang steht ein Excurs über „Einhard und Imma“ und die Erzählung eines Mainzer Mönches aus der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts von „Kaiser Karls Traum“. In dem Excurs wird die Erzählung von Einhards mit Immas Liebe als Sage erwiesen und ihre Entstehung klargelegt.

Wattenbachs Name bürgt selbstverständlich dafür, dass die dritte Auflage von Abels schöner Arbeit dem gegenwärtigen Stande der historischen Fassung entspricht. Daher genügt es, auf ihr Erscheinen kurz aufmerksam gemacht zu haben.

Die Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus am 12. October 1492. Eine Jubelschrift von Dr. Richard Schillmann. Mit dem Bildnisse des Columbus und einer Karte zu dessen Reisen. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (Stricker) 1892. 87 SS.

Der Darstellung der Entdeckung Amerikas gehen zwei einleitende Abschnitte voraus: 1. Allmähliche Erweiterung des Wissens von der Erde. 2. Die große Zeit der Entdeckungen. Das letzte Capitel des zweiten Abschnittes handelt von Columbus; es fasst in Kürze zusammen, was von seiner Jugend, seinen Plänen und Bemühungen, die Unterstützung Portugals und Spaniens zu gewinnen, bekannt ist. So kann der Hauptabschnitt des Werkchens „Die Entdeckung Amerikas“ mit der Schilderung der ersten Fahrt des kühnen Mannes beginnen. Recht lebhaft werden auch seine übrigen Reisen, die Freuden und Leiden, die er erlebte, sowie seine letzten Lebensjahre erzählt. Der Verf. klärt uns dann über den Namen „Amerika“ auf, berichtet auch über Balboas kühnen Zug durch die Urwälder des Isthmus zum großen Ocean, über Ferdinand Cortes und die Eroberung von Mexiko, über die von Peru, die erste Erdumsegelung über die Nordwest- und Nordostpassage. Das alles wird kurz und klar erzählt. Das Bild des Columbus und die Karte zu seinen Reisen sind hübsch ausgeführt.

Graz.

F. M. Mayer.

Programmenschau.

67. Il museo di S. Donato. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Zara 1893, 8°, 36 SS.

Dieser Katalog antiker Steininschriften ist aus Anlass der Vereinigung der bisher im Zaraer Gymnasium aufgestellten Antikensammlung des dalmatinischen Provinzialmuseums mit dem kleinen Museum der ehemaligen Kirche S. Donato veröffentlicht worden. Er soll als Beitrag zur Geschichte beider Sammlungen dienen und das Andenken an die um sie verdienten Spender dankbar erneuern. Er umfasst 73 Stücke, durchwegs nord-dalmatinischer Provenienz, welche nach der im Berliner Corpus eingehaltenen Ordnung aufgezählt werden. Den Anfang macht Promona, dann folgen Scardona, Burnum, Asseria, Nedinum und Corinium; mit Jadeta

wird abgeschlossen. Der Text der Inschriften wird in Uncialen abgedruckt und meist auch in Transcription wiederholt. Gewöhnlich wird der Fundort vermerkt; häufig (leider nicht immer) sind die Gestalt des die Inschrift tragenden Steines und die Größenverhältnisse angegeben. Erläuterungen sind nicht abgeschlossen.

Der Verf., dessen Name in der Publication nicht ersichtlich gemacht wird, hat sich um die Feststellung der Texte sehr bemüht und die Druckerei (L. Woditzka in Zara) ist seinen Intentionen mit einer nicht etwa bloß für die Verhältnisse einer kleineren Provinzstadt anerkennenswerten Ausdauer und Geschicklichkeit gefolgt. Freilich lassen sich in den üblichen Typen alle die Zufälligkeiten der Gestaltung und der Verstümmelung der Schriftzüge nun einmal nicht ganz wiedergeben, und es ist daher im Interesse der wissenschaftlichen Verwendung des Büchleins zu bedauern, dass der Verf. es unterlassen hat, die Bemühungen des Druckers um verletzte Buchstaben mit wenigen Worten zu erläutern und insbesondere die Stellen, an denen er bewusst von der Lesung seiner Vorgänger abwich, hervorzuheben. Während an einigen Stücken, z. B. CIL III 9943, die Förderung der Lesung unverkennbar ist, vermag man anderwärts nicht zu erkennen, ob die neue Lesung einem Fortschritte der Arbeit oder einem (der in dieser Schrift nicht so seltenen) Druckversehen verdankt wird. Ist z. B. in der zweiten Zeile von C 3, 10011 [M]etullinae oder [T]ertullinae zu lesen? Der Verf. hat nämlich stillschweigend das R fortgelassen. — Die Weihinschrift C 3, 9936 ist nach der Copie des trefflichen Forschers Landeschulinspector Glavinic als unterer Rest einer Ara mitgetheilt; beim Verf. fehlt S. 12 n. 17 der Bruchstrich, und die Maße des Inschriftfeldes sind so angegeben, als wenn die Inschrift ganz erhalten wäre; wenigstens scheint es so, und der Verf. verhütet nicht den Zweifel, ob ihm unbedingt zu vertrauen oder ob ein Versehen von seiner Seite oder der des Druckers anzunehmen sei.

Sehr ist zu beklagen, dass Angaben über die künstlerische Ausgestaltung der Inschriftsteine in dieser Specialausgabe so ziemlich ganz fehlen, und dies umso mehr, als für keinen Theil der großen Zahl von dalmatinischen Weih- und Grabsteinen sonst eine derartige Behandlung der Stilformen vorliegt.

Die vom Verf. mitgetheilten Inschriften sind meist schon sonst bekannt gewesen, und der Verf. hat bei solchen Stücken in der Regel die Nummern des CIL, des bulletino Dalmato und der Mittheilungen der Central-Commission angeführt; freilich nicht consequent, denn auch S. 17 n. 26 (= C 3, 9948), 28 (= 9955 a), 33 (= 9955 b) und wahrscheinlich noch andere sind bereits ediert gewesen. Der Grabstein S. 16 n. 25 war übrigens außer bull. dalm. 2, 24 auch ebenda 14, 34 n. 19 abgeschrieben worden; S. 21 n. 37 hatte nicht lange vorher Sticotti in den arch.-epigr. Mitth. 16, 46 n. 2 publiciert. Ferner bemerke ich, dass der (leider ohne genauere Fundangabe) in das Capitel Asseria (Podgradje di Benkovac) S. 13 n. 19 eingereihte Meilenstein (trovata nel 1891) mit dem bereits vor einigen Jahrzehnten von Ljubic und von Mommsen in der nächsten Umgebung Asserias copierten Meilenweiser CIL 3, 3205 identisch zu sein scheint:

Mommsen:	der Verf.:
GAIOVAL CONS	/CAIOVALCONS//
TAN t i o ET	/N // // // // // // // //
GALVALMA	/CAIVALMA // // // //
XIMIANO NOB	XIMIMIONG // // // //
LISSIMIS CAESARIB	LLISSIMI // CAESAR
VS	//VS//
	// // // // // // // //
	// // // // // // // //

Ist nicht vielleicht S. 22 n. 39 der Rest von C 3, 2888?

Hoffentlich bietet die Neueinrichtung des Museo di S. Donato einen neuen Ansporn zu intensiverer Erforschung der antiken Reste des stielichen Dalmatien. Zara ist der natürliche Mittelpunkt der darauf gerichteten Bestrebungen, und es ist sehr zu wünschen, dass eine so wichtig brauchbare Kraft wie die des Verf.s sie leitet oder unterstützt. Von diesem Gesichtspunkte aus halte ich die Anonymität der Schrift für einen Fehler und will gerne voraussetzen, dass nur ein leidiger Zufall daran schuld ist.

Wien, September 1894.

Während die obigen Zeilen in Correctur stehen, erlaube ich mir mit Genehmigung der verehrlichen Redaction eine Anzeige der mittlerweile erschienenen Fortsetzung des Elenco beizufügen:

68. Il museo di S. Donato; appendice alle iscrizioni romane pubblicate nel programma del decorso anno scolastico 1892—93. Außerdem: I monumenti medioevali di Zara. Progr. 1894.

Auch diesmal wird der Verf. nicht namhaft gemacht; warum, ist auch darum nicht recht klar, da das Incognito des Verf.s oder vielmehr der beiden Verf. an anderer Stelle aufgegeben erscheint. Der Elenco und die Appendice, welche die während des Schuljahres 1893/94 vom Museum in Zara gemachten Erwerbungen an römischen Inschriftsteinen verzeichnet, stammen aus der Feder eines nicht dem Lehrkörper des Zaraer Gymnasiums angehörenden Gelehrten, der für die Neubelebung der antiken Monumentalforschung in Dalmatien mit erfolgreichem Bemühen gewirkt und sich durch die umsichtige und vorzügliche Gestaltung seiner Publicationen einen geachteten Namen in der Wissenschaft und einen hervorragenden Platz unter den Antiquaren seines Landes erworben hat. Von den sechs Inschriften der appendice stammen zwei Votivsteine aus Asseria; die übrigen, sämmtlich Grabsteine, vertheilen sich auf Nedinan, Corinium, Jader und Aenona.

Als Verf. des zweiten Artikels nennt sich in dem wortgetreuen Abdrucke, den die anlässlich des vorjährigen I. Congresses der christlichen Archäologen publicierte Ephemeris Bihacensis gebracht hat, der Professor an der Unterrealschule in Zara Conservator G. Smirich. Jezt Abdruck in der Ephemeris Bihacensis ist insofern vorzuziehen, als er von einer größeren Anzahl von Illustrationen begleitet ist, von denen in des Programmaufsatz nur zwei aufgenommen worden sind, obzwar alle fortlaufend citiert werden: das Portal des Museums und die Votivinschrift eines Donatus von Zara.¹⁾ Einen hervorragenden Platz in der Sammlung nehmen die Bauglieder der Kirche S. Domenico in Borgo ein, die vor wenigen Jahren abgebrochen worden ist. Aber auch sonst ist eine Ar-

¹⁾ Dieses Facsimile ist nicht nach dem Originale oder einem Abklatsche oder einer Bause, sondern nach einer Zeichnung angefertigt; warum, ist mir nicht ersichtlich, da die Typen der Inschrift stark und deutlich ausgeprägt zu sein scheinen. Vortheile bringt die Reproduction nach einer Zeichnung doch nur dort, wo wegen zu starker Verschönerung des Originals oder aus anderen Gründen das photographische Verfahren ausgeschlossen ist. In ästhetischer Beziehung ist die Zeichnung als Grundlage der Reproduction gewiss oft genug dem photographischen Verfahren vorzuziehen. Aber die Zeichnung muss dann den Intentionen des Originals getreu nachfolgen; das ist hier nicht der Fall, obwohl der Verf. im Texte des Kataloges die Lesung richtig angibt: *b)cati Adrianus et sce Natalis martires tue (statt tui) vovit et fecit Donatus*. Die Ligaturen in VOVITECT sind nicht zum Ausdruck gebracht, das Facsimile gibt VOVITECT.

zahl sehr bemerkenswerter Fundstücke von Zara verzeichnet. Darunter n. 52 ein angeblich dem 9. Jahrhundert angehörendes Architravfragment mit den Resten einer griechischen Inschrift, die ich genauer nach einem Abklatsche hier wiederhole, ohne die nahezu cursiven Formen der Charaktere zum Ausdruck zu bringen: $\Lambda\text{T}\alpha\text{F}\text{Y}\text{M}\text{N}\text{O}\text{N}\text{J}\text{E}\text{O}\text{N}\text{T}\text{A}\text{E}$.

Mit dem besten Danke für die schöne Gabe, welche in den beiden Katalogen des Museo S. Donato geboten ist, verbinden wir die aufrichtigsten Glückwünsche für das Aufblühen des Museums und freuen uns, die einschlägigen Arbeiten in guten Händen zu wissen.

Wien, 3. Juli 1895.

J. W. Kubitschek.

69. Piristi Hermann, Prodigien, Wunder und Orakel beim Historiker Zosimus. Progr. des fürstbischöfl. Privatgymn. am Seminarium Vincentinum in Brixen 1893, 8^o, 26 SS.

Nach einigen im wesentlichen im Anschlusse an die Praefatio der Mendelsohn'schen Ausgabe gehaltenen, einleitenden Bemerkungen über die Persönlichkeit und das Geschichtswerk des Zosimus, gibt der Verf. eine nach der Reihenfolge der Bücher geordnete Zusammenstellung der im Werke erwähnten Vorzeichen, Wunder und Orakel. Zu bedeutenderen Ergebnissen führt die Abhandlung nicht; dem Zwecke jedoch, den sich der Verf. sichtlich vorgesteckt hatte, ein Culturbild aus der Zeit des untergehenden Heidenthums zu zeichnen, indem er an der Hand des letzten größeren, im Geiste der Antike gehaltenen Geschichtswerkes das Überwuchern des Wunderglaubens auch in den Kreisen der Gebildeten nachweist, wird die Arbeit vollständig gerecht. Durch ausgiebigere Heranziehung der neueren Literatur hätte der allgemeine Theil allerdings eine noch größere Abrundung erfahren können. Namentlich musste der Zusammenhang mit der Geschichtsschreibung der vorangehenden Epochen einerseits, sowie mit der christlichen Literatur der Folgezeit, kräftiger hervorgehoben werden. Im einzelnen bemerke ich, dass die Auseinandersetzungen über das Säcularorakel jetzt durch die Auffindung der acta der ludi saeculares und die daran sich knüpfende Literatur, die dem Verf. zur Zeit der Abfassung seiner Arbeit in seinem Aufenthaltsorte wohl nicht zugänglich war, überholt sind.

Vielleicht entschließt sich der Verf. zu der dankenswerten Aufgabe, diese Untersuchungen in weiterem Umfange aufzunehmen.

Rom.

Josef Zingerle.

70. Hübler Franz, Milton und Klopstock, mit besonderer Berücksichtigung des „Paradise Lost“ und des „Messias“. Progr. der k. k. Staatsmittelschule in Reichenberg 1893, 8^o, 78 SS.

71. Groag, Dr. Jonas, Der Charakter Julius Cäsars nach Shakespeares gleichnamigem Trauerspiele. Progr. der k. k. Oberrealschule in Linz 1893, 8^o, 27 SS.

72. Brosch Franz, The English Tonic Accent. Progr. der Landes-Oberrealschule in Kremsier 1893, 8^o, 22 SS.

Hübler beschäftigt sich in seiner umfangreichen Abhandlung, von der in dem vorliegenden Jahresberichte die erste Hälfte mitgetheilt ist, einleitungsweise mit einer allgemeinen Betrachtung über die Blütheperioden verschiedener Literaturen und über den Zustand Englands im 17. und Deutschlands im 18. Jahrhunderte und wird so zu seinem vorläufigen

Hauptabzug, dem Lebensgange Miltons und Klopstocks, hingeleitet. Es wird zunächst (S. 12—24) „Die Zeit der Jugend“ zuerst des englischen, dann des deutschen Dichters geschildert und Ähnlichkeiten in ihrem Schulwange aufgedeckt; die zwei folgenden Capitel behandeln „Die Jugendjahre und das Mannesalter“ (S. 24—43) und „Greisenalter und Tod“ (S. 43—58). Ein weiterer Vergleich, „Persönliches und Charakter des beiden Dichter“ betitelt, bildet den Schluss.

Der Aufsatz ist mit großer Sachkenntnis abgefasst, die sich auf eine eingehende Lectüre englischer und deutscher literarhistorischer Werke gründet (in der Liste S. 4 f. vermisste ich nur Massons kleineres Buch über Milton). Er ist, wie sich aus der Anmerkung zu S. 61 ergibt, für die Schüler — der obersten Classen natürlich — bestimmt; und man muss sagen, dass er dieser Bestimmung durchaus gerecht wird: Sprache und Darstellung sind klar und angemessen. Nur S. 17 ist nicht recht glücklich, wieso Klopstocks Fortschritte am Gymnasium in Quedlinburg wegen des Schulzwanges (die Sperrung rührt von mir her) nicht von Bedeutung waren. S. 46 heißt es: „Deborah, die jüngste, die auch ihrem Vater noch am meisten zugethan war, hatte . . . geheiratet“; hier ist das auch entschieden zu streichen, es gibt dem Satze einen schiefen Sinn. Ebensowenig kann ich mich mit der Litotes „Namentlich der Vater war kein unbedeutender Mann“ (S. 13) befreunden. Das sind indessen Kleinigkeiten, deren Erwähnung nur zeigen soll, dass ich den Aufsatz mit Interesse gelesen habe.

Etwas anderes. Hübler verdeutschte englische Eigennamen; er gibt Milton den Taufnamen Johann, er schreibt Westmünster und spricht von einer Brodstraße in der City von London. Ich kann diese Verdeutschungen nicht gut heißen; sie sind geradezu irreführend. Auf einer Karte Londons aus dem 17. Jahrhundert würde man sich z. B. vergebens nach einer Brodstraße umsehen. Ferner: wo ist die Grenze solcher Verdeutschungen? Warum ist Cheapside beibehalten und nicht in einen Kauf- oder Marktplatz verwandelt worden? Die Anmerkung zu Cheap ist übrigens gleichfalls irreführend. Das Substantiv cheap = 'Kauf' ist jetzt ausgestorben; cheap ist nur mehr Adjectiv und bedeutet 'billig'. Dass Cheapside jetzt eine der belebtesten Straßen (zwischen St. Paul's und der Bank) ist, hätte vielleicht gesagt werden können.

In sachlicher Beziehung ist auffallend, dass weder von Miltons, noch von Klopstocks ursprünglichen Plänen der Abfassung eines weltlichen Epos Erwähnung gethan wird; dass das Jahr der Veröffentlichung des „Paradise Lost“ und des „Messias“ verschwiegen ist, und dass das „Paradise Regained“ und der „Samson Agonistes“ in der Lebensbeschreibung Miltons nicht genannt werden.

S. 4 erzählt Hübler, dass er Carriere, „Milton als Staatsmann und Dichter“, Braunschweig 1871, weder von der Universitätsbibliothek in Prag, noch von der in Wien erhalten konnte. Mir ist genannte Abhandlung nur aus Westermanns Monatsheften, Bd. 39 (1870), S. 293—314, bekannt. Ist sie auch in einer Sonderausgabe erschienen? Im übrigen sind H.s Klagen über die Universitätsbibliotheken nicht ohne Begründung. Aber nicht nur „der Mittelschullehrer 'auf dem Lande', der es unternimmt, eine wissenschaftliche Arbeit zu liefern, wird wissen, mit welchen Unannehmlichkeiten und mit welchem Zeitverluste er zu kämpfen hat, bevor er aus den beiden Universitätsbibliotheken die nöthigen Hilfsmittel erlangt“, auch der Wiener Mittelschullehrer muss in solchen Fällen viel Zeit in der Bibliothek versitzen, um schließlich nicht selten zu erfahren, dass das verlangte Werk entweder nicht vorhanden oder entlehnt und nicht zu haben ist.

Goag stellt sich zur Aufgabe, zu untersuchen, „welches der eigentliche Charakter Cäsars gewesen, oder vielmehr, wie Shakespeare will, dass wir uns denselben vorstellen sollen“. Auf den ersten Blick könne es scheinen, als ob Shakespeare gerade der Gestalt Cäsars weniger

Sorgfalt habe angedeihen lassen. Dem sei aber nicht so. Cäsars Macht und Ansehen wirke — selbst nach seinem Tode — bestimmend auf die Schicksale Roms. Dies ist, wie G. ausführt, seinem unlegbaren Genie, dann aber noch dem Zusammentreffen mehrerer günstigen Umstände zuzuschreiben. Diese Umstände werden nun des Näheren erörtert, die Beurtheilung Cäsars durch Freund und Feind ins Licht gerückt, die spärlichen Reden und Handlungen des Titelhelden zur Grundlage ergänzender Ausführungen gemacht. G. hat es verstanden, aus den wenigen Strichen, mit denen Shakespeare Cäsars Gestalt skizziert hat, das Charaktergemälde desselben zu ergänzen und weiter auszugestalten. Eines habe ich aber hiebei zu bemerken: Wenn auch nicht zu leugnen ist, dass sich, wie M. Koch sagt, aus den knappen Äußerungen Shakespeares die ganze Größe des Imperators ahnen lässt, so scheint mir doch daraus keineswegs zu folgen, dass Cäsar der Held des nach ihm benannten Dramas sei. Die Möglichkeit der Ahnung seiner Größe reicht hierzu nicht aus. G. wirft übrigens diese Frage gar nicht auf. Doch scheint seinem sonst recht lesenswerten Aufsätze die Ansicht zugrunde zu liegen, Cäsar sei der Held der Tragödie Shakespeares — was wir mit Viehoff und Gildemeister für unrichtig halten.

Brosch setzt seiner Abhandlung über den Accent im Englischen folgenden Satz als Motto voran: A full and open pronunciation of the long vowel sounds, a clear articulation of the consonants, a forcible and well-placed accent, and a distinct utterance of the unaccented syllables, distinguish the elegant speaker. Goold Brown.

Die Wichtigkeit des nachdrücklichen und richtig angebrachten Accents ist klar. Was soll man aber unter der offenen Aussprache der langen Vocallaute verstehen? Die langen Vocale sind im Süd-Englischen Diphthonge, deren zweites Element so geschlossen gesprochen wird, dass es consonantische Natur annimmt. Aber auch im Nord-Englischen sind die langen Vocale nicht offen. Die unbetonten Silben endlich werden mehr oder weniger flüchtig, nirgends deutlich (distinctly) gesprochen.

Brosch' Studie enthält zwar mehrere für die Schule recht brauchbare Abschnitte, wie z. B. die Listen gleichgeschriebener, aber verschieden betonter Verba und Nomina, Taufnamen mit ihren Koseformen, die gelehrte und volkstümliche Form eines und desselben Wortes u. a. Im allgemeinen ist sie aber für die Schüler zu schwierig, einmal deshalb, weil das ganze System der Betonungslehre, wie es hier geboten wird, zu verwickelt ist; sodann aber auch, weil sie eine Menge Wörter behandelt, die dem Schüler nie unterkommen. Wir meinen Ausdrücke wie: *devisive*, *gyrate*, *accolade*, *carronade*, *gabionade* u. v. a. Ob die Wissenschaft aus der vorliegenden, in englischer (warum?) Sprache abgefassten Programmabhandlung wird Nutzen ziehen können, ist eine andere Frage. Den Grund zu einer ersprießlichen Behandlung der englischen Accentlehre hat Sweet gelegt, und dessen Werke scheint der Verf. zu wenig zurathe gezogen zu haben.

Waitzendorf bei Retz.

Dr. E. Nader.

73. Kreutz Rudolf, Ukázka z logiky připravené za učebnici (Probe aus einem Lehrbuche der Logik). Progr. des k. k. Staatsgymn. in Trebisch 1893, 8°, 21 SS.

Aus dieser Probe, welche die Einleitung und die Begriffslehre darbietet, ist ersichtlich, dass das zu erscheinende Lehrbuch an einem Grundfehler leiden wird. Es wird sich an die formale Richtung der Logik halten, und die psychologischen Vorbegriffe, wie sie in der Einleitung erörtert werden und in der Begriffslehre in Anwendung kommen, bleiben

ein solches Anknüpfel, aus welchem die eigentlich logische Theorie sehr geringen Nutzen ziehen wird. Die formale Logik lässt sich überhaupt auf die Psychologie nicht gründen; denn der psychologische Standpunkt schließt eine bloß formale Wahrheit des Gedankens als durch die Entwicklung des psychischen Lebens unbegründet aus und jeder vermittelnde Versuch muss an inneren Widersprüchen scheitern. Dieser sowie auch andere ähnliche Versuche sind wohl aus dem Streben entstanden, sich den neuen Instructionen für philosophische Propädeutik zu nähern, haben aber den allerschlechtesten Weg eingeschlagen; denn der Abgrund, welcher beide Richtungen, die bisher übliche formale und die durch die Instructionen empfohlene, scheidet, ist durch keine psychologische Einleitung überbrückbar. Was im einzelnen auszusetzen wäre, reducirt sich meist auf diesen verfehlten Standpunkt. So erscheint der Übergang von der psychologischen Einleitung zur eigentlichen Logik im § 10 ziemlich unvermittelt und gezwungen, und enthält manches Bedenkliche. Es heißt hier, dass jede Vorstellung Gedanke sei: wenn ich mir etwas vorstelle, so denke ich das, was ich mir vorstelle. Was ist aber das Denken? Entweder ist Vorstellung = Gedanke und dann wäre ein Termin überflüssig, oder sie ist etwas anderes, und dann muss erklärt werden, was -denken- psychologisch bedeutet. Dadurch wäre auch der Widerspruch beseitigt, welcher darin liegt, dass nach des Verfs Auffassung nicht über die Wahrheit aller Gedanken und folglich jedes Denkens entschieden werden kann. Im § 12 wird die Philosophie als eine Wissenschaft definiert, welche auf Grund der Fachwissenschaften eine einheitliche Weltanschauung construiert, und die Psychologie wird als philosophische Disciplin angeführt. Ist sie denn keine Fachwissenschaft? Welchen Sinn hat der Schlusssatz der Einleitung (S. 12): Die Logik entlehnt ihr Material sowohl dem gewöhnlichen, als auch dem wissenschaftlichen Denken, so dass ihr die übrigen Wissenschaften darin (nämlich bei der Lösung ihrer Aufgabe) behilflich sind?

74. Rehof Dr. Thomas, Prvních třicet let trvání našeho ústavu (Chrudimer Gymnasialchronik). Progr. des k. k. Real- und Obergymn. in Chrudim 1893, 8°, LXVII SS.

Über das rein locale Interesse erhebt sich diese Arbeit dadurch, dass der Verf. die Gymnasialchronik mit der Geschichte des Chrudimer und des böhmischen Schulwesens überhaupt zu verknüpfen versucht. Die bezüglichen Excurse machen die Lectüre des Schriftchens interessant. Es würde sich vielleicht auch ein Modus finden, die sich zum Ermüden wiederholenden Personalveränderungen aus dem Contexte zu scheiden. Der sprachliche Ausdruck leidet an einigen überflüssigen Marotten und hier und da an «kunstvoll» geschraubter Stilisierung. Die Epoche dieser gut gemeinten, aber zu unpassenden, gesuchten und unschönen Ausdrucksweisen führenden Verschönerungssucht ist wohl vorbei.

Neubydžow.

Dr. Franz Krejčí.

75. Kluibenschedl Johann, Über das Orinoco-System und dessen Erschließung. Progr. der k. k. Staats-Unterrealschule in Bozen 1893, 32 SS.

Der Verf. hat in diesem Programmaufsatz versucht, die bei Humboldt und anderen Schriftstellern zerstreuten historischen Notizen über die Erforschung der Orinoco-Länder in eine zusammenhängende Darstellung zu bringen und dieser ein Charakterbild des Orinoco und seines Stromgebietes beigelegt. Der Stoff ist so groß, dass er in dem

engen Rahmen eines Schulprogrammes nicht vollständig bearbeitet werden kann. Immerhin aber ist dem Verf. der Entwurf eines übersichtlichen Bildes der Erforschung der Orinocoländer gelungen, indem er in großen Zügen von Colons Zeit an die Forschungsergebnisse des Conquistados von Mexiko, Diego de Ordaz, dann Alonzo de Herrera, Walther Raleighs u. A., und hierauf die wissenschaftliche Erforschung dieser Länder durch katholische Priester, die Dominikaner, Franziskaner, Augustiner, Capuziner und besonders die Jesuiten vor Augen führt, von welch letzteren die wertvollsten Berichte über die Orinocoländer aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte herrühren. In etwas eingehenderer Weise werden die wichtigsten Ergebnisse der Reise Humboldts besprochen und die Leistungen Rob. Herm. Schomburgks und J. Chaffanjons entsprechend gewürdigt. Der Schilderung der fluvialen Verhältnisse des Orinoco und der landschaftlichen Darstellung seines Stromgebietes ist beiläufig derselbe Raum gewidmet, wie dem historischen Theile dieser Arbeit, und es kann auch der zweite Abschnitt dieses Programmaufsatzes als ein gutes, kurzes und übersichtliches Orinoco-Charakterbild bezeichnet werden. Als Quellen wurden vom Verf. nebst Anderen Humboldt, Sachs, Petermanns Mittheilungen, Chaffanjon, Klöden und Sievers Venezuela benützt.

Wien.

Dr. F. Grassauer.

Archäologischer Ferialcurs an der Universität Innsbruck.

Auf Anordnung des hohen k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht hat an der Universität Innsbruck, ebenso wie im Vorjahre (vgl. Zts. f. öst. Gymn. 1894, S. 665), während der Pfingstwoche (vom 4. bis 8. Juni) 1895 ein archäologischer Ferialcurs für Gymnasialprofessoren mit folgender Vortragsordnung stattgefunden: Prof. Emil Reisch: Archäologische Beiträge zur Erklärung der homerischen Gedichte. 3 Stunden. Neue Funde und Forschungen in Athen, Delphi und Kleinasien. 6 Stunden. Vorlage und Kritik archäologischer Hilfsmittel für den Gymnasialunterricht. 4 Stunden. — Prof. Rud. v. Scala: Neuere Darstellungen der alten Geschichte. 3 Stunden. Culturzustände Ägyptens zur römischen Kaiserzeit, nach den Papyrusfunden. 2 Stunden. — Prof. Franz R. von Wieser: Die Urnenfriedhöfe in Tirol. 4 Stunden. — Prof. Anton Zingerle: Übungen auf dem Gebiete der lateinischen Epigraphik mit besonderer Berücksichtigung neuester Funde in Österreich. 4 Stunden. An diesen Vorträgen haben im ganzen 24 Herren von den Gymnasien in Bozen, Brixen (Staatsgymnasium und Vincentinum), Feldkirch (Staatsgymnasium und Gymnasium der P. Jesuiten), Hall, Innsbruck, Meran, Trient (deutsches und italienisches Gymnasium) theilgenommen.

Entgegnung.

Herr Professor Adolf Bauer hat meinen Programmaufsatz „Res Raeticae“ im Jahrgange 1894 dieser Zeitschrift S. 671 in einer ebenso gehässigen als entstellenden Weise besprochen. Er klammert sich an eine Nebensache, auf die ich selbst nie ein großes Gewicht gelegt habe, nämlich an das Etruskische — ich habe zu diesem Nothbehelfe nur gegriffen, um ein paar Zwischen- und Übergangsformen mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erschließen —, verschweigt aber, dass der Brenner, das alte Verbindungsthor zwischen Italien und Deutschland, bei Seneca *Pyrene*

genannt wird. Diese Deutung ist bisher unwidersprochen geblieben, und eine andere Erklärung müsste auch im höchsten Grade gezwungen erscheinen. Dazu kommt, dass gerade der Brennerpass in den lateinischen Urkunden des Mittelalters vorzugsweise den Namen Pyrene führt. Mit Senecas Stelle beginnt aber die gesicherte urkundliche Überlieferung und die Gleichstellung des herodoteischen *Πυρήνη* und des Namens Pyrene bei Seneca bildet den eigentlichen Angelpunkt der Arbeit, aber nicht, wie Herr Bauer glauben machen will, die Gleichung *Purene = Πυρήνη*. Dass man unter *Alpis* den *Inn* und unter *Karpis* die *March* zu verstehen habe, ist nicht meine Erfindung, sondern die Annahme der früheren Erklärer, wie im Texte ausdrücklich bemerkt ist. Ob weiters *Stolz* und *Unterforcher* im Rechte sind, wenn sie die Identität von *Vallgenain* und *Vallis Genanorum* bestreiten, lasse ich dahingestellt sein, dann ist es aber ein merkwürdiger Zufall, dass in demselben Thale, etwa eine Wegstunde südlich von *Maais*, zwei Bauernhöfe, die jetzt allerdings in der Regel -in den Auen- oder -Auenhöfen- genannt werden, im Volksmunde noch allgemein unter dem alten Namen „*Genau*“ bekannt sind. Ich habe von der Thatsache selbst erst seit zwei Jahren Kenntnis und habe mich seitdem oft von der Richtigkeit überzeugt, ohne zu ahnen, dass ich einmal davon zu meiner Vertheidigung werde Gebrauch machen müssen. Wenn endlich der *Rec.* bei mir den gänzlichen Mangel an „*Methode* und *Besonnenheit* in der Verwertung der Forschungsergebnisse anderer und in der Beurtheilung von Namensanklängen“ constatirt, so ist das einfach ein unbewiesener Vorwurf, und ich wäre in der Lage, diesem Richterspruche ganz anders lautende, von wenigstens ebenso autoritativer Seite herrührende Urtheile entgegenzuhalten; aber ich verschmähe es, mich hinter den Namen anderer zu verschanzen. Doch auf die Kritik des Herrn Bauer gibt es keine bessere Entgegnung als den Umstand, dass ich heute in der Lage bin, das, was ich damals nur dunkel ahnte, nämlich die Existenz eines Handelsweges von *Italien* über den *Brenner* in die baltischen Länder in vorrömischer Zeit, zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit erheben zu können.

Otto Schrader — wohlgemerkt, nicht ich; ich habe nur die Schlussfolgerung gezogen und die Nutzenanwendung gemacht — hat nachgewiesen, dass Namen für *Gold* und *Zinn* im *Altpreußischen* und *Littauischen* aus dem *Altlateinischen* stammen, und nach *Scherer* müssen diese Wörter noch vor der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. in die genannten Sprachen eingedrungen sein. Weiters findet sich in der *Naturalis historia* des *Plinius*, der noch eine lebendigere Vorstellung von diesen Verhältnissen hatte als wir, folgender von *Sadowski* in einem der ersten Capitel citirter Satz: „*Signa Tuscanica, per terras dispersa, quin in Etruria factitata sint, haud est dubium.*“ Nun ist von jeher die außerordentliche Ähnlichkeit und Verwandtschaft der in *Hallstatt* und in *Ostpreußen* gemachten Funde mit den älteren *etruskischen Fabricaten* aufgefallen. Da nun aber eine directe Verbindung zwischen *Italien* und *Preußen* auf sprachgeschichtlichem Wege erwiesen ist: soll es da nicht mehr als wahrscheinlich sein, dass diese Gegenstände auf dem Wege directer Handelsbeziehungen importirt oder nach importirten Mustern gemacht sind? Dass aber dieser Handelsweg höchst wahrscheinlich über den *Brenner* geführt hat, lehren die *ethnographischen Verhältnisse* und die *Bodengestaltung*. Ob die große Menge *Bernsteins* aus dem vierten *mykenischen Grabe*, der, wie ich aus *Paul Wolters* eigenem Munde hörte, nach den Ergebnissen der chemischen Untersuchung ganz sicher von der *Ostsee* stammt, weil die *pontischen Griechen* noch um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. keine Ahnung von der *Ostsee* und ihren Anwohnern hatten, auch schon durch *italische Händler* in die *Mittelmeerländer* gelangte, lasse ich vollständig dahingestellt. Aber soviel kann ich sagen: da eine alte Verbindung zwischen den *baltischen Ländern* und dem *Mittelmeergebiet* auf *archäologischem Wege* und eine directe Verbindung

zwischen Italien und Preußen in vorrömischer Zeit auf sprachgeschichtlichem Wege erwiesen und die Verwandtschaft zwischen den Hallstätter und ostpreußischen Funden einerseits und den etruskischen Fabricaten andererseits auffallend genug ist, so ist meine Hypothese von einem auf dem Bernsteinhandel beruhenden Zusammenhange zwischen dem *Πυρήνη* des Herodot und dem Pyrene bei Seneca keineswegs so „gänzlich unbegründet“, wie Herr Bauer meint.

Die großen Mängel meiner unter dem äußersten Zwange der Verhältnisse in Stellvertretung eines andern in der kürzesten Zeit entstandenen und vorzeitig der Öffentlichkeit übergebenen Schrift kennt niemand besser als ich selbst; aber so erbärmlich, wie Herr Bauer sie hinstellt, ist sie noch lange nicht, und gegen seine Kritik muss ich mich auf das entschiedenste verwahren. Mit der Vorbereitung zu meiner Reise vollauf beschäftigt und längere Zeit krank, hatte ich Bauers Recension vollständig übersehen. Erst in Athen bekam ich durch einen Auszug Kenntnis davon, aber in den Besitz einer Abschrift bin ich erst vorgestern gelangt, daher die späte Entgegnung.

Neapel, am 19. Juni 1895.

Georg Mair.

Erwiderung.

Die Gleichstellung der bei Herodot genannten Stadt Pyrene, bei der der Ister entspringt, mit dem Pyrenaeus, der Germanorum transitus non inhabit, bei Seneca und, wie ich hinzufüge, der ersteren mit dem heutigen Orte Perjen bei Landeck in Tirol ist allerdings der Angelpunkt der Arbeit des Herrn G. Mair. Diese Gleichsetzung ist falsch und darum halte ich seine Aufstellungen nach wie vor für gänzlich unbegründet. Ich kann aber darüber mit Herrn G. M. nicht rechten, da es ihm auf solche „Nebensachen“ wie „ein paar Zwischen- und Übergangsformen“ augenscheinlich nicht ankommt. Hass empfinde ich gegen den mir persönlich unbekanntem Verf. durchaus keinen. Ich habe ihn „phantasie-reich“ genannt, während ich einen anderen Ausdruck hätte wählen können, denn ich hatte aus seiner Arbeit bereits den Eindruck erhalten, dass er, wie oben zugestanden wird, die Existenz eines Handelsweges von Italien über den Brenner in die baltischen Länder „nur dunkel ahnte“. Ich stelle endlich fest, dass Herr G. M. für die dreiste Behauptung, ich hätte seine Schrift „in entstellender Weise“ besprochen, jeden Beweis schuldig geblieben ist.

Graz.

Adolf Bauer.

Zur Aufklärung.

Auf S. 418—419 des 45. Jahrganges (1894) dieser Zeitschrift ist eine Anzeige der Schrift K. Burdachs „Vom Mittelalter zur Reformation“ von Dr. K. Wotke enthalten, in welcher auch über „Tadras in jeder Hinsicht ungenügende Publication“ gesprochen wird. Soweit mir bekannt, äußert sich Burdach in seiner Schrift einmal über meine Publication der „Cancellaria Iohannis Noviforensis“ (Archiv für österr. Gesch. Bd. 68), wo er bedauert, dass ich in derselben die allgemeinen Einleitungen und Arengen der Briefe ausgelassen habe — was wohl Ansichtssache ist —, sagt aber kein „hartes Wort“ dabei; im übrigen hat er diese meine Ausgabe in seiner Schrift erschöpfend benützt. Ein wirklich „hartes Wort“ sagt Burdach wohl über die Ausgabe der Summa oder Cancellaria Caroli

IV., indem er schreibt, dass dieselbe ganz ungenügend herausgegeben einen geradezu schœublichen, durch Fehler der Űberlieferung und des Herausgebers entstellten Text bietet, doch ist diese Ausgabe nicht von mir, sondern von Th. Neumann vor 50 Jahren im „Neuen Lausitz-Magazin“ Bd. 23 verœffentlicht worden. Ich will die Ausgabe Neumanns nicht vertheidigen, sie ist schlecht: aber wer Gelegenheit hatte, sich űber den verdorbenen Text der meisten Handschriften dieser Summa zu űberzeugen, der wűrde gewiss nicht ein so hartes Wort — gar mit Rűcksicht auf die Zeit dieser Ausgabe — gebrauchen. Herr Dr. K. Wotke hat nun augenscheinlich beide Ausgaben, nœmlich meine „Cancellaria Iohannis Noviforensis“ und Neumanns „Cancellaria Caroli IV.“ verwechselt oder fűr eine Ausgabe gehalten und die „harten Worte“, die der Ausgabe der Summa von Neumann gelten, als meiner Ausgabe der Cancellaria Iohannis Noviforensis geltend angefűhrt!

Indem ich um Constatierung dieses Sachverhaltes ersuche, theile ich mit, dass eine neue Ausgabe der Summa oder Cancellaria Caroli IV. von mir besorgt im Mœrz d. J. im „Histor. Archiv Ceskű akademie- in Prag erschienen ist, dass sich also die von Burdach im Jahre 1891 geschriebenen „harten Worte“ gewiss nicht auf diese beziehen kœnnen.

Prag.

Ferd. Tadra.

Scriptor der k. k. Univ.-Bibliothek.

Berichtigung.

Burdach schreibt S. 75: „Die Historiker haben sich bisher, damit nur unter dem einseitigen Gesichtspunkte des Gehaltes an . . . Urkundenmaterial befasst und bei ihren Ausgaben wohl gar die Arengen, welche fűr die literarische Betrachtung am ergiebigsten sind, fortgelassen.“ Und l. c. A. 1: „Tadra bekennt z. B. in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Cancellaria Iohannis Noviforensis Archiv f. œsterr. Gesch. 68, 9) ganz arglos, er habe die in dem bekannten schwulstigen Stile geschriebenen Einleitungen und Arengen zu den Briefen groœentheils ausgelassen und nur das eigentlich Wesentliche aufgenommen, als ob nicht gerade jene mindestens ebenso ‚eigentlich wesentlich‘ als der historische Inhalt der Briefe wœren!- Diese Anmerkung gehœrt zum Worte „fortgelassen“. Ob diese Worte berechtigt seien, kann doch nur fűr den „Ansichtssache“ sein, der keine Ahnung davon hat, worauf es bei der Verœffentlichung von Werken œlterer Humanisten ankommt. Auch nur ein solcher wird Burdachs Worte nicht als harte empfinden. Neben Burdachs Arbeit sei Herrn Tadra das Studium des Herrmannschen A. v. Eyb (Berlin 1893) wœrmstens empfohlen. Auf das andere gehe ich nicht ein, weil ich Herrn Tadra auf eine Anfrage (Prag, 26. Mœrz d. J.) postwendend die obige Berichtigung mitgetheilt habe und er erst spœter diese Entgegnung an die Redaction eingesendet hat.

Oberhollabrunn.

Dr. Karl Wotke.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Adalbert Stifters Beziehungen zur Familie Greipl in Friedberg im Böhmerwalde.

Auf Grund bisher unbekannter Briefe zusammengestellt von
J. J. Ammann.

Nachdem ich bereits in einem Feuilleton der „Deutschen Zeitung“ vom 16. Februar 1893, Nr. 7593, öffentlich mitgeteilt habe, dass Adalbert Stifters Briefwechsel mit Fanni Greipl in Friedberg gerettet sei, finde ich endlich Gelegenheit, die längst verloren geglaubten Briefe A. Stifters hier zu veröffentlichen und wissenschaftlich zu beleuchten. Sie gewähren uns einen schätzenswerten Einblick in A. Stifters bisher wenig gekanntes Jugendleben und besonders in seine ideale Jugendliebe. Die „Briefe von A. Stifter“, die Johannes Aprent (Pest, Verlag von Gustav Heckenast 1869, 3 Bände) herausgegeben hat, enthalten fast nichts über A. Stifters Beziehungen zum Greipl'schen Hause und geben auch nur ein dürftiges Bild seiner Sturm- und Drangzeit (vgl. den 15. Band, Briefe aus den Jahren 1832 bis 1840). Im Jahre 1888 erschien in Leipzig die neue Volksausgabe „A. Stifter. Ausgewählte Werke, mit einer Einleitung von Im. Weitbrecht“, die in manchem Hause Einkehr hielt und das Interesse für unseren Hochwalddichter neu belebte. Es ist besonders erfreulich, dass die Jugend von ihm nicht ablässt, denn für sie sind seine Schriften eine empfehlenswerte Quelle sprachlicher und ideeller Ausbildung. Doch gestattet eine Volksausgabe dieser Art nur dürftigen Einblick in die Lebensverhältnisse des Dichters, und beim Mangel einer entsprechenden biographisch-literarhistorischen Arbeit kann der minder eingeweihte Leser durch A. Stifters Werke hindurch nicht wohl auf den Grund und Boden blicken, aus welchem die Werke ihren Saft sogen und emporgesprosst sind. Und doch wollen Dichtungen wie „Der Hochwald“, „Die Mappe meines Urgroßvaters“, „Der Nachsommer“... im Zusammenhange mit des Dichters Leben recht verstanden sein. Unser Heimatsgenosse J. K.

Markus hat sich zur Zeit der Enthüllungsfeier des Stifterdenkmales auf dem Blöckensteine in seiner Festschrift redlich bemüht, Leben und Werke seines großen Landsmannes dem Volke näher zu rücken (A. Stifter, Wien 1877 bei A. Hölder). Im Jahre 1892 erschienen im 41. Jahresberichte der k. k. Staats-Oberrealschule in Wien III. (Landstraße) von Professor und Historienmaler Ferdinand Axmann „einige bisher noch nicht veröffentlichte Briefe A. Stifters“, die die freundschaftlichen und künstlerischen Beziehungen A. Stifters zu dem berühmten Kupferstecher Joseph Axmann klarlegen. Im Jahre 1893 brachte ferner Prof. Franz Neumann im 20. Jahresberichte der deutschen Staatsrealschule in Pilsen einen „Beitrag zu A. Stifters Biographie“. Ich hatte dieser Veröffentlichung mit Spannung entgegengesehen, da mir bei einem Besuche der Verwandten A. Stifters in Oberplan mitgetheilt worden war, Herr Prof. Neumann habe daselbst einen „Korb voll Stifterbriefe“ behufs Veröffentlichung erhalten. Man erzählte mir, dass auch anderen, fremden Besuchern von A. Stifters Geburtshaus häufig Briefe A. Stifters, wie zum Andenken an den Besuch, zum Geschenke gemacht worden seien, jedenfalls eine beispiellose Art, mit heimatlich wertvollen Denkmälern umzugehen. Was es nun mit dem „Korbe voll Stifterbriefe“ für eine Bewandnis hat, kann ich auch heute noch nicht beurtheilen, da Prof. Neumann wohl „neue“ Beiträge zu A. Stifters Biographie bringt, diese jedoch einerseits mit bereits bekannten zusammenwirft, anderseits ohne besondere Quellenangabe mittheilt. Man schreibt doch Programmarbeiten nicht bloß für die Schüler, sondern auch für die wissenschaftliche Welt, und diese will immer wissen: wie, woher, warum!

Es ist bedauernswert, dass die Stifterbriefe auf so leichtsinnige Art in die Welt zerstreut wurden, infolge dessen eine biographisch-literarhistorische Arbeit, wie sie Dr. Anton Schlossar in Graz in Aussicht gestellt hat, sehr erschwert wird. Der geehrte Fachgenosse klagt, dass sein Aufruf um gefällige Einsendung Stifter'scher oder auf Stifter bezüglicher Briefe wenig Erfolg hatte. Auch Herr Prof. Joseph Kürschner in Stuttgart ist im Besitze von ca. 75 ungedruckten Briefen Stifters an seine Frau, die von ganz besonderem Reize sein sollen. Karl Pröll hat in der Prager Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 161, 1891, A. Stifter behandelt. Dr. Anton Schlossar hat auch bereits in der „E. k. Wiener Zeitung“ vom Februar 1893 und im 8. Hefte von Egggers „Heimgarten“, 1893, über bisher unbekannte Briefe A. Stifters Mittheilung gemacht, sowie in der „Allgemeinen deutschen Biographie“, 36. Band, S. 218—228, dessen Leben behandelt. — Ebenso noth thut eine umfassende biographisch-literarhistorische Arbeit über A. Stifter, wie eine würdige Neuausgabe seiner Werke.

Die Briefe, welche wir hier mitzuthemen in der Lage sind, stammen aus den Jahren 1828—1835, aus A. Stifters Universitätsjahren also, denn er hatte von 1818—1826 in Kremsmünster die

Gymnasial- und philosophischen Studien beendet und war darauf zur weiteren juristischen und naturwissenschaftlichen Ausbildung an die Universität nach Wien gezogen. Zu gleicher Zeit und eine Zeitlang mit Stifter zusammen in einer Wohnung studierten in Wien auch Anton Mugrauer und Franz Xaver Schiffler, zwei Jugendfreunde Stifters aus Friedberg, Medicin. Im 2. Bande der „Vermischten Schriften“ schildert A. Stifter in „Aus dem alten Wien“ und „Leben und Haushalt dreier Wiener Studenten“ selbst ihr damaliges Leben und Treiben.¹⁾ Stifter konnte auch ausgelassen lustig sein, immer aber führte er im Kreise seiner Freunde die Unterhaltung und förderte den Humor, den er sich auch durch saures Stundengeben nicht trüben ließ; ebenso rege blieb im allgemeinen sein Geist für alles Schöne und Große in Kunst und Wissenschaft. Die Reise nach Wien und wieder zurück in den Böhmerwald machten die Jugendfreunde gerne mitsammen. Da gieng es auf der alten Straße über den Friedauer Berg, Weißenbach, Zwettel nach Linz und von da die Donau hinab auf dem Schiffe. Die Friedberger Jugendfreunde Schiffler, bei dem Stifter auch schon früher oft in den Ferien verweilt hatte, und Anton Mugrauer brachten so auch A. Stifter mit nach Friedberg. Ant. Mugrauer hatte noch zwei Brüder daheim, Bartl und Franz Mugrauer, die auch in den Briefen genannt werden; ersterer starb 1890 als Inhaber des väterlichen Erbes in Friedberg, letzterer lebt heute noch als 80jähriger Greis in Wien und war vor dem Director der Tabakfabrik in Landskron. Der alte Herr, der noch jedes Jahr von Wien nach Friedberg auf Sommerfrische kommt, berichtete mir über den Anfang seiner Bekanntschaft mit A. Stifter: „Ich war noch ein ganz kleiner Student, als mein Bruder (Anton Mugrauer), Schiffler und Stifter von der Universität in Wien an einem schönen Herbsttage in Friedberg auf die Ferien ankamen. Damals lernte ich Stifter kennen, der bei der Familie Greipl freundliche Aufnahme fand und von da an jede Ferienzeit, so oft er mit den zwei obgenannten Collegien kam, in Friedberg und bei der genannten Familie mit ganz kurzen Unterbrechungen zubrachte. Nachdem ich das Gymnasium absolviert hatte, gieng auch ich mit ihnen nach Wien, wir nahmen uns mit noch einem Kameraden eine größere Wohnung auf, eine Bedienerin musste uns dieselbe während unserer Abwesenheit in Ordnung stellen, weil wir diese gewöhnlich während der Tageszeit, die mit der Frequentation der Collegien und mit Stundengeben absorbiert wurde, bis auf Stifter, der dort einigen Studenten Unterricht erteilte, nicht benützten. Stifter hatte gleich nach dem ersten Jahre Jus seine Studien auf den Nagel gehängt und besuchte gar keine Collegien, er erteilte bloß Privatunterricht in der Physik. Dieses Beisammensein dauerte aber nicht lange,

¹⁾ A. Stifters Leben von J. Aprent in der Einleitung zu den Briefen und F. Neumanns Programmarbeit, S. 7 ff.

denn Schiffler wanderte bald nach abgelegtem Rigorosum als Fabriksarzt nach Schwadorf, ihm folgte Bergmann als Homöopath nach Linz, mein Bruder blieb als Secundarius im Spitale, Stifter bezog eine ihm gelegeneren Wohnung und ich nahm im Jahre 1836 eine Hofmeisterstelle bei der Gräfin Gaisruck an und gieng mit der gräflichen Familie auf ihre Herrschaft.“

Diese Jahre bilden A. Stiffers eigentliche Sturm- und Drangzeit, sein eigener Genius musste die Herrschaft über den Zwang äußerer Lebensverhältnisse erlangen. Seine innere Gährung verathen uns noch seine Briefe von 1832 — 1840 (bei J. Apret, 15. Band), wo er selbst im Zweifel ist, ob seine Ideen auf Narrheit beruhen — Narr ist ein stehender Ausdruck bei ihm in dieser Zeit — oder ob sie zu einem höheren Ziele führen werden. Diese Zeit der Gährung, seinen Studiengenossen unverständlich, gieng vorüber und eine reiche Gedankenwelt klärte sich allmählich ab und nahm schöne Formen an. Freilich entfernte er sich in eben dem Maße, als er sich vom Brotstudium ab- und seinen Liebhabereien in Kunst und Wissenschaft zuwandte, von der materiell günstigen und erfreulichen Gestaltung seiner äußeren Lebensverhältnisse. Das wäre indessen noch erträglich gewesen, wenn dabei nicht zugleich sein schönstes Lebensglück, seine Jugendliebe wäre geopfert worden. Im dritten Theile des „Nachsommer“ hat uns Stifter ein dichterisch verklärtes Bild jener Tage entworfen, und wenn wir ihm in die Wirklichkeit folgen wollen, so führt uns der Weg in jenen stillen, weltentlegenen Markt des Böhmerwaldes, den wir bereits mit dem wohlklingenden Namen Friedberg bezeichnet haben. Es ist ein freundliches Plätzchen, umsäumt von fruchttragenden Feldern und tannenreichen Hügeln, bespült von den Wässern der Moldau, wo A. Stifter „seinen Doppeltraum geträumt, der bei jedem Menschen nur einmal und gewöhnlich vereint vorkommt, den Traum der Jugend und der ersten Liebe“. Wie seitwärts von Friedberg auf dem walddreichen Thomasberge Wittighausen, das uralte Stammschloss der Wittigonen thront, das einst diese Gegend beherrschte, so ragt auch aus diesem lieblichen Markte der Stammsitz einer trefflichen Bürgerfamilie hervor, die sich ebenso sehr durch edle Gesinnung, als durch Wohlhabenheit auszeichnete. Ein mächtiges Gebäude kennzeichnet noch heute den alten Besitz des Kaufmannshauses Greipl in Friedberg. Hier, wo auch die Wiege des gefeierten Contrapunktisten Simon Sechter (1788 — 1867) und des bekannten Physikers und nachmaligen Finanzministers Andreas Freiherrn von Baumgartner (1793 — 1865) gestanden, hatte A. Stifter in seinen Universitätsjahren die liebevollste Gastfreundschaft gefunden; hier hatte er, nur vier Stunden vom Elternhause entfernt, in den Ferien eine zweite Heimat und einen Kreis guter Freunde

Die Greipl waren aus dem nahen, in jüngster Zeit durch das Passionsspiel berühmt gewordenen Hörtitz um die Mitte des

18. Jahrhunderts nach Friedberg eingewandert, wo Adalbert Greipl ein Leinwandgeschäft, ähnlich wie der Vater Stifters in Oberplan, begründete, das sein Sohn Mathias allmählich zu hoher Blüte brachte. Unter seiner Geschäftsführung begründete das Greipl'sche Haus Leinwandniederlagen in Wien, Pest, Triest, Verona, Mantua, wurde aber durch die politischen und wirtschaftlichen Veränderungen von 1859 und der Sechzigerjahre — das Unglück verfolgt diese Industrie noch heute — in der Entwicklung gehemmt, so dass gegen Ende der Siebzigerjahre der weitere Betrieb des Geschäftes unmöglich wurde. Für die arme Bevölkerung des Böhmerwaldes war das Eingehen dieses Leinwandgeschäftes ein empfindlicher Schlag, denn aus weiter Entfernung kamen die Leinweber hieher, um die verfertigte Leinwand heimzuthun und Garn wieder in Empfang zu nehmen. Die Leinwandweberei war ein guter Nebenverdienst für kleine Ackersleute und bewahrte viele vor größerer Noth. Mathias hatte einen einzigen Sohn Mathias (junior) und vier Töchter: Fanni, Clara, Luise, Nanni. Das ist die zu Stifters Zeiten maßgebende Familie Greipl. Die wichtigsten unter diesen Personen sind für uns die Tochter Fanni, die A. Stifters Jugendliebe war, und Mathias (junior), der Jugendfreund Stifters. Fanni Greipl war am 27. Juli 1808 geboren, also um drei Jahre jünger als Stifter, und Mathias (jun.) am 8. April 1810, also fünf Jahre jünger als Stifter. Der junge Mathias studierte am Polytechnikum in Wien und half dann daheim seinem Vater im Geschäft. Im Jahre 1841 heiratete er Anna Pachner von Eggensdorf aus Krummau, kam aber erst 1855 zur selbständigen Führung des Geschäftes, das in den Fünfzigerjahren den Höhepunkt erreichte; er starb vor seinem Jugendfreunde Stifter bereits im Jahre 1861 und hinterließ zwei Söhne und zwei Töchter, von denen Gustav der Stammhalter des Hauses ist. Von den Töchtern war Clara und Luise verheiratet, nur Nanni blieb ledig. Sie wird auch öfters in Stifters Briefen erwähnt und starb 1879, 75 Jahre alt; der um seine Heimat verdiente, als Schuldirektor in Wien verstorbene Jordan Kajetan Markus, dem jüngst im Heimatsorte Friedberg eine Gedenktafel gesetzt wurde, widmete ihr in der hiesigen „Volkszeitung“ vom 21. Mai 1879 einen ehrenden Nachruf. Dieser ansehnliche Familienkreis wurde durch Freunde und Freundinnen noch weiter. Arzt Huber in Friedberg, der auch der Fanni Greipl huldigte, hatte drei Schwestern Nanni, Julie und Therese Huber, die mit Fanni Greipl sehr innig befreundet waren, sowie einen Bruder Wilhelm, Mediciner; auch Marie Blechinger, Tochter des ersten Glasfabrikanten in Ernstbrunn und spätere Frau des Arztes Franz Xaver Schiffler, weilte oft in diesem Kreise. In der Ferienzeit trafen nun F. X. Schiffler, Anton und Franz Mugrauer mit A. Stifter in Friedberg zusammen, in St. Thoma war auch ein mit diesen jungen Leuten sehr befreundeter Forstadjunct Johannes Tomschy und wohl noch die eine

oder andere gerne gesehene Person. Es ist nicht zu verwundern, wenn sich in diesem jugendlichen Kreise unter der Führung A. Stifters und unter dem materiellen Schutze der gastfreundlichen Familie Greipl Jugendhumor, edle Liebe und Freundschaft entwickelte.

Ein wehmüthiges Gefühl beschlich mich, als ich das erstmal das Greipl'sche Haus in Friedberg betrat, denn Kunst und Wissenschaft fand hier einst eine gastliche Stätte. Vater Mathias Greipl und seine treffliche Gattin, deren körperliche und geistige Tüchtigkeit man noch aus ihren Porträten erkennen kann, übten gerne edle Gastfreundschaft. Dieses Haus mit der blühenden Familie ist dasselbe, wo einst Andreas Baumgartner sein Lehrbuch der Physik geschrieben und A. Stifter geträumt, gedichtet und geliebt hatte. Überall Spuren und Denkmäler aus jener Zeit, das Todte erwacht vor unseren Blicken zu neuem Leben. Da ist noch das Zimmer, das stets für A. Stifter frei war, dort hängen neben den Ahnenbildern des Hauses zwei Aquarelle von Stifters Hand, das eine Friedberg, das andere eine Landschaft darstellend. Bezüglich des ersteren Bildes hatte A. Stifter am 3. Februar 1829 seiner „theuersten Freundin“ geschrieben: „aber Dein Friedberg soll recht, recht schön werden!“ Ein drittes Stifter'sches Aquarell, das uns eine Hochgebirgslandschaft mit einem Wildbache zeigt und mit der Jahreszahl 1829 versehen ist, ist gleichfalls im Besitze der Greipl'schen Verwandtschaft. Ein viertes Bild, die Ruine Wittinghausen, in Öl auf Holz gemalt, hatte Stifter dem Mathias junior verehrt, später aber zur Abcopirung zurückgenommen und zurückzustellen vergessen. In dem Bücherschranke lag die „Iris, Taschenbuch für das Jahr 1842“, herausgegeben von Johann Graf Mailath, 3. Jahrgang, mit der Widmung: „Zur Erinnerung an glückliche Jugendtage meinem unvergesslichen Freunde und Bruder Mathias Greipl (junior). Wien, am 1. Jänner 1842. Adalbert Stifter.“ S. 267 ff. ist darin der „Hochwald“ enthalten, wobei abermals eine Widmung steht: „Meinen lieben Freunden Mathias Greipl und Johannes Tomschy¹⁾ gewidmet.

„Hat der Wald euch einst geklungen,
Viele Wunder euch erzählt:
Ist's hier schüchtern nachgesungen
Und zu Hörern ihr erwählt.

Wien, am 1. Jänner 1842.

Stifter.-

Als ich auf dem Fenstergesimse eine Cactuspflanze bemerkte, fragte ich lächelnd die ehrwürdige und noch geistesfrische Großmutter des Hauses, die heute noch lebende Gattin des Mathias Greipl jun., ob dies vielleicht jener *Cereus Peruvianus* sei, der, wie es im „Nachsommer“ heißt, durch die Güte Heinrichs in den Asperhof gekommen war? Zu meiner Verwunderung bestätigte mir

¹⁾ War 20 Jahre Forstadjunct in St. Thoma.

die Frau, dass Stifter, der bekanntlich für Cacteen eine besondere Vorliebe hatte und sie in einem eigenen Zimmer pflanzte, in der That einmal eine solche Pflanze in dieses Haus gebracht habe, wovon auch dieser Stock noch herrühre. Mehr aber noch als diese Gegenstände hätten mich die zahlreichen Briefe interessiert, die Stifter im Laufe der Jahre seinem Jugendfreunde Mathias und der Familie Greipl, insbesondere Fanni geschrieben hatte. Sie waren im Hause sorgfältig in einem Koffer aufbewahrt, wurden aber leider im Jahre 1856 bei dem schrecklichen Brande, der den Markt heimsuchte, mit vielem anderen ein Raub der Flammen. Glücklicherweise waren aber die Liebesbriefe Stifters an Fanni nicht in diesem Koffer. Fanni hatte sie in ledigen Tagen bei sich behalten und vor ihrer Verheiratung ihrem Bruder Mathias übergeben, um die Erinnerungen an die alte Liebe nicht ins neue Heim zu verpflanzen. So blieben diese Briefe A. Stifters in der Familie erhalten und wurden mir durch die Freundlichkeit der Verwalterwitwe Frau Franziska Bezečny, einer Tochter des Mathias Greipl jun., zur Veröffentlichung überlassen. Sie gewähren, wie wohl deren nur acht sind und vielleicht nicht den ganzen Briefwechsel ausmachen, doch einen willkommenen Einblick in Stifters Jugendliebe und verbreiten Licht über einen besonders dunklen Abschnitt seines Lebens, der umso wichtiger ist, als diese Liebe in vielen Werken Stifters mächtigen und ergreifenden Ausdruck findet. Nicht mit Unrecht sind darum diese verloren geglaubten Briefe Stifters wiederholt schmerzlich vermisst worden. Es ist bekannt, wie oft Stifter von Friedberg aus mit seinen Jugendfreunden Wittinghausen besuchte, wie unübertrefflich er das alte Schloss mitsammt seiner wunderbaren Umgebung im „Hochwald“ gezeichnet, wie er in der „Mappe meines Urgroßvaters“ dem Vater Mathias Greipl als Kaufherrn, sowie dem Markte und den Bewohnern, im „Nachsommer“ seiner unvergesslichen Fanni ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Wir wissen auch, dass in dem „Heidebewohner“, im „Waldgänger“, im „Abschied“, im Briefe vom 24. September 1834 an Adolf Freiherrn von Brenner¹⁾ die Erinnerung an die geliebte Fanni immer wiederkehrt. In der „Erinnerung an Friedberg“ vom Jahre 1830 fragt er:

„Sage, warum, Herz, sehnest Du dich nach den düsteren Wäldern?

— Lebet ja dort manch' Bild süßer Vergangenheit auf!“

Wenn sich in all diesen Bekenntnissen Stifters zweifellos die unbesiegbare Macht seiner idealen Jugendliebe offenbart, so kann doch nicht verschwiegen werden, dass zu einer glücklichen Lösung dieses Liebesverhältnisses im voraus viele Bedingungen fehlten. Vor allem hatte sich das Liebesverhältnis im Verlaufe der Jahre aus freundschaftlichen Beziehungen erst allmählich entwickelt und war daher nicht mit elementarer Gewalt hervorgebrochen. Stifter

¹⁾ Vgl. Franz Neumanns Programmarbeit S. 10—13.

war 23, Fanni 20 Jahre, als sie sich ihrer gegenseitigen Liebe bewusst wurden; er war arm und ohne Aussicht auf eine sichere Lebensstellung, besonders da sein Herz immer mehr der Kunst als dem Brotstudium zugewandt war; sie ein begehrenswertes, wohlhabendes Mädchen. Diese ungünstigen äußeren Umstände hätte ein willensstarker junger Mann wohl besiegt, A. Stifter scheint aber in dieser Hinsicht wankelmüthig und unberechenbar gewesen zu sein. Bald ließ er sich ganz von seiner Herzensstimmung be-meinern und schlug die wärmsten Gefühlstöne an, bald trat der helle, berechnende Verstand dazu und dann brach er die gebauten Luftschlösser misstrauisch wieder ab; ja in ein und demselben Briefe ist ein solcher Wechsel der Stimmung zu bemerken. Kostbarer aber selbst als die Liebe und ein regelrechtes Familienleben mochte ihm eine gewisse Freiheit und Ungebundenheit im Dienste der Kunst und seiner eigenen Entwicklung sein. Nur aus einer derartigen Mischung und Gährung widerstrebender Gefühle lassen sich die tollen Streiche erklären, die Stifter seiner Jugendliebe gegenüber und darauf bei seiner Verheiratung begangen hat. Diese individuell merkwürdigen, für ruhig denkende Menschen schwer verständlichen Charakterzüge in Stifters Sturm- und Drangzeit sind psychologisch interessant, sie verrathen keineswegs einen Normalmenschen, sondern eine ganz eigen geartete Menschennatur, vielleicht eben das extreme Wesen eines dichterischen Geistes, mag es mitunter auch menschlich unangenehm berühren. Wie edel und milde das ganze Lebensbild Stifters in den späteren Jahren erscheint, in dieser Jugendzeit hat es doch auch seine gewissen Unebenheiten und Härten.

Wir geben zu den Briefen selbst über, die wir in Wortlaut und Schreibung genau nach den Originalien wiedergeben, wir be-gleiten dabei nicht nur in der Schreibung, sondern auch im sprachlichen Ausdrucke auffälligen Eigenheiten, die für Stifter und seine Zeit charakteristisch sind. Die Beförderung der Briefe von Wien in den Böhmerwald nahm in jenen Tagen viel Zeit in Anspruch; in Linz mochten sie oft lange liegen, bis sie mit einer Fahr-gelegenheit nach dem entlegenen Friedberg gelangten. Es ist daher auch bei dringlichen Briefen nicht befremdend, wenn auf ein Schreiben erst in ein bis zwei Monaten die Antwort erfolgt. Häufig wartete man, bis sich zu einer Sendung mehr zusammengefunden hatte oder bis Jemand von den Verwandten oder Bekannten sich selbst zur Reise anschickte. Mathias Greipl musste selbst öfters im Jahre Geschäfte halber nach Wien, und solche Gelegenheiten wurden in jeder Weise ausgenützt. Man kennt die Umständlich-keiten des Verkehrswesens aus jener Zeit, doch können wir sie uns kaum mehr recht vergegenwärtigen. Gewiss war unter solchen Umständen und da man in der Ferienzeit mündlich verkehren konnte, der Briefwechsel nicht so häufig, vielleicht einigemal im Schuljahre. Wenn wir nun bedenken, dass Stifter am 7. November

1828 an Fanni den ersten Brief schrieb, dass er am 14. Februar 1830 sich beklagt, dass er seit dem Anfange des November auf eine Antwort Fannis warte, dass bald darauf ein Bruch des Verhältnisses erfolgt ist und dass am 5. Februar 1833 der Briefwechsel auf Wunsch der Eltern Fannis überhaupt eingestellt wurde, so kann die Zahl der Stifter'schen Briefe jedesfalls nicht viel größer gewesen sein, als die überlieferten, mindestens scheint Fanni die wichtigsten davon aufgehoben zu haben. Die Briefe Stifters vertheilen sich auf die Jahre 1828—1835 folgendermaßen:

Stifters	I. Brief an Fanni	aus Wien vom	7. Nov.	1828,
"	II. " " "	" " "	3. Febr.	1829,
"	III. " " "	" " "	15. Mai	(1829),
"	IV. " " "	" " "	1. October	1829,
"	V. " " "	" " "	15. Nov.	1829,
"	VI. " " "	" " "	14. Febr.	1830,
"	VII. " " Mathias (jun.)	" " "	4. Juli	1830,
"	VII. " " Fanni aus Oberplan	" " "	20. August	1835.

Im Anschlusse folgen dann noch zwei Briefe und ein Gedichtchen Fannis an ihre Jugendfreundinnen Julie und Nanni Huber, die auch auf dieses unglückselige Liebesverhältnis ein scharfes Licht werfen.

Zuerst möge hier der erste Brief Stifters folgen:

I. Vienne.

A Mademoiselle Mademoiselle Fanni de Greipl a Friedberg.

Liebe theure Freundin!

Ich habe dir versprochen, oder besser gesagt, du hast mir erlaubt, an dich schreiben zu dürfen; und von dieser Erlaubniß mache ich daher Gebrauch, und sende dir diese Zeilen von Wien, nebst meinen tausendfachen Gruß. Beynahe unerträglich ist mir wieder das Leben in Wien auf jene glückliche goldene Zeit, in welcher ich in so angenehmer Gesellschaft im Budweiser Kreise herumfuhr. Ich werde jener Tage in Ewigkeit nicht vergessen, es waren die schönsten Ferien meiner ganzen Studienzzeit. Für jedem Menschen von Bildung und feinem Gefühle ist es ein inniges Lebensbedürfniß, sein Herz an andere Menschen anzuhängen, die er lieben, mit denen er in herzlichem Verkehre leben kann. Darum ist es mir bey euch so wohl, weil ich weiß, dass ihr mir alle gut seyd, und weil ich das seelige Gefühl genießen kann, euch recht von Herzen lieben zu dürfen. Vergieß nicht, liebe Fany! auf das, was ich dir in den Ferien sagte, es kamm aus dem aufrichtigen Herzen deines besten Freundes. — Doch das wirst du längst vergessen haben, nur eines bitte ich dich, spotte nie über meine Schwäche, es würde mich ungemein schmerzen, denn ich habe dich wirklich recht mit ganzem Gemüthe lieb, und werde dich immer liebem. Ich weiß es ja, es ist nur ein liebliches Phantom, es ist

nur ein Kartenhaus, an dem ich mich so sehr ergötze, doch mir ist dieses Phantom dieses Kartenhaus so lieb, und mich wird der Wind sehr betrüben, der es gewiß über kurz oder lang umblasen wird. Wenn es eine Thorheit ist, die ich begehe, so ist bloß jenes Herumfahren Schuld, wo wir uns beyde so nahe kamen — doch es mögen die Sachen stehen, wie sie wollen, über dieß einzig sey überzeugt, dass ich stets dein Freund in der vollen Bedeutung des Wortes bleiben, und nie zweydeutig gegen dich handeln werde, sondern jederzeit offen redlich und wahr. Ich hätte dir unendlich viel zu sagen, was man alles einem Briefe nicht einschalten kann. Schreibe ja gewiß, ich bitte dich herzlich darum.

Stifter.

Wien am 7^{ten} November 1828.

Der erste Brief Stifters an Fanni ist vom 7. November 1828, es ist der erste schriftliche Gruß Stifters, nachdem ihm Fanni beim Abschied in den Ferien gestattet hatte, ihr schreiben zu dürfen. Der Wieneraufenthalt ist ihm „auf jene glückliche goldene Zeit, in welcher er in so angenehmer Gesellschaft im Budweiser Kreise herumfuhr“ beinahe unerträglich. Unter diesen Fahrten sind Ausflüge nach Rosenberg, Hohenfurt, Krummau, Ernstbrunn, Oberplan.. zu verstehen, alles liebliche Punkte des Böhmerwaldes, die von Friedberg aus mit Greipls Fuhrwerk häufig besucht wurden. „Jenes Herumfahren“, bekennt Stifter, „ist schuld daran“, an seiner Liebe nämlich, und wenn die „liebe Fanni auf das, was er ihr in den Ferien sagte, nicht vergessen soll“, so deutet dies gewiss auf eine Liebeserklärung in dem Sinne hin, dass er doch die Hoffnung hegte, er werde vielleicht einmal um Fannis Hand anhalten können. Vorderhand blieb ihr inniger gewordenes Verhältnis geheim, denn Fannis Mutter wollte nichts von Studentenliebe wissen. Schön und wahr ist Stifters Bekenntnis: „ich habe dich wirklich recht mit ganzem Gemüthe lieb und werde dich immer lieben“, und doch erklärt er alles gleich darauf wieder für „ein liebliches Phantom“, für „ein Kartenhaus“, für „eine Thorheit“. Dieser Gegensatz zieht sich auch durch die folgenden Briefe durch. Fannis Gegenliebe musste sehr stark sein, um bei solcher Aussichtslosigkeit nicht gleich zu erlahmen; sehr schmerzlich musste es sie daher berühren, als sie in entscheidenden Augenblicken bei Stifter den nöthigen guten Willen und die Thatkraft vermisste, der sie zu einer glücklichen Vereinigung führen konnte. Was half da „der Freund in der vollen Bedeutung des Wortes“, wenn die Liebe sich bewähren sollte!

Bis Fanni diesen Brief Stifters vom 7. November 1828 erhielt, mochte der November zuende gewesen sein, und bis Stifter wieder die Antwort Fannis erhielt, mochte es Neujahr 1829 geworden sein. Es ist daher anzunehmen, dass der folgende Brief Stifters vom 3. Februr 1829 thatsächlich der zweite Brief Stifters

an Fanni ist, zumal da er lange Entschuldigungen wegen seines langen Schweigens vorbringt. Fannis Erwiderung auf Stifters ersten Brief kennen wir nicht, doch aus Stifters zweitem zu schließen, muss sie harmlos und wohlwollend gewesen sein. Stifter scheint davon nicht befriedigt gewesen zu sein, sondern eine starke, ihn selbst erhebende Liebeskundgebung Fannis erwartet zu haben, wenn er auch vorher seine Liebe selbst eine Thorheit genannt hatte. Wir lassen zunächst den zweiten Brief Stifters folgen.

II. Mademoiselle Mademoiselle Fani Greipl.

Theuerste Freundin!

Ich bin so eitel, mir einzubilden, daß du schon recht ungehalten seyn wirst, weil dein freundliches Zuschreiben so lange keine Antwort erhalten hat. In der Voraussetzung also, daß dir meine Antwort und aber auch mein Stillschweigen nicht gleichgültig sey, entschuldige ich mein langes Schweigen damit, daß ich wirklich keine Minute Zeit mir abnöthigen konnte, indem ich, da der Hofmeister des Grafen Colloredo krank war, die ganzen Geschäfte desselben zu besorgen hatte, so daß ich um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr in der Frühe fortging, und $\frac{1}{2}$ 9 Uhr Abends nach Hause kam, und dieß täglich, so lange der Hofmeister krank war. Es ist dies zwar eine abgenützte Entschuldigung, die des Zeitmangels, aber ich denke, du wirst deinem Freunde das Zutrauen schenken, daß er dich nicht hintergehen will. Dein Schreiben, das du so ungerichter Weise ein Gekritzel nennest, hat mich im höchsten Grade entzückt, da es mich doch einiger Maaßen überzeugte, daß meine Freundschaft, und dein Wohlwollen gegen mich doch nicht jenen flüchtigen Charakter hat, der der Zuneigung eigen ist, die man gewöhnlich einem gutem Bekannten, mit dem man sich einige Zeit hindurch gut unterhält, so lange er da ist, weihet, und wenn er fort ist, nach und nach des fröhlichen Gesellschafters vergißt. Verzeihe mir — anfangs glaubte ich fast, die mit euch Mädchen in den langen Ferien geschlossene Freundschaft, die so enge zusammen gezogen wurde, daß ihr uns das brüderliche Du erlaubtet, würde nichts weiter seyn, als das momentane Aufwallen eines fröhlichen Augenblickes, wo das jugendliche Gemüth von dem allgemeinen Vergnügen hingerissen, sich zu etwas verpflichtet, was doch, wenn die Zeit so nach und nach ihre Schleyer darüber legt, zuletzt so verhält wird, daß es schwächer und schwächer durchschimmert, — und endlich ganz aus dem Bewußtseyn sinkt. Es würde mich sehr schmerzen, wenn die gegenseitige Zuneigung in unserem Zirkel, die sich auf Offenheit und Vertrauen im Umgange gründet, diesen Gang alles Menschlichen nehmen müßte, obwohl Liebe und Vertrauen als Kinder des Geistes gleich ihrem Vater unabhängig von dem Gesetze der Sinnenwelt und des Vergänglichlichen unsterblich seyn sollen, und ewig! Zürne nicht, wenn ich

noch zweifle, ob nicht der Geist des Flüchtigen doch ein Mahl unsere Freundschaft anhauchen werde! — Ich fürchte mich schon auf die Zeit, wo das so schöne brüderliche Band sich allmählig lösen wird, und wo der Jugendzeit, der Zeit unbefangenen freudigen Liebens, als eines schönen Traumes gedacht werden wird, der der gemeinen Wirklichkeit Platz machen mußte. Und so wird man von Tag zu Tag ärmer, wie sich eine Jugendfreundschaft nach der andern von dem Herzen ablöset; denn nur der ist reich, der geliebt wird, und lieben darf. Dann habe ich nichts mehr auf der Welt, wenn ich nicht einen Bruder oder Freund mehr habe, den ich lieben, für den ich fürchten, hoffen und sorgen darf. Aber nicht wahr ich mache dich nur verstimmt mit meinen düsteren Betrachtungen. Sieh ich bin recht gut versorgt was die Bedürfnisse des Lebens anbelangt, und doch werde ich, der sonst so lebenslustige, ich möchte sagen ausgelassen lustige, von Tag zu Tag ernster, wie du es schon bemerkt hast, daß ich in den vergangenen Ferien nicht mehr so lustig war, als früher, und meine Stirne verfinstert sich. Einen großen Theil davon mag das Bewußtsein haben, daß ich einen gewissen Wunsch, der mein höchster ist, nie und nimmermehr erreichen werde. Nun er fahre hin, aber lieb wird er mir bleiben, so lange ich lebe. Laß dich nicht traurig machen durch Obiges! Mathis hat mich nicht recht verstanden. Ich schrieb ihm, daß ich einen lithographirten Abdruck von Grünau wüßte (er war nehmlich in der Kunsthandlung am Michaelsplatz) und daß ich mich zu etwas entschließen könnte, nehmlich ihn zu kaufen, und für dich zu mahlen. Aber denke dir meinen Zorn und Verdruß, als ich, freylich erst nach langer Zeit, hinging, und erfuhr, daß er weg, und der letzte gewesen sey. Es ist mir sehr leid, daß ich einen Wunsch, den zu befriedigen nun nicht mehr in meiner Macht steht, in dir erregte; aber dein Friedberg soll recht, recht schön werden. Ich habe es schon 2 Mahl angefangen, allein jedes Mahl wieder herabgerissen, da es mich nicht befriedigte. Laß es bis ins Frühjahr, wo es lichter wird, denn jetzt kann keine Farbe rein und klar aufgetragen werden, da das so nothwendige Bedürfniß, helles Sonnenlicht gänzlich fehlt. Dein Vater wird es dir bey seiner nächsten Wienerreise bringen. Wenn du mir nur einen Buntel als Belohnung für meine Arbeit machest, so ersuche ich dich, mir keinen zu machen — ich hätte ihn lieber deiner Zuneigung verdankt. Unterhältst du dich gut im Fasching? Warst du schon oft auf Bällen? Was macht die Nani? Hat wohl — das geht mir immer im Kopfe — hat wohl der heurige Carneval wieder ein Unglück unter deinem Busentuche angerichtet??? Schreibe mir bald, bald, bald, gleich nach Empfang dieses, und alles, alles, was du von dir und der Nani weißt, und N. B. sagen willst. Lebe wohl, grüße die Nani tausend mahl.

Wien am 3. 2. 1829.

Dein Freund
Stifter.

In den Herbstferien 1828 war in der jugendlichen Greiplgesellschaft „das brüderliche Du“ eingeführt worden, was wohl mit den Anfang der innigeren Beziehung zwischen Stifter und Fanni bezeichnet. Das Mädchen mochte in seiner Antwort etwas zurückhaltend gewesen sein, da Stifter selbst sich über seine Liebe kleinmüthig geäußert hatte. Dies veranlasste ihn hier zu noch größerem Kleinmuth, als wollte er damit aus Fanni eine entschiedene Erklärung und Ermuthigung hervorlocken. Sein „Wunsch, der sein höchster ist“, sollte dadurch an Erreichbarkeit gewinnen, dass die begehrenswerte Kaufherrntochter über alle Missverhältnisse hinweg sich ihm ganz zueigen machte. Statt dessen mochte sie aber gleiche Verzagtheit fühlen wie er selbst, denn sie wusste, dass ihre Eltern zu einer Heirat oder auch nur zu einem Liebesverhältnis bei unsicherer Lebensstellung nie ihre Einwilligung geben würden. Die scheinbare Gelassenheit Stifters ist also nur verhaltener Schmerz, diese Stimmung drängt nach Klärung, das tiefinnige Freundschaftsgefühl nach einer entschiedenen Liebeserklärung. Sein Seelenzustand ist damit gekennzeichnet, dass er „der sonst so lebenslustige von Tag zu Tag ernster“ wird und dass ihm „immer im Kopfe umgeht, ob wohl der heurige Carneval nicht wieder“ — an Bewerbern fehlte es Fanni nicht — „ein Unglück unter ihrem Busentuche angerichtet hat“. Einen Beutel „zur Belohnung“ für sein Gemälde „Friedberg“, das er wirklich für Fanni malte und das noch heute im Greipl'schen Hause aufbewahrt wird, verschmäht Stifter, er hätte ihn lieber „ihrer Zuneigung“ verdankt. In dem Satze: „Lass dich nicht traurig machen durch Obiges!“ steckt fast eine verletzende Spitze, es ist ein Blitzstrahl aus schwüler Luft, der ein nahes Gewitter ankündigt. Der frostige Ton des ganzen Briefes musste ein liebendes Mädchenherz, das sich zu den größten Opfern stark genug fühlte, kränken und verletzen.

Wir sind von der Antwort Fannis auf diesen zweiten Brief besser als anderwärts unterrichtet, da Stifter in seinem dritten Briefe Stellen aus ihrem Antwortschreiben citirt. Stifters dritter Brief ist vom 15. Mai ohne Jahreszahl, doch lässt sich wohl mit Bestimmtheit annehmen, dass es das Jahr 1829 ist. Es ist anzunehmen, dass vom 3. Februar bis zum 15. Mai noch ein Briefwechsel stattfand, doch nicht mit Fanni, sondern zwischen Mathias junior und Stifter, denn Fanni hatte sich auf Stifters zweiten Brief in „langes Stillschweigen“ gehüllt. Als sie dann endlich erwiderte, sagte sie ihm gründlich und zwar ungefähr folgendermaßen ihre Meinung: „Du (Stifter) würdest gewiss nicht zürnen über mein so langes (2—3 Monate) Stillschweigen, wenn Du die Ursache wüsstest.“ Diese Ursache gibt Fanni nicht an, Stifter erfuhr sie aber von seinem Freunde Mathias. In Friedberg hatte sich nämlich die Meinung verbreitet, dass Stifter „die künftigen Ferien nicht hinauf (nach Friedberg) kommen werde, weil er wegen eines

Mädchens hier (in Wien) bleiben werde“. Das scheint bloß ein Klatsch gewesen zu sein, war aber mit Stifters verletzendem zweiten Briefe in Verbindung ganz dazu angethan, Stifter in den Augen Fannis untreu erscheinen zu lassen, daselbe, was er gerade ihr zugemuthet hatte. Sie sagte ihm, von diesem Gedanken beherrscht, daher in ihrer Antwort noch weiter: „Deine Freundschaft muss erkaltet sein, da Du Misstrauen in die meinige setzest — Die Frage, die Du in Deinem letzten Briefe an mich machest (ob der Carneval nicht wieder ein Unglück unter ihrem Busentuche angerichtet habe?), die lass mir unbeantwortet. Warum, Stifter, soll ich Dir noch eine Erklärung über das machen, was Du vielleicht schon lange als Thorheit erkennest (sehr fein heimgezahlt!)? Lass uns lieber von den Ferien nichts mehr schreiben, denn mir ist seit Deinem letzten Briefe, als wäre Dir die Erinnerung an den Herbst die Störerin mancher Deiner Freuden etc. Treten wir wieder zurück in unser ganz früheres Verhältnis, ich weiß, Du wünschest es! — Wenn Du aufrichtig sein wolltest, würde ich in Deinem nächsten Briefe sehen, dass es Dir in Deinen Briefen schon Mühe kostet, so zu scheinen, wie Du im Herbste zu sein glaubtest.“

Auf diese Antwort hin, die Fannis geistige Selbständigkeit sowie ihr hohes weibliches Ehrgefühl trefflich kennzeichnen, hatte nun Stifter vollauf zu thun, um das verlorene Gleichgewicht der Gemüther wieder herzustellen. So, wie Fanni es auffasste, hatte Stifter es ja in seinem Briefe nicht gemeint; er wollte Fanni nur zu einem entschiedenen Bekenntnis drängen und über sein Verhältnis zu ihr volle Klarheit erlangen, statt dessen war aber die Verwirrung nur größer geworden und er selbst, der Eifersüchtige, wurde der Untreue beschuldigt. Das Gewitter hatte sich entladen. Stifter spricht nun in dieser peinlichen Lage offen und frei wie ein rechter Mann, vertheidigt sich Punkt für Punkt und beweist seine ehrliche Gesinnung, zum Schluss aber verlangt er von Fanni eine unumwundene Erklärung, er „kann und will nicht länger in diesem Zwitterverhältnisse zwischen Freundschaft und Liebe schweben, mag die Antwort sein wie sie wolle“. Lassen wir zunächst Stifter selbst reden.

III. Am 15^{ten} May (1829?)

Theuerste Freundin!

Dein letztes Schreiben, so sehr mich das Erblicken der bekannten Schriftzüge erfreute, hat mir sehr großes Mißvergnügen gemacht, da es mich so tief in meinem Selbstgeföhle ergrif und verletzte. Ich achte dich und deine Freundschaft zu mir viel zu hoch, als daß ich nicht die Mittel, die mir so gerechter Weise zu Gebothe stehn, ergreifen sollte, um meine Ehre vor dir und deinem Bruder, der ebenfalls an mir zweifelt, zu rechtfertigen.

Um dieß um so bündiger thun zu können, so will ich deinen Brief Zeile für Zeile durchgehen, beantworten, und wo es nöthig ist, widerlegen. Du schreibst, daß ich gewiß nicht zürnen würde über dein so langes Stillschweigen, wenn ich die Ursache wüßte, und doch giebst du diese Ursache nicht an — soll ich also aufhören, über dein Schweigen beunruhigt zu seyn, so sage mir die Ursache desselben. Eine andere Stelle in deinem Schreiben sagt: daß meine Freundschaft erkaltet seyn müsse, da ich Mißtrauen in die deinige setze. Wirst du das Mißtrauen, wenn ein Mann ein Kleinod besitzt, ja noch nicht ein Mahl besitzt, sondern es sehnlichst zu erlangen wünschet, und wenn er nun dieß Kleinod wie sein Auge wahret, und es ängstlich gleich zu verlieren glaubt, sobald ein Umstand eintritt, der seinem Besitze Gefahr zu drohen scheint — wirst du dieß Mißtrauen nennen können. Wer dabey gleichgiltig bleiben kann, ob sein Freund ihm schreibt, oder nicht schreibt — der liebt nicht. Ich möchte um alles nicht, daß jemand, an dessen Liebe mir gelegen ist, ruhig seyn könnte, wenn ich ihm sehr lange nicht schriebe. Du darfst mir daher meine Zweifel und Besorgnisse schon verzeihen, es sind Kinder einer aufrichtigen Neigung. — Ferner lautet es in deinem Briefe wörtlich: Die Frage, die du in deinem letzten Briefe an mich machtest, die laß mir unbeantwortet, warum, Stifter, soll ich dir noch eine Erklärung über das machen, was du vielleicht schon lange als Thorheit erkennest — laß uns lieber von den Ferien nichts mehr schreiben, denn mir ist seit deinem letzten Brief, als wäre dir die Erinnerung an den Herbst die Störerin mancher deiner Freuden etc.. Was du mit dieser Stelle sagen willst, verstehe ich durchaus nicht. Ist es Spott oder Ironie, oder beleidigte dich in meinem letzten Schreiben, daß ich meine Liebe zu dir eine Thorheit nenne. Fany, wenn es dich beleidigte, dann hast du mich gewißlich mißverstanden. Nicht die Liebe zu dir nenne ich Thorheit, sondern das nenne ich Thorheit, daß ich immer und immer Hoffnungen habe, immer eine schöne Zukunft träume, wo doch die Verhältnisse so stehen, daß sie vermuthlich die so so süßen Hoffnungen nie — in Ewigkeit nie in Erfüllung werden treten lassen. Darum nenne ich sie Thorheit, weil sie dir und mir so manches Weh bereiten kann, darum meinte ich, es wäre besser, wenn sie nicht da wäre, um nur dir nicht Unglück zu bereiten, da diese Leidenschaft nie zu Glücke führen kann, darum kämpfte ich schon im Herbste gegen das Aufkeimen derselben in meiner Brust an, um deinen Frieden nicht zu stören, darum war ich traurig, weil ich sie doch nicht bezwingen konnte, und kein fröhliches Ende absah, und doch diese Liebe nicht lassen konnte, darum findest du in mir den Widerspruch, daß ich dich jetzt mit aller Macht des Herzens mein zu nennen wünsche, und jetzt wieder mich zwingt, es für besser zu

halten, wenn es wäre, wie früher — und darum nannte ich diese Liebe eine Thorheit! und sage — hab ich Unrecht? Aber was ich unter Thorheit verstehe, hat einen tieferen, und quälenderen Sinn als was du meinst. Die Vernunft sagt mir: Bringe das Mädchen durch deine Liebe nicht um ihre Ruhe, und doch kann ich die Neigung meines Gemüthes nicht vertilgen, wie es die kalte Vernunft fordert. So herrschen 2 Stimmen in mir, die sich widersprechen, und so geschieht es, daß ich dir in demselben Augenblicke sage daß ich dich liebe — und auch daß es besser wäre, wir wären bloß Freunde. Könnte ich nur mein geheimstes Fühlen vor dir entfalten wie ein Buch, damit du mich verständest aber nimmer und nimmer kann ich in Worte kleiden, was so lebendig vor der Seele steht, und du mißverstehst mich vielleicht wieder. — Dieses Kämpfen und Ringen, dieser Widerspruch in mir, oder besser gesagt, das Gewissen, das mir vorwirft, ich zerstöre deine Ruhe, selbst wenn ich dich unaussprechlich und treu liebe, ich als Mann sollte stärker seyn — dieß ist, was mich quält, und in diesem Sinne hast du Recht, wenn du die Erinnerung an die Ferien eine Störerin meiner Freuden nennst. Verstehst du aber darunter, es reue mich, weil ich nun kälter geworden bin — dann thust du mir schweres Unrecht, das ich wahrhaftig von dir am allerwenigsten verdienet habe, da ich alle Freuden nicht mit meiner Liebe vertauschen möchte, selbst wenn sie mir Schmerz bringt. Ferner heißt es in deinem Briefe: „treten wir wieder zurück in unser ganz früheres Verhältniß, ich weiß du wünschest es.“ Fany! das konntest du schreiben!? Wäre es denn dir so leicht zurückzutreten? Mir nicht. Auf Ehre, bey dieser Stelle mußte ich mich in die Unterlippe beißen und das Wasser tritt mir in die Augen. Meinst du, es sey so leicht, das vorige Verhältniß der Unbefangenheit und Ruhe herzustellen? Wo ein Mahl das Gleichgewicht gestört ist, sey es durch Liebe, sey es durch Haß, dort ist es nimmer wieder herzustellen, denn es wird immer und ewig eine gewisse Spannung und Ängstlichkeit oder Befangenheit herrschen, die die Seele hindert, sich frey und freudig zu bewegen. Deßhalb haben wir beyde nur mehr die Alternative, daß wir uns recht lieben, oder ganz entfremden müssen, es giebt kein drittes. Muthe mir ja nicht zu, daß ich das Zurücktreten in den vorigen Stand wünsche — o Himmel! wenn es auf meine Wünsche ankäme, was so ganz anders wünschte ich mit jeder Pulse meines Lebens — doch wenn du meinst, es müsse ein Trennen und Vergessen seyn — nun in Gottes Nahmen, ob auch ein Herz sich darob in Unmuth und Verachtung jedes schönen Gefühles, das so belohnt wird, verzehret, das macht nichts — ganz und gar nichts. —

Der Schluß deines Briefes trieb mir die Röthe des Zornes in das Gesicht, denn er ist höchst beißend, beynahe möcht' ich sagen: hämisch. Du schreibst, daß wenn ich aufrichtig

seyn wollte, du in meinem nächsten Briefe sehen würdest, daß es mir in meinen Briefen schon Mühe kostete, so zu *scheinen*, wie ich im Herbste zu seyn *glaubte*. Während ich hier sitze und an Zeichnungen für euch arbeite, und mich schon im Voraus an eurer Freude ergötze: bekomme ich einen Brief, wo *solches* darin steht!! Ich glaube du solltest mich besser kennen, ich scheine nie, ich bin, und ich setze jederzeit meine Ehre darein, auch das zu scheinen, was ich bin, Masken hab' ich stets gehaßt und sonst würdest du wohl wenig von meiner früheren Liebe wissen — ich hab' es nie verborgen, dazu bin ich zu stolz — ich will meine Thaten nicht verheimlichen, sondern sie vertheidigen gegen jedermann, der sie zu schmähen unternimmt. Du weißt, ich habe dir nie geschmeichelt, ja oft unangenehmes gesagt, dadurch unterscheide den Mann von Ehre von den Stutzer und dem Heere der Cour-Macher — weßhalb sollte ich denn jetzt auf ein Mahl anfangen zu scheinen, was ich nicht bin. Ich hab gleich mit Beginn des Schuljahres alle Correspondenz mit Linz gänzlich abgebrochen, weil ich es unter meiner Ehre achtete, nur in der entferntesten Berührung zu stehn mit jemand, den ich beschuldigt werde geliebt zu haben. Sage mir doch um des Himmels willen, wie bist du denn auf den Gedanken gekommen, zu meinen, ich habe mich geändert? Mein letzter Brief kann unmöglich die Ursache gewesen seyn, oder du hast ihn gänzlich mißverstanden — aber es ist nicht möglich. Warum gabst du denn den Grund nicht an, wegen dem du mich für verändert hieltest. Dein Bruder war nicht so bedenklich, denn er hat mir geschrieben, daß in Friedberg die Meinung herrscht, daß ich künftige Ferien nicht hinauf kommen werde, weil ich wegen einen Mädchen hier bleiben werde. Ich muß lachen und mich ärgern über diese bizarre Meinung. Wie fällt euch denn so was ein, da ich den ganzen Tag so beschäftigt bin, daß ich nicht ein Mahl Zeit hätte, ein Mädchen zu besuchen, selbst wenn ich mit einem bekannt wäre — nun aber kenne ich ja gar kein einziges Frauzimmer in ganz Wien, außer vom Sehen aus — und werde die Ferien da bleiben!!! Ja vergangenen Donnerstag unterhandelte ich recht lebhaft mit H. Jax Mediziner im 2^{ten} Jahre, daß er bey dem Hofrath v. Sommer während der Ferien statt meiner Stunde gebe, damit ich ja hinauf könne. Alles dieses wird Schiffler und Mugerauer bezeigen — so stehn die Sachen, und nun verkenne mich, wenn du darfst! Es hat mir tief weh gethan, jedoch ich weiß mich ohne Fehl — und hoffe mich vor dir gerechtfertiget zu haben. Und nun, Fanny, wiederhole ich meine Frage des vorigen Briefes. Ich bitte dich, weiche mir nicht aus, sag es mir gerade zu — ich kann und will nicht länger in diesem Zwitterverhältniß zwischen Freundschaft und Liebe schweben — mag die Antwort seyn wie sie wolle, ein Mahl muß es entschieden werden — nur zweifle nicht mehr an meiner Liebe und Aufrichtigkeit —

fürwahr mit keinem Mädchen bin (ich) so redlich umgegangen.
Schreibe mir *recht recht* bald.

Der Nanni alles Schöne.

Stifter.

Stifter erklärt Fanni, dass sein Misstrauen in ihre Treue nur „Zweifel und Besorgnisse“ um ihre Liebe seien, „die Kinder einer aufrichtigen Neigung“, die durch ihr langes Stillschweigen erzeugt wurden. Damit scheint er wohl auch den unzarten Anfang seines zweiten Briefes entschuldigend zu wollen. Dass Stifter „seine Liebe zu Fanni eine Thorheit“ genannt, hatte besonders verletzt, doch stand dies nicht „in seinem letzten Schreiben“, sondern im ersten Briefe, was Stifter entfallen ist. Er führt über diesen Punkt eine schöne und edle Vertheidigung und bezeichnet seinen heißen Gewissenskampf zwischen Vernunft und Liebe als „Störerin seiner Freuden“. Zu Fannis Vorschlag „wieder in das ganz frühere Verhältnis zurückzutreten“ ruft er aus: „Fanni! das konntest du schreiben!“ Den bitteren Vorwurf, dass er „anders sei als schein“ entkräftet er damit, dass er „gleich bei Beginn des Schuljahres eine gewisse Correspondenz mit Linz gänzlich abgebrochen“ und Fanni selbst „von seiner früheren Liebe“ erzählt habe. Er kann nicht fassen, dass „sein letzter Brief“, d. i. der zweite, eine solche Gesinnungsänderung in Fanni hervorgerufen haben könne. In Wien sei er mit gar keinem Mädchen bekannt und er „unterhandle recht lebhaft mit H. Jax Mediciner“ — ein Leinwandhändlers-Sohn aus Oberneukirchen in Oberösterreich — wegen Übernahme seiner Stunden bei dem Hofrath von Sommer, damit er in den Ferien ja hinauf (in die Heimat) könne. Dafür seien Schiffler und Mugrauer Zeugen, die Friedberger Freunde. Wenn Stifter bemerkt, dass er „hier sitze und Zeichnungen für sie arbeite und sich schon im voraus an ihrer Freude ergötze“, so meint er damit wohl das Aquarell Friedberg, das er Fanni versprochen und auch gemalt hatte. Am Schlusse dieses Briefes „wiederholt er seine Frage des vorigen Briefes“, womit er „das Zwitterverhältnis zwischen Freundschaft und Liebe“ gelöst wissen möchte. So bestimmt war diese Frage im vorigen Briefe nicht gefasst, allein in der Frage, ob Fanni im Carneval nicht ihr Herz wieder einem andern geschenkt habe, war der gleiche Gedanke ausgesprochen, und Fanni scheint sich im Carneval 1828 für einen Mann interessiert zu haben, der jedenfalls schon damals Stifters Eifersucht erregt hatte. Vielleicht ist der Friedberger Arzt Huber damit gemeint, dem Fanni wohl gefiel.

Wie nun Stifters Frage beantwortet wurde, wissen wir nicht, denn wir besitzen vor den Hauptferien 1829 keinen Brief Stifters mehr. Es ist wohl anzunehmen, dass Fanni Stifters dritten Brief in freundlicher entgegenkommender Weise beantwortet habe. Wahrscheinlich erwiderte auch Stifter wieder, und nach dem vorübergezogenen Gewitter zeigte sich wieder der helle Himmel über den

Liebenden. Die folgenden Hauptferien wenigstens bieten uns das Bild herzlichster Liebe, und, ob nun obige Frage ganz oder theilweise oder auch gar nicht entschieden wurde, der Herzensbund ist einstweilen besiegelt. Der vierte Brief Stifters als der erste nach den Hauptferien von 1829 ist am ersten Tage nach seiner Ankunft in Wien geschrieben und gewährt uns einen tiefen Einblick in seine Seelenstimmung, „unaussprechliche Wehmuth war in seinem Herzen“. Stifter redet sie in diesem Briefe als „seine herzlichstgeliebte Freundin“ an und unterzeichnet sich als „Dein Dich ewig liebender Freund“. Dieser Brief verräth uns besonders Stifters tiefe Herzensneigung zu Fanni und zugleich sein offenes kindliches Gemüth. Die praktische Lebensfrage, das alte Gespenst, ist allerdings noch nicht verschwunden, aber einstweilen tiefer in den Hintergrund gedrängt. Hören wir Stifter selbst.

IV.

(Wien) Am 1^{ten} Oktober 1829.

Meine herzlichstgeliebte Freundin!

Die schlechte stinkende Luft, der Lärm und vor allem mein Herzweh sagen mir, daß ich in Wien bin. Gestern Abends, d. i. Mittwoch am 30^{ten} September kamen wir bey noch scheinender Sonne in Nußdorf an, und es ist heute mein einziges tröstliches Geschäft, diese Zeilen an dich zu schreiben. O Fanny! in meinem ganzen Leben habe ich noch keinen so innigen Schmerz gefühlt, als der war, mit dem ich am Montage Morgens vor deinem Bette stand und Abschied nahm. Mir war, als müßte ich von allem, was die Erde nur immer Liebes und Freundliches für mich hat, auf immer scheiden, als stände mir ein unglücksvolles Jahr bevor. In den Mantel gehüllt, ging ich, ohne mit den andern zweyen ein Wort zu reden bis auf den Friedauer-Berg voraus. Dort setzten wir uns auf, warfen aber schon in dem Walde vorn um, jedoch ohne uns zu beschädigen. Bis in den Weissenbach waren wir fast schon durch und durch naß, und in der Zwettl mußten wir vor Nässe Stock und Stiefel ausziehen. Allein das schlechte Wetter war das geringste Ungemach, was mich traf, eine unaussprechliche Wehmuth war in meinem Herzen, und ich mochte auf die verschiedenste Weise mich zu zerstreuen suchen: immer und immer stieß ich wieder auf irgend einen Gegenstand oder Gedanken, der mich auf dich erinnerte. In Linz sprach die Jungwirthin von dir, erkundigte sich nach euch — ich sog ihr jedes Wort von den Lippen. Bey dem Mugeraner Barthl schickte ich euch die letzten Grüße, und ging auf das Wasser — o Gott! es war nicht lustig. Entweder ich mußte recht übertrieben und toll durch einander schwärmen, lachen und poltern: oder ich saß auf dem Dache oder ganz vorn auf dem Spitze des Schiffes, und dachte an die Vergangenheit, und hieng Luftschlösser bauend meinem

Schmerze nach, der in aller seiner Wehmuth doch das Süsse hatte, daß er das Bewußtsein mit sich führte, daß ich von dir so herzlich geliebt werde. Wien hat meine Traurigkeit nicht vermindert, sondern im Gegentheile vermehrt. O mir ist die Stadt und ihre Menschen und all ihr Treiben und Wogen und Lärmen verhaßt wie der Tod. Alles hier verwundet mich, und alles ist mir widerwärtig, weil es hier so ganz anders ist als bey euch, wo Güte und Redlichkeit des Gemüthes und Liebe zu Hause ist. Wir wissen erst, wie theuer uns unsere Freunde sind, wenn wir sie nicht mehr haben. Jetzt erst weiß ich, wie unendlich ich dich liebe, da 32 Meilen zwischen uns liegen, da ich deinen freundlichen Blick nicht sehe, deine Stimme nicht höre, und dir nicht sagen kann, wie mir um die Seele ist. Überall, wo ich gehe und stehe, überall gehst du mir ab, immer ist mir, als sollte ich dich wo aufsuchen, als sollte ich dir dieß oder das sagen, als müßte ich dich irgend wo finden: aber wo mein Auge hintrifft, begegne ihm kalte und fremde Blicke, die mich daran mahnen, daß ich wieder in den herzlosen Wien bin. Lächle nicht, wenn ich dir sage, daß mir selbst das Essen nicht schmeckt, und daß ich mich schon allemahl auf die Nacht freue, wo ich entweder schlafend von gar nichts weiß, oder ein Traum mich täuscht, daß ich bei dir bin. Fanny, liebe liebe Freundin! wenn ich den Gedanken denken sollte, daß wir uns einst trennen müßten — ich bitte dich, übereile dich nicht, wenn man dir eine Parthie vorführt — du zerrisest mir das Herz, wenn ich dich unglücklich wüßte — und doch was wird es anders seyn? — ein Fremdling wird kommen und mit kalter Hand dein Herz dahinführen, das mich und dich unendlich glücklich gemacht hätte. Er wird dich nicht kennen, dich nicht nach Verdienst würdigen können — und mir — mir bricht das Herz, wenn ich dich in rohen liebeleeren Händen wüßte. Doch wenn irgend Treue und Glauben in der Welt ist, so bitte ich dich, baue und traue auf mich, eher verlasse ich das Leben, als ich dich verlasse. Wenn du Muth hättest, und Vertrauen auf mein Ehrenwort oder, besser gesagt, auf meine Rechtschaffenheit! feste Ausdauer muss endlich zum Ziele führen.

Was mich betrifft, so wollte ich jede Kraft, die nur immer in mir liegt, aufregen zur Thätigkeit, ich will arbeiten, was ein Mensch arbeiten kann — aber du müßtest aus Liebe und Vertrauen in mein Versprechen dich selbst zum Lohne meiner Mühe aufsparen. Es müßte doch ein Mahl eine Zeit kommen, wo ich mit Ehren vor deine Eltern treten könnte, und sie bitten, daß sie mir dich als mein Liebstes auf Erden geben möchten. Dann soll deine Mutter ein Beyspiel erleben, daß doch nicht jede Studentenliebe vergänglich sey. Denke nicht, Fanny, daß ich schwärme, nein, seitdem ich eine weitläufigere Unterredung mit dem Hofrathe Sommer hatte, (die du nächstens erfahren sollst) seit dem ist es mein nüchterner, unabänderlicher Entschluß, dich

zu gewinnen, oder ich verlange mir sonst gar keine Anstellung und keine Freude auf der Welt. Freylich wirst du mir einwenden, es gehe zu lange her; aber ein starkes Gemüth steckt sich ein weites Ziel, allein es läßt nicht ab, bis es dasselbe erreicht — und wenn es wahr ist, wenn du mich liebst, wie ich dich, — dann ist auch dir das Ziel nicht zu weit, und die Ausdauer nicht zu lange. Und überdieß, was ist denn an dem ganzen Plane Unmögliches und Zweifelhaftes? Im schlimmsten Falle kann es 6—8 Jahre dauern, und warum soll treue Liebe diesen Zeitraum nicht überwinden können? Nur kleine und schwache Seelen schrecken vor großen, und weit aussehenden Planen zurück. Anderer Seits aber hat man auch Beyspiele, daß es schnell geglückt ist. Heute erzählte mir der Reisser, daß einer (den Nahmen hab' ich vergessen) der im vorigen Jahre absolvirt hat, nun in Linz mit 600 fl. C. M. angestellt ist. Hat es diesem geglückt, wer kann es mir absolut absprechen? Ich habe Gönner, und zwar große, meine Liebe giebt mir Muth, und Gott hat mir Talente verliehen, die mich zu großen Erwartungen berechtigen, warum soll ich bey Anwendung alles dessen nicht vorwärts kommen? Darum fasse Muth, und verzage nicht, bleiben nur wir uns treu und harren standhaft aus, so muß auch das Glück uns treu bleiben. Von meiner Seite setze ich dir meine Seligkeit zum Pfande, (ich sage nicht zu viel und weiß wohl, was ich da sage und verspreche) daß ich nur dich nehme, falls du treu bleiben willst, und solltest du 100 Jahre alt seyn. Jetzt weißt du alle meine Beschlüsse. Antworte mir darauf aufrichtig, und wie dir's um das Herz ist. Schreibe mir sogleich, ich bitte dich herzlich, Mädchen! und alle deine Meinungen, deine Gefühle, alles, alles was auf dich Bezug hat. War dir denn auch so weh und bange? Wie brachtest du denn die Tage zu? Deine Krankheit quälet mich auch immer. Noch ein Band will ich heuer zwischen dir und mir anknüpfen, das so manches freundliche Wort zu dir bringen kann — ich meine das Bürgerblatt. Alle Gedichte, die du mit dem Nahmen Ostade unterzeichnet finden wirst, sind von mir. Sage aber niemanden etwas davon, denn es könnte so manches darinnen seyn, was einer Deutung fähig wäre. — Pflege den Cactus, er ist von meinen Händen gepflanzt. Grüße mir die Nanni zu 1000 Mal, auch die Minna, ich habe das Mädchen recht lieb gewonnen. Warte mit deiner Antwort nicht erst, bis der Mathis schreibt, sondern laß dir von ihm ein Couvert über deinen Brief machen. Ich wohne nicht bey dem Schiffler und Mugeraner. Lebe wohl zu tausend und tausend Mahlen, und wenn du mich ein wenig liebst, so schreibe mir recht, recht bald, ich bin

Dein dich ewig liebender

Freund Stifter.

Meine Adresse: Landstraße, Rabengasse, Palfysches Haus, Thür N^o 9 abzugeben bey dem Portier.

Der Abschied Stifters von seiner Fanni wurde dadurch noch schmerzlicher, als sie gerade krank, wiewohl nur vorübergehend, zubette lag. Mugerauer Bartl hatte die Jugendfreunde von Friedberg nach Linz geführt. Man fuhr die alte Straße über den Friedauer Berg nach Heuraffel und nach Weißenbach, der erste größere Ort in Oberösterreich, woher auch Fannis Mutter stammte, dann nach Zwettel, hinter Leonfelden, endlich nach Linz, wo man bei der Jungwirtin in Urfahr einkehrte. Der Bartl kehrte wieder nach Friedberg zurück, die jungen Herren „giengen auf das Wasser“, d. h. sie fuhren auf einer großen Zille mit einem gedeckten Schutzraum von Linz nach Nussdorf-Wien. Und Wien ist ihm nun „verhasst wie der Tod“, wenn er an Fanni denkt, und er kann „den Gedanken nicht denken, dass sie sich einst trennen müssten“. Er will wissen, ob ihr „denn auch so wehe und bange“ war wie ihm und bittet sie um rasche Antwort und um Aufschluss über „alle ihre Meinungen und Gefühle“, über alles auf sie Bezügliche. Er will noch ein besonderes Band zwischen ihm und ihr knüpfen dadurch, dass er im Bürgerblatte Gedichte veröffentlichen will unter dem Pseudonym „Ostade“. Das Österreichische Bürgerblatt für Verstand, Herz und gute Laune erschien in Linz wöchentlich in zwei Nummern, redigiert von Friedrich Eurich. Vom Jahrgange 1831 an ist kein Ostade darin zu finden und die maßgebenden Jahrgänge von 1829—1830 konnte ich leider nicht erlangen, sie sind nicht einmal im Museum Francisco-Carolinum in Linz. Der von Stifters Händen gepflanzte Cactus hat sich im Greipl'schen Hause bis heute erhalten.

Auf die innige Bitte Stifters an Fanni, sie möge, wenn sie ihn ein wenig liebe, ihm „recht, recht bald schreiben“, erfolgte auch eine verhältnismäßig rasche Antwort. Der vierte Brief Stifters ist vom 1. October 1829 und die Antwort darauf erhielt er am 20., aber nicht „dieses Monats“, wie Stifter im folgenden fünften Briefe vom 15. November, wohl nur aus Versehen, angibt, sondern „vergangenen Monats“, wie es heißen soll, denn am 15. November konnte er noch keine Antwort vom 20. November haben. Stifter scheint gleich begeisternde Gegenliebe und schwärmerische Kundgebungen erwartet zu haben, erhielt aber ein etwas kurzes und ruhiges, mehr sachliches Schreiben, wodurch er herabgestimmt wurde. Wir erfahren aus Stifters fünftem Briefe einiges von dem Inhalte dieses Schreibens. Vor allem war die Hauptfrage bezüglich ihres Verhältnisses wieder nicht beantwortet, allein Stifter vermochte aus ihrer Antwort nun doch drei Fälle zu erschließen: „Entweder das Verhältnis fortführen, wie es jetzt besteht oder es ganz aufheben oder das Ganze ihren Eltern offenbaren und ihrem Gutachten anheimstellen.“ Was war nun von diesen zu wählen? Fanni schrieb: „Immer unter lauter Heimlichkeiten fortleben, dies könne auch Stifter selbst unmöglich gut heißen“, anderseits aber „wisse er, wie ihre Mutter von den jungen Herru denke, daher

gebe sie jede Hoffnung auf, dass die Mutter jemals einwilligen werde“. So wäre denn eben nichts anderes übrig geblieben, als das Verhältnis aufzuheben, und das vermochte Fanni nicht selbst vorzuschlagen. Stifter zieht diesen Fall bereits in Betracht und möchte dann die Liebe zu Fanni auf seine Arbeiten und auf die Menschheit übertragen, wenn nur sie glücklich werde. Recht ernst mochte es ihm mit dieser verstandesmäßigen Berechnung nicht sein, doch gewinnt der Gedanke der Aussichtslosigkeit schon hier bestimmtere Formen.

Wir lassen den fünften Brief Stifters vom 15. November 1829 folgen.

V.

Theuerste Freundin!

Deine Zeilen habe ich am 20^{ten} dieses Monathes erhalten. Ich habe schon mit einer unerwartlichen Ungeduld auf eine Antwort von dir geharrt, und du kannst dir denken, mit welcher Hast ich, da es Nacht war und ich nach angezündetem Lichte deinen Brief auf dem Tische liegen fand, das Siegel aufriß, und deine Worte überflog. Aber schon bey Entfaltung des Blattes wollte mich Mißmuth beschleichen, als ich sah, daß der Inhalt desselben gar so kurz sey. Es ist so ein schönes Gefühl, das wir haben, wenn wir die Schriftzüge eines entfernten lieben Freundes erblicken, und durchwandern, und wenn wir aus jeder Zeile seinen Geist, sein Herz, sein Leben und Weben hervorblicken sehen: so scheint mir dieß eine Art geistigen Umganges und Genusses, die Worte vertreten die Stelle des abwesenden Lieblings, und jede Kleinigkeit hat Werth für den begierigen Leser. Ein so kurzer Brief kömmt mir vor, als ob zwey Freunde, die sich lange nicht gesehen haben, an einem Ort zusammenkämen, sich da einen guten Morgen wünschten, und wieder von dannen gingen. Hat man sich denn nicht unendlich viel für die Herzen so wichtige Kleinigkeiten zu sagen? Ist denn nicht das Schreiben selbst eine Unterredung mit dem Freunde? Mir wenigstens ist es fast eben so süß an ferne Liebe zu schreiben, als von ihnen Briefe zu empfangen, und wenn ich dir ein ganzes Blatt klein angeschrieben habe, so ist mir immer noch, ich hätte dir noch eine Menge zu sagen. Sieh alles dieß drängte sich sogleich vor mein Gemüth, und ich konnte des unangenehmen Gefühles nicht Meister werden, so zwar, daß es mir sogar schien, als sey selbst die Form des Briefes obenhin und kalt. Mag seyn, daß der Anflug der trüben Stimmung bey Erblickung der Kürze des Schreibens auch dem Inhalt desselben eine dunklere Farbe lieh, mag auch seyn, daß ich zu viel erwartete, denn wie viel hat man nicht dem abwesenden Freunde in dem ersten Briefe zu sagen, wie viel wünscht er nicht zu erfahren, jede Regung der Seele nach seiner Abreise, jedes Wort, jede Kleinigkeit von seiner Geliebten möchte er erfahren — daher entschuldige

Ich dich gerne, und will mich bemühen zu glauben, mein unangenehmes Gefühl rühre daher, daß ich den Brief in einer andern Stimmung gelesen, als du ihn geschrieben hast.

Den Inhalt in Bezug auf den Punkt unseres Verhältnisses muss ich durchaus billigen, und ich achte tief die Offenheit deiner Gesinnungen. Ich habe mir die Antwort ungefähr so vorgestellt, wie sie wirklich erfolgt ist, nur über eins, und zwar über das Wichtigste hast du dich nicht ausgesprochen, nemlich was du meinst, daß wir thun sollen. Oder soll ich das aus dem Zusammenhange deines Schreibens (l. Schreibens) erst erschließen? Ich habe es versucht und bin auf 3 mögliche Fälle gestoßen, einen 4^{ten} Ausweg giebt es nicht. Entweder das Verhältniß fortführen wie es jetzt besteht, oder es ganz aufheben, oder das Ganze deinen Eltern offenbaren, und ihrem Gutachten anheim stellen — dieß sind die 3 Wege, die es in unserer Lage zu gehen giebt. Was den ersten betrifft, so verwirfst du ihn geradezu, wie deine Worte sagen: „und immer unter lauter Heimlichkeiten fortleben — dies kannst auch du selbst unmöglich gut heißen“. Du hast Recht, auch ich liebe diesen Weg nicht, weil es mir scheinen will, er sey nicht der edelste. Was den zweyten betrifft, nemlich, es deinen Eltern zu offenbaren, so wäre er der schönste und geradeste, und mein Herz neigt sich sehr zu ihm hin. Oft drängte es mich in den Ferien, deiner Mutter alles zu sagen, mir war als wäre ich dann von einer Sünde los, und könnte wieder von Herzen fröhlich seyn, allein immer widersetzte sich meine Liebe zu dir diesem Entschlusse, denn er ist es, der uns auch auf ewig trennen kann. Wenn du aber meinst, liebe Fanny, dass es besser wäre, so schreibe mir darüber, und ich will deiner Mutter schreiben, will ihr alles offen gestehn, will sie bitten, sie möchte mir nur das einzige erlauben, daß ich an dich schreiben dürfe, und zwar so, daß sie alle Briefe lesen soll, nur nicht plötzlich und ganz soll sie uns trennen, das ertrüg ich nicht, und giebt sie nur dieß zu, wahrhaftig, sie soll durch mein Benehmen einsehen lernen, daß sie nicht von uns jungen Herrn, (wie du dich ausdrückst) gleich verachtend denken dürfe, denn ich will und muß mir ihre vollste Hochachtung in diesem Punkte erringen. Willst du, so wagen wir den Wurf. — Aber auch das ist zu bedenken, daß dieses Mittel auch alles zerstören kann, denn denke, wenn sie von uns fordert, daß wir unser Verhältniß ganz aufheben sollen, was dann? Es dennoch fortführen? das Fanny, erlaubt dann unsere Ehre nicht mehr; denn was jetzt nur Verheimlichung ist, wäre dann Betrug, und wahrlich Betrug verdienen deine so herrlichen Eltern nicht — von dir nicht, weil du ihr Kind bist, von mir nicht, weil ich eurem Hause so unendlich viel zu verdanken habe, und weil sie mich lieben und Vertrauen zu mir haben. Es bleibe uns also nichts, als Trennung. Du selber scheinst an einen guten Ausgang zu zweifeln, denn du schreibst: „du weißt, wie

meine Mutter von euch jungen Herrn denkt, daher muß ich jede Hoffnung aufgeben, daß sie jemahls einwilligen werde“. Aus diesem ergiebt sich, daß du weder den ersten Weg billigst, noch den zweyten zu gehen getrauest — was bleibt also übrig? — der dritte, Aufhebung des Verhältnißes. Aber, Fanny, nein! Das kannst du unmöglich in deinem Schreiben gemeint haben, ich kanns und darfs und wills in Ewigkeit nicht glauben, daß du das im Stande wärest zu thun, ohne vorher alle möglichen Wege versucht zu haben. Du weißt wie sehr ich dich liebe, ich weiß, daß auch du mich liebst, wie wäre es also möglich, daß nur eines von uns den Wunsch hegen könnte, die Liebe zu trennen. Was mich betrifft, ich bin stolz auf meine Liebe, und sey sie auch thöricht und hoffnungslos — sie ist meinem Herzen doch ein guter Geist, sie veredelt und erhebt mich — und ohne Scherz, liebe Fanny, seit ich weiß, daß du mich liebst, seit dem ist mir, als wäre ich ein besserer Mensch geworden: ich bin großmüthiger und sanfter, und so mancher tolle Einfall, zu dem mich sonst mein lebhaftes Temperament verführt hätte, unterbleibt jetzt, ich achte und liebe mich jetzt selber mehr, weil du mich liebst, und in mein Leben ist Ordnung und Zweck gekommen. Aber auch so nothwendig ist mir diese Liebe geworden, daß ich mich ohne derselben gar nicht denken kann. Ich zittere vor dem Gedanken, daß es einst anders werden könne. Oft, wenn ich mich jetzt in die Lage denke, daß du einem andern gehörest, ist es mir, als wäre meine bürgerliche Existenz jetzt aus, als sey es gleichgültig, bin ich etwas oder (oder) nicht, denn das Einzige, dessentwillen das Leben schön und wünschenswerth ist, dessentwillen ich hoch stehen, und in der Welt etwas gelten möchte, dieß Einzige ist ja dann für mich nicht mehr in der Welt, — was soll mir also Unabhängigkeit, Ehre, Reichthum, und all das, was der Thor anbethet, wenn es mir nicht als Mittel dient, das zu erlangen, was das einzige Gut des Herzens ist auf Erden: — Familienglück — ein Weib nach meinem Herzen, das Licht und Leben des Mannes. Oder soll ich ein Beyspiel mehr abgeben von so vielen 1000 unglücklichen Ehen, und ein Wesen wählen, die mich täglich daran mahnet, wie viel glücklicher ich mit dir gewesen wäre? Nein eher gar nicht. Was auf Erden soll mich denn freuen, wenn mich mein Weib nicht freut? Ein Mann, unglücklich in seinem Hause, ist in dem Herzen in den innersten Pfeilern seiner Zufriedenheit zerstöret, und kein sogenanntes Glück von außen, vermag den Wurm zu tödten, der an seiner Seele frißt. — Bist du für mich hin: nun dann liegt mir auch nichts mehr an der Welt. Mögen sie mir dann die glänzendste Stelle geben, mir gleichviel — dann ist es für mich zu spät — doch wozu all dieses zu zergliedern — möge der Himmel dich bewahren und glücklich machen, dann will auch ich versuchen, die Liebe, die nun dein ist, überzutragen auf meine

Arbeiten, und auf die Menschheit — ein wohlthätiges Leben, sagt man, giebt ja auch Zufriedenheit. Mancher der diese Zeilen lesen würde, würde glauben, meine Liebe sey Schwärmerey, allein nur der, der gleichen Reichthum trägt in seiner Seele, wird mich verstehn, und wird wissen, daß das Geistige und Übersinnliche einer unendlichen Stärke und Ausdehnung fähig ist, die der Schwache nur anstaunen oder verspotten, aber nie fühlen kann.

Schreibe mir recht bald, mein Leben, nicht so lange erst, als ich dich warten ließ. Ich glaubte nehmlich, dein Bruder werde herab kommen, und deßwegen verschob ich das Schreiben, allein jetzt währt es mir schon zu lange. Schreibe mir viel recht viel, und recht bald. Grüße mir die Nanni. Lebe tausend mahl wohl. Ich küsse dich und bin

dein dich innig liebender Albert

St.

Meine Adresse: Stadt N^o 2 Renngasse
zum römischen Kaiser 2^{ten} Hof 2^{ten} Stock
abzugeben bey Mademoiselle Bruner.

Wien am 15/11 1829.

Am Schlusse des fünften Briefes entschuldigt sich Stifter, dass er sein Schreiben immer verschoben habe, weil er glaubte, Fannis Bruder Mathias werde kommen, dem er dann den Brief mitgeben wollte. Als ihm dies aber schon zu lange währt, sandte er endlich den fünften Brief vom 15. November 1829 an Fanni. Bis zu diesem Schreiben waren genau anderthalb Monate verstrichen. Fanni ließ sich aber mit ihrer Antwort noch länger Zeit. Vom 15. November 1829 bis zum 14. Februar 1830 und länger rührte sie keine Hand, Stifters fünfter Brief scheint sie also nicht sehr befriedigt zu haben. Nach dem Eindrücke zu schließen, den Stifters zweiter Brief auf Fanni gemacht hatte, konnte die Muthlosigkeit und Entsagung, die Stifter eben im fünften Briefe offen ausgesprochen hatte, auch Fannis schwache Hoffnungen auf eine glückliche Lösung des Verhältnisses nur noch tiefer herabdrücken, und sie enthielt sich in diesem Gefühle einfach jeder Antwort. Wenn Stifter ernstlich jede bestimmtere Aussicht auf eine künftige Lebensstellung fehlte, so müsste man die Offenheit, mit welcher er Fanni dies darlegt und zum Verzicht auf sie bereit scheint, hochachten und seine Uneigennützigkeit loben, doch erklärt er nebenbei selbst dieses Ziel für erreichbar und weist auf ein Beispiel hin. In der That, wenn dies andern jungen Leuten gelingt, warum dem mit reichen Talenten ausgestatteten Stifter nicht? Es bleibt eben ein dunkler Punkt hier im Leben Stifters, dass er jene schönen Vorsätze, die er im vierten Briefe hatte, nicht zur Ausführung brachte. Dort „wollte er jede Kraft, die nur immer in ihm liege, aufregen zur Thätigkeit und arbeiten, was ein Mensch arbeiten kann“. Er weiß ferner, dass „er Gönner hat,

und zwar große, seine Liebe gebe ihm Muth und Gott habe ihm Talente verliehen, die ihn zu großen Erwartungen berechtigen, warum sollte er bei Anwendung alles dessen nicht vorwärts kommen?“ — Freilich, wer kann daran zweifeln! Gewiss war eine grundsätzliche Entscheidung über die Fortführung oder Aufhebung ihres Verhältnisses vorderhand weniger wichtig, die Hauptsache wäre die getreue Ausführung all dieser guten Vorsätze gewesen, womit es Stifter leider viel weniger ernst war, als es nach seinen schönen Ausführungen auf dem Papiere den Anschein hat. Von Fannis Gegenliebe war Stifter überzeugt und ihn selbst kostete der Verzicht auf diese Liebe einen großen Theil seines Lebensglückes; dennoch konnte er sich zu keiner entschiedenen Thätigkeit aufraffen, die ihn diesem Ziele näher gebracht hätte. Ein mächtiger innerer Trieb scheint ihn bei seinem Streben vom wirklichen Leben weg zu einer besonderen ideellen Ausbildung seines Geistes geführt zu haben, die ihn dafür blutenden Herzens zum unsterblichen Ruhme emporhob. Da Fanni auf seinen fünften Brief keine Antwort gab, verließ ihn die Geduld, er schrieb am 14. Februar 1830 abermals an Fanni und drängte sie zu einer Antwort. In diesem Schreiben bemerkt Stifter, dass „er im Jänner nochmals geschrieben, aber weder von Mathis noch von ihr eine Antwort bekommen habe“. Dass er auf Mathis (Mathias junior) zuerst hinweist, macht es wahrscheinlich, dass dieser Brief vom Januar an Mathias, nicht an Fanni gerichtet war; möglicherweise war eine Urgeiz an Fanni beigeschlossen. Dieser Brief an Mathias, „dem er Freund ist wie keinem Menschen auf Erden“, dürfte derselbe sein, den er im sechsten Briefe als „eine Musterkarte aller Tollheiten“ bezeichnet. Der tragische Vergleich von „den Rekruten“ soll wohl den jähen Wechsel seiner Stimmung erklären oder wenigstens entschuldigen.

Krumm au im Böhmerwalde.

(Schluss folgt.)

Beiträge zur Kritik und Erklärung des Sophokles.

Phil. 182 πάντων ἄμωμος ἐν βίῳ

heißt es von Philoktet. Nauck weiß mit dieser sicheren Überlieferung nichts anzufangen, verwirft die Erklärungen anderer und schlägt Vermuthungen vor. Wecklein erklärt matt: „in einem Leben voll von Entbehrungen“. ἐν βίῳ heißt „im Leben“ wie 1188. Ein πάντων ἄμωμος kann sonst nicht leben, aber Philoktet lebt trotzdem! So ist die Stelle bedeutungsvoll durch das Oxy-moron. Vgl. auch 690, wo der Chor sich wundert, dass Philoktet ein solches Leben getragen (statt es zu enden).

Phil. 185 ff. heißt es in der Aufzählung der Leiden des Helden:

ἐν τ' ὀδύναϊς ὁμοῦ
 λιμῶ τ' οἰκτρὸς, ἀνήκεστα μεριμνήματ' ἔχων· βαρεῖ-
 α δ' ἀθυροστομοῦσ' κτλ.

„Die vielen Änderungen des fehlerhaften βαρεῖα δ' (βαρεῖα — βαρεῖ — βάρει — βάρη — βορᾶς) bringen sämtlich nicht die erwünschte Hilfe“ (Schütz). Sehr ansprechend wäre Meklers Vermuthung ὄρεῖα δ' in sachlicher und diplomatischer Hinsicht; doch metrisch ist es geradezu unmöglich. Denn die *στροφὴ* weist metrisch und logisch darauf hin, dass mit *δύσμορος ἀντέχει* eine Periode schließt, und bei genauer Untersuchung der Strophe und Gegenstrophe ersieht man, dass an keiner anderen Stelle eine Periode schließen kann. Es müsste daher *ὄρεῖ* zur einen, *α* zur andern Periode gezogen werden, was unmöglich ist, da mit der Periode Wortschluss verbunden sein muss. Damit entfällt auch Schützens Vermuthung βαρεῖας (βαρεῖαις). Ich vermthe: βᾶσει. ἅ δ'. Dieses bleibt der Überlieferung sehr nahe und gibt einen nicht bloß tadellosen, sondern recht ansprechenden Sinn. Dass βᾶσις gerade für diese Tragödie von großer Bedeutung ist, braucht nicht erst gesagt zu werden; vgl. übrigens 691 οὐκ ἔχων βᾶσιν, 1403 ἀντιέριδε νῦν βᾶσιν σήν, besonders 1378 σε τήνδε τ' ἔμπυον βᾶσιν (hier βᾶσις geradezu = Fuß). So meint schon Schütz, dass ein Zusatz bezüglich der Krankheit, „also etwa ποδό; oder νόσον“, erwartet würde.

Phil. 286 f. κάδει τι βαιᾶ τῆδ' ὑπὸ στέγῃ μόνον
 διακονεῖσθαι.

Überliefert ist βαιῆι, wofür nach Turnebus gewöhnlich die Lesart neuerer Handschriften βαιᾶ geboten wird. Doch obiger, von Nauck, Dindorf u. a. gebotener Text ist in mehrfacher Hinsicht höchst bedenklich: *τι* und *μόνον* geben keinen rechten Sinn, *βαιᾶ* ist überflüssig, und der Zusammenhang mit dem folgenden leidet. Wird nach Blaydes *με* statt *τε* gelesen (wie von Schubert), so ist nur eines der Bedenken beseitigt. Weckleins *ἔδει τε βαιὰ κτλ.* nimmt an der Überlieferung nicht weniger als drei Änderungen vor, erklärt *μόνον* nicht und hellt den Zusammenhang nicht auf. Paläographisch nahe liegt *δαιταν*, wodurch alle Schwierigkeiten beseitigt werden. Nach *δει* fiel *δι* aus, das Übrigbleibende wurde der Endung nach ans Folgende angelehnt, *τι* ist beliebtes Flickwörtchen. Zur Construction von *διακονεῖσθαι* ist die schon von Pape i. Lex. und von Schubert angeführte Stelle Plato legg. p. 763 a zu vergleichen. Noch passendere Belegstellen für diesen Gebrauch von *διακ.* führt das Lexikon von Pape aus der späteren Gräcität an.

Phil. 424 f. κείνός γε πράσσει νῦν κακῶς, ἐπεὶ θανῶν
 Ἀντίλοχος αὐτῷ φροῦδος, ὄσπερ ἦν γόνος.

Es sind sehr viele Vermuthungen aufgestellt worden, s. Dindorf-Mekler. Doch die Überlieferung ist ganz heil. Neoptolemos heuchelt,

seiner Rolle getreu, Kälte und Gleichgiltigkeit und bemerkt daher ganz trocken: „der sein Sohn war“, als ob weiter nichts darüber zu sagen wäre. Es passt das, wie gesagt, zur Rolle des Neopt., außerdem zu *φροῦδος* und zu *πράσσει κακῶς*; denn letzteres ist ja jetzt noch die Phrase der banalen Gleichgiltigkeit.

Phil. 429 f. *Ὁδυσεὺς δ' ἔστιν αὐτὸν πάνταυθ' ἵνα*

χορὴν ἀντὶ τούτων αὐτὸν αὐδάσθαι νεκρόν;

Die Schwierigkeiten dieser Überlieferung sind von Schneidewin-Nauck zusammengestellt. Die Erklärung Weckleins ist gezwungen, und die Beziehung auf 417 ergibt sich schwer. Ich vermüthe: *ἔστιν ἐνθάδ' οὐδ' ἵνα κτλ.* Die Entstehung des Verderbnisses liegt paläographisch nahe. *αὐ* und *καί* waren den Abschreibern beliebte Flickwörtchen. In *ἐνθάδε* liegt „tragische Ironie“.

Phil. 665 *ταῦτ', οὐ γὰρ ἄλλα γ' ἔσθ', ἃ βασιτάζω χειροῖν.*

So wird die vielversuchte Stelle nach den geringeren Handschriften gewöhnlich gelesen. Doch die Überlieferung des L *ἀλλ' ἔσθ'* weist auf eine andere Spur. Wir nehmen an der Überlieferung des L nur einen Schreibfehler an, nicht zwei (wie in obiger Lesart) und vermüthen, dass *ἀλλ'* vor *ἀλλ'* ausgefallen ist. Dass das Ausfallen einer Silbe hinter einer gleichen oder ähnlichen häufig der Anlass eines Verderbnisses gewesen, ist bekannt, haben wir schon oben gesehen und werden wir unten noch öfters sehen. Die Wortfülle: „Dieser, ja kein anderer, sondern wirklich dieser“ passt so recht zum Tone der lebhaften Versicherung. Schütz nimmt freilich am „unangenehmen Wortspiel“ Anstoß, doch ist das wieder ein von einem Modernen ausgeklügeltes Bedenken, dergleichen nicht selten begegnen. *ἀλλ'* und *ἀλλ'* hat das feine Ohr des Griechen (wie es uns z. B. die bekannte Anekdote von *γαλῆν* und *γαλῆν'* zeigt) sicherlich unterschieden, hier umsomehr als Cäsar und Interpunction die Auffassung erleichtern.

Phil. 800 *τῷ Αἰμυλίῳ τῷδ' ἀνακαλουμένῳ πυρὶ ἐμπρησον.*

Gegen *ἀνακαλ.* siehe Nauck und Schütz. Für das von Toup vermüthete *ἀνακυκλουμένῳ* ist die hier nothwendige Bedeutung nicht belegbar. Ich vermüthe *ἀγκυλουμένῳ*. Über dieses außerordentlich seltene Wort (nur das Substantiv *ἀγκύλη* ist aus Soph. nachweisbar) s. die Lexika, besonders die Stelle Ath. XII 534 e *ἠγκυλημένος κροαννὸν Ἐρωσ* und das von demselben aus Aeschyl. angeführte *ἀγκυλητοὶ κότταβοι*; vgl. auch Schol. zu Aristoph. Pac. 1243 *ἀγκύλην ἐκάλουν τὴν τοῦ κοττάβου πρόεσιν.*

Phil. 847 f. *ὡς πάντων ἐν νόσῳ εὐδρακῆς*

ὑπνος ἀπνος λεύσσειν.

„Die verderbten Worte entziehen sich der Erklärung“ Schneidewin-Nauck; und doch lesen Schubert, Dindorf, Wecklein so! Der letztere versucht eine Erklärung, aber *λεύσσειν* hinkt matt nach. Vor allem ist *πάντως* zu lesen. Zur Bedeutung vgl. Ai. 1067 f.

εἰ γὰρ βλέποντος μὴ ἐδυνήθημεν κρατεῖν,

πάντως θανόντος γ' ἄρξομεν.

Ähnlich in der zweiten Stelle, wo sich das Wort bei Soph. findet, O. C. 1779. So erhält *ἐν νόσῳ* (wenn auch vielleicht sonst nicht, so jedenfalls in der Krankheit) vollen Sinn. Außerdem ist *λεύσσει* zu lesen. Zur dichterischen Ausdrucksweise *εὐδρακῆς λεύσσει* vgl. Fälle wie Phil. 1190 *ἔλθ' ἐπὶ ἡλυδῆς*.

Phil. 893 ff. NE. *ἔσται τὰδ'· ἀλλ' ἴστω τε καὶ τὸς ἀντέχου.*

ΦΙ. *θάρσει· τό τοι σύνηθες ὀρθώσει μ' ἔθος.*

NE. *παπαί· τί δῆτ' ἂν δροῦμ' ἐγὼ τοῖν-*

θένδε γε;

Die hier erforderliche Bedeutung von *ὀρθώσει* kann Schneidewin-Nauck nicht belegen, nur nach Analogie erschließen und selbst letzteres nicht zutreffend. Der von Nauck angenommene Sinn „wird mich aufstehen lassen“ passt nicht in den Zusammenhang. Denn wenn die gewohnte Weise den Phil. aufrichten wird, so braucht er ja von Neopt. nicht aufgerichtet zu werden, um was er doch 889 ausdrücklich bittet, und was Neopt. nach 892 auch thut. Was soll weiter *θάρσει* heißen, und welches ist der Zusammenhang? Durch eine coniectura palmaris wird alles klar. Wir ändern nämlich an dem, was Soph. geschrieben hat, gar nichts, trennen nur die Buchstaben anders ab und lesen: *ὀρθός εἰμ' ἔθος*. Der Zusammenhang ist folgender. Mit 893 erhebt sich Phil., von Neopt. unterstützt. Da er noch nicht ganz aufrecht oder fest steht (*ἴστω τε καὶ τὸς ἀντέχου*), so stützt ihn Neopt. weiter. Da passen nun die Worte *θάρσει· τό τοι σύνηθες ὀρθός εἰμ' ἔθος*: das sei eben seine gewöhnliche Art des Aufrechtstehens. Und jetzt erst, da Phil. geht und der Trug in That umgesetzt werden soll, rückt Neopt. mit seinem Geständnis heraus. Dass das folgende Geständnis erfolge, während Phil. noch am Boden liegt, ist durchaus abzulehnen, wie auch Schütz bemerkt. Der Dichter muss aber doch andeuten, dass Phil. jetzt steht.

Phil. 1070 f. *ἢ καὶ πρὸς ὑμῶν ὦδ' ἔρημος, ὦ ξένοι,
λειψθήσομ' ἤδη κοῦκ ἐποικιρεῖτέ με;*

Für die beste Überlieferung *λειψθήσομ' ἤδη* wird gewöhnlich die Vermuthung Wakefield *λειψθήσομαι δῆ* gelesen. Grund der Änderung ist die Seltenheit der Elision. Doch das ist kein zwingender Grund, wie Kühner in der Grammatik angibt. Für den Sinn und Zusammenhang ist *ἤδη* (nunmehr, gleich jetzt) nothwendig. Der unglückliche Phil. wünscht (nach einer allgemeinen psychologischen Wahrheit) wenigstens Aufschub und bringt hiemit geradezu die Bitte um einen solchen vor. Letzteres erhellt deutlich aus dem folgenden, wo der Chor die Bitte nicht erfüllen zu können erklärt, Neopt. aber Gewährung zusagt, obwohl er von Odysseus als Schwächling gescholten zu werden fürchte. Durch dieses *ἤδη* wird also das weitere Verbleiben des Chores motiviert, und es ist geradezu unentbehrlich.

Phil. 1092. Damit die in meiner Ausgabe an Stelle der Überlieferung *εἰθ' αἰθέρος ἄνω* gesetzten Wörter *ὅτε πελειάδε:*

nicht zu sehr befremden, so sei bemerkt, dass ich *αἰθέρος ἄνω* für eine Glosse halte zu *ὄξυτόνου διὰ πνεύματος*, die in den Text eindrang, nachdem wegen der Ähnlichkeit der Schriftzeichen *ὄτε πελαγίδες* zwischen *ἐλπίδος πτωκάδες* ausgefallen. Eine solche Annahme liegt jedenfalls näher als die Vermuthung Weckleins.

Phil. 1218 ff. *ἐγὼ μὲν ἤδη καὶ πάλαι νεὸς ὁμοῦ
στείχων ἂν ἢ σοι τῆς ἐμῆς, εἰ μὴ πέλας
Ὀδυσσεῖα στείχοντα τὸν τ' Ἀχιλλέως
γόνον πρὸς ἡμᾶς δεῦρ' ἰόντ' ἐλεύσομεν.*

Die Verse gelten als sehr verderbt oder gar als unecht. Schneidewin-Nauck verzeichnet u. a. einen sehr weitgehenden Änderungsvorschlag, macht auch selbst einen solchen. Im Hauptsatze ist alles klar, wenn wir *καὶ πάλαι* zu *στείχων*, *ἤδη* zu *ἢ* ziehen: „ich wäre dir schon längst auf dem Wege und befände mich bereits nahe bei meinem Schiffe.“ Im folgenden wird *στείχοντα* beanständet, erstens wegen der Wiederkehr nach *στείχων*, zweitens wegen der Trennung von *στείχοντα* und *δεῦρ' ἰόντα*. Aber gerade diese Trennung in der Erwähnung des Nahens beider ist nothwendig. Denn Neopt. und Od. treten nicht mitsammen auf wie früher. So fasse ich die Notiz des Schol. *ἐντεῦθεν διπλοῦν ἐστὶ τὸ ἐπεισόδιον*. Hermann meint, der Schol. habe dies angemerkt, weil gewöhnlich nur eine Person auftritt. Aber dies wäre nichts Besonderes; so treten bei Beginn dieser Tragödie, ferner der Antigone, der Elektra und des Ödipus auf Kolonos zwei Personen auf, doch gleichsam zusammengehörige. Letzteres ist hier nicht der Fall. Der plastische Grieche brachte nun die innerliche Entzweiung zwischen Neopt. und Od. und die Lossagung des ersteren von seinem Verführer dem Zuschauer auch äußerlich zur Anschauung, ähnlich wie es in der Antigone mit den Schwestern am Schlusse des Prologes geschieht. Dass diese Trennung nothwendig, zeigt sich auch äußerlich in *πέλας* und *πρὸς ἡμᾶς δεῦρο*. Neopt., sagt der Chor, kommt gerade auf ihn zu, Od. aber naht in Erregung. So ist also sachlich und sprachlich die Conjectur Weckleins τ' *ἀνακτα* unpassend, abgesehen davon, dass so die Entstehung des Verderbnisses zu fern läge. Nun ist aber wohl *στείχοντα* nach *στείχων* unmöglich. Wir vermuthen dafür *φοιτῶντα*, einmal weil so die Entstehung des Verderbnisses nahe liegt, sodann weil *φοιτᾶν* das eigentliche Verbum für das rasche, erregte Gehen ist, s. die Lexika.

Phil. 1030 f. *ἕως ἂν αὐτὸς ἥλιος
ταύτη μὲν αἶρη, τῆδε δ' αὖ δύνη πάλιν.*

Das überlieferte *αὐτὸς* ist „unnatürlich“. Statt dessen lesen die einen nach Brunck *οὔτος*, die andern nach Döderlein *αὐτός*: beide sind zum mindesten entbehrlich. Wir transscribieren wiederum das von Soph. geschriebene *αυτος* in anderer Weise, nämlich *αὔτως*, wodurch die Stelle vollkommen geheilt ist.

Phil. 759 ff. NE. *ἰὼ ἰὼ δύστηνε σύ,
 δύστηνε δῆτα διὰ πόνων πάντων φαν
 βούλει λάβωμαι δῆτα καὶ θίγω τί σου;
 ΦΙ. μὴ δῆτα τοῦτό γ'· ἀλλὰ μοι τὰ τ
 ἔλων κτ.*

Drei Verse mit je einem *δῆτα* unmittelbar hintereinander. Von einem derselben zu vermeiden, darüber gehen die Vermuthungen auseinander. Das zweite und das dritte gehören nach meiner Ansicht zusammen als einander (in Frage und Antwort) entsprechende. Statt des ersten vermute ich *δυστηνότητε δὴ διὰ πόνων* κ. Das zweite *δύστηνε* klingt ohnehin matt.

El. 78 f. *καὶ μὴν θυρῶν ἔδοξα προσπόλων τινὸς
 ὑποστενούσης ἔνδον αἰσθέσθαι, τέκνον.*

In dieser (in allen von mir eingesehenen Texten stehenden) Uebersetzung ist die Verbindung von *θυρῶν* mit *ἔνδον* hart, *προσπόλων* aber „unpassend“, wie Nauck sagt; denn wie soll der Stand der rufenden Person aus dem Rufe erkannt werden? Ueberdies ist so die sich anschließende Frage des Orestes *ἄρ' ἐστὶν ἡ δύστηνος Ἠλέκτρα*; unpassend: weil der eine den Ruf einer Dienerin zu vernehmen glaubte, denkt Or. an seine Schwester. Einen ganz heilen Text bekommen wir, wenn wir das von Schneiders vermuthete *προσπολῶν* (doch die anderen Änderungen sind dieselben: *πέλας* für *τινὸς* und *τινὸς* für *τέκνον*, entfernen sich weit von der Überlieferung) annehmen und das von Soph. geschriebene *θυρῶν* in anderer Weise transscribieren, nämlich *θυρῶν'*. In dieses *θυρῶν'* weist 328, wo Elektra *πρὸς θυρῶνος ἐξόδοισ* steht. Vielleicht aber ist gar keine Änderung der Überlieferung nothwendig, sondern es braucht nur das von Soph. geschriebene *προσπολῶν* als *προσπολῶν* geschrieben zu werden. Soph. hat *ἀμφιπολεῖν* und *περιπολεῖν*; auch der Acc. bei einem Compositum mit *πρὸς* ist nicht bloß durch *προσπολεῖν* zu erweisen.

El. 328 f. *τίν' αὖ σὺ τήνδε πρὸς θυρῶνος ἐξόδοισ
 ἐλθοῦσα φωνεῖς, ὧ κασιγνήτη, φάτιν;*

ἐλθοῦσα ist matt und verträgt sich nicht mit *πρὸς* c. dat. Eben so matt sind *ἐστῶσα* und *οἰχνοῦσα*. Diese sowie die anderen Vermuthungen *ἀλοῦσα* *κλαίουσα* *θρηνοῦσα* entfernen sich überdies zu weit von der Überlieferung. Einen untadelhaften Sinn erhält man durch *λήθουσα*, indem wir nur zwei Buchstaben umstellen (denn Soph. schrieb *λεθουσα*). Elektra darf ja vor der Mutter und den Schwestern nicht trauern, s. 109 und 285. Dass *λήθουσα* steht an der nämlichen Versstelle und in der gleichen Bedeutung, überdies von ähnlicher Lage Ant. 531.

El. 435 f. *ἀλλ' ἢ πνοαῖσιν ἢ βαθυσκαφεῖ κόνει
 κρύψον νιν.*

Die Conjectur *ῥοαῖσιν* halte ich für richtig. Aber wie ist das Verderbnis entstanden? Es hat ursprünglich wohl *ἢ ν ῥοαῖσιν* heißen. Zu *κρύπτειν ἐν* vgl. Ant. 774 *κρύψω πετρῶνδε ζῶσα ἐν κατόρνυτι*.

El. 277 ff. *ἀλλ' ὥσπερ ἐγγελωσα τοῖς ποιουμένοις,
εὐροῦσ' ἐκελευν ἡμέραν, ἐν ᾗ τότε
πατέρα τὸν ἄμὸν ἐκ δόλου κατέκτανεν,
ταύτη χοροὺς ἴστησι καὶ κτλ.*

εὐροῦσα gilt wohl allgemein als falsch. Dafür sind mehrere Vermuthungen aufgestellt worden, die sich nahe an die Überlieferung anschließen (*τηροῦσα, φρουροῦσα, ἰεροῦσα, χαίρουσα* von A. Schwarz im Progr. von Horn 1891). Einen ganz passenden Gedanken erhalten wir durch *μένουσ'*: sie wartet förmlich auf den Tag, und wenn er dann endlich gekommen ist (daher *ταύτη*), dann . . . Und wie ist das Verderbnis entstanden? So, wie wir schon oben gesehen haben: *μένουσ'* fiel nach *μένους* aus, und die Lücke wurde dann ergänzt, wie es eben gieng.

El. 432 ff. *οὐ γὰρ σοι θέμις
οὐδ' ὄσιον ἐχθρᾶς ἀπὸ γυναικὸς ἰστάναι
κτερίσματ' κτλ.*

ἀπό ist eine sehr zweifelhafte Conjectur in L. Dieselbe ist dem Sinne nach richtig; doch die Entstehung des Verderbnisses ist nicht klar. Klar ist sie, wenn wir den Ausfall von *πρός* (nach *ἐχθρᾶς*) annehmen; das liegt auch viel näher als die Umstellung Naucks.

El. 825 f. *ποῦ ποτε κεραννοὶ Λιδὸς ἢ ποῦ φαέθων' Ἄλιος,
εἰ ταῦτ' ἐφορῶντες κρύπτουσιν ἔκηλοι;*

Allgemein überliefert ist *κρύπτουσιν*, und so wird auch allgemein gelesen, obwohl die Erklärer nichts damit anzufangen wissen. Es handelt sich hier nicht ums Verbergen oder Aufdecken — denn die Frevelthaten sind ja allgemein bekannt —, sondern ums Strafen oder Gutheissen. Wir vermuthen das paläographisch sehr naheliegende *κυροῦσιν*.

El. 1143 ff. *οἴμοι τάλαινα τῆς ἐμῆς πάλαι τροφῆς
ἀνωφελήτου, τὴν ἐγὼ θαμ' ἀμφὶ σοὶ
πόνῳ γλυκεὶ παρέσχον· οὔτε γὰρ ποτε
μητρὸς σὺ γ' ἦσθα μᾶλλον ἢ κάμοῦ φίλος κτλ.*

„Weder *θαμά* ist hier passend noch *ἀμφί*“, sagt Nauck, so auch andere. Paläographisch sehr nahe liegt und einen trefflichen Sinn gibt *θάλλοντι*, welches überdies als Gegensatz von *θανόντι* 1150 geradezu erwartet wird (Alliteration und Homoioteleuton). — In 1146 gilt *φίλος* als unpassend und daher verderbt; Sinn und Construction (mit dem Genitiv) sprechen gegen *φίλος*. Vollkommen heil wird die Stelle, wenn wir *φίλως* lesen. Wir haben also wieder einen Fall, wo aus dem alten Alphabet unrichtig ins neue umgeschrieben worden ist. „*φίλως εἶναι τινος* in Liebe einem angehören“ gibt einen trefflichen Sinn. *εἶναι τινος* hat Soph. häufig, *φίλως* dreimal. Schon der Scholiast gibt eine Erklärung, wornach der Genitiv nur zu *ἦσθα* gehöret.

Antig. 2—6 *ἀρ' οἰσθ', ὅ τι Ζεὺς τῶν ἀπ' Οἰδίπῳ κακῶν
ὅποτον οὐχὶ νῶν ἐτι ζώσαιεν τελεῖ;
οὐδὲν γὰρ οὔτ' ἀλγεινὸν οὔτ' ἀτης ἄτερ*

οὐτ' αἰσχρὸν οὐτ' ἄτιμόν ἐσθ', ὅποιον οὐ
τῶν σῶν τε κλέων οὐκ ὀπωπ' ἐγὼ κακῶν.

So die Überlieferung dieser crux philologorum. Eine Kritik der zahllosen Besprechungen dieser Stelle liegt uns ferne. Antigone gibt auf ihre Frage selbst die Antwort; in dieser weist οὐδέν auf ὅ τι (nicht ὅτι, wie gewöhnlich gelesen wird), ἀλγεινόν . . . αἰσχρὸν und ἄτιμον weisen auf ὀποιοῦν, wornach dann οὐχί in οὐ zu ändern ist. Die Entstehung des Verderbnisses liegt sehr nahe. — Im folgenden ist ἄτης ἄτερο unmöglich; selbst wenn es dem Sinne nach durch falschen Gebrauch der Negationen, wie manche wollen und durch Analogien zu erweisen suchen, zu halten wäre, so ist es formell unhaltbar: die Alliteration und das Homoioteleuton müssen bleiben, vgl. Soph. O. C. 1221 f. ἀννυμέναιος ἄλυρος ἄχορος, Eur. Iph. Aul. 220 ἄγαμος ἄτεκνος ἄπολις ἄφιλος, Aeschin. 3, 22 ἀνεύθυνον δὲ καὶ ἀνεξέταστον καὶ ἀζήτητον, Demosth. 4, 36 (zweimal) und 9, 40. Dieser Forderung entspräche nun das von Dindorf vermuthete ἀτήσιμον, welches von vielen gebilligt worden ist. Doch ἀτήσιμον ist ein von Dindorf nur nach Analogie gebildetes Wort, und wie ist das Verderbnis entstanden? Ich vermute dafür ein Wort, welches aus der Gracität sich nachweisen lässt und zugleich obige Forderung bezüglich der Alliteration und des Homoioteleuton erfüllt, nämlich ἀάατον. Dieses Wort findet sich zwar in den erhaltenen Tragödien des Soph. nicht, wohl aber bei Homer dreimal, und zwar in der Odyssee zweimal mit der hier nothwendigen Messung ~ - ~ ~. Das betreffende Verbum kennt auch Soph., und zwar nicht bloß im Compositum ἄνατος s. Genthe, sondern geradezu als Simplex: Hesych. s. v. ἄσας βλάψας [ἔβλαψας] Σοφ. Τρωίλῳ, s. frg. 565 N. (Homer hat ἄσα neben ἄσα, ἀάατο neben ἄσατο.) Es ist nun freilich die Bedeutung dieses Wortes strittig, s. die ausführliche Darlegung von Ameis zu φ 91 Anh.; Ameis entscheidet sich dort für die Bedeutung πολυβλαβές und steht mit dieser Ansicht nicht allein. Hat nun ἀάατον die Bedeutung „unheilvoll“, was passt dann besser als dieses Wort in diese Tragödie, wo so viel von der ἄτη die Rede ist? Vgl. überdies die von den Interpreten angeführte Parallelstelle O. T. 1284 στεναγμός, ἄτη, θάνατος, αἰσχύνη. So erklärt sich auch die Entstehung des Verderbnisses leicht; ἄτης ἄτερο ist nichts anderes als die Erklärung des alten ἀάατον, vgl. lex. Hom. von Ebeling unter ἀάατος: ὁ ἀβλαβής καὶ εὐχερής καὶ ἀνευ ἄτης.

In V. 6 bereitet der Gen. τῶν κακῶν große Schwierigkeiten. Raspe (Progr. von Güstrow) sucht in sehr ausführlicher Weise die Construction ὄραῖν τινος (etwas sehen) als griechisch zu erweisen. Doch um das handelt es sich hier gar nicht, in der Stelle steht ja als Object ὅποιον. τῶν κακῶν ist ein Prädicatsgen. zum Object wie im Lateinischen aliquid suae dicionis facere. Ein solcher Genitiv findet sich bei dem nämlichen Zeitworte z. B. II. 22, 47 δύο παῖδε . . . οὐ δύναμαι ιδεῖν Τρώων (unter den Troern) und Eur. Phoen. 719 τοῦθ' ὄρω πολλοῦ πόνου.

Antig. 23 ff. Ἐτεοκλέα μὲν, ὡς λέγουσι, σὺν δίκῃ
 χρησθεὶς δικαίᾳ καὶ νόμῳ κατὰ χροῦός
 ἔκρουσε τοῖς ἐνεσθῆεν ἐντιμον νεκροῖς.

Eine weitere *crux philologorum*, welche die verschiedensten Conjecturen hervorgerufen hat; so vermuthet der eine den Ausfall eines Verses, andere ziehen zwei der überlieferten Verse mit Streichungen in einen zusammen, und das auch wieder in verschiedener Weise! Vor allem ist schon darauf hingewiesen worden, dass ὡς λέγουσι in keiner der möglichen Verbindungen am Platze ist, dass es im Widerspruche steht mit 898 ff. Einen trefflichen Sinn erhalten wir durch ὃν λέγουσι σύνδικον; die Entstehung des Verderbnisses liegt nahe. Zu σύνδικον vgl. ἐνδικον 208 und für den Sinn 194 ff. Im folgenden sind δικαίῳ und νόμῳ verbunden wie Plat. Apol. pag. 32 c μετὰ τοῦ νόμου καὶ τοῦ δικαίου. Keiner dieser beiden Begriffe kann hier entbehrt werden; denn um den Conflict von νόμος (Kreons) und δίκη (die νόμοι ἔγραφοι der Antigone, V. 450 ff.) dreht sich ja die ganze Tragödie, vgl. 366 ff. Auch χρῆσθαι ist nicht entbehrlich, s. νόμῳ δὲ χρῆσθαι παντί που πάρεστί σοι.

Antig. 351 ἵππον ἄξεται ἀμφίλοπον ζυγόν.

Das ὀχμάζεται von Franz halte ich für richtig. Wie wird dieses Verbum construiert? Aesch. Prom. 5 ὀχμάσαι ἀδαμαντίνου δεσμῶν ἐν ἀρρήκτοις πέδαις, ebendas. 618 ἐν φάραγγί σ' ὀχμάσσε, also wie bei Homer häufig δῆα ἐν. Daraus ergibt sich für unsere Stelle ἀμφιλόφῳ ἢ ζυγῶ. So erklärt sich die Entstehung des Verderbnisses leicht, und es entfällt die Unzahl der Conjecturen.

Antig. 382 τοῖς βασιλείοις ἔγρουσι νόμοις.

Es ist wieder einmal eine ähnliche Silbe ausgefallen: ἐσάγουσι . εἰσάγειν ist zugleich ein gerichtlicher Ausdruck, der hier so recht am Platze ist.

Antig. 551 ἀλοῦσα μὲν δητ', εἰ γέλωτ' ἐν σοὶ γελῶ.

Dindorf-Mekler hat eine etwas weitgehende Änderung vorgenommen. Ich vermute: εἰ γέλωτ' γ', ἐν σοὶ γελῶ. Das gibt einen passenderen Sinn; denn Antig. wird doch nicht ohneweiters zugeben wollen, dass sie ihre Schwester verlache. Dadurch erklärt sich auch, warum Soph. ἐν σοὶ γελῶ statt des gewöhnlichen ἐγγελῶ σοι sagt. Zur Satzbildung und zu γε vgl. El. 944 εἴ τις ὠφέλειά γ'.

Antig. 1034 ff.

κοῦδὲ μαντικῆς
 ἄπρακτος ὑμῖν εἰμι τῶν δ' ὑπαὶ γένους
 ἐξημπόλημαι κάμπεφθόρισμαι πάλαι.

ἄπρακτος ist in der von den Interpreten, welche es halten, angenommenen Bedeutung „unbearbeitet, unversucht“ nicht zu belegen; und selbst wenn es dies heißen könnte, so ist der Ausdruck viel zu schwach. Näher als die bisher aufgestellten Vermuthungen steht der Überlieferung ἄθρακτος, ein für Soph. aus einem Frg. nachweisbares Wort. Dem Sinne nach passt es vollkommen, ja noch mehr, es liegt eine Art tragischer Ironie darin; denn was

Kreon jetzt höhnisch als misslungen bezeichnet, das geschieht ihm später wirklich: 1095 *ταράσσομαι φρένας*. — Im folgenden machen die Worte *τῶν δ' ὑπὸ γένους* sehr große Schwierigkeiten. Bei *γένους* kann man offenbar nur an die Verwandten denken, nicht mit Schütz an „Gezücht“. Kreon muss offenbar sagen, dass die anderen (der Chor und Teiresias) ihn zu erschüttern suchen, seine Verwandten aber (Antigone, Ismene, Haimon) ihn förmlich verrathen und verkauft haben; bei anderen Erklärungen kommt ein zu schwacher Sinn in die Stelle. Wenn wir nun wieder einmal annehmen, dass von zwei aufeinander folgenden Silben (denn Soph. schrieb *εμ* für *ειμ*) die zweite ausgefallen ist, und *εἰμ' ἐμοῦ δ' ὑπὸ γένους* schreiben, so erhalten wir diesen allein passenden Sinn und bleiben der Überlieferung näher als alle anderen Conjecturen.

Antig. 1156 f. *οὐκ ἔσθ' ὁποῖον στάντ' ἄν ἀνθρώπου βίον
οὔτ' αἰνέσαιμ' ἄν οὔτε μεμψαίμην ποτέ.*

Der Sinn muss zum Theile offenbar der nämliche sein wie im Solonischen Ausspruch, niemand sei vor dem Tode (so lange er lebt) glücklich zu preisen. Doch aus der Überlieferung ist dieser Sinn nicht herauszubekommen. *στάντα* kann auch nicht „während es noch aufrecht steht“ (Wolff) heißen, auch nicht „beständig“ (Seyffert, Wecklein). Den erforderlichen Sinn erhalten wir durch die naheliegende Vermuthung *ὅπως ἔτ' ὄντ'*.

Antig. 1165 ff. *τὰς γὰρ ἡδονὰς
ὅταν προδῶσιν ἀνδρός, οὐ τίθημ' ἐγὼ
ζῆν τοῦτον, ἀλλ' ἐμψυχον ἡγοῦμαι νεκρόν.*

Statt des überlieferten *ἀνδρός* wird gewöhnlich *ἀνδρες* gelesen. Doch entsteht dadurch eine etwas schiefe Construction und die Entstehung des Verderbnisses liegt nicht nahe. Das von Schubert (Zts. f. d. G. 1889, S. 199) vermuthete *τίς* gibt sogar einen schiefen Gedanken: *τοῦτον* wäre wohl eher der *τίς* als *ἀνδρός*. Das von Dindorf vermuthete *σῶμ'* ist unpassend; Kreon hat nicht körperliche Freuden verloren. Wir nehmen an, dass nach *προδῶ* wieder einmal eine fast gleiche Silbe ausgefallen ist: *προδῶ δῶμ'*. Der Sinn könnte nicht besser sein: aus dem Hause Kreons ist das Glück gewichen. Deutlich weist auf *δῶμα* V. 1168 *πλούτει τε γὰρ κατ' οἶκον κτλ.*; auch 1155 redet der Bote von *δῶμον*.

Trach. 863 ff. *πότερον ἐγὼ μάταιος, ἢ κλύω τινός
οἴκου δι' οἴκων ἀρτίως ὀρωμιμένον;
τί φημι;*

Das durch Conjecturen viel heimgesuchte *τί φημι* ist ganz heil; wir brauchen nur *τί; φημι* zu lesen, entsprechend dem deutschen „was ist's denn?“ oder „Was? frag' ich“. Dasselbe *τί* haben wir Oed. tyr. 1471 f. *τί; φημι. οὐ δὴ κλύω κτλ.*; Diese Redensart kann also vor oder nach einer Frage stehen und scheint der Umgangssprache entnommen zu sein. Doch ist vielleicht *ἤμῃ*

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Platon. Phédon par Paul Couvreur. Paris, Hachette et Cie. 1893.
LI u. 144 SS.

Diese französische Ausgabe zeichnet sich äußerlich durch das außerordentlich gefällige Format, sowie durch die vorzügliche typographische Ausstattung aus, Eigenschaften, denen wir bei unseren deutschen Ausgaben nur äußerst selten begegnen. Etwas fremd kommt uns die Anwendung eines doppelten Zeichens für den Buchstaben β vor, welcher nur im Anlaute die gewöhnliche Form hat, im Inlaute hingegen durch ein besonderes Zeichen ersetzt ist.

Die Anlage des Buches ist folgende: Auf ein Avertissement folgt ein Appendice critique, in welchem die Lesarten des im Jahre 1891 in Ägypten entdeckten Papyrusfragmentes, das die SS. 68 und 80—84 enthält, besonders verzeichnet sind, hierauf eine Note sur l'orthographie. Die darauf folgende Introduction handelt zunächst über das Leben und die Werke Platons, ohne dass darin der Verf. wie gewöhnlich auf die Persönlichkeit des Sokrates und das Verhältnis Platons zu seinem Meister eingingen. Bei der Besprechung der Werke Platons führt der Verf. die neun Tetralogien des Thrasyllus an, geht aber auf die Frage der Abfassungszeit und der Reihenfolge der Dialoge nicht näher ein. Sodann folgt ein längerer Abschnitt über den Dialog Phédon selbst und schließlich ein Argument analytique, welches eine vollständige und sachgemäße Gliederung dieses Dialoges bietet.

Der Text ist auf Grundlage der besten Handschriften festgestellt, und es erscheinen die bedeutenden Ausgaben deutscher Gelehrten gebührend berücksichtigt. Die Abweichungen von der Schanz'schen Ausgabe sind im Appendice critique zusammengestellt und entstanden in den meisten Fällen durch Aufnahme der Lesarten der Cod. *E* (Venetus 184) und *T* (Marcianus), ferner durch Berücksichtigung der Conjecturen des französischen Gelehrten Tournier und anderer. An mehreren Stellen bringt der Verf. selbstständige Verbesserungsversuche, die, wenn sie auch nicht in allen Fällen allgemeine Zustimmung finden dürften, immerhin beachtenswert sind. Eine bedeutende Änderung erfuhr der Text S. 68 und

80 — 84 durch Berücksichtigung der Lesarten des Papyrus Flinders Petrie, welche im einzelnen anzuführen und zu besprechen zu weit führen würde.

Minder befriedigt der Commentar, der bei den Lesern eine allzu geringe Kenntnis der grammatischen Erscheinungen voraussetzt und sich hauptsächlich mit diesen beschäftigt; hingegen wird oft über wirklich schwierige Stellen stillschweigend hinweggegangen.

Platons Apologie des Sokrates und Kriton. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Ed. Göbel. 2. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1893. X u. 151 SS.

Da vorliegende Schulausgabe von dem Ref. der 1. Auflage in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1883, S. 613 ff.) gebührend gewürdigt worden ist, so glaube ich, mich bei der Besprechung der 2. Auflage nur kurz fassen zu dürfen.

Das Büchlein ist in zweiter Auflage in einer veränderten Form erschienen. Das Format ist kleiner und handlicher geworden, der Commentar und die abweichenden Lesarten haben hinter dem Texte ihren Platz gefunden; Änderungen, die der Verbreitung dieses Buches als Schulausgabe gewiss förderlich sein werden.

Bei der Textrevision ist der Hr. Verf. seinem conservativen Standpunkte treu geblieben und hat sich aller subjectiven Textänderungen enthalten. Die Abweichungen von der dem Texte zugrunde gelegten Ausgabe Hermanns erscheinen im Texte selbst mit gesperrten Lettern abgedruckt, was wohl in einer Schulausgabe überflüssig ist, zumal der gesperrte Druck in dieser Ausgabe auch von einem anderen Gesichtspunkte aus zur Anwendung gekommen ist. Störend wirkt der allzu ausgedehnte Gebrauch von Klammern, und es wäre in dieser Hinsicht weniger Ängstlichkeit gegenüber dem handschriftlich überlieferten Texte am Platz. So wirken die S. 15 in einem einzigen Abschnitte angebrachten fünf Klammern geradezu verunstaltend.

Die Einleitung gibt von dem Leben und Wirken Platons und Sokrates' ein klares Bild und enthält alles, was für den Schüler irgendwie wissenswert erscheint. Vermisst habe ich in der Note über die Entwicklung der griechischen Philosophie die Anführung der hervorragendsten Sophisten.

Der Commentar entspricht vollständig dem Bedürfnisse der Schule und gibt dem Schüler öfter Winke nicht nur zu einer richtigen, sondern auch zu einer guten deutschen Übersetzung.

Platons ausgewählte Schriften. Für den Schulgebrauch erklärt von Chr. Cron, Jul. Deutsche, Arnold Hug und Martin Wohlrab. VII. Th. Platons Staat. I. Buch, erklärt von Martin Wohlrab. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 62 SS.

Der verdienstvolle Platonerklärer Wohlrab macht in dem vorliegenden Bändchen den Versuch, eines der bedeutendsten Werke

Platons in den Bereich der in der Schule gelesenen Schriften dieses Classikers zu ziehen und so zur Beschäftigung mit diesem Werke neue Anregung zu geben. Dass das erste Buch der Politeia ein für sich abgeschlossenes Ganze bildet, das die Kenntniss der platonischen Philosophie nicht zur Voraussetzung hat, ist richtig; ebenso ist es kaum zweifelhaft, dass dessen Inhalt, die Kritik des Gerechtigkeitsbegriffes, über den Gesichtskreis eines Primaners nicht hinausgehen dürfte. Trotzdem glaube ich, dass es dem Lehrer nur schwer gelingen wird, das Interesse der Schüler für den Inhalt rege zu erhalten, oder sie für die ziemlich abstracte Beweisführung zu erwärmen. Daher ist der Zweifel, ob sich diese Schrift für die Gymnasien eignet, den der Hr. Verf. selbst als möglich zugibt, in mehr als einer Beziehung berechtigt, und vorliegendes Büchlein dürfte nur selten der Schullectüre dienen.

In der Vorrede lesen wir, dass Wohlrab bei der Bearbeitung zwei Handexemplare des verstorbenen Professors am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin, Dr. Hermann Heller, benützt und manche treffliche Randbemerkung Hellers in seinen Commentar aufgenommen hat, sowie dass alle Änderungen in den Schlussconsonanten, durch die sich vorliegende Ausgabe von den vorhergehenden unterscheidet, auf Grund einer in das eine Handexemplar eingetragenen Collation des Parisiensis A erfolgt sind.

Im Commentar sucht der Hr. Verf. vor allem dem Schüler über die Schwierigkeiten der abstracten Beweisführung hinwegzuhelfen und ihm das Verständnis des Textes durch Erklärung von sprachlichen Eigenthümlichkeiten zu erleichtern.

Die Einleitung bietet dem Schüler über die Personen, die Darstellungsform, den Ort und die Zeit, den Gang und die Gliederung des Gespräches, sowie über den Zweck desselben alles, was zum Verständnisse des Textes erforderlich ist. Am Schlusse der Einleitung erörtert W. das Verhältniss des 1. Buches zu den übrigen und wendet sich gegen die von K. F. Hermann vertretene Ansicht, dass das 1. Buch des Staates als ein selbständiges Gespräch aus Platons Sokratischer Periode aufzufassen sei.

Wien.

Dr. Franz Lauczizky.

Horatiana.

1. Q. Horatius Flaccus. Philologische Untersuchungen von Gustav Friedrich, Gymnasiallehrer zu Schweidnitz. Leipzig, B. G. Teubner 1894. gr. 8°, 232 SS.
2. Des Q. Horatius Flaccus Oden und Epoden. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. C. W. Nauck, weil. Gymnasialdirector a. D. 14. neu bearb. Aufl. von Dr. O. Weisensfels, Professor am königl. französischen Gymnasium in Berlin. Leipzig, B. G. Teubner 1894. gr. 8°, VIII u. 280 SS.

1. Die „vollkommene Rathlosigkeit“, durch welche sich „spürende Philologen“ wie Bentley, Keller, Kießling, Lach-

mann, Lehrs, Meineke, Mommsen, L. Müller, Schütz, Vahlen zu „logischen“ und „psychologischen“ Missgriffen in der horazischen Exegese hinreißen ließen, stellte offenbar die sonst so „conciliante Natur“ und „weltmännische Finesse“ des Vates biformis auf eine allzu harte Geduldprobe. Denn durch die unvernünftige Auslegung und die dabei bekundete Unerfahrenheit jener Gelehrten in Fragen „von centraler Bedeutung“ und insbesondere in allen Angelegenheiten „à la Hetäre“ und „de ces dames“ drohte nachgerade Horazens Dichterruhm bei allen „wohsituierten Garçons“ sozusagen „vis-à-vis de rien“ zu kommen und mit seinem beschwingten Träger in die „Misère“ der „Bohème“ zurückzusinken, aus der diesen „normalen Weltmenschen“ doch schon im 32. Lebensjahre, da er eben noch Mensch war, die „fashionable“ Bekanntschaft mit dem reichen Maecenas glücklich entrissen hat. So beschloss denn endlich in heiligem Zorne der vergöttlichte Singschwan, eine „saison morte“ der „philologischen Untersuchungen“ Deutschlands zu einem ebenso „kategorischen“ wie „brutalen“ Veto zu benützen, und senkte die „forcierten“ Flügelschlag aus dem „Buenretiro“ des Äthers, durch den er bis itzund „flanierte“, gen Schweidnitz hin, um dort einen „geistigen Gourmet“ zum Kampfe gegen die genannten philologischen Philister zu inspirieren. Mehr als andere schien ja jener Gourmet, der „aus eigener Erfahrung“ Rom und Neapel und, wir irren wohl nicht, auch Paris, Berlin und auf diesem außergewöhnlichen Umwege die „Verhältnisse der Großstadt“ und die Lebensführung der Romanen und anderer Nationalen kennen gelernt hat, zu verständiger Zwiesprach und Hilfeleistung geeignet. Und die Hoffnung des Dichtervogels, sie gieng in Erfüllung! Zum Danke für den ehrenvollen Besuch verfasste alsbald der Schweidnitzer „homme d'affaires“ das uns vorliegende Werk Nr. 1, in dem er den Philologen „fein nuanziert“ und „mit vornehm gelassenem Esprit“ recht gründlich „vorträgt“, worin, woraus und womit wohl des leider verewigten Q. Horatius Flaccus Gedichte richtig erklärt werden könnten Im Ernste und ohne Herrn Friedrichs Fremdwörtertand gesprochen: Guter Wille, Fleiß und Belesenheit seien dem Verf. gern nachgerühmt, aber das Wuchern der Phrase auf vollen 232 Seiten in Großoctav, das selbstgefällige Geistreichtum und die Kühnheit, unsere ohnedies übergewichtige Horazliteratur mit solcher Ware bereichern zu wollen, fordern scharfe und rücksichtslose Abwehr heraus. Zur Charakteristik des Buches, das in seiner Anlage den aus Programmen und Dissertationen sattsam bekannten Quaestiones, Quaestiunculae und Emendationes, „Forschungen“, „Studien“ und „Versuchen“ — *unum noris, omnes noveris* — ganz verzweifelt ähnlich sieht, sei folgende Blütenlese herausgehoben:

S. 3 (zu Carm. II 11, 21) bemerkt der Verf.: „Lyde ist mit den übrigen Dingen gleichwertig, nämlich erster Qualität(?). Dazu sst nun *devium*, wie wir gesehen, recht gut, dagegen durchaus

nicht *scortum*, das denn auch so großen Anstoß erregt hat“; wer nun daraus schließen möchte, dass auch der Verfasser an *scortum* Anstoß nehme, wird gleich S. 4 eines besseren belehrt: „Unsere Ode ist bezüglich des Tones mit I 28 zusammenzustellen, und es würde ihr, so befremdend es klingen mag, eine Schönheit genommen, wenn man *scortum* irgendwie beseitigte.“ — S. 13 (zu Carm. II 18, 40): „Wie der Zusatz *atque non vocatus* dasteht, dichterisch sehr viel wirksamer, könnte man ihn mit Ausrufungszeichen in Parenthesen denken, aber auch nur denken, nicht schreiben“! — S. 59 (zu Carm. II 12, 25 ff.): „Der ganze Zauber der Stunde liegt in der letzten Zeile. Es ist Unsinn, gewiss, aber der süße Unsinn der Leidenschaft. Mit *rapere occupat* wird die Sache — das ist das Schicksal der meisten Conjecturen zu Horaz — verständlicher, aber auch hausbackener. Dass eine Frau ihren Mann einmal zuerst küsst, ist nicht auffallend. Aber dass sie in einer glücklichen Stunde Küsse verweigert und sie mit Gewalt rauben lässt, dass sie Küsse verweigert und dann diese Küsse doch selbst zuerst gibt, das ist etwas Besonderes. Es kommt nur in Stunden vor, wo der Mensch sich in seinem Innersten erhöht fühlt (!), es ist Poesie“ sublimis abit. — S. 46 (zu Carm. I 9): „Den Soracte habe ich in Rom nur von San Pietro in Montorio (Janiculum) aus gesehen“; diese Offenbarung ist wohl weniger Herrn Friedrich als vielmehr dem Nauck'schen Horaz-Commentare anzurechnen, der auch noch in der neuesten, von Weißenfels besorgten Auflage zu Carm. I 9, 4 bemerkt, dass „in Rom der Soracte nur vom Janiculum zu erschauen sei“: dass diese Behauptung Naucks unrichtig und der Soracte auch von anderen höher gelegenen Punkten Roms, wie Quirinal und Capitol, zu sehen sei, hätte allerdings Herr Friedrich während seines römischen Aufenthaltes ebenso leicht erforschen können, wie er sich beispielsweise „aus eigener Erfahrung überzeugte, dass man zu Rom im März und April bis etwa 10 Uhr den Überrock nöthig hatte und sich auch nach dieser Zeit gewöhnlich nur an wirklich (!?) von der Sonne beschienenen Plätzen niederlassen mochte“ (S. 6). — S. 63 (zu Carm. II 6): „Wenn uns auch aus den Werken des Horaz immer das gleiche Gesicht entgegenblickt, man wird gewahr, der Mann ist etwas geworden, er hat sich entwickelt Denn als Horaz I 12 gedichtet, als er kurz darauf seine Oden herausgegeben hatte, ist er zweifellos eine Existenz gewesen“! — S. 84: „Goethe hat alle die kleinen und großen Verhältnisse gehabt, von denen er dichtet und gelegentlich erzählt, und noch einige mehr. Dasselbe gilt von Horaz. Er ist vollends als großstädtischer Mensch zu beurtheilen. Ein wohlsituerter Gargon in Berlin oder Paris wird die einschlagenden Gedichte des Horaz mit einfachem Verständnisse lesen. Man hat, wenn ich nicht irre, 14 Geliebte des Horaz herausgerechnet, er hat 28 gehabt“! — S. 166: „I 4 ist ein Gedicht mit einiger Poesie.“ —

S. 171: „Das erste Satirenbuch umfasst 10 Stücke, das erste Epistelbuch deren 20; von den Oden bringt Buch II 20, Buch III 30, Buch IV 15. Diese Zahlen sind sämtlich durch 5 theilbar. Es ist ja seltsam, dass ein Schriftsteller sich so durch eine Zahl bestimmen lässt. Jedenfalls kann aber die Theilbarkeit durch 5 kaum ein Zufall sein, sie ist ja nicht merkwürdiger als die Dreizahl der Beispiele, die Horaz auch mit seltsamer Consequenz durchführt. Eine solche Herausgabe in einer durch 5 theilbaren Zahl war begreiflicherweise bei den früheren Dichtungen eher möglich als bei den späteren: denn wenn er 11 Satiren hatte, konnte er eine weniger gelungene zu weiterer Ausfeilung zurückhalten; hatte er aber nur 8 Satiren, so hätte er aus dem Stegreif zwei hinzudichten müssen, und das war gegen seine Grundsätze. Nach dieser Beobachtung nun, dass die durch 5 untheilbare Anzahl der einzelnen Dichtungen eine spätere Herausgabe involviert, hat das erste Buch der Oden mit 38 Gedichten seine jetzige Gestalt später erhalten als die übrigen“! — S. 195 (zu Carm. I 19, 12): „Das *nec quae nihil attinent* ist nicht nur kein Unsinn, sondern zweifellos die größte Schönheit des Gedichtes, und es ist ein Naturlaut (!). Ein Naturlaut? bei Horaz? Es gehört viel Kunst dazu, um so natürlich zu sein.“ — S. 222: „Mit Goethe ist Horaz wohl der einzige Dichter der Weltliteratur, der dem reifen Mannesalter, dem normalen Weltmenschen entspricht, da er innerhalb der Bedingungen der gewöhnlichen Existenz sich bewegt und von den großen Leidenschaften nichts weiß, die im Leben nicht imponieren, sondern nur Befremden erregen“! — S. 232: „Ein junger Mann in der socialen Unterschicht kann sich betreffs seiner Beanlagung verhängnisvollen Illusionen hingeben und kann — wer hätte nicht dergleichen kennen gelernt? — darüber zugrunde gehen. Bei einem jungen Aristokraten ist das ganz ausgeschlossen, dieser kommt gar nicht in den Fall, das Metier eines Dichters für das einzig wahre anzusehen“ usw. usw. — Genug des grausamen Spiels! Geduldigere Leser mögen vielleicht unter diesen komischen *quisquilias* da und dort ein vergrabenes Korn entdecken und genießbar finden, der Unterzeichnete aber bekennt seine Unfähigkeit: Davus sum, non Oedipus.

2. Naucks Horaz-Ausgabe, die seit dem Jahre 1853 an deutschen und österreichischen Gymnasien das vollverdiente Heimatsrecht genießt, bietet sich in der 14. Auflage zum erstenmale unter der Gegenzeichnung eines neuen Herausgebers dar, durch welchen sie in Text und Exegese tiefgehenden Änderungen unterzogen wurde.

In einem knappen Vorworte (p. V—VIII) rechtfertigt Weiffenfels diese Umgestaltung des Buches, in einer frisch geschriebenen Einleitung (S. 1—34), die Nauck selbst für die erste und wichtigste Aufgabe seines Nachfolgers erklärte, spricht er mit feiner Beschränkung und richtigem Takte über Charakter, Zeit- und

Lebensverhältnisse des Dichters, die von ihm gepflegten Gattungen der Poesie, die zeitliche Reihenfolge der Gedichte, Horazens Beeinflussung durch die Griechen und die Stoffe und Metra seiner Lyrik. Was hier von der Lebensauffassung und Eigenthümlichkeit des Dichters gesagt wird, findet sich ausgeführt in Weißenfels' bekannten Schriften zur Didaxis des Horaz¹⁾ und wird unter dem Texte auf Schritt und Tritt durch Verweise auf die Hauptstellen der Oden, Epoden, Sermonen und Episteln vertieft, so dass der Abiturient auch nach dem Abschlusse der Horaz-Lectüre auf diese Einleitung zu lehrreicher und anregender Wiederholung wird zurückgreifen können. Die allgemeinen Bemerkungen über die Metra, mit welchen Nauck's „kurze Charakteristik“ ersetzt worden ist, beruhen im großen Ganzen auf derselben Grundlage wie R. Köpke's Schrift über die lyrischen Versmaße des Horaz oder J. Huemers Einleitung zu seiner Schulausgabe und zeichnen sich durch praktische Anordnung und wissenschaftlichere Begründung vor der Nauck'schen Fassung aus. Trotz mancherlei Zugaben, zumeist von glücklich gewählten Citaten aus modernen Dichtern²⁾ und sprachlichen oder sachlichen Erklärungen,³⁾ wurde der Umfang der Ausgabe durch bedeutende Streichungen um 15 Druckseiten herabgemindert. Eine nicht geringe Anzahl von Anmerkungen, besonders polemischen Inhaltes,⁴⁾ ein großer Theil der von Nauck geliebten strophischen Gliederungen, seine Verweise auf Zumpts Grammatik oder schwer zugängliche Monographien, eine stattliche Reihe von Parallelstellen aus alten und neuen Poeten,⁵⁾ die Übersicht der von Peerlkamp angefochtenen Stellen, das Nachwort zu Carm. III 1—6 sind so dem kritischen Griffel zum Opfer gefallen. Auch manche Tüfteleien, die sich allmählich in den Commentar geschlichen, die wunderliche Interpunction und Orthographie (ceres, Cotyttia, eurus, neclego u. dgl.), grammatische Liebhabereien, wie die Accusative plur. der III. Declin.

¹⁾ Ästhetisch-kritische Analyse der Epistula ad Pisones von Horaz, Görlitz 1880. — Horaz. Seine Bedeutung für das Unterrichtsziel des Gymnasiums und die Principien seiner Schulerklärung, Berlin 1885. — *Loci disputationis Horatianae*, Berlin 1885.

²⁾ S. zu Carm. I 4, 1; 29, 10; II 3, 23; 8, 24; 16, 21; III 4, 5; 12, 2; 21, 1; 25, 2; IV 3, 1; 4, 66; 5, 14; 6, 3; 38; 7, 1; 17; 8, 13; 9, 33.

³⁾ z. B. zu Carm. I 12, 36; 31, 1 f.; II 19, 7; III 1, 14; 3, 7; 32, 7, 30; 18, 9; 20, 2; 23, 5; 24, 4; 29, 37; 62; IV 6, 28; 7, 1; 8, 6; 30; 14, 12; C. S. 40; 55; 68; Epod. 1, 30; 2, 21; 68; 3, 20; 5, 26; 29; 32; 9, 32.

⁴⁾ z. B. Nauck's Erläuterungen in der 13. Auflage zu Carm. I 14, 2; 16, 11; 31, 8; 33, 10; 34, 16; 37, 22; II 1, 9; 29; 3, 2; 5, 14; 11, 5; 16, 31; 17, 20; 19, 24; 29; III 1, 19; 24; 5, 37; 11, 17; 43; 12, 5; 21, 15; IV 2, 53; 8, 18; 13, 28; Epod. 5, 11; 8, 17; 17, 38 u. 6.

⁵⁾ Darunter allerdings manche, die man ungern missen wird; vgl. die Lücken zu Carm. I 4, 18; 20, 9; 22, 23; 23, 9; 25, 19; 27, 24; 28, 25; 29, 10; 31, 9; II 13, 28; 19, 32; III 4, 51; 6, 42; 21, 7; 27, 58; IV 3, 1.

auf is, der eigensinnige Text, „der bald hyperconservativ an dem nicht Haltbaren festhielt, bald wieder ohne zwingende Nothwendigkeit von der zweifellos besten Überlieferung abwich“ (Vorw. p. VI), mussten endlich dem heute Üblichen weichen, oft eine „orakelhafte“ Anmerkung verständlicher stilisiert oder selbst durch eine geradezu entgegengesetzte Auslegung verdrängt,¹⁾ manche unzutreffende Inhaltsangabe geändert,²⁾ da und dort eine Lücke der Erklärung gefüllt werden. Nicht allen diesen Neuerungen möchte Ref. in der Art, wie sie durchgeführt wurden, zustimmend beitreten, am wenigsten aber der Unterdrückung von mehr als der Hälfte der Nauck'schen Liedertitel, deren „Nothwendigkeit“ für die Mehrzahl der Gedichte rundweg geleugnet wird (Vorw. p. VII). Denn mag man immerhin diese Überschriften nicht gerade als nothwendig ansehen, so bildeten sie doch schon deshalb einen anerkannten Vorzug der Ausgabe, weil sie im Vereine mit den präzisen Inhaltsangaben das Erfassen von Stimmung und Situation des Gedichtes erleichterten und in der Schule eine rasche und sichere Verständigung über schon gelesene Carmina zwischen Lehrer und Schüler vermittelten. Wozu soll nun diese halbe Ablehnung³⁾ gut thun! Trotzdem wird man Weißenfels gern zugeben, dass er in allen übrigen Fragen nach genauer Erwägung der Sache und nie in Aufwallung einer flüchtigen Laune geändert habe, sondern stets bei sorgfältiger Verfolgung der Horaz-Literatur bestrebt war, „der ganzen Ausgabe die einheitliche Färbung zu wahren und Naucks Stimme mit seiner eigenen harmonisch zusammenklingen zu lassen“; im einzelnen freilich wird mehr oder minder berechtigter Widerspruch öfter gehört werden. Und so sei dasjenige, was dem Ref. in dieser neuen Auflage an Änderungen der Lesarten und der Erklärungen wichtig, auch aus dem Nauck'schen Commentare mit Unrecht von Weißenfels übernommen oder einer Ergänzung und

¹⁾ Vgl. die Erklärungen Naucks (13. Aufl.) mit Weißenfels (14. Aufl.) zu Carm. I 16, 2; 23; 28; 17, 27; 27, 5; 29, 1; II 12, 15; 13, 36; III 4, 1; 6, 10; 8, 15; 10, 5; 15, 6; 23, 18; 24, 64; 25, 7; IV 2, 45; 4, 5; 9, 29; 15, 2; Epod. 2, 33 (vgl. Eberhard, Hermes VIII 125); 66; 12, 5; 14, 1; 16, 46 u. 5.

²⁾ Nur etwa ein Viertel der von Nauck den einzelnen Gedichten vorangeschickten Einleitungen und Inhaltsangaben hat Weißenfels ohne Änderung in die 14. Auflage herübergenommen (Carm. I 2, 4, 12, 15, 16, 17, 20, 24, 25, 30, 35, 36, 37; II 1, 5, 8, 12, 18; III 16, 22, 23, 24, 25; IV 7, 8; Epod. 2, 3, 5, 9, 13, 14 und 17), alle übrigen theils anders gefasst, theils gekürzt oder durch größere und kleinere Zusätze erweitert.

³⁾ Carm. I 2, 7, 8, 11, 15, 22—24, 27, 28, 30, 31, 34, 36—38; II 4, 8—11, 13, 19, 20; III 1, 3, 4, 6—8, 10—15, 17, 19—22, 26—28, 30; IV 1—6, 11—15; Epod. 1, 3, 4, 6—8, 10—12, 14—16 entbehren nun völlig einer orientierenden Überschrift; der Titel von Carm. I 10 (Lobgesang) wurde durch die Überschrift: An Mercur ersetzt und jener von Carm. III 2 (Ein Mann) nicht sehr glücklich abgeändert zu: „Verherrlichung der römischen Mannestugend und der Treue“; vielleicht „Heldenart und Treue“ oder „Herz und Hand fürs Vaterland“?

Verbesserung bedürftig zu sein scheint, nach den Nummern der Gedichte kurz hervorgehoben:

Carm. I 2, 39 Nauck: *Mauri*, Weißenfels: *Marsi*. — 4, 14 *regum turres*, N. „Thurmpaläste“, W. „Paläste“: vielleicht hätte der Herausgeber nicht unpassend auf die Bedeutung von *turris Maecenatiana* bei Sueton. Nero 38, und da er ab und zu das Französische zur Erklärung heranzieht, auch auf die Bedeutung „Schloss“ oder „Villa“, „Landhaus“ hinweisen können, die sich noch in französischen, spanischen und italienischen Ortsnamen erhalten hat, wie Torre de Moncorvo, Torreblanca, Torrelaguna, Torreveja = Tour la Ville u. a. (vgl. *Tower* als Namen der einstigen englischen Königsburg). — 6, 2 N. *Vario alite* (abl. abs.), W. *Vario aliti* (dat. graec.). — 9, 4 beruht die schon oben bei Besprechung von Friedrichs Philolog. Unters. erwähnte Notiz, dass der Soracte in Rom nur vom Janiculum aus gesehen werde, auf einem Irrthum. — 13, 6 N. *manent*, W. *manet* mit verlängerter Endsilbe in der Arsis. — 14, 6 und 8 N. *gemunt*, *possunt* mit Hinweis auf Verg. Georg. I 56, W. richtig *gemant*, *possint*. — 15, 9 N. *Heu heu*, W. *Eheu*. — 36 N. *Pergameas* (Glareanus), W. *Iliacas*. — 20, 10 N. *bibes* (mit Keller, Kießling u. a. nach der handschriftlichen Überlieferung), W. *bibas*. — 21, 5 ändert W. *comam* (Bentley, Nauck) mit Haupt, Vahlen, L. Müller, Kießling, Keller zu *coma*, wie mir scheint, mit Unrecht: denn die „an und für sich tadellose Lesart *comam*“ (Kießling), die der älteste Blandinius bietet, wird durch den von Nauck betonten chiasmatischen Parallelismus der Glieder gestützt und durch die Disjunction *aut — aut — aut* nicht, wie Kießling behauptet, ausgeschlossen, da ja doch das verallgemeinernde *quaecumque* die Mahnung, Dianas Lieblingsstätten zu preisen, schon als eine solche erkennen lässt, die für alle diese Stätten in gleicher Weise zu gelten habe. — 28, 31 N. *fors et*, W. *forset*, dieses bezeugt von Servius ad Aen. XI 49. — 32, 15 N. *mihî cumque*, W. *medicumque* (Lachmann). — 37, 14 N. *lymphatam a Mareotico* ohne handschriftliche Beglaubigung, W. *lymphatam Mareotico*.

II 2, 7 N. *pinna* (ebenso Keller-Holder mit Recht an allen acht Stellen, an denen es im Horaz verwendet wird; denn die überwiegende Mehrzahl der Handschriften, den ältesten Blandinius eingeschlossen, bietet *pinna*, das man jetzt auch im Texte von Cic. ad Attic. IV 2, 5 und bei Luc. Mueller, Q. Horati Flacci Sermonum et Epistularum libri, Wien-Prag-Leipzig 1891—93, in Epist. I 20, 21 und II 2, 50 liest), W. *penna* (auch I 3, 35; II 20, 2; III 2, 24; 29, 54 und IV 2, 3); vgl. noch Georges, Lexikon d. lat. Wortf., Leipzig 1890, col. 504. — 9, 22 N. *vertere*, W. *volvete* nach der besseren Überlieferung. — 10, 9 N. *Saeuius* („kritiklos fortgeplanter Druckfehler“, Kießling), W. *Saeuius*. — 12, 28 N. *occupat*, W. *occupet* nach der besseren Überlieferung, die N. für „widersinnig“ erklärte. — 20, 13 N. *notior*, W. *tutior* (Bentley).

III 2, 29 N. *frugilemque* mit den Handschriften, W. *frugilem* mit Bentley. — 3, 12 N. *lūdit*, W. *lūdit* angemessener. — 34 N. *lucere* („schmecken lassen“) mit Porph. und der überwiegenden Überlieferung, W. *lucere* („schlürfen“) wegen I 17, 22 und IV 12, 14. — 4, 31 N. *arantia*, W. *arantia* nach der Mehrzahl der Handschriften. — 5, 15 N. *trahentia*, W. *trahenti* richtig. — 17 N. *pericit* nach den Handschriften, W. *pericus* (Lachmann). — 21 N. *decepta* besser gewürfelt, als W. *decepta*. — 37 N. *aptius*, das Sinn und Überlieferung gegen sich hat, W. *incertus*. — 6, 9 N. *Munusia*, W. *Munusia*. — 11, 17—20 von W. als Interpolation in Klammern gesetzt. — 14, 6 N. *suavia*, W. *diuis* („leichtere Lesart“). — 10 schreibt W. mit Cuningham: *Vos, o pueri et puellas, iam cirum* (= *virum*, vgl. Verg. Georg. II 167) *expertes* (N. *expertus*) und gibt hierzu die auch dem Ref. einzig und allein plausible Erklärung, dass unter *puellas virum expertes* die Beute der Gefallenen, also *insupitas*, zu verstehen seien; denn mit Kießling an die Witwen der Gefallenen, also an Matronen, zu denken, verbietet der Parallelismus mit *pueri*, durch den Horaz auch an anderen Stellen (Epid. 11, 4 und 27 l., Sat. II 3, 325, Epist. I 18, 74) nur gleichartige und gleichartige Repräsentanten der beiden Geschlechter bezeichnet hat. — 14 N. *erimet*, W. *eripet* (Bernays). — 20, 8 N. *illa*, W. *illa* (Peerikamp). — 23, 4 W. *Larus* mit großem Anfangsbuchstaben (N. *laris*), wohl Druckfehler, da das Wort an allen übrigen Stellen (Carm. I 12, 44, III 29, 14, IV 5, 34, C. S. 39, Epid. 2, 66; 16, 19) mit kleiner Initialie gedruckt ist, allerdings inconsequent, zumal W. durchwegs der Schreibung *Ceres*, *Cupidinus*, *Cura*, *Fides*, *Honor*, *Minus*, *Pax*, *Pudor*, *Penates*, *Timor*, *Tempestates*, *Virtus*, *Vesper* den Vorzug vor Nancks *ceres*, *penates*, *tempestates* usw. gegeben hat. — 25, 9 N. *Ersonensis* („schlaflos“, „an Schlaf nicht denkend“), W. *Ersonensis* mit Vahlen = *experrectae*. — 28, 6 N. *ac* (missbildend und von Horaz nur in Polysyndetis oder bei Zusammenfassung von Gegensätzen verwendet), W. *et* nach der ältesten Überlieferung. — 29, 34 N. *acquare*, W. *alovo* mit den meisten Handschriften.

IV 2, 2 N. *Iule*, W. *Ille* (Peerikamp), obwohl diese Änderung durch die von vier Pariser Handschriften gewährleistet, jetzt auch inschriftlich bezugte zweisilbige Form *Iulle* hinfallig geworden ist, vgl. Berl. Philol. Wochenschr. 1888, Nr. 21 und Rhein. Museum 1889, S. 317 ff. — 13 N. *regesque*, W. *regesse*. — 4, 66 sq. N. *pruruit geritque*, W. das besser verbürgte *pruruit geretque*. — 72—76 fasst W. als Ausspruch des Dichters, nicht als Schlusswort Hannibals auf. — 6, 21 lässt W. das schlecht beglaubigte *victus* stehen, anstatt das durch den ältesten Blandinius gebotene und von Bentley, Luc. Mueller, Haupt, Vahlen, Kießling mit vollem Rechte vorgezogene *flexus* in den Text zu setzen. — 7, 15 N. *pius* (auch Martin und Keller), W. *pater*, Lesart des Vet. — 10, 5 N. *Ligurinum* mit den Handschriften, W. *Ligurine* mit Bentley. — 13, 28 N. *cinere*, W. *cineres*.

Epod. 1, 33 sq. N. *premam aut | discinctus ut* willkürlich, W. *premam | discinctus aut.* — 7, 13 N. *caecus* (Bentley, Keller, vgl. Sat. II 3, 44) entsprechender, als W. *caecus.* — 8, 18 N. *Minusve* mit der Überlieferung, W. *Magisve.* — 15, 15 N. unpassend *offensae*, W. *offensi* (Bentley). — 16, 33 N. *flavos*, W. *ravos*, Lesart des ältesten Bland. — 16, 56—64 gibt W. gegen N. nach Feas bekannter Umstellung: 56, 61, 62, 57—60, 63, 64. — 17, 37 N. *iussus* (in der 13. Aufl., früher *iussas*), W. *iussas*.¹⁾

Ein Rückblick auf die verzeichnete Fülle von Änderungen bringt uns neuerdings Meinekes Wort in Erinnerung: *Vide quam diversa sint hominum palata!* Denn wer sich in der neuen Auflage den alten Nauck, der ihn in helleren Tagen zur Schulbank begleitet hat, zurückrufen möchte, dem wird in dem modernisierten Buche vieles fremd entgegnetreten und auch der Umstand auffallen, dass die mit Recht getilgte Übersicht der von Peerkamp angefochtenen Verse nicht durch ein kurzgehaltenes Verzeichnis jener Stellen ersetzt wurde, an denen Weisensfels zu Nauck in ausgesprochenen Gegensatz zu treten veranlasst ward; nicht bloß pietätvolle Rücksicht auf den Begründer der Ausgabe, der sich mit manchen Erklärungen W.s nie einverstanden erklärt hätte, sondern auch die nüchterne Erwägung hätte hier sprechen können, dass durch einen derartigen Anhang oder Index dem Philologen die mühsame Vergleichung der beiden Redactionen des Buches erleichtert würde, für den Schüler und Fernerstehenden aber manche versteckte Polemik des Commentars ihr volles Licht doch erst durch die Kenntnis erhalten kann, dass an solchen Stellen der Erblasser seinerzeit anders gedacht und geschrieben, als jetzt der censierende Erbe.²⁾ Weisensfels hat im allgemeinen, um ein schönes Wort Grillparzers zu citieren, wie der pflichtgetreue Schiffer gehandelt, der anvertraute Ballen nur dann über Bord wirft, wenn er dadurch hofft, das Fahrzeug aus dem Sturme zu retten: so möge er denn in der

¹⁾ Druckfehler a) im Vorworte: p. 6, Z. 3 v. u. *consertiv* st. *conservativ*; b) im Texte: Carm. I 4, 10 *ferunt* st. *ferunt*; 6, 10 *Inbellisque* st. *Inbellisque*; II 1, 30 *sepulchris* st. *sepulchris* (so II, 18, 18; 20, 23; III 11, 51 u. ö.); III 16, 26 und Epod. 5, 1 *quidquid* st. *quicquid* (so I 1, 10; 10, 7; 11, 3; 24, 20; 27, 17; II 13, 9); 23, 4 *Lares* st. *lares* (s. oben z. d. St.); Epod. 17, 60 *proderit* st. *proderat* (vgl. die Anm. hiezu); c) im Commentar: zu Carm. I 4, 10 *flöre* V, 4 st. V, 1; zu I 21 *aestuosae* 4 st. 5; zu II 5, 9 *μοσχω* st. *μοσχω*; zu 12, 27 *ἀπαρζουσα* st. *ἀπαρζουσα*; zu 18, 18 *zurechtzuschneiden* st. *zurechtzuschneiden*; zu 19, 20 nach bekannt Punkt, nicht Beistrich; zu III 5, 17 *inclarimabilis* st. *inlacrimabilis*; zu IV 4, 5 *patrium* st. *patrum*; zu IV 9 (Titel) *An Lolius* st. *Lollius*; zu Epod. 5, 1 *Deorum quidquid* st. *D. quicquid* und *Lydorum quicquid* st. *L. quicquid*; zu 5, 17 *fue* st. *für*; zu 5, 101 *epist.* III. 3. 185 st. II. 3. 185.

²⁾ Man vgl. z. B. die Anmerkungen der 13. mit jenen der 14. Auflage zu Carm. I 20, 10; II 2, 2; 13, 17; 19, 25—28; III 21, 14; 27, 73; IV 4, 66; 7, 21.

bald erhofften 15. Auflage jene Unterlassung gutmachen und nach der üblichen Weise die preisgegebenen „Ballen“ der Nauck'schen Habe in tabellarischer Übersicht zur Kenntniss des Lesers bringen! Seine mühevoll und sorgfältige Umarbeitung des Buches bedarf in einzelnen der Verbesserung, im großen und ganzen aber verdient sie die vollste Anerkennung und *mutatis mutandis* dasselbe Lob, das vor drei Jahrzehnten Wilhelm von Hartel der vierten Auflage spendete: dass ihr Herausgeber durch eine große Zahl feiner und geschmackvoller Bemerkungen das Verständniss des Dichters wahrhaft zu fördern wusste.¹⁾

Brünn.

R. C. Kukula.

Wilhelm Gemoll, Die Realien bei Horaz. Heft 4 (Schluss): Das Sacralwesen. — Die Familie. — Gewerbe und Künste. — Der Staat. Berlin, Gaertner 1895. 8°, 186 SS.

Der Stoff der vier Hauptabschnitte gliedert sich in folgender Weise: Der erste behandelt zunächst den „aristokratischen Zirkel des Olymp“, dann Bacchus, den jüngsten Gott, mit seinem Holstaate; hieran schließen sich die Wundergestalten der griechischen Sage, die zugleich mit den griechischen Göttern nach Italien gewandert, die griechischen Heroen und Heroinnen der verschiedenen Sagenkreise und endlich die noch übrigen römischen, beziehungsweise italischen Gottheiten. In einem besonderen Abschnitte 'Cultus' werden dann die gottesdienstlichen Örtlichkeiten, die Opfergebräuche, Gebet, Fluch, Eid, Divination, das Zauberwesen, die Priester, die Feiertage besprochen. Im 2. Abschnitte 'Familie' geht die Untersuchung aus von den Lebensaltern, entwickelt daraus das System der Familienbenennungen und schildert sodann das innere Leben des Hauses, wie es in Ehe, Kindererziehung und in den Verhältnissen der Sklaven zum Ausdrucke kommt. In losem Zusammenhange damit steht das Capitel über die Spiele, welches als Ergänzung zu den Heft III 30 ff. behandelten Bewegungsspielen die zur Unterhaltung dienenden, darunter besonders die scenischen Spiele zum Gegenstande hat. Sehr reichhaltig ist der dritte Abschnitt. Im Anschluss an die dem Könige Numa zugeschriebene Eintheilung der Zünfte finden hier die Musik, Sculptur, die Malerei, die Arbeiten in Holz, Metall, Leder, die βαρφέξ und κρηπίδι; eine ebenso gründliche als interessante Beleuchtung. Die weitere Vorführung von gewerblichen Vereinen, wie der Kaufmanns- und Handlungsgilden, leitet über auf die Besprechung des Handels, der Maße, Gewichte, Münzen und der kaufmännischen Geschäftsführung.

¹⁾ Ztschr. f. d. österr. Gymn. 1864, S. 350 ff.; vgl. die Besprechungen der 8. Aufl. ebenda 1875, S. 295 f. (A. Zingerle) und der 9. (M. Petschenig) 1878, S. 360 ff.

in einem besonderen Capitel wiederum wird der früheste Erwerb-
weig, die Landwirtschaft, und diejenige Kunst, „welche die Objecte
aller anderen Künste zu reproducieren imstande ist“, die Poesie,
und im Anschlusse daran das antike Buchwesen einer eingehenden
Betrachtung unterzogen. Der letzte und kürzeste Abschnitt be-
schäftigt sich mit dem Staate nach den drei wichtigsten Factoren
des römischen Staatswesens: Magistratur, Senat, Volk, sodann mit
der Eintheilung der Bürgerschaft, der Organisation des Reiches,
schließlich mit dem Gerichtsverfahren und der Criminalrechtspflege.

Auch in diesem Hefte treten dieselben Vorzüge wie in den
früheren hervor: klare und übersichtliche Anordnung des umfang-
reichen und vielseitigen Materials, Belebung und Vertiefung des
vorgeführten Gegenstandes durch häufige Bezugnahme auf die
Etymologie, auf bildliche Darstellungen und verwandte Cultur-
zustände bei anderen Völkern. Zur Grundlage und Weiterführung
der Untersuchung dienen nicht nur die besten einschlägigen Hilfs-
werke — außer den Handbüchern von Marquardt und Jw. Müller
werden besonders Keller, Lat. Volksetymologie und Zur lateinischen
Sprachgeschichte, Baumeisters Denkmäler, Roschers Lexikon der
Mythologie, Weise: Die griechischen Wörter im Latein, Liebenam:
Zur Geschichte und Organisation des römischen Vereinswesens, O.
Jahn: Über Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs auf
antiken Wandgemälden herangezogen — sondern der Verf. weiß
vermöge seiner eindringenden Studien noch eine erstaunliche Menge
in Programmen und Zeitschriften verstreuter, zum Theile fernliegen-
der Abhandlungen zu verwerten. Manchem werden die Literatur-
nachweise wohl zu reichlich gespendet erscheinen. So konnte m. E.
das Citat aus Taine (S. 77): „die Scham und die Kleidung sind
eine Erfindung und ein Übereinkommen“ wegbleiben. Dass „die
Ehe sehr häufig ein Deckmantel schlimmer Lüste ist“ (S. 77), wird
der Leser wahrscheinlich anderswo geistreicher variiert gefunden
haben, als dies bei Conrad (die klugen Jungfrauen) geschieht, der
ein junges Mädchen sagen lässt: „Die Ehe ist das große Feigen-
blatt dieser heuchlerischen Schweinewelt“. Auch auf den mexika-
nischen Kriegsgott Huitzilopochtli (S. 9) wird man verzichten
können, da die Identität seines Wesens mit dem des Mars durch
die beigebrachten Bemerkungen doch nicht recht ersichtlich wird.
Entschieden zu viel Raum gegönnt hat der Verf. den oft mehr
geistreichen, als überzeugenden etymologischen Erklärungsversuchen
Kellers, denen er wohl beizustimmen scheint. Wir wollen einige
herausheben. Omen (S. 53) leitet Keller von *οἰάνισμα* her, es
ist vielmehr geradezu mit *οἰανός* zu verbinden und accipere
omen = *δέχεσθαι οἰανόν*, wie Fröhde in Bezzenbergers Beitr.
XVI 210 gezeigt hat. Die Zurückführung von castus auf careo
= entbehrend, entsagend, keusch (S. 58) ist schon der Bedeutung
wegen abzuweisen und wird von niemand ernstlich in Betracht ge-
zogen werden. Die Etymologie des Wortes steht längst fest; es

entspricht genau dem skt. *çastá*. Vgl. jetzt Stolz, Handbuch² 259, Bechtel, Hauptprobleme 254. Dass *filius* für *felius* steht (S. 68), scheint richtig, aber G. Meyer, Alban. Studien III 33 ff. leugnet wohl nicht mit Unrecht eine Grundform *felius* und verbindet das Wort mit alb. *bir*, Sohn, *bilé*, Tochter mit Zugrundelegung der Wurzel *bhi*, lat. *fió*. Vgl. Brugmann, Grundriss II 1061 u. 1434. Die S. 84 gegebene Etymologie von *verna* (verwandt mit *horus* = *ho-vernus*, i. e. *hoc vere natus* 'junges Vieh', 'Junges') ist denn doch etwas komisch. Das Richtige hat schon längst der alte Pott gesehen: *verna* steht für *vesina*, W. *uas*, bez. *ues* 'wohnt'. Dass *alea* ein griechisches Lehnwort sei, aus *ἀστραγάλια* entstanden (S. 92), ist schon deswegen unwahrscheinlich, weil leidenschaftliches Würfelspiel eine uralte indogermanische Unsitte war. Wir wissen dies von den Griechen, besonders aber von den Germanen (Tacitus, German. 24) und den alten Indern. Vgl. Zimmer, Altind. Leben 283 ff. Außerdem ist eine solche Verstümmelung, wie sie Keller annimmt, ganz unwahrscheinlich. Man erklärt das Wort jetzt allgemein aus *aclea*, *axlea* und stellt es zum skt. *akshá*. Auch *libra* (S. 128) ist wohl nicht als griechisches Lehnwort (von *λίτρα*) zu betrachten, wohl aber besteht zwischen beiden Wörtern Urverwandtschaft, wie ja auch sonst lat. -br- urindogermischen -tr-, -thr- gleichkommt.

Selten sind die Fälle, wo man etwas mehr Belehrung in den Kauf nehmen möchte, wie über die Namen *Cluacina* (S. 21), *Lenaena* (S. 26), *Scylla*, *Charybdis* (S. 31), über die Saturnalien, die *Quinquatrus* (S. 61), die irrtümlich als ein Fest des Mars bezeichnet werden, über das Königs- und Nüssespiel (S. 92). Auf S. 99 bemerkt G., dass Horaz seinem Stile eine besondere Färbung gebe durch Aufnahme vieler Substantive auf -or und begnügt sich mit einer alphabetischen Aufzählung derselben, ohne auf das häufige oder seltene Vorkommen dieser Wörter und auf ihre Vertheilung auf die einzelnen Dichtgattungen Rücksicht zu nehmen.

Die Beweiskraft mancher Stellen scheint der Verf. zu überschätzen. Dass der Pantomimus, welcher das Liebeswerben des Polyphem um Galatea darstellte, sehr populär gewesen sei (S. 100), kann doch aus der zweimaligen Erwähnung bei Horaz allein nicht geschlossen werden, ebensowenig aus Ep. I 14, 15, dass der *vilius* bei der Wirtschaft auch überall selbst anfassend musste (S. 139) oder aus Epod. 5, 71 (*venefica scientior*), dass das Treiben ausländischer Zauberer, besonders aus Thessalien, damals an Kunstfertigkeit gewonnen habe (S. 55). Dass die Frauen putzsüchtig, schöngeistig, sinnlich sind (S. 77), wird man doch auf Grund der in der achten Epode gegeißelten Vettel nicht so allgemein hinstellen dürfen.

Wiederholt beschäftigt sich G. mit den Erklärungen *Kleülings*, deren einige mit Recht zurückgewiesen werden, wie die Deutung *Veneris sodali* (III 18, 6 f.) auf *Faunus* als den Geestlichen

der Venus (S. 23), die Beziehung von III, 24, 5 ff. auf das Einschlagen des Schicksalsnagels über dem Kopfe der Reichen (S. 111), von I 35, 13 f. auf den Umsturz der Ehren- und Denksäulen beim Beginne des Aufruhrs u. a. In den vielbesprochenen Versen Ep. II 1, 170 ff. sieht G. (S. 100) an den Stücken des Plautus zweierlei hervorgehoben: Herausarbeiten der Charaktere (bis v. 173) und Verkümmern der Handlung (v. 174). Quo pacto habe keinen tadelnden Sinn, Plautus' Charaktere seien nicht verzeichnet, der Dichter sage dasselbe wie Aristot. π. ποιητ. c. 6, p. 1450 a: *ἔτι ἄνευ μὲν πράξεως οὐκ ἂν γένοιτο τραγωδία, ἄνευ δὲ ἡθῶν γένοιτ' ἄν*. S. 119 spricht G. von dem Blech als Ornamentationsmittel für verschiedene Gefäße und bezieht darauf auch S. I 3, 56 *sincerum cupimus vas incrustare* im Sinne von: ein Gefäß mit einer Relieffarbe überziehen, so dass die ursprünglich reine Wandung verdeckt wird. Ich finde diese Deutung ebenso unbegründet, wie S. 95 die Bedenken gegen die Lesart *extrema arena* Ep. I 1, 6, wofür G. *extenta* vorschlägt und es mit *totiens* verbindet. „Dem siegreichen Gladiator wurde sofort ein zweiter, ja ein dritter Gegner gegenübergestellt. So muss selbst ein Veianus fürchten endlich zu unterliegen.“ Die Wendung *arenam* (= *pugnam*) *totiens extendere* wird sich schwerlich belegen lassen.

Druckfehler finden sich nur wenige und nicht besonders störende. Neben einer gewissen Ungleichmäßigkeit in der Citierung muss es auffallen, dass Curtius, Etymologie und Hehn, Culturpflanzen in der 2. Auflage angeführt werden.

Mit diesem Hefte hat der Verf. seine Aufgabe, aus den Gedichten des Horaz eine sachlich geordnete Schilderung der Culturzustände seiner Zeit zu entwerfen, vollendet und kann mit Befriedigung auf sein Werk zurückblicken. Mit Recht darf derselbe im 'Nachwort' es sich zum Verdienste anrechnen, dass in diesem auf fleißigen und mühevollen Studien beruhenden Buche manche Abschnitte enthalten seien, die in den gangbaren Handbüchern der Alterthumskunde noch wenig bearbeitet erscheinen, und dass durch die planmäßige Durchforschung der Realien manch schätzenswerter Beitrag für die Erklärung des Horaz geliefert worden sei. Es sei daher nochmals allen, die sich mit den Dichtungen des Venusiers beschäftigen, warm empfohlen.

Wien.

F. Hanna.

Lexikon zu den Schriften Ciceros mit Angabe sämtlicher Stellen von H. Merguet. II. Theil: Lexikon zu den philosophischen Schriften. III. (u. letzter) Band. Lief. 1–23 in 5 Heften, 1892 bis 1894. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1894. Preis des gesammten Werkes 146 Mk.

Endlich ist auch dieser Theil des gewaltigen Werkes, mit welchem sich Ref. in diesen Blättern bereits in zwei größeren

Anzeigen beschäftigte, vollständig zum Abschlusse gelangt. Wer den Aufbau und den Umfang dieses monumentalen Werkes auch nur einigermaßen kennt, wird der außerordentlichen Ausdauer und dem unermüdblichen Fleiße des Königsberger Gelehrten seine Bewunderung nicht versagen. Und es möchte mir beinahe banal erscheinen, hier noch einmal hervorheben zu wollen, welches hohes Anrecht auf den Dank des philologischen Publicums Merguet durch dieses sein Werk sich erworben hat, und was die Kritik und Erklärung der ciceronischen Schriften durch dasselbe gewonnen haben. Ja man darf sagen, dass man erst jetzt durch die breite und sichere Basis, welche Merguet in seinem Lexikon geschaffen hat, zu einer vollständigen und sicheren Erkenntnis dieser Schriften und des ciceronianischen Sprachgebrauches vorgedrungen ist. Denn keine noch so genaue Bekanntschaft mit dem Sprachgebrauche eines Schriftstellers kann das in einem Speciallexikon vollständig vorliegende Material ersetzen. Und jetzt erst sieht man, wie viel man früher von dem Sprachgebrauche Ciceros nicht wusste. Von dem Vortheile, welchen die gesonderte Behandlung der einzelnen Stilgattungen in Merguets Lexikon bietet, wurde in einer früheren Anzeige schon gesprochen: sie ermöglicht eine vergleichende Übersicht über den Sprachgebrauch des Schriftstellers in viel höherem Maße als bei einer zusammenfassenden Behandlung aller Stilgattungen. Besonders wird dies bei einer Partie des Lexikons hervortreten, die noch ausständig ist. Denn wenn man auch dem verdienstvollen Herausgeber zu der Vollendung dessen, was er bisher geschaffen hat, die aufrichtigsten Glückwünsche darbringen muss, so möchte man doch nicht gern auf das noch Ausstehende verzichten, sondern vielmehr wünschen, dass es Merguet vergönnt sein möge, auch noch den Schlussstein zu seinem gewaltigen Werke zu legen; und ich meine dabei nicht so sehr die Durchforschung und Darbietung des Sprachgebrauches in den rhetorischen Schriften, der wenig Charakteristisches bieten dürfte, als vielmehr den *sermo epistularis* des Cicero. Dieses so interessante Gebiet, über welches wir ja durch die Arbeiten von Männern wie Bücheler, Wölfflin, J. H. Schmalz, C. A. Lehmann, O. Streicher, F. Becher u. a. wichtige Aufschlüsse erhalten haben, wird doch erst dann ganz übersehen werden können, wenn, wie wir hoffen wollen, Merguets Lexikon so weit gediehen sein wird.

Die Genauigkeit und Verlässlichkeit des Merguet'schen Lexikons hatte ich durch geraume Zeit nachzuprüfen reichlich Gelegenheit und kann versichern, dass es mich so gut wie nie im Stiche ließ. Auch die Correctheit der Zifferangaben muss bei den vielen Tausenden von Citaten rühmend hervorgehoben werden. Der Druck wurde überhaupt mit musterhafter Sorgfalt überwacht, so dass nur ganz sporadisch belanglose Druckversehen begegnen.

Artikel von schier ungeheurer Ausdehnung finden sich auch in dem III. Bande des Lexikons in großer Zahl, so werden die

Stellen zu video in 40 enggedruckten Spalten (Großquart), res in 46 Spalten, qui gar in 66 Spalten aufgeführt.

Interessant ist es, auch in diesem Theile eine große Menge der sonst so verpönten Verbalsubstantiva auf io zu finden, die sich Cicero in den philosophischen Schriften gestattete, wie *praecursio*, *praedictio*, *praegressio*, *praemeditatio*, *praenotio*, *praesagitio*, *praesensio*, *productio*, *tactio* u. v. a.

Das Studium des Merguet'schen Lexikons wird überhaupt zu einer Fülle von sprachlichen, stilistischen und grammatischen Beobachtungen reiche Anregung bieten. Hier kann Ref., so verlockend es auch wäre, darauf nicht eingehen. Nur einzelne Bemerkungen mögen hier platzfinden, so über *paupertas*. Landgraf zu Rosc. Am. §. 23 erwähnt weitläufig den Gebrauch dieses Wortes und bemerkt nicht unzutreffend, dass die rhetorische Bezeichnung für 'Armut' vielmehr 'egestas' sei, *paupertas* hingegen das philosophische Wort hiefür. Hieran möchte ich nur die Bemerkung knüpfen, dass *paupertas* in den philosophischen Schriften Ciceros, wie zahlreiche Beispiele darthun, eben auch den höchsten Grad der Armut, die größte Dürftigkeit bezeichnet, und stelle zu diesem Zwecke dem von Landgraf aus Parad. VI. 45 citierten Beispiele folgendes Beispiel gegenüber: de fin. V. 84 *paupertas si malum est, mendicus esse beatus nemo potest*, aus welchem hervorgeht, dass mit *paupertas* hier nicht mehr die Verhältnisse etwa eines 'Kleinbürgers' (Landgraf a. a. O.) gemeint sind, sondern directe Bettelarmut. Und als die größten Übel werden wiederholt angeführt: *mors*, *paupertas*, *dolor*. Es liegt also gar kein Bedenken vor, *paupertas* für unseren Begriff 'drückende Armut' zu verwenden.

Ich notiere noch ein paar Beispiele für einen minder gewöhnlichen Gebrauch von *quam* nach *secus* Div. I. 63 *qui secus, quam decuit, vixerunt*, nach *contra* de leg. II. 11 *cum contra fecerint quam polliciti sint*, auch nach *nihil aliud* Acad. fr. 20 *hominem natum ad nihil aliud esse quam ad honestatem*.

In einzelnen Fällen kann man mit der Anordnung und Gruppierung der citierten Beispiele, wie sie M. vorgenommen hat, nicht einverstanden sein. Ich will hiefür, um nicht zu weitläufig zu werden, nur ein Beispiel anführen. Für *quamquam* mit dem Coniunctiv finden sich in Ciceros philosophischen Schriften vereinzelt Beispiele, so de fin. III. 70 *quamquam alii dicant aequae caram esse sapienti rationem amici ac suam, tamen . . . fatentur*. Dieses Beispiel schien Madvig so auffällig, dass er dafür *cum* (*quom*) *dicant* zu schreiben empfahl. Allein die Einstimmigkeit der Handschriften schützt diesen Coniunctiv gegen jede Anfechtung. Auch Tusc. I, 109 heißt es: *Quamquam enim sensus abierit, tamen suis et propriis bonis laudis et gloriae, quamvis non sentiant, mortui non carent*. Die Erklärer (Tischer-Sorof, Otto Heine) bemerken freilich zu der Stelle, dass hier *abierit* vielmehr Fut. ex. sei, und

dass dem Schriftsteller ursprünglich eine Fortsetzung durch das Fut. I. vorgeschwebt habe, die er dann später fallen ließ. Allein so sicher scheint mir dies denn doch nicht zu sein; es kann immerhin auch jener ungewöhnliche Gebrauch des Coniunctivs bei *quamquam* vorliegen, der durch die andere Stelle geschützt ist.

Allein mit solchen Stellen hätte Merguet doch nicht unter der Marke 'quamquam mit Coniunctiv' solche zusammenwerfen sollen, an welchen der Coniunctiv sich aus der indirecten Rede erklärt, wie etwa: *quamquam . . . molestiam dolor afferat, tamen utrumque ortum esse* oder *quamquam iter instaret, tamen silentium fieri iussisse se* u. v. a. — Noch weniger durfte unter solchen Beispielen eine Stelle angeführt werden wie *quamquam, quem potissimum Herculem colamus, scire sane velim* (de nat. d. III. 42), wo das sogenannte *quamquam correctivum* vorliegt, welches weder mit dem Coniunctiv im Hauptsatze, noch mit jenem im Nebensatze das Geringste zu thun hat.

Auch die Behandlung jenes Theiles des Artikels *quamquam*, der 'Ellipse' überschrieben ist, fordert zur Kritik heraus. Zunächst geht aus diesem Artikel allerdings hervor, dass auch *quamquam* als *supplementum participii* ganz wie das griechische *καίπερ* sich in den philosophischen Schriften Ciceros einigemal findet, vgl. *Parmenides, Xenophanes, minus bonis quamquam versibus, sed tamen versibus increpant eorum adrogantiam* Ac. II. 74, oder *si omnia illa . . . quamquam expetenda, summo bono continerentur* de fin. V. 68. Allein dieses *quamquam* (= *καίπερ*) bei Participien oder einem Participle gleichwertigen Satzverkürzungen wird in diesem 'Ellipse' überschriebenen Artikel von Merguet in einer Weise, die ich nicht für richtig halte, mit dem sogenannten *quamquam correctivum* zusammengestellt, mit dem es ganz und gar nichts zu thun hat. Ich meine Fälle wie *quamquam fortasse id quoque* Tusc. I 67, oder *quamquam hoc quidem minime* ib. I 40, oder *quamquam id ipsum aliquanto minus quam olim* div. I 28. Fälle dieser Art hätten vielmehr mit den im Folgenden unter der Marke 'quamquam mit einer Frage' und 'quamquam mit einem Ausrufe' verzeichneten Beispielen vereinigt werden sollen, wo Fälle angeführt werden wie: *quamquam quid opus est philosophari?* Tusc. I 89, *quamquam, o di boni, quid est in hominis natura diu?* C. M. 69. Denn ob in derartigen Beispielen des *quamquam correctivum* nach demselben ein Behauptungssatz, eine Frage oder ein Ausruf folgt, ist völlig gleichgiltig und ändert an der charakteristischen Bedeutung und Verwendung jenes *quamquam* nicht das Geringste.

Fehlerhaft ist auch die Auffassung eines Citates s. v. *recordor*, wo unter der Überschrift 'recordor aliquem' (also mit directem Accusativ-Objecte) folgende Stelle angeführt wird: *cum recorder non L. Brutum . . . non avum tuum L. Paullum . . . sed legiones nostras . . . in eum locum saepe profectas alacri animo*

C. M. 75). Allein hier ist gewiss nicht die Construction *recordari aliquem* anzunehmen, die eine Singularität bilden würde, vielmehr ist aus dem folgenden *legiones . . . profectas (sc. esse)* auch zu *Brutum* das entsprechende Prädicat des *acc. c. inf.* zu entnehmen. Es war daher dieses Citat unbedingt mit jenen zu vereinigen, welche Beispiele für den *acc. c. inf.* nach *recordor* enthalten.

So möchte man auch in manchen anderen Artikeln eine passendere Anordnung der citierten Belegstellen wünschen. Allein dies sind im Grunde doch nur geringfügige Ausstellungen, die den hohen Wert des überaus verdienstlichen Lexikons nicht zu schmälern vermögen. Denn man findet schließlich das Gesuchte auch in solchen Fällen doch, die Hauptsache ist und bleibt die, so viel ich sehen konnte, nahezu erschöpfende Vollständigkeit.

Auf S. 918 werden noch einige geringfügige Nachträge zum III. Bande gegeben. Die ziemlich zahlreichen griechischen Wörter, die in Ciceros philosophischen Schriften begegnen, werden am Schlusse des Gesamtwerkes in ganz zweckmäßiger Weise für sich behandelt S. 915—918.

Zum Schlusse gibt Ref. noch einmal seiner aufrichtigen Freude darüber Ausdruck, dass mit der Vollendung dieses die philosophischen Schriften Ciceros umfassenden Theiles des Cicero-Lexikons der weitaus größte Theil des so verdienstvollen Werkes zum glücklichen Abschlusse gelangt ist, und wünscht dem Herausgeber, dass es ihm vergönnt sein möge, auch mit dem noch ausstehenden Reste der Arbeit, mit der Bearbeitung der rhetorischen Schriften und Briefe Ciceros das philologische Publicum zu beschenken, und dass endlich das Werk, welches ja von der Kritik allgemein mit Freude begrüßt wurde, auch jene Verbreitung finden möge, die es wie nicht leicht ein zweites verdient.

I. Ciceros Rede für den Dichter Archias. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Nohl. 2. verbess. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Preis cart. 25 kr.

II. Ciceros Philippische Reden. I., II., III., VII. Buch. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Herm. Nohl. Mit einer Abbildung. Wien u. Prag. F. Tempsky 1895. Preis geb. 40 kr., geb. 60 kr.

I. In der ersten Auflage war die Rede *pro Archia* mit zwei anderen Reden: *pro Murena* und *pro Sulla* zu einem Bändchen vereinigt. Der Text der Rede *pro Archia* in dieser zweiten Auflage dürfte sich, so viel ich sehe, von jenem der ersten Auflage nicht unterscheiden. Die äußere Ausstattung jedoch ist gegenwärtig den Zwecken der Schule mehr angepasst, als dies früher der Fall war. Auch dieses Heft erscheint nämlich jetzt mit einer deutsch abgefassten Einleitung und einem deutschen Anhang. Die Einleitung, welche das frühere *'argumentum'* der Rede zu ersetzen bestimmt ist, gibt einige recht nützliche biographische Notizen über den

Dichter Archias, dann eine bündige Erörterung der *causa* selbst, schließlich eine Analyse des Gedankenzusammenhanges der Rede. Von den genannten Behelfen erscheinen mir die ersten beiden sehr zweckmäßig, wenn ich es auch nicht verhehlen kann, dass ich es für geradezu beklagenswert halte, dass man sich gegenwärtig förmlich schon scheut, den Schülern der obersten Classen unserer Gymnasien derartige Dinge in lateinischem Gewande zu bieten. Über die Zweckmäßigkeit der Darbietung des fertigen Gedankenzusammenhanges hingegen bin ich, wie ich es schon einmal hervorhob, der Meinung, dass es kein Gewinn für die Schule sei, dem Schüler die nützliche Geistesarbeit der eigenen Auffindung des Zusammenhanges und der Gliederung des Gelesenen zu ersparen. Über den Text der Rede ist, wie schon oben bemerkt, nichts Neues zu sagen; es ist der auf solider wissenschaftlicher Grundlage beruhende Text der ersten Auflage. Der am Schlusse dem Texte noch beigegebene Anhang besteht aus zwei Theilen. Der erste handelt über das römische Bürgerrecht, und es wird hier zunächst die Verbreitung des römischen Bürgerrechtes, dann die Art, wie man dasselbe erlangen konnte, endlich die Bedeutung des Bürgerrechtes erörtert. Ein zweiter Theil, welcher der Erklärung der Eigennamen gewidmet ist, gibt, nach Paragraphen geordnet, Erläuterungen zu den in der Rede vorkommenden Personen- und Sachnamen, soweit dies zum Verständnisse der betreffenden Stelle erforderlich scheint.

II. Dieses Bändchen, welches eine Auswahl aus den Philippischen Reden Ciceros enthält, und zwar die I., II., III. und VII. dieser Reden, ist in seiner Anlage dem oben besprochenen Bändchen durchaus ähnlich. Eine deutsch geschriebene Einleitung gibt eine klare Darstellung der historischen Ereignisse nach der Ermordung Cäsars, infolge deren die erbitterte Feindschaft zwischen Antonius und Cicero entbrannte (S. I—XII). Insbesondere werden die Anlässe der Philippischen Reden selbst, nicht nur der in die Auswahl selbst aufgenommenen, geschildert. Auch die Disposition der bezeichneten vier Reden wird in der Einleitung erörtert. Neu hinzugekommen ist gegenüber Nohls kritischer Ausgabe der Philippischen Reden in diesem Bändchen die VII. Philipp. Rede, deren Aufnahme nur zu billigen ist. Der Anhang, der verhältnismäßig sehr umfangreich ist — er umfasst 30 Seiten (S. 83—113) — hat gegenüber der Anlage dieses Theiles in früheren Heften eine Erweiterung erfahren, wie auch schon sein Titel besagt. Es ist nämlich nicht mehr bloß eine Erklärung der Eigennamen, sondern eine Erklärung aller sachlich schwierigen Stellen, die, an die Reihenfolge der Paragraphen sich anschließend, in durchaus angemessener Form dem Schüler die zum Verständnisse der betreffenden Stelle nothwendigen Aufklärungen und Erläuterungen gibt. — Beide Ausgaben, die auch durch die Sorgfalt ihrer äußeren Ausstattung sich auszeichnen, müssen als gediegene Unterrichtsbehelfe bezeichnet werden.

Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum. Vol. XXXVIII.
Sancti Augustini Operum sectio II. ex recensione Al. Goldbacher.
Vindobonae, Pragae, Lipsiae 1895.

S. Aureli Augustini Hipponiensis episcopi Epistulae. Recensuit
et commentario critico instruxit Al. Goldbacher. Pars I. Epist.
I—XXX. Vindobonae, Pragae, Lipsiae apud Tempsky et Freytag 1895.
125 SS.

Es hat noch kaum eine Correspondenz gegeben, die eine solche Bedeutung für die Zeitgenossen und ein solches Interesse für die Nachwelt gehabt hätte wie die Briefe des großen Bischofs von Hippo. Als das Christenthum über die antike Weltanschauung, die noch von Symmachus, Ammianus und Claudianus vertreten wurde, soeben durch Theodosius I. den endgiltigen Sieg errang, übten die Episteln nicht minder als die größeren Werke des geistvollen Kirchenlehrers, dessen Ruhm die Welt erfüllte, einen durchgreifenden, mächtigen Einfluss auf seine Zeit, auf Christen und Heiden, Rechtgläubige und Häretiker. Die Briefe offenbaren uns das innerste Leben der genialen Persönlichkeit und geben ein Spiegelbild der erstaunlichen Thätigkeit des großen Mannes; sie verrathen uns sein Denken und Wollen, sein Fühlen und Empfinden, sie hängen mit der Wirksamkeit in seinem heiligen Berufe und mit seinem literarischen Schaffen aufs innigste zusammen. Theologische Fragen aller Art, philosophische und philologische Untersuchungen, biblische Exegese, kirchliches Leben und klösterliche Zucht, öffentliche Verhältnisse und persönliche Angelegenheiten kommen darin zur Sprache; Kaiser, Staatsmänner und Feldherren, Kirchenlehrer und Bischöfe, Priester und Mönche, intime Freunde und fernstehende Leute, Männer und Frauen verschiedener Stände sind die Correspondenten. Jede Person erfuhr die ihr zukommende Berücksichtigung und jeder Gegenstand die gebührende Behandlung. Die rasch verbreiteten Abschriften wurden überall mit Eifer gelesen. Zahlreich scheinen die Copien im Mittelalter gewesen zu sein und frühzeitig sorgte man für gedruckte Ausgaben.

Die Mauriner haben sich auf diesem Gebiete große Verdienste erworben, insoferne sie durch eingehende Untersuchungen die chronologische Reihenfolge der Briefe festzustellen suchten. Sie theilten die 270 Stücke in vier Classen, indem sie die 30 Briefe des Decenniums von der Bekehrung bis zum Episcopat (386—395) als erste, die 93 der anderthalb Decennien bis zur Disputation mit den Donatisten (396—410) als zweite, die 108 der zwei Decennien bis zum Tode (411—430) als dritte Classe zusammenfassten und die 39 unbestimmbaren in eine vierte verwiesen. Doch in der Textkritik, in der Ausbeutung der Handschriften, haben sie noch manches zu wünschen übrig gelassen.

Mit lebhafter Freude darf man die eben erscheinende kritische Ausgabe dieser wertvollen Briefe begrüßen. Dank und Anerkennung gebührt der mühsamen Arbeit, die hier mit Fleiß und Geschick

durchgeführt wird. In der vorliegenden Pars I sind uns die 30 Briefe der ersten Classe geboten. Die frühesten Briefe hängen mit den Studien in Cassiciacum und den Erstlingswerken Augustins zusammen. Zwölf Briefe umfassen die Correspondenz mit dem Freunde Nebridius über philosophische und religiöse Fragen. Die Perle der ganzen Classe ist Ep. 21, das Bittschreiben des eben ordinierten Augustinus an seinen Bischof Valerius um Gewährung freier Zeit zum Bibelstudium. Mit Ep. 23 wird in verbindlicher Form die Polemik gegen die Donatisten eröffnet. Den Briefwechsel mit Hieronymus beginnt Ep. 28, worin die neue Bibelübersetzung besprochen, eine Übersetzung griechischer Bibelcommentare gewünscht und über die Auffassung von Gal. 2, 11 gehandelt wird. Briefe des Paulinus und der Therasia, die wir schon in der Ausgabe Hartels sahen, liegen auch hier in Ep. 24, 25, 30 vor.

Da die Praefatio mit den wünschenswerten Aufschlüssen erst nach Vollendung des letzten Theiles erscheinen soll, so mögen hier nur vorläufig wenige Bemerkungen gestattet und einer eventuellen Beachtung in den folgenden Theilen empfohlen sein.

Aus den handschriftlichen Schätzen ist manches Neue gewonnen, und manche corrupte Stelle ist durch geschickten Heilungsversuch in einen befriedigenden Zustand gebracht. Es wäre nun zur raschen Orientierung des Lesers von Nutzen, wenn in einzelnen wichtigen Fällen die Zeugen der aufgenommenen Lesart gleichfalls ausdrücklich genannt würden. Der kritische Commentar sollte z. B. die überraschende und unzweifelhaft richtige Lesart 50, 4 *in nouitate ordinationis meae* als durch PP¹SP⁵ gewährleistet bezeichnen und dann die corrupten Varianten gegenüberstellen; so 59, 12 *zelo* P²: *dolo* PP¹SHP³P⁴. Die erfreuliche Herstellung der Wendung 50, 14 *hinc erant illae lacrimae*, die nur in den Ausgaben entstellt war, könnte vielleicht durch den Hinweis auf Ter. Andr. 126 (Cic. pro Cael. 25; Hor. Epist. 1, 19, 41) in den Testimonia illustriert sein, und auch biblische Ausdrücke wie 98, 10 *fidei non fictae — spei bonae — purae caritatis* dürften aus der h. Schrift, hier durch I Tim. 1, 5; II Tim. 2, 5; II Thess. 2, 15, belegt werden. Auffällig erscheint 72, 5 *fiere possit*, ferner 99, 23 *suo*, was doch wohl *tuo* heißen soll. Ein leidiger Druckfehler, der vielleicht auf einen Lapsus calami zurückgeht, ist 56, 9 Adn. unterlaufen, indem der griechische Text des Römerbriefes unter der Bezeichnung „Septuaginta“ angeführt wird, während wohl die Berufung auf eine kritische Ausgabe des N. T., etwa von Lachmann, Westcott-Hort, Tischendorf-Gregory, beabsichtigt war. — Die Bibelstellen endlich bedürfen einer vorsichtigen Behandlung. Wenn 56, 7 in dem Citate aus dem Römerbriefe 13, 13 das *in* an den drei Stellen nicht hinreichend beglaubigt ist, indem die Adnotatio angibt 7 *in* om. P (add. m. 2) HP³, 8 *in* om. P²HP³, 9 *in* om. P²HP³, so dürfte es gewagt sein, dasselbe in den Text zu setzen. Denn auch das Zeugnis von P² darf nicht unterschätzt

werden, da diese Handschrift trotz der Umstellungen, Auslassungen und Interpolationen in mehreren Fällen allein die richtige Lesart bietet, wie 59, 1 *dissuaderi*, 59, 23 *deiectione*, 60, 5 *inanem*, und gerade in Bibelstellen entscheidend ist, wie 56, 9 (59, 12) *zelo* und 60, 8 *hominibus* zeigt. Die Präposition *in* fehlt nicht nur, wovon man gar nicht zu sprechen braucht, was uns aber zum Troste gereicht, im griechischen Texte, der nach $\kappa A C D G$ lautet: *ὡς ἐν ἡμέρᾳ ἐσχρημόνως περιπατήσωμεν, μὴ κόμοις καὶ μέθαις, μὴ κοίταις καὶ ἀσελείαις, μὴ ἐριδι καὶ ζήλῳ*, sondern auch in den alten lateinischen Übersetzungen nach *g d e*, Codex Boernerianus fol. 17 ed. Matthiae, Claromontanus ed. Tischendorf p. 74 und Sangermanensis ed. Belsheim p. 13, wo man liest: *sicut in die honeste ambulemus, non comisationibus (comes., comess.) et ebrietatibus, non cubilibus et impudiciis, non contentione et zelo (zelo uel aemulatione Boern., aemul. Clar., Sang., Vulg.)* — Dieselbe Handschrift P² ist auch im folgenden Verse des Römerbriefes maßgebend. Es ist 56, 9 *uos* zu streichen und mit P² bloß *induite* für *ἐνδύσασθε* Rom. 13, 14 zu lesen, zumal da auch Conf. 8, 12, n. 29 und Doctr. christ. 4, 20, n. 40 (Migne 32, 762. 34, 108) dieses Pronomen fehlt, womit wiederum *g d e*, Cod. Boerner., Clarom. und Sangerm., übereinstimmen. Dafür spricht auch die analoge Construction Rom. 13, 12 *induamus arma lucis* (ohne *nos*) Doctr. christ. 4, 20 für *ἐνδυσώμεθα δὲ τὰ ὄπλα τοῦ φωτός*, was sogar durch das Zeugnis des Codex Fuldensis der Vulgata und des Citates bei Cyprian de zelo et liure 10 (Hartel I, 425, 24) unterstützt wird. — Ferner ist 123, 15 in dem Briefe des Paulinus die aus I Cor. 2, 15 gebildete Wendung nach dem Codex Cheltenhamiensis 2173 s. X zu gestalten und *spiritalis omnia diiudicans* (nicht *iudicans*) zu schreiben. Die Bedeutung dieser Handschrift wird schon aus *adire* 123, 7 erkannt und lässt sich aus der Verwandtschaft mit Φ im dritten Briefe des Paulinus (Hartel Praefatio XVII) ableiten. Übrigens liest auch Augustinus selbst nach seiner Itala *spiritalis diiudicat omnia* Serm. 23, 4 und hat an dieser Stelle sowohl durch die vorausgehenden Worte *optat esse spiritales omnia diiudicantes et qui a nemine diiudicentur*, als auch in den nachfolgenden *nec dubito tamen esse aliquos spiritales bene audientes, bene diiudicantes* (Migne 38, 156 f.) dieses Testimonium in die eigene Rede verflochten. Selbst die Freisinger Fragmente der Augustinischen Itala bestätigen die Lesart *diiudicat* nach Ziegler, Italafragmente der Paulinischen Briefe, Marburg 1876, S. 35, B 15, S. 78, 17. (De sermone Domini in monte h. 1, 53 und andere Stellen verrathen den Einfluss der Vulgata.) Die alten Übersetzungen in *gf*, im Boern. und Augiensis (ed. Scrivener, Cambridge 1859, S. 56, worüber zu vgl. Hundhausen, Bibeltext, Kirchenlexikon, Freiburg 1883. II, 704. Epistularum Paulinarum codices Graece et Latine scriptos Augiensem, Boernerianum, Claromontanum examinavit ... Petrus Corssen I.

II. 1887. 1889. Progr. 618. 629. Zimmer, Der Codex Augiensis in Zs. f. wiss. Theologie 30, 1887, S. 76) stimmen damit völlig überein, und nach Sabatier lesen so auch Ambrosius, Ambrosiaster und Hieronymus, wozu noch Priscillianus kommt, welcher tract. I bei Schepss 18, 24 *spiritalis autem disiudicat omnia* bietet. — Die in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Classe der Wiener Akademie der Wissenschaften 1893, II. Abh., S. 29, von mir ausgesprochene Vermuthung, dass Ep. 22, 8 *hominibus placere uolentium* 60, 8 für *ἀνθρωπαρέσκων* Ps. 52, 6 zu lesen sei, findet in P² (und S m. 2) ihre Bestätigung und ergibt sich schon aus der unten 61, 5 folgenden Wendung. Man muss daher anerkennend hervorheben, dass nun auch dieses Testimonium vom Herausgeber in seine richtige Form gebracht ist.

Möge die erfolgreiche Arbeit rüstig voranschreiten, und mögen die übrigen Theile dieser Ausgabe bald folgen, auf dass auch die Praefatio die ersehnten Auskünfte bringen kann.

Wien,

Franz Wehrich.

Studien zu Apuleius und seinen Nachahmern von Carl Weyman.
(Sitz.-Ber. d. philol.-philol. Classe der kgl. bayer. Akad. d. Wiss. 1893, Bd. II, Heft III.)

Zusammenhänge in der alten Literatur dort nachzuweisen, wo uns positive und directe Nachrichten nicht überliefert sind, ist seit neuerer Zeit das Bestreben mancher Philologen gewesen. Auch in der vorliegenden Abhandlung soll gezeigt werden, dass eine Reihe von Autoren die Werke eines der bedeutendsten Schriftsteller seiner Zeit, des Apuleius von Madaura, gekannt, ja benützt habe. Inwieweit dem Verf. dieser Nachweis gelungen sei, soll den Gegenstand unserer Besprechung bilden, wenn wir auch dem ersten Theile von W.s Arbeit einige Worte gewidmet haben werden. Dieser Theil gehört nämlich nicht zu dem oben angegebenen Thema, sondern ist textkritischer Art und gibt sich als „Epilegomena“ zu W.s Ausgabe der Psychefabel (Freiburger Lectionsc. f. d. Sommer 1891). Zu einigen Punkten dieser „kritischen Nachlese“ folgen einige Bemerkungen:

Met. IV, 28 stellt W. *venerabantur* hinter *Venerem* ein. Wahrscheinlicher scheint es, dass es vor *Venerem* gestanden habe und durch aberratio oculorum ausgefallen sei. — Die von W. angeführte „Parallele“ aus Priscillian (tract. I, 19, p. 17, 16 Schepss) ist wohl überflüssig, da für die naheliegende Verbindung der beiden, freilich nur durch den Klang verwandten Wörter die von Crusius (Philol. XLIX, 678) angeführten Plautusstellen (Poenul. I, 2, 69, Rud. II, 1, 16, ib. V, 2, 57), vielleicht auch Varro rer. rust. I, 6 (Keil), sprechen.

Met. IV, 29 will W., gestützt auf zahlreiche Stellen, wo sich mit *porrigere* das Adv. *latius* verbindet, auch hier *latius porrecta* schreiben. Doch ist wohl so zu construieren: *fama porrecta insulas proximas, terrae plusculum, provincias plurimas — pervagatur*, also ebenso wie in der von W. angezogenen Tacitusstelle (ann. XII, 36) *evecta* den Accus. *insulas* regiert. W.s Conjectur würde der Stelle jenes echt apuleianische Colorit rauben, das gerade in derartigen Constructionen hervortritt.

Im allgemeinen ist über den ersten Theil zu bemerken, dass dem Leser bei aller Anerkennung der umfassenden Belesenheit des Verf.s doch bisweilen Zweifel aufsteigen dürften, ob sich Dinge, die den Sprachgebrauch des Apuleius betreffen, durch Stellen aus Autoren entscheiden lassen, die oft durch Jahrhunderte von ihm getrennt sind.

Der zweite Theil unserer Abhandlung behandelt das Verhältnis einer Reihe von Schriftstellern (Tertullian, Julius Valerius, Zeno Veron., Ammianus Marc., Ausonius, Martianus Cap., Claudianus Mamertus u. a. m.) zu Apuleius. Wir müssen von vorherein bemerken, dass die vielen Parallelen, die W. bringt, besonders die zu Jul. Valerius, Zeno und Ammianus, überzeugend sind; gegenüber der Behauptung aber, dass Tertullian Kenntnis des Apuleius oder sogar Reminiscenzen aus seinen Schriften zeige, dürften sich viele skeptisch verhalten. Wenn wir die zehn Parallelen, die W. im ganzen bringt, durchgehen, so werden wohl die 4. und 10. gleich in Wegfall kommen müssen, da der Gemeinplatz *virgo vidua* und *mater antequam nupta*, sehr naheliegend war und zahlreiche Pendants hat, z. B. Sen. Agam. v. 196 (Peip. Richt.) *an te morantur virgines viduae domi*, Hieron. ep. XXII, 13, Zeno lib. II. tract. VIII, 18, *mulierem virginem* Plaut. Curcul. I, 1, 37. Der schönen Bedeutung von *incurrere*, auf welche die 2. Parallele sich stützt, begegnen wir auch Tertull. de pud. 3 (p. 798 Oehl.) und Iuven. VI, 334 Min. Fel. 31, 4; sie ist wohl in der Vulgärsprache verbreitet gewesen. Bei der 3. Parallele, wo *inficere* mit Gen. construirt erscheint, ist erstens der Unterschied der Bedeutung in beiden Stellen zu beachten, dann ist an die Vorliebe des Apuleius und Tertullian für griechische Constructionen zu denken (*inficere* wie *ἀναμιπλάναι τινά τινος*), vgl. Hildebrand z. d. Stelle: Graeca illa plane est constructio, und Dräger h. Synt. I, 454. Rönsch, Itala u. Vulg. p. 434—451. Total verschieden ist die Bedeutung von *temerarius* in der 1. Parallele; bei Tertullian heißt *temeraria altaria* nach Oehler *subitaria et ad praesentem necessitatem extracta* = Nothaltäre; bei Apuleius aber (*temerario interiectu*) heißt es: Die maceria wird nachlässig aus Steinen, die aufs gerathewohl hingeworfen sind, erbaut. Bei der 6. Parallele de pall. 4 *digito destinare et nutu tradere* und met. II, 30 *directis digitis et detortis nutibus denotor* (III, 12 *omnium nutibus ac denique manibus denotatus*, 11 *digitis hominum nutibusque nota-*

bilis) vermag wohl niemand eine solche Ähnlichkeit des Ausdrucks herauszufinden, dass man an Abhängigkeit denken könnte; der Gedanke aber ist alltäglich genug.

Um kurz zu sein, glauben wir, dass wohl die restlichen vier Stellen ebensowenig wie die erwähnten eine feste Stütze für W.s Hypothese abgeben, mag man sie einzeln oder in ihrer Gesamtheit betrachten. Zudem ist der indirecte Gegenbeweis nicht unzulässig, dass nämlich Tertullian bei seiner bekannten Belesenheit sich gewiss nicht die Gelegenheit hätte entgehen lassen, mit Hinweis auf Apuleius entweder die heidnische Lascivität zu geißeln oder die abergläubischen Märchen der Heiden zu verspotten oder doch wenigstens des Apuleius in seiner meistbekanntesten Eigenschaft, als Hexenmeister, zu gedenken, wie z. B. Hieron. ad. Ps. 81, Lactantius, div. inst. 5, 3, Augustin. ep. 49 u. a. — wenn er eben seine Schriften gelesen hätte. Die Metamorphosen hat er aber jedenfalls nicht gelesen, ebensowenig als sie Sicinius Aemilianus kannte. Ebensowenig braucht Tertullian die einigen Juristenphrasen, die W. p. 342/3 anführt, aus Apuleius entlehnt zu haben; aus der Rechtskenntnis beider Schriftsteller und der Vorliebe, dieselbe zu zeigen, wird sich schließen lassen, dass eine Ähnlichkeit dieser Art, falls sie wirklich vorhanden, nur zufällig sein kann.

Was die Autoren Iulius Valerius, Zeno und Ammianus Marcellinus betrifft, so können wir uns, wie bemerkt, nur W. anschließen. Die Sachkundigkeit und mit Scharfsinn verbundene Belesenheit und Kenntnis der einschlägigen Literatur, mit der W. an seine schwierige Aufgabe herangetreten ist, bürgt uns dafür, dass wir von ihm noch weitere Aufklärung über diese noch wenig erhellten Gebiete erhalten werden.

Wien.

F. Gatscha.

Harvard Studies in classical Philology. Edited by a committee of the classical instructors of Harvard University. Volume IV. Boston, Ginn & Cy. (Leipsic, Otto Harrassowitz) 1893. 8°, 218 SS.

Der vorliegende vierte Band dieses Sammelwerkes, dessen glänzende äußere Ausstattung in Druck und Papier wir nicht ganz ohne Neid betrachten, legt von neuem Zeugnis dafür ab, mit welchem Eifer und Erfolge das Land des technischen und mercantilen Fortschrittes in den Betrieb der classischen Studien eingetreten ist. Die 'pièce de résistance' steht diesmal an der Spitze des Buches; ich meine die Abhandlung von *Albert A. Howard* 'The *Αύλος* or *tibia*', welche auf Grund ebenso ausgebreiteter wie eindringender Studien unsere Anschauungen über die antiken Blasinstrumente auf eine ganz neue Basis stellt. Den reichen Inhalt des Aufsatzes in dem engen Rahmen einer Anzeige auch nur an-

nähernd erschöpfen zu wollen, wäre vergeblich; und ich gedenke, mich über den Gegenstand an einer anderen Stelle eingehend zu äußern. Es genüge daher zu sagen, dass der Verf. nicht nur die erhaltenen antiken Flöten genau gemessen und die Nachbildungen solcher Instrumente auf alten Kunstwerken sorgfältig geprüft hat, sondern dass er sich auch mit der Theorie und Technik der modernen Blasinstrumente besser vertraut zeigt, als irgend einer seiner Vorgänger. Es ist ihm in der That gelungen, nicht wenige strittige Punkte endgiltig aufzuhellen und manche unrichtige, alteingewurzelte Ansicht zu beseitigen, außerdem aber so viel neues Material herbeizuschaffen, dass niemand, der sich mit antiker Musik beschäftigt, seine Arbeit ignorieren darf. — Gegenüber dieser hervorragenden Leistung tritt die zweite Abhandlung *The Tragedy Rhesus* von *John C. Rolfe* (S. 61—97) etwas zurück. Sie enthält wenig Originelles und ist im wesentlichen eine Revision der oft behandelten Frage mit fleißiger Benützung der einschlägigen Literatur, über welche hier zum erstenmale seit F. Hagenbachs Dissertation vom Jahre 1863 eine gute Übersicht geboten wird. Der größte Theil der Arbeit beschäftigt sich mit lexikalisch-statistischen Beobachtungen über den Wortvorrath der Tragiker in beständigem Hinblick auf den Rhesos, wozu später noch vereinzelte syntaktische Observationen kommen. Der Verf. begnügt sich damit, die von anderen gemachten Bemerkungen und Aufstellungen zu registrieren und in einzelnen Fällen Richtigstellungen vorzunehmen; die statistische Beobachtungsmethode ist nicht sehr präcis und bleibt oft in den ersten Anfängen stecken, die Darstellung etwas breit und diffus. Schließlich zieht der Verf. die Summe seiner Abhandlung dahin, dass der Rhesos weder in die Zeit des Aischylos noch des Sophokles fallen könne, ebensowenig freilich in die alexandrinische Epoche, sondern dass er von einem Athener zwischen dem Ende des peloponnesischen Krieges und dem Zeitalter des Demosthenes und zwar in absichtlichem Gegensatz zur Manier des Euripides mit unverkennbarer Anlehnung an ältere Muster wie Aischylos verfasst sein müsse. — Die kleine Miscelle *The use of hercle (mehercle), edepol (pol), ecastor (mecastor) by Plautus and Terence* von *Frank W. Nicolson* ist eine nüchterne matter-of-fact-exemplification der von Gellius XI, 6 mitgetheilten Beobachtung über die von den Römern und Römerinnen angewendeten Bethuerungsformeln, soweit sie bei Plautus und Terenz vorkommen. Die gewonnenen Verhältniszahlen sind recht interessant. Plautus gebraucht die fraglichen Worte doppelt so oft als Terenz; (*n*)*ecastor* ist bei Terenz als Rarität anzusehen (7mal; bloß 2mal *mecastor*); Plautus zieht *edepol*, Terenz *pol* vor; bei beiden Dichtern schwören die Männer lieber mit *edepol*, die Frauen eher mit *pol*; rechnet man die Fälle von *edepol* und *pol* zusammen, so kommen bei Plautus viel mehr Fälle von (*ede*)*pol* auf Männer, bei Terenz mehr auf Frauen usw. Ausführliche Specialtabellen geben über

das Vorkommen dieser Bethenerungswörter nach den Rollencharakteren
 gegebenem Aufschluss. — Weniger überzeugend wirkt die nächste
 Abhandlung 'Accentual Rhythm in Latin', deren Verfasser, J. B.
 Greenough, mit Hilfe der sapphischen Strophe darthun will, dass
 nicht außer dem Metrum auch den Wortaccent berücksichtigt und
 damit eine Concession an eine ursprüngliche charakteristische
 Eigenschaft lateinischer Poesie gemacht habe. Nur im Carmen
 saeculare, ferner in IV 2 und 6, außerdem in I 10, 12, 25, 30;
 II, 6 und IV, 11 finden sich Ausnahmen. Da nun das Carmen
 saeculare für musikalische Composition gedichtet war, vermuthet
 der Verf., dass auch die übrigen genannten Oden nach griechischem
 Muster für den Gesang bestimmt waren. Auch die späteren sap-
 phischen Gedichte der lateinischen Literatur werden herangezogen.
 Trotz mancher hübschen Bemerkung im einzelnen kann ich den
 Beweis nicht für erbracht halten. Zunächst fehlen einige Sapphica
 (Statius z. B. und die lat. Anthologie) unter den analysierten
 Mustern. Zweitens ist es meines Erachtens sehr bedenklich, die
 ersten drei Silben des sapphischen Hendecasyllabus gleich einem
 Sprechdaktylus anzusetzen; wenn dies für *Integer vitae* allenfalls
 gelten kann, so liegt die Sache doch mit *nec venenatis* ganz anders.
 Drittens ist das vom Verf. gewählte Gebiet viel zu eng umgrenzt;
 wer den Adonius so behandelt, muss nothwendig die gleichen ana-
 pästischen Versformen (*Fundite fetus*) und also überhaupt auch
 die Anapäste einbeziehen. Und wenn die vom Verf. namhaft ge-
 machten Oden des Horaz für 'griechische' Musik bestimmt waren,
 wofür hat er dann die übrigen gedichtet? Für 'nationalrömischen'
 Gesang oder bloß für 'nationalrömische' Recitation oder gar Lectüre?
 Sonderbarerweise werden die grundlegenden Untersuchungen W.
 Meyers über die ältesten mittel- und vulgärlateinischen Rhythmen
 gar nicht erwähnt. — Eine sehr fleißige und schätzenswerte
 Zusammenstellung ist die Abhandlung von Richard C. Manning
 über den subjectlosen Accusativus cum infinitivo bei Ovid (*On the
 omission of the subject-accusative of the infinitive in Ovid*). Ihren
 Hauptwert würde sie allerdings erst durch Ausdehnung auf die
 gleichzeitigen oder zunächstliegenden Dichter finden. — Die 'Latin
 etymologies' von J. B. Greenough behandeln die drei Worte *auctor*,
opto und *exerceo* (*exercitus*), ihrer Bedeutungsentwicklung nach,
 gehören also nach unserer Nomenclatur mehr in die Semasiologie als
 in die Etymologie. Der Verf. nimmt für *auctor* den Begriff des
 Auctionators, für *opto* und alle Verwandten den des 'Dienens' (*opus*,
opera), endlich für *exerceo* den des *ἐκπονεῖν* sc. τὸ ὑγρόν (*corpus
 siccare*) als Ausgangspunkt in Anspruch. — In seiner Abhandlung
 'On πείραξ ἐλέσθαι (Σ 501) and the manus consortio of
 the Romans' fasst Frederic D. Allen πείραξ als Seil auf und
 entwickelt in weit ausgebreiteter Erörterung seine Anschauung von
 der Existenz einer symbolischen Kraftprobe (Ziehen an einem Seile
 bei den Griechen, an den Händen bei den Römern) vor dem Richter.

Dass es sich nur um eine Hypothese handelt, wird der Verf. zu betonen nicht müde; man wird seine geistvolle Skizze gerne lesen, auch wenn man dem Resultate nicht beipflichten sollte. — Die letzte größere Abhandlung 'Herondaea' von John Henry Wright zerfällt in fünf Abtheilungen, deren erste und zweite über die Interpunctions- und sonstigen Zeichen des Herondas-Papyrus handeln, während die dritte nach den verschiedenen Correcturen die kritische Geschichte desselben zu reconstruieren sucht. Die beiden letzten Theile behandeln I 55 und III 24—26 in ausführlicher Weise. — Den Beschluss des Bandes machen Miscellen zu Eur. Alcest. 229 f., Petronius c. 65, Soph. Trach. 56 f., Horaz Sat. I 439, Plato Legg. 817 c, Hymn. Hom. III 75 und über μέλος (ἔμμελής, πλημμελής) von verschiedenen Verfassern.

Graz.

Heinrich Schenk l.

Die griechischen Personennamen nach ihrer Bildung erklärt und systematisch geordnet von August Fick. 2. Aufl. bearbeitet von Fritz Bechtel und August Fick. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1894. 8°, XVIII u. 474 SS.

Seit dem Erscheinen der 1. Auflage von Ficks Griechischem Namenbuche sind zwei Jahrzehnte verflossen; in der Zwischenzeit erfuhr die Namensforschung, dieser interessante und dankbare Zweig der Sprachwissenschaft, mannigfache und reiche Förderung. Es war daher ein zeitgemäßer und guter Gedanke, eine neue Bearbeitung des Buches zu unternehmen, zumal der Stoff durch das neugewonnene inschriftliche Material beträchtlich angewachsen war. Einen vortrefflichen Genossen fand der Verf. für die 2. Auflage an dem erprobten Inschriftenkenner Fritz Bechtel, mit dem er sich in die Arbeit theilte. Mit vereinten Kräften haben die beiden Forscher hier ein Werk geschaffen, das auf den Dank der Fachgenossen reichen Anspruch erhebt, wenn auch, wie sie selbst betonen, die Arbeit auf diesem Gebiete damit keineswegs abgeschlossen ist, da so manche Frage noch ihrer endgiltigen Lösung harret. Das schöne Buch enthält der Belehrung ebensoviel wie der Anregung zu neuerlicher und weiterer Forschung.

Von der Wiederholung der Abschnitte über das keltische, germanische, slavische und eranische Namensystem sowie über die Namengebung im Sanskrit ist in der neuen Bearbeitung ebenso abgesehen worden, wie von dem über die Namengruppen der indogermanischen Grundsprache früher Vorgetragenen, so dass fast der ganze erste Theil der ursprünglichen Fassung des Buches beiseite gelassen wurde. Dafür hat das eigentliche Gebiet der griechischen Namengebung eine weitaus intensivere Behandlung erfahren. Die Masse des Stoffes erscheint nach den drei Classen der Menschen-

Götter- und Heroennamen gegliedert: für den Fall einer neuen Auflage aber stellt Fick die zweifelsohne berechtigtere umgekehrte Reihenfolge in Aussicht, insoferne einerseits die Namen der Heroen unbedingt an die der Götter anzuschließen sind, andererseits die historische Entwicklung bei den Menschennamen vielfach von den im Epos liegenden Keimen der Namengebung ausgeht. Ich will deshalb bei der Besprechung einzelner Punkte diese Reihenfolge einhalten.

Die Götternamen, deren Behandlung Fick selbst als 'vorläufige Skizze' bezeichnet hat, spotten noch vielfach rationeller Erklärung. Am einfachsten steht es mit den Personificationen der Naturgewalten, wie z. B. mit den Namen der Lichtgötter *Ἥλιος* (*Ἄφελιος*) oder *Ἥώς*. Zweifellos ist wohl ferner die Deutung des *Ἄρης* als Gott des Schadens oder Unheils im Hinblick auf das homerische *ἀρης ἀλκτήρ* (*ἔρωε?* nach Aristarchs *Ἄρωε*, vgl. Didymos zu Σ 100 und 213, Ludwig Aristarchs Hom. Textkrit. I 428, 431). Auch *Ποσειδάων* scheint durch Prellwitz' treffliche Erklärung in Bezzenbergers Beiträgen zur Kunde der indogerm. Sprachen IX 331 am besten gedeutet, der in den verschiedenen Namensformen *Ποσειδάν Ποσειδάων* (*Ποτειδάων*) *Ποσιδάων* die drei Stammabstufungen *οἰδ-*, *εἰδ-*, *ιδ-* zu *οἰδέω οἰδάνω* schwellen (vgl. *Εἰδο-θεία* die Meeresgöttin; eventuell *Ἰδομενεύς*) erkannte und den Namen als den des Gottes, der am Heranwogen der Wellen (vgl. *οἶδμα θαλάσσης*) seine Freude findet, erklärt (indem er *πότ*, resp. *πός* als die Präposition fasst und das Namenwort *-αίων* mit W. *av-* in *aveo* zusammenstellt). Aber manches andere bleibt noch recht fraglich. So kann ich *Ἥφαιστος* *Ἄφαιστος* weder durch die Deutung Bezzenbergers (von *φαῖος* Schein und *ἄ = σα* 'mit') noch durch die Ficks (aus *ἄφα-φαιστος*, zu *ἄφη*) als richtig erklärt ansehen, und zwar beidemale wegen der nicht begründeten Länge des anlautenden Vocals. Ebenso scheint es mir recht gewagt, bei dem Namen *Ἄφροδίτη* an einen Zusammenhang mit *νεφρός* Niere (wozu *ἄφρο-* schwacher Stamm mit *ἄ* aus sonantischem Nasal wäre) zu denken. Auch Fröhdes Deutung von *Ἀπόλλων* (*Ἀπέλλον*, *Ἀπλουν*) als 'Verkünder' (mit Berufung auf *ἀπειλή*, appellare) ist doch nur mit größerer Reserve vorzutragen, als dies bei Fick geschieht.

Die Namenbildung der Götternamen, soweit sie analog der großen Masse der Personennamen Vollnamen und Koseformen repräsentieren, führt uns auf festeren Boden. In einzelnen Fällen wird man hier freilich die Wahl haben zwischen der Annahme einer Koseform oder eines einfachen Namens, der auf Personification beruht. So gilt dies mit Rücksicht auf den Namen *Πόντος* vielleicht bezüglich des Nereidennamens *Γλαύκη* (Hesiod. Theog. 244), da sich in demselben Gedichte V. 440 *ἡ γλαυκή = Meer* vorfindet (*οἱ γλαυκὴν δυσπέμφελον ἐργάζονται*), wornach später in den Orphischen Argonautika 338 (Abel) *Γλαύκην ἰχθυόεσσαν* gesagt

ward; vgl. auch Schol. Ven. A zu Hom. *Π* 34 *ὄτι νῦν ἄπαξ τὴν θάλασσαν ἐπιθετικῶς γλαυκὴν εἶπεν, ὁ δὲ Ἡσίοδος καὶ χωρὶς τοῦ θάλασσά φησι 'καὶ τοῖς οἱ γλαυκὴν δυσπέμφελον'*. Ich erinnere an *πυλὸν ἐφ' ὕγρην* Hom. *K* 27, *ἄξενος ὕγρα* Eurip. *El.* 793. — Betreffs Hesiod *Theog.* 255, wo *Κυμῶ τ' Ἡϊόνη* überliefert ist, denkt Fick unter Zugrundelegung der alten Schreibweise *KTMOTEIONE* an die Möglichkeit *Κυμῶ τε Ἴόνη* (d. i. *Ἰόνη*, Koseform, mit dem Namenworte *Ἰι-*, eigen) zu lesen. Die Längung des *τε* wäre nur unter Annahme der Vocalisierung des Digamma möglich, wornach sich 'τευιόνη' ergeben würde. Allein warum soll der naheliegende Nereidname *Ἡϊόνη* (zu *ἠϊών*, vgl. *Φαμάθη*) aufgegeben werden? Dazu kommt, dass bei Apollodoros sowohl *Ἡϊόνη* (die leichte Verderbnis *Πιόνη* ist schon durch Heyne richtig gestellt) *I* 12 (p. 8, 16 Wagner) wie auch *Ἰόνη* (p. 9, 1 Wagner) vorliegt. — Den Vollnamen zu *Κλυτώ*, das als Mänadenbezeichnung auftritt, wird man sich etwa als *Κλυτοχόρη* zu denken haben, da sich einerseits *Τερψιχόρη* (Vase C. I. G. 7469), andererseits *Χορονίκη* (C. I. G. 7452) als Mänadenamen nachweisen lassen. — Die einzig annehmbare Namensform *Ἐνκράντη* Hesiod. *Theog.* 243 (Fick bemerkt 'falsch *Ἐνκράτη* überliefert') geben nach meinen neuen Collationen immerhin fünf Handschriften der *Theogonie*, wengleich die vornehmsten Vertreter beider Classen allerdings *Ἐνκράτη* bieten, was auch den Scholien (bei Flach p. 236, 313, 387) zugrunde liegt. — Die richtige Schreibung *Ἀηγάροη* (handschriftlich *Ἀειγάροη*) *Theog.* 257 sollte wie p. 457 auch p. 446 gewählt sein; doch ist an letzterer Stelle die Grundform (*Ἀαιγάρα*) hinzugefügt. — Dass statt des überlieferten Nereidennamens *Ἐὐλιμένη* (Hesiod. *Theog.* 246), den auch Apollodoros *I* 2, 7 (p. 8, 14 Wagner) bietet, es 'vielleicht besser' *Ἐὐλίμνη* hieße, bestreite ich, da die erstere Form eine vortreffliche Stütze an zwei Vaseninschriften findet, auf einem Skyphos des Xenotimos (Antik. Denkm. *I* 59) und einem Gefäße von Eretria (*Ἀελτίον ἀρχαιολ.* 1892, 77): beidemale liest man *ΕΥΑΙΜΕΝΕ*. — Recht fraglich scheint es, dass im Nereidennamen *Μελίτη* (als Koseform) der erste Bestandtheil zu *μέλει*, *μέλομαι* gehöre; Fick hat dies selbst zweifelnd mit dem Worte 'hieber?' ausgedrückt. Gegen die Beziehung zu *μελιτ-* Honig wird sich doch kaum etwas einwenden lassen: im Abschnitte über die Menschennamen hat Bechtel p. 201 diese Koseform mit Recht zu der letzteren Sippe gezogen. — Bei der Erwähnung des Musennamens *Πολύμνια* vermisste ich die Anführung der auf der Françoisvase begegnenden Form *ΠΟΛΥΜΝΙΣ*, die Leop. Schmidt (Rhein. Mus. *VII* 149) sogar in den Text der *Theogonie* einführen wollte. — Die mit *-νόη* zusammengesetzten Nereidennamen sind in Ficks Buch mit Rücksicht auf *νόα* 'πηγή' bei Hesychios (also *W.* (*σ*)*ναν*, *νάω* fließen) nunmehr mit Recht von den mit *νόος* gebildeten, gleichklingenden Frauennamen geschieden. — Unter der nächsten Rubrik, dem Namenwort *νομη*

(p. 549) liest man: 'Αμφινόμη, Γλανκονόμη und Πουλυνόμη heißen Nereiden bei Hsd.' Nach dem ersten Namen muss ein Punkt stehen, da 'Αμφινόμη bei Hesiod nicht vorkommt. Aber auch Πουλυνόμη ist anfechtbar: schon Muetzell machte (de emend. Theog. Hesiod. 265) darauf aufmerksam, dass gemäß den Handschriften des Apollodoros, welche I 2, 7 (p. 8, 18 Wagner) Πουλινομή oder Πολυνόμη bieten (wofür Heyne aus der hesiodischen Überlieferung Πουλυνόμη verlangte), eher Πουλυνόμη zu schreiben sei; seither hat Peppmüller die gute Bemerkung gemacht, dass durch Einführung der bei Apollodoros vorliegenden Namensform sich das Hemistichion Πουλυνόμη τε καὶ Αὐτονόμη ergibt, worin ein ähnlicher Gleichklang in den Namen wahrzunehmen ist, wie etwa in V. 257 *Ἀγαγόρη τε καὶ Ἐυαγόρη*. Dazu kommt, dass die Bedeutung von Πουλυνόμη 'mächtig fließend' für eine Nereide nicht unangemessen erscheint. — Neben der bei Hesiod überlieferten Namensform Πανόπη findet sich bei Nonnos *Dia.* XLIII 264 auch Πανόπεια vor, was mit dem auf der Vase C. L. G. 6784 vorliegenden Πανόπηα zusammenstimmt. G. Hermann hat (*Orph.* 728) auch bei Hesiod in V. 250 *Ἄωρις καὶ Πανόπεια καὶ εὐειδῆς Γαλάτεια* verlangt, da hiedurch die auffällige Erhaltung der Länge von καὶ in der Senkung vor folgendem Vocal beseitigt werde. — Bei der Erwähnung der Okeanine Πλωτώ *sic* Fick die Vermuthung 'Πλωτώ?' bei. Dies ist eher bei einem der beiden Fälle, wo der Nereidenname Πρωτώ (*Theog.* 243 und 248) überliefert ist, anzunehmen, wie schon längst für 248 Gyraldus dann Reiz vermuthet haben; dies gilt aber am wahrscheinlichsten von der ersten Stelle V. 243, da V. 248 in derselben Fassung (mit Πρωτώ) bei Hom. *Σ* 43 wiederkehrt; Joannes Diakonos *metas.* nach dem Schol. p. 313, 6 (Flach) V. 243 die Lesart Πρωτώ vor Augen gehabt haben, was eine Koseform zu Πρωθόη sein könnte, und zwar mit Auslautlängung im ersten Compositionsbestandtheile, wie in *πρω-πέρουσι, πρω-τέλεια* (nach Wackernagels bekannten Aufstellungen); vgl. dann auch *Ἀμφιρώ* aus *Ἀμφιρόη*. Übrigens weist die Namensform ΠΛΩΤΩ der Skyphos des Xenotimos (*Antik. Denkm.* I 59) thatsächlich aus. — Verwunderlich erscheint es mir, dass p. 462 der Gorgonename Σθεινώ (aus Hesiod. *Theog.* 276) noch als zulässig angenommen ist. Es ist hier vielmehr mit der bei Koseformen (vgl. unten) auftretenden Consonantengeminatio Σθειννώ zu lesen;¹⁾ vgl. Σθέννεος *Inscr.* zu Delphi gefunden bei E. Curtius *Anecd. Delph.* 77 n. 42 = Dittenberger *Syll.* I 288 (n. 188, 3). Und diese Schreibung mit doppeltem ν hat denn auch die älteste vollständige Theogoniehandschrift Laur. XXXII 16 getreu bewahrt, während alle übrigen unmetrisch Σθεινώ geben; Σθεινώ hat erst Triklinios in seinem Codex in den Text ein-

¹⁾ In seiner äolischen Umformung der Theogonie hat Fick, *Hesiod. Ged.* 83, selbst Σθειννώ geschrieben.

geführt. Anderwärts (p. 376) hat Fick mit Recht die Form *Θεαννώ* (= *Θεάνειρα*) bei Homer verlangt statt des überlieferten *Θεάνώ*. Freilich steht p. 392 doch wieder '*Θεανώ Κισσηίς*' mit bloß einem *ν*. — Unrichtig ist p. 463 die Bemerkung '*Τυφώς* und *Τυφωεύς* Hsd.', Hesiod kennt nur die Formen *Τυφάων* (wie Homer) und *Τυφωεύς*.

Unter den Übertragungen von Thiernamen auf Gottheiten (wie *Κρίος* der Titane) wäre auch der Name der Gräe *Πεμφρηδῶ* zu *πεμφρηδῶν* 'Wespenart' (bei Hesiod. Theog. 273) anzuführen; vgl. unter den Heroennamen *Τενθρηδόνος υἱός* (Prothoos, Hom. *B* 756) von *τενθρηδών* Gallwespe. Denn so scheint mir die richtige Namensform zu lauten. Sie ist thatsächlich überliefert in zwei Handschriften (Laur. Conv. soppr. 158, Paris. 2833); was aber besonders ins Gewicht fällt, auch im Scholion Laurent. zu Apollonios Rhod. *A* 1515, wo Keil diese im trefflichen Laur. vorliegende Lesart in das landläufige *Πεφρηδῶ* umänderte. Dazu kommt die etruskische Namensform *Pemphetru* auf einem Spiegel (Bullet. épigr. VI, 1884, 152). Die besten Hesiodhandschriften geben entweder *Πεφρηδῶ* (Sippe des Laur. XXXII 16) oder *Πεφρηδῶ* (Sippe des Venet. IX 6), nach welcher letzterem Johannes Diakonos (p. 315 Flach) es mit *φρίσσειν* zusammenstellt. Nur Cod. Laur. LXXXXI sup. 10 gibt *τεφρηδῶ*; darnach schrieb Fick in 'Hesiods Gedichte' p. 271 den Accusativ *Τεφρηδῶν*. — Als Name des Geryonshundes (p. 467) ist nur *Ὄρθος* gut beglaubigt; die Form *Ὄρθρος* wird Th. 293 nur von der byzantinischen Exegesis (p. 390 Flach), die selbst Th. 327 wieder *Ὄρθος* zugrunde legt, und Th. 327 von Johannes Diakonos (p. 320 Flach) vorausgesetzt. — Der Gottesname *Παντείδνεια* (Mutter der Leda) ist p. 453 in dieser Weise, p. 461 aber *Παντειδνία* accentuiert.

Unter den Heroennamen dürfte die Koseform *Πάμμων* bei Homer (p. 374) meines Erachtens eher als *Πολυπάμμων* aufzufassen sein denn als *Παμμένης*, zumal der Name als Adjectiv *A* 433 (*πολυπάμμωνος ἀνδρός*) vorliegt; das geminierte *μ* ist in den maßgebenden Handschriften außer A, dann im Schol. L erhalten (vgl. Hinrichs de Hom. eloc. vestig. Aeol. 59). — Die Bildungen *Μελάμπος* und *Οιδίπος* (Fick *Μέλαμπος* und *Οιδίπος*) brauchen nicht als Kürzungen für *Μελάμπος* und *Οιδιπόδης* angesehen zu werden: näher liegt es, in ihnen die ursprünglichen ganz rationalen Nominative (mit der Form *πός* zusammengesetzt) zu erblicken wie im epischen *ἀελλόπος*, *ἀρτίπος*, *τρίπος*. — Die Deutung des Namenswortes *-δευκης* aus *δεῦκος* 'Zauber' ist recht fraglich. Hat man nicht eher das homerische Adjectiv *ἀδευκής* in Vergleich zu ziehen, mit der hesychischen Glosse *δευκει φροντίζει*? Es wäre darnach *Πολυδευκής* 'der viel besorgt ist'; vgl. auch das vom schwachen Stamme gebildete homerische Adverb *ἐν-δευκῆως*, 'sorglich'. — Ob *Ἐκτώρ* gerade als Kosenamen zu *Ἐχέπολις* zu fassen ist wegen Hom. *E* 473 *φῆς που ἄτερο λαῶν πόλιν*

ἔξέμεν ἢδ' ἐπικούρων ist nicht auszumachen: ebenso könnte man etwa Ἐχεμίνης zugrunde legen nach dem Verse zuvor: Ἐκτορ, πῆ δὴ τοι μένος οἴχεται, ὃ πρὶν ἔχεσκες; Auch aus der von Fick nicht erwähnten Stelle Ω 728 sq. πρὶν γὰρ πόλις ἦδε κατ' ἄκρης | πέσεται· ἢ γὰρ ὄλωλας ἐπίσκοπος, ὅς τέ μιν αὐτὴν | ὄυσκεν, ἔχεσ δ' ἀλόχου; κεδνάς καὶ νῆπια τέκνα lässt sich nichts entscheiden, da hier ἔχειν auch mit Beziehung auf die Wahrung der Frauen und Kinder gesagt ist. Es empfiehlt sich daher in Ἐκτωρ ohne Zugrundelegung eines bestimmten Vollnamens im allgemeinen den 'Erhalter, Retter, Wahrer' zu sehen, wie Στέντωρ der 'Schreier' oder Θέστωρ der 'Beter' heißt. — Bei dem Namen Ἴσχυς stellt Fick (p. 394) die Frage, ob es zu Ἰσχύπολις und den Compositionen mit ἰσχε- zu stellen oder als Personification von ἰσχύς aufzufassen sei; p. 427 ist dasselbe wiederholt. Dagegen erscheint p. 26 Ἴσχυς nur als Kosenamen (mit kosendem *v* wie Ἴππυς) aufgefasst; auch hier wäre, da p. 155 Ἴσχυς als Koseform eines Menschnennamen nicht verzeichnet, also unbelegbar ist, eine Bemerkung ähnlicher Art wohl angebracht gewesen. — Dass Κλυταιμνήστρη, welches Fick zu μνηστῆρ 'Freier' stellt, ohne jedes Bedenken p. 395 und 401 unter die Zahl der Heroinnennamen eingereiht erscheint, muss angesichts der vielen im Laufe der letzten Jahre gegen diese Namensform laut gewordenen Argumente zum mindesten auffällig erscheinen. Verdiente die diplomatisch so gut beglaubigte Bildung Κλυταιμνήστρα nicht einmal eine Erwähnung? — Dass mit Ἄργιος (p. 424) dem Bruder des Latinos (in Hesiods Theog. 1013), der 'ager Romanus' gemeint sei, hat der Verf. mit wohlangebrachter Vorsicht ausgesprochen: zu den mannigfachen Vermuthungen über diesen räthselhaften Namen ist hier eine neue hinzutreten. — Nicht wohl einzusehen ist, warum Fick (p. 427) die Auffassung des Namens des alten Κάδμος als phönikisch (= der Ostmann) mit solcher Entschiedenheit ablehnt: weit vorsichtiger verfährt sein Arbeitsgenosse Bechtel, der (p. 156) den Personennamen Κάδμος als Koseform zu Εὐκάδμος (vgl. κεκαδμένος 'geschmückt') anführt mit der einschränkenden Bemerkung 'soweit nicht nach dem mythischen Κάδμος benannt'. — Den Heroennamen Πολύιδος finde ich nur unter dem ersten Namenworte πολυ- p. 407 verzeichnet; ganz vermisst man z. B. den König Πανίδης (Hermann Opusc. VI 151 Πανείδης) aus dem Agon des Homer und Hesiod; er gehört wohl als Gentilname zur Koseform Πάνις (vgl. p. 229). — Nicht unpassend erscheint Σίσυφος mit σίσυς Ziegenfell und etwa -φόρος (?) zusammengestellt. Ebenso wird man bei Φορωνεύς den von Fick vermutheten Zusammenhang mit πυροφόρος annehmen dürfen, zumal wenn die Bemerkung des Pausanias II 19, 5 ἐς Φορωνεία τοῦ πυρὸς μεταίρειν ἐθέλουσι τὴν εὐρεσιν beachtet wird. — Eine hübsche Deutung des bei Apollodoros II 4, 5, 3 (p. 65, 24 Wagner) überlieferten Τύρρανος gibt Fick durch die Auffassung als Τυρ-

ραρός, d. i. Tyrrhener: er war der Gemahl der Krestone, die gleichnamige Stadt aber ein Sitz der Tyrrhener.

Indem ich auf die Menschennamen übergehe, sei hervor- gehoben, dass der Abschnitt C und zum Theile D der Personen- namen dem Vorworte gemäß von Bechtel vollständig umgearbeitet ward, der das von Fick beigebrachte Material durch eigene Samm- lungen erweitert und zugleich auf die Quellen geprüft hat. Bechtel hat gleichfalls mit unverkennbarer Liebe zum Gegenstande gearbeitet, so dass seine Leistung überall einen vortrefflichen Eindruck macht. Er verabsäumt es auch nicht, in der Vorrede auf die weiteren Auf- gaben eines abschließenden Namenbuches hinzuweisen. Als eine solche wird zunächst mit Recht die Feststellung der historischen Entwicklung und des allmählichen Zuwachses an Namenwörtern bezeichnet, die nach chronologischen und geographischen Gesichts- punkten zu ordnen wäre: hier würde sich z. B. ergeben, welchen Einfluss die fortschreitende Colonisation oder die Berührung mit fremden Völkern auf die Namenbildung bei den Hellenen nahm, wobei übrigens auch auf die Verwendung fremder Namen überhaupt Rücksicht genommen werden müsste. So treten im griechischen Namenschatz durch die Beziehungen zu auswärtigen Nationen Namen auf wie *Βενιδιώρα* entsprechend der thrakischen Göttin *Βένδις*, oder *Μηνόφιλος* nach dem Cult des *Μήν* in Kleinasien, oder *Φιλάμμων* und *Ίσίδωρος* mit Zugrundelegung ägyptischer Götter- bezeichnungen; hieher gehört z. B. auch der nicht erwähnte Name des bekannten Nonnianers *Τριφιόδωρος* (nach der ägyptischen Göttin *Τριφίς*). Noch andere Desiderata stellt Bechtel als Programm für ein ideales Namenbuch auf, wie namentlich eine Sammlung der Kosenamen, zu denen die Vollnamen fehlen; nicht minder die Fest- stellung des Einflusses, den der Name des Vaters oder Großvaters bei der Benennung des Kindes geübt hat.

Im besonderen enthalten die ersten Abschnitte der Menschen- namen, wie schon in der 1. Auflage, die Gesetze der griechischen Namenbildung. Das Verhältnis der zweistämmigen Namen zu den Koseformen erfährt hie und da eine zum Theil schärfere Fassung und eingehendere Begründung, wie z. B. die besonders bei den Böotern beliebte Erscheinung der Geminierung inlautender Con- sonanten in den Kosenamen wie *Παρθεννώ*, *Βίοπτος*, *Μόλλις*, der auch Maaß, Indogerm. Forsch. I 168, eine hübsche Besprechung gewidmet hat. In ähnlich eingehender und fesselnder Weise sind die einzelnen Kategorien der einfachen Namen behandelt, die manche interessante Beobachtung enthalten.

Die treffliche Anordnung in der Sammlung der Voll- und Kosenamen nach Namenwörtern in alphabetischer Ordnung ermög- licht einen raschen Überblick und leichtes Auffinden des Details. Soweit ich mich durch Stichproben überzeugen konnte, ist diese so wichtige Partie des Buches mit großer Sorgfalt angelegt. Die langen stummen Reihen der Namen, die doch so berecht den Schön-

heitssinn des hellenischen Volkes auch auf diesem Gebiete verkünden, werden dem Leser gar manche Anregung bieten. Die Übersicht über das große Material ist natürlich geeignet, alte Irrthümer zu beseitigen: so wird man z. B. die Falschform *Πεισθέταιρος* nicht länger dulden, da das inschriftliche *Πισθέταιρος* (Vater eines *Πιστοκλήης*, C. I. A. II 1723) ebenso die einzig rationelle Bildung darstellt wie etwa *Πιστανδρος*; *Πεισθέταιρος* entstand nur durch Confusion mit *Πεισέταιρος* (vgl. *Πείσανδρος*). Andererseits finden nunmehr auch seltene Namen genügende Erklärung, wie z. B. das auf der parischen Inschrift bei Roehl I. G. A. 400 begegnende *Ἄσων* (vgl. auch Athen. V 6), das man nicht mehr verdächtigen wird, da es sich sehr wohl als Koseform zu einem mit *Ἔασ-* (vgl. *Ἔασ-ανδρος*) zusammengesetzten Namen stellt. An Räthseln fehlt es aber auch hier keineswegs: um nur einen Fall zu erwähnen, stellt Bechtel bei *Παρα-λωίς*, das er p. 194 zu *ἰλωίων* besser (wie in *Ἀσιόνικος*) zieht, auf p. 230 die Frage: 'was heißt das?' Aber ist nicht vielleicht *Παρ-αλωίς* abzutrennen? Wenn der Name mit *ἀλωή* 'Tenne, geebnete Fläche, Saatfeld' zusammenhängt, so könnte *Παραλωίς* die Nachbarin bedeuten, die ihre Feldflur 'nebenan' hat.

Der Ref. legt das vortreffliche Buch mit der Überzeugung aus der Hand, dass es in seiner neuen Gestalt eine feste Grundlage zu jeder weiteren Forschung auf diesem Felde bilden werde.

Register zu Th. Bergks Griechischer Literaturgeschichte von Rudolf Peppmüller und Wilhelm Hahn, Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1894. 8°, 94 SS.

Ein eigenes Verhängnis schwebte über Th. Bergks Lebenswerke, seiner groß angelegten Literaturgeschichte. Jahrzehnte lang hatte er mit voller Hingebung und unermüdlichem Eifer sich in ihre so vielfach schwierigen Probleme versenkt und doch war ihm nur die Freude beschieden, einen kleinen Theil dieser, wie er selbst sagt, 'auf langjähriger liebevoller Beschäftigung mit dem Alterthum ruhenden Arbeit' gedruckt zu sehen. Als er im Juli 1881 aus seinem der Wissenschaft geweihten Leben schied, war die Herausgabe des Werkes noch nicht bis zum zweiten Bande gediehen. Die geistvolle Behandlung der literarhistorischen Probleme, das selbständige sachkundige Urtheil und nicht zum mindesten die frische Unmittelbarkeit der Darstellung in dem 1872 erschienenen ersten Theile, welcher außer einer umfassenden Einleitung zu dem gesammten Werke die Blütezeit des griechischen Epos umfasst, hatte die allgemeine Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf Bergks Unternehmen gelenkt und freudige Hoffnungen betreffs der Fortführung desselben wachgerufen: das Geschick versagte sie ihm. In pietätvoller Erkenntnis der großen Bedeutung von Bergks Arbeit ward nach seinem Tode von Seiten der maßgebenden Persönlichkeiten der löbliche Entschluss gefasst, die im Nachlasse des Ver-

ewigten vorliegenden Fortsetzungen, trotzdem gar manches noch unfertig war oder die letzte Hand vermissen ließ, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft zu veröffentlichen. Die Herausgabe übernahm G. Hinrichs, unter dessen Redaction zunächst der zweite Band 1883 erschien, welcher die zweite Periode der griechischen Literatur vom Beginne der Olympiadenrechnung bis zum Jahre 500 schildert; hier ist das jüngere Epos nebst der theologischen hexametrischen Poesie behandelt, weiters die Lyrik dieser Zeit und die Anfänge der philosophischen und historischen Prosa; außerdem enthält dieser Band eine einleitende Übersicht über die dritte Epoche (von 500—300 v. Chr.), die attische Zeit, nebst einer Darstellung der Nachklänge des Epos sowie der zeitgenössischen Lyrik. Einzelne Lücken, welche Bergks Manuscripte auswiesen, wie z. B. über die Dichtungen der Sappho und Erinna, über Philoxenos und Telestes, hat der Herausgeber insoweit auszufüllen getrachtet, dass er aus Ersch' und Grubers Encyclopädie die einschlägigen Abschnitte aus Bergks Feder einfügte.

Der dritte Band konnte gleich im folgenden Jahre 1884 publiciert werden. Er enthält die hervorragende Darstellung der dramatischen Poesie im allgemeinen und der Tragödie im besonderen. Leider fehlen auch hier einzelne Partien, wie die eingehendere Behandlung von Aischylos' Orestie, Sophokles' Elektra und mehrerer Dramen des Euripides. Auch diesen Abschnitt revidierte G. Hinrichs. Aber nochmals sollte die weitere Veröffentlichung eine Unterbrechung erfahren, da der genannte wackere Herausgeber, der sich durch eigene wertvolle Arbeiten einen geachteten Namen unter den Fachgenossen erworben hatte, vorzeitig vom Tode dahingerafft wurde. Um das abermals verwaiste Werk zum endlichen Abschluss zu bringen, musste eine neue Kraft gewonnen werden. Die Wahl war auch diesmal eine glückliche, denn sie fiel auf den bewährten Forscher R. Peppmüller, den treuen Schüler und Biographen¹⁾ Bergks. Seine Aufgabe war umso schwieriger, als sie die letzten Partien des Werkes betraf, die noch am wenigsten durchgearbeitet waren. Peppmüller entledigte sich ihrer mit lobenswerter Pietät und Umsicht, und so erschien 1887 der vierte und letzte Band. Die im dritten gegebene Darstellung der dramatischen Poesie ward hier fortgesetzt, indem die Komödie eine eingehende Behandlung erfuhr. Hieran reihte sich die Schilderung der Prosaliteratur dieser Epoche, soweit sie von Bergk bereits bearbeitet war. Den Schluss des ganzen Werkes bilden fragmentarische Umriss über die alexandrinische Epoche und das Ansklingen der griechischen Literatur in den folgenden Jahrhunderten.

Die einzelnen Bände waren, wenn man von den naturgemäß nur knapp gehaltenen Inhaltsverzeichnissen absieht, ohne eingehenden

¹⁾ Vgl. R. Peppmüller, Theodor Bergks Leben. Separatabdruck aus Th. Bergks Kleinen Philologischen Schriften. Halle 1886.

Index erschienen. Bei der gewaltigen Fülle des Stoffes musste der Gedanke naheliegen, durch Beifügung eines ausführlichen Registers eine leichtere und schnellere Orientierung zu ermöglichen. Und auch diese wahrhaft 'entsagungsvolle' Arbeit hat der Herausgeber des vierten Bandes der Literaturgeschichte, R. Peppmüller, unter treuer Beihilfe von W. Hahn auf sich genommen. Man kann es nur mit Freude begrüßen, dass sie nunmehr vollendet vorliegt.

Die Einrichtung der Publication ist eine durchaus praktische: sie umfasst einerseits ein Wort- und Sachregister, andererseits ein Stellenverzeichnis. Im ersteren wird die Fülle des behandelten Stoffes unter zutreffend gewählten Schlagworten dem Leser zur bequemen Übersicht vorgelegt: man ersieht daraus so erst recht, welch umfassendes und mannigfaltiges Material in Bergks Lebenswerke verarbeitet ist. Kein einigermaßen berechtigter Gesichtspunkt ist bei der Abfassung der einzelnen Artikel von den Herausgebern außer acht gelassen worden: neben dem in erster Linie stehenden, rein literarhistorischen Stoffe erscheint das Interesse an allgemein ästhetischen, historischen, sprachlichen, kritischen und metrischen Fragen berücksichtigt. Von besonderem Werte erscheint dem Ref. der Umstand zu sein, dass nunmehr die zahlreichen Anmerkungen, in denen Bergk so manche feine Beobachtung mittheilt, zu ihrem vollen Rechte kommen, indem auch auf ihren Inhalt Bezug genommen wird. Das sehr stattliche Stellenregister kommt der Kritik und Exegese der behandelten Autoren zugute. So haben denn die Verff. einem wirklichen Bedürfnisse abgeholfen: ihre mühevollen Arbeit bildet eine willkommene Ergänzung zu dem Werke selbst und wird, dessen bin ich sicher, sich des verdienten Beifalls erfreuen. Stichproben, die ich betreffs der Genauigkeit des Index angestellt, haben mich von der Akribie, mit der er angefertigt ist, überzeugt: nur selten wird man etwas nachzutragen haben; so fehlt auf p. 78 zu 'Themistagoras *χρονῆ βίβλος* I 223' die Note: A. 99; auf p. 88 war unter den Stellen aus Hesiods Theogonie aus I 991 Anm. 67 auch anzuführen V. 606 sqq., dann 639 sqq., ferner V. 200 wegen Bergks Lesung *μειδέων*; aus I 992 Anm. 68 auch Theog. 277 wegen der Conjectur *Λάσθην* für *Λήθην*; auf derselben Seite Col. II, Zeile 2 v. u. soll es heißen 244 statt 344.

Prag.

Alois Rzach.

Luciani Muelleri, De re metrica poetarum Latinorum praeter Plautum et Terentium libri septem. Editio altera. Petersburg u. Leipzig, C. Ricker 1894. XII u. 651 SS.

Isidor Hilberg, Die Gesetze der Wortstellung im Pentameter des Ovid. Leipzig, B. G. Teubner 1894. VII u. 892 SS.

L. Müller hat für die neue Auflage dieses hochbedeutenden, im Buchhandel längst vergriffenen Werkes, welches einst seinen

tuf in der gelehrten Welt begründete, große Sorgfalt verwendet und reiche Schätze seiner seit dem Jahre 1861 unermüdlich fortgesetzten Forschungen verwertet. Schon der äußere Umfang, welcher von 490 Seiten auf 651 gestiegen ist, kann das Streben nach vollständiger Ausgestaltung des schönen, in der Hauptsache natürlich intact gebliebenen Grundplanes auf den ersten Blick ersichtlich machen. Und dieser Zuwachs ist deshalb noch um so bezeichnender, weil anderseits manches von der ersten Bearbeitung, was der Herausgeber seither in anderen Werken näher auseinanderzusetzen Gelegenheit hatte, entweder gekürzt oder mit Hinweis auf die betreffenden Stellen weggelassen wurde. Es zeigt sich eben bei näherem Vergleiche überall eine wohldurchdachte Methode, das Buch einerseits in allem, was zum eigentlichen Wesen desselben gehört, möglichst zu vervollständigen, anderseits es übersichtlich und für den Gebrauch bequem zu gestalten. Was die Erweiterungen betrifft, so beziehen sich dieselben, obwohl überhaupt kaum einer der in der ersten Auflage behandelten Dichter ganz leer ausgegangen ist, doch mehrfach besonders auf ausführlichere Darstellung der ältesten Zeit der römischen Kunstdichtung (vgl. z. B. den Anfang des 1. Buches, S. 50 f. mit S. 65 der früheren Auflage), auf nähere Mittheilungen über spätere Dichter, endlich auf brauchbare Indices, welche jetzt 55 Seiten (gegenüber 15) füllen. Weggelassen dagegen wurden manche Digressionen, z. B. der Libellus emendationum Nonianarum (1. Auflage S. 25 ff.), da ja indessen die Noniusausgabe des Herausgebers erschienen ist, wie überhaupt zahlreiche kritische Auseinandersetzungen, für welche er jetzt auf seine Ausgaben des Ennius, Lucilius, Horatius, Phaedrus verweisen konnte, oder Partien polemischer Art. Der Gang der Hauptuntersuchungen fließt nun meist ohne Unterbrechungen klar vorwärts. Sichere oder irgendwie bedeutendere Resultate der in der Zwischenzeit von Anderen angestellten Forschungen sind gebührend berücksichtigt; auf alle Einzelheiten der oft überreich in Dissertationen und Programmen aufgestellten mehr subjectiven Vermuthungen einzugehen, konnte freilich nicht im Plane dieses Werkes liegen. Beim versus saturnius hat der Herausgeber hier die Andeutung der Streitfragen und der diesbezüglichen wichtigeren Literatur wohl nur mit Rücksicht auf seine Angaben und Besprechungen in der bekannten Monographie über den saturnischen Vers (Leipzig 1885) unterlassen. Für die Heranziehung der Anthologia latina wird sich wahrscheinlich aus der jetzt so schön begonnenen und hoffentlich bald zum Abschlusse gelangenden neuen Ausgabe von Bücheler-Riese auch im Rahmen dieser Untersuchungen noch Einiges ergeben. Von den christlichen Dichtern hätte doch etwa noch Ennodius, für welchen nun v. Hartels schöne Ausgabe vorliegt, berücksichtigt werden können. Doch sind da oft die Grenzen schwer zu bestimmen. Das erprobte Werk wird auch in Zukunft seinen Rang behaupten.

J. Hilberg, unter dessen früheren Arbeiten einige der größeren, wie bekannt, namentlich die Verstechnik der griechischen Dichter berücksichtigten, bietet nun, nachdem er in den letzten Jahren bereits durch Vorträge in zwei Philologenversammlungen seinen Übertritt zu Studien über die römische Poesie angezeigt und charakterisiert hatte, das erste ausgedehntere Werk auf diesem Gebiete. Dasselbe ist, wie man aus der oben angegebenen Seitenzahl ersieht, sogar sehr umfangreich geworden und zeugt von großartigem Fleiße und von bedeutendem Scharfsinne. Theilweise ist freilich zu weit gegangen und gerade die sehr breite Anlage, welche häufig das ganze Observationsmaterial ohne strengere Sichtung zum Abdrucke brachte, dabei zu Wiederholungen, zu Voraus- und Rückverweisungen führte, erschwert manchmal den Überblick oder wirkt theilweise abspannend. Auch in den zahlreich eingestreuten textkritischen Auseinandersetzungen, welche mehrfach anregend und einer besonderen Beachtung zu empfehlen sind, findet sich derartiges (vgl. z. B. die Repetitionen bei Beurtheilung einer und derselben Sache S. 7 und S. 714 oder S. 154 und S. 202, die Breite des Ausdruckes mit Phrasen, wie „groteske Ungeheuerlichkeit“, „ebenbürtiges Zwillingbrüderchen“, „Sonntagsreiter auf dem Pegasus“, „Achherrje!-Dichter“ S. 109, 154, 186, 197, 198 u. dgl.).

Was nun die Resultate der auch in die kleinsten Einzelheiten eingehenden Beobachtungen über die Wortstellung betrifft, so möchte der Verf. in dieser Beziehung für den ovidischen Pentameter zu 14 „Gesetzen“ gelangen, die dem Dichter im Wesentlichen als Norm dienten. Einige davon werden unbestritten als solche gelten, andere aber können bei den mannigfachen Ausnahmen vom Verf. selbst oft nur durch scharfsinnige Combinationen, durch Annahme von gegenseitigen Durchkreuzungen mehr oder minder wichtiger „Gesetze“, oder hier und da durch Zweiflung der, wenn auch sonst über jedes Bedenken erhabenen, besten Überlieferung einigermaßen gestützt werden, wobei eine S. 386 ausgesprochene Mahnung zur Vorsicht, beziehungsweise „Warnungstafel“, nicht immer gleichmäßig berücksichtigt ist. Und manche der dabei bisweilen trotz der Bemerkung S. 191, „dass Ovid nicht für grübelnde Philologen schrieb“, doch wieder angenommenen kleinlichen Rücksichten dürften gerade diesem Dichter am wenigsten zuzutrauen sein, der zwar in genialer Weise für seinen fließenden Versbau alle Mittel der Versification bei den Vorgängern studierte, das für seine Manier Verwendbare verwertete und weiter ausbildete, ja auch bei ihm besonders zusagenden Verbindungen an gewissen Versstellen uns auffallende Wiederholungen nicht scheute, aber bei solchem Streben gewiss nicht immer daran dachte, durch mögliche Umstellung dieses oder jenes Wörtchens etwa einem schwächeren Schüler eines grammaticus das Verständnis einer Stelle auf den ersten Blick zu erleichtern.

Durch diese, wie es im Rahmen einer solchen Besprechung nothwendig war, den Gesamteindruck objectiv charakterisierenden Bemerkungen soll aber dem Buche — und dies ergibt sich aus dem Gesagten ja von selbst — keinesfalls die Bedeutung abgesprochen werden. Sowohl der Metriker, als der Kritiker wird es berücksichtigen und in manchen Partien nicht ohne Nutzen heranziehen. Auf dem letzteren Gebiete sind nicht nur manche eigene Conjecturen des Herausgebers beachtenswert (so ist z. B. die S. 4 zu ex P. II, 8, 76 mitgetheilte *quam visa est* statt *quamvis est* geradezu eine treffende Emendation), sondern auch begründende Hinweise auf frühere Versuche (z. B. S. 256 ex P. II, 7, 38 auf T. Fabers *clausa mea est* st. *clausa meae* mit Weglassung des *est* am Schlusse des vorangehenden Hexameters) und Rathschläge über den bei der Interpunction zu befolgenden Weg. Schließlich sei noch ein Wunsch gestattet und dem Hrn. Herausgeber zur Prüfung vorgelegt. Ref. hat in seinen einstigen Arbeiten zu römischen Dichtern zwar den Pentameterbau oder Theile desselben nie zum Gegenstande einer eigenen Schrift gemacht, hatte aber im Verlaufe anderer Untersuchungen frühe schon wiederholt Gelegenheit, auf Entwicklungsstufen der Verwendung charakteristischer Wortformen an gewissen Stellen dieses Verses bei verschiedenen Dichtern und auf gegenseitige, nicht uninteressante Einflüsse auch auf diesem Gebiete hinzuweisen; er sah auch diese gelegentlichen Winke freundlich berücksichtigt und setzte sie, namentlich nach den anregenden Bemerkungen von E. Hübner im Hermes XIII (1878) S. 214 ff., in den nächsten Jahren theilweise noch fort (z. B. zu spät. latein. Dicht. [1879] II, 36 ff.). Sollte nun für den ebenso gelehrten, als fleißigen Verf. nach dieser eingehendsten Durchprüfung der ovidischen Pentameter nicht zunächst eine auf die diesbezüglichen Hauptrepräsentanten verschiedener Epochen erweiterte, aber mit besonderer Berücksichtigung der sprachlichen und metrischen Einflüsse übersichtlich möglichst sichere Resultate anstrebende Gesamtdarstellung besonders lohnend sein? Gerade durch solches Weiterausgreifen würden sich Kleinigkeiten, die in diesen chartae doctae et laboriosae mehrfach zu einigen Bedenken Anlass geben, von selbst auf das richtige Maß zurückführen.

Das genaue Stellenregister gibt hie und da noch Nachträge zum Texte.

Innsbruck.

Anton Zingerle.

1. William Gardner Hale, Professor des Lateinischen an der Universität Chicago, 'Extended' and 'Remote' Deliberatives in Greek. Sonderabdruck aus den 'Transactions of the American Philological Association' Vol. XXIV (1893), S. 156—205. 8°. Boston (Mass., U. S. A.), Norwood Press (J. S. Cushing et Co.) 1894.

2. William Gardner Hale, The Anticipatory Subjunctive in Greek and Latin. Sonderabdruck aus dem I. Bande der 'Studies in Classical Philology' edited by a committee representing the Departments of Greek, Latin, Archaeology, and Comparative Philology, herausgegeben von der Universität Chicago. Chicago, Universitäts-Druckerei 1894. gr. 8°, 92 SS.

1. Deutsche Grammatiker wie A. Matthiä, Krüger und Kühner, desgleichen Exegeten wie Stallbaum (s. diesen zu Platons Phädon p. 115^d, Symp. p. 194^d und p. 216^c) betrachten den bloßen Coniunctiv in Abhängigkeit von Verben wie *ἔχειν*, *εὐπορεῖν* und *εἰδέναι* (mögen diese mit oder ohne Negation auftreten) als deliberativ (dubitativ). Eine andere Auffassung existiert, so viel Ref. weiß, unter deutschen Forschern nicht, wohl aber unter den englischen, welche zum Theile in Fällen, wo die Annahme der Frageform unmöglich scheint, finale Relativsätze sehen. Solcher Art ist z. B. Plat. Symp. 194^d *ἐὰν μόνον ἔχη, ὅτω διαλέγεται* oder Soph. Phil. 938 *οὐ γὰρ ἄλλον οἶδα, ὅτω λέγω*. Gegen letztere Ansicht wendet sich nun Hale und bezeichnet den angeblich finalen Coniunctiv als erweiterten Deliberativus. — Auch im folgenden verfißt H. nur eine bereits bekannte Ansicht gegen gewisse Neuerungen. Es handelt sich um die Frage, ob *ἂν* beim Potentialis fehlen könne. Satzformen bei scenischen Dichtern wie *ποῖ τις φροντίδος ἔλθοι*; Soph. O. C. 161 und *οὐκ ἔστιν ὅστις πλὴν ἐνός κείραιό νιν* Äsch. Cho. 171 bilden hier den Gegenstand der Untersuchung. H., der zunächst den neuesten aufgetauchten Einfall beseitigt, es sei der bloße Optativ in Relativsätzen der gegebenen Art als 'remote form' des Deliberativus ('primary form' wäre eben der Coniunctiv) zu betrachten, möchte seinerseits von der einleitenden Formel *οὐκ ἔστιν ὅστις (ὁπως)* ausgehen, woran sich unzähligmale *ἂν* c. optat. zum Ausdrucke der negierten Möglichkeit schließe. In solchen Fällen sei nun zunächst ohne Gefährdung des Verständnisses *ἂν* bisweilen weggeblieben, weiterhin dann in der potentialen Frage. H. deutet selbst an, dass ihm mit seiner Darstellung die behandelte Controverse nicht abgeschlossen dünke. Um zu sicheren Ergebnissen zu gelangen, wären nach der Ansicht des Ref. sämtliche Satzkategorien, in welchen bei classischen Schriftstellern *ἂν* (beim Coniunctiv, Optativ und Indicativ) gegenüber dem herrschenden Sprachgebrauche nach der Überlieferung zu fehlen scheint, in Betracht zu ziehen; an Leopold Schmidt, de omissa apud optativum et coniunctivum *ἂν* particula. Marburg i. H. 1868 (vgl. auch dessen Universitätsprogramme von Marburg aus den Jahren 1870 u. 1871) haben wir eine wertvolle Vorarbeit. Aber selbst die von H. vorgenommene Begrenzung des Stoffes zugegeben, so ist jedenfalls sein Untersuchungsmaterial zu beschränkt (es kommen nur ein Dutzend Stellen aus den Scenikern zur Sprache), um maßgebend zu sein; schon vor einem Menschenalter hat J. Křiváka (Beiträge

zur Kritik und Erklärung des Sophokles I. Sitzungsberichte der philos.-hist. Classe d. kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien 1864, Bd. XLV, S. 438 ff. Separatabdruck S. 50 ff.) die Frage nach dem bloßen Optativ im Sinne des Optativs mit *ἔν* auf breiterer Basis zu lösen gesucht.

2. In der an zweiter Stelle genannten Abhandlung stellt sich H. die Aufgabe, auf Grund von Delbrücks Lehre (die im Principe festgehalten, wenn auch im einzelnen modificiert wird) eine der Gebrauchsweisen des griechischen und lateinischen Coniunctivs durch alle ihre Nuancen zu verfolgen. Bekanntlich unterschied Delbrück in den 'Syntaktischen Forschungen' (Bd. I und IV) den Coniunctiv des Willens von dem futurischen Coniunctiv, welch letzteren Hale den anticipatorischen nennt. Ein näheres Eingehen auf diese Species des Coniunctivs scheint dem Verf. darum geboten, weil, abgesehen von der Berichtigung, die dem Verf. Delbrücks Auffassung gewisser Erscheinungen des griechischen Sprachgebrauches zu bedürfen scheint, eine Anzahl hieher gehöriger Gebrauchsweisen im Lateinischen nach Hale vielfach missverstanden wurde. Hale verfolgt zunächst den anticipatorischen Coniunctiv im unabhängigen Satze. Im Griechischen — nur dieses kommt hier in Betracht — haben wir als sicheres Kennzeichen des anticipatorischen Coniunctivs die Partikel *ἔν* (*κε*), die übrigens durch die Natur des Modus nicht unbedingt gefordert wird. Vgl. *καὶ ποτὲ τις εἰπήσῃ* Hom. H 87 mit *οὐκ ἔν τοι χαίσιμη κείσῃς* Γ 54.

Wie im unabhängigen Satze ist auch in der Parataxe der anticipatorische Coniunctiv im Griechischen wenig (nur bei Homer, z. B. Σ 306), im Lateinischen selbstverständlich gar nicht vertreten. Das eigentliche Untersuchungsgebiet eröffnet sich mit dem Gebrauche des fraglichen Modus in der Hypotaxis. Hier kommt, soweit es sich um das Griechische handelt, fast die ganze Syntax des Nebensatzes in ihren Hauptpunkten zur Sprache. Von wissenschaftlichem Werte ist nicht so sehr der Nachweis im einzelnen, welche Coniunctive futurisch zu fassen sind — in der Mehrzahl der Fälle ist dies ja von vornherein klar, nicht zum wenigsten durch die begleitende Moduspartikel *ἔν* (*κε*) — als die für die Zwecke der Abhandlung neu geschaffene Disposition, wodurch scheinbar auseinanderliegende Satzarten als zusammengehörig erscheinen und sich gegenseitig in ihrer Eigenart beleuchten. Von besonderem Interesse ist die Einordnung der mit *ὡς* (*ὅπως*) *ἔν* eingeleiteten Sätze nach Verbis des Überlegens und Anstrebens in die abhängigen Fragesätze, wohin jene nach ihrem von H. nachgewiesenen Ursprunge eigentlich gehören. Die aus Anlass dieser Neuerung gegen Webers 'Entwicklungsgeschichte der Absichtssätze' sich entspinnde Polemik, die sich zur Untersuchung über die Natur der fraglichen Satzarten erweitert, ist durchaus überzeugend, zumal hier H. mit selbständig gesammeltem und sorgfältig ge-

sichtetem Materiale operiert. Weicht nun H. in der Auffassung einzelner Phänomene des griechischen Coniunctivs nicht unwesentlich von Delbrück ab, so geht seine Darstellung durch die Heranziehung entsprechender lateinischer Satzarten über den genannten Vorgänger hinaus. Beachtenswert erscheinen vor allem H.s Bemerkungen über den Coniunctiv bei *dum*, *donec*, *quoad*, *antequam* und *priusquam*, sowie über gewisse Gebrauchsweisen der Coniunction *cum*. Überhaupt erweist sich die Art, wie H. die Lehre vom lateinischen Temporalssatze mit analogen Structuren des Griechischen zu verbinden weiß, für die Sache förderlich, und wenn hier H. auch nicht durchwegs überzeugen dürfte, so wirkt er sicherlich anregend. — Bemerkenswert ist, dass bereits P. Wetzel, *de coniuuctivi et optativi apud Graecos usu capita selecta*. Berlin, Dissert. 1881, in Delbrücks Sinne gearbeitet hat.

Vorliegende Arbeit ist nur die Vorläuferin einer Reihe von Abhandlungen, die in comparativer Methode allmählich die ganze griechisch-lateinische Modussyntax umfassen sollen: möge H. denn auch Muße genug finden, um entsprechend seiner Absicht auch die übrigen im Bereiche der Modi noch schwebenden Fragen der Lösung näher zu bringen.

Was ist Syntax? Ein kritischer Versuch von John Ries. Marburg i. H., N. G. Elwert 1894. gr. 8°, IX u. 163 SS. Preis 3 Mk.

Es ist nicht zu viel behauptet, dass von den neueren Grammatikern die Frage, deren Erörterung sich vorliegende Schrift zur Aufgabe macht, vielfach je nach Bedürfnis und Laune verschieden beantwortet, also kaum ernstlich als eine wissenschaftliche betrachtet wurde. Bei solcher Sachlage darf man es als einen glücklichen Gedanken bezeichnen, einige der bestrenomirten syntaktischen Lehrgebäude der alten wie der modernen Sprachen scharf ins Auge zu fassen, ihre Unzulänglichkeit nachzuweisen und mit einem neuen Lösungsversuche des syntaktischen Problems hervorzutreten.

Das Motto 'Fruchtbare Umgestaltung einer Theorie ist nicht möglich ohne die gründlichste Kritik derselben' dürfte Inhalt und Tendenz vorliegenden Buches im allgemeinen charakterisieren. Der Verf. bietet zunächst einen specielleren, rein kritischen Theil, der die üblichen syntaktischen Systeme einer Prüfung unterzieht, und alsdann einen allgemeineren, der, ausgehend von der Kritik des Verhältnisses der Syntax zu den übrigen Theilen der Grammatik, zu positiven Ergebnissen zu gelangen sucht. Nach R. sind drei Hauptarten syntaktischer Werke zu unterscheiden: Ein sehr großer, wenn nicht der überwiegende Theil der syntaktischen Schriften ist durch die Marke Mischsyntax zu kennzeichnen, eine zweite Gruppe huldigt dem System Miklosich, und eine dritte endlich behandelt die Syntax als Satzlehre. Um von der letzteren auszugehen, so machen dieselben den Satz, das wichtigste syntaktische Gebilde

selber, zum eigentlichen Gegenstande der Forschung und Darstellung, während Miklosich und seine Anhänger ihre Betrachtung den einzelnen aus ihrem Zusammenhange gelösten Bestandtheilen zuwenden, aus denen syntaktische Gebilde sich zusammensetzen können: indem diese die Bedeutung und den Gebrauch der verschiedenen Arten und Formen der Wörter untersuchen, weisen sie der Syntax als ihrem Gegenstande zugleich alles dasjenige aus der Wortlehre zu, was in der gewöhnlichen Wortbiegungs- und Wortbildungslehre nicht enthalten ist. Der Mischsyntax gebürt die geringste systematische Bedeutung: sie erlaubt sich Übergriffe in fast alle Gebiete der Grammatik. Vgl. als hervorragende Vertreter dieser letzteren Richtung: v. d. Gabelentz und Löbe, *Ulfilas II. Lipsiae* 1846; Koch, *Historische Grammatik der englischen Sprache II². Cassel* 1878; Ayer, *Grammaire comparée de la langue française⁴*, Paris 1885; Draeger, *Historische Syntax der lateinischen Sprache*, Leipzig 1878—1881. 'Es bildet (übrigens) diese große Gruppe der Mischsyntax natürlich keine irgendwie einheitliche Masse; besteht doch ihre Gemeinsamkeit nur in dem negativen Merkmale ihrer Systemlosigkeit.'

Die Darstellung seiner eigenen Theorie hat R. in der Weise eingerichtet, dass er die Syntax gegen die einzelnen Theile der Grammatik scharf abzugrenzen sucht. Er behandelt Syntax und Formenlehre S. 64—75, Syntax und Bedeutungslehre S. 75—83, Syntax und Wortlehre S. 83—119, Syntax und Lautlehre S. 119—121 und endlich Syntax und Stilistik S. 136—142. Mit der Disposition der Syntax schließt R. ab.

Es wäre nun scheinbar ein leichtes, die von R. erreichten Ergebnisse in Kürze vorzuführen; allein dieselben sind ja doch nur durch die vorausgehenden Ausführungen des Verf.s voll und ganz verständlich, und so begnügt sich Ref. schließlich mit der Bemerkung, dass die Schärfe und Consequenz, womit R. seine Polemik zu führen weiß, sicherlich klärend auf die Anschauungen, in denen dormalen noch die Syntaktiker befangen sind, wirken werden. Hingegen kann die von R. aufgestellte Theorie der Syntax erst dann auf ihre Haltbarkeit beurtheilt werden, wenn dieselbe in Praxis umgesetzt ist, wenn eine Syntax oder richtiger ein vollständiges grammatisches Gebäude nach Ries' Grundsätzen durchgeführt vorliegt.¹⁾

Wien.

J. Golling.

¹⁾ Als bemerkenswerte Einzelheit dürfte J. Grimms Paradoxon (*Über den Ursprung der Sprache*, S. 104), die Syntax sei 'halb außerhalb der Grammatik liegend', nachzutragen sein; dieselbe ist sammt ihrer Beurtheilung bei Madvig, *Kleine philologische Schriften*, Leipzig 1875, S. 215 f., von R. S. 113 übergangen. — Die Kritiken des Becker'schen Systems von Metger (*Emden* 1843) und Bartelmann (*Oldenburg* 1857) hat R. vielleicht absichtlich außeracht gelassen.

Griechische Lehrbücher.

E. A. Sonnenschein, A Greek Grammar for Schools based on the Principles and Requirements of the grammatical Society. Part II. Syntax. London, Sonnenschein a. Co. Newyork, Macmillan a. Co. 1894. VI u. 201 SS. (S. 153—354).

Die vorliegende griechische Syntax ist der zweite Theil einer griechischen Grammatik, welche als ein Glied der „Parallel grammar series“ (Lateinische, Englische, Französische, Deutsche, Spanische Grammatik mit den dazu gehörigen Elementar- und Übungsbüchern) in dem Verlage von Svan Sonnenschein u. Co. erschienen ist. Ihre Einrichtung hat nicht nur in England und Amerika, sondern auch anderwärts lebhaften Beifall gefunden. Die vorliegende Syntax, deren Anlage zu beschreiben mir obliegt, besteht aus zwei Theilen, nämlich 'Sentence Construction' (§. 316—371) und 'Meanings of Forms' (§. 372—600). In dem ersten Theile ist eine Übersicht der Theile des einfachen und zusammengesetzten Satzes gegeben, und zwar der 'few and fixed categories', welche für alle Einzelgrammatiken dieselben sind und auch in allen die gleiche Nummerierung haben. Es dient also dieser Theil speciell vornehmlich dem Hauptzweck des Unternehmens, durch die Hervorhebung der in allen berücksichtigten Sprachen vorkommenden Gleichmäßigkeiten im Gebiete der Syntax die Erfolge des Lernens zu festigen, zugleich aber dadurch auch den Blick für die Verschiedenheiten zu schärfen. Er umfasst die einzelnen Unterabtheilungen: „Subject“, „Prädicat“ mit den Abschnitten „Prädicatives Adjectiv oder Nomen“, „Object“, „Zwei Objecte“, „Prädicatives, auf das Object sich beziehendes Adjectiv oder Nomen“, ferner „Attribute und adverbiale Bestimmungen“, „Arten der Sätze“, „Zusammengesetzte Sätze“ (zugleich die indirecte Rede umfassend). Der zweite, mehr historisch angelegte Theil behandelt der Reihe nach die Casus, Präpositionen, das Zeitwort, Pronomen, Artikel, Adverbia und Conjunctionen. Dieser zweite Theil entspricht in seiner Anlage der Hauptsache nach den analogen Abschnitten unserer meisten Grammatiken und ist ebenso wie der erste durch klare und bündige Fassung der Regeln, durch die Auswahl guter Beispiele, endlich auch durch die Berücksichtigung der neueren, auf griechische Syntax bezüglichen Literatur ausgezeichnet. Appendix I handelt von der Bedeutung der Präpositionen in der Zusammensetzung und Appendix II (S. 335—344) enthält eine Reihe von dankenswerten Noten zu den Paragraphen der Grammatik, in welchen der Herausgeber den von ihm eingenommenen Standpunkt wissenschaftlich begründet.

Wenn auch in der Auffassung einzelner sprachlicher That-sachen, z. B. der Bedingungssätze (S. 191 ff.), manche Differenz mit dem Herausgeber unausweichlich wäre, verdient diese Syntax dennoch im allgemeinen sicher der Aufmerksamkeit der interessierten Kreise bestens empfohlen zu werden.

Dr. O. Kohl, Griechisches Lese- und Übungsbuch vor und neben Xenophons Anabasis. II. Theil. 2. nach den neuen preussischen Lehrplänen gekürzte u. verb. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus. VIII u. 120 SS.

Plan und Einrichtung der 1. Auflage dieses Lehrbuches habe ich im 38. Jahrgange dieser Zeitschr. (1887), S. 656 f. in hinlänglicher Ausführlichkeit dargelegt und dabei auch auf die Vorzüge desselben aufmerksam gemacht. Die neue Auflage unterscheidet sich von der früheren hauptsächlich durch Kürzung des allzu umfangreich bemessenen Übungsstoffes, indem namentlich die deutschen an die Anabasis sich anlehenden Stücke stark beschnitten worden sind. Die bedeutende Verminderung des Stoffes ergibt sich aus dem Verhältnisse der Seitenzahlen (80 zu 112 der 1. Auflage). Auch sind jetzt die (30) griechischen Lesestücke in unmittelbarer Aufeinanderfolge geboten, ebenso die (69) deutschen Übungsstücke, von denen die Nummern 31—58 Erzählungen nach Xenophons Anabasis sind, und die ihnen nachfolgenden „Erzählungen zu Hauptregeln der griechischen Syntax“ enthalten. Hinsichtlich der systematischen Stücke zu den unregelmäßigen Verben auf $-\omega$ muss noch angeführt werden, dass dieselben jetzt nach der sonst ausnahmslos üblichen Reihenfolge der Nasal-, Inchoativ-, E- und Mischklasse angeordnet sind.

Dr. A. Kaegi, Griechisches Übungsbuch. II. Theil. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1895. VI u. 139 SS.

Dieser zweite Theil (über den ersten jetzt bereits in 2. Auflage erschienenen vgl. meine Anzeige im 43. Jahrgange dieser Zeitschr. 1892, S. 727) dient zur Einübung der Verba auf $-\mu$ und unregelmäßigen Verba und der Hauptregeln der Syntax. Ersterem Zwecke sind die ersten 33 Stücke gewidmet, welche mit Ausnahme von 4, 10, 13 (Ursachen des messenischen Krieges nach Pausanias), 19 (Kyros' Übergang über den Euphrat nach Anabasis I 4, 11—17), 22 (Tod des älteren Kyros nach Xen. Kyr. VIII 7) nur Einzelsätze enthalten. Von ihnen glaubt der verdienstliche Verf. dieses mit größter Sorgfalt ausgearbeiteten Übungsbuches auch jetzt noch mit Recht, dass sie zur „eigentlich grammatischen Schulung“ „das ergiebigste und geeignetste Material bieten“. Nr. 34—48 sind zusammenhängende deutsche Stücke zur Formenlehre, deren Stoffe ausnahmslos der griechischen Geschichte entnommen sind und nach Form und Inhalt sich nach der Meinung des Ref. vortrefflich zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes eignen. Weitere 40 Stücke (S. 43—85) bringen „Übungsbeispiele für die Hauptregeln der Syntax“. Von diesen sind die auf die Casuslehre bezüglichen Nummern 17—25 mit Ausnahme von Nr. 19 mit einigen Kürzungen und Vereinfachungen (siehe Vorwort S. V) der Schrift von Dr. F. Hoffmann, Übungsstücke zur Einübung der Casussyntax im Griechischen (Königsberg i. Pr. 1893) entnommen. Besonders dankens-

wert sind die diesen Übungsbeispielen beigegebenen Fußnoten, welche Verweisungen auf den ersten Theil dieses Übungsbuches enthalten. In diesen zunächst für den Lehrer bestimmten Hinweisen ist „aus dem früher behandelten Stoffe eine Anzahl von Beispielen citiert, die zum guten Theile auch in der Grammatik als Musterbeispiele verwendet sind“. Den weiteren Inhalt unseres Übungsbuches bilden syntaktische Regeln für die Übungsstücke zur Formenlehre (S. 86—89), ein Vocabular zu den einzelnen Stücken (S. 90 bis 103), ein griechisches Wörterverzeichnis mit einfacher Verweisung auf das vorausgehende Vocabular (S. 104—108) und ein Wörterverzeichnis zu den deutsch-griechischen Stücken (S. 109—139).

Auch in diesem zweiten Theile des Übungsbuches hat es sich der Verf. angelegen sein lassen, die systematische Ausmerzung seltener und ungewöhnlicher Formen, wie er dies durch seine planmäßig angelegten Studien in seiner Grammatik angebahnt hatte, mit Erfolg fortzusetzen und so zur Vereinfachung und Förderung des griechischen Anfangsunterrichtes wesentlich beizutragen. Besonders verdient auch noch hervorgehoben zu werden, dass in den Stücken 23—25 „fast alle für das 1. Buch der Anabasis nöthigen unregelmäßigen Formen und Verben vorweggenommen“ sind, „so dass nach deren Durchnahme mit wirklicher 'Lectüre' begonnen werden kann, noch bevor die ganze Formenlehre behandelt ist“. Mit Rücksicht darauf ist auch von der Einschaltung weiterer griechischer Lesestücke abgesehen.

Xenophons Anabasis in Auswahl. Herausgegeben von Dr. Fr. G. Sorof. Text. Leipzig 1895 (B. G. Teubners Schülers Ausgaben griech. und lat. Schriftsteller). VI u. 261 SS.

Diese Schülers Ausgabe ist die 2. Auflage der von mir im 46. Jahrgange dieser Zeitschr. (1895), S. 127 f. angezeigten Ausgabe und entspricht derselben, was den Text anlangt, abgesehen von der Kürzung des Stoffes und Abweichungen in der Gestaltung des Textes, bei dessen Herstellung nach dem Vorgange Gemolls ein noch engerer Anschluss an den Parisinus C stattgefunden hat, auch in der äußeren Einrichtung vollständig. Außer dem Texte enthält dieser Theil auch noch eine Zeittafel und ein Verzeichnis der Eigennamen, ein zweiter wird den Commentar bringen.

Dr. E. Bachof, Wörterverzeichnis zu Xenophons Anabasis. Nach der Reihenfolge der Paragraphen zusammengestellt. Heft I. Buch I—III. 2. Aufl. Paderborn, F. Schöningh 1894. 79 SS.

Indem ich auf das Erscheinen dieser 2. Auflage aufmerksam mache, bemerke ich, dass dieselbe in nebeneinanderstehenden Columnen die griechischen Vocabeln und Phrasen, welche nicht mit Unrecht öfter statt der einzelnen Wörter geboten werden, in übersichtlicher Gruppierung enthält. Außerdem ist ein Verzeichnis der Präpositionen und präpositionalen Ausdrücke, welche in den

drei ersten Büchern der Anabasis vorkommen, und ein alphabetisches Wörterverzeichnis beigelegt.

Innsbruck

Fr. Stolz.

M. M. Pokrovski, Griechische Morphologie in der Mittelschule. Moskau 1893. (Russisch.)

Der Verf. beginnt seine Abhandlung mit den Worten: 'In dem vorliegenden Abrisse versuche ich, für die Mittelschule eine systematische und wissenschaftliche Darstellung einiger Facta der griechischen Morphologie zu geben.' Das Schriftchen dürfte in der That jedem Lehrer des Griechischen willkommen sein, da gerade für die Stammbildungslehre die vergleichende Grammatik bis jetzt keine für den Mittelschullehrer brauchbaren Handbücher hervorgebracht hat, und es wäre nur zu wünschen, dass dieser ersten Abhandlung, die sich mit den Verbalstämmen befasst, bald auch andere über die Stämme der übrigen Redetheile folgen möchten. Besonders hübsch ist die Darstellung des Zusammenhanges zwischen Aorist, Futurum und Perfectum, z. B. in *ἔστην, στήσομαι, ἔστηκα; ἔγνω, γνώσομαι, ἔγνωκα* usw., sowie der Nachweis der Sigma-stämme bei Verben, die im Perfectum und passiven Aorist ein *s* vor den Personalsuffixen zeigen, z. B. in *ἔσβησαμι, ἔσβέσθην, (σβεστός) gegenüber ἔσβην, σβήσομαι, ἔσβηκα*. An vielen Punkten hätte die Darstellung noch gewonnen, wenn der Verf. auch die zugehörigen Nomina mehr, als er es gethan, beigezogen hätte, z. B. *ἔφυγον, φυγή; ἔτυχον, τύχη* usw.

Von Unrichtigkeiten ist mir aufgefallen, dass im §. 1 die *ε* des Nominativs und des Genitivs des Participialsuffixes *-θείς, -θεντος* als gleichwertige Kürzungen des *η* hingestellt werden, während doch im ersten Falle das *ει* den sogenannten unechten Diphthong repräsentiert oder, mit anderen Worten, die Endung nicht in *θε + ις* zerlegt werden kann; der Verf. führt zudem selbst im §. 6 *πέισομαι* und *σπείσω* aus *πενθσομαι* und *σπενδσω* an, die denselben Ersatzvocal zeigen.

Graz.

J. Kirste.

Parzival, a Knightly Epic by Wolfram von Eschenbach for the first time translated into english verse from the original German by Jessie Weston. London, published by David Nutt in the Strand 1894. 2 Bände 8^o.)

Es war wohl das Interesse an Wagners Oper, welches der Verfasserin den Muth gab, ihr schwieriges Werk zu beginnen und

⁻¹⁾ S. Wolfram d'Eschenbach traduit par Grandmont, Liège 1892, ein Werk, das ich nicht kenne.

zu bewältigen, und ihr die Hoffnung lieb, bei dem englischen Publicum freundliches Entgegenkommen zu finden. Denn außer dem Nibelungenliede wird wohl nur sehr wenig von unserer mittelalterlichen Literatur ins Englische übersetzt worden sein. Und dabei wurde das Nibelungenlied meist nur im Auszuge wiedergegeben oder in Prosa oder nach einer neuhochdeutschen Übersetzung, während J. Weston den ganzen Parzival nach dem Bartschischen Texte und in Versen bietet, mit der Absicht, wirklich genau zu übertragen, jeder Wendung des Dichters ihr Recht werden zu lassen und in englischen Versen einen den deutschen ähnlichen Eindruck hervorzubringen. Dies ist der Verfasserin nach zahlreichen Stichproben, die ich gemacht habe, wirklich im großen und ganzen gelungen. Der schwierige Text ist richtig verstanden und correct wiedergegeben. Wo letzteres nicht ganz der Fall ist, da war es das Metrum, welches entweder eine Zusammendrängung oder, was häufiger vorkommt, eine Ausweitung verlangte, oder es widerstrebten einige grelle Ausdrücke und Vorstellungen einer wörtlichen Wiedergabe, wie dies auch bei einer Übersetzung ins Neuhochdeutsche der Fall wäre. Allerdings geht dadurch manches Eigenthümliche verloren. Zum Beweise hiefür und zugleich als Probe der Übersetzung will ich einige bekannte Stellen hier zum Abdruck bringen.

II 112, 21 *When the queen found sight and hearing, she was fain
on her child to look,*

*And her maidens they bare him to her and the babe in her arms
she took;*

*And she saw his limbs soft rounded, and she knew she had born a son,
And her maidens with her were joyful that the carth had a man-child
won.*

*(As he bare of a man the body, so manly was he of heart,
As a smith did he wield the sword-blade till fire from the helm would
start).*

*And no joy did she know, the mother, save ever her babe to kiss,
And with soft words she spake to him ever, 'Bon fils, Cher fils, Beau
fils'.*

*And e'en as herself she bare him, so herself she his nurse would be,
At his mothers breast was he nourished who was ever from falsehood
free.*

*And she thought she had won her husband by her prayers to her arms
again,
She all folly forsook, and meekness and truth in her heart did reign.*

II 114, 5 *Is there ever a singer among you, wo singeth a sweeter song
Of the favour and love of women, I hold not he does me wrong!
Full fain am I still to hearken to aught that may give them joy,
But to one alone among women my homage I still deny.
Nay ever the fire of my anger doth kindle and flame anew,
And the sorrow her treason wrought me, it grieveth me still I trow.*

*I, whom men have named the singer, I, Wolfram of Eschenbach,
The words that against a woman I spake, I may ne'er take back.
Nay, I hold fast my wrath for ever, and clasp it closer still,
As I think how in soul and body alike hath she wrought me ill!
How can I do aught but hate her, till death setteth seal on life?
Yet it grieveth me sore that others should mingle in this our strife.*

III 118, 24 *But Queen Herzeleide watched him through the sunny
summer days,
Till beneath a tree she saw him stand silent, with upturned gaze,
And a look of joyful rapture in the radiant childish eyes,
As he listed the bird, that, soaring, sang clear thro' the cloudless skies;
And the mothes heart was troubled, and her wrath waxed to fever
heat,
She would brook in his love no rival — not even Gods singers sweet!
So she sent forth in haste her servants, with many a cunning snare
To capture the singers whose music made joyful the woodlands fair.
Then alas! for the birds, who struggled in the cruel snare in vain,
Yet some few burst their bonds, and joyful, brake forth into song
again.*

Weder Parzivals Gefühle beim Vogelsang, noch die Motive der Mutter, noch die Art und Weise, in der die Vögel bekriegt wurden und sich retteten, ist hier genau wiedergegeben. Aber eine metrische, gereimte und auch überall getreue Übersetzung ist eben ein Ding der Unmöglichkeit. Andererseits kann doch nur eine metrische Übersetzung den allgemeinen poetischen Eindruck des Originals im Leser erregen, und thut es in dieser Übersetzung im ganzen so glücklich, dass man sich über die Ersetzung einzelner poetischer Züge durch andere trösten muss.

Das Metrum selbst, dessen sich Weston bedient, ist allerdings von dem Wolframs weit entfernt. Es sind, wie man sieht, sechstaktige jambisch-anapästische Verse mit klingender Cäsur, zu Reimpaaren geordnet, eine Form, deren sich Elizabeth Browning, Tennyson, Robert Browning, Swinburne bedient haben; s. Schipper, Neu-englische Metrik, §. 227.

Über den englischen Ausdruck zu urtheilen, bin ich nicht berufen. Wenn, wie mir scheint, Westons Parzival besseres Englisch ist als das Deutsch unserer einheimischen Übersetzungen, so liegt das an der großen sprachlichen Ferne zwischen Mittelhochdeutsch und Neuenglisch, während ein deutscher Übersetzer, selbst einer, der die alte Sprache gut beherrscht, sich doch immer wieder von der Ähnlichkeit zwischen der alten und neuen Sprache verleiten lässt, auch dort wörtlich zu übersetzen, wo dieselbe Phrase oder dasselbe Wort allmählich eine andere Bedeutung angenommen hat. S. Lucaes Weinschwelg, Böttichers Parzival, Singer in dieser Zeitschrift 1895, S. 527.

Eine Einleitung, sowie Anmerkungen und Excurse belehren zunächst den englischen Leser über die literarhistorische Stellung des Gedichtes und über sein Verhältnis zu Chrestiens Conte du Graal, erläutern öfters in feinsinniger Weise die künstlerischen Absichten des deutschen Dichters und suchen dunkle Punkte der Sagengeschichte zu erhellen. In letzterer Beziehung hat Alfred Nutt aus seiner reichen Belesenheit mehreres beigesteuert. Nur J. Weston aber gehört der hübsche Nachweis I S. 291, dass Wolfram-Kiot mit seiner Berufung auf Anjou'sche Überlieferung, wenn auch nicht gerade Anjou'sche Chroniken, IX 455, 9 ff., s. meine Abhandlung über Wolframs Parzival 92 und 88, doch Recht haben mag. Die Angevinen wussten in der That von einer Fee als Ahnfrau, wie das Geschlecht Gahmurets Parz. I 56, 18. Die Stelle, auf die sich die Verfasserin bezieht, steht in Giraldus Cambrensis, De instructione principum, ed. Brewer, London 1846, Dist. III c. 27. Da sie dieselbe nicht wörtlich mittheilt und das Buch selten ist, setze ich sie hierher. *Comitissa quaedam Andegaviae, formae conspicuae sed nationis ignotae* heiratete den Grafen von Anjou. Sie gieng selten in die Kirche und blieb nie über das Evangelium bei der Messe. Einmal von vier Rittern zurückgehalten *rejecto statim pallio, per quod tenebatur, et duobus filiis suis parvis ibi relictis cum ceteris, aliis duobus, qui stabant a sinistra sub brachio arreptis, per fenestram ecclesiae sublimem cunctis intuentibus evolavit*. Weder sie noch die von ihr entführten zwei Kinder wurden mehr gesehen. *Istud autem rex Ricardus, Löwenherz, saepe referre solebat dicens non esse mirandum*, die innere Zwietracht in Anjou'schen Hause: *de diabolis namque eos omnes venisse et ad diabolum dicebat ituros esse*.

An derselben Stelle Dist. III c. 27 erzählt Giraldus auch von Graf Gottfried von Anjou, dass er *in S. Gerardum episcopum eunucando desaevit* — s. Dist. II c. 3, S. 17 —, was an Abaelards und Klinschors Schicksal erinnert.

Wien.

Richard Heinzel.

Raphael Meyer, Einführung in das ältere Neuhochdeutsche zum Studium der Germanistik. Leipzig, O. R. Reisland 1894. 8°, X u. 99 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Das Büchlein scheint hauptsächlich für Fremde bestimmt zu sein, die sich mit dem Studium des Deutschen befassen wollen. Der Verf. ist der Ansicht, dass dieses Studium mit der lebenden Sprache zu beginnen habe. Dann möge der Lernende einen Schritt rückwärts thun und sich über die Unterschiede des älteren Neuhochdeutschen von der heutigen Sprache klar werden. Bis hierher kann man vielleicht dem Verf. beistimmen. Wenn er aber weiter meint, man müsse zu gleicher Zeit die alten und neuen Formen

geschichtlich zu verstehen suchen, 'd. h. . . . auch ohne mittelhochdeutsch, althochdeutsch gelesen zu haben, durch Wörterbücher und Grammatiken, die .. vorliegenden und bekannten Formen vergleichen lernen', so muss ich dem gegenüber als meine feste Überzeugung hinstellen, dass dies nicht der rechte Weg ist, Jemanden in das Studium der Germanistik einzuführen. Wenn einer durch systematischen Unterricht bereits Kenntnisse in der historischen Grammatik erworben hat, so könnte das Buch vielleicht als eine Art Repetitorium nützlich sein, aber vorangehen darf seine Durcharbeitung dem systematischen Unterrichte nicht. Ich glaube, jeder wird mir beipflichten, wenn er durch einige Proben das Verfahren des Verf.s kennen gelernt hat. Den Erörterungen werden die ersten 55 Strophen des Lieds vom Hürnen Seyfrid zugrunde gelegt. 10, 1 kommt das Verb *weychen* = weich werden vor. Daran knüpft der Verf. u. a. die Bemerkung, dass es im Althochdeutschen drei Classen schwacher Verba gegeben habe, die *jan-*, *ôn-* und *ên-* Verba. S. 32 wird *ee* = neuhochdeutsch *ehe* besprochen. Dabei wird gesagt, dass *ê* aus *êr* entstanden sei, dann heißt es '*êr* ist Comparativ; im Gotischen entspricht *airis*, Comparativ zum Positiv *air* (früh); dieselbe Comparativendung finden wir auch im lateinischen *magis*; gotischem *-is* (i + stimmloses s) entspricht germanisch *-iz* (i + tönendes s); tönendes s und vorhergehender Vocal im Auslaute sind im Deutschen geschwunden, z. B. *tac* < germanisch **dagaz*, gotisch *dags*.' S. 34 wird erwähnt, dass *Hort* = gotisch *huzd* ist, dass das Wort ein ursprünglicher *a*-Stamm war, daher *u* in *o* übergieng, und dass gotisch *z* im Deutschen, wie überhaupt im Westgermanischen zu *r* wurde. S. 64 benützt der Verf. die Worte *hort jch* = hörte ich, um nicht nur die Lehre vom Rückumlaute auseinanderzusetzen, sondern auch den althochdeutschen Übergang von *au* zu *ô* vor Dentalen und den von *z* in *r* zu erwähnen. S. 69 wird *degen* = Mann, Held etymologisch erklärt, dabei die Regel über die Behandlung von indogermanisch *ptk* im Germanischen vorgetragen und bemerkt, dass die Lautverschiebung von Grimm und Rask entdeckt worden sei.

Der Verf. glaubt, dass derjenige, der sein Buch durchgearbeitet habe, zwar keine zusammenhängende Kenntnis der Sprachentwicklung erlangen werde, dass er aber von selbst weiter kommen könne, 'ohne dass sein Interesse von der Fülle des Stoffes erstickt wird'. Ich meine dagegen, dass sehr viel Verwirrung und Unklarheit die Folge der Benützung des Buches sein würde.

Es wäre besser gewesen, wenn der Verf. das Mittelhochdeutsche und Althochdeutsche nur herangezogen hätte, wo es eine Abweichung der Sprache seines Textes von der heutigen erklären hilft und wenn er vor allem diese Abweichungen prägnant hervorgehoben hätte. Das letztere ist nicht überall geschehen. S. 2 wird zu *findt* bemerkt, im älteren Neuhochdeutschen falle *e* in der Verbalendung *-et* in der Regel aus, auch nach *t* und *d*. Hier war zu

sagen, dass neuhochdeutsch dieser Ausfall in der 3. Sg. bei denjenigen auf *t* und *d* ausgehenden Verben nicht eintreten darf, welche den Vocal des Inf. in der 2. und 3. Sg. nicht ändern, dass er dagegen eintreten muss, wenn der Vocal geändert wird, vgl. *findet* : *rüt*, und dass sonst die zweisilbigen Formen der 3. Sg. nur den Dichtern gestattet sind.

S. 3 wird über das sporadische Auftreten von *d* statt *t* nach *l* gesprochen, da heißt es 'auslautend haben wir neuhochdeutsch *ld* z. B. in *Gold, bald, Wald*'. Hier dürfte die orthographische Regel des Neuhochdeutschen: 'Die Bezeichnung des Auslauts richtet sich nach dem Inlaute' nicht verschwiegen werden. 4, 5 ff. heißt es im Seyfridsliede von Seyfrid: *Do kam er zû eym Schmide, Dem wolt er dienen recht, Im schlahen auff das eysen Als ein anderer Knecht*. Hier hätte das für unser Sprachgefühl pleonastische *anderer* der letzten Zeile besprochen werden müssen. Ebenso hätte das *ck* in *Junckfraw* 18, 4 u. 5. eine Erörterung verdient. S. 66 wird die Orthographie von *seyd* = *seit* besprochen, aber nicht gesagt, dass diese Conjunction in der jetzigen Sprache nur temporale, in der älteren (wie gerade an der erörterten Stelle 30, 5) auch causale Bedeutung hat. S. 70 hätte angegeben werden müssen, wann *pflegen* im Neuhochdeutschen stark und wann es schwach flectiert wird. S. 77 ist das, was nach Weinhold über den angeblich regellosen Wechsel von *v* und *f* gesagt wird, nicht ganz richtig und was die jetzige Orthographie betrifft, so zeigt sich gerade an dem vom Verf. besprochenen Verhältnisse *vor* : *für* die negative Regel, dass *v* niemals vor *u*, wie auch nicht vor *l*, *r* geschrieben wird. 49, 5 f. heißt es im Seyfridsliede; *Auff dem stayn ist gesessen Ein Trach, wont da hie vorn*. Das ἀπό κοινοῦ hätte S. 87 erwähnt werden sollen. In derselben Strophe heißt es v. 7 *Und wirdt er deyn hie innen*. Dazu wird bemerkt: 'wirdt — innen c. gen., jetzt *inne werden*.' Es hätte aber auch gesagt werden müssen, dass jetzt *inne werden* nicht mit persönlichem Objecte construiert werden kann, dass man also übersetzen muss: 'Wenn er dich hier bemerkt.'

Mitunter sind die Anmerkungen nicht ganz präcis gehalten. S. 20 wird bemerkt, praet. *tete* habe sich neuhochdeutsch als *ich thät* erhalten und werde als Hilfsverb verwendet. Hier ist der Zusatz unumgänglich, dass dies nur von der Poesie gilt, und auch da nur, wenn volksthümlicher Ton angestrebt wird. S. 56 wird über den Reim *tag* : *gesach* gesagt, dass er sehr wohl rein sein könne, 'indem auslautendes *g* entweder als *k* oder als *ch* gesprochen werden kann'. S. 57 wird zu dem Conj. praet.¹⁾ *sech* = *saehe* bemerkt, 'der dann eintretende Auslaut ist mit dem des Imperfect ind. *ich sach* zusammengefallen; im Mittelhochdeutschen hatte auslautendes *h* den Wert *-ch*'. Diese Formulierung kann leicht zu der

¹⁾ Der Verf. schreibt hier, wie sonst, imperf.

Vorstellung führen, dass *h* im Auslante zu *ch* geworden sei. Ähnliches gilt von der Bemerkung über *gesichst* S. 59. S. 60 war darauf hinzuweisen, dass die Diminutiva deshalb Umlaut haben, weil das Suffix im Mittelhochdeutschen *-lin* lautete. S. 83 die Bemerkung 'Die Verba präteritopräsentia haben in der II. sing. präs. ind. die Endung *t*' ist ungenau. Vgl. *kanst, ganst, tarst*. S. 90 wird zu *wilt = willst* auf die eben erwähnte Anmerkung verwiesen. Dort heißt es aber gerade 'Wollen gehört nicht hieher, indem der Ind. *ich will* ursprünglich ein Optativ ist.'

Wenn das vorliegende Buch ein bloßes specimen eruditionis wäre, könnte man zugestehen, dass der Verf. hinreichend gute grammatische Kenntnisse hat; ganz vereinzelt sind grobe Schnitzer, wie S. 52, wo als got. ptc. prät. *greipans* angegeben wird und die Bemerkung '*ei = i*' keinen Zweifel darüber lässt, dass wir es nicht bloß mit einem Druckfehler zu thun haben. Aber eine intimere Kenntnis des Sprachgebrauches fehlt dem Verf. noch und kleinere Verstöße begeht er nicht eben selten.

Ganz falsch aufgefasst ist 13, 1—4: *Nun mügt jr hören gerne, Wie der Nyblinger hort Gefunden ward so reych Bey keynem Kayser fort*. Der Verf. interpretiert: 'Ich kann mir denken, dass ihr jetzt neugierig seid, unter welchen Umständen der Schatz bei irgend einem in fernen Reichen herrschenden Kaiser gefunden ward.' Nun bedeutet aber 1. *nun mügt jr hören gerne* nichts anderes als 'nun höret', 2. könnte, wenn die Auffassung des Verf.s richtig wäre, 'irgend einem' nicht durch *keynem* ausgedrückt sein. Es sind hier zwei Gedanken contaminirt worden: 1. Höret wie der Nyblinger Schatz gefunden wurde, 2. ein so großer Schatz ist bei keinem Kaiser gefunden worden.

An Einzelheiten erwähne ich: S. 2 *hürnen* in *der hürnen Seyfrid* ist nicht unflecierte, sondern schwache Form mit apocopiertem *-e*. S. 4. Dass *ü* auch vor einfachem *n* neuhochdeutsch zu *ö* geworden, ist nicht ohne Einschränkung richtig, vgl. *tünchen* gegenüber *Mönch* und *Bühne* gegenüber *Söhne*. S. 12 'im Altdeutschen wurde der Umlaut des *a* nicht durch *ä*, sondern durch *e* bezeichnet, der Umlaut des langen *â* dagegen durch *œ*' und S. 45 zu *wer = wäre* 'das aus *a* durch Umlaut entstandene *ü* wird mittelhochdeutsch durch *e* wiedergegeben, das Mitteldeutsche hat ganz besonders das *e*'. Vgl. dazu die Bemerkungen v. Bahders, Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems S. 104 ff. Ich vermisze überhaupt die Benutzung dieses Werkes. S. 12 *unde* steht nicht nur zu Anfang concessiver, sondern überhaupt conditionaler Sätze. Die interpretierte Stelle (3, 76) scheint falsch verstanden zu sein. S. 16. *sîn* statt *es* ist einerseits nicht erst mittelhochdeutsch, anderseits nicht ausschließlich gebraucht worden. S. 18. *komen* ist nicht erst mittelhochdeutsch und auch nicht aus *queman* entstanden. S. 20. Der Gebrauch von *sô* als bloße Wiederaufnahme eines eben genannten Begriffes scheint dem Verf. nicht bekannt

zu sein. 7, 1 lautet: *Damit so meynt der Schmide*. Der Verf. bemerkt dazu: 'so und damit bezeichnen ungefähr dasselbe: auf diese Weise.' Zu 41, 7 f.: *Auss disem finstern walde So kum jeh nymmer mer*, wird S. 79 gesagt: 'So, d. h. „wenn Gott mir nicht hilft“, sonst', so ist also unrichtig auf v. 5 *Es wöll dann Got von hymel* bezogen. 48, 5 ff. *Deyn müter hiess Siglinge . . . Deyn vatter König Sigmunde, Von den so bist du wordn*. Der Verf. meint S. 86 so drücke hier in Verbindung mit *den* das Relativum aus. S. 22. Dass *w, v, u* willkürlich für einander verwendet werden, ist unrichtig. *w* ist gleich *u* meist nur in den Diphthongen *aw, ew* und auch da haben verschiedene Drucke ihren bestimmten Gebrauch. *v* steht bekanntlich für *u* im 16. Jahrhundert nur im Wortanlaute. S. 23 *ein feur* heißt nicht 'etwas Feuer', sondern 'Feuerbrand', 'brennendes Holz'. Der Verf. hat die von ihm citierten Worte Grimms missverstanden. S. 25 *eber* statt *über* ist durchaus nichts mitteldeutsches; *v* drückt im Anlaute sowohl *u* als *ü* aus, in oberdeutschen wie in mitteldeutschen Drucken. Darnach sind auch die Bemerkungen über *vbel* S. 55 und *eber* S. 61 zu corrigieren. Althochdeutsch *ubar* ist ebenfalls nicht aufs Mitteldeutsche beschränkt. 11, 1 *Das er ward aller hörnen, Dann zwischen den Schultern nit*. Die Bemerkungen S. 29 über *dann* zeigen, dass der Verf. von der spätmittelhochdeutschen Vermischung von *danne* und *tan* nichts weiß; bekanntlich hat Wunderlich ansprechend auch den causalen Gebrauch von neuhochdeutsch *denn* auf diese Weise erklärt. In dem Verse *Bey eyner staynen wandt* (13, 6) ist *staynen* nur scheinbar flexionslos; es steht für *staynenen*, ebenso wie es ganz allgemein mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch im Dativ plur. *wagen* statt *wagenen* heißt. — Wenn es 14, 6 *hätten* = *hüteten* heißt, so durfte der Verf. nicht, wie dies S. 36 geschieht, auf die lange Stammsilbe des Verbs verweisen; läge an unserer Stelle die lautgesetzliche mittelhochdeutsche Form vor, so würde sie ja *hüten* lauten. Unrichtig ist, was S. 42 gelehrt wird, dass die Zahlwörter 2—12, wenn sie substantivisch stehen, häufig auf *-e* enden. Die Zahlwörter für 2 und 3 werden einerseits in der alten Sprache unter allen Umständen flectiert, andererseits heißt es auch bei substantivischer Verwendung *zwo, zwei, driu*.

Es ließe sich noch manches andere bemängeln. Um mein Urtheil zusammenzufassen, das vorliegende Buch ist von keinem Dilettanten und mit viel Fleiß abgefasst, aber großen Nutzen wird es in der gegenwärtigen Gestalt kaum stiften.

Wien.

Dr. M. H. Jellinek.

Deutsche Litteraturkunde. Auswahl charakteristischer Stücke in Poesie und Prosa, chronologisch und nach Dichtergruppen geordnet, mit geschichtlichen Einleitungen und Übersichten. Lesebuch für die oberen Classen mittlerer und höherer Schulen. Von P. Erfurth und H. Lindner. Potsdam, Aug. Stein 1889.

In den letzten sechs Jahren sind meines Wissens mehrere Dutzend von Literaturkunden, Leitfäden für den lit. Unterricht, Lesebüchern oder Anthologien im Deutschen Reiche gedruckt oder neugedruckt worden; ihr Erscheinen gieng Hand in Hand mit der lebhaft geführten Debatte über die Rangstellung, welche man dem deutschen Unterrichte in der Zukunftsschule einräumen will. Aber die preussische Schulreform des Jahres 1891 hat die gehegten Erwartungen mehr enttäuscht als erfüllt, und die Verhandlungen dauern fort; ehe man nun zu anerkannten Ergebnissen über die Stellung des deutschen Unterrichtes und seiner Methode gelangt ist, fehlt ein principieller Standpunkt zur Beurtheilung seiner Hilfsmittel. Die Verf. der vorliegenden, für die „oberen Classen mittlerer und höherer Schulen“ berechneten Literaturkunde haben mit Ausschluss der Poetik und Metrik eine „chronologisch und nach Dichtergruppen geordnete Auswahl charakteristischer Stücke in Poesie und Prosa“ geliefert und sie mit „geschichtlichen Einleitungen und Übersichten“ versehen.

Das Hauptgewicht wurde naturgemäß auf die Mittheilung von Dichtungsproben gelegt, bei deren Auswahl neben unterrichtlichen hauptsächlich religiöse Motive maßgebend waren. So ist das höfische Epos durch eine Inhaltsangabe des Parzival und durch drei Partien aus dem guten Gerhard des Rudolf von Ems vertreten, während — von Gotfried zu schweigen — Hartmann von Aue nur als Lyriker erwähnt wird; so fand das 16. und 17. Jahrhundert größere Berücksichtigung, als es bisher in Lesebüchern gebräuchlich war, indem zur Charakterisierung dieser Literaturepochen 13 Verfasser geistlicher Lieder — unter denen man übrigens Friedrich von Spee vermisst — zu Worte kommen; so wurden Gellert 9, Matthias Claudius 15^{1/2}, Joh. P. Hebel 32^{1/2} Seiten des Lesebuches eingeräumt, letzterem somit mehr als einem der Classiker des 18. Jahrhunderts.

Drama, Roman und Novelle mussten bei dem geringen Umfange der einbändigen Literaturkunde ausgeschlossen bleiben; im übrigen aber erfuhr die Prosa von Luther bis auf ihre bedeutendsten Vertreter im 19. Jahrhunderte herab eine ausgedehnte Berücksichtigung.

Bei umfangreichen epischen Stoffen folgten die Verf. der Gepflogenheit, einige Proben herauszuheben und das Verständnis des Zusammenhanges durch eine prosaische Inhaltsangabe des Ganzen zu vermitteln; so beim Waltharilied, bei Klopstocks Messias, bei Vossens Luise (1. Idylle), Wielands Oberon und Herders Cid. Beim Nibelungenliede aber folgt den aus dem Zusammenhange des ganzen Epos gewählten Proben nur eine Inhaltsangabe des 2. Theiles:

„der Nibelungen Not“; leider verwendeten die Verff. nicht die meisterhafte Inhaltsangabe von Vilmar oder von Uhland, sondern die R. Königs; auch bei Parzival wäre die Darstellung Uhlands der Königs vorzuziehen gewesen. Die Proben aus Gudrun beginnen ohnweiters mit dem 25. Abenteuer: „Wie Ortwein und Herwig zu ihnen kamen“ und lassen den Leser über die ganze Vorgeschichte im unklaren; daran schließen sich 24 Strophen aus dem 6. Abenteuer: „Wie süß Horand sang“, und nun leitet eine prosaische Inhaltsangabe zu zwölf aus dem 24. Abenteuer („Wie Gudrun die Ankunft der Hegelingen erfuhr“) gewählten Strophen über. Einer vermittelnden Inhaltsangabe entbehren auch die aus dem guten Gerhard gewählten Abschnitte (vgl. Alb. Richter, Deutsche Sagen, 3. Aufl. Leipzig 1878).

Goethes Hermann und Dorothea sowohl wie sein Reineke Fuchs blieben unvertreten; ersteres vielleicht in der Voraussetzung, dass das Gedicht vollinhaltlich in der Schule gelesen werde; zwei nhd. Übersetzungsproben aus einem in Reimpaaren verfassten Epos „Reineke Fuchs“ folgen allerdings dem „Die Zeit des Sinkens der deutschen Dichtung. 1300—1517“ überschriebenen Abschnitt, aber ohne Inhaltsangabe des Ganzen und ohne Namen des Übersetzers; welchem mittelalterlichen Thierepos die Namen entnommen sind, bleibt unerwähnt.¹⁾

Einer vermittelnden Inhaltsangabe entbehrt auch die zwei Seiten füllende Probe aus Opitzens „Vesuvius“; es ist schwer abzusehen, welchen Gründen dieses Gedicht seine Aufnahme in ein Lesebuch verdankt, bei dessen Zusammenstellung nicht rein literarhistorische Motive maßgebend waren. Ebenso dürfte mit den sechs ersten Strophen aus Hallers Alpen, und der aus den Versen 1—7 und 99—137 zusammengesetzten Probe aus Kleists Frühling ohne Inhaltsangabe des Ganzen wenig gedient sein; dasselbe gilt von Kinkels Otto der Schütz, aus dessen 3. Abenteuer („Der Meisterschuß“) die letzten zwei Drittel abgedruckt wurden; unvermittelte Bruchstücke schmälern nach der Ansicht des Ref. das Interesse des Schülers oder leisten oberflächlichem Lesen Vorschub. Lenaus Gedicht „Die Werbung“ erscheint schlechtweg in einer aus 117 Versen auf die 24 Anfangszeilen verkürzten Form. Dass titellose Lieder Heines („Du bist wie eine Blume . .“, „Ein Fichtenbaum steht einsam . .“, „Leise zieht durch mein Gemüth . .“, „Die Lotosblume ängstigt . .“ u. a.) mit selbstgewählten Überschriften versehen wurden, mag schließlich aus unterrichtlichen Gründen zu rechtfertigen sein; ungerechtfertigt ist es, wenn Freiligraths Gedicht „O lieb', so lang' du lieben kannst!“ und Lenaus „Bitte“ unter den unpassenden Titeln „Der Liebe Dauer“ und „Zauber der Nacht“ erscheinen.

¹⁾ Vermuthlich der um 1380 entstandenen, erweiternden Umarbeitung des Willem'schen „Rainaert“ oder deren niederdeutschen, 1498 zu Lübeck als „Reinke de Vos“ gedruckten Übersetzung.

Die Lesestücke nun wurden durch literarhistorische Abschnitte verbunden, die aus sehr verschiedenen Literaturgeschichten entnommen, einen ziemlich buntfarbigen Leitfaden ausmachen. Offenbar wollten die Herausgeber auch hinsichtlich der literarhistorischen Darstellung dem Schüler Musterstücke bieten;¹⁾ nach der Meinung des Ref. indes entzieht sich ein Großtheil dieser Abhandlungen nicht nur durch die darin maßgebenden allgemeinen Gesichtspunkte, sondern auch durch die häufigen Anspielungen auf deutsche und außerdeutsche Literaturscheinungen und Persönlichkeiten, für deren Erklärung nicht einmal durch Anmerkungen gesorgt ist, dem jugendlichen Verständnisse.

Vor allem aber erfüllt eine Reihe dieser Abschnitte nicht seine Bestimmung, nämlich das historische und ästhetische Verständnis der nachfolgenden Dichtungsproben zu vermitteln. So hätte der dem mhd. Epos vorangehende Abschnitt die Sagenkreise der nationalen Heldendichtung, eine wenn auch ganz kurze Charakterisierung des volkstümlichen, sowie des höfischen Epos und zum mindesten die Namen der Hauptvertreter des letzteren enthalten sollen. Über Entstehung und Überlieferung des Nibelungenliedes und Gudruns ist nichts gesagt; den Proben aus Gudrun ist die einzige, zudem unrichtige Bemerkung vorangestellt: „Etwa im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts gedichtet.“ Dem folgenden „Die Zeit des Sinkens der deutschen Dichtung. 1300—1517“ überschriebenen Abschnitt sind als Dichtungsproben zwei Stellen aus Reineke Fuchs, drei Stücke aus Seb. Brants Narrenschiff und zwei Priameln Heinrichs von Laufenberg beigegeben, ohne dass ein Wort über die Thiersage und ihre literarische Ausgestaltung gesagt oder die Namen Brants und Laufenerbergs genannt würden, während doch der Meistersänger Michael Beheim, die Wappendichter Peter Suchenwirt und Hans Rosenblut, sowie die Verfasser politischer Volkslieder Halbsuter und Veit Weber Erwähnung finden. Ebenso wird in dem „Zeitalter der Reformation. Zeitalter des Neuhochdeutschen. 1517—1624“ überschriebenen Abschnitte H. Sachsens, Joh. Fischarts, Georg Rollenhagens mit keinem Worte gedacht, obwohl alle drei durch Dichtungsproben vertreten sind. Einer schiefen Wertschätzung literarischer Persönlichkeiten scheint Vorschub geleistet, wenn eine Literaturkunde, die Walther von der Vogelweide in 7¹/₂ Zeilen behandelt, M. Opitz auf mehr als einer vollen Seite bespricht und seine sämtlichen Dichtungen aufzählt („Die Herrschaft des Fremdländischen über das Einheimische. Zeitalter der Gelehrtenpoesie. 1624—1700.“). Unerwähnt bleiben wieder P. Fleming, Andr. Gryphius (aus dessen Horribilicribrifax

¹⁾ So ist z. B. statt einer Biographie und Charakteristik Wielands die Gedächtnisrede Goethes beinahe dem ganzen Umfange nach abgedruckt, wobei sich freilich ein Missverhältnis zwischen der geschichtlichen Besprechung des Dichters (10 Seiten) und der Dichtungsproben (5 Seiten) ergibt.

eine Scene Aufnahme fand), F. v. Logau, Sim. Dach, P. Gerhardt und alle folgenden bis auf Abraham a St. Clara. P. Gerhardt wird allerdings in dem folgenden „Vorbereitungszeit auf die 2. classische Zeit. 1700 — 1748“ überschriebenen Abschnitte erwähnt, übrigens mit der unrichtigen Bemerkung, er sei nicht nur der bedeutendste Kirchenliederdichter nach Luther gewesen, sondern „zugleich der vielseitigste und fruchtbarste unter ihnen“. ¹⁾ Zwecklos ist die nun folgende Aufzählung der Namen von vier Zeit- und Gesinnungsgenossen Speners, von zwölf Mitgliedern der älteren und jüngeren Halleschen Schule, denen sich noch vier Namen von Dichtern orthodoxer Richtung anschließen, unter denen der Erdmann Neumünsters (recte: Neumeister) wohl der literarisch bedeutendste ist. Im übrigen erfüllt der in Rede stehende Abschnitt, der, nach dem Mangel einer Unterschrift zu schließen, von den Herausgebern selbst herrührt, zum erstenmale seine Bestimmung, indem die nachfolgenden Dichter Hagedorn, Haller, Gellert, Lichtwer, Pfeffel, Gleim, Kleist und Ramler kurz charakterisiert oder wenigstens erwähnt werden. Irrthümlich ist nebenbei bemerkt der auch stilistisch misslungene Satz: „Von Leibnitz brachte die deutsche Sprache zu Ehren, indem er seine wissenschaftlichen Abhandlungen deutsch, nicht mehr wie früher lateinisch oder französisch schrieb“, da sich Leibnitz allerdings für die Verwendung der deutschen Sprache in der Wissenschaft einsetzte, selbst aber mit Rücksicht auf sein internationales Publicum meist lateinisch oder französisch schrieb. Auch sonst begegnen ab und zu kleinere Ungenauigkeiten in dem Buche. Am wenigsten anfechtbar ist die Behandlung der nachclassischen Dichtergruppen (romantische Schule, Umland und die schwäbische Schule, das junge Deutschland, Vertreter conservativer Ideen, österreichische Dichter), in denen sich die Verf. einer einzelnen Literaturgeschichte, der von Egelhaaf, anschlossen.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte herausgegeben von August Sauer. I. Band, 1. Heft. Bamberg, C. C. Buchners Verlag 1894.

Im Frühjahr 1894 trat ein literarisches Unternehmen ins Leben, das nicht allein von den engeren germanistischen Fachgenossen und den Schulmännern, sondern auch von jenen weiteren Kreisen der gebildeten Welt, die an der wissenschaftlichen Erkenntnis der heimischen Literatur einigen Antheil nehmen, dankbar begrüßt und lebhaft gefördert zu werden verdient. Es ist dies die vierteljährig erscheinende Zeitschrift für Literaturgeschichte, die auf ihrer Stirne den jugendmuthigen, froher Verheißungen vollen Namen „Euphorion“ trägt. Mehr noch als der Name des

¹⁾ „Pauli Gerhardi geistliche Andachten, bestehend in 120 Liedern; her. v. Joh. G. Ebeling 1667“; Graf Zinzendorf z. B. dichtete ungefähr 2000 geistliche Lieder.

Kindes dürfte der seines Vaters geeignet sein, rasch das Vertrauen des Publicums zu gewinnen. Der bewährte Forscher und geschmackvolle Darsteller Aug. Sauer, uns Österreichern sympathisch durch das, was er für die literaturgeschichtliche Erkenntnis Grillparzers geleistet hat und was wir uns in dieser Hinsicht ferner von ihm versprechen dürfen, ist der Herausgeber. Wie der seinerzeit ausgegebene, jetzt als Einleitung zum ersten Bande wiederholte Prospect besagt, hat die neue Zeitschrift zunächst die Bestimmung, die bis Ende 1893 von Prof. Dr. B. Senffert fortgeführte „Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte“, sowie das ältere, von Prof. Dr. Fr. Schnorr von Carolsfeld geleitete „Archiv für Literaturgeschichte“ zu ersetzen; sie ist somit vornehmlich der Pflege der neueren deutschen Literaturgeschichte seit dem ausgehenden Mittelalter gewidmet.

Die Aufgabe der Zeitschrift ist mit weitem Blicke erfasst: sie will „den Blick stets auf das große Ganze, auf den Lauf der Jahrhunderte und den Wechsel der Epochen gerichtet, sich dennoch der Erforschung des Einzelnen mit Liebe und Sorgfalt widmen und so einem künftigen Geschichtsschreiber unserer Literatur die Wege bereiten“; es sollen darin philologische und ästhetische Forschungen nebeneinander hergehen; sprachliche, stilistische und metrische Untersuchungen werden Aufnahme finden; die heute schon so ausgebreitete Stoff- und Sagengeschichte wird nicht vernachlässigt werden; Dichtung und Prosa sollen gleichmäßig Berücksichtigung finden. Weiter aber soll die Literatur im Zusammenhange mit der gesammten nationalen Entwicklung betrachtet, demnach alle jene Fäden verfolgt werden, die von der schönen Literatur hinüberleiten zur politischen und Culturgeschichte, zur Geschichte der Theologie und Philosophie, zur Geschichte der Musik und der bildenden Künste, zur Geschichte des Theaters und des Journalismus. Durch unparteiische Kritiken und Referate, sowohl über die heimische wissenschaftliche Production, als auch über Bücher und Aufsätze, die in Deutschland schwer zu erreichen sind (nordam., slav., ungar., ital.), will die Zeitschrift fördernd in den Fortschritt der Wissenschaft eingreifen und die Leser über den Fortgang der in- und ausländischen Production auf dem Laufenden erhalten.

Aber die neue Zeitschrift will nicht bloß gelobt, sie will auch gelesen sein. Es ist ja kein Geheimnis, dass heute, nachdem sich die Wissenschaft in eine Unzahl von Specialuntersuchungen auflöste, zwischen Angebot und Nachfrage auf diesem Gebiete ein arger Widerspruch klafft, oder, wie J. Minor sagt (Euphor. p. 24), „beweist der geringe Erfolg unserer gelehrten Zeitschriften, dass die Specialstudien des einen Gelehrten nicht einmal seinen gelehrten Nachbarn interessieren“. Die Vorgänger des Euphorion, ausschließliche Organe der Specialforschung, haben in dieser Hinsicht traurige Erfahrungen gemacht. Sauer, der sich dieser in der Natur der

Sache liegenden Schwierigkeit wohl bewusst war, hat deshalb die neue Zeitschrift auf eine breitere Existenzbasis gestellt und einen nicht unbedeutenden Theil des Heftes Aufsätzen allgemeineren Charakters (Darstellendes, Zusammenfassendes, Methodisches usw.) gewidmet. Möglich, dass der einzelne Leser in diesem oder jenem Hefte der Zeitschrift nichts findet, wodurch er sich in seiner engeren Domäne gefördert sieht; sicher werden doch diese Aufsätze allgemeineren Inhalts wohlthätig und anregend an das große Ganze seines Forschungsgebietes erinnern. Dieser Aufsätze allein wegen verdiente die neue Zeitschrift von Seite der meist durch Zeit und Raum von den Bibliothekstischen getrennten Schulmänner die größte Berücksichtigung. Übrigens möchten wir den völlig neuen Versuch des Euphorion keineswegs als bloßen, wenn auch gewiss glücklichen Nothbehelf ansehen, erhoffen uns vielmehr von ihm einen Aufschwung der bisher vielleicht noch zu wenig gewürdigten Kunst zusammenfassender wissenschaftlicher Darstellung.

In pietätvoller Weise hat der Herausgeber das erste Wort W. Scherer geliehen zu Aphorismen über „Wissenschaftliche Pflichten“; Sch. spricht von der Moral des Gelehrtenberufes, seinen niederen und höheren Pflichten; unter diesen versteht er „den Entschluss, das Wichtigste zu thun, ohne Liebhabereien nachzujagen“; er solle die fehlende Organisation der Gelehrtenrepublik ersetzen. Ebenso entschieden aber verwirft Sch. das entgegengesetzte Extrem, „den von F. Ritschl zur Doctrin erhobenen Wahn, es sei gleichgiltig, wo der Philologe stehe, wenn er nur seine Pflicht thue, mit anderen Worten, alle Probleme seien gleichviel wert, die kleinen, wie die großen“. Diese Gleichgiltigkeit nennt Sch. Sünde gegen die Wissenschaft. Man sieht, es sind Sätze, die der akademische Lehrer einst zu jungen, angehenden Gelehrten sprach; sie stammen aus dem Colleaguehefte „Einleitung in die deutsche Philologie“ und wurden von E. Schmidt in etwas abgerundeter Form veröffentlicht. Es folgen zwei offene Briefe an den Herausgeber der Zeitschrift; in ersterem äußert E. Schönbach sein Bedenken gegen einen Punkt des Programms; es sei darin die moderne deutsche Literatur doch etwas zu dürftig bedacht. Sch. gibt einen Überblick über die thatsächliche Verbreitung der Classiker in der heutigen gebildeten Welt, die sich als eine verhältnismäßig geringe erweist; freilich müsse ein Dichter auch dann noch lebendig genannt werden, wenn er zwar im Gesichtskreise des weiteren Publicums bereits in den Hintergrund getreten sei, aber die Schriftsteller der folgenden Generation noch mit seinen Idealen erfülle und ihnen als Anregung und Vorbild diene. Heute freilich scheine auch diese Nachgeschichte der Classiker sich ihrem natürlichen Ende zu nähern. „Mehr denn sechzig Jahre, zwei Menschenalter, sind verflossen, seit Goethe gestorben ist; sollen wir mit allem Fleiße uns in die Gedanken

seiner Zeit einleben, die von der unsern durch eine Überfülle neuer Erscheinungen getrennt wird, und zwar solcher, die das Antlitz der Erde und das Dasein der Menschen umgestaltet haben?“ Deshalb müsse mit der Erforschung der Literatur des 19. Jahrhunderts ernstlich begonnen werden, und sei es auch nur deshalb, „weil sich erst aus Vor- und Nachgeschichte der Classiker der Horizont zusammenschließt, von dem ihr Bild sich unserem Auge lebensvoll abhebt“. Ref. ist überzeugt, dass die neue Zeitschrift diesem Wunsche, der in manchem Leser des Prospectes aufgestiegen sein mag und dem Sch. Worte verlieh, in größerem Maße Rechnung tragen werde, als sie es im Programme versprochen zu haben scheint.

Der zweite offene Brief rührt von O. Harnack her; er wünscht, dass die Specialuntersuchungen und die Aufsätze allgemeineren Inhalts, die im Euphorion durch den Druck geschieden werden sollen, nicht allzu verschieden seien in der wissenschaftlichen Behandlung. Nicht selten treffe man Einzelforschungen, die, ohne Rücksicht auf ein Ganzes unternommen, wenig förderlich seien; dennoch würden sie von der Kritik ihrer Gründlichkeit und Sorgfalt halber gelobt. Umgekehrt preise man anschauliche Gesamtbilder ihrer Originalität und ihres Geistreichtums wegen, ohne zu prüfen, ob die Urtheile auch exact begründet seien. H. wünscht deshalb, jede Specialforschung solle sich als dienendes Glied an ein Ganzes schließen und dies auch äußerlich durch den Zusatz „als Beitrag zu einer Arbeit usw.“ kenntlich machen. Umgekehrt solle es keine zusammenfassende Darstellung verschmähen, in Anmerkungen über die benutzten Bausteine genaue Rechenschaft zu geben; er verweist schließlich auf Goethes Studien, in denen sich Einzelforschung und Gesamtbetrachtung eng verbanden.

Noch ein zweiter, gedankenreicher Aufsatz desselben Heftes ist der Frage über den Wert und Unwert von Specialuntersuchungen gewidmet; er stammt aus der Feder J. Minors und ist „Centralanstalten für die literaturgeschichtlichen Hilfsarbeiten“ betitelt. M. weist darauf hin, welcher erdrückende Überfluss unverarbeiteten Materials für die neuere Literaturgeschichte sich allmählich in Archiven und Zeitschriften angesammelt habe; Forschung und Verarbeitung blieb weit hinter dem Sammeleifer zurück. Ja, unter den ungezählten Classikerausgaben der Gegenwart befindet sich keine einzige mit einem vollständigen und sorgfältigen Generalregister; und doch würde sich ein solches „sogleich fruchtbar erweisen und uns alljährlich ein Dutzend Bände ersparen, in denen das Verhältnis Goethes zu X oder Y auf Grund der eigenen Aussprüche des Dichters 'geschildert' wird“. Thatsächlich nun spotten die Riesenmassen gedruckten und ungedruckten Materials der Zeit und Kraft des einzelnen; andererseits aber sei es ein Irrthum zu glauben, dass mit der heutigen Specialisierung und Detaillierung der Wissenschaft alles gethan sei. Ja, in Wahrheit beruhe die

heutige Forschung nicht einmal auf Specialarbeiten; vielmehr hole sich der Specialist seine Quellen aus Goedekes Grundriss und hinke den Arbeiten universeller Köpfe nach. M. verlangt deshalb eine Vereinigung der Kräfte, um das ungeheuere Material von Zeitschriften, Briefwechseln, Memoiren usw. durch Hilfsarbeiten der gelehrten Forschung in wünschenswerter Vollständigkeit zuzuführen. Weiter aber müsste in den Literaturarchiven von vornherein darauf gesehen werden, die einlaufenden Papiere der Wissenschaft dienstbar zu machen. Dazu sei aber ein ausreichendes und geschultes Personal und staatliche Unterstützung nöthig. Von den Aufgaben, die solchen Centralanstalten für literaturgeschichtliche Hilfsarbeiten zufielen, nennt M. die folgenden: „Register zu den sämtlichen Werken der Dichter. Chronologische Verzeichnisse der Werke; Verzeichnisse der Briefe von und an; Regesten zu den Briefwechseln und Memoirenwerken; Zeugnisse und erläuternde Excurse zu der Entstehungsgeschichte der einzelnen Dichtungen. Sammlung der Urtheile von Zeitgenossen über Dichter und Dichtungen. Verzeichnis der historischen und sagenhaften Stoffe (Lexikon der dichterischen Stoffe). Verzeichnis der metrischen Formen. Verzeichnis des Wortschatzes usw.“ Außerdem müssten die bestehenden Bibliotheken und Archive von ihren Erwerbungen und ihrem Besitze Rechenschaft geben. Übrigens würden die Centralanstalten nicht bloß für die Literarhistoriker arbeiten, ihre Hilfsarbeiten kämen ebenso der politischen Geschichte, der Culturgeschichte, der Sagen- und Kirchengeschichte, der Geschichte des Rechtes und der Medicin, kurz allen historischen Disciplinen zugute; sie alle erhielten erst so die Gewähr eines sich der Vollständigkeit einigermaßen nähernden Materials. Das Haupthindernis für die Realisierung dieser weittragenden Idee liegt, wie M. selbst hervorhebt, darin, dass bei der gegenwärtigen Kriegsbereitschaft eine ausgiebige Unterstützung von Seite des Staates nicht zu erwarten ist. „So stelle jeder von uns seine einzelne Kraft in den Dienst des Ganzen!“ So wäre z. B. bei literarischen Unternehmungen, wie die Weimarer Goetheausgabe, die Arbeit unter eine Anzahl von Mitarbeitern aufzuteilen gewesen, indem der eine diesen, der andere jenen Briefwechsel für Entstehungsgeschichte, Bibliographie, Wörterbuch u. dgl. excerpierte. „Welches ungeheuere Material vermögen nicht ein paar hundert Gelehrte zu bewältigen, von denen jeder jährlich nur ein Dutzend Bände bearbeitet!“

M. weist im folgenden nach, wie sich das heutige Princip des Specialisierens nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die Universität als gefährlich erwiesen habe. Specialisierung sei nur auf dem Gebiete literarhistorischer Hilfsarbeiten möglich und verdientlich, und eine völlige Trennung dieser Hilfsarbeiten vom akademischen Unterrichte wünschenswert. Der unparteiische Leser dieses Aufsatzes wird zugestehen müssen, dass M. das Planlose im literaturgeschichtlichen Betriebe der Gegenwart mit klarem

Blicke erkannt hat und mit weitgreifenden und doch einfachen Reformideen aufgetreten ist, von deren Verwirklichung, selbst nur innerhalb der augenblicklich möglichen Grenzen, sich sämtliche historische Disciplinen einen fast unabsehbaren Nutzen erwarten dürften.

Die Reihe der Aufsätze allgemeineren Inhalts wird durch ein Capitel aus Richard M. Meyers preisgekrönter Goethebiographie („Goethe als Naturforscher“) geschlossen, das in den meisten Lesern das Verlangen nach dem Ganzen zu erwecken nicht verfehlen wird.

Auch der zweite, speciellen Forschungen gewidmete Theil der Zeitschrift wird durch die Worte eines Verewigten eröffnet. Reinhold Köhler weist aus finnischen, schwäbischen, schwedischen, spanischen, rumänischen, bretonischen und magyrischen Märgen und Sagen nach, dass der aus dem Faustspiele bekannte Vergleich von der Schnelligkeit der Teufel mit dem des Gedankens der Volks- poesie vieler Nationen gemein sei und häufig den Gipfel einer meist dreifachen Steigerung bilde.

Job. Bolte weist als Quelle der „Comedia“ des Schaffhauser Malers Tobias Stimmer (1580) den Esop des Burk. Waldis nach; nur habe er die Handlung dieses Schwankes durch Einfügung des buhlerischen Pfaffen, der in seiner Verkleidung eine Tracht Prügel statt des erhofften Liebesgenusses einheimst, aufs glücklichste erweitert. Ob ihm dieses letzte Motiv der italienischen Komödie direct oder durch eine deutsche Vermittlung zukam, lässt sich nicht entscheiden.

Eine interessante Entdeckung, gemacht in einem der vier auf der kgl. Bibliothek in Berlin befindlichen Exemplare der ersten (Zingref'schen) Ausgabe von „Martini Opicii Poemata“ (Straßburg 1624), theilt M. Rubensohn mit; eines der Exemplare befand sich im Besitze des Schlesiens Nikolaus Rittershausen; denselben festen ductus, dieselbe Tinte wie Rittershausens auf dem Titelblatte befindlicher Name weist eine dem Namen „Ernst Schwabe's von der Heide“ am Rande beigefügte Notiz auf: „Ward anno | 1626. 4. Junij | zu Dantzick | lobendig ge- | spießet, im | Polnischen läg[er] | auf Befehl des | Obristen Koniec- | polsky.“ Hinsichtlich der weiteren Ausführungen R.s müssen wir den Leser auf den Artikel selbst verweisen.

Alb. Köster zeigt, dass sich die letzte von „Des Herrn von Voltaire kleineren Historischen Schriften“, jenen Lessing'schen Übersetzungen (Neudr. 1892 bei W. Hertz), nämlich Nr. XV „Abhandlung von den Verschönerungen der Stadt Paris“ noch in einem bisher unbeachteten Drucke findet, nämlich in Gottscheds „Neuestem aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“, Jahrg. 1751, im Aprilheft S. 290—298 und im Maiheft S. 353—360. Demnach erblicken wir hier den jungen Lessing das einzigmal in enger, aber sehr kurzer Gemeinschaft mit Gottsched.

Einen Brief Therese Heynes, der späteren Gattin Georg Forsters und Ludw. Ferd. Hubers, theilt A. Leitzmann mit; er enthält einen längeren Bericht über Weimar und Jena 1783; L. verspricht, eine Sammlung von Theresens Briefen folgen zu lassen.

E. Schmidt gibt eine Reihe von Deutungen zu der jüngsten Distichengabe aus dem Goethe-Schiller-Archiv.

Eine längere Untersuchung über die allmähliche Entstehung und stufenartige Wandlung von Goethes „Helena“ veröffentlicht Joh. Niejahr; der Naturalismus des Jünglings habe diesem dramatischen Gebilde das Leben, der Classicismus des Mannes, die Romantik des Greises Gestalt und Gepräge gegeben; an der Entwicklung von Goethes „Helena“ lasse sich die des Dichters selbst schrittweise verfolgen.

H. Baumgart ist durch eine ästhetische Untersuchung über Schillers „Jungfrau von Orleans“ vertreten, deren ideellen Gehalt er in tief sinnig-schöner Weise als die Tragik des Idealismus, als die Geschichte jeder dem höchsten Ideale zugewandten Seele erklärt. Möge kein Fachlehrer des Deutschen die Lectüre dieses auch für den Schulunterricht sehr wertvollen Aufsatzes versäumen.

Reinh. Steig veröffentlicht einen ungedruckten Beitrag Clem. Brentanos zu Arnims „Trösteinsamkeit“

R. Krauß weist aus unveröffentlichten, auf der kgl. Bibliothek in Stuttgart befindlichen Briefen Ed. Mörikes an seinen Freund Hartlaub nach, mit welch regem, ja leidenschaftlichem Interesse dieser zart organisierte Lyriker, der zur Politik niemals äußere Beziehungen unterhalten hat, die Zeitereignisse (von 1847, 1848, 1850, 1860, 1866, 1867, 1870) verfolgte und im vertrauten Kreise besprach.

Ludw. Hirzel endlich theilt einen Brief Schillers mit (Jena 18 Jenn 96); er ist an den Jugendfreund Friedrich Haug gerichtet und nimmt auf dessen Mitarbeit am Musenalmanach für 1796 Bezug.

Noch durch einen weiteren, zum erstenmale unternommenen Versuch ist die neue Zeitschrift ausgezeichnet. Sauer schließt das Heft mit einer ausführlichen und sorgfältig gearbeiteten Bibliographie, durch welche die Leser des Euphorion weit rascher und bequemer, als etwa durch die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte“, über alle einigermaßen wertvollen neuen Erscheinungen orientiert werden. Dem Bücherverzeichnisse geht eine Rundschau über mehr als hundert in- und ausländische Zeitschriften voraus; dabei wurde „an abgelegenen Orten Gedrucktes ausführlicher wiedergegeben als allgemein Zugängliches, urkundliche Mittheilungen sorgfältiger gebucht als darstellende Artikel“. Neben der wissenschaftlichen ist auch die pädagogische Literatur berücksichtigt. Der Herausgeber hat sich durch diese Berichterstattung, die nun auch dem in die Provinz verschlagenen Schulmanne einen fort-

laufenden Überblick über die weitverzweigte germanistische Production ermöglicht, ja leicht macht, Anspruch auf Anerkennung und Dank von Seite der weitesten Kreise erworben. Möge Sauers „Euphorion“ bald jedem Literaturfreunde so vertraut werden, wie jener Goethische!

Wien.

Dr. Friedr. Bauer.

Résumé de l'histoire de la littérature française par A. Anspach. Heidelberg, Groos' Verlag. St. Petersburg, Industrie- und Handelsgesellschaft Wolff 1892. kl. 8°, VIII u. 392 SS.

Der Schwerpunkt dieser kurzgefassten französischen Literaturgeschichte liegt in den die neuere Literatur, etwa vom 16. Jahrhundert an, behandelnden Partien. Zwar wird uns auch die Geschichte der altfranzösischen Literatur, durch Proben und Inhaltsangaben belebt, in übersichtlicher Weise vorgeführt; aber erstens verfährt der Verf. hier doch bedeutend summarischer als bei der neueren Zeit, und dann verräth er nur zu sehr, dass er auf diesem Gebiete ein Dilettant ist, dem es an gründlicher philologischer Durchbildung fehlt. So ist dieser Theil nicht frei von Mängeln hinsichtlich der sprachlichen Seite. Diese Schwäche des Werkes tritt ganz besonders zutage in dem einleitenden Capitel über die Geschichte der französischen Sprache, welches als durchaus verfehlt bezeichnet werden muss; so namentlich, was der Verf. auf Grund veralteter und ungenügender Autoritäten über den Einfluss des Keltischen und des Griechischen auf die Bildung des Französischen zu sagen weiß. Von der Darstellung des 16. Jahrhunderts an hebt sich das Werk immer mehr, wenn man auch öfter gebürende Rücksichtnahme auf neuere Forschungsergebnisse vermisst. Recht gelungen sind die einleitungsweise gegebenen Charakteristiken zu den einzelnen Jahrhunderten, bei denen namentlich culturhistorische Momente zur Geltung kommen. Auch werden wichtigere Schriftwerke durch Analysen dem Leser näher vorgeführt. Die Sprache des Verf.s ist klar, ausdrucksvoll, zuweilen originell gefärbt. Mit Rücksicht auf diese Partien kann das Werk Lesern, die sich in der französischen Literatur orientieren wollen, empfohlen werden. Auf Einzelheiten einzugehen, gestattet der uns zugemessene Raum nicht. — Druck und Ausstattung sind gefällig; doch ist ersterer nicht selten durch Fehler, zum Theile recht unangenehmer Art, entstellt.

Englisches Übungsbuch. Unterstufe. Von W. Vietor und F. Dörr. Leipzig, B. G. Teubner 1891. 8°, VIII u. 86 SS.

Dieses „Übungsbuch“ zu dem im Centrum des Unterrichtes stehenden „Lesebuche“ der Verff. ist der Hauptsache nach ein bis ins Einzelste ausgeführter Lehrplan für den Anfangsunterricht im

Englischen, bei welchem die Principien der Reform in der consequentesten und glücklichsten Weise durchgeführt sind. Sowohl die vorgeführten Stoffe, als namentlich die Art der Verarbeitung derselben zeugen von der größten Umsicht und Geschicklichkeit. Es ist infolge dessen ein vorzüglicher methodischer Leitfaden für den Lehrer. Der Stoff ist durchgängig von praktischen Gesichtspunkten aus gewählt: zunächst die den Schüler umgebenden Gegenstände, später englische Verhältnisse und Realien. Ganz besonders aber verdient hervorgehoben zu werden die systematische Verwertung der Lesestücke nach Inhalt und Form. Bei der directen Methode, wo die sprachlichen Formen sofort in fester Verbindung zu gedächtnismäßiger Aneignung überliefert werden, liegt die Gefahr besonders nahe, dass das Formenmateriale erstarrt, stereotypiert wird. Um so nothwendiger ist es, dass dasselbe fortwährend beweglich erhalten wird. Dieser Nothwendigkeit ist in gelungenster Weise Rechnung getragen worden.

An die Lehrpläne (Lehrplan II für geringere Stundenzahl ist nur ein stark condensierter Auszug aus I) schließt sich ein „Anhang“ an, welcher nebst anderem hauptsächlich Verwandlungen von Gedichten in Prosa und Gesprächsstücke aus dem gewöhnlichen Leben enthält; die Zusammenstellung von verwandten deutschen und französischen Stoffen wird der Concentration des sprachlichen Unterrichtes gute Dienste leisten. Das auch elegant ausgestattete Buch ist trotz seines geringen Umfanges außerordentlich reichhaltig und macht den Verf. alle Ehre.

Wiener-Neustadt.

Dr. F. Wawra.

Englische Lehr- und Lesebücher.

Hat in den Achtzigerjahren die Reformbewegung auf dem Gebiete des fremdsprachlichen Unterrichtes eine große Anzahl von Büchern auf den Markt gebracht, so gaben seit ihrem Erscheinen die neuen preußischen Lehrpläne den Anstoß zu einer nicht minder intensiv betriebenen Bücherfabrication, die natürlich einen weniger revolutionären Charakter an sich trägt. Die Elementarbücher, die gewöhnlich Grammatik, Lese- und Übungsbuch zugleich sind, suchen zweien der Reform entnommenen Forderungen der Lehrpläne gerecht zu werden: 1. einer eingehenderen Behandlung der Aussprache, 2. einer größeren Berücksichtigung des praktischen Bedürfnisses, speciell der Sprachfertigkeit. Daneben verrathen aber diese Lehrbücher den conservativen Standpunkt ihrer Verf. durch Beibehaltung der Einzelsätze, wenigstens im Anfange, durch den größeren Raum, den sie dem Hinübersetzen, wohl im Anschlusse an durchgenommene englische Stücke gestatten, und schließlich durch die ziemlich ausführliche Behandlung, welche der Grammatik

zuteil wird. Diese Grundsätze waren maßgebend, ohne dass man sagen könnte, dass deren Durchführung gelungen wäre, für U. Zernials *Englische Grammatik nebst Lesebuch für die Obersecunda des Gymnasiums* (Berlin, Weidmann 1892). Vielmehr muss man vor diesem Buche schon wegen der zahlreichen falschen Angaben in Bezug auf die Aussprache warnen. Zur Charakterisierung desselben wird es genügen, wenn wir bemerken, dass nebst dem Ausgehen vom Buchstaben und verschiedenen veralteten Angaben sich darin Weisungen finden, wie „z vor i und u = [ʒ]: glazier, azure“ (S. 2); „si in occasion = [ʃ]“ (S. 4); g = [dʒ] vor e und i; j = [dʒ]: jest — wobei j den Laut des y in yes darstellt — (S. 2); so auch (S. 25): langwidj (= language). Dem norddeutschen Schüler wird gesagt: „r scharf im Anlaute (rose), weicher im Inlaute (here)“ (S. 2); ferner: „w = [hw]: will, wine; th scharf = [θ]: thank; th weich = [ð]: thē (= thē vor Vocalen und vor Consonanten im Plural der Substantiva, thē vor Consonanten im Singular der Substantiva)“. Wie die letzte Bemerkung sachlich, so ist die folgende formell höchst sonderbar: „die-ing verhärtet(!) zu dy-ing“ (S. 6). Man versteht wirklich nicht, wie der Verf., der offenbar kein Fachmann ist, sich die Fähigkeit zutrauen konnte, ein Lehrbuch über englische Aussprache zu schreiben. Auch hätte ihn jedes Wörterbuch vor den zahlreichen falschen Angaben hinsichtlich der Aussprache und Betonung in den Vocabeln der Lesestücke bewahren können. — Nahezu auf gleicher Höhe steht die Formenlehre. Auch hier macht sich wieder die Abhängigkeit von dem Schriftbilde und die Äußerlichkeit in der Beobachtung in geradezu ungläublicher Weise geltend. So heißt es (S. 6): wolf, wife, hero, loss, wish, church, enemy bilden den Plural durch es. Schwache Verba, die ihr Prät. und Particip mit Synkope bilden, wie pay, leave, meet, shed, put werden consequent als starke Verba aufgeführt. Über die wohl sorgfältiger behandelte Syntax wird der Schüler wegen der breitspurigen und zerstückten Darstellung keine Übersicht gewinnen. — Die in den ersten Lectionen vorgeführten Einzelsätze können wohl nicht leicht mehr an Platttheit übertroffen werden (We like the name of this dog. The names of those dogs are long. The colour of those cups was very fine. The three enemies fought from the new boat). Es begegnen aber auch Sätze mit fehlerhafter Sprache (This general lives here a long time. The word of a wise man finds always a good place). Ebenso wenig können wir uns mit den deutschen zur wörtlichen Übersetzung hergerichteten Stücken einverstanden erklären, die wohl manches Kauderwälsch zutage fördern („seiend, wie wir sind“). Die größtentheils Plötz' *Sprachführer* entnommenen Conversationsstücke sollen Proben der Umgangssprache und Stoff zu Sprechübungen bieten. Warum musste aber auch die vollständige Übersetzung herübergewonnen werden? Die beste Seite des Buches bilden unstreitig die zusammenhängenden Lesestücke (bis auf die

Scene aus Shakspeares Henry V. III. 4, deren Existenzberechtigung an dieser Stelle nicht einleuchtet; auch zu viel Shakespeare!) mit den poetischen Proben im „Anhange“. Doch können diese den ungünstigen Eindruck, den die anderen Partien hervorrufen, nicht mehr aufheben.

Wie schwer phonetische Thatsachen in Lehrbücher Eingang finden, beweist auch H. Loewe's *English Grammar 1st Part* (Dessau-Leipzig, Kahle 1893). Seit wenigstens fünfzehn Jahren wird die diphthongische Aussprache von a und o in offener Silbe gelehrt. Aber L. transcribirt noch immer *eh*, *oh*. Natürlich begegnen hier auch noch das „sehr weiche s wie in Sohn“, „der sanfte sch-Laut, den 'wir' in Genie und Journal sprechen“, „das scharfe r im Anlaute“, „das sehr weiche r im Inlaute“, „das kurze, dumpfe ö“ in *her* u. a. Die Grammatik, die mit behaglicher Breite behandelt wird, erhebt sich nicht über rein äußerliche Auffassung, wie: „Ganz unregelmäßige Pluralbildungen zeigen man, goose, brother“ (zu dem nur pl. *brethren* angegeben wird) usw. Auch hier fehlt es nicht an geistlosen Einzelsätzen, wie „the cur is lame. Ein Riese ist groß und dick. Mein Herr, ich verliere das Schiff“. Die Sprechübungen, zu denen ein guter Anlauf genommen wird, gehen jedoch bald in ein ziemlich umfangreiches Vocubular mit dem Wort- und Phrasenschatze des gewöhnlichen Lebens über. Alles in allem genommen übertrifft dieses Buch das vorhergenannte bei weitem an Brauchbarkeit.

Einen sehr sympathischen Eindruck macht A. Lüttges *Englisches Elementarbuch für Gymnasien* (Braunschweig, Schwetschke 1893) durch die Gesprächsstücke, in denen die englischen Realien im weitesten Sinne dem Schüler zur Kenntnis gebracht werden. Auch der Lesestoff des „Anhanges“ verdient Billigung. Die Grammatik wird inductiv, hie und da etwas zu wortreich behandelt. Dagegen ist auch hier wieder die schwächste Seite die Aussprachelehre. Inconsequent ist es z. B., wenn S. 10 und 12 dem a und o in offener Silbe diphthongischer Charakter zuerkannt, aber S. 7 *eh* und *oh*, ebenso für *oa* S. 17, für *ow* S. 18 *oh* transcribirt wird; desgleichen, wenn S. 13 dem u in *but* ein anderer und zwar unrichtiger Laut gegeben wird als dem o in *son* S. 12. Nicht berücksichtigt ist die Einwirkung des r auf vorhergehende Vocale: S. 10 ist *warm* mit *was*, S. 11 *here* mit *he*, S. 12 *north* mit *not*, S. 15 *chair* mit *gain*, S. 16 *beer* mit *keep*, S. 17 *oar* mit *oak* zusammengestellt, und so sind auch S. 10 und 12 die vocalischen Laute von *care* und *more* unter den Lauten, die dem Buchstaben a, beziehungsweise o zukommen, nicht angeführt. S. 10 werden dem unbestimmten Artikel Laute zugeschrieben, die nur betontes a haben kann, wie denn überhaupt nicht genügend zwischen betonten und unbetonten Vocalen geschieden wird. Ebenso enthalten die wenigen Transcriptionen in diesem Abschnitte manche Unrichtigkeiten.

Im Gegensatz zu den vorher genannten Büchern ist in dem *Elementar- und Lesebuche der englischen Sprache* von H. Hupe (Leipzig, Teubner 1892), welcher wesentlich von der Reform beeinflusst ist, der phonetische Theil auf der Höhe der Zeit. Freilich ist manches darin unklar, die ganze Darstellung zu wenig übersichtlich, die „Lautumschrift“ nicht consequent und nicht frei von Fehlern. Wir können darauf nicht weiter eingehen. Systematisch wird auf die Erwerbung eines Wort- und Phrasenschatzes hingearbeitet. Die deutsch-englischen Übungsstücke nehmen einen breiten Raum ein; doch wird in diesen, wie auch in den englisch-deutschen nur zusammenhängender Inhalt geboten. Über das Englische der letzteren s. *Beiblatt zur Anglia IV, 142 f.* Grammatische Erkenntnis wird auf inductivem Wege vermittelt. Anhangsweise werden einige Lieder mit ihren Melodien mitgetheilt. Das Ganze wird durch eine Übersicht über die Syntax abgeschlossen. Das Buch ist das Resultat fleißiger und verständiger Arbeit, wenn auch manches noch zu bessern ist.

Im Anschlusse hieran machen wir noch auf Fr. Kirchners *Sammlung englischer Gedichte* (Leipzig, Teubner 1892) aufmerksam. Die 60 Gedichte, welche das schön ausgestattete Bändchen enthält, sind mit Rücksicht auf ihren Wert und ihren Umfang zum Auswendiglernen, wozu sie der Herausgeber bestimmt hat, wohl geeignet. Daran reihen sich ein Commentar und „Biographische Notizen“, welche in Kürze mit den äußeren Lebensverhältnissen der Dichter bekannt machen.

Zuletzt sei noch erwähnt W. Steuerwalds *Übersetzung der Absolutoriaufgaben aus der französischen und englischen Sprache an den Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen Bayerns* (Stuttgart, Roth 1893). Den Varianten unter dem Texte nach zu schließen — der Verf. selbst spricht sich über den Zweck seines Büchleins nicht aus — dürfte es als Übungsbuch für Primaner bestimmt sein. Es zeigt aber auch den verschiedenen Standpunkt, den man selbst vor nicht gar so langer Zeit hinsichtlich der Stoffauswahl einnahm. Gar manche der Stoffe würden jetzt als minder geeignet befunden werden.

Wiener-Neustadt.

Dr. F. Wawra.

Th. Dreher, Kleine Grammatik der hebräischen Sprache mit Übungs- und Lesestücken. Für Obergymnasien bearbeitet von —. Freiburg i. B. 1894.

Das Büchlein ist, wie der Verf. angibt, aus Dictaten entstanden, die er während einer 27jährigen Lehrthätigkeit verfasst hatte, und ist in der That in vielen Punkten praktischer eingerichtet, als das bekannte Werkchen von Vosen (Kurze Anleitung zum Erlernen der hebräischen Sprache). Dahin gehören vor allem

die systematisch angeordneten Übungen, unter denen auch, was Ref. nach seinen eigenen praktischen Erfahrungen nur billigen kann, deutsche Sätze zum Übersetzen ins Hebräische nicht fehlen. Vielleicht entschließt sich der Verf., bei einer nächsten Auflage gerade diesen Theil zu erweitern und dafür die biblischen Stücke zu streichen. Eine Eigenthümlichkeit des Buches bilden ferner die Fassung der wichtigsten Grundgesetze in Regeln, die mit Buchstaben: \aleph (Schwafregel), χ (Khatephregel) usw. bezeichnet werden, sowie die versus memoriales, die aber wohl in der Form etwas geglätteter sein sollten. Es würde sich meines Erachtens empfehlen, diese zwei Kategorien an einem Orte zusammenzustellen und dazu die Regeln über die Segolatformen zu fügen, um das Auffinden zu erleichtern. Dass der Verf. das Nomen vor dem Verbum behandelt, ist nur zu billigen, da der Schüler diese Anordnung aus der classischen Grammatik kennt; auch die in ihrer Art vortreffliche Elementargrammatik von Strack hat ja die alte Ordnung aufgegeben.

Nicht billigen kann Ref. die Umschreibung der allerdings sogenannten 'aspirierten' Mediae mit *bh*, *gh*, *dh*, die aber tatsächlich keine Aspiraten, sondern Spiranten sind. Auch die Fassung der Regel §. 1, 5 'Den Mutis kann der Hauch benommen werden' ist wenig glücklich, da dadurch der Schüler zu dem Glauben verleitet wird, als ob *bh*, *gh* usw. älter oder ursprünglicher wären, als *b*, *g* usw. Ferner bezweifle ich, ob derselbe eine klare Vorstellung von der 'schwachen Doppelung' bekommen wird, die der Verf. definiert (§. 6, 2, a): 'Man denkt sich dages forte im Buchstaben, setzt es aber nicht.'

Jedenfalls muss sich der Lehrer, der diesen Leitfadern benutzen will, in denselben erst hineinarbeiten, dann dürfte aber auch der Erfolg nicht ausbleiben, und darum sei das Büchlein unseren theologischen Facultäten bestens empfohlen.

Graz.

J. Kirste.

Dr. Leo Smolle, Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters.
Für die unteren Classen der Mittelschulen. Mit 26 Abbildungen.
Wien, A. Holder 1894. 111 SS. Preis geh. 54 kr., geb. 74 kr.

In dem vorliegenden Schulbuche wird die Geschichte des Mittelalters in 33 ansprechenden, geschickt aneinander gereihten Gesichtsbildern, von denen acht auf die Zeit vom Sturze des weströmischen Reiches bis auf Karl den Großen, neun auf die Zeit von Karl dem Großen bis auf die Kreuzzüge, sieben auf die Zeit von den Kreuzzügen bis auf Rudolf von Habsburg und neun auf die Zeit von Rudolf von Habsburg bis auf die Entdeckung Amerikas entfallen, dargestellt.

In dem ersten Abschnitte (S. 1—23) lernen wir den Hunnenkönig Attila, den großen Theodorich (Dietrich von Bern), den oströmischen Kaiser Justinian, den Longobardenkönig Alboin, den Begründer des Frankenreiches Chlodwig, den Stifter des Islams Mohammed, die Hausmeier Karl Martell und Pipin den Kleinen und den heiligen Bonifatius, den Apostel der Deutschen, kennen. — Wie schon aus der kurzen Inhaltsangabe dieses Abschnittes zu ersehen ist, hat der Verf. sein Buch auf biographischer Grundlage aufzubauen gesucht, und dies ist ihm im großen Ganzen auch gelungen. Der Stoff ist fast ausschließlich der fränkisch-deutschen und der vaterländischen Geschichte entnommen: der Schüler lernt die großen Gestalten, zu denen er sich besonders hingezogen fühlt, kennen; der Erzählung geschichtlicher Begebenheiten sind zahlreiche persönliche Züge eingeflochten, die Gemüth und Geist anzuregen geeignet sind. Fremde Völker werden nur insoweit berücksichtigt, als sie sich zu gewissen Zeiten zu einer besonderen Bedeutung emporgeschwungen haben. Daneben wird auch einzelner culturhistorischer Momente, soweit dies auf dieser Stufe überhaupt möglich ist, in einigen recht anmuthenden Bildern gedacht.

Gegen den Plan, der dem Buche zugrunde liegt, wird sich nach dem Voranstehenden kaum ein begründeter Vorwurf erheben lassen; dagegen möchte ich die Aufmerksamkeit des Verf.s auf einige Einzelheiten hinlenken und demselben die nachfolgenden Bemerkungen für die nächste Auflage zur Erwägung und Berücksichtigung empfehlen.

Der Sohn der Amalasantha hieß nicht Athanarich (S. 6), sondern Athalarich. — Ob Chlodwig die Alemannen bei dem heutigen Zülpich (Tolpiacum) besiegt hat, ist wohl zweifelhaft. — Der Ausspruch des Königs Chlodwig (S. 11): „Wäre ich nur mit meinen Franken dabei gewesen, ich würde es den Juden vergolten haben!“ hätte aus naheliegenden Gründen entweder wegleiben, oder wenigstens in einer veränderten Form angeführt werden sollen. — Die Kalifen residierten anfänglich nicht in Mekka (S. 16), sondern in Medina. — Nicht vor, sondern nach seinem Tode (741) hinterließ Karl Martell die Würde eines Hausmeiers seinen beiden Söhnen (S. 18). — In dem Satze (S. 22): „Er (der Lehensmann) brauchte dafür (für seine Lehen) keine Abgaben zu zahlen“, nimmt sich die Begründung „denn Geld war überhaupt noch selten“ etwas sonderbar aus. Mussten und müssen denn Abgaben nur in Geld geleistet werden? — Für das X. Geschichtsbild, in welchem von Ludwig dem Frommen und seinen Nachfolgern die Rede ist, ist die Überschrift „Die Karolinger“ unpassend (S. 30); es sollte heißen: „Die späteren Karolinger“. — S. 34 heißt es: „Heinrich (I.) schlug sie (die Magyaren) in einer blutigen Schlacht an der Unstrut in der Nähe von Merseburg“. Die Schlacht fand nicht bei Merseburg, das an der Saale liegt, sondern an der Unstrut bei Riade statt. — S. 50 wird unter „den Edlen von Frankreich“,

die an dem ersten Kreuzzuge theilnahmen, auch *Gottfried von Bouillon* genannt; derselbe war zwar ein Franzose von Geburt, war aber als Herzog von Niederlothringen ein Lehensmann des Kaisers. — S. 83 ist das nüchterne, staatskluge Benehmen *Ludwigs des Bayern Friedrich dem Schönen* gegenüber zu einer Großmuth erhoben, die der Wirklichkeit nicht entspricht. — Das goldene Dachl in Innsbruck rührt nicht von *Friedrich* mit der leeren Tasche (S. 90), sondern von *Maximilian I.* her. — Dass der Verf. die Regierung *Maximilians I.* (1493—1519) noch in sein Lehrbuch des Mittelalters (S. 95 f.) aufgenommen hat, ist aus gar mancherlei Gründen nicht zu billigen; der Verf. lässt ja selbst die Neuzeit (S. 108) in herkömmlicher Weise mit dem Jahre 1492 beginnen. Nicht *Karl VIII.* (S. 104), sondern schon *Karl VII.* fieng an, auch im Frieden Soldaten zu halten. — S. 108 wird das Jahr 1460 als das Todesjahr *Heinrichs des Seefahrers* angegeben; dazu passt die Bemerkung (S. 107) nicht, dass er im Anfange des 15. Jahrhunderts gelebt hat.

Wie bei dem Lehrstoffe, hat der Verf. auch bei den Jahreszahlen eine sorgfältige Auswahl getroffen, die sich namentlich vor einem „Zuviel“ fernhält. Von den im Texte vorkommenden Zahlen sind die wichtigsten, die wohl nach der Ansicht des Verf.s zu memorieren sein dürften, nochmals am Rande angesetzt. Es wäre nur zu wünschen, dass diese zweckmäßige Einrichtung mit größerer Consequenz durchgeführt worden wäre. Warum nicht auch die so wichtige Regierungszeit *Chlodwigs* (S. 10), die *Heinrichs IV.* (S. 42), die *Rudolfs von Habsburg* (S. 75) in dieser Weise hervorgehoben erscheint, ist umso unbegreiflicher, als beispielsweise die recht unbedeutende Regierung *Wilhelms von Holland* (S. 75) sich dieser doppelten Anführung erfreut. — Auch werden bei aller Billigung des sparsamen Gebrauches des Zahlenmaterials doch einige wichtige Jahreszahlen vermisst. So sollte S. 37 bei der Besprechung der Kaiserkrönung *Ottos I.* das Jahr 962, das für die deutsche Geschichte so wichtig ist — knüpft sich ja an dasselbe die Gründung des römischen Reiches deutscher Nation — nicht fehlen. Ebenso wäre die Regierungszeit so bedeutender österreichischer Fürsten, wie es *Leopold III., der Heilige* (S. 47 f.), dem ein eigenes Geschichtsbild (Nr. XVII) gewidmet ist, und *Leopold V., der Tugendhafte* (S. 62) war, anzuführen gewesen. Die beiden letztgenannten Fürsten hätten sodann auch in der Zeittafel, die den Schluss des Buches bildet (S. 109—111) ihren Platz finden sollen. Betreffs dieser Zeittafel wäre noch weiter zu bemerken, dass von *Chlodwig* statt des Jahres 496, in welchem er Christ wurde, die ganze Regierungszeit hätte angegeben werden sollen (S. 109). Ebendasselbst (S. 110) fällt die Angabe: „1189—1193 III. Kreuzzug (*Richard Löwenherz, Herzog Leopold V., der Tugendhafte*)“ auf; wenn schon Theilnehmer dieses Zuges genannt werden, so darf wohl *Friedrich I.*

Barbarossa und Philipp II. August nicht übergangen werden. Dagegen gehört nach dem oben Gesagten Maxmilian I. nicht mehr in diese Zeittafel.

Bei einem Schulbuche kommt neben dem Inhalte auch der Form eine besondere Bedeutung zu, und in dieser Hinsicht möchte ich gerade an ein Geschichtsbuch etwas strengere Anforderungen stellen. Die Liebe der studierenden Jugend zum Studium der Geschichte, das Interesse für wichtige Begebenheiten und große Persönlichkeiten, die Begeisterung für das Wahre, Gute und Schöne kann bei der Jugend nur dann geweckt werden, wenn ihr die betreffende Materie in einer anziehenden und anregenden Darstellung geboten wird. Das vorliegende Buch hat nun in dieser Hinsicht unstreitig bedeutende Vorzüge aufzuweisen: der frischfließende Erzählungston, die lebhaft, anschauliche Schilderung, die gewählte, dabei aber von schillernden Phrasen freie Sprache verdienen Anerkennung. Nur wäre zu wünschen, dass der Verf. noch eine letzte Feile angelegt und einzelne Unebenheiten beseitigt hätte. Ich will hier deren eine kleine Zusammenstellung machen. — S. 1: „während seine (Attilas) Großen aus goldenen und silbernen Gefäßen speisten, bediente der König sich (statt bediente sich der König) schmuckloser Thongeschirre.“ — S. 2: „mit einander“ (statt miteinander) und in ähnlicher Weise S. 47: „zu einander (st. zueinander).“ — Die Abneigung der Kaiserin Sophia gegen Narses hätte denn doch etwas anders, als mit den Worten (S. 9): „Sophia konnte den stolzen Narses nicht leiden“ ausgedrückt werden können. — S. 13: „Die Mehrzahl der Kureischiten aber stellten (st. stellte) ihm nach dem Leben.“ — S. 18: „deshalb schickte er (Pipin) Boten zum Papste Zacharias in (st. nach) Rom.“ — S. 30: „er (Ludwig der Fromme) starb bald darauf in (st. aus) Gram.“ — S. 32: „Alfred beließ (st. ließ oder überließ) ihm (dem Könige der Dänen) einen Theil Englands.“ — S. 38: Bischof Gerbert von Rheims unterrichtete den jugendlichen König (Otto III.), und er (st. dieser) wurde so gelehrt, dass ...“ — S. 36: „Vor dem festen Augsburg machten sie Halt“ (st. halt). — S. 37 und S. 82: „zu Hilfe“ (st. zuhilfe). — S. 39: „Sylvester“ (st. Silvester). — Ebendasselbst: „so sehr“ (st. sosehr). — S. 41: „Seine Frömmigkeit verlieh ihm einen großen Einfluß in (st. auf) die Angelegenheiten der Kirche.“ — S. 42: „(Hanno) bat die Kaiserin, ob (st. dass) er das schöne Jagdschiff dem jungen Heinrich zeigen dürfe.“ — Das Wort „sogenannt“ hätte in dem Satze (S. 44): „(Der Papst sollte) von den Priestern an den Hauptkirchen, den sogenannten Cardinälen, gewählt werden“ wegbleiben können. In ähnlicher Weise S. 63: „Unter ihm (Leopold VI.) erhielt Enns das erste sogenannte Stadtrecht. Und S. 104: „Dies (das Halten von Soldaten im Frieden) war der Beginn der sogenannten stehenden Heere.“ — S. 49 ist die Erklärung des Wortes „Kreuzfahrer“ überflüssig. — S. 53:

„tausende (st. Tausende) französischer Krieger.“ — S. 55: „Armuth“ (st. Armut). — S. 62: „Leopold V., der Tugendhafte, war auf (st. bei) einem Turnier in Graz so unglücklich vom Pferde gestürzt, dass . . .“ S. 81: . . . der König (Albrecht I. wurde) von seiner übrigen Begleitung abgetrennt“ (st. getrennt). — S. 88 (letzte Zeile von unten): „ee“ (st. er). — S. 89 findet sich die Schreibweise „Konstanz“; dagegen S. 111 „Constanz“. — S. 94: „So fand ein Schweizer . . . einen Diamant“ (st. einen Diamanten).

Die äußere Ausstattung des Buches ist eine tadellose. Erwähnt sei nur noch, dass dem Texte 26 Abbildungen eingefügt sind, die zur Veranschaulichung desselben und zur Weckung des Interesses wesentlich beitragen; mit Abbildungen, wie Figur 20 (S. 87) ist auf dieser Stufe allerdings nicht viel gedient.

Der Verf. dürfte aus diesen Zeilen entnehmen, dass ich sein Buch mit lebhaftem Interesse gelesen habe; ich möchte aber dasselbe als eine beachtenswerte Erscheinung unserer Schulbücherliteratur der Aufmerksamkeit auch der übrigen Fachcollegen umso wärmer empfehlen, als dasselbe dem Lehrplane und der bezüglichen Instruction vom 24. Mai 1892, Z. 11.372 und 11.373, angepasst und deshalb geeignet ist, dieselben in der Praxis durchführen zu helfen.

Linz.

Chr. Würfl.

Anfangsgründe der Arithmetik und Algebra für höhere Lehranstalten. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet von Karl Schwering, Director des städtischen Gymnasiums in Düren. Freiburg, Herder 1893. 79 SS. Preis 1 Mk.

Trigonometrie für höhere Lehranstalten. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet von Karl Schwering, Director des städtischen Gymnasiums in Düren. Mit 16 Figuren. Freiburg, Herder 1893. 52 SS. Preis 80 Pf.

Die beiden vorliegenden Bücher sind nach Inhalt und Form den neuen Lehrvorschriften in Deutschland angepasst worden; dementsprechend wurde unter Weglassung weniger belangreicher Partien der Algebra und der Trigonometrie der übriggeliebene Lehrstoff vertieft und durch sehr gut gewählte Anleitungen der am meisten zweckmäßige Übungstoff vorbereitet. Dass der Verf. überall dem Grundsatz geahndigt hat, die Rechnungen durch Proben zu erhärten, die Theoreme durch Zahlenbeispiele in klares Licht zu setzen, muss mit Anerkennung hervorgehoben werden.

Als zweckentsprechend muss es bezeichnet werden, wenn an die Lehre von den Gleichungen der übrige arithmetische und algebraische Lehrstoff sobald als möglich angeknüpft und durch einen solchen Vorgang die übliche schwerfällige und aus didak-

tischen Gründen zu verpönde — weil die Lust des Schülers am Studium eindämmende — Einleitung in die wissenschaftliche Arithmetik und Algebra aus der Welt geschafft wird. Eingehender hätten wir die Behandlung der Lehre von den Decimalbrüchen gewünscht. Von dem Rechnen mit unvollständigen Decimalbrüchen sollte ausführlich die Rede sein; ebenso wären die periodischen Decimalbrüche allgemein zu behandeln gewesen. In der Theorie der Gleichungen mit mehreren Unbekannten wurde die Methode der Determinanten aufgenommen. Vermisst wird die Bezout'sche Methode oder die Methode der unbestimmten Coefficienten. Die Lehre von den Wurzeln scheint dem Ref. unzureichend behandelt zu sein, da auf die Theoreme mit höheren Wurzeln nicht so Rücksicht genommen wurde, dass die Allgemeinheit derselben in klares Licht gesetzt wurde. Das S. 61 über die Convergenz der geometrischen Reihen Gesagte ist übersichtlich und dürfte in den meisten der im elementaren Unterrichte auftretenden Fälle genügen. Nicht befriedigend finden wir die Lehre von der Zinseszins- und Rentenrechnung behandelt. In der Theorie der imaginären Zahlen wurde die wichtige Moivre'sche Formel aufgenommen; es hätte aber deren Anwendung in der Lösung der binomischen Gleichung gezeigt werden sollen. Den Abschluss des ersten vorliegenden Schriftchens bildet eine Darstellung der wichtigsten Sätze der Theorie der höheren Gleichungen und einiger wenigen Sätze aus der Lehre von der Theilbarkeit der Zahlen, wobei auf den Begriff der Zahlencongruenzen Rücksicht genommen wird. Die Theorie des größten gemeinschaftlichen Maßes und des kleinsten gemeinschaftlichen Vielfachen vermissen wir, ebenso das Wesentlichste über Verhältnisse und Proportionen, Combinatorik, Kettenbrüche, unbestimmte Gleichungen. Allerdings sind durch den neuen Lehrplan an den Mittelschulen Deutschlands diese Partien ausgeschieden worden; ob mit vollem Rechte, möchten wir sehr bezweifeln. An den österreichischen Anstalten, an welchen glücklicherweise diese Theile der allgemeinen Arithmetik und Algebra noch zu Recht bestehen, könnte daher die vorliegende erste Schrift keine Verwendung finden.

In dem Lehrbuche der Trigonometrie wurde zunächst an die wichtige Aufgabe der rechnenden Geometrie (Planimetrie) angeknüpft und dann an die Einführung der goniometrischen Functionen gegangen, die aber nicht als Quotienten, sondern als Verhältnisse zu betrachten sind. Erst nachdem die wesentlichsten Sätze aus der Goniometrie abgeleitet sind und deren Anwendung in praktischen Problemen gezeigt worden ist, werden die Additions- und Multiplicationsformeln (Moivre'sches Theorem) dargelegt und auf die Kreisberechnung und das Rechnen mit Functionen kleiner Winkel eingegangen. Die Aufgaben aus der reinen und der praktischen Geometrie, sowie jene aus der analytischen Geometrie sind allzu dürftig und spärlich; ein eigentliches Arbeits- und Übungsgebiet wurde in diesem Buche dem Schüler nicht erschlossen.

Lehrbuch der Stereometrie. Auf Grund von Dr. Ferd. Kommerells Lehrbuch neu bearbeitet und erweitert von Dr. Guido Hauck, geh. Regierungsrath und Professor der kgl. techn. Hochschule zu Berlin. 7. Aufl. (6. der Neubearbeitung). Mit 67 in den Text gedruckten Holzschnitten. Tübingen, H. Laupp 1893. 225 SS. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Die Beliebtheit des vorliegenden Lehrbuches der Stereometrie ist zum großen Theile durch die präzise und durchwegs klare Darstellung der vorgetragenen Lehren, durch die stete Rücksichtnahme auf die Anwendungen derselben und nicht zum mindesten durch die anhangsweise gegebenen Aufgaben sehr instructiver Natur, die sich auf die Erörterung und Beweisführung von Theoremen, auf auszuführende Rechnungen und Constructionen beziehen, begründet. In dieser Auflage wurden zum Zwecke der Vereinfachung des eigentlichen Lehrsystems einige Theoreme entfernt, ferner inhaltliche Änderungen und solche, die sich auf Bezeichnungen beziehen, vollzogen und auch im Texte stilistische Änderungen vorgenommen.

Der gesammte stereometrische Lehrstoff wird in dem vorliegenden Buche in drei Abschnitte getheilt: 1. Gerade und Ebenen im Raume; 2. Krumme Flächen und Vielkant; 3. Polyeder und Umdrehungskörper. Jeder dieser Abschnitte umfasst zahlreiche Aufgaben, so dass dem Lehrer an der Hand des Buches selbst reichlich Gelegenheit geboten wird, dem Schüler passendes Übungsmaterial vorzulegen. Vielfach finden wir die Begriffe und Ausdrücke der darstellenden Geometrie, namentlich in den ersteren Theilen, verwertet. Wir können dies nur mit Billigung hervorheben, wie wir denn überhaupt der Ansicht sind, dass die Grundlehren der descriptiven Geometrie, welche man oft als Projectionslehre bezeichnet, auch in dem stereometrischen Unterrichte der humanistischen Mittelschulen platzfinden soll. Die Figuren sind ausnahmslos mit jener Klarheit und Schärfe entworfen, welche wir von stereometrischen Abbildungen fordern müssen. Die Lehre von dem Dreikante und dem sphärischen Dreiecke ist verbunden. Auch dies kann im Interesse der Concentration des Vorzuführenden nur gebilligt werden. Auch über den Flächeninhalt eines sphärischen Polygons finden wir die grundlegenden Relationen. Das Problem der Potenzebene zweier Kugeln, der Potenzlinie dreier und des Potenzpunktes von vier Kugeln ist in den Aufgaben zum zweiten Abschnitte berücksichtigt, ebenso wie das der Ähnlichkeitspunkte zweier Kugeln. In den Bereich der Aufgaben sind auch solche hereingezogen worden, welche zu den Kegelschnitten und den fundamentalen Eigenschaften derselben leiten. Auch hier sind wir der Ansicht, dass diese Betrachtungen dem gymnasialen Unterrichte unter allen Umständen einverleibt werden sollen; die in dieser Beziehung zu wandelnden Wege sind in zutreffender Weise von Karl Neumann, Erler und anderen gekennzeichnet. Die Theoreme über Volumsberechnungen hätten vereinfacht und re-

duciert werden können, wenn der Verf. die Guldin'sche Regel etwas früher zu Recht hätte kommen lassen. Besonders reichhaltig und viele Gesichtspunkte eröffnend sind die Aufgaben constructiver und berechnender Art, welche wir im Anhange des letzten Abschnittes finden. Wir haben guten Grund, das vorliegende Lehrbuch als ein treffliches Hilfsmittel beim Studium der Stereometrie empfehlen zu können.

Stereometrische Constructionen. Projectionslehre für die Prima des Gymnasiums. Von Dr. Karl Heinrich Müller, Oberlehrer am kgl. Kaiser Friedrichs-Gymnasium zu Frankfurt a. M. Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des kgl. Kaiser Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. M., 1893.

Von mehreren maßgebenden Persönlichkeiten wurde die Aufnahme der Elemente der Projectionslehre in den Gymnasialunterricht befürwortet, und es wurde zu wiederholtenmalen versucht, in kleineren Schriften den betreffenden Gegenstand zu erörtern. Wenn der Verf. der vorliegenden Schrift betont, dass man den Elementen der Projectionslehre den Charakter eines mathematischen Faches wahren soll, „das in geeigneter Form der Verödung des geometrischen Unterrichtes in den oberen Classen entgegentreten soll“, und dass andererseits durch Aufnahme dieses Wissenszweiges „dem ausschweifend algebraischen Betriebe der Mathematik in den Oberclassen ein Gegengewicht geschaffen werden soll“, so können wir ihm nur bedingt beipflichten. Eine „Verödung“ des geometrischen Unterrichtes wird niemals eintreten können, wenn ein verständnisvoller, tüchtig geschulter und erfahrungsreicher Lehrer den Unterricht in der Mathematik leitet. Derselbe wird auch — wie es der Verf. wünscht — dem constructiven Theile der Stereometrie Rechnung tragen und aus einer derartigen Behandlung die entsprechenden Folgerungen ziehen. Er wird auch einen Theil der Geometrie der Kegelschnitte auf solche Betrachtungen basieren. Ebenso findet z. B. an unseren Mittelschulen ein Prävalieren des algebraischen Lehrstoffes über den geometrischen nicht statt, und auch diese Befürchtungen erscheinen dem Ref. im allgemeinen nicht gerechtfertigt zu sein. Nichtsdestoweniger wird das Erscheinen der vorliegenden kleinen und doch so inhaltsreichen Schrift von den Fachcollegen zweifelsohne freudig begrüßt werden. Nach der Ansicht des Ref. muss der in den Oberclassen der Mittelschulen zu behandelnde Lehrstoff die Elemente der Projectionslehre umfassen, wenn dies auch etwa nur in dem bescheidenen Maße erfolgt, wie dies in dem Lehrbuche der Geometrie von Schlömilch angegeben ist. Die Aufsteller zukünftiger Lehrpläne für die Mathematik werden auf diesen Umstand Rücksicht nehmen und in diesem Sinne das stereometrische Pensum im Obergymnasium ergänzen müssen. Freilich muss dann dieser Gegenstand in anderer Weise entlastet werden, und das wird ohne Schwierigkeiten möglich sein, wenn man in der

an manchen Stellen schleppenden Einleitung in die Stereometrie Reductionen vornimmt und andererseits die Einleitung in die Lehre von den Volumsberechnungen in sachgemäßer Weise abkürzt. Auch hier thut — wie überall — Einheitlichkeit der Behandlung noth und die Aufstellung und Anwendung allgemeiner Principien wird über manche formale und sachliche Schwierigkeiten hinweghelfen. An ausgezeichneten Behelfen für den ersten Unterricht in der Projectionslehre ist kein Mangel; die in Österreich an den Realschulen eingeführten Lehrbücher können mit weiser Einschränkung diesem Zwecke dienen; bemerkenswert sind die auch vom Verf. citierten Werke von August Schmidt und Dr. Holzmüllers „Einführung in das stereometrische Zeichnen“. Von kleineren hieher gehörigen Schriften möchte Ref. auch der „Elemente der darstellenden Geometrie“ von Mink gedenken.

In 14 Abschnitten ist in dem vorliegenden Schriftchen das Wesentlichste aus der Projectionslehre behandelt worden; die Auswahl wurde derart getroffen, dass diese Abschnitte bequem in der Prima des Gymnasiums ohne Beeinträchtigung des übrigen mathematischen Stoffes durchgearbeitet werden können. In den aufeinanderfolgenden Abschnitten kommen zur Erörterung: Der Begriff der Projection, der Punkt und dessen Coordinaten, das aufgeklappte Dreikant, die Strecke, das Dreieck und Quadrat, das regelmäßige Vieleck und der Kreis, die unbegrenzte Gerade und Ebene. Nun wendet sich der Verf. zu einfachen Fällen der Körper-Projection, sodann als Anwendung des Vorgetragenen zur Besprechung der orthogonalen Polar- und Äquatorialprojection, wie diese Projectionen bei Mondkarten oder bei der Darstellung der Polarländer gebraucht werden. Als ein Fall der ebenen Schnitte an Körpern wird im Folgenden die Darstellung der Ellipse als Musterbeispiel vorgetragen; sodann wendet sich der Verf. zu den Körperdurchdringungen, welche allerdings das, was aus der Projectionslehre für das Gymnasium geboten werden soll, mehrfach überschreiten können, wenn man sich nicht auf einige wichtige und typische Fälle, z. B. Durchdringung von Kegel und Cylinder, beschränken will. Ebenso muss in den Schattenconstructions in dieser Stufe des Unterrichtes maßgehalten werden. In sehr ansprechender Weise behandelt der Verf. im Nachstehenden die Principien der Perspective im engeren Sinne und die Centralprojection. Die Verbindung von Central-Perspective und Schattenconstruction leitet zur besonderen Vollendung einer projectivischen Zeichnung und wird an einem ebenfalls leicht zu überblickenden Falle erörtert.

Ref. macht die Fachcollegen besonders auf diese sehr bemerkenswerte Schrift aufmerksam, durch welche der Weg gekennzeichnet ist, auf welchem die Einbeziehung der Elemente der descriptiven Geometrie in den mathematischen Unterricht unserer Gymnasien ermöglicht wird. Die Anregungen, welche durch diese Schrift geboten werden, sind sehr dankenswert.

Lehrbuch der Differentialrechnung. 2. Theil. Mit 352 gelösten Aufgaben, 78 Figuren und 230 Erklärungen. Für das Selbststudium und den Gebrauch an Lehranstalten bearbeitet nach dem System Kleyer von Prof. Dr. August Haas. Stuttgart, Julius Mayer 1893. 322 SS. Preis 8 Mk.

Wir finden in dem vorliegenden Buche die vollständige Differentiation entwickelter und nicht entwickelter Functionen von einer und von mehreren reellen Veränderlichen, Reihenentwicklungen, unbestimmte Formen, Maxima und Minima auf das Genaueste erörtert und die vorgetragenen Lehren durch viele gut gewählte Beispiele dem Verständnisse der Studierenden näher gerückt. Das vorliegende Lehrbuch der Differentialrechnung ist besonders für den Selbstunterricht sehr geeignet, und diesem Zwecke dienen in ganz vorzüglicher Weise die geometrischen Erläuterungen, welche fast jede der vorgeführten analytischen Untersuchungen begleiten. Gerade dieser Umstand wird dem Buche, das insbesondere jenen, welche den Infinitesimalcalcul in den Anwendungen der Mathematik gebrauchen wollen, gute Dienste leisten wird, viele Freunde erwerben. Der Verf. geht von der Curventangente aus, um dann von der Tangente ihrer Neigungswinkel zum analytischen Begriffe des Differentialquotienten fortzuschreiten. Die darauf bezüglichen Entwicklungen finden wir von S. 13 angefangen. Die einzelnen Abschnitte umfassen die geometrische Bedeutung des Differentialquotienten von Functionen einer unabhängigen Veränderlichen, die Entwicklung des 1. Differentialquotienten solcher entwickelter Functionen mit zahlreichen Anwendungen und einem sehr beachtenswerten Anhang, in dem die geometrische Darstellung des Differentialquotienten einer Function einer unabhängigen Veränderlichen vorgenommen wird, weiters die Lehre von den Differentialquotienten verschiedener Ordnungen entwickelter Functionen von einer unabhängigen Veränderlichen. Die nun folgenden Abschnitte sind den Anwendungen der Differentialrechnung in der Lehre von den Potenzreihen (bemerkenswert die mehr elementar gehaltene Theorie der Taylor'schen Reihe), den Bestimmungen von sogenannten unbestimmten Symbolen (von Interesse die auf S. 120 und 121 vorgenommenen geometrischen Erläuterungen), den Auswertungen der Maxima und Minima von entwickelten Functionen einer veränderlichen Größe gewidmet. In dem letztgenannten, sehr instructiv verfassten Abschnitte wird auf die algebraischen Methoden zur Bestimmung der Maxima und Minima in der Einleitung zu dieser Lehre verwiesen und diese Methode durch einige Beispiele illustriert. Die Bestimmung der Maxima und Minima einer Function einer unabhängig Veränderlichen in Ausnahmefällen wird auch durch einige Aufgaben eingeübt. Das Rechnen mit Zulassung kleiner Fehler, unendlich kleine Größen, verschiedene Ordnungen des unendlich Kleinen und das Rechnen mit unendlich kleinen Größen, von welchem der folgende Abschnitt handelt, ist besonders für den

Praktiker sehr wesentlich und dürfte ebenso wie der Abriss über „Differentialle, Differenzen und Differenzenquotienten verschiedener Ordnungen“ und über den Zusammenhang zwischen Differenzen und Differentialen, Differenzenquotienten und Differentialquotienten gleich hoher Ordnung freudig begrüßt werden, zumal da die Darstellung eine durchaus klare und umsichtige ist. Die Differentiation von Functionen mehrerer unabhängig Veränderlichen, jene von unentwickelten Functionen mit zwei und mehr Veränderlichen; die Lehre von der Vertauschung der unabhängig Veränderlichen findet eine zweckentsprechende analytische und geometrische Interpretation, sowie eine Beleuchtung durch viele Probleme. Nun werden Functionen mehrerer Veränderlichen in Potenzreihen auf Grund des erweiterten Taylor'schen Theoremes entwickelt und auch auf die Theorie der Maxima und Minima von Functionen mehrerer veränderlichen Größen eingegangen. Zum Schlusse des Buches, das den Fachgenossen nur bestens empfohlen werden kann, findet man ein übersichtlich angelegtes Formelverzeichnis.

Die Grundformeln der allgemeinen Flächentheorie. Von Dr. Hermann Stahl, ord. Professor der Mathematik in Tübingen, und Dr. V. Kommerell, Repetent am Seminar in Urach. Mit einer lithographierten Tafel. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 114 SS. Preis 4 Mk.

Den Verf. der vorliegenden Schrift war es darum zu thun, eine Übersicht der Formeln, Theoreme und Aufgaben der Flächentheorie zu geben, in derselben der wesentlichsten Anwendungen dieser Theorie zu gedenken und durch dieses kleine Schriftchen das Studium der größeren Werke über Flächentheorie anzuregen und anzubahnen: es sind dies vorzüglich die berühmten Werke von Monge, Gauss, Lamé, Dupin und Darboux, welcher in seinen „Leçons sur la théorie gén. des surfaces“ (1887 bis 1892) die Flächentheorie auf kinematische Grundlage aufbaute.

In dem vorliegenden Buche wird in drei Abschnitten die Untersuchung einer gegebenen Fläche, die Herleitung einer Fläche aus gegebenen Eigenschaften und die Untersuchung der allgemeinen Flächencurve vorgenommen. Dabei werden allerdings nur die wichtigsten Gruppen von allgemeinen Aufgaben gekennzeichnet und an geeigneter Stelle durch mehrfache Literaturangaben die Verbindung mit den Originalwerken hergestellt. Der Studierende darf nicht erwarten, in dem vorliegenden Buche eine detaillierte Erklärung und Erörterung der Probleme der Flächentheorie zu finden, und aus diesem Grunde kann dieses Buch nicht als Lehrbuch angesehen werden, sondern nur als eine recht übersichtliche und für die angewandte Mathematik nützliche Formelsammlung eines Zweiges der höheren Geometrie. — Im ersten Abschnitte sind auch die Minimallinien und die isometrischen Linien aufgenommen; dann wird die conforme Abbildung von Flächen gelehrt und speciell die wichtige

Aufgabe der conformen Abbildung der Kugel auf eine Ebene dargestellt. Ebenso sind die geodätischen Linien entwickelt; auch wird auf die von Dupin in die Geometrie eingeführte Indicatricx näher eingegangen. Im zweiten Abschnitte, der von der Herleitung einer Fläche aus gegebenen Eigenschaften handelt, werden zuerst die Fundamentalgleichungen von Gauss und Mainardi angegeben, eine zusammenfassende Darstellung des Bonnet'schen Theorems vorgenommen und die vorgetragenen Lehren auf mehrere Beispiele angewendet. Die von Gauss gegebene Theorie der sphärischen Abbildung, die fernere Erörterung der Minimalflächen, also jener Flächen, welche bei gegebener Umgrenzung den kleinsten Inhalt haben, die Behandlung einiger specieller Minimalflächen, ebenso des Problems der Minimalflächen, die sich auf einer gegebenen Minimalfläche abwickeln lassen, ferner der Aufgabe, eine Minimalfläche durch eine auf ihr liegende Curve zu bestimmen, gehören zu den bemerkenswertesten Aufgaben, die in diesem Abschnitte gelöst werden. Die Andeutung der für die mathematische Physik wesentlichen Aufgabe, durch eine geschlossene oder offene Linie eine Minimalfläche zu legen, die im Innern einfach und stetig ist, bildet den Schluss dieser Erörterungen. Was die im dritten Abschnitte vorgenommene Untersuchung der allgemeinen Flächencurven betrifft, so werden nach Entwicklung der allgemeinen Formeln einige Anwendungen derselben gegeben und zwar auf die geodätische Krümmung einer Flächencurve, auf die geodätischen Linien einer Fläche (Entwicklung der Gleichung von Clairaut), auf die Theorie der Totalkrümmung eines Flächenstückes (Gauss). Im weiteren Verlaufe dieses Abschnittes finden wir die Lehre von den Differentialparametern dargestellt und Anwendungen derselben vorgeführt, sodann eine Betrachtung über die Transformation der Parameter und über die Ausdrücke angestellt, welche einer solchen Transformation gegenüber invariant sind. Im Anschlusse daran findet man die kurze Besprechung der Aufgabe, die Kriterien des Satzes festzustellen, dass zwei in beliebigen Parametern gegebene Flächen aufeinander abwickelbar sind (Methode von Darboux).

Diese lehrreiche Schrift sei den Geometern und jenen, welche in den Anwendungen der Mathematik auf Probleme der höheren Geometrie geführt werden, auf das Beste zur Einsichtnahme empfohlen.

Lehrbuch der analytischen Mechanik von Dr. Otto Rausenberger.
In 2 Bänden. Mit Figuren im Text. 2. wohlfeile Ausgabe in einem Bande. Leipzig, B. G. Teubner 1893. Preis geh. 8 Mk.

In der vorliegenden Ausgabe wurden die beiden ersten Bände der früheren Ausgabe vereinigt, und dabei ist der Preis des gesammten Werkes gegen früher niedriger gestellt. Über die Vorzüge dieses von Dr. Rausenberger herausgegebenen Werkes gegenüber anderen Darstellungen der analytischen Mechanik wurde an anderer Stelle

vom Ref. schon ausführlich gesprochen; an dieser Stelle sei nur erwähnt, dass dieses Buch auf Grund der vorzüglichsten Werke über Mechanik verfasst wurde und dass die Darstellung eine durchwegs lichtvolle genannt zu werden verdient. Die mathematischen Hilfsmittel, welche gebraucht werden, sind im allgemeinen bescheidene, und immer wird — wenn schwierigere mathematische Theorien herangezogen werden mussten — auf die Erläuterung derselben in gewissenhafter Weise Rücksicht genommen, so dass das Buch in der demselben gegebenen Form sich für den Anfänger und insbesondere zum Selbststudium sehr gut eignen wird. Um eine Vertiefung der vorgetragenen Theoreme zu erreichen, wurden mehrfach Beispiele aus dem Gebiete der Physik, Astronomie und Geophysik in den Rahmen der Erörterung einbezogen und dabei im Auge behalten, dass nur wissenswerte Dinge behandelt werden; auf die alleinige mathematische Übung wurde keine Rücksicht genommen. Gerade dieser Umstand muss lobend hervorgehoben werden, denn nur allzu leicht verliert der Anfänger beim Studium der analytischen Mechanik und der mathematischen Physik in dem Gewirre von rein mathematischen Untersuchungen den leitenden Faden, und dieses Studium verliert sich dann in eine rein mathematische Untersuchungsart.

Die einzelnen Abschnitte des sehr empfehlenswerten Buches handeln von der freien Bewegung materieller Punkte, von der unfreien Bewegung derselben, von den Principien der Mechanik und den Differentialgleichungen der Bewegung in allgemeiner Behandlung, von dem Potentiale, von der Mechanik starrer Körper, von der Mechanik der festen elastischen Körper, von der Hydromechanik und der Aeromechanik. In den drei letztgenannten Abschnitten beschränkte sich der Verf. unter Bezugnahme auf die vorhandenen besten Specialwerke auf die wesentlichsten Punkte. Insbesondere wurde das ausgezeichnete Werk von Kirchhoff (Vorlesungen über Mechanik) herangezogen, wobei die etwas schwierigeren Darstellungen in demselben durch einfachere ersetzt wurden. Vorzüglich wurde aber den Grundlagen der Mechanik eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt; wir erwähnen in dieser Beziehung der schönen Deduction der Lagrange-Hamilton'schen Bewegungsgleichungen, sowie der sehr gelungenen Darstellung der Lehre vom Potential und der Hydrodynamik. Anerkennend hervorgehoben zu werden verdient auch die Aufnahme einer Partie, die nur selten in den Lehrbüchern der Mechanik zu finden ist, nämlich der planetarischen Störungstheorie nach der vortrefflichen Bearbeitung dieser Theorie von Israel-Holtzwardt in dessen „Astromechnik“. Wir wünschen, dass das nunmehr sehr billig gewordene Buch recht vielfach von den Studierenden der Mechanik benützt werde; ein guter Erfolg dieses Studiums ist dann sicherlich zu erwarten.

Lehrbuch der Physik. Mit einem Anhang: Die Grundlehren der Chemie und der mathematischen Geographie. Von Dr. Peter Münch. Mit 327 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spectraltafel in Farbendruck. 10. verb. Aufl. Freiburg i. B., Herder 1893. 452 SS. Preis geb. 4 Mk. 45 Pf.

Das vorliegende Lehrbuch der Physik hat in der 10. Auflage einige Erweiterungen erfahren: eine elementare Behandlung der Potentiallehre, der Lehre von den Kraftlinien und die Aufnahme des absoluten Maßsystems verdienen in dieser Beziehung besonders erwähnt zu werden. Um den Umfang des Buches andererseits zu verringern, sind mehrere Abschnitte kürzer gefasst worden. Diese Kürzungen hätten freilich tiefgreifendere sein sollen, wie es der Ref. zu wiederholtenmalen in seinen Referaten des Münch'schen Lehrbuches der Physik betont hat: so wurde — um nur einiges zu erwähnen — die Schwerpunktslehre, die Lehre vom Trägheitsmomente und jene von der Dampfmaschine noch immer allzubreit dargestellt, desgleichen hätten mehrere Partien der Mechanik eine kürzere Fassung erfordert. Es ist gewiss nur zu billigen, dass die neueren Errungenschaften der Wissenschaft, wenn dieselben als gesicherte und feststehende gelten können, auch in den Lehrbüchern berücksichtigt werden, doch muss in dieser Beziehung maßgehalten werden. So z. B. hat es keinen Sinn, wenn neben der Holtz'schen Influenzmaschine jene von Wimshurst und die dielektrische Maschine von Carré beschrieben werden, zumal da diese Maschinen nur in den allerwenigsten physikalischen Cabineten vorkommen dürften.

Was die Einführung der Potentialtheorie in die Elektrizitätslehre betrifft, so ist der vorgenommene Versuch ebensowenig als glücklich zu bezeichnen, wie viele andere vor ihm. In der Mittelschule erscheint es heutzutage den meisten Didaktikern am angemessensten, von der elektroskopischen Bedeutung des Potentialbegriffes auszugehen und erst dann den Arbeitsbegriff in die Erörterungen hineinzu legen. Warum das Potential eines außerhalb einer elektrisierten Kugel in einem bestimmten Abstände befindlichen Punktes den S. 309 angegebenen Wert besitzt, ist nicht deduciert. Erst dann, wenn für derartige Größen in streng wissenschaftlicher Weise die quantitativen Verhältnisse dargestellt sind, haben Erörterungen, wie z. B. S. 319 die Theorie des Condensators, ihre Berechtigung. Die absoluten Maße sind in vollkommen zweckentsprechender und sachgemäßer Weise behandelt und deren Bedeutung und Gebrauch durch mannigfache Beispiele erläutert. Neu aufgenommen wurden auch unter anderem die Einrichtung des Exner'schen Elektroskopes und einige auf die Bestimmung der luftelektrischen Verhältnisse bezugnehmende Bemerkungen. Gewünscht hätten wir eine Behandlung der Lehre von der Voltaschen und Magnetinduction auf Grund der Kraftlinientheorie, durch welche die Übersicht eine ungleich bessere geworden wäre.

Lehrbuch der Physik. Einschließlich der Physik des Himmels (Himmelskunde), der Luft (Meteorologie) und der Erde (physikalische Geographie). Gemäß den neueren Anschauungen und mit den neuesten Forschungen. Von Prof. Dr. Paul Reis. 8. umgearb. u. verm. Aufl. Mit 412 in den Text gedruckten Holzschnitten und 849 Aufgaben nebst Lösungen. Leipzig, Quandt & Händel 1893.

Dem Verf. muss Dank dafür gezollt werden, dass er in den nun rasch aufeinanderfolgenden Auflagen seines sehr bekannten und mit vollem Rechte beliebten Lehrbuches die neuesten Fortschritte in dem von ihm behandelten Wissensgebiete berücksichtigt und so ein dem jeweiligen Zustande der Physik entsprechendes und völlig zutreffendes Bild des neuesten Standpunktes derselben seinem Leser gibt. Auch die vorliegende Auflage wurde fast um $3\frac{1}{2}$ Druckbogen vermehrt und die in den früheren Auflagen aufgenommenen Partien wurden einer sorgfältigen Revision unterzogen, alte Zahlen- und Tabellen durch neuere und correctere ersetzt, kurz alles gethan, was diese vorliegende Auflage wertvoll und berücksichtigenswert machen kann. Da die Art der Darstellung in dem vorliegenden Lehrbuch der Physik schon mehrfach auch in dieser Zeitschrift die ihr gebührende Würdigung erfahren hat, sei nur kurz bemerkt, dass der Verf. derselben auch bei der Einbeziehung der neueren Partien treu geblieben ist, und dass es gerade diese klare, schwingvolle und gründliche Darstellung ist, welche dem Buche im Laufe der Jahre einen so bedeutenden Freundeskreis erworben hat. Manche Partien sind geradezu in classischer Weise bearbeitet und werden dem Lehrer und Forscher, der sich kurzen Weges orientieren will, willkommen sein. So finden wir die Meteorologie musterhaft erörtert, und auch die neueren Zusätze: Hanns' Widerspruch gegen die Eigenschaften der Cyclonen und Anticyclonen in der Convectionstheorie; über neuere Ursachen der Änderungen des Luftdruckes; die Auseinandersetzung der auf meteorologisches Gebiet übergreifenden Arbeiten von Helmholtz und Bezold zur Thermodynamik; ferner die treffliche Darstellung der lichtelektrischen Theorie der Lufterlektricität von Bezold, Elster, Geitel u. a. sind genau diesem Rahmen eingepasst. In diesem Abschnitte hat auch der Verf. seine Sonnenfleckentheorie des Wetters dargelegt und mehrfache Belege angeführt, die zugunsten dieser Theorie sprechen. Von rein physikalischen Hinzufügungen und Erweiterungen sind dem Ref. als besonders bemerkenswert erschienen: Bestimmung des Radius der Wirkungssphäre nach Plateau, Sohnke und Rayleigh; der Compressibilitätscoefficienten der Flüssigkeiten, die interessanten Bemerkungen über den Cartesianischen Taucher und die Fischblase; die Darlegungen der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Capillaritätstheorie; die Einführung der Gasgesetze für Lösungen (van t' Hoff); die Bestimmung der Schallgeschwindigkeit in Papier, Zeugen, Stoffen; die Photochromie durch die Farben dünner Blättchen (Lippmann); die Studien über Radiomikrometer; die Einführung der Trocken-

accumulatoren (Gelatine-Accumulatoren); die Erläuterung der elektrischen Transformatoren, der Drehstromdynamos und der Drehstrommotoren.

So scheiden wir von der kurzen Besprechung der 8. Auflage des Lehrbuches der Physik von Prof. Reis mit der vollsten Überzeugung, dass dasselbe ein zum Nutzen und Frommen des physikalischen Unterrichtes in vortrefflicher Weise geschaffenes Werk ist, das von allen Fachgenossen in der neuen Fassung wieder freudig begrüßt werden wird, der beste Lohn für den unermüdet thätigen Verf., dessen Energie angestaunt werden muss. Der Titel „Lehrbuch der Physik“ ist ein zu bescheidener und darf durchaus nicht zu der Ansicht leiten, es könne dieses Buch direct dem Unterrichte zugrunde gelegt werden.

Lehrbuch der Experimentalphysik für Studierende. Von Dr. Emil Warburg, Professor an der Universität Freiburg. Mit 403 Originalabbildungen im Texte. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1893. Preis 7 Mk. 60 Pf.

Das vorliegende Lehrbuch der Experimentalphysik, das Werk eines Physikers von ausgezeichnetem Rufe, ist besonders für Hörer der Experimentalphysik zum Gebrauche neben den Vorlesungen bestimmt, und diesem Zwecke entsprechend wurde die Anordnung, Auswahl und Behandlung des Stoffes vorgenommen. Mit der mathematischen Begründung der einzelnen Partien wurde sparsam vorgegangen und dafür einfachen, klaren Raisonnements und der constructiven Behandlung der Vorzug gegeben. Dies muss im allgemeinen gebilligt werden, immerhin hätten wir es aber für erspriesslich gehalten, wenn in einigen Partien die mathematische Behandlung nicht in den Hintergrund getreten wäre, was insbesondere von der Mechanik gilt. So z. B. kann es nicht gut heißen werden, dass die einfache von De Luc gegebene Formel für die barometrische Höhenmessung nicht abgeleitet wurde, sondern dass hierbei der Verf. sich nur auf die Bemerkung beschränkte, dass die Formel mittelst der Integralrechnung abgeleitet werden kann, und so in mehreren anderen Fällen. Was wir an dem Buche besonders lobend hervorheben müssen, ist die elegante und fast durchwegs selbständige Darstellungsweise, die kurze und bezeichnende Sprache, die originellen, nahezu ausschließlich gelungenen schematischen Figuren, das Eingehen auf die Geschichte der einzelnen vorgetragenen physikalischen Disciplinen und das Berücksichtigen der neuesten Literatur, insbesondere jener Forschungen, welche heutzutage als physikalische Chemie bezeichnet werden und welche vorzugsweise den Gelehrten van t' Hoff, Ostwald, Arrhenius u. a. zu danken sind.

Im Speciellen sei Folgendes besonders hervorgehoben. Die Principien der Arbeit bei Maschinen, der virtuellen Bewegungen, der Erhaltung der Energie werden dargelegt und in sachgemäßer

Weise verwendet. Auch die Aufnahme des d'Alembert'schen Principes in den Rahmen des elementaren Unterrichtes kann gebilligt werden, wenn sie in der vorgetragenen Weise vorgenommen wird. Die dazu gegebenen Beispiele (S. 31 und 32) müssen als sehr instructive bezeichnet werden. Die Lehre vom schiefen Wurfe ist in ganz unzureichender Weise behandelt worden. Dass die Gesetze der Schwingungsdauer eines Pendels ohne mathematische Ableitung vorgeführt wurden, kann auch nicht gebilligt werden; es gibt ja so viele einfache Methoden, um diese Rechnung in übersichtlicher und kurzer Weise durchzuführen. Die Hydrostatik ist mit besonderer Eleganz und in sehr sinniger Weise dargestellt. Das spezifische Gewicht ist wieder, wie es leider so oft vorkommt, mit dem, was man relative Dichte nennt, identifiziert. Die Darstellung der Hydrodynamik kann ebenfalls als eine sehr gelungene bezeichnet werden. Auf die Grundformel der kinetischen Gastheorie wurde entsprechend eingegangen und aus derselben die erforderlichen Konsequenzen gezogen. Sehr schön ist die Theorie der Oberflächenspannung gegeben, ferner in anziehender Weise der Diffusionserscheinungen von Flüssigkeiten und Gasen, ebenso der osmotischen und Absorptionsphänomene gedacht. In eigenthümlicher Weise wurde der Abschnitt von den „musikalischen Klängen“ der Wellenlehre vorangestellt und diese in nur knapper Weise behandelt. Nachahmenswert ist das von Oberbeck vorgeführte Experiment der erzwungenen Schwingungen. Das von den Saiten- und Luftschwingungen Gesagte ist als sehr instructiv zu bezeichnen. In der Wärmelehre ist der Abschnitt über die mechanische Wärmetheorie sehr hübsch durchgeführt. Dasselbe gilt von dem Abschnitte über die kritische Temperatur und die Condensation der Gase. Ein kurzer Abriss wurde den thermochemischen Beziehungen gewidmet. In der Lehre vom Lichte sind besonders lobend hervorzuheben: die genaue Erklärung des Gesichtsfeldes und der Helligkeitsverhältnisse in den optischen Instrumenten und die klare, beinahe jede Rechnung umgehende Erläuterung der Abschnitte aus der theoretischen Optik. Die constructive Behandlung allein führte den Verf. zum gewünschten Ziele. — Die Potentiallehre wurde in dem Abschnitte über Electricität zur Anwendung gebracht und zweckentsprechend verwertet. Ausführlich wurde der Theorie der Electrolyse gedacht. Auf die elektrotechnischen Anwendungen ist wenig Rücksicht genommen worden. Die Darstellung der elektrischen Induction, ebenso der Grundsätze der elektromagnetischen Theorie des Lichtes und der Versuche von Hertz ist eine meisterhafte.

Grundzüge der Physik. Mit einem Anhang: Chemie und Mineralogie. Zum Gebrauche für die mittleren Classen höherer Lehranstalten bearbeitet von Prof. Dr. H. Pünig. Münster i. W., Aschendorff 1893. Preis geb. 2 Mk.

In dem vorliegenden Lehrbuche der Physik wurde der Lehrstoff in dem Umfange aufgenommen, wie er der Forderung des

Lehrplanes entspricht, denjenigen Schülern, die nach Abschluss der Untersecunda die Schule verlassen, ein abgerundetes Bild der wesentlichsten physikalischen Lehren mit auf den Weg zu geben. Dementsprechend wurde vorzugsweise Gewicht auf die häufigeren Naturerscheinungen und auf jene Apparate einfachster Art gelegt, welche zur Erforschung der Gesetze von Wichtigkeit sind, und auf die Maschinen und Vorrichtungen, die im praktischen Leben von Bedeutung sind und deren Gebrauch von jedem Gebildeten gekannt werden soll. Angestrebt wurde Klarheit der Sprache und Anschaulichkeit und Einfachheit der Darstellung; ferner wurde die Einschränkung der mathematischen Entwicklungen und die Betonung des Versuches vorgezogen. — In der Chemie hätte Ref. zu bemängeln, dass der Begriff des Moleküles und Atomes in zu unvernünftiger Weise gegeben wurde, und dass die Forderung einer richtigen Didaktik, diese Begriffe auf Grund einfacher Experimente zu entwickeln, nicht genügende Berücksichtigung gefunden hat.

Die Definition des spezifischen Gewichtes ist wieder in unrichtiger Weise vorgenommen worden. Angegeben hätte auch werden sollen, unter welchen Verhältnissen ein Liter Wasser genau 1 kg wiegt. Recht zutreffend wurde die Einleitung in die Bewegungslehre gestaltet. Eine scharfe Definition der Beschleunigung und der Verzögerung vermissen wir in dem vorliegenden Buche. Die Veränderlichkeit der Kraft, die einen Pendelpunkt bewegt, wäre durch eine einfache Construction zu verdeutlichen gewesen. Das über die Kreisversuche Gesagte hätte einer höheren Unterrichtsstufe vorbehalten werden können. Sehr klar sind die auf die mechanische Arbeit, die goldene Regel der Mechanik und die Arbeitsfähigkeit bezugnehmenden Erörterungen. Kurz wurde auch das absolute Maßsystem angegeben. Das Raisonement zur Klarlegung des Archimedischen Principes ist ein schätzenswertes. Die Grundsätze der mechanischen Wärmetheorie wurden in lichtvoller Weise dargestellt. Viel zu ausführlich wurde die Lehre von der Dampfmaschine behandelt. Der Magnetismus und die Elektrizität finden in dem Buche eine vollkommen sachgemäße Erörterung. Fig. 153 (die Verbindung von elektrischen Telegraphenapparaten darstellend) ist eine vielfach in den Lehrbüchern aufgenommene, doch nicht ganz correcte Figur, die einer Abänderung bedarf. Auch das Wesentlichste aus der Elektrotechnik wurde dem Studierenden vorgeführt. Von der eigentlichen Wellenlehre hat der Verf. abgesehen. Mit großer Anschaulichkeit wurde der Strahlengang in den Linsen und den optischen Apparaten gezeichnet. Dass die Lehre von den Fernrohren in so stiefmütterlicher Weise behandelt wurde, halten wir für ganz ungerechtfertigt. In der Chemie hätten wir die Aufnahme einiger Abschnitte der organischen Chemie (Gährungsprozesse u. dgl.) für vortheilhaft gehalten.

Jedenfalls entspricht das vorliegende Buch den Forderungen, die man an ein gutes Schulbuch stellen muss, in hohem Grade

und wir sind der festen Überzeugung, dass es sich sehr nützlich erweisen und viele Freunde gewinnen wird. Die Ausstattung ist eine sehr zu lobende; die Figuren, von denen viele dem bekanntesten Lehrbuche von Münch entlehnt sind, lassen nichts zu wünschen übrig. Der Preis des Buches kann als ein sehr mäßiger bezeichnet werden.

Lehrbuch der Physik für Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen und andere höhere Bildungsanstalten. Von Dr. Jakob Heussi. 6. Aufl. neu bearbeitet von Dr. A. Leiber, Professor am König Wilhelms-Gymnasium zu Magdeburg. Mit 422 in den Text gedruckten Abbildungen. Braunschweig, Verlag von Otto Salle 1894. Preis 5 Mk.

Das ausgezeichnete Lehrbuch der Physik von Heussi erscheint nunmehr in der 6. Auflage, welche den neuen preussischen Lehrplänen sowohl als auch den neueren physikalischen Forschungen angepasst eingerichtet wurde. Dieses Lehrbuch der Physik ist deshalb so beliebt geworden, weil es den Lehrstoff in schulgerechter Weise behandelt enthält; die Auswahl der vorzuführenden Lehren ist eine durchwegs gelungene, das Eingreifen der mathematischen Hilfsmittel in dem rechten Augenblicke vorgenommen. In der vorliegenden neuen Auflage wurde den neueren Anschauungen und Vereinbarungen in ganz entsprechender Weise Rechnung getragen; diesem Umstande ist es zu danken, dass dem Principe der Erhaltung der Energie eine bessere Hervorhebung zutheil wurde, dass das absolute Maßsystem eingeführt wurde, dass die Grundzüge der mechanischen Wärmetheorie ihre schulgemäße Darstellung gefunden haben. Erwähnenswert erscheint es auch dem Ref., dass der Bearbeiter der neuen Auflage die Erklärung einiger meteorologischen Erscheinungen, die wesentlichste Anwendung des Potentialbegriffes in der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität gegeben und auch den Abschnitt über Polarisation und Doppelbrechung in der Lichtlehre erweitert und demselben eine allgemeinere Darstellung verliehen hat. So kann man wohl behaupten, dass das Buch in der neuen Fassung den Unterrichtszwecken noch mehr angepasst wurde, als die früheren Auflagen. Wünschenswert wäre, um dem Buche eine noch bedeutendere Ausbreitung zu sichern, die Aufnahme eines Abschnittes über Chemie gewesen; Ref. kann sich niemals mit dem Standpunkte befreunden, den Heussi in dieser Hinsicht eingenommen hat.

In den einzelnen Abschnitten findet der Ref. Folgendes zu bemerken: Die allgemeinen Bemerkungen über Gravitation hätten erst dann gemacht werden sollen, wenn deren volles Verständnis angebahnt ist; dann wäre es angemessen gewesen, die Einzelheiten der betreffenden Erfahrungen und Versuche auseinanderzusetzen. Der Begriff „spezifisches Gewicht“ und „relative Dichte“ ist wieder verwechselt worden. In der Lehre vom horizontalen und schiefen Wurfe wurde die Partie, welche aus der

analytischen Geometrie gebraucht wird, eingeflochten. Das Theorem von der Erhaltung der Energie oder der Constanz der Summe der potentiellen und kinetischen Energie hätte an einem einfachen Beispiele, etwa dem Wurf aufwärts, klargestellt werden sollen. In der Lehre von den Maschinen hätte das Princip der virtuellen Bewegungen mit Erfolg benutzt werden können. Die Beispiele zur Berechnung des Schwerpunktes sind sehr instructiv. Die Lehre vom Trägheitsmoment wäre zweckmäßig auf die von der lebendigen Kraft gegründet worden. Der durch Fig. 99 dargestellte Versuch verdient auch in den anderen Lehrbüchern aufgenommen zu werden; denn er enthält die Verbindung des Archimedischen und Galileischen Versuches und kann als eine sehr geeignete experimentelle Demonstration des Principes der gleichen Action und Reaction betrachtet werden. Wünschenswert wäre die Aufnahme der instructiven Capillaritätsversuche gewesen, welche von van der Mensbrugge, Boys und anderen dargestellt wurden. Sehr schön ist die Wellenbewegung auseinandergesetzt und zwar sowohl theoretisch als auch auf constructivem Wege. Wir vermissen nur in diesem Abschnitte eine Erklärung der Zusammensetzung von Schwingungsbewegungen, die nach verschiedener Richtung vor sich gehen. Der Abschnitt über die Bestimmung der Ablenkung im Prisma ist in der vorgeführten Form für den Unterricht nicht geeignet; es gibt andere Beweise, um das Minimum der Deviation zu erklären. Die Theorie der achromatischen Prismen und Linsen ist eine durchwegs gelungene. Sehr anerkennend muss man sich über die Bearbeitung jenes Abschnittes aussprechen, der von dem Wesen des Lichtes handelt. So ist die Theorie der Farben dünner Blättchen und die Theorie der Beugung des Lichtes mustergiltig dargestellt. Ob nicht in dem Abschnitte „Farben einachsiger Krystallplatten im polarisierten Lichte“ die Grenzen des physikalischen Unterrichtes an den Mittelschulen überschritten sind, muss dahingestellt bleiben. Eine kurze Andeutung über die bisher am meisten in Ansehen stehenden Theorien der kritischen Temperatur sollte nicht fehlen. Das Regnault'sche Hygrometer und das Psychrometer von August hätten durch entsprechende, wenn auch schematische Figuren versinnlicht werden sollen. Die Grundsätze der mechanischen Wärmetheorie wurden in lichtvoller Weise dargelegt, doch wären die einzelnen calorischen Erscheinungen auf Grund dieser Anschauung zu erklären gewesen. Eine Angabe des zweiten Satzes der Thermodynamik und die Darlegung der Wichtigkeit desselben bei Betrachtung der kosmischen Erscheinungen hätte nicht fehlen sollen. Die Zugabe eines Abschnittes über Meteorologie muss als willkommen bezeichnet werden. Dass nur vom Dove'schen Winddrehungsgesetze und nicht von dem viel allgemeineren Buys-Ballot'schen Gesetze gesprochen wird, kann nicht gebilligt werden. Eine Kürzung der Lehre von der

Wärmestrahlung wäre angezeigt gewesen, zumal es nur wenigen Lehrern der Physik gegönnt sein dürfte, die bezüglichlichen Gesetze experimentell nachweisen zu können. In den Betrachtungen über die magnetischen Kräfte wurde der Begriff des Potentials eingeführt; dabei hätte der Parallelismus der Begriffe „Potential“ und „potentielle Energie“ in das rechte Licht gesetzt werden sollen. Für ein homogenes magnetisches Kraftfeld ist es nicht allein genügend, dass die Kraftlinien einander parallel sind; die Kraftlinien müssen in einem solchen Felde auch in gleicher Dichte vorhanden sein. Als zweckentsprechend muss die Betrachtung der Erhaltung der Energie bei der Bewegung von Magneten bezeichnet werden. Die Grundbegriffe der vorgetragenen Potentialtheorie hätten in der Elektrostatik sinngemäße Verwendung finden sollen; dies hätte sich insbesondere bei der Betrachtung der Wirkungsweise von Condensatoren vortheilhaft erwiesen. Auf die Potentialtheorie wurde die Einleitung in die Lehre vom Galvanismus gegründet. Die Ableitung des Gesetzes von Ohm scheint dem Ref. zu wenig streng zu sein; eine der Fourier'schen für die Wärmeleitung ähnliche Betrachtung hätte in dieser Beziehung die erwünschte Abhilfe geboten. Auf die elektrischen Einheiten wurde in dem vorliegenden Buche die gebührende Rücksicht genommen. Die in dem Abschnitte über die physiologischen Wirkungen des elektrischen Stromes vorgenommenen Berechnungen sind sehr instructiv und verdienen berücksichtigt zu werden. Die Theorie der galvanischen und Magnetoinduction hätten wir in übersichtlicherer Weise dargestellt gewünscht. Eingehender wäre auch das Spiel der magnetischen und elektrischen Kräfte in den Dynamomaschinen zu betrachten gewesen. Das Princip der Transformatoren wird in entsprechender Weise auseinandergesetzt. Als letzten Abschnitt des Buches finden wir die Bearbeitung der „mathematischen Geographie“ unter Zuhilfenahme der Grundformeln der sphärischen Trigonometrie. Zu erwähnen wäre in diesem Abschnitte nur, dass die Mondbewegung etwas eingehender hätte behandelt werden sollen, dass ferner für die Betrachtung der Sonnen- und Mondesfinsternisse eine graphische Darstellung erforderlich gewesen wäre.

Unter allen Umständen glaubt sich Ref. nach eingehender Prüfung des Lehrbuches der Physik von Heussi-Leiber für berechtigt zu halten, dasselbe als eines der besten Lehrbücher zu erklären und zwar wegen der Gründlichkeit und Klarheit der Darstellung, wegen der vollkommen zutreffenden Einbeziehung der neueren Forschungen in den Rahmen des Gebotenen, wegen der steten Berücksichtigung des Experimentes und der praktischen Anwendungen der physikalischen Lehren. Das Buch kann daher mit großem Nutzen dem physikalischen Unterrichte, wie er an Mittelschulen betrieben wird, zugrunde gelegt werden.

Leitfaden der Experimentalphysik für sechsclassige höhere Lehranstalten von Dr. H. Börner, Director des Realgymnasiums in Elberfeld. Mit 165 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Weidmann 1893.

Der Verf. des vorliegenden Leitfadens hat im Jahre 1892 ein Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten herausgegeben, das zur Einführung in das Studium der neueren Physik als ein sehr geeigneter Behelf erscheint und dessen lichtvolle und gründliche Durchführung dem Verf. zur Ehre gereicht. Dieses Buch, das für neunclassige höhere Lehranstalten bestimmt ist, hat sich thatsächlich in der kurzen Zeit seines Bestandes viele Freunde erworben, die den Verf. bestimmten, denjenigen Theil des großen Lehrbuches, der sich auf die erste Unterrichtsstufe der Physik bezieht, getrennt zu veröffentlichen. Die Methode der Induction und der Deduction ist in dem vorliegenden Leitfaden streng durchgeführt und es wird in demselben die logische Anordnung der Glieder einer Schlussreihe auch in der äußeren Form erkenntlich gemacht. Überall finden wir in dem Leitfaden die folgende Eintheilung vollzogen: 1. Versuche, bezw. Erfahrungen; 2. Erklärung; 3. Gesetz; 4. Anwendungen.

Der durchgeführte Lehrvorgang ist geeignet, die klare und bewusste Einsicht in den Causalzusammenhang der Erscheinungen zu vermitteln. Dem Lehrvorgange entsprechend wurden auch die allgemeinen Begriffe an den Schluss des Ganzen gesetzt; sie stellen das gewonnene Ergebnis des gesammten Unterrichtes dar. Die gewählten Versuche sind mit den einfachsten Mitteln anzustellen und wirken erfahrungsgemäß am überzeugendsten. Mehrere der in Weinholds „Vorschule der Experimentalphysik“ aufgenommenen Versuche wurden in dem Leitfaden benützt. Stofflich umfasst das vorliegende Buch das, „was der inductiven Behandlung des Gegenstandes mit einfachen Hilfsmitteln zugänglich ist“. Die Rücksicht auf die Benützung des Buches in den Realschulen, welche in Preußen durch zwei Jahre zwei Stunden wöchentlich der Physik widmen dürfen, erfordert einige Ergänzungen, so dass das Buch mehr enthält, als die erste Unterrichtsstufe des großen Buches. Die Ausstattung ist eine vortreffliche.

Die S. 6 gegebene Definition des specifischen Gewichtes ist unrichtig, und es macht sich hier der Widerspruch in den §§. 10 und 11 unangenehm fühlbar; das specifische Gewicht ist zuerst als eine Zahl, dann als ein Gewicht bezeichnet. Dass in der Lehre von den Maschinen bei jeder derselben auf die Arbeitsleistungen verwiesen wurde, ist nur anerkennend hervorzuheben. Nicht schwer wäre es gewesen, das Wesen der Pendelbewegung zu erörtern, was unterlassen wurde; die Abhängigkeit der Intensität der Kraft von der Elongation kann auch ohne mathematische Entwicklungen durch Construction dargelegt werden. Anstatt der ganz veralteten Hahnluftpumpe wäre die Ventilluftpumpe zu betrachten gewesen. Recht

zweckentsprechend ist das über die Energie Vorgetragene (S. 45 und 46). In dem Versuche über die spezifische Wärme hätten gleich schwere, nicht gleich große Kugeln genommen werden sollen, dann verhalten sich unter den in §. 95 angegebenen Verhältnissen die Wärmemengen wie die spezifischen Wärmen; dann hat auch das S. 58 ausgesprochene Gesetz mehr Bedeutung als unter der angegebenen Darstellung. Sehr gelungen ist der kurze Abschnitt über Meteorologie behandelt.

In der Elektrizitätslehre finden wir die Aufnahme der Influenzmaschine von Holtz für die erste Unterrichtsstufe zu weitgehend. Ob es auf dieser Stufe angezeigt ist, die Lehre von den magnetischen Erscheinungen im engsten Anschlusse an die Elektrodynamik vorzunehmen, möchten wir auch nicht unbedingt bejahen. Ebenso ist auf dieser Unterrichtsstufe die Darstellung der Wirkung des galvanischen Stromes auf eine Magnetnadel, welche sich auf die elektrodynamischen Grundgesetze stützt, nicht ohneweiters zu billigen. Statt der Stöhrer'schen magnetoelektrischen Maschine hätte besser der Siemens'sche Cylinderinductor beschrieben und erklärt werden sollen. Die Figur 144, welche das relative Verhalten von Gegenstand und Bild in Linsen zeigt, kann als sehr instructiv bezeichnet werden, ebenso Fig. 145. Der Schlussabschnitt, welcher einerseits von der Aufgabe und der Methode der Naturwissenschaften, andererseits von der Erhaltung des Stoffes und der Energie handelt, ist lichtvoll durchgeführt.

Jedenfalls wird das vorliegende, der Erfahrung entsprungene und im Unterrichte bewährte Buch sich zur Einführung in die Physik recht geeignet erweisen.

Wiederholungs- und Übungsbuch zum Studium der allgemeinen Physik und elementaren Mechanik. Eine Sammlung von 3000 Prüfungsfragen und -aufgaben, nebst Antworten und Lösungen. Für Lehrer und Studierende an mittleren und höheren Unterrichtsanstalten. Von Richard Klimpert. Mit 244 Figuren im Texte. Dresden, Verlag von Gerhard Köhlmann 1894. Preis 8 Mk.

Dieses Wiederholungs- und Übungsbuch ist durch die Sammlung der im Gebiete der allgemeinen Physik und elementaren Mechanik von dem Verf. gestellten Extemporalfragen entstanden, und ist so gehalten, dass dasselbe als ein Repetitorium der praktischen und theoretischen Physik betrachtet werden kann. Das Buch enthält Fragen und deren Beantwortung, dann Aufgaben rechnerischer Natur und deren Auflösungen. Der Inhalt des Buches ist ein äußerst reichhaltiger und wohl erwogener. Zum Zwecke der besseren Übersichtlichkeit wurden die schwierigsten von den schweren und den leichter zu beantwortenden Fragen auch äußerlich unterschieden, ein Umstand, der den Gebrauch dieses Buches wesentlich erleichtern wird. Die Aufgaben erstrecken sich über die physikalischen Grundbegriffe, über die allgemeinen Eigenschaften der

Körper, die allgemeinen Kräfte, die Geostatik und Geodynamik, die Lehre von der Elasticität und der Festigkeit, vom Stoße fester Körper, von der Reibung und Seilsteifigkeit, ferner über die Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung tropfbar flüssiger und gasförmiger Körper. Endlich findet man noch einige Fragen und Aufgaben aufgenommen, welche auf die Molekularwirkungen der Gase bezugnehmen.

Wir empfehlen das schön ausgestattete, mit durchwegs gelungenen Illustrationen versehene Buch, das beim Unterrichte in der Mechanik und allgemeinen Physik sich sicherlich vortrefflich bewähren wird, den Lehrern der Physik auf das Beste. Die Beantwortung der Fragen ist fast durchwegs zweckentsprechend, kurz und bündig.

Praktische Anleitung zur Ausführung thermochemischer Messungen. Von M. Berthelot, beständigem Secretär der Akademie der Wissenschaften in Paris. Autorisierte Übersetzung von Prof. G. Siebert in Wiesbaden. Leipzig, Johann Ambrosius Barth 1893.

Der berühmte französische Physiker hat in verschiedenen Abhandlungen, sowie in seinem Werke über chemische Mechanik und über die Kraft der Explosivstoffe die thermochemischen Grundsätze dargelegt und verwendet, doch wurde in den genannten Werken die Beschreibung der Messmethoden und der Messinstrumente mit der Behandlung der allgemeinen Probleme der chemischen Mechanik verschmolzen. In dem vorliegenden Werke sind diese Methoden und Instrumente von allen anderen Details losgelöst und beschrieben und dies in einer Weise, welche anerkennend hervorgehoben werden muss. Berthelot ist einer der Begründer der Thermochemie und seine Arbeiten auf diesem Gebiete sind bahnbrechend für weitere Studien gewesen.

Zunächst werden die allgemeinen Principien der molekularen Arbeiten, des Anfangs- und Endzustandes und das wichtige Princip der größten Arbeit, demzufolge jede chemische Veränderung, die sich ohne Mitwirkung von fremder Energie vollzieht, denjenigen Körper oder das System von Körpern zu erzeugen strebt, bei dessen Bildung die größte Wärmeentwicklung stattfindet, dargelegt. Im folgenden finden wir eine Beschreibung der thermochemischen Apparate, welche bei diesen Untersuchungen am meisten verwendet werden. Von den Thermometern werden das Normalthermometer, die calorimetrischen Thermometer (zur Messung der Temperaturänderungen des Calorimeters), jene zur Bestimmung von specifischen Wärmen erwähnt; der Abschnitt über die Calorimeter im besonderen ist sehr ausführlich behandelt. Dieser erwähnte Theil kann als Einleitung angesehen werden; die eigentlichen thermochemischen Operationen werden nun im folgenden erörtert und dabei als Typen der verschiedenen Operationen die folgenden beschrieben: Mischung zweier Flüssigkeiten, Lösung eines festen Körpers, Lösung von

Gasen, Bestimmung der spezifischen Wärme von festen und flüssigen Körpern, der Schmelz-, Verdampfungs- und Verbrennungswärme. Auf den Unterschied zwischen der Verbrennungswärme bei constantem Drucke und bei constantem Volumen wird eingegangen und auf eine darauf sich beziehende Formel verwiesen, welche von dem Verf. selbst abgeleitet wurde. Durch entsprechende Beispiele wird der Gebrauch der Methoden klar gemacht.

Die Übersetzung der vorliegenden Schrift ist eine gelungene und die Sprache eine fließende und correcte. Wir begrüßen das Büchlein auf das Freudigste; ist ja doch die Thermochemie dazu berufen, als Grundlage der chemischen Mechanik zu dienen und das vereinigende Band zwischen Physik und Chemie zu bilden.

Hand- und Hilfsbuch zur Ausführung physiko-chemischer Messungen von W. Ostwald, Professor an der Universität zu Leipzig. Mit 188 Textfiguren und 6 Tabellen. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1893. 302 SS. Preis 8 Mk.

Der Verf. hat bei der Herausgabe dieses Werkes nicht den Anfänger vor Augen gehabt, „welcher im Begriffe steht, sich einerseits erst die erforderliche Handgeschicklichkeit zur Ausführung von Versuchen, andererseits eine genauere Anschauung von dem Verlaufe der wichtigsten Erscheinungen zu erwerben, sondern vielmehr den Chemiker und Physiker, welcher den gebräuchlichen Cursus seines Faches bereits ganz oder größtentheils erledigt hat und das Bedürfnis empfindet, sich mit den Hilfsmitteln des gegenwärtig zu so großer Bedeutung gelangten Grenzgebietes vertraut zu machen.“ Aus diesen Worten des Verf.s erhellt, wie das vorliegende Buch sich von ähnlichen Arbeiten, wie z. B. von dem so viel gebrauchten praktischen Leitfaden der Physik von Kohlrausch, unterscheidet.

In erster Linie wird das Rechnen bei Messungen erörtert und dies in einer solchen Weise, wie es der Wichtigkeit dieses Gegenstandes als entsprechend bezeichnet werden muss. Eingehend wird die Theorie und Praxis des Rechenschiebers behandelt und gezeigt, wie ein solcher hergestellt werden kann. Im folgenden finden wir das Wesentlichste über Längenmessung, über Wägungen, über Messung und Regulierung der Temperatur (eingehende Berücksichtigung des Calibrierens einer Röhre nach der Methode von Hällström), über Thermostaten, denen die Rolle zugewiesen ist, die Temperatur constant zu erhalten, wobei insbesondere auf die selbstthätige Temperaturregulierung Rücksicht genommen wurde. Für den Praktiker belangreich ist der nun folgende Abschnitt, welcher von dem Glasblasen handelt. Weiters finden wir die wesentlichsten Punkte der Druckmessung hervorgehoben und in dem betreffenden Abschnitte auf die verschiedenen Manometer eingegangen. Den Apparaten zur Bestimmung der Volumina und Dichte ist die erforderliche Aufmerksamkeit gewidmet. Mit

Sorgfalt und eingehend wurden die Bestimmungen der Dampfdichten der Körper erörtert, welche bekanntlich in der theoretischen und praktischen Chemie von fundamentaler Bedeutung sind. Der folgende Abschnitt ist der Wärmeausdehnung der Flüssigkeiten gewidmet, ferner der Bestimmung des Molecularvolumens von Flüssigkeiten bei ihrem Siedepunkte, der Bestimmung von Siedepunkten, Dampfdrücken und der kritischen Größen. Die calorimetrischen Arbeiten, die optischen Messungen (Berücksichtigung der Refractometer von Pulfrich, Abbe und Zeiß in Jena), darunter eine eingehende praktische Anleitung für photometrische Aufgaben, finden wir im folgenden. Die nachstehenden Abschnitte handeln von der inneren Reibung, der Oberflächenspannung, den Löslichkeitserscheinungen, den Moleculargewichtsbestimmungen an Lösungen, welche alle auf dem Satze beruhen, dass, wenn man den Gehalt einer Lösung auf umkehrbare Weise ändert, infolge der Änderung des osmotischen Druckes eine Arbeit geleistet wird, die unter sonst gleichen Umständen für aequimoleculare Mengen gelöster Stoffe gleich groß ist. In dem Abschnitte über elektrische Messungen ist die Definition der elektrischen Einheiten in einer Weise gegeben, wie sie den praktischen Bedürfnissen am angemessensten erscheint. Den Normalelementen ist einige Berücksichtigung zutheil geworden, von den Elektrometern wird das Capillarelektrometer von Lippmann ausführlich in Erwägung gezogen, nebenbei das Quadrantenelektrometer von Thomson nur kurz skizziert. Die Bestimmung der molecularen Leitfähigkeit, der Dissociationsconstanten, der Bestimmung der Basicität von Säuren aus der Leitfähigkeit, endlich der elektrischen Temperaturmessung wird im folgenden gelehrt. In dem Abschnitte über chemische Dynamik finden wir die Methoden zur Ermittlung von Reactionsgeschwindigkeiten besprochen und an einigen Beispielen das Vortragene erörtert.

Dass jedem Exemplare des vorliegenden Buches ein zweiter Abdruck der Tabellen auf einzelnen Blättern beigelegt wurde, dürfte gewiss zur Erhöhung der Brauchbarkeit des Buches beitragen.

Wir begrüßen das Erscheinen des Buches aufs freudigste, da wir die sichere Überzeugung gewonnen haben, dass die Arbeit des Forschers, der sich auf dem in neuester Zeit so wichtig gewordenen Grenzgebiete zwischen Physik und Chemie bewegt, durch dasselbe eine namhafte Förderung erhalten hat.

Vorlesungen über mathematische Physik, gehalten an der Universität Königsberg von Dr. Franz Neumann, Professor der Physik und Mineralogie. 7. Heft: Vorlesungen über die Theorie der Capillarität. Herausgegeben von Dr. A. Wangerin, Professor der Mathematik an der Universität Halle. Mit Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. Preis 8 Mk.

Diesen Vorlesungen liegen die Vorträge zugrunde, welche Prof. Dr. Franz Neumann im Sommer 1864 über die Theorie

der Capillarität von Gauss gehalten hat. Diese Vorträge sind von dem Herausgeber vervollständigt und hiebei besonders eine von Prof. O. E. Meyer vorgenommene Ausarbeitung einer Vorlesung vom Sommer 1857 zurathe gezogen. Von Prof. F. Neumann wurden auch einigemale Vorlesungen über die Capillaritätstheorie von Laplace gehalten; einige wesentliche und zur Orientierung dienende Partien dieser Theorie sind ebenfalls in dem vorliegenden Buche berücksichtigt, welches in seiner Anlage und in seiner Durchführung den Eindruck macht, als sei es aus einem Guße entstanden. Die Darstellung zeichnet sich, wie in allen Neumann'schen Schriften, durch besondere Klarheit und Gründlichkeit aus. Für das Verständnis der einzelnen Partien des Buches ist durch mehrfache Hilfen gesorgt. Auch die Bemerkungen und Literaturnachweise, sowie die Änderungen, welche der Herausgeber des Buches veranlasste, werden die Fachgenossen willkommen heißen. Durch das Buch ist eine Lücke in der deutschen Literatur der mathematischen Physik ausgefüllt, was auf das Freudigste begrüßt werden muss, zumal die Darstellung in dem einschlägigen Werke von Beer (Einleitung in die Lehre von der Elasticität und Capillarität) und der Capillaritätstheorie in den Vorlesungen über Mechanik von Kirchhoff den Gegenstand nicht in derselben erschöpfenden Weise umfasst.

Im ersten Capitel wird auf Grund des Principes der virtuellen Geschwindigkeiten und nach Entwicklung der Kräftefunction einer in einem Gefäße enthaltenen Flüssigkeit, ferner nach Vereinfachung dieser Kräftefunction für den Fall von Molecularkräften das Gauss'sche Princip deduciert. Hier ergibt sich der für die Weiterentwicklung der Theorie belangreiche Satz, dass der von den Molecularwirkungen der Flüssigkeit auf sich selbst herrührende Theil der Kräftefunction in zwei Theile zerfällt, von denen der eine dem Volumen, der zweite der Oberfläche der Flüssigkeit proportional ist. — Wenn die Variation der Kräftefunction verschwindet, erhalten wir die Laplace'schen Theoreme vom Normaldrucke und dem Randwinkel. Diese Sätze werden im zweiten Capitel zuerst für den Fall, dass die Oberfläche der Flüssigkeit eine Cylinder- oder Rotationsfläche ist, dann erst allgemein erwiesen.

Die nun folgenden Abschnitte sind den Anwendungen der vorgetragenen Theorie gewidmet (Aufsteigen oder Sinken der Flüssigkeiten an ebenen Platten und in Capillarröhren, Druck der Flüssigkeit auf das umgebende Gefäß oder auf eingetauchte Körper, Adhäsion einer kreisförmigen Scheibe an einer Flüssigkeit, Theorie der Adhäsionsplatten, Gestalten von Flüssigkeitstropfen). In allen diesen Entwicklungen tritt der echte Physiker Neumann hervor, der neben der Theorie den Ergebnissen des Versuches und der Messung, welche in entsprechender Weise erwähnt werden, das gebührende Recht lässt. In dem folgenden Abschnitte, der von den allgemeinen Sätzen über das Gleichgewicht von zwei Flüssigkeiten

handelt, werden einige wesentliche Probleme behandelt: das Schwimmen einer Flüssigkeit auf einer anderen als Tropfen und der daraus folgende von Neumann zuerst aufgestellte Satz: Die Winkel, unter denen sich die beiden Flächen eines Flüssigkeitstropfens, der auf einer anderen Flüssigkeit schwimmt, untereinander und mit der freien Fläche jener anderen Flüssigkeit schneiden, sind die Außenwinkel eines Dreieckes, dessen Seiten den den einzelnen Flächen entsprechenden Capillaritätsconstanten proportional sind; und zwar ist der Winkel zwischen irgend zweien dieser Flächen gleich dem Nebenwinkel des von den zugehörigen Dreiecksseiten eingeschlossenen Winkels. Weiter wird der Fall berechnet, dass beide Flüssigkeiten die Wand des Gefäßes berühren; endlich wird der Fall betrachtet, der zur Bestimmung der Capillaritätsconstante zwischen zwei Flüssigkeiten sehr geeignet ist, dass zwei Flüssigkeiten in einem engen cylindrischen Rohre, das mit einem weiteren Gefäße verbunden ist, sich das Gleichgewicht halten.

Die Plateau'schen Versuche finden in dem Abschnitte über das Gleichgewicht einer Flüssigkeit, welche sich in einer anderen von demselben specifischen Gewichte befindet, ihre vollständige und übersichtliche Erklärung. Besonders eingehend wird der schwierige Fall des Gleichgewichtes eines innerhalb einer anderen Flüssigkeit auf horizontaler Unterlage ruhenden und mit einer ebenen Platte bedeckten Tropfens behandelt und die Rechnungsergebnisse werden so umgestaltet, dass die erhaltenen Formeln bei der Bestimmung der Capillaritätsconstanten leicht angewendet werden können.

Den Zusammenhang zwischen der Gauss'schen und der Laplace'schen Ableitung der Grundgleichungen der Capillaritätstheorie beleuchtet der Verf. in einem eigenen Abschnitte. Diese Prof. F. Neumann eigene Theorie führt einerseits zu dem ersten Theoreme von Laplace, andererseits zum Gauss'schen Principe. Mit Recht wird in den vorliegenden Deductionen betont, dass der schwächste Punkt der Theorie von Laplace der ist, dass sie nicht das Gesetz der Randwinkel allgemein liefert. Der für viele Betrachtungen wichtige Satz, der das Verständnis der Capillarscheinungen wesentlich erleichtert, wird im letzten Abschnitte ausgeführt: Wenn auf eine Flüssigkeit keine äußeren Kräfte wirken, so ist zum Gleichgewichte derselben erforderlich, dass ihre Oberfläche ein Minimum werde mit Rücksicht darauf, dass ihr Volumen ein gegebenes ist.

Auch die anderen Capillaritätstheorien, namentlich jene von Poisson und Th. Young (Oberflächenspannungstheorie) finden durch den Herausgeber eine Skizzierung.

Mit dem größten Interesse werden die theoretischen Physiker den Inhalt dieses umfangreichen Buches verfolgen und in den Stand gesetzt werden, nach gründlichem Studium desselben die von Gauss in seinen „Principia generalia theoriae figurae fluidorum in statu aequilibril“ gegebenen Entwicklungen mit

voller Intensität zu erfassen und zu lernen, wie dieselben in jedem einzelnen Falle zu verwerten sind.

Anleitung zur Spectralanalyse. Von Dr. C. Gänge, Docent an der Universität Jena. Mit 30 Textfiguren. Leipzig, Quandt & Händel 1893. Preis 2 Mk.

Das vorliegende Büchlein hat den Zweck, das Selbststudium und eigenes Üben in der Spectralanalyse mit einfachen, jedem erreichbaren Mitteln zu erleichtern, und soll sich daher außer für genannte Kreise auch für Schulzwecke und Feriencurse der Lehrer, wie sie in Jena begonnen wurden und nun auch an anderen Hochschulen reger Betheiligung sich erfreuen, eignen. Der behandelte Lehrstoff wird in zwei Abtheilungen gruppiert: Die erste derselben handelt von dem Wesen und dem Zwecke der Spectralanalyse, die zweite von der Technik derselben. Zunächst werden die Grundbegriffe der Wellentheorie des Lichtes auseinandergesetzt und aus derselben die Erscheinungen der Brechung, der Farbenzerstreuung, der Biegung des Lichtes deduciert und auf den Unterschied zwischen dem Refractions- und Diffractionsspectrum aufmerksam gemacht. Dann folgen die wesentlichsten Bemerkungen über das Sonnenspectrum, die Emissionsspectra (Flammenspectra, Funkenspectra, Gasspectra), die Absorptionsspectra. In Kürze gibt der Verf. ein Bild der Anwendung der Spectralanalyse zur Ergründung der physikalischen Verhältnisse der Himmelskörper.

In der Technik der Spectralanalyse finden wir zuerst eine zweckentsprechende Erläuterung der Spectralapparate. Es wird der Prismensysteme von Kirchhoff und Hilger in Bengalen gedacht, welchem es gelang, ein Spectrum von 10 m Länge zu erzeugen; ebenso werden die Spectralapparate, welche als geraddurchsichtige Instrumente bezeichnet werden können, beschrieben und deren Construction erläutert. In dem Abschnitte über qualitative Spectralanalyse wird das Verfahren Vierordts bei der quantitativen Bestimmung der Absorption dargelegt, und die Apparate von Glan und Hüfner, die demselben Zwecke dienen, aber auf den Wirkungen der Lichtpolarisation beruhen, einer eingehenden Betrachtung gewürdigt. Von Spectraltafeln ist in der vorliegenden Schrift abgesehen worden. Diese werden ersetzt durch zwei Tabellen, von denen die eine die genaue Lage der scharfen Linien der wichtigsten Emissionsspectra gibt, letztere die constante Lage der Mittellinie oder der dunkelsten Stelle der in ihrer Breite veränderlichen Absorptionsbänder. In einem Anhange werden die Preise der beschriebenen Apparate angegeben, wie sie von den berühmten Firmen Zeiss in Jena und Krüss in Hamburg nominiert sind. Als Anleitung zum Studium der eingehenderen Werke über Spectralanalyse, als treffliche Erörterung der dem Praktiker begegnenden Aufgaben auf diesem Gebiete können wir die vorliegende Schrift auf das Beste empfehlen. Ein großer Vorrug dieser Schrift vor anderen

desselben Inhaltes ist die kurze und präcise Darstellung, deren sich der Verf. überall bedient.

Die elementaren Grundlagen der astronomischen Geographie.

Gemeinverständlich dargestellt von Dr. Adolf Josef Pick. Mit zwei Sternkarten und mehr als 80 Holzschnitten. 2. sorgf. durchges. u. verm. Aufl. Wien, Manz'sche Verlagsbuchhandlung 1893.

Nach einem Zeitraume von zehn Jahren erscheint das Werk „Die elementaren Grundlagen der astronomischen Geographie“ in 2. umgeänderter Auflage. Mit gutem Gewissen kann gesagt werden, dass das Buch im Laufe der zehn Jahre einen großen Freundeskreis gewonnen hat; dies ist in erster Linie der sehr sorgfältigen Auswahl und Behandlung des mitunter auch spröden Lehrmaterials und der trefflichen methodischen Erläuterung der Einzelheiten zu danken. Immer wird in dem Buche die Anschauung in den Vordergrund gestellt und dies sichert demselben die bereits gewonnene Beliebtheit auch fernerhin. Im großen und ganzen wurden keine weitgehenden Änderungen in der 2. Auflage vorgenommen; das in der ersten Vorhandene wurde jedoch einer genauen Revision unterzogen. Erweiterungen des Lehrstoffes im Sinne einiger Recensenten der 1. Auflage wurden nicht vorgenommen; dies bezieht sich vorzugsweise auf die Auseinandersetzungen über Zeitgleichung und Kalenderwesen. Der Verf. verspricht in einer demnächst erscheinenden Schrift diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zu schenken, und wir bekennen, dass wir ihm für eine solche Ergänzungsschrift Dank wissen werden.

Der ganze zu behandelnde Lehrstoff wird in folgenden Abschnitten erörtert: 1. Erscheinungen über unserem Gesichtskreise im Verlaufe eines Tages; 2. Vorgänge am Himmel über unserem Gesichtskreise innerhalb längerer Zeit; 3. Erscheinungen über fremden Gesichtskreisen; 4. Messungen im Weltenraume. Die Darstellung ist in allen Theilen des Buches eine derartige, dass keine besonderen Voraussetzungen erheischt werden; die zur Vertheidigung beigegebenen Figuren wurden in allen Theilen in sorgfältiger Weise so erläutert, dass sie ihrem Zwecke vollkommen entsprechen. Der Verf. war bemüht, durch die einfachsten elementarmathematischen Betrachtungen auch schwierigere Partien der astronomischen Geographie zu verdeutlichen und auch für den ersten Unterricht in diesem Gegenstande schulgerecht zu gestalten. Auf die Übung des räumlichen Sinnes und das Auffassen von Lagen und Bewegungsverhältnissen wurde besonderes Gewicht gelegt, und diesem Streben muss alle Anerkennung gezollt werden. Ein Problem wurde, wo es nur immer sich als möglich erwies, in seine einzelnen Bestandtheile zerlegt, und dies finden wir aus didaktischen Gründen vortheilhaft. Sehr gut charakterisiert sind die Beobachtungen im Verlaufe eines Mondmonates und jene im Verlaufe eines Jahres. Der Abschnitt über Messungen im Weltenraume wurde auf Grund

einfacher geometrischer Betrachtungen ohne jede weitläufige Rechnung ausgeführt; diese Darstellung entspricht den didaktischen Principien vollkommen. Auch auf das Gravitationsproblem wurde soweit eingegangen, als es mit den vorhandenen Hilfsmitteln der elementaren Mathematik möglich war. Dem lesenswerten und beim Unterrichte an den Mittelschulen gut zugrundezulegenden Buche sind zwei Karten beigegeben, von denen die eine die Sternbilder der Äquatorialzone des Himmels, die andere eine Sternkarte der nördlichen Halbkugel darstellt. Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche, der Preis desselben ein sehr mäßiger.

Grundlehren der mathematischen Geographie und elementaren Astronomie für den Unterricht bearbeitet von Dr. Sigmund Günther, Professor der techn. Hochschule München. 3. durchaus umgearb. u. rev. Aufl. München, Theodor Ackermann 1893.

In Gemäßheit der neuen für das Königreich Bayern vorgenommenen Schulordnung wurde das Lehrbuch der mathematischen Geographie von Prof. Dr. S. Günther in namhafter Weise geändert; einige wesentliche Entwicklungen traten neu hinzu, während andere für den unmittelbaren Lehrzweck nicht erforderliche Bemerkungen und Betrachtungen ausgeschieden wurden. Eine willkommene Neuerung finden wir in der vorliegenden Auflage, und zwar die Aufnahme von Übungsmaterial, das in zweckentsprechender Weise ausgewählt wurde. Auch sind dem Büchlein zwei Sternkarten beigegeben, welche den Unterrichtszwecken besser angepasst sind, als manche andere Sternkarten, in denen der Schüler wegen allzugroßer Häufung der Sternbilder sich nicht zu orientieren vermag. Auch in der vorliegenden Auflage ist wieder auf die drei Coordinatensysteme der Himmelskugel Rücksicht genommen worden, sowie auf die Gleichungen, durch welche der Übergang von dem einen zum andern Coordinatensysteme dargestellt wird. Die auszuführenden Rechnungen werden an einem vollständig durchgearbeiteten Exempel beleuchtet.

Bemerkenswert sind einige Aufgaben der sphärischen Astronomie, sowie die klare Auseinandersetzung der Gnomonik. In dem Abschnitte über geographische Coordinaten wurde auch der mitteleuropäischen Zeit Rechnung getragen, die nun als Eisenbahnzeit gilt. Auf die Geophysik konnte der Verf. — gebunden an den eingangs erwähnten Lehrplan — nur theilweise eingehen; das an dieser Stelle Gebotene ist aber ebenfalls mit Freude zu begrüßen. In dem Abschnitte „Übersicht der beschreibenden Astronomie; Astrophysik“ wurden die neuesten Forschungen berücksichtigt und einige darauf bezugnehmende Bemerkungen eingeschaltet. Den Schluss des Büchleins bildet ein Abschnitt über astronomische Chronologie und der mehrfach geänderte und erweiterte Abschnitt über Kartographie. In letzterer Beziehung wird die orthographische, die centrale, die Mercators- und die stereographische

Projection unter Berücksichtigung der Haupteigenschaften dieser Projectionen betrachtet.

Es wäre zu wünschen, dass der Schüler, welcher die Mittelschule verlässt, mit den astronomischen Kenntnissen ausgerüstet ist, welche dem von dem Verf. in dem vorliegenden Lehrbuche angezeigten Lehrstoffe entsprechen. Immerhin dürfte dieser Lehrstoff in Anbetracht der wenigen Lehrstunden, welche der mathematischen Geographie und Astronomie gewidmet werden können, als obere Grenze betrachtet werden müssen. Dem Lehrer der Mathematik wird sich aber Gelegenheit bieten, seine Aufgaben aus diesem Gebiete zu entnehmen, und dann wird demselben das Büchlein von Prof. Günther ein willkommener Rathgeber sein.

Karte des in Deutschland sichtbaren Sternenhimmels. Für junge Freunde der Natur, insbesondere für Schüler und den Schulgebrauch entworfen, nebst Anleitung und Text von *Rudolf Mechner*. Berlin, Geographische Verlagshandlung Dietrich Reimer 1893.

Mit vollem Rechte bemerkt der Entwerfer der vorliegenden Karte, dass die meisten Sternkarten und Sternatlanten höheren Anforderungen genügen wollen und aus diesem Grunde manche Daten enthalten, welche der Orientierung auf der Karte nur hinderlich sein können. Die nun vorliegende Karte nimmt nur die wesentlichsten Sternbilder auf, indem auf derselben nur die Sterne von der 1. bis zur 4. Größe angemerkt wurden. Von den Sternen des südlichen Himmels fanden nur jene Berücksichtigung, welche in Mittelddeutschland sich mindestens um 10° über den Horizont erheben können. Die Sterne, welche zu einem Sternbilde gehören, werden in der Karte durch gerade Linien verbunden, wodurch dem Gedächtnisse des Lernenden Vorschub geleistet wird. In dem Texte wird eine sehr klar geschriebene Anleitung zur Benützung der Sternkarte gegeben. Die Lage des Sternenhimmels für die verschiedenen Monatsmitten ist aus der Karte genau ersichtlich und eine Einstellung der Karte zur betreffenden Zeit ist ohne Schwierigkeiten zu vollziehen.

Die Aufforderung an jene, welche die Karte gebrauchen, ein durchsichtiges Papier auf die Sternkarte zu legen und alle gefundenen Sterne auf demselben durchzuzeichnen, dann auch die übrigen in der Karte nicht angegebenen Himmelskörper nach dem Augenmaße auf diesem Papiere zu verzeichnen und so die Bahnen und die Geschwindigkeiten der Planeten durch eigene Beobachtung zu bestimmen, halten wir für wichtig genug und wünschen, dass dieselbe im Interesse einer gründlichen Orientierung im Weltall beachtet werde. Insbesondere scheint es dem Ref. nothwendig zu sein, dass die Grundzüge der Astronomie, wie sie an unseren Schulen gelehrt werden, durch Beobachtungen unterstützt werden, welche die Schüler unter der Anleitung des Lehrers vornehmen sollen. Es ist zuweilen erschrecklich zu sehen, wie geringe Kennt-

nisse des Fixsternhimmels bei unseren Schülern, die mit theoretischen Wissensstoffe beladen sind, anzutreffen sind. Zur leichteren Erlernung des gegenseitigen Standes der Sternbilder und deren Namen wurden von dem Entwerfer der Karte einige Knittelverse gegeben, die vielleicht dem Lernenden willkommen sein dürften. Diese Verse sind in vier Abschnitten enthalten, die den vier Feldern der Karte entsprechen und die Namen aller Sternbilder und der hellsten Sterne enthalten. Da die Orientierung am Fixsternhimmel besonders leicht gelingt, wenn man von der Milchstraße ausgeht, wurden alle jene Sternbilder zusammengestellt, welche von der Milchstraße durchzogen oder berührt werden.

Die ganze vorliegende Arbeit ist vom didaktischen Standpunkte aus sehr zu billigen und zu bewillkommen. Wir wünschen diesem auch typisch gut und zweckentsprechend ausgeführten Schriftchen die weiteste Verbreitung.

Vorlesungen über Geschichte der Mathematik von Moritz Cantor. 3. Band. Vom Jahre 1668 bis zum Jahre 1759. Erste Abtheilung: Die Zeit von 1668 bis 1699. Mit 45 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner 1894.

Die vorliegende Abtheilung des berühmten Werkes über die Geschichte der Mathematik bildet den ersten Theil des dritten und letzten Bandes der Vorlesungen, welcher den Zeitraum von Leibniz bis zu den ersten Arbeiten des französischen Analytikers Lagrange in den Abhandlungen der Turiner Akademie umfassen wird. In erster Linie werden in dieser Abtheilung die geschichtlichen Arbeiten, die Classikerausgaben in jenem Zeitalter besprochen und die Weiterentwicklung der Elementargeometrie in zutreffender Weise skizzirt. Auf einzelne geometrische Probleme (Arbeiten von Ceva, Rectification des Kreises, Kreistheilung, Aufgabe des Rückwärts-einschneidens, Untersuchungen über den Contingenzwinkel, über das Parallelenaxiom) wird näher eingegangen. Das Auftreten von Leibniz, sein erstes Wirken, seine Beschäftigung mit der *Characteristica geometrica*, gegen welche unter anderen Huygens Stellung nahm, wird eingehend erörtert. Die folgenden Abschnitte sind der Entwicklung der Rechenkunst im engeren Sinne, der Lehre von der Combinatorik und von den Leibrenten gewidmet. Auch hier ist es Leibniz, dessen *ars combinatoria* vom Jahre 1666 als wichtig für die weiteren Fortschritte auf dem Gebiete der Combinationslehre erkannt wird. Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Lehre von den Leibrenten ist im wesentlichen durch die Arbeiten von Halley inaugurirt worden. Im folgenden finden wir eine wertvolle Skizze der Untersuchungen von Mercator, Brauncker, Gregory, Newton über die unendlichen Reihen. Sehr lesenswert ist der biographische Theil über Newton, sowie das auf seine Arbeiten im Gebiete der Reihenlehre Gesagte. Den Antheil, welchen Leibniz, Halley, De

Moivre, Jakob Bernoulli auf die Erforschung der Reihen hatten, schildert der Verf. im folgenden. Dann bespricht Prof. Cantor die Lehre von den Kettenbrüchen in der ihr von Huygens gegebenen Behandlung und verweist in diesem Abschnitte auf die lehrreiche Programmschrift von Günther, „Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der Kettenbrüche“. Diese Arbeiten von Huygens bilden einen naturgemäßen Übergang zu den zahlentheoretischen Arbeiten, welche in die zweite Hälfte des 17. und die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts fallen. Neben der Zahlentheorie wird in dieser Zeit die eigentliche Algebra gepflegt, und die „Analysis per aequationes“ von Newton enthält schätzbare Aufschlüsse über die Auflösung von Zahlgleichungen. Von besonderem Interesse sind die hier gegebenen Erläuterungen über das Newton'sche Parallelogramm, das mehrfache Anwendungen zulässt. Die algebraischen Untersuchungen von Tschirnhaus, welche heute noch bedeutungsvoll sind, bespricht der Verf. im nachstehenden, ebenso wie den nicht immer edlen Charakter dieses bedeutenden und scharfsinnigen Forschers. Die Würdigung der Arbeiten von Halley und Rolle (insbesondere der Methode der Cascaden des letzteren, welche nichts anderes sind, als die aufeinanderfolgenden Derivationen einer gegebenen Gleichung) bildet den Schluss dieses Abschnittes. Nun wendet sich der Verf. zur Besprechung der Arbeiten über Kegelschnitte und über Curvenlehre, welche mit besonderer Rücksicht auf jene von De la Hire, Desargues, Huygens, Barrow, Wallis u. a. als sehr bedeutungsvoll bezeichnet werden müssen. Eingehend verbreitet sich der Verf. über die im *Horologium oscillatorium* enthaltenen tief sinnigen Untersuchungen von Huygens. Dessen Darlegungen von Fermats Methoden, Maximal- und Minimalwerte zu finden und das Tangentenproblem aufzulösen, bieten des Interessanten genug. In der allgemeinen Curvenlehre ragen in diesem Zeitraume außer den Arbeiten Huygens' noch jene von Tschirnhaus hervor. Nun werden die ersten Entdeckungen von Newton und Leibniz im Gebiete der Infinitesimalrechnung besprochen. Die Darstellung dieses Abschnittes ist eine geradezu meisterhafte; die Newton'sche Fluxionsmethode, die Auffindung von Maximal- und Minimalwerten der Functionen, das Problem der Tangentenziehung, die Bestimmung der Krümmungsverhältnisse einer Curve, die Bestimmung des geometrischen Ortes der Krümmungsmittelpunkte wird in lichtvoller Weise entsprechend den Entwicklungen von Newton gelehrt. Der folgende Abschnitt verfolgt den Zweck, die wissenschaftlichen Beziehungen zwischen den Arbeiten von Newton und Leibniz aufzuhellen, und gerade diese Untersuchungen sind von hohem Werte für die Geschichte der Infinitesimalrechnung. Seit dem Jahre 1687 mehren sich die Arbeiten und Veröffentlichungen von Leibniz bedeutend, und diese fruchtbare Epoche wurde vom Verf. im folgenden dargelegt. Hier wird auch gezeigt,

wie sich Huygens zu den neuen Arbeiten von Leibniz, insbesondere zum Infinitesimalcalcul verhielt. Sowie steht fest, dass sich dieser große Denker gegen diesen Calcul im ganzen abweisend verhielt und jedenfalls an der Fortbildung desselben keinen Antheil genommen hat. Die große Theilnahme der Brüder Jakob und Johann Bernoulli für die Forschungen von Leibniz, die Verdienste beider um die Lösung von classisch gewordenen Problemen, der Streit der Brüder Bernoulli in Angelegenheiten der Priorität, die Beziehungen des Marquis de l'Hospital zum Differentialcalcul, das Auftreten von Gegnern gegen Leibniz wird in sehr anziehender Weise mit steter Bezugnahme auf die Quellen und den geführten Briefwechsel geschildert. Ebenso wird in den letzten Seiten des vorliegenden Bandes gezeigt, wie der Prioritätsstreit bezüglich der Erfindung des Infinitesimalcalculs zwischen Newton und Leibniz vorbereitet wurde, wie insbesondere Nicolas Fatio de Duillier, ein persönlicher Feind von Leibniz, diesen Streit nährte. Über den Verlauf des denkwürdigen Prioritätsstreites selbst wird ein Theil des folgenden Bandes handeln.

Jedenfalls ist durch die Herausgabe des vorliegenden 16. Abschnittes das großartig angelegte Werk von Prof. Cantor um ein bedeutendes Stück weitergebracht worden, und wir müssen abermals die Sorgfalt der Arbeit und die klare und umfassende Darstellung des Gebotenen mit besonderer Anerkennung hervorheben, insbesondere aber die gewissenhafte Benützung des umfangreichen Quellenmaterials betonen.

Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik. 6. Heft. Mit einer lithographirten Tafel. Leipzig, B. G. Teubner.

Die in dem Teubner'schen Verlage erscheinenden Abhandlungen zur Geschichte der Mathematik erfreuen sich eines guten Rufes. Auch in dem vorliegenden Hefte sind dem Leser einige Arbeiten dargeboten, welche mit vollem Rechte Anspruch auf Interesse erheben können. Die erste Abhandlung handelt von dem Mathematiker-Verzeichnisse im Fibrish des Ibu Abl Ja'kub an-Nadün, welches zum erstenmale von Dr. Heinrich Suter ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen wurde. Das siebente Buch des Fibrish, welches in drei Unterabtheilungen verfällt, umfasst die Geschichte der alten Wissenschaften (der Araber) und der Philosophen und die auf diesen Gebieten verfassten Schriften. Die zweite Abhandlung umfasst historisch-astronomische Fragmente aus der orientalischen Literatur von Armin Wittstein. In der dritten Abhandlung von Heinrich Burkhardt in Göttingen werden die Anfänge der Gruppentheorie und Paolo Ruffini besprochen. In dieser Abhandlung wird der Verdienst Ruffinis in der Substitutionentheorie gedacht und gezeigt, dass auf diesen Arbeiten basiert erst die weiteren Forschungen Cauchy's gedeihen konnten.

Um die Arbeiten Ruffinis besser würdigen zu können, musste die allmähliche Entwicklung der denselben zugrunde liegenden Ideen bei seinen Vorgängern dargestellt werden. Die letzte der in dem vorliegenden Hefte enthaltenen Arbeiten handelt von der Zurückführung der Schwere auf Absorption und von den daraus abgeleiteten Gesetzen und hat den Verfasser des „Räthsels der Schwerkraft“, C. Isenkrabe, zum Verfasser. In dieser Arbeit werden die bemerkenswerteren Versuche, die Schwere auf Absorption zurückzuführen, beleuchtet, dann nachgewiesen, dass die Gesetze, zu denen diese Theorien führen, bereits 1879 vom Verf. in dem oben erwähnten Buche ausgesprochen wurden. In letzter Linie werden die Formeln in dieser vorangegangenen Arbeit, die unter der besonderen Annahme unelastischer Zusammenstöße zwischen den kleinsten Äthertheilchen und den Partikelchen der gravitierenden Materie abgeleitet wurden, auf die Absorptionstheorien ausgedehnt. Auch diese Arbeit zeugt von dem polemischen Charakter, der in allen Schriften des Verf.s hervortritt. Wenn sie auch nicht gerade als geschichtliche Arbeit zu betrachten ist, so wird dennoch deren Lectüre Interesse erwecken.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 38, 39, 40.
Leipzig, Wilhelm Engelmann.

In der ersten der vorliegenden Lieferungen finden wir die photochemischen Untersuchungen von E. Bunsen und H. E. Roscoe (herausgegeben von Dr. Ostwald) fortgesetzt. In derselben wird die optische und chemische Extinction der Strahlen beschrieben und eingehend die von den beiden Forschern durchgeführte Untersuchung des Sonnenlichtes dargelegt. Diese Untersuchungen werden von Prof. Ostwald mit Recht als das classische Vorbild für alle späteren experimentellen Arbeiten auf dem Gebiete der physikalischen Chemie bezeichnet.

Die zweite der angegebenen Lieferungen ist ein Neuabdruck der epochemachenden Arbeit von L. Pasteur (1862) über die in der Atmosphäre vorhandenen organisierten Körperchen (Prüfung der Lehre von der Urzeugung), welche Arbeit von Dr. A. Wieler in sehr gediegener Übersetzung dem deutschen Leserpublicum zum Studium vorgelegt wird. Die von Pasteur experimentell durchgeführte Untersuchung ist in exactester Weise behandelt und durch dieselbe der Nachweis geliefert, dass auch die niedrigsten uns bekannten Organismen aus Keimen entstehen. Die Anschauungen von Pasteur sind allerdings heftig angegriffen worden und erwachsen demselben immer noch neue Gegner, nichtsdestoweniger behält die geistvolle Untersuchung Pasteurs noch jetzt ihren sehr hohen Wert, zumal es — wie der Herausgeber des vorliegenden Buches betont — nicht zu erwarten steht, dass, da bereits die Bacterien an der Grenze des Sichtbaren liegen, die nach der

Urzeugung entstandenen jedenfalls viel kleineren Wesen wahrgenommen werden können. Der wertvollen Arbeit Pasteurs sind in der deutschen Übersetzung die Abzüge der beiden Originalplatten hinzugefügt worden.

Nr. 40 der Sammlung enthält eine deutsche Ausgabe der beiden Abhandlungen über die Wärme von A. L. Lavoisier und P. S. de Laplace (1780, 1784). In derselben wird die eiscalorimetrische Methode zur Bestimmung der specifischen Wärmen der Körper auseinandergesetzt, zugleich wurden die Versuche angeführt, welche mit der beschriebenen Methode angestellt wurden; die dritte Abtheilung ist der Prüfung dieser Versuche gewidmet und enthält einige Bemerkungen über die Theorie der Wärme; im vierten Theile sind wichtige Bemerkungen über Verbrennung und Athmung gemacht. Im zweiten Theile finden wir den Wiederabdruck der ergänzenden zweiten Abhandlung der beiden französischen Forscher, die als eine Fortsetzung der früheren Abhandlung angesehen werden muss. Wenn auch manche in dieser Schrift vorgetragenen Lehren als veraltet zu betrachten sind, ist dieselbe doch jedenfalls für die Calorimetrie bahnbrechend gewesen.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Dr. Max Ebeling, Tabelle der chemischen Elemente. Essen, Verlag von G. D. Bädeker.

Diese Wandtafel, 1·93 m hoch und 2·34 m breit, wird nur aufgezogen auf Leinwand, mit rother Seidenband-Einfassung und schwarz polierten Rundstäben zum Preise von 24 Mk. abgegeben. Sie behandelt in guter Übersicht und guter kräftiger Schrift 69 Elemente. Die großen Buchstaben der Namen haben 3·5 cm, die kleinen circa 2·5 cm Höhe. Die Columnen enthalten: 1. die Nummer, 2. den Namen des Elementes, 3. sein chemisches Zeichen, 4. sein Atomgewicht, 5. eine graphische Darstellung von Atom und Molecül, 6. das specifische Gewicht, 7. den Schmelzpunkt in ° C., 8. den Entdecker und die Zeit der Entdeckung.

In Fußnoten sind angegeben: Gebrauchte Abkürzungen, dann Notizen über vier zweifelhafte Elemente, ferner Erklärungen über die Art der graphischen Darstellung von Atom und Molecül. Die nicht durchbrochenen Rahmen deuten an, dass die Daten auf experimenteller Grundlage beruhen, während die durchbrochenen Rahmen den hypothetischen Charakter der Auffassung zum Ausdruck bringen.

Die Arbeit kann als recht gelungen und empfehlenswert bezeichnet werden.

Wien.

Joh. A. Kail.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Unser Gymnasial-Unterricht. Bekenntnisse von Alethagoras, Gymnasiallehrer. 2. umgearb. Aufl. Braunschweig 1894. 52 SS.

Derselbe, Gymnasiale Bildung und sittliche Erziehung der Jugend. Braunschweig 1894. 50 SS.

Die Erörterungen über Grundlage und Ziel des gelehrten Unterrichtes an der Mittelschule und besonders an dem Gymnasium haben sich seit einem Jahrzehnte etwa an Umfang und Lebhaftigkeit stetig gesteigert; sie haben auch den engeren Kreis der an der Sache zunächst Bethelligten, der »Schulmänner« oder »Fachgenossen«, längst überschritten; diese wenden sich mit ihrem Für und Wider an die »öffentliche Meinung« und andere, welche der Schule fernstehen, treten als »Sprecher der öffentlichen Meinung« an die »Herren vom Schulfache«, ja selbst an die »staatliche Unterrichtsverwaltung« mit ihren Beobachtungen und Wohlmeinungen heran. Solange der Streit ohne Voreingenommenheit und Leidenschaftlichkeit von der einen oder anderen Seite, also unter dem klar bewussten Willen, dem Besten der Sache zu dienen, geführt wird, mag er mit Freuden zu begrüßen sein: ist doch die Erziehung der Jugend eine »öffentliche« Angelegenheit. Von verderblichen Folgen wird aber der Kampf, wenn er den sicheren Boden der Wahrheit verläßt und unter dem Anscheine von Wissenschaftlichkeit im öffentlichen Leben Aufklärung geben will. Dann wankt und schwankt das Vertrauen, und in demselben Maße, in welchem es schwindet, setzt sich Zweifel und Mißtrauen an seine Stelle, und dieser »Skepticismus«, der sozusagen in der Luft liegt, hat auch schon die Jugend angegriffen und verdirbt ihr die Lust an der nun einmal nothwendigen Arbeit. »Die Misserfolge, die der altsprachliche Unterricht auf unseren Gymnasien aufweist, sind zum Theil — aus dieser Thatsache psychologisch zu erklären« (Gymn. Bild. S. 11). Hier hat offenbar »Alethagoras« die Wahrheit gesprochen. Aber hinter dem vorgenommenen Ziele, diesen Skepticismus zur vollen Verneinung zu bringen und die Gemeenschädlichkeit des von ihm sogenannten »Classicismus« darzuthun, ist er weit zurückgeblieben. Zwar macht er sich nur

anheischig, einen Theil der ganzen Aufgabe zu lösen. „Aus einem fanatischen Anhänger des Classicismus zu einem ebenso entschiedenen Gegner desselben geworden, vergleicht er sich mit jener gröberer Sorte von Baumeistern, die unter dem Dachstuhl und in den Kellern herumklettern, die Wände, die Dachsparren und die Fundamente des Gebäudes auf ihre Baufestigkeit hin prüfen. Ist die Baufälligkeit des alten Gebäudes nachgewiesen, erst dann thun sich die feineren Baumeister zusammen, den Plan des Neubaus zu entwerfen“ (Gymn.-Unterr. S. 38, 51). In dem alten Gebäude ist nun soviel des Faulenden und Morschen zu finden, dass es jedermann wundernehmen muss, wenn es nicht sofort von selbst zusammenstürzt. „Der Classicismus stellt der Jugend die Griechen und Römer in einem gefälschten Idealismus dar, er verwirrt ihre moralischen Begriffe, drängt das Christenthum zu Gunsten der heidnisch-materialistischen Weltauffassung zurück, er ist der Vor- und Mitarbeiter des Pessimismus und führt zu bedenklichen socialen Wirkungen, indem er nicht nur die Stände untereinander, sondern auch den durch den Classicismus gebildeten Theil der Gesellschaft dem eigenen Volke entfremdet“ (Gymn.-Unterr. S. 37 ff.). Bei so schweren Anklagen muss es doppelt befremden, wie *„Alethagoras“* überhaupt noch dem classischen Alterthume gerecht werden kann. Freilich ist es die Geschichte, welche ihr Urtheil festgestellt hat. Der Verf. muss also die Bedeutung anerkennen, welche der *„Classicismus“* für die deutsche Bildung zur Wende des 18. Jahrhunderts hatte (Gymn.-Bild. S. 8. Gymn.-Unterr. S. 9), und hätte er drei Jahrhunderte in der Geschichte zurückgeblättert, so stünde er vor derselben Wahrheit für die ganze europäische Cultur. Sollte nun ein geschichtliches Gut, das schon so oft und in so hohem Grade seinen Gehalt bezeugt hat, sich auf einmal ins Gegentheil verkehrt haben? Aber freilich, die *„classische Bildung“* wendet das Antlitz des heranwachsenden Geschlechtes rückwärts in eine abgethane Zeit, und für das jetzige Geschlecht gilt es, *„eine Verjüngung des höheren Bildungswesens durch einen tiefen Schnitt im Sinne einer größeren Annäherung an die geistige Bewegung der Gegenwart zu erzielen“* (Gymn.-Unterr. S. 5). Und nochmals muss man sich wundern. Nicht vollends soll hierbei der *„Classicismus“* aus dem höheren Bildungswesen genommen werden. Der Verf. meint nämlich mit vielen anderen, dass *„das eigentlich Bildende an dem griechischen Unterrichte, die Bekanntschaft mit dem Gedankengehalte griechischer Schriftsteller und der eigenenthümlichen Ideenwelt, die das Hellenenthum herstellt, für die nachwachsende Jugend in viel vollkommener Weise gesichert wurde, wenn man ihr statt der Originalwerke gute Uebersetzungen in die Hand gebe. Denn eine geistige Auffassung des Inhaltes der griechischen Classiker durch die Jugend wird durch die Schwierigkeiten behindert, die dem Lesenden die ungenau noch entwickelte griechische Sprache bietet und deren Ueberwindung ungeschulte und ungewohnte Hingabe an eine mühselhaft und so widerlich für Schüler, von anderen Unterrichtsgegenständen in gleichem Maße in Anspruch genommen, nicht viel Zeit, und wie die Verhältnisse einmal liegen, meist auch nur wenig inneren Trieb hat. — Selbst von den kühnsten Pessimisten, die heute für uns die Schwierigkeiten*

der griechischen Sprache bilden, würden wir Lehrer nicht mehr nöthig haben, uns auf eine kurze Blütezeit der griechischen Literatur zu beschränken und selbst von dieser den Schülern nur einige auserlesene Capitel zu kosten geben, sondern wir würden unsere Umschau auf das ganze Gebiet der griechischen Literatur ausdehnen und die Jugend von allen Zeiten dasjenige in vollen Zügen genießen lassen können, was ihren Geist am besten widerspiegelt« (Gymn. Bild. S. 34). Hier also liegt der Knoten der Streitfrage: Wenn für die Jugend die Kenntnis des classischen Alterthums eine Bedeutung hat — und selbst von den Gegnern des »classischen Gymnasiums« wird den Griechen diese Bedeutung zuerkannt — kann »die eigenthümliche Ideenwelt, die das Hellenenthum darstellt«, ohne der Hellenen Sprache im gelehrten Unterrichte gehoben und vermittelt werden? Man will nicht alle Quellen, die uns von den »Alten« her fließen, zuschütten, nur der einen Quelle, der stärksten und klarsten, die uns strömt, der Sprache glaubt man entzathen zu können, und dies hauptsächlich aus dem Grunde, weil es etwas schwieriger ist, daraus zu schöpfen.

Der Verf. unternimmt es auch weiter, den Aufriss des neuen Gebäudes zu zeichnen. Als Ersatz für den Ausfall der classischen Sprachen soll nun das Englische und Französische herangezogen werden; nähere Vorschläge werden jedoch nicht gegeben (Gymn.-Unterr. S. 21). Der Wert dieser »lebenden« Sprachen ist ja derber zu greifen als der des »totden« Griechisch und Latein, allein wir dürfen unser Auge nicht vor der Thatsache verschließen, dass gerade die »praktischen« Engländer und die »feingebildeten« Franzosen so eifrig daran sind, die classische Bildung zu fördern und zu pflegen. Eine eingehendere Würdigung erhält der Unterricht in der deutschen Sprache, und ihm wird natürlich unter solchen Voraussetzungen eine bedeutende Erweiterung und Vertiefung zutheil. Nicht nur die Werke der Dichtkunst sollen ihre Verwertung finden, sondern auch die reichhaltige und gediegene historische und wissenschaftliche Literatur (Gymn.-Unterr. S. 23). Die ethisch-ideale Bildung der Jugend ist ihr Endzweck. Niemand wird die Berechtigung dieser Forderungen verkennen. Vielleicht wird der »vertiefte« deutsche Unterricht die begrabenen classischen Studien wieder erwecken. Es ist kein Geringerer als der »Germanist« Wilh. Scherer, der uns solches in Aussicht stellt. »An ihm (Goethe) vor allem gilt es, die Lehrer zu bilden, welchen der deutsche Unterricht in unseren Schulen übertragen wird. — Hat Goethe den Thron bestiegen und herrscht er über die Geister der Jugend, so werden die Weisen und Dichter Athens sich von selbst zu ihm gesellen« (Aufsätze über Goethe, S. 10). Der oben genannte Gedanke, den gelehrten Unterricht der geistigen Bewegung der Gegenwart mehr zu nähern, soll ferner auch in der Geschichte zum Durchbruch kommen. Auch hier verkennt der Verf. die Bedeutung nicht, welche die Geschichte des Alterthums »durch ihre Geschlossenheit und Durchsichtigkeit der einfacheren Lebensverhältnisse« bietet, »hier wäre es möglich, die allgemeinen Gesetze der geschichtlichen Entwicklung an einem concreten Beispiele zu verdeutlichen« (Gymn.-Unterr. S. 33 ff.). »Aber erstens«, fährt er fort, »kann ein solcher Geschichtsunterricht unmöglich die Aufgabe eines

Gymnasiums bilden, selbst wenn eine größere geistige Reife der Schüler, als wir sie jetzt vorfinden, eine solche Behandlung des Stoffes zuließe. Zweitens aber bliebe selbst in dem Falle, dass eine derartige Behandlung der Geschichte des Alterthums sich nicht von selbst verböte, ein ausführlicheres Eingehen auf die Geschichte der Neuzeit für die Zwecke des Jugendunterrichtes das Nähere und Wichtigere.« Und dieses Nähere und Wichtigere aus der Geschichte der Neuzeit soll, wie gleich im Anschluss ausgeführt wird, »durch Belehrung über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen und größere Betonung der Culturgeschichte wesentlich vertieft werden«. Und hier haben wir wieder den springenden Punkt. Wenn die Jugend kaum reif ist, einfachere Lebensverhältnisse zu durchschauen, wird sie eine größere Reife bekunden vor dem verwickelten und von so vielen widerstreitenden Anliegen aufgewühlten Leben der Gegenwart? Hiemit soll nicht gesagt sein, dass des Verf.s Forderung keine Berechtigung habe; der Einwand soll nur darauf hinweisen, dass es hier einen sicher führenden Weg gibt, das Verwickeltere und Schwierigere durch das leichter Fassliche zu heben. Und wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird gerade in unseren Tagen den Erscheinungen im social-wirtschaftlichen Leben der classischen Völker eine besondere Aufmerksamkeit zutheil; solche Fragen beschäftigten die »Alten« nicht bloß theoretisch, sie suchten sie nach ihren Verhältnissen wirklich zu lösen. Wenn ferner der Verf. klagt, dass der heutigen Gesellschaft der wahrhaft religiöse Sinn und ein christlich-sittlicher Wandel mangle (*Gymn. Bild.* S. 18 ff. *Gymn.-Unterr.* S. 45), so wird sich dieser Klage jeder billig Denkende anschließen. Nicht sofort aber kann der klar Denkende bei dem Vorwurfe sein, dass vornehmlich das heidnische Alterthum mit seinem angegedichteten Idealismus die schwere Schuld hieran trage. Und wenn wir genauer zusehen, so liegt auch nach des Verf.s Meinung die Schuld nicht hier. So heißt es *Gymn. Bild.* S. 21: »Dass in den Staaten, die auf dem Boden der modernen Entwicklung stehen, die gebildeten Stände sich vielfach gegen die Forderung einer größeren Betonung des religiösen Elementes in unserer Erziehung ablehnend verhalten, dafür ist der Grund zum großen Theile in dem unvereinbaren Gegensatze zu suchen, der zwischen der modernen Weltanschauung und dem starr theologischen Aufbau unseres Religionsunterrichtes besteht. Dieser Gegensatz würde bedeutend gemildert, wenn der wissenschaftliche Unterricht auf unseren höheren Schulen durch gerechtere Würdigung und Anerkennung des culturfördernden Wertes der christlichen Idee der Kräftigung des religiösen Bewusstseins bei unserer Jugend vorarbeiten, und umgekehrt der christliche Religionsunterricht in der wissenschaftlichen Forschung unserer Zeit nicht seinen unversöhnlichen Feind und Widersacher, sondern seinen Bundesgenossen und Helfer bei der Arbeit an der geistigen Veredlung des Menschengeschlechtes sehen würde.« Dass nun die »moderne Weltanschauung« und der »theologische Aufbau unseres Religionsunterrichtes« einander so feindlich gegenüberstehen, daran mögen die classischen Studien die geringste Schuld haben; Ursprung und Wege der Feindschaft liegen außerhalb der Grenzen des Unterrichtes an der Mittelschule, in

diese reichen nur die unseligen Folgen. Die Ausgleichung der Gegensätze muss deswegen auch außerhalb der Schule ihren Anfang nehmen, die Schule selbst als Pflanz- und Pflegestätte der Wahrheit und der Gesittung ist dann in erster Reihe berufen, an der Versöhnung im empfänglichen Herzen der Jugend mitzuwirken. Die Anfänge des Christenthums liegen im »heidnischen Alterthum«, hier hat es seine lebengestaltende Kraft so augenscheinlich bewährt; auch dürften sich so tief greifende Anliegen wie Wissenschaft und Religion kaum anders wieder finden, als wenn sie sich auf dem Boden ihres geschichtlichen Werdens auseinandersetzen, und auch hier wird es gelten, auf die Anfänge des Christenthums zurückzulenken. Und wenn je die Zeit der Versöhnung zwischen beiden kommen wird, vielleicht werden dann die classischen Studien ihre guten Dienste dazu bieten.

Reichenberg.

Dr. Ant. Frank.

Zur Frage der Privatlectüre.

Der hohe Erlass vom 30. September 1891 ist in dieser Zeitschrift wiederholt Gegenstand der Erörterung gewesen, zuletzt von J. Süss. Vieles, was Süss auseinandersetzt, wird in Fachkreisen Billigung gefunden haben. Wenn er aber Punkt 3 dahin interpretiert, »dass eine nicht genügende Mussleistung durch eine entsprechende freiwillige Leistung wettgemacht werden kann«, so dürfte er doch manches Bedenken erweckt haben. Wird dieser Grundsatz befolgt, so muss künftighin bei der Maturitätsprüfung aus Latein und Griechisch der Schwerpunkt offenbar in das Examen aus der Privatlectüre verlegt werden und fällt nicht mehr wie bisher in die Mussleistung, wenn dann von einer solchen überhaupt noch die Rede sein könnte; denn eine Mussleistung, die durch eine freiwillige Leistung ersetzt werden kann, also gar nicht geleistet zu werden braucht, ist eben keine Mussleistung mehr. Dass der hohe Erlass darauf abziele, »es dem strebsamen Schüler zu ermöglichen, sich auf alle Fälle einen genügenden Erfolg zu verbürgen« (nöthigenfalls durch eine freiwillige Leistung), dürften doch manche Fachcollegen erst dann glauben, wenn eine autoritative Interpretation in diesem Sinne vorliegt. Jedenfalls wäre dann das Examen aus Latein und Griechisch principiell verschieden von dem aus den anderen Disciplinen, die Gegenstand der Maturitätsprüfung sind. Vorläufig kann die Sache wohl noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden, und so möge denn eine neuerliche, von Süss' Ausführungen in einem wesentlichen Punkte abweichende Auseinandersetzung gestattet sein.

Es fragt sich, ob jeder Schüler, mögen seine Leistungen sonst sein wie immer, berechtigt ist zu ersuchen, dass ihm eine Stelle aus seiner Privatlectüre vorgelegt werde; denn dass er seinen Calcül durch eine befriedigende Leistung aus seiner Privatlectüre verbessern werde, wird jeder Schüler glauben, und es könnte sich oft genug treffen, dass gerade Schüler, die im Bewusstsein ihrer nicht entsprechenden Kenntnisse

aus Latein und Griechisch in der Prüfung aus der Privatlectüre das Rettungsmittel sähen, das ihnen über die nicht genügenden Pflichtleistungen bei der Maturitätsprüfung hinweghilft. — Trotzdem der Wortlaut der Stelle im Erlasse für die Auffassung zu sprechen scheint, dass jedem Schüler dieses Recht zustehe, da es heißt: »Jeder Schüler ist berechtigt zu ersuchen, dass ihm eine Stelle aus der Privatlectüre vorgelegt werde«, so ist doch kaum zu glauben, dass jeder Schüler die Entscheidung in seiner Hand hat, ob er aus der Privatlectüre zu prüfen sei oder nicht. Der Begriff »Verbesserung des Calcül« ist nicht in dem weiten Umfange zu nehmen, dass darunter auch die Verbesserung der Censur »nicht genügend«, welche dem Examinanden auf Grund der obligatorischen Leistungen ertheilt werden müsste, in die Censur »genügend«, eben auf Grund der befriedigenden Leistung aus der Privatlectüre, verstanden werden müsste, obgleich freilich auch das eine Verbesserung wäre, in vielen Fällen gerade die erwünschteste.

Gesetzt den Fall, ein Schüler hätte auf Grund der Pflichtleistungen in dem einen oder dem andern Gegenstande oder in beiden Gegenständen den Calcül »nicht genügend«. Hat er nun das Recht, auch in diesem Falle zu ersuchen, dass er aus seiner Privatlectüre geprüft werde, und macht er von seinem Rechte Gebrauch, so ist ein doppelter Fall möglich: entweder hat die Leistung aus der Privatlectüre, falls sie entspricht, noch einen Einfluss auf den Calcül, der auf Grund der obligatorischen Leistungen ertheilt worden ist, oder sie hat keinen. Ist das erstere der Fall, kann die Censur »nicht genügend« durch eine befriedigende Leistung aus der Privatlectüre noch verbessert und in »genügend« umgewandelt werden, so ist klar, dass die Entscheidung über Reife und Nichtreife des Schülers hinsichtlich des Lateinischen und Griechischen nicht von der obligatorischen, sondern in letzter Instanz von der freiwilligen Leistung abhängig wäre. Die Mussleistung und die freiwillige Leistung stehen dann in einem merkwürdigen Verhältnisse zueinander: die Mussleistung muss nicht geleistet werden; wird sie aber nicht geleistet, so muss die freiwillige Leistung geleistet werden, wenn der Schüler durchkommen will, und das will ja eben jeder. Selbstverständlich wird dabei vorausgesetzt, dass die freiwillige Leistung gut ausfalle; für den entgegengesetzten Fall kann es ja eine Controverse nicht geben. Hat aber die Leistung aus der Privatlectüre, mag sie entsprechen oder nicht, keinen Einfluss auf den Calcül »nicht genügend«, der sich auf Grund der obligatorischen Leistungen ergeben hat: dann ist das Examen aus der Privatlectüre ohne jeden Zweck und nur eine völlig nutzlose Verlängerung der ganzen Prüfung.

So führt die Annahme, es liege im Sinne des hohen Erlasses, dass jeder Schüler, auch wenn seine obligatorischen Leistungen nicht genügen, das Recht habe zu ersuchen, er möge zur Prüfung aus der Privatlectüre zugelassen werden, in jedem Falle zu unannehmbaren Consequenzen, und eine andere Interpretation scheint daher nicht bloß zulässig, sondern vielmehr geboten zu sein. Ein Schüler, der in den obligatorischen Leistungen entsprochen hat, ist berechtigt zu ersuchen, dass er auch aus

seiner Privatlectüre geprüft werde, wenn er durch eine solche Prüfung seinen Calcül verbessern zu können meint. Es wird dann natürlich von der Leistung aus der Privatlectüre abhängen, ob der Calcül zu verbessern ist oder nicht. Ein Schüler hingegen, dessen Pflichtleistungen schon an sich nicht genügend sind, so dass selbst durch eine befriedigende Leistung der Calcül nicht modificiert werden könnte, ist mit seinem Ansuchen um Zulassung zur Prüfung aus der Privatlectüre abzuweisen.

Da es in dem hohen Erlasse als selbstverständliche Voraussetzung hingestellt wird, „dass der Umfang und die Art dieser Lectüre (der Privatlectüre) mit Rücksicht auf die Fähigkeit des Schülers vom Lehrer als entsprechend befunden wird und dieser sich von der Gründlichkeit derselben überzeugt hat“, so ist damit ausgesprochen, dass der Schüler schon hinsichtlich der Wahl und des Ausmaßes der Privatlectüre den Rath des Lehrers einzuholen hat. Es ist auch natürlich, dass dem Schüler hinsichtlich seiner Privatlectüre nicht schrankenlose Freiheit eingeräumt werden kann; er könnte sonst leicht eine Auswahl treffen, die aus pädagogischen Gründen beanständet werden müsste. Im allgemeinen wird auch die Privatlectüre auf die Schulclassiker zu beschränken sein.

Im genannten Erlasse wird zwar eine „rationelle Leitung“ der Privatlectüre von Seite des Lehrers gefordert, aber es ist kein Zeitpunkt angegeben, wann der Lehrer den Schülern seine Rathschläge über Bedeutung, Wahl und Ausmaß derselben zu ertheilen hat. Das dürfte am zweckmäßigsten bei Beginn des sechsten Schuljahres geschehen; wenigstens hinsichtlich des Griechischen dürfte aus naheliegenden Gründen an einen früheren Zeitpunkt nicht zu denken sein. So wird der Schüler in die Lage gesetzt, die Privatlectüre im vorgeschriebenen Umfange und mit derjenigen Gründlichkeit zu betreiben, die auch für diese Art Lectüre verlangt werden muss, wenn sie für den Calcül der Maturitätsprüfung in Anschlag gebracht werden soll, und die ja auch von dem hohen Erlasse S. 248 ausdrücklich gefordert wird. Andererseits wird bei diesem Vorgange die Gefahr ferngehalten, dass der Schüler die Privatlectüre auf Kosten der gründlichen Präparation der Schullectüre betreibe. Da außerdem der Schüler bei der Privatlectüre innerhalb gewisser Grenzen seiner persönlichen Neigung folgen darf, so steht zu erwarten, dass er, wenn er früh genug für sich zu lesen beginnt, seine Privatlectüre vertiefe und freiwillig über das nothwendige Ausmaß hinaus erweitere. Und das will der Erlass, und darin besteht sein Hauptwert.

Da die Schüler von der VI.—VIII. Classe im Lateinischen, beziehungsweise Griechischen nicht immer dieselben Lehrer haben, so wäre die Frage zu überlegen, ob nicht die Fachlehrer jeder Anstalt zusammen im voraus die als Privatlectüre verwendbaren Materien festsetzen könnten. Als dem Geiste des hohen Erlasses widersprechend könnte ein solches Vorgehen wohl kaum bezeichnet werden. Denn einmal ist ja doch der Schüler bezüglich der Wahl und des Ausmaßes der Privatlectüre auf die Rathschläge des Lehrers angewiesen, wenn er nicht der Gefahr ausgesetzt sein soll, Missgriffe zu machen, andererseits würde bei diesem Vorgange noch immer die Forderung des Erlasses, dass der Individualität des

Schülers genügender Spielraum gelassen werden möge, erfüllt, wenn die Grenzen der für die Privatlectüre als zulässig erklärten Materien weit genug gesteckt sind. Es entstünde auf solche Weise eine Art Canon auf breiter Grundlage für die Privatlectüre, der gerade das Vorzüglichste, was die alten Classiker bieten, soweit es der Fassungskraft der Schüler angemessen ist, in weitem Umfange in sich fassen würde.

Eine Controle der Privatlectüre durch den Lehrer ist unerlässlich, und auch im Erlasse wird „eine rationelle Leitung“ für sie gefordert. Es fragt sich nur, wie sie geübt werden soll. Dieselbe außerhalb der Schulstunden vorzunehmen, dürfte kaum angehen; der Schüler muss auch Zeit finden zur Erholung und Kräftigung in freier Luft, Momente, deren Wichtigkeit gerade in der jüngsten Zeit nachdrücklich betont worden ist. Also muss die Controle in den Unterrichtsstunden vorgenommen werden. Dass sie oft geschehe, ist nicht möglich, wenn nicht störende Unterbrechungen der Schullectüre platzgreifen sollen. Das ist aber auch nicht nothwendig; der Schüler erhält bei der Lectüre in der Schule Anleitung genug, wie zu lesen ist; seine Privatlectüre wird er analog der Schullectüre betreiben. Am zweckmäßigsten dürfte es sein, wenn am Ende jedes Semesters nach Abschluss der Classification ein paar Stunden für die Controle verwendet werden. Weitläufige Erklärungen sind grundsätzlich zu meiden; dazu reicht die Zeit nicht aus. Der Lehrer wird nach vorgenommenen Proben nur zu entscheiden haben, ob die Lectüre richtig betrieben wird oder nicht. Wahrgenommene Mängel wird er allerdings constatieren und dem Schüler kurz andeuten, wie ihnen abzuhelfen ist.

Wien.

Dr. Joh. Eibl.

Zu den homerischen Waffen.¹⁾

Eine Entgegnung.

Als ich zu Beginn des vorigen Jahres meine Arbeit über die homerischen Waffen aus der Hand gab, that ich es natürlich mit dem Bewusstsein, dass damit ein Abschluss dieser interessanten Fragen noch keineswegs gegeben sei, dass vielmehr „berichtigend, ergänzend, erweiternd philologische Untersuchungen eingreifen müssten, ehe die Grenze des Wissens erreicht sein könne“. Die Nachricht, eine derartige Behandlung der Probleme, in Form einer Kritik meines Buches, stehe von berufener Seite in Aussicht, setzte mich daher in begreifliche Spannung. Diese Kritik, ein ziemlich umfangreicher Aufsatz aus der Feder des Herrn Gymnasialdirectors Dr. August Scheindler, ist im 5. Hefte des laufenden Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 398—430) erschienen.

¹⁾ Wir haben diesen Aufsatz, der offenbar nicht eine bloße Entgegnung sein will, in diese Abtheilung aufgenommen, da er ja auch eine für die Schule sehr wichtige Sache berührt. Es versteht sich übrigens von selbst, dass wir den Aufsatz Herrn Director Scheindler mitgetheilt haben, der ihn uns mit dem Bemerkten zurücksandte, dass er auf eine Erwiderung verzichte.

Die Redaction.

Leider muss ich aber gleich im vorhinein gestehen, dass diese Arbeit meine Erwartungen nicht erfüllte. Vor allem deshalb nicht, weil der Autor etwas anderes gab als er versprach. Er versprach eine philologische Nachprüfung meiner Resultate, thatsächlich jedoch suchte er dieselben im wesentlichen vielmehr sachlich zu widerlegen und trat mir auf allen Punkten als Angreifer entgegen. Er führte ganze Colonnen zum Sturm und das Victoriaschießen am Schlusse war lebhaft genug. Bevor ich jedoch kapituliere, will ich erst meine Wälle revidieren; vielleicht ist der ihnen zugefügte Schade doch nicht so groß, als die Zuversicht meines Gegners meint.

Ich hatte behauptet, das homerische Epos, wie wir es heute besitzen, zeige in seinen echten und alten Partien alle Haupthelden in der Kriegsrüstung der mykenischen Cultur: mit dem mykenischen Schilde, Gamaschen, einem pilosartigen Helme und ohne Metallpanzer (Plattenpanzer). Von dem mykenischen Schilde wären vielleicht beide näher beschriebene Arten anzunehmen, sichere Anhaltspunkte fände ich jedoch nur für den großen »Kuppelschild«. — Scheindler kennt dagegen mehrere Szenen, wo auch bei Haupthelden nur ein kleinerer Schild vorausgesetzt werden könne.

Dahin gehöre vor allem die Scene des Zweikampfes zwischen Achilleus und Hektor X 97 ff. »Den mykenischen Kuppelschild lehnt die Scene im ganzen und der Wortlaut im einzelnen ab.« Man denke, wie leichtsinnig ich gearbeitet haben muss! Hier und dort habe ich herumgeleuchtet und gerade diese Scene, in mancher Beziehung die wichtigste, konnte ich übersehen? Nein, das konnte ich natürlich nicht. Wenn ich sie nicht besonders behandelte, so geschah das einfach deshalb, weil sie mir nichts bot, was vom gewöhnlichen mykenischen Kampfschema abwich. Man prüfe selbst.

V. 97 lehnt Hektor, allein mit seinen trüben Gedanken, den Schild an einen Thurm. Das ist gleich anfangs ein charakteristischer Zug für den schweren Kuppelschild und findet anderwärts seine Analogien (Hom. W. S. 52). Was es beim Bügelschild bedeutet — wenn der Krieger nicht etwa als Schwächling erscheinen soll — entgeht mir. Nach dem Laufe um die Stadtmauer (auf den ich noch komme) beginnt der Kampf. Hektor weicht dem ersten Lanzenwurfe aus:

275 *ἔξετο γὰρ προΐδων* . . .

Hier legt Scheindler alles Gewicht auf *ἔξετο*: »Hätte Hektor den Kuppelschild, so könnte er nicht die Bewegung des Niederhockens machen.« Dass und wie man das konnte, glaube ich H. W. S. 15, 40 hinlänglich gezeigt zu haben. Nicht minder gewichtig als *ἔξετο* ist aber das *προΐδων*; wie man das beim »kleineren Schilde« zu verstehen habe, hätte Scheindler erklären sollen. Aber da wäre eben wohl nichts weiter zu bemerken. Dagegen malt das eine Wort die ganze Situation beim großen Standardschild, über dessen Rand der Krieger vorlugt, des Feindes Bewegungen beobachtend. — Endlich wäre die Stelle

324 *φαίνεται δ', ἣ κληίδες ἀπ' ὤμων αἰχρὴν ἔχουσιν,
λαυρατὴν* . . .

ganz unverständlich, wenn Hektor den Bügelschild hätte (ich kann Scheindlers Worte nur umdrehen), ganz klar ist sie beim mykenischen. Zwar geht Hektor V. 308 dem Feinde geduckt entgegen — auch das weicht nicht von der Regel, H. W. S. 16, 36 —, aber im Momente, wo er mit dem Schwerte ausholt, muss er sich aufrichten und da entblößt er sich notwendig gerade an der bezeichneten Stelle. Diesen Moment benutzt Achilleus. Den Bügelschild hingegen kann man in jeder Körperlage bis vor die Nase halten. — Bezeichnend für Achilleus »kleineren Schild« findet Sch.

313 πρόσθεν δὲ σάκος στέρνοιο κάλυπεν . .

»Vom mykenischen Schilde hätte der Dichter recht ungenau gesagt, er habe ihn vor der Brust.« Als Sch. dies schrieb, dachte er wohl noch nicht daran, dass er sieben Seiten später die Verse *K* 21 f., *I* 328 f. — wo es von Helden heißt, sie rüsteten sich ἀμφ' ὤμοισιν, obwohl sie auch die Beine bekleiden — als »Warnungstafeln für die Homereklärung« aufstellen werde? ¹⁾

Besonderen Anstoß gibt meinem Gegner der Lauf um die Stadtmauer (137 f.). »Mit dem Kuppelschilde kann man kaum gehen, gewiss aber nicht eine so große Strecke mit solcher Schnelligkeit laufen; Unmögliches lässt der Dichter seine Helden niemals verrichten.« Sicher, hier wird vieles als poetische Übertreibung in Abzug zu bringen sein: die Länge des Weges und vor allem der Grad der Schnelligkeit. Soll man denn homerische Vergleiche als Prosa nehmen? Ein Laufen überhaupt mit dem Kuppelschilde ist jedoch keineswegs unmöglich. Freilich wird man dabei den Schild nicht einfach hinten haben niederhängen lassen; aber man konnte ihn ja hinaufziehen. Man brauchte nur den Telamon von der Brust nach abwärts zu zerren und festzuhalten, so stieg der Schild längs des Rückens bis zum Hinterkopfe empor und reichte unten bis zu den Kniekehlen. So zu laufen war dann bloß eine Frage der Körperkraft und Ausdauer. Pfl egten doch auch die Dipylo n k r i e g e r, wie ich andeutete (H. W. S. 79), ihren Telamonschild beim Marsche mit einer Hand oben zu halten, um sein Anschlagen an den Körper zu hindern. Derlei Kunstgriffe ergeben sich von selbst. Also eine bare Unmöglichkeit liegt hier nicht vor, es ist nur unwahrscheinlich, dass jemand mit dem Kuppelschilde lang und rasch läuft. Aber gerade nach dieser Seite hat jeder Dichter volle Freiheit und hat sie namentlich in einer Zeit, wo gesteigerte körperliche Leistungen den hauptsächlichsten, wenn nicht einzigen Maßstab des Heldenhaften abgeben. Auch dem kriegsgeschulten Zuhörer waren derlei Übertreibungen nicht anstößig, ja sogar für seine Vorstellung von den gewaltigen Heroen unentbehrlich, falls nur das, was er selbst controlieren konnte, das eigentliche Kampfspiel — das für Halbgötter und Menschen gleichen Regeln unterlag — turnier-

¹⁾ *Φ* 17 gehört nicht daher. *φάσγανον ὄλον ἔχων* heißt: Achilleus hat an Angriffswaffen das Schwert allein. Das Schwert spielt in den epischen Kämpfen eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle. Die Eigenart der heroischen Schutz Waffen erklärt auch dies.

gerecht geschildert war. Und dieses Moment ist, wie gezeigt, hier durchaus in Ordnung. Hiezu erwäge man aber noch ein anderes.

Ein ähnlicher Gesichtspunkt gilt nämlich für die ganze Skamander-episode (Φ 233 f.), die »von einer Unmöglichkeit zur andern eilt«. Achilleus springt bewaffnet in den Fluss, und folgerecht schildert der Dichter an erster Stelle die Gefahr, in die der Held durch den großen, vor seinem Leibe hängenden bauchigen Schild selbst geräth (H. W. S. 38). V. 246 ist dieses Motiv erschöpft, und damit ist der Sache genug gethan. Damit die Handlung fortschreite und lebendig bleibe, muss nun Achilleus laufen und sogar im Flusse springen. Es ist unwahrscheinlich, dass er das mit dem mykenischen Schilde kann, aber es wäre unter Voraussetzung des Bügelschildes keineswegs wahrscheinlicher. Selbst ein ganz unbewaffneter Mann dürfte schwerlich imstande sein, inmitten eines reißenden Flusses, der ihm bis zur Schulter schwillt, sich überhaupt nur aufrecht zu halten, geschweige solche Bewegungen auszuführen. Was kümmert das den Dichter? Er braucht eben hier, wie in der vorerwähnten Scene, die Steigerung über das Menschenmögliche hinaus. In dem Bestreben, die künstlerische Situation total auszunützen, überschreitet er nicht bloß die Grenze des real Glaubhaften, sondern setzt sich sogar kühn mit sich selbst in Widerspruch. Aber über den hohen Wert dieses Kunstmittels der »doppelten Beleuchtung« und dessen häufige Verwendung hat Goethe beherzigenswerte Worte zu Eckermann gesprochen (Gespr. III, 18. April 1827) und die Sache an Beispielen aus Rubens und Shakespeares Werken erläutert. Er hätte die beiden Fälle hinzuziehen können, ja noch einen dritten.

Auch Sch. bezweifelt anscheinend nicht, dass der Telamonier Aias immer den »Thurmschild« trage. Dennoch springt dieser Held beim Schiffskampfe *O* 679 f. von einem Schiffe zum andern, wie ein Kunstreiter von Ross zu Ross. Kann er das mit dem mykenischen Schilde? So gewiss, als er ohne jeden Schild mit dem 22 Ellen langen Balkenspeerer sich »mit solcher Schnelligkeit« zu regen vermöchte.

Ξ 409 ff. schmettert Aias den Hektor mit einem großen Steine zu Boden:

412 *στῆθος βεβλήκειν ἐπὲρ ἄντρογος, ἀγχόδι δειρῆς.*

Sch. meint, beim großen Schilde, der vom Halse bis zum halben Schienbein reicht, hätten zwar Hals und Kehle, nicht aber die Brust über den Schildrand weg getroffen werden können. Folglich dachte der Dichter an einen Bügelschild. Mir würde dagegen die Scene total unverständlich sein beim Bügelschilde; beim mykenischen ist sie sehr einfach.

Nachdem Hektor 402 ff. einen vergeblichen Lanzenwurf gegen den herankommenden Aias gethan, zieht er sich vor ihm zurück mit zugewandtem Gesichte. Diese Art rückwärts gehend zu entweichen, ist bezeichnend für den mykenischen Schild, mit dem sich umzuwenden gefährlich ist (vgl. *O* 645 ff.). Derart sieht aber Hektor, was Aias nun beginnt. Einen Stein von solcher Wucht kann auch dieser Held nicht mit Blitzesschnelle aufheben: Hektor sieht ihn also sich danach bücken, den Stein heben und werfen. Was wird er da thun? Er wird den Wurf zu parieren

suchen in der gewöhnlichen Kampfstellung. Den Schild vor sich gestellt, das linke Knie in die Schildhöhlung, das rechte Bein nach rückwärts gestemmt (Hom. W. S. 16, 39), erwartet er den Anprall. Der Stein aber fällt über den Schildrand weg und jenseits des Schildes dem Hektor auf die Brust, die sich in ihrer vollen Breite darbietet. Einen Bügelschild hätte Hektor natürlich dicht an die Brust gehalten; ein Wurf über, d. h. hinter den Schild, wäre da nicht möglich gewesen.

Auch die Scene *E* 660 ff. bietet m. E. keine ernste Schwierigkeit. Des Tlepolemos Lanze trifft den Sarpedon in den linken Oberschenkel: natürlich, nehme ich an, durch den Schild, gegen den das linke Bein innen lehnt. Der Schild wird aber nicht dem Schenkel „angenagelt“. Die Lanze geht vielmehr augenscheinlich glatt durch die Schildwand hindurch, denn sie fliegt auch (hart am Knochen vorbei) fast ihrer ganzen Länge nach durch den Schenkel, so dass ihre Spitze hinten auf der Erde schleift, als Sarpedon weggeführt wird. Hat er in dieser Situation den mykenischen Schild vor dem Leibe hängen, so ist umso eher begreiflich, dass seine Gefährten den im Beine steckenden Schaft zunächst gar nicht gewahren.

Die Bedenken, die Sch. bezüglich *II* 791 ff. äußert, bekenne ich nicht zu verstehen. Weshalb der mykenische Schild des Patroklos infolge Apollons Schlag fällt, ja dass dies eine der wenigen Gelegenheiten ist, wobei ein solcher Schild überhaupt fallen kann, glaube ich Hom. W. S. 41 erläutert zu haben. Vollends, wiefern dieser Vorgang bei Voraussetzung eines Dipylonschildes „plan“ wäre, vermag ich nicht zu fassen.

Ebensowenig weiß ich mir zu erklären, was Sch. an Angaben wie *N* 156 ff., *II* 608 ff. anstößig findet, die bereits Helbig einleuchtend auf den mykenischen Schild bezogen hatte. Ganz dunkel ist die Bemerkung zu *II* 610:

(... ἄντα ἰδὼν [cf. προῖδων *X* 275] ἠλεύατο χάλκῃον ἔγχος
πρόσσω γὰρ κατέκρυψε.)

„Die Auffassung, dass Meriones sich hinter dem Schilde gebückt habe, ist völlig unmöglich, da das Aineias nicht hätte sehen können.“ — ? —

N 581 ff. kann doch kaum als Beweis gegen mich dienen, der ich diese ganze Episode für mehrfach verdächtig erklärte (Hom. W. S. 92) und noch erkläre. Unter die Ausnahmen setzte ich die Stelle im Schildcapitel gleichwohl deshalb nicht, weil dieser Dichter offenbar überhaupt an keinen Schild denkt, weder an einen mykenischen noch an einen andern.

Ähnlich verhält es sich *A* 234 ff. Zunächst muss ich einräumen, dass meine Hom. W. S. 105 geäußerte Meinung, θώρηξ könne *V*. 234 für „Schild“ zu nehmen sein, unhaltbar ist. Nach dem Wortlaute der Scene kann Agamemnon unmöglich einen mykenischen Schild vor dem Leibe tragen. „Also muss er hier einen kleinen Schild haben, der nicht bis zur ζώνη herabreicht“, sagt Sch. Ich würde gerade diese Scene gerne preisgeben; es geht aber leider nicht. Sie steht in demselben Gesange, in dem sich Agamemnon 200 Verse früher, eben für die hier erzählten Kämpfe, mit einem Schilde gerüstet hat, den der Dichter — trotz aller Wunderlichkeiten, womit er ihn sonst ausstattet (Hom. W.

S. 55) — doch als

Α 32 ... ἀμφιβρότην πολυδαίδαλον ἀσπίδα θούρον
bezeichnete. Er wollte demnach sicher keinen Bügelschild verstanden haben. Es bleibt also nur folgende Wahl: entweder Agamemnon trägt hier den mykenischen Schild auf dem Rücken statt vor der Brust; oder aber der Dichter malte sich die Scene überhaupt nicht deutlich aus und dachte an gar keinen Schild.

Das sind die Stellen, die den Gebrauch des Bügelschildes in der epischen Zeit gegen mich erweisen sollten.

Anhangsweise nimmt Sch. noch auf Σ 370 ff. Bezug, wo Poseidon die Achaier ihre Waffen gegen stärkere, namentlich die Schilde gegen größere, vertauschen heißt. „Die Verse zeigen zum mindesten, dass die Zeit, in der die Ilias ihre heutige Gestalt erhielt, zwei Schildtypen in der Ilias kannte.“ Wer mein Buch nicht kennt, dem muss das so klingen, als ob ich diesen Umstand geleugnet hätte, während ich ihn doch mit besseren Beispielen belegte. Gerade dieses hatte ich nicht beigezogen, weil es mir nicht eindeutig genug war. Zwei Schildtypen sind sicher gemeint; aber es könnten die beiden mykenischen sein (Hom. W. S. 23). Brauchbar war mir die Scene nur im Panzercapitel (Hom. W. S. 100), da das Nichterwähnen des Panzers in ihr symptomatisch ist, umsoehr, je jünger sie ist.

Auch gegen die Realität des Achilleusschildes hat Sch. Bedenken. Er sucht zu zeigen, dass ich die Gerichtsscene Σ 497 ff. falsch interpretiert habe. Ohne darüber hier in eine Discussion einzugehen: gut, es sei so. Ich mag mich geirrt und der Dichter soll die Scene richtig verstanden haben. Jetzt käme also der Nachweis, dass dieser Umstand, oder noch andere, die Annahme der Realität unmöglich machen. Wo bleibt der? Er wird ersetzt durch die einfache Versicherung Sch.s, dass er die Realität des Schildes „niemals und niemand“ glaube. Ich fürchte, dieses Argument wird manchem nicht genügend erscheinen.

Wieweit mein Gegner den Widerspruch treibt oder sich von ihm treiben lässt, erbellt am besten aus seinen Bemerkungen zur Dolonie. Ich hatte gemeint, dies sei einer der Fälle, wo der Dichter statt mykenischer Schilde Bügelschilde im Sinne gehabt haben müsse, weil er Diomedes und Odysseus reiten lässt, was mit dem mykenischen Schilde unmöglich ist. „Gemach“, sagt Sch., „der Schluss ist unrichtig.“ Die Schilde können doch mykenische gewesen sein; die Helden haben sie beim Reiten vor sich auf die Hälsen der Pferde gelegt. — Die Wirkung dieses hübschen Scherzes will ich durch keine Beleuchtung stören.

Bezüglich der Epitheta πάντοσ' ἔιση und εὐκυκλος kann ich nicht mehr sagen, als ich Hom. W. S. 22, 25 vorbrachte. Nicht mit mir, sondern mit den dort citierten Stellen muss sich Sch. auseinandersetzen suchen.

Die Schwere der epischen Schilde schien mir unter anderem den merkwürdigen Gebrauch zu erklären, den die Helden vom Streitwagen machen: mehr als Equipage, denn als Schlachtwagen im eigentlichen Sinne. Die Helden bekämpfen einander in der Regel zu Fuß, vom Wagen

nur ausnahmsweise. Nach der Ansicht Sch.s ist die Sache gerade umgekehrt: Fußkampf Ausnahme, Wagenkampf die Regel. Zum Beweise dessen bringt er 33 Stellen bei.

Von diesen kommen aber 18, wo ein „Wagenkampf“ gar nicht vorliegt, sofort in Wegfall:

1. E 199 ff. heißt *ἄρχεῖεν* nur als Anführer vorauffahren;
2. 3. E 580, O 445 werden nicht Wagenkämpfer, sondern Lenker getödtet;
4. P 458 kämpft Automedon nicht vom Wagen, sondern die Pferde gehen ihm durch;
5. A 420 kämpft Chersidas nicht vom Wagen, sondern er fällt, nachdem er von diesem zum Fußkampfe mit Odysseus abgestiegen ist;
6. Y 401 tödtet Achilleus den vom Wagen gesprungenen Hippodamas zu Fuß;
6. II 726 ff. fährt Hektor vom skäischen Thore in die Schlacht, lediglich um Patroklos zum Kampfe zu suchen. Bevor er noch abgestiegen, tödtet letzterer den Wagenlenker Kebriones durch einen Steinwurf. Nun steigt Hektor ab und beide kämpfen zu Fuß;
- 8.—14. E 609, A 92, 101, 320, 328, Y 459, 487 werden Krieger zu Wagen von Helden zu Fuß überrascht und getödtet, bevor sie sich noch zum Kampfe anschicken können. Bezeichnend hierfür ist A 92, wo Oileus, nachdem sein Gefährte Bianor solcherweise umgekommen, zum Kampfe gegen den Angreifer Agamemnon absteigt und nun zu Fuße erliegt;
15. E 153 fahren die Troer rasch heran, damit ihnen Patroklos' Leichnam nicht entführt werde; Hektor kämpft über der Leiche zu Fuß;
16. M 81 verlassen die Troer ihre Wagen;
17. 18. M 110, O 252 dringen die Troer zu Wagen bis zum eigentlichen Kampfplatze weiter vor; an letzterer Stelle führt sie Hektor gehend.

Unter den übrigen 15 Stellen, wo wirklich Kämpfe vom Wagen herab in Rede stehen, bilden 9 eine Gruppe für sich:

- 19.—27. O 88, A 122, 150, 158, 179, 525, 737, O 352, II 402 handelt es sich um Verfolgung und Vernichtung von Flüchtigen. Fliehende aber, hatte ich Hom. W. S. 53 ausdrücklich betont, verfolgen — gleich den Königen auf mykenischen Grabstelen — auch homerische Helden bisweilen (vielleicht hätte ich sagen sollen häufig) zu Wagen. Sie thun es aus demselben Grunde, weshalb sie in die Schlacht fahren, weil dauernde oder rasche Bewegung mit dem heroischen Schilde für alle beschwerlich, für viele unmöglich ist.

An diese Fälle reiht sich ganz dicht:

28. A 505 ff. Hektor donnert über das Schlachtfeld und schlägt alles nieder, was ihm in den Weg kommt: keine Helden wahrhaftig, sondern den Troß der *πύων*, mit dem es für ihn keinen ehrenvollen Kampf gibt, wobei abzusteigen der Mühe lohnte, und den er sonst ignoriert (II 730), wenn er einen ebenbürtigen Gegner vor sich weiß.

Ich brauche kaum zu sagen, dass ich diese Schlächtereien nicht im Auge hatte, als ich von den ausnahmsweisen Kämpfen zu Wagen

sprach. Damit zielte ich nur auf die fünf letzten Stellen: *Δ* 303 ff., *E* 221 ff., 835, *O* 384, *P* 605. Diese Fälle sind nun in der That mehr oder weniger deutlich als Ausnahmen charakterisiert.

29. *Δ* 303 ff. gibt sich ganz in diesem Sinne. Nestor lehrt seine Leute eine Kampfweise, die nach seinen eigenen Worten von der Regel abweicht. Keiner soll zum Einzelkampfe vorauffahren, sondern in geschlossener Colonne vordringend sollen sie auch während des Gefechtes auf dem Wagen bleiben: das wäre besser als jenes, so hätten die Ahnen gekämpft. Nestor erinnert sich einer Zeit, wo der Wagen wirklich noch Schlachtwagen war, was er jetzt nicht mehr ist. Das letztere ist für uns das wichtige; ob im übrigen Nestor (bezw. der Dichter für ihn) mit seiner Erinnerung recht hat, ist Nebensache. Dass sein antiquarischer Rath praktische Folgen hätte, zeigt sich nirgends.
30. *E* 850 ff. Diomedes' Bekämpfung des Ares vom Wagen herab wird seine Begründung darin finden, dass sich der Dichter den Kriegsgott (wie anderwärts) von übermenschlicher Größe denkt, was ja schon aus der Macht seines Gebrülls (*V.* 859 ff.) und der Art seines Angriffes (über das Joch der Pferde weg) zu schließen wäre. Daher hat Diomedes von dem erhöhten Standorte bessere Aussicht, den Unhold wirksam zu treffen.
31. Für *O* 386 scheint auf den ersten Blick ein ähnlicher Gesichtspunkt maßgebend zu sein, indem hier die Troer von ihren Wagen aus die Griechen oben auf den Schiffen bekämpfen. Der Dichter meinte es aber doch wohl anders. Aus der offenen Feldschlacht haben sich die Achaier *V.* 320 f., durch den Aegis tragenden Apollon erschreckt, in wilder Flucht nach ihren Verschanzungen gewendet; die Troer unter Hektors Führung verfolgen sie — natürlich zu Wagen. Bei den Schiffen machen die Fliehenden halt und kehren sich gegen die Angreifer. So kommt der Kampf gerade *V.* 385 wieder zum Stehen, und es versteht sich, dass bei diesem ersten Anprall die Troer noch zu Wagen sind. Dann aber entwickelt sich das Gefecht in der gewöhnlichen Weise, als Fußkämpfe zwischen den einzelnen Helden.
32. *E* 221 ff. Pandaros wird von Aineias eingeladen, gemeinsam mit ihm Diomedes zum Kampfe entgegenzufahren, wobei Pandaros, der als Schütze nicht hoplitenmäßig gerüstet ist, die Rolle des Wagenlenkers übernehmen soll, während Aineias ordnungsgemäß zu Fuße kämpfen will — oder Pandaros soll selbst den Kampf übernehmen (wohl mit den Waffen des Freundes). Beides verwirft Pandaros; er zieht vor, vom Wagen herab einen Lanzenwurf auf Diomedes zu thun. Der Wurf misslingt und wird sofort durch einen besseren vergolten: nun steigt der Hoplit Aineias zum Fußkampfe ab.
33. *P* 605 ff. Während die Achaier, durch Zeus erschreckt, schon im vollen Rückzuge sind, wirft Idomeneus vom Wagen aus noch einmal nach Hektor, dann flieht er selbst.

Das Fehlen des Wagens bei den Bogenschützen erklärt sich aus dem Fehlen des Schildes bei dieser Kämpfergattung. Sie können wie die

gewöhnliche „Mannschaft“ zu Fuße gehen, weil sie keine Waffe zu tragen haben, deren Gewicht ihre Kraft vorzeitig lähmte. Das soll auch nicht richtig sein: der Schütze fahre vielmehr deshalb nicht, weil er vor allem einen festen Stand auf dem Erdboden brauche. Falls meinem Gegner ägyptische und assyrische Kriegsdarstellungen nicht erinnerlich sein sollten, wo der im Schlachtgewühl fahrende König stets als einzige Waffe den Bogen führt, so darf ich ihn wohl — zum Belege, dass man auch im ältesten Griechenland vom Wagen zu schießen verstand — auf den Hom. W. Fig. 35 veröffentlichten mykenischen Goldring, mit der Darstellung einer Hirschjagd, verweisen.

Die Erörterung über die Beinschienen beginnt Sch. mit den Worten: „Es ist klar, dass derjenige, der den großen mykenischen Schild als den ausschließlichen der epischen Zeit ansieht, mit den Beinschienen nichts anzufangen weiß.“ Es ist aber gerade im Gegentheile klar, dass, wer den Bügelschild zum Ausgangspunkt seiner Erwägungen nimmt, mit den Beinschienen nichts anfangen kann. Statt Betrachtungen anzustellen über die besondere Gefährlichkeit einer Verletzung des Schienbeins, hätte Sch. versuchen sollen, von seinem Standpunkte aus zu erklären, weshalb vor allen Völkern gerade die Griechen und diese gerade in der älteren Zeit so besorgt um jenen Körpertheil waren, sie, die nach Sch.s Ansicht in der Regel vom Wagen kämpften, durch dessen Korb „Unterleib und Beine geschützt waren“; ¹⁾ weshalb an der einzigen Iliasstelle, die etwas näheres über *κνήμιδες* mittheilt, diese aus weichem Zinn bestehen; weshalb das Epitheton *χαλκοκνήμιδες* nur an einer notorisch jungen Stelle erscheint — usw. Allerdings ist ein Hieb auf die Schienbeine sehr gefährlich: aber in den meisten Fällen gefährlicher für den, der ihn führt, als für den, dem er zugebracht ist. Auch kommt unter den zahllosen Verwundungen verschiedener Körpertheile im Epos ein Wurf auf das Schienbein nur einmal vor (Φ 591) und das ist ein entschiedener „Sauhieb“.

Dass die Episphyria, wo sie nicht erwähnt werden, auch nicht anzunehmen seien, habe nicht ich gefolgert. Ebenso muss ich den Widerspruch ablehnen, in den ich mich dadurch gesetzt haben soll, dass ich einerseits den mykenischen Schild als eine Herrenwaffe erklärte, andererseits meinte, die Episphyria seien bei geringeren Leuten nur aus Leder (statt aus Gold oder Silber) zu denken. Die Geringeren sind nicht die „Masse, die das Laiseion trug“, sondern es ist die Schar der Freien damit gemeint, die als Bankgenossen der Könige alle Rechte mit diesen theilen, aber an Reichthum unter ihnen stehen. Wenn die Achaier schlechthin *ἐκκνήμιδες* heißen, so besagt das gerade soviel, wie

¹⁾ Auch diese „sachliche Bemerkung“ stimmt nicht: vgl. N 398, II 466. Woher hat Sch. seine Anschauung vom epischen Kriegswagen? — Der Einfall, Wendungen wie *ἵππων ἐπιβαίνειν* oder *ἀφ' ἵππων ἄλλο χαμῶζε* und den Ausdruck *ἵππις* selbst von einem ursprünglichen Reiten ableiten zu wollen, geht fehl. Diese Dinge erklären sich anders. Darüber hoffentlich nächstens.

wenn die Troer summarisch *ἱππόδαμοι* genannt werden. Es folgt aus dem Charakter der höfischen Dichtung, dass immer nur die Hoffähigen als die Achaier und die Troer zählen.

Dass Δ 517 ff., wo Peiroos den Diores mit einem Steine am Knöchel trifft, die *κνημῖδες* nicht erwähnt sind, versteht sich von selbst; denn diese sitzen über dem Knöchel.

Das Capitel über den homerischen Panzer ist für Sch. nach Methode und Resultaten das schwächste. Er hat den Eindruck, dass ich mit einer vorgefassten Meinung an den Gegenstand herantrat. In letzterer Hinsicht hat er jedenfalls recht. Ja, mein ganzes Buch ist eine Kette von vorgefassten Meinungen, deren Stichhaltigkeit ich Schritt für Schritt durchzuprüfen versuchte. Nicht weil die bisher vorhandenen mykenischen Denkmäler keinen Plattenpanzer zeigen, sondern weil der Gebrauch des mykenischen Schildes undenkbar ist in einer Epoche, die solchen vollkommeneren Leibschatz kennt, schloss ich diesen Panzer aus der mykenischen Periode aus. Weil ich fand, dass auch das Epos den mykenischen Schild als einzigen Schildtypus kenne und kennen wolle, schloss ich, der Plattenpanzer könne auch in der Ilias nicht mit Recht stehen, obwohl er heute zweifellos darinnen ist. Das soll eine falsche Methode sein? Sehr wohl, sehen wir also, was Sch. mit der seinigen ausrichtet. Ich will nur einige seiner Einreden vornehmen und mich im übrigen so kurz als möglich halten.

Ich hatte als ein Kennzeichen der späten Interpolation des Plattenpanzers in das fertige Epos den Umstand angeführt, dass durch seine Einfügung der ursprünglich klare Zusammenhang vieler Stellen gestört worden sei. Sch. findet es unglaublich, dass ein Sänger oder Rhapsode in einen klaren Zusammenhang einen Zusatz einfügte, der die Sache verwirrte. Nun — die Verwirrung ist für uns da, die wir auf sachliche Anschauung dringen und durch unser historisches Wissen dazu befähigt sind, und sie wäre für die »homerischen« Griechen dagewesen, die aus der Kenntnis ihrer Zeit heraus dieselbe Forderung hätten stellen können; für späte Rhapsoden und die ganze Folgezeit, wo das Epos nur literarisch fortlebte, lag die Sache ganz anders. Seitdem das lebendige Bewusstsein von dem Wesen der heroischen Bewaffnung untergegangen war, gieng das plastische Verständnis der geschilderten Scenen in vielen Einzelheiten von selbst mit unter. Damit aber fing die Verwirrung bereits an. Ein kriegsgeschulter Zuhörer schon des 8. oder 7. Jahrhunderts wird z. B. bei Anhörung der Zweikämpfe Aias-Hektor oder Achilleus-Hektor gewiss den Kopf geschüttelt und gedacht haben: »Zum Henker, wie kann Hektor dem Steine die Brust ungedeckt hinhalten und sich von Achilleus so ohneweiters in die Kehle stechen lassen? Ich hätte meinen Schild besser zu regieren gewusst, als dieser Held, der mit seiner Kunst der Schildlenkung so rühmredig ist!« War aber einmal die Concession gemacht, dass man in diesen Schilderungen nicht alles zu genau nehmen dürfe und manches auf sich beruhen lassen müsse, dann war auch das Recht gewonnen, Einzelheiten einzufügen, deren Fehlen der neuen Vor-

stellungsweise gar zu störend erschien. Dass solche Zusätze das Verständnis des Gegebenen nothwendig noch mehr beeinträchtigten, verschlug nun nichts mehr. Im übrigen habe ich nirgends behauptet, dass man die Scenen mit diesen Zusätzen gar nicht verstehen könne: man versteht sie ja bis auf den heutigen Tag damit.

Es erregte meine Verwunderung, dass die Krieger ihre Panzer augenscheinlich allein anlegen, ohne Hilfe von Dienern, die dabei nicht erwähnt werden. Letzteres nennt Sch. »thatsächlich unrichtig« und verweist auf *H* 122, wo Diener dem Menelaos, als er vom beabsichtigten Zweikampfe mit Hektor wieder absteht, ἀπ' ὤμων τεύχε' ἔλοιτο. Die Stelle ist verständlich, wenn man an die mykenischen Waffen denkt. Den Schild und vermuthlich den Helm ließ man sich auf dem Kampfplatze abnehmen, weil sie sofort wieder anzulegen waren;¹⁾ einen Panzer aber —.

Das »eclatante Beispiel« dafür, dass aus dem Stillschweigen des Dichters nicht auf das Fehlen des Panzers in einer Scene zu schließen sei, zieht leider nicht. Agamemnon's ζῶστίηρ kann in der Rüstungsscene *A* 15 ff. nicht erwähnt sein, weil der Gürtel zum Chiton gehört (Hom. *W.* S. 106), den man selbstverständlich schon zuhause angezogen hat. Es war die bisherige irrite Meinung, dass der ζῶστίηρ zum »Panzer« gehöre, in welchem Falle das Schweigen allerdings anstößig wäre, hier und anderwärts.

Von Sch.'s Argumenten, wie begreiflich das Fehlen des Panzers in der Odyssee sei, hebe ich nur eins heraus. »Wenn im Megaron des Odysseus keine Panzer erwähnt werden, so erklärt sich das ganz einfach: im Megaron hiengen Waffen, die man für den Nothfall im Momente der Gefahr nöthig hatte.« Nein, sie hiengen da zum Schmuck der Wände, wie in den mittelalterlichen Rittersälen, und dazu wären Metallpanzer gerade besonders brauchbar. Das Megaron ist das Centrum einer großartig befestigten Palastanlage und kein Kriegszelt, wo man von einer Gefahr überrascht werden kann. Übrigens, was ist denn der Panzer für eine Waffe, wenn er keine solche ist, die man im Nothfalle, im Momente der Gefahr, nöthig hat?

Die berüchtigten Schwierigkeiten in *E* 98 ff. bestehen nach Sch. nur scheinbar: man müsse nur die »naturwahre Schilderung« verstehen. Dazu habe man vor allem zu wissen, dass Diomedes am Rücken getroffen wird, weil die epischen Schützen aus der Ferne im Bogenwurfe schossen. Also wie man heute aus Festungsgeschützen auf verdeckte Ziele schießt? Ja, das wusste man bisher freilich nicht! Schade, dass Sch. nicht versuchte, diese überraschende Entdeckung aus dem Epos selbst ein wenig zu belegen.²⁾ Schlimmer ist aber, dass sogar unter dieser abenteuerlichen Voraussetzung die Scene in ihrem weiteren Verlaufe

¹⁾ In diesem Sinne habe ich natürlich die Stelle selbst verwertet und auf andere verwiesen Hom. *W.* S. 52 ff.

²⁾ Nur nicht etwa mit *A* 375 ff.; denn das ist ein schlechter, weil zu kurzer Schuss; der Pfeil fällt, bevor er sein Ziel, die Weiche des Diomedes (*V.* 381) getroffen, nieder und trifft gerade noch Diomedes' Vorderfuß.

keineswegs verständlicher wird. 795 ff. ruht Diomedes und wischt sich das dunkle Blut ab; natürlich, meinte ich, von der Wunde, nicht vom Panzer. »Nein«, sagt Sch., »sondern unter dem Telamon am Rücken unterhalb der Schulter, wo infolge des straffen Anliegens des Telamons sich am meisten Blut gesammelt hat.« Das nennt also der Dichter *ἔλκος ἀναψύχειν*? Und wie kommt denn Diomedes auch nur an diese Stelle? »Ganz gut«, versichert Sch., »ohne Öffnung des Plattenpanzers; denn sie liegt nahe der rechten Achselhöhle, wo gewiss kein Panzer war.« Ich würde bitten, mir einen Plattenpanzer zu zeigen, der diese Stelle nicht bedeckt, und zweitens, mir das ganze Experiment einmal vorzumachen. Mein Gegner hat vielleicht gefunden, dass man »ganz gut« mit der linken Hand unter die rechte Schulter greifen kann. Diese Bewegung ist aber nur dadurch möglich, dass man die Schultern nach vorne gegen den Brustkasten und diesen selbst nach innen drückt. Wenn man eine Metallplatte je vor dem Rücken und vor der Brust hat, ist das nicht ausführbar.

Auch in der großen Menelaosszene *Α* 134 ff. bietet der Panzer für Sch. keinen Anstoß: denn »der Schluss, dass hier (V. 187, 216) *ζῶμα* ganz dasselbe ist wie *θώραξ* (V. 136), liegt auf der Hand«. Sicher weiß Sch., dass bereits andere diese Identität betonten (allerdings weniger zuversichtlich), ohne damit zum Ziele zu kommen? Was Studniczka dagegen einwandte, bleibt noch immer aufrecht, zumal auch Sch. Beweise für seine Behauptung nicht beibringt. — *Α* 151 erklärt Sch. so: »Menelaos sah Schnur und Haken (des Pfeiles) außerhalb des *θώραξ*, bezw. *ζῶμα*; hievon konnte er sich leicht überzeugen, wenn er den *ζωστήρα*, der, zum Aufschürzen des Chiton bestimmt, nur lose umgeschnallt war und weit abstand (?), mit der Hand ein wenig zurück, d. h. vom Körper abschob.« Also trug Menelaos untereinander Zoster, Chiton, Panzer, Mitra; mit anderen Worten, den Chiton über dem Panzer!

Agamemnons Panzer *Α* 19 ff. schien mir schon aus rein archäologischen Gründen verdächtig. Dagegen kann Scheindler nur sagen, dass bei der geringen Zahl der vorhandenen Monumente ein stichhältiger Grund gegen die Echtheit dieser Stelle nicht mit Sicherheit gefolgert werden kann. Nicht die Zahl der Belege ist von Belang, nur das Gewicht der einzelnen; dieses richtig abzuschätzen, darauf kommt es eben an.

Im Zweikampfe Aineias-Achilleus *Υ* 259 ff. habe ich wieder »die Naturwahrheit der Schilderung verkannt«, als ich meinte, der Wortlaut V. 261—266 verbiete, an einen Panzer bei Achilleus zu denken. Der Held streckt erschrocken den Schild von sich, als diesen die Lanze trifft: der Thor, sagt der Dichter, der nicht bedachte ...! Also, schloss ich, war hier der Schild Achilleus' einziger Schutz. Sch. findet den Hergang verständlich, auch wenn noch ein Panzer da war: »Denn durchdringt die Lanze den Schild, so kann sie auch den Panzer durchdringen. Von der schweren Verletzlichkeit der Götterwaffe wusste Achilleus nichts.« Und der Dichter sagt, er musste es wissen.

Scheindlers Rettungsversuche des Panzers geschehen noch öfter auf Kosten des Dichters.

Dass Aias panzerlos zu denken ist, soll aus Ξ 404 keineswegs zu folgern sein. »Der Dichter konnte ganz gut sagen, die sich kreuzenden Riemen retteten dem Aias das Leben, d. h. hinderten den Speer, den Panzer zu durchbohren.« Das konnte der Dichter vielleicht sagen, er sagt aber, die Riemen schützten dem Aias die zarte Haut.

Damit der formelhafte Panzervers Γ 358 (= H 252) erhalten werde, soll die plastische Schilderung Γ 360 (= H 253) in die Brüche gehen. Dagegen möchte ich Einspruch thun; aber die neue Interpretation nur mit einem Worte kritisieren möchte ich nicht. Dass viele sie billigen werden, die sie genauer prüfen, bezweifle ich sehr.

Dass K 75 unter Nestors Waffen kein Panzer ist, soll sich dadurch erklären, dass »der Greis, der in der Schlacht sich rückwärts aufhält, natürlich keinen Panzer braucht.« Das ist aber eine schwere Verleumdung des armen Greises! Vgl. z. B. A 499 ff.

Ich versuchte zu zeigen, wie ungehörig der Panzer in den großartigen Todesscenen von Patroklos¹⁾ und Hektor angenommen werde, und wies unter anderem auf das $\gamma\mu\nu\acute{o}\varsigma$ H 815, X 124 als deutliches Zeugnis, dass der Dichter die Helden in dieser Situation ungepanzert gedacht haben müsse. Dagegen sagt Sch.: »Ich spreche dem Dichter das Recht zu, einen Helden, der ... nur mit dem Panzer dem Gegner entgegentritt, $\gamma\mu\nu\acute{o}\varsigma$ »wehrlos« zu nennen.« Sch. kann aber keinem Dichter ein Recht ertheilen, das diesem der Sprachgebrauch verweigert: $\gamma\mu\nu\acute{o}\varsigma$ heißt nicht wehrlos im Sinne von »ohne Vertheidigungswaffen«, sondern es heißt nackt, bezw. panzerlos.

Damit breche ich ab. Ich bin dem geehrten Gegner verbunden für die angelegentliche Mühe, die er auf meine Arbeit und die in ihr aufgeworfenen Probleme verwandte. Hoffen möchte ich aber, er gewänne aus dieser Entgegnung den Eindruck, nicht nur, dass meinen Aufstellungen erschöpfendere Beobachtungen zugrunde liegen, als er vorauszusetzen geneigt war, sondern namentlich, dass es in dieser Controverse nicht sowohl auf mehrmaliges Durchlesen der Ilias und darauf begründetes summarisches Sammeln von Belegstellen, als auf ein scharfes Durchdenken der Grundfragen ankommt. Nach den Einblicken, die uns die Monumente eröffnet haben in jene ungeahnt reich und eigenartig entwickelte vorgeschichtliche Cultur Griechenlands, gilt es, Homer mit völlig neuen Augen zu lesen. Die Zeit, wo man sachliche Homerinterpretationen sonst noch so bedeutender alter Grammatiker, die sich jener Umstände nicht bewusst waren, nicht bewusst sein konnten, als diejenigen »namhafter Zeugen« vorführen durfte, ist endgiltig dahin. In ihrem Sinne Rettungsversuche der herkömmlichen Ansichten unternehmen, wie es Scheindler gethan, heißt in Wahrheit »nach vorgefasster Meinung verfahren«.

¹⁾ Zu H 804 meint Sch., »dass der Panzer dem Patroklos nicht auch vom Leibe fallen kann, war dem Dichter klar (!), darum sagte er, Apollon machte ihm den Panzer lose.« Mir aber ist klar, dass der Panzer von dem heftigen Schläge hätte zerspringen können und sollen. Wenn sich irgend ein Vers als Flickwerk selbst verräth, so ist es dieser.

Zum Schlusse sei mir nur noch erlaubt, kurz einer andern Kritik meines Buches zu gedenken, die eine Förderung unseres Problems bietet.

Maximilian Mayer hat in der Berliner philol. Wochenschrift (13. und 20. April l. J.) dargelegt, dass, wenn ich auch den Plattenpanzer mit Recht aus der Ilias verwiesen hätte, es doch nicht rätlich sein möchte, alle und jede Panzerung der epischen Zeit abzusprechen. Gemäß Analogien bei anderen ältesten Völkern sei wahrscheinlich auch in Griechenland dem ionischen Plattenpanzer eine primitivere Panzerart vorangegangen, in Form mit Blechstücken besetzter Kittel. Damit würden sich z. B. die Epitheta *χαλκοχίτων* und *λενοθώραξ* glatt und einleuchtend erklären; aber auch eine und die andere Kampfszene, wo der Panzer jetzt unlösliche Schwierigkeiten bereitet, möchte unter solcher Voraussetzung verständlich werden: dahin gehöre vielleicht sogar die Diomedea.

An sich gibt mir dieser Wink nichts neues. Vor zwei Jahren schon suchte mich Professor Benndorf nach dieser Richtung zu weisen. Die Gründe, die ich damals auch gegen solche Art „homerischer Panzerung“ hatte, haben mir heute nicht mehr ihr altes Gewicht, und ich bin nun geneigt, mich jener Ansicht anzuschließen; ¹⁾ umsomehr, als das Hauptresultat meines Panzercapitels — die Entfernung des Plattenpanzers, bzw. aller der Flickverse, durch die er in das Epos interpoliert wurde — damit nicht nur nicht gefährdet wird, sondern im Gegentheile eine weitere kräftige Stütze erhält.

Wien.

Wolfgang Reichel.

¹⁾ Einigermassen verwundert hat mich, dass Mayer zur Unterstützung seiner Ansicht zwar altitalische Beispiele, nicht aber die goldenen Brustplatten der mykenischen Schachtgräber heranzieht; oder hält er diese für bloßen Schmuck? Das war allerdings früher auch meine Meinung.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Eichler G., Die Redebilder in den Schriften Xenophons.
(Sonderabdruck aus dem Jahresberichte des Wettiner Gymnasiums
zu Dresden.) Dresden 1894, 4^o, 34 SS.

Dass die Schriften Xenophons viele Redebilder enthalten, ist schon längst bemerkt worden; aber eine eingehende Untersuchung hat noch niemand angestellt. Es ist daher ein Verdienst Eichlers, dass er diesen Gegenstand in der vorliegenden Schrift erschöpfend behandelt hat. Von den mindestens 200 Vergleichen kommen auf die Anabasis 20, auf die Hellenika 17, auf die sokratischen Schriften 72, auf die Kyrupädie 52, auf Hieron 6, Hipparch. 8, Hippik. 11, auf den Staat der Lak. 5, auf die Schrift *περὶ πόρων* 2. In den eigentlich historischen Werken kommt der rhetorische Stil natürlich weniger zur Geltung als in den philosophischen und didaktischen. Und da Xenophon in den späteren Jahren überwiegend Schriften dieser Art verfasst hat, so ist bei ihm eine Vorliebe für solche Bilder nicht zu verkennen. Das Material ist in der vorliegenden Schrift vollständig zusammengetragen und gut disponiert. Überall wird in den Anmerkungen auf entsprechende Stellen anderer Schriftsteller und Monographien über einzelne Autoren verwiesen. Im einzelnen ließe sich manches bemerken; wir beschränken uns bloß auf wenige Andeutungen. Für S. 11 Ages. 5, 1 wäre auf Stob. Flor. XVIII 24 und 25 zu verweisen gewesen, wo *μέθη* und *μανία* ebenso zusammengestellt sind. S. 12 An. I 8, 8 wird nicht richtig gesagt: „Am Tage der Schlacht erschienen die Feinde in der Ferne erst wie eine weiße, dann wie eine schwarze Wolke“, im Texte steht *εφάνη κοινοστός ὡσπερ νεφέλη λευκή*. S. 13 heißt es: „Die Hauer des Ebers sind durchglüht (*δαίπυροι* Kyn. 10, 17).“ Dies ist aber kein bildlicher Ausdruck. Überhaupt ist in diesem Abschnitte vieles angeführt, was längst Gemeingut der Sprache geworden war und bei dem man an ein Bild gar nicht mehr dachte, z. B. S. 11 Kyr. V 2, 30 *λόγος ἔσπαρται*; vgl. Hell. V 1, 25 *διασπείρας λόγον*; S. 14 An. II 5, 23 ist wohl zu denken, dass wir hier die eigenen Worte des Tissaphernes vor uns haben, die Xenophon von Klearchos erfuhr; denn dem Orientalen eignet sich ein solches Bild, während es doch Xenophon selbst schwerlich erfunden haben kann.

Thucydidem nunquam temere usurpare adverbium *μόνον* adiectivi vicem. Scripsit Robertus Crampe. Separatabzug aus der Festschrift des Realgymnasiums der Francke'schen Stiftungen zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg 1894. 4^o, 5 SS.

An den 118 Stellen, wo wir *μόνον* bei Thucydides lesen, ist nach Crampe nirgends Vertretung des Adiectivs durch das Adverb anzunehmen. *Μόνον* erscheint als Adverb vor allem in Verbindung mit den verbalen Bestimmungen der Zeit und des Ortes, während instrumentale, modale und causale Satztheile auch die entsprechenden Adiectivformen von *μόνος* zu sich nehmen. Besonders bemerkenswert ist, dass in der Verbindung *οὐ μόνον ἀλλὰ καὶ* nur das Adiectiv eintritt, wo Nomina desselben Casus einander gegenüber treten, wie VIII 96, 5 *οὐκ ἐν τούτῳ μόνῳ ἀλλὰ καὶ ἐν ἄλλοις πολλοῖς*. Endlich kommen die Stellen in Betracht, wo das substantivierte *μόνον* neben ein Masculinum oder Femininum tritt.

De particularum comparativarum usu apud Terentium. Scripsit Esaias Lalin, phil. doctor. Norrcopiae, typis exscripsit consortium actor. diurn. Norrcop. MDCCCXCIV. 4^o, 34 SS. Preis 1 Mk. 60 Pf.

Eine gut disponierte, nach der Absicht des Verf.s vollständige Sammlung der comparativen Satzgefüge bei Terenz, deren Nebensätze mit *quam, atque, quantum (quod), ut (praet, utut, utcumque), quasi, tamquam* eingeleitet sind. Der Verf. hat sich in der Literatur der Commentare des Dichters gut umgesehen und verwertet entsprechend-orts deren Erklärungen, ohne Neues beibringen zu wollen. Grammatische Monographien sind ihm ziemlich fremd; am auffallendsten ist die Unkenntnis der vortrefflichen Schrift seines weiteren Landsmannes Bastian Dahl, Über die Partikel *ut*, Christiania 1882.

Variationen zu Tacitus' Annalen. Von Dr. H. Eichler. 2. Heft: Zu Buch II. Berlin, Weidmann 1894. 8^o, VI u. 68 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Paraphrasierende Inhaltsangaben zu Tacitus werden allgemein als Übersetzungstexte den Schülern der obersten Gymnasialklasse vorgelegt, und doch fehlt es an brauchbaren Hilfsmitteln zur Ausarbeitung solcher Texte; denn die neuesten einschlägigen Versuche von Schultzeß im 2. Hefte seiner 'Vorlagen' werden bei den hohen Voraussetzungen, mit denen der Verf. an die Schüler herantritt, selten auch nur in Überarbeitung Verwendung finden. Solche Überlegungen veranlassten Eichler zu vorliegender Publication. Wir haben es hier mit dem 2. Hefte zu thun. Da E. im 1. Hefte Schultzeß gegenüber offenbar in das andere Extrem gerathen ist, d. i. der Selbstthätigkeit des Schülers zu wenig Spielraum gelassen hat, so sah er sich diesmal veranlasst, den Text freier zu gestalten und den Satzbau mehr dem deutschen Idiom anzupassen, um dem Schüler Gelegenheit zur Umsetzung der deutschen parataktischen Gliederung in die lateinische syntaktische zu bieten. — Ref. ist der Ansicht, dass die Eichler'schen Variationen in dieser und jener Form ihrer Aufgabe, beim Concipieren von Compositionen, welche sich an die Lectüre des Tacitus anschließen sollen, anregend zu wirken, vollauf gerecht werden: derlei Variationen unbedenken zu verwenden, wäre ohnehin unstatthaft, da ja jeder Lehrer seine Forderungen nach der Leistungsfähigkeit seiner Schüler zu bemessen hat.

B. G. Teubners Schülers Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller: Ovids Metamorphosen (in Auswahl) nebst einigen Abschnitten aus seinen elegischen Dichtungen. Herausgegeben von Dr. Martin Fickelscherer, Oberlehrer am kgl. Gymnasium zu Chemnitz. Leipzig, Teubner 1894. gr. 8°, Text. IV u. 124 SS. Preis geb. 1 Mk. — Commentar. IV u. 144 SS. Preis 1 Mk. 80 Pf.

Ref. kann sich mit der Anlage vorliegender Arbeit nur einverstanden erklären, da sie auf ähnlichen Grundsätzen beruht wie die von ihm besorgte Chrestomathie aus Ovid.¹⁾ Wie sich gebürt, gönnt Fickelscherer den Metamorphosen einen verhältnismäßig großen Raum; ihnen sind 19 Abschnitte entlehnt, denen sich 9 aus den elegischen Dichtungen (den Fasti und den Exilgedichten) anschließen. Deutsche Überschriften orientieren über den Inhalt, Randnoten dienen der Disposition, typographische Mittel sollen das Verständnis des Textes unterstützen. Um den letzten Punkt zunächst aufzugreifen, so ist der Sperrdruck zu häufig angewandt, weil zu vielen Zwecken dienstbar gemacht: es wird dem Schüler nicht immer leicht sein, den so angedeuteten Intentionen in jedem einzelnen Falle zu folgen. Irrt Ref. nicht, so dienten in dieser Beziehung Gebhardis sonst verdienstliche Ausgaben von Virgils Aeneis zum Muster. Allein diese Bemänglung trifft nur eine unwesentliche Seite des Buches: die Hauptsache ist, dass gegen die vorgenommene Auswahl nichts einzuwenden ist. Die den Metamorphosen entnommenen Erzählungen werden seit je in der Schule gelesen, auch die übrigen Stücke sind dem Canon der Schullectüre nicht fremd: zur Einführung in das elegische Versmaß und als Vorbereitung auf die Lectüre des Livius und Virgil sind letztere jedenfalls geeignet. Ref. möchte nur die Auswahl etwas reichlicher wünschen, da ja auch die Privatlectüre der Schüler in Betracht kommt. Das angehängte erklärende Verzeichnis der Eigennamen ist nützlich, doch nicht unentbehrlich, wenn sich ein besseres Wörterbuch in den Händen der Schüler befindet.

Der Commentar ist eine Musterleistung. Ref. bezieht sich hiemit vor allem auf die gelungene Einleitung, deren Anlage und Inhalt nach der Absicht des Verf.s dem Umstande entsprechen soll, 'dass der Schüler mit Ovid die Lectüre nicht nur der römischen, sondern der altsprachlichen Dichter überhaupt zu beginnen pflegt'. Die Einleitung bietet Winke über die dichterische Wortstellung, über Quantitätsverschiedenheit äußerlich gleicher Wörter und Wortformen, über die Vorliebe der Dichter für die Aneinanderreihung von Sätzen gegenüber dem vom Prosaiker vorgezogenen Satzgefüge und sodann eine Zusammenstellung der wichtigsten Abweichungen des dichterischen Sprachgebrauches von der Prosa. 'Daran schließen sich die am häufigsten vorkommenden Tropen und Redefiguren, soweit möglich unter Heranziehung von Stellen aus den bekanntesten deutschen Dichtern. Gerade dieses Capitel wird allen denen nicht unzweckmäßig erscheinen, die sich davon überzeugt haben, dass auf diesem Gebiete die Schüler bis in die oberen Classen herauf sehr oft große Unsicherheit verrathen.' In sachlicher Beziehung mangelt es für solche elementare Darstellungen gerade nicht an brauchbaren Vorarbeiten; allein die einfache, klare Behandlung des Gegenstandes, die dem Verständnisse des in die Dichterlectüre einzuführenden Schülers vorzüglich gerecht wird, ist vollständig Eigenthum des Verf.s. Es ist nicht viel, was F. hier

¹⁾ Diese dürfte F., wenn nicht unmittelbar, so doch durch das Medium der Sedlmayer'schen Auswahl aus Ovid kennen. Über das Verhältniß der 4. Auflage von Sedlmayers Ovid zur Chrestomathie des Ref. (*Ovidi carmina selecta*. Für den Schulgebr. herausg. von J. Golling, Wien 1888; 2. Aufl. 1892) vgl. man das Vorwort zur 2. Auflage der letzteren.

bietet; aber das Wenige ist wohl durchdacht und in einer Form gegeben, die den erfahrungsreichen Lehrer auf den ersten Blick erkennen lässt. Wer mehr dem Schüler übermitteln will, der mache doch das Wenige, das hier vorliegt, zu dessen sicherem Besitze und nehme es zum Ausgangspunkte weiterer Erörterungen. Die Skizze ist als solche für Unterrichtszwecke jedenfalls vollständig genug. Einzelheiten, die nach Ansicht des Ref. anfechtbar sind, wie S. 9, 12 a), wo *parare* c. inf. als Eigenthümlichkeit der Dichtersprache aufgeführt wird, oder S. 10, 15, wo *non est tenuisse superbum* und *habuisse nocerat* als gräcisierender Gebrauch des Inf. Pf. bezeichnet wird, sind für den Wert der Arbeit im ganzen ohne Bedeutung. — Was die Anmerkungen zum Texte anlangt, so sind sie entsprechend elementar gehalten und bündig, mitunter auch in Anleitungen zur Übertragung oder in treffenden Übersetzungen bestehend, deren Rechtfertigung namentlich in späteren Partien dem Schüler überlassen bleibt. Hin und wieder wird hier wohl der Lehrer nachhelfen müssen; z. B. S. 110 *sumptae fallacia vestis* 'das trügerisch angelegte Gewand', S. 117 *in corpore nostro* 'bei mir', S. 132 *quisquis amasti* 'wenn du je geliebt hast', u. ä. — 'Das Wichtigste über den Hexameter und das Distichon' ist das Schluscapitel des trefflichen Büchleins.

Wien.

J. Golling.

Des Q. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. T. A. Krüger. 1. Bändchen. Satiren. 13. umg. Aufl. besorgt von Dr. Gustav Krüger. Leipzig, Teubner 1894. XVI u. 206 SS.

Diese neue, Martin Hertz gewidmete Auflage der horazischen Satiren kann mit Recht als eine umgearbeitete bezeichnet werden. Während nämlich die 12. Auflage sich auf Änderungen mehr äußerer Art beschränkte, wodurch die praktische Brauchbarkeit des Buches bedeutend erhöht wurde, Text und Commentar aber keine erhebliche Umgestaltung erfahren, finden wir in dieser Neubearbeitung die dreifache Aufgabe des Emendators, das *adocere*, *detrahere*, *mutare*, in so ausgiebigem Maße durchgeführt, dass die Benützung älterer Auflagen neben dieser nahezu ausgeschlossen erscheint.

Die Textesrevision fußt im wesentlichen auf der Ausgabe von M. Hertz (Berol. 1892). Die wichtigeren Abweichungen des Textes, bezw. der Interpunction (ein halbes Hundert), sowie des Commentars, bezw. des Anhangs hat K. selbst auf S. XIV—XVI zusammengestellt. In den 'Vorbemerkungen' ist S. 7 zu der Charakteristik der Satiren nach Kießling ein gleich langes Stück aus Ribbeck, Geschichte der röm. Dichtung (II 158 f.) hinzugekommen.

Was den Commentar betrifft, so sind die Einleitungen zu den einzelnen Gedichten beinahe unverändert geblieben, in den erklärenden Bemerkungen aber die thätige Hand des Verbesserers auf jeder Seite zu spüren. Abgesehen von den durch die veränderten Lesarten nothwendig gewordenen Umarbeitungen finden wir manche breitere Erörterungen, wie die über den *Conjunct. Imperf.*, statt des *Conj. Plusquamperf.* (zu I 3, 3) in den Anhang verwiesen, erst jüngst aufgenommene Zusätze daselbst wieder weggelassen, entbehrliche Citate und Fragen beseitigt. Bedeutender aber sind die Erweiterungen und Zusätze, die allein den Umfang des Buches um sechs Seiten vergrößert haben. Citate werden jetzt häufiger in ihrem Wortlaute mitgetheilt (I 7, 7; II 3, 73, 191); neue sind hinzugefügt: Gaius zu I 6, 8, Donatus zu I 9, 6, Geibel zu I 9, 7, Cic. Verr. zu II 8, 13. Statt der gestellten Fragen, wie I 4, 16 *custodes*, zu welchem Zwecke?, I 5, 77 *montes notos*, woher bekannt?, wird gleich die entsprechende Auslegung gegeben, statt leerer Verweise,

wie I 5, 44 sanus, ähnlich S. I 6, 89, wird die Bedeutung des Wortes selbst angeführt und hierauf erst auf ähnliche Stellen verwiesen. Vgl. noch I 6, 129; I 7, 7; II 6, 18. Dass K. für eine Reihe von verbessernden Zusätzen besonders die vortrefflichen Horazbearbeitungen von Kießling, L. Müller und Mewes verwertet habe, hebt er selbst in der Vorrede hervor, dass aber auch die in Zeitschriften und Programmen verstreuten Horatiana mit emsigem Fleiße herangezogen wurden, davon gibt namentlich der Anhang beredtes Zeugnis ab. Auch der sprachliche Ausdruck hat an vielen Stellen durch präcisere Fassung und feinere Glättung gewonnen. Druck und Correctur sind sehr sorgfältig. Die zwei Druckfehler S. 149 (80 statt 90) und S. 168 (408 statt 108) scheinen die einzigen zu sein.

Der Herausgeber hat mit großer Umsicht und Sachkenntnis alles gethan, um die Vorzüge dieses anerkannt guten und beliebten Schulbuches noch merklich zu erhöhen.

Wien.

F. Hanna.

Präparation zu Herodot Buch VI. Für die Hand der Schüler bearbeitet von Dr. J. Sitzler, Professor am Gymnasium in Baden-Baden. 1. Heft. Vorwort. Einleitung und Capitel 1—59; 2. Heft. Capitel 60—140. Gotha, F. A. Perthes 1894.

Die Präparation enthält das gedruckt, was der Schüler in seinem Präparationshefte aufgeschrieben haben soll. Sie will das Präparationsheft ersetzen, dem Schüler die mechanische Arbeit bei seiner Präparation ersparen. Auf die principielle Frage will ich hier nicht eingehen; nur soviel steht bei mir fest, dass die Präparation vieles bietet, was meine Schüler, die vor Herodot zwei Drittel der Ilias gelesen haben, ganz sicher wissen: z. B. Cap. 1 ist angegeben: $\xi\varsigma = \epsilon\iota\varsigma$; $\mu\alpha\rho\iota\upsilon\mu\alpha\ \epsilon\iota\varsigma$; $\mu\alpha\rho\iota\delta\iota\omega\tau\omega\upsilon = \mu\alpha\rho\iota\delta\iota\omega\tau\omega\upsilon$; $\eta\ \acute{\alpha}\tau\rho\epsilon\iota\lambda\eta$; $\epsilon\chi\epsilon\iota\upsilon$ mit Adv.; $\epsilon\pi\omicron\delta\epsilon\iota\sigma\theta\alpha\iota$. Solche Dinge müssen doch, meine ich, die Schüler wissen, wenn überhaupt die Vorbedingungen für die Herodotlectüre vorhanden sind.

Die Kunst des Übersetzens. Ein Hilfsbuch für den lateinischen und griechischen Unterricht von Paul Caener. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1894.

Das Büchlein ist aus dem Unterrichte herausgewachsen; es enthält in acht Abschnitten, denen einleitende Bemerkungen vorangehen und ein Schluss folgt, eine Fülle interessanter Beobachtungen, die jeden Lehrer interessieren, besonders aber dem Anfänger eine erwünschte Hilfe sein werden. Ich will nur die Titel der einzelnen Abschnitte hersetzen: I. Schlichtheit und gewählter Ausdruck. II. Grundbedeutung. III. Sinnliche Vorstellung und Begriff. IV. Synonyma. V. Übersetzen oder erklären? VI. Wortstellung. VII. Verschiebung des Gewichtes. VIII. Satzbau. Anmerkungen und drei Register vervollständigen in erwünschter Weise das Werkchen. Im ganzen ist das Büchlein mit Geschmack geschrieben; seltsam war mir das Bild von der frischen Luft der Schulstube (S. VI). Im einzelnen ließe sich freilich über vieles mit dem Verf. streiten, im großen und ganzen aber macht das Büchlein einen angenehmen und wohlthuenden Eindruck und sei daher allen Fachcollegen aufs beste empfohlen.

Wien.

August Scheindler.

Marx F., Chauvinismus und Schulreform im Alterthum.

Rede gehalten zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. des Königs und Kaisers am 27. Januar 1894 in der Aula der Universität Breslau. Breslau, W. Köbner 1894. 8°, 22 SS.

Die Chauvinisten, welche der Titel andeutet, sind einerseits jene Philosophen in Griechenland, die gegen die Lectüre der Dichter, namentlich Homers eiferten und die Leute, welche der praktischen Richtung in der Schulbildung das Wort redeten, andererseits jene Partei in Rom, die sich in ihrer nationalen Verbissenheit gegen den griechischen Einfluss und namentlich gegen das Studium der griechischen Literatur wendete. Wir haben hier ein Analogon für die sogenannte Reformpartei, die in unserer Zeit die classischen Studien von verschiedenem Standpunkte aus bekämpft. Der Verf. gibt in seiner Rede ein anschauliches Bild dieser Strömungen, wobei er einzelne Stellen aus den Autoren in hübschen Übersetzungen einflicht. Zu dem, was S. 8 ff. über die Anfänge der römischen Literatur gesagt wird, wäre doch zu bemerken, dass sich doch schon in diesen Anfängen der nationale Zug offenbart. Oder tritt dies nicht schon in dem bellum Poenicum des Naevius, namentlich in der Ausbildung der Aneassage und der Einflechtung der Dido, in der Schöpfung der eigenartigen Prätexa und auch in seinen Komödien dadurch hervor, dass er sie wenigstens theilweise ganz auf italischen Boden verpflanzte und ihnen eine bestimmte Richtung auf seine Zeit nach dem Muster der alten Komödie gab?

Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde

nach Sinn und Ursprung erläutert von Wilhelm Borchardt. 2. völlig umgearb. Aufl. herausgegeben von Gustav Wustmann. Leipzig, F. A. Brockhaus 1894. X u. 534 SS. Preis geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Die Freunde des Borchardt'schen Nachschlagebuches werden über diese Neuauflage, die dem belesenen Dr. Wustmann und dessen Sohne Rudolf zu danken ist, sehr erfreut sein. Gewiss ist, dass ein solches Sammelwerk, gleich dem kürzeren von Büchmann, in jede deutsche Bibliothek gehört. Das Buch ist mit ungemeinem Fleiße zusammengestellt und gegenüber der ersten Auflage bedeutend erweitert. Nahezu 1300 Redensarten (alphabetisch und übersichtlich angeordnet) werden bis zu ihrem Ursprunge verfolgt und ausführlichst besprochen. Besonders heimelt uns das lebhaft sprachempfindende und volksthümliche Fühlen, das aus dem Buche spricht, an. Das feine Verständnis des Bildlichen in den sprichwörtlichen Redensarten erinnert an den entschlafenen Altmeister Hildebrand.

Ausstellungen zu machen oder Nachträge zu liefern, wäre natürlich bei einem Werke von dieser Anlage leicht. Ich beschränke mich auf eine grundsätzliche kritische Bemerkung: das Buch enthält zuviel des Hypothetischen, zuviel des anekdotenhaften Beiwerkes. Mehr Kürze und Prägnanz wäre an zahlreichen Stellen erwünscht, ja geboten.

Aber jeder, ausnahmslos, wird aus dem Buche viel lernen und Anregung gewinnen, selbst wenn sein Specialwissen ihn hie und da zu einem genaueren Urtheile befähigt. Die typische Ausstattung ist zu loben.

Deutsches Wörterbuch. Herausgegeben von Dr. F. Tetzner. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. (Universal-Bibliothek 3168—3170). 331 SS. Preis 60 Pf. = 36 kr. 8. W.; geb. 1 Mk.

Die Reclam'sche Universal-Bibliothek hat eine Ausdehnung erhalten, die vor zwanzig Jahren niemand vorhergesehen hätte. Nun enthält sie

auch schon ein deutsches Wörterbuch um 60 Pfennige, bezw. eine Mark, das für einen ersten Wurf gar nicht schlecht ausgefallen ist. Nur wird man sich bei der Beurtheilung natürlich den Leserkreis, für den es berechnet ist, immer vor Augen halten müssen. Tetzner sagt selbst in der Vorrede: „Dem Gebildeten, aber nicht Fachgelehrten, dem Lehrer, dem befähigten Schüler höherer Schulen, dem Studenten soll das Werkchen ein lieber Gast sein.“

Als Quellen wurden hauptsächlich die bekannten Werke von Grimm, Weigand, Kluge, Lexer u. ä. benutzt.

Das Buch will vor allem die Bedeutung jedes neuhochdeutschen Wortes (auch Dialectausdrücke und geläufige Fremdwörter wurden nicht ausgeschlossen) und die Entstehung aus der älteren Sprache mittheilen; wo es dem Verf. wünschenswert schien, sind auch andere Sprachen zu etymologischen Parallelen herangezogen. Die phraseologisch-stilistische und speciell grammatische Seite des Sprachschatzes blieb hingegen unberücksichtigt.

Verbesserungen im einzelnen, richtiges Maßhalten, Ausscheiden von Hypothetischem und Falschem, Berichtigung von Druckfehlern u. dgl. werden sich im Laufe der Zeit von selbst ergeben.

Wien.

Dr. Rudolf Löhner.

W. H. Riehl, Land und Leute. Schulausgabe mit Anmerkungen. Stuttgart, Cotta 1895. kl. 8°, 176 SS.

Das herrliche Buch Riehls soll der Mittelschuljugend gewiss bekannt werden. Sie wird aus demselben reiche Belehrung schöpfen und durch eine Auswahl angeregt werden, späterhin das ganze Werk zu lesen. Von diesem Gesichtspunkte geleitet hat der Herausgeber die vorliegende Auswahl getroffen und mit einer hübschen Biographie des Schriftstellers und sehr passenden Anmerkungen ausgestattet. Dass möglichst ganze Abschnitte ausgehoben wurden, ist nur zu billigen. Änderungen sind nur da vorgenommen, wo auf eine in der Auswahl nicht berücksichtigte Stelle verwiesen wird. Auch sind hie und da mit Rücksicht auf die Behandlung in der Schule Fremdwörter durch deutsche ersetzt worden. Die Auswahl enthält: I. Feld und Wald, II. Wege und Stege, III. Stadt und Land, IV. Die Dreitheilung in der Volkskunde Deutschlands, V. Centralisiertes Land, VI. Das Land der armen Leute. Im Unterrichte wird das Buch bei uns wohl keine Verwendung finden; aber wir empfehlen es bestens zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken und wünschen dass es fleißig gelesen werde.

Lyon, Dr. O., Bismarcks Reden und Briefe nebst einer Darstellung des Lebens und der Sprache Bismarcks für Schule und Haus herausgegeben und bearbeitet. Mit einem Bildnis Bismarcks. Leipzig, Teubner 1894. 8°, VI u. 243 SS.

Der Verf. wünscht, dass die Reden und Briefe Bismarcks, 'des größten deutschen Redners, des ersten und hervorragendsten Classikers der deutschen rednerischen Prosa', eine feste Stätte in der Schullectüre der deutschen Mittelschulen finden sollen. Zu diesem Zwecke bietet er hier eine Auswahl, die ebenso dem deutschen Unterrichte und jenem in der Geschichte, wie überhaupt der nationalen Erziehung und ästhetischen und sprachlichen Bildung dienen soll. Vorausgeschickt ist eine Darstellung des Lebens Bismarcks nach den besten Quellen (S. 1—55) und eine treffende Charakteristik seiner Sprache (S. 56—76). Die Auswahl scheint uns ganz passend zu sein. Sie führt uns Reden aus den Jahren 1849

bis 1888 (die letzte ist die ergreifende Mittheilung im Deutschen Reichstage über den Tod des Kaisers Wilhelm am 9. März 1888) und dann Briefe Bismarcks aus den Jahren 1844—1870 an seine Schwester, seine Frau, an den König, endlich eine diplomatische Note vor (den Schluss bildet der denkwürdige Brief an den König Donchery 2. September 1870 über die Begegnung mit Napoleon). Wir können es nur begreiflich finden, dass man an den Mittelschulen Deutschlands Bismarcks Reden und Briefe für den Unterricht in der Schule verwertet, und glauben daher, dass die hübsch ausgestattete Ausgabe an diesen Schulen eine große Verbreitung finden wird.

Reclus O., *En France*, im Auszuge mit Anmerkungen für den Schulgebrauch herausgegeben von Karl F. Th. Mayer. (Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit, herausgegeben von L. Bahlse und J. Hengesbach, Abth. 1. Französ. Schriften, 6. Bändchen.) Berlin, H. Heyfelder 1894. 8°.

Das Werk *En France* von Onésime Reclus, dem Bruder von Elisée Reclus, das 1887 bei Hachette in Paris erschien (1889 folgte ihm ein zweiter Band *Nos Colonies*) ist bekanntlich ein in Frankreich viel gelesenes Buch, das nicht bloß auf der Höhe der wissenschaftlichen Forschung steht, sondern auch sehr lebendig und anschaulich geschrieben ist und daher auf weite Kreise anregend wirkt. Es ist daher ein glücklicher Gedanke, es im Auszuge für den Unterricht in den oberen Lehrklassen zugänglich zu machen. Die Auswahl ist ganz entsprechend; durch deutsche Anmerkungen ist dafür gesorgt, dass die zahlreichen historischen und literarischen Bemerkungen und auch einiges, was der Geographie angehört und für deutsche Leser zu kurz gegeben ist, leicht verstanden werden kann. Die zahlreich eingewebten Revanchegeanken werden bei deutschen Lesern kaum mehr als ein Lächeln erregen.

Von der Sammlung Pitt Press Series sind wiederum drei sehr schön ausgestattete Bändchen erschienen, nämlich *Le Misanthrope* par J.-B. P. Molière with introduction and notes by E. G. W. Braunholtz, *Le Serf, Le Chevrier de Lorraine, deux contes* par Émile Souvestre, with introduction and notes by Arthur R. Ropes, *Der Geheime Agent*, Lustspiel in fünf Aufzügen von F. W. Hackländer with an introduction and notes by E. L. Milner-Barry, kl. 8°, Cambridge at the University Press 1894. Diese Ausgaben geben eine kurze, aber ganz entsprechende Einleitung, dann den Text und zuletzt reichliche Anmerkungen unter Beziehung auf die in den englischen Anstalten üblichen Grammatiken.

Öhlmann E., *Die deutschen Schulgebiete nebst den Samoa-inseln*, für Schule und Haus bearbeitet mit 4 Karten. (Sonderabdruck aus der E. von Seydlitz'schen Geographie, Ausgabe D, Heft 4).
* Breslau, F. Hirt 1894. 8°, 16 SS.

Der Umstand, dass dieser Separatabdruck veranstaltet wurde, zeugt von dem regen Interesse, das man in Deutschland den Colonien dieses Reiches entgegenbringt. Und dieses Interesse wird noch mehr angeregt durch die wichtigen politischen Fragen der Gegenwart, von welchen die Zukunft und das Gedeihen der Colonien abhängt. Die Schilderung ist genau und bietet über alles, was hier in Betracht kommt, verlässliche Auskunft. Man kann daher das Schriftchen jedem, der sich über den Gegenstand orientieren will, bestens empfehlen.

Dr. H. Lieber und Dr. A. Köhler, Arithmetische Aufgaben.
Berlin, Verlag von Leonhard Simion 1894. Preis 2 Mk. 70 Pf. —
Auflösungen zu den arithmetischen Aufgaben. Preis 1 Mk. 50 Pf.

In dem vorliegenden Übungsbuche sind mit großer Konsequenz drei pädagogisch wertvolle Gesichtspunkte realisiert. Erstens sind die Gleichungsbeispiele der ersten vier Rechnungsoperationen so nahe gebracht, dass an denselben geradezu die anregendste Übung der letzteren ermöglicht wird. Ferner sind die Aufgaben in nicht allzugroßen Zahlen gehalten, so dass die Schüler von dem leitenden Gedanken derselben nicht durch zeitraubende Rechnungen abgelenkt werden. Endlich ergeben die Auflösungen auch einfache Zahlen, wodurch das Interesse an der Lösung gesteigert wird. Die mathematische Literatur ist nicht arm an guten Aufgabensammlungen; dennoch muss das obige sammt den beigegebenen Auflösungen als eine der einfachsten und besten bezeichnet werden.

Dr. R. Olbricht, Lehrbuch der Procent- und Zinsrechnung.
Stuttgart, Verlag von Julius Maier 1893.

Es ist eine unanfechtbare These: Non scholae, sed vitae discimus. Andererseits darf man von der Schule nicht verlangen, dass sie alles lehre, was das Leben fordert. Ein Lehrbuch nun, das nach streng schulförmiger Darstellung in möglichster Einfachheit und Übersichtlichkeit das praktische Leben heranzieht, wird dem Fachmanne gewiss angenehm sein, um es für lebensvolle Aufgaben in der Schule zu verwenden. Dies bietet nun das vorliegende in der Kleyer'schen Encyclopädie erschienene Lehrbuch. Es ist umso wertvoller, als die in den gewöhnlichen Schulbüchern vorkommenden Beispiele leider oft nicht auf dem Boden des Lebens gewachsen sind. Trotz der Vorzüglichkeit des Gebotenen ist die Bemerkung des Ref. doch nicht überflüssig, dass betreffs der Präcision des Ausdrucks im Detail etwas zu verfeinern möglich ist. S. 66, Aufgabe 399, Erklärung 118 wäre statt des Terminus »Kraft« besser »Arbeit« zu setzen. Der Ausdruck »ungelöste Aufgaben«, der doch wohl ein Missverständnis veranlassen kann, wäre durch »nicht gelöste Aufgaben« zu ersetzen, umso mehr als auf den letzten Seiten des Buches die »Ergebnisse der nicht gelösten Aufgaben« angegeben sind. Diese kleine Bemänglung wird den Wert dieses vorzüglichen Buches nicht verringern, eines Werkes, welches sowohl dem Fachlehrer eine Fundgrube guter Schulbeispiele, als auch dem praktischen Geschäftsmanne ein unentbehrliches Vademecum bietet.

Kremsier.

J. Kessler.

Program m e n s c h a u.

76. Pajk, Dr. Johann, Sallust als Ethiker. Progr. des k. k. Franz Joseph-Gymn. in Wien 1894, 8°, 19 SS.

Diese Fortsetzung des gleichlautenden Programmaufsatzes vom Jahre 1892 umfasst zwei Abschnitte (mit 6 und 7 bezeichnet). Der erste (10 Seiten) betitelt sich: Sallusts religiöse, eschatologische, politische und allgemein-praktische Ansichten. Sentenzen aus Sallust.

Pajk schließt aus einer Stelle der Fragmente und aus zwei Stellen der Suasoriae ad Caesarem senem de re publica, einer Schrift, die er für echt hält, dass Sallust der Volksreligion gehuldigt habe; er fordert aber vom Menschen nebst Frömmigkeit auch eigene Mithilfe. Die politischen Anschauungen erscheinen als Konsequenzen der ethischen Theorie; denn auch Staaten und Völker haben die unabweisliche Pflicht, die Sittlichkeit

zu pflegen. Aus dem Grundthema seiner Moral, der Selbstbeherrschung, leitet Sallust das Princip der Gerechtigkeit ab, während der Mangel an Selbstbeherrschung, also die Unmäßigkeit (*lubido*) als die Quelle aller Laster erscheint. Sein rastloser Geist sann auch inmitten der Greuel des Krieges nach Heilmitteln, um den schwerkranken römischen Staat ethisch zu sanieren. Die *Suasoriae* enthalten nun positive Vorschläge von socialen und politischen Reformen, während die übrigen Schriften Sallusts in dieser Hinsicht rein negativ sind. Die Rathschläge gipfeln in der Errichtung eines demokratischen Staates mit einem Könige wie Julius Cäsar an der Spitze. Die *Suasoriae* sind vor dem *Catilina* (und *Iugurtha*?) abgefasst, also Sallusts Erstlingschrift. Daher erscheinen manche Sentenzen im *Catilina* und *Iugurtha* geradezu als Niederschlag der in den *Suasoriae* enthaltenen ethisch-politischen Erörterungen. Diese Beziehung wird allerdings von vielen bestritten werden. Die Sentenzen Sallusts enthalten zumeist Grundsätze praktischer Lebensweisheit. Pajk theilt sie S. 9 in drei Gruppen ein, restringiert diese aber S. 12 wieder auf zwei: metaphysische und politische Gedanken. Unter den Sentenzen erscheint auch *Cat. 52, 4 capta urbe nihil fit reliqui victis* „man muss sich in sein Schicksal ergeben“. Dieser Sinn ist aber erst willkürlich und gewaltsam in den Satz hineingetragen. Relativ am häufigsten sind die Sentenzen in den *Suasoriae*, am seltensten im *Iugurtha*.

Der zweite Theil, sieben Seiten stark, enthält die versprochene Kritik der Sallustischen Ethik. Sallust bemüht sich offenbar, die ethischen Erfahrungssätze in ein widerspruchloses System zu bringen. Dies ist ihm auch zumeist gelungen, aber nur nach mancherlei Schwankungen und Wandlungen, da in seiner Ethik ein allmählicher Entwicklungsgang zu bemerken ist. Für das genauere Verständnis derselben sind wiederum die *Suasoriae* von größtem Werte. Wenn dieselben aber unecht sind, so stürzt leider das ganze mühsam aufgerichtete Gebäude der Sallustischen Ethik elendiglich zusammen und wird zu einer trübseligen Ruine. Sallust nimmt innerhalb der menschlichen Natur zwei einander entgegengesetzte sittliche Elemente an, die Anlage zur Tugend und den freien Willen. Letzterer übernimmt das Schiedsrichteramt in dem Kampfe zwischen Körper und Geist d. i. zwischen dem thierischen Triebe und der Vernunft. Der Mensch erlangt die Herrschaft über sich selbst nur durch unausgesetzte Übung des Geistes, durch Vernachlässigung desselben aber versinkt er in *ignavia* und *imprudencia*. Pajk findet es widerspruchsvoll und absurd, dass der menschliche Geist, der doch souverän sein soll, den Leidenschaften unterliege, und fragt, wo das geforderte Maßhalten beginne und wo es aufhöre. Der Indeterminismus verwirrt das Urtheil des Autors über die äußeren Einflüsse auf die sittliche Haltung, so dass er sich in offenbare Widersprüche über die Wirkungen des Glückes und Unglückes verwickelt. Endlich degradiert er die Tugend, die doch das höchste Ziel des sittlichen Strebens sein soll, zum bloßen Mittel, womit der arme Sterbliche sich Ruhm erwirbt, und macht so der menschlichen Eitelkeit eine ganz unphilosophische Concession.

Die Kritik der Sallustischen Ethik ist somit eine recht scharfe und vermag denkende Leser vielfach anzuregen. Die Darstellung ist gewandt und leicht verständlich, der Druck bis auf Kleinigkeiten correct.

77. Zöchbauer Franz, Antikritische Untersuchungen zu den Annalen des Tacitus. Mit einem Anhang: *Simul* mit dem Dativ oder dem Ablativ? Progr. des Gymn. der k. k. Theres. Akademie in Wien 1894, gr. 8°, 54 SS.

Der Verf. wollte den Programmaufsatz, den er im Vorjahre der Öffentlichkeit übergeben hatte, nicht so ohneweiters imstiche lassen, sondern sucht ihn ritterlich im vorliegenden Programme zu schützen. Seine Bemerkungen sind fast alle gegen Adresen gerichtet, der den

größten Theil der Ausführungen Zöchbauers verworfen hatte. Nur zwei Einwände sind gegen den zweiten Recensenten, Niemeyer in Kiel, erhoben, der sich ebenfalls ablehnend gegen die Aufstellungen Zöchbauers verhalten hatte, aber nur ganz kurz und ohne jedwede Motivierung. Ref. bedauert recht sehr, gewissermaßen der dritte im Bunde sein zu müssen. Denn nur in wenigen Fällen hat Zöchbauer in seiner geharnischten Erwiderung gegenüber Andresen recht. So hatte dieser in der Hitze des Gefechtes behauptet, Tiberius und Livia hätten gewusst, dass sie von Germanicus nichts zu fürchten hätten. Dies war aus Tacitus selbst leicht zu widerlegen. Andresen hätte vorsichtiger nur sagen sollen, dass die Furcht des Tiberius und seiner Mutter vor dem Ehrgeize des Germanicus eine unbegründete war. Die Auslegung von I, 68 *proruunt fossas* halte ich für zweifelhaft. Deutlicher wäre jedenfalls *ad fossas*. — IV, 42 dürfte Zöchbauer bei der Auslegung der Worte *in cognitione* gegen Andresen recht behalten, wobei er dem Vorgange Walthers folgt. Sonst lehnt er sich mehrfach an die Ausführungen Pfitzners an und schreibt ihm unbestreitbare Verdienste zu. Auch V, 2 finde ich die Einwendung Andresens gegen Zöchbauers Auslegung der Worte *nil mutata amoenitate vitae* wenig stichhältig. — S. 48—53 folgt ein Anhang über *simil* mit dem Dativ oder Ablativ. Der Verf. beharrt auf dem Dativ und sucht den Analogiebeweis dafür in einigen Punkten zu erweitern. Unanfechtbare Stellen aber für *simil* mit dem Dativ hat er nicht beigebracht. Den Aufsatz entstellen einige Druckfehler. Am meisten stört S. 49 wie statt wir, dann S. 31 unsere für unserer.

Wien.

Ig. Prammer.

78. Hayder Leonhard, Charakteristik des Pädagogen in der Sophokleischen Elektra. Progr. des k. k. Gymn. in Sanok 1893, 8°, 13 SS.

Die ersten fünf Seiten der Abhandlung enthalten allgemeine Bemerkungen über die Bedeutung des Sophokles in der Entwicklung der griechischen Tragödie, besonders über seine Kunst einer treffenden Charakteristik der handelnden Personen, und über die verschiedene Behandlung des Mythos von der Ermordung Agamemnon's und der Rache des Orestes in der poetischen Literatur vor Sophokles, wodurch die Vorzüge der Änderungen, welche Sophokles in die Tradition eingeführt hat, in ein entsprechendes Licht gestellt werden. Hierauf schildert der Verf. die Bedeutung, welche der Pädagoge in der Entwicklung der Handlung der Sophokleischen Elektra hat. Diese Schilderung ist zwar an sich richtig, erschöpft aber nicht den Gegenstand, welchen zu behandeln der Verf. in der Aufschrift verheißt. Überhaupt findet sich das meiste, womit sich die Abhandlung befasst, schon in der Ausgabe von Schneidewin-Nauck, welche der Verf. außer einigen Programmen zurathe gezogen zu haben erklärt. Auf die stilistische Seite der Arbeit hat der Verf. hier und da nicht genug Sorgfalt verwendet. So sind S. 5 der Bau des ersten Satzes (Sie will nun ...), S. 6 die Zusammenstellung der letzten Sätze von den Worten: »Bei der Darstellung« an, S. 7 der Satz: »Hier möge der treue Diener ...« unklar und fehlerhaft. S. 7 sollte anstatt »zurückweisen« (Z. 21 v. o.) eher »zurechtweisen« (*μεθάρμοσον*) stehen. Auch Druckfehler sind nicht selten, wie S. 1: Eigenschaften, S. 2: seinem starrem Willen, S. 4: einem Verbündeten *δοῦξενος*, diser, S. 10: strömte u. a.

79. Kusionowicz Michael, Demosthenes' Rede gegen Aristokrates ins Polnische übersetzt. Progr. des k. k. Obergymn. in Kolomea 1893, 8°, S. 20—48.

Der Übersetzung, welche nur die erste Hälfte der Rede, namentlich §§. 1—99 derselben umfasst, wird eine kurze (S. 20 f.) über die

Sachlage, auf welche sich die Rede bezieht, und über die Zeit, in welcher sie gehalten wurde, handelnde Einleitung vorausgeschickt. Außer dieser Einleitung dient noch eine kurze, S. 25 unter dem Texte gesetzte Anmerkung zur Erläuterung des Inhaltes. Damit hat der Verf. zwar in den Hauptpunkten seine Aufgabe erledigt, aber doch nicht alle Fragen, welche an einen aufmerksamen Leser herantreten, gelöst. Erwünscht wären jedenfalls noch entsprechende Bemerkungen über die Art, den Verlauf und die Einrichtung des Processes, welchen diese Rede betrifft, über die Bedeutung der in die Rede eingelegten Gesetzkurkunden (vgl. besonders den Ausgang des Gesetzes im §. 28), über das Verhältnis des Demosthenes zu diesem Prozesse (vgl. die Hypothesis und §. 5 Ende; §. 94 *οἱ δὲ γραψάμενοι κτλ.*) und über einzelne Stellen, z. B. über die Bedeutung des im §. 82 angeführten Gesetzes.

Die Übersetzung selbst ist überwiegend sorgfältig und richtig; stellenweise hat der Verf. den griechischen Text missverstanden oder unachtsam geändert, stellenweise zur Wiedergabe des Originals einen unpassenden polnischen Ausdruck gewählt.

In ersterer Beziehung beanstande ich nachfolgende Stellen: §. 1 ist *ἐπεὶ* .. *σκοπῶ* nicht Vordersatz zu *ὑπὲρ τοῦ Χερρ. κτλ.*, sondern ein einschränkender Zwischensatz; §. 3, wo es sich doch nicht darum handelt, was die Leute überhaupt reden und schreiben, sondern was Staatsredner in ihren Reden beantragen (*γράφουσι*); §. 6 bedeutet *οἶμαι δεῖξεν* ... *πολὸν τὰναντία ἢ προσῆκεν ὑπεκείμενον*: ich glaube beweisen zu können, dass man über ihn ganz anders urtheilte, als er es verdiente (nicht: dass er ganz andere Absichten hat); §. 10: *μεθ' ὑμῶν* fehlt in der Übersetzung und der Bau des betreffenden Satzes ist unklar; §. 12: der Zusatz „dla drugich“ ist unpassend, da es sich nur um Kersobleptes handelt (vgl. §. 9); §. 17: der Satz *ἀλλὰ ποιήσασθε τ. ἀ. ὥδ'ι* fehlt im polnischen Texte; §. 25 ist das logische Verhältnis der Sätze unrichtig ausgedrückt worden. Es sollte heißen: „A lubo prawodawca naprzód wyraził .. , jednak polecił ... a nie orzekł już z góry; §. 50 Anf. sind *τὰ φρονικά* nicht einfach Strafgesetze (prawa karne), sondern Blutschuldgesetze; §. 65: der Ausdruck „na naszym świadectwie oparte podania“ ist weder an sich richtig, noch dem Sinne des griechischen Textes entsprechend; §. 84 und 85: mit den Worten *παρ' οἷς ἂν τὸ πάθος γένηται* werden nicht die nächsten Zeugen der That (najbliżsi widzowie spełnionego czynu), sondern die Einwohner eines politisch selbständigen Bezirkes, in welchem die That verübt wird, bezeichnet; §. 89: die bedeutungsvollen Worte *ὑπὲρ αὐτοῦ* sind im polnischen Texte nicht ausgedrückt worden.

Die andere Schattenseite der Übersetzung besteht darin, dass der Verf. bisweilen mit Vorliebe veraltete, unverständliche und sogar fehlerhafte Worte, Ausdrucksweisen und Satzgefüge gebraucht. Dahin gehören §. 1: *σταῖε* ku obżalowaniu; §. 2: *εἰ... ἦν ἀκουσασιν εὐθὺς εἰδέναι κτλ.* übersetzt der Verf.: „gdybyście się zaraz poznali, nie dalibyście się podejść“ anstatt zu schreiben: „gdybyście zaraz po wysłuchaniu mogli się poznać, oder: gdybyście z. p. w. byli się poznali, nie dalibyście się byli ...“; §. 12: (wina) byłaby ich spotkała; §. 20: dowodzić czynów anstatt roztrząsać czyny; §. 21: mona o wszystkim będzie krótka; §. 26: udowodnić procederem sądowym anstatt udowodnić sądownie — przed sądem; §. 39: karanie złości; §. 57: ukarać na gardle und §. 60: zbawić gardła anstatt einfach zabić; §. 62: załoba anstatt skarga; §. 94: karalność; §. 96: położyć skargę na coś. Auch hier fehlt das Wort „byli“ im Vorder- und Nachsatze der Periode, ähnlich wie im §. 2. Noch ist zu bemerken, dass das griechische *ἄνδρες Ἀθηναῖοι* fast durchgehend durch „mężowie Ateńscy“ und §. 74 *ἄ ἄνδρες δίκασται* durch „o sędziowie“ wiedergegeben wird.

Die Berichtigung der Druckfehler folgt der Übersetzung (S. 48).

80. Bogucki M. K., Lukians aus Samosata *Ἀληθεῖς ἱστορίαι* ins Polnische übersetzt. Progr. des k. k. Gymn. in Bochnia 1893, 8°, 33 SS.

Nach einer bündigen über das Leben Lukians und über die Tendenz seiner *Ἀληθεῖς ἱστορίαι* handelnden Einleitung (S. 1—3) folgt eine Übersetzung — in der polnischen Literatur die erste — dieses phantasie-reichen, mit Reminiscenzen aus der Literatur, Mythologie und Geschichte überfüllten und mit feiner Ironie durchsetzten satyrischen Romans des Samosatiers. Ohne zu übersehen, dass der Übersetzer Lukians überhaupt eine viel leichtere Aufgabe hat, als der eines griechischen Dichters oder auch eines prosaischen Schriftstellers, wie Demosthenes oder Plato, muss man doch anerkennen, dass H. Bogucki in hohem Grade die polnische Sprache beherrscht, in den Geist und Ton des griechischen Originals sich hineinzufinden versteht und meistens die glückliche Mitte zwischen einer oft ausdruckslosen wörtlichen Übersetzung und zwischen einer zu freien Paraphrase zu erhalten weiß. Wenn hier und da einzelne Ausdrücke oder Ausdruckweisen nicht ganz treu das griechische Original wiedergeben (I, 6: *κῆμα ἠψάνετο; ζάλη*; 7: *παρά τὴν ὄψαν*; 35 Anf.; II, 1: *μῶλις ἐνενοήσαμεν*; 16: *παρά τὸ συμπόσιον*), wenn manchmal der Übersetzer durch kleine Zusätze und Änderungen etwas ausdrucksvollere Farben, als sein Meister, aufzutragen bestrebt ist (z. B. I, 7 Ende; 13 Anf.; 17 Anf.; 19 Ende), so geschieht das fast überall gleichsam den Intentionen Lukians gemäß und belebt die Darstellung, ohne der Treue in der Wiedergabe des Originals einen merklichen Eintrag zu thun. Besonders in syntaktischer Beziehung fiel die Übersetzung sehr gut aus.

B. entfernt aus seiner Übersetzung alle aus ethischen und ästhetischen Rücksichten anstößigen Stellen (I, 8, 22; 23; 25; II, 19; 26; 31; 45), und daraus ist vielleicht zu erklären, dass er I, 8 die Worte *τὸ δὲ ἄνω γυναῖκες ἦσαν, ὅσον ἐκ τῶν λαγόνων ἅπαντα ἔχουσα τέλεια* mit der Wendung »der obere Theil stellte sich als ein bis zum Gürtel vollkommen regelmäßig entwickeltes Weib dar« wiedergibt. Bedeutendere Verstöße sind folgende: I, 7: *ἐνατεμόντες αὐτοὺς* d. i. die Fische, nicht die Trauben; 13: *τὰ δὲ ἀκύντερα* (Stockfedern, lotki) *ἔχει θριδικίτης φύλλοις* (Salatblätter, nicht Hufblattblätter) *προσεικότα*; ferner sind daselbst die *χιτώνες ποδήρεις* der *ἀνεμοδρόμοι* nicht Jacken oder Kaftane, sondern Hemde; diese wurden unten gegürtet und aufgebauscht, was in der Übersetzung nicht ausgedrückt wird; 36 ist *τὸ λοιπὸν* nicht durch »auf das ganze Leben«, was auch dem Sinne der Stelle widerspricht, sondern durch »künftighin« zu übersetzen; II, 4 fehlen die Worte *εὐπλοῖαν ἡμῶν ἐπεξάμενοι* und 11 *αὐτομάτων* in der polnischen Version; 12: *ἐφ' ἧς ἂν ἡλικίας ἔλθῃ, παραμένει* (hier handelt es sich nicht um die Anzahl der Jahre, sondern um die Altersstufe); 13: *ὡς περὶ μύκτης* blieb unübersetzt; 28: *ἀννεισιτώμην αὐτοῖς* heißt einfach: ich schmauste mit; das polnische »zaległem do biesiady« ist jedenfalls unpassend; 40: *ἀδρότερος* bezieht sich nicht auf die Kraft, sondern auf die Corpulenz des jungen Eisvogels. Sonst ist an der Übersetzung der etwas krankhafte Missbrauch der aus anderen Sprachen geborgten Ausdrücke, für welche meistens ganz entsprechende rein polnische dem Verf. zugebote standen, anzusetzen; auch ungebräuchliche polnische Wörter, wie »przenamówić« (S. 10), »uczodoły« (S. 11), »śmierci« (S. 18), »witezio« (S. 25) gereichen der Übersetzung nicht zur Zierde.

Der Druck ist leserlich und meist correct.

81. Bizoń Franz, Ciceros Erziehungs-Ideal (polnisch). Progr. des k. k. Obergymn. in Neu-Sandez 1893, 8°, 24 SS.

Bekanntlich hat Cicero in seinen drei größeren rhetorischen Schriften die Ansicht ausgesprochen und verfochten, dass zur vollständigen Aus-

bildung eines Staatsredners eine möglichst tiefe, allseitige Bildung gehöre, und dass deshalb eine vollendete Kunst der Beredsamkeit unter allen freien Künsten die schwierigste, also die seltenste sei. Er hob auch hervor, dass ein tüchtiger Redner auf die Staatsangelegenheiten einen tief eingreifenden, wohlthätigen Einfluss ausüben und andererseits auf Anerkennung seiner Verdienste und auf entsprechende Auszeichnung rechnen kann, — ein Umstand, der für einen Römer der Republik, welcher in politischer Thätigkeit den Schwerpunkt seines Lebens fand, eine große Bedeutung hatte. Da endlich Cicero richtig bemerkte, dass die stillistischen Grundsätze und überhaupt die Vorschriften, welche das sorgfältig und genau ausgeführte System der Rhetorik für angehende Redner aufstellte, auch in anderen Literaturgebieten und Lebensverhältnissen ihre Anwendung finden, so führten ihn diese Erwägungen einfach zu der Überzeugung, welche aus seinen rhetorischen Schriften hervorleuchtet, wenn sie auch nicht klar ausgesprochen wird (vgl. Orat. §. 148 Ende), dass die Kunst der Beredsamkeit den Gipfelpunkt und das Ideal der menschlichen Bildung abgebe. Das ist eben, was der Verf. ein Erziehungs-Ideal Ciceros (ideal wychowawczy) nennt, und was ich eher Bildungsideal nennen möchte.

Die Abhandlung ist in neun Abschnitte eingetheilt, deren drei erste (S. 3—9) allgemeine Bemerkungen über die politischen und literarischen Zustände Roms zur Zeit Ciceros enthalten, die sechs letzten die Ansichten des großen Redners über die Aufgabe und Bedeutung der Beredsamkeit entwickeln. Seine Behauptungen begründet der Verf. überall mit zahlreichen Citaten aus Cicero und anderen Schriftstellern des Alterthums; auch einige neuere Abhandlungen, wie Boissier (Cicero und seine Freunde üb. v. Doehler), Morawski (De rhetoribus latinis observ.), Rykaczewski (O mowcy) werden beigezogen. Der Verf. schreibt in einem leichten, durch zahlreiche Sinnfiguren und ausdrucksvolle Wendungen belebten Stile. In der Anwendung von Kraftausdrücken, wie S. 4: po kretyniemu niedoleżny; świeżo upieczony syn; haft u szlacheckiej togi; arystokratyczna czereda; S. 5: Piłat w Kredu; S. 19: wziąć w feć; S. 21: ogramiczony i zapieniony brus patrycyuszowski (mit diesem unsinnigen Epitheton wird Appius Claudius Caecus bedacht); S. 23: ideal nie był dla owiec — von neu gebildeten (S. 9: nieustusunkowany) oder aus fremden Sprachen geliehenen Wörtern (S. 21: niekonsekwentny fanatyk; S. 23: de facto anachronizm) geht er entschieden zu weit. Der stellenweise schroffen Ausdrucksweise entspricht auch die Einseitigkeit der vom Verf. vorgebrachten Ansichten über das politische Leben und die literarische Thätigkeit der Römer. Ciceros Auffassung eines vollendeten Redners hat der Verf. zwar nicht in die wichtigen technischen Einzelheiten verfolgt, aber jedenfalls in ihren Grundlagen und edelsten Motiven erkannt, und in dieser Auffassung die intellectuelle und moralische Größe dieses Mannes richtig gefunden; leider sind dabei seine Vorgänger, Nachfolger und Zeitgenossen unverhältnismäßig herabgesetzt worden. Die beigebrachten Citate beweisen auch nicht immer das, was der Verf. behauptet (vgl. S. 11; 14; 21). Unter anderem bezieht der Verf. die Stelle Cic. ad Att. XIV 20, 2 falsch auf die Ansicht Ciceros über die hohe Aufgabe und Bedeutung des Redners, während dieselbe mit der Kunsttheorie der sogenannten Attiker, zu welcher Brutus sich bekannte, in Verbindung steht.

Druckfehler sind selten.

82. Dembitzer Zacharias, De rationis mutuae apud Sallustium significatione. Progr. des k. k. Obergymn. in Kolomea 1893, 8°, 16 SS.

Der Verf., welcher schon im Jahre 1886 in den Abhandlungen der philol. Abtheilung der k. k. Krakauer Akademie der Wissenschaften (S. 5—23) über die Art, in welcher Plautus und Terentius das Verhältnis

der Reciprocität ausdrücken, geschrieben hat, beleuchtet hier mit genauer Berücksichtigung der einschlägigen Literatur den Sprachgebrauch des Sallustius in derselben Beziehung. Das Resultat der Untersuchung wird S. 15 f. also ausgedrückt: „*Sallustium in negotio mutuo determinando a ceterorum auctororum qui dicuntur classicorum norma non multum recessisse. Ubi verborum sive contextus sive incholes ac natura de ratione mutua inter personas aut res agi indicant, rationem reciprocam verbis exprimere omittit. Non ita raro pronomini: alter, alius aut nominis duplici casu adhibito actionem mutuan significari voluit. Ferraro locutione: uterque alterum aut adverbio: utrimque usus est, saepius, sed non ita saepe, ut a rerum scriptore expectaveris, formulam: inter se (inter ipsos), inter nos, inter vos, inter eos, inter cum nomine coniunctum) adscivit. Nunquam vero simplici pronome reflexivo: se omisso additoe pronome: ipse aut praepositione: cum ad relationem mutuan significandam abusus est. Adverbis: mutuo (mutuus, a, um) et: invicem (in vicem) prorsus abstinuit Sallustius.*“ Gegen die Behauptung, dass Sallustius niemals durch ipse — se ein gegenseitiges Verhältnis ausdrückte, scheint jedoch die S. 14 angeführte Stelle (*Bellum Jug. 58, 6: cum alii super vallum praecipitentur, alii in angustiis ipsi sibi properantes officerent, multis amissis in loca munita sese recepit*) zu sprechen, da doch nicht leicht zugegeben werden kann, dass *sibi* hier reflexive Bedeutung hat, d. i. dass jeder einzelne Numider oder auch die ganze Masse der Numider sich selbst durch Eile den Weg versperrte. Natürlich scheint eine solche Ausdrucksweise, welche auch bei Cäsar und anderswo (vgl. S. 13) vorkommt, auf diese Fälle beschränkt zu sein, in denen die einander beeinflussenden Theile nicht voneinander getrennt gedacht werden können. Übrigens ist zu bemerken, dass der Verf. diesen Streitpunkt, dessen Lösung davon abhängt, ob man der Sprache eine streng logische oder eine nachlässige Auffassung der Situation zumuthet, nicht übersehen, sondern eingehend besprochen und sich für die Ansicht Göbels gegen Menge und Schmalz erklärt hat (S. 12—14).

Ich bemerke noch, dass die S. 10 aus *Bellum Jug. 50, 5* angeführte Stelle (*equites . . sese recipiebant . . alius alio maxime divorsi*) nach meiner Ansicht richtiger im distributiven Sinne (*alio* als Adverb) aufgefasst werden kann; sonst hätte Sallustius eher *alius ab alio* (vgl. B. Cat. 34, 3; B. Jug. 46, 4) geschrieben.

Hie und da kommen Druckfehler vor; im ganzen verdient diese kleine Arbeit dem Inhalte und der Form nach volle Anerkennung.

83. Rybczuk Procopius, Quibus grammaticis formis Horatius agentium fines in suis operibus expresserit. Progr. des k. k. Obergymn. in Tarnopol 1892, 8^o, 12 SS.

Unter diesem dem Inhalte der Arbeit nicht entsprechenden Titel bietet die Abhandlung eine Sammlung von sparsam mit schulmäßigen Anmerkungen des Verf.s versehenen Stellen aus den Gedichten des Horatius, in welchen nach der Ansicht des Verf.s die Modalität des Zweckes ausgedrückt wird. Doch ist diese Sammlung einerseits unvollständig (es fehlen z. B. Stellen, wie *Carm. I, 15, 4; IV, 11, 35; I, 27, 1*), andererseits fehlerhaft, da der Verf. unter der Kategorie des Zweckes in andere Gebiete gehörende Stellen (wie z. B. einfache Objectsinfinite) aufzählt. Auf die das Thema betreffende Literatur wird keine Rücksicht genommen. Überhaupt zeugt die Arbeit höchstens vom Fleiße des Verf.s, druckfähig war sie aber nicht.

84. Über die pädagogische Bedeutung der griechischen Literatur (polnisch). Progr. des k. k. Gymn. in Stryj 1893, 8^o, 26 SS.

Der unbekannte Verf. behandelt das oben bezeichnete Thema in zwei Hauptabschnitten, deren erster sich mit der pädagogischen Bedeutung

der classischen Philologie überhaupt befasst (S. 1—10), der zweite den wohlthätigen Einfluss der griechischen Literatur zuerst im allgemeinen (S. 10—14) und dann im besonderen auf die Ausbildung *a)* der ethischen Grundsätze (S. 14—18), *b)* des ästhetischen Gefühles (S. 18—24), *c)* des Verstandes (S. 24—26) der Zöglinge bespricht. Der Verf. schöpft aus einigen neueren, denselben Gegenstand betreffenden Abhandlungen und aus eigener Erfahrung. Neue Beweise und Gesichtspunkte oder auch eine erschöpfende präcise Darstellung des bisher darüber Vorgebrachten enthält die Abhandlung nicht. Ungeachtet der systematischen Eintheilung herrscht doch im einzelnen in der Behandlung des Stoffes nicht überall eine strenge Ordnung. Einige Gedanken wiederholen sich an verschiedenen Stellen (vgl. SS. 3 und 6, 5 und 13, 7 und 14), historisches und aus der Praxis geschöpftes Material, Aussagen der Autoritäten und logische Ausführungen werden nicht klar auseinandergehalten (vgl. S. 2 f., S. 24 ff.). Unter anderem übersieht der Verf., dass die von ihm angeführten Urtheile Combes (S. 7) und Fitchs (S. 8) bis zu einem gewissen Grade gegen die von ihm verteidigte Ansicht sprechen; jedenfalls sollten sie nicht schlechthin in einer Reihe mit jenen Aussagen stehen, welche das Studium der classischen Sprachen im Gymnasium befürworten. S. 11 ff. wird eine kurze Übersicht der Entwicklung der griechischen Studien seit der Zeit der römischen Republik bis in die neueren Zeiten gegeben; was aber darüber seit dem Wiederaufblühen des Classicismus in Europa gesagt wird, gilt nicht ausschließlich für das Griechische, sondern auch für das Lateinische, gehört also eher in den ersten Abschnitt der Abhandlung. Übrigens werden hier fast nur Namen aufgezählt, die an und für sich nichts beweisen, dadurch aber Anstoß erregen, dass sie nicht richtig gewählt sind. Unter den Trägern der neuen Richtung fehlen die Namen der nach Italien eingewanderten griechischen Gelehrten; Italien mit seinen Humanisten wird nicht einmal genannt; ebenso werden die Niederlande mit Stillschweigen übergangen; Frankreich wird zwar erwähnt, aber kein französischer Humanist wird namhaft gemacht; in Deutschland wird neben Melancthon noch Eobanus (nicht Cobanus, wie S. 12 steht) Hessus, Valentin Trozendorff (nicht Trotzendorf) und Joachim Camerarius der Erwähnung gewürdigt, während Agricola, Reuchlin, Erasmus nicht genannt werden; die Reihe der englischen Philologen ist am längsten und zwar so lange, dass in derselben der Name Marklands nicht fehlen durfte.

Die Abhandlung ist wahrscheinlich für die weiteren Kreise des gebildeten Publicums, welches heutzutage gewöhnlich gegen die classische Bildung eingenommen ist, bestimmt, und da sie sonst viele richtige Bemerkungen in fließender polnischer Sprache entwickelt, so wird sie diesen Zweck wohl erreichen können.

Lemberg.

B. Kruczkiewicz.

85. Bulić F., Auctarium inscriptionum, quae a mense Junio a. 1892 ad mensem Iunium a. 1894 in c. r. Museum Archaeologicum Salonitanum Spalati illatae sunt. Progr. des k. k. Gymn. in Spalato 1894, 8°, 83 SS. (S. 533—615).

Seit nahezu einem Decennium stellt sich fast alljährlich zur Zeit, da die Trauben und die Feigen an den sonnigen Berglehnen am Meerbusen von Spalato zu köstlicher Güte heranreifen, auch ein Bote aus dem Museum ein, das auf diesem nächst der ewigen Siebenhügelstadt hervorragendsten aller Fundgebiete römischer Alterthümer in Europa zu bedeutendem Umfang erwachsen ist: ein Katalog der letzten Neuerwerbungen an Steinschriften und beschriebenen Schmuck- und Hausgeräthen. Das jüngste Heft bringt neuerdings eine solche Fülle von Zuwachs, wie sie selbst nach den starken Vermehrungen der letzten Jahre

nicht zu erwarten war. Wieviel werden uns, fragen wir unwillkürlich, die Sommermonate dieses Jahres, da die Grabungen wieder in Gang gebracht werden sollen, was die Winter- und Frühjahrsmonate bringen, in denen die Bauern erfahrungsgemäß die meisten Funde beim Bestellen des Ackerbodens machen? Und wohin, müssen wir weiter fragen, sollen dann die neuen Fundstücke gebracht werden? In den an verschiedenen Orten in Spalato gelegenen Magazinen und Zimmern, die zusammen das Museum von Spalato zu bilden bestimmt sind, ist schon lange kein Platz mehr vorhanden. Man schichtet die neuen Erwerbungen heute hauptsächlich einfach über den alten auf, und nur der treffliche Director, der auf seinem schweren Posten mit dankenswerthem, unermüdlichem Eifer thätig ist, weiß in diesem — sit venia verbo — Chaos Bescheid; eine principielle Ordnung durchzuführen oder, wenn sie sich hätte durchführen lassen, aufrecht zu erhalten, ist, wie ich für jene Leser zu bemerken mir erlaube, die die Verhältnisse des dortigen Museums nicht kennen und sich aus der obigen Bemerkung ein ungünstiges Urtheil über die Leitung desselben zu bilden berechtigt glauben könnten, meiner Meinung nach derzeit einfach unmöglich.

Zu einer planmäßigen Erstaufstellung und zu planmäßigen Einschüben ist selbstverständlich einiger Überfluss an verfügbarem Raume nöthig. Aber es fehlt nicht bloß dieser Überfluss, es fehlt selbst der Raum zu einer bloßen Nebeneinanderreihung der Gegenstände. Selbst der Fußboden ist mit einer oder gewöhnlich mit mehreren Lagen von Steinen und Sculptur- oder Architekturstücken bedeckt, anderes liegt selbst auf der freien Straße unweit der Wohnung des Directors. Die österreichische Staatsverwaltung würde sich unter diesen Umständen, da von Seiten der Gemeinde oder von Privaten nichts für diesen Zweck geschehen wird oder vielleicht auch nicht geschehen kann, ein neues großes Verdienst um die Denkmälerforschung erwerben, wenn es ihr gelänge, die leidige und leider sehr kostspielige Musealfrage gedeihlich zu lösen.

Einige Hoffnung leuchtet aus den Zeilen, welche die amtliche 'Wiener Zeitung' vom 10. Juli 1895 als Bericht über eine der letzten Sitzungen der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale bringt: Über Antrag des um die Erforschung und Erhaltung antiker und mittelalterlicher Denkmäler Dalmatiens durch vieljährige, geräuschlose Thätigkeit sehr verdienten Baurathes Professor Alois Hauser wurde nämlich die von Bulić unterbreitete -Bitte um Unterstützung der Bestrebungen, das dormalige Gebäude des Landesspitals in Spalato sammt dem dazu gehörigen Grundcomplex im Falle der Verlegung dieser Anstalt für die Zwecke des dortigen archäologischen Staatsmuseums zu erwerben- erörtert. »Mit Rücksicht auf die im höchsten Maße unbefriedigenden räumlichen Verhältnisse, unter welchen das besagte Museum dormalen zu leiden hat, erschien der Antrag des Conservators Bulić immerhin beachtenswert; es wurde daher seitens der Centralcommission beschlossen, das Ministerium zunächst um die Anordnung einer eingehenden commissionellen Prüfung des Spitalgebäudes auf seine Adaptierungsfähigkeit für Musealzwecke zu ersuchen.« Das Spitalgebäude, das für seine heutige Bestimmung nicht mehr ausreicht und überdies — dem Vernehmen nach — auch aus praktischen Gründen dieser Bestimmung entzogen werden muss, ist ein ziemlich weitläufiges Gebäude mit einem oberen Stockwerke und einem stattlichen Garten, an dessen Umfassungsmauern die schweren Inschriftplatten und Architekturstücke bequem und zweckdienlich aufgestellt werden könnten. Sollte also der Neubau eines Musealgebäudes aus finanziellen Gründen nicht durchführbar sein, so würde das derzeitige Spitalgebäude vielleicht am ehesten jenen Wünschen entsprechen, die man in aller Bescheidenheit für das Museum von Spalato hegen darf. Wir sind überzeugt, dass die Erforschung der dalmatinischen Denkmäler der classisch-antiken und der frühchristlichen Zeit durch die Beistellung eines entsprechenden Musealbaues und durch die gebührende Conservierung und wissenschaftliche Aufstellung der

Objecte viel gewinnen, und dass der dormalige Director diesen Erfolg als den schönsten Lohn seiner langjährigen Bemühungen ansehen würde; er verdient ihn übrigens umso eher, als die Agenden eines Musealleiters in einem Lande wie dem mittleren Dalmatien mannigfacher und zum Theil schwieriger erscheinen und seine persönliche Initiative weit mehr in Anspruch nehmen als in den Centren der Bildung und des Sammelfieles.

Das vorliegende Auctarium umfasst nicht weniger als rund etwa 270 Inschriften und Inschriftfragmente, darunter einige recht interessante Stücke, wie die Grabschrift eines Christen namens *Απο(ήλιος) Παλλάδιος υἱός Βενασού* (arab. = Ben-abu, 'Sohn' des 'Vaters') *Αιμά(σκου) Φουνίκης* (n. 1958) vom 19. Februar 400 n. Chr. oder (n. 1983) eines *nonan(orum) veter(anus)* oder eines *puer s(an)c(t)ae eccles(iae) Sal(onitanae)*, dessen Name (*Iucundus*) bloß durch ein Monogramm verrathen wird, u. ä. Ausführlicheres über die Ergänzungsversuche zu den einzelnen Inschriften dieses Auctariums zu sagen ist überflüssig, da wir für die allernächste Zeit die Ausgabe des einschlägigen Supplements zum Berliner Inschriften-corpus erwarten. Aber für die fernere Zeit, für die wieder durch Jahre hin die Fortsetzungen dieser Supplementa fehlen werden, wird Bulic mit seinen Auctarien umso wichtigere Ergänzungen bringen. In objectiver Würdigung der bisherigen Nachträge hätte ich nur das, was ich bereits wiederholt an dieser Stelle vorgebracht habe, neuerdings zu wiederholen, insbesondere neuerdings hervorzuheben, dass eine wissenschaftlichen Anforderungen vollauf entsprechende Publication in erster Linie eine Geldfrage sei, die allerdings, wie wir sehen, sich schwer überwinden lässt. Aber wenigstens für die sämmtlichen Graeca des salonitanischen Museums, die an anderer Stelle kaum in der nächsten Zeit vereinigt werden dürften, würde eine zusammenfassende Republication mit brauchbaren Facsimilia seitens des Verf.s sehr erwünscht sein, da sie sonst theilweise unbenützt bleiben. Für diese Republication erlaube ich mir, um auch meinerseits etwas Positives beizusteuern, zu einigen beliebig herausgegriffenen Stücken nach den mir vorliegenden, freilich nicht immer ausreichenden Abklatschen Folgendes zu bemerken:

n. 161 B

|||||W //|||
||ΛΘWNEN||
ΦΛΡΕΚΙΜC

also stand in der letzten Zeit eine Erwähnung des Consulats Ricimers (459 n. Chr.): [*ἐν τῇ ὑπατείᾳ* oder *μετὰ τὴν ὑπατείαν τοῦ λαμπροτάτου Φλ(αβίου) Ρικιμε(ρου)*]; Z. 2 [?]λθών.

n. 601 (einzeilig?) ? ΣαλωνιΤΑΝCΕ.

n. 351: Z. 2 ΓΑΡΟΕΝΦ, also *παρθενο...*; Z. 3 ΞΕΛΗΜΦ *σύνη?*

n. 989: Z. 1 ΦΙΛΟΞΕΝ (die oberen Buchstabenenden sind weggebrochen) in größeren Buchstaben; für Ω ist kein Platz mehr vorhanden, es sei denn auf der weggebrochenen Randleiste; Z. 2 nach ΠΑΠΙΟΥ und 3 nach ΩΠΩ ein Punkt; Z. 3 ΑΓΑΘΩΤΑΤΩ; Z. 4 Ende Φ; unten scheint nichts zu fehlen.

n. 1163: Z. 1 οὐκ ἔξεισι ἄλλο τι σωμΑΤΕθῆναι; Z. 3 etwa ἔσαι αὐτῷ ΠΡΟC τὸν θεόν; Z. 4 ΕΝΕΧΕΙΝ;

n. 1297

|NOCΩΡΟΥ|||
|ΥΡΠΙΤΗCΡ(?)
|ΥΘΑΡC|

etwa ... *νοσώρου* (oder ... *νος Ωρου*) [*Διοσκουοίτης* ρ... [καὶ σ]θ θάροι; das Υ in Z. 1 ist sehr unsicher, auch C erlaubt der Abklatsch an seiner Stelle anzunehmen.

n. 1559 und n. 1187 gehören, wie Bulic erkannt hat, zusammen.

{ΡΟCΔΙΑΦΕΡΟΥCΑ} and {ΗΛ
NΗΜΥΝΟC } {ΛΕΥΙC}

Vielleicht ἡ σ[ο]ρός διαμέρουσα [εις ...] υἱό[ν δὲ ?] γήμωνος.

n. 1706 ist ein Stück schöner, eine gute Facsimilierung verdienender Zierschrift; das letzte Wort ΠΠΑΜΙΕΩΝ (der letzte Buchstabe ist gebrochen).

n. 1741 (aus Lissa): ἐπὶ στραταγῶν | Δρόσσου | Ἀμμωνίου | Σωφίλου; Z. 3 ΑΜΜΩΝΙΟΥ.

n. 1742 (ebendaher) ist mit Ausnahme einer geringen Verletzung am linken Rande ganz erhalten:

ΓΟΞΩΝ
=ΑΝΘΙΓΓΟΥ

Πόσθων Ξανθίππου.

n. 1743 (ebendaher):

ΙΟΧΕΝΟ
\\///ΛΟΣΗΡΟΔ
ΝΙΚΑΣΩΛΑΡΙΣ\\///\\///
ΓΑΡΜΟΝΙΣΚΟΣΣΖΩΙ

..οχενο

Κ[έφα]λος Ἡροδ[ότου]?

Νικασὼ Ἀρισ[τῆνος]?

Ἡαρμονιάκος Ζωίλ[ου]

In Z. 1 sind die oberen Enden weggebrochen.

n. 1758 (ebendaher) gehört etwa dem 2. oder 1. Jahrhundert v. Chr. an. Die Reste einer oberen oder zweier oberen Zeilen, die größtentheils einem Bruche zum Opfer gefallen sind, kann ich aus dem (übrigens auch sonst mangelhaften) Abklatsch nicht mit der nöthigen Sicherheit ermitteln; der Rest lautet:

ΔΛΑΤΙΟΣΚΛΟ
ΔΕΞΙΘΕΟΣΑΛΦ
ΡΟΥΛΙΟΣΓΝΑΙ
ΟΛΤΙΟΣ\\///ΕΓΚΤ\\///
ΟΛΤΙΟΣΤΡΙΤΟΥ

Βλάτιος Κλο[γίου]?

Δεξιθέος Ἀλε[ξάνδρου]?

Ρούλιος Γναί[ου]

Ὀλιτιος . . . ἐγκτ[ου]

Ὀλιτιος Τρι[του]

Der erste Buchstabe der letzten Zeile fehlt auf dem Abklatsch.

Wien.

J. W. Kubitschek.

86. Pawel Jaro, Johann Wilhelm Ludwig Gleim, der Freund und der Dichter der Jugend. Nach handschriftlichen Quellen dargestellt. Progr. der k. k. Staats-Realschule im I. Bezirke Wiens 1894, 8^e, 40 SS.

Bevor sich der deutsche Classicismus des 18. Jahrhunderts entwickelte, bildeten sich in verschiedenen Theilen Deutschlands literarische Gruppen, die zumeist an größere Orte geknüpft sind. Hier zeigte sich zunächst ein energischeres Aufleben des deutschen Geistes, und der Eintritt wichtiger politischer Ereignisse begünstigte an einzelnen Orten besonders die Entwicklung des geistigen Lebens. Unter den Männern, welche um die Mitte des vorigen Jahrhunderts einen unverkennbaren Einfluss auf die literarischen Kreise äußerten, darf Johann Wilhelm Ludwig Gleim nicht vergessen werden. Obgleich er als Dichter nur wegen seiner Grenadierlieder genannt zu werden verdient, so verdankt die Literatur doch seiner eifrigen Thätigkeit, den zahlreichen literarischen Beziehungen, welche er unterhielt, und dem Umstande, dass er gern junge Talente unterstützte, nicht unerhebliche Förderung. Durch die Freundschaft mit Lessing und Kleist und die liebevolle Erwähnung Goethes ist ihm außerdem ein bleibendes literarisches Andenken gesichert.

Die vorliegende Abhandlung gibt sich als einen Auszug aus einer größeren Arbeit und soll zunächst für die Lectüre der Jugend bestimmt sein. Der Verf. hat außer den gedruckten Quellen handschriftliches Material vielfach benützt und Gleims Lebenslauf bis zum Beginne der Siebzigerjahre geschildert. Die Beziehungen zu den verschiedenen schrift-

stellerischen Persönlichkeiten sind bis zu diesem Zeitpunkte sehr ausführlich verfolgt. Aus ihnen ergibt sich Gleims Charakterbild. Er erscheint uns als ein Mann, der vielgeschäftig und nicht ohne Talent ist, aber von seinem dichterischen Werte eine nicht geringe Vorstellung hat und bei seiner Geneigtheit zur Überschätzung auch leisen Tadel nicht verträgt. Seine Liebenswürdigkeit und der Tiefstand der Literatur zur Zeit seines Auftretens bewirken, dass man ihn gern für das gelten lässt, wofür er sich hält. Ramler, sein Jugendfreund, verdirbt es mit ihm für immer, da er sich in einer Kritik allzu aufrichtig zeigt. Gleim ist dienstwillig, aufopferungsfähig und sorgt aufgefördert und unaufgefördert für seine Freunde, daher ihm seine kleinen Schwächen zumeist gern verziehen werden; aber die Entwicklung des geistigen Lebens schreitet rascher vorwärts, als er zu folgen vermag, und die Leitung der literarischen Angelegenheiten entfällt immer mehr und mehr seinen Händen. So stehen wir am Beginne der Siebzigerjahre. Der Schluss der mit Sorgfalt ausgearbeiteten Abhandlung wird für das nächste Jahr in Aussicht gestellt.

87. Hämmerle Ambros, Der Vorarlberger Dialectdichter
Dr. Caspar Hagen. Eine literaturhistorische Skizze. Progr. des
k. k. Gymn. in Brixen 1894. 24 SS.

S. 1—8 enthält eine kurze biographische Skizze des als Dialectdichter in seiner Heimat sehr beliebten Arztes Dr. Caspar Hagen. Der Aufsatz soll die drei in den Jahren 1887, 1888, 1889 erschienenen Abhandlungen über „Die Vorarlberger Dialectdichtung“, welche E. Winder in den Programmen des Innsbrucker Gymnasiums veröffentlicht hat, ergänzen. Der Autor unseres Aufsatzes stand in persönlichen und verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Dichter. Er berichtet, dass dieser in seiner Jugend und auch später mit Vorliebe die Erzählungen von Christoph Schmid und die Dichtungen Hebels, besonders dessen Schatzkästlein las und sich vor allem von den schwäbischen Dichtern und Lenau angezogen fühlte. Zumal seine Jugendgedichte zeigen vielfache Anlehnungen an Kerner und Lenau. S. 9 ff. wird eine Auswahl aus den gedruckten sowie aus den ungedruckten Gedichten, nebst zwei Szenen aus einem dramatischen Gedichte Hagens mitgetheilt. Seine Schöpfungen tragen den Charakter einfacher Natürlichkeit und zeigen häufig einen urwüchsigen Humor.

Wien.

Dr. F. Prosch.

88. Milković S., Ob uzgoju i nastavi kod starih Grka i Rimljana (Über die Erziehung und den Unterricht bei den alten Griechen und Römern). Progr. des k. k. Obergymn. in Spalato 1893, 8^o, 36 SS.

Diese Abhandlung ist der zweite Theil der im Jahre 1890 veröffentlichten Programmarbeit: „Ob uzgoju kod Grka i Rimljana“ (Über die Erziehung bei den Griechen und Römern, angezeigt in dieser Zeitschr. 1893, S. 667). Unter dem Titel: „Uzgoj i nastava kod Rimljana“ (Die Erziehung und der Unterricht bei den Römern) behandelt der Verf. in angenehmer und ansprechender Weise diese Frage der römischen Alterthümer. Nach der Darlegung der Hauptunterschiede zwischen dem griechischen und römischen Charakter wird auf die ursprünglichen latinischen, sabinischen und etruskischen Elemente in der Cultur der Römer hingewiesen; dann wird über die Einrichtung und die Gegenstände des Unterrichtes gesprochen und zuletzt einiges über die körperliche Ausbildung der römischen Jugend erwähnt. Um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr.

tauchen die ersten Spuren des griechischen Einflusses in Rom auf; dieser wird immer größer und größer und bekommt schließlich nach der Unterwerfung Griechenlands die Oberhand, was durch den bekannten Ausspruch: „Graecia victa ferum victorem cepit“ zur Genüge beleuchtet wird. Der Verf. bespricht hierauf das höhere Schulwesen, dessen Einrichtung auf den griechischen Einfluss zurückzuführen ist, dann die Einführung des Unterrichtes in der griechischen Sprache und die Erziehung durch die griechischen Pädagogen. Endlich zeigen sich in Rom auch griechische Lehrer der Rhetorik und Philosophie, jedoch erst in später Zeit findet die griechische Philosophie bei den Römern ihre Fortsetzung; die Errichtung einer Akademie nach griechischem Muster in Athen und Alexandrien fällt erst in die Zeit des Kaisers Hadrian. Der Verf. entwirft uns ein schönes Bild von der Erziehung und dem Unterrichte bei den Römern und versäumt es am Schlusse nicht, darauf hinzuweisen, dass die Erziehung bei den Griechen einen idealen Charakter hatte, bei den Römern dagegen nur praktische Ziele verfolgte, also realistisch war. Die Abhandlung ist in fließender und leicht verständlicher Sprache geschrieben und kann den Freunden der classischen Bildung sehr empfohlen werden. Die reichlichen Citate aus den classischen Schriftstellern sind unter den Strich verwiesen und geben Zeugnis von der wissenschaftlichen Behandlung der Frage. In der Schreibung der Eigennamen wäre eine größere Consequenz erwünscht. Von sinnstörenden Druckfehlern ist Matija statt Atija (Atia, die Mutter des Augustus) zu erwähnen (S. 6).

89. Brajković T., Peraški dijalekat (Der Dialect von Perasto). Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Cattaro 1893, 8°, 21 SS.

In dem Bezirke von Cattaro unterscheidet der Verf. drei Unter-dialecte. Im Norden gegen die Grenze von Herzegovina spricht man herzegovinisch, in der Bocche di Cattaro herrscht eine Mundart, die einfach bocchesisch genannt wird, im Südosten von Cattaro redet man den montenegrinischen Dialect, welchen andere Forscher nach dem Flusse Zeta auch zetisch nennen. Von Interesse ist es, zu erfahren, dass in den beiden letzten Mundarten neben der Ijekavština theilweise noch der čakavische Accent fortbesteht; übrigens wird in der Bocche selbst in jedem Orte anders gesprochen. Diese Verschiedenheit der Ortsdialecte erklärt sich daher, weil die Bewohner, besonders die Frauen und Kinder, nur sehr wenig mit den Leuten aus anderen Orten verkehren; so z. B. gibt es nach der Mittheilung des Verf.s in der Stadt Perasto (mit 471 Einwohnern) noch Frauen im Alter von 60 Jahren, die nicht über ihren Ort hinausgekommen sind. Mit den Eigenthümlichkeiten des Dialectes dieses seines Heimatsortes macht uns hier der Verf. bekannt, und zwar nach der Methode der Schrift über den ragusanischen Dialect vom Professor Budmani. Die Mundart von Perasto stimmt mit dem Dialecte von Ragusa, abgesehen vom Accente, in mancher Beziehung, namentlich im Wortschatze überein. Das altslovenische *ě* wird so wie bei den Ijekavcen ausgesprochen; statt *m* wird am Ende der Silbe vor Consonanten und oft auch am Ende eines Wortes *n* gesprochen, was eine čakavische Eigenthümlichkeit ist; dagegen wird *lj* nie durch *j* ersetzt. Interessant sind ferner die Formen *gresti*, *iskusti* statt *grebsti* usw. In der Abhandlung wird besonders auf die Art der Accentuierung und auf den fremden Wortschatz Rücksicht genommen; unter anderem werden auch gegen 60 Wörter sammt Erklärung angeführt, die im Wörterbuche des Vuk Karadžić nicht vorkommen, in Perasto jedoch gesprochen werden. Der Verf. verlegt sich zwar meistens nur auf die Constatierung der dialectischen Erscheinungen, doch wünschten wir bei der Laut- und Formenlehre eine größere Zahl von Belegen, um die sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Dialectes genauer prüfen zu können.

90. Poljanec Johann, Črtica o romantični poeziji srbski. Ženitev Maksima Črnojevića. Narodna pesen (Einiges über die romantische Poesie der Serben. Die Hochzeit des Maxim Črnojević. Ein Volkslied). Progr. des k. k. Obergymn. in Rudolfswert 1893, 8°, 18 SS.

In einer kurzen Einleitung hebt der Verf. die Bedeutung der romantischen Poesie der Serben für die Erkenntnis ihrer Sitten, Gebräuche und ihres Familienlebens hervor. Von großer Bedeutung in dieser Richtung sowohl, als auch in poetischer Beziehung ist das Lied von der Hochzeit des Maxim Črnojević. Das Gedicht ist eines der schönsten unter den serbischen Volksliedern und zugleich eines der umfangreichsten; denn es zählt nach Vuk Karadžić 1226 Verse. Das Lied gibt uns ein schönes Bild von dem Leben und von den Sitten der Montenegriner zur Zeit der Herrschaft der Familie Črnojević (1428—1516), die in Schabljak am Scutarisee residierte. Der Inhalt des Gedichtes ist kurz folgender:

Der Fürst Ivan Črnojević freite um die schöne Tochter des Dogen von Venedig für seinen Sohn Maxim, den schönsten Helden seines Landes. Nach drei Jahren kehrt er heim und findet, dass mittlerweile sein Sohn infolge der Blatternkrankheit blatternarbig geworden sei. Die Hochzeit wird deshalb verschoben. Im zehnten Jahre aber kommt der Bote vom Dogen in Venedig mit der Aufforderung, entweder die Braut heimzuführen, oder ihr den Freibrief zu schicken. Eine große Zahl bewaffneter Hochzeitsgäste holt nun die schöne Braut aus Venedig, wobei die Stelle des Bräutigams der schöne Miloš Obrenbegović vertritt, um die Braut und den Dogen zu täuschen. Für diesen schweren Dienst werden dem Stellvertreter die Hochzeitsgeschenke als Entgelt zugesprochen. Als aber die Hochzeitsgäste mit der Braut heimkehrten, da wollte die letztere die herrlichen Geschenke nicht preisgeben; es entsteht ein blutiger Streit, der wahre Bräutigam tödtet den Miloš, verlässt seine Braut und sein Land und tritt in Stambul unter dem Namen Skender-Beg zum Islam über. Nach neunjährigen treuen Diensten erhält er vom Sultan Scutari zum Lohne.

Die slovenische Übersetzung ist sehr fließend, aber ziemlich frei gehalten. Mit großer Gewandtheit behandelt der Übersetzer den zehnsilbigen trochäischen Vers, das Originalmetrum des serbischen Volksliedes; nur selten wird der slovenischen Wortbetonung Gewalt angethan. Das Fremdwort 'balkon' für das serbische 'ćošak' nimmt sich in einer slovenischen Übersetzung nicht gut aus; das echt slovenische 'pomol' wäre vorzuziehen. Ebenso ist česa oder kesa durch ein slovenisches Wort wiederzugeben oder wenigstens unter dem Striche zu erklären gewesen, was auch bei einigen anderen Ausdrücken wünschenswert wäre. Da wir wissen, dass sich der Verf. mit Vorliebe mit der schönen serbischen Volkspoesie beschäftigt, so möchten wir zum Schlusse im Namen der studierenden slovenischen Jugend in den oberen Classen der Mittelschule an diesem Orte den Wunsch aussprechen, er möge uns eine Sammlung der schönsten serbischen Volkslieder im Originaltexte, jedoch in lateinischer Schrift, sammt den nöthigen Anmerkungen und einem Wörterverzeichnisse zum praktischen Gebrauche, sei es in oder außer der Schule, vorlegen. Dadurch würde er einem schon lange gefühlten Bedürfnisse abhelfen und sich den Dank der Berufsgenossen erwerben.

91. Urbas W., Unterschiede zwischen der deutschen und slovenischen Syntax. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Triest 1893, 8°, 30 SS.

Das Thema dieser Abhandlung ist ganz äußerlich, ohne in das innere Wesen beider Sprachen einzudringen, bearbeitet worden. Der Verf.

selbst fühlt die Mängel dieser parallelen Darstellung, und deshalb dürfen wir seine Arbeit nicht zu strenge beurtheilen. Sich an den Lehrgang der meisten deutschen Grammatiken anschließend behandelt er zuerst des verschiedenen Gebrauch des Subjectes, Prädicates und Objectes im Deutschen und Slovenischen; hierauf folgt die parallele Darstellung des Adverbs und Attributes, und zuletzt wird von der verschiedenen Stellung der Satzglieder und vom Satzgefüge in beiden Sprachen gehandelt. Der ganzen Arbeit liegt ein praktischer Zweck zugrunde; denn sie ist nur für denjenigen geschrieben, der auf kurzem Wege die augenscheinlichsten Unterschiede zwischen der deutschen und slovenischen Syntax kennen lernen will. Ungern vermessen wir die Hinweise, wie deutsche syntaktische Wendungen auf das Slovenische eingewirkt haben. Im einzelnen erlaube ich mir nur einiges herauszuheben. Ficks Hypothese von der europäischen Ursprache (1871) wird heute nicht mehr ernst genommen. Neben dem heutigen Slovenisch kennen den Dual auch noch das Ober- und Niederserbische, und neben dem Altgriechischen die arischen Sprachen. In dem Satze: 'dve leti je že' (es sind schon zwei Jahre) ist *dve leti* nicht Subject (S. 5), sondern der Accusativ der Ausdehnung in der Zeit, was aus Phrasen, wie 'tri dni je že' (es sind schon drei Tage) hervorgeht. Auffallend ist es, dass der Verf. *za* mit dem Infinitiv für eine echt slovenische Construction hält. Die Verbindung der Präposition *za* mit dem Infinitiv gehört nur der Volkssprache an und hat ihr Dasein dem deutschen Einflusse zu verdanken. Ebenso wäre es richtig gewesen, bei den Ausdrücken: *misel, volja me je* usw. (S. 16) und bei den Verbindungen: *groza, strah me je* usw. (S. 20) das *me* nicht als Genitiv, sondern als Accusativ zu erklären, und die reflexiven Verba *varovati se* (meiden), *veseliti se* (sich freuen) beim Genitiv zu behandeln, nicht aber beim Dativ als Ausnahme hinzustellen. In dem Satze: *ni je skrb kmetijstva* (sie kümmert sich nicht um den Feldbau) steht natürlich der Genitiv *je*, weil der Sinn negiert ist, und dasselbe ist auch in dem Satze: *ne bo starosti doživel* (er wird kein hohes Alter erreichen) der Fall. Für die Regel, dass statt des deutschen Substantiva mit einer Präposition im Slovenischen ein Adjectiv stehen kann, ist das Beispiel 'života je drob-nega' (sie ist von zartem Körperbau) falsch; richtig wäre zum Beispiele: *obleka je platnena* (die Kleidung ist aus Leinwand).

Die Übersetzung der slovenischen und deutschen Beispiele ist öfters ungenau oder zu frei, manchmal auch falsch. Der deutsche Satz: 'nach solchen Freunden sehnt sich niemand' heißt wohl nicht: 'takih prijateljev ni nihče željen', sondern: 'takih prijateljev si nihče ne želi' oder 'po takih prijateljih nihče ne hrepeni'. Bezüglich der slovenischen Orthographie ist zu tadeln, dass der Verf. die alten Wege wandelt und sich nicht der jetzt allgemein üblichen Schreibweise anschließen will. So schreibt er für das silbenbildende *r* noch immer *er*, als *serce* statt *srece*, *poterpenje* statt *potrpljenje*. Unrichtig ist: *Korel veliki* statt *Karol Veliki*. Von Druckfehlern habe ich mir angemerkt: *Fiok* st. *Fick* S. 1, *vesolo* st. *veselo* S. 11, *zelenti* st. *zeleneti* S. 13, *bož* st. *boš* S. 24, *svoje naloge* st. *svojo nalogo* S. 27, wo dem deutschen Satze entsprechend der Singular stehen muss.

92. Štritof Anton, O metodiskem pouku nemščine v I. in II. razredu slovensko-utrakvistiških gimnazij (Über den methodischen Unterricht des Deutschen in der I. und II. Classe der slovenisch-utraquistischen Gymnasien). II. Theil. Progr. des k. k. Staats-Untergymn. zu Laibach 1893, 8°, 30 Ss.

Auf den ersten theoretischen Theil dieser Abhandlung (angezeigt in dieser Zeitschr. 1894, S. 574 ff.) folgt hier die praktische Anleitung

für den deutschen Unterricht nach der analytischen Methode. Bei der Besprechung der Lehrmittel findet der Verf., dass die für die deutschen Schüler bestimmten Lesebücher von Prosch-Wiedenhofer, Lampel und Neumann für Slovenen in der I. und II. Classe zu schwer seien; ebenso wäre eine deutsche Grammatik nothwendig, die auf diese Stufe des deutschen Unterrichtes besonders Rücksicht nehmen würde; eines Wörterbuches aber bedürfe eigentlich der Schüler nicht, der Lehrer selbst sei sein lebendiges Wörterbuch; nur für die spätere Zeit wäre das Wörterbuch zu empfehlen. Außerdem sei noch ein Vocabularium wünschenswert, das nach etymologischen und begrifflichen Reihen zusammengesetzt wäre. Nach unserer Anschauung ist für diese Stufe des deutschen Unterrichtes nur ein besonderes deutsches Lesebuch mit dem entsprechenden deutsch-slovenischen Wörterverzeichnisse nothwendig; denn die für die Deutschen bestimmte Grammatik dürfte auch den Slovenen genügen, des Vocabulars aber könnte man ganz entathen.

Bei der praktischen Vornahme der Lesestücke unterscheidet der Verf. vier Stufen: die vorbereitende, die empirische, die logische und technische Stufe, und zeigt den Vorgang an zwei kurzen Lesestücken, wovon das eine im Anfange des ersten, das andere am Ende des zweiten Jahres gelesen wird. Der Vorgang des Verf.s ist im allgemeinen zu billigen; nur scheinen uns die vorbereitende und empirische Stufe überflüssig und zeitraubend zu sein. Besonders die dem Lesen eines Lesestückes vorausgehende Inhaltsangabe durch den Lehrer, und zwar in deutscher Sprache, ist ganz unnöthig, da man ja nicht einmal weiß, ob die Schüler dieselbe verstehen. Sollten aber die Schüler in der Kenntnis der deutschen Sprache schon so weit sein, dass sie den mündlich mitgetheilten Inhalt auffassen, so lasse man lieber das Lesestück sogleich lesen und dessen Inhalt von den Schülern erzählen. Auffallend ist die Forderung, dass der Lehrer selbst jedes Lesestück vorlesen soll; hier ist wohl des Guten zu viel verlangt. Betreffs der Aufgaben halten wir das Dictandoschreiben und die Nacherzählungen für besonders wichtig; denn die Hausaufgaben haben einen zweifelhaften Wert, die Beschreibungen dagegen sind für diese Stufe entschieden zu schwer, zumal wenn man erwägt, dass auch für deutsche Schüler die Beschreibungen erst für das zweite Semester der II. Classe angesetzt sind. Die praktische Behandlung der Grammatik bildet den Schluss der Abhandlung, und wir gestehen, dass uns dieser Theil am meisten gefällt. Ohne tüchtige Einübung der Formenlehre sind keine günstigen Resultate zu erwarten. Überhaupt darf man bei der Erlernung einer fremden Sprache nie den Umstand aus den Augen lassen, dass erst der Besitz eines möglichst großen Wortschatzes und die Kenntnis der Formenlehre eine erfolgreiche praktische Übung ermöglichen; was jedoch die Methode selbst anbelangt, so wird die Güte derselben an dem Erfolge gemessen.

Dr. J. Sket.

93. Hospodka Wenzel, Je-li podstatná reforma gymnasij našich žádoucí (Ist eine wesentliche Reform unserer Gymnasien wünschenswert?). Progr. des Comm.-Obergymn. in Hohenmauth 1893, 8°, 40 SS.

Unter der wesentlichen Reform unserer Gymnasien wird in dieser Abhandlung theils die Beschränkung des classischen Sprachstudiums gemeint, welche von den Verfechtern einer einheitlichen Mittelschule angestrebt wird, theils die gänzliche Beseitigung desselben, welche manchen als Gebot der modernen fortschrittlichen Entwicklung erscheint, mit welcher unser Gymnasium nicht gleichen Schritt hält. Dem gegen-

über tritt der Verf. als eifriger, ja als begeisterter Anwalt des classischen Sprachstudiums auf, aber nicht um die Frage in ihrem ganzen Umfange, in ihrem Zusammenhange mit der socialen Entwicklung oder, wie man sagen könnte, vom Standpunkte der philosophischen Pädagogik zu erörtern, sondern um die weiteren Kreise unserer Öffentlichkeit über den Wert des humanistischen Studiums zu belehren. Die Hauptsache ist also, den Zweck, die Methode und die Wirkung des sprachlichen Gymnasialunterrichtes so darzustellen, dass das Griechische und Lateinische als unersetzbar durch moderne Sprachen sich ergeben (dazu soll vor allem ein ausgedehnter Vergleich mit den Realschulen den Beweis liefern) und dass die üblichen Einwendungen von Überbürdung der Schüler, von Überladung des Gemüthes mit unproductivem Wissen, von der Wortklauberei (slovickářství), von Unverständlichkeit u. dgl. unbegründet und durch methodische Missgriffe verschuldet erscheinen. Demgemäß ist die Abhandlung mehr populär als streng wissenschaftlich, jede Polemik und Kritik der Fachliteratur ist ausgeschlossen, die fließende, mitunter wort- und bildreiche Darstellung wird durch keine logischen Deductionen unterbrochen, ist reich an interessanten Excursen, welche zwar mit der in Rede stehenden Frage nicht zusammenhängen, wohl aber der vom Verf. verfolgten Tendenz förderlich sind, so dass sich das Ganze als ein warm geschriebenes Plaidoyer präsentiert, welches manchen durch weit verbreitete Schlagworte misstrauisch gewordenen Schüler eines besseren belehren könnte und auch sonst eine angenehme Lectüre bietet.

Obgleich sich also die vorliegende Abhandlung durch ihre Tendenz einer wissenschaftlichen Analyse entzieht und obgleich es ungerecht wäre, wegen jeder Inconsequenz, welche sich bei genauerer Prüfung der Argumente ergibt, mit dem Verf. zu streiten, so erlauben wir uns zu bemerken, dass gar manches zu Gunsten des classischen Unterrichtes angeführt wird, was mit gleichem Rechte auch von jedem anderen Gegenstande, der durch den Unterrichtsplan als Concentrationsmittel vorausbestimmt wird, gelten kann und gelten muss (S. 15—20). Ferner kommen hie und da Behauptungen vor, welche zwar theilweise Wahrheit enthalten, aber in ihrer Allgemeinheit als hyperbolisch zu bezeichnen sind. Niemand wird leugnen, dass das humanistische Studium den ästhetischen Geschmack ausbildet, dass es zum Begreifen und zur richtigen Beurtheilung der modernen Poesie beiträgt, dass es manches geistige Product erst richtig schätzen lehrt; es geht aber doch nicht an, daraus zu schließen, dass man, um die modernen Dichter zu verstehen, griechisch und lateinisch lernen müsse. Es wäre traurig um den Dichter und seine Nation bestellt, wenn er bloß von den Gymnasiasten verstanden werden sollte! Und zu solchen Consequenzen führen des Verf.s Auseinandersetzungen S. 25—27 und 30—31. Das Antike und das Moderne sind zwei geschiedene Welten; das Moderne setzt zwar das Antike voraus, aber dieses ist in jenes so aufgegangen, dass daraus ein neues, eigenartiges, selbständiges Gebilde entstanden ist, welches auch selbständiges Leben führt und nur aus sich selbst begriffen werden kann. Und wer das moderne Leben nur nach dem antiken Muster beurtheilen wollte, der könnte leicht zur einseitigen Pedanterie verführt werden. Die quantifizierende Versmacherei in der böhmischen Literatur ist ein eclatantes Beispiel dieses einseitigen Einflusses des classischen Studiums, wodurch der Sinn für die lebende Sprache bei vielen Bächergelehrten abgestumpft wurde.

Einen zu großen erziehenden Wert schreibt der Verf. den moralischen Sentenzen zu, wie sie in den classischen Autoren vorkommen; er sagt sogar (S. 33), dass „es Juwelen sind für das ganze Leben der studierenden Jugend, dass sie darin in verschiedenen Lebensverhältnissen die erfahrensten Rathgeber und Tröster findet“. Nun ist aber bekannt, dass diese Sentenzen einander oft widersprechen! Ferner kann ich nicht begreifen, warum eine moralische Sentenz eine größere erziehende Wirkung ausüben sollte, wenn der Schüler ihren Sinn (nicht ihre Bedeutung) nach

langer Übersetzungsprocedur errathen hat! (S. 31). Überhaupt ist die Darstellung des ethischen Wertes der classischen Lectüre derart, dass neben einem Aristides, Achilleus, Scipio usw. unsere österreichischen und böhmischen Heroen als wahre Pygmäen dastehen, und dass man glauben könnte, nur aus Gymnasien können wahre Charaktere, echte Männer hervorgehen. Endlich bemerke ich, dass es nicht wahr ist, „dass man erst mittelst der classischen Sprachen in den inneren Organismus unserer Muttersprache eindringen kann“ (S. 13).

Neubydžow.

Dr. Franz Krejčí.

94. Schwendenwein Hugo, Das regelmäßige 257. Eck. (Fortsetzung und Schluss). Progr. des k. k. (vereinigten) Staatsgymn. in Teschen 1893. 8°, 26 SS.

Die außerordentlich fleißige Arbeit, deren Beginn im Programme vom Jahre 1892 enthalten ist, wird in der vorliegenden Abhandlung zu Ende geführt; es werden die zum Studium des 257. Eckes geeigneten und erforderlichen Tabellen angegeben. Weiter finden wir die elementare Quadratur der Rotationsflächen zweiten Grades und eine elementare Rectification der Parabel. Beide letztgenannten Arbeiten bilden einen schätzenswerten Beitrag zur Elementarmathematik; allerdings wird man von ihnen in der Mittelschule keinen Gebrauch machen können.

95. Wenzel Leodegar, Ein Beitrag zur Schwingungstheorie elastischer Saiten. Progr. des öffentl. Stifts-Untergymn. der Benedictiner zu St. Paul 1893, 8°, 30 SS.

Nach einer mathematischen, die Behandlung des Problems vorbereitenden Einleitung wird vom Verf. die Bewegung eines freien Punktes durch beliebige Kräfte untersucht. Im weiteren wendet sich der Verf. zur Ableitung der Bewegungsgleichungen einer elastischen Saite, stellt das vollständige Integral der Differentialgleichung auf, welches zweckentsprechend erörtert wird, und löst dann das Problem der schwingenden Saiten durch die Behandlung von partiellen Differentialgleichungen. Auf dem Wege d'Alemberts gelangt der Verf. sodann zum Fourier'schen Integrale und gibt zum Schlusse seiner recht anziehend verfassten Arbeit eine kurze Geschichte des Problems, wobei auch jene Werke und Quellen angegeben werden, in welchen die Schwingungstheorie in mehr oder weniger extensiver Weise zur Sprache gebracht wurde.

96. Kessler Josef, Über die Veränderlichkeit der elektromotorischen Kraft und des Widerstandes galvanischer Elemente. Mit besonderer Rücksicht auf die Temperatur. Progr. des k. k. deutschen Staatsgymn. in Kremsier 1893, 8°, 33 SS.

Der Verf. betont mit Recht, dass man streng genommen von constanten Elementen nicht sprechen kann, da sowohl die elektromotorische Kraft als auch der Widerstand der Elemente vielfachen Variationen unterworfen ist. Die Inconstanz der Elemente wird nach der galvanometrischen Methode untersucht und zu diesem Zwecke eingehend gezeigt, wie der Reductionsfactor der vom Verf. gebrauchten Tangentenbussole eruiert wurde. Die betreffenden Forschungen erstrecken sich auf das Daniell'sche Element, sowie das von Grove construierte. Bezüglich des ersten Elementes fand der Verf., dass der Wert der elektromotorischen Kraft zwischen 1·07 und 1·18 Volt schwankte, dass ferner bei diesem

Elemente eine Erhöhung der Temperatur der Kupfervitriollösung die elektromotorische Kraft des Elementes vergrößert, andererseits aber die Erwärmung der Schwefelsäurelösung beim Zink diese Größe verringert und dass bei gleichzeitiger Temperaturerhöhung der Flüssigkeiten am positiven und negativen Pole die elektromotorische Kraft des Daniell'schen Elementes geringer wird. Diese Gesetze fanden sich auch dann erfüllt, wenn statt der Schwefelsäurelösung eine Zinkvitriollösung angewendet wurde; ferner auch bei Elementen mit hohem Widerstande. Die Untersuchung des Grove'schen Elementes lehrte, dass, je nachdem der negative oder positive Pol des Elementes erwärmt wurde, die elektromotorische Kraft des Elementes geringer oder größer wurde.

Bezüglich der eingehaltenen Messmethode macht der Ref. auf die lesenswerte Abhandlung selbst aufmerksam, welche auf Grund vieler Versuche entstanden ist. Die vorliegende Schrift bildet unter allen Umständen einen willkommenen Beitrag zur Lehre von den „Constanten“ der Elemente, wie man diese Größen zu bezeichnen beliebt. Ref. ist der Ansicht, dass die mathematische Formulierung der Abhängigkeit der elektromotorischen Kraft von der Temperatur großen Schwierigkeiten unterliegt, da die Änderung der Temperatur eines Elementes einen sehr complicirten Einfluss auf dessen verschiedene Bestandtheile ausübt. Es mag wohl für jedes Element eine Temperaturfunction geben, die mit der Zeit und der durch dieselbe hervorgerufenen Änderung desselben sich ebenfalls ändert.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Philologenversammlung.

Wie wir bereits mitgetheilt haben, wird die 43. Versammlung deutscher Philologen zu Köln am Rhein in den Tagen vom 25.—28. September abgehalten werden. Für die allgemeinen Sitzungen sind folgende Vorträge angemeldet: Prof. Diels (Berlin): Bericht über den von fünf Akademien unternommenen Thesaurus linguae Latinae, Prof. Heiberg (Kopenhagen): Die Überlieferung der griechischen Mathematik, Prof. Hettner (Trier): Bericht über die vom Deutschen Reiche unternommene Erforschung des obergermanischen Limes, Prof. Marx (Breslau): Das Haus des Faun in Pompeji, Provinzial-Schulrath Münch (Coblenz): Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen, Prof. Reisch (Innsbruck): Zur Entwicklungsgeschichte des griechischen Theaters, Geheimrath Prof. Stahl (Münster): Über den Zusammenhang der ältesten griechischen Geschichtsschreibung mit der epischen Dichtung, Bibliothekar Dr. Wenker (Marburg): Über den Sprachatlas des Deutschen Reiches, Secretär des archäol. Institutes Dr. Wolters (Athen): Eine spartanische Apollostatue, Prof. Ziegler (Straßburg): Die Philosophie im Schulunterrichte; ein Capitel aus der Geschichte der Hohen Karlschule in Stuttgart. Der Preis der Mitgliedkarte beträgt 10 Mk. Wünsche in Beziehung auf Wohnung sind zeitig an das „Empfangsbureau des Philologentages, Langgasse 6“ zu richten. Die Preise für Bett und Frühstück in den Hotels, die sich zur Aufnahme erboten haben, sind per Tag 3 Mk. 50 Pf. bis 4 Mk.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Adalbert Stifters Beziehungen zur Familie Greipl in Friedberg im Böhmerwalde.

Auf Grund bisher unbekannter Briefe zusammengestellt von
J. J. Ammann.

(Schluss.)

Der sechste Brief lautet:

VI.

Theure Freundin!

Da du vielleicht im Vergnügen des Karnevals vergessen haben magst, daß in Wien einer lebt, dem 3 Zeilen von dir sehr lieb wären, so gebe ich mir mit diesem Blatte die Freyheit, dich daran zu erinnern, insbesondere, da ich schon seit dem Anfange des November auf eine Antwort von dir warte. Ich hatte sogleich nach Empfang deines Briefchens geschrieben. Keine Antwort. Im Jänner schrieb ich wieder. Keine Antwort weder von Mathis noch von dir. Ich wollte mich ja daran gewöhnen, von euch keine Briefe mehr zu empfangen, aber da begegnet mir der verfluchte Briefträger tagtäglich, und da denk ich immer an Friedberg, und bilde mir immer heimlich ein; vielleicht ist doch heute etwas da. Sage mir doch, was hat denn das zu bedeuten? Auch die Huber Therese beklagt sich, daß du ihr seit den Herbst keine Zeile zukommen ließest! Hast du denn auch sie, die, wie ich meinte, sonst die erste deiner Freundinnen war, vergessen können? Der Mensch kann vielerley ertragen und verschmerzen lernen; aber eines kenne ich, das er in keiner Nation, in keinem Himmelsstrich, bey keinem Temperament und Alter gleichgültig ertragen kann — was das sey? ich will es nicht nennen, aber immer argwöhne ich, es hänge diese Wolke in meinen Horizont herein. Mag das seyn wie es immer wolle, ich mag und kann nicht grübeln, sonst zerfalle ich heillos mit mir selber, daß ich so ein Narr, ein entsetzlicher

Narr bin! Ich bin in der aller ausgelassen lustigsten Stimmung, und der Brief an Mathis ist eine Mustercharte aller Tollheiten; doch ich erinnere mich, daß die Rekruten, welche zum Militär abgeliefert wurden, an den eisernen Stäben ihres Fensters rüttelten, mit feuchten Augen die Hüte schwenkten, und aus ergrimten Herzen himmelhoch jauchzten. Ich will dir keine Vorwürfe machen, daß du durch volle 4 Monate kein Wort an mich schriebest, ich will mich bemühen zu glauben, es sey dir unmöglich gewesen, oder du magst deine gegründeten Ursachen gehabt haben: nur schreibe jetzt — schreibe nur eine Zeile, und erkläre mir euer so seltsames Schweigen. Deinen Bruder bin ich Freund, wie ich es keinem Menschen auf Erden bin — und aufrichtig gesagt, er scheint es nicht erkennen zu wollen — doch das soll in meiner Brust begraben seyn. Dich liebe ich, so offen und rücksichtslos, wie ich kaum eine Schwester lieben kann: und vier Monate vergehen ohne eine Zeile. Ich vertheidige dich heftig gegen mich selber, aber der Mensch unterliegt seinen Schlüssen — wie gerne auch das Herz glauben möchte, es muß doch zuletzt der unbedingten Gewalt der klaren Einsicht des Verstandes nothwendig und leidend Recht geben. Ob ich an dir zweifle? noch nicht: aber räthselhaft bist du mir, irre bin ich, und, offen gesagt, stehe an der Grenze des Zweifels. Wenn der Blitz des Himmels, wenn die Wasser des Wolkenbruches, wenn ein Erdbeben meine Hütte zu Grunde richtet: so erkenne ich das Walten der Gottheit, und trage den Verlust mit einem ruhigen Schmerze: aber wenn der falsche Nachbar, oder muthwillige Hände des Kriegers meine Habe zerstören, so muß der Schmerz ein lebendiges Gefühl beleidigten Rechtes seyn, und ist um so unbändiger, da er sieht, es durfte nicht seyn. Dann, wenn die Hütte und das Gärtchen sein einziges Gut war — dann verzweifelt er an der Würde der Seele — und wird ein Bösewicht. — Ich wollte ja nicht grübeln!

Letzthin haben wir bey Fr. v. Schinko getanzt bis 3 Uhr Morgens, und alles hat sich recht gut unterhalten. Ich bitte dich, schreibe mir, schreibe gleich nach Empfang dieser Zeilen, wenn du je einige Neigung zu mir hattest, schreibe recht viel. Lebe wohl.

Dein

dich innig liebender Freund

Albert.

Wien am 14/2 1830.

„Volle 4 Monate“ waren seit dem 20. October 1829 ohne Antwort Fannis verstrichen, da richtete nun Stifter dieses dringliche Schreiben an Fanni, das aber wohl kaum darnach angethan war, sie schreibseliger zu machen. Er erklärt ihr da, dass „er sie so offen und rücksichtslos liebe, wie er kaum eine — Schwester — lieben könne“, und ruft dann pathetisch aus: „und vier Monate vergehen ohne eine Zeile!“ Er weiß nicht, ob er an Fanni

„zweifeln“ soll, das Bild vom „falschen Nachbar“ soll uns wohl den Eifersüchtigen auf dem Höhepunkte zeigen, wo er „die Würde der Seele verliert und ein Bösewicht(!) wird“. Gleich darauf aber meldet er, dass er „bei Frau von Schinko in Wien“, eine Schwester von Fannis Mutter und Gattin eines reichen Kaufmannes, in dessen Hause häufig Künstler und Schriftsteller verkehrten, „bis 3 Uhr morgens getanzt und alles sich recht gut unterhalten habe“. Dass der Übergang vom unglücklichen Liebhaber zum „Bösewicht“ oder „Sünder“ nicht so ernst gemeint war, bestätigt Stifter selbst im folgenden siebenten Briefe an Mathias. Es ist nicht zu ersehen, ob Fanni auf diese letzteren Briefe hin oder aus noch besonderen Gründen den weiteren brieflichen Verkehr mit Stifter eingestellt hat, gewiss ist aber, dass sich um diese Zeit bereits ein Bruch des Verhältnisses ergeben hatte. Darauf deutet wohl Stifters achter Brief vom 20. August 1835 hin, wenn er sagt: „Als sie sagten, du werdest Huber heiraten, fuhr der Geist der Eifersucht in mich und da wurde der Plan gedacht, dich und alle Vergangenheit zu vergessen“ . . . Wenzel Huber war Arzt in Friedberg (sein um zwei Jahre jüngerer Bruder Wilhelm war auch Mediciner) und ein treuer Freund der Familie Greipl. Er bewarb sich um Fanni, doch schlug sie (wohl wegen ihrer Liebe zu Stifter!) seine Hand aus. Stifter bekennt im achten Briefe, dass „er sein Herz durch Trotz herabgewürdigt habe“, doch habe er nach dem Urtheile der Menschen gegen Fanni „nicht gefehlt, da ihr Vertrag ja aufgehoben war — als ob ein Herzensbündnis mit Worten zu Null gemacht werden könnte! — doch sei es von ihm nicht bloße Untreue gewesen“ usw. Demnach scheint sich im Frühling 1830 infolge Eifersucht Stifters und einer üblen Gemüthsstimmung, die Stifters Briefwechsel mit Fanni gezeitigt hatte, ein förmlicher Bruch des Verhältnisses vollzogen zu haben. Ein Brief, den Therese Huber durch eine dritte Person Stifter geben ließ, scheint darauf Bezug zu haben, doch lässt sich der genauere Zusammenhang aus der dürftigen Mittheilung Stifters am Ende des siebenten Briefes nicht ermitteln. Am verständlichsten wäre es, wenn man unter diesem Briefe jenen des Freiherrn von Baumgartner an Vater Mathias Greipl denken könnte, womit er ihn von dem unverzeihlichen Ausbleiben Stifters von der mündlichen Physikprüfung, die ihm eine Lehrstelle in Prag eintragen sollte, verständigte, doch stimmt dies der Zeit nach nicht überein, da die Bewerbung Stifters um die Prager Stelle erst in das Jahr 1832 fällt. Therese Huber, Schwester des Arztes, war zweimal auf längere Zeit in Wien und heiratete von dort nach Unterhaid. Stifter kann sich auf die Einladung seines Freundes Mathias nicht entschließen, nach Hall (Bad) oder Friedberg zu kommen, der Bruch mit Fanni lastet auf seinem Gemüthe: „Den größten Trost in seiner wüsten Lage, ja gewissermaßen die Liebe einer Geliebten geben ihm die Studien großer Seelen.“ Der ganze

lehrhafte Ton, den der siebente Brief Stifters an seinen jüngeren Freund aufweist, verräth einen gedrückten Gemüthszustand. Bevor wir auf die Erörterung dieser Misstimmung, die einen Bruch des Liebesverhältnisses bedeutet, näher eingehen, lassen wir den Brief folgen.

VII.

Theurer Freund!

Ich habe wirklich deine Schrift nicht mehr gekannt, als ich deinen letzten Brief erhielt. Die Gründe deines Schweigens, wie du sie angeführt, gelten nichts; denn sie entschuldigen dich nur höchstens auf 14 Tage, und geschrieben hast du doch zwey oder drey Monate nicht — die übrige Zeit hättest du sagen sollen, ging durch Faulseyn verloren. Dieser Brief, den ich dir da schreibe, liegt zu Friedberg, wenn du ihn also haben willst, so schreibe, falls du in Hall bist, nach Friedberg, daß man ihn dir schickt. „Oder, schreibst du, sehen wir uns vielleicht in Hall wieder? In Hall?!? meinst du denn ich werde alle Jahre so ein Narr seyn, und mir die Examen bis nach den Ferien laßen, um, während die andern hier unter den eisernen Zepfer — nein unter dem hölzernen Bleystift der Professoren bluten, indeßen wie ein irrender Ritter in Oberösterreich herumschwärmen, und dem Monde und den Auen und den Wolken meine Glückseligkeit erzählen, wenn ich nehmlich eine habe, und zudem heuer habe ich ja keine, im Gegentheil in Hall müßte mich ja jede Stelle verwunden — ich werde mich wohl hütten, den Ort je so bald zu betreten, es soll mich der Teufel hohlen, ich glaube, ich wäre so dumm, und müßte weinen, wenn ich so allein dort auf den Feldern herumginge. Der ist toll, der ein Schlachtfeld besucht, so lange noch die Kugeln darauf sausen. Hall sieht mich also nicht. Auch Friedberg aller Wahrscheinlichkeit nach nicht, oder erst im August. Schiffler bleibt auch wieder im August hier, Habaguck Mugerauer detto. Klage doch nicht über lange Weile in Friedberg, du begehst sonst eine schreyende Sünde gegen die Vorsicht, die dir eine Zeit gegeben hat, die du nach Gefallen verwenden kannst. Könnte ich dem Hange meines Geistes Genüge leisten, müßt' ich nicht, um existiren zu können, thun, was meinen Anlagen entgegen ist, wie wollte ich die Zeit so köstlich verwenden! Studiere etwas in den müßigen Stunden, schmücke deinen Geist mit wissenschaftlicher Bildung, du weißt nicht, welch ein Zauber wider den Mißmuth in den Wissenschaften liegt, zeichne, lerne Musik, in dem Reiche der Töne liegt auch Himmelsfrieden, oder wenn du dieses alles nicht willst, so pflanze Blumen — überhaupt kette deine Thätigkeit an irgend etwas, und dieses wird anfangen, dich zu interessiren. Wie wollte ich an deiner Stelle mahlen, und dichten, und wenn du schon keine Verse machen willst, oder kannst, so kannst du doch schöne lesen, die große

Dichter gemacht. Ich kenne hier einen Kaufmannssohn, der während seiner Studien gar nichts leistete, und nun, nachdem ihm der innere Sinn aufgegangen ist, und er die Würde der Bildung anerkannt hat, fing er an, sich selber zu bilden, und wird ein höchst liebenswürdiger Mensch. Auf diese Weise kannst du eine Zeit, die dir von deinen Berufsgeschäften übrig ist, und dir sonst zur Last war, nicht nur höchst angenehm (denn jedes Studium wird bey immer weiteren Fortschreiten immer entzückender); sondern auch höchst nützlich verwenden. Du klagst über Mangel an Umgang, gehe mit erhabenen Todten um, die durch ihre Schriften mit dir sprechen. Edle Dichter, große Geschichtschreiber, z. B. Johannes Müller, gründliche Denker sind eine heilige und freundliche Gesellschaft. — Den größten Trost in meiner wüsten Lage — ja gewissermassen die Liebe einer Geliebten — gaben mir die Studien jener großen Seelen, die obwohl auf Erden lebend doch im Himmel wandelten, und nicht Einen oder Eine, sondern die Menschheit liebten: Hartmann, der edle Weise, durch seinen „Geist des Menschen“ „Glückseligkeitslehre“, — der freundliche Himmel, mein Göthe, dessen großartige Ruhe und Heiterkeit den Streit der blinden Leidenschaften in edle Harmonie auflöset. Und noch zarter und heiliger, als in andere, fahren die Lichter dieser Geister in verletzte und gekränkte Seelen, und werden ihnen statt der Geliebten. Ausschweifen kann nur der erste Trotz, oder ein ohnehin verdorbenes Herz. Fürchte das nicht mehr — auch hast du das Wort ausschweifen in einen engeren Sinne genommen, als ich es gebraucht haben wollte; giebt es denn nur Ausschweifungen der Wollust? ist nicht selbst jedes schöne Gefühl der Ausschweifung fähig? (denn Ausschweifung im Allgemeinen ist jede Überschreitung einer natürlichen Gränze) obwohl ich mein Ausschweifen auch nicht von schönen Gefühlen gesagt haben wollte; sondern, daß ich die Gränzen eines heiter ruhigen Lebens überschreiten, und in Extreme fallen könnte, welche die Harmonie in Wildheit, und Sitte in Unordnung herabstürzen, und indem sie die Wunde nur betäuben, dieselbe nicht nur nicht heilen, sondern vergrößern, und aus einem Unglücklichen einen Sünder machen. Nur nach solchen Extremen neigte, ich sage, neigte sich mein ungeduldiges Temperament, die mich zerstreuten, und überschrieten — doch genug davon, mehr mündlich. Die Huber Therese hat weniger Schuld, als ich und ihr derselben gaben; denn die Person, durch welche sie mir den Brief geben ließ, konnte weder lesen noch schreiben, obwohl die Leichtsinngigkeit immer noch groß war, da der Fall immer denkbar bleibt, daß er von jemand andern könnte gelesen sogar ihr vorgelesen worden seyn.

Die Therese war vor ihrer Abreise bey uns, ich habe mich mit ihr vollkommen verständigt, und was ihr höchst unvernünftig erschien, das lernte sie als verständigt und zweckmäßig erkennen. Wir hatten lange Unterredungen, und ich fand, daß sie unter

verständigen Mädchen immer noch die verständigste ist. Jeder Mensch, sagt Jean Paul, sieht die Welt und ihre Verhältnisse mit anderen Augen .. etc. .. Eben macht mir Ritter v. Kalchberg bekannt, daß ich bey Colloredo i. e. Fürst Colloredo, schon für künftiges Jahr eine Anstellung bekäme. Ich grüße dich tausend Mahl, deiner Mutter alles Gute, der Fanni und Nanni meinen herzlichsten Gruß.

Schreibe sehr bald.

Wien am 4/7 1830.

Stifter.

In diesem Briefe kommt Stifters bittere Stimmung über den Bruch seines Liebesverhältnisses unverhohlen zum Ausdruck und in seiner Gereiztheit gibt er seinem jüngeren Freunde, dem zwanzigjährigen Kaufmannssohne, gute Lehren, wie er seine freien Stunden kostbarer ausnützen könnte. Der Verlust eines reichen und herrlichen Mädchens, die Vorbereitung auf akademische Prüfungen, während sein Freund in aller Gemüthsruhe in Hall eine Badecur durchmachte und sich an der herrlichen Gebirgsnatur erfrischte, machten ihn bitter. Der Gegensatz zum Kaufmannssohne läßt Stifters geistige Überlegenheit in scharfem Lichte hervortreten. Der Brief beweist auch, abgesehen von den verschiedenen Personen und Verhältnissen, wie gewaltig die Sehnsucht des jungen Dichters nach höchster Geistesbildung war, mit welcher Begeisterung er sich neben den Berufsarbeiten allen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen hingab. Doch die blutende Herzenswunde, die ihm der Verlust seiner Liebe geschlagen hatte, vermochte all das nicht zu stillen, wie wir sehen werden.

Mit seinem Freunde Mathias verkehrte Stifter brieflich weiter, doch mit Fanni scheint bis zum Jahre 1835 der Briefwechsel unterbrochen. Ob nun Stifter durch seinen Freund Mathias mit Fanni noch in loserer Verbindung blieb, ob vielleicht wieder ein brieflicher Verkehr mit Fanni selbst angebahnt wurde, wozu ein Besuch in den Ferien den Anstoß geben konnte, oder ob das Liebesverhältnis nun endgiltig aufgehoben war, läßt sich aus den mangelhaften Quellen leider nicht sicher entscheiden. Wenn Stifter nach diesem Bruche wieder weitere Briefe von Belang an Fanni geschrieben hätte, würde Fanni sie wahrscheinlich mit den vorausgehenden aufbewahrt haben. Es ist auch unwahrscheinlich, dass Stifter im August 1830 zum Besuche nach Friedberg kam. Eine alte Magd aus dem Greipl'schen Hause versichert, dass Stifter in den Ferien 1831 in Friedberg war. Damals gab es einen vergnügten Abend bei Greipls, es wurde bis Mitternacht getanzt, darauf zogen die jungen Herren noch in der Nacht ab nach Linz-Wien; nach diesem Tage sei Stifter in dieser Periode nicht mehr ins Haus gekommen.

Im Jahre 1832 bewarb er sich um eine Lehrstelle für Physik in Prag und am Anfange des Jahres 1833 um eine solche am

Lyceum zu Linz.¹⁾ Vorher hatte er sich mit Erfolg der schriftlichen Prüfung unterzogen, zur mündlichen aber erschien er nicht mehr. Über diesen Punkt schrieb mir Herr Franz Mugrauer: „Während der oben erwähnten Ferialbesuche im Hause Greipl bildete sich das Liebesverhältnis der Tochter des Hauses, der herzensguten und liebenswürdigen Fanni mit Stifter und dauerte ungetrübt fort, bis Stifter endlich anfieng, die Eltern zu drängen, sie möchten doch endlich die Bewilligung zur Verehlichung geben, aber sie bestanden darauf, erst dann dieselbe zu geben, bis Stifter eine sichere Existenz sowie ein pecuniäres Einkommen, das ein hinlängliches Auslangen gewähren würde, nachweisen wird. Das war freilich für Stifter nicht möglich, denn er lebte ja nur vom Stundenlohn, deren Ertragnis seine Existenz oft in eine ärmliche Lage brachte, ja dieselbe sich oft sehr fraglich gestaltete. Aber ist die Noth am größten, ist Gott am nächsten. Bei einer solchen Krisis wurde der Concurs zur Besetzung einer Professorstelle der Physik, wenn ich nicht irre, für Prag ausgeschrieben. Der damalige Professor der Physik in Wien Baumgartner, der dem Greipl'schen Hause sehr freundschaftlich gesinnt war, bestimmte Stifter, dessen Verhältnis mit Fanni er wusste, den Concurs mitzumachen, wozu er sich endlich auf vieles Zureden auch von uns herbeiließ. Stifter hatte ja kein Fiasco zu fürchten, denn seine Kenntnisse in der Physik reichten weit über den Rahmen des Vorlesebuches von Baumgartner hinaus. Stifter bestand glanzvoll die mündliche Prüfung zur größten Freude von uns allen. Es wurde ihm der Termin zur schriftlichen²⁾ Prüfung gegeben, aber wer dazu nicht erschien, das war Stifter, der mit unbegreiflich sträflichem Leichtsinne sein Glück von sich stieß, die Prüfungs-Commission indignierte und Professor Baumgartner auf das peinlichste bloßstellte. Dieses berichtete Baumgartner den Eltern der Fanni mit dem Bemerkten, dass Stifter für alle Zukunft auf eine solche Stelle nicht mehr reflectieren kann. Stifter hatte während seines Verhältnisses zur Fanni keine andere Liebe, er hätte sie uns gewiss nicht verheimlicht, und dass er Versuche machte, die gute Fanni wieder zu gewinnen, das glaube ich umso weniger, weil er damals bereits ein sehr intimes Verhältnis mit Amalie hatte, die wie eine Klette an ihm hieng. Wie er zu dieser Liebe kam und auf welche Weise sie sich entwickelte und fort dauerte bis zur Verehlichung muss ich sowohl im Interesse beider als auch in meinem mit ewigem Stillschweigen übergeben, nam taedet mihi mentionis.“

Wahrscheinlich dürfte also der bereits erwähnte Bruch des Liebesverhältnisses im Jahre 1830 nicht bloß auf die brieflichen Auseinandersetzungen und auf Stifters Eifersucht bezüglich Huber,

¹⁾ Vgl. Prof. F. Neumanns Programmarbeit S. 10 ff.

²⁾ Wahrscheinlich umgekehrt, zuerst die schriftliche, dann die mündliche!

sondern zugleich auf die Erklärungen von Fannis Eltern hin erfolgt sein, dass sie Stifter ihre Tochter erst dann geben wollten, wenn er eine sichere Existenz habe. Auf Stifters fünften Brief hin dürfte Fanni ihren Eltern von ihrem bis dahin geheim gehaltenen Verhältnisse zu Stifter Mittheilung gemacht haben, denn im siebenten Briefe vom 4. Juli 1830 hat ja Matthias bereits Kenntniss davon und Stifter war selbst nicht für weitere Geheimhaltung, und daraufhin dürften Fannis Eltern ihre Erklärung abgegeben haben, wornach zugleich der intime Verkehr Fannis mit Stifter eingestellt wurde, bis Stifter ein bewerbungsfähiger Mann geworden wäre. Wahrscheinlich war also jener Brief, den Therese Huber durch eine dritte Person an Stifter gelangen ließ, von Fannis Eltern und enthielt die bezüglichen Erklärungen, worüber Stifter dann mit Therese „lange Unterredungen“ hatte, die jedoch zu keinem friedlichen Ausgleiche führten. Stifter betrachtete sein Liebesverhältnis in eigensinniger Weise durch das Dazwischentreten und die Erklärung der Eltern für gebrochen; er mochte zugleich an eine Heirat der Fanni mit W. Huber glauben. Dies alles hatte sich im Frühling oder Sommer 1830 zugetragen. In solcher Stimmung scheint nun Stifter seine neuen Beziehungen zu Amalie Mohaupt, seiner späteren Gattin, angeknüpft zu haben. „Weil der Schmerz doch zu nagen nicht aufhörte, so suchte er, wie es in derlei Fällen immer zu gehen pflegt, in neuer Verbindung das Glück, das die alte erste versagte“ — eine Radicalcur, die sich nicht bewährte; denn Stifter sagt gleich darauf selbst: „Es gibt nur eine, eine einzige Liebe, und nach der keine mehr“ (VIII. Brief), und die war für ihn Fanni gewesen. Dieser unbesonnenen Handlung folgte auch der Fluch auf dem Fuße nach. Es scheint unbegreiflich, wie Stifter zu jener Prüfung nicht erscheinen konnte, die ihm eine sichere Lebensstellung eintragen musste. Ich führe dies auf den Bruch des alten Verhältnisses und die fatalen neuen Beziehungen zurück. Diese versagten ihm die Rückkehr zu jenem; der Eigensinn sträubte sich zu einem entschiedenen Schritte, und so that er gar nichts und ließ die Prüfung mitsammt der Lehrstelle fahren. „Zeigen wollte er dem Greipl'schen Hause, dass er doch ein schönes, wohlhabendes (darin hatte er sich leider getäuscht!) und edles Weib zu finden wusste — ach und hätte über dem Experimente bald sein Herz gebrochen!“ „Gekränkte Eitelkeit war es“, was den Bruch herbeiführte, und das neue Liebesverhältnis ist es, das die Kluft zwischen Stifter und Fanni immer mehr und mehr erweitert, bis sie unausfüllbar wird. Es ist wahrscheinlich, dass Stifter auch nach dem Bruche mit Fanni noch in äußerlich freundschaftlichen Beziehungen blieb, wie er ja auch im siebenten Briefe an Matthias der Fanni „seinen herzlichen Gruß“ entbietet, ja es mag durch den Bruder oder mit Fanni selbst noch brieflich verkehrt worden sein, allein das waren gewiss keine Liebesbriefe mehr. Darauf scheint ein Brief des Matthias junior vom 5. Februar 1833 hin-

zudeuten, worin er Stifter schreibt: „Hätte ich Dir etwas Angenehmes zu schreiben gehabt, so hättest Du gewiss schon auf einige Deiner Briefe immer Antwort erhalten; aber ich soll und muss Dir schreiben, als Dein Freund, dass es meinen Eltern lieber ist, wenn Du mit der Fanny nicht correspondierst, und dieses einzige ist die Ursache meines langen Stillschweigens, Ich bitte Dich, bleibe mir der alte.“ Und am 28. Februar schreibt er wieder an Stifter: „Deinen letzten Brief (d. i. die Antwort Stifters auf den vorangehenden) habe ich noch keinen Menschen sehen und lesen lassen, aber morgen, da ich den Vater bis Linz begleite, werde ich ihn meinem Vater zeigen, denn wir sprechen am vertrautesten, wenn wir mitsammen fahren, und es ist auch am angenehmsten, wenn keines dritten Ohr und Mund sich darein zu mengen hat. Freund, er soll Dich kennen lernen, wie ich Dich kenne, was, glaube ich, nicht schwer werden wird, da er ohnedies eine sehr gute und vernünftige und wahre Meinung von Dir hat.“

Dieser Briefwechsel war durch jene fatale Prüfungsangelegenheit und das Schreiben Prof. Baumgartners an die Familie Greipl hervorgerufen worden. Unter diesem Eindruck hatte auch Matthias junior seinem Freunde „auf einige seiner Briefe keine Antwort“ ertheilt. Stifter scheint sich nun ernstlich eingesetzt zu haben, um sein verlorenes Ansehen und die tiefgesunkene Achtung in der Familie Greipl einigermaßen wieder herzustellen. Vielleicht wollte er darüber auch an Fanni selbst schreiben, wornach ihm die Eltern erklären ließen, „es sei ihnen lieber, wenn er mit der Fanni nicht correspondiere“, vielleicht aber hatte er noch ab und zu an Fanni geschrieben, worauf die Eltern, wohl im Einverständnisse mit der zartfühlenden Tochter, nun jede fernere Correspondenz ablehnten.

Dieser zweite Bruch war unheilbar geworden, zumal da Stifter ja nebenbei ein neues Liebesverhältnis mit Amalie hatte. Dass dieses ihm keine innere Befriedigung verschaffte, sagt er selbst im achten Briefe: „Je weiter zur Vermählung hin sich es mit Amalien kommen ließ, desto unruhiger und unglücklicher ward ich.“ Am 24. September 1834 schreibt er Adolf Freiherrn von Brenner: „Wir wollen die Neige unseres Beisammenseins noch recht oft innig ausschöpfen — sonst wusst' ich nie, wie Du mir theuer bist, da ich die Abwesenheit von Dir durch jene geliebten Augen verkläret und versüßet fand, die ich nie, nie vergessen werde. . . . Ich hatte in M.-Brunn einen Traum. Folgendes ist wörtlich wahr:

Ich kannte zwei schwarze Augen
Und liebte sie gar so sehr.
Wohl hab' ich sie längst verloren,
Aber vergessen nimmermehr. . . .

Nur einmal möcht ich sie noch sehen,
Die nie mein Herz vergisst.
Wie sie mir einstens gut war,
Ob denn noch etwas übrig ist?

Dies schreibt Stifter, während er zu Amalie in den intimsten Beziehungen steht. Bei Amaliens „Kuss muss er sich Fannis Lippen dazu denken“, und am 20. August 1835 erklärt er „diese Begebenheit (die Liebe zu Amalie) für die letzte Verirrung seines Gefühls“ und fühlt bei dieser Erklärung „schon eine solche Zufriedenheit mit sich, wie er sie seit 2 Jahren nicht gehabt hat“. Darnach scheint ein intimes Verhältnis zu Amalie erst vom Jahre 1833 bestanden zu haben, wann aber die erste Bekanntschaft mit ihr entstanden ist, lässt sich aus den vorliegenden Quellen nicht entnehmen, wahrscheinlich 1830 oder 1831; ein intimer Verkehr mit Amalie dürfte erst von dem zweiten gänzlichen und unheilbaren Bruche mit Fanni herrühren. Wir haben bereits gesehen, wie innerlich unzufrieden und unglücklich sich Stifter in diesem neuen Verhältnisse fühlt. Er macht noch einen Versuch, sich von dieser drohenden Erdenqual zu befreien.

Am 18. August 1835 fand in Christianberg im Böhmerwald die Trauung von Stifters Jugendfreund Franz Xaver Schiffler, wirkl. Doctor der Medicin zu Schwadorf, mit Maria Blechinger statt. „F. X. Schifler, Sohn des Andreas Schifler, Bürgers in Friedberg und seiner Ehegemahlin Theresia, geb. Bachner von Milnet, 29 Jahre alt“ führte seine Jugendliebe „Maria Blechinger, Tochter des Johann Blechinger, Glasmeisters in Ernstbrunn und der Karolina, geb. Hausler von Breitenberg in Bayern“ zum Altare, wobei Stifter und Fanni zugegen waren. Als Zeugen fungierten: „Josef Brenner, Ritter von Fels . . . Medic. et Chirurg. Doctor, Augenarzt und ordentl. Mitglied der medic. Facultät zu Wien“ und „Johann Meyn, Glasfabrikant“. ¹⁾ Diese Hochzeit vereinigte gewiss alle ehemaligen Jugendfreunde und Freundinnen aus dem Friedberger Kreise noch einmal zu einem fröhlichen Feste, doch waren zwei schwer verwundete Herzen dabei, die des Tages nicht froh werden konnten, Stifter und Fanni. Wir könnten uns, wenn Stifter auch seinen ergreifenden Brief an Fanni vom 20. August 1835, also zwei Tage nach dieser Hochzeit, nicht geschrieben hätte, schon ein Bild von ihrer inneren Stimmung machen. Stifter „hatte wohl beim Hochamte zu Christianberg gesehen, wie Fanni während der hl. Handlung etwas zurücktrat und wie sie später verweinte Augen hatte, wie ihr Inneres in schweren traurig schönen Erinnerungen arbeitete“, und „seit sie ihm sagte, sie hätte dergleichen von ihm nicht erwartet und er habe ihr erbarmt, seither ist ein Schmerz in ihm so heiß und strafend, dass er nichts als die Sehnsucht hat: Könnte ich doch an Deinem unschuldigen keuschen Herzen diese Last recht in bitteren Thränen ausweinen, ob's nicht doch Linderung gäbe“. Stifter macht in diesem Briefe ein bitteres Selbstbekenntnis, doch offenbart er seine gerade, offene

¹⁾ Diese Daten der Matrik zu Christianberg verdanke ich Herrn Pfarrer F. Weynmarer.

Natur. Wie beschämend für ihn seine Verirrungen sind, so beschönigt er doch nichts; wenn es noch eine Rettung gibt, so will er sie einzig der Wahrheit verdanken und der unermesslichen Liebe Fannis. Er „will auch keineswegs, dass dieses Blatt ein Geheimnis bleibe zwischen ihm und Fanni, sie möge sich mit der Mutter berathen“. — Es war zu spät. Stifter hatte die Sache zu weit getrieben, das unschuldige, keusche Herz des trefflichen Mädchens konnte mit dem armen Manne wohl Mitleid fühlen, doch für die Liebe blieb es ihm verschlossen, denn die Achtung war dahin. Ob Stifter auf diesen letzten Brief von Fanni Antwort erhalten hat, wissen wir nicht; wahrscheinlich nicht oder gewiss eine ablehnende. Am 17. Juni 1836 schreibt er an Freiherrn von Handel: „Meine himmelschönen Ideale der Frauenliebe sind elend hin, das Herz, pärrisch und warm, einst pochend in Überlust, und die Herrliche, Schwärmerische, Trunkene, Treue, Seraphreine, Künftige mit der namenlosesten, unsäglichsten Überschwenglichkeit lieben wollend, musste lächerlich verpuffen zwischen Himmel und Erde.“ In diesen Worten spiegelt sich die ganze Bitterkeit seines Gemüthes, nachdem er seine Jugendliebe endgiltig verloren sah. Er kehrt zu seiner Amalie zurück und tröstet sich wie vordem schon mit der „Kunst, die sein Herz noch immer so fest hat wie eine erste unvergessliche Jugendgeliebte“. ¹⁾ Dass nun diese Jugendgeliebte bei Stifter auch in seiner Kunst überall wieder auftaucht, ist fast selbstverständlich und darauf wiederholt hingewiesen worden.

Hier möge zunächst Stifters achter und letzter Brief an Fanni folgen, der von Oberplan, Stifters Heimat, aus geschrieben ist, wohin er sich nach Schifflers Hochzeit am 18. August 1835 begeben hatte.

VIII.

Liebe theure Freundin!

Oberplan ist mir fürchterlich leer, und nur du allein beschäftigt immer mein Herz — ein unsägliches Gefühl, halb Trauer und halb Seligkeit, ist seit der Vermählung Schifflers mit Marie in mir — zweier Menschen deren Geschichte so enge mit unserer verbunden ist, und deren Glück so hart mit unserm Unglück kontrastirt, daß ich jenes Gefühls des tiefsten Mitleidens mit mir selber seit jenem Hochamte zu Christianberg nicht Meister werden kann. Seit dem weiß ich es, du liebest mich noch — ich hab es wohl gesehen, wie du während der heiligen Handlung etwas zurücktrattest, um dich dem Anblicke zu entziehen, und wie du später verweinte Augen hattest, meinem Auge, das nur immer dich suchte, ist es gar nicht entgangen, wie dein Inneres in schweren traurig schönen Erinnerungen arbeitete, und mein Herz

¹⁾ Brief von 1836 an Adolf Freiherrn von Brenner, vgl. F. Neumanns Programmarbeit S. 11—12.

sagte es mir, daß wir uns in diesem Augenblicke in gleichen Gefühlen begegnen. Du bist ein Engel, den ich nie verdiente, du hast von deinen Eltern die unerschöpfliche Herzensgüte geerbt, mein heiliger Engel bist du, so rein und gut — — und ich konnte das an dir thun, was ich that! Seit du sagtest, du habest dergleichen nicht von mir erwartet, und ich habe dir erbarmt, seither ist ein Schmerz in mir so heiß und strafend, daß ich nichts als die Sehnsucht habe: könnte ich doch an deinem unschuldigen keuschem Herzen diese Last recht in bitteren Thränen ausweinen, obs nicht doch Linderung gäbe. Als sie sagten: du werdest Huber heurathen, fuhr der Geist der Eifersucht in mich, und da wurde der Plan gedacht dich und alle Vergangenheit zu vergessen, und weil der Schmerz doch zu nagen nicht aufhörte, so suchte ich, wie es in derlei Fällen immer zu gehen pflegt, in neuer Verbindung das Glück, das die alte erste versagte, und spiegelte dem verwaiseten Gefühle vor: nun bist du ja geliebt und glücklich — — — — ach und ich war es doch nicht. Es gibt nur eine, eine einzige Liebe, und nach der keine mehr. Gekränkte Eitelkeit war es — zeigen wollt' ich eurem Hause, daß ich doch ein schönes, wohlhabendes und edles Weib zu finden wußte — — — ach und hätte über dem Experimente bald mein Herz gebrochen! Je weiter zu Vermählung hin ich es mit Amalien kommen ließ, desto unruhiger und unglücklicher ward ich. Dein Bild stand so rein und mild im Hintergrund vergangener Zeiten, so schön war die Erinnerung, und so schmerzlich, daß ich, als ich Amalien das Wort künftiger Ehe gab, nach Hause ging, und auf dem Kissen meines Bettes unendlich weinte — um dich. Du warst ja doch immer trotz meiner vorsätzlichen Selbstverhärtung die Braut meiner Seele — du warst doch immer die Heilige zu der mein besseres Innere bethete — und wie oft suchte ich deine Briefe hervor und las sie alle durch. Erst als ich stark genug war, das neue Band zu zerreißen und ihr alles zu sagen, und aus meiner Selbstquälung zu klarerem Entschluß zu kommen — erst da, als Amalie sagte: Ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit, und achte Sie, daß Sie ihrer ersten Liebe treu blieben etc. erst dann kehrte wieder ein unendlich süßer Friede in mein Herz, als hättest du gesagt: ich liebe dich ja noch, und verkenne dein gutes Herz nicht. Ich habe dieses alles nicht etwa gesagt, um mich zu rechtfertigen, nein sondern mein Benehmen zu erklären. Hätte ich dein einfaches schuldloses Gemüth so hätte ich still geduldet, nicht durch Trotz mein Herz herabgewürdigt, und einem anderen Wesen Kummer verursacht. Freilich sagen die Leute; du hattest nichts gegen sie gefehlt, euer Vertrag war ja aufgehoben — als ob ein Herzensbündniß mit Worten zu Null gemacht werden könnte! Wäre es von mir bloße Untreue gewesen, warum hätte ich dann plötzlich wieder gebrochen? als weil mir mein Verstand sagte, ich soll nicht mich und sie unglücklich machen; denn ich liebte sie

nicht, und sollte mir ihr Kuß Wohlgefallen sein, so mußte ich mir deine Lippen dazu denken. — Aber gut, alles ist vorüber, und diese Begebenheit hat neuerdings gezeigt, wie unbesiegbar meine Liebe zu dir ist, sie ist die letzte Verirrung meines Gefühls gewesen, und hat aber das Gute bewirkt, daß ich nun sanft und stille sein will, und in reiner schöner Liebe dein Bild in mir aufhängen und schmücken werde mit der liebe reichsten Verehrung immer und immer fort. Ich fühle jezt schon eine solche Zufriedenheit mit mir, wie ich sie seit 2 Jahren nicht gehabt habe, und ich fühle, wie sie immer steigen wird. Nun noch eins: wenn du ein Herz, das so hart von seinem wahren Ziele irrte, das aber bereute und umkehrte, nicht verschmähen willst, wenn deine Güte noch einen Rest alter Liebe und Zärtlichkeit aufbewahrt, so nimm meine Liebe, die ich dir als eine demüthige Gabe anbiete, wieder an, und heile meine Wehmuth mit freundlicher Zärtlichkeit — ich weiß, was ich dir dann schuldig bin, und nie, so lang ich lebe, soll ein unsanftes Wort dein Herz betrüben, oder eine Handlung dein Gemüth verletzen. Kein Mann auf Erden liebt dich mehr, als ich, weil dich keiner mehr kennt, als ich — und keiner kann dich glücklicher machen. Sagst du ja, (und du wirst es, weil du so gut bist) so werde ich mit deinen Eltern reden, und ihnen darthun, daß eine Verbindung zwischen uns ganz und gar nicht ungereimt sei, und um ihre Einwilligung bitten. Sagst du aber, du liebest mich nicht mehr, so will ich es leiden, wie auch das Herz wehe thue, und will nur allein dich zur Braut meiner Ideen machen, und dich fort lieben, bis an meinen Tod. Ich schrieb dieß alles, weil ich fürchte, daß zu einer Unterredung keine Zeit ist. Übrigens will ich keineswegs, daß dieses Blatt ein Geheimniß bleibe zwischen uns, im Gegentheile berathe dich mit deiner Mutter, und bitte sie, daß sie mit mir rede.

Lebe wohl ich bin ewig
dein dich innigst liebender Freund

Oberplan am 20^{ten} August 1835.

A. Stifter.

Dies ist der letzte von Stifters erhaltenen Briefen an Fanni Greipl, zugleich das reumüthige Bekenntnis eines Sünders. Er war durch des Mädchens Güte fast verwöhnt, dass er hoffte, sie werde ihm abermals ihre Liebe schenken, wenn er sie „als eine demüthige Gabe ihr anbiete“; er hoffte aber vergebens, sie werde jezt noch sein „Herz, das so hart von seinem wahren Ziele irrte, das aber bereute und umkehrte, nicht verschmähen“. Eine harte Zumuthung war es anderseits für Amalie, dass sie von Stifter nach mehrjährigen intimen Beziehungen das peinliche Geständnis hinnehmen musste, er liebe eigentlich eine andere und könne mit ihr darum nicht glücklich werden. Sie scheint dieses Geständnis mit edler und heroischer Gesinnung entgegengenommen zu haben, indem sie

„ihm für die Aufrichtigkeit dankte und ihn dafür achtete, dass er seiner ersten Liebe treu geblieben sei“. Fanni konnte sich zu der ihr zugemutheten Rückkehr nicht mehr verstehen, Stifter aber hat gehalten, was er ihr selbst für diesen Fall schon vorausserklärt hatte, er „machte die Fanni zur Braut seiner Ideen und liebte sie fort bis an seinen Tod“.

Diese abermalige Bewerbung Stifters um Fanni bei Gelegenheit der Hochzeit zu Christianberg dürfte in Fannis Gemüth den Wunsch rege gemacht haben, durch eine Heirat mit einem anderen geachteten Manne dem verdrießlichen Verhältnisse mit Stifter ein für allemal ein Ende zu machen. Fanni war auch viel zu feinfühlig, um durch ihr Jawort nun ein anderes Mädchen in ein unverdientes Unglück zu stürzen, sie zog es vor, die Hand einem anderen zu reichen, und da sich gerade ein würdiger Bewerber einstellte, zögerte sie nicht länger. In der Verwandtschaft der Huber'schen¹⁾ haben sich zwei Briefe der Fanni Greipl erhalten, die sie in dieser Angelegenheit an Julie und Nanni Huber, die Schwestern des Wenzel und Wilhelm Huber, gerichtet hatte, und diese geben uns über ihre neue Verbindung mit Beziehung auf die ehemalige willkommenen Aufschluss. Der erste ist am 22. Juli 1836 in Friedberg geschrieben, nachdem Fanni mit ihrer Mutter eben aus Mühllacken heimgekehrt war, wo sie mit ihrem neuen Bewerber Josef Fleischanderl, Kameralbeamter in Ried, später in Wels, entscheidende Unterredungen hatte. J. Fleischanderl war ein Verwandter der Huber'schen, die der Fanni von ihm im voraus als „getreue Anhängerinnen“ schon viel Gutes erzählt hatten. Fanni fand „alles über ihre Erwartung“ und „froh machte es sie, dass Fleischanderl auch den ganzen Beifall ihrer Mutter genießt“. „Die Zukunft, die ihr seit lange sehr düster erschien, ist ihr nun wieder recht freundlich und helle“, sie glaubt noch glücklich werden zu können, was „sie noch vor einiger Zeit zu den Unmöglichkeiten zählte“. Fanni unterzeichnet sich in diesem Briefe humorvoll als „Eure würdige verwirrte Oberin“; die Mädchen des ehemaligen Friedberger Freundeskreises bildeten eine Art geheimer Klostersgesellschaft, deren Oberin Fanni war. Nach langer trüber Zeit, voll bitterer Lebenserfahrungen, erscheint die Begegnung mit Fleischanderl wieder als der erste Hoffnungsstrahl für eine bessere Zukunft.

Der erste Brief Fannis an die Huber'schen lautet:

Fr(iedberg): den 22/7 36

Meine liebe Julie!

Vor einigen Tagen mit unserer guten Mutter glücklich zu Hause angekommen ist es nun mein erstes und liebstes Geschäft

¹⁾ Von ihr wurden mir diese Briefe in gütiger Weise zur Benützung überlassen.

Euch zu schreiben und dadurch Euch die wichtigsten ereigneten Dinge — mitzuthellen. Letzvergangenen Sonntag also — kam Euer Bruder Wenzl in Begleitung des F:(Fleischanderl) Nachmittag zu uns nach Mühlacken, obwohl ihr Aufenthalt nur auf wenige Stunden beschränkt war, so gehört doch jene Zeit zu den gehaltvollsten von meinen Leben — aus dießen Ausspruch könnt Ihr den Inhalt des geführten Gespräches entnehmen, dessen Ende sowohl mich als auch der Versicherung des F:(leischanderl) nach höchst zufrieden stellte — Daß ich an Fl:(eischanderl) nicht allein dasjenige was Ihr mir von ihm sagtet bestätigt sondern daß ich Alles über meine Erwartung fand, wird Euch als so getreue Anhängerinnen gewiß nicht in ein großes Erstaunen setzen — Ich bin nun seit unserer Ankunft ein ganz anderes Wesen besonders froh macht es mich daß F:(leischanderl) auch den ganzen Beyfall von meiner Mutter genießt — die gewieß in dießer Hinsicht nicht so leicht zufrieden gestellt ist, auch von meinen Vater wird Er sogleich erkannt werden und ich freue mich von Herzen (ich gestehe es Euch aufrichtig) wenn er hierher kömt — ich bin nur über die so weite Entfernung ärgerlich —. Ich möchte Euch sehen wenn Ihr dießes alles ließt? werdet Ihr mich keiner Voreiligkeit beschuldigen??? Ich glaube Nein — — so bald als ich einen Brief v. R:(ied) erhalte bekömt Ihr entweder schriftliche oder mündliche Nachricht von mir — dann will ich Euch alles umständlicher erzählen wie schön und aber auch wie ebenso schnell als die Stunden verschwanden die Er bey uns zubrachte — — in meinen Kopf ist eine solche Fülle von Gedanken, die sich aber noch weigern auf das Papier zu treten künftigesmahl mehr davon — doch eins noch, meine Zukunft die seit lange mir sehr düster erschien, ist mir nun wieder recht freundlich und helle so zwar daß ich wirklich dasjenige zu werden beginne was ich noch vor einiger Zeit zu den Unmöglichkeiten zählte —. Sehr oft denk ich deßhalb an Wilhelm (Huber) der mir einst dieße Worte sagte „Fani Sie werden doch noch recht glücklich werden“ damahl zweifelte ich — nun aber erkenne ich daß ich es noch vollkommen werden kann wenn dießer nun betretene Weg zu unsern — aber mein Gott! wo komm ich schon hin — — Ich bitt Euch 100mahl um Verzeihung wegen der Mühe die Ihr Euch beim Lesen dießes Briefes nehmen müßt, den 10000 Worte sind gedacht bevor ich eins schreibe —. Erhieltet Ihr wohl meinen Brief von Mühlacken aus?

Dießen Brief bitt ich, daß er nur unter Euch die Resie mitgerechnet gelesen wird — und ja sonst keinen Menschen — auch keine Auszüge nach Ried — mit dießer Bitte küßt Euch Eure

würdige verwirrte

Oberin Fani

Nani ist heute in Krumau —

Fl:(eischanderl) wird Euch bald schreiben.

Fleischanderl war ein sehr würdiger, ernster Mann in guter Lebensstellung und bewarb sich ernstlich um die Hand Fannis. Am 18. October 1836 war bereits die Hochzeit; später übersiedelte Fleischanderl mit seiner Frau als Kameralsecretär nach Wels. Das geträumte Glück stellte sich jedoch nicht ein, Stifters Wort: „Es gibt nur eine, eine einzige Liebe und nach der keine mehr“ hatte sich auch an Fanni bewahrheitet. Aus diesen Tagen rührt ein kleines Gedicht her, das von Fannis Hand geschrieben und wahrscheinlich von ihr verfasst ist und als Beilage eines Briefes an die Huber'schen gesandt wurde. Dieses Gedichtchen gibt ein deutlicheres Stimmungsbild von Fannis Innerem aus diesen Tagen als lange Erörterungen anderer Art. Es lautet:

Einsam? nein das bin ich nicht,
Denn die Geister meiner Lieben
Die in ferner Heimath blieben,
Sie umschweben mich.

Traurig? nein das bin (ich) nicht
Denn ich weiß, daß in Gedanken
Meine Theuern mich umranken
Und mir nahe sind.

Glücklich? nein das bin ich nicht
Denn bey still geweinten Thränen
Fühl ich wehmuthsvolles Sehnen
Nach der Heimath hin.

Hoffend? ja das ist mein Sinn
Bald mit den geliebten Meinen
Wiederum mich zu vereinen
Dieß erfüllt mein Herz.

Die Hoffnung ist ihre Trösterin und zwar die, bald wieder „mit den geliebten Meinen“ sich in Friedberg, ihrer unvergesslichen Heimat, vereinen zu können. Anfangs August 1838 gieng dieser Wunsch wieder einmal in Erfüllung, Fanni weilte auf längere Zeit im lieben Elternhause, von wo sie am 3. August 1838 auch wieder einen Brief an die Huber'schen nach Reichenau schrieb. Das starke Freundschaftsgefühl Fannis kommt auch hier wieder zum Ausdruck: sie kann es nicht ertragen, wenn die alten guten Freundinnen sie vergessen. Die Liebe des Gatten vermag nicht ihr ganzes Herz auszufüllen, Eltern, Geschwister und Freundinnen bleiben ihr in lebendigem, unvergesslichem Angedenken. Der zweite Brief Fannis lautet:

A Mademoiselle
Mademoiselle Nannette de Huber

a

Böh: Reichenau

Fr(iedberg): den 3 August 1838.

Meine liebe Nani!

Eigentlich sollte ich Dir gar nicht mehr schreiben, den wirklich verdrießt mich Deine abermahlige Ausflucht auf meine

Einladung recht von Herzen — welche schöne Zeiten dachte ich jetzt vor 2 Jahren werde ich genießen wenn ich ein Glied von Eurer Verwandtschaft sein werde. Ihr entfremdet Euch nun immer mehr von mir — dieß gilt zugleich auch der Resie — — es thut mir wahrhaftig recht wehe. Künftige Woche bleibe ich noch hier in der darauffolgenden fahre ich ab — ändert Euere eigensinigen Entschluß und begleitet mich eine die Resie hätte wohl auch noch warten können mit ihrer Gmundner Reise — aus Verdruß konnte ich Dir nicht gratulieren aber gedacht habe ich oft an Dich, 1000 und 1000 Glück für Dich. Der Resie laß ich, bis ich selbst schreibe vielmahl für Ihre Bemühung wegen der Magd danken, mir ist leid daß sie so viel Mühe hatte vielleicht wüßte sie sonst noch jemand brauchbaren, es dürfte gerade kein städtisches Wesen sein — kommt Ihr wirklich nicht zu uns? es ist doch erschrecklich — Friedberg und Ried sind halt keine Residenz Städte darum verschmäht man sie.

Schwester Nani ist seit dießen Mittwoch in Krumau Morgen kömt sie zurück.

Lebet wohl! nehmt die Versicherung daß: wenn Ihr nicht kömt dieß das letzte schreibende Wort ist von Eurer

unveränderlichen

Fani Fl. (eischandler)

Meine Eltern laßen Euch vielmahl grüßen.

Im folgenden Jahre sah Fanni Mutterfreuden entgegen die ihr eine neue, noch ungekannte Welt eröffnen und den Ehestand versüßen sollten. Am 12. September 1839 genas sie eines Knaben, doch starb sie mitsammt dem Kinde in Folge unglücklicher Entbindung bereits am 16. September und war so von Liebe und Leid erlöst. Ihr redlicher Gatte war tief erschüttert, auch seine Lebensfreude war dahin und sein Sinn verdüsterte sich von Jahr zu Jahr, so dass er später ein fast menschenfeindlicher Sonderling ward.

Ein Jahr nach Fannis Verheiratung hatte Stifter am 15. November 1837 in der Augustinerkirche in Wien auch Amalie Mohaupt zum Altare geführt.¹⁾ Er hatte richtig vorausgesehen, dass sie nicht recht für einander geschaffen seien, und in der That war Amalie ein poesieloses, nüchternes Geschöpf, das ihren Gatten wohl mit leiblicher, aber durchaus nicht mit geistiger Nahrung zu versorgen verstand. Stifter ertrug sein Los mit männlicher Gelassenheit und wusste den unabänderlichen Verhältnissen stets die besten Seiten abzugewinnen. Seine offene, wahre, edle und echt menschenfreundliche Natur hat er in Leben und Kunst dann bis zu seinem Tode bethätigt. Was er im letzten Briefe der Fanni versprochen: „nie soll ein unsanftes Wort dein Herz betrüben oder eine Hand-

¹⁾ Vgl. F. Neumanns Programmarbeit S. 18.

lung dein Gemüth verletzen“, er war ganz der Mann dazu, dies Wort getreulich einzulösen. Einige Züge aus Stifters Eheleben und zwar aus der Zeit seines Wiener und Linzer Aufenthaltes enthält auch Franz Mugrauers Schreiben noch, worin er mir mittheilt, was ihm bei seinem hohen Alter im Gedächtnisse haften blieb. Er schreibt:

„Seit der Zeit, wo ich Wien verließ, habe ich Stifter nicht gesehen bis zum Jahre 1845, wo ich in Geschäften nach Wien fahren musste. Ich besuchte Stifter, den ich in dürftigen Verhältnissen und in einer äußerst bescheidenen Wohnung traf. Er beklagte sich über seine harte Lage und dies bestätigte mir auch das frugale Mittagmahl, das er mit Amalie während meiner Anwesenheit einnahm. Im Jahre 1852, wenn ich nicht irre, wünschte mein Vater, mein Bruder (Dr. Anton Mugrauer) und ich möchten ihn doch noch vor seinem Tode besuchen, und weil der Weg in die Heimat über Linz führte, so besuchten wir Stifter. Wir trafen ihn mit aufgestülpten Hemdärmeln und langer blauer Schürze, wie er im Schweiß seines Angesichtes einen alten Schubladkasten mit einem Aufsätze zu polieren sich abmühte. Er liebte so altherkömmliche Artefacta; er habe ihn, so erzählte er, von einem alten Lehrer gekauft, und stamme von seinem Urgroßvater her. Stifter war sehr heiter gestimmt und voll guten Humors, man sah, dass es ihm gut gehe, klagte aber sehr über seine unangenehme Stellung und über den lieben Clerus, der ihm überall Prügel unter die Füße werfe und ihn oft in die peinlichste Lage bringe. Bruder und ich wunderten uns schon damals, als wir hörten, dass er diese Stelle annahm, weil wir seinen unbezähmbaren und unbändigen Hang zur persönlichen Freiheit kannten. Es scheint aber, dass er endlich sich selbst um eine fixe Anstellung bewarb, und ich erfuhr auch, dass er sie durch die Protection Meternichs erhielt, dessen Söhne er seiner Zeit in der Physik unterrichtete. Wir trennten uns so schwer von ihm, als sollten wir ihn nicht mehr sehen, und wir sahen ihn auch nicht mehr.“

Damit ist der Stoff erschöpft, den ich nach eifrigem Suchen hier im Böhmerwalde, der Heimat unseres großen Prosaisten, noch aufzutreiben vermochte und hier als Beiträge zur Stifter-Literatur biete. — Aus Stifters Verkehr mit der hochgebildeten Fürstin Schwarzenberg, sowie mit deren Sohne Friedrich Schwarzenberg, dem bekannten Verfasser der „Lanzknechtbücher“, mochte man auf einen Briefwechsel schließen, der sich in der hochfürstlichen Familie erhalten haben konnte. Doch versichert mir Herr Archivdirector A. Mörath, ein gewiegter Fachmann und Kenner Schwarzenberg'scher Archivalien, dass die fürstlichen Archive nichts Derartiges enthalten. Manche interessanten mündlichen Mittheilungen wusste mir die bereits genannte Frau Franziska Bezecky, eine Tochter des Mathias Greipl junior, zu machen,

die noch von ihrem Elternhause aus Stifter selbst gekannt und die Erinnerungen an ihn von Kindheit auf empfangen hatte. Einzelnes dieser Art hat bereits Prof. F. Neumann in seiner Programmarbeit erzählt.

Eingangs bezeichnete ich die eben behandelte Periode aus Stifters Leben als Sturm- und Drangzeit. Sie verdient diesen Namen vollauf, denn gerade in diesen Universitätsjahren bemerken wir bei Stifter jene starke Gährung, die gewöhnlich ein Kennzeichen einer außerordentlichen Geistesnatur ist, und der endlich nach erfolgter Klärung das Schöne und Edle entsteigt.

Stifters Herzenswunsch wäre wohl gewesen, dass sich seine ideale Jugendliebe hätte mit seinen Kunstbestrebungen harmonisch verbinden lassen, doch diese traten in einen fast unversöhnlichen Gegensatz zueinander. Die Jugendliebe zu Fanni drängte ihn gerade zum Brotstudium und zur Unterordnung unter gewöhnliche Lebensverhältnisse. So ließ er denn schweren Herzens diese Liebe fahren oder vielmehr verlor sie und knüpfte einen Bund fürs Leben, wobei er in seiner Art weiterleben konnte. War also die Kunst bei ihm die stärkere Macht, so war er aber auch hier wieder im Zweifel, ob er sich der Malerei oder der Poesie zuwenden sollte, ja er hielt lange Zeit die erstere für seine Muse. Kein Wunder, wenn er bei seinem mächtigen Herzensdrange für die Kunst unter so trüben und dunklen Verhältnissen häufig an „Narrheit“ denkt oder einer ausgelassenen Lustigkeit verfällt. Die Götter waren nicht so gnädig, ihn Liebe, Leben und Kunst in schöner, harmonischer Vereinigung genießen zu lassen, aber die eine, die Poesie, ist ihm dafür alles geworden und durch sie hat er auch wieder unser aller Herzen erobert.

Krummau im Böhmerwalde.

J. J. Ammann.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

1. Homers Odyssee. Schulausgabe von Paul Cauer. I. Theil (α — μ).
2. verb. Aufl. Wien, Prag, Leipzig, F. Tempsky, G. Freytag 1894.
XXIV u. 202 SS.
2. P. Cauer, Anmerkungen zur Odyssee. Für den Gebrauch der
Schüler. I. Heft (α — ζ). Berlin, Grote 1894. gr. 8°, VI u. 110 SS.

Die zweite Ausgabe der Cauer'schen Recension unterscheidet sich von der ersten, im Jahre 1886—87 erschienenen (angez. in dieser Zeitschr. von Stolz 37. Jahrg., S. 602 f. und 38. Jahrg., S. 634 f.) durch folgende Merkmale: Die lateinisch geschriebene Praefatio über kritische und grammatische Fragen ist weggeblieben, desgleichen die Variantenauslese unter dem Texte. Der Druck ist schöner und größer geworden und wichtige Abschnitte innerhalb der überlieferten Büchereintheilung sind durch einen Zwischenraum gekennzeichnet, so in α nach 95, 324; in ε nach 227; in ι nach 38, 104. — Statt der Praefatio hat Cauer „Stimmen des Alterthums über Homer“ aufgenommen, eine Neuerung in einer Schulausgabe, die des Versuches wert war. An der Hand dieser Stellen kann der Lehrer die homerische Frage in methodisch neuartiger Weise behandeln. Es folgen: Die Handlung der Odyssee nach Tagen geordnet, endlich: Inhalt der ersten zwölf Bücher zu je vier angeordnet. Auf der letzten Seite des Bändchens steht wie ein Lückenbüßer oder Nachtrag der Ausspruch Goethes über die befreiende Kraft der homerischen Gesänge ohne nähere Stellenangabe. Lässt man sich einmal auf derlei Zugaben ein, so dürfte man in Verlegenheit kommen über die Auswahl; so wäre für die Odyssee im besonderen passend ein Epigramm von Platen: „Dich zum Begleiter empfehl' ich dem Reisenden; aber vor allem, wenn des italischen Meers hohes Gestad' er umschiff" usw. Auch aus Goethes Schriften ließe sich für die Odyssee besonders geeignetes beibringen. Bezüglich der Textesgestaltung bemerkt C. im Vorworte: „Drei Hauptzüge sind es, in denen sich praktisch die

vorliegende Bearbeitung des Homertextes von anderen unterscheidet: Entfernung einer Anzahl unverständlicher Formen, sinnmäßigere Betonung der Präpositionen, Anpassung der Interpunction an die Eigenart des homerischen Satzbaues.“ In Absicht auf die zwei letzteren Punkte darf man dem Herausgeber rechtgeben, insoferne die Überlieferung bekanntlich in diesen Dingen ihr Gewicht nicht geltend machen kann. Etwas anderes ist es mit den „unverständlichen“ Formen; Cauer hat unter großem Beifalle van Leenwens im Euchiridion p. 432 an Stelle der distrahierten Formen die nicht contrahierten Formen, wie die Sprachwissenschaft sie erschließt, gesetzt, worin ihm der Ref. nach reiflicher Überlegung nicht folgen kann. Aus einem Vergleiche mit dem Texte von A. Ludwich, dem Cauer in anderen Dingen volle Würdigung zuthell werden lässt, sei nur das Ergebnis für ε herausgehoben: v. 2 φάος, 14 Καλυψόος, 39 ἔξ ἤρατ', 63 τηλεθάουσα, 69 ἠβάουσα, 119 ἀγάεσθε, 121 Ῥαρίων' = 274, 122 ἠγάεσθε, 129 ἀγασθε (van Leeuwen geht bezüglich dieser Formen noch weiter, indem er das Vorhandensein eines ἀγάουμαι neben ἀγαμαι leugnet, p. 437), 136 ἀγήραον, 155 σπέεσι, 174 κέλη st. κέλαι, περάειν, 176 περάουσιν, 243 ἦνετο, 254 und 260 ἐν, 264 λοέσασα, 305 σόος, 321 γὰρ ἐ, 335 ἔξ ἐμμορε, 377 ἀλάεν, 478 διᾶει, 480 περάεσκε, 490 αὔοι (Ludwich αὔη). Um auf anderes, von A. Ludwich schon gebührend Zurückgewiesenes nicht einzugehen, wäre zu περάειν, welches die Vorstufe von περᾶν, περάαν sein soll, zu bemerken, dass diese *περάεν gelautet haben müsste.

Die Anmerkungen zur Odyssee von demselben Verfasser verdienen, um es gleich herauszusagen, volles Lob. Sie legen den Vergleich mit ähnlichen Unternehmungen der jüngsten Zeit nahe (die Arbeit von O. Henke bei Teubner ist zur Zeit noch nicht soweit gediehen, dass der Commentar vorläge), doch ist zu bedenken, dass sich Hentze ein anderes Ziel steckte und La Roche seinen Commentar hauptsächlich für österreichische Schüler verfasste. Cauer hat als Verf. einer wertvollen Schrift über die Kunst des Übersetzens (Berlin, Weidmann) mehrere Grundsätze, welche er dort aufstellt, an einem Beispiele durchführen wollen. Der Ref. weiß die Bedeutung einer guten Übersetzung und die Schwierigkeit einer solchen wohl zu würdigen und verfolgte Cauers Anmerkungen, die auf die Anleitung zu jener ihr Hauptabsehen haben, mit Spannung. Jedem Gesange ist übrigens eine wohlgedachte Inhaltsangabe vorausgeschickt. Die Anmerkungen sind auch, wo sie Sachliches bringen, knapp; oft wird auf lateinische und deutsche Ähnlichkeiten im Ausdruck aufmerksam gemacht, ein Vorgang, der alle Anerkennung verdient. Als Text ist die Recension desselben Verf.s zugrunde gelegt, ein Umstand, der für einen andern Text nicht störend ist, wenn der Lehrer das Nöthige über die Distraction vorausnimmt. Die Zahl der neuen, trefflichen Bemerkungen ist

sehr groß für alle Gebiete der Erklärung. Aus seinen Randbemerkungen möchte Ref. einiges wenige vorbringen: Für *σχέλιος* (γ 161) möchte sich auch die Verdeutschung 'unbändig' eignen; δ 222 ist der Optativ mit *ἐπὶν* im Nebensatze auffallend, entstanden durch Assimilation an den übergeordneten Optativ, wie Cauer richtig bemerkt. Man konnte nun sagen: der Optativ ist in Ordnung, aber *ἐπὶν* ist mechanisch statt *ἐπεὶ* eingetreten (*ἐπεὶ* ist übrigens in G und T bei Ludwich überliefert). δ 774 ist *δαίμόνιοι* ganz in der Weise erklärt, wie Ref. sich es immer gedacht hat: „besessen, verrückt“, milder „absonderlich“. Bei *ἀμβροσίη* und *νέκταρ* (ϵ 199) hätte sich über die abstracte Natur dieser Wörter etwas sagen lassen: *ἀμ-βροσίη* ist deutlich; ob *νέ-κταρ* mit *κτα* zusammenhänge, ist die Frage; Ref. möchte sie bejahen. Das ω *πόποι* wird wiederzugeben versucht, z. B. ϵ 286 durch einen ganzen Satz: „Es ist doch nicht zu glauben! wahrhaftig haben . . .“ Ref. kann von der in seiner Gramm. S. 281 geäußerten Ansicht noch immer nicht lassen. Über *ἄν κεν* ϵ 361 ist gutes bemerkt; nur der metrische Gesichtspunkt wäre noch nebenbei nicht zu vergessen. Bei *ὄμμενος* und *ἀήμενος* wäre (ξ 131) auf die deutschen Participbildungen, denen kein Verbum finitum passivum zur Seite steht, zu verweisen (be-weibt, be-berzt); auch *ἀρή-μενος* ξ 2 gehört unter diese Gruppe. Auf Wiedergabe der Partikeln ist große Sorgfalt verwandt, wie sich gebürt; so werden *ὅα, γέ, τὲ* nach Möglichkeit verdeutlicht. Immer geht dies freilich nicht an; so ist *τὲ* nie 'und', sondern eher 'auch', aber häufiger 'ingleichen', 'eben', das dialectische 'halt'.

Wir haben in diesen Anmerkungen ein vielfach neue Anregung bietendes und wertvolles Hilfsmittel für Schüler und Lehrer anzuerkennen.

W. Ribbeck, Homerische Formenlehre. 3. verk. Aufl. Berlin, M. Rokenstein 1895. VI u. 85 SS.

Die zweite Auflage der homerischen Formenlehre von Waldemar Ribbeck war im Jahre 1880 bei Calvary in Berlin erschienen und zählte 89 Seiten. Sie fand eine Besprechung in dieser Zeitschrift 32. Jahrg., S. 527—528 von Fr. Stolz, welcher in seinem Urtheile zusammentraf mit P. Cauer, der im Jahresberichte der philolog. Vereins in Berlin sich über die Arbeit aussprach. Es erscheint anmaßend, wenn man einem Schulmanne, wie W. Ribbeck gegenüber zu dem Urtheile gedrängt wird, dass man nicht recht weiß, welchen Nutzen gar manche Bemerkung in dem Buche einem Schüler gewähren soll, falls man schon absieht davon, dass sprachwissenschaftliche Einsicht durch diese Formenlehre nicht gefördert wird; der Verf. dürfte wohl gewusst haben, warum und mit welcher Absicht er so und nicht anders verfahren ist; dass andere über eine solche Arbeit andere Ansichten haben, kann aber nicht verschwiegen werden. So muss denn Ref. auch bezüglich

der dritten Auflage, da in den Grundeigenschaften des Buches seit 1880 nichts geändert ist, dem Urtheile der obengenannten Sprachgelehrten Stolz und Cauer beitreten, wenn er auch in der sprachwissenschaftlichen Behandlung des homerischen Wort- und Formenschatzes nicht soweit gehen möchte als die genannten Beurtheiler. Der Verf. erklärt in dem Vorworte, dass er nicht in die Spuren neuerer Gleichmacherei getreten sei, und begründet dies mit einer Kennzeichnung des epischen Dialectes, welche der von A. Ludwig beliebten ganz nahe kommt. Damit will Ref., der von manchem Irrthume über die einschlägigen Fragen durch fortgesetzte Betrachtung zurückgekommen ist (besonders abgeschreckt durch die maßlose Kritik der Holländer), sich in der Hauptsache einverstanden erklären, nur möchte er den folgenschweren Schritt von der gesungenen Ballade zum recitierten Epos berücksichtigt wissen, und dies lässt sich eben auch Schülern verständlich machen. Wir sind vielzusehr in der Anschauung des Langverses als eines 24 Moren durch die Schrift ausdrückenden Verses befangen, während doch dieses Zeitmaß, wenn wir für die ältesten Balladen nicht ein kürzeres „Metrum“ annehmen dürfen, nur durch Töne zu erfüllen war. Als dann die Schrift die Zeile wiedergeben sollte, ergaben sich eine Menge Ungleichheiten, die zu prosodischen Sonderbarkeiten führten. Zu nennen ist hier die sogen. epische Zerdehnung und die gelegentliche Dehnung kurzer Silben, besonders im ersten Fuße, aber auch anderwärts. Vielfach suchte die Schrift nachzukommen und veranlasste dann in unseren Tagen fast krampfhaftige Anstrengungen, solche 'Längen' sprachwissenschaftlich zu erklären. Am deutlichsten zeigt sich die Schwäche der Darstellung in Ribbecks Formenlehre bei Behandlung der Zerdehnung. Weil man gegen diejenigen, welche metrische Unregelmäßigkeiten nicht sprachwissenschaftlich erklären, sofort mit dem Vorwurfe der Willkür bereit ist, glaubt der Verf. durch eine gezwungene Wendung sich aus der Klemme zu ziehen. Aber alle Halbheit ist von Übel. — Ferner ist die Darstellung des Zeitwortes fast tabellarisch, also ohne wissenschaftliche Durcharbeitung. Sehr oft erscheinen bei einer Form Fragezeichen, die meist auf eine Conjectur der 'Neueren' hindeuten sollen. Für ein Büchlein, wie das vorliegende, scheint dieser Vorgang nicht passend, da dem Schüler damit nicht gedient ist, der Lehrer aber erst anderwärts Aufklärung suchen muss. Es lässt sich, so meint Ref., ohne der sprachwissenschaftlichen Richtung im Übermaße zu huldigen, ganz wohl viel Begründetes in eine Darstellung des homerischen Dialectes aufnehmen: im Verbum, in Sachen der Analogie. Auch sollte die Syntax einige Berücksichtigung finden. Was soll man davon halten, dass in allen Kritiken, welche über des Ref. 'Grammatik des homer. Dialectes' in Deutschland erschienen sind, mehr als drei Viertel des Buches, also der wichtigere Theil, ganz mit Still-schweigen übergangen wird? — Wenn die Sprache der home-

rischen Gedichte wirklich so alterthümlich ist, wie man für die Formen es voraussetzt, so muss doch die Syntax ganz lehrreiche Proben bieten, die sich für die Schule eignen — so möchte man annehmen —. Dass auf die Formenlehre auch in dem vorliegenden Büchlein sehr viel Fleiß verwendet worden ist, sei gerne anerkannt.

Villach.

G. Vogrinz.

1. Herodot in Auswahl. Für den Schulgebrauch herausgegeben und erklärt von Dr. Paul Dörwald. Paderborn, Schöningh 1893. VI u. 227 SS.
2. Herodot. Eine Auswahl des historisch Bedeutsamsten aus sämtlichen neun Büchern. Für den Schulgebrauch bearbeitet und herausgegeben von Dr. Joseph Werra. Münster i. W., Aschendorff 1893. XVI u. 276 SS.

Die Erkenntnis, dass für die Herodotlectüre eine Auswahl aus dem großen Geschichtswerke das Geeignetste sei, hat sich gegenwärtig auch in Deutschland Bahn gebrochen, und die beiden vorliegenden Schulausgaben geben eine Probe von einer solchen Auswahl.

Während Werra das ganze Werk in Betracht gezogen wissen will und alle neun Bücher für seinen Zweck heranzieht, beschränkt Dörwald seine Auswahl auf die letzten drei Bücher und nimmt aus dem VI. Buche nur die Erzählungen von der Schlacht bei Marathon (cc. 102—120) und vom Lebensende des Miltiades (cc. 132—136) in seine Ausgabe auf. Wenn nach Dörwalds Ansicht die Perserkriege allein bei der Herodotlectüre in Betracht kommen, so hätte er doch wohl in seiner Auswahl von der Geschichte des ionischen Aufstandes ausgehen sollen, als der unmittelbaren Ursache derselben. Das Ganze wäre dann wenigstens abgerundet und nicht ein Torso, wie sich die Auswahl in ihrer gegenwärtigen Gestalt repräsentiert. Den Charakter einer Chrestomathie, der dem Buche unzweifelhaft anhaftet, indem öfter Abschnitte ganz ohne Zusammenhang nebeneinander stehen, will der Verf. demselben dadurch benehmen, dass er im Commentar den Hauptinhalt der ausgelassenen Partien angibt. Richtiger wäre es wohl gewesen, die Auswahl so zu treffen, dass die ausgeschiedenen Partien gar nicht vermisst werden. Außerdem ergeben sich, was bei einer Epitome nur schwer zu vermeiden ist, öfter Unebenheiten, indem in einzelnen Capiteln Beziehungen auf vorausgegangene ausgeschiedene Partien stehengeblieben sind. So sind z. B. im VII. Buche die Capitel 12—18, in welchen der Traum des Xerxes erzählt wird, ausgefallen, dagegen ist das Capitel 47, in welchem auf diesen Traum Bezug genommen wird, stehen geblieben. Bei der Zählung des Heeres des Xerxes wäre wohl der Vollständigkeit

wegen die Zahl der Reiter und Schiffe aus den Capiteln 87, 89 und 97 aufzunehmen gewesen, wogegen c. 204 die Genealogie des Leonidas ohne Schaden wegb bleiben konnte. — Dem Texte ist die Dietsch-Kallenberg'sche Ausgabe zugrunde gelegt, der Commentar berücksichtigt in erster Linie die grammatische und lexikalische Seite der Erklärung, die für die häusliche Präparation der Schüler am wichtigsten ist, während sachliche Bemerkungen nur spärlich eingestreut sind und zumeist der Erklärung des Lehrers überlassen werden. Dem Commentar ist ein Abschnitt über die Eigenthümlichkeiten des ionischen Dialectes des Herodot vorausgeschickt, die in 38 Paragraphen kurz zusammengefasst sind.

Die Ausgabe Werras, der wie Dörwald die einzelnen Bücher in Abschnitte theilt und mit kurzen Überschriften versieht, lässt dem Lehrer für die Wahl der zu lesenden Abschnitte einen viel größeren Spielraum und berücksichtigt auch die Privatlectüre der Schüler, für die sich die kleineren, in sich abgeschlossenen Erzählungen aus der orientalischen Geschichte trefflich eignen. Dem Texte liegt die Ausgabe von Stein zugrunde. Die vorausgeschickten Bemerkungen über den Dialect Herodots sind zwar sehr knapp, doch hinreichend, um die Schüler mit den wichtigsten Eigenthümlichkeiten dieses Dialectes bekannt zu machen. Dieselben sind in zwei Gruppen getheilt; die erste Gruppe enthält jene Eigenthümlichkeiten, welche der Dialect Herodots mit dem homerischen Dialecte gemein hat, die zweite Gruppe fasst die besonderen Eigenthümlichkeiten Herodots zusammen. Sehr instructiv ist der der Ausgabe beigegebene Index nominum, der die Erklärung der wichtigsten Eigennamen enthält. Sowohl der Ausgabe Werras als auch der Dörwalds sind Kärtchen beigegeben, welche die Brauchbarkeit beider Bücher erhöhen.

Die Ausgabe Werras verdient vor der Dörwald'schen, abgesehen davon, dass sie der Lectüre keine so engen Grenzen zieht, auch durch ihre vorzügliche typographische Ausstattung den Vorzug.

Herodotos. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. K. Abicht. 4. Band, Buch VII. 4. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 204 SS.

Übersicht über den Dialect des Herodot. 4. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 42 SS.

Zugleich mit der 4. Auflage des 4. Bandes hat Abicht eine neue Auflage der Einleitung zum 1. Buche erscheinen lassen, und dieses Vorgehen findet seine Rechtfertigung darin, dass der Hr. Verf. seine Ansicht über die Flexionsformen der Verba contracta vollständig geändert hat. Nach der 4. Auflage sind alle, selbst die durch die besten Handschriften bezeugten, von den Verbis auf *ᾶω* gebildeten Formen auf *εω*, *εο* und *εοῦ* auszumerken und durch die regelmäßigen attischen Formen zu ersetzen. Ebenso sind alle von den Verbis auf *ᾶω* gebildeten Flexionsformen auf *εῦ* (für *οῦ*)

aus dem Texte zu weisen, da dieselben nur auf Grund einer falschen Analogie entstanden sind. Durch diese Annahme wird allerdings der herodoteische Dialect um eine stattliche Anzahl wechselnder Verbalformen ärmer; ob wir aber durch eine so gewaltsame Änderung der handschriftlichen Überlieferung dem ursprünglichen Texte des Geschichtswerkes Herodots näher gekommen sind, bleibt zum mindesten zweifelhaft. — Dass der Text des 4. Bandes dementsprechend abgeändert wurde, ist selbstverständlich. Sonst weist der Text verhältnismäßig nur wenige Änderungen auf; für die Form $\chi\rho\epsilon\acute{\omicron}\nu$ ist die richtigere $\chi\rho\acute{\omicron}\nu$ in den Text aufgenommen.

Über den Commentar Worte zu verlieren, ist wohl überflüssig, da Abichts Ausgabe zu allgemein bekannt ist, als dass man sie noch besonders charakterisieren sollte; nur so viel möge hier bemerkt werden, dass man überall die nachbessernde Hand des gediegenen Commentators erkennen kann.

Wien.

Dr. Franz Lauczizky.

Grammatici Graeci recogniti et apparatu critico instructi. Partis quartae (Theodosii Alexandrini canones, Georgii Choerobosci scholia, Sophronii patriarchae Alexandrini excerpta recensuit et apparatus criticum indicesque adiecit Alfredus Hilgard) volumen posterius (Choerobosci scholia in canones verbales et Sophronii excerpta e Characis commentario continens; annexa sunt partis quartae prolegomena). Lipsiae, in aedibus B. G. Teubneri 1894. CXXXII u. 526 SS.

Die griechische und lateinische Literatur umfasst eine solche Fülle vollendeter Kunstschöpfungen, von welchen wir heute noch zu lernen haben, und die für alle Zeit einen ersten Platz in der Weltliteratur behaupten werden, dass der gebildete Laie und vielleicht sogar mancher Fachgenosse über diesen auserlesenen Früchten einer hochentwickelten Cultur die anderen Producte, die in demselben Garten entsprossen, gewachsen und gereift oder auch verkümmert sind, vergisst, sie zum mindesten nicht beachtet. Eine solche ästhetische Wählerei mag unter Umständen begründlich und für gewisse Zwecke berechtigt sein, aber die wissenschaftliche Forschung, deren Charakter in unserem Fache ein wesentlich historischer ist, darf sich durch derartige Gesichtspunkte nicht beirren und einschränken lassen; sie hat die ideale Pflicht, allen Perioden in gleicher Weise gerecht zu werden, denen des Niederganges und der geistigen Verödung nicht minder, wie denen des Aufschwunges und der Blüte; denn nur so kann sie zu möglichst gleichmäßiger Erkenntnis der Umbildung und Entwicklung des Geisteslebens auf allen Gebieten und zu allen Zeiten vordringen und damit ihr Theil zur Erreichung des hohen Zieles der ganzen historischen Wissenschaft beisteuern. Erst unserer Zeit war es vorbehalten, in richtiger Würdigung dieser Aufgaben auch den un-

bedeutenderen Erscheinungen und den Spätlingen der griechischen und lateinischen Literatur dieselbe Sorgfalt methodischer Behandlung zuzuwenden, wie sie bis dahin nur ihren Schoßkindern zu theil geworden war, eine Bevorzugung, die sich mit Naturnothwendigkeit von selbst ergeben hatte, nachdem die antike Literatur Jahrhunderte lang fast ausschließlich pädagogischen und ästhetischen Zwecken gedient hatte.

Noch gibt es wenig monumentale Werke, die von jenem Fortschritte in der Auffassung unserer wissenschaftlichen Aufgaben mit so muthigem Nachdrucke Zeugnis ablegen, wie die vor wenigen Jahren in Angriff genommene Sammlung der griechischen Grammatiker. Da dieses Unternehmen meines Wissens in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien noch keine Besprechung erfahren hat, will ich den Plan des auf acht Theile berechneten Corpus auf Grund der im Jahre 1888 erfolgten Ankündigung Prof. Uhlig's mit wenigen Worten skizzieren. Der erste Theil soll die Techné des Thrakers Dionysios nebst Erklärern, Umbildungen und Ergänzungen in der Bearbeitung von Uhlig und Hilgard enthalten; Theil II die Schriften des Apollonios Dyskolos sammt Fragmenten und Commentatoren in der Ausgabe von Richard Schneider und Uhlig; Theil III Herodian, dessen Recension von dem verstorbenen Lentz bereits besorgt ist, mit dem in Vorbereitung befindlichen Supplement von Egenolff, Hilgard und Schneider; Theil IV die Canones des Alexandriner Theodosios sammt Scholiasten; Theil V die orthographischen und orthoepischen Schriften der byzantinischen Zeit, ed. Egenolff; Theil VI die Dialectographen und Attikisten, ed. Schneider und Leopold Cohn; Theil VII Speciallexika, ed. Cohn, Ludwig und Hilberg; Theil VIII byzantinische Schriften über Syntax, ed. Bölte. Mir liegt die im vorigen Jahre erschienene zweite Hälfte des vierten Theiles vor, welche die ausführlichen Prolegomena zum vierten Bande sammt einer explicatio compendiorum, die Erläuterungen des Georgios Choïroboskos zu den canones isagogici des Theodosios de flexione verborum (bis S. 371), die erhaltenen Excerpte aus dem Commentar des Ioannes Charax (bis S. 434), beide mit den handschriftlichen Varianten, endlich ausführliche Indices zum ganzen vierten Bande, einen index auctorum et dialectorum und einen index vocabulorum, sowie zum Schlusse corrigenda et addenda umfasst.

Wer die Prolegomena auch nur flüchtig durchblättert, muss den enormen Fleiß und die subtile Gelehrsamkeit, die in diesen 130 Seiten niedergelegt sind, bewundern; wer sie näher studiert, wird an der fortlaufenden Reihe gründlicher, theilweise sehr fesselnder Untersuchungen und an dem Reichthum an gelegentlich eingestreuten feinsinnigen Beobachtungen seine Freude haben. Die ersten fünf Capitel (I. De Theodosii Alexandrini canonibus introductoriiis, II. De Theodosianorum canonum codicibus, III. De erotematis Guelferbytanis, IV. De Moschopuli erotematis, V. De enchi-

ridiis Niliano et Tubingensi) behandeln die Canones des Alexandriners Theodosios, der um das Jahr 400 herum lebte, und die Umbildungen, die sie erfahren haben. Im Mittelalter nämlich wurden die Canones, die über ein Jahrtausend canonisches Ansehen behaupteten, in die Form von Katechismen mit Frage und Antwort gebracht, welche je nach ihrer Anlage verschiedenen Wert für die Textreconstruction der Canones haben. Am ältesten und ausführlichsten scheinen die erotemata Guelferbytana im codex Gudianus 112 zu sein, der S. XX wohl nur durch ein Versehen dem XIII. Jahrhundert statt dem XII. zugeschrieben wird. Sie leiden an vielfachen Wiederholungen und wurden von Manuel Moschopoulos, dessen Blüte zwischen 1295 und 1316 fällt, gekürzt und stellenweise auch verbessert (daher die handschriftlichen Bezeichnungen *διορθωθέντα* und *βραχυθέντα*). Die Abweichungen von dem Texte der eigentlichen Canones drangen an vielen Stellen in Handschriften dieses Originalwerkes ein. Um die Verschiedenheit zwischen den erotemata Guelferbytana und Moschopuliana deutlich vor Augen zu führen, druckt Hilgard eine gleiche Partie aus beiden Werken ab (SS. XXI—XXIX und XXXIX—XLIV). Den Schluss des dritten Capitels bildet eine Liste der Handschriften der erotemata Moschopuli, die sich aus der Bibliothek des Klosters vom heiligen Grabe in Constantinopel wohl vermehren ließe. Auch die erotemata Guelferbytana mögen noch in manchen Handschriften vertreten sein; doch ist deren Ermittlung bei der Anonymität des Tractats mit unverhältnismäßigen Schwierigkeiten verbunden. Auf diese beiden Katechismen gehen Nilus und das enchiridion Tubingense zurück. Das kurzgefasste Büchlein des Nilus ist deshalb beachtenswert, weil er zuerst die Unterscheidung zwischen parisyllaba und inparisyllaba in die griechische Grammatik eingeführt zu haben scheint, während das enchiridion Tubingense, das fälschlicherweise die Aufschrift *Μανουήλ τοῦ Μοσχοπούλου γραμματικῆ* führt, den merkwürdigen Versuch macht, die Nominalflexion nach Analogie der lateinischen Grammatik in fünf Declinationen zu theilen. Dieses enchiridion ist von culturgeschichtlicher Bedeutung, weil es die Grundlage für die griechische Grammatik in der Zeit der Wiederaufnahme der griechischen Studien im Abendlande geworden ist. So blieb die Lehre des Theodosios zu allen Zeiten lebendig: hindurchgeleitet durch zahlreiche Rinnsale, deren gegenseitige Abhängigkeit eine lehrreiche Zusammenstellung Hilgards an vier Beispielen erläutert (de declinatione nominum in *ην*, *τύπτετον* *τύπτετον*, *τύπτουσα*, *τετυφύλα*), speiste diese Quelle noch die wissensdürstigen Geister, die sich zum erstenmale wieder an griechischer Sprache und Literatur erbauten; und damit blieben die Canones des Theodosios tonangebend bis herein in unser Jahrhundert.

Die folgenden Capitel der Prolegomena (VI. De Georgio Choerobosco eiusque scriptis, VII. De Choerobosci scholiorum auctoritate in canonum crisi facienda, VIII. De Choerobosci com-

mentariis Theodosianis a posterioribus adhibitibus, IX. De Choerobosci commentariorum codicibus, X. Qua ratione usi simus in edendis Choerobosci scholiis, XI. De Sophronii epitoma e Characis commentario Theodosiano, XII. De Pseudotheodosio Goettlingiano, XIII. De lexico Bachmanniano) stehen in unmittelbarer Beziehung zu den Texten des zweiten Bandes. Georgios Choiroboskos scheint um das Jahr 600 gelehrt zu haben, wenn auch nur soviel mit Sicherheit gesagt werden kann, dass er nach der Mitte des sechsten und vor dem zehnten Jahrhunderte lebte. Der Grund zu seinem Spitznamen lag wahrscheinlich in niedriger, durch das Wort *χοιροβοσκός* näher bezeichneter Herkunft. Als Universitätsprofessor von Constantinopel hielt er Vorträge grammatischen Inhalts, insbesondere in Behandlung der großen Grammatiker der Vergangenheit; und Collegienhefte dürften einen großen Theil der ihm zugeschriebenen Schriften ausgemacht haben. Seine Scholien zu den Canones des Theodosios sind für die Recension dieses Werkes nur insoweit von Belang, als sich unveränderte Herübernahme der Worte des Theodosios von Fall zu Fall mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussetzen lässt, und insoferne diejenigen Interpolationen in den Canones, deren Quelle der Commentar des Choiroboskos ist, mit seiner Hilfe sich leichter und sicherer nachweisen lassen. Aber es kommt ihnen an sich eine nicht geringe Bedeutung zu, weil sie Jahrhunderte lang als ein fundamentales Werk für den griechischen Unterricht galten und auf die am Ausgange des Mittelalters und später entstandenen Lehrbücher direct oder indirect Einfluss übten. Sie liegen uns in zwei Recensionen vor, die eine, ausführlichere vorzugsweise durch den Coislinianus 176 XV s. vertreten, den einzigen Codex, der das vollständige Werk enthält; die andere, zusammengezogene, aber stellenweise klarer und folgerichtiger stilisierte Fassung im Marcianus 489 und anderen. Bei aller sachlichen Übereinstimmung ist, wie mehrere Parallelstellen zeigen, der Wortlaut oft so verschieden, dass man an zwei zeitlich weit getrennte Collegien denken möchte. Dennoch ist diese Vermuthung unhaltbar, weil eine große Zahl gemeinsamer Fehler die Herkunft aus demselben Archetypus zur Genüge klarlegt. Die längere Redaction im Coislinianus ist augenscheinlich die ursprüngliche, die kürzere verdankt ihre Entstehung dem auch sonst bei der Abschrift byzantinischer und namentlich grammatischer Werke nachweisbaren Verfahren, demzufolge man den Wortlaut mit großer Freiheit behandelte. Gleichwohl darf wegen gewisser Vorzüge auch diese Fassung bei der Textgestaltung nicht ganz vernachlässigt werden.

Von geringerer Wichtigkeit ist der Commentar des alexandrinischen Patriarchen Sophronios, der etwa in der Mitte des neunten Jahrhunderts einen dünnen und flüchtigen Auszug aus dem uns verlorenen Commentar des Ioannes Charax, eines älteren Zeitgenossen des Choiroboskos, veranstaltete. Diese Schrift, welche bisher nur in zwei Codices vorgefunden wurde, ist hier zum erstenmale, der Commentar des Choiroboskos zum erstenmale gut herausgegeben.

Wenn auch weder verlangt, noch erwartet werden kann, dass jeder Philologe die in dem Bande enthaltenen Scholien vom Anfang bis zum Ende durchliest, so sollte doch jeder, der sich mit der sprachlichen Seite des Alterthums beschäftigt, Einsicht in sie nehmen. Ein Blick in die Indices lehrt, wieviele Stellen aus antiken Dichtern und den gelehrten Werken der alten Grammatiker, wieviele dialectische Formen darin verwertet sind, wie viele interessante Detailfragen zur Sprache kommen. Die Ausgabe Hilgards ist eine so gediegene Leistung, dass man nur wünschen kann, alle folgenden Bände des Corpus mögen diesem gleichen.

Constantinopel.

Ernst Kalinka.

1. Des C. Sallustius Crispus bellum Catilinae. Zum Schulgebrauche herausgegeben von August Scheindler. 2. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. 8°, IX u. 54 SS.
2. Des C. Sallustius Crispus bellum Iugurthinum. Zum Schulgebrauche herausgegeben von August Scheindler. 2. Aufl. Mit einer Karte. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. 8°, IX u. 95 SS.

Bei Bearbeitung dieser zweiten Auflagen wurden die bekanntesten für die neuen Tempsky'schen Schulausgaben aufgestellten Grundsätze befolgt. Zudem ist die äußere Ausstattung der Bändchen gefälliger, ihr Druck größer und schärfer, die bessernde Hand des Herausgebers auf jeder Seite wahrnehmbar geworden.

In beiden Ausgaben ist jetzt als Einleitung eine deutsch geschriebene Biographie Sallusts mit kurzer Besprechung seiner Schriften und seiner Bedeutung abgedruckt und die Zeittafel, wie in den ersten Auflagen, mit einigen Verbesserungen dem Texte vorangeschickt. Alphabetische Namensverzeichnisse, welche demselben folgen, vereinigen alle den Schülern noch nicht geläufigen Eigennamen mit der Angabe der Capitel, wo sie sich finden, den nöthigsten sachlichen Erläuterungen und den wichtigeren Jahreszahlen. Ein dem bellum Iugurthinum beigegebundenes Kärtchen skizziert die Lage und Ausdehnung Numidiens und die Situation in Etrurien. Die Orthographie hält sich von Neuerungen zweckdienlich fern, und Formen wie *beneficium*, *benivolentia*, *co-pertus*, *exuperare*, *fenerator*, *haud quaquam*, *avos*, *ignavos*, *vivos*, *aequom*, *quadriduom*, *reliquom*, *nequis*, *nequam*, *nequos*, *siquid*, *siquae* u. dgl. m. sind nunmehr durch die übliche Schreibung (*beneficium*, *coopertus*, *exsuperare*, *faenerator*, *haudquaquam*, *vivus*, *aequum*, *relicum*, *nequam*, *si quid* u. s. f.) ersetzt worden. Die Interpunction wurde reichlicher, als in den ersten Auflagen, und vielfach abweichend von den in textkritischen Ausgaben eingehaltenen Regeln gestaltet, um so dem Schüler das Verständnis des Satzbaues zu erleichtern. Aus ähnlicher Erwägung wurde die Kennzeichnung von Lücken oder ungeheilten Verderbnissen durch

Punkte und Kreuze aufgegeben und aus dem bellum Catilinae eine Reihe anstößiger Stellen (13, 3 sed lubido — habere; 14, 2 adulter — pene; 14, 6 nam ut — valebat; 15, 1 supra cum virgine — huicemodi) unbedenklich fortgelassen. In der Textgestaltung endlich sind Änderungen der verhältnismäßig besten handschriftlichen Überlieferung nach Möglichkeit vermieden, aber auch ohne ängstliches Zagen vorgenommen worden. Da tabellarische Verzeichnisse der von Jordans Lectio abweichenden Stellen den neuen Auflagen nicht mehr beigegeben wurden, so sei das Ergebnis einer genauen Vergleichung der ersten mit den zweiten Auflagen in folgender Übersicht zusammengefasst:¹⁾

1. Bellum Catilinae: 2, 4 jetzt *eis* mit Eussner und Jordan, früher *his* mit Kvičala Z. f. d. ö. G. XIV, S. 581 ff.; 6, 5 *at* statt *et* (wohl Druckfehler der 1. Aufl.); 9, 5 *beneficiis quam* (Eussner nach PC) statt *benificiis magis quam* (Dietsch, Jordan, Jacobs-Wirz); 10, 3 *pecuniae, deinde imperi* statt *imperi, deinde pecuniae* (Nipperdey Varr. obs. antiq. Rom. II p. 8); 13, 1 *constrata* (PC) statt *constructa* (Klimscha Z. f. d. ö. G. XXIX, S. 166 ff.); 18, 2 *M.* statt *M.*; 18, 3 *nequiverit* mit Mommsen Staatsr. I², 485 statt *nequiverat* (Wirz Z. f. d. Gymn.-Wes. XXXI, S. 273); 20, 9 *amittere* statt *admittere* (coni. Hartel); 22, 2 *dictitare* statt *dictitavere* (coni. Scheindler 1. Aufl.); 29, 1 *exagitatum* mit den Hss. statt *exagitatatum* (Cortius); 31, 5 *sicut iurgio* (Jordan mit C) statt *si . . . iurgio*; 35, 1 *L. Catilina salutem dicit Q. Catulo* (VP) statt *L. Catilina Q. Catulo*; 35, 3 *non quin solvere possem et alienis* (Jacobs-Wirz) statt *non quia solvere non possem et alienis* (C); 37, 5 *item alii, qui per dedecora* (alebantur) mit Eussner statt *item alii per dedecora* (Meusel Z. f. d. Gymn.-Wes. XXXIV, S. 24); 39, 2 *ceterosque iudiciis terrere, quo tractarent* (Jordan in der I. und II. Aufl. mit den Hss.) statt *ceteros iudiciis terrere, quo tractarent* (C); 46, 3 *Terracinensem* mit der überwiegenden Überlieferung statt *Tarracinensem* (Jacobs-Wirz); 46, 5 *tenens in senatum perducit* statt *tenens [in senatum] perducit*; 47, 1 *Ser. Sullam* statt *S. Sullam*; 50, 2 *orabat in audaciam* mit P (Eussner) statt *vocabat in audaciam* (coni. Scheindler 1. Aufl.); 51, 4 *quae reges* (in mg. VC; Arus. p. 459; Wirz a. a. O. S. 276) statt *qui reges* (PC, Eussner, Jordan); 51, 8 *his* mit den Hss. statt *eis* (Dietsch, Jacobs-Wirz); 51, 9 *conlubiisset* mit z (Jordan, Jacobs-Wirz) statt *conlubiissent* (Meusel a. a. O. S. 23, Eussner); 52, 18 *paululum* (PC, Dietsch, Jordan, Eussner) statt *paulum* (Vogel *Ῥουλότ.* Sall. p. 2 = Acta sem. Erlang. p. 314, Jacobs-Wirz); 54, 6 *eo magis sequebatur* statt *eo magis illum ea sequebatur* (coni. Scheindler 1. Aufl.); 55, 1 *quae ad subplicium* statt

¹⁾ Die Bezeichnung der Codices erfolgt nach Jordan, 3. Aufl., Berlin 1887.

quae [ad] subplicium; 55, 6 exitium (Dietsch, Eussner) statt exitum (Vogel a. a. O. p. 361, Jordan, Jacobs-Wirz); 57, 4 expedito in fuga (Jacobs-Wirz) statt expedito tardatos in fuga (Ritschl Kl. phil. Schr. III, S. 822 f.); 58, 14 viris statt vivis (Druckfehler der 1. Aufl.); 59, 3 calonibus (Jordan, Jacobs-Wirz) statt colonis (Klimscha a. a. O. S. 170 f., Eussner: colonis suis); 59, 5 inermos mit der überwiegenden Überlieferung (vgl. Opitz N. Jahrb. f. Phil. 131, 267) statt inermis (Eussner); 60, 2 unde ferentariis (PC, Eussner) statt unde a ferentariis (Jordan, Jacobs-Wirz).

2. Bellum Iugurthinum: 1, 4 jetzt auctores (C, Eussner, Jordan), früher actores (PC); 6, 1 facere et minimum mit Eussner nach PC statt facere minimum (Dietsch, Jordan, Jacobs-Wirz); 12, 3 loca statt loco (Druckf. d. 1. Aufl.); 14, 1 ut (Jordan, Jacobs-Wirz) statt uti (Dietsch, Eussner); 14, 17 an quoquam statt quoquam (Druckf. d. 1. Aufl.); 18, 2 quas (PC) statt qua (C); 28, 1 venire (PC, Eussner) statt venum ire (C, Dietsch, Jordan, Jacobs-Wirz); 28, 5 artes animi mit den Hss. und Eussner statt artes et animi (vgl. Jordan adn. crit.); 29, 3 in maxumam spem adductus r. p., st. c. eis de omnibus pactionibus praesens a. statt in maxumam spem pactionibus adductus etc. (Umstellung); 30, 3 populum ad vindicandum hortari monere rem publicam, ne libertatem statt der üblichen Lesart populum ad vindicandum hortari, monere ne rem publicam, ne libertatem (vgl. Jordan adn. crit.); 32, 1 saepe dicundo (Eussner: saepe [in] dicundo) statt saepe in [contione] dicendo (Jordan); 44, 4 odos (Jordan, Jacobs-Wirz) statt odor (Meusel a. a. O. S. 22 f.); 47, 2 paterentur mit den Hss. statt paterent (Klimscha a. a. O. S. 172 f.); 48, 3 milia viginti nach dem Zeugnis des Arusianus statt des handschriftlichen milia passuum f viginti;¹⁾ 53, 5 fessi erant (Jordan) statt fessi lentique erant (conl. Scheindler 1. Aufl.); 53, 8 exortum mit den Hss. (Eussner) statt mutatur (Dietsch, Jordan, Jacobs-Wirz); 63, 6 adpetere (Jordan) statt des üblichen consulatum adpetere (vgl. Fabri z. d. St. und Dietsch Comm. p. 80); 64, 1 Marius tum haruspici wegen des von PC überlieferten cum, das Dietsch, Jordan, Eussner, Jacobs-Wirz getilgt haben; 65, 1 paulum (PC) statt paululum; 73, 2 invitum (PC) statt infidum; 75, 6 esse diximus (P) statt des üblichen esse supra diximus; 76, 3 dein duobus locis mit der überwiegenden Überlieferung (Eussner, Jacobs-Wirz, vgl. Opitz a. a. O. S. 269) statt deinde locis (Dietsch, Jordan); 79, 6 ceterum solet in statt ceterum in (Druckf. d. 1. Aufl.); 80, 6 et iam (Eussner) statt etiam (Jordan, Jacobs-Wirz); 84, 2 sociisque mit den Hss. statt sociis (s. Jordan adn. crit.); 89, 7 id ibique et in omni Africa, quae (PC, Eussner, Jacobs-

¹⁾ Vgl. Scheindlers Anzeige von Jacobs-Wirz 10. Aufl. im laufenden Jahrgange dieser Zeitschrift S. 218 f.

Wirz) statt *idque ibi et in omni Africa, qua* (Wirz a. a. O. S. 279, vgl. Jordan adn. crit.); 92, 1 *Marius peregit sine ullo suorum incommodo* mit der verhältnismäßig besseren Überlieferung (Jordan: sed in litura) statt *Marius sine ullo suorum incommodo peregit*; 93, 3 *cupido difficilia faciundi <incessit> animum. et forte* statt *cup. diff. faciundi . . . et forte* (s. Jordan adn. crit.); 95, 3 *prope iam* statt *iam prope* (s. Jacobs-Wirz 10. Aufl. S. 290 z. d. St.); 97, 5 *veteres novique si quos* statt *veteres navique et ob ea scientes belli, siquos* (coni. Weidner); 100, 1 *Marius, uti coeperat, in hiberna;* <nam> *propter* (Nipperdey Rh. Mus. 29, 206 = Opusc. p. 454, Jacobs-Wirz) statt *Marius, uti ꝑ coeperat in hiberna [pergit; nam] propter* (s. Jordan adn. crit.); 100, 4 *non diffidentia* (PC) statt des üblichen *non tam diffidentia*; 100, 5 *aiebant: a pueritia* (coni. Jordan adn. crit.) statt *aiebant, pars a pueritia* (Dietsch); 101, 11 *infectus sanguine* (P) statt des üblichen *infecta sanguine*: 104, 1 *Marius postquam confecto* (Eussner) statt *Marius ubi infecto* (Jordan); ebenda *rediit* statt *redit* (Meusel a. a. O. S. 20); 104, 2 *fieret* (s. Jacobs-Wirz a. a. O. S. 291 z. d. St.) statt *fit*; ebenda *humanarum rerum* (πυζ) statt *rerum humanarum* (mz); 106, 5 *ante consedisse* (Eussner) statt *ante eos consedisse* (Jordan); 107, 1 *ante a paucis* (cod. Ruland., Eussner, Jacobs-Wirz) statt *antea paucis* (Jordan); 108, 2 *consulto sese omnia cum illo integra habere* — *neu Iugurthae legatum pertimesceret* — *quo res communis licentius gereretur* statt der Fassung Jordans *consulta sese omnia c. illo int. habere, n. I. l. pertimesceret, . . . quo r. c. l. g.* (s. Jacobs-Wirz a. a. O. S. 291 z. d. St.); 109, 1 *occulte nullo aut* (Eussner) statt *occulte aut nullo aut* (Dietsch, Jordan, Jacobs-Wirz); 111, 1 *tum ultro* (Eussner) statt *tunc ultro* (Jordan); 114, 2 *illique et inde usque* (Eussner) statt mit Jordan *illimque usque*.¹⁾

Einige dieser zahlreichen Änderungen, so bell. Iug. 64, 1 oder 100, 4, dürften allerdings begründeten Widerspruch erwecken und Lesarten wie die zu 100, 5 oder 101, 11 erwähnten wohl nur in der Absicht des Herausgebers, dem Schüler die lectio faciliior darzubieten, ihre Berechtigung gewonnen haben. Ja hier und dort mögen selbst Stellen, deren Fassung unverändert aus den ersten Auflagen übernommen wurde, noch der Verbesserung fähig und bedürftig erscheinen; beispielweise sei auf bell. Iug. 92, 7 verwiesen, wo Scheindler mit Jordan *aggeribus turribusque et altis machinationibus* schreibt, während die handschriftliche Überlieferung, welche zwischen *et altis* (PC), *et aliis* (Cz) und *ac talibus* (z optimus und Fragm. Trev. saec. XI) schwankt, die Heilung der

¹⁾ Druckfehler der 2. Auflagen: bell. Catil. 11, 3 und 13, 5 *imbutus* statt *inbutus* (vgl. die sonst befolgte Schreibung *inbellis, impudicus* u. ä.); bell. Iug. 9, 1 nach *erat* Punkt statt Doppelpunkt; 31, 21 *tamesti* statt *tametsi*; 83, 1 *coniungendae* statt *coniungundae* (vgl. *aditundum, legundi* u. dgl.); 85, 41 *reliquant* statt *relinquant*.

Stelle durch K. Hamanns¹⁾ Vermuthung *et aliis talibus* (vgl. bell. Ing. 44, 5; 62, 2; 64, 3; 81, 2) sehr wahrscheinlich macht. Auch die leicht und ohne Störung des Zusammenhanges durchführbare Kürzung des Textes in bell. Cat. 23, 3 *stupri vetus consuetudo* (dafür einfach *vetus consuetudo*), 24, 3 *quae primo — conflaverant* (dafür *mulieres etiam aliquot, per quas se Catilina cett.*) und 25, 3 *lubido — peteretur* schiene dem Ref. als eine unabweisbare Consequenz der schon erfolgten Streichungen in bell. Cat. 13, 3; 14, 2; 6 und 15, 1 für die folgenden Auflagen zulässig und wünschenswert zu sein. Selbstverständlich aber kann durch solche vereinzelte Divergenzen der Auffassung das Lob der verdienstlichen Ausgabe, die schon in der ersten Auflage eine den gewöhnlichen Schultexten meist versagte Beachtung und Anerkennung gefunden hat, keineswegs beeinträchtigt werden.

Brünn.

R. C. Kukuła.

Summa syntaxica cum thematis ad exercendum. Auctore Mario Laplana, Societatis Iesu sacerdote. Friburgi Brisgoviae, sumptibus Herder MDCCCXCIV. Pars prima: Summa syntaxica. 8^o, XIV u. 176 SS. Preis 2 Mk. — Pars secunda: Themata ad exercendum. 8^o, XIV u. 177—352 SS. Preis 2 Mk.

Das Werk steht auf dem Boden der Ratio studiorum Societatis Iesu, wo sich in Bezug auf den Unterricht im Lateinischen die Vorschrift findet, zur Erzielung eines sicheren syntaktischen Wissens und einer eleganten Schreibweise solle der Lehrer 'argumenta talia dictare, quae ad praecepta syntaxeos et auctorum imitationem referantur'. Der Verf. will nun vor allem die Arbeit des Lehrers erleichtern. Er bietet im 1. Theile die Regeln der Syntax in knapper Fassung, die gar sehr der erläuternden und erweiternden Besprechung beim Unterrichte bedarf, und belegt dieselben mit Beispielen aus den lateinischen Autoren, wobei die eigentlich classische Sprache nicht eben ängstlich von vor- und nachclassischer Latinität geschieden wird. Die Appendices zu diesem ersten Theile verbreiten sich mehr oder weniger eingehend über einzelne strittige oder schwierige Punkte der Syntax. Der zweite Theil enthält 'themata ad exercendum', und zwar zunächst 'themata primi gradus', d. i. Einzelsätze, die dem Schüler in seiner Muttersprache zu dictieren und von ihm ins Lateinische zu übertragen sind, alsdann zu gleichem Zwecke 'themata secundi gradus', d. i. zusammenhängende Lesestücke einfacherer Art, und endlich 'themata tertii gradus'. Der mitgetheilte lateinische Wortlaut dieser Themata, welche lateinischen Prosaikern fast aller Perioden der Latinität,

¹⁾ Bruchstücke einer Sallust-Handschrift in der Dombibliothek zu Trier, Progr. des Realgymn. zu Hamburg 1893, S. 8.

jedoch nicht ohne wesentliche, durch didaktische Rücksichten gebotene Änderungen entlehnt sind, ist bestimmt, nachträglich den Schülern behufs Correctur ihrer Elaborate vorgelesen zu werden. — Die Gewährsmänner des Verf.s sind Forcellini, Sanctius, Alvarus, Valla, Despauterius, Perizonius, Hand, Guardia und Wierceyski.

Der lateinische Stil. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymnasialclassen, mit besonderer Rücksichtnahme auf die Prosalectüre der Schüler und mit Hinweisungen auf die Grammatiken von Goldbacher, Koziol, Scheindler, Schmidt, Schultz herausgegeben von Dr. Franz Strauch, Professor am k. k. Staats-Real- und Obergymnasium im VI. Bezirke in Wien. IV. Abtheilung: Aufgaben für die VIII. Classe. Wien, A. Hölder 1895. 8°, 59 u. 73 SS. Preis geh. 60 kr., geb. 80 kr.

Strauch kann mit Befriedigung auf sein nun zu Ende geführtes Werk zurückblicken: erweckt es doch ganz den Eindruck einer aus jahrelanger, verständnisvoller Beschäftigung mit dem Gegenstande hervorgegangenen Arbeit, wie besonders jetzt einleuchtet, wo die vier Bändchen mit ihrem wohlangelegten, hübschgegliederten System abgeschlossen vorliegen.

Entsprechend dem bisher streng eingehaltenen Plane schließt sich der Übungsstoff diesmal an die Lectüre des Tacitus und des Horaz an. Nicht trockene biographische Skizzen, sondern lebensvolle Bilder der beiden Autoren, beleuchtet durch eingehende Darstellung ihres Verhältnisses zu den Zeitgenossen, sammt der auf neuerer Forschung basierenden Charakteristik ihrer Schriftstellerei stehen im Vordergrund. Aber auch Zugaben, wie 'Cäsar Octavianus gelangt zum Principat', 'Das Augusteische Zeitalter — die Blüte der römischen Literatur', 'Das monumentum Ancyranum' gehören zum Ganzen. Was speciell Tacitus anlangt, so werden außer der Germania die ersten sechs Bücher der Annalen in ihren bedeutungsvollsten Partien berücksichtigt: was da geboten wird, sind nach der zusammenfassenden Bezeichnung des Verf.s 'Cultur- und Charakterbilder aus der Zeit des Augustus und Tiberius'. — Jedermann weiß, dass zur Zeit, wo das Maturitätsexamen unmittelbar bevorsteht, der Schüler wenig zu intensiverer Beschäftigung mit lateinischen Stilübungen disponiert ist. Diesem Umstande trägt Str. Rechnung, wenn er 'Einiges über das Leben und die Schriften des Horaz' in einer Weise bietet, welche die Übertragung ohne vorgehende Präparation ermöglicht. Diese 'Übungen aus dem Stegreif' mit den nöthigen Bemerkungen unter dem Texte eignen sich bei ihrer möglichst einfachen Fassung ganz vorzüglich dazu, noch in letzter Stunde dem deutsch-lateinischen Scriptum der Matura vorzuarbeiten, dabei aber auch die Lectüre des Horaz zu begleiten und zu erläutern.

Von besonderem Interesse ist diesmal der grammatisch-stilistische Commentar. Derselbe stellt sich einzig die Aufgabe, in die Lehre vom lateinischen Periodenbau einzuführen und gegebenen-

falls Winke zu deren Anwendung zu bieten. Die theoretische Darstellung geht von der lockeren, nicht periodischen Angliederung aus, unterscheidet alsdann die Arten der Periode (einfache und erweiterte Periode) und schließt mit den Eigenschaften der Periode (Einheit, Symmetrie, Abwechslung). Der philologische Lehrer wird es dem Verf. Dank wissen, dass er es gegenwärtig, wo die angeblich übertriebenen Ansprüche an die Stilkfertigkeit der Schüler im Lateinischen — leider mit Erfolg — bekämpft werden, es wagt, eine stilistische Erscheinung verhältnismäßig genau zu verfolgen, deren Beachtung denkende Schüler voraussetzt. Man wird es nun einmal unumwunden aussprechen müssen, dass die Anforderungen an die Gewandtheit im Übertragen deutscher Texte ins Lateinische unter der Rücksicht auf das überhandnehmende mittelmäßige und schlechte Schülermaterial immer tiefer zu sinken beginnen. Das deutsch-lateinische Scriptum, in rechter Weise gepflegt ein ausgezeichnetes Prüfstein für die geistige Reife, droht allmählich als wertlose Belastung des Schülers — in der That ist es eben nur dem unberufenen unbequem — nur mehr dem Herkommen zuliebe festgehalten zu werden: wenigstens gilt einerseits seine Bedeutung für die Beurtheilung des Schülers regelmäßig als belanglos, andererseits entspricht die Art, wie es gar häufig behandelt wird, seinem Zwecke, das grammatisch-stilistische Wissen lebendig zu erhalten und zu vertiefen, mit nichten. Die Gefahr solcher Verachtung und Verflachung der lateinischen Stilübungen scheint gebannt, wo Strauchs Arbeit Eingang findet: möge dieselbe denn auch die weiteste Verbreitung finden!

Lateinisches Lese- und Übungsbuch. Im Anschlusse an Scheindlers Lateinische Schulgrammatik herausgegeben von Josef Steiner und Dr. August Scheindler. Zweiter Theil. In zwei Abtheilungen: I. Übungsstücke. II. Wortkunde. 2., umgearb. Aufl. Preis beider Theile geh. 2 K 20 h., geb. 2 K 80 h. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. 8°, 258 SS.

Auch wer beim ersten Erscheinen der für I. und II. bestimmten Steiner-Scheidler'schen Lese- und Übungsbücher mit deren Einrichtung im Principe einverstanden war, konnte sich der Ansicht nicht verschließen, dass in ihnen die Anforderungen an die Arbeit von Schüler und Lehrer theilweise zu hoch gespannt seien. Dieser Anschauung ist in der vorliegenden 2. Auflage des zweiten Theiles sichtlich Rechnung getragen, und darnach versteht sich die von den Verff. vorgenommene Umarbeitung. Der Lese- und Übungsstoff ist, soweit er belassen wurde, in stilistischer Hinsicht vielfach, namentlich aber in Bezug auf den Periodenbau vereinfacht, die Anmerkungen sind vermehrt, einzelne Sätze und ganze Abschnitte gekürzt oder gestrichen. In Wegfall kamen folgende größere Stücke: VIII 3, XXVI (Cäsar, der Überwinder Galliens), XXXIX (Ein Beispiel römischer Standhaftigkeit), LI (Das alte

Carthago), LXVIII (Die Aufgabe der Geographie), LXXVIII (Das Los der Bösen und der Guten nach dem Tode), LXXX, LXXXVII (Schuster, nicht über den Leisten), LXXXVIII 2 (In seinen Göttern malt sich der Mensch), XCV, 55. XCIX, CX, 62, CXXXV 2 (Alt-römische Ehrenhaftigkeit), CXLVIII (Weswegen Achilles von Alexander glücklich gepriesen ward), CL (Macht der Beredsamkeit), CLIV (Die Sullanische Schreckensherrschaft), CLXI, CLXVII, 84, CLXXI 2 (Der Leib, das Gefängnis der Seele), CLXXXII 4 und 8, CLXXXVI (Warum Cäsar nach Britannien zu ziehen beschloss), CLXXXIX (Alexander zerstört Theben), CXCHI 5.

Zum Theile dient auch der nun ziemlich ausgedehnte Gebrauch des Sperrdruckes — er vertritt übrigens hie und da den ehemaligen Fettdruck — dazu, dem Schüler das Verständnis des Textes näher zu bringen. Einmal werden hiemit die Worte markiert, auf welche sich die jeweilige Anmerkung bezieht. So Stück 2, 11 Sei nicht unbeständig im Fassen von Beschlüssen. ⁷⁾ ⁷⁾ = in den zu fassenden Beschlüssen. Sodann werden Sätze, die für irgend welche hervorragend wichtige Erscheinung der Formenlehre oder Syntax besonders instructiv sind, auf die besagte Weise hervorgehoben. Man vgl. Nr. 7 die Sätze 1 und 2, an denen das Wesen des Deponens erläutert wird, Nr. 36 Satz 7, womit eine besondere Gebrauchsweise der Coniugatio periph. act. belegt wird (vgl. auch Scheindler, Schulgrammatik §. 167), weiter Nr. 133, 12, Nr. 157, 9, Nr. 173, 2, durchwegs Beispiele für den Gebrauch von *quin* nach *non dubito* und *non retineor*. Die Constructio acc. c. i. wird, wo sie in lateinischen Sätzen vorkommt, durchwegs durch den Druck kenntlich gemacht. Dasselbe Mittel wird angewandt, um auf das in die Rede eingeschobene oder dieselbe einleitende Prädicat *inquit*, *exclamavit*, *respondit* u. ä., sowie auch auf das dazu gehörige, meist weiter abstehende Subject hinzuweisen und so Constructionsverhältnisse zu klären. Endlich liest man S. 68: 'Gesperrt gedruckte Conjunctionen und Relativpronomina zeigen an, dass Satzverkürzung und Participialconstruction anzuwenden ist'.

Als bemerkenswerte Änderungen sonstiger Art sind zu verzeichnen: Aufnahme der Anmerkungen, die sich ehemals sämtlich unter den betreffenden Stücken befanden, in die Wortkunde, correctere Fassung einzelner Überschriften, Beseitigung unclassischer Wendungen. In der Wortkunde ist der einleitende Abschnitt 'Zur Wiederholung' weggelassen, dafür am Schlusse ein lateinisch-deutscher und deutsch-lateinischer Wortindex, sowie ein lateinisch-deutsches Verzeichnis von Eigennamen aufgenommen.

Das Buch hat hiemit hoffentlich im ganzen seine endgiltige Gestalt erreicht. Weitere tiefgehende Änderungen würden nur seinen Charakter zum Schaden der Sache alterieren. Zwar dürfte die Arbeit der verdienten Verf. noch lange nicht nach dem Geschmacke auch nur der Mehrzahl der Schulmänner gerathen sein, zunächst wohl aus dem Grunde, weil sich denn doch die Frage aufdrängt, ob der

von dem Herkommen abweichende Vorgang nicht Forderungen an den Lehrer in sich schließt, deren Erfüllung nicht Jedermanns Sache ist; sodann auch darum, weil die Einführung der Steiner-Scheindlerschen Elementarbücher — das für I. bestimmte kommt natürlich hier mit in Betracht — nur unbedenklich erscheint, wo auf vorwiegend gutes Schülermaterial gerechnet werden kann. Allein bei alldem muss betont werden, dass, wo bei Schülern und Lehrern die nöthigen Vorbedingungen vorhanden sind, Steiner-Scheindler die beste Vorschule der lateinischen Autorenlectüre bieten, deren Betrieb ja schließlich die Hauptaufgabe des gymnasialen Unterrichtes bildet.¹⁾

Wien.

J. Golling.

Ältere deutsche Grammatiken in Neudrucken herausgegeben von John Meier. II. Die deutsche Grammatik des Johannes Clajus. Nach dem ältesten Druck von 1578 mit den Varianten der übrigen Ausgaben herausgegeben von Friedrich Weidling. Straßburg. K. J. Trübner 1894 8^o, LXXVI u. 179 SS. Preis 6 Mk.

Jeder, der erkannt hat, welche große Bedeutung die Grammatiken nicht nur als Sprachquellen, sondern auch als constitutive Factoren der deutschen Schriftsprache haben, wird das neue Unternehmen, das mit dem 2. Bande eröffnet ist, mit aufrichtiger Freude begrüßen, die vielleicht nur durch das Bedauern über den hohen Preis des Buches gedämpft wird.

Die Einleitung des Neudruckes, die eine kurze biographische Skizze, eine Bibliographie, eine Darstellung der Sprache des Clajus und endlich eine Vergleichung der Grammatik mit gleichzeitigen lateinischen und deutschen enthält, entspricht allen billigen Anforderungen. Ich möchte mir zu ihr nur folgende Bemerkungen gestatten.

Bei Abfassung der Bibliographie hat der Herausgeber die österreichischen Bibliotheken gar nicht berücksichtigt. Nun liegt freilich im allgemeinen nicht sonderlich viel an der Zusammenstellung aller Exemplare eines nicht gerade seltenen Buches; wenn ich trotzdem auf diesen Umstand hinweise, so geschieht es erstlich, weil es doch gerade bei der Grammatik des Clajus interessant ist, ihr Vorkommen in süddeutschen Bibliotheken zu constatieren,

¹⁾ Ob vorstehende Anzeige der Umarbeitung des Steiner-Scheindlerschen Buches vollkommen gerecht geworden, mag insoferne fraglich erscheinen, als Ref. Mittheilungen der beiden Verff. über ihr dermaliges Verfahren nicht zu Gesicht bekommen hat. Die neuestens eingreifende Unsitte der Verleger, vorwortlose Schulbücher auch dahin zu versenden, wo man ein Recht hat, Näheres über die Intentionen der Verff. zu erfahren, kann nicht scharf genug gerügt werden. Namentlich Lehrer in dieser Beziehung im Unklaren zu lassen, ist unverantwortlich. Für wen, darf man fragen, werden denn überhaupt Vorreden in Schulbüchern geschrieben?

zweitens weil ich darauf aufmerksam machen möchte, dass unsere Büchereien so manches interessante Werk besitzen, das in Deutschland vermisst wird.¹⁾ Ich habe mich an die öffentlichen Bibliotheken Österreichs gewendet und das Vorhandensein von sechs Exemplaren der Grammatik des Clajus constatieren können.²⁾ Die Universitätsbibliothek in Graz besitzt ein Exemplar der editio princeps, die Hofbibliothek je ein Exemplar der Ausgaben von 1587 und 1625 (B und G), die Universitätsbibliothek in Prag je ein Exemplar der Ausgaben von 1617, 1689 und 1720 (F, K, L).

Zu S. XII. Der Herausgeber meint, dass die Formen *Wähnen* 11, 24, *Gräffin* 24, 2 und *Granatäpfel* 184, 7 mit *ü* statt *e* vom Setzer stammen könnten. Das ist, was das erste Wort betrifft, sicher unrichtig, denn 11, 21 wird unter den Diphthongen auch *ä* aufgeführt, wofür eben *Wähnen* als Beispiel gegeben wird. S. XIII. *j* im Anlaut = *i* steht auch in *jrren* 109, 27, *jrgend* 124, 2. *tz* steht nicht nur im Silbenauslaute, vgl. 113 *Schmelzen*, *seufftzen*, *saltzen*, *waltzen*, *weltzen*, *filtzen*, *sültzen*, *tantzen*, *schantzen*, *grentzen*, *entgentzen*, *faullentzen*, *bruntzen*, *müntzen*, *würtzen*, *stürtzen*, *kürtzen*. S. XVI. Unter dem *a crassum* 95, 28 ist sicherlich bloß *o*-ähnliches *a* zu verstehen, das geht sowohl aus dem Zusammenhange wie auch aus der Bemerkung 12, 4 hervor. S. XIX. Warum *Wolffe* 156, 14 Druckfehler sein soll, ist nicht einzusehen, wie kann das Fem. *Wölffin* den Umlaut im Plural des Masc. beweisen? S. XX. An was für eine Bedeutungs-differenzierung in *seugen* der Herausgeber denkt, ist mir unklar geblieben. *seugen* wird 100, 19, 20 mit *lactare*, *mammam dare* übersetzt, und das bedeutet das Wort heute noch. S. XXI. Das *o* in Formen wie *wordest*, *worden*, *wordet* hat mit dem md. Gebrauche, *o* statt *u* zu schreiben, wahrscheinlich nichts zu thun: *o* statt *u* im Prät. beruht auf Angleichung an den Vocal des Particips. *zörnen* statt *zürnen* ist durch *Zorn* beeinflusst. Inwiefern *u* im Suffix *-nus* md. ist, lässt sich nicht einsehen. *-nus* ist gerade im obd. des 16.—18. Jahrhunderts durchaus die Regel. S. XXII. *ewr* kann doch nicht mit *Fewr* auf eine Linie gestellt werden. Vgl. mhd. *viur*, aber *iuwer*. Gerade die Schreibung *ewr* beweist, dass man in *fewr* einfach mangelhafte Schreibung zu sehen hat. Zu erwähnen war übrigens die Bemerkung 165, 26 f. *Thewr* pro *thewer*, *Fewr* pro *fewer*, *Ewr* pro *ewer*. Auch die

¹⁾ So besitzt die Hofbibliothek ein Exemplar der, wie es scheint, sehr seltenen Grammatik von Brücker, Frankfurt 1620.

²⁾ Ich erlaube mir auch an dieser Stelle den Verwaltungen der k. k. Universitätsbibliotheken in Graz, Innsbruck, Krakau, Lemberg, Prag, der k. k. Studienbibliotheken in Görz, Klagenfurt, Laibach, Linz, Olmütz, Salzburg, der steierm. Landes-Bibliothek am Ioanneum, der Bibliothek des Ferdinandeums in Innsbruck und der Bibliothek des Museums des Königreiches Böhmen für die bereitwilligst erteilten Auskünfte meinen wärmsten Dank auszusprechen.

Beispiele *Beurin, dauren, lauren, mauren, Theurung, scheuren, steuren, vertheuren* sind mit *Fewr, Bawr* nicht gleichartig. Die Entwicklung des *e* vor *r* nach *i, ú, iu* steht in Zusammenhang mit der Apokope von *-e*. Aus *bú-re* wird *bú-r*, d. h. die Silbengrenze bleibt auch nach der Apokope aufrecht, *r* wird Sonant und in dieser Function wie sonst durch *er* bezeichnet. Weitaus die Mehrzahl der in Betracht kommenden Wörter war zweisilbig. In Wörtern wie *gír, viur* gieng die Entwicklung von den obliquen Casus aus: *viu-res* zu *viu-rs*. In *lauren* usw. war gar kein Anlass für das Sonantischwerden des *r*, die heutigen Formen sind durch Anlehnung an die Substantiva und Adjectiva entstanden. Die Formen auf *-ren* statt *-ern* finden sich bis tief ins 18. Jahrhundert. Das Endungs-*e* im 16. Jahrhunderte 'protestantisch' zu nennen, hat keine Berechtigung, übrigens sind nicht alle *-e* in den obd. Schriftdialecten gleichmäßig apokopiert worden. Die Form *Sauce* 41, 19 war zu erwähnen. S. XXIII. In *taug, Stut, Birn* liegt keine Apokope, sondern Bewahrung alter einsilbiger Formen vor. Noch Adelung hat *Birn*. Dagegen war zu erwähnen *Lahr* 38, 3, *Knab* 52, 14, *on* z. B. 128, 13, 132, 20. S. XXVI. In *gelidden* ist wohl nicht die Verschiebung des *d* zu *t* unterblieben, sondern *d* analogisch eingeführt. S. XXVIII. *die Wort* 49, 30 muss dem Zusammenhange nach Druckfehler für *die Worte* sein. Die Form *Nutz* 42, 15 war zu erwähnen. S. XXIX. *onser* statt *onserer* ist nicht speciell md., es kommt auch im obd. vor und ist ebenso zu beurtheilen wie *unser*, *unserm*, *unsern* statt *unseres*, *unserem*, *unseren*. S. XXX. *verbargest, verbargen* 102, 2 ist sicher Druckfehler statt *verborgest, verborgen*. Es heißt doch 101, 34 f. ausdrücklich: *Excipitur & compositum á bergen, quod in Praesenti 2. & tertia i, in Imperfecti 1. & 3. a, & in Perfecto & caeteris personis Imperf. o habet.* S. LXXII. Schottel erwähnt die Grammatik des Clajus auch in der ersten Lobrede, S. 4 der 'Ausführlichen Arbeit'.

Was den Text betrifft, so meine ich, dass außer den oben besprochenen Druckfehlern 49, 30, 102, 2 solche vorliegen: 13, 19, wo *Esau*, 30, 27, wo *Kuckuc* (vgl. 13, 24) und 31, 2, wo *Tod* zu schreiben ist.

Die Aussprache des Schriftdeutschen. Mit dem 'Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen' in phonetischer Umschrift sowie phonetischen Texten. Von Wilhelm Victor, Professor an der Universität Marburg. 3. umgearb. Aufl. der Schrift «Die Aussprache des Wörterverzeichnisses für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen». Leipzig, O. R. Reisland 1895. 8°. VIII u. 101 SS.

Das Büchlein enthält eine allgemeine Lautlehre, eine Darstellung des 'gesprochenen Deutsch', eine Vergleichung der im Buche angewandten Lautschrift mit der der Association Phonétique,

das Wörterverzeichnis des Regelbuches in phonetischer Umschrift und Textproben.

Die phonetische Einleitung ist sehr klar geschrieben, aber den Nichtphonetiker muss es geradezu in Verzweiflung bringen, wenn er sieht, wie die Fachmänner in den elementarsten Dingen das gerade Gegentheil aussagen. So setzt V. Consonant geradezu = Geräuschlaut und rechnet die Nasale zu den stimmhaften Consonanten, während Sievers erklärt (Phonetik⁴ S. 117): 'Stimmhafte Nasale mit Geräuschbildung können zwar auch erzeugt werden, aber sie kommen, soweit meine Erfahrung reicht, nicht vor.'

Den Bestrebungen, die auf die Erzielung einer einheitlichen Aussprache des Deutschen hinarbeiten, stehe ich höchst theilnahmslos und, was den Erfolg betrifft, sehr skeptisch gegenüber. Vor allem brauchten wir hier, wie in so vielen anderen schriftsprachlichen Dingen, eine Statistik der Wertgefühle, die sich an gewisse Aussprachsformen knüpfen. V. hat das große Verdienst, dazu in seiner Zeitschrift 'Phonetische Studien' den Anfang gemacht zu haben. Aber auch wenn diese Statistik vollendet wäre, würde noch immer nicht die etwas mehr verbreitete Aussprache den Anspruch machen können, die andere gleichfalls häufige zu verdrängen. Die Aussprache der Gebildeten ist schon heute so ähnlich, dass Missverständnisse daraus kaum entstehen, während z. B. die gewöhnlichsten Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens allerorten verschieden benannt werden. Die instinctive Abneigung gegen fremdartige Aussprache wird sich am besten bekämpfen lassen, wenn die Schule Toleranz lehrt und die relative Wichtigkeit dieser Dinge zur Erkenntnis bringt; dagegen muss jeder Versuch, eine fremde Aussprache zur Norm zu erheben, nothwendig eine heftige Reaction hervorrufen. Endlich glaube ich nicht, dass für die Einheitlichkeit viel gewonnen wäre, wenn alle Deutschen z. B. das *st* wie *št* aussprächen, denn was der Rede weit mehr als die Hervorbringung der Einzellaute das charakteristische Gepräge gibt, ist die Silbentrennung, der Accent und die Satzmelodie. Dass diese sich aber so leicht unificieren lassen, kann ich unmöglich glauben.

Im übrigen muss ich gestehen, dass mir V. in der Bestimmung der Kriterien richtiger Aussprache etwas inconsequent zu sein scheint. Wenn z. B. die Aussprache des *-ng* als einfacher Nasal unter anderem auch deshalb besser ist, weil sie mit der Aussprache des inlautenden *ng* in Einklang steht, so ist die weit verbreitete süddeutsche Eigenart, *b g d s* im In- und Auslaute gleich zu sprechen, doch mit demselben Rechte vorzuziehen. Oder V. erklärt, die stimmhafte Aussprache von *b g d s* sei die bessere, weil unter anderem das deutsche Lautsystem dann mit dem französischen und englischen übereinstimme (S. 12). Aber S. 19 erkennt er der norddeutschen Weise, statt der französischen Nasalvocale Vocal + gutt. Nasal zu sprechen, eine gewisse Berechtigung zu,

weil Nasalvocale im Gemeindeutschen fehlen. Die Verhältnisse sind doch in beiden Fällen ganz gleichartig.

In der Vertheidigung der spirantischen Aussprache des *g* scheint mir V. etwas parteiisch zu sein. Es scheint mir nicht der passende Ausdruck, wenn V. schreibt: 'Die Aussprache als Verschlusslaut . . . gilt nur in einzelnen Landschaften (z. B. Schlesien, Schwaben).' Es ist natürlich, dass jede Aussprache, die nicht allgemein deutsch ist, 'nur in einzelnen Landschaften' gilt, aber es hätte doch hervorgehoben werden müssen, dass ein großes zusammenhängendes Gebiet *g* als Verschlusslaut spricht, zu dem nicht nur Schwaben, sondern auch die deutsche Schweiz, Deutsch-Österreich und ein großer Theil Bayerns gehört. Wieso endlich die Grammatiker des 16. Jahrhunderts die Frage entscheiden helfen können, ist mir nicht verständlich.¹⁾

Dass die deutsche Rechtschreibung den Grundsatz befolgt, 'betonte Vocale sind lang in offener Silbe, kurz in geschlossener Silbe' ist nicht richtig. V. muss auch die Einschränkung geben: 'Bei veränderlichen Wörtern sind die flectierten Formen maßgebend.' Bei dieser Fassung lassen sich aber die Schreibungen *nimm, tritt* nur schwer unterbringen. Ganz correct erklärt das preußische Regelbuch: 'In Stammsilben mit kurzem Vocal, die nicht auf mehrere verschiedene Consonanten ausgehen, wird der auslautende Consonant immer doppelt geschrieben, sowohl im Inlaut als auch im Auslaut.'

Baden.

Dr. M. H. Jellinek.

R. Wolkan, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgange des XVI. Jahrhunderts. Prag, Verlag der k. u. k. Hofbuchdruckerei A. Haase 1894. Lex.-8°, XIII u. 538 SS.

Den zwei Bänden „Bibliographie“ und „Ausgewählte Texte“ zur deutsch-böhmischen Literatur des XVI. Jahrhunderts (in diesen Blättern besprochen 1891, S. 50—52, und 1892, S. 148—150) hat Wolkan als einen Abschluss das vorliegende umfangreiche Buch folgen lassen. Auch hier ruht trotz der Erweiterung des ursprünglichen Planes das Schwergewicht auf der Literatur des XVI. Jahr-

¹⁾ Ich weiß übrigens nicht, woran V. denkt, wenn er sagt, die Aussprache des *g* als Reibelaut werde schon im 16. Jahrhunderte von denjenigen deutschen Grammatikern, die nicht dem noch jetzt den Verschlusslaut sprechenden Gebiete angehören, als 'gemeindeutsch' aufgestellt. Der wirkliche Sachverhalt ist V.'s Standpunkt viel günstiger. Ickelsamer, der dem Verschlusslautgebiete entstammt, erklärt *g* unzweideutig für einen Spiranten, vgl. Müller, Quellenschriften S. 56, 127 f., 140 f., und Grammatiker aus den verschiedensten Gegenden erklären, dass *i* vor einem Vocal wie *g* ausgesprochen werde, Müller S. 75, 175, Clajus, ed. Weidling S. 11, 11 f. Ölinger S. 14.

hundreds. Der Hauptwert der vorliegenden bedeutsamen Veröffentlichung ist auch auf diesem Gebiete und zwar in den vielen ganz neuen Nachweisen und Mittheilungen zu suchen, durch die unsere bisherige Kenntniss des Gegenstandes wesentlich erweitert worden ist. W. hat auf diesem landschaftlich und zeitlich begrenzten Arbeitsfelde mit Fleiß und Umsicht gesammelt und geforscht und auch Größen zweiten und dritten Ranges, die man in Gesamtdarstellungen zu übersehen pflegt, neu entdeckt oder ihnen doch zuerst die gebührende Berücksichtigung gewidmet. Er musste hier überall unmittelbar zu den Quellen vordringen und aus Handschriften und verschollenen alten Drucken schöpfen.

Der reichhaltige Abschnitt über das XVI. Jahrhundert beginnt mit der Besprechung des Kirchenliedes der böhmischen Brüder, vornehmlich Michael Weißes, dem W. schon vor Jahren in einer Monographie gerecht geworden ist. Hierauf geht er zu dem protestantischen Kirchenliede und zu dessen hervorragendsten Vertreter in Böhmen, Nicolaus Hermann, über, dessen Sonntagsevangelien (1560) er gleichzeitig als zweiten Band der Bibliothek deutsch-böhmischer Schriftsteller veröffentlicht hat. Auf Hermann folgen zahlreiche Nachahmer und Genossen: Johann Mathesius, Kaspar Franck, Erasmus Winter, Georg Spindler, Michael Winter und viele andere, während das katholische Kirchenlied in deutscher Sprache nur von Christof Hecyrus reichlicher gepflegt wird. Gegenüber dieser Fülle von Kirchenliedern tritt das weltliche Volkslied zurück, doch werden in den aufblühenden Bergstädten des Erzgebirges die sogenannten Bergreihen fleißig gesungen und gesammelt. Die damals üblichen Lobgedichte auf Städte werden von Hans Lutz und Benedict Edelbeck gepflegt. Die Trink- und Podagradiachtungen (Fleißner), die polemischen, satirischen, historischen Lieder und Wunderzeitungen sind in charakteristischen Erscheinungen und in reichem Maße vorhanden. Von Meistersängern in Böhmen ist nur ein Name mit Bestimmtheit zu nennen: Georg Brentel von Elbogen. Die kunstvoll componierten Gesellschaftslieder werden durch den Niederländer Regnart und den Italiener Turini in Böhmen eingeführt und von dem Reichenberger Christof Demantius selbständig gefördert. Als reflectirender Lyriker von großer Begabung erweist sich Theobald Hoeckh. Auch das Drama lag nicht brach. Zahlreich waren seit dem 15. Jahrhunderte die volkstümlichen dramatischen Darstellungen und später die Schauspiele der Jesuiten. In biblischen Stoffen versuchten sich Edelbeck, Mathias Meißner, Krüginger u. a. Überaus begabt und vielseitig war der in Eger lebende Dramatiker Clemens Stephani. Die zahlreichen Prosaschriften sind zum größeren Theile religiösen Inhalts. Auf katholischer Seite ragen Johannes Žak und Georg Bibers hervor, auf protestantischer Seite der große Prediger Johannes Mathesius aus Rochlitz. Gebetbücher und Erbauungsschriften sind in großer Zahl vorhanden. An wissenschaftlichen Arbeiten sind die Anfänge der

Geschichtschreibung, besonders die sich häufenden Städtechroniken, ferner die naturwissenschaftlichen Erforschungen der Heilquellen und der Metalle im nordwestlichen Böhmen zu verzeichnen.

Dieser denkbar knappe Auszug erweist schon die reiche Belehrung, die der betreffende Abschnitt bei W. bietet. Weniger rühmlich ist die Technik der Darstellung. Das vorliegende Material erscheint nicht gleichmäßig verarbeitet. Statt kritischer Analysen und lebensvoller Charakteristiken finden wir vielfach nur trockene Inhaltsangaben und überreichlich mitgetheilte Proben. Es ist zwar richtig, was W. in der Vorrede sagt, dass bei unbekannteren Dichtungen die Mittheilungen von Proben berechtigt seien, doch hätte er die Texte für den älteren zweiten Band so auswählen und einrichten können, dass in dem vorliegenden Werke Hinweise darauf genügt hätten. Auch die Einzeluntersuchungen, die natürlich auf diesem neu erschlossenen Gebiete nothwendig waren, sind nicht in einer knappen Fassung der Ergebnisse, die allein für geschichtliche Darstellung taugt, sondern mit allen Details als störende Unterbrechungen vorgeführt. Da auch der Stil zuweilen ins Breite geht und Wiederholungen nicht meidet, so ist das Buch viel umfanglicher gerathen, als es durch die Sache selbst bedingt gewesen wäre.

Im Verlaufe der Arbeit hat sich W. entschlossen, den alten Plan zu erweitern und auch die Literatur des Mittelalters mit einzubeziehen. So wurden dem alten Kerne des Buches fünf Abschnitte vorangestellt, die nicht alle gleichwertig sind und die dort, wo sie neue Ergebnisse bringen, sowie dort, wo sie auf guten Vorarbeiten fußen, wie es scheint, etwas rasch zusammengetragen und niedergeschrieben wurden.

Mit diesem allgemeinen Urtheile über die Darstellung, sowie mit den nun folgenden Bemerkungen im einzelnen sollen natürlich nicht die sachlichen Vorzüge des Buches verkleinert werden. Ich wiederhole vielmehr, dass ich sie namentlich für den Abschnitt über das XVI. Jahrhundert unumwunden anerkenne.

Als Einleitung gibt W. einen kurzen Abriss von der Entwicklung des Deutschthums in Böhmen. Er spricht von den ersten deutschen Ansiedlungen im großen an den Grenzen des Landes, von den deutschen Städtegründungen im XIII. Jahrhunderte, von den wachsenden Einflüssen der deutschen Cultur unter den letzten Premysliden, von Karls IV. Stellung zur Nationalitätenfrage und zur deutschen Kunst, von der Gründung der Prager Universität, von der hussitischen Bewegung, die das Deutschthum im Lande niederwarf und auf lange hinaus um jeden Einfluss auf die Verwaltung des Königreiches beraubte. Er zeigt hierauf, wie im Laufe des XVI. Jahrhunderts das Deutschthum, durch verschiedene Ereignisse, namentlich durch das rasche Eindringen der Lehre Luthers gefördert, einen neuen Aufschwung nimmt. Zu den bereits vorhandenen zusammenhängenden Darstellungen der Geschichte der

Deutschen in Böhmen (in der Einleitung zu Neuwirths Geschichte der deutschen Kunst in Böhmen, bei J. Bendel, Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien, Wien und Teschen 1884, S. 47 ff. u. a.) fügt er neues hinzu, indem er die einzelnen Untersuchungen über diesen Gegenstand verwertend das allmähliche Vorrücken der deutschen Sprachgrenze in Nord- und Westböhmen verfolgt. Ohne Lücken lässt sich diese Darstellung nicht durchführen, weil noch zu wenige ortsgeschichtliche Vorarbeiten vorliegen. Übrigens war diese Bewegung nicht in allen Theilen Böhmens gleich. In Ostböhmen wurden durch die Hussiten nicht nur die deutschen Städte (die W. S. 26 anführt), sondern auch große Stücke ursprünglich deutschen Bodens für immer čechisiert. So Landesstrecken um Königgrätz, Hochstadt, Starkenbach, Eipel, Kosteletz, Politz, Senftenberg, Wildenschwert, Böhm.-Trübau, Leitomischl, Policka-Bistrau, Deutschbrod und Neuhaus. Die Gebiete näher der Ostgrenze zu, so Landskron und Umgebung, blieben auch während der Hussitenzeit deutsch. Ein Vorrücken der Deutschen hat in Ostböhmen im XVI. und XVII. Jahrhunderte nicht oder nur in ganz unbedeutendem Grade stattgefunden. In West- und Nordböhmen hingegen haben die Deutschen im XVI. Jahrhunderte und auch mehr nach dem Dreißigjährigen Kriege nicht nur die früher deutsch gewesenen Städte (bei W. S. 28 f.) zurückerobert, sondern auch große Strecken ehemals slavischer, durch die Kriegswirren fast entvölkert Länder neu besiedelt und germanisiert. So die Gebiete von Leitmeritz, Bilin, Luditz, Jechnitz, Tepl, Mies, Staab, Bischofteinitz u. a. Dieses Vorrücken der deutschen Sprachgrenze hat im wesentlichen bis zum Jahre 1700 gedauert. In einem an abgelegener Stelle gedruckten, sehr belehrenden Aufsätze hat J. Lippert („Über die Sprachgrenzen in Böhmen.“ Deutscher Volkskalender für Prag. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag S. 7—12) übersichtlich über diese Dinge gehandelt. Durch eine Benützung der Ergebnisse Lipperts hätte W. seine betreffenden Ausführungen ergänzen und abrunden können.

An Einzelheiten bemerke ich noch, dass W. S. 4 die Gründung der Stadt Saaz Wenzel I. zuschreibt mit Hinweis auf eine Untersuchung Schlesingers in den Mittheilungen des Vereines für Geschichte der deutschen Böhmen 5, 11. Schlesinger aber hat dies später (Mittheilungen 26, 261 f.) dahin berichtigt, dass die Stadt von Ottokar II. knapp vor 1266 gegründet wurde. Auch dass die durch die Hussiten čechisierte Stadt Saaz nur bis 1621 čechisch bleibt (W. S. 29), ist nicht ganz richtig. Nach der Schlacht am weißen Berge beginnt langsam die Germanisierung. Erst nachdem die čechische Predigt und die čechischen Rathspokolle gänzlich abgeschafft worden waren, von 1726 ab, ist Saaz als völlig deutsche Stadt zu betrachten. Die Bemerkungen über Budweis (S. 30) könnten den Eindruck erwecken, als wäre

diese Stadt bis zum Anfange des XVI. Jahrhunderts *čechisch* gewesen. Doch ist dem nicht so. Die Stadt, die im XIII. Jahrhunderte gegründet und von deutschen Bürgern besiedelt worden war, blieb auch während der argen Hussitenzeit deutsch. Wie mir Herr Statthaltereiarchivar Köpl mittheilt, sind alle nach Budweis während des XV. Jahrhunderts eingelaufenen *čechischen* Urkunden mit deutschen Kanzleivermerken versehen worden.

In dieser Einleitung hätte meiner Ansicht nach auch betont werden müssen, dass die Deutschen in Böhmen von Anfang an verschiedenen Volksstämmen angehört haben, eine Thatsache, die auch für die Entwicklung der deutschen Sprache und Literatur in Böhmen wichtig gewesen ist. Abgesehen von den ältesten, aus den entferntesten Gegenden (auch aus Schwaben, Flandern und vom Niederrhein) eingewanderten Deutschen, gehörte die überwiegende Mehrheit der Ansiedler, wie wir aus der Geschichte der Besiedlung, aus den in verschiedenen Landestheilen verschiedenen Stadtrechten und anderen Zeugnissen ersehen, im Mittelalter wie heute den vier Volksstämmen aus den unmittelbaren Nachbarländern an. Im Südwesten sitzen Bayern, in Westböhmen der sogenannte nordgauische oder oberpfälzische Stamm, im mittleren Nordböhmen Obersachsen, in Ostböhmen Schlesier. Dieser Umstand macht sich in der Literatur Böhmens im XV. Jahrhunderte deutlich fühlbar. Von den Vocabularen z. B., die W. S. 63—65 erwähnt, zeigen zwei aus den Jahren 1420 und 1470 die schlesische, eines vom Jahre 1489 die bayrische Mundart. Doch abgesehen davon, Wichtiger ist es, dass infolge der oben erwähnten Umstände gerade in Böhmen oberdeutsche und mitteldeutsche Mundarten zusammentrafen und hier aus einer Mischung der neueren Lauterscheinungen des Nordens und des Südens eine gemeindeutsche Amtssprache sich entwickeln konnte, die bekanntlich die Luxemburger zu ihrer Kanzleisprache erhoben haben und die zur Grundlage unserer neuhochdeutschen Schriftsprache geworden ist. Darum hat Martin schon im Jahre 1877 den Wunsch nach einer geschichtlichen Darstellung der Sprache der Deutschen in Böhmen ausgesprochen, ein Wunsch, der bis heute noch nicht erfüllt worden ist und der in Wolkan's Buche hätte eingehender berücksichtigt werden können.

Im zweiten Abschnitte erstattet W. Bericht über das Schulwesen in Böhmen bis zum Ausgang des XVI. Jahrhunderts. Er schildert die ältesten Stifts- und Stadtschulen, die Bibliotheken, die Lehrbücher: Wörterbücher, Gesprächsbüchlein, Formulare, die durch die Reformation in Nordböhmen hervorgerufenen Lateinschulen, sowie die Jesuitengymnasien. Es ist ein erster Versuch, der sehr viel Neues bringt und der freilich auch durch künftige Forschungen manche Ergänzung und Berichtigung erfahren dürfte. Bemerkungen zu diesem Abschnitte hat F. T. in der „Politik“ (1895, Nr. 57 und Nr. 111) veröffentlicht. Mir selbst ist der Gegenstand gerade dieses Abschnittes zu fremd, als dass ich ein Urtheil darüber fällen

könnte, wieviel von diesen Bemerkungen thatsächliche Berichtigung ist und wieviel nationaler Voreingenommenheit zugeschrieben werden muss.

Auch der dritte Abschnitt über den Humanismus gehört noch zu den einleitenden Capiteln. Der Humanismus bildet ja die Vorbedingung zu der Entwicklung der deutschen Literatur, der er die classischen Muster darbot. W. weist auf den starken Besuch fremder Universitäten durch Studierende aus Böhmen hin. Er schildert die Beziehungen Karls IV. zu Petrarca und würdigt Johann von Neumarkt, die Vagantenpoesie, Johann von Jenstein, Enea Silvio, Lobkowitz von Hassenstein und endlich die große Zahl der jüngeren Humanisten aus dem XVI. Jahrhunderte. Für die ältere Zeit konnte er die vielseitigen, weitausgreifenden Untersuchungen von Burdach (Vom Mittelalter zur Reformation, I, 1893) benützen. Für das XVI. Jahrhundert war er größtentheils auf handschriftliches Material und eigene Forschungen angewiesen. Abgeschlossen ist das Thema noch nicht, und W. selbst bereitet dem Vernehmen nach eine Geschichte des Humanismus in Böhmen vor. Als kleinen bibliographischen Beitrag erwähne ich noch: K. Wotke, Die Literatur über den Humanismus in Böhmen und Mähren. Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1893, Nr. 92.

Von großem Interesse sind der vierte und der fünfte Abschnitt „Höfische Dichtung“ und „Das XIV. und XV. Jahrhundert“. Denn die mittelhochdeutsche Literatur erlebte in Böhmen am Ausgange des XIII. und im Verlaufe des XIV. Jahrhunderts eine schöne Nachblüte. Für ihre Behandlung waren W. zahlreiche, tüchtige Vorarbeiten zur Hand. E. Martin hat im Anzeiger für deutsches Alterthum III, 107—118 und in den Mittheilungen 16, 20—33 eine Übersicht ihrer Entwicklung und eine Bibliographie gegeben (was, nebenbei gesagt, in den Anmerkungen W.s nicht erwähnt wird); Martin hat ferner die Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen ins Leben gerufen, in der bis jetzt Ulrichs von Eschenbach Wilhelm von Wenden, der Ackermann aus Böhmen, der h. Hieronymus in der Übersetzung Johans von Neumarkt und Türlins Willehalm erschienen sind. Der vorbereitete fünfte Band wird Heinrichs von Mügeln „Der meide kranz“ bringen. Die zahlreichen Einzelarbeiten auf diesem Gebiete verzeichnet W. in den Anmerkungen. Gleichzeitig mit W.s Buche erschien W. Toischers Aufsatz: „Die deutsche Literatur bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges“ (im Bande Böhmen II, 126—139 der „Österreichisch-ungarischen Monarchie in Wort und Bild“), der trotz des knapp bemessenen Umfanges alle wichtigeren Erscheinungen in sorgfältig abgewogenen Analysen würdigt und auch neben W.s Buche seinen selbständigen Wert behält.

Gerade weil der Verf. auf dem Gebiete der mittelhochdeutschen Literatur den Spuren tüchtiger Vorgänger folgen konnte, die ihm die meisten Untersuchungen schon fertig darboten, wäre es umso

wünschenswerter gewesen, wenn er auch die noch offenstehenden Fragen beantwortet und so durch Einfügung neuer Ergebnisse eine lückenlose Gesamtdarstellung geliefert hätte. So hätte er z. B. selbst den Einfluss, den Türilin auf Ulrich von Eschenbach genommen (S. 191), ferner die gelehrten, noch handschriftlichen Gedichte Heinrichs von Mügeln (S. 215) und die S. 229 aufgezählten Übersetzungen aus Theilen des alten Testaments näher untersuchen und darüber kurz berichten können.

Den Spruchdichter Spervogel hat H. Gradl (Lieder und Sprüche der beiden Meister Spervogel. Prag 1869) als einen Egerer zu erweisen gesucht. Strobl (*Germania* 15, 237), Martin (*Anzeiger f. d. Alterthum* 3, 107), W. Scherer u. a. haben es gelehnet. W. scheint sich der letzteren Ansicht zuzuneigen, weil er den Spervogel nicht erwähnt. Weniger streng erweist er sich der bekannten Hypothese Hallwichts gegenüber. Zwar hat W. im Texte Walthers von der Vogelweide nicht als deutsch-böhmischen Dichter genannt, doch, wie er in der Vorrede gesteht, nur darum nicht, weil der betreffende Abschnitt seines Buches schon vor der Veröffentlichung der Hallwich'schen Schrift ausgedruckt war. In der Münchener Allgemeinen Zeitung, Beilage, 21. Februar 1894 ist W. auch mit Anführung sprachlicher Gründe dieser Hypothese beigetreten. Doch inzwischen ist durch H. Lambel in diesen Blättern 45, S. 1014 bis 1021 und durch A. Schönbach im *Anzeiger für deutsches Alterthum* 21, 228—233 Hallwichts Vermuthung endgiltig entkräftet worden.

Der vorübergehende Scheinerfolg Hallwichts hat aber auch W. verleitet, seinerseits einen deutsch-böhmischen Dichter: „Johann von der Vogelweide“ zu entdecken (S. 241). Eine Hypothese, die, wie ich im nachstehenden zeigen will, ganz und gar unhaltbar ist. Der Verfasser der schönen Prosadichtung „Der Ackermann aus Böhmen“, der sich im Schlussgebete selbst „Johann“ nennt, sagt (in Kniescheks Ausgabe S. 4, Z. 6): „Ich bins genant ein ackerman, von vogelweit ist mein pflug, ich wone in Beheimer lande.“ W. meint nun, der Dichter sei ein Ackermann gewesen, sein Pflug sei von Vogelweide, d. h. sein Besitz heiße Vogelweide und somit könne auch der Dichter diesen für das westliche Nordböhmen am Ausgange des XIV. Jahrhunderts wiederholt nachgewiesenen Familiennamen geführt haben. Dem ist erstens zu entgegnen, dass sowohl Martin (*Anzeiger f. deutsches Alterthum* 4, 359) als auch Kossmann (*Zeitschrift f. d. A.* 28, 32) nach neu erschlossenen wichtigen Handschriften die Lesart *vogelwat* für *vogelwait* als die einzig richtige erweisen. Womit allein schon W.'s Hypothese fallen müsste. Doch selbst wenn wir bei der Lesart *vogelwait* bleiben, kann nur die Deutung, die Knieschek und andere der Stelle gegeben haben, zu Recht bestehen, nämlich: „Ich bin ein Ackermann, aber ein solcher, dessen Pflug von der Vogelkleidung (oder vom Vogel-fange) herkommt, also eine Feder ist, d. h. ich bin ein Schreiber.“

Dass er ein gelehrter Mann war, ergibt sich aus der Dichtung selbst sehr deutlich. Dem älteren Geschlechte lag es sehr nahe, den ungewöhnlicheren Beruf des Schreibers mit dem allgewöhnlichsten Berufe des Landmannes in eine sinnbildliche Beziehung zu bringen. Ähnliche Vergleiche sind noch heute im Volke allgemein verbreitet. Ich verweise nur auf das Räthsel: „Ein weißer Acker mit schwarzem Samen besät“ = Papier und Schrift (Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel in der Schweiz S. 266; Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes S. 279). Eine Bestätigung dieser Auffassung ist auch die čechische Übersetzung dieses Prosawerkes, die W. merkwürdigerweise für seine Deutung in Anspruch nimmt. Das čechische Werk hat den Titel: Tkadleček, d. h. der kleine Weber. Der Übersetzer musste also an der betreffenden Stelle das Bild folgerichtig vom Acker auf den Webstuhl übertragen und er hat dies ganz geschickt gemacht, indem er sagt: Ich bin ein Weber aus gelehrtem Stande, kann ohne Holz, ohne Rahmen und ohne Eisen weben. Mein Schiffchen, mit dem ich anzettele, ist aus Vogelwolle (d. h. also eine Feder), mein Garn ist gemacht aus der Kleidung verschiedener Thiere (d. h. natürlich: der Stoff, auf den ich schreibe, ist Pergament), der Thau, der meinen Acker befeuchtet, ist nicht gewöhnliches Wasser (d. h. es ist Tinte), noch ungemischt, und beim Gebrauche sprengt er ihn herauf, herab, hin und her.“ Die Stelle ist also klar und sinnvoll. Wenn W. behauptet, der Čech hätte die betreffende Stelle im Ackermann gänzlich missverstanden, so war das Missverständnis nur auf seiner Seite.

Ob der Dichter, der Saaz als seine Heimat bezeichnet, identisch ist mit dem Saazer Schulrektor und Notar Johannes Tepla, wie Knieschek vermuthet, müsste erst näher erwiesen werden. Eine Abhängigkeit Johanns von dem englischen Gedichte Wilhelm Langlands Piers the Plowman 1362 ist nicht zu erweisen. Burdach hat diese Beziehungen nicht (wie W. S. 240 sagt) nachgewiesen, sondern nur ganz im allgemeinen vermuthet (vgl. auch Euphorion 1, 152).

Zu den alten kirchlichen Zeugnissen über Volksbräuche in Böhmen (S. 173) bemerke ich, dass H. Usener (Religionsgeschichtliche Untersuchungen II. Christlicher Festbrauch. Bonn 1889) eine Abhandlung über Weihnachtsbräuche und Aufzeichnungen über die Bräuche am Tage Johannis des Täufers aus dem Ende des XIV. oder Anfang des XV. Jahrhunderts veröffentlicht hat. Die Weihnachtsbräuche beziehen sich zum großen Theile deutlich auf Čechen; bei den Johannisbräuchen ist dies nicht ersichtlich. Da der Aufzeichner, der Mönch Also im Stifte Břewnow bei Prag, ein Deutscher war, so wird manches davon auch für das deutsch-böhmische Volk gelten.

S. 255 sagt W.: „Selbst Fischart verschmähte es nicht, die Gesänge Michel Weißes einer Umarbeitung und Ergänzung zu

unterziehen.“ Ich kenne nur ein Lied Weißes, das Fischart benutzt hat. In dem Straßburger Gesangbüchlein steht (bei Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 4, Nr. 1221) das Lied: „Die Histori der Himelfart und des Pffingstags zu jedem deren Fest zu tailen: Inn der obengesetzten weis der Osterlichen Histori zu singen, zum tail durch J. F. G. M., zum teil durch Michael Weis.“ Die ersten acht Strophen sind ein Lied Fischarts auf die Himmelfahrt, die weiteren 14 Strophen sind ein Lied Weißes auf das Pffingsfest (bei Wackernagel 3, Nr. 317), das Fischart ohne eine neue Bindung seinem Liede äußerlich anfügt. Durch die zahlreichen Änderungen, die er dabei an dem Liede seines Vorgängers vornimmt, sucht er augenscheinlich veraltete, mundartliche und darum schwerer verständliche Ausdrücke zu tilgen. Z. B. für Weiße 6, 3 f.

Außzureden den grund der schrift

Mit newen zungen vnuergift

setzt Fischart:

Sagten von Gotes wundertat

Mit neuer sprach von Gotes Gnad

für Weiße 7, 4

vnnnd so gros ding one gebroch?

bei Fischart

Das wirs verstehn von sachen hoch? u. a.

Zu den Nachrichten über deutsche Schauspielaufführungen in Böhmen während des XVI. Jahrhunderts (S. 377 ff.) findet sich jetzt ein reiches und wichtiges Material in der letzten Arbeit des verstorbenen Stadtarchivars Heinrich Gradl: „Deutsche Volksaufführungen. Beiträge aus dem Egerlande zur Geschichte des Spiels und Theaters“ (Mittheilungen des Vereins f. Geschichte d. Deutschen in Böhmen 33, 121—152, 217—241 und 315—336). Gradl hat ebenda S. 281 ff. die Gründe dafür gehäuft, dass das Egerer Frohnleichnamsspiel wirklich in Eger selbst aufgeführt worden sei (zu W. S. 223 und S. 499 vgl. jetzt auch Creiznach, Geschichte des neueren Dramas 1, S. 223 f.) und außerdem S. 317 ff. einige Verse zu einer verloren gegangenen Tragödie „Alexander im Pflug“ von Clemens Stephani mitgetheilt.

Zu S. 381 f. (Aufführungen von Jesuitendramen) hätte erwähnt werden sollen, dass die Komödie „Euripus“ 1560 von dem Rector des Prager Jesuitencollegiums, einem Deutschen, namens Paul Hoffer (Hoffäus) ins Deutsche übersetzt worden ist (vgl. jetzt Euphorion 2, 274 ff.).

Eine kleine Fortsetzung zu seinem großen Werke hat W. in einigen Feuilletons der Bohemia geliefert (1894, Nr. 332 und 344; 1895, Nr. 2), in denen er eine Übersicht über die dürftige deutsche Literatur Böhmens im XVII. Jahrhunderte gibt.

In seiner Vorrede spricht W. den Wunsch aus, sein Buch möge andere Forscher zu Arbeiten auf dem gleichen Gebiete an-

regen. Das wird zweifellos geschehen, da er selbst durch wiederholte Hinweise auf noch ungelöste, dankbare Aufgaben seinen Nachfolgern die bisher versperrten Wege eröffnet hat. Die Ergebnisse der noch zu erwartenden Untersuchungen werden darum mittelbar auch ihm zum Verdienste gereichen. Auch seinen eigenen Plänen zur Fortsetzung und Vertiefung der bisher gelieferten Arbeiten muss der beste Fortgang gewünscht werden.

Prag.

A. Hauffen.

Grammatica Tedesca con Esercizi, Letture e Vocabolario.

Dr. S. Friedmann, Professore di lingua e letteratura tedesca nella R. Accademia scientifica-letteraria di Milano. Torino, Roma, Ermanno Loescher 1895. 8°, 325 SS.

Dieses ausgezeichnete Buch, welches mit großem Fleiße ausgearbeitet ist, hat vor den übrigen Grammatiken dieser Art den großen Wert, dass es in erschöpfender Weise gleichzeitig den theoretischen und praktischen Theil berücksichtigt, sowie dass in anschaulicher Weise im Drucke das bezeichnet ist, was der Anfänger zu lernen hat, und andererseits, was dem Vorgeschnrittenen zu seiner weiteren Ausbildung zweckdienlich ist. Der morphologische Theil lässt an Gründlichkeit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, die ganze Anordnung zeigt von Verständnis und praktischer Erfahrung, die Durcharbeitung von völliger Vertrautheit mit dem Gegenstande. Der syntaktische Theil findet überall jene Berücksichtigung, auf die die Syntax einer Sprache überhaupt Anspruch machen darf und soll. Sowohl der morphologische, als auch der syntaktische Theil sind in gründlichster Weise bearbeitet, so dass die Anforderungen, die der Verf. an die Schüler zu stellen scheint, eher etwas zu hoch gegriffen sein dürften; nur ein unermüdlicher Fleiß wird imstande sein, sich den Stoff anzueignen und zu verdauen, der in diesem wissenschaftlich bearbeiteten Werke sich zusammengetragen findet. Aber eben deshalb ist das Buch nicht nur allen strebsamen Anfängern wärmstens zu empfehlen, sondern auch solche, welche die deutsche Sprache schon beherrschen, werden in demselben des Interessanten und Belehrenden in Hülle und Fülle vorfinden. Die Lesestücke sind durchgehends passend gewählt, sowohl mit Bezug auf die Bildungsstufe des Lernenden, als auch hinsichtlich des Inhaltes; stets werden die besten Classiker verwertet, die besten Handbücher der deutschen Sprache (von Dr. O. Lyon, Dr. J. Willomitzer, Fr. Kluge) sind fleißig benützt worden; daneben wird der praktische Nutzen, den der Schüler aus den Lesestücken ziehen soll, immer im Auge behalten. Das deutsch-italienische Wörterbuch ist in ausgezeichneter Weise bearbeitet und befriedigt auch die größten Anforderungen, die man an ein solches Werk zu stellen berechtigt ist. Ausstattung und Druck des Werkes sind tadellos.

Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. Von Sophie Heim, Lehrerin des Italienischen an der höheren Töchterschule in Zürich. Zürich, Fr. Schulthess 1894. 8°, 140 SS. Preis 1 Mk. 40 Pf.

Das Buch hat den Zweck die italienische Sprache in Secundar-, Bezirks- und anderen Mittelschulen nach der sogenannten neuen, imitativen oder analytisch-directen Methode zu lehren, doch wird hierbei nicht die extreme Richtung eingeschlagen, sondern die Verfasserin sucht die Vorzüge beider Methoden zur Geltung zu bringen. Das Werk zerfällt in drei Theile, von denen der erste, Vorschule genannt, in die Lautlehre und in die wichtigsten Theile der Formenlehre durch Übung und Anschauung einführt. Hierbei wird mit Recht ein besonderes Gewicht auf die Lautbezeichnung gelegt: offenes e und o werden vom geschlossenen Laute, tönendes s und z vom tonlosen genau geschieden und bezeichnet; bewegliche Diphthonge, lange und kurze Vocale finden in befriedigender Weise ihre Erläuterung, die Lehre von der Betonung, der Apostrophierung, des Abfalles der Endvocale ist ziemlich erschöpfend, und der ganze erste Absatz findet seinen Abschluss in einer sehr schönen, genauen und übersichtlichen Zusammenstellung der italienischen Laute, wobei namentlich die Verdoppelung der Consonanten (lange Consonanten) bemerkt werden muss, die durch die Orthographie nicht bezeichnet, aber in der Aussprache deutlich vernehmbar ist, eine Verdoppelung, die durch das Gesetz der Bindung hervorgerufen wird, wie *ho guadagnato* = *hò-gguadagnato*, *come canta* = *come-ccanta*, *a casa* = *a-ccasa*, *e quando* = *e-quando*, *ho dimenticato* = *hò-ddimenticato*. Die Lehre von der Silbentrennung am Ende der Zeile, sowie die der Silbentrennung und Trennung der Vocalverbindungen in der Aussprache wird durch passend gewählte Beispiele veranschaulicht. Die Übersetzungen aus dem Deutschen werden ersetzt durch Rückübersetzungen, Sprechübungen, selbständige Bildung von Sätzen und Conjugieren in ganzen Sätzen. Der zweite Theil, Lese- und Übungsbuch, enthält durchaus glücklich gewählte Lesestücke, die zu den verschiedensten Übungen verwendbar sind. Das zu diesen Übungen im Anhang gegebene Wörterverzeichnis ist vollkommen zufriedenstellend und gewinnt noch durch die nöthigen Hinweise auf die einzelnen Paragraphen der Formen- und Satzlehre. Der theoretische Theil, der nicht nur im zweiten, sondern auch namentlich im dritten Theile, der Formen- und Satzlehre, gelegentlich berührt wird, macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch, genügt aber vollkommen dem Plane des Buches. Die ganze Arbeit ist mit großem Fleiße und Geschick durchgeführt und liefert den Beweis von dem hohen sprachlichen Verständnisse der Verfasserin. Die Ausstattung und Correctheit des Werkes ist musterhaft. Das schöne Büchlein gehört zum Besten, was bisher auf diesem Gebiete erschienen ist. — S. 10, Z. 17 ist *smontino* st. *smontino*, S. 12, 16 *abbiamo fatto* st. *abbia mofatto* zu lesen.

Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache. Von A. Zuberbühler, Lehrer an der Secundarschule Wädenswil. Zürich, Orell Füssli 1894. 8°, VIII u. 130 SS. cart.

Vorliegendes Büchlein ist zunächst für solche Schüler bestimmt, die theilweise der französischen Sprache mächtig sind. Die Bemerkungen über Aussprache, Schreibung und andere Eigenthümlichkeiten der italienischen Sprache sind in möglichst großer Kürze zusammengefasst. Das Hauptgewicht wird auf die Übungen gelegt, die zusammenhängende Lesestücke sind, der Bildungsstufe der Schüler vollkommen angepasst. Bei einer möglichst vielseitigen und ausgiebigen Verarbeitung der einzelnen Übungen von Seite des Lehrers und der Schüler wird das mit Einfachheit und Geschick angelegte Werklein seinen Zweck ohne Zweifel erfüllen. Dem Ziele des Buches entsprechend ist aus dem Gebiete der theoretischen Grammatik nur das Wichtigste und Nothwendigste aufgenommen, das Unregelmäßige und die Ausnahmen sind fast ganz weggelassen. Am meisten berücksichtigt ist das Verbum, namentlich das unregelmäßige. Die in italienischer Sprache gestellten Fragen sind genau den einzelnen Übungen angepasst, die Wiederholungen beobachten das richtige Maß und von der Syntax wird mit Recht nur das Unerlässlichste berührt. In geschickter Weise werden die verschiedenen Formen des Verbums (Pronomens) nebeneinandergestellt, wodurch der ganze Apparat des Werkes bedeutend gewinnt. Dadurch dass die verschiedenen Erscheinungen der Formenlehre oft nur angedeutet sind, ist der Schüler gezwungen, die theoretischen Regeln selbst zu erschließen, und wird auf diese Weise zu selbständigem Denken angeleitet. Die kurzen Hinweise auf den französischen Sprachgebrauch sind keineswegs störend und reichen dem anspruchslosen Büchlein nur zum Vortheile. Auch gegen die ganze Anordnung und Gruppierung des Stoffes lässt sich nichts einwenden; so ist es eine ganz glückliche Idee, die zuweilen neuen Wörter dem Lesestücke nebenanzustellen. Der kurze Anhang, der in kurzer, übersichtlicher Weise das Wichtigste der behandelten Formen nochmals zusammenstellt, und ein kleines deutsch-italienisches Wörterverzeichnis enthält, schließt das nette Büchlein in zufriedenstellender Weise ab. Die Ausstattung des Werkes und der Druck sind tadellos. S. 27, Z. 8 v. u. ist sarò st. sarò zu lesen.

Leitfaden der italienischen Sprache. Für den Schul- und Privatgebrauch bearbeitet von H. Langhard, Secundarlehrer in Küssnach bei Zürich, und J. Müller †, Secundarlehrer in Hedingen. Zürich, Fr. Schulthess 1894. gr. 8°, 104 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Vorliegende Arbeit ist ein Versuch, den Lehrstoff in der italienischen Sprache für Secundarschulen so zusammenzustellen, dass der Schüler trotz der kurzen Zeit, welche für dieses Fach verwendet werden kann, etwas Abgerundetes, Ganzes erhält. Das Buch ist nur für den beschränkten Unterricht bestimmt und behandelt

demnach auch nur jene grammatischen Erscheinungen, welche in erster Linie für das Verständniß der Sprache nothwendig sind. Das Wichtigste der Laut- und Formenlehre findet hierbei in passender, gedrängter Kürze die nöthige Verwendung und die Übungen, von denen die deutsch-italienischen vielleicht zu sehr beschränkt wurden, sind dem Lehrgeange und der Entwicklungsstufe der Schüler angepasst. Die ganze Anordnung des Büchleins ist eine vollkommen methodische und zufriedenstellende. Die gelegentlichen Einschaltungen der nothwendigsten syntaktischen Erscheinungen gereichen dem Werke nicht zum Nachtheile, ebenso wenig wie das kleine Wörterverzeichnis am Schlusse. Der populäre Ausdruck, der in nicht wenigen Sätzen begegnet, hätte sollen vermieden werden. Manche Wendungen, wie S. 46, 49 *Io e lo scrivanello la mattina si parla di loro*, S. 48, 52 *Gli infelici non vanno lasciati mai*, S. 43, 46 *Che cosa le ci vuole* hätten sollen kurz erläutert werden. Der deutsche Ausdruck, wie S. 13, 12 *Wem sind diese Schachteln?* S. 27, Z. 2 v. u. *Wartet uns*, sowie die Interpunction sind nicht selten fehlerhaft. Unter den Druckfehlern sind mir namentlich aufgefallen S. 9, 7 *li mio* st. *il mio*, S. 12, 10, Z. 25 *a ti* st. *alti*, S. 24, 27 *fa⁴* st. *fa⁶*, Z. 15 *verse* st. *verso*, S. 25, 28, Z. 2 des *Eserc. salute* st. *salute?* S. 26, 30 *lávoro* st. *lavóro*, Z. 8 v. u. *Arivassimo* st. *Arrivassimo*, S. 27, Z. 14 v. u. *chiacherare* st. *chiacchierare*, S. 28, Z. 10 denselben st. demselben, S. 34, Z. 4 v. u. und S. 71, 84, Z. 8 *E* st. *È*, S. 37, 38, Z. 3 v. u. *non sarà* st. *sarà*, S. 38, Z. 4 *avertiamo* st. *avvertiamo*, S. 39, 41, Z. 3 des *Eserc. di sturbarla* st. *disturbarla*, S. 40, 42, Z. 6 rechts *dass ich* st. *wenn ich*, S. 41, Z. 11 v. u. *hanna* st. *hanno*, S. 42, Z. 6 rechts *mormori* st. *mormorii*, Z. 10 v. u. des *Eserc. più* st. *di più*, Z. 4 v. u. des *Eserc. Trentino* st. *Trentino*, S. 46, Z. 8 *dimentichi* st. *diméntichi*, S. 46, 49 und S. 49, Z. 1 *passeggiata* st. *passeggiata*, S. 48, 52. Z. 1 des *Eserc. Andrema* st. *Andremo*, S. 55, 61, Z. 6 des *Eserc. Qual'* st. *Qual*, Z. 3 v. u. *racolta* st. *raccolta*, S. 61, Z. 2 *te* st. *tu*, S. 64, 75 *chöpfen* st. *schöpfen*, S. 67, 78, Z. 2 des *Eserc. nembra* st. *membra*, S. 73, 88, Z. 6 rechts *oppore* st. *opporre*, Z. 15 *sottrare* st. *sottrarre*, S. 74, Z. 4 *di stende* st. *si stende*, S. 80, Z. 8 v. u. *somma* st. *sommo*, S. 81, 98 (*appersi*) st. (*apparsi*), S. 82, Z. 2 *odi* st. *odo*, Z. 8 *proprio* st. *proprio*.

Wien.

Joh. Alton.

Gindelys Lehrbuch der Geschichte. Für die unteren Classen der Mittelschulen. Neu bearbeitet von L. Doublier und K. A. Schmidt. I. Theil. Alte Geschichte. 10. umgearb. Aufl. Mit 33 Abbildungen und 2 Farbendrucktafeln. Wien u. Prag, F. Tempsky 1893. Preis geh. 70 kr., geb. 95 kr.

Die Gindely'schen Lehrbücher der Geschichte erfreuen sich seit langem einer starken Verbreitung an unseren Mittelschulen,

und man kann wohl sagen, dass ihnen dieser Erfolg nicht unverdient zutheil geworden ist. Auch die neuesten Bearbeitungen derselben, die von anderer Hand herrühren, suchen denselben den guten Ruf, den sie sich in unserer Schulbücherliteratur erworben haben, zu erhalten. So haben die Herausgeber des vorliegenden Theiles die trefflichen Winke, die die Instruction zu dem neuen Lehrplane vom 24. Mai 1892, Z. 11.372 enthält, gewissenhaft beachtet: der Unterrichtsstoff ist beschränkt und in einer Weise ausgewählt, dass er auf das jugendliche Gemüth erhebend und bildend einzuwirken geeignet ist; die biographische Methode durchdringt den Lehrstoff noch mehr, als dies in den vorangehenden Auflagen der Fall war; die großen Helden der Sage und der Geschichte, die Glanzthaten der alten Welt treten überall in den Vordergrund, während das verfassungsgeschichtliche Material, das in dem Geiste des Schülers auf dieser Stufe noch wenig Anknüpfungspunkte findet, stark zurückgedrängt erscheint; an passenden Stellen ist auch das culturgeschichtliche Gebiet in maßvoller Auswahl berücksichtigt und durch entsprechende Abbildungen dem Verständnisse der Schüler näher gebracht.

Die Geschichte der orientalischen Völker (der Ägypter, Babylonier und Assyrier, Israeliten, Phönicier, Meder und Perser) bildet in fünf kleinen, aber gut ausgeführten Bildern die Einleitung zu der Geschichte der Griechen und Römer, jener classischen Culturvölker, zu denen gegenwärtig noch tausend Fäden unserer gesammten geistigen Bildung zurückführen und auf deren Entwicklung insbesondere das Gymnasium als humanistische Bildungsstätte den Geist seiner Zöglinge, unbeirrt von gewissen Tagesmeinungen, frühzeitig hinlenken muss. Ist ja, um nur eines hervorzuheben, die griechische und die römische Geschichte, vorausgesetzt, dass die großen Züge derselben nicht von einem allzu üppigen Detail überwuchert werden, bei der Einfachheit und Übersichtlichkeit der staatlichen Verhältnisse besonders geeignet, dem Schüler selbst schon auf der Unterstufe wenn auch nicht eine klare, auf einer sicheren Erfassung der einschlägigen Potenzen beruhende Vorstellung, so denn doch eine dem wahren Sachverhalte sich annähernde Ahnung von dem Leben der Völker, von der Bildung und Entwicklung der Staaten zu bieten und auf diese Weise den Blick für die in dieser Beziehung weit verwickelteren Zustände der Gegenwart zu schärfen.

Bei der griechischen Geschichte erfährt der Schüler zunächst das Wichtigste aus der Religion und lernt sodann aus der reichen Sagenwelt die hervorragendsten Gestalten (Herakles, Theseus, die Argonauten und die Helden des trojanischen Krieges) kennen. Die eigentliche Geschichte gelangt in 11 Einzelbildern zur Darstellung, in deren Mitte wohl zumeist große Staatsmänner und Feldherren stehen, die aber doch auch der hellenischen Geistesgröße gebührend Rechnung tragen. Dass die Perserkriege, dieses Heldenzeitalter

des griechischen Volkes, etwas ausführlicher dargestellt erscheinen, ist durch die Sache begründet.

In ähnlicher Weise ist die römische Geschichte in einer Anzahl von Abschnitten (17) behandelt, von denen drei auf das Königthum, zehn auf das Zeitalter der Republik und vier auf das Kaiserreich entfallen. Neben der äußeren Geschichte Roms ist auch die innere Entwicklung des Staates, die nun einmal nicht ganz übergangen werden kann, berücksichtigt, doch nur insoweit, als dies für das Verständnis der Geschichte nothwendig ist, und als die betreffende Materie eine klare Auffassung bei den Schülern erwarten lässt. Auch mit den hervorragendsten Culturleistungen dieses weltbeherrschenden Volkes wird der Schüler gelegentlich vertraut gemacht.

Nach dem Voranstehenden kann man sich mit dem Plane, der dem Buche zugrunde liegt, mit der Auswahl des Stoffes und mit der methodischen Behandlung desselben im allgemeinen einverstanden erklären; auch die Sparsamkeit, deren sich die Bearbeiter beim Gebrauche von Namen und Zahlen beflissen haben, kann nur gebilligt werden. Die Vorzüge des Buches, die ich gerne anerkenne, werden keine wesentliche Schmälerung erfahren, wenn ich nun im Folgenden auch einige Bemerkungen und Ausstellungen mache.

Zunächst betrifft die biographische Methode. Der Geschichtsstoff des Alterthums lässt sich ohne größere Schwierigkeiten nach biographischen Gesichtspunkten in übersichtlicher Weise gruppieren. Der Glanz, den die großen Persönlichkeiten ausstrahlen, wirkt mächtig auf das jugendliche Gemüth, der Schüler sieht mit bewundernder und verehrender Begeisterung zu den zielweisenden Führern empor, während die großen Ideen, die die einzelnen Zeiträume als gewaltige, aber mehr unter der Oberfläche wirkende Kräfte durchdringen, sich seinem Auge und Verständnisse mehr entziehen. Bei der biographischen Methode dürfen aber, wenn die beabsichtigte Wirkung erzielt werden soll, die einzelnen Lebensbilder einer gewissen Fülle nicht entbehren, und diese wird nur dadurch zu erreichen sein, dass bei dem übrigen Geschichtsstoffe von einer auch nur relativen Vollständigkeit noch mehr abgesehen wird, als dies mitunter zu geschehen pflegt. In dieser Beziehung hätte nun das Buch, wenn auch dem Vortrage des Lehrers ein guter Theil überlassen bleiben muss, hie und da noch etwas mehr thun können, um einzelne Bilder durch weitere Aufnahme interessanter Züge noch voller zu gestalten. Ich will dies an einem Beispiele, und zwar an dem Lebensbilde Alexanders des Großen (S. 75 ff.), näher beleuchten. Bei Besprechung der Schlacht von Chäroneia, in welcher der 18jährige Jüngling „die Feuerprobe“ so glänzend bestand, hätte der rühmliche Antheil, den er an diesem für die Folge so entscheidenden Siege hatte, erwähnt werden sollen. Merkwürdigerweise wird hier Alexander gar nicht genannt.

Auffallend ist es, dass der Schüler über das Alter dieses Fürsten vollständig im Unklaren gelassen wird; er lernt wohl seine Regierungszeit (336—323) kennen, hört auch, dass seine Geburt in die Nacht fiel, in welcher Herostratus seine ruchlose That vollbrachte, aber er lernt weder das Geburtsjahr kennen, noch erfährt er beim Regierungsantritte und beim Tode desselben etwas Näheres über sein Alter, — und doch verleiht gerade das jugendliche Alter, in welchem Alexander seine Großthaten vollführte, denselben noch einen ganz besonderen Reiz. Dass hier ein Versehen vorliegt, ist auch daraus ersichtlich, dass S. 117 der bekannte Ausspruch Cäsars angeführt erscheint: „Dieser Alexander hatte in meinem Alter die Welt erobert, und ich habe noch nichts gethan“. Welches Alter dies aber war, darüber gibt das Buch, wie schon erwähnt, keine Auskunft. Wenn sodann schon von der Zerstörung Thebens abgesehen wurde, so hätte doch das Zusammentreffen Alexanders mit Diogenes, sein Bad im Flusse Cydnus, sein Zug durch die libysche Wüste nach der Oase Siwa zum Ammonstempel, die furchtbaren Strapazen, mit denen sein Rückzug aus Indien verbunden war, nicht unerwähnt bleiben sollen. Auch ist die Bemerkung (S. 77), Darius sei nach der Schlacht bei Arbela und Gangamela in den äußersten Norden seines Reiches zurückgewichen, unrichtig; er flüchtete sich vielmehr vom Schlachtfelde nach Ecbatana, also nach Osten, und setzte auch später, als Alexander gegen diese Stadt heranzog, seine Flucht in dieser Richtung fort.

An Ungenauigkeiten, beziehungsweise Unrichtigkeiten habe ich sodann noch Folgendes zu verzeichnen: S. 10 sind die Wohnsitze der Israeliten in dem Satze: „In der Einsenkung, die zwischen Libanon und Antilibanon beginnt und bis zum Golfe von Akaba reicht, und auf den Hochländern zu beiden Seiten derselben wohnten die Israeliten“ insoferne ungenau angegeben, als die Israeliten diese Einsenkung nicht in ihrer ganzen Erstreckung besetzten. — S. 17 ertheilt Solon dem Könige Crösus auf dessen bekannte Frage die Antwort: „Gar viele Tage, o König, umfasst das menschliche Leben, und doch gleicht keiner dem andern. Du bist ein Herrscher über viele Menschen und im Besitze großen Reichthums, aber glücklich wirst Du erst zu nennen sein, sobald Du Dein Leben glücklich beschlossen hast. Das Geschick ist veränderlich und bei allen Dingen hat man auf das Ende zu sehen“. Alle Achtung vor dem Gewichte dieser Moralsätze, gleichwohl wäre es besser gewesen, die Antwort des griechischen Weisen in die bekannte knappe Form zu kleiden: „Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen“. Dieser Satz übt bei seiner prägnanten Kürze einen weit kräftigeren Eindruck auf das jugendliche Gemüth aus und prägt sich überdies von selbst dem Gedächtnisse ein. — S. 20 wird Histiäus ein Griechenfürst genannt; es wäre wohl entsprechender, ihn als Tyrannen zu bezeichnen. — S. 54 erfahren wir zwar, dass Hippas

das Perserheer begleitete, die Namen der persischen Feldherren Datis und Artaphernes werden aber verschwiegen. — S. 70 sollte bei der Entscheidungsschlacht im peloponnesischen Kriege der Name Ägospotami nicht fehlen; die Bedeutung dieses Wortes „Ziegenfluss“ hätte, wie dies auch sonst geschieht, in der Klammer beigelegt werden können. — Wenn schon der Zug der Zehntausend und das Verdienst Xenophons als Truppenführers (S. 71 f.) erwähnt wird, so darf Cunaxa nicht übergangen werden. — S. 73 hätte der Schlachtort Leuctra, wiewohl er bereits in der Überschrift genannt wird, auch noch in dem Texte erwähnt werden sollen. — S. 83 heißt es: „Dieser (der Senat) setzte sich aus den Familienhäuptern der Bürger zusammen und führte deshalb die Bezeichnung Patres (Väter)“. Nicht der Senat hieß Patres, sondern die Senatoren hießen so.

Auch in sprachlicher Beziehung habe ich einige Berichtigungen zu machen. S. 67: „Die Feinde des Perikles benützten die Verzweiflung der Menge, den großen Mann (statt: ihn, den großen Mann) zu stürzen.“ — S. 76: „Seine (des Königs Darius) Mutter, Gemahlin und Kinder (statt: Seine Mutter, seine Gemahlin und seine Kinder) fielen in die Hände des Siegers.“ — S. 77: „Gleichwohl verbreitete sich der Schreckensruf, der König selbst sei gefallen und verursachte (statt: und dies verursachte) eine allgemeine Flucht.“ — S. 83: „da stürzten die geraubten Sabinerinnen zwischen ihre Gatten und Väter“ (statt: „zwischen ihre Gatten und ihre Väter“). — S. 85: „die kluge Tanaquil die Herrschaft wusste (statt: wusste die Herrschaft) ihrem Schwiegersohne Servius Tullius zu verschaffen.“

Betreffs der Orthographie möchte ich auf den Druckfehler „Agypter“ (S. 1) und auf die Schreibweise von einander (S. 21), unter einander (S. 25) u. ä., Taygetus (S. 45 und 46), so lange (S. 93), so weit (S. 94) aufmerksam machen.

Die voranstehenden Bemerkungen wollen den Wert und die Brauchbarkeit des Buches nicht herabsetzen; dasselbe ist ohne Zweifel geeignet, die Intentionen des neuen Lehrplanes auf diesem Gebiete erfolgreich verwirklichen zu helfen.

Linz.

Chr. Würfl.

Vorlesungen über Zahlentheorie. Von P. G. Lejeune Dirichlet. Herausgegeben und mit Zusätzen versehen von R. Dedekind, Professor an der technischen Hochschule zu Braunschweig. 4. ungeb. u. verm. Aufl. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn 1894. 657 SS. Preis 14 Mk.

Die Vorlesungen über Zahlentheorie von Dirichlet erschienen zuerst im Jahre 1863 und haben die ihnen gebührende Anerkennung gefunden; sie stellen ein Werk von unübertroffener Schärfe und Klarheit dar, und es hat sich unsere heutige Mathematikergeneration an der Hand dieses Buches in der Zahlentheorie

herangebildet, zumal die Gauß'schen Untersuchungen in diesem Werke vollauf Berücksichtigung gefunden haben. Dieses Werk dürfte das umfassendste über Zahlentheorie sein, da die meisten Bücher über diesen Gegenstand, wie die vortreffliche höhere Algebra von Serret, und auch andere, nicht streng zahlentheoretische Untersuchungen zu Recht kommen lassen. — In der vorliegenden Auflage sind jene Theile, welche von der Theilbarkeit der Zahlen, von der Congruenz derselben, von den quadratischen Resten und Formen, von der Bestimmung der Anzahl der Classen, in welche die binären quadratischen Formen von gegebener Determinante zerfallen, handelt, dann einige Sätze aus der Theorie der Kreistheilung von Gauss, sowie jener Abschnitt, in welchem der Grenzwert einer unendlichen Reihe betrachtet wird, fast unverändert geblieben; nur ist durch mehrfache erläuternde und ergänzende Anmerkungen die Form dieser Abschnitte, welche einer Vorlesung Dirichlets im Winter 1856/57 entsprechen, geändert, um auch den neueren Erscheinungen der betreffenden Literatur genügen zu können. Ebenso ist der Bearbeiter bezüglich der anderen Supplemente vorgegangen, mit Ausnahme des letzten derselben, welcher die Theorie der ganzen algebraischen Zahlen umfasst. In dieser Theorie finden wir unter anderen eine umfassende Lehre von den Zahlenidealen niedergelegt. Die Theorie derselben, welche Kummer geschaffen hat, wird angewendet auf den Fall der Kreistheilung einerseits, anderseits auf das Problem der quadratischen Körper und zwar auf letzteres vorzugsweise deshalb, weil dieses Problem mit der Theorie der binären quadratischen Formen, welche in dem vorliegenden Buche eingehende Erörterung gefunden hat, im engsten organischen Zusammenhange steht. Es ist auch ein eigener Abschnitt den Modulen in quadratischen Körpern gewidmet.

Das vorliegende Buch wird in seinen ersten Theilen vollkommen den Zwecken eines ersten Studiums der Zahlentheorie entsprechen; in seinen weiteren Theilen, welche in den Supplementen aufgenommen wurden, wird es aber auch den Forscher in diesem Theile der Mathematik in zureichender und erschöpfender Weise befriedigen und demselben ein nicht zu unterschätzender Führer sein. Auch durch die Fortführung der Quellenangaben bis in die neueste Zeit hat sich der Herausgeber ein großes Verdienst und den Dank der Mathematiker erworben.

Lehrbuch der Geometrie. Zum Gebrauche an Gymnasien, Realgymnasien und anderen höheren Lehranstalten. Bearbeitet von Prof. Dr. M. Focke und Schulrath Dr. M. Krass. Erster Theil: Planimetrie, nebst einem Anhang über Coordinaten und Kegelschnitte. Zweiter Theil: Stereometrie, nebst einer Sammlung von stereometrischen Übungslehrensätzen, Constructions- und Berechnungsaufgaben. 6., nach den neuen Lehrplänen verb. Aufl. Münster i. W., Coppenrath 1894.

Die Planimetrie wurde in dem vorliegenden Buche in 11. Auflage bearbeitet und entsprechend den neuen Lehrplänen durch

einen Abschnitt, welcher den Coordinatenbegriff und einige Grundlehren von den Kegelschnitten enthält, erweitert. Die Behandlung dieser Lehren wurde sowohl in synthetischer, als auch in analytischer Weise vorgenommen, was nur gebilligt werden kann. Die analytische Behandlung der Geraden ist zu dürftig; wir vermissen in diesem Abschnitte einige grundlegende Probleme; dergleichen hätte auf die Tangentenaufgaben in der Lehre von den Kegelschnitten Rücksicht genommen werden sollen; überhaupt dürfte die analytische Erörterung dieser Lehre nicht durchwegs befriedigen. Recht klar und übersichtlich sind die Anfangsgründe der neueren Geometrie dargestellt, wenn auch in diesem Abschnitte hätte weitergegangen werden können. Die Aufgaben sind mit wenigen Ausnahmen recht instructiv gewählt, und es wurde bei deren Stellung auf jene Theoreme verwiesen, welche mit Erfolg benützt werden können. Dass den Constructionsaufgaben, insbesondere der Ermittlung der geometrischen Örter die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde, muss mit Befriedigung hervorgehoben werden. Aufgaben aus der analytischen Geometrie wurden nicht gestellt, was als ein Mangel des Buches empfunden wird.

Die Stereometrie wurde mit einer „Einführung in die stereometrische Anschauung“ eingeleitet. Die Behandlung der eigentlichen Stereometrie ist die gewöhnliche (Euklidische). Die Lehre von der Volumsberechnung ist eine zu schwerfällige und hätte einheitlicher, übersichtlicher und kürzer unter Zuhilfenahme des Theoremes von Cavalieri gestaltet werden können. Der Anhang, der von den regelmäßigen Polyedern handelt, ist mit anerkennenswerter Sorgfalt bearbeitet. In demselben finden wir auch die Berechnung der den genannten Polyedern um- und einbeschriebenen Kugeln, ferner das Wesentlichste über Oberflächen- und Volumbestimmung dieser Körper. Die stereometrischen Aufgaben beziehen sich auf die Beweisführung von Lehrsätzen, auf Constructionen und auf Berechnungen. Die Resultate der letztgenannten Aufgaben sind dem Buche beigegeben.

Lehrbuch der Physik für höhere Lehranstalten. Von Edm. Hoppe.
Mit einer Karte der Isogönen und Isoclinen. Leipzig, J. A. Barth
(Arthur Meiner) 1894. Preis cart. 2 Mk. 40 Pf.

Vor uns liegt ein eigenthümlich gearbeitetes Lehrbuch der Physik für Mittelschulen, das einen neuen Weg des Lehrens dieses Gegenstandes zu eröffnen scheint. Der Verf., ein in der wissenschaftlichen Literatur der Physik anerkannter Mann, hat in kurzer und bündiger Form sämmtliche Partien der Physik, die Astronomie eingeschlossen, behandelt, und in wenigen Seiten nicht nur dies geleistet, sondern den einzelnen Theilen des Buches auch Aufgaben beigegeben, die wir von vorneherein als zweckentsprechend und instructiv zu bezeichnen in der Lage sind. Die angegebene Kürze wurde dadurch erreicht, dass die vollständige Beschreibung

des Experimentes unterlassen wurde und dass andererseits die Abbildungen ganz in den Hintergrund getreten sind. Bezüglich des ersteren Punktes meint der Verf., dass bei der vollständigen Beschreibung des Versuches nicht aus der Beobachtung gelernt wird, sondern das Buch als eine Grammatik betrachtet wird, aus welcher die Beschreibung ohne Vorstellung gedächtnismäßig eingepägt wird; diesem Standpunkte des Verf.s kann nicht widersprochen werden. Dass man den Abbildungen aber jede Berechtigung abspricht, kann Ref. nicht billigen; freilich ist auch er ebenfalls der Ansicht, dass schematische Darstellungen der Apparate allein zu berücksichtigen seien, dass aber dieselben im Buche in großer Zahl vorhanden sein sollen, damit beim häuslichen Studium und bei Repetitionen sie dem Schüler recht häufig vor Augen treten. — Von mathematischen Ableitungen wurden nur jene aufgenommen, deren Repetition dem Schüler ohne eine solche Hilfe schwer fallen würde. Das Übungsmaterial, von dem oben gesprochen wurde, ist kein mathematisch-physikalisches, sondern lediglich nur physikalischer Natur. Dass die Definitionen und Gesetze klar gefasst und klar ausgesprochen wurden, dass die wesentlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund gerückt und Nebensächliches beiseite gelassen wurde, wird man dem Verf. dankend bekennen.

Nach der Intention des Verf.s soll der Lehrer die in Frage stehenden Experimente ausführen, von dem Experimente ausgehend eine Reihe von Fragen und Aufgaben, die sich an dieselben anschließen, lösen und den Text des betreffenden Abschnittes als das Ergebnis der Experimente ableiten. Historische Notizen, aber kurz gefasste, sind den einzelnen Capiteln beigelegt. Bezüglich der Astronomie wurde nur das aufgenommen, was in unmittelbarer Beziehung zum physikalischen Lehrstoffe steht.

In dem ersten Theile wird baldmöglichst auf die Grundgesetze der Bewegung eingegangen; die Newton'schen Principien wurden hierbei zum Ausgangspunkte genommen. — Der Satz von dem Kräftenparallelogramme scheint dem Ref. einer genaueren Erörterung wert zu sein. Ob die an die schiefe Ebene angeschlossenen Aufgaben vom Schüler leicht und in einer denselben fördernden Weise gelöst werden können, möchten wir dahingestellt sein lassen, und doch beruht auf diesen Aufgaben das sich unmittelbar daran anschließende Capitel über Pendelbewegung. Die Lehre vom zusammengesetzten Pendel dürfte in der hier gegebenen Weise dem Schüler nicht recht verständlich sein. Das über die Maschinen Gesagte ist leider vielfach zerrissen und das Princip der Erhaltung der Arbeit oder die goldene Regel der Mechanik nicht gebührend gewürdigt. In befremdlicher Kürze erscheint die Lehre vom Stöße behandelt; nach der Anschauung des Ref. haben derartige unzureichende Erörterungen weder beim ersten Studium, noch bei Repetitionen irgend welchen didaktischen Wert. Ebenso geht es in der Lehre von den Molekularwirkungen der Flüssigkeiten usw. Das Tori-

cellische Theorem der Hydrodynamik, die Lehre vom negativen Drucke u. a. hat gar keine Begründung erfahren. Jedenfalls bleibt dem Lehrer fast alles bei der Durchnahme des betreffenden Abschnittes in der Schule überlassen und der Nutzen eines Lehrbuches ist dann überhaupt nicht einzusehen. — Der zweite Abschnitt handelt von den Wärmeerscheinungen im allgemeinen, der Meteorologie im besonderen; auch in diesem Abschnitte finden wir nur eine kurze Darstellung der betreffenden Phänomene; das Hauptgewicht ist in die Aufgaben verlegt, welche der Lehrer in der Schule durchzuführen veranlasst wird. — In der Wellenlehre vermissen wir eine Begründung der Gleichungen für die Elongation und die Geschwindigkeit eines schwingenden Punktes. Die Darstellung des Principes von Huygens und dessen Anwendung bei der Erklärung der Reflexion und Brechung hätte nicht beiseite gelassen werden sollen. Die Akustik ist mit Rücksicht auf die neuesten Erfahrungen und Studien in diesem Gebiete verfasst worden. — In der geometrischen Optik dürfte von dem Schüler die Fizeau'sche Methode zur Bestimmung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes kaum verstanden werden können, wenn ihm nur die wenigen Zeilen der Beschreibung dieser Methode geboten werden. Der Abschnitt, der auf die Gauss'sche Theorie dicker Linsen bezugnimmt, hätte wegbleiben oder ausführlicher dargestellt werden sollen. Die Lehre vom Prisma ist naturgemäß vor jene von den Linsen zu stellen. Das schwierige und wesentliche Capitel über die Polarisation und Doppelbrechung des Lichtes hätte eine eingehendere Behandlung verdient, die durch didaktische Principien gerechtfertigt wäre. In der Lehre vom Magnetismus und der Elektrizität finden wir die Potentialtheorie berücksichtigt; freilich werden Schulmänner die Einführung derselben nicht glücklich finden, wenn sie in der vorgeführten Weise veranstaltet wird. Die Stellung der Lehre vom Magnetismus in dem vorliegenden Buche finden wir durch nichts gerechtfertigt. Entweder stelle man dieselbe vor jene der elektrischen Erscheinungen oder an jene Stelle, wo die Äquivalenz von Stromkreisen und magnetischen Platten dem Schüler klar geworden ist (Ampère'sche Theorie des Magnetismus). Eine Begründung des Gesetzes von Ohm darf auch im elementaren Unterrichte nicht fehlen.

Die elektrodynamischen Erscheinungen hätten zweckmäßig und in didaktisch richtiger Weise als Beispiele des Verhaltens eines Stromleiters im magnetischen Felde behandelt werden sollen. — Die Lehre von den Elementen hätte mehrfache Abkürzungen vertragen. Die Anwendung der Magnetoinduction zur Erklärung der Wirkungsweise der magnetelektrischen und der Dynamomaschinen ist zu wenig in den Vordergrund gerückt, als dass ein erfolgreiches Studium dieser Partie vom Schüler zu erwarten wäre. Die wenigen Bemerkungen aus den Elementen der kosmischen Physik und der mathematischen Geographie in Verbindung mit den

vielen instructiven Aufgaben werden ihrem Zwecke vollauf entsprechen. Wertvoll sind die Tabellen am Schlusse des Buches, welche die wesentlichsten physikalischen, chemischen und geographischen, sowie astronomischen Constanten enthalten und diese nach den besten Bestimmungen.

Vorlesungen über mathematische Physik. Von Gustav Kirchhoff. Viertes und letzter Band: Theorie der Wärme. Herausgegeben von Dr. Max Planck, Professor der theoretischen Physik an der Universität Berlin. Mit 17 Figuren im Texte. Leipzig, B. G. Teubner 1894.

Die Vorlesungen über Wärmeleitung, Thermodynamik und kinetische Gastheorie, welche nun vorliegen und auf Grund des von dem großen Physiker selbst verfassten und redigierten Collegienheftes zusammengestellt wurden, stammen aus den Jahren 1876, 1878, 1880, 1882 und 1884. Bei der Sammlung dieser Vorträge und der buchgemäßen Vereinigung derselben gieng der Herausgeber nach denselben Grundsätzen vor, wie bei der Veröffentlichung der früheren Vorträge. Das Verständnis der Vorlesungen wurde durch Anmerkungen erleichtert, welche der Verf. besonders gab. Dafür muss ihm Dank gesagt werden, da er durch dieselben dem Studium dieses fundamentalen Werkes wesentlich Vorschub leistete. Eine stoffliche Erweiterung der Vorträge von Kirchhoff wurde nicht vorgenommen, weil der Herausgeber die Bedeutung des Werkes in keinerlei Weise verschieben wollte.

Die ersten vier Vorlesungen handeln von der Theorie der Wärmeleitung. Es werden die Differentialgleichungen für homogene isotrope Körper aufgestellt, dieselben durch eine particulare Lösung integriert und die Verallgemeinerung der Lösung vorgenommen. An geophysikalischen Problemen fehlt es in diesem Theile nicht: es wird die Geschwindigkeit der Wärmewellen und das Amplitudenverhältnis für eine gewisse Tiefe unter der Erdoberfläche berechnet, der Einfluss der Dauer der Periode auf diese beiden Größen bestimmt und dabei die Ergebnisse von Quetelet herangezogen. Nach dem Vorgange von W. Thomson wird die Zeit berechnet, welche vergangen ist, seit die Oberfläche der Erde erstarrte, und dafür die Zahl von ungefähr 100.00⁶ Jahren gefunden. Im weitern finden wir die Probleme der Wärmeleitung in einem cylindrischen Stabe von unendlich kleinem Querschnitte (Erörterung der Methode von Desprez, Wiedemann und Franz zur Bestimmung der inneren Leitungsfähigkeit verschiedener Metalle), ferner die Betrachtung des nicht stationären Zustandes eines Stabes und der sich darauf gründenden Methode von F. Neumann. — Ist der Querschnitt des Stabes endlich, etwa rechteckig, dann compliciert sich das Problem, das in der 4. Vorlesung eingehend betrachtet wird, und es muss die Zerlegung in drei Differentialgleichungen vorgenommen werden. Nach einer kurzen Erörterung der Wärme-

bewegung in einer Kugel wendet sich der Verf. zur Theorie der Wärmebewegung in einem krystallinischen Medium, welche zuerst in erschöpfender Weise von Lamè (1861) gegeben wurde. Doch werden nur die allgemeinen Grundzüge dieser Theorie angegeben.

Die 5. Vorlesung und die folgenden (einschließlich der 12.) sind der mechanischen Wärmetheorie gewidmet. Es ist genugsam bekannt, dass Kirchhoffs allgemeine thermodynamische Gleichungen für das Studium der calorischen Eigenschaften der Körper im allgemeinen und der Flüssigkeitsgemische im besonderen von hervorragender Bedeutung sind und dass durch dieselben eine einheitliche Behandlung auch complicierter Probleme erreicht wurde. Der erste und zweite Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie wird in der ersten dieser Vorlesungen auseinandergesetzt, und zwar ohne weitläufige Einleitung mit alsbaldiger Einführung des Begriffes des Kreisprocesses. Die scharfe Definition der Temperatur in §. 5 der 5. Vorlesung ist bemerkenswert, was auch von den auf die Entropie bezugnehmenden Theoremen gilt. Die beiden Grundsätze der Wärmetheorie werden nach geeigneter Transformation der Grundgleichungen zunächst auf die idealen Gase angewendet. Daran reihen sich die Betrachtungen über die Bestimmung der Schallgeschwindigkeit. Im folgenden werden die thermischen Eigenschaften des Wassers nach der Thermodynamik erörtert und in nochmaliger Aufnahme der Gaslehre eine Formel abgeleitet, welche die Abweichungen vom Mariotte'schen und Gaylussac'schen Gesetze, die Regnault bei der Kohlensäure auf dem Wege des Versuches gefunden hat, in befriedigender Weise angibt. Weiters wird in der 8. Vorlesung auf die Änderung des Aggregatzustandes, insbesondere auf den Verdampfungsprocess eingegangen und der Ausdruck für die Energie eines aus Flüssigkeit und Dampf bestehenden Systemes abgeleitet. Ausgehend von der Gleichung für Gase von van der Waals werden die Definitionen für den kritischen Punkt, die kritische Temperatur und das kritische Volumen angegeben. Den Übergang vom festen in den flüssigen Zustand bespricht der Verf. nur kurz am Ende der 9. Vorlesung.

In der Theorie der Thermodynamik eines Systemes von chemisch differenten Körpern wird der Satz an die Spitze gestellt, dass, wenn ein System von chemisch verschiedenen Körpern aus einem gewissen Anfangszustande in einen gewissen Endzustand von derselben Temperatur und demselben Drucke auf verschiedenem Wege übergeführt werden kann, die Summe der erzeugten Wärmemengen für alle Wege dieselbe ist. — Die 11. Vorlesung umfasst die Umgestaltung der hydrodynamischen Grundformeln mit Rücksicht auf die Temperaturänderungen, die in Flüssigkeiten stattfinden können: hierbei wird die Wärmeleitung der Flüssigkeit in Betracht gezogen und eine Modification der Grenzbedingungen an der Oberfläche der Flüssigkeit vorgenommen. — Auch die folgende Vorlesung behandelt ein dynamisches Problem, das Ausströmen eines Gases in

Form eines Strahles, auf Grund der gewonnenen thermodynamischen Beziehungen. Das Ausströmen eines Gemisches von Dampf und Flüssigkeit unter vereinfachten und complicierteren Voraussetzungen bildet den Schluss dieser Vorlesung.

In der dynamischen Gastheorie wird unter relativ einfachen Voraussetzungen das Gesetz der Vertheilung der Geschwindigkeiten in einem ruhenden Gase, wie es von Maxwell aufgestellt wurde, ausgeführt. Dafür werden zwei Beweise gegeben. Dann wird der Zusammenhang der in dieses Vertheilungsgesetz eingeführten Größen mit der Dichte, dem Drucke und der Temperatur eines Gases dargelegt und die Begründung des Avogadro'schen Gesetzes beigefügt. Für ein bewegtes Gas wird ebenfalls die Theorie von Maxwell aufgestellt und eine Grundgleichung entwickelt, welche in mannigfacher Weise angewendet wird. Weiter wird das Verhältnis der specifischen Wärme bei constantem Drucke und bei constantem Volumen berechnet und dargethan, dass die Molecüle nicht als Punkte und nicht als Kugeln vorausgesetzt werden dürfen, da sonst das theoretische Ergebnis mit dem Versuche nicht übereinstimmt. Wenn die Molecüle eine andere Gestalt haben, dann wird dieses Verhältnis einen anderen Wert haben. — Die Reibung und Wärmeleitung in einem Gase, die Theorie der Diffusion der Gase und der Vergleich der Theorie mit den Resultaten des Versuches bildet den Gegenstand der folgenden Vorlesungen. Die Theorie von Clausius, die Einführung des Begriffes der mittleren Weglänge und der Zusammenhang dieser Theorie mit dem Maxwell'schen Gesetze der Geschwindigkeitsvertheilung ist der letzten Vorlesung einverleibt.

So wäre dem mathematischen Physiker ein Werk in die Hand gegeben, das die gesammte mathematische Physik (Mechanik und Akustik; Optik; Magnetismus und Elektrizität; Wärme) in hervorragender, durchwegs origineller Weise behandelt und viele Anregungen in sich birgt. Dieses vierbändige Werk, dessen letzten Theil wir eben besprochen haben, darf kein mathematischer Physiker ungelesen und unstudiert lassen. Es wird, da der Verf. der Wissenschaft und der Lehre allzufrüh entrissen wurde, uns als theures Vermächtnis bedeutungsvoll bleiben und die Wege weisen, die bei der Behandlung der Aufgaben zu betreten sind.

Diesterwegs populäre Himmelskunde und mathematische Geographie. Neu bearbeitet von Dr. M. W. Meyer, unter Mitwirkung von Prof. Dr. B. Schwalbe, Director des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums zu Berlin. Berlin, Verlag von Emil Goldschmidt 1893. Preis 8 Mk.

Die uns vorliegende Auflage der Diesterweg'schen populären Himmelskunde ist die 18.; sie ist in 16 Lieferungen erschienen. Vor zwei Jahren wurden zwei Stereotypauflagen ausgeführt und nun musste zur Herstellung weiterer drei Auflagen geschritten

werden. Die „Himmelskunde“ von Diesterweg erfreut sich mit vollem Rechte einer großartigen, kaum zu überschreitenden Beliebtheit und zwar wegen der trefflichen Anlage des Buches, das auch den rigorosesten didaktischen Forderungen entspricht, und wegen der bis in das kleinste Detail mit aller Sorgfalt vollzogenen Ausführung der Einzelseiten des Dargebotenen. Ganz vorzüglich sind die Anleitungen zu Übungen der Lehrer mit den Schülern, die theils im Freien, theils in der Schule abgehalten werden sollen. Die vielen eingestreuten methodischen Bemerkungen werden dem Lehrer vom größten Vortheile und geeignet sein, ihm in wichtigen und schwierigen Fragen hilfreich zur Hand zu sein. In der vorliegenden Auflage wurden gegenüber den früheren wenige Änderungen vorgenommen, nur sind die Tafeln der Bahnelemente der Planeten und deren Trabanten entsprechend neuen Untersuchungsergebnissen umgearbeitet und demgemäß auch manche Zahlenangaben im Texte verändert. Überhaupt kann von dem vorliegenden Buche gesagt werden, dass es in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit und der Forschung steht. In der 9. Lieferung finden wir auch diesmal ein sehr gelungenes Bild des großen Pädagogen Diesterweg, dessen Leben der Methodik gewidmet war.

Das Buch, vorzüglich ausgestattet, ist — was Anlage und Durchführung des Behandelten betrifft — derart, dass die deutsche Nation es mit gerechtem Stolze erwähnen darf.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 41. Dr. Josef Gottlieb Kölreuters vorläufige Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen und Beobachtungen (1761 bis 1766). Nr. 42. Das Volumgesetz gasförmiger Verbindungen. Abhandlungen von Alexander von Humboldt und J. F. Gay-Lussac (1805 bis 1808). Leipzig, Wilhelm Engelmann 1893.

Die erste der vorliegenden Abhandlungen, welche dem Leser in drei Fortsetzungen geboten wird und von Pfeffer neu herausgegeben erscheint, ist eine im echt naturwissenschaftlichen Geiste verfasste Schrift und durch die Art und Weise der Darstellung, durch die zielbewusste Conclusion und durch die Menge der neuen in ihr auftretenden Gedanken bemerkenswert. Insbesondere waren die Studien Kölreuters auf die Bastardierung der Pflanzen gerichtet, und dieser Forscher war es auch, der von wissenschaftlichen Gesichtspunkten geleitet zuerst Bastardpflanzen erzog. Allerdings sind viele Beobachtungen Kölreuters und mehrere aus denselben erschlossene Sätze hinfällig geworden, seitdem die Mikroskope in vervollkommneter Form den Forscher unterstützen. Auch auf die Befruchtung von Pflanzen, welche durch Insecten vermittelt wird, hat Kölreuter aufmerksam gemacht und so Sprengel und dem großen englischen Forscher Darwin vorgearbeitet. Die vorliegende Abhandlung ist als eine sehr lesenswerte zu bezeichnen, und wird bei den wertvollen Thatsachen und Beobachtungen, die sie bietet, immerdar für die Geschichte der Botanik von erheblichem Werte bleiben.

In der zweiten Lieferung wurden von Prof. Ostwald die Abhandlungen zusammengestellt, in welchen die Entdeckung, dass die Gase sich nach einfachen rationalen Volumverhältnissen verbinden und umsetzen, den Physikern bekannt gemacht wurde. Diese Abhandlungen von Alex. v. Humboldt und Gay-Lussac sind benannt: „Versuche über die eudiometrischen Mittel und über das Verhältnis der Bestandtheile der Atmosphäre“ (1805) und „Über die Verbindungen gasförmiger Körper eines mit dem anderen“ (1808). In der ersten der genannten Abhandlungen wird gezeigt, dass das Verhältnis, nach welchem Sauerstoff und Wasserstoff sich verbinden, constant und unabhängig vom Überschusse des einen und des anderen Gases ist; dabei wird auf die eudiometrische Methode, welche von Volta angegeben wurde, eingegangen und dieselbe als grundsätzlich gut befunden. Die zweite Abhandlung umfasst die Untersuchungen der Volumverhältnisse gasförmiger Verbindungen und die Geschichte der Entdeckung des berühmten Volumgesetzes. Man kann wohl behaupten, dass dieses Gesetz einer der Grundpfeiler des modernen chemischen Gebäudes ist.

Dem deutschen Texte der Ausgabe liegt die von Gilbert gegebene Übersetzung aus den Jahren 1805 und 1810 zugrunde.

Heinrich Rudolf Hertz. Rede zu seinem Gedächtnis in der Sitzung der physikalischen Gesellschaft zu Berlin am 16. Februar 1894 gehalten von Max Planck. Leipzig, Johann Ambrosius Barth (Arthur Meiner) 1894. Preis 60 Pf.

Der Tod des ausgezeichneten Physikers Hertz bedeutet für die physikalische Wissenschaft einen Verlust, der derzeit in seiner vollen Größe nicht ermessen werden kann. Er war der Pfadfinder für neue Gebiete, und das durch seine Arbeiten uns nähergerückte Ziel der physikalischen Forschung, die Naturkräfte einheitlich zu erklären, ist durch den Tod dieses berühmten Mannes — wenn nicht vollends in die Ferne gerückt — so doch in wenig absehbarer Entfernung geblieben. Dass die physikalische Gesellschaft zu Berlin, der er oft genug seine Dienste widmete, bei diesem traurigen Falle den Anlass nahm, um seines Wirkens in beredter Weise zu gedenken, war vorzuziehen, und der Professor der Physik an der Berliner Universität Max Planck hat es unternommen, ein gelungenes Bild des Entwicklungsganges, der bedeutungsvollsten Arbeiten, der persönlichen Eigenschaften und des erschütternden Endes des im Alter von 37 Jahren Dahingerafften zu geben.

Durch seine Lehrer Prof. Helmholtz und Prof. Kirchhoff erhielt Hertz eine Ausbildung, die für seine späteren Arbeiten bestimmend wurde; außer diesen deutschen Forschern war es vorzugsweise der Engländer Maxwell, dessen Theorie der magnetischen und elektrischen Erscheinungen einen unbestritten großartigen Einfluss auf Hertz ausübte. Von den vielen Arbeiten des

Dahingeschiedenen sind in der vorliegenden Schrift die folgenden genannt und deren Ergebnisse in Kürze skizziert: Die Arbeit über die Trägheit der Elektrizität, in welcher der Nachweis geführt wurde, dass, wenn überhaupt die bewegten Elektrizitäten eine lebendige Kraft besitzen, diese kleiner sein muss, als eine bestimmte angebbare sehr kleine Größe. Der Dissertationsabhandlung über die Induction in rotierenden leitenden Kugeln oder Hohlkugeln zwischen Magneten wird im folgenden gedacht, ebenso einer Abhandlung, in der die Spannkraft des gesättigten Quecksilberdampfes bei tieferen Temperaturen aus den Principien der Thermodynamik berechnet wurde. Von großem Interesse ist auch das Ergebnis weiterer Versuche auf dem Gebiete der Elektrizität, dass Stromlinien und Kathodenstrahlen voneinander unabhängig sind und dass Kathodenstrahlen von einem Magnete nach Art der magnetischen Drehung der Polarisationssebene des Lichtes beeinflusst werden. Weiter wird die Thätigkeit des Verewigten an der Universität Kiel besprochen und darauf hingewiesen, dass in diese Zeit die meteorologischen Studien von Hertz fallen. Besonderes Interesse bieten die Arbeiten über das Gleichgewicht einer schwimmenden elastischen Platte, welche, bereits in Berlin durchgeführt, von Kiel aus veröffentlicht wurden. Die Resultate dieser Arbeiten sind so bemerkenswert und klingen so paradox, dass es angemessen erscheint, eines derselben zu erwähnen: Eine begrenzte Platte, die dichter als Wasser ist, wird horizontal auf eine Wasserfläche gelegt untersinken; wird sie aber in der Mitte genügend belastet, so kann sie vermöge der Einbiegung schwimmen, wenn sie nur nicht durchbricht. Die größte Wirksamkeit entfaltete Hertz in der Elektrodynamik (Beziehungen zwischen den Maxwell'schen Grundgleichungen und jenen der gegnerischen Elektrodynamik) und in dem Grenzgebiete zwischen Elektrizität und Licht. Mit Recht nennt Prof. Planck die Zeit in Karlsruhe die große Epoche seines Lebens, bezeichnet durch die in eine Reihe von Abhandlungen zerfallende Arbeit über elektrische Schwingungen. Das diesen Arbeiten zugrunde liegende Princip wird von dem Verf. der vorliegenden Schrift in lichtvoller Weise dargelegt, ebenso aber auch dargethan, dass Hertz, der nun, seitdem er die Identität von Lichtwellen und elektrischen Wellen nachgewiesen hatte, gefeiert wurde, wie selten ein Mann der Wissenschaft, in seiner Gesinnung, seinen Anschauungen sich nicht änderte. Die Arbeiten über elektrische Schwingungen wurden fortgesetzt, als Hertz 1889 Nachfolger von Prof. Clausius in Bonn wurde. Als letztes Werk ist vor kurzer Zeit seine Schrift über die allgemeinen Principien der Mechanik erschienen, in welcher er einen noch höheren Standpunkt für seine Naturauffassung zu gewinnen strebte.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Grammatik der hypothetischen Sätze auf
Grund neuerer psychologisch-logischer Theorien
des hypothetischen Urtheiles.

(Mit besonderer Berücksichtigung der lateinischen Sprache.)

Wer entweder selbstthätig im Mittelschulunterrichte ist oder wenigstens einiges Interesse demselben entgegenbringt, wird zugeben, dass im Latein-, Griechisch-, ja auch im Deutschunterrichte die hypothetische Periode eine Crux wie für die methodische Behandlung im Unterrichte, so für das Verständnis der Schüler bildet. Da aber der Grund solcher Schwierigkeit bei der unterrichtlichen Behandlung eines Lehrstoffes vielfach in der Art und Weise zu suchen ist, wie derselbe im Lehrbuche behandelt ist, so können wir hinzufügen, dass diese Crux für den Unterricht in einer nothwendigen Relation zu einer solchen der Grammatiker selbst stehe.¹⁾

Wenn man nun nach der Ursache dieser Thatsachen forscht, so erkennt man leicht, dass einerseits der Mangel einer einheitlichen Grundauffassung in der Theorie der hypothetischen Sätze, andererseits die Vernachlässigung gewisser psychologischer Erwägungen an der Unklarheit der grammatischen Darlegung und in ihrer weiteren Folge an den Schwierigkeiten der unterrichtlichen Behandlung schuld sei.

Bevor ich daran gehe, zunächst diese meine Behauptung an der Hand einiger gegenwärtig besonders gebräuchlicher Grammatiken darzuthun, möchte ich mich, wenn ich auch nicht nach dem heutigen Stande der grammatischen Wissenschaft die Ansicht Fr. Haases²⁾ vollständig

¹⁾ Hermann Ziemer sagt in seinem bekannten Buche „Junggrammatische Streifzüge“ S. 54 f., wie folgt: „Insbesondere sind es hier die Bedingungssätze in verschiedenen Sprachen, im Griechischen, Lateinischen, Deutschen, die den Grammatikern viel zu schaffen gemacht haben, welche bei der Beurtheilung des Modus- und Tempuswandels dieser Sätze allein mit Hilfe der Logik die Sache sich zurechtlegten und so in ausweglose Verwirrung geriethen.“

²⁾ Fr. Haase de medii aevii studiis, p. 37.

vertreten könnte, dass im Gegensatze zur Formenlehre und Lexikographie die Syntax auch von denen behandelt werden könnte, „qui latininitatis parum gnari sint“, doch zu dem bekennen, was Dr. H. Ziemer in den „Junggramm. Streifzügen“ über die psychologische Erklärung bei der Behandlung grammatischer Fragen sagt. Besonders aber schwebt mir der Satz vor Augen, den er S. 43 im Zusammenhange des eben genannten Capitels in folgender Weise ausspricht: „Wie alles Sprechen, so betrachten wir auch jede syntaktische Erscheinung als das Resultat eines psychologischen Processes, sehen die Sprache an und für sich weder als logisch noch als unlogisch an, suchen durch eine genetische Methode zunächst stets dadurch über eine Spracherscheinung klar zu werden, dass wir fragen: Wie ist sie überhaupt möglich geworden? So werden wir am besten davor bewahrt, von logisch-grammatischem Standpunkte hineinzuinterpretieren, was in ihr gar nicht liegt.“

Ich will nun vorerst von jeder psychologischen Theorie absehen und von Erwägungen ausgehen, die schon der gesunde Menschenverstand bietet und die mir evident erscheinen, damit ich eben nicht in den Verdacht komme, dass ich eine psychologische Theorie in die Grammatik hineininterpretiere.

Bedeutet in jeder der drei Sprachen das beliebte Beispiel *εἰ θεοὶ εἰσιν, ἔστι καὶ ἔργα θεῶν* „si dii sunt, sunt etiam opera deorum“, „Wenn es Götter gibt, so gibt es auch Götterwerke“ dasselbe wie der entsprechende Causalsatz „Weil es Götter gibt, so gibt es auch Götterwerke“; und wenn dies nicht der Fall ist, welcher Grund für die Verschiedenheit ist anzuführen? Würden diese beiden Arten von Sätzen der Ausdruck gleicher Gedanken sein, dann müsste auch der Satz in der negierten Form „Wenn nicht Götter sind, so gibt es keine Götterwerke“ dasselbe bedeuten, was der Satz besagt: „Weil nicht Götter sind, so gibt es keine Götterwerke.“ Dass dies aber nicht der Fall sein kann, zeigt die einfache Erwägung, dass die hypothetische Fassung des Gedankens gar nicht voraussetzt, dass man wirklich an die Existenz von Göttern und Götterwerken glaubt oder nicht glaubt, während die causale Form den Glauben voraussetzt, dass es keine Götter und auch keine Götterwerke gibt. Ist dieser Glaube an Götter vorhanden, dann erscheint der Satz „Weil es keine Götter gibt, so gibt es keine Götterwerke“ als ein Nonsens, während trotzdem der Satz „Wenn nicht Götter sind, so gibt es keine Götterwerke“ vollständig berechtigt erscheint.

Wenn diese Erwägungen, wie ich hoffe, ein vollständig evidentes Resultat bieten, so sind damit die Gedanken gewonnen, auf welchen allein meiner Ansicht nach, ohne dass man weiter irgendwie der psychologischen Theorie sich zu bedienen braucht, eine nach meinem Dafürhalten einheitlichere Darstellung der hypothetischen Sätze sich aufbauen lässt.

Ich will aber trotzdem im folgenden neuere psychologisch-logische Theorien des hypothetischen Urtheiles mit einigen Worten berühren, weil dieselben von eben diesen Reflexionen ausgehen.

Fragt man nun, um zu dem zweiten Theile der oben aufgeworfenen Frage überzugehen, wie es möglich sei, dass ein Gedanke, der dieselben Begriffe verwendet, in hypothetischer Form vollständig berechtigt sein kann, während er in causaler Form als unsinnig erscheint, so ist der Grund im folgenden zu suchen. Glaube ich an Götter und würde ich trotzdem sagen: „Weil nicht Götter sind, so gibt es keine Götterwerke“, so müsste mir der Schluss richtig erscheinen: „Es gibt keine Götter, also auch keine Götterwerke“; es müsste daher gegen die Voraussetzung das Urtheil „Es gibt keine Götter“ ebenso für mich feststehen als das sich daraus ergebende: „Es gibt keine Götterwerke“. — Glaube ich aber an Götter und sage ich trotzdem: „Wenn Götter nicht sind, so gibt es keine Götterwerke“, so liegt die Sache ganz anders. Ich kann mir trotz meines Glaubens an Götter die Nichtexistenz der Götter bloß vorstellen und mit dieser Vorstellung in nothwendige Abhängigkeit die Vorstellung von der Nichtexistenz der Götterwerke bringen. Wenn mir zugegeben wird, dass diese Gedankenkette eine richtige ist, so ist damit der Standpunkt gegeben, von dem aus die psychologische Seite der Erklärungen, wie sie die bekanntesten Grammatiken bieten, beurtheilt werden kann.

Wie wir noch sehen werden, ist es ganz besonders der sogenannte „reale Fall“, welcher den Erklärern Schwierigkeiten bereitet hat. Daher sei zunächst hier auf die einzelnen Deutungen verwiesen, die diese hypothetische Periode durch die neueren Grammatiker erfuhren. Ich kann natürlich nur einige wenige ausdrücklich anführen, auf die anderen verweisen.

Zumpt erklärt diesen Fall S. 415, 11. Aufl.: „Mit dem Indicativ spreche ich kein Urtheil über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Falles aus, ich setze ohneweiters, was ist, als wirklich.“ Seyffert 29. Aufl. der Ellendt'schen Lat. Grammatik sagt: „Die Bedingung und auch die daraus entspringende Folge kann bestimmt und ohne alle Ungewissheit ausgesprochen werden.“ Goldbacher S. 191: „Im Vordersatze steht der Indicativ aller Tempora, wenn eine Bedingung schlechthin ohne Rücksicht auf deren Eintreffen oder Nichteintreffen hingestellt wird und nur um des Verhältnisses zum Nachsatze willen.“ Scheindler, Lat. Grammatik S. 156 erklärt die reale Form des hypothetischen Satzes: „Wenn die Bedingung eintritt, tritt die Folge ein; es wird aus einem bestimmten Urtheile ein anderes bestimmt gefolgert. Die Bedingung wird als wirklich vorausgesetzt, woraus sich die Folge als eine nothwendige ergibt.“ Schmidt sagt in der 7. Aufl. S. 158: „Wenn die Bedingung eintritt, so tritt die Folge ein. Die Bedingung wird als wirklich vorausgesetzt, woraus sich die Folge nothwendig ergibt.“¹⁾ Koziol S. 212: „Im Bedingungssatze und im Folgesatze steht eine Zeit des Indicativs, wenn der Redende einen Fall zwar mit Bestimmtheit hinstellt, sein eigenes Urtheil jedoch über die Verwirklichung oder Nichtverwirklichung desselben nicht andeutet.“ Lattmann, Müller Kleine lat. Grammatik, 3. v. Aufl., S. 204: „Der Redende enthält sich jedes Urtheiles über die Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit des gesetzten Falles.“ Aug. Waldeck, der, wie

¹⁾ Diesen Wortlaut behält auch die 8. Auflage bei.

wir noch sehen werden, gerade auf dem Gebiete der hypothetischen Sätze seine eigenen Wege geht, auf die er durch die Bedürfnisse des Unterrichtes gerieth, sagt über den realen Fall in seinem ganz trefflichen Buche »Latein. Schulgrammatik« 1891, S. 96 f. (und ähnlich in »Praktische Anleitung zum Unterrichte in der latein. Grammatik« S. 176): »Der Realis, Indicativ wie im Deutschen bezeichnet das rein logische Urtheil.« Er fügt aber hinzu: »Beachte, dass die Bezeichnung Realis hier nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen ist, da über Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit gar nichts ausgesagt wird.« Draeger, *Histor. Syntax*, 2. Aufl., 2. B., S. 701 gibt folgende Erklärung dieses Falles: »Der Bedingungssatz steht im Indicativ, wenn man in ihm nur deshalb ein problematisches Urtheil hinstellt, um etwas daraus zu folgern. Ob aber das im Nebensatze Vorausgesetzte mit der Wirklichkeit übereinstimme oder nicht, bleibt unberücksichtigt.«

Der Eindruck, den unmittelbar der Vergleich dieser einzelnen Deutungen auf den Leser macht, lässt sich durch den bekannten Terentianischen Ausspruch kennzeichnen: »Quot capita, tot sensus«,¹⁾ und damit ist auch schon der früher von mir behauptete Mangel an Einheitlichkeit in der Erklärung in einer Hinsicht klargelegt. Ein anderer Eindruck, den man gewinnt, ist der, dass es den einzelnen Erklärern Mühe zu kosten schien, einen adäquaten Ausdruck für den Fall zu finden, und daher fast jede dieser Erklärungen manche dunkle Worte enthält. Die Unklarheit hat aber dabei gewöhnlich in einer Äquivocation ihren Grund. Dahin gehört zunächst der oft gerade bei der Erklärung dieses Falles gebrauchte Ausdruck »hinstellen«.²⁾ »Hinstellen« kann ebensogut einen Gedanken bezeichnen, der bloß vorgestellt ist, wie ihn der hypothetische Satz nach der obigen Ausführung erfordert, als auch ein wirklich gefälltes, behauptetes Urtheil, wie es der Causalsatz verlangt. Wenn z. B. Dräger a. a. O. sagt: »Der Bedingungssatz steht im Indicativ, wenn man in ihm deshalb ein problematisches Urtheil hinstellt, um etwas daraus zu folgern, so muss folgender Zweifel entstehen: Soll hier das »Hinstellen« ein Behaupten oder ein bloßes Vorstellen bezeichnen?« Der Ausdruck »problematisches Urtheilscheint«³⁾ darauf hinzudeuten, dass auch Dräger an nicht gefällte und

¹⁾ Noch bedeutend vergrößert würde diese Mannigfaltigkeit, wenn ich auch noch die Verfasser der griechischen Grammatiken citiren möchte. Ich beschränke mich aber, um nicht weitläufig zu werden, auf die Verfasser lateinischer Grammatiken. Es beweist übrigens schon die oft ganz abweichende Deutung der hypothetischen Fälle in verschiedenen Auflagen der letzteren, wie unsicher dieselbe ist. Vgl. z. B. mit Bezug auf die Deutung des realen Falles die 11. Aufl. von Zumpt mit der 13. Aufl. S. 358.

²⁾ Vgl. die citirten Stellen aus Dräger, Goldbacher, Scheindler.

³⁾ Auf diesen Ausdruck »problematisches Urtheil« in seiner Beziehung zum hypothetischen Urtheil bezieht sich auch eine Stelle in Sigwarts *Logik*, die ich hier anführen möchte, weil sie zugleich bezeichnend für die Auffassung der hypothetischen Sätze durch diesen Logiker ist. Sigwart sagt (*Log. I. B.*, S. 241; 2. Aufl., S. 285): »Die Grammatiker pflegen solche Sätze als Bedingungssätze zu bezeichnen, indem sie

bloß vorgestellte Urtheile denkt, was auch die folgenden Worte „ob aber das im Nebensatze Vorausgesetzte mit der Wirklichkeit übereinstimme oder nicht, bleibt unberücksichtigt“ zu bestätigen scheinen.¹⁾ Dann aber kann man nicht von „folgern“ sprechen, und doch heißt es „um etwas daraus zu folgern“. Es scheint mir überhaupt — und damit komme ich auf einen zweiten Punkt — nicht opportun, weder bei dem realen Falle noch bei einem andern von einem „folgern“ zu sprechen; gleichwohl finden wir dies ganz besonders bei der Deutung des sogenannten „realen Falles“ in dem größten Theile der Grammatiken. Wir haben es eben nach dem obigen, was noch im folgenden ausgeführt werden soll, nicht mit einem Folgern, d. i. einem Schließen bei dem hypothetischen Satze zu thun, sondern nur mit einer hypothetischen Verknüpfung zweier bloß vorgestellter Urtheile. Es hat beinahe den Anschein, als ob einige von den Autoren der Grammatiken dies gefühlt hätten und durch das äquivoque „hinstellen“, „voraussetzen“ oder ähnliche Ausdrücke dieser Schwierigkeit auszuweichen versucht hätten.²⁾

Ich gestehe, dass ich Zumpts Worte nicht recht zu erfassen vermag, wenn er sagt: „Mit dem Indicativ spreche ich kein Urtheil über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit eines Falles aus, ich setze ohne weiters, was ist, als wirklich.“ Namentlich scheint mir der letzte Satz im Widerspruche mit dem ersten. Aber auch Goldbachers Worte „wenn eine Bedingung schlechthin ohne Rücksicht auf deren Eintreffen oder Nichteintreffen hingestellt wird und nur um des Verhältnisses zum Nachsatze willen“ lassen den unklaren Eindruck zurück, was wohl für ein Verhältnis gemeint sein mag.

von der scheinbar zunächst liegenden Auffassung ausgehen, dass es sich um die Gültigkeit des Nachsatzes handle. Dies kann nicht schlechtweg behauptet werden, sondern wird nur unter Voraussetzung behauptet, dass auch der Vordersatz gelte. Das Ganze wäre also nur bedingte Behauptung des Nachsatzes, also — Aussage über das Subject des Nachsatzes. Allein da der Nachsatz nicht behauptet werden will, ehe man des Vordersatzes sicher ist, da in Beziehung auf beide also ein Conditionalsatz Ausdruck der Ungewissheit ist, beide, wie man sich ausdrückt, problematisch gesetzt werden oder, wie wir sagen, bloße Hypothesen ausdrücken, so scheint in der That, solange man auf die beiden Sätze sieht, gar kein Urtheil im eigentlichen Sinne vorzuliegen, d. h. keine Aussage, welche als wahr und nothwendig behauptet wird, umso weniger, da es Bedingungsätze gibt, welche mit dem ausgesprochenen Bewusstsein der Falschheit von Vorder- und Nachsatz hingestellt werden (*Si tacuisses, philosophus mansisses*).

¹⁾ Übrigens ist die Herbeiziehung des problematischen Urtheiles auf Kant zurückzuführen. Alexius Meinong sagt darüber Humestudien II. Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wiss. phil.-hist. Cl. Bd. CI, 2. Heft 1892, S. 678: „Kant meint wohl, es seien problematische Urtheile (scil. Vorder- und Nachsatz der hypoth. Urtheile); aber problematische Urtheile gleichen Entschlüssen, die noch nicht gefasst sind — sind Vorstellungen von Entschlüssen, wie jene bloße Vorstellungen von Urtheilen sind.“

²⁾ Vgl. Koziol, Goldbacher a. a. O.

Man wird vielleicht einwenden, der von mir getadelte Ausdruck „folgern“ sei hier nicht in dem strengen logischen Sinne zu nehmen, sondern beziehe sich auf das hypothetische Verhältnis. Dann müsste ich diese Bezeichnung eine für eine Regel gefährliche Äquivocation nennen, die vermieden werden könnte und sollte. Sicher aber liegt ein Widerspruch darin, einestheils davon zu sprechen, dass kein Urtheil weder im Vorder- noch im Nachsatze über die thatsächliche Gültigkeit abgegeben wird (scilicet also bloß vorzustellen ist), und doch andererseits zu sagen, der Nachsatz wird aus dem Vordersatze gefolgert, wie es die obigen Stellen *mutatis mutandis* thun.

Am nächsten steht meinen folgenden Ausführungen A. Waldeck besonders in dem oben angeführten Zusatze: „Beachte, dass die Bezeichnung Realis hier nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen ist usw.“ Gleichwohl will mir auch die Bezeichnung dieses hypothetischen Satzes als rein logisches Urtheil besonders in einer Schulgrammatik nicht recht behagen. In der aus Lattmann Müller angeführten Stelle wird, wenn auch sonst die Deutung des hypothetischen Satzes in dieser Grammatik klar gehalten ist, die Bezeichnung dessen vermisst, was Gegenstand des Urtheiles sei.

Ich habe bis jetzt alle psychologische Theorie in der schon oben bezeichneten Absicht vermieden und sozusagen nur auf Grund von Erwägungen, die sich an den Sprachgebrauch anschließen, zu zeigen versucht, dass viele der gebräuchlichen Deutungen der hypothetischen Sätze dem nicht gerecht werden, was schon der gewöhnliche Sprachgebrauch mit dem Worte „folgern“ bezeichnet. Wenn man nun noch diesen an den Sprachgebrauch angeschlossenen Reflexionen eine Stütze in gewissen neueren psychologisch-logischen Theorien, die einerseits das Urtheil überhaupt, andererseits das hypothetische Urtheil betreffen, gibt, so gewinnt, will mir scheinen, die Theorie der hypothetischen Sätze nicht wenig an Klarheit.

Wie bekannt, hat Brentano in seiner Psychologie, I. Bd., C. 7¹⁾ „Vorstellung“ und „Urtheil“ als zwei verschiedene Grundclassen zu erweisen gesucht. In ausführlicher Weise hat er gezeigt, dass nicht die Verbindung von Subject und Prädicat das Wesen des Urtheiles ausmache oder irgend eine solche Combination, sondern die Eigenthümlichkeit des Urtheiles liege in der besonderen Beziehungsweise auf den Inhalt, welche durch das Wort „Glauben“ im weitesten Sinne, das ein Bejahen oder Verneinen sein kann, ein Anerkennen oder Leugnen in sich fasst, gekennzeichnet wird.²⁾

Um nicht weitläufig zu werden, will ich mit Hinweis auf Brentanos Psychologie, in welcher der Gegenstand eine klare und eingehende Er-

¹⁾ S. 266 ff.

²⁾ Ob und inwiefern Dr. Wilhelm Jerusalem in seinem jüngst erschienenen Buche „Die Urtheilsfunction“ diese Aufstellungen zu entkräften vermochte, darüber zu urtheilen kann ich hier umso eher anderen überlassen, weil ich ja diese Sätze Brentanos nicht zum Ausgangspunkte meiner Ausführungen genommen habe.

örterung gefunden hat, diesen Unterschied durch folgendes Beispiel klar machen. Jeder hat die unmittelbar evidente Überzeugung, dass es eine andere Art von Gedanken sei, wenn er bloß über die Bedeutung des Wortes »Centaur« nachdenkt, als wenn er die Existenz oder Nichtexistenz des Centauren behauptet. Im ersteren Falle ist das Denken ein bloßes Vorstellen, eine Art Gedanke, mit dem kein Glauben verbunden ist, im letzteren Falle eine Art Gedanke, mit dem ein Glauben verbunden ist. Hält man nun diesen Unterschied fest, so muss man auch zugeben, dass sowohl der Vorder- als auch der Nachsatz des hypothetischen Urtheiles kein wirklich gefälltes Urtheil enthalte. Sehr klar ist dies zuerst von Alexius Meinong a. a. O. S. 678 f. in folgenden Worten ausgesprochen worden: »Es legt dies die Frage nahe, worin denn eigentlich der Unterschied dieser sichtlich so eng verwandten Urtheilsgestalten¹⁾ beruht. Zweierlei scheint in dieser Hinsicht von Belang: 1. Wir haben gesehen, dass Schlüsse mit suspendierten Prämissen möglich sind, aber sie bleiben immerhin Ausnahmen. Dagegen liegt die Suspension, d. h. das Nichturtheilen oder bloße Vorstellen von Vorder- und Nachsatz so sehr im Wesen des hypothetischen Urtheiles, dass dieses sogar stattfinden kann, wenn man weiß, dass Vorder- und daher auch Nachsatz ganz gewiss nicht zutreffen (in der so geläufigen conjunctivischen Construction: Wenn das Ereignis A eingetroffen wäre, so wäre auch B eingetroffen, — womit schon gesagt ist, dass A nicht wirklich war). 2. Bei Schlüssen muss die Evidenz für das Schlussurtheil durch Prämissen und Conclusio immer gegeben sein; bei hypothetischen Urtheilen dagegen ist Analoges nur ausnahmsweise der Fall.«²⁾ Um dies an unserem Beispiele zu zeigen, so behaupte ich, wenn ich den Satz ausspreche »Wenn Götter sind, so sind auch Götterwerke«, weder, dass Götter sind, noch dass es Götterwerke gebe, sondern ich stelle mir bloß das Glauben an Götter und Götterwerke vor und setze beide bloß vorgestellte Urtheile in nothwendige Abhängigkeit voneinander, spreche aber ein Urtheil über das Coexistierenmüssen beider aus. Das Letztere ist der Gegenstand des Urtheiles. Dass aber der Satz »Weil Götter sind, so sind auch Götterwerke« zwei wirklich geglaubte Urtheile voraussetzt, zu denen ein drittes hinzukommt, welches behauptet, dass diese beiden Urtheile in dem Verhältnisse von Grund und Folge stehen, ergibt sich aus dem Gesagten. Der Causalsatz entspricht also dem Schlusse oder der Folgerung.«³⁾

¹⁾ Nämlich des hypothetischen Urtheiles und des Schlusses.

²⁾ Vgl. Höfer, Philos.-Prop. Logik S. 112 f. und S. 141. In viel weniger entschiedener Weise hat Sigwart, Logik, 1. Bd., S. 242 f. (2. Aufl. S. 285 f.) Ähnliches über das hypothetische Urtheil festgestellt.

³⁾ Mit Rücksicht darauf sagt Meinong a. a. O. S. 679: »Die Umwandlung des hypothetischen Urtheiles in den Schluss überhaupt ist nur möglich, wenn es alles zur Evidenz Erforderliche bereits enthält und auch in diesem günstigen Falle können leicht aus den vorgestellten Urtheilen wirkliche werden, es kann daher als Schluss Irrthümer enthalten, was als hypothetisches Urtheil richtig wäre.«

Wie mir Herr Prof. Marty, dem ich überhaupt viele dankenswerte Anregungen schulde, mitzuthellen die Güte hatte, und wie ich auch aus seinen Vorlesungen entnahm, theilt Brentano diese Ansicht über das hypothetische Urtheil nicht. Ein hypothetisches Urtheil „Wenn A ist, ist B“ stellt nach dieser Darstellung immer ein negatives Urtheil dar, da es nur bei negativen Urtheilen möglich sei, über ein Ganzes oder eine Verbindung von Inhalten zu urtheilen, ohne die Theile mitzubeurtheilen. Dies letztere geschieht aber beim hypothetischen Urtheile, dessen Gegenstand eben die Abhängigkeit zweier bloß vorgestellter Urtheile sei.

Zurückgeführt auf die Form des Existenzialurtheiles stelle sich die Analyse des hypothetischen Urtheiles folgendermaßen dar: „Wenn A ist, ist B“ ist soviel als: dass A sei und B nicht sei, ist nicht; oder: die Existenz von A ohne die Existenz von B ist nicht. — Ohne die Divergenz dieser Anschauungen entscheiden zu wollen, möchte ich doch der ersten von mir angeführten Ansicht eher beipflichten, weil ich in der letzteren Ansicht besonders ein Moment vermisse, das mir bei den hypothetischen Urtheilen, wenigstens nach den Zeugnissen der Sprache, unumgänglich zu sein scheint, nämlich das Hervorheben des Nothwendigkeitsverhältnisses zwischen dem Inhalte des Vor- und Nachsatzes, eines Verhältnisses, das „kein anderes sein kann als das der Unverträglichkeit, die zwischen Affirmation des Vordersatzes und der Negation des Nachsatzes besteht“.¹⁾ Dass aber auch ein Urtheil über eine Relation von zwei bloß vorgestellten und nicht geglaubten Urtheilen, also über ein Ganzes ohne Anerkennung der Theile, erfolgen kann, scheint mir doch Meinong a. a. O. S. 673 ff. erwiesen zu haben.²⁾

¹⁾ Meinong a. a. O. S. 678.

²⁾ Prof. Dr. A. Hüfler bemerkt mir brieflich zu dieser Streitfrage: „Es mag ja sein, dass man sich oft genug im außerwissenschaftlichen Leben (und sogar im wissenschaftlichen Sprachgebrauche, insoweit es nicht auf strengste Handhabung des logischen Apparates abgesehen ist) der Formel „Wenn — so“ bedient, ohne an die Nothwendigkeit des so bezeichneten Zusammenhanges zu denken. Aber ist das mehr als eine Laxheit, wie sie z. B. bei jedem Fehlschluss auch gefibt wird? — Oder soll etwa gar auch dem „Weil“, welches jedes Schließen (aus nicht bloß suspendierten oder fingierten Prämissen) bezeichnet, die „Nothwendigkeit“ nicht wesentlich sein? Was bliebe dann aber noch für die (speciell logische) Nothwendigkeit als Gebiet übrig? — In all diesen Dingen thut sich eben derjenige, welcher den zweiten Hauptsatz der Brentano'schen Urtheilstheorie (wie ich seine Abweisung eines tiefgehenden Unterschiedes zwischen Daseins- und Beziehungsurtheilen genannt habe) nicht mitmacht, sehr leicht. Die Relationsurtheile als solche, gleichviel ob affirmative oder negative, behaupten und leugnen nichts über das Dasein der Fundamente. Auch Vorder- und Nachsatz des hypothetischen Urtheiles müssen nicht als wirkliche Urtheile in mir dasein, um mir die Einsicht in das Bestehen einer α -Relation zwischen ihnen (wie ich in meiner Logik die Nothwendigkeitsrelation kurz bezeichne) zu ermöglichen. Nur vorstellen muss ich mir, dass ich A glaube und C nicht glaube; sehe ich ein, dass ich beide Urtheile als evident nicht in mir fertig bringe, so sage ich mir: „Wenn A ist, so ist C“. Natürlich lässt sich

Nun will ich, da ich auch dies in meinen weiteren Ausführungen in Anwendung zu bringen gedenke, darauf aufmerksam machen, dass auf Grund der obigen Charakterisierung des Urtheiles die Frage z. B. kein Urtheil zu nennen ist, es müsste denn eine sogenannte rhetorische Frage sein und zwar deshalb, weil sie kein Glauben, kein Anerkennen oder Leugnen enthält. Wenn ich eine eigentliche Frage stelle, so thue ich es ja deshalb, weil ich nicht weiß, ob ich bejahen oder verneinen soll. Wohl aber kann mit einer solchen Frage ein Urtheil sehr innig verknüpft sein, so dass die Frage gleichsam auf demselben aufgebaut scheint. Wenn ich weiß, dass von vier anwesenden Leuten eine Person die That begangen hat, so frage ich »Wer hat das gethan?« und verbinde damit das Urtheil »Einer hat es sicher gethan.«¹⁾

Um nun von diesem rein psychologischen Excurs wieder zu der Behandlung der hypothetischen Sätze überzugehen, so ist, glaube ich, durch die Anwendung dieser Theorie oder eigentlich der ihr zugrunde liegenden, mir evident scheinenden Erwägungen, von denen ich ausgieng, für die Erklärung der hypothetischen Sätze das gewonnen, dass eine einheitliche Grundauffassung, wenn ich so sagen soll, der hypothetischen Sätze ermöglicht wird. Ich möchte da im vorhinein hervorheben, dass mir ganz gut bekannt ist, dass sich die Sprache, wie sonst, auch hier nicht starre Formen aufdrängen lässt. Wohl aber hoffe ich, dass einerseits durch Benützung der obigen Reflexionen, andererseits durch gewisse andere psychologische Erwägungen, von denen ich gleich zu sprechen haben werde, auf die genetische Erklärung der einzelnen Formen und gerade der Mannigfaltigkeit der hypothetischen Sätze mehr Licht ausbreitet werden könnte.

Um dies zu zeigen, will ich zunächst die rein psychologische Seite der einzelnen Hauptformen der hypothetischen Sätze einer Prüfung unterziehen und dann erst, soweit es der Raum gestattet, eine Charakterisierung des sprachlichen Ausdruckes versuchen.

Zur psychologischen Deutung der verschiedenen Erscheinungsformen der hypothetischen Periode erscheint es mir unumgänglich, die sogenannte »innere Sprachform« herbeizuziehen, über welche A. Marty in seinem Aufsätze »Über das Verhältnis von Grammatik und Logik« in höchst anregender und geistvoller Weise gehandelt hat.²⁾ Die innere Sprach-

dies aus der psychologischen Formulierung auch in eine objective übertragen (wie z. B. auch der Satz des Widerspruches), nur dass es eben dann keine Schilderung meines psychischen Erlebnisses beim Denken des »Wenn — so« wäre. — Wer sich der Wucht gerade des Gedankens an Nothwendigkeit nie bewusst geworden ist, wird sie freilich auch im »Wenn — so« nicht finden; aber der könnte dann ebenso sagen »So oft A ist, ist auch C« — ebenso wie die, welche an Stelle von Causation (= Nothwendigkeit) des Anfangens nur regelmäßige Succession setzen. Dann sagt eben der Vorsichtige »Wann A ist, ist C«.

¹⁾ Höfler, Logik §. 41.

²⁾ Vgl. Symbolae Pragenses, Festgabe der Deutschen Gesellschaft für Alterthumskunde in Prag zur 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien 1893, S. 105 ff.

form besteht nach seiner Erklärung »in gewissen Vorstellungen, die durch unsere sprachlichen Ausdrücke erweckt werden, aber nicht selbst deren Bedeutung bilden, sondern nur dazu dienen, sie nach den Gesetzen der Ideenassociation zu erwecken«.

Zweck dieser inneren Sprachform ist, »als Band der Association zu dienen zwischen Laut und Bedeutung«. Deshalb wird als innere Form »jene Vorstellung gewählt, welche leichter und bequemer reproducierbar ist als der auszudrückende Inhalt.«¹⁾ Sie bildet also das Surrogat für einen anderen Inhalt. So ist bei den Wörtchen »bloß« die Vorstellung der Blöße, bei »eben, gerade, noch« die räumliche Grundvorstellung die innere Sprachform. Allerdings ist, wie Marty a. a. O. S. 105 eben an diesen Wörtchen gezeigt hat, »die innere Form infolge beständiger Unaufmerksamkeit auf sie sehr häufig verblichen.« Ich glaube nun, dass hauptsächlich bei der Beurtheilung der hypothetischen Sätze neben dem Verkennen des Charakters des hypothetischen Urtheiles überhaupt die Nichtbeachtung dieser »inneren Form« schuld an den Schwierigkeiten ist, die sie den Erklärern boten.

In den verschiedenen Erscheinungsformen der hypothetischen Periode, um nun zu diesen überzugehen, bewahrt am reinsten der sprachliche Ausdruck den Charakter des hypothetischen Urtheiles, wie er früher dargelegt wurde, in dem sogenannten realen Falle: »Wenn Götter sind, gibt es auch Götterwerke. Si dii sunt, sunt etiam opera deorum. *Εἰ θεοὶ εἰσιν, ἔστι καὶ ἔργα θεῶν.*« Aber auch in dem sogenannten potentialen Falle: »Wenn du wollen solltest, so dürftest du können. Si velis, etiam possis. *Εἰ βούλοιο, καὶ δύναιο ἄν*« kommt die nothwendige Abhängigkeit des bloß vorgestellten »Können« von dem bloß vorgestellten »Wollen« der 2. Person, also dasjenige zum sprachlichen Ausdruck, was der eigentliche Gegenstand des hypothetischen Urtheiles ist. Dies scheint mit Beziehung auf den potentialen Fall in den Regeln der einzelnen Grammatiken insofern anerkannt zu werden, als gerade in diesem Falle Bedingung und Folge als bloßer Gedanke bezeichnet zu werden pflegt. Ich sage »scheint«, weil auch hier wieder die äquivoque Bezeichnung »Gedanke« unbestimmt lässt, ob eine bloße Vorstellung oder ein Urtheil, die ja beide Gedanken sind, gemeint sei. Gemeinsam ist also nach meinem Dafürhalten dem sogenannten realen und potentialen Falle, dass sie rein den hypothetischen Charakter im sprachlichen Ausdruck festhalten, ohne dass irgen ein Nebengedanke ebenfalls ausgedrückt würde. Was diese Fälle unterscheidet und in sprachlicher Hinsicht als ganz verschieden erscheinen lässt, das ist die »innere Sprachform«. Als diese erscheinen im »realen Falle« die zeitlichen, ja ursprünglich sogar räumlichen Vorstellungen, die, wie es namentlich die Conjunctionen *si* und *wenn* zeigen,²⁾ als Surrogat für den eigentlichen Inhalt des

¹⁾ Vgl. A. Marty a. a. O. S. 107.

²⁾ Über die ursprünglich räumliche Bedeutung von *si* vgl. Iw. Müller, Hdb. d. Alterth.-Wiss. II. Bd., S. 347. Über wenn Grundzüge der deutschen Syntax von Oskar Erdmann, S. 52 u. 79.

hypothetischen Urtheiles auftraten. Beim potentialen Falle hingegen waren es Vorstellungen, die sonst dem Wunsche, bezw. der persönlichen Annahme entsprechen, welche die Association zwischen dem sprachlichen Ausdrucke und dem eigentlich hypothetischen Inhalte herbeizuführen bestimmt waren; daher der Optativ im Griechischen, der Coniunctiv im Latein, der ja auch in der deutschen Wendung »gesetzt, es sei« usw. sich findet.

Auch in dem sogenannten Falle der »Nichtwirklichkeit«, um zu diesem überzugehen, ist der Vorder- wie der Nachsatz Ausdruck eines nicht wirklich geglaubten, sondern bloß vorgestellten Urtheiles — dies muss eben als charakteristisch für alle Formen des hypothetischen Urtheiles festgehalten werden —, hier aber liegt im Unterschiede von den zwei zuerst behandelten Fällen offenbar schon ein Complex von Gedanken vor, so dass ähnlich, wie wir es oben bei der Frage sahen, die bloße Vorstellung des Vorder- und Nachsatzes auf ein Urtheil über die Nichtwirklichkeit aufgebaut ist. Wie die eigentliche Frage aber selbst kein Ausdruck eines Urtheiles ist, wohl aber sehr innig mit derselben ein Urtheil verknüpft sein kann, das auch, wie wir noch sehen werden, auf den sprachlichen Ausdruck der Frage einwirkt, so ist auch hier in den Theilen der hypothetischen Periode nicht ein wirklich gefälltes, sondern ein bloß vorgestelltes Urtheil zum Ausdruck gebracht, dem innig angeschlossen gleichsam als Unterbau ein Urtheil über die Nichtwirklichkeit dient.

«*Ἐὶ ἐβούλου, καὶ ἐδύνα ἄν.* Si velles, etiam posses. Wenn du wolltest, so könntest du auch.« Auch hier wird das bloß vorgestellte Können in nothwendige Abhängigkeit von dem bloß vorgestellten Wollen der 2. Person gebracht; aber innig verknüpft zu einem Complex mit den Vorstellungen sind die Urtheile »Du kannst nicht«, »Du willst nicht«. Also nicht mehr der reine Gedanke der Abhängigkeit einer bloßen Vorstellung von einer anderen bloßen Vorstellung, wie bei dem realen und potentialen Falle, sondern ein Complex von Gedanken führt hier zum sprachlichen Ausdrucke.¹⁾

Bei dem sogenannten Falle der Eventualität verbindet sich, ohne dass an dem Grundcharakter des hypothetischen Verhältnisses etwas geändert würde — denn auch hier haben wir als Inhalt des hypothetischen Urtheiles die nothwendige Abhängigkeit einer Vorstellung von der anderen festzuhalten —, innig mit diesen Vorstellungen zu einem Complex ein Urtheil über die Möglichkeit des Wollens und Könnens in dem obigen Beispiele und zugleich eine Erwartung, also ein mehr dem Gemüthe angehöriges Phänomen. Welche Form des lateinischen hypothetischen

¹⁾ Herr Prof. Marty hat mich auch auf folgenden Fall aufmerksam gemacht, der sonst nicht berücksichtigt zu werden pflegt. »Selbst wenn A nicht ist, wäre B.« Hier wird außer den Urtheilen »A ist«, »B ist« noch die nothwendige Coexistenz zwischen dem bloß vorgestellten B einer- und dem A wie auch dem non A andererseits zum sprachlichen Ausdruck gebracht.

Satzes als Ausdruck dieses dem eventuellen Falle entsprechenden hypothetischen Urtheiles zu nehmen sei, darüber lässt sich streiten.

Ich glaube aber nicht, und will darauf noch zu sprechen kommen, dass si mit dem Indic. Futur. dem *ἐάν* mit dem Conj. entspreche, sondern ich glaube, dass dieser griechischen Form der Eventualität ein Theil der lateinischen Bedingungssätze, in welchen si mit dem Coniunctiv Praesentis verbunden ist, mehr entspreche, als sie dem Falle der Potentialität (nämlich der rein persönlichen Annahme) adäquat sind. Ohne die Sache zu entscheiden, möchte ich auf den gedanklichen Unterschied folgender Beispiele hinweisen.

Cic. Verr. 1, 6 si velim dicere omnia — multi appellandi sint. Hier haben wir es im Vorder- und Nachsatze mit dem Ausdrucke einer reinen Vorstellung zu thun. Ebenso Cic. ad fam. II, 21, 3 sim enim impudens, si plus postulem, Plaut. Men. 416 si memorem — nox diem adimat, u. a. m.

Dagegen liegt folgenden Sätzen mehr eine Erwartung, dem griechischen *ἐάν* c. Conj. entsprechend, zugrunde. Plaut. Amph. 336 non ubi terrarum sim, scio, si quis roget, wenn einer fragen sollte, dabei ist gedacht, es ist möglich, dass es geschieht. Ebenso Plaut. Pseud. 291 si facere possim — pietas prohibet. Cic. Top. §. 87 Si enim quaeratur — definitionibus iudicandum est. Liv. 2, 12 intrare, si possim, castra hostium volo, u. a.

Allerdings könnte nur nach einer genauen Untersuchung des gedanklichen Charakters dieser Sätze eine solche Scheidung vorgenommen werden. Es wäre ja durchaus nicht singular anzunehmen, dass ein und derselbe sprachliche Ausdruck verschiedenen Gedanken diene.

Prag.

Gustav Spengler.

(Schluss folgt.)

Schulandachten von A. Frantz, k. Gymnasial-Oberlehrer. 3. Heft (Schlussheft). Leipzig, Teubner 1895. 8^o, 120 SS.

Der Verf. hat bereits zwei Bändchen von Schulandachten erscheinen lassen, denen er nun, da sie überall eine günstige Aufnahme gefunden haben, dieses dritte und letzte Bändchen folgen lässt. Damit ist ein reichliches Material für alle Hauptandachten geboten. Das vorliegende Heft reiht sich würdig den vorhergehenden an. Die kurz gehaltenen Andachten schließen sich an Schrifttexte und evangelische Kirchenlieder an und tragen durchaus den Charakter echter, wahrer Frömmigkeit. Sie werden daher an evangelischen Mittelschulen und auch beim evangelischen Religionsunterrichte mit großem Nutzen verwertet werden, wie sich denn auch die meisten zur häuslichen Erbauung sehr gut eignen.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Sophokles' Philoktetes. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Friedrich Schubert. 2. verb. Auf. Mit 6 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. XVI u. 64 SS. Preis geh. 30 kr., geb. 50 kr.

Über die Anordnung des in dieser Schulausgabe Gebotenen wäre bereits Gesagtes zu wiederholen. Nur ein kurzes Wort über die Textgestaltung. Auffallen muss es, dass der Herausgeber, der Gleditsch einstens beschworen, bald aber glücklich losgeworden zu sein schien, nunmehr sich wiederum in dessen Bannkreise ziehen ließ. Keines Kritikers Lesungen begegnen im Texte dieser Schulausgabe häufiger — 44 mal, wenn ich richtig gezählt — als jene des Herausgebers der sophokleischen Cantica. Selbst wenn dieser im v. 686 die überlieferten Worte ὄλλυθ' ὡδ' ἀναξίως. τόδε θάυμ' ἔχει με frevelhaft kühn in ἀπώλλυθ' ὡδ' ἀναξίως. θάυμος ἢ ἔχει ändert, Änderungen, die auch die Gegenstrophe (701) arg in Mitleidenschaft ziehen — Schubert begibt sich jeder selbständigen Kritik und copiert auch hier getreulich seine Vorlage. Nicht minder slavisch hängt er an ihr in dem metrischen Schema der Chorlieder. Jedes Pausenzeichen am Ende oder Anfange eines Verses, jede dreizeitige Länge, über deren Annahme man wohl ab und zu anderes Sinnes sein darf, ja sogar das graphische Zeichen für den πούς τρίσημος mit dem nachgesetzten Punkte (—) wird nach Gleditsch gegeben. Schuberts eigene Schreibungen — im ganzen vorsichtig und sinngemäß — begegnen nur an wenigen Stellen, eifl alles in allem. Wir zweifeln nicht, dass jene Lehrer, die an der Hand dieser Schulausgabe ihren Schülern den Philoktetes erklären, dem Texte gegenüber ihre volle Selbständigkeit bewahren werden.

Wien.

Siegfried Reiter.

Die lyrischen Versmaße des Horaz. Für Primaner erklärt von Dr. Reinhold Köpke. 5. Auf. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1894. 8°, 32 SS. Preis 60 Pf.

Die äußerst anerkennenden Beurtheilungen, welche dem vorliegenden Leitfaden zur Einführung der Schüler in die horazische Metrik bei dem Erscheinen einer jeden neuen Auflage seit dem Jahre 1883 in den verschiedenen Zeitschriften zutheil geworden sind, können angesichts der

soeben erschienenen 5. Auflage nur wieder aufgefrischt und auf sie verwiesen werden; denn es dürfte, wie ein hervorragender Recensent trefflich bemerkt hat, dem strebsamen Obergymnasiasten, der sich mit den dürftigen metrischen Schematen, wie sie die meisten Schulausgaben des Horaz bieten, nicht begnügt, für die genauere Kenntniss der horazischen Metra kein besseres Hilfsmittel empfohlen werden können. Zudem hat sich der Verf. in der jetzigen Auflage bemüht, mehreren in früheren Besprechungen des Büchleins geäußerten Wünschen durch kleinere Änderungen, Auslassung von nicht unumgänglich Nothwendigem und bei Horaz nicht Vorkommendem gerecht zu werden. Hat er sich bei dieser Beschneidung des Stoffes auch nicht der größtmöglichen Schere bedient, so kann ihm daraus kein Vorwurf gemacht werden: der Lehrer, der das Büchlein seinen Schülern zum Privatgebrauche empfiehlt und empfehlen muss oder es seinem Vortrage als Leitfaden unterlegt, kann hier das Nöthige veranlassen, und überdies wird ein zu dünner Leitfaden weder gewünscht, noch lernt er sich leichter.

Die Eintheilung des Büchleins und die methodische Behandlung des Stoffes ist dieselbe geblieben. Der Verf. gibt zunächst in den Vorbemerkungen auf sechs Seiten (§§. 1—11) eine genaue, wissenschaftliche Darlegung über Rhythmus, rhythmische Glieder und Reihen, fügt überall die passenden termini technici aus dem Griechischen bei und vergisst auch nicht, durch Beziehung musikalischer Zeichen den Schülern die verschiedenen Tactarten näher zu rücken. Darauf werden nach einer kurzen, allgemeinen Charakterisierung der Gedichte und ihrer strophischen Gliederung von S. 12—30 die einzelnen Versmaße besprochen, zuerst die der Oden (§§. 13—20), dann die der Epoden (§§. 21—26). Dieser Theil der Schrift kann wohl mit Recht die gelungenste kurzgefasste Metrik des Horaz genannt werden. Das Hauptmoment hat der Verf. auch hier auf die mächtige, überall zutage tretende Wechselwirkung zwischen dem nachschaffenden Römer und den originellen Griechen gelegt, eine Wechselwirkung, ohne deren besondere Hervorhebung ein richtiges Verständnis des Dichters nicht möglich ist. Nicht bloß werden klare und kurze Definitionen gegeben, passende Schematisierungen vorgenommen, sondern jedem Metrum wird auch eine gedrängte Biographie des Erfinders und eine kurze Namhaftmachung seiner Werke beigelegt mit Verweisen auf Reminiscenzen bei Horaz. Den meisten Genuss hiebei dürften jedoch den Schülern die trefflich gewählten Beispiele aus den griechischen Lyrikern bereiten, deren Verständnis ihnen überdies durch Beifügung einer classischen Übersetzung (meist nach Geibel) zur vollen Würdigung gebracht wird. Mit einer übersichtlichen Zusammenstellung der in den lyrischen Versmaßen des Horaz vorkommenden Reihen (S. 30—32) schließt das auch noch durch viele andere wissenswerte Bemerkungen ausgestattete Büchlein. Zu corrigieren wäre nur das Todesjahr des Catullus S. 17, wo vor 57 wenigstens ein circa gesetzt werden muss, und S. 20 das Schema des Asclepiadeus maior, dessen 3. Reihe verdruckt ist.

Melk.

Dr. A. Pühringer.

G. E. Friess, War Paul Rebbun, der erste deutsche Kunstdramatiker, aus Waidhofen a. d. Y. gebürtig? (Separatdruck aus den Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich.) Wien 1894. 8°; 24 SS.

Was der Verf. über Drama des 16. Jahrhunderts und Paul Rebbun im speciellen vorzubringen weiß, geht über das Landläufigste nicht hinaus. Höpfners Reformbestrebungen, Pilgers Susanne-Abhandlung u. a. scheinen dem Verf. nicht bekannt. Wichtiger ist, was über die Entwicklung der

Innens in Waidhofen mitgetheilt wird. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts war fast die ganze Bürgerschaft lutherisch. Von Dramenaufführungen ist nur eine Darstellung der „Auferstehung des Herrn“ im Jahre 1600 durch Wolf Lindner, dem Leiter der lateinischen Schule, nachweisbar. Zahlreiche Söhne der Stadt studierten in Wittenberg. Paul Rebbun ist nun allerdings nicht nachweisbar, aber die Existenz einer Familie Rebbun ist aus Eintragungen in den Rathsbüchern von 1557 und 1589 sichergestellt, so dass man wohl auch seine Abstammung aus Waidhofen nicht mehr bezweifeln darf.

Bibliothek älterer deutscher Übersetzungen. Herausgegeben von August Sauer. Bd. 1: Die schöne Magelone aus dem Französischen übersetzt von Veit Warbeck. Nach der Originalhandschrift herausgegeben von Johannes Bolte. Weimar, Felber 1894. 8°, LXVIII u. 87 Ss. Preis 3 Mk.

Dem vorliegenden Hefte des neuen Unternehmens hat der Herausgeber A. Sauer einen offenen Brief an Prof. Michael Bernays vorausgeschickt, der über das Ziel der Sammlung orientiert. Schon die Widmung an den Erneuerer des Schlegel-Tieck'schen Shakespeare und der Voss'schen Odyssee bekundet den Geist, in dem diese die verschiedenen „Neudrucke“ und „Literaturdenkmäler“ ergänzende Unternehmung gehalten sein wird. „Sie wird die wichtigsten deutschen Übersetzungen aus den älteren Literaturepochen, soweit sie nicht bereits Gemeingut der Nation geworden sind, in sich vereinigen: gedruckte und ungedruckte. Sie wird die ganze Zeit der neueren Literatur vom 14. bis zum 19. Jahrhundert umfassen. Die Bibliothek wird je nach Bedarf kritische Texte mit Variantenapparat oder bloße Neudrucke bieten, auch Paralleltexte sind nicht ausgeschlossen.“ Der Herausgeber verspricht sich nicht nur Gewinn aus vorigen Jahrhunderten für die Literaturgeschichte, sondern auch Anregung für eine wirkliche Übersetzungskunst der Zukunft. Wie glücklich der Gedanke war, der das Volk der Weltliteratur so ganz zu repräsentieren berufen ist, zeigen die zahlreichen Beiträge, welche für den Fortgang bereits von allen Seiten angemeldet sind. Was in diesem Rahmen geboten werden kann, ist auch fast unübersehbar. Es wird ein Sammelpunkt dessen, was wir erworben, um es zu besitzen. Und wenn die Ausführung sich weiter auf der Höhe des ersten Heftes hält, haben wir ein Werk gewonnen, auf das wir stolz sein dürfen.

Freilich war die Herausgabe der Warbeck'schen Übersetzung der schönen Magelone der Sorgfalt Johannes Boltes anvertraut, der einzigen Persönlichkeit, die uns über den unersetzlichen Verlust R. Köhlers hinweghilft. Und als würdigen Schüler dieses Meisters bekundet er sich in der knappen und doch so inhaltsreichen Einleitung, die ihren Gegenstand voll erschöpft, so dass auch eine dürftige Nachlese schwer fallen möchte. In sieben Capiteln handelt B. über sein Thema. Im ersten bespricht er das französische Original: Die Legende ist von der Insel Magalone, die den Namen der weiblichen Hauptperson gegeben, ausgegangen. Der französische Roman ist im Jahre 1453 oder 1457 niedergeschrieben. Die Fabel ist orientalischen Ursprunges und lässt sich in vier Bestandtheile gliedern, die auch selbständig in der Weltliteratur vielfach veränderte Aufnahme fanden. Der zweite Abschnitt berichtet über die Verbreitung des französischen Romans, der dritte gibt eine ausführliche Biographie des Übersetzers Veit Warbeck, mehrfach auf handschriftliches Material gestützt. Besonders wichtig ist der vierte Abschnitt über die französische Literatur am kursächsischen Hofe. S. XXXVIII f. wird das Verzeichniss der französischen Bücher in der Bibliothek des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmüthigen nach der Handschrift im Weimarer Archive mitgetheilt. Im fünften Capitel kommt der Herausgeber auf Warbecks Magelone zu sprechen. Er war in der Lage, Warbecks eigene, acht Jahre vor dem

Drucke angefertigte Handschrift aus der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha dem Neudrucke zugrunde zu legen. B. charakterisiert Warbecks Übersetzungskunst, die er sehr hoch stellt, einige größere Abweichungen hat sein protestantisches Gefühl veranlaßt. Der Raum gestattet B., sich nur kurz im sechsten Abschnitte über die Nachwirkung des Buches auszusprechen. S. LIV ist für Joseph Brahms natürlich Johannes Brahms zu lesen. Der siebente Abschnitt gibt die Bibliographie. Dem Abdrucke folgen als Anhang die wichtigen Abweichungen vom ersten Drucke mit Spalatin's Vorrede. Dieses kurze Referat soll nur andeuten, wieviel hier auf engem Raume geboten worden. Die Ausstattung ist sehr schön, aber der Preis entschieden zu hoch gegriffen.

Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Prag, Wien, Leipzig, Tempisky 1894. 8°. Bd. 1: XVI u. 285 SS. Bd. 2: XVI u. 258 SS. Preis à 1 fl.

Die Denkmäler deutsch-böhmischer Literatur der neueren Zeit zu sammeln, ist das Ziel dieser neuen Unternehmung, welche die vollste Beachtung im Kreise des Publicums verdient. Sie bildet eine Ergänzung zu den Publicationen des Vereines der Geschichte der Deutschen in Böhmen, welche sich mit der mittelhochdeutschen Zeit befassen, während hier nur Texte der neueren Literatur vorgelegt werden sollen. Die beiden erschienenen Bände repräsentieren die beiden Richtungen, welchen gedient werden soll: der erste Band wendet sich an das größere Publicum, der zweite mehr an die Gelehrten. Im ersten Bande veröffentlicht Rudolf Fürst ausgewählte Werke von Moriz Reich. Traurig genug, dass man mit besonderer Anerkennung den Muth hervorheben muss, der darin liegt, eine Sammlung mit den Geistesproducten eines jüdischen Schriftstellers zu eröffnen! Selbstverständlich sind die Unternehmer auch den Vorwürfen gewisser Blätter nicht entgangen. Der Herausgeber hat ein kurzes, aber ungemein anschauliches Lebensbild dieses schon mit 28 Jahren freiwillig aus dem Leben geschiedenen, unglücklichen Dichters gegeben. Nimmt man die wenigen Jahre, die ihm zur Production vergönnt waren, berücksichtigt man die harte Noth, welche dem Kranken gebieterisch die Feder immer wieder in die erschöpfte Hand drückte, so wird man die Unfertigkeit seines Denkens, welche in vielen seiner Productionen entgegentritt, leicht begreifen. Seinen Gedichten fehlt der beschwingte Rhythmus, das Spiel seiner Phantasie geht leicht ins Vage, er schlägt oft Motive glücklich an, um sie achtlos wieder fallen zu lassen. Aber seine Sehnsucht nach Glück, sein Traumleben hat etwas tief Empfundenes, im Epigramm schießt er manch scharfe Spitze. Seine Novellistik charakterisiert eine ganz eigenthümliche Untechnik, die Wichtiges nebenbei abthut. Größere Entwürfe missrathen immer in der Composition, die Erfindung wird oft mehr als unwahrscheinlich, wie in „Ein Geleitsmann“. Das Stoffliche ist ihm Hauptsache: er wendet seine Themen gerne ins Grausenhafte und Mystische. Er wird zum Meister, wo er einfache Typen vorführen kann, die er aus seiner Heimat kennt. Mutter, Sohn und Schwiegertochter im Jäger aus Bergen, Der Trutzian, ein dörflicher Volksfeind, der grotesk-tragische halbe Kasper sind glänzend charakterisiert. Sentimentalität liegt ihm ferne. Psychische Räthsel weiß er wohl zu stellen, aber nicht aufzulösen („Veilchen“). Seine Sprache schwankt zwischen markiger Gedrungenheit und überbildeter Rhetorik. Der Einfluss Jean Pauls scheint mir da unverkennbar. Gelegentlich schildern einige Worte höchst plastisch: „Ein Seelenfrost schlug ihre Zähne aneinander, aber ihre Augen, die nichts waren, als zwei glühende Thränen, baten mich flehentlich“ (S. 189). Fast überall blickt Talent entgegen, dem aber die Reife fehlt. — Im zweiten Bande bietet der verdiente Forscher R. Wolkan einen Abdruck der Sonntags-Evangelia des Joachims-

thaler Reformators »Nicolaus Hermann« (1561). Der Anhang (S. 249) orientiert über die große Verbreitung, welche diese Lieder in den protestantischen Gesangbüchern gefunden. So ist ein äußerst glücklicher Anfang gemacht, auch für die Zukunft ist viel Interessantes versprochen. So eine Auswahl von Schriften des Mathesius, Nachgelassene Werke von K. E. Ebert, dessen Briefwechsel mit Hamerling u. a. Die Ausstattung ist durchaus würdig, der Preis so mäßig, dass die verdiente Verbreitung auch wohl zu erhoffen ist.

Wien.

A. v. Weilen.

Piccolo Vocabolario italiano von Dr. A. Rauschmaier. Ansbach, Verlag von Max Eichinger 1894. Preis 80 Pf.

Die Anlage des kleinen Werkes, das sich mit Interesse liest, besteht darin, dass auf der linken Seite die einzelnen Wortgruppen in italienischer Sprache mit der deutschen Bedeutung, auf der rechten Seite dagegen die etymologische Erklärung und meistens die französische Bedeutung transcribirt werden; hierauf kommen passende Musterbeispiele, synonymische Bemerkungen usw. Der Anhang enthält eine kurze Geschichte der italienischen Sprache, kurze Bemerkungen über Etymologie derselben, über Vocale, Consonanten, Aussprache des e und o und trägt durch Beifügung einer kurzen Grammatik und eines alphabetischen Wörterverzeichnisses auch den Bedürfnissen der Touristen Rechnung. Mit Rücksicht auf die etymologischen Beigaben eignet sich das Büchlein namentlich für Lateinkundige; in passender Weise wird Schule und Lebenspraxis in gleicher Weise berücksichtigt. Das Werkchen, welches mit Fleiß, Geschick und Verständnis zusammengestellt ist, kann zum Zwecke der festeren Einprägung und der Wiederholung der durch die Sprechübungen gewonnenen Ausdrücke allen jenen, die beim Unterrichte ein Vocabular für nöthig halten, bestens empfohlen werden.

Wien.

Joh. Alton.

Th. Lindner, Geschichte des deutschen Volkes. 2 Bände. Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung 1894.

Seit langem fehlte es an einer guten, knappen, auf Grundlage der Forschungen der letzten Jahrzehnte ruhenden Geschichte des deutschen Volkes von seinen Anfängen bis auf die neueste Zeit herab. Den Grund hiervon hat der Verf. wenigstens theilweise angedeutet, wenn er sagt: »Der deutschen Geschichte fehlt scheinbar die Einheit, welche der Geschichte anderer Nationen den Hauptreiz verleiht, weil sie die Übersicht erleichtert und einen kräftigen Hintergrund gibt. Bei uns schwirrt und wirrt alles durcheinander. Die Bühne ist mit Personen vollgepropft, wie ein alter deutscher Holzschnitt« usw. Glücklicherweise geht ja auch durch die trübsten Zeiten deutscher Geschichte, wie mit Recht bemerkt wird, ein einheitlicher Zug.

Bei den unleugbaren Schwierigkeiten, die sich einer sachgemäßen und dabei knappen Darstellung der deutschen Geschichte entgegenstellen, ist es ein Glück, dass sie an Lindner einen trefflichen Darsteller gefunden hat, der, mit dem ganzen Rüstzeug des Forschers versehen, die Wandlungen des deutschen Volkes nicht in einer breiten, behaglichen Erzählung oder in der dogmatischen Form eines Lehrbuches darstellt, sondern »nur die großen Gesichtspunkte scharf heraushebt und das für die Entwicklung Wirksame darlegt«. Der erste Band reicht in 24 Abschnitten bis zum Augsburger Religionsfrieden, der zweite bis zum Frieden von Frankfurt

1871, mit einem kurzen Schlussworte über die Geschichte der letzten Jahre. Die älteren Zeiten sind kürzer behandelt als die Neuzeit, auch die Kriege sind nur in den allgemeinsten Zügen dargestellt, womit man sich ganz einverstanden erklären kann. Dass das Buch überall auf der Höhe der Wissenschaft steht, braucht nicht besonders betont zu werden. Unter den Büchern dieser Art dürfte das vorliegende zu den besten zählen.

Graz.

J. Loserth.

Catalogus dissertationum philologicarum classicarum. Verzeichnis von etwa 18.300 Abhandlungen aus dem Gesamtgebiete der klassischen Philologie und Alterthumskunde zusammengestellt von der Centralstelle für Dissertationen und Programme von Gustav Fock in Leipzig. Leipzig, Gustav Fock 1894, 8°, Preis 2 Mk. 50 Pf.

Es sind eigentlich vier Lagerverzeichnisse der besonders auf dem Gebiete der Dissertationen- und Programmliteratur sehr rührigen Buchhandlung, die hier unter dem zwar ausführlichen, aber den eigentlichen Charakter des Catalogus nicht deutlich kennzeichnenden Titel vereinigt erscheinen: Es sind die Verzeichnisse 77: *Scriptores Graeci* (224 SS.), 76: *Scriptores Latini* (148 SS.), 86: *Collectanea, Miscellanea, Geschichte der Philologie, Biographien von Philologen* (72 SS.) und 87: *Alte Geschichte und Alterthumswissenschaften* (124 SS.). Die Lagerverzeichnisse können naturgemäß nur praktischen Zwecken dienen, und wer rasch einen Überblick über die in den verschiedenen Gebieten der Alterthumswissenschaft in Dissertationen, Programmen, Gelegenheits-, Habilitations- und Preisschriften, in Separatdrucken oder Ausschnitten niedergelegten Arbeiten gewinnen will, wird mit Nutzen den Catalogus dissertationum zurathe ziehen; freilich muss er sich dabei vor Augen halten, dass in diesen Lagerverzeichnissen nur mitgetheilt wird, was das Fock'sche Lager vorrätzig hält, und dass auch nicht der Anspruch erhoben wird, erschöpfend über alles, was erschienen ist, Buch zu führen — eine Bibliographie will der Catalogus nicht sein. Bei der Reichhaltigkeit der Fock'schen Specialbuchhandlung ist allerdings im allgemeinen Verlässlichkeit auf den meisten Gebieten, was die wichtigeren Publicationen betrifft, zu erwarten, aber schon die Aufnahme der Separatdrucke und Ausschnitte lässt die Mangelhaftigkeit des Verzeichnisses fühlbarer erscheinen. Vollends versagt der Anspruch, den man an ein halbwegs nach wissenschaftlichen Principien angelegtes Verzeichnis stellen muss und darf, durch den Umstand, dass bei Dissertationen weder Verleger oder Drucker und Erscheinungsort noch die Universität, an der die Dissertation eingereicht worden ist, dass bei Programmen nicht die Anstalt genannt ist, dass bei Gelegenheitschriften nicht die Gelegenheit und endlich bei Separatdrucken und Ausschnitten nicht die Zeitschrift oder Publication, aus der sie genommen sind, angegeben ist. Wenn wir also nochmals hervorheben, dass für praktische Zwecke, zur Ergänzung der Literatur in kleineren Schriften, der Catalogus manchen praktischen Nutzen leisten kann, so müssen wir doch nachdrücklich betonen, dass ihm ein durchaus wissenschaftlicher Wert nicht innewohnt, und können nicht umhin besonders hervorzuheben, dass uns bei dem Umstande, dass die Lagerverzeichnisse gratis abgegeben werden, der hohe Preis des Catalogus für Titel, Vorwort und Inhaltsverzeichnis, die hier beigegeben sind, in keinem Verhältnisse zu dessen literarischen Bedeutung zu stehen scheint.

Wien.

Dr. S. Frankfurter.

P r o g r a m m e n s c h a u .

97. Rafner Otto, Die sogenannte Sokratische Methode, dargestellt nach Xenophons Memorabilien und auf deren Anwendbarkeit im Gymnasial-Unterrichte geprüft. Progr. des öffentl. Stifts-Untergymn. in St. Paul 1894, 8°, 27 SS.

An dem Beispiele von Sokrates' Unterredung mit Euthydem in Xenophons Memorabilien IV, 2 weist R. das Wesen der Sokratischen Methode als inductives Verfahren nach und beantwortet die Frage nach deren Verwendbarkeit im Gymnasialunterrichte dahin, dass sie den Aufgaben des Gymnasiums vorzüglich entspreche und daher für dieses principiell zu billigen sei; allein je nach der Art der Unterrichtsgegenstände sowie auch nach der Individualität von Lehrern und Schülern gebe es verschiedene Grade ihrer Anwendbarkeit. Wie bei vernünftiger Überlegung dieser Momente nicht anders zu erwarten ist, gelangt der Verf. zu dem die Geltung eines Axioms beanspruchenden Resultate: Es gibt keine absolute Lehrform. — Ref. schlägt vor, in der Aufschrift entweder zu schreiben: und auf ihre Anwendbarkeit, oder: und deren Anwendbarkeit.

98. Brief Sigmund, Die Conjunctionen bei Polybius. III. Theil. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. im XVII. Bezirke von Wien (Hernals) 1894, 8°, 30 SS.

Ref. hat in dieser Zeitschrift 1893, S. 1043 den ersten Theil von Briefs Untersuchung nach seiner Anlage charakterisiert und die dortigen Ergebnisse beachtenswert gefunden. Weniger dürfte der vorliegende dritte Theil befriedigen. Zunächst scheint die statistische Methode in dem einen Abschnitte zu einseitig durchgeführt. Br. setzt diesmal die Untersuchung über die Syntax der hypothetischen Sätze fort und erreicht unter anderem das immerhin nennenswerte Resultat, dass bei Polybius der Gebrauch von *εἰ* im Vergleiche zu Vorgängern (Thukydidēs und Xenophon) und zu Diodor bedeutend zurücktritt: während nämlich bei diesen *εἰ* ungefähr nochmals so häufig als *ἐάν* gebraucht wird, verhalten sich bei Polybius die Frequenzzahlen der beiden Conjunctionen ungefähr zueinander wie 1 : 1. Br.s Auskunft, dass *ἐάν* vielleicht als hiatusfüllende Form an Boden gewonnen hat, ist von vornherein zulässig, doch nicht ohne nähere Prüfung wissenschaftlich gerechtfertigt. Eher lässt sich hören, was Br. über den Gebrauch von *εἰ* c. ind. fut. in der Gracität der Historiker beibringt. Wenn diese Construction bei Polybius nur zweimal erscheint, so hat dies nach Br. in dem auch sonst nachweisbaren Rückgang derselben seinen Grund. Die Verhältniszahlen für *εἰ* c. ind. fut. und *ἐάν* c. coni. praes. sind nämlich für Herodot 1 : 1, für Thukydidēs 1 : 2, für Xenophon 1 : 5, für Polybius 1 : 22. — Was die nun weiter von Br. behandelten abhängigen Aussagesätze anbelangt, so werden hiebei von Vorgängern des Polybius Herodot, Thukydidēs und Xenophon sehr eingehend berücksichtigt und bezüglich des Gebrauches von *ὅτι*, *διότι* und *ὡς* bei Polybius behauptet, dass über die Setzung der einen oder andern Conjunction im allgemeinen kein innerer Grund entscheidet, sondern bloß der äußere, dass ein Hiatus vermieden werden soll. Sonst bietet der Sprachgebrauch des Polybius auf dem Gebiete des Aussagesatzes nichts Auffälliges. Bemerkenswert ist nur, dass bei *ἄρτι* ausschließlich der Infinitiv erscheint, während *λέγω* regelmäßig *ὅτι* nach sich hat. Übrigens fehlt es hier an Übersichtlichkeit und Zuverlässigkeit der Untersuchung; auch werden die Schriften von P. Schmitt (s. diese Zeitschr. 1889, S. 756 f.), von Fr. Lehner (ebd. 1893, S. 1041 f.) und A. Joost (ebd. 1893, S. 729 ff.) ignoriert.

99. Köppner, Dr. Friedrich, Die Sage von Hero und Leander in der Literatur und Kunst des classischen Alterthums. Progr. des Communal-Obergymn. in Komotau 1894, 8°, 32 SS.

Des Musäus erotisches Gedicht *τὰ κατ' Ἡρώ καὶ Λεάνδρου* bildet den Mittelpunkt der Köppner'schen Untersuchung, d. h. es ist dem Verf. darum zu thun, auf Grund der in der vorliegenden Dichtung nachweisbaren Züge der Sage darzuthun, was Musäus aus literarischer Überlieferung geschöpft, was seine freie Erfindung ist. Von besonderem Belange sind die Stellen bei Virgil (Georg. III 258 ff.) und Ovid (Amor. II 16, 31 f., Ars am. II 249 f., Epist. 17 und 18, Trist. III 10, 41 f. und Ibis 589 ff.), welch Letzterer die Sage verhältnismäßig vollständig bietet. Dazu kommen einige Dichter der Anthologia graeca, weiterhin Statius, Martialis, Lucan, Silius Italicus, Pomponius Mela, Ausonius und der Mytholog Fulgentius. Noch im 12. nachchristlichen Jahrhundert ist die Sage bei Niketas Eugenianos nachweisbar, der allerdings nur Musäus ausgebeutet hat. — Auch einige Münzen aus der Zeit der Kaiser Septimius Severus, Caracalla und Alexander Severus, sowie zwei Wandgemälde bringen mehr oder weniger deutlich die Leandersage zur Darstellung.

Was die von dem Verf. benutzten Vorarbeiten von Klemms, Rohde und Jelinek nur andeutungsweise bieten, bringt K. in ausführlicher, gefälliger Fassung und vermehrt durch manches Material, das vereinzelt nur zu leicht unbeachtet bleibt. Die Sorgfalt in der Ausnützung literarischer Behelfe erstreckt sich selbst auf Westermanns Monatshefte und die Wiener Mode.

100. Schmidt, Dr. Adolf M. A., Zum Sprachgebrauche des Livius in den Büchern I, II, XXI und XXII. I. Theil. Progr. des n.-ö. Landes-Real- und Obergymn. in St. Pölten 1894, 8°, 30 SS.

Wieder eine dankenswerte Gabe von dem Kenner des Livius, der diesmal die Schule bedenkt. Wie nämlich schon die Aufschrift andeutet, handelt es sich dem Verf. um Unterrichtszwecke ähnlicher Art, wie sie Lupus, Krah, Heynacker und Dräger mit ihren Arbeiten über Nepos, Curtius, Cäsar und Tacitus verfolgen. Die Untersuchung beschränkt sich auf die in der Schule zumeist gelesenen Bücher des Livius und will in vier Abschnitten, die sich über Formenlehre, Syntax, lexikalische und stilistische Eigentümlichkeiten verbreiten sollen, ein Repertorium des Livianischen Sprachgebrauches liefern, welches vornehmlich, doch nicht ausschließlich die Abweichungen des Schriftstellers von Cicero und Cäsar zu verbuchen hat. Im Vorliegenden wird nun zunächst die Einleitung geboten, welche die Elemente des Livianischen Stiles (A. Archaismen, B. Dichtersprache, C. Vulgäres und nachclassisches Latein, D. Gräcismen) behandelt. Etwas äußerlich schließt sich hieran der Abschnitt 'Zur Stellung der Liviuslectüre', worin Sch. für die Verlegung des Livius nach Septima und nebenbei für den Beginn der lateinischen Autorenlectüre mit Cäsars hell. Gall. (so schon Perthes) plaidiert. Schließlich behandelt der Verf. die Formenlehre des Substantivs mit der ihm eigenen peinlichen Sorgfalt unter Verwertung eines reichen literarischen Apparates, der es ihm in jedem einzelnen Falle ermöglicht, die entsprechenden Gebrauchsweisen bei Cicero und Cäsar, aber auch die der vor- und nachclassischen Latinität zu fixieren. Selbstverständlich wird auch die handschriftliche Überlieferung gebührend berücksichtigt. — In der Liste der S. 14 angeführten regelmäßig benutzten Hilfsmittel fehlt O. Riemann, *Études sur la langue et la grammaire de Tite-Live*. 2. Aufl. Paris 1885. Das Werk wird nur einmal gelegentlich S. 24 citiert.

101. König Emil, Ästhetische Studien über Racines Iphigénie.
 Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Steyr 1894, 8°, 30 SS.

Nach einer kurzen Einleitung, in welcher die verschiedenen Meinungen über Racines Iphigénie mitgeteilt werden, folgt eine genaue Untersuchung des Stückes in Bezug auf Handlung, Idee, Bau, Charaktere, Sprache und Versbau. Am Schlusse wird ein Resumé gegeben und vom Standpunkte der modernen Kunstanschauung ein besonnenes und gerechtes Urtheil über das Werk gefällt. Wir haben es hier mit einer sehr fleißigen Arbeit zu thun, die mit gewissenhafter Benützung der einschlägigen Literatur, auch der neuesten Erscheinungen, abgefasst ist.

102. Müllner, Dr. Karl, Die Charaktere Theophrasts, La Bruyères und Rabeners. Progr. der öffentl. Realschule im VIII. Bezirke in Wien 1894, 8°, 51 SS.

Diese literar-historische Untersuchung zerfällt in drei Abschnitte. Im ersten bespricht der Verf. die Darstellungsweise Theophrasts, im zweiten das Verhältnis La Bruyères zu Theophrast und die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des ersteren, im dritten und längsten handelt er von Rabeners Satiren. Das im wesentlichen nicht neue Resultat der Untersuchung ist: „La Bruyère hat Theophrasts Charaktere nicht nur übersetzt, sondern auch bewusst, aber selbständig nachgeahmt; Rabener hat jedoch La Bruyères 'Caractères' bei Abfassung seiner Satiren nicht vor Augen gehabt. Dass Rabener auch nicht Theophrast nachbildete, ergibt sich daraus von selbst. Seine Muster waren vielmehr Swift und die englischen Wochenschriften.“

103. Zatelli Domenico, La deuxième année de grammaire.
 Progr. der k. k. Oberrealschule Elisabettina in Rovereto 1894, 8°, 54 SS.

Diese Programmschrift bietet eine ziemlich ausführliche Laut- und Leselehre der französischen Sprache mit Benützung der neueren phonetischen Literatur, insbesondere der Arbeiten von Passy. Der Verf. verspricht eine Fortsetzung, welche die Formenlehre und Syntax behandeln soll.

Zum Verständnis des Titels der Arbeit sei bemerkt, dass das Französische an der Staats-Realschule in Rovereto nur in der V.—VII. Classe in je 3 Stunden wöchentlich gelehrt wird. Nach dem in den Schulnachrichten mitgetheilten Lehrplane werden schon in der V. Classe — was den grammatischen Lehrstoff betrifft — außer der Lautlehre die Elemente der Formenlehre und Syntax durchgenommen. Für die VI. Classe wird verlangt: Wiederholung und Ergänzung des grammatischen Lehrpensums der V. Classe, systematische Behandlung der unregelmäßigen Verba, Elemente der Wortbildung, das Wichtigere aus der Syntax. Der VII. Classe ist die Ergänzung der Syntax vorbehalten. Diese Zusammendrängung des grammatischen Lehrstoffes auf drei Jahre mit drei Stunden in der Woche ist für unsere Verhältnisse nicht uninteressant. Sie entspricht ziemlich genau der Vertheilung des Lehrstoffes im Englischen an unseren Realschulen.

Der Verf. bestimmt seine Arbeit für die Schüler der VI. Classe als Auffrischung des in dem vorhergehenden Schuljahre Gelernten. Mir scheint sie eher eine Erweiterung als eine Wiederholung des Wissens der Schüler zu bedeuten. Ich kenne zwar die an der Realschule in Rovereto in Verwendung stehende 'grammatica francese' von Grassini nicht, aber in Anbetracht des geringen Zeitausmaßes kann in der V. Classe jedenfalls nur das Allernöthigste aus der Laut- und Leselehre durchgenommen worden sein.

104. Oberländer Siegmund, Der französische Unterricht nach der analytisch-synthetischen Methode an der Unterrealschule. Progr. der Landes-Oberrealschule in Neutitschein 1894, 8°, 24 SS.

Der Verf., welcher durch mehrere in der Zeitschrift f. d. Realschulw. erschienenen didaktischen Abhandlungen bekannt ist, theilt in der vorliegenden Programmschrift die Erfahrungen mit, welche er mit der analytischen Methode im Unterrichte des Französischen an der Unterrealschule gemacht hat. Er bespricht nacheinander die Vertheilung des Lehrstoffes, das Durcharbeiten der Texte, das Memorieren, die mündlichen Übungen zur Förderung der Sprechfertigkeit, die Orthographie, Grammatik, Lectüre, die Übersetzung aus dem Deutschen ins Französische, die schriftlichen Aufgaben, ferner weitere Förderungsmittel des Unterrichtes, endlich die erzielten Unterrichtserfolge. Auch er findet — wie schon mancher vor ihm —, dass die neue Methode für den Schüler anregender sei und den häuslichen Fleiß verhältnismäßig wenig in Anspruch nehme, desto mehr aber den Lehrer anstrengt. Weiters findet er, dass diese Methode der nach dem Normallehrplane verlangten Fertigkeit des Übersetzens deutscher Stücke ins Französische nicht dienlich sei und dass es sich unter den obwaltenden Verhältnissen empfehlen dürfte, eine Mischung zwischen der synthetischen und analytischen Methode eintreten zu lassen.

Wenn man auch dem Verf. vielleicht nicht in allen Einzelheiten beistimmen dürfte, so machen seine Ausführungen doch den Eindruck, dass sie von der ehrlichen Unterrichtsarbeit eines erfahrenen und besonnenen Schulmannes ein wahrheitsgetreues Bild geben. Wir empfehlen sie deshalb der Aufmerksamkeit der Fachgenossen.

105. Weitzenböck Georg, Tagebuch des französischen Unterrichtes in der ersten Classe. Progr. der Landes-Oberrealschule in Graz 1894, 8°, 32 SS.

Das „Tagebuch“ enthält eine genaue Beschreibung von 168 Lehrstunden des französischen Unterrichtes in der I. Classe. Der Verf. begann mit der Aufklärung über die Grundbegriffe: Laut, Buchstabe, Vocal, Consonant, und gieng dann zu den Zahlwörtern von 1—20 über, die an die Tafel geschrieben wurden, um das deutsche Wort zu umgehen. Die Rücksichtnahme auf die Lautbildung der Mundart spielte keine geringe Rolle im Ausspracheunterrichte. Der Verf. versäumt ferner die Gelegenheit nicht, aus seinen Erfahrungen entsprechende Folgerungen für die Vortheile der Lautschrift, die Nachtheile einer zu großen Schüleranzahl und die Vermehrung der Unterrichtsstunden oder Herabminderung der Forderungen bei der Maturitätsprüfung zu ziehen.

Diese Schrift, die durch ihre schlichte Sprache und den Ton warmer Überzeugung in hohem Grade sympathisch wirkt, reiht sich, namentlich was treue und sachliche Darstellung betrifft, den einen ähnlichen Zweck verfolgenden Arbeiten von Klinghard, Kühn, Fetter u. a. mindestens würdig an und sei der Beachtung der Fachgenossen aufs wärmste empfohlen.

106. Wenk Friedrich, Die internationale Stellung des Französischen. Progr. der I. deutschen Staats-Oberrealschule in Prag 1894, 8°, 23 SS.

Der Verf. gibt hauptsächlich die inneren Gründe an, die dem Französischen zu seiner Bedeutung verholfen haben. Diese sind vor allem die Ausdrucksfähigkeit, Klarheit und Präcision, aber auch der Wohlklang der Sprache.

Die Abhandlung enthält im wesentlichen nichts Neues. In unseren Tagen kann man oft hören, dass infolge der Einbuße der politischen Hegemonie der Franzosen auch die Herrschaft ihrer Sprache bedeutend eingeschränkt sei. Der Verf. hat daher vielleicht nicht Unrecht, wenn er dieser Meinung entgegentritt. Freilich dürfte er der Wahrheit näher gekommen sein, wenn er seine Behauptung, dass das Französische für den internationalen Verkehr die wichtigste lebende Sprache sei, auf Europa eingeschränkt hätte. Denn in allen übrigen Welttheilen ist ja das Englische die herrschende Handels- und Cultursprache. Gibt es beispielsweise eine französische Zeitung, die auch nur annähernd mit der Bedeutung und Verbreitung der 'Times' verglichen werden könnte?

107. Langer Oskar, Über die Klarheit der französischen Sprache. Progr. der Staats-Oberrealschule 1894, 8^o, 38 SS.

Der Verf. führt zunächst mehrere Urtheile aus älterer und neuerer Zeit an, welche der französischen Sprache einstimmig als Haupteigenschaft die Klarheit zuschreiben. Indem er dann weiters untersucht, inwiefern das Französische dieses Lob verdiene, bespricht er die Stellung und Verbindung der Wörter und Sätze, den Wort- und Formenvorrath und dessen Benützung und endlich den Gebrauch der Bilder. Das Resultat der Untersuchung ist, dass die französische Sprache in der That sich durch Klarheit auszeichnet und in diesem Punkte die deutsche übertrifft. Doch gilt dies weniger für das gesprochene Französisch, da hier trotz scharfer Articulation infolge der zahlreichen Homonymen und des raschen Sprechens die Deutlichkeit beeinträchtigt wird.

Der Verf. belegt seine Ausführungen mit einer reichen und interessanten Beispielsammlung und lässt das Verhältnis des Neufranzösischen zum Deutschen nicht aus dem Auge. Ich bin deshalb überzeugt, dass diese Programmschrift Lehrern und Schülern von nicht geringem Nutzen sein dürfte. Auch ich bin der Meinung, dass eine aufmerksame und vergleichende Betrachtung gewisser Spracherscheinungen dazu beiträgt, den Unterricht zu vertiefen und lebensvoll zu gestalten.

Diese vortreffliche Arbeit ist — wenn ich nicht irre — als Sonderabdruck durch Mareis' Buchhandlung in Linz zu beziehen.

108. Blumentritt Ferdinand, Einiges über Juan Valera. Progr. der k. k. Staats-Oberrealschule in Leitmeritz 1894, 8^o, 15 SS.

Der Verf. hebt die glänzenden Eigenthümlichkeiten dieses Autors hervor, der zugleich Diplomat ist und bis vor kurzem spanischer Gesandter in Wien war. Er gibt eine kurze Analyse seiner bedeutendsten Werke, der Romane Peaita Jiménez, Doña Luz, Ilusiones del doctor Faustino und der Novelle Pasarse del listo, und schließt mit der Wiedergabe eines treffenden Artikels, den ein spanischer Kritiker über Juan Valera vor zwei Jahren im *Heraldo de Madrid* veröffentlicht hat.

Da die zeitgenössischen spanischen Romanschriftsteller im deutschen Publicum wenig bekannt sind, kann man dem Verf. für diese Skizze nur dankbar sein und wird die in Aussicht gestellte größere Arbeit über denselben Gegenstand willkommen heißen.

Wien.

A. Würzner.

109. Schuster Mathias, Zum stereometrischen Unterrichte in der 6. Classe an österreichischen Gymnasien. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Ried 1893, 8^o, 10 SS.

Der Verf. der vorliegenden Programmabhandlung klagt mit Recht über das geringe Stundenausmaß, welches der Stereometrie im Ober-

gymnasium zutheil wird. Er rechnet aus, dass für den Vortrag in diesem Theile der Mathematik höchstens 15 Stunden bleiben, während das Zeitmaß für denselben Gegenstand an den österreichischen Realschulen fast das doppelte ist, obwohl die Forderungen an den letztgenannten Schulen in der Stereometrie keineswegs die doppelten des Gymnasiums sind. Ebenso vergleicht der Verf. das der Mathematik an den preussischen Gymnasien zugewendete Stundenausmaß mit dem an den österreichischen Gymnasien und kommt zu dem Schlusse, dass eine bedeutend längere Zeit für die Einübung und Anwendung der einzelnen Theile der Elementarmathematik an den ersteren zur Verfügung steht. Bei dieser geringen Stundenzahl und einem genauen Festhalten an den »Instructionen« kann von einer Vertiefung in den Gegenstand, von einem besonderen Eingehen in die Anwendungen desselben kaum die Rede sein; die mit Recht verlangte Gewandtheit in der Anwendung der Lehrsätze kann kaum erzielt werden, wenn der Lehrer nicht in manchen Partien eine entsprechende Reduction eintreten lässt. Die Mittel und Wege, wie diese Reduction stattfinden könnte, gibt nun der Verf. an und zeigt, dass bisher auch einige Theoreme in den Unterricht einbezogen wurden, die später nur eine geringe oder gar keine Anwendung finden; von solchen Sätzen kann man selbstverständlich Abstand nehmen. In dieser Beziehung erwähnt er unter anderem den Satz, dass eine Gerade, wenn sie auf zwei durch ihren Fußpunkt in der Ebene gezogenen Geraden senkrecht steht, sie auf dieser Ebene senkrecht steht; ferner das Theorem: Stehen zwei Gerade auf einer Ebene senkrecht, so sind sie parallel. Auch der Ref. ist der Ansicht, dass manche der sogenannten »einleitenden« Sätze in der Stereometrie ganz gut im engen Zusammenhange mit den später zu betrachtenden Körperformen erwiesen werden könnten, dass überhaupt (auch in der allgemeinen Arithmetik der 5. Classe) gerade die mitunter sehr trockenen Sätze der Einleitung, welche dem Schüler wenig Interesse abringen, die Freude an dem Gegenstande zu benehmen geeignet sind, und dass ein vernünftiger Lehrer in dieser Beziehung maßhalten und sich nicht allzu ängstlich an die mitunter noch recht befangenen Lehrbücher anschließen soll. Ebenso wünscht der Verf. die Reduction der Lehre von der körperlichen Ecke. In der eigentlichen Körperlehre kann ebenfalls eine namhafte Einschränkung eintreten, wenn man consequent das Theorem von Cavalieri verwendet. Nur wäre zu wünschen — und das ist schon mehrfach betont worden —, dass auch Constructionen im stereometrischen Unterrichte herangezogen werden. Mit dem Wunsche, dass bei einer allfälligen Reorganisation des mathematischen Unterrichtes die Trigonometrie der Stereometrie vorangesetzt werden soll, erklärt sich der Ref. vollkommen einverstanden; dann würde zum mindesten eine Belebung im Aufgabenwesen der Stereometrie eintreten und ein fortwährendes Zurückgreifen auf die Goniometrie und Trigonometrie auch im stereometrischen Unterrichte ermöglicht sein.

Wir empfehlen die interessante Arbeit der Einsichtnahme der Lehrer der Mathematik.

110. Kiebel Aurel. Galileis Untersuchung der Fallbewegung. Progr. der gr.-or. Oberrealschule in Czernowitz 1894, 8^o, 27 SS.

Auf Grund der »Unterredungen und mathematischen Demonstrationen über zwei neue Wissenszweige, die Mechanik und die Fallgesetze betreffend« von Galilei, ferner der vor einiger Zeit veröffentlichten deutschen Ausgabe des Galilei'schen »Dialoges über die beiden hauptsächlichsten Weltsysteme, das ptolemäische und das kopernikanische« und einiger historischer Schriften über den Entwicklungsgang der Mechanik hat der Verf. die Galilei'sche Untersuchung über Fallbewegung dem Mittelschüler in der vorliegenden Arbeit zurechtgelegt. Der Plan der Arbeit ist ein sehr

gelungener und gruppiert sich nach folgenden Momenten: Bekämpfung der Lehre des Aristoteles vom freien Falle; experimenteller Nachweis des Grundsatzes, dass alle Körper gleich schnell fallen; Untersuchung der natürlich beschleunigten Bewegung; experimentelle Bestätigung der Fallgesetze; Gesetz der Pendelschwingung. Vielfach hat der Verf. auch die Darstellung der Galilei'schen Arbeiten, wie sie von Prof. v. Öttingen im 24. und 25. Bändchen der *Classiker der exacten Wissenschaften* von Ostwald gegeben wurde, benützt. In einem Anhange wird der erste Versuch einer Bestimmung des Gewichtes der Luft beschrieben und nach zwei Methoden dargethan, wie die Dichte der Luft nach Galilei bestimmt worden ist.

Die vorliegende Abhandlung ist klar verfasst und dürfte jedenfalls das Interesse weiterstrebender Schüler, für die sie in erster Linie bestimmt ist, erregen.

Von Druckfehlern wären folgende zu bemerken: S. 7, Z. 15 v. o. hat „mit“ zu entfallen; S. 13, Z. 7 v. o. soll „gleichförmig beschleunigt“ stehen; S. 18, Z. 7 v. o. soll es „Ableitung“ heißen; S. 23, Z. 18 v. u. statt „abweichen“ „abwichen“.

111. Maximowicz K., Beiträge zur Theorie der Diffusion. II. Progr. der gr.-or. Oberrealschule in Czernowitz 1893, 8^o, 21 SS.

Der Verf. integriert die im ersten Theile entwickelte partielle Differentialgleichung für die Gasdiffusion in ausführlicher Weise und bestimmt die in dem Integrale auftretenden Constanten. Im weiteren wendet er die erhaltene Formel zur Auffindung des Mengenverhältnisses der in der Diffusionsröhre enthaltenen Gase an und erläutert — wenigstens theoretisch — die Methode, nach welcher Prof. Loschmidt im physikalischen Institute zu Wien die Diffusionscoefficienten verschiedener Gase bestimmt hat. Die Arbeit wurde im engsten Anschlusse an die theoretischen Abhandlungen Stefans über diesen Gegenstand ausgeführt.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

112. Leneček, Dr. Ottokar, Über Pyroxen und Amphibol. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Leitmeritz 1893, 8^o, 29 SS.

Die Pyroxen-Amphibolgruppe wird im Sinne von A. des Cloiseaux, Dana, Fr. Naumann und Ferd. Zirkel umgrenzt. „Um die Minerale der Gruppe in eine übersichtliche Eintheilung zu bringen, ist es wohl am besten, die Wollastonite wegen ihrer Abweichungen in der Spaltbarkeit und sonstigen Eigenschaften als eine Reihe für sich abzutrennen und den eigentlichen Pyroxen-Amphibolen entgegenzustellen.“ „Diese werden wieder nach ihrer Spaltbarkeit in eine Pyroxen- und eine Amphibolreihe zerfallen und jede dieser Reihen wieder nach dem Krystallsystem drei Gruppen enthalten (rhombische, monokline und triklone)“ (S. 5). Die so erhaltenen kleineren Gruppen werden nach ihrem Gehalte an Alkalien und Sesquioxiden in noch kleinere Unterabtheilungen gebracht.

Nun folgt (S. 7—14) eine übersichtliche Besprechung der einzelnen Abtheilungen und Arten in naturhistorischer, besonders aber in Beziehung auf die chemische Zusammensetzung. Betreffs des Zusammenhanges der chemischen Zusammensetzung und des Krystallsystems wird resumirt wie folgt: „Während das Eisenoxydul- und Mangansilicat in allen drei Systemen krystallisieren kann, ersteres aber vorzugsweise im monoklinen, letzteres im rhombischen Systeme krystallisiert, krystallisieren das Kalk- und Manganoxydulsilicat in einem Systeme vorzugsweise, in einem zweiten aber gar

nicht; da aber alle diese Silicate monoklin krystallisieren, so krystallisieren auch die meisten Minerale der Pyroxen-Amphibolgruppe im monoklinen Krystallsystem und zeigen in diesem Systeme auch die veränderlichste chemische Zusammensetzung und in gewissen Grenzen auch die größten Verschiedenheiten in den physikalischen, besonders den optischen Eigenschaften- (S. 24).

Des weiteren wird dann das Verhalten der Minerale vor dem Löthrohr und gegen Salzsäure angegeben, ferner der Antheil, den diese Minerale an der Gesteinsbildung haben, erwähnt, wobei auch das Vorkommen der einzelnen Glieder in den geologischen Formationen und Localitäten mit Gründlichkeit angeführt wird (S. 24). Ebenso wird der so häufig auftretenden regelmäßigen Verwachsungen von Mineralien sowohl der Pyroxen-, als auch der Amphibolreihe gedacht (S. 27).

Interessant ist die Thatsache, dass sich die Pyroxene in Amphibole, nicht aber die letzteren in die ersteren umwandeln können (Uralitisierung) und dass nur Glieder der Pyroxenreihe und Wollastonite, nicht aber Amphibole künstlich dargestellt werden konnten (S. 28). Zum Schlusse wird die Anwendung der Minerale dieser so interessanten Gruppe besprochen (S. 28 und 29).

113. Zehenter Josef, Über Fettbestimmung in der Milch mittelst Centrifugalkraft mit besonderer Berücksichtigung der Methoden von Babrock und Gerber. Progr. der k. k. Oberrealschule in Innsbruck 1894, 8°, 27 SS.

Im I. allgemeinen Theile werden die Äußerungen der Fliehkraft beschrieben und einige Anwendungen dieser Kraft in der Technik erwähnt, insbesondere auch in der »Milchwirtschaft«, bezw. in der »Milchuntersuchung«. Ein rasches und exactes Fettbestimmungsverfahren ist wichtig für den rationell arbeitenden Molkereipraktiker, den Viehzüchter und die polizeiliche Milchcontrolle. — Es folgt nun eine historische Skizze über die zu dem genannten Zwecke in Verwendung gekommenen Apparate unter Angabe der ihrer Anwendung zugrunde liegenden Principien. Ausführlicher werden hiebei der »Laktokrit von De Laval« und »Lindströms Butyrometer« beschrieben. Der Schluss dieses Abschnittes ist dem »Thörnerschen Milchwertmesser« gewidmet. Der II. Theil handelt von Babrocks Methode, die ausführlich beschrieben wird. Die Ergebnisse von 34 Untersuchungen werden durch Fettbestimmungen auf gewichtsanalytischem Wege controliert und in einer Tabelle zusammengestellt. Als Vortheile der Methode werden die Thatsachen hervorgehoben, dass man die Prüfung ohne besondere Änderung der Resultate auch erst nach längerer Zeit vornehmen kann und dass der Zusatz von gerinnungswidrigen Mitteln ohne besonderen Einfluss ist (S. 17). Im III. Capitel wird Gerbers Acid-Butyrometer beschrieben. Angabe des Principes der Methode und der Erfordernisse zur Ausführung derselben. Der zur Verwendung kommende Amyl-Alkohol ist auf seine Reinheit zu prüfen (S. 19). Fettbestimmungen in Voll- und Magermilch, in condensierter Milch und in Rahm. Vergleich der Resultate mit jenen, die nach der gewichtsanalytischen und nach der aräometrischen Methode (Soxhlet) erhalten worden sind.

In den Schlussbemerkungen werden die Forderungen besprochen, welche gegenwärtig an die Arten der Fettbestimmung, die sich zur Abscheidung des Fettes der Centrifugalkraft bedienen, zu stellen sind; ferner wird die Frage beantwortet, wie sich die Methoden von Babrock und Gerber dazu verhalten. Erwähnenswert ist noch, dass bei jeder Methode außer der Ansicht des Verf.s auch die Urtheile der Fachmänner angegeben werden und dass die zehn der Abhandlung beigegebenen Abbildungen das Verständnis der Ausführungen wesentlich erleichtern.

114. Rosoll, Prof. Dr., 1. Über den mikrochemischen Nachweis des Curcumins und Coniins in den vegetabilischen Geweben. 2. Über vegetabilische Faserstoffe. Progr. der n.-ö. Landes-Oberrealschule in Wr.-Neustadt 1894, 8°, 13 u. 11 SS.

1. I. Über das Curcumin. Beschreibung der im Handel vorkommenden Drogen von *Curcuma longa* L., chemische Zusammensetzung derselben. Chemische Charakteristik des Curcumins. Prüfung der auf Curcumin zeigenden Reactionen auf ihre mikrochemische Verwendbarkeit. Anatomischer Bau der Drogen und des frischen Rhizoms. Mikrochemische Untersuchungen sind nach Thunlichkeit an frischem Materiale vorzunehmen. Ergebnis: 1. Das Curcumin kommt in dem lebenden Rhizom im Inhalte aller Parenchymzellen in Tröpfchen ätherischen Öles gelöst vor, 2. in der Droge hingegen kommt es in der structurlosen, verkleisterten Stärke im Inhalte der Parenchymzellen und in den Membranen sämtlicher Gewebe absorbiert vor und lässt sich 3. vermittelst reiner concentrirter oder mäßig verdünnter Schwefelsäure mikrochemisch nachweisen. — II. Das Coniin. Charakteristik und Geschichtliches. Reactionen. Morphologische und anatomische Eigenschaften der Früchte von *Conium maculatum* L. Mikrochemischer Nachweis des Coniins mit Jod-Jodkalium. Relative Menge und topographische Vertheilung des Coniins in den Früchten und in den anderen oberirdischen Pflanzentheilen. »Der durch den Coniingehalt bedingte, widerlich abstoßende Mäuseduft schützt die Pflanze ebenso gut wie die kräftigsten Dornen« (S. 11). Die mikrochemischen Reactionen können gute Dienste leisten zur Unterscheidung der Schirllingpflanze von *Petroselinum sativum* Hoffm. und zur Unterscheidung der Schirllingfrüchte von denen von *Pimpinella anisum* L.

2. Es werden in Betracht gezogen: 1. *Cibotium Schiede* Schlecht., 2. *Malvaviscus arboreus* Cav., 3. *Urena lobata* Cav., 4. *Lecythis ollaria* L. 5. *Gnetum gnemon* L. Dabei finden sich Angaben über die Pflanzen im allgemeinen, über die als vegetabilische Faserstoffe verwendeten Theile derselben, über den mikroskopischen Bau der Fasern und ihr mikrochemisches Verhalten. Der Abhandlung sind fünf schöne Holzschnitte und ausführliche Literaturnachweise beigegeben.

Wien.

Joh. A. Kail.

115. Holzer Josef, Das Gymnasium des Organisations-Entwurfes und unser heutiges Gymnasium. Progr. des k. k. Staats-Gymn. in Mähr.-Trübau 1894, 8°, 25 SS.

Die vorliegende Arbeit ist eine geschichtliche Studie, die in sorgfältiger und übersichtlicher Weise die Entwicklung unseres Gymnasiums behandelt. Im allgemeinen Theile werden die verschiedenen Arten der Gymnasien: reine und Realgymnasien und deren verschiedene Combinationen: Gymnasien mit obligatem Zeichenunterricht usw. charakterisirt und über die Unterrichtssprache der Gymnasien gehandelt. Sodann ist über die Erhalter dieser Lehranstalten und endlich von den Vorbereitungs-schulen, welche mit Gymnasien verbunden sind, die Rede. Alles Besprochene wird genau ziffermäßig nach dem Stande des Schuljahres 1893/94 vorgeführt.

Der specielle Theil handelt zunächst über die obligaten, facultativen und freien Unterrichtsgegenstände, sowie über die schriftlichen Arbeiten. Die einzelnen Lehrgegenstände werden der Reihe nach durchgenommen, und ausgehend vom Lehrplane des Organisations-Entwurfes werden sämtliche durch Ministerial-Verordnungen im Laufe der Zeit vorgenommenen Veränderungen des Lehrganges knapp, aber erschöpfend

dargestellt. Zu S. 13, Anm. 1 ist ergänzend zu bemerken, dass an dem Staats-Gymnasium in Czernowitz „mittelhochdeutsch“ als freier Lehrgegenstand unterrichtet wird. Ferner ist zu erwähnen, dass das Mittelhochdeutsche auch schon vor dem Ministerial-Erlasse vom 14. Januar 1890 infolge einer speciellen Bewilligung am Staatsgymnasium in Feldkirch gelehrt wurde und mit Erlaubnis des schlesischen Landesschulrathes als freier Lehrgegenstand am Staats-Gymnasium in Weidenau. S. 14 soll es bei der Herabminderung der Anzahl der schriftlichen Arbeiten im Deutschen wohl statt VI. und VII. Classe VI. bis VIII. Classe heißen. S. 20, Anm. 3: Die Bemerkung, dass der Versuch, ein Lehrbuch der empirischen Psychologie nach den in den Instructionen des Jahres 1884 geäußerten Grundsätzen abzufassen, bisher nicht gemacht wurde, ist unrichtig. Wir besitzen ein derartiges Lehrbuch von Dr. Wilhelm Jerusalem. Dieses konnte zwar von Seite der hohen Unterrichtsverwaltung nicht die behördliche Approbation erlangen, ist aber trotzdem für den Lehrer ein ausgezeichnetes Hilfsmittel und fand, wie wir vernahmen, bereits an mehreren Schulen des Deutschen Reiches Eingang. Bezüglich des Betriebes des englischen und französischen Sprachunterrichtes an Gymnasien ist besonders auf S. 390 des laufenden (19.) Jahrganges der Zeitschrift für das Realschulwesen („Zum Mangel an Nachwuchs im Mittelschul-Lehrfache, besonders beim neusprachlichen Unterrichte“ von Prof. Josef Blumauer in Leitmeritz) aufmerksam zu machen. Aus dieser erwähnten Abhandlung geht hervor, dass es mit dem modernen sprachlichen Unterrichte an Gymnasien nicht besonders bestellt ist. Wir erfahren dort, dass von den 19 deutschen Gymnasien Böhmens nur 7 französischen Unterricht besitzen und unter diesen Anstalten ist die Reichenberger Schule noch ein Realgymnasium und nur am Gymnasium in Pilsen besteht ein zweistündiger Cursus für Englisch. Auch an den Wiener Gymnasien ist für den Unterricht im Englischen bisher noch wenig geschehen. Dagegen wäre zu erwähnen gewesen, dass seit dem Schuljahre 1892/93 am Franz Joseph-Gymnasium in Wien ein dreistündiger Wochencursus für französische Sprache besteht, in welchem die Schüler eine Reihe von Jahren hindurch für das Studium des Französischen an der Universität vorgebildet werden sollen. An diesem Course nehmen Schüler verschiedener Gymnasien Wiens theil.

Schließlich handelt der Verf. über die Maturitätsprüfung, die Lehrbücher und die Lehrmittelsammlungen.

Wien.

Dr. F. Prosch.

Verein zur Abhaltung akademischer Vorträge für Damen.

Die Inscriptionen für das Wintersemester 1895/6 finden vom 23. September an täglich von 3—5 Uhr nachmittags in der Vereinskanzlei, I., Weihburggasse 10 statt. Der Lectionskatalog ist durch die Kanzlei, sowie durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Kritisches zu Aristoteles.

Zur Metaphysik. 1037 a 12 *αὐτῶν*. Die Übersetzungen gehen hier weit auseinander. Schwegler erklärt: „Ob es aber außer der Materie dieser Dinge noch eine andere Realität gibt, und ob man eine andere Substanz für sie (d. h. doch wohl so viel als „für diese Dinge“) aufzusuchen hat“ usw. Bonitz übersetzt: „ob es nun aber neben dem Stoffe der Wesenheiten dieser Art noch einen anderen gibt, und ob man eine von ihm (also „von dem Stoffe“) verschiedene Wesenheit aufzusuchen hat“ usw. Rieckher („ob es aber neben der Materie dieser Substanzen noch eine andere gebe, und ob man eine andere Substanz für sie aufzusuchen hat“) lässt es zweifelhaft, ob man das *αὐτῶν* auf die Materie oder auf die Substanzen beziehen soll. Bullinger will in *αὐτῶν* einen von *ἑτέραν* abhängigen genetivus comparationis erkennen. Aber lässt sich Materie und Substanz direct mit einander vergleichen? Aus dem ganzen Zusammenhange ergibt sich doch deutlich, dass an unserer Stelle von der Materie allein die Rede ist, indem Ar. fragt, ob man für die Erklärung der Dinge von einer anderen als der bisher von ihm erwähnten Materie Gebrauch machen müsse. Da andererseits die Platoniker gemeint sind, welche sich einer anderen Wesenheit als Ar. bedienen, so muss die Frage aufgeworfen werden, ob sie zu diesem Zwecke auch eine andere Materie als Ar. anwenden. Und dies wollte eben Ar. hier thun. Am besten wird es aber sein, da dieser Gedanke sich von selbst ergänzt, dem cod. A^b beizupflichten, welcher jenes *αὐτῶν* einfach ganz weglässt, selbst auf die Gefahr hin, dass bei Asklep. 423, 5 diese Ergänzung wirklich mit den Worten *πρὸ τῶν συνθέτων οὐσιῶν τούτων*, scil. *ἀνθρώπων καὶ ἵππων, καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων πάντων τῶν φυσικῶν* durchgeführt wird. Denn wie Alex. 516, 14 (*καὶ δεῖ ζητεῖν τοιαύτην οὐσίαν*) zeigt, ist die Ergänzung möglich, aber für den Autor Ar. selbstverständlich. Dürfte ja doch Asklep. gerade durch den Mangel eines entsprechenden Wortes bei Ar. zu seiner weitläufigen Erklärung bewogen worden sein.

Zu 1043 b 12—14. Bereits Bullinger zur Stelle hat richtig eingesehen, dass Bonitzens aus Sepulveda und angeblich aus Alexander 553, 11 f. aufgenommene Conjectur *οὐσίας* (b 13), sammt Änderung der traditionellen Interpunction, unzulässig ist. Nur wäre eine eingehendere Begründung seitens Bullingers am Platze gewesen, welche ich hiemit nachzutragen versuche. — Schon vorher (b 12) ist der Ausdruck *οὐσία* zu dem Zwecke von Ar. gewählt, um das von jedem Philosophen anzunehmende eigentlich wesenhafte Element in den Dingen damit zu bezeichnen. Ar. sagte dazu (b 12 f.): „Wenn man die Materie aus dem Complex der Bestimmungen herausnimmt, durch welche die Sache ihrer Wesenheit nach bezeichnet wird, dann benennt (*λέγουσιν*) man das übrig Bleibende mit einem Namen.“ Auf diese zwei Prämissen gestützt bemerkt daher Ar. weiter: „Wenn somit (*οὖν*; nach b 12) dieses (übrig Bleibende; nach b 12 f.) als wesentlicher Grund des Seins und (somit nach b 12) dies auch als Wesenheit erscheint, so ist jenes übrig Bleibende auch gerade (*αὐτήν*) mit dem Ausdrucke Wesenheit zu benennen“. Man sieht, das *οὐσία* in b 13 hat einen anderen Sinn als das in b 14. Dort ist das Herausgefundensein des Wesenhaften als *οὐσία* angegeben, hier die Benennung desselben Wesenhaften. Aus Alexander lässt sich in dieser Hinsicht nur so viel entnehmen, dass er wohl auch von einer Benennung dieses Wesenhaften spricht (*εἰ τις ὅλως οὐσίαν λέγοι* 553, 12. 15), aber ihm kommt es vorwiegend darauf an, diese *οὐσία* mit dem *εἶδος* zu identificieren. Dieser Erklärung thut nicht einmal der Umstand Eintrag, dass man vielleicht (mit Bonitz und Schwegler) die Worte *ὁ ἐξαιρουντες τὴν ὕλην λέγουσιν* so erklärt, dass *ὁ* Object zu *ἐξαιρ.*, *τὴν ὕ.* Object zu *λέγουσιν* ist. Doch stimmt alles besser, wie man aus meiner bisherigen Darlegung sieht, wenn man diese auch von Alexander 553, 7 f. zurückgewiesene Erklärung Schw.s als illusorisch erklärt. Denn es fällt nun umgekehrt aus der von mir so eben gegebenen Interpretation unserer Stelle auf die vorausgehenden Worte helleres Licht, so dass, auch wieder indirect, sich ergibt, dass die von Christ und Bullinger (bei welchem letzterem *ἦ* statt *ἧ* gelesen werden muss) als interpoliert angesehenen Worte b 12 *ἀλλ' ἡ οὐσία* ebenso echt sind, wie die von cod. Reg. 774 a 45 und den Ausgaben, von der Aldina angefangen bis Brandis, sowie die von den lateinischen Interpreten aufgenommene Lesart b 14 *οὐ λέγοιεν* als unhaltbar sich herausstellt.

Metaphysik 1047 a 2. Hier muss Alexander einen anderen Text vor sich gehabt haben. Denn in seinem Commentar 571, 12 bemerkt er, dass *εἰ γὰρ ἐστιν* so viel bedeute als „wenn es wahr ist, was wir gesagt haben“. Und er schließt aus diesem Umstande und aus dem 1046 b 36—1047 a 1 von Ar. Bemerkten, dass es nicht angehe, bei der Megarischen Ansicht zu bleiben. Dabei muss ich allerdings bedauern, dass der Herausgeber dieses Commentators

nicht bei der Lesart der besten codds. geblieben ist, welche, entsprechend der darauf folgenden Frage (571, 18), mit *πῶς* anfängt, da es 571, 16 heißen muss, wie cod. A und M bieten: *οὐδὲν ἦττον πάλιν τὴν τέχνην ἔχειν* (scil. *ἀνάγκη ἐστίν*), *πῶς ὅταν* usw. (mit Fragezeichen hinter *οἰκοδομικήν*). Aus dem ganzen Inhalte des Satzes bei Alexander dürfte sich ergeben, dass er folgendermaßen las: *εἰ οὖν ἀδύνατον . . . μὴ ἀποβαλόντα ποτέ· ἢ γὰρ πράγματος φθαρέντος· εἰ γὰρ ἐστίν, πῶς, ὅταν κτλ.* Und der Sinn wäre mit Festhaltung der Anakoluthe hinter *φθαρέντος* folgender: „Wenn es unmöglich ist, dass man die Künste nur durch Lernen sich aneigne, und wenn man nicht zugleich mit der Entfernung der Sache, mit welcher der Künstler sich abgibt, die Ausschließung der *δύναμις* annimmt, dann muss die Lehre der Megariker falsch sein, denn sonst entstünde, falls unsere bisherige Deduction auf Wahrheit beruht, die Frage, wie der Künstler nicht noch weiter seine Kunst besitzen könnte, wenn er zu arbeiten aufgehört hat.“ Der Nachsatz: „dann muss die Lehre der Megariker falsch sein“ muss nach dem unter solchen Voraussetzungen bekannten Brauche der griechischen Schriftsteller aus dem Zusammenhange ergänzt werden. Wir hätten nun damit zweierlei gewonnen: Es wäre die Alexander'sche Erklärung, mit welcher schon Bonitz p. 385 nichts anzufangen wusste, in erträglicher Weise interpretiert und zugleich die richtige Lesart dieses Commentators wieder hergestellt, wobei ich bemerke, dass wohl nur die geeignete Ergänzung des Prädicats *οὐκ ἀνάγκη* im nachfolgenden Satze von den Schreibern der codds. LF nicht herausgefunden wurde, für welche cod. M im richtigen Gefühle des Sinnes *ἐνδέχεται* in den Text schob, ohne dass man eine zwingende Nothwendigkeit auch nur für irgend eine hervorzuhebende Ergänzung zu ersehen vermag.

Für die Erklärung des Ar. aber ergibt sich, dass wir die jetzt nicht zu verstehenden Worte in der Weise erklären, dass in dem Nachsatze *ὅταν — τέχνην* durch prägnante Gegenüberstellung zum Voraufgehenden ein Gegensatz steckt: Neben dem Umstände, dass Jemand eine Kunst vollständig gelernt hat, müsste sich ergeben, dass man sie doch wieder nicht vollständig kennt, insofern als dann, wenn man aufgehört hat, dieselbe auszuüben, auch ihr für den Augenblick vollkommener Verlust eintritt. Die Bonitz'sche Änderung *εἰ — οὐχ ἔξει τὴν τέχνην, πῶς λαβὼν — οἰκοδομήσει*; steht mit der ganzen Construction und auch mit der Alexander'schen Erklärung in zu großem Contraste, als dass man sie annehmen könnte. Festgehalten muss nämlich werden, wie überhaupt bei Ar., dass auch hier der vorliegende Gedanke im Zusammenhange mit relativ entlegenen anderen Gedanken gefasst werden muss, insbesondere mit 1046 b 32 f., worin es sich um die Erlangung eines Absurdums unter der Voraussetzung der Behauptung der Megariker handelt. Dieses Absurdum ist nun nach

längerer Gedankenreihe in *ὅταν παύσῃται, οὐχ ἔξει τὴν τέχνην* — und weiter in *πάλιν δ' εὐθὺς οἰκοδομήσει πῶς λαβῶν*; gefunden. Und von diesem Gesichtspunkte aus erhält des Alexander Lesart *εἰ γὰρ ἐστίν*, wenn sie auch in Wahrheit nicht ursprünglich im Texte stand, erst ihre richtige Bedeutung, indem Alexander oder besser derjenige, der sie aufbrachte, damit eine summarische Zusammenfassung des Vorausgehenden unternahm, wie sie in der That auch nothwendig ist.

Eth. Nikom. 1114 a 10 — 14. Mit Recht nimmt Rassow, Forschungen, S. 28 an, dass mit den Worten a 11 f. ein neuer gegen die bekannte Sokratisch-Platonische Ansicht (vgl. 1113 b 14 f.) gerichteter Gedanke eingeführt wird. Man möchte aber gerade deshalb der Meinung sein, dass auch die Worte a 12 f. genau damit zusammenstimmen, weil dieselben in der Folgerung ausklingen, *ἐκὼν ἄδικος ἂν εἴη*, so dass damit gerade der Gegensatz von der als unrichtig nachzuweisenden Sokratisch-Platonischen Ansicht *οὐδεὶς ἐκὼν πονηρός* aufgezeigt wäre. Nichtsdestoweniger und trotz dem auch von Rassow anerkannten Consens mit der von der Vulgata gebotenen Stellung der Sätze (vgl. Aspasius 78, 13—16) hat Rassow und nach ihm Susemihl die Umstellung der beiden Sätze vorgeschlagen, so dass a 12 f. als Abschluss des vorhergehenden Punktes angenommen wäre. Es ist wahr, der Satz a 12 f. könnte, abgesehen von dem nicht ganz passenden Anschluss und dem ebenso unpassenden Übergange von dem positiven *ἀγνοεῖν* zu dem negativen *μὴ ἀγνοῶν*, wobei das *ἀγνοεῖν* jedesmal in einem anderen Sinne gebraucht ist, auch als Abschluss des bis a 10 ausgeführten Beweises gelten, indem eben hervorgehoben wäre, dass Jeder nur freiwillig Unrecht begehe. Aber dann hätten wir zwischen a 11 f. und a 13 f. keinen Gegensatz, der doch wegen des *οὐ μὴν* erforderlich scheint. Für den bis a 10 geführten Beweis aber war eine nochmalige Erwähnung der These nicht nothwendig, umsoweniger als ja nur die Hilfsthese *τοῦ ἐπιμελεθῆναι κύριοι* 1114 a 3 nachzuweisen war. Wenn Rassow der Ansicht ist, dass es bei der überlieferten Ordnung für *εἰ δὲ μὴ* heißen müsste *εἰ γὰρ μὴ*, so ist ihm entgangen, dass, wenn schon ein begründender Satz folgen soll, *δὲ* sehr häufig bei Ar. die Function des *γὰρ* auf sich nimmt. Doch will, wie mir scheint, Ar. mit dem Satze a 12 f. einem Einwande begegnen, der davon seinen Ausgang nimmt, dass der in a 11 erwähnte *ἀδικῶν* vielleicht nicht als *ἐκὼν* zu betrachten ist, so dass Ar. sagt: Wenn aber einer, nach dem bis a 10 Nachgewiesenen, schon freiwillig Unrecht thut, so wäre es ein Widersinn (*ἔλογον*), von ihm zu sagen, er habe das Unrecht nicht gewollt.

Dass von Rassow und Susemihl für *καὶ* (a 15) *καίτοι* oder, wie Ramsauer will, *εἰ καὶ* gelesen werden soll, ist wegen der Unnothwendigkeit des inneren Zusammenhanges des Gedankens *ἐκὼν νοσεῖ* mit dem *εἰάν βούληται, οὐδὲ ὁ νοσῶν ὑγίης* überflüssig.

Die von Ramsauer vorgeführte Begründung seiner Conjectur *ὕγις, εἰ καὶ (εἰ οὕτως ἔτυχεν) ἐκὼν νοσεῖ, ἀκρατῶς βιοτεύων κτλ.*, dass nämlich sogleich peculiare quoddam morborum genus erwähnt werden müsse, um den Beweis vollständig zu machen, ist unhaltbar, weil durch die Gegenüberstellung *ἀδικὸς ἔσται δίκαιος — νοσῶν ὕγις* ohnehin ersichtlich wird, was gemeint ist.

1114 b 26. Ramsauer ist überhaupt nicht davon überzeugt, dass das Buch *Z* von Aristoteles herrührt. Natürlich wird er auf Grund dieser seiner Annahme dazu gebracht, ihr überall da, wo er mit derselben in Conflict kommen könnte, auf die Beine zu helfen. So meint er a. u. St., dass man hätte vermuthen sollen, es sei auch von den *διανοητικαὶ ἀρεταί* im Buche *Γ* die Rede. Und der Mangel, welcher in dieser Rücksicht sich ergibt, scheint ihm ein weiterer Beweis für die Unechtheit der von ihm angezweifelte Worte 1008 b 9 f., welche er aus drei Gründen verurtheilt, von denen mir aber keiner stichhältig vorkommt. Denn wenn Rr. ebendasselbst meint, dass Ar. über die Frage an der angeedeuteten Stelle zu sprechen keinen Anlass hatte, so halte ich vielmehr dafür, dass, da Buch *E* der Gerechtigkeit gewidmet ist, Ar., wenn er schon einmal das diesbezügliche Programm erwähnte, auch Buch *Z* hiebei heranziehen konnte und musste. Und wenn Rr. zweitens meint, es sei nothwendigerweise zu b 9 f. aus dem Vorangehenden *ἐροῦμεν πῶς μεσότητές εἰσιν* zu ergänzen, ohne dass daraus ein richtiger Sinn sich ergebe, so muss erwidert werden, dass Rr. in das *ὁμοίως* nicht die entsprechende Bedeutung hineinlegt, welche in nichts anderem als darin besteht, Ar. wolle „in ähnlicher Weise“, d. h. um das Wesen der dianoëtischen Tugenden (analog dem der ethischen als richtiger Mitte) auseinanderzusetzen, über dieselben später handeln. Wenn endlich Rr. in dem Ausdrucke *λογικὸς ἀρετῆ* b 9 f. Anstoß nimmt, weil er ein *ἄπαξ εἰρημένον* in der Nikom. Ethik und überhaupt bei Ar. sei, so muss dazu gesagt werden, dass dieser Ausdruck durch die Bemerkungen in 1102 a 28, b 13 ff. hinlänglich motiviert ist, namentlich wenn man erwägt, dass Ar. damit nur in größter Kürze sein Programm andeutet. Daraus dürfte sich aber ergeben, dass Ar. sich nicht veranlasst sah, in *B* 8 — *Γ* 8, also während einer Darlegung der dianoëtischen Tugenden Erwähnung zu thun, welche so angelegentlich, aber auch so planvoll mit der Feststellung der wesentlichen Merkmale der Tugend sich befasst.

1146 a 35—37. Das von den codd. K^b M^b weggelassene und nur von cod. L^b gebotene *μὴ* vor *ἐπέπειστο* ist ebenso überflüssig, wie das von Ramsauer vor *πεπεισμένος* eingefügte *ἄλλα*, so dass Susseihl diesmal die reinste Lesart geboten hätte, wenn er nicht in einen anderen Fehler verfallen wäre. Der Gedanke ist: „Wenn man nach Überzeugung handelt, dann kann man infolge besserer Überzeugung die Handlung aufgeben, der *ἀκρατής* hat seine Überzeugung trotz besserer Einsicht

festgehalten und handelt daher anders, als ihm die letztere ein-
gibt.“ Diese Darlegung wird durch die Erklärung des Eustratios
unterstützt, welcher zwar in der Conclusio des ganzen Gedankens
μη vor *ἐπέπειστο*, ebenso wie im Lemma, bietet, aber der Inhalt
des Ganzen ist bei ihm derselbe, wie nach den codd. Denn von
einer Gleichheit des Gedankens in beiden Parallelsätzen kann trotz
des in jedem Falle benützten affirmativen *πεισθῆναι* nicht die
Rede sein. Denn im Vordersatze hat Jemand eine Überzeugung
gewonnen, die umgeändert wird und umgeändert werden kann, so
dass auch der Handlung Inhalt geschieht; im Nachsatze ist
ersteres der Fall, ohne dass eine Umänderung der Überzeugung
platzgreift, indem die Handlung wirklich, trotz besserer Einsicht,
zu Ende geführt wird. Meinem Dafürhalten nach müsste entweder
in beiden Sätzen die Negation stehen oder in keinem von beiden.
Liest man nämlich *εἰ μὲν γὰρ μὴ ἐπέπειστο . . . , νῦν δ' οὐ*
πεπεισμένος κτλ., dann hat das einen guten Sinn: „Wenn man
nicht überzeugt ist, muss man sich umstimmen lassen und dar-
nach auch die geänderte Handlung einrichten; der *ἀκρατής* ist
nicht überzeugt und thut doch nichts von jenen Consequenzen.“
Ist dagegen das *μη* im Vordersatze allein beibehalten, dann be-
kommt das Ganze einen schiefen Sinn: „Wenn man nicht über-
zeugt ist, dann kann man sich umstimmen lassen und darnach
die Handlung ändern; da der *ἀκρατής* aber überzeugt ist, so
handelt er doch anders.“ Was soll das heißen? Überzeugt von
was? Doch wohl davon, dass er nicht überzeugt ist, d. h. davon,
dass er falschen Prämissen folgt. Aber dann haben wir keinen
richtigen Gegensatz in beiden Sätzen, abgesehen davon, dass der
Ausdruck *πεπεισμένος* zum Gedanken nicht passt. Anders bei der
von mir empfohlenen Lesart, nach welcher beide, der Verständige
und der *ἀκρατής*, von der Richtigkeit einer Handlungsweise vor-
erst überzeugt sind. Der erstere aber ändert diese Handlung ab,
weil er sich umstimmen ließ, der zweite ändert sie nicht ab (*ἀλλὰ*
πράττει), obwohl er die Gelegenheit dazu hätte (*οὐδὲν ἤτιον*).

Wenn also auf diese Weise ein guter Sinn sich erzielen lässt,
ohne in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, mit dem einzigen
Lambinus *δ' οὐ* zu lesen, dann ist die richtige Lesart von selbst
gegeben; sie lautet: *εἰ μὲν γὰρ ἐπέπειστο ἔπράττει, μετα-*
πεισθεὶς ἂν ἐπαύσατο, νῦν δὲ πεπεισμένος οὐδὲν ἤτιον ἀλλὰ
πράττει. Zum Ganzen vgl. 1146 b 22 f.

1151 a 32. Offenbar wollte Ar., auf seine Aporie 1146 a
16—21 gestützt, welche im dortigen Zusammenhange die Frage
erörtert, ob man die *ἀκρασία* und ihr Gegentheil auf das Meinen
basieren solle oder nicht, dieselbe wieder dadurch beantworten,
dass er das Meinen zugrunde legt, welches aber ein doppeltes sein
kann. Denn entweder beharrt man bei der als wahr angenommenen
Ansicht, oder man lässt sich durch eine andere entgegengesetzte
einnehmen. Nun beweist aber der ganze Verlauf der kurzen Unter-

suchung unseres Capitels, dass es sich wieder, wie so oft bei Ar., um eine reine Sache des Ausdrucks handelt, nämlich ob man den *ἀκρατής* als einen Menschen zu betrachten (und daher auch mit einem entsprechenden Worte zu benennen) hat, der nur auf die Wahrheit, objective Richtigkeit seiner Grundsätze, beziehungsweise der Maximen seines Handelns sieht, wenn sie auch nur momentan so erscheinen, nämlich unter dem Einflusse des auf die Begierde gestützten Meinens, oder ob man andere Gesichtspunkte, die realen Verhältnisse, zugrunde legen müsse. Überhaupt ist auch hier ungefähr von derselben Basis ausgegangen, wie oben im Capitel 6, wo Ar. auch darüber handelt, ob man den *ἀκρατής* als einen *ἀκρατής ἀπλῶς* oder als einen Menschen betrachten soll, welcher seine Besonderheit je nach den Umständen zutage treten lässt. Es hätte unseren Herausgebern, Ramsauer, Susenihl, ferner Wilkinson, Coraes, Muretus, welche sich auf den cod. L^p stützen, doch auffallen sollen, dass gegen die von ihnen angenommene Lesart *ἀψευδεὶ λόγῳ καὶ τῇ προαιρέσει τῆ ὀρθῆ* u. dgl. anstatt des überlieferten *ψευδεὶ λ. κ. τ. προ. τῆ μὴ ὀρθῆ* nicht nur alle übrigen codds., sondern auch die Ausgaben, Übersetzungen und griechischen Commentatoren im Lemma, sowie in der Erklärung sich vorbringen lassen. An sich hätte allerdings jene Änderung keine besonderen Folgen; betrachtet man aber die Möglichkeit einer anderen Erklärung als diejenige ist, welche von den erwähnten Zweiflern vorausgesetzt wurde, dann wird man mir beistimmen. Denn bisher hat man angenommen, dass das *ἦ* in a 31 entweder auf Grund von *μὴ ἐμμένων* eine Parallele zwischen *ὄπαιαοῦν προαιρέσει καὶ ὄπαιαοῦν λόγῳ* und *τῷ ψευδεὶ λόγῳ* in dem Sinne herstellt, dass der Gedanke wäre, dass der *ἀκρατής* bei jedem Vorsatze nicht bleibt, bezw. nur bei dem falschen nicht bleibt, oder dass *ψευδεὶ* unrichtig ist. Nun dürfte aber schon der ganze Gedanke, sowie b 19, darüber Auskunft geben, dass *μὴ ἐμμένειν* nur das charakteristische Merkmal des *ἀκρατής* ist, d. h. dass mit demselben weiter nichts als das specielle Thun des *ἀκρατής* als solchen, das Wegwenden von einer objectiv als richtig geltenden Maxime und das Sichhinwenden auf eine dieser entgegengesetzten angedeutet wird. Überhaupt kommt es ja bei der ganzen Sache auf das *ἐμμένειν* oder *μὴ ἐμμένειν* gar nicht an, sondern nur auf die Frage, ob Jemand bei diesem Thun eine beliebige *προαίρεσις* oder die *ὀρθή*, bezw. *μὴ ὀρθῆ προαίρεσις* ins Auge fasst, wie auch aus b 3 f. hervorleuchtet, wo Ar. vermöge der Nebeneinanderstellung von *ὁ μὲν ἐμμένει, ὁ δ' ἐξίσταται* mit demselben Objecte *ὄπαιαοῦν δόξῃ* (bezw. *τῆ ἀληθείᾳ*) andeutet, dass hier gar nicht die Frage darnach ist, ob man es mit einem zu thun hat, der *ἐμμένει* oder *μὴ ἐμμένει*. Es lässt sich also nicht mit Eustratios zu *τῷ ψευδεὶ λόγῳ* ein *μὴ ἐμμένων* ergänzen, da sonst Ar. mit sich selbst, 1151 a 33 f., b 3 f. mit unserer Stelle in Widerspruch gerieth. Denn an den ersten zwei

Stellen ist überall dargethan, dass derjenige, welcher als *κατὰ συμβεβηκὸς ἄκρατής*, bezw. *ἀκρατής* gilt, *ὁποιοῦν δόξῃ ἢ ἐμμένει ἢ οὐκ ἐμμένει*, während die Eigenschaft des *ὄρθῃ δόξῃ ἐμμένον*, bezw. *οὐκ ἐμμένον* als *ἁπλῶς ἐ. (ἀ.)* angenommen erscheint, so dass nur die letztere, unsere Stelle, es wäre, in welcher zweimal von einem *κατὰ συμβεβηκὸς ἀκρατής* gesprochen sein müsste, nämlich von einem *ὁποιοῦν προαιρέσει μὴ ἐμμένον* und von einem *τῷ ψευδεὶ λόγῳ μὴ ἐμμένον*, da in der That, wie Eustrat. richtig hervorhebt, derjenige, welcher *ψευδεὶ λόγῳ μὴ ἐμμένον*, je nach dem Standpunkte, von dem aus man ihn betrachtet, entweder *κ. συμβεβηκὸς* oder *ἁπλῶς ἀκρατής* ist. Man kann aber nicht annehmen, dass Ar. zuerst, beim *ἄκρατής*, den *κ. συμβ.* und den *ἁπλῶς ἄκρα.* einander gegenüberstellt, während er beim *ἀκρατής* im ersten Gliede des Gegensatzpaares den *κ. συμβ.* erwähnt, so dass derselbe auch im zweiten Gliede wieder vorkäme. Ich halte im Gegentheile dafür, dass Ar. im Sinne hatte, entsprechend der *vox media*, die er überall dem Gedanken nach mit dem Participium denkt, vor *ψευδεὶ λόγῳ* nicht *μὴ ἐμμένον*, sondern *ἐμμένον* zu ergänzen.

1146 b 35 — 1147 a 10. Ohne des Sokrates Meinung, dass die *ἀκρατεῖς* nur ein falsches Wissen haben, anzunehmen, wird man unsere Frage in der Weise lösen, dass man sagt, ein Wissen haben die *ἀκρατεῖς* wohl, aber sie können die Wirklichkeit mit demselben nicht in Einklang bringen. Haben wir nämlich im Voraufgehenden (b 31—35) gesehen, dass das theoretische Wissen allein nicht genügt, sondern dass dazu auch das praktische (*ἔχειν καὶ θεωρεῖν*) gerechnet werden muss, so geht Ar. jetzt einen Schritt weiter und bemerkt, dass auch das praktische Thun (*χρησθῆναι, χρησθῆναι τελείως* nach Heliod. 140, 14 im Gegensatze zu dem b 32 f. erwähnten einfach wissenschaftlichen *χρησθῆναι* im Sinne von Heliodor 140, 3—13) dazu gehört, dass jemand dahin beurtheilt werden kann, ob er *ἀκρατής* ist oder nicht. Praktisch handelt jemand dann, wenn er im einzelnen die allgemeine Maxime anwenden kann. Zu diesem Zwecke muss er aber die beiden Prämissen des ihn zum Handeln bewegenden Schlusses genau kennen. Da nun aber sowohl der Obersatz als auch der Untersatz die Einordnung eines Subjects unter eine allgemeine Merkmalsbestimmung ist, so kommt es nicht bloß darauf an, dass die Handlung, beziehungsweise die Entscheidung diesen Prämissen gemäß und mit Zugrundelegung derselben ohne Rücksicht auf anderes stattfindet, sondern auch, dass die Prämissen selbst richtig gebildet sind. Während ersteres einfach ein *χρησθῆναι* dieser Prämissen und namentlich des Untersatzes ist, weil von ihm zunächst die wirkliche Handlung ausgeht (a 2 f.), muss man bezüglich der richtigen Bildung dieser Prämissen ein doppeltes unterscheiden. Denn manche Urtheile sind als subjective und aus unserer eigenen Person heraus zu verificierende leicht festzustellen (a 4. 5 *τὸ μὲν ἐφ' ἑαυτοῦ, ὅτι*

παντὶ ἀνθρώπῳ συμφέρει τὰ ξηρά. Helioid. 140, 32 fasst diese Theorie so, dass in dem Allgemeinen das Besondere ohneweiters, durch eine innere Intuition, gegeben ist, ebenso Eustratios p. 121 a fin. (ed. Venet.), beziehungsweise Anonymus 418, 37 — 419, 8; vgl. besonders dessen auf die Kenntnis des eigenen Ich gehende Bemerkung 419, 1: *ἑαυτὸν γὰρ πάντως οὐδεὶς ἄγνοεῖ*), andere haben die Eigenthümlichkeit, dass man wegen der nur objectiv, nicht subjectiv gegebenen Verhältnisse keinen absolut zwingenden Einblick in die Sache zu thun vermag (a 5. 7 τὸ δ' ἐπὶ τοῦ πράγματός ἐστι. εἰ τόδε τοιόνδε ἢ οὐκ ἔχει ἢ οὐκ ἐνεργεῖ. Helioid. 140, 36—38 *ὅταν δὲ ἡ καθόλου πρᾶγμα τι περιέχη, τότε οὐκ ἀνάγκη, τῆς καθόλου γινώσκουμένης, καὶ τὴν μερικὴν γινώσκεσθαι.* Eustratios 121 a fin. sq., beziehungsweise Anon. 419, 8 ff. ähnlich).

Aus dem Ganzen erhellet, dass Susemihl recht gethan hat, Ramsauers Conjectur τὸ κατὰ μέρος zurückzuweisen, und zwar nicht bloß deshalb, weil Ar. jedenfalls ἡ κατὰ μέρος geschrieben hätte, sondern auch aus dem Grunde, weil nur so erklärt werden kann, weshalb ἢ ὅτι ξηρὸν τὸ τοιόνδε gleich hinter ὅτι οὗτος ἀνθρώπος (die von Rassow a. a. O. S. 65 f. gemachten Einwendungen halte ich für nebensächlich) und zwar mit ἢ verbunden vorkommt, ein Umstand, welcher von Ramsauer bei seiner Erklärung und Unterscheidung nach Person und Sache und nach dem Enthaltensein der besonderen Person (Sache) in der allgemeinen nicht beachtet wurde, so dass er sich zu der neuen Annahme einer Verderbtheit (ad 4—7 fin.) herbeilassen musste. Nein! Wie Eustrat. p. 121 a fin. (vgl. oben) richtig erklärt, ist der Grundgedanke der, dass man in gewissen Fällen wegen der inneren Intuition in der That sofort das Allgemeine im einzelnen anwenden kann, wie im Beispiele, dass einem bestimmten Menschen das Trockene nützt, während es bei der Sache, deren allgemeine Eigenschaft man wohl kennt, wie die Definition oder die allen bekannten Merkmale des Trockenens, nicht möglich erscheint, auch in den Einzelheiten sich immer genau darüber zu informieren, ob ein Streitfall vorliegt oder nicht. Wäre auch hier alles durch innere Intuition zu schlichten, dann gäbe es überhaupt keinen Streitfall mehr auf der Welt, ebensowenig wie eine Leidenschaft, weil jeder, der sich auf Grund der Einwirkung der äußeren Dinge zu einer solchen veranlasst sehen könnte, sofort durch jene innere Intuition eines besseren belehrt werden müsste. Man sieht, es handelt sich in dem Falle um die Existenz der ἀκρασία; denn wäre dieselbe angezweifelt, dann könnte man die ganze Discussion aufgeben, und vorhanden wäre der ἀκρατής nicht, wenn man in die Fußstapfen des Sokrates träte und sagte, es komme doch nur auf das Wissen an; der ἀκρατής habe dieses nicht, also gebe es keinen solchen. Ar. beweist unter Zugrundelegung der allgemein menschlichen Anschauung, dass es in der That einen ἀκρατής gibt auf Grund jenes Manco,

das wir mittelst der Unmöglichkeit bestimmen, in jedem einzelnen Falle über die objective Thatsache, über das Vorhandensein einer die *ἀκρασία* hervorrufenden wirklichen Sache Klarheit zu erhalten. Mit dieser meiner Auffassung stimmt übrigens auch die Übersetzung Rieckhers und die allgemeine menschliche Annahme, dass jemand nur durch fortwährende Übung dahin kommen kann, die jeweiligen Situationen zu beherrschen und sich jene allgemeinen Grundsätze anzueignen, welche es ihm erlauben, ohne längeres Nachdenken, welches in specielleren Fällen gar nicht gestattet und denkbar erscheint, das Richtige zu treffen. Dass aber dies die allgemeine Anschauung und auch die des Ar. ist, ergibt sich aus dem Schlussworte desselben 1147 a 8—10 mit der Erklärung Heliodors 140 fin. sq., wornach es sonderbar (*θαυμαστόν*) wäre, wenn jemand beiden nach der Folgerung des Ar. von Sokrates aufgestellten (1145 b 23. 25) Bedingungen, dem Wissen des Allgemeinen und der Benützung der speciellen Grundlage bei einzelnen Handlungen, entspräche und doch *ἀκρατής* bliebe, ein Fall, welcher dann eintreten müsste, wenn nur das Wissen die Basis bildet, auf welcher das *ἀκρατεύειν* sich aufbaut. Wenn man dagegen annimmt, dass der *ἀκρατής* nicht bloß auf dem Wissen fußt, sondern dass er deshalb fehlt, weil er neben dem Wissen des Allgemeinen keine richtige Verwendung desselben im speciellen Falle zu machen imstande ist, dann kann gemäß der bisherigen Deduction ein solches Vorgehen nicht wunderbar (*μηδὲν ἄτοπον*) erscheinen, weil es auf natürlicher Basis sich aufbaut.

Wollten wir nun aber genau sein, dann könnten wir sagen, im Grunde hat Ar. ebenso Recht wie Sokrates; nur besteht der Unterschied zwischen beiden Anschauungen darin, dass ersterer das praktisch richtige Eingreifen von Seite des Handelnden, letzterer bloß das theoretische Verständnis voraussetzt. Ar. sagt: Was hilft dem *ἀκρατής* die theoretische Einsicht in die wirklichen Verhältnisse, wenn der Handelnde vermöge Mangels des entsprechenden Eingreifens sein Ziel verfehlt? Sokrates sagt: Der *ἀκρατής* kennt die wirklichen Verhältnisse und darunter auch die zum Handeln eben vorliegende Situation gar nicht, also dass es ihm unmöglich ist, das objectiv richtige Ziel zu erreichen. Ebenso Rassow, Forschungen S. 129. Dort mangelt das Handeln, hier das Verständnis. Jeder von beiden hat Recht; jeder von beiden stellt das Verständnis als Fundament auf; jedoch betont Ar. mehr das Thun, das praktische Eingreifen, Sokrates mehr das theoretische Verständnis, ohne dass einer von beiden das andere, von ihm nicht direct ausgesprochene Moment aus den Augen lässt. Trotzdem hat Ar. einen andern Standpunkt eingenommen, wenn man auf das Ganze sieht; denn der Stagirite lässt schon zu Anfang des Buches H durchblicken, dass wir es hier nicht bloß mit dem Verstandes-, sondern auch mit dem Gefühls- und Begehrungsvermögen zu thun haben. Ebenso kann ich der Anschauung

Rassows a. a. O. S. 127 f. nicht beipflichten, wenn er diesen und den vorhergehenden Punkt nicht als selbständige Gegenbeweise des Ar. gelten lassen will.

1147 a 10—24. Ar. beweist wieder, dass die ἀκρατεῖς ohne Rücksicht auf das Wissen zu diesem ihren Verhalten gelangen. Denn das Wissen hänge nicht bloß von theoretischen und praktischen Consequenzen ab, sondern man müsse bei demselben auch auf den Zustand sehen, den dasselbe in dem Menschen hinterlasse, sei es dass die wirkliche Ausführung vorhanden sei oder nicht (vgl. Heliodor 141, 3 ff.). Denn es könne geschehen, dass diese Leute bei ihrem Thun in einer Weise beeinflusst erscheinen, dass sie zwar ein bestimmtes, potentiellles Wissen haben, dass sie von demselben jedoch aus Grund einer geheimen anderweitigen Eingebung gar keinen Gebrauch machen. Ramsauer z. St. meint, dass Ar. hier nur von einer bestimmten Classe von ἀκρατεῖς rede, aber nicht von diesen überhaupt. Spricht nun aber schon der ganze Zusammenhang gegen diese Auffassung, so muss andererseits auch positiv erkannt werden, dass man in jedem ἀκρατῆς eine Art Befangenheit in einem Vorurtheile findet, welches, wenn man das Wissen des allgemeinen Grundsatzes gelten lässt, in der Unmöglichkeit besteht, über die Erkenntnis des speciellen Sachverhaltes hinauszukommen, und nicht bloß das, sondern auch in einer Art Lethargie und Bewusstlosigkeit, wir Modernen würden sagen: Suggestionszustand, das zu thun, was Sache der ἀκρασία ist. Also nicht bloß Mangel des praktischen Handelns und Wissens, sondern auch zwangsweise Beeinflussung durch ein besonderes Moment, durch die αἰσχρὰ ἐπιθυμία (vgl. Eustrat. 121 b sub finem, beziehungsweise Anon. 420, 20; das von Rassow a. a. O. S. 66 vorgeschlagene γε in a 14 halte ich nicht für nöthig), kommt bei der ἀκρασία in Frage, also dass die Sokratische Theorie wieder abgewiesen wäre.

Man muss jedoch wiederholen, dass Sokrates das nicht so gemeint hat. Im Gegentheile, wenn man weiß, dass Sokrates bei allen der Tugend entgegengesetzten Lastern den Mangel an Einsicht hervorhebt, so gelangen wir bei weiterer Consequenz gerade auf die hier behandelte Aristotelische Meinung, vermöge welcher eine Art träumerischen Unbewusstseins und damit ein Mangel an entsprechendem Wissen gegeben ist.

Wenn Ramsauer ferner (p. 439 sq.) bemerkt, dass Ar. die hier vorausgesetzte ἐξίς ἔχειν μὲν μὴ χοῦσθαι δέ; vgl. Rassow a. a. O. S. 129), welche zugleich auf die Affecte Rücksicht nimmt, durch welche der ἀκρατῆς in jene eben geschilderte Lethargie eingewiegt wird, nicht genauer von jener anderen unterscheidet, welche bloß in dem Vorhandensein des Wissens ohne wirkliche praktische Verwertung besteht, so muss darauf erwidert werden, dass schon die Thatsache der Unterscheidung dem Leser den Anhalt dazu bieten musste, von selbst die Merkmale beider Arten kennen

zu lernen. Denn der Unterschied ist nicht etwa dadurch verwischt, wie Rr. glaubt, dass dort und hier von der *ἐνέργεια* im Gegensatze zur *δύναμις* gesprochen wird, sondern in einem hier nicht besonders vorgeführten Begriffe erkennt man die Thatsache, welche wir bereits in den beiden vorigen Punkten dieses Capitels haben kennen lernen können, dass man ein Wissen hat ohne die Fähigkeit, dasselbe wirklich verwerten zu können, während der andere Punkt darin besteht, dass nicht bloß auf das negative Nichthandeln, sondern auch auf den Zustand Bedacht genommen wird, in welchem wir uns unter dem bereits charakterisierten Einflusse jener Suggestion befinden, welche von den schlechten Trieben auf uns ausgeübt wird. Dem Ar. könnte man aber einwenden, dass es doch ein Mangel an Wissen ist, welcher diesen, den *οἰνωμένοι* gleichenden *ἀκρατεῖς* zukommt, indem sie nicht in der Lage sind, solche Mittel anzuwenden, welche geeignet sind, jene Suggestion zu verhindern (vgl. Rr. zu a 22). Abgesehen davon ließe sich dem Ar. entgegenhalten, dass auch der Gute im letzten Grunde unter dem Einflusse einer, allerdings gute Früchte tragenden Suggestion steht. Die letztere als solche ist es also auch nicht, durch welche der *ἀκρατής* zu dem wird, was er ist. Doch muss man auch diesen Umstand nur als eines unter den mannigfachen Merkmalen anerkennen, welche dem *ἀκρατεῖς* zukommen.

1148 a 17—22 wird von Rr. eingeklammert. Ich hoffe zu zeigen, dass der Inhalt des Capitels dieses Vorgehen nicht rechtfertigt. Vor allem unterscheidet Ar. zwischen denjenigen Handlungen, welche sich auf gleichgiltige Dinge beziehen, nämlich auf von der Natur einem jeden vorgeschriebene (*τὰ σωματικά, τροφή, ἀφροδίσια* 1147 b 25—27; vgl. Heliodor *γάμος, αἰμομον, ἀνεσις, ὕπνος*; 142, 29 f.), und zwischen solchen, welche jeder Mensch wählen kann, Ruhm, Ehre, Reichthum u. dgl. Bei den *ὑπερβολαί* der letzteren wird immer ein Zusatz an den betreffenden Begriff angeknüpft, z. B. *χρημάτων ἀκρατής* (1147 b 33), bei denen der ersteren aber nicht. Als Grund dafür führt Ar. den Umstand an, dass man bei den auf natürliche Dinge basierten *ὑπερβολαί* überhaupt von einer *κακία* spricht, während dies bei den anderen nicht der Fall ist (Ar. will damit wohl andeuten, dass es sich rücksichtlich der *κακία* um eine Sache handelt, die vom ethischen Standpunkte generaliter verworfen werden muss, wogegen die Thatsache, dass man es hier der Mühe wert erachtet, besondere Bezeichnungen für die *ὑπερβολαί* der wählbaren Dinge ausfindig zu machen, dafür spricht, dass diese doch nicht so schlecht sein können). Vgl. Heliod. 142, 22—143, 5. Und insoferne das nämliche für den *ἀκόλαστος* wie für den *ἀκρατής* der natürlichen Sorte gilt, könnte man diese beiden in einen Topf werfen, wenn nicht die Unterscheidung in dem Umstände läge, dass der *ἀκόλαστος* mit Absicht, der eben genannte *ἀκρατής* ohne Absicht sein Ziel zu erreichen sucht. Indem Ar. hierauf darthun will, dass der

natürliche ἀκρατής einerseits mit dem ἀκόλαστος, andererseits mit dem wählenden ἀκρατής etwas gemein habe, zeigt er zum Schlusse, dass der erstere nicht so schlecht ist, wie der ἀκόλαστος, dass er aber doch zugleich im Vergleiche mit dem ἀκρατής der anderen Sorte eines Tadels wert erscheint, obwohl er mit dem ἀκόλαστος das Object gemeinsam hat, und obwohl er mit dem wählenden ἀκρατής dieselbe Bezeichnung trägt. Man sieht, wie nothwendig es war, dass Ar. in dem oben erwähnten, von Rr. angezweifelten Absatze den Gedanken klar legte. Auch Heliodor bietet unseren Abschnitt 143, 21—27, sowie der Anonymus. Wenn 1150 a 27—31 der gleiche Gedanke vorkommt, so hat er doch daselbst eine andere Bedeutung im Zusammenhange als hier.

1148 a 17 — b 14. Noch weiter als Rr. geht Susemihl in seiner Ausgabe, in welcher er den angezeigten ganzen Abschnitt ausmerzen will. Um die Sache zu beleuchten, bleibt mir nichts weiter übrig, als den oben bereits charakterisierten Gedankengang wieder aufzunehmen. Ar. unterscheidet 1148 a 23 ff. zwischen Gütern, welche φύσει αἰρετά sind, zwischen solchen, welche dies nicht sind, und solchen, welche in der Mitte liegen. (Zu bemerken ist, dass die von Rossow S. 78 f. vorgeschlagene Änderung der überlieferten Worte τῶ γένει καλῶν in τῶν τῶ γένει καλῶν überflüssig ist.) Man muss aus der bei Ar. folgenden Darlegung ersehen, dass Heliodor 143, 29 ff. (vgl. Anon. 425, 25 ff.) Recht behält, wenn er unter den ersteren die bereits erwähnten Güter: Reichthum, Ehre usw. versteht, während das Gegenheil die darauf bezüglichen ὑπερβολαί und die indifferenten die Mittel zum Zwecke (σιτία, ἱμάτιον, γάμος) bedeuten. Noch besser wäre es gewesen, wenn er, der Aristotelischen Ausdrucksweise entsprechend, die erwähnten Güter: Reichthum, Ehre usw. für alle drei Arten, aber in verschiedener Weise hätte gelten lassen. Dabei erinnert man sich unwillkürlich an das Hauptprincip der Aristotelischen Ethik von der richtigen Mitte, die aber nur schwer zu treffen ist. Wenn aber Rasso, Forschungen S. 22 meint, es sei mit καθάπερ διείλομεν πρότερον (a 25) auf etwas verwiesen, was man im Vorhergehenden nicht findet, so irrt er deshalb, weil ja dieselben Güter und ὑπερβολαί derselben hier vorkommen wie oben, nur nach einem andern Eintheilungsgrunde, der sich aus der vorhergehenden Untersuchung ergab. Insoferne derjenige, welcher diese Mittel selbst wählt, sich von einem guten oder schlechten Zwecke leiten lässt, ist er auch dafür verantwortlich und muss daher dann, wenn er etwas Schlechtes thut, für tadelnswert gelten (vgl. Heliod. 144, 12—20. Ar. 1148 b 6), während die wählbaren ὑπερβολαί, die auf Naturneigung beruhen, nur als φευκταί und φαῦλαι anzusehen sind. Der ἀκρατής in diesem Sinne ist also von dem ἀκρατής im allgemeinen zu unterscheiden, obwohl sie beide vieles gemein haben. Nur kann man im ἀκρατής im allgemeinen zwei Seiten unterscheiden, von denen die eine mit dem übereinstimmt, der die

ὑπερβολή der natürlichen Güter hervorruft, die andere aber als *ἐπὶ πλῶς ἀκρασία* (*μόνη* Ar. b 11. Heliod. 144, 20) vermöge des gleichen Gegenstandes dem Gebiete der *ἀκολασία* nahesteht.

Wenn wir diese Gedanken festhalten, dann kann nicht ersehen werden, mit welchem Rechte Susemihl die Worte 1147 b 23—1148 a 17 mit den soeben erklärten gleichgeltend anzunehmen vermag. Ist ja doch im ersten Theile unseres Capitels nur die Vorbereitung zum zweiten getroffen. Denn mit den Worten 1147 b 23 ff. hat Ar., weit entfernt, nach Rr. p. 448 dasselbe zu sagen, wie 1148 a 22, von den Dingen gesprochen, durch welche *ἡδονή* bewirkt wird (*τὰ μὲν ἀναγκαῖα τῶν ποιούντων ἡδονήν, τὰ δ'*), während 1148 a 22, da kurz vorher dem *ἐκτρατήης* die *ἐπιθυμία* zugeschrieben worden, eine nochmalige Eintheilung der hieher gehörigen Handlungen mit Rücksicht auf diesen neuen Umstand (daher *αἰρετά*, welche 1147 b 22 nur den zweiten Theil der daselbst in Rede stehenden Eintheilung ausmachen) angestellt wird. Zugleich ersieht man aus dem neuen Principe, welches von 1148 a 22 an der Gedankenentwicklung zugrunde gelegt erscheint, dass Rr. irrig daran ist, wenn er 1147 b 6—12 mit 1147 b 35—1148 a 2 und 1148 a 2—4 mit 1148 a 28—b 6 identificieren will. Es ist endlich schwer denkbar, wie der von Rr. p. 448 supponierte Periphrastes veterrimus am Schlusse 1148 b 12—14, also in der von ihm angeblich hergestellten zweiten Recension, auf 1147 b 34, also auf die erste, in einer Weise Bezug nimmt, dass man daraus erkennen kann, er habe im Sinne, den früher gebrauchten Ausdruck nach genauerer Ausführung der Theorie zu erklären.

Sehr interessant ist aber die Deduction Ramsauers p. 448 sq., durch welche er, analog der Susemihl'schen Annahme von einer doppelten Recension, zu dem Resultate der Verwerfung des ganzen Abschnittes gelangt. Um nämlich festzustellen, was denn Ar. eigentlich mit der „neuen“ Eintheilung in 1148 a 22 ff. gemeint habe, geht Ramsauer so vor: Vor allem bemerkt er, dass das *φύσει* vor *αἰρετά* anzeigt, dass es davon auch Ausnahmen gebe, so dass man die *ἐναντία* (a 24) zu derselben Gattung wie die positiven *αἰρετά* zu rechnen habe, welche also den *μεταξύ* allein gegenüber treten. Und nun bestimmt er diese beiden letzteren auf folgende Weise: Vor allem muss wegen der a 27 angegebenen Eigenthümlichkeit dieser *μεταξύ*, unter Umständen mit einer *ὑπερβολή* versehen zu sein (sie werden aber deshalb unter allen Umständen getadelt, so dass jenes von Rassow a. a. O. S. 66 f. eingefügte *καὶ* nicht am Platze ist), angenommen werden, dass diese *μεταξύ* eine gute Eigenschaft, das *φύσει αἰρετόν*, an sich tragen. Trotz der entfernten Stellung des *τοιαῦτα* (a 26) folgert Rr. dann aus dem Gedanken, dass damit die an erster Stelle erwähnten *φύσει αἰρετά* gemeint sind, also dass für die *μεταξύ*, da dieselben den ersteren entgegengesetzt sind, die außerdem mit *τιμῇ* (a 30) genauer specificiert werden, das jenen *φύσει αἰρετά* entgegengesetzte

genus vorausgesetzt wäre. Da nämlich, wie 1147 b 30, beziehungsweise b 23 gesagt ist, die *ἀναγκαῖα μὲν οὐ, αἰρετὰ δὲ καθ' αὐτά*, jenen *φύσει αἰρετὰ* identisch sind, so bliebe für die *μεταξύ* das entgegengesetzte *ἀναγκαῖα τῶν ποιούντων ἡδονῆν* oder *αἰσωματικαὶ ἡδοναί*, beziehungsweise *τοιαῦτα οἶον τροφή*. Und wenn nun Ar. erklärt, dass diese *μεταξύ* nicht lobenswert seien, weil in ihnen das *ὑπερβάλλειν* vorkomme, so müsste, schließt Rr., von diesen ein Absurdum gelten, nämlich *τὰς σωματικὰς ἡδονὰς οὐκ εἶναι τῶν φύσει αἰρετῶν* oder auch *περὶ τοιαῦτα οἶον περὶ τροφήν οὐκ εἶναι σπουδὴν ἐπαινετήν*, d. h. man müsste annehmen, dass die leiblichen Bedürfnisse nicht befriedigt werden sollen. — Glücklicherweise sind wir wegen der nunmehrigen Erfüllung eines langgehegten Wunsches, die griechischen Commentare in ordentlichen Ausgaben vor uns zu haben, in der Lage, derartigen subjectiven Einflüsterungen schon von vornherein die Spitze abzubreaken.

1112 b 7. Susemihl liest *δόξας* mit einigen codd. und mit der vl. beim Anonym. und bei Aspas. Wenn man die Erklärungen der griechischen Commentatoren genauer durchsieht, dann findet man, dass es eine alte Handschrift gegeben haben muss, in welcher neben oder über unserer Stelle das erwähnte Wort statt *ἐπιστήμας* gestanden haben musste. Denn Aspas. 72, 28 bietet *περὶ τὰς δόξας ἢ τὰς ἐπιστήμας*, erklärt aber 28—73, 2 so, als ob es hieße: *περὶ τὰς δ. ἢ τὰς τέχνας*. Umgekehrt hat der Anonym. 150, 10 *περὶ τὰς τέχνας ἢ δόξας*, wobei er 10—23 das *δόξας* mit *ἐπιστήμας* identificiert. Aus beiden Erklärungen geht aber hervor, dass sie, wie natürlich, denselben Sinn annahmen, wie wenn sie mit der Vulg. und Rr. gelesen hätten. Und eben daraus schließe ich, dass die Lesart dieser letzteren richtig und das *δόξας* nur als ursprüngliche Randglosse zu betrachten ist.

1113 b 6. Nach Rassow, Forschungen S. 89 hätte hier statt des überlieferten δὲ die Partikel δῆ zu stehen. Ebenso wollen Ramsauer und Susemihl. Alle drei nehmen an, dass in dem mit dieser Partikel eingeleiteten Satze eine Folgerung aus dem Vorhergehenden enthalten sei. Ramsauer speciell begründet diesen Sachverhalt auf folgende Weise. Das Argument b 4—14 zerfällt in zwei Hauptgedanken; in dem ersten ist ausgedrückt, dass das Schlechte ebenso unserer Initiative zuzuschreiben sei, wie das Gute, in dem zweiten, dass, so wie wir für unsere Handlungen verantwortlich sind, ebenso Tugend oder Laster uns zugerechnet wird. Dabei stütze sich der Gedanke b 11, der sich mit den ethischen Handlungen befasst, auf b 5 *αἱ δὲ τῶν ἀρετῶν ἐνέργειαι*. Wenn man nun bedenkt, dass der b 6 f. aufgestellte Satz erst im Folgenden seine Erklärung und seine Stütze findet, dann begreift man trotz der Ausführung Rr.s nicht, wie derselbe dazu kommt, die bloß einleitenden Worte b 3—5 für gewichtvoll genug anzusehen, um darauf die b 6 f. erwähnte These zu gründen. Damit

fällt aber auch Bassows gleichgehaltene Argumentation. Wenn jedoch Susemihl in der kritischen Anmerkung z. St. meint, dass auch Heliodor seiner Ansicht ist, da er $\acute{\alpha}\rho\alpha$ statt $\delta\grave{\epsilon}$ biete, so muss diese Behauptung deshalb zurückgewiesen werden, weil dieses $\acute{\alpha}\rho\alpha$ (Hel. 50, 8) nur in der Folgerung enthalten ist, welche bereits aus einem kurzen Argumente für die in Rede stehende und auch von Hel. 50, 7 mit $\delta\grave{\epsilon}$ angeknüpfte These sich ergibt. Nach dieser, von mir gelieferten Erklärung dürfte aber auch die noch allein übrigbleibende Anschauung Murets ohne reelle Basis bleiben.

Graz.

Joh. Zahlfleisch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Des C. Julius Caesar gallischer Krieg. Herausgegeben von Dr. Franz Fügner, Oberlehrer am kgl. Domgymnasium zu Verden. Text. Leipzig, Druck u. Verlag von B. G. Teubner 1894.

Unter dem Titel 'B. G. Teubners Schülers Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller' hat der unermüdete Leipziger Verlag ein neues Unternehmen ins Leben gerufen, das den Zweck hat, für Schüler solche Ausgaben der Schulclassiker fertigzustellen, die einerseits nutzlose oder zeitraubende Arbeit bei der Vorbereitung beseitigen, andererseits aber 'die Erreichung des Endzieles, d. h. Einheitlichkeit der Methode und planmäßige Verwertung der Ergebnisse' sichern sollen. Demgemäß erscheinen zu jedem gelesenen Stücke drei Hefte. Das erste enthält den Text 'in übersichtlicher Gliederung, mit Inhaltsangaben über den Hauptabschnitten und am Rande, und das Namensverzeichnis nebst den Karten und Plänen'. Das zweite 'Hilfsheft' enthält die Zusammenstellungen, die die Verwertung der Lectüre unterstützen sollen, nebst den Skizzen und Abbildungen' und endlich das dritte den Commentar mit 'fortlaufenden Erläuterungen, welche die Vorbereitung erleichtern sollen'.

Fügner bietet hiemit zu Cäsars b. G. das erste Heft. Von der Einrichtung ist schon gesprochen worden. Ergänzend sei noch bemerkt, dass die Marginalien auch noch Jahres- und Monatsdaten von Ereignissen aufweisen. Das Verständnis des Textes wird dem Schüler auch in der Art erleichtert, dass das Satzgerippe durch gesperrten Druck hervorgehoben wird, eine Hilfe, die bei fortschreitender Lectüre immer spärlicher wird. Die oratio obliqua wird durch 'obliquen' Druck hervorgehoben. Bei Wörtern, die von Schülern falsch betont werden könnten oder erfahrungsgemäß wirklich unrichtig betont werden, ist auch die Quantität angegeben. Aber auch diese Hilfe wird nach und nach immer spärlicher.

An den Text schließt sich eine Zeittafel an, die die Ereignisse vom Einfall der Gallier unter Brennus (390) bis zum Tode

Cäsars (44) umfasst. Das Namensverzeichnis enthält nicht bloße Aufzählung von Namen, sondern gibt an der Hand der betreffenden Stellen in den Commentarien ausreichende Belehrung. Bei geographischen Namen ist durch Buchstaben auf die betreffende Stelle der Karte verwiesen. Drei schön ausgeführte Karten: a) Übersichtskarte der Feldzüge in den Jahren 58 und 52, b) Übersichtskarte der Feldzüge in den Jahren 57 und 55 und c) Gallien zur Zeit Cäsars beschließen das Werk.

An Abbildungen, Plänen und Skizzen sind vorhanden: Die bekannte Neapler Büste Cäsars als Titelbild, ferner Helvetiorum clades (I 33 ff.), Ariovisti clades (I 40 ff.), ad Axonam pugna (II 6 ff.), Nerviorum clades (II 16 ff.), Venetorum clades (III 14 ff.), Rheinbrücke, Avaricum nebst den Verschanzungen im Durchschnitt und Aufriss (VII 14 ff.), Gergovia (VII 36 ff.) mit einem Nebenbildchen 'Blick auf die Hochfläche von Gergovia vom Thurme auf Roche-Blanche aus', Alesia (VII 68 ff.) nebst 'Verschanzungen von Alesia' und zwei weiteren Ansichten des Schlachtfeldes. Die Ausführung lässt kaum etwas zu wünschen übrig.

Man sieht, der Verf. hat alles aufgeboten, um dem Schüler eine wirkliche Erleichterung zu bieten und das Verständnis des Gelesenen auf dem kürzesten Wege zu vermitteln. Nur bezüglich der capitelweise fortlaufenden Inhaltsangaben kann ich ein Bedenken nicht unterdrücken. Als Endzweck der Lectüre kann doch wohl nur das Verständnis des Gelesenen gelten, will sagen, die Erfassung des Inhaltes. Das ist freilich, wie jeder Schulmann weiß, für den Schüler gerade das schwierigste. In dieser Hinsicht darf der Lehrer nie vermeiden, entsprechende Anleitung zu geben. Nach und nach bringen es aber die Schüler doch so weit, dass sie ziemlich rasch den Hauptgedanken eines gelesenen Abschnittes zu finden wissen. In diesem Finden liegt mit ein gutes Stück des im Interesse an dem eben gelesenen Autor begründeten Bildungswertes aller und besonders der antiken Schriftsteller. In Berücksichtigung der Stufe, auf der Cäsar gelesen wird, wäre also vielleicht nur ein Buch oder auch zwei Bücher in der Art des Herausgebers zu behandeln, bei den anderen aber hätte die capitelweise Inhaltsangabe zu entfallen. Hiemit wäre ein Aufsteigen vom Leichterem zum Schwereren gegeben, also derselbe Vorgang, wie ihn der Herausgeber bei der Quantitätsbezeichnung und der Erleichterung der grammatischen Beziehung durch den Druck eingehalten hat. Es ist ja gewiss die von mir eben berührte Frage principieller Natur. Denn wenn ich eine Erleichterung der Lectüre fremdsprachiger Autoren schaffen will, so ist sie unleugbar gegeben, wenn der Schüler, noch bevor er ein Capitel zu übersetzen anfängt, schon dessen Inhalt kennt. Indes hier gilt es doch, eine Entscheidung zu treffen zwischen augenblicklicher praktischer Bequemlichkeit und den Forderungen höherer, vorausschauender Didaktik. Demnach kann die Entscheidung hierin nicht zweifelhaft sein.

Nun noch einige Worte zur Textgestaltung. Der Verf. folgte, wie es scheint, nicht irgendeinem Texte, sondern er bietet eine selbständige Recension, die sich, der gegenwärtigen Richtung entsprechend, als eine Art Compromiss zwischen der α - und β -Classe der Handschriften darstellt. Dabei sind gemäß der Bestimmung des Buches alles kritische Beiwerk, eckige und spitze Klammern, Sternchen und Kreuze und punktierte Lücken beiseite gelassen. Darüber habe ich allerdings meine Gedanken (vgl. diese Zeitschrift 1892, 127).

Zur Beurtheilung seines Verfahrens theile ich die Unterschiede zwischen seiner und Meusels Schulausgabe im ersten Buche mit. An erster Stelle ist Fügners, an zweiter Meusels Text gegeben. Abkürzungen nach Meusel.

3, 3 confirmant. Orgetorix sibi legationem ad civitates suscepit (x) — confirmant. [ad eas res conficiendas] Orgetorix dux eligitur. is [sibi] leg. a. c. suscipit (Davis); 3, 4 habuerat (x) — habuerit HM; 3, 7 Galliae <imperio> R Schn. — imperio om.; 5, 4 (28, 3) Latovicis (A Q) finitimis suis, uti — Latobrigis (Vasc.) finitimis, uti; 10, 1 renuntiat (x C u. ähnl. M β) — nuntiat (Lips.); 10, 3 praefecit (X) — praeficit (HM); 12, 2 quartam fere (α) — q. vero (β); 15, 4 rapinis pabulationibusque (Dinter, Hoffm. u. a.) — rapinis [, pabulationibus] populationibusque (Ald.); 17, 4 dubitare, quin (Daehne) — d. debere (Clarke), quin; 17, 6 necessario (rec.) — necessariam (X); 19, 5 sine offensione — sine eius off.; 24, 1 subducit (X) — subduxit (HM); 24, 2 veteranorum (X); supra eas in (E. Hoffm.?) — veteranarum (rec., Vict.); [ita uti supra, sed (ed. crit. se) del. Whitte] in; 24, 3 collocavit ac totum montem hominibus complevit (Pramm.); interea sarcinas — conlocari [ac t. m. h. compleri et interea (X)] (del. Koch) sarcinas; 24, 4 ipsi reiecto (nach Paul) — i. confertissima acie reiecto; 25, 5 passuum spatio, eo (Dinter) — passum eo (HM); 25, 6 Boii (X) — Boi (H. J. Müller); ib. circumvenerunt (Fügner) — . . . ire (Qh¹); 26, 4 carrisque (Paul) — castrisque (X); 29, 1 separatim pueri (X) — s. <quot> pueri (H. J. Müller); 29, 2 tabularum nach HM — [rerum] mit Pramm.; 34, 2 vellet HM — velit (codd.); 35, 2 dicendum (X) — discendum (Faern.); 35, 3 quos ipsi (HM) — q. illi (codd.); 38, 4 idque (X) — idemque (Paul); 39, 1 ex percontatione mercatorum vocabusque Gallorum (Kraff.) — ex percontatione nostrorum vocabusque Gallorum ac mercatorum; 39, 3 allata (Ciacc.) — inlata (X); 40, 7 eosdem (α u. editt.), cum quibus (β) — eosdem Germanos (B² π u. dazu ϕ), quibuscum (α); ib. superassent (B² β) — superarint (α); 41, 1i niecta (RMg) — inlata (J. Lange); 42, 4 saepe ultro citroque cum legati inter (α) — saepe cum legati ultro etc. (β); 43, 1 aequo fere spatio (α) — aequum f. spatium (β); ib. utriusque (β) — Ariovisti et Caesaris (α); 43, 4 amplissime (α) — . . . a (Scal. u. ä. B² β); ib. maximis (B² β) — magnis (α);

44, 6 impugnandae (α) — oppugn. (β); ib. testimonio ($B^2\beta$) — ...um (α); 44, 9 fratres Haeduos (α) — fr. a senatu Haed. (Brutus); 44, 10 quod (X) — quam (Wesenberg); 45, 1 merentes (α) — meritos (β); 46, 4 ut nach colloquium (α) — ut nach impetumque (mit Paul nach β); 47, 2 in nostros tela conicerent (α) — tela in nostros coi. (β); 49, 1 sese ($B^2\beta$) — se (α); 49, 3 perterrent ($B^2\beta$) — terrent (α); 49, 5 reliquas legiones in ($B^2\beta$) — r. in (α); 50, 2 meridiem (X) — meridie (H. J. Müller); 51, 1 omnes alarios (α omnis) — a. o. (β); 51, 3 in proelium (α) — ad pr. (β); 52, 5 nostri milites (α), qui in phalangem (l) — nostri (β), qui in phalanga (h^2 , HM dazu auch $B^2\beta$); ib. quinquaginta (Oros. Plut.) — V (X); 53, 2 tranatate (β u. transn.) — tranare (α); 53, 3 omnes equitatu consecuti (α) — o. cons. equites (β); 53, 4 eduxerat (B^2ah) — duxerat (α); ib. fuerunt duae filiae (Hug) — fuerunt om.; 53, 5 persequentem (α) — ins. (β); 53, 6 provinciae, suum (HM) — pr. Galliae, suum; 54, 1 ubi ii (X) — Ubii (Rhenanus).

Die Klammern in Meusels Ausgabe wurden beseitigt, I 5—7, 3, 3 [ad eas res conficiendas] und [sibi]; 11, 3 [eorum]; 16, 2 [quod Gallia — posita est]; 18, 9 initium [eius]; 26, 5 [nullam — intermisso] und [triduum morati]; 27, 4 [nocte intermissa]; 29, 2 [quarum omnium tabularum (so statt rerum)]; 30, 2 [terrae]; 33, 4 praesertim — divideret]; 35, 4 si [id]; 38, 1 [triduique — processisse]; 39, 4 [Vulgo — obsignabantur.]; 42, 5 [cui quam maxime confidebat] om. quam mit Clark.; 47, 3 [ex suis]. Die sonst noch bei Ms. eingeklammerten Wörter fehlen bei F. ganz.

Dabei habe ich Orthographisches und Grammatisches ganz übersehen. Fügner schreibt z. B. exsequi (Ms. exequi), affectus, aggressus, appetisse, colloco, summotis u. a., ab senatu (gegen a. s.) u. a., quidquam gegen quicquam, animadvertit gegen animum adv. (24, 1), Allobroges gegen -as (14, 3), faciendi gegen -undi (7, 4), dagegen ungleichmäßig iis u. eis(dem); anderweitig his für iis, und abweichend von den bisherigen Herausgebern 51, 2 Marco-mānos und 7, 3 Veruloëtius.

Man muss nach dem Vorgebrachten sagen, dass es sich F. nicht leicht gemacht hat, eine entsprechende Schulausgabe herzustellen. Die gegen Ms. gewählten Lesarten sind zumeist recht wohl überlegt und nicht aufs Gerathewohl aufgenommen. Unnötig war wohl 17, 6 necessario, ebenso die Änderung 25, 6 circumvenerunt und die Kraffert'sche Lesung 39, 1 gegen die Handschriften; 24, 3 bietet das interea doch noch Schwierigkeiten. Dass F. 19, 5 eins ausließ, entspräche besserer grammatischer Klarheit, aber die sachliche Klarheit, auf die es Cäsar im allgemeinen doch recht sehr ankommt, leidet darunter. Es ist also doch beizubehalten, zumal durch sine eius offensione animi gewissermaßen ne — Diviciaci animum offenderet (§. 2) wieder aufgenommen wird. Auch die Auslassung von confertissima acie 24, 4 kann

ich nicht billigen. Darin eben, dass die acies der Feinde confertissima war, liegt eine Art Entschuldigung für die römische Reiterei; denn nur so konnte sie geworfen werden. 53, 4 ergänzt F. <fuertunt> duae filiae nach Hugs Vorgang. Auch das ist nicht nöthig. Man braucht utraque — perit als Parenthese zu fassen, und dann ist ja die Beziehung zu fuerunt im Anfange des Cap. 6 hergestellt. Freilich möchte man dann wohl statt harum lieber quarum lesen wollen. Doch ich schließe. Auf jeden Fall ist F.s Ausgabe eine tüchtige Arbeit.

Der Druck ist, soweit ich sehe, fehlerlos, die Ausstattung geradezu glänzend.

Czernowitz.

Dr. A. Polaschek.

Neue Goethe-Literatur.

1. S. M. Prem, Goethe. 2. Auflage. Mit 34 Abbildungen. Leipzig, G. Fock 1894. 8°, 474 SS.
2. Eugen Wolff, Goethes Leben und Werke. Mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer 1895. 8°, 380 SS.
3. Richard M. Meyer, Goethe. Preisgekrönte Arbeit. Berlin, Hofmann u. Co. [= Geisteshelden. (Führende Geister.) Eine Sammlung von Biographien. Herausgegeben von Anton Bettelheim. 13. bis 15. Band (der III. Sammlung 1. bis 3. Band)]. 8°, XXXII u. 628 SS.
4. Richard Weissenfels, Goethe im Sturm und Drang. Erster Band. Halle, Niemeyer 1894. 8°, XVI u. 520 SS.
5. Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte. Band 1: Zur neueren Literaturgeschichte. Stuttgart, Göschen 1895. 8°, X u. 454 SS.

Die biographische Darstellung hat, nachdem sie einige Zeit ziemlich brach gelegen, einen plötzlichen ungeheuren Aufschwung genommen, keineswegs zufällig und unvermittelt, sondern im engsten Zusammenhange mit der Entwicklung der gesammten Literatur. Als die Geschichtschreibung im älteren Sinne blühte, als die Dichtung sich historischen Stoffen und Helden zuwandte, erstand auch das biographisch isolierende Lebensbild, das in seiner besten Ausführung im „Heroencult“ Carlyles erscheint. Die Schule Taines wusste die Betrachtung der Individualität gegen die der großen und kleinen Züge der Zeit zurückzudrängen, in der schönen Literatur entstand die Technik des „Milieu“ und man schrieb lieber Darstellungen ganzer Epochen und Volksstämme, als dass man sich in die loslösende Betrachtung eines einzelnen Wesens versenkte. So ist es kein Zufall, dass W. Scherer seine Goethe-Biographie immer wieder zurücklegte und lieber früher ein Gesamtbild der deutschen Literaturgeschichte entwarf. Heute tritt, gefördert durch medicinische und sociale Beobachtung, das Individuum in den

Vordergrund und wird in seinen ganz eigenartigen Bedingungen analysiert. Im Gegensatze zum oben genannten biographisch isolierenden Lebensbilde entsteht das naturwissenschaftlich isolierende. Der zeitgenössische Roman geht, Zola überwindend, beinahe in dieser Form auf; was an deutschen Biographien entstanden ist, stellt das psychologische Moment über die Thatsachen und dringt damit zum Kunstwerke vor, im Gegensatze zur Ansicht F. Hebbels, der noch das Verdienst einer Biographie in der treuen Veranschaulichung der an sich geringfügigen Einzelheiten sucht (Werke XII, 27). Den schärfsten Ausdruck hat diesen modernen Forderungen F. Nietzsche an einer Reihe von Stellen in seinen Werken gegeben. Er ruft aus: „Wenn ihr nach Biographien verlangt, dann nicht nach jenen mit dem Refrain ‘Herr So und So und seine Zeit’, sondern nach solchen, auf deren Titelblatt es heißen müsste: ‘Ein Kämpfer gegen seine Zeit’“. (Vom Nutzen und Nachtheil der Historie. Werke I 338.) Die genannte Abhandlung entwickelt ausführlich die Bedeutung der Individualitäten im Gegensatze zur Masse und prophezeit, wie die letztere vor den ersteren werde zurücktreten müssen. Jetzt aber sei die Geschichte beliebt, welche die Massentriebe als das Wichtigste nimmt und die großen Männer nur wie die Bläschen auf der Flut betrachtet. So sehr er auf den Einfluss der Generation achtet, warnt er doch vor Überschätzung der aueregenden und beeinflussenden Motive: „Die kleine Kraft, welche noththut, einen Kahn in den Strom hineinzustoßen, soll nicht mit der Kraft des Stromes verwechselt werden, der ihn fürderhin trägt; aber es geschieht fast in allen Biographien.“ (Menschliches-Allzumenschliches, Th. 2, Werke III 180). Ganz mit Goethe'schen Worten spricht er vom Künstlerischen der Biographie: „Wenn der Mensch sich noch so stark fortentwickelt und aus einem Gegensatze in den anderen überzuspringen scheint: bei genaueren Beobachtungen wird man doch die Verzahnungen auffinden, wo das neue Gebäude aus dem älteren herauswächst. Dies ist die Aufgabe des Biographen: er muss nach dem Grundsätze über das Leben denken, dass keine Natur Sprünge macht“ (Der Wanderer und sein Schatten. Werke III 303). Er fasst die Persönlichkeit des Künstlers als Voraussetzung seines Werkes, „der Dünger und Mist, aus dem es wächst“, und trennt sie, allzu stark möchte man glauben, von seiner Schöpfung (Jenseits von Gut und Böse. Werke VII 403). Wie sich die Literaturgeschichte in Deutschland den „höchsten Exemplaren“ zuwendet, lehrt ein Blick auf die letzten Jahre. Lessing, Herder, Schiller haben ihre meisterhaften Darsteller gefunden, eine ganze Sammlung „Führende Geister“, später besser „Geisteshelden“ genannt, ist unter trefflicher Leitung A. Bettelheims in stetem glücklichen Fortgange begriffen; sie zu ergänzen hat der Herausgeber vor kurzer Zeit auch eine Vierteljahrsschrift „Biographische Blätter“ ins Leben gerufen. Dort hat jüngst L. Stein über die Methodenlehre der Biographik gehandelt. Es ist

wirklich staunenswert, dass für die älteste aller Literaturgattungen noch keine Gesetze und Studien der Technik bestehen, vielleicht ist schuld, dass die Kunst in ihr auch noch selten ist. Dass Franzosen, wie Brunetiére, Larromet, Brissou u. a. ein Werk „L'art de la biographie“ — man sieht beinahe den Titel — noch nicht geschrieben haben? So war es nur eine Frage der Zeit, wann die deutschen Schriftsteller, wie um Schiller, auch um Goethe concurren würden, und die Preisausschreibung, welche die Leitung der „Geisteshelden“ veranstaltete, war der äußerliche Ausdruck für ein immer stärker werdendes Bedürfnis. Die Forderung einer populären, aber auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden Goethe-Biographie wird unabweisbar, wenn sich auch Stimmen erhoben, die erst noch die letzten Gaben des Archivs abwarten zu müssen erklärten. Ihnen hat Bettelheim in der Münchener Allgemeinen Zeitung seine vollkommen richtigen Gesichtspunkte entgegengestellt. Nicht um eine abschließende Biographie kann es sich handeln, sondern um eine, die Goethes Leben als Kunstwerk zeigt und entwickelt, und die Resultate moderner Forschung in geschmackvoller Form zu einem wirklichen Bilde der Goethe'schen Persönlichkeit verwertet. Dass dieses canonische Giltigkeit haben solle, wird kein vernünftiger Mensch fordern; diese hat überhaupt gar keine Biographie, in der immer ein subjectiver Zug des Autors liegen muss, wenn sie als Ganzes wirken soll. „Die“ Goethe-Biographie in abschließender Weise wird überhaupt nie Jemand schreiben, sondern jeder Darsteller wird uns seine Goethe-Biographie geben. Um diese zu schaffen, müsste eine Erscheinung kommen, wie Goethe, dieselben geistigen Prozesse durchkämpfen, wie Goethe, und gesetzt den Fall, dieses Wesen käme — so hätte es anderes zu thun, als eine Biographie zu schreiben. Auch für die Goethe-Biographie, wie sie unsere Zeit braucht, hat Nietzsche die Grundzüge gegeben. In ihm, den man heute noch immer zu sehr als Philosophen, zu wenig als Poeten zu fassen geneigt ist, lebt ein Theil des Goethe'schen Wesens fort. Wie oft er sich mit Goethe berührt, werde ich an anderem Orte ausführlich darlegen. Manche Goethe'sche Worte sind die reinen Vorläufer Nietzsche'scher Ausführungen, so wenn er einmal sagt: „Es arbeitet oft ein ganzes Zeitalter daran, um einen einzigen großen Maler oder Dichter hervorzubringen“ (Gespräche II 207). Was Nietzsche an Goethe feiert, ist dasjenige, was ihn mit Goethe so innig verbindet: die hohe Auffassung des Griechenthums, der Antinationalismus und der Antipopularismus. In diesem Sinne entwickelt er Goethes Gestalt weit über seine deutsche Nationalität hinaus, er spricht sie überhaupt dem deutschen Volke ab. Zahlreiche Stellen seiner Schriften nennen Goethe, andere citieren ihn verhüllt oder offen, gelegentlich frappiert ein barockes Urtheil, wie das über Faust (Der Wanderer und sein Schatten. Werke, III 264), das merkwürdig an Du Bois Reymonds bekannte Ausfälle anklingt.

Dass bei der Preisausschreibung eine Goethe-Biographie eingeliefert werden würde, stand zu erwarten; zweifeln durfte man, ob eine preiswürdige zutage treten würde. Wenn Rosegger fragt, warum die Biographie so selten ein Kunstwerk wird und die Antwort bereit hat: weil es das Leben so selten ist, so war hier diese letzte Vorbedingung nur zu überwältigend gegeben. Es liefen mehrere Concurrizarbeiten ein; das Comité entschied für jene, zunächst noch allzu umfangreiche Biographie, als deren Verf. sich Privatdocent Dr. R. Moriz Meyer entpuppte. Während die Arbeit in den Druck gieng, erschienen die zwei zunächst besprochenen Goethe-Biographien; ich weiß nicht, ob sie den Preisrichtern zur Beurtheilung vorgelegen. Dass der Stein aber jedenfalls durch äußerlichen Anstoß ins Rollen gekommen, zeigt die Thatsache, dass noch weitere Lebensbilder Goethes in Aussicht stehen sollen, und eines, von Heinemann, auch unterdessen zu erscheinen begonnen.

Auf der niedersten Stufe der biographischen Kunst steht *Prem's Goethe*. Den Namen einer Biographie kann man diesem mit Sorgfalt zusammengestellten Buche kaum geben, sondern es höchstens als einen Lebenslauf bezeichnen; „Fetzen und Lappen seiner Existenz. Da einmal ein alter Hut und dort ein paar Schuhe und dort ein Lappen von einem Rocke, den er einmal getragen“, könnte man mit Goethe selbst sagen (*Gespräche II 209*); damit tritt es künstlerisch neben die Goethe-Biographie Düntzers, die allerdings die profunde Kenntniss des Details voraus hat. *Prem* gliedert seinen Stoff in die drei typischen Abschnitte, von denen der erste den phrasenhaften Titel „Goethe im Zeichen der Natur“ führt. Das für eine Goethe-Biographie sehr verwerfliche Streben, so viele Werke als möglich mit einigen charakterisierenden Beiworten zu erwähnen, führt zu recht sonderbaren Urtheilen. Der untreue Knabe ist eine „derb naturalistische Ballade“ (S. 136), die Geschwister „eine harmlose Wertherei“, „Füllest wieder Busch und Thal“ ist „anakreontisch“ (S. 166), Klärchen ist ein „schwaches Gretchen“ (S. 216), Mignon heißt gar die „Abstraction einer nie befriedigten Menschenseele“, neben ihr wird die Geyer-Wally der Frau von Hillern genannt, die Braut von Korinth wird auf den allgemeinen Satz reducirt: „Intoleranz trägt üble Früchte“ (S. 284) u. a. Auch kleine Irrthümer fehlen nicht, darunter aber der schlimmste, dass für die Gretchenkatastrophe Wagners Kindesmörderin vorbildlich war (S. 409). Die Darstellung ist oft sehr geschmacklos: Goethes Briefe an Behrisch „enthalten bei aller Natürlichkeit des Ausdrucks viel überschlagenes Zeug“ (S. 44). Entsetzlich witzig wird er bei Goethes Namen, der mit Gott zusammenhängen soll, „da ich aber aus Goethe weder einen ganzen, noch einen halben Gott machen will, verzichte ich auf weitere Deutungen“ (S. 18). Die Urtheile über die einzelnen Werke wiederholen das Landläufige; bei den Wahlverwandschaften lesen wir die seichte Phrase, dass es mit der moralischen Seite darin nicht am Besten bestellt ist.

Das Gepräge der Seichtigkeit tragen auch die ganz äußerlichen Analysen, den Götz erzählt er so schlecht wie nur möglich, bei Hermann und Dorothea theilt er mit, dass Hermann das Mädchen als Magd dingt, „um nicht gleich einen Korb zu bekommen“ (S. 279), was zum mindesten ungeschickt ausgedrückt ist. Die Hauptsache einer umfassenden Goethe-Biographie ist die Ökonomie: gerade da wird man den Künstler erkennen in dem, was er verschweigt und wie er die einzelnen Daten und Werke einordnet. Schon beim Knaben Goethe wird Biographisches und Literarisches bunt durcheinander geworfen, die Jugendbriefe, die der Verf. freilich, wie wir oben gesehen, nicht sehr hoch stellt, werden auch nicht genügend verwertet, Behrisch wird gar nicht charakterisiert, dagegen erfährt man, dass Goethe in Straßburg am alten Fischmarkt Nr. 74 wohnte und bei den Jungfern Lauth in der Knoblochgasse Nr. 22 zu Mittag aß (S. 58). Die Frage der Echtheit der Sesenheimer Lieder wird mit der Ausführlichkeit eines Commentars zum Jungen Goethe erörtert (S. 76 ff.), während Herder und die ganze antikisierende Stilperiode sich mit wenigen, nicht sehr glücklichen Seiten begnügen müssen. Der äußere Lebensgang tritt immer zu viel hervor, unbedeutende Persönlichkeiten, wie Graf Spaur in Wetzlar, schlagen Gestalten wie Lenz, dessen von Weinhold musterhaft herausgegebenen Werke (!?) nur noch ein literarisches Interesse haben sollen (S. 74). Die kleinen Stücke der Jugendzeit werden nicht zu den leicht zu bildenden Gruppen vereinigt. Besonders schlecht ergeht es dem alternden Goethe, über die natürliche Tochter gleitet der Verf. hinweg, wie über den Epimenides und den West-östlichen Divan. Geradezu platt wird das Verhältnis zu Ulrike und die Marienbader Elegie dargestellt. Dafür müssen wir uns eine Aufzählung der Brüder Lottes (S. 108) gefallen lassen. So könnte man das ganze Buch mit der Bezeichnung „überflüssig“ abthun, wenn nicht einiges Neue darin zu finden wäre. S. 183 wird ein unbekanntes Goethebild aus dem Besitze des Frl. v. Zobelitz reproducirt, er benützt S. 338, 449 unveröffentlichte Briefe Goethes an Franz und Antonie v. Brentano und darf aus eigenen Angaben Ulrike v. Levetzows einiges Persönliche schöpfen (S. 367). In einer Anmerkung (S. 438 ff.) hebt er einige Stellen aus der bisher nur fragmentarisch bekannt gewordenen Autobiographie Fritz von Steins heraus.

Wir machen einen guten Schritt nach vorwärts, wenn wir die Arbeit Eugen Wolffs zur Hand nehmen. Man muss vor allem damit rechnen, dass der Verf. seinen Stoff: Goethes Leben und Werke auf dem engen Raume von 312 Seiten bewältigt hat. Eines fällt gleich vortheilhaft auf, das auch für das später zu besprechende Buch Meyers gesagt sein soll. Die meisten populären Goethe-Biographien halten sich mit Vorliebe an die Jugendzeit und führen den Leser im Eilmarsche durch die Schöpfungen des Greisenalters, indem sie ihm gelegentlich zu verstehen geben, er

sei ohnehin nicht in der Lage, das Dunkel dieser Dichtungen zu durchdringen. Sie steigen damit ganz zu der Auffassung ihres Publicums herunter, das, wie schon Scherer einmal bemerkt hat, den alten Goethe als eine Gottheit ehrt, den jungen aber als den höchsten Ausdruck der Menschlichkeit liebt und genießt. Diesem an sich recht begreiflichen Standpunkte hat sich auch die Goethe-Philologie accomodiert: während die Jugenddichtungen Goethes bis zum Überdruße commentiert und erläutert sind, leiden wir thatsächlich, vom Faust abgesehen, Mangel an Studien über Werke wie Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften u. dgl. Gerade zu solchen Werken, denen die unmittelbar packende Wirkung versagt ist, hat ein wahrhaft populärer Goethe-Biograph sein Publicum zu erziehen, in ihnen liegt eine oft nur mittelbare Bedeutung für die Zukunft, die sich heute noch kaum ermessen läßt. So hat Wolf in seinem recht übersichtlich in acht Capitel gegliedertem Buche mit großem Nachdrucke Dichtungen wie: Die natürliche Tochter und Epimenides hervorgehoben, die Marienbader Elegie recht hübsch charakterisiert (S. 253 ff.) und, was nie genug in Arbeiten für den größeren Leserkreis geschehen kann, den zweiten Theil des Faust als Krönung des Gebäudes Goethe'schen Schaffens hingestellt. Zu kurz kommt Goethes wissenschaftliche Thätigkeit, auch die Recensionen und kleineren Aufsätze hätten größere Berücksichtigung vertragen. In Anführungen von Namen und Daten ist eine weise Ökonomie beobachtet. Nicht mit allen Ausführungen kann man sich einverstanden erklären: wie Prem hat auch er die Jugendbriefe wenig ausgenützt: so kommt er dahin, den Einfluss des Freundes Behrisch „förderlich“ zu nennen (S. 27) und erst bei der Rückkehr nach Frankfurt eine erziehlche Einwirkung Goethes auf seine Schwester anzunehmen, die in den Leipziger Briefen schon so stark hervortritt. Während das Concerto dramatico mit Lob überschüttet wird, findet der Satyros nur flüchtige Erwähnung und Clavigo gegenüber wird die Beurtheilung auffallend hart und ungerecht, die Bezeichnung des Stils als „kraftgenialisch“ ist entschieden schielend (S. 73). Auch dass Dialog und Handlung in Erwin und Elmire platt sind, dürften dem Verf. nicht viele Goethefreunde nachsprechen. Dagegen entdeckt er in dem lebenswürdigen Singspiele Jery und Bätely den Kern von Goethes Wesen (S. 121). Auch gegen die Charakteristik Tassos, welche in Antonio einen wirklichen Retter sieht, ließen sich Einwendungen erheben. Dichtung und Wahrheit wird als unhistorisches Werk einfach abgelehnt (S. 241), ohne dass Goethes Verfahren und Absichten beleuchtet wurden. Der Wunsch Goethe zu rechtfertigen führt zu bedenklichen Sätzen: dass er „fürchtete“, die Deutschen möchten dem Corsen nicht gewachsen sein, dass er „beklommen“ für das Schicksal seines Volkes war (S. 241, 242), läßt sich aus den bekannten Worten: „Schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen“ kaum herausinterpretieren. Ebenso wird Goethes

Stellung gegen das Christenthum (S. 258) verkannt. Dagegen erklärt er das vielberufene † in dem Epigramme: „Vieles kann ich ertragen ...“ falsch als das Kreuz der christlichen Kirche. Man braucht nur die drei anderen genannten Dinge: Rauch des Tabaks, Wanzen, Knoblauch ins Auge zu fassen, um die richtige Deutung des † als *crepitus ventris* zu erhalten. Von bloßen Inhaltsangaben hat sich der Verf. glücklich ferngehalten, dagegen hat er den merkwürdigen Fehler begangen, im Götz die Frauengestalten mit Still-schweigen zu übergehen, und damit das Motiv, der Mann zwischen zwei Frauen gestellt, ganz unbeachtet gelassen. Ebenso erscheint in seiner Darstellung des Werther Lotte fast gar nicht. Einen schweren Vorwurf kann man dem Verf. gegen die Einreihung der Faustbesprechung machen. Es lassen sich verschiedene Punkte im Leben Goethes fixieren, an denen man den 1. Theil besprechen kann: den Urfaust bei den Jugenddichtungen, das Fragment in den Neunzigerjahren, den vollendeten 1. Theil 1808. Das führt aber zu starker Zersplitterung. Ich hielte es für gerathen, gelegentlich auf die Arbeit mit einigen Worten hinzuweisen, die Dichtung selbst auch in ihrem Werdeprocesse bei der Ausgabe des 1. Theiles zu besprechen. Wolff hat einen höchst unglücklichen Weg eingeschlagen: er behandelt, unter der apodictischen Voraussetzung eines von Anfang an geplanten glücklichen Ausganges, den ganzen 1. Theil im 3. Capitel: „Genie-Periode“, und erläutert da den Vertrag, der damals noch gar nicht feststand. In der Darstellung zeigt sich ein Gegensatz zu Prem: während dieser die nüchterne Phrase liebt, begegnet bei Wolff die pathetische. So heißt es gleich zu Anfang: „Aber wie dürften wir vergessen, dass die schöpferische Kraft nicht nur unversieglige Elemente sprudelnder Natur, sondern auch ordnende Fähigkeit, feste Hand, unerschütterliches Zusammenfassen und Zusammenhalten bedingt, dass das übervolle Gemüth sich gar leicht verzettelt und schrankenlos ausgibt, wenn nicht schonungslose Selbstzucht, wenn nicht gewissenhaftes Beharrungsvermögen die Kräfte erhalten und stärken.“ Er spricht von einer „schmetterlingsbunten Seele“, geschmacklos heißt Gottsched der „Dictator des zweiten Jahrhundertviertels“. Was sollen Phrasen wie: „doch dauernd schlingt sich der blütenreiche Kranz des Lebens durch den Wust des Erlernen und Ertüftelten“ (S. 32) oder nichtssagende, gehäufte Bilder, wie in der Besprechung des Tasso: „In der That muthet das Werk wie ein italienischer Lorbeerbaum an, eine Culturpflanze, eine Zierpflanze im Garten deutscher Dichtung“ (S. 151). Diese Beispiele ließen sich noch stark vermehren, besonders aus den Charakteristiken Gretchens und Clärchens. So frei die Anschauung des Verf.s sich bei den Römischen Elegien kundgibt, so hat er andererseits manchmal Moralzöpfchen angehängt, die ihm gar nicht gut stehen. So über die Spuren von Wollust in den Jugendgedichten, „die wir der gesunden Natur unseres poetischen Lehrlings durchaus nicht wirklich zur

Last legen dürfen“ (S. 80). Nebenbei bemerkt: wenn man nur dieses „unser“ nicht gar so oft zu hören bekäme. Ebenso moralisiert er bei der Stella über die Bigamie (S. 89), citiert die Bibel für das Verhältnis zu Frau von Stein (S. 119). Wohin derartige Erwägungen führen, zeigt die Charakteristik des Harfners, die seine moralische Verschuldung in den Vordergrund stellt und einseitig aus dem Romane heraus entwickelt (S. 187). Entsprechend seiner schon auf dem Titel kundgegebenen Absicht, auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart besonders Rücksicht zu nehmen, behandelt das 9. Capitel: Goethe in der Nachwelt. Die Aufgabe ist so schwierig, heute vielleicht noch gar nicht lösbar, dass man im Rahmen eines Abschnittes nicht viel mehr fordern kann, als der Verf. gegeben. Entschieden beanstanden muss man, dass der Name Nietzsche fehlt, dass Immermanns Epigonen, Auerbachs Auf der Höhe keinen Platz gefunden, unter den nachgoetheschen epischen Dichtungen Hebbels Mutter und Kind unerwähnt bleibt; man darf sich aber der warmen Worte, die der Verf. für die Goethe-Philologie findet, wie der gerechten Verurtheilung der neuesten Goetheartikel Brandes' vom Herzen freuen und scheidet von dem Buche mit dem Ausdrucke der Anerkennung.

Da von Goethes Einwirkung auf die neuere Zeit die Rede war, gestatte man mir, auf eine merkwürdige Übereinstimmung, die sich zwischen den Wahlverwandtschaften und einem Jugendromane Zolas findet, hinzuweisen. Bei Besprechung von Ibsens Klein Eyolf in der Münchener Allgemeinen Zeitung habe ich schon das Problem des Goethe'schen Romanes mit diesem Drama und der Frau vom Meere in nahen Zusammenhang gebracht. Es ist, nebenbei bemerkt, gänzlich falsch, wenn Wolff (S. 345) in Götz, Clavigo, Egmont die Grundpfeiler der Zukunfts-dramatik sieht und den Tasso z. B. entfallen lässt. Gerade das Gegentheil vollzieht sich und der Tasso wird von Tag zu Tag moderner. In Madeleine Férat behandelt Zola eine Ehe, in der das Mädchen bereits früher einem Manne angehört hat, und sich, weil er todtgesagt war, dem zweiten verbunden. Plötzlich kehrt Jacques zurück und, so glücklich Madeleine mit ihrem Guillaume geworden, erscheint beiden doch von diesem Augenblicke ab ihre Ehe als Ehebruch, und mit Entsetzen entdeckt der Mann an dem aus derselben entsprungenen Kinde Züge ihres ersten Geliebten. Auch Madeleine muss, so sehr sie sich sträubt, die Ähnlichkeit zugestehen.

„Du dachtest also an ihn?“ fragte Guillaume dumpf.

„Ich, ich?“ seufzte Madeleine.

Sie verstand, was er sagen wollte. Er glaubte, dass in ihr die Erinnerung an Jacques erwacht war, als sie in seinen Armen das Kind empfing. Er dachte immer wieder an diesen merkwürdigen moralischen Ehebruch, dessen seine Frau sich schuldig gemacht, als ihre Fantasie die Umarmungen ihres Gatten für die Umarmungen des Liebhabers nahm. Daher diese Ähnlichkeit seiner

Tochter mit diesem Manne. Jetzt besass er einen Beweis; er konnte nicht mehr an der schrecklichen Rolle zweifeln, die er gespielt hatte. Sein Kind gehörte ihm nicht. Es war die Frucht der schändlichen Vereinigung Madeleines mit einem Phantom!“ Das Kind stirbt. Auch in der Leiche glauben sie Jacques noch deutlicher wieder zu erkennen.

Ließ sich in Wolffs Arbeit ein, wenn auch unvollkommenes Streben nach künstlerischer Ausgestaltung nicht verkennen, so begrüßt man in Meyers Goethe den wohlgelungenen Versuch, das Leben des Dichters als Kunstwerk auszuführen. Durch das ganze Werk geht der Zug psychologischer Betrachtung, die Goethes Wesen und Schaffen als Ausfluss immer erneuter Arbeitskraft fest und aus seiner Persönlichkeit Lebensführung und Dichtung erklärt. Zu zeigen, wie Goethe sich selbst geschaffen, das ist die Aufgabe, welche sich Meyers Darstellung zu lösen gestellt hat, und sie ist in den großen, hervortretenden Umrissen auch wohl gelungen. So war Meyers Arbeit nicht nur des bedingten Preises der Concurrenzausschreibung jedenfalls würdig, sie ist auch die beste der vorhandenen Goethe-Biographien überhaupt und ehrt nicht nur den Verf. selbst, sondern ist ein sprechendes Zeugnis für die fortwirkende Kraft der Scherer'schen Schule, als deren Abkömmling sich dieses Buch in jeder Zeile verräth. Wie sein Meister hat Meyer den Blick aufs Große gerichtet und beherrscht die Literatur, ohne dass Anmerkungen davon Zeugnis zu geben brauchen; er liebt es, die einzelnen Capitel mit nachdrucksvollen Sätzen zu schließen, dabei stellt sich, ebenso wie in der trefflichen Kleist-Biographie O. Brahm's, gelegentlich Manier ein, die überhaupt dem Stile nicht ganz fehlt. Es ist bewundernswert, wie der Verf. seine alte Neigung, zu künsteln, hier überwunden hat und mit seinem großen Zwecke auch als Darsteller gewachsen ist. Nur in der Besprechung des Werther macht sich eine meines Erachtens allzu breit ausgeführte und klügelnde Betrachtung, inwieweit Werther und Goethe sich persönlich decken, unangenehm geltend (Cap. 7). Im Grunde gibt M. hier nur die Ausführung zu einem schönen Worte Nietzsches (Der Wanderer und sein Schatten S. 268): „Wer zu Papier bringt, was er leidet, wird ein trauriger Autor; aber ein ernster, wenn er uns sagt, was er litt und weshalb er jetzt in der Freude ausruht.“ Von Citaten sich fernhaltend, hat Meyer nur im Contexte gelegentlich auf verdiente Forschungen hingewiesen; ich hätte da entschieden den Wunsch, das Wenige noch vermindert zu sehen; besonders hat es mich befremdet, in einem derartigen Werke die Erwähnung der für meine Begriffe höchst bedenklichen Untersuchungen Pniowers über den Einfluss des hohen Liedes auf Goethe zu finden (S. 123). Nirgends sucht der Verf. den Anschein zu erwecken, als könnte er die Lectüre Goethes ersetzen, und jede Inhaltsangabe wird glücklich vermieden. Seine Goethe-Biographie ist kein populäres Werk, wie sie gewöhnlich zu Markte getragen werden, aber

wer sie liest, wird die Anregung sich wieder mit Goethe zu beschäftigen, aus ihr schöpfen. Das betont der Verf. ausdrücklich (S. 604): „Pflicht ist Jedem, Goethe nicht so zu lesen, wie man leider meist in Deutschland liest: so nämlich, dass man nachher eben gerade noch sagen kann, man habe ihn gelesen. Mit dem Herzen soll man lesen und mit allen Sinnen. Sehen soll man, was der Dichter sah, fühlen, was er fühlte. Und ist uns scheinbar trivial geworden, was wir zu oft schon gehört haben, so steht es bei uns, es zu erwerben, um es zu besitzen.“ Er findet noch viel stärker als Wolff goldene Worte für die Schätzung der Goethe-Philologie, und gerade das große Publicum, das gedankenlos das dumme Schlagwort von der „Wäschezettelliteratur“ nachplappert, soll es sich gesagt sein lassen, wie Goethe selbst die kleinsten Briefe aus seinem Verkehr mit Schiller der Öffentlichkeit übergab und Erklärungen seiner Dichtungen freundlich begünstigte. Wer darf über die Arbeit von Generationen, sich Goethes Faust anzueignen, spötteln? „Wie! unter allgemeinem Beifalle setzen es sich Männer zur Lebensaufgabe, die Entstehung ferner Mythenkreise aufzuklären, die für uns nur noch ein historisches Interesse haben, und die Aufhellung einer Gestalt, unter deren Bann wir Alle noch stehen, sollte der Mühe nicht lohnen? . . . Nein, so gewiss die Goethe-Philologie überhaupt nicht den Spott, sondern den Dank der Nation verdient, der sie auf ihre Weise so treu und so verkannt dient, wie Goethe selbst seinem Volke lange Jahre gedient hat, so gewiss ist insbesondere das Studium von Goethes größtem Werke eine Aufgabe von nationalem Interesse.“ (S. 338 f.)

Ohne äußerliche Periodisierung zerfällt Mayers Buch in 36 Capitel. Ich hätte eine Theilung in größere Abschnitte vorgezogen. Auch die Überschriften sind nicht immer richtig gewählt. So nennt sich das 17. Capitel mit Unrecht „Reineke Fuchs“, der nicht einmal als wichtigster Gegenstand dieses Abschnittes erscheint. Mit großer Sorgfalt — und dies bildet wieder einen Hauptvorzug — werden die geistigen Entwicklungsperioden charakterisiert und ihren stilistischen Abpiegelungen in Goethes Werken feinsinnigste Beachtung geschenkt. Überall erscheint in einem der Nietzsche'schen Forderung entsprechenden Sinne Goethe als Individualität, losgelöst von der Zeit und seinen Genossen. Diese treten, wie es der Verf. an Goethes eigener Lebensbeschreibung studieren konnte, immer erst in dem Augenblicke, wo sie für Goethe wichtig werden, hervor, damit sind Nomenclaturen und katalogartige Aufzählungen gänzlich vermieden. Nur für die Jugendzeit wird die Isolierung Goethes zu weit getrieben. Da ist er der Stürmer und Dränger, der mit seiner Zeit zu innig verbunden ist, als dass man, wie M. es thut, die anderen Jünger gar nicht oder nur nebenbei erwähnen dürfte. Daraus kommt der Verf. zu einem Satze, der leicht missverstanden werden könnte. Er ruft bei den Entwürfen zum Cäsar, Faust und beim Goetz aus: „Welche bedeutende Stoffwahl!“ (S. 55). Gerade aber darin ist

Goethe ein echtes Kind der Genieperiode, und das musste mit einem Worte gesagt werden. Auch die Stella wird zu sehr aus der Jugendzeit Goethes herausgerückt. Vor den Übergang nach Weimar setzt M. die Erkenntnis Goethes, sein Leben als Kunstwerk zu gestalten. Italien, wo ihm die Natur in dreifacher Gestalt, in Landschaft, Kunst und Volksleben, entgegentritt, vollzieht seine Eroberung der Schönheit, legt aber den ersten Grundstein zum Verlust der Individualität und der bewussten Abkehr vom Publicum. Das verschärft sich nach der Rückkehr nach Weimar, Goethe wird zum ängstlichen Hüter seiner Künstlerseele. Eine Vereinigung mit dem größten und förderndsten Publicum seiner Zeit vollzieht sich in dem Bündnisse mit Schiller. Die Darstellung desselben gehört zu den Glanzpartien des Meyer'schen Buches, das hier mit den schablonenhaften Schlagworten naiver und sentimentalischer, idealer und naturalistischer Dichtung gründlich aufräumt und lieber die Berührungspunkte in ihrem Wesen, die sich in der Forderung der idealen Typen zusammenfassen lassen, aufzeigt. Mit Recht wird aus der österreichischen Literatur das Beispiel zweier großer Dichter, die sich trotz örtlicher Nähe und gegenseitiger Wertschätzung nicht finden konnten, in Hebbel und Grillparzer herbeigezogen. Freilich war für den stolzen Hebbel eine Freundschaft, die sich auf ein gleiches Niveau mit ihm hätte stellen können und müssen, ein Ding der Unmöglichkeit. Das neue Jahrhundert wird auch zu einem Wendepunkt in Goethes Stellung, der voll und ganz dem Zeitalter Friedrichs des Großen angehört und nur weit in unser Säculum hinüberreicht. Die symbolischen Elemente seiner Dichtung werden allegorisch, die Lieblingsworte erscheinen als stehende Attribute, die Erfindungskraft nimmt ab. Seine tief gefestigte kosmopolitische Weltanschauung muss der Jugend der Freiheitskriege unverständlich klingen und unverstanden bleiben. Ein herrlicher Johannistrieb bringt noch die lieblichen Blüten des Westöstlichen Divans zur Entfaltung, noch erstehender Dichtungen wie der zweite Theil des Faust, aber immer mehr wird der Stil zur Manier und die Lehrhaftigkeit überwiegt öfter den poetischen Gehalt. Das ist in großen Zügen der Weg, auf dem Meyer Goethe durch seine Zeit wandeln sieht, er sucht nichts zu bemänteln, aber alles zu verstehen. Ein Fehler der Auffassung, den schon Walzel in seiner Besprechung des Meyer'schen Buches in der „Zeit“ richtig hervorgehoben hat, liegt in Meyers ablehnender Haltung gegen die Romantik. Den Dank, den Goethe ihr für manche geistige Anregung und Förderung zu zollen hatte, hat der Biograph nur flüchtig und widerwillig abgestattet. Wo romantische Motive auftauchen, sind sie ihm zuwider. Daher unterschätzt er die Novelle (S. 476) und erklärt Gestalten wie Mignon, die Goethe einmal geradezu als den Zweck des Werkes bezeichnet hat (Gespräche III 129), und den Harfner als „dem Genusse des modernen Lesers hinderlich“ (S. 259). Zu flüchtig werden auch das Theater

und Goethes Beziehungen behandelt. Besonders auffällig ist aber die Aschenbrödelrolle, welche Goethes Lyrik zugetheilt wird. „Ilmenau“ wird nur nebenbei erwähnt, die römischen Elegien mit einigen sparsamen Lobesworten bedacht (S. 212) u. dgl. mehr. Johanna Sebus soll gar hinter dem platten Bürger'schen Lied vom braven Mann weit zurückstehen (S. 385). So ist auch dem großen Einflusse, den die Lyrik auf Goethes gesamntes Dichten und Denken nimmt, nicht genügend Beachtung geschenkt. Kaum wird ein deutscher Schriftsteller da so weit gehen, wie Brunetière, der in seinen „Nouveaux essais de la littérature contemporaine“ das Überwiegen des Lyrischen in der modernen Literatur feststellt: „Prenez Goethe, prenez Byron, prenez Rousseau: si différents qu'ils sont les uns des autres, ils ont ce trait commun entre eux, qu'ils n'ont aimé, qu'ils n'ont connu, qu'ils n'ont vu qu'eux mêmes au monde et qu'en eux mêmes, sous les noms de St. Preux, de Don Juan et de Werther, ils n'ont pris d'intérêt qu'aux aventures de leur sensibilité“ (S. 66). Der Tendenz, die sich auch in dieser französischen Äußerung kundgibt, jeden Zug der Goethe'schen Dichtung für erlebt zu halten, tritt der Verf. mit Recht entgegen. Er geräth aber gelegentlich in das andere Extrem, die individuellen Motive zu unterschätzen, wie in seiner Betrachtung der Iphigenie, und erwähnt bei den Geschwistern nichts von der so deutlichen Beziehung zu Frau von Stein. Beim Werther vermisste ich ein Wort über die Brieftechnik und die literarischen Vorbedingungen, in der Tasso-Analyse wird die Gestalt der Prinzessin ganz beiseite geschoben. Besonders ausführlich wird der Faust vorgenommen, der 1. Theil im 24. Capitel, an dem Punkte, wo er abgeschlossen vorlag. Weshalb aber mussten dann das Vorspiel auf dem Theater und der Prolog schon im 21. Capitel (S. 293) durchgenommen werden? Mit großer Freude finde ich in M. einen unbedingten Gegner der Einheitsauffassung, der auch ich einmal in einer Studie über den Urfaust entgegengetreten bin (Zf. f. allg. Gesch. 1889). Dort habe ich auch die Ansicht, dass der Urfaust eine nahezu geschlossene Sturm- und Drangdichtung war, vertreten. Weiter aber kann ich nicht gehen und Meyers überkühner Hypothese, Mephistos Schlusswort: Her zu mir! könne ungezwungen nicht anders erklärt werden, als so, dass der Teufel seines Opfers sich bemächtigte, das durch die Vernichtung Gretchens für die Hölle reif geworden, nicht beistimmen. Wohl scheint es mir zweifellos, dass Faust zum Untergange bestimmt war. Aber wie wäre es möglich, dass er so sang- und klanglos zum Orcus hinabsteige, nachdem seine Gestalt in den ersten Scenen so mächtig angelegt war? Die Worte des Mephisto finden ihre ganz ungezwungene Erklärung in den vorhergehenden, zur Eile mahnenden Reden. Von diesem Einwande abgesehen, ist sowohl die Analyse des ersten Theiles wie die des zweiten (Cap. 32) außerordentlich gelungen, nur scheint mir in letzterem der zweite Act zu Ungunsten des

dritten zu hoch gestellt. — Von Einzelheiten, die zu Berichtigungen Anlass geben, ist mir aufgefallen, dass das Motto, welches dem Briefe an Lavater und Pfenninger entnommen ist, auf dem Titelblatte als an Pfenninger, S. 104 als an Lavater gerichtet bezeichnet ist (Weim. Ag. IV, 2, 156). Ferner citiert er öfter (S. 554, 600) die bekannten letzten Worte Goethes: Mehr Licht!, deren Authenticität heute mehr als zweifelhaft ist. Wenn er weiter bei Goethes Liebesverhältnis zu Friederike die Frage aufwirft: „Weshalb führte er die Geliebte nicht heim in seine Vaterstadt, in deren altbürgerlicher Anschauung die Pfarrerstochter jeder Patriciertochter gleich gelolten hätte?“ (S. 51), hat er damit wohl schwerlich aus dem Sinne des Vaters Goethe gesprochen. Aber genug mit kleinen Vorwürfen und Wünschen, die zum Theil nur subjectiv sind. Allen Goethe-Verehrern ganz zu entsprechen, wird keinem Biographen der Welt möglich sein. Aber jeder findet hier, was er zu suchen berechtigt ist: ein volles rundes Lebensbild in geschmackvoller Darstellung, aus Goethe'schem Geiste empfangen und Goethes würdig.

Eine Mittelstellung zwischen den drei besprochenen Werken und der später zu erwähnenden Arbeit Bernays nimmt das Buch *Weißenfels'* ein, in zweifacher Beziehung. Haben einmal die ersten das ganze Leben Goethes behandelt, studiert Bernays eine Detailfrage, so will W. ein literarisches Bild des jungen Goethe geben. Wenden sich die drei großen Biographien an das Laienpublicum, der berühmte Philologe an seine Fachgenossen, so möchte W. gerne dem Gelehrten wie dem Nichtgelehrten dienen. Seine Schrift ist auf zwei Bände berechnet, von denen der vorliegende erste mit dem *Götz von Berlichingen* abschließt. Die Anmerkungen und Erläuterungen, die reichlich angeschlossen werden, sind gelehrte Beiwagen, auf denen ganze kleine Abhandlungen aufgeladen werden. Manche derselben hätten entschieden in den Text gehört, besonders wo es sich um Tendenzen der Sturm- und Drangzeit handelt. Soviel auch, wie bereits erwähnt, über den jungen Goethe geschrieben wurde und wird, wir entbehren doch eines Buches, das einem größeren Publicum entsprechen würde. In diesem Sinne ist der vorliegende Versuch mit Freude zu begrüßen. Aber die doppelte Rolle, die das Buch spielen will, hat etwas Missliches: der Forscher wird in ihm zu wenig finden, was ihn befriedigt, der Leser zu viel, was er übergehen zu dürfen glaubt. Cui bono? ist die erste Frage, die man sich einer solchen Gabe gegenüber stellt. Der Verf. hat ganz richtig betont, dass der Zusammenhang Goethes mit seiner Zeit einer der leitenden Gedanken seiner Studie sein musste und ihm auch im Titel Ausdruck gegeben. Aber hier müsste, nach meiner Ansicht, die Methode Taines voll in Anwendung treten, welcher sich große Biographien entäußern können: eine breite, volle Grundlage war aus dem ganzen Sturm und Drang aufzuführen, und Goethe fest auf diese zu stellen, dann mit großer Vorsicht

diejenigen Punkte nachzuweisen, in denen er sich von seinen Genossen unterschied. Die Nothwendigkeit einer derartigen Arbeit betont W. selbst (S. 413), aber er hat sie nicht geliefert. Es ist nichts schwieriger, als sich gewissenhaft zu fragen, ob wir nicht aus Goethes späterer Isolirtheit in der deutschen Literatur manches in eine Periode seines Lebens hinübertragen, wo er unter Gleichgesinnten und zum Theile wenigstens Gleichbegabten stand. Minor-Sauers Studien zur Goethe-Philologie haben den einen Theil der Aufgabe, zu zeigen, was Goethe in seiner Umgebung fand und lernte, glänzend gelöst; wo der Verf. gegen sie polemisiert, geschieht es in Kleinigkeiten oder mit Unrecht. So wenn S. 132 die Zusammenstellung der anakreontischen Motive beanstandet wird, die eine unverständige Tagespresse schon einmal bekrittelt hat. Wie vorsichtig man sein muss, irgend ein Jugendgedicht als nur für einen Goethe möglich zu bezeichnen, zeigt sich hier wieder. S. 75 sagt er zu der Stelle aus dem Gedichte: die Nacht „Wandle mit verhüllten Tritten“ „Luna bricht die Nacht der Eichen“ . . . „das hat kein Anakreontiker Goethe vorgemacht“. Und Minor hat kürzlich den angeführten Passus aus Zachariae nachgewiesen (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1893, S. 651—659). Was die Berücksichtigung der Sturm- und Drangperiode betrifft, so ist sie nur einseitig und unübersichtlich durchgeführt. Sehr hübsch wird über Herder und Gerstenberg gehandelt, vortrefflich ist Wieland herbeigezogen, aber die Lenz und Consorten treten stark zurück, man begegnet kaum Hamanns Namen, und die französischen und englischen Wurzeln entgehen fast gänzlich. Und die vorhandenen Bemerkungen, im einzelnen oft sehr lehrreich und ersprießlich, muss man sich an verschiedenen Punkten zusammenlesen. Ich weiß wohl, dass dies im Plane des Werkes liegt, aber gerade den hätte ich anders gewünscht. Aber niemand, wenn er auch diese Bedenken theilt, wird die geschickte Darstellung, die schöne Kenntniss des Verfs. verkennen und seiner ersten Arbeit das gebührende Lob versagen. So wenig es mir möglich ist, in alle Einzelheiten seiner Untersuchung einzugehen, so möchte ich doch noch einige Punkte hervorheben, die mir Anlass zu Bemerkungen zu liefern scheinen. Der vorliegende Band zerfällt in fünf Abschnitte: Goethe in Frankfurt, Goethe in Leipzig, Goethe in Frankfurt 1768—1770, Goethe in Straßburg, Götz von Berlichingen. In einer Anmerkung S. 466 hat der Verf. in großen Zügen die Umriss einer ganzen Goethe-Biographie gezeichnet, die sich mit der Auffassung Meyers vielfach berühren. Umsoweniger kann ich es dem Verf. verzeihen, dass er bei seinem Verständnisse gleich zu Anfang des Buches mehrfach die Gelegenheit benutzt hat, den alten Goethe auf Kosten des jungen herabzusetzen. Da lesen wir (S. 5) über Wilhelm Meisters Lehrjahre: „wo wir es gleich zu Anfang der an weniger umständliche Unterhaltung gewöhnten Marianne nicht verdenken können, dass sie einschläft — von den nicht mit Unrecht gefürchteten

Wanderjahren ganz zu schweigen.“ Bald darauf folgt der bedenkliche Satz: „Zuweilen wurde bei Goethe der Inhalt Nebensache, Hauptsache die Form, z. B. Achilleis und die Natürliche Tochter“ (S. 12). Oder er klagt über die Menge zum Theil gänzlich wertloser Gelegenheitsgedichte aus Goethes späterer Zeit, bei denen „wir nur die Verschwendung von Kraft und Talent beklagen“. — Der Einfluss Klopstocks wird gut hervorgehoben, dagegen die Persönlichkeit Hallers etwas überschätzt. Fr. von Klettenberg ist uns jetzt durch einige Briefe an Lavater (GJB XVI 83 ff.) wieder näher getreten. Die Polemik gegen Scherers Gretchen (S. 417) entbehrt der Begründung. Für Goethes Leipziger Aufenthalt werden die Jugendbriefe gut ausgenützt und Behrisch trefflich charakterisiert. In der Darstellung des Leipziger Lebens und Dichtens kommt W. öfter zu anderen Resultaten als Minor. Besonders nimmt er die Liebe zu Annette viel echter und tiefer. Im allgemeinen möchte ich hier betonen, dass fast alle Goethe-Biographen die jugendlichen, zum Theil recht theatralischen Äußerungen der Briefe und Gedichte viel zu schwer nehmen. Wer hat es nicht schon erfahren, dass gerade begabte junge Leute sich gerne älter aufspielen und mit Leidenschaften flunkern, besonders wenn ihnen ein sie satirisierender erfahrener Berather zur Seite steht. Daher kommt es, dass alle Darsteller in einem Werke wie die Mitschuldigen zuviel Erfahrung, mit der der junge Goethe gerne prahlt, sehen. Goethe selbst hat da mit seinen Bemerkungen in Dichtung und Wahrheit irre geführt, die er nach seiner Erkenntnis späterer Jahre, nicht aber im Geiste seiner Jugend hinwarf. Glaubt man denn wirklich, dass der unreife Junge die ganze Gesellschaft und die socialen Verhältnisse durchschaut? Von der Gretchen-Affaire hat er zunächst wohl nichts empfunden als beleidigte Eitelkeit. Gewiss, die Mitschuldigen sind frivol und die Leipziger Lieder ebenfalls, wenn auch W. dagegen protestiert. Aber nichts ist gewöhnlicher, als dass gerade ein unerfahrener, ein bischen verführter junger Mensch derartige Situationen construiert und an ihnen Gefallen findet. Eben lese ich ein hübsches und richtiges Wort Paul Heyses, der die Enttückung schildert, mit der seine Francesca von Rimini aufgenommen wurde: „Dass eben die Naivetät eines noch unerfahrenen Jünglings dazu gehört, in unverhüllter Offenheit die Scenen glühender Schuld und reueloser Hingebung zu schildern, fiel der guten Gesellschaft nicht ein.“ (Franzos, Geschichte des Erstlingswerkes S. 61.) Ebenso wenig als die Mitschuldigen, enthalten die Leipziger Lieder viel Erlebtes und wahr Empfundenes, W. zieht mit seinen gegentheiligen Behauptungen gegen Minor den Kürzeren. Eine neue Bestätigung für das Strohfeuer des jungen Goethe gibt der Fund, den eben Suphan in den Papieren des Fr. von Göchhausen mit dem Liederbuche Annettes gemacht (Deutsche Rundschau 1895, Heft 10, S. 139 ff.). Nach seinen vorläufigen Mittheilungen lebt auch hier die „Sinnlichkeit mit einem Stich ins Lüsterne“, und er kenn-

zeichnet den ganzen Ton als „charakterlose Minderjährigkeit“. Dagegen sollte man noch mehr als bisher nach französischen Vorbildern suchen. Für die Mitschuldigen betont Goethe selbst wiederholt den „französischen theatralischen Typus“, das „Zimmerwerk der französischen Theaterstücke“ (Weim. Ag. 26, 352; 27, 395) und hebt für die Gedichte die „enggefasste Form nach französischen Liedermustern“ hervor (ebd. 27, 387). Für das Leipziger Liederbuch hat Englert hübsche Nachweise aus der französischen Literatur gegeben (Zf. f. vgl. Littgesch. u. Ren. Litt. 5, 118—121). Zu dem vielcitirten „Kinderverstand“ (JG I 101) bieten die französischen Operetten und Vaudevilles eine Reihe von Parallelen. Ich führe nur eine besonders schlagende aus dem Ésope an (Théâtre italien vol. III, S. 235):

Une fille à quinze ans
 Penètre jus qu'au fonds de l'amoureux mystère
 Les secrets les plus curieux
 À cet âge elle en scait tout autant que sa mère
 Et l'exécute beaucoup mieux.

Auch das französische Theater, wie es Goethe in Leipzig sah, ist trotz der Mittheilungen Mentzels noch nicht genügend durchforscht. Den Namen Dèrones möchte W. (S. 417) für entstellt oder fingiert halten, nachdem Mentzel auf die Schauspielerin Renaud verwiesen. Aber dagegen spricht die von W. nicht berücksichtigte Briefstelle (Weim. Ag. I, 26; warum citirt der Verf. die Jugendbriefe immer nach dem 7. Bande des Goethe-Jahrbuches?): „Sie haben hier einen Acteur, der Brückner heißt, so gut wie Bersac, und eine Actrice Starcken, so gut wie Mme de Rosne.“ Es muss also wirklich eine Schauspielerin dieses Namens gegeben haben. — Für die Zeit vor Straßburg nimmt W. die Verarbeitung der Frankfurter Eindrücke an. Wenig Capital hat W. aus den alchymistischen Studien Goethes geschlagen. Dass die Lieder „Blinde Kuh“ und „Stirbt der Fuchs“ schon nach Frankfurt gehören, ist mir sehr zweifelhaft. Dagegen stimme ich W. vollkommen bei, wenn er die Mitschuldigen in diese Epoche setzt; dass aber in dem Briefe an Behrisch vom December 1769: „Ehestens sollst du den Tugendspiegel und vielleicht noch ein anderes Lustspiel kriegen“ die Mitschuldigen nicht gemeint sein dürften (S. 449), vermag ich nicht einzusehen. So ein leicht hingeworfenes Versprechen bedingt ja doch keine Ausführung. Noch mehr als es bisher geschehen, sieht W. den Einfluss Wielands in der Jugenddichtung Goethes. Die erlebten und literarischen Motive werden in den Anmerkungen verzeichnet. Ich trage zu den Mitschuldigen nach: (JG. I, 181)

Sölller. Hat er denn so Waden stehn wie ich?

Brief Goethes über Horn (W. A. I, 188): „Unglücklicher Horn! Er hat sich immer so viel auf seine Waden eingebildet.“ — Sehr ansprechend ist W.'s Vermuthung, dass unter dem „Advocaten der Poesie“ (JG. I, 52) nicht Lessing, sondern Gerstenberg gemeint sei. — Gegen die Überschätzung, welche das Leipziger Liederbuch

erfährt, treten die Friederiken-Lieder allzusehr zurück. Ich kann nicht begreifen, worin die größere künstlerische Vollendung des ersteren liegt. In der schwierigen Frage über die Echtheit der einzelnen Lieder urtheilt W. sehr besonnen, indem er nur das ziemlich allgemein beanstandete Lied Nr. 4 ausscheidet. Mit Bielschowski möchte ich aber auch Nr. 5 anzweifeln, eine Wendung wie „Schon rufen Hirt und Herden Dich bang herbei“ scheint mir für den Straßburger Goethe schon unwahrscheinlich. Neben Herder, der in gebührender Weise berücksichtigt wird, tritt die Gestalt Möser stark hervor. Während dieses vierte Capitel mit seiner ausführlichen Entwicklung der Sturm- und Drangideen das beste des Buches bietet, fördert das fünfte, das ungemein ausführlich über den Götz handelt, nur wenig. Der Verf. überschätzt die erste Fassung. Vor allem trägt er eine ganz schiefe Auffassung in die Frauengestalten hinein. Er sieht in Adelheid nur die Kraft und nicht die Caricatur, dagegen fasst er Maria als Typus des „Philisters“, absichtlich schwächlich von Goethe dargestellt, während diese Verschommenheit nur Unfähigkeit des Dichters ist, der Tugend Farben gegenüber dem glänzenden Laster zu geben. Ein abschließendes Urtheil über das Werk wird erst möglich sein, bis auch der zweite Band vorliegt. Vielleicht erhalten dann manche, jetzt allzubreit gerathene Ausführungen erst ihre Berechtigung.

Ein Werk echtester, gediegenster Philologie, wie sie sicherer schwer geübt werden kann, liegt in Bernays' Studien zur neueren Literaturgeschichte vor. Bestimmt, eine längst erwünschte Sammlung seiner kleinen Abhandlungen zu eröffnen, wird der erste Theil doch fast gänzlich von neuen ungedruckten Studien ausgefüllt, die uns berechtigen, das Werk mit zur Goethe-Literatur zu zählen. Bekannt waren bereits die inhaltreichen Aufsätze zu Schillers und Goethes Briefwechsel und den Briefen Schillers an Dalberg, welche so ganz erfüllt sind von der Andacht zum Kleinen, das in dieser tiefbohrenden Erfassung zum Großen wird, wie der Verf. selbst (S. 432) andeutet. Die erstgenannte Studie erfährt eben eine Ergänzung und Bestätigung durch den von Suphan veröffentlichten Brief Goethes an Schiller vom October 1794 (Goethe-Jahrbuch XVI, 34). Die ersten beiden Aufsätze „Bemerkungen zu einigen jüngst bekannt gemachten Briefen an Goethe“ und die 250 Seiten umfassende Studie „Der französische und der deutsche Mahomet“ sind staunenswerte Leistungen eines Schriftstellers, dem „Bildung“ im vollsten Sinne des Wortes eigen, und geben weit über die Einzelheiten hinaus ein gewaltiges Bild aus der Weltliteratur, welche das schöne Vorwort an Erich Schmidt, das den Geber ebenso wie den Empfänger ehrt, als höchstes Ziel der Wissenschaft feiert. Was Bernays von Schopenhauer sagt (S. 113), strahlt auf ihn selbst zurück: auch er verfügt „wie über ein selbsterworbenes Besitzthum, über jene Gelehrsamkeit, die man nur dann sich aneignet, wenn man mit den Schriftwerken alter und neuer Zeit, mit

den geistigen Erzeugnissen der verschiedenen Völker um ihrer selbst willen ruhig, anhaltend und in unbefangener Weise verkehrt. Er braucht den Anschein nicht zu scheuen, als wolle er durch Citatenfülle den Mangel eigener Gedanken ersetzen oder überdecken.“ Anknüpfend an die im Goethe-Jahrbuch XIV veröffentlichten Briefe Varnhagens entwickelt B. eine Geschichte der Beziehungen zwischen Goethe und England, mit besonderer Bezugnahme auf Walter Scott. Aus dessen Napoleon erwächst wieder eine ausgezeichnete Charakteristik der Auffassung Napoleons in der Weltliteratur. Kaum übersehbar wird die Fülle des Gebotenen im Mahomet-Aufsätze. Nicht nur, dass Voltaire als Tragiker von allen Seiten beleuchtet und vortrefflich als Diener seiner Zeit gekennzeichnet wird, eine ganze Geschichte der französischen Tragödie und ihrer stilistischen Entwicklung, eine Darstellung des Emporwachsens der französischen Kunstkritik schließt sich ungezwungen an; und, auf der anderen Seite dringt der Verf. nicht nur in jede Feinheit der Goethe'schen Übersetzungskunst, die neuerdings wieder in den Choren der Athalie (Goethe-Jahrbuch XVI, 35 ff.) sich studieren lässt, er stellt ihr die Technik Schillers gegenüber, er betrachtet schwache Vorläufer, wie Gotter (S. 158 ff.), den Wiener Collin (S. 249 ff.) und die Kritik F. Schlegels. Ich vermisste nur einen Hinweis auf Erich Schmidts Bemerkungen (Lessing II, 520 ff.) über den Einfluss der Voltaire'schen Trauerspiele auf den Nathan. Darf der Leser einer solchen Fülle gegenüber etwas tadeln — und nur als Leser wage ich mich einem derartigen Werke gegenüber zu geben —, so trifft es Darstellung und Disposition des Werkes. Die Wirkung ist viel größer, wenn das Geschoß verdeckt aus dem Hinterhalte hervorplatzt; Bernays aber führt seine schweren Kanonen rasselnd vor und lädt sie vor den Augen der Zuseher. Wir müssen alle Pfade mit ihm abspüren, bis er uns auf den richtigen Weg führt. Dieser Vorgang ist ein oder das anderemal recht belehrend, auf die Dauer wirkt er ermüdend. Ferner schiebt sich der Excurs oft so ein, dass man ihn schwer als solchen erkennt, zum Theil wird gar die überwiegende Masse der Ausführungen zu Excursen. B. hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht, aber dem aufmerksamen Leser auch nicht. Fast möchte man denselben Zweifel äußern, den B. selbst ausspricht, wo Goethe Scotts Kunstverstand rühmt: „Thut sich dieser nicht kund in einer durchaus gleichmäßigen Durchbildung eines großen Ganzen?“ (S. 56). So fühlt man doch, wenn man reichlich belehrt von dem trefflichen Buche scheidet, ein leises Bedauern, dass der Autor diese volle Frucht vom Baume der Gelehrsamkeit mit einer so rauen Rinde umgeben hat, statt uns goldene Äpfel in silbernen Schalen darzubringen.

Durch all die vorliegenden Schriften, an welches Publicum sie sich auch wenden, klingt bald leiser, bald deutlicher der Ruf: Goethe als Erzieher und Goethe als Befreier, wie Nietzsche es gefordert hat: „deine Erzieher vermögen nichts zu sein als deine

Befreier“. Man erkennt deutlich, wie das Verlangen, Goethe wirklich zu besitzen, immer stärker wird. In diesem Sinne wird jedes Werk, das Goethe dient, mit Freude begrüßt werden müssen. Denn gerade heute steht Goethe für unsere Zeit fast unerreichbar ferne. Wo die wildeste Ausschreitung des Nationalismus, das gedankenlose Schwelgen in Popularisierungssucht das Feld behauptet, hat der hehre Aristokratismus des Meisters nichts zu sagen. Möge es ein Verdienst der kommenden Goethe-Betrachtung werden, ihm einen sauberen Boden vorbereitet und Nietzsches herbes Wort zur Unwahrheit gemacht zu haben: „Goethe stand über den Deutschen in jeder Beziehung und steht es auch jetzt noch: er wird ihnen nie angehören!“

Wien.

A. v. Weilen.

Holthausen Ferdinand, Altisländisches Elementarbuch.

Weimar, Emil Felber 1895. 8°, XV u. 197 SS. 2 Tabellen. (Auch mit dem Titel: Lehrbuch der altisländischen Sprache. I.)

Es ist bekannt, dass das Verdienst, die erste wissenschaftliche Grammatik der isländischen Sprache geschrieben zu haben, dem unsterblichen Dänen Rasmus Kristian Rask (gest. 1832) gebührt; dieselbe erschien 1811 unter dem Titel: *Vejledning til det islandske eller gamle nordiske Sprog* (Kjöbenhavn). Rask konnte Isländisch gleich einem gebornen Isländer; die Folge hievon war, dass in seiner isländischen Grammatik das Neuisländische vollständig mit der alten Sprache identifiziert, die heutige Aussprache ganz auf die älteste übertragen wurde, von einer Entwicklung der lautlichen Erscheinungen daher nicht die Rede sein konnte. Nach Rask hat sein Landsmann, Professor Ludwig F. A. Wimmer in Kopenhagen (geb. 1839) eine auf selbständiger Durchforschung des gesammten Quellenmaterials und Benutzung der ältesten Handschriften beruhende „*Oldnordisk formløre*“ geschrieben (erschienen Kjöbenhavn 1870), welche 1871 unter dem Titel: „*Altnordische Grammatik*“ in deutscher Übersetzung veröffentlicht wurde. Dieses Buch ist nach Erfahrung und Überzeugung des Ref. noch immer die beste Elementargrammatik des Altisländischen. Im gleichen Jahre erschien aus der Feder eines tüchtigen norwegischen Philologen, des Rectors Marius Nygaard, eine „*Oldnorsk Grammatik til Skolebrug*“ (Bergen 1871, 3. Aufl. 1889), welche neben der nach rein praktischen Gesichtspunkten ausgearbeiteten Formenlehre auch eine kurze, übersichtliche Syntax enthielt. Eine erweiterte deutsche Bearbeitung dieses Buches legte J. C. Poestion (in Wien) in seiner „*Einleitung in das Studium des Altnordischen, I. Grammatik*“ (Hagen 1882) vor, der ersten vollständigen Elementargrammatik des Altisländischen in deutscher Zunge. Ungefähr gleichzeitig hiemit erschien Oskar Brenners „*Altnordisches Hand-*

buch“ (Leipzig 1882), dessen grammatischer Theil gleich Wimmer sich auf die Laut- und Formenlehre beschränkte, in der ersteren aber größere Vollständigkeit und eingehendere Berücksichtigung der Schreibweise der ältesten Handschriften anstrebte und auch erreichte. Alle bisher genannten Arbeiten wurden indes sowohl an Reichhaltigkeit des Stoffes wie auch durch wissenschaftliche Gründlichkeit übertroffen durch die „Altnorwegische und altisländische Grammatik“ (Altnordische Grammatik I., in der „Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialecte“, Halle 1884, 2. Aufl. 1892) des schwedischen Universitätsprofessors Adolf Noreen. Der Umstand jedoch, dass gerade die Stofffülle dieses ausgezeichneten Werkes, weiters der Mangel einer Syntax, den es mit Wimmers und Brenners vorgenannten Arbeiten theilt, den Anfänger vom Studium des Altisländischen abschreckt, veranlasste den Verf. des vorliegenden Buches, Herrn Professor F. Holthausen in Göttingen (geb. 9. Sept. 1860 in Soest), zur Abfassung desselben, zumal es auch nach seiner Überzeugung „an einem brauchbaren Elementarbucho dieser Sprache völlig fehlt“ (Vorwort S. VII). Dass die früher angeführte Wimmer-Siever'sche „Altnordische Grammatik“ (vom J. 1871) dieses Urtheil nicht verdient, ist schon oben angedeutet worden. Trotzdem ist das neue altisländische Elementarbuch, das ausdrücklich für Anfänger bestimmt ist und jeden Fortgeschrittenen ein für allemal auf Noreen verweist, gewiss kein überflüssiges Unternehmen, vor allem deshalb, weil hier zum erstenmale die isländische Syntax in einem Umfange geboten wird, wie einen solchen kein früheres Lehrbuch des Altisländischen in deutscher Zunge aufzuweisen hatte. Neu ist gleich der Titel von Holthausens Buch: er schließt in sich die Außerachtlassung des Altnorwegischen und die Vermeidung des irreführenden Terminus „Altnordisch“. Das Buch zerfällt in drei Theile: 1. Lautlehre, 2. Wortlehre (sonst Flexionslehre), 3. Syntax. Theil 1 und 2 beruhen wesentlich auf Wimmers und Noreens Arbeiten (die Paradigmen sind Noreen entnommen); Laut- und Flexionslehre sind hier kürzer und übersichtlicher dargestellt. Die Wortlehre enthält als neuen (3.) Abschnitt eine „Bedeutungslehre“, welche hier zum erstenmale von der Syntax geschieden erscheint. In dieser selbst wurde nach John Ries („Was ist Syntax?“) zwischen eigentlicher Syntax und Bedeutungslehre der Wortformen ein Unterschied gemacht, letztere, wie bereits bemerkt, der Wortlehre zugewiesen, erstere nicht, wie bisher meist geschah, nach den darin auftretenden Formen, sondern nach Beschaffenheit der Wortgefüge gegliedert. Im übrigen beruht die sehr willkommene Darstellung der Syntax wesentlich auf Lunds „Oldnordisk Ordfejningslære“ und M. Nygaards bekannten Arbeiten auf diesem Gebiete. Sehr wertvoll sind hier die Abschnitte IV—VII: Wortstellung, Kürze des Ausdrucks, Pleonasmus, Anacoluthie. Ein kurzer Anhang bringt das Wesentlichste über die Geschichte der altisländischen Sprache, die Runen-

schrift und die Hilfsmittel zum weiteren Studium des Altisländischen; mit Ausnahme von Möbius' *Analecta norraena* werden hier nur solche Texte empfohlen, deren Orthographie den Ergebnissen der neuesten Studien über die ältesten isländischen Handschriften angepasst ist — ein verschwindend kleiner Theil gegenüber der Mehrheit der älteren Textausgaben. Dies veranlasst uns noch zu einer Bemerkung über die Orthographie des neuen altisländischen Elementarbuches, bezüglich welcher der Verf. bemerkt, dass mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Anfänger „die gewöhnliche isländische Normalorthographie, nicht die von Noreen durchgeführte Schreibung der ältesten Handschriften befolgt worden“ sei (Vorw. S. IX, X). Gleichwohl hat sich der Verf. nicht entschließen können, das δ , welches (wie er selbst zugesteht) in älteren Ausgaben, Grammatiken und Wörterbüchern fast durchgehend erscheint, beizubehalten, sondern er hat, sowie schon Brenner in seinem oben citierten Handbuche, das den Handschriften vollkommen fremde δ mit Recht durch φ ersetzt, ist also schon in diesem Punkte von der „Normalorthographie“ abgewichen. Dass er aber noch weitergehend \varnothing statt φ schreibt, z. B. *flødr* statt *flødr* u. ä., können wir nicht billigen, weil diese Schreibweise nur in den ältesten Handschriften und einigen wenigen litteralen Ausdrücken derselben, z. B. in der Stockholmer *Homiliubók*, vorkommt, daher für ein Elementarbuch, welches den Hauptbestand der vorliegenden Texte vor allem zu berücksichtigen hat, wertlos, ja für die Benutzung desselben erschwerend erscheint. Man bedenke, welche Schwierigkeiten dem Anfänger hiedurch nur für die Benutzung des besten und neuesten (noch nicht vollendeten) altnordischen Wörterbuches von Johan Fritzner erwachsen, der ebenso wenig wie Möbius in seinem „Altnordischen Glossar“ weder \varnothing noch φ kennt! Dies sind jedoch Kleinigkeiten gegenüber den unbestrittenen Vorzügen des Buches, welches die Ergebnisse der neuen Handschriftenvergleichen wie auch der Phonetik in übersichtlicher Weise zusammenfassend für das Studium der so wichtigen und interessanten altisländischen Sprache und Literatur gewiss gute Dienste leisten wird.

Wien.

Dr. Heinrich v. Lenk.

Zur Formation quadratischer Gleichungen. Von Dr. Ernst Bardey. 2. unv. Ausgabe. Leipzig, B. G. Teubner 1894. Preis 3 Mk.

Nach zehn Jahren ist von dem trefflichen Buche, das als eine Ergänzung der „algebraischen Gleichungen“ desselben Verf. angesehen werden muss, eine zweite Auflage erforderlich geworden. Dass das Buch für den Lehrer und Schüler sehr wertvolle Winke enthält, würde schon seinerzeit hervorgehoben, denn die Entstehung

der Gleichungen, die Aufstellung derselben, der Zusammenhang der verschiedenen Gleichungen untereinander, die Bestimmung der allgemeinen und speciellen Form der Gleichungen bei bestimmt angegebenen Lösungen und andere einschlägige Fragen werden in diesem Buche in vollkommen sachgemäßer Weise erörtert und mit einer dem Verf. eigenen Gründlichkeit beantwortet. Die Behandlung dieser Fragen führt zur Aufstellung von Auflösungsverfahren, die auf anderem Wege nicht leicht zu gewinnen gewesen wären. Sowohl quadratische Gleichungen, als auch solche, welche über den zweiten Grad hinausreichen, doch quadratisch lösbar sind, werden in die hier gegebenen Untersuchungen einbezogen. — Jedenfalls wird jeder Fachmann dem Verf. beipflichten, der behauptet, dass die hier vorgetragenen und angewendeten Methoden nicht nur für die hier aufgeführten und aufgestellten Gleichungen, sondern ganz allgemein für die Formation und Transformation der Gleichungen von großer Fruchtbarkeit und weittragender Bedeutung sind.

Überblick über die Elektrotechnik. Sechs populäre Experimentalvorträge gehalten im physikalischen Verein zu Frankfurt a. M. von Dr. J. Epstein. 2. verm. Aufl. Mit 36 Abbildungen. Frankfurt a. M., Johannes Alt 1894. Preis geb. 2 Mk. 80 Pf.

Die in dem vorliegenden Büchlein zusammengefassten Vorträge erschienen zuerst im Jahresberichte des physikalischen Vereins; die Vortragsform wurde aus dem Grunde beibehalten, da die Darstellung dadurch eine anschaulichere wird. Die 2. Auflage wurde durch die Hinzufügung einiger neuer Figuren erweitert und diese sollen dem Texte als Erläuterung dienen. Die Fortschritte der Elektrotechnik in der allerletzten Zeit sind in entsprechender Weise gewürdigt. Der erste Vortrag handelt von den Grundbegriffen (Stromrichtung, Gleichstrom, Wechselstrom, Stromstärke und Stromspannung); im zweiten Vortrage wird auf den Begriff des elektrischen Widerstandes eingegangen und werden in demselben namentlich die elektrolytischen Vorgänge im Stromkreise in einheitlicher und übersichtlicher Weise dargestellt. Der dritte Vortrag handelt von den elektromagnetischen Wirkungen und von dessen Anwendungen in der Telegraphie und Telephonie. Hier wäre es angezeigt gewesen, etwas eingehender auf die Inductionerscheinungen einzugehen und insbesondere die Lehre von den Kraftlinien heranzuziehen, die das Verständnis der Erscheinungen in diesem Gebiete wesentlich erleichtert. Recht klar sind in dem vierten Vortrage die Wirkungen des Gramme'schen Ringes, das dynamoelektrische Princip, die Grundconstruction einer Gleichstrommaschine auseinandergesetzt. Der Unterschied zwischen den Hauptstrom-, Nebenschluss- und Compoundmaschinen hätte hier detaillierter besprochen und durch einige Zeichnungen veranschaulicht werden sollen. Der fünfte Vortrag umfasst die Lehre von der Wechselstrommaschine, das Wesentlichste über Glühlicht und Bogenlicht, das Princip der

Transformatoren. Sehr klar sind die Entwicklungen im sechsten Vortrage, bezugnehmend auf die Erläuterung des Begriffes der elektrischen Arbeit (Volt-Ampère) und auf die Vertheilungssysteme (Transformatorensystem, Dreileitersystem, Drehstromsystem). In überzeugender Weise setzt der Verf. an einem numerischen Beispiele auseinander, dass man bei der Fortleitung elektrischer Energie über große Entfernungen hohe Spannung und geringe Stromintensität anwenden muss, dass man ferner an den Verbrauchsstellen mit niedriger, an den Vertheilungsstellen mit hoher Spannung arbeiten muss.

Wir empfehlen mit gutem Grunde das Studium dieser kleinen, aber vielumfassenden Schrift allen jenen, welche Kenntniss über die Principien der neueren Elektrotechnik sich erwerben wollen. Das mathematische Detail ist vollständig in den Hintergrund gedrängt, so dass die Schrift auch in den weitesten Kreisen mit Verständnis des Gebotenen gelesen werden kann. Die bildlichen Darstellungen sind in jeder Beziehung als gelungen zu bezeichnen.

Sammlung Götschen. Kartenkunde geschichtlich dargestellt von Eugen Gelcich, Director der k. k. nautischen Schule in Lussinpiccolo, und Friedrich Sauter, Professor am Realgymnasium in Ulm. Mit gegen 100 Abbildungen. Stuttgart, G. J. Götschen'sche Verlags-handlung 1894.

Es ist staunenswert, auf so engem Raume soviel des Lesenswerten zu bieten und dabei eine klare, durchwegs correcte und keineswegs allzu gekürzte Darstellung zu beherrschen, wie wir dies in der vorliegenden kleinen Schrift antreffen. Director Gelcich und Professor Sauter haben in derselben einen sehr ansprechenden und in jeder Beziehung gelungenen historischen Abriss der Kartenkunde geliefert und sind durch die Herausgabe dieser Schrift einem oft gefühlten Bedürfnisse entgegengekommen, um diesen Theil der Anwendungen der Mathematik einem größeren Leserkreise zugänglich zu machen. Zum Verständnisse der vorgeführten Partien sind thatsächlich nur die Elemente der Mathematik und das Wesentlichste aus der Projectionslehre erforderlich. Die dem Buche beigegebenen Figuren sind in geradezu mustergiltiger Weise ausgeführt und werden dem Verständnisse des Vorgetragenen bedeutenden Vorschub leisten.

Zuerst finden wir in dem Buche einen kurzen Abriss der Literatur über Kartenkunde mit Bemerkungen über den wesentlichen Inhalt der angeführten Werke und über deren Anlage. In dem nun folgenden Abschnitte wird die Ortsbestimmung auf der Erdoberfläche, die Ortsbestimmung in der Ebene, die Grundsätze der Perspective, die Orthogonalprojection besprochen. In dem nächsten Abschnitte über Kartenprojectionslehre sind zunächst die älteren Kartenprojectionsen von Strabo angefangen erörtert. Eingehend betrachtet ist die cylindrische Projection, die Kegelprojection, sodann

die orthographische Projection, bei der der Augpunkt im Unendlichen liegt und die Projectionsebene senkrecht zu den Projectionstrahlen angenommen wird, weiter die stereographische Projection. In letzterer Beziehung sei bemerkt, dass die Entwicklungen, die Eigenschaften der Winkeltreue betreffend, in vortrefflicher Weise gegeben sind. Der zweite Abschnitt handelt von der Kartographie von der Erfindung des Compasses angefangen bis zur Reformation der ersteren durch Mercator. Die sogenannten Compasskarten oder loxodromischen Karten, die Veränderungen an den Plattkarten und an der Kegelprojection, die Methoden der Globularprojection werden in diesem Abschnitte besprochen. Die Reformation der Kartographie durch Mercator, dessen Biographie in kurzer Weise gegeben wird, finden wir im dritten Abschnitte. Es wird gezeigt, dass — wenn eine Karte mit geradlinigen und aufeinander senkrecht stehenden Meridianen und Parallelkreisen, wobei die Parallelkreisgrade in allen Breiten von derselben Größe eines Äquatorgrades sind, winkeltreu sein soll — dies nur dann der Fall ist, wenn die Meridiangrade in den verschiedenen Breiten um die Secante dieser Breite vergrößert werden. Außer dieser eigentlich „Mercators Projectionsmethode“ genannten Methode werden noch die weiteren Arbeiten Mercators im Gebiete der Kartographie berücksichtigt, so unter anderem die äquidistante Projection. Von neueren Projectionsmethoden werden im vierten Abschnitte nach Darlegung des Begriffes der Äquivalenz die Lambert'sche Methode der flächentreuen Azimutalprojection, die isocylindrische Projection, die neueren Cylinder- und Kegelprojectionen, die stern- und blattförmigen Karten erörtert und in einem Resumé die Auswahl der Projection angegeben, wenn die Verzerrung am geringsten sein soll.

Im zweiten Theile des Buches ist das Wesentlichste über Topographie angegeben. Die Eintheilung der Karten, sei es gegründet auf das Verjüngungsverhältnis, sei es auf Grund der Bestimmung der Karten, ist lichtvoll auseinandergesetzt und im Folgenden auf die graphische Darstellung der Bodenbeschaffenheit (Situationsentwürfe), auf jene der Bodenunebenheiten (Methode der Horizontal-Schichtenlinien, Darstellung der Höhenverhältnisse durch Farben und Schattierung, Vereinigung von Schichtenlinien und Schraffen, Reliefkarten) eingegangen.

Ref. steht nicht an zu erklären, dass das vorliegende Büchlein eines der instructivsten ist, das ihm über den behandelten Gegenstand jemals vorlag. Dasselbe liefert ein treffliches Bild der Entwicklung der Kartographie und der Topographie bis auf die neueste Zeit und sollte beim mathematischen Unterrichte in den oberen Classen der Mittelschulen mehrfach herangezogen werden, um diesem allzu stiefmütterlich behandelten Theile der Anwendungen der Mathematik zu Recht zu verhelfen.

Ostwalds Classiker der exacten Wissenschaften. Nr. 43—45.
Leipzig, Wilhelm Engelmann.

In dem ersten der vorliegenden Hefte wird die berühmte Abhandlung von Brücke „Untersuchungen über den Farbenwechsel des afrikanischen Chamäleons“ aus den Jahren 1851 und 1852 (herausgegeben von M. v. Frey) wieder abgedruckt. Der jetzige Herausgeber motiviert die Aufnahme dieser Untersuchungen in die Ostwald'sche Classikerausgabe dadurch, dass diese Abhandlung „besonders geeignet erscheint, die ganze Eigenart und Kraft des merkwürdigen Mannes erkennen zu lassen: die umfassenden, nicht bloß naturwissenschaftlichen Kenntnisse, die methodische Durchbildung, die feinsinnige Beobachtung und das besonnene Urtheil“. Diese Abhandlung gibt auch ein beredtes Zeugnis von dem Eindringen des berühmten Physiologen in die Geschichte der Probleme, mit denen er sich jeweilig beschäftigte. In der vorliegenden Abhandlung stellt er beispielsweise die umfangreiche Literatur über den behandelten Gegenstand seit Aristoteles zusammen. Der Zusammenhang der Farbenercheinungen des Chamäleon und der Interferenzfarben dünner Blättchen tritt durch die vorgeführten Betrachtungen deutlich hervor, ebenso werden die äußeren Einflüsse studiert, welche eine Variation dieser Farbenercheinungen bedingen.

In Nr. 44 werden die Abhandlungen von Gay-Lussac, Dalton, Dulong und Petit, Rudberg, Magnus, Regnault aus den Jahren 1802—1842 über das Ausdehnungsgesetz der Gase neu von Prof. W. Ostwald herausgegeben und mit wertvollen Anmerkungen, die sich besonders auf die Geschichte des Problems beziehen, versehen. Gay-Lussac gelangte schon zu dem Satze, dass alle Gasarten und Dämpfe durch gleiche Grade von Wärme verhältnismäßig gleich ausgedehnt werden, und er bestimmte den Ausdehnungscoefficienten der Gase. Auch Dalton gelangte zu demselben Ergebnisse und dieser Forscher stellte auch eine plausible Hypothese auf, welche die Expansion durch Wärme zu erklären imstande ist. Diese Abhandlung bildet einen Theil jener grundlegenden Arbeit, in der das Princip betreffend das Gesetz von der additiven Beschaffenheit der Eigenschaften von Gasgemischen aufgestellt und durchgeführt worden ist. In der Arbeit von Dulong und Petit ist namentlich jener Theil von Interesse, in welchem die Vergleichung der Gasausdehnung mit dem Gange des Quecksilber-Thermometers durchgeführt wurde. Das Ergebnis dieser Forschungen steht theilweise den Principien entgegen, auf welche Dalton seine Theorie von der Messung der Temperaturen gegründet hat. Rudberg wies in seiner Abhandlung „über die Ausdehnung der trockenen Luft zwischen 0°C und 100°C “ ebenso wie Regnault nach, dass nicht alle Gase dieselbe Expansion besitzen, dass Abweichungen von diesem Gesetze in dem Sinne bestehen, dass die leichter coerciblen Gase eine etwas größere Wärmeausdehnung zeigen als die permanenten. Er gibt auch einen kleineren Aus-

dehnungscoefficienten an, als seine Vorgänger. Als wertvolle Ergänzung und theilweise Berichtigung der vorigen Arbeiten ist jene von Magnus zu betrachten. Die grundlegendsten und scharfsinnigsten Versuche über diesen Gegenstand sind von Regnault angestellt worden. Im ersten Theile derselben handelt dieser Physiker über die Ausdehnung der atmosphärischen Luft; im zweiten Theile über die Ausdehnung einiger anderer Gase; weiters wird die Ausdehnung der Gase unter verschiedenen Drucken, berechnet aus der Änderung der Spannkraft, studiert; sodann die Bestimmung der Ausdehnung der Gase unter constantem Druck vorgenommen. Diese Versuche führen zu dem negativen Ergebnisse, dass nicht alle Gase sich zwischen denselben Temperaturgrenzen gleich viel ausdehnen, dass ferner die Ausdehnung eines und desselben Gases zwischen denselben Temperaturgrenzen nicht unabhängig ist von dessen anfänglicher Dichte. Regnault war es auch, der in wissenschaftlich exacter Weise den Vergleich des Luftthermometers mit dem Quecksilberthermometer durchführte. Als letzte Abhandlung wurde jene von Magnus „Über die Ausdehnung der atmosphärischen Luft bei höheren Temperaturen“ abgedruckt; sie stammt aus dem Jahre 1842. Jede der hier besprochenen Arbeiten kann als Muster einer Experimentaluntersuchung betrachtet werden, und thatsächlich sind diese Arbeiten, besonders jene von Regnault, auf diesem Felde der Experimentalphysik für Anlage und Durchführung späterer Arbeiten bestimmend geworden.

In Nr. 45 der Sammlung finden wir die elektrochemischen Untersuchungen von Humphry Davy aus den Jahren 1806 und 1807, herausgegeben von W. Ostwald. In dieser Abhandlung werden die Veränderungen besprochen, welche die Elektrizität im Wasser hervorbringt. Davy folgerte aus diesen Versuchen, dass chemisch reines Wasser durch Elektrizität einzig und allein in Sauerstoffgas und in Wasserstoffgas zerlegt werden kann. Besonders bemerkenswert sind die Ergebnisse der zweiten Versuchsreihe, welche von den Wirkungen der Elektrizität bei der Zersetzung verschiedener Stoffe handelt. Prof. Ostwald sagt mit vollem Rechte, dass die Ergebnisse der zweiten Arbeit die kühnsten Träume über die chemischen Wirkungen der Elektrizität, an welchen jene Zeit so reich war, durch die Entdeckung der mit den seltsamsten Eigenschaften ausgestatteten Alkalimetalle übertrafen. Wie die Ionen wandern, das wird in der Abhandlung „Über das durch Elektrizität bewirkte Hinüberführen gewisser Bestandtheile der Körper“ gelehrt. Die weiteren Beobachtungen über das durch die Elektrizität bewirkte Hindurchgehen von Säuren, Alkalien und anderen Substanzen durch Mittel, gegen die sie chemische Anziehung haben, enthalten vieles, was auch heute von der Wissenschaft anerkannt ist. Auf die allgemeine Theorie der Chemie einerseits, auf die Theorie der Elektrizität andererseits bezugnehmend sind die Aufsätze „Über den Zusammenhang zwischen den elektrischen

Kräften der Körper und über ihre chemischen Verwandtschaften“ und „Über die Art, wie die Volta'sche Kette wirkt, und Versuche, welche darüber Aufschluss geben“. In ersterer Beziehung ist Davy im Rechte, denn das elektrische Potential der Kette ist ein Maß der „chemischen Verwandtschaft“ oder nach der Bezeichnung von Gibbs des chemischen Potentials. Ebenso ist anerkennend hervorzuheben, dass Davy die Bedeutung erkannt hat, welche die chemischen Eigenschaften des Elektrolyten für die Entstehung des Stromes haben. Trotz dieser vielfach richtigen Anschauungen kämpft Davy gegen die chemische Theorie der Kette an, doch beruhen die Beweisgründe hiefür auf der Annahme, dass jeder chemische Vorgang elektromotorisch sich äußern müsse. Darauf hat Davy noch nicht hingewiesen, dass eine Umsetzung der chemischen Energie in elektrische Energie stattfindet, wenn die auf die beiden Ionen bezüglichen Theile des chemischen Vorganges räumlich getrennt werden, so dass dieser Vorgang erst mit der Entstehung des Stromes und diesem proportional verläuft. In der Arbeit über die elektrolytische Herstellung der Alkalimetalle hat Davy zum erstenmale die Eigenschaften derselben gründlich studiert und allgemeine Ausblicke eröffnet, welche für die späteren Untersuchungen der Chemiker maßgebend waren. Wertvoll sind die Anmerkungen, welche Prof. Ostwald diesem Abdrucke der Davy'schen Abhandlung beigegeben hat, wertvoll wegen der mannigfaltigen historischen Details, noch wertvoller wegen der sachgemäßen Kritik, welche vom Standpunkte der neueren Forschung an dieser Arbeit Davys geübt wird. Wir wünschen dieser Abhandlung recht viele Leser und machen nicht nur die Physiker, sondern auch die Chemiker auf dieselbe aufmerksam. Die erste deutsche Übersetzung derselben wurde von Gilbert in dessen Annalen der Physik veröffentlicht.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

S. Schlitzberger, Die Culturpflanzen der Heimat mit ihren Feinden und Freunden. Cassel u. Berlin, Th. Fischer. I. Serie. Kernobstgewächse: Taf. I. Der Apfelbaum (*Pyrus malus* L.); II. Der Birnbaum (*Pyrus communis* L.) und Text 20 SS. 8°. — II. Serie. Steinobstgewächse: Taf. III. Hauspflaume (*Prunus domestica* L.); Taf. IV. Süß- und Sauerkirsche (*Prunus avium* L. und *P. cerasus* L.) und Text 23 SS. 8°. — III. Serie: Taf. I. Weinstock und Himbeere; Taf. II. Stachel- und Johannisbeere und Text 28 SS. 8°. Preis jeder Tafel mit einer Bildfläche 50 : 80 cm 1 Mk.

Wir hatten bereits Gelegenheit (1894, S. 1113) die erste Tafel dieses verdienstvollen Werkes anerkennend zu besprechen und der mit besonderem Geschicke geschmackvoll durchgeführten Zusammenstellung der Feinde und Freunde unserer Obstbäume volles Lob zuzuerkennen. Das Gleiche können wir auch von den weiteren uns vorliegenden Tafeln bekunden. Correcte Zeichnung,

die unter Berücksichtigung der verschiedenen Größe der Thiere in einem zum Anschauungsunterrichte nothwendigen Maßstabe glückliche Lösung fand, machen die Tafeln lebendig und werden daher im Unterrichte gewiss jenen Nutzen stiften, welchen sie bezwecken. Der Text aber, welcher den Tafeln beigegeben ist, hätte manche Verbesserung und stilistische Umänderung nothwendig. So heißt es z. B. S. 4 von der Zwetschke: die Samenschale umhüllt den weißen Kern, der wiederum von einer braunen Haut umhüllt ist. Unter Samenschale versteht der Verf. jedoch den Steinkern, unter Kern den Keimling, beim Apfelbaume (I S. 8) aber hinwieder die Samen, bei der Kirsche nach richtigem Gebrauche den Steinkern. Eine sorgfältigere Diction hätte alle diese Mängel beseitigen können. Von dem, dass *Vitis labrusca* in der Schweiz, in Österreich und in anderen südlichen Ländern Europas wildwachsend vorkommen soll (III S. 1) ist uns nichts bekannt.

Hempel Otto, Das Herbarium. Praktische Anleitung zum Sammeln, Präparieren und Conservieren von Pflanzen für ein Herbarium von wissenschaftlichem Werte nach eigener bewährter Methode. Berlin, Rob. Oppenheim 1895. 18 : 12 cm. 95 SS. Mit 32 Figuren. Preis in Leinenband 1 Mk. 50 Pf.

Wir besitzen so viele kleine Compendien und ausführliche Handbücher für die Anlage von Pflanzensammlungen, dass die Nothwendigkeit des Erscheinens einer neuen solchen Anleitung nur dann einleuchten würde, wenn der Verf. den berechtigten Standpunkt eingenommen hätte, die Pflanzenpräparation mit den denkbar einfachsten und billigsten Mitteln und mit dem geringsten Zeitaufwande durchzuführen. Das ist aber bisher noch in keinem solchen Werkchen geschehen, dass man aufmerksam machte, wie leicht und mit wie wenigen Mitteln Pflanzen praktisch gesammelt und ohne besondere Instrumente wissenschaftlich richtig präpariert werden können.

Auch der Verf. schlägt alte Wege mit neuen Instrumenten ein; er beschäftigt sich nur mit Gefäßpflanzen und führt uns zu deren Präparation so viele Manipulationen vor, dass wir seinen Worten völlig beistimmen, nämlich dass sie im Anfange viel Mühe machen und Zeit rauben; sie werden unserer Meinung nach zur Wissenschaftlichkeit einer Pflanzensammlung wenig mehr beitragen als die bisherigen Methoden, hingegen das Pflanzensammeln und -Trocknen mehr erschweren und complicieren als bisher. Wenn der Pflanzensammler nach dem Verf. links eine 0·5 m lange Pflanzenkapsel (neuer Ausdruck für die Büchse), an welcher ein gestielter Kratzer, der Spaten im Etui und Angelhaken in einer Schachtel befestigt sind, hängen hat — in der linken Hand! eine Pflanzenmappe, in der rechten Hand den Botanisierstock (zum Abreißen von Baumästen) und in Action wohl auch den Spaten tragen soll, außerdem Notizen machen muss, so kann das vielleicht auf kleinen Spaziergängen bei größter Unbequemlichkeit geschehen, auf größeren

Touren aber, wo für eigene Lebensbedürfnisse, Wetterschutz u. dgl. zu sorgen ist, ist das ein Ding der Unmöglichkeit. Die für den Wetterschutz ganz anders zu construierende, mit einer Tasche zu versehene Mappe gehört auf den Rücken, der an einer Schnur zu befestigende Pflanzenspaten in eine Ledertasche; ein gut geformter Haken mit fester Schnur ersetzt Kratzer und Botanisierstock und auch die Büchse, die bekanntlich in der Hitze ihren Dienst ganz versagt, kann durch einen Sammelsack ersetzt werden, aus dem die Pflanzen, sobald es nothwendig ist, in die Mappe wandern. Dann hat man beide Hände frei!

Die vom Verf. vorgeschlagene Pflanzenschraubenpresse ist unzweckmäßig zu handhaben und ist, wie jede Schraubenpresse, zu verwerfen. Die von ihm angewendete Holzwatte als Zwischenlage wird bei uns viel zweckmäßiger und billiger durch geheftete Fließpapierlagen ersetzt. Das Herausnehmen der halbtrockenen Pflanzen aus den Einlagebögen ist eine ebenso überflüssige als zeitraubende Thätigkeit und die Art und Weise der Blumenpräparation des Verf.s weitläufig und durchaus nicht nothwendig, weil die wissenschaftlichen Botaniker gewöhnt sind, bei der Untersuchung trockener Objecte die Blüten aufzukochen und gewisse Blüten, wie z. B. jene der Orchideen, nur auf nassem Wege zweckmäßig für die wissenschaftliche Untersuchung erhalten werden können. Wir verkennen nicht die Mühe, die sich der Verf. bei der Präparation der Pflanzen nimmt; seine Methode, wenn sie auch gute Resultate liefert, können wir jedoch nicht anempfehlen, weil wir gewöhnt sind, praktischer und schneller dieselben Resultate zu erzielen.

Wildermann, Dr. Max, Jahrbuch der Naturwissenschaften, enthaltend die hervorragendsten Fortschritte 1893—1894. IX. Jahrg. Freiburg i. B., Herder'scher Verlag 1894. 8°, 536 SS. 24 Abbildungen und 2 Kärtchen. Preis 6 Mk., elegant geb. 7 Mk.

Es ist schon seinerzeit darauf hingewiesen worden, dass Wildermanns Jahrbuch ein vortreffliches Compendium der wichtigsten Errungenschaften der naturwissenschaftlichen Forschung darstellt. Mit besonderem Geschicke wurde auch in diesem IX. Jahrgange nur das Wichtigste ausgewählt und besprochen, um nicht den Umfang des Werkes allzu zu vergrößern, trotzdem kann sich jedermann über die Fortschritte auf dem weit verzweigten Gebiete der Naturwissenschaften so vollkommen informieren, dass wir dieses Jahrbuch, an welchem Dr. M. Wildermann (Physik, Handel, Industrie, Verkehr, Anthropologie, Urgeschichte u. a.), Dr. H. Hovestadt (Chemie), Dr. W. Trabert (Meteorologie), Dr. J. Franz (Astronomie), Dr. F. Westhoff (Zoologie, Mineralogie, Geologie), Dr. O. Zimmermann (Botanik), F. Schuster (Forst- und Landwirtschaft), F. Behr (Länder- und Völkerkunde), Mugden und F. Ben dt (Angewandte Mechanik), Dr. Werner (Gesundheitspflege, Medicin, Physiologie) arbeiteten, auf das beste dem Natur-

freunde und Naturhistoriker, insbesondere dem Lehrer der Naturwissenschaften anempfehlen können.

Landsberg Bernhard, Streifzüge durch Wald und Flur.

Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern, für Haus und Schule bearbeitet. Leipzig, B. G. Teubner 1895. 8°, 193 SS. Preis elegant geb. 2 Mk. 80 Pf.

„Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur“ nennt der Verf. sein Buch. Fürwahr, es ist mehr als das. In anziehendster Weise, in formvollendeter Sprache und gestützt auf intensive Fachkenntnisse gibt der Verf. der deutschen Jugend nach Monaten geordnete Naturschilderungen an die Hand, die geradezu begeistern können für die Erkenntnis der uns umgebenden Natur, um sie mit Thier- und Pflanzenwelt als etwas Zusammengehöriges und als unerschöpfliche Quelle der Belehrung und Beobachtung kennen und lieben zu lernen. Wir empfehlen dieses vorzügliche, prächtig ausgestattete, leider aber nicht illustrierte Buch allen Freunden der Natur und auch dem Lehrstande, dem es obliegt, die Jugend für die Naturbeobachtung zu gewinnen, auf das wärmste.

Die botanischen Anstalten Wiens im Jahre 1894. Wien, C. Gerolds Sohn 1894. gr. 8°, 85 SS. 11 Abbildungen. Preis 1 fl. 50 kr.

Das geschmackvoll ausgestattete Werk kommt einem wahren Bedürfnisse der Botaniker entgegen. Es orientiert rasch über alle botanischen Anstalten und Sammlungen Wiens und kann, nachdem hiezu berufene Fachleute die Geschichte, Entwicklung, Beschreibung und den immensen Reichthum der Wiener Pflanzensammlungen darlegen, als exquisiter Führer für dieselben gelten. Wir finden darin erläutert: das botanische Museum mit dem botanischen Garten und das pflanzenphysiologische Institut der k. k. Universität durch Dr. K. Fritsch, resp. Dr. F. Krasser; den k. k. Hofgarten in Schönbrunn durch dessen Director A. Umlauf, die botanische Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums nach einer Arbeit von Dr. G. v. Beck durch Dr. A. Zahlbruckner, dann die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft und sonstige botanische Anstalten und Privatsammlungen. Kurz, es wurde alles Wissenswerte über die genannten Anstalten und Sammlungen — auf Anregung Prof. v. Wettsteins — zusammengestellt, was umso verdienstvoller erscheint, da nur über die Hofsammlungen die hiefür nöthigen Vorarbeiten vorlagen. Wir können dieses Buch allen Botanikern unserer Monarchie und des Auslandes auf das wärmste zur eigenen Information, namentlich bei der in liberalster Weise gestatteten Benützung der Institutssammlungen, empfehlen und zwar umsomehr, als die Unkenntnis der administrativen Trennung der Wiener botanischen Sammlungen bis jetzt manche Unannehmlichkeit für die Aufklärung suchenden Fachleute im Gefolge hatte.

Rühl, Prof. Dr. Hugo, Entwicklungsgeschichte des Turnens. Leipzig, Ed. Strauch 1895. 8°, IV u. 150 SS. Preis geb. 2 Mk.

Der Laie, auch der gebildete, kennt aus der Geschichte des deutschen Turnens kaum mehr als den Namen des „Turnvaters“ Jahn, und hat einer Heine gelesen, dann weiß er allenfalls noch etwas von dem Münchner „Turnkunstmeister“ Maßmann, weil dieser auch Professor der deutschen Sprache an der Universität, sowie Mitglied der Akademie der Wissenschaften und des obersten Schul- und Studienrathes in München gewesen ist. Namen wie Basedow, Guts Muths, Spieß, Wassmannsdorff usw. sind aber den meisten fremd. Und doch sollte der Entwicklungsgang des auch für die übrigen Nationen grundlegenden deutschen Turnens, mit dem die genannten und noch andere Namen von gutem Klange innig verbunden sind, einem jeden Gebildeten wenigstens in den Grundzügen geläufig sein.

Diesem Gesichtspunkte trägt das vorliegende Werkchen des verdienten Verfs., der seit dem letzten deutschen Turntage (in Esslingen, Juli 1895) auch Geschäftsführer der „Deutschen Turnerschaft“ ist, in zweckentsprechender Weise Rechnung. Zudem bietet das klar geschriebene und hübsch ausgestattete Büchlein soviel, dass es auch den sich für das Turnlehramt vorbereitenden Candidaten als willkommener und ausreichender Studienbehelf dienen kann. Dankt es ja eben diesem Zwecke seine Entstehung, da der Verf. bereits seit einer Reihe von Jahren Unterricht in der Turngeschichte erteilt. Besonders muss man hervorheben, dass neben der neuesten Literatur auch durchwegs, wo es angiehet, die ersten Quellen erwähnt sind, weshalb auch der Fachkundige hier noch manches für ihn Neue finden wird. Von den 17 Abschnitten, in welche das Buch zerfällt, seien besonders genannt: 4. Der Humanismus; 5. Die Aufklärung und der Philanthropinismus (Rousseau, Basedow, Guts Muths, Vieth); 6. Pestalozzi; 7. Friedrich Ludwig Jahn; 10. Adolf Spieß; 14. Die neue Spielbewegung in Deutschland; 16. Das Vereinsturnen und die deutsche Turnerschaft. Am Schlusse ist eine Zeittafel, welche die wichtigsten turngeschichtlichen Zahlen enthält, beigelegt.

Pilsen.

Franz Wilhelm.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Grammatik der hypothetischen Sätze auf
Grund neuerer psychologisch-logischer Theorien
des hypothetischen Urtheiles.

(Mit besonderer Berücksichtigung der lateinischen Sprache.)

(Schluss.)

Bevor ich auf den sprachlichen Ausdruck der Bedingungssätze und dessen Verhältnis zu dem gedanklichen Inhalte zu sprechen komme, sei es mir gestattet, zumal es eben im Folgenden Verwertung finden soll, auf einen der hypothetischen Fälle noch näher einzugehen, nämlich den sogenannten realen Fall. Dieser bietet seit jeher den Erklärern viele Schwierigkeiten, wie ich oben zu zeigen versuchte; auch wird ihm von diesen eine Ausnahmsstellung, wie mir scheint, nicht mit Recht, zugewiesen. Dass gerade dieser Fall so verschiedene und divergierende Deutung findet, dafür scheint mir zunächst der Grund in der Verwechslung seiner „inneren Sprachform“ mit seiner eigentlichen Bedeutung zu liegen, aber auch darin, dass die gedanklichen Grundlagen, wenn ich mich so ausdrücken darf, für die hypothetischen Sätze so zu sagen in nachbarlicher Nähe mit Gedanken liegen, auf welchen die Causalsätze beruhen. Weil jedoch manche Sätze dieses Falles an Sätze anderer hypothetischer Formen erinnern, wird es allerdings manchmal schwer, eine scharfe Grenze zu ziehen.

Wenn die Grammatiker diesem „realen Falle“ eine solche Ausnahmsstellung in der Deutung desselben verleihen, so dass hypothetische Sätze seiner Erscheinungsform fast andere Sätze zu sein scheinen als die Sätze der anderen „hypothetischen Fälle“, so scheinen sie mir im Unrechten zu sein. Denn auch hier ist Gegenstand des hypothetischen Urtheiles, wie sonst, die nothwendige Coexistenz zweier bloßer Vorstellungen. Nur darin unterscheidet sich, wie noch näher an der Hand der Sprache gezeigt werden soll, der „reale“ Fall von den anderen, dass, während bei den anderen Fällen mehr der Umstand in den Vordergrund tritt, dass der Inhalt des Vor- und des Nachsatzes bloß Vorgestelltes ist, hier,

offenbar veranlasst durch die hier wirksame innere Sprachform, das Augenmerk mehr auf das nothwendige Coexistieren gerichtet ist.

Daraus erklärt es sich, dass in der Sprache hypothetische Sätze gerade des „realen Falles“ oft fast zum Verwechseln Temporalsätzen ähnlich sind, ja dass man vielfach zweifeln kann, ob man es nicht eher mit einem Zeit- als mit einem Bedingungssatze zu thun habe. In den Fällen aber, wo die „innere Sprachform“, die durch die vorschwebenden temporalen Vorstellungen gebildet wird, mehr verblasst und mehr der eigentliche hypothetische Charakter der Sätze zum Durchbruche gelangt, tritt an die Stelle der temporalen Vorstellungen wieder als „innere Sprachform“ der Gedanke an ein Causal- oder Schlussverhältnis, der, wie wir gesehen haben, trotz seiner Verschiedenheit von dem hypothetischen Urtheile doch demselben naheliegt.

Zieht man nun, zu dem sprachlichen Ausdrucke des hypothetischen Urtheiles übergehend, die verschiedene Modusgebung in diesen Sätzen in Betracht, so ist wohl als erste Frage die zu beantworten: Wie kommt es, dass während in den anderen Fällen, entsprechend dem Charakter des hypothetischen Urtheiles, der Coniunctiv, auch der Optativ auftritt, in den Sätzen des „realen Falles“ der Indicativ gebraucht ist?¹⁾

Dass hier die „innere Sprachform“, also ursprünglich noch lebhaftere zeitliche Vorstellungen, die gleichsam die Brücke zu der eigentlichen hypothetischen Bedeutung bildeten, sich wirksam zeigten, ist klar. Die Temporalsätze hatten ja, wie nachgewiesen ist,²⁾ in den ältesten Zeiten, noch bei Plautus und Terenz, den Indicativ, der auch in den späteren Zeiten nicht fehlt. Was aber hier ebenfalls modificierend auf die Modusgebung einwirkte, so dass trotz des bloß vorgestellten Urtheiles im Vorder- und Nachsatze der Indicativ und nicht der Coniunctiv oder Optativ auftrat, das ist das schon bemerkte, hier besonders hervortretende Denken an die nothwendige Abhängigkeit, das Coexistieren, nicht wie in den anderen Fällen an das bloße Vorgegestelltsein.

Ich habe die Beispielsammlung in Drägers Hist. Syntax durchmustert und gefunden, dass in dem größten Theile der Sätze des realen

¹⁾ Unter den schulgrammatischen Schriften verdient gerade in dem Punkte Aug. Waldecks Buch „Praktische Anleitung zum Unterrichte in der lateinischen Grammatik“ lobend hervorgehoben zu werden, dass er sich bemüht, den Schülern die verschiedene Modusgebung der hypothetischen Sätze in plausibler Weise zu begründen (vgl. S. 175 ff.). Dabei muss er allerdings von der gewöhnlichen Anordnung und Auffassung der hypothetischen Fälle abgehen und gelangt, nur vom Standpunkte der Schulpraxis aus, zu Resultaten, die sich in manchen Punkten mit unserer Ansicht berühren.

²⁾ Dräger, Hist. Syntax. II. Bd. S. 542 f., 2. Aufl. Ebd. 543 f. heißt es „dagegen fand Lübbert den Indicativ nach temporalem *quom* bei Plautus 229, bei Terenz 72 mal, wogegen der Coniunctiv in 9 Stellen bei Plautus und 5 mal bei Terenz theils unsicher, theils aus Einfluss einer anderen Construction zu erklären ist.“

Falles eine Annäherung an einen Temporalsatz aufgezeigt werden kann, aber auch die noch übrigen Sätze durch Benützung der obigen Erwägungen ihre Erledigung finden.

Alle Beispiele aber durchzugeben würde ermüden; es möge daher genügen, wenn ich einige bezeichnende Stellen hervorhebe. Als Beispiel für die Einwirkung der als »innere Sprachform« dienenden »zeitlichen Vorstellung« auf den Modus will ich zunächst Ter. Andria 322 anführen. »Si id facis, hodie me postremum vides.«¹⁾ Dieser Satz besagt sicherlich nicht dasselbe wie der Gedanke »Sobald Du das thust, siehst Du mich heute zum letztenmale«, und doch ist letzterer sehr naheliegend. Dieser Gedanke bildete die innere Sprachform und stellte die Association mit der eigentlichen hypothetischen Bedeutung her, wirkte aber auch auf den Modus ein. — Mit diesem Beispiele conform sind folgende Beispiele: Plaut. Poen. 4. 2. 98 proba materiest data, si probum adhibes fabrum. Trin. 595 si alienatur, actum est de collo meo. Mil. 435 te nusquam mittam, nisi das firmatam fidem Cic. Att. 10. 8. 5 assequor omnia, si propero; si cunctor, amitto. Cic. ep. fam. 9. 15. 12 moriar, si praeter te quemquam reliquum habeo, in quo etc. Cic. p. Deiot. 5. 13 vel officio, si quid debuerat, vel errori, si quid nescierat, satisfactum esse duxit. Hor. sat. 1. 9. 38 inteream, si valeo stare ant novi civilia iura. Mart. 11. 97. 2 si possum, peream.

Bisher habe ich aus der Dräger'schen Beispielsammlung hypothetische Sätze angeführt, in deren Nebensatz sich ein Präsens oder Präteritum findet. Aber was sich bei diesen Sätzen ergab, gilt auch dort, wo wir das Futurum im Vordersatze haben. Ich glaube nämlich denjenigen nicht recht geben zu können, welche diese Beispiele denen mit *έάν* und folgendem Coniunctiv im Griechischen gleichstellen. Gedanklich ist ja sicherlich in vielen dieser Vordersätze mit dem Ind. fut. eine Erwartung, wie bei *έάν* mit Coniunctiv ausgedrückt, aber der Ausdruck der Erwartung war in diesen Fällen im Latein nicht bestimmend für die Modusgebung, sondern nur das besondere Aufmerken auf das Coexistenzverhältnis zwischen dem Inhalte des Vor- und Nachsatzes, bezw. die als »innere Sprachform« dienende temporale Vorstellung.

Hierher gehören Sätze, wie folgende: Cato r. r. 4. 5 si nolet male facere, non faciet. Plaut. Poen. 4. 2. 88 meus hercle conlibertus faxo eris, si di volent. Ter. Heaut. 217 mihi, si unquam filius erit, ne ille facili me utetur ebd. 870 cantim et paulatim dabis, si sapiens. Cic. Phil. 2. §. 55 omnia denique, quae postea vidimus — si recte ratiocinabimur, uni accepta referemus Antonio. de fin. 1. 4. 11 scribentur fortasse plura, si vita suppetet. Hor. Od. 4. 2. 45 f., si quid loquar audiendum, vocis accedet bona pars et . . . canam. u. a. m.

Es erinnern diese Beispiele geradezu an Temporalsätze mit dem Ind. fut., wie folgende von Dräger²⁾ angeführte: Plaut. Amph. 969 iam

¹⁾ Die aus Drägers hist. Syntax angeführten Beispiele finden sich im II. Bande S. 701 ff. 2. Aufl.

²⁾ a. a. O. II. Bd., S. 549.

hic ero, quom illi censebis esse me. und so im ganzen 25mal bei Plautus. Cic. Att. 14. 16. 3 numquam ille mihi satis laudari videbitur, cum ita laudabitur. de nat. deor. 3. 7 tum tractabuntur a nobis, cum disputabimus. Ja es entspricht ein solcher Vordersatz sogar im Zusammenhange einem Temporalsatze mit dem Futur. C. Nep. Han. 2. 6 quare si quid amice de Romanis cogitabis, non imprudenter feceris, si me celaris. cum quidem bellum parabis, te ipsum frustrabis, si non, me in eo principem posueris.¹⁾

Ganz instructiv erscheint mir besonders Cic. de inv. I. §. 92—95. Über diese Stelle sagt Dräger²⁾: „Wie nahe der Bedingungssatz mit dem Futur I. demjenigen steht, in welchem der Con. Praes. die subjective Möglichkeit bezeichnet, geht aus Stellen hervor, wo beide Modi promiscue gebraucht sind. So führt Cicero de inv. I. §. 92—95 eine Menge Beispiele aus der rhetorischen Praxis an und setzt allerdings in 11 Fällen den Conj. Präs., namentlich nach „ut si qui“, „wie z. B. Jemand“, aber von §. 94 an treten 8 Futura auf usw.“

Als Beweis für die Stellvertretung des potent. Coni. durch den Indic. fut. könnte dies nur dann genommen werden, wenn die 8 Fälle mit Ind. fut. gedanklich gleich wären den 11 Fällen mit Coni. potentialis. Es verhält sich aber ganz anders, wie aus einer näheren Betrachtung der Stelle hervorgeht.

Im Cap. 48 des I. B. de inv. §. 89 gibt Cicero mit den Worten „ipsum autem genus argumentationis vitiosum his de causis ostendetur, si aut in ipso vitium erit, aut si non ad id, quod instituitur, accommodabitur.“ die Disposition der folgenden Paragraphen bis §. 96. Die Fehler der Beweisführung sollen angeführt werden. Sie beruhen entweder in der Beweisführung selbst, d. h. in den Beweisgründen, wie sich aus dem Folgenden ergibt, oder sie beruhen darauf, dass zwar an sich richtige Beweisgründe der These (si non ad id, quod instituitur, accommodabitur) nicht entsprechen. Damit sind die beiden Hauptfälle genannt, in welchen ein Fehler gegen den Beweis zu constatieren ist. Nun wird mit den Worten „atque in ipso vitium erit, si omnino totum falsum erit, si commune, si vulgare, si leve, si remotum, si mala definitio, si controversum, si perspicuum, si non concessum, si turpe, si offensum, si contrarium, si inconstans, si adversum“ angegeben, in welchen Fällen der Fehler in den Beweisgründen zu suchen ist. Das ist in der Art der bekannten logischen Regeln, welche die Verstöße gegen die richtige Beweisführung aufweisen, und könnte ja wiedergegeben werden: „Es liegt der Fehler immer in den Beweisgründen selbst, wenn diese ganz falsch, d. h. lügenhaft sind, wenn sie ebenso von dem Gegner mit derselben Berechtigung benützt werden können (si commune)“ usw. Dass hier der Indic. fut. in dem Vordersatze steht, erklärt sich nach dem Gesagten sehr leicht. Hier tritt offenbar die Coincidenz und somit die temporale Vorstellung als innere Sprachform in ihre Rechte. „Immer wenn die Beweisgründe

¹⁾ Vgl. Lupus' „Sprachgebrauch des Corn. Nepos“, Berlin 1876, S. 161.

²⁾ H. S. II. Bd., S. 715.

falsch sind, wenn sie gemeinschaftlich sind usw., haben wir es mit einem Fehler zu thun; ebenso wie bei der obigen Haupteinteilung: „Wenn die Beweisgründe selbst falsch sind oder wenn sie der These nicht entsprechen, ist die Beweisführung verfehlt“.

Nun werden die wieder in Form von Regeln aufgestellten Fälle der einzelnen genera durch ganz fingierte Beispiele veranschaulicht. In dieser Weise wird in den §§. 90 und 91 von dem „genus argumentationis omnino falsum, commune, vulgare, leve, remotum, si mala definitio est“ gesprochen. Von §. 92 an, also der von Dräger citierten Stelle, werden die übrigen genera behandelt. Wir können also auch hier genau Regel und fingiertes Beispiel unterscheiden, also: §. 92 *perspicuum est, de quo non est controversia* (Regel) *ut si quis, cum Orestem accuset, planum faciat* (rein fingiertes Beispiel), *ab eo matrem esse occisam*. Ganz so in den folgenden Fällen, die zu den obigen 11 Fällen des Coni. gehören, z. B. gleich darauf: *non concessum est, cum id, quod augetur, in controversia est* (Regel), *ut si quis, cum Ulixem accuset, in hoc maxime commoretur: (fingiertes Beispiel) indignum esse, ab homine ignavissimo virum fortissimum, Aiaceum, necatum*. In gleicher Weise für das genus *turpe, offensum, contrarium, inconstans, adversum*. Immer wenn das fingierte Beispiel angeführt ist, findet sich der Coni. Präsens der rein persönlichen Annahme.

Mit dem Beispiele für den Fall, wenn das genus argumentationis ein *adversum* ist, findet die Reihe der Beweisfehler ihren Abschluss, in denen allen zu constatieren ist, dass der Fall einer *argumentatio vitiosa* statt hat, also der Fall „*si in ipso vitium erit*“.

Mit den nun folgenden Worten §. 94, von welchen an die von Dräger hervorgehobenen 8 *Futura* beginnen, „*si non ad id, quod instituitur, accomodabitur aliqua pars orationis, horum aliquo in vitio reperietur*“, wird sogar mit denselben Worten wie früher die nähere Besprechung des zweiten Falles der fehlerhaften Beweisführung, der eben in der *Heterozetesis* besteht, eingeleitet, also nicht mehr ein fingiertes Beispiel angeführt, sondern die Regel, daher der Indic. fut.

Und nun folgen wieder in Form von Einzelregeln die Anweisungen, wann dieser Fall zu constatieren ist, ohne dass an ein fingiertes Beispiel gedacht wird, *si plura pollicitus, pauciora demonstrabit; ... aut si non id, quod accusabitur, defendet, ... aut si res ex hominis vitio vituperabitur*. Dass also diese Vordersätze mit dem Indicativ nicht auf gleiche Linie mit den Sätzen zu stellen sind, die den Coni. pot. enthalten, wie Dräger meint, ist, glaube ich, klar; es scheinen vielmehr diese Beispiele für meine Ansicht zu sprechen. Sobald Cicero den Fall constatieren will, wann ein Fehler stattfindet, also die reine Coincidenz (Coexistenz) behauptet, gebraucht er den Indicativ, wo aber hervorgehoben werden soll, dass es ein zur Veranschaulichung rein fingiertes Beispiel sei, wo also die „bloße Vorstellung“ hervorgehoben werden soll, tritt der Coniunctiv auf. So ist z. B. mit *aut si res ex hominis vitio vituperabitur* (Ind. Fut.) die Einzelregel genannt, gleich daran schließt sich aber das fingierte Beispiel, *ut si quis doctrinam ex alicuius docti vitii reprehendat* (Coni. potentialis).

Dass in der Modusgebung auch wieder Entgleisungen stattfinden, zeigen folgende Sätze dieser Stelle: §. 94 „aut, si, cum totum debet ostendere, de parte aliqua loquatur hoc modo „mulierum genus avarum est“, wo der von den anderen Sätzen abweichende *Conjunctiv* offenbar durch das sich mit hoc modo anschließende fingierte Beispiel erklärt werden muss.

Und weiter: aut si non id, quod accusabitur, defendet: ut si quis, cum ambitus accusabitur, manu se fortem esse defendet, wo einerseits vielleicht der mit dem Beispiele übereinstimmende sprachliche Ausdruck der Regel (accusabitur — accusabitur, defendet — defendet) eine Assimilation der Modus herbeiführte, so dass auch das Beispiel durch den *Indicativ* ausgedrückt wurde, andererseits der Satz mehr als Regel denn als fingiertes Beispiel trotz des *ut si* gefühlt wurde.

Aus dieser Wirkung der als „innere Sprachform“ auftretenden temporalen Vorstellung erklärt sich nun weiter, warum sehr häufig gerade bei den Bedingungsätzen des realen Falles ein demonstratives Adverb, das sonst auf Temporalsätze hinweist, auch im Hauptsatze der hypothetischen Periode auf den Satz mit *si* hinweist. Belege dafür sind bei Dräger, *Hist. Syntax II*, S. 739 gesammelt. Einige Beispiele werden genügen. Plaut. *Amph.* 933 id ego, si fallo, tum te, summe Iuppiter, quaeso. Ter. *Hec.* 78 si quaeret me, uti tum dicas. Cic. *ad fam.* 10. 6. 3 haec si et ages et senties, tum eris — sin aliter, tum — erit. Bei Livius in alten Schwurformeln 1. 32. 7 si ego iniuste — exposco, tum patriae compotem me nunquam siris esse.

Ich habe oben bemerkt, dass in manchen Fällen insoferne schon mehr der hypothetische Charakter des Urtheiles im Ausdrucke zum Durchbruche kommt, als der der Vorstellung des hypothetischen Verhältnisses näher liegende Gedanke an ein Causal- oder Schlussverhältnis neben der zeitlichen Vorstellung associierend wirkt. Dies geht aus folgenden Stellen hervor: Plaut. *Asin.* 143 atque ea si erant, magnam habebas omnibus dis gratiam. Ter. *Phorm.* 1023 iam tum erat senex, si verecundos facit. Andr. 776 nisi puerum tollis, iam ego hunc in mediam viam provolvam. *Phorm.* 436 nisi tu properas — eiciam. Cic. *pro Mil.* 11. 30 si id iure fieri non potuit, nihil habeo, quod defendam, de re publ. 1. 27 si Athenienses quibusdam temporibus sublato Areopago nihil nisi populi scitis agebant, non tenebat ornatum suum civitas. „Hier wird ein Urtheil“, bemerkt Dräger a. a. O. II. 708 zu dieser Stelle, „aus dem Nebensatze abgeleitet.“¹⁾ Wir werden sagen: Neben der zeitlichen Vorstellung wirkt der naheliegende Gedanke einer Folgerung auf den Modus ein. Verr. II. 1. 148 si non licebat, non necesse erat etc. Phil. 2. 36 funeri tyranni, si illud funus fuit, sceleratissime praefuisti u. a. m. Livius 22. 60 si tot exempla non movent, nihil umquam movebit. Tac. *Ann.* 2. 71 si quos propinquus sanguis movebat, illacrimabant.

¹⁾ Bemerkenswert ist diese Erklärung, indem sie zeigt, wie selbst von großen Grammatikern Sprachliches mit Logischem vermengt wird. Ein Urtheil kann man nur aus einem Urtheile, nicht aus einem Nebensatze ableiten.

Nach meiner Ansicht erledigen sich mit Zugrundelegung obiger Erklärung auch die Fälle, wo nach Dräger¹⁾ „der Nebensatz des 'realen Falles' sogar etwas enthalten kann, was der Redende als 'nicht wirklich betrachtet'“. Cic. p. Mil. 33 *excitate, excitate eum, si potestis, ab inferis*. Die Einwirkung nämlich des dieser Ironie zugrunde liegenden Gedankens „Ihr werdet ihn nicht erwecken, weil ihr es nicht könnet“ ist doch offenbar. Cic. p. Cluent. 23 „redargue me, si mentior“ erklärt sich durch den causalen Charakter des Gedankens „Weil ich nicht lüge, so könnet ihr mich nicht widerlegen“, ebenso Sall. Catil. 52. 32. *verum parcite dignitati Lentuli — si pepercit*. Ter. Hec. 253 *si quid est peccatum — profer*. Adolph. 184. Tac. ann. 3. 12. u. a. m.

Auch hier, allerdings nach Dräger²⁾ in der classischen Zeit erst, werden dem Si-Satze, wie früher das demonstrative *tum, tunc*, so hier *idcirco, ideo*, propterea und ähnliche conclusive Partikel vorausgeschickt, was eben durch den naheliegenden Gedanken an ein Causal- oder Schlussverhältnis bewirkt werden mochte.

Cic. de or. 2. 40 *non si Opimum defendisti, idcirco te isti bonum civem putabunt*. de fin. 4. 5 *non enim, si omnia non sequebatur, idcirco non erat ortus illinc*. de nat. deor. 3. 38 *nec si quis accepit, bene utitur, idcirco is, qui dedit, amice dedit*. Varro l. l. 4. 1. 4 *non si non potuero indagare, eo ero tardior, sed velocior ideo, si quievero*. Liv. 3. 45. 8 *non si tribunicium auxilium ademistis, ideo — datum est*. Tac. ann. 13. 21 *nec si — ideo*. Quint. 1. 1. 21 *nec si quid discere satis non est, ideo nec necesse est* u. a. m.

Dem Vorwurfe, dass diese meine Ausführungen nicht allen Anforderungen an eine grammatische Untersuchung entsprechen, möchte ich dadurch begegnen, dass ich ja nur zu zeigen versuchte, wie vielleicht solche psychologische Erwägungen, wie ich sie vorbrachte, bei der Erklärung des gedanklichen Verhältnisses zwischen dem Inhalte des Vorder- und Nachsatzes der hypothetischen Periode, aber auch, wie wir noch sehen werden, der großen Mannigfaltigkeit in der Modusgebung leichter und besser zum Ziele führen könnten. Wenn auch selbstverständlich die „historische Syntax“ auf dem Gebiete der Bedingungssätze maßgebend bleiben wird, so sind es ja gerade auf syntaktischem Gebiete doch gewisse psychologische Reflexionen, von denen auch die historische Forschung ausgehen muss. Was ich nun zur Beurtheilung vorlege, ist der versuchte Nachweis, dass die gebräuchlichen, durch eine langjährige Tradition eingebürgerten Deutungen der hypothetischen Sätze nicht recht zur Klärung der Natur dieser Art von Sätzen beitragen und dass an ihrer Stelle Erwägungen, wie ich sie vorzubringen mir erlaubte, vielleicht Besseres bieten könnten.

Um noch einmal den Gedankengang meines Versuches, den Charakter der hypothetischen Sätze zu beschreiben, vor Augen zu führen, bin ich von folgenden Gedanken geleitet worden.

¹⁾ a. a. O. S. 701.

²⁾ a. a. O. S. 739.

Jeder muss zugeben, dass ein Gedanke, mag er noch so nahe dem Schluss- oder Causalverhältnisse sein, in der sprachlichen Form eines hypothetischen Satzes einen oft nur um eine Nuance, wenn ich so sagen soll, aber doch mehr verschiedenen Gehalt hat, als wenn er in der Form eines Schluss- oder eines Causalsatzes erscheint. Es wird gleichsam mit dem Satze in hypothetischer Form »Wenn Götter sind, so sind auch Götterwerke« etwas weniger gesagt, als mit dem Satze »Weil Götter sind, so sind auch Götterwerke«. Wenn man aber dieses Minus des ersteren Satzes zu fixieren sucht, so wird man darauf geführt, dass man bei dem ersteren Satze gar nicht an Götter zu glauben braucht, während bei dem Vorder- und Nachsatze des zweiten Satzes jedenfalls ein Glaube an Götter und Götterwerke vorausgesetzt ist. Als Grundcharakter des hypothetischen Satzes muss demgemäß — und dies gilt für alle seine Erscheinungsformen — der Ausdruck der nothwendigen Abhängigkeit, der Coexistenz eines bloß vorgestellten, nicht wirklich gefällten Urtheiles von einem anderen eben solchen Urtheile gelten. Die richtige Unterscheidung der einzelnen hypothetischen Fälle beruht theilweise auf dem Festhalten der sogenannten inneren Sprachform, theilweise auf der individuellen Eigenthümlichkeit des zum sprachlichen Ausdrucke gelangenden Gedankencomplexes. Am reinsten ist der Charakter des hypothetischen Urtheiles auch in dem sprachlichen Ausdrucke gewahrt, wenn man es mit dem sogen. realen oder mit dem sogen. potentialen Falle zu thun hat. In diesen beiden Erscheinungsformen kommt eben bloß die Abhängigkeit eines bloß vorgestellten Urtheiles von einem anderen solchen zum sprachlichen Ausdrucke, ohne dass ein ähnliches Urtheil, wie in den übrigen Fällen, damit verquickt wäre. In seiner sprachlichen Gestaltung aber unterscheidet sich der reale Fall von dem potentialen Falle, dass bei dem ersteren als »innere Sprachform« zunächst die temporale Vorstellung und neben ihr auch die causale Vorstellung wirksam wird, während bei dem potentialen Falle Vorstellungen der persönlichen Annahme und des Wunsches die innere Sprachform bilden. Dies, aber nicht zum geringsten auch der Umstand, durch welchen der reale Fall von allen übrigen Fällen seinem sprachlichen Ausdrucke nach sich isoliert, nämlich dass in diesem mehr der Gedanke an das Coexistieren, während in allen übrigen Fällen das bloße Vorgestelltsein des Vorder- und Nachsatzes hervorgehoben wird, bewirkte, dass im realen Falle die Modusgebung eine andere ist als in den übrigen Fällen.

In dem sogenannten »eventuellen Falle« ist mit der rein hypothetischen Seite des Gedankens ein eigentliches Urtheil über die Möglichkeit, in dem sogenannten »Falle der Nichtwirklichkeit« ein eigentliches Urtheil über die Nichtwirklichkeit verknüpft, so dass in diesen beiden Fällen eine Gedankenverbindung, nicht das bloße hypothetische Urtheil zum sprachlichen Ausdrucke kommt. Dass wie in diesen letzteren Fällen neben dem Hervortreten des »bloß Vorgestellten« auch der mit dem eigentlichen hypothetischen Urtheile verknüpfte Gedanke auf die Modusgebung einwirkte, ist nicht ohne Analogie in der Sprache.

Ich will nur auf ein Beispiel hinweisen.

Sicher werde ich, wenn ich eine Frage stelle, dann den Indicativ gebrauchen und sagen: »Wer hat das gethan?«, wenn eben auf die Frage und ihre sprachliche Form das mit derselben innig verbundene Urtheil »Einer von den Anwesenden hat es sicher gethan« einen modificierenden Einfluss hat; ich werde aber ein »mag« oder »dürfte« in der Frage gebrauchen, wenn ein Zweifel oder ein Urtheil über die Möglichkeit zugrunde liegt, so dass die Frage dann lauten wird: »Wer mag (dürfte) das gethan haben?«.

Wenn man mich nun fragt, was mit diesen Erklärungen gewonnen ist, so werde ich antworten: Erstens ist, was die gedankliche Zerlegung der in hypothetischer Form gegebenen Gedanken betrifft, mehr Einheitlichkeit in die Erklärung gebracht, dabei aber doch der Versuch gemacht, die Verschiedenheit der Fälle schärfer abzugrenzen. In Verbindung aber damit ist versucht, die verschiedene Art der Modusgebung in diesen Sätzen auf psychologischem und die Genesis mehr berücksichtigendem Wege zu erklären.

Zum Schlusse sei es mir gestattet, auch darauf hinzuweisen, dass nun auch die Fälle, in denen sozusagen eine Vermengung der einzelnen Erscheinungsformen der hypothetischen Periode vorliegt, durch Anwendung der obigen Erwägungen ihre Erklärung finden dürften. Ich will zunächst den bekannten Fall in Betracht ziehen, dass in der hypothetischen Periode der Nichtwirklichkeit mit dem Conj. des Imperfects oder Plusquamperfects im Nebensatze ein Indicativ im Hauptsatze sich verbindet. Bei Liv. 2. 22 findet sich z. B. der zweite der genannten Fälle: *comparaverant auxilia, ni maturatum esset*. Der Nebensatz enthält den Ausdruck einer bloßen Vorstellung mit dem zugrunde liegenden Urtheile »maturatum est«. Im Hauptsatze tritt mehr der Gedanke an die Coincidenz, die nothwendige Coexistenz in den Vordergrund, wie beim realen Falle, daher der Indicativ. Das Hilfschaffen musste mit dem Nichteilen verbunden sein, es ist aber geilt worden. Lucret. 2. 1033 *omnia, quae nunc si primum mortalibus extent, ex improviso si sint obiecta repente: quid magis his rebus poterat mirabile dici?* Zu dieser Stelle bemerkt Dräger¹⁾: »Sinn: 'gesetzt, diese schöne Welt böte sich plötzlich dem Menschen dar, was konnte man ihm vorher als wunderbarer schildern?' So erklärt Schröter: es kann aber auch der Indicativ im Sinne von *posset* auf die Gegenwart gehen Gegenüber dieser Bemerkung glaube ich, der Coniunctiv im Neben-, der Indicativ im Hauptsatze erkläre sich so: der Vordersatz mit si enthält die bloße Vorstellung, ohne dass an Möglichkeit oder Wirklichkeit gedacht ist, »die schöne Welt böte sich plötzlich dem Menschen dar«. Es ist dies eine Proposition des gelehrten Lucrez, um recht objectiv in seiner Beweisführung zu erscheinen. Wir würden ja auch sagen, um z. B. den elementaren Satz, dass zwei Gerade, die einer und derselben dritten parallel sind, untereinander parallel sind, zu beweisen: »Gesetzt, es sei *AB* nicht parallel mit *CD*«. Und nun könnten wir fortfahren, »dann müsste sie *CD* in einem Punkte schneiden«, aber auch »dann schneidet sie gewiss

¹⁾ H. S. II. S. 721.

CD in einem Punkte¹⁾; der Unterschied wäre nur, dass wir im ersten Falle mehr Gewicht legen auf die Nichtwirklichkeit, im zweiten Falle auf die nothwendige Coexistenz der zweiten Vorstellung mit der ersten. Ganz so haben wir es in unserem Beispiele: «si . . . sint obiecta repente, quid poterat mirabile dici?» Setzen wir den Fall, es böte sich die schöne Welt plötzlich dem Menschen dar, so ist nothwendig damit verknüpft, dass ihm vorher nichts Wunderbareres geschildert werden konnte; «quid posset . . . dici» würde aber mehr den Gedanken an die Nichtwirklichkeit hervortreten lassen.

Gewöhnlich pflegt in den Grammatiken dieser Indicativ des Hauptsatzes dadurch erklärt zu werden, dass man sagt, es werde durch den Indicativ im Hauptsatze der Eintritt der Folge als sicher bezeichnet, welche Bemerkung sich theilweise mit meiner Erklärung deckt, dass in diesem Falle mehr das nothwendige Coexistieren hervorgehoben ist. Nur glaube ich, denkt man immer dabei, dass die Sicherheit eines im Nachsatze zum Ausdrucke gebrachten wirklich gefällten Urtheiles die Ursache des Indicativs ist, während meiner Ansicht nach der besonders hervortretende Gedanke an das Coexistieren zwischen dem Inhalte des Vor- und Nachsatzes nebst der inneren Sprachform die Assimilation mit der Modusgebung des realen Falles herbeiführt. Ähnlich ist die Stelle bei Lucret. 1. 356.

Dass dieser besonders hervorgehobene Gedanke der Gleichzeitigkeit geradezu aus dem Bedingungssatze oft einen Temporalsatz zu machen scheint,²⁾ zeigt sich besonders dort, wo, wie Dräger bemerkt,³⁾ «das irrationale Verhältnis ganz aufgehoben scheint» und daher Indicativ im Haupt- und Nebensatze steht, z. B. Liv. 5. 52. 11 «quid horum opus fuit suscipi, si una cum Gallis urbem Romam relicturi fuimus.» Alle diese Unternehmungen waren überflüssig, wenn wir auswandern wollten.⁴⁾ Hier tritt entschieden der Gedanke an die Nichtwirklichkeit hinter den an die nothwendige Coexistenz zurück, daher der Indicativ. Es zeigt sich dies aber auch in all den Fällen — und ihrer sind nicht wenige —, wo wir geneigt sind, statt des Bedingungssatzes einen Temporalsatz zu setzen.

Hier sei es mir gestattet, noch auf eines aufmerksam zu machen, was Hr. Ziemer in seinen «Junggrammatischen Streifzügen»⁵⁾ über den Unterschied des Gebrauches des Indicativs und Coniunctivs im Vordersatze sagt; dem kommen meine Ausführungen sehr nahe. «Es sind», so lautet die betreffende Stelle, «bekanntlich Sätze, wie 'Caius, si Titus abibat, aegre ferebat', wo die Imperfecta die wiederholte Handlung in der Vergangenheit bezeichnen, gleichwie im Griechischen ὄποτε (ὄτε, εἰ)

¹⁾ Sigwart sagt (Logik. 2. Bd. 2. Aufl. S. 289): «Der Versuch, an dem hypothetischen Urtheile Unterschiede der Quantität aufzustellen, beruht auf der Verwechslung hypothetischer Urtheile mit Aussagen über bloße Zeitrelationen oder über ein sonstiges bloß factisch gelegentliches Zusammentreffen. Das Urtheil 'Jedesmal wenn es 12 Uhr schlägt, sterben einige Menschen' und ähnliches wird niemand als hypothetisches Urtheil gelten lassen».

²⁾ H. S. II. Bd. S. 730.

³⁾ S. 84.

ἀπίοι, χαλεπῶς ἔφερον (ἤνεγκον ἄν), so oft er fortgieng. Steht aber die lateinische, gleichfalls gewöhnliche Construction (vgl. Dräger S. 551) 'Caius si Titus abiret, aegre ferebat', so würde der Sinn ein wenig verändert sein; die bloß gedachte Bedingung wird durch den Coniunctiv ausgedrückt, während der Hauptsatz mittelst des Indicativs ein stets aufretendes Factum, also eine unausbleibliche Folge bezeichnen würde.

In dem ersten Falle tritt — so würde die ähnliche Deutung in meinem Sinne lauten — die temporale Vorstellung im Haupt- und Nebensatze in den Vordergrund, während in dem zweiten Falle der Vordersatz die »bloße Vorstellung«, der Nachsatz aber den Gedanken an die notwendige Coexistenz vorwiegen lässt.

Jedenfalls glaube ich, dass in allen diesen von der Norm abweichenden Gebrauchsweisen des Modus in den hypothetischen Sätzen nicht Manieriertheit und Laune des Schriftstellers, sondern irgend ein mit der bloßen Vorstellung im hypothetischen Urtheile verbundener Gedanke der Grund der »Entgleisung« ist.

Ich habe es versucht, meine Gedanken über die hypothetische Periode, so gut ich vermochte, darzulegen. Sollte es mir gelungen sein, Zustimmung zu meinen Ausführungen zu erlangen, würde es mich nicht wenig freuen. Wenn nicht, dann muss ich mich mit dem Gedanken trösten, dass es ja auch eine Förderung bedeute, wenn man zur Einsicht gebracht wird, dass und worin man irte.

Prag.

Gustav Spengler.

Zur Vereinfachung der griechischen Schulgrammatik.

Unter diesem Titel erschien eine Abhandlung von Emil Albrecht im Jahresberichte des Friedrichs-Gymnasiums zu Berlin, Ostern 1894 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung), die eine wichtige Frage des griechischen Unterrichtes behandelt und darum auch in allen Fachkreisen beachtet zu werden verdient. Albrecht geht bei seiner Erörterung zunächst von den preussischen Schulverhältnissen aus. Er erklärt, dass, seitdem durch die neuen Lehrpläne (1892) die Stunden für den griechischen Unterricht wiederum gekürzt und als Endziel nur das Verständnis der Schulschriftsteller hingestellt worden ist, Vereinfachung des Lehrstoffes durch Streichung alles Entbehrlichen anzustreben sei. Der Vereinfachung des grammatischen Unterrichtes streben nun alle Herausgeber griechischer Grammatiken zu, aber statt die Ausscheidung von Formen auf Grund eines planmäßig gesammelten Materials vorzunehmen, verfahren sie in der Mehrzahl nach Gutdünken in eklektischer Weise, ein Vorwurf, der hauptsächlich die jüngsten Herausgeber griechischer Grammatiken treffen müsse (Vollbrecht, Holzweißig, Kotthof, Harder, Waldeck). Albrecht hat nun, um für die Vereinfachung die wünschenswerte Basis zu gewinnen, unter Benutzung der einschlägigen Literatur

jene Autoren durchforscht, welche nach den preussischen Lehrplänen und den dazu gehörigen Erläuterungen an den dortigen Gymnasien zu lesen sind. Es sind dies die Werke: Xenophon Anab., Hell., Mem.; Thukydides; Demosthenes (olynth. u. philipp. Reden); Plato Apol., Krit., Phaedo (Anfang u. Ende), Euthyphr., Lach., Prot.; Sophokles mit Ausschluss der Trach.; Herodot (V—IX) und Homer (beide haben für die Frage nur untergeordnete Bedeutung); außerdem von facultativen Schriftstellern Lysias (Auswahl von Rauchenstein), Demosthenes (V u. VIII) und Platons Gorgias.

Auf Grund dieser Untersuchung vermag nun A. unter Befolgung des Grundsatzes, dass seltene, aber gut bezeugte Formen nur da, wo es sich um Vollständigkeit der Reihen handelt, beizubehalten, im übrigen aber zu streichen und nur, wenn sie bei den Anfangsschriftstellern vorkommen, als „Nachschlagestoff“ kleingedruckt beizufügen sind, die Eliminierung einer größeren Zahl von Formen aus den Grammatiken zu beantragen.

Was nun unsere besonderen Schulverhältnisse anlangt, so war infolge der seit jeher bestehenden geringen Stundenzahl für den griechischen Unterricht (28 in der Woche) größte Beschränkung des Lehrstoffes geboten. Allein angebahnt und durchgeführt wurde sie erst in den letzteren Jahren, und nun schwindet denn auch die traditionelle Klage, dass beispielsweise der der III. Classe zugewiesene Lehrstoff nicht bewältigt werden könne. Wenden wir die Ergebnisse der Untersuchung Albrechts auf unsere Schulverhältnisse und unsere bewährten Lehr- und Übungsbücher an, so müssen zunächst aus dem oben bezeichneten Canon der Schriftsteller Thukydides und Lysias gestrichen werden, Schriftsteller, deren Lectüre im Rahmen unseres Lehrplanes fehlt. Die aus diesen Autoren entlehnten besonderen Formen kämen demnach für unsere Schulen nicht in Betracht. Neben den Formen nun, die nach Abzug der genannten bleiben, finden sich in unseren Schulgrammatiken nicht wenige aufgenommen, die im Sinne Albrechts nicht Gegenstand der Lehre und Übung sein sollten. Ich will nur Beispiele anführen: *εὔνοια, ἔλεα, ἐστιγῆσω, εὐρέ, ἐλθέ, κρεῖω, πετῶ, πήξω, ἐπάγην, φαγήσομαι, ἀμίμω, ἠμίφισα, σβέσω, ἔσβεσμαι, ἄξω, ἐάγην, γεγάμηκα, δεδέμηαι, μεμάχημαι, βεβούλημαι, ἀχθέσομαι, τέμηκα, φθήσομαι, ἐφθακα, τέτικα, δήξομαι, ἠύξηκα, λήξομαι, ἀναλωθήσομαι, τετῆξω, γνωσθήσομαι, δεδίδαχα, δεδίδαγμα, ἐδήσεμαι, ὄπλωα* usw.

Es gibt nun nicht wenige Schulmänner in Deutschland wie in Österreich, welche die Meinung vertreten, es sollten derartige Formen in die Schulgrammatiken überhaupt nicht aufgenommen werden. Demgegenüber muss bemerkt werden, dass bei der völligen Ausscheidung der seltenen Formen den Schülern der Einblick in die Mannigfaltigkeit des Formenreichthums der griechischen Sprache benommen und die Möglichkeit entzogen wird, seltene Formen überhaupt nachzuschlagen. Dass ihm solche begegnen, muss daraus entnommen werden, dass dank dem Min.-Erlasse vom 30. September 1891, Z. 1786/C. U. M. die Privatlectüre an den österreichischen Gymnasien eine ungeahnte Ausdehnung

erreicht hat. Überall, wo Lehrer und Aufsichtsorgane mit Nachdruck die Schüler zur privaten Beschäftigung mit den Autoren anregen, reicht die Lectüre weit über das Schulpensum hinaus. Mit Rücksicht darauf können wir der allgemeinen Ausscheidung aller Formen, die in der Schullectüre nicht begegnen, nicht das Wort reden, müssen aber betonen, dass die zum Lehr- und Übungsstoffe gehörigen Formen im Drucke ganz besonders erkennbar seien. Nur diese sollten Gegenstand der Kenntniss und namentlich der Übung sein. Die ungewöhnlichen Formen zu kennzeichnen, erscheint von keiner besonderen Schwierigkeit; es darf nur an den schon üblichen Kleindruck erinnert werden. Wichtiger erscheint, dass nun auch die an den österreichischen Gymnasien eingeführten Schriften griechischer Classiker nach Albrechts Vorgang genau durchforscht und das Ergebnis von den Grammatikern ausgenützt werde. Dazu wollen diese Zeilen anregen. Es wird sich unzweifelhaft eine größere Zahl von Formen aus dem Lern- und Übungsstoffe ausscheiden lassen, was eine weitere Entlastung des Lehrstoffes der III. und IV. Classe bedeutet. Eine solche muss aber im Interesse der Schüler dieser Classen erwünscht erscheinen; sie bietet aber auch den didaktischen Vortheil, dass der restierende Lehr- und Übungsstoff namentlich in der III. Classe nicht nur erschöpft, sondern auch zum sicheren geistigen Eigenthum der Schüler gebracht werden kann. Die Feinde des griechischen Unterrichtes, deren Entwaffnung die philologischen Lehrer immer im Auge behalten sollten, werden dann zugeben müssen, dass die Vertreter dieses Faches alles Entbehrliche aufzugeben bereit sind, um mit umso größerer Entschiedenheit an dem festzuhalten, was die Pflege dieser Disciplin und die Sicherung ihres Erfolges unbedingt erheischt.

Wien.

J. Huemer.

Frommes Österreichischer Professoren- und Lehrer-Kalender
für das Schuljahr 1895/6. 28. Jahrgang, redigiert von J. E.
Dassenbacher und F. E. Müller. Wien, C. Fromme 1895. 12^e.
178 SS.

Der vorliegende Jahrgang entspricht nach Inhalt und Ausstattung den vorhergehenden. Veränderungen, die durch Ernennungen oder Versetzungen noch in den Monaten August und September erfolgten, werden auf Verlangen den Käufern als Nachtrag auf einem separaten Blatte zugesandt. Auch werden da, wo die Bogen für die Kataloge nicht ausreichen, zur Ergänzung die nöthigen Bogen gratis und franco geliefert. Der Kalender, der eine sehr große Verbreitung genießt, kann bestens empfohlen werden.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Paraphrasen von Briefen Ciceros zu lateinischen Stilübungen
in Prima von Dr. Friedrich Pätzolt, Director des königl. Gymnasiums zu Brieg. Berlin, R. Gaertners Verlag 1895.

Das Buch ist natürlich bloß den Bedürfnissen preußischer, resp. deutscher Gymnasien angepasst, da an unseren österreichischen Gymnasien für die Lectüre der Briefe Ciceros, sosehr dies auch beklagt werden mag, kein Raum ist. Bekanntlich ist ja durch die Neuordnung des classisch-philologischen Unterrichtes in Preußen die Lectüre der ciceronischen Briefe in den Vordergrund des Interesses gerückt, und dieselben werden auch, wie der Verf. im Vorworte mittheilt, an preußischen Gymnasien regelmäßig in Prima gelesen. Man lernt übrigens aus dem Vorworte die interessante Thatsache kennen, dass die Lateinlehrer nunmehr auch in Preußen mit der einen wöchentlichen Lateinstunde, die auf der obersten Stufe als 'Latein. Grammatikstunde' dient, einigermaßen in Verlegenheit sind. 'In dieser einen Stunde sollen die Texte zu den Hausarbeiten dictiert und diese selbst nach der Correctur kurz besprochen, ferner sollen abwechselnd damit Classenarbeiten gefertigt werden, die man doch auch nicht ohne jede Besprechung zurückgeben kann' (Vorwort). Genau so geht es ja bekanntlich auch uns mit der einen wöchentlichen Stunde, die im Obergymnasium zu grammatisch-stilistischen Übungen verwendet wird. — Um nun wenigstens das zeitraubende Dictieren der Hausarbeiten entbehrlich zu machen, hat P. diese Paraphrasen der Briefe Ciceros ausgearbeitet. Diese schließen sich in Auswahl und Reihenfolge an die von Aly besorgte Auswahl der Briefe Ciceros an, die sich in Deutschland einer ziemlichen Verbreitung zu erfreuen scheint. Die Hauptgrundlage des Vocabel- und Phrasenschatzes bildet der jedesmal behandelte Brief, und im allgemeinen sind daneben nur solche Wendungen herangezogen, deren Kenntnis bei einem Schüler der obersten Stufe billigerweise vorausgesetzt werden darf. Aus diesem Grunde sind nur verhältnismäßig spärliche Übersetzungshilfen geboten. Was nun die Paraphrasen selbst betrifft, so scheint mir denn doch in einzelnen Fällen der Anschluss an das Original gar zu eng zu sein, so dass die Arbeit des Schülers dann wesentlich nur in einer Art von Retroversion bestünde, so besonders in Nr. 51 nach ad fam. IV, 5; und auch gegen andere Übungsstücke könnte dasselbe Bedenken geltend gemacht werden. — Die grammatisch-stilistischen Thatsachen, welche für die einzelnen Stücke hauptsächlich in Betracht kommen, sind am Rande jedes Übungsstückes angegeben und am Schlusse des Buches noch einmal in alphabetischer Folge zusammengestellt. Der deutsche Ausdruck ist im allgemeinen ganz entsprechend;

hie und da möchte man eine größere Freiheit und Beweglichkeit desselben wünschen. Besonders gefällig ist beispielsweise die recht häufig vorkommende Construction 'Leute, von denen man weiß, dass' im Deutschen gerade nicht. Stark nach der Schulschablone riecht auch eine wiederholt gebrauchte Satzform wie S. 32 (Nr. 31) 'Tugenden, die man nur zu kennen braucht, um sie aufs höchste zu bewundern', jedenfalls viel geschraubter als etwa 'die jeder, der sie kennt, usw.' — Orakelhaft unklar ist die Fassung eines Satzes S. 38: 'Drohte es ihm ferner nicht Schande zu bringen, wenn Pompeius die Verfassung wiederherstellte, ohne dass er — ganz unklar, wer — dabei irgendeiner Gefahr sich unterzogen hätte?' — Doch wir können mit derartigen Details uns nicht länger beschäftigen. Das Buch kommt jedenfalls einem Bedürfnisse der preussischen Gymnasien entgegen und kann nach Anlage und Durchführung im allgemeinen als ganz zweckentsprechend bezeichnet werden. Die Correctur des Druckes wurde mit großer Sorgfalt überwacht, die äußere Ausstattung ist musterhaft.

Wien.

Alois Kornitzer.

Šuran Gabriel, Přehled dějin literatury římské (Übersicht der römischen Literaturgeschichte). Prerau 1892. 8°, 114 SS.

Das Büchlein entspricht ziemlich seiner Bestimmung, den Mitschülern bei der häuslichen Repetition in festen Umrissen das zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, was ihnen im Verlaufe der Lectüre gelegentlich oder als Einleitung zu den Autoren durch den Vortrag des Lehrers geboten wurde. Die Schulschriftsteller (Curtius ausgenommen) sind wie billig besonders berücksichtigt, die bezüglichen Capitel breiter angelegt, aber gut disponiert und in conciser Form leicht merkbar, ein Vorzug, den der Verf. der knappen, stellenweise wörtlichen Anlehnung an den in dieser Hinsicht ausgezeichneten Schanz verdankt. Den Text begleiten in mäßiger Auswahl Citate, unter denen wir ungern Liv. 7, 2 (über die ludi scaenici) und die so charakteristischen Grabschriften des Naevius und Plautus vermissen. Mit Ennius kommt auch die Schullectüre direct (bei Cicero) und indirect in Berührung; es war also auf diese grandiose und in ihrer nachhaltenden Einwirkung auf Spätere wichtige Erscheinung genauer einzugehen, wenigstens in dem Maße, als es bei Lucilius geschehen ist. Sonst hat wiederum die Sucht, alles zu berühren, mehrfach dazu geführt, dass Einzelheiten hervorgehoben werden, welche in ihrer Kürze für den Schüler ohne Bedeutung bleiben. Die §. 7, I aufgezählten Dinge waren demnach nur als Anmerkung zusammenzufassen. Zu wünschen ist ein einleitendes Capitel über den römischen Charakter und die lateinische Sprache. Abiturienten pflegen in diesen doch aus dem Ganzen des classischen Unterrichtes resultierenden Fragen eine gewisse ars nesciendi zu zeigen.

Im einzelnen hat sich der Verf. von den in derartigen Übersichten geläufigen Fehlern vorsichtig freigehalten. Die Ausstoßung des Sallustius aus dem Senate wird ausdrücklich als politischer Racheact dargestellt: das ist nicht ausgemacht, und bei dem Moralisten Sallust verlangt es die Pflege des Wahrheitsgefühles in der Schule, dass dem Schüler die wirkliche Sachlage nicht vorenthalten werde. Die dürre Angabe über Ciceros Topica ad Trebatium (S. 82) ist für die Schüler unverständlich. Auch in einem Schulbuche muss zu den Ovidischen Heroiden bemerkt werden, dass nicht alle echt sind.

Die Ausstattung des Buches sollte schon aus praktischen Gründen übereinstimmend mit derjenigen gehalten sein, welche desselben Verfassers 'Übersicht der griechischen Literaturgeschichte' trägt.

Prerau.

Alois Fischer.

Bibliothek medicinischer Classiker herausgegeben von Medicinalrath J. C. Huber. Band I: Die Gynäkologie des Soranos von Ephesus. Übersetzt von H. Lüneburg, commentiert von J. C. Huber. München, Lehmann 1894. IX u. 173 SS. Preis 4 Mk.

Der Herausgeber eröffnet seine Sammlung mit der von L. besorgten Übersetzung des von Dietz im Paris. graec. 2153 gefundenen und zuletzt (1882) von Valentin Rose in der Biblioth. Teubner. herausgegebenen Werkes des Soranos *περί γυναικείων*, bespricht in einer kurzen Einleitung in Übereinstimmung mit den philologischen Handbüchern Leben und Werke des Soranos und gibt fachwissenschaftliche Anmerkungen bei, in denen gelegentlich auch der lateinischen Fassung des Muscio gedacht wird, welche Teuffel-Schwabe R. L. G. II^o §. 463, 4 in das 5.—6. Jahrhundert setzen. L. hat sich augenscheinlich nur die Aufgabe gestellt, den Medicinern das Werk ihres griechischen Collegen durch eine sinn-gemäße Verdeutschung nahezubringen, so dass eine möglichst getreue und dabei elegante Übertragung außerhalb seiner Absicht lag; sonst würde wohl nicht — von den Fachausdrücken abgesehen — eine ziemliche Zahl leicht vermeidlicher Fremdwörter erscheinen, die nach des Ref. Meinung gerade in einer Übersetzung wenig am Platze sind.

Wien.

Dr. Wilh. Weinberger.

Eine Sprachpauke oder kein dogma der ortografi — : —
entviklungsfreiheit. — stenográfischer bericht fom fereinigten
reichstag aler deutschen fon F. S. — Bonn, P. Hansteins Verlag 1894.
8^o, 41 SS. Preis 60 Pf.

Der Verf. fingiert eine Reichstagsdebatte, in der Vertreter verschiedener politischer Parteien die verschiedenen orthographischen Richtungen verteidigen. Man wird mit der Annahme nicht fehlgehen, dass der Standpunkt des Verf.s durch die letzte Rede vertreten wird: Weder die amtliche, noch die phonetische, noch sonst eine andere Orthographie habe das Recht auf ausschließliche Geltung, der Schule soll keine bestimmte Rechtschreibung aufgedrängt werden, vielmehr soll die Schule nur die allgemeinen Grundsätze der Orthographie lehren und im übrigen jeden schreiben lassen, wie er will. Schließlich werde sich von selbst eine Einheit herausbilden und zweifellos werde die Entwicklung nach der Seite der phonetischen Schreibung drängen.

Ich gestehe, dass ich den Optimismus des Verf.s nicht theile. Man hat jahrhundertlang in Deutschland lustig drauf los geschrieben, ohne durch Regelbücher sonderlich behindert zu sein, und was ist dabei herausgekommen? Unsere heutige, schwankende und unvollkommene Orthographie. Die Verschiedenheit der Aussprache würde es auch nie zu einer einheitlichen Schreibung kommen lassen. Heute herrscht trotz aller Schwankungen in der Schrift größere Einheit als in der Sprache. Wir könnten es aber, wenn die Absicht des Verf.s durchdränge, noch einmal erleben, dass, wer ein Buch in die Hand nimmt, erst Studien über die Aussprache des Verf.s machen muss. Endlich denke man doch an die breiten Schichten des Volkes. Soll ihnen die Kunst des Lesens nicht geraubt werden, so darf die bunt wechselnde Orthographie nicht die Entstehung graphischer Wortbilder verhindern; der 'Gebildete' wird sich freilich bald mit jeder Schreibung vertraut machen.

Der Verf. scheint übrigens von der Aussichtslosigkeit seines Vorschlages überzeugt zu sein und die Sache nicht allzu tragisch zu nehmen. Er besitzt Selbstironie genug, um seinen Bericht mit der Constatierung der Beschlussunfähigkeit des Hauses zu beenden.

Die Entwicklung der deutschen Cultur im Spiegel des deutschen Lehnworts von Friedrich Seiler. I. Die Zeit bis zur Einführung des Christenthums. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1895, 99 SS. Preis 1 Mk. 50 Pf.

Der Verf. unternimmt es, an der Hand der deutschen Lehnwörter die Einflüsse zu schildern, welche die Deutschen von anderen Völkern, namentlich von der römischen Culturwelt empfangen haben. Das benutzte Material ist zuverlässig, die Darstellung trefflich. Das Büchlein wird gewiss auch den Nichtfachmann fesseln.

Nur wenig es hätte ich auszustellen. Zu den Kriterien für frühe Entlehnung gehört auch die Vertretung von lat. *v* durch ahd. *so*, darnach ist auch die Bemerkung über *Wall* S. 21 zu verbessern. *tivestac* S. 26 ist eine halb ags., halb ahd. Form.

Wien.

Dr. M. H. Jellinek.

Lamartine A. de, Gutenberg. Für den Schulgebrauch erklärt von H. Bretschneider. Prosateurs modernes. Bd. VI. Wolfenbüttel. J. Zwißler 1894. kl. 8°, 38 SS.

Die kleine Schrift Lamartines mag vom Standpunkte des historischen Forschers aus nicht ausreichen, aber sie empfiehlt sich für die Jugend durch ihre Knappheit und die schöne, lebendige Darstellung. Ob sie gerade in der Schule gelesen werden soll, darüber ließe sich streiten; jedenfalls aber verdient sie die Aufnahme in die Schülerbibliothek. Man wird daher diese hübsche, mit zweckmäßigen Anmerkungen versehene Ausgabe willkommen heißen.

Dr. Karl Kräpelin, Leitfaden für den botanischen Unterricht an mittleren und höheren Schulen. 4. verb. Aufl. mit 212 Figuren im Holzschnitte. Leipzig, B. G. Teubner 1893. 8°, 116 SS.

Die 4. Auflage dieses seinerzeit an diesem Orte besprochenen handlichen Leitfadens hat nur geringfügige Änderungen erhalten, zu denen vornehmlich die Forschungen der modernen Biologie Anlass gaben. Einige schlechte Holzschnitte, wie Fig. 101 b, 111 b, wären zu entfernen.

Poppendorf Georg, Unsere wichtigsten essbaren Pilze. Eine Anleitung zur sicheren Erkennung der bekanntesten essbaren Pilze nebst Angabe ihrer gebräuchlichsten Zubereitung. Berlin, R. Oppenheim 1895. 15 : 11.5 cm. 30 SS., 12 nach der Natur aufgenommene Zeichnungen. Preis 30 Pf.

Der Verf. bezweckt, für geringen Preis möglichst vielen ein kleines Büchelchen über essbare Pilze mit seinen Originalzeichnungen an die Hand zu geben und in demselben in erster Linie ein Hilfsbuch zu den in den meisten Schulen vorhandenen colorierten, aber textlosen Pilztafeln zu schaffen. Diesen Zweck erfüllt das Werkchen nur theilweise, namentlich weil es in textlicher Beziehung manches zu wünschen übrig läßt. Wenn z. B. als hauptsächlichstes äußeres Kennzeichen der giftigen Pilze angeführt wird (S. 6—7), dass sie ihre Farbe beim Anschneiden verändern und einen milchenden Saft aussickern lassen, so dürfte der Reizker wohl nicht aufgenommen werden, der ja eine ziegelroth-safrangelbe, später in Grün sich umwandelnde Farbe der Milch und des Anschnittes besitzt.

Übrigens wurden nur zwölf Pilze aufgenommen und nicht besonders zutreffend in Holzschnitten abgebildet; einige gute, häufige Pilze, wie z. B. die Stachelpilze, den Halimasch u. a. vermessen wir. Immerhin wollen wir jedoch das um sehr billigen Preis Gebotene anerkennen, aber durchaus nicht als „ganz vortrefflich“ bezeichnen, wie es der Prospect thut.

G. Hempel und K. Wilhelm, Die Bäume und Sträucher des Waldes. 10. u. 11. Lieferung. S. 17—64. Taf. XXVIII—XXXIII. Wien, E. Hölzl 1895. Preis à 1 fl. 50 kr.

Wir haben dieses besonders dem Forstmanne wichtige Buch zu wiederholtenmalen an dieser Stelle ausführlich besprochen und den hohen Wert dieses großartig angelegten Werkes anerkennend hervorgehoben. Auch die zwei neuesten Lieferungen rechtfertigen das voll ausgesprochene Lob nicht nur in Bezug auf den ausführlichen, gründlich durchgearbeiteten Text, sondern auch betreffs der Tafeln, unter welchen die Weiden (*Salix fragilis*, *amygdalina*, *acutifolia*, *purpurea*, *viminalis*, *caprea*) und die Zitterpappel (*Populus tremula*) erneuert den hohen künstlerischen Wert der durch den Maler Liepoldt dargestellten Pflanzenabbildungen bekunden.

Wien.

Dr. G. v. Beck.

Programmenschau.

116. Wimmerer, Dr. R., Das mediale Futurum sonst activer Verba im Griechischen. Progr. der n.-ö. Landes-Realgymn. in Stockerau 1894, 8°, 44 SS.

Anknüpfend an die beiden von Delbrück und Kühner herstammenden Erklärungsversuche, die der Verf. dieser mit Klarheit und Umsicht durchgeführten grammatischen Untersuchung zunächst einer eingehenden Nachprüfung unterzieht, als deren Ergebnis sich herausstellt, dass Delbrücks Erklärung des medialen Futurums *βήσομαι* „unanfechtbar“ sei und ebenso Kühners Behauptung, „dass die in Frage kommenden Verba fast durchaus ihrem Begriffe nach eine höhere Betheiligung des Subjectes an der „Handlung“ voraussetzen“, zu Recht bestehe, sucht W. in allseitig wohl begründeter Auseinandersetzung darzuthun, „dass bei den Verbis, die in der classischen Sprache regelmäßig ihr Futurum medial bilden, die mediale Formgebung an und für sich dem Begriffe der Verba entspricht“. Man wird zugeben müssen, dass dieser Nachweis mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erbracht ist. Jetzt aber erhebt sich die Frage, wie es denn gekommen ist, dass nur im Futurum das ursprüngliche mediale Genus behauptet wurde, während es im Präsens und Aorist, wo es doch von Haus aus ebenso wie im Futurum heimisch gewesen sein muss, durch das Activum verdrängt wurde. Die Beantwortung derselben gibt der Verf. am Schlusse der Abhandlung in folgender, die Ergebnisse seiner Untersuchung kurz skizzierenden Zusammenfassung, die ich hier wörtlich anführe: „Das Medium im Futurum, das eine bedeutende Anzahl von Verben neben den übrigen activen Tempora zeigt, war bei ungefähr ein[em] Drittel derselben das dem Begriffe der Verba entsprechende ursprüngliche Genus derselben und erschien daher ursprünglich ebenso im Präsens und Aorist. Während diese Tempora aber infolge des Umstandes, dass das Medium auch den bald sich entwickelnden Begriff des Passivums tragen musste, zeitlich das Activum als Träger des nichtpassivischen Begriffes zu bevorzugen begannen, welcher Process infolge der so häufigen Verwendung der Tempora verhältnismäßig rasch

fortschritt, erhielt sich in dem weit seltener gebrauchten Futurum der ursprüngliche Zustand bis in die Zeit Homers. In dieser Zeit zeigen sich bereits Spuren des Beginnens desselben Vorganges wie im Präsens und Aorist; doch wurde der Process gleich zu Beginn gestört durch die derselben Zeit angehörige Neubildung des Passivfuturums, das nun einerseits die Erhaltung der bereits üblichen Medialfutura neben activem Präsens und Aorist, andererseits die durch das gesteigerte Bedürfnis der Sprache erforderte Neubildung solcher ermöglichte: das Resultat dieser beiden Wirkungen des neu entstandenen Passivfuturums kommt in dem Gebrauche des klassischen Griechisch zum Ausdruck. Ref. muss die Ergebnisse dieser Untersuchung, von denen im besonderen noch die S. 37 vorgetragene Erklärung von *ἔσομαι* hervorgehoben sein mag (es wird als Präsensform gedeutet, gebildet zu den unthematischen Formen *ἔσ-μαι* **ἔσ-σαι*, vgl. hom. *ἔσῃ*, *ἔσσειαι*, die in futurischem Gebrauche gestanden haben müssen), als jedenfalls recht beachtenswert bezeichnen und beschränkt sich im übrigen auf die folgenden beiden Bemerkungen. Die von früheren Sprachforschern aufgestellten Erklärungsversuche des futurbildenden Suffixes ai. *syā* (idg. *-sio*) brauchen heutzutage nicht mehr in ernstliche Betrachtung gezogen zu werden, wie es allerdings ohne Nachtheil für den Gang und die Ergebnisse der Untersuchung S. 28 f. geschehen ist. S. 35 ist bei Erwähnung des griechischen Passivaoristes auf *-θήν* die neueste Literatur nicht berücksichtigt.

117. Klein F., Bemerkungen zur Wortbildungslehre im Lateinischen. Progr. des k. k. (vereinigten) Staatsgymn. in Teschen 1894. 8°, 19 SS.

Der Verf. dieser in der Hauptsache richtige sprachwissenschaftliche Auffassung bezeugenden Abhandlung tritt mit Eifer und Geschick dafür ein, die für den Unterricht im Deutschen bereits zur Verwertung gelangten neueren Ansichten, wie sie namentlich durch Pauls Principien der Sprachgeschichte Gemeingut geworden sind, auch im lateinischen Unterrichte zur Belebung und Vertiefung desselben und zur Erzielung eines wirklich wissenschaftlichen Verständnisses der Sprache gleichfalls zu verwerten. Es ist keine systematisch gegliederte Abhandlung, aber durch fast durchaus gut gewählte Beispiele wird eine Reihe von sprachlichen Factoren (Isolierung, Analogie, Bedeutung der Lehn- und Fremdwörter für die Geschichte der Sprache und die Culturgeschichte im allgemeinen, primäre und sekundäre Ableitung, Wortzusammensetzung) in ansprechender Weise gestreift und gezeigt, wie ihre richtige Behandlung in dem oben angedeuteten Sinne fruchtbringend wirken kann. Ohne mich auf eine ausführlichere Besprechung der einzelnen in unserem Programmaufsatz erwähnten sprachlichen Vorgänge und Thatsachen einlassen zu wollen, möchte ich doch nicht unterlassen, einige Punkte hervorzuheben. Die S. 5 angesetzte Grundform **rē(d)*- beruht auf einem Irrthum Corssens (vgl. meine Bemerkungen in J. v. Müllers Handbuch für class. Alterthumswiss. II² 280), thatsächlich ist nur *red-* bezeugt. Die gräco-italische Hypothese (S. 9) sollte nicht immer wieder neuerdings als eine feststehende Thatsache aufgetischt werden, da sie es nicht ist. Und wenn man den Sprachforschern nicht glaubt, so dürfte doch das Urtheil eines Historikers von der Bedeutung, die Eduard Meyer hat, ausreichen, eine veraltete Anschauung zu erschüttern und zu Fall zu bringen. Endlich sei noch ausdrücklich betont, dass zwischen Composition und Juxtaposition keineswegs ein wesentlicher Unterschied besteht, wie der Verf. unseres Aufsatzes S. 16 meint. Die Unrichtigkeit dieser Anschauung hat bereits Tobler in seiner Schrift „Über die Wortzusammensetzung“ (Berlin 1868) dargethan.

118. Tomanetz, Dr. Karl †, Studien zur Syntax in Grillparzers Prosa. Progr. des k. k. Staatsgymn. im VIII. Bezirke in Wien 1894, 8°, 29 SS.

Der für die Wissenschaft leider viel zu früh verstorbene Verf., welcher in dieser Zeitschrift 1893, S. 289 ff. den Einfluss des Dialectes auf Grillparzers Wortschatz dargestellt hat, beschäftigte sich, wie Ref. aus mündlichen Mittheilungen des Verewigten weiß, durch eine Reihe von Jahren mit syntaktischen Studien über diesen Schriftsteller. Sie standen natürlich im inneren Zusammenhange mit den ausgebreiteten Untersuchungen, welche Tomanetz über die Syntax des Deutschen überhaupt angestellt hat, und die sich zunächst auf das Alt- und Mittelhochdeutsche erstreckten, im Verlaufe der Zeit aber auch auf das Neuere (einschließlich unseres jetzigen Deutsch) ausdehnten. Welches Geschick er zu einer großen zusammenhängenden Arbeit auf diesem Gebiete gehabt hätte, zeigt auch die vorliegende Abhandlung. Die geistvolle Einleitung vertritt den einzig richtigen Standpunkt, dass die Sprachfügungen unser Schriftsteller nicht nach einem engherzigen grammatischen Maßstabe, der bis ins Kleinste Regeln absteckt, beurtheilt werden dürfen, sondern vielmehr der Individualität, dem Zeitalter und der Örtlichkeit Rechnung getragen werden muss. Erst, wenn man von allen diesen Umständen absieht, sind gewisse allgemeine Gesetze zu abstrahieren, über welche sich keiner, der schreibt, ungestraft hinwegsetzen sollte.

Der Aufsatz, welcher S. 6 folgt und wohl der erste einer geplanten Serie sein dürfte, zeigt nun, dass Grillparzer bestrebt ist, seine Sätze möglichst zu kürzen, und dass er sich dabei quantitativ und qualitativ mehr erlaubt, als sonst ein neuer Schriftsteller. Ein großer Theil seiner Fügungen erklärt sich aber aus der mündlichen Ausdrucksweise des Schriftstellers und seiner Landesgenossen. Ref. hat sich kurz vor der Lectüre der vorliegenden Abhandlung einige Zeit hindurch mit Grillparzers Prosaschriften gerade hinsichtlich ihres Stiles beschäftigt und ist dabei ziemlich zu denselben Ansichten gekommen, welche er nun hier in zusammenfassender Darstellung findet.

Viele oft umfangreiche Anmerkungen, welche den Text des Aufsatzes begleiten, weisen für einzelne Stellen Ähnlichkeiten des Sprachgebrauches moderner und älterer Schriftsteller auf.

S. 31—36 bringen aus der Feder des Directors Pius Knöll Worte des Nachrufes, die den Professoren Anton Horner und Dr. Karl Tomanetz gewidmet sind.

119. Komorzynski Karl, Beobachtungen über die Fauna der deutschen Dichtung. Progr. des k. k. Staatsgymn. in Troppau 1894, 8°, 20 SS.

Die mit einem etwas sonderbaren Titel geschmückte Arbeit zeugt von großer Belesenheit in der älteren und neueren deutschen Literatur und bringt eine erhebliche Fülle Materials, welches übersichtlich geordnet ist, aber in stilistischer Beziehung gefälliger verarbeitet sein könnte. Auch wäre eine Sichtung desjenigen, was volksthümlich deutsch ist, von dem Modernen oder durch antike oder sonstige Vorbilder Abhängigen mitunter erwünscht. Häufig liegen Beziehungen auf indische, altclassische und indogermanische Anschauungen zugrunde, die sich im einzelnen weiter verfolgen ließen; doch müssen wir dem Autor für seine fleißige Sammlung dankbar sein.

120. Kitzberger Johann, Das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten und seine Verwendung im Gymnasialunterrichte. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Landskron 1893, 8^o, 9 SS.

In der vorliegenden Abhandlung wird das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten durch einfache Raisonsnements, wie sie für die Schule geeignet sein dürften, erörtert, wobei ein ruhender Körper als ein solcher betrachtet wird, dessen Zustand als das Ergebnis fortdauernder entgegengesetzter und unendlich kleiner Bewegungen anzusehen ist. Dieses Princip wird mit Recht als ein anderer Ausdruck des Principes der Erhaltung der Energie betrachtet, und dieser Gedankengang findet sich auch consequent in der vorliegenden kleinen Abhandlung durchgeführt. Anwendungen des Principes der virtuellen Geschwindigkeiten finden wir in derselben auf die bewegliche Rolle, die schiefe Ebene, den Differentialflaschenzug und die Differentialwelle und die Decimalwage gemacht. Auch die Bedingungen für die Empfindlichkeit einer Wage werden in recht übersichtlicher Weise ausgeführt. Die Deduction der allgemeinen Formeln für das Trägheitsmoment bei gleichförmiger und ungleichförmiger Drehung ist eine für die Mittelschule in hohem Grade zweckmäßige; wir finden sie unter anderem auch in dem Lehrbuche der Experimentalphysik von Prof. Lommel. Jedenfalls kommt der Verf. durch diese Abhandlung dem Wunsche wohl der meisten Fachgenossen nach, dass die Lehre von den einfachen und zusammengesetzten Maschinen in der Mittelschule in einheitlicher Weise behandelt werden soll. Das Breittreten dieser Partie, entsprechend dem Standpunkte des Archimedes, ist nach der Ansicht des Ref. in unserem Mittelschulunterrichte sinnlos. Die einzelnen Betrachtungen an den verschiedenen Maschinen sollen als Beispiele zur Erläuterung des allgemeinen Principes der virtuellen Verschiebungen oder Geschwindigkeiten im Unterrichte vorgenommen werden.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

121. Zermann, P. Chrysost. Alex., Beitrag zur Flora von Melk. Aufzählung der in Melk und Umgebung wildwachsenden, häufig und verwildert vorkommenden Gefäßpflanzen. II. Theil. Progr. des k. k. Stiftsgymn. der Benedictiner in Melk 1894, 8^o, 54 SS.

Die botanische Literatur des Kronlandes Niederösterreich nennt so viele bedeutende, das ganze Land umfassende Florenwerke ihr Eigen, dass Localflora, wenn sie sich nur auf Gefäßpflanzen beziehen, wohl entbehrlich erscheinen. Wenn aber solche Localflora nur darin ihre Aufgabe erblicken, trocken das zusammenzustellen, was in der Literatur sich vorfindet, und höchstens einige, meist wenig belangreiche neue Standorte zur Mittheilung bringen, dann verlieren derartige Arbeiten, zu denen auch die vorliegende gehört, wohl ihre Berechtigung. Gerade den Localfloristen läge nach dem heutigen Stande der Pflanzengeographie die außerordentlich wichtige Aufgabe ob, Specialstudien über die Vegetationsverhältnisse ihres Wohnortes zu pflegen, durch deren Veröffentlichung äußerst wertvolle Beiträge zur Entwicklung, Zusammensetzung und Verbreitung der Pflanzenformationen und im weiteren Verlaufe sehr beachtenswerte Resultate in der Erforschung der Vegetation eines Landes gewonnen werden könnten. Wir müssen lebhaft bedauern, dass der Verf. in dieser Hinsicht seiner in pflanzengeographischer Hinsicht besonders interessanten Umgegend keine Aufmerksamkeit zugewendet und selbst den solchen Localflora nach alter Übung vorgeschriebenen allgemeinen Theil, der gewöhnlich in groben Umrissen den Forderungen

der Pflanzengeographie Rechnung trägt, gänzlich unterlassen hat. Dass sich der Verf. in der Anordnung der Pflanzen an das von Neilreich in seiner Flora von Niederösterreich adoptierte, veraltete Endlicher'sche System anschloss, wäre, wenn auch die obnehin nicht streng (wie z. B. bei der alten Gattung *Avena* u. a.) durchgeführte Neilreich'sche systematische Anordnung beabsichtigt war, zu vermeiden gewesen, ebenso wie die Durchführung der Priorität in der Nomenclatur, welcher Neilreich ablehnend gegenüberstand, und die nur einseitig, z. B. bei Umwandlung von Varietäten zu Arten, nicht umgekehrt, aber bei Gattungen und einigen Arten (z. B. Coniferen Nr. 303—305) gar nicht zur Anwendung gelangte. Nach unserer Auffassung kann jeder Localflorist bei dem wohl stets vorhandenen Mangel botanischer Hilfsmittel nichts Besseres thun, als sich in seinen Arbeiten einem botanischen Hauptwerke namentlich Landesthoren unbedingt anzuschließen. Aber auch eigenmächtige oder theilweise Abänderungen in der systematischen Anordnung und Nomenclatur des benützten Werkes wären zu unterlassen, da dieselben zumeist nur ungenügend oder gar nicht begründet werden könnten.

122. Vogl Balthasar, Die Schmetterlingsblütler des salzburgischen Flachlandes. Progr. des fürsterzbischöfl. Gymn. am Collegium Borromäum zu Salzburg 1894, gr. 8°, 48 SS.

Die nach analytischer Methode verfassten Bestimmungsschlüssel für die Papilionaceen des nördlichen Salzburg enthalten nicht nur eine weitläufige Diagnostik der Arten, sondern auch Standortsangaben und verschiedene etymologische und geschichtliche Erläuterungen, die aus Leunis-Franks Synopsis der Pflanzenkunde entnommen wurden. Der Verf. beschränkte seine Tabellen jedoch nicht allein auf die Schmetterlingsblütler des salzburgischen Tieflandes, sondern nahm auch alpine Arten auf, wie z. B. *Hedysarum obscurum* L., *Oxytropis montana* DC. Für den Schulgebrauch sind die Bestimmungstabellen wohl zu weit ausholend, wiewohl der Verf. andererseits sich in Nomenclatur und Artungrenzungen an Kochs Synopsis anlehnte, für den Botaniker aber zu mager. Die zahlreichen Abkürzungen und zwar einige minder gebräuchliche, wie z. B. zsmgedr. = zusammengedrückt, 2 lipp. = zweilippig, lanzttl. = lanzettlich, erschweren in hohem Maße die Lesbarkeit des Textes und zwar umso mehr als sich nirgends ihre Erläuterung findet. Die Gliederhülse als eine Form der Hülse zu betrachten (S. 2) und auch bei der Gattung *Onobrychis* von einer Hülse zu reden, halten wir für verfehlt.

123. Lukasch Johann, Die blattbürtigen Knospen der *Tolmiea Menziesii* Torr. & Gray. Progr. des k. k. Staats-Obergymn. in Mies 1894, 8°, 8 SS. 11 Figuren auf 2 Tafeln.

Diese kleine Studie beschäftigt sich in eingehend gründlicher Weise mit der Entwicklungsgeschichte der blattbürtigen Knospen der oben genannten Saxifragaceen, welche in der obersten Partie des Blattstieles an den noch im vollen Wachstume begriffenen Blättern exogen angelegt werden und durch Bildung procambialer Schichten an die Blattstielstränge sich anschließen.

124. Krašan Franz, Aus der Flora von Steiermark. Schlüssel zum Bestimmen der Arten aus den Gattungen *Saxifraga*, *Gentiana*, *Potentilla*, *Primula* und *Viola*. Progr. des II. Staats-Gymn. in Graz 1894, gr. 8°, 25 SS.

Da die Bestimmung der Repräsentanten oben genannter Gattungen auf mannigfache Schwierigkeiten stößt, unternahm es der durch seine botanischen Arbeiten rühmlich bekannte Verf. analytisch bearbeitete

Tabellen zur Bestimmung der Vertreter der genannten, vornehmlich alpinen Gattungen zu entwerfen, um auch dem Anfänger die sichere Determinierung derselben zu ermöglichen.

So lobenswert auch eine geeignete Durchführung dieser Aufgabe ist, glauben wir doch nicht, dass dieselbe mit Vorliegendem für den Anfänger in glücklicher Weise gelöst wurde, sondern dass diese weitläufig abgefassten Tabellen mehr jenem Botaniker, welcher der jetzt beliebten Zerplitterung der Arten abhold ist, dienen werden. Der Anfänger steht nämlich manchen wissenschaftlichen Ausdrücken und Zeichen gegenüber, die selbst geübten Botanikern vielleicht Kopfzerbrechen bewirken dürften, wie z. B. *Cymenrispe* (S. 10), die Zeichen (.) und (:); auf S. 12 u. a., und die Gegensätze springen nicht immer ins Auge, weil deren Aneinanderreihung ungleich geschah, wie z. B. bei den Gegensätzen 20 und 21 (S. 8) und bei *Saxifraga aspera*, *bryoides*, *tenella*, bei welchen der Verf. auch den zusammenziehenden Standpunkt des Monographen Engler verlassen hat. Von blumenartigen Blüten (S. 4) oder von der Farbe der Blüten (S. 20, 21, 24 u. a.) zu sprechen, wo an anderen Stellen ein scharfes Auseinanderhalten von Blüte und Blume stattfindet, halten wir nicht für correct. Manche Druckfehler, insbesondere jene in den Pflanzennamen, wie *eletior* (S. 6), *tridactylites* (S. 9), *pnemonanthe* (S. 14) wären zu vermeiden gewesen.

125. Vieltorf Heinr., Der botanische Unterricht auf der Unterstufe an den österreichischen Gymnasien. Progr. des k. k. Staats-Gymn. im II. Bezirke in Wien 1894, gr. 8°, 31 SS.

In neuerer Zeit haben sich mehrere bewährte Schulmänner mit der Frage beschäftigt, in welcher Weise der botanische Unterricht an den österreichischen Mittelschulen entsprechend der hohen Ministerial-Verordnung vom 24. Mai 1892 zweckmäßig durchgeführt werden könne. Alle diese Abhandlungen enthalten umso schätzenswertere Ausführungen, als die betreffenden Autoren sich nicht in theoretischen Auseinandersetzungen vertieften, sondern frischweg ihre vielseitigen Erfahrungen im Botanikunterrichte mittheilten und auf Grund derselben auch mit beherzigenswerten Vorschlägen hervortraten, welche erfreulicherweise nur geringfügig voneinander abweichen.

Eine derartige für jeden Lehrer der Naturwissenschaften lesenswerte Schrift ist auch die Publication des Verf.s, welche sich nicht allein auf die Mittheilung seiner reichen Erfahrungen beschränkte, sondern auch im Detail ausgearbeitete Vorschläge mit Berücksichtigung der einschlägigen Literatur zur Ausführung empfiehlt. Der Inhalt dieser Schrift ist zu reich, als dass auf alles Wichtige in diesem Referate eingegangen werden könnte. Es sei daher nur einiges hervorgehoben, dem der Verf. das Wort redet.

Jeder einzelne Schüler muss nach dem Verf. die Gelegenheit haben, bei der Aneignung der Grundbegriffe der Botanik (I. Classe) an einem ihm zur Verfügung gestellten Pflanzenexemplare selbständige Beobachtung zu machen. Diese Pflanzen müssen einfach gebaute, der Auffassung des Schülers leicht zugängliche und verständliche Organe besitzen (wie z. B. *Galanthus*, *Gagea*, *Primula*) und sollen, da die Beschaffung des Materials in der Großstadt stets Schwierigkeiten bietet, insolange nicht Schulgärten dies besorgen, durch einen dem Lehrer zur Verfügung gestellten Pauschalbetrag von 30 fl. in größeren und von 20 fl. in kleineren Städten angekauft werden. Der Verf. fordert von den Schülern Anmerkungshefte zum Einzeichnen schematischer, mit Bemerkungen versehener Figuren der gesehenen Pflanzentheile, wiederholt den Stoff nach bestimmten Gesichtspunkten, prüft nach frischem Materiale, wobei freie Wiederholungen über die richtige Auffassung des Schülers entscheiden. Herbarien, welche nicht unbedingt von den Schülern zu fordern seien, hält er im allgemeinen

als Demonstrationsmaterial für ungeeignet, befürwortet aber die Aufstellung von lebenden Pflanzen in Schaukästen und deren Betraung durch verlässliche Schüler. In der II. Classe kann nicht eine Fortsetzung des Unterrichtes der I. Classe erfolgen, sondern es müssen zum Theil Wiederholungen vorangehen. Der Verf. hält es für zweckmäßig, nur wenige (namhaft gemachte) Vertreter einer Familie zu beschreiben, keine wissenschaftlichen Namen memorieren zu lassen und eine Bestimmung von Pflanzen höchstens innerhalb bekannterer Familien vorzunehmen. Die unüberwindliche Schwierigkeit in der Beschaffung geeigneten Pflanzenmaterials in der Großstadt wird durch Pflanzenankauf nach dem Verf. vorderhand theilweise behoben werden können, kann aber nur durch Schulgärten gänzlich und zweckentsprechend beseitigt werden. Hierbei wird der Zweck der Schulgärten, welche für jede neue Anstalt unbedingt zu fordern seien, ganz richtig in der Aufgabe erfasst, einen Einblick in das Leben und die Entwicklung der Gewächse den Schülern zu gewähren und jene der Pflanzenlieferung erst in zweite Linie gestellt, da eine solche bei dem großen Bedarfe einer Großstadt doch nur ein rationell geleiteter, großer Garten außerhalb der Stadt liefern kann.

Wien.

Dr. G. v. Beck.

126. Ruff Ferdinand, Die Bibliothek der niederösterreichischen Landes-Unter-Realschule in Waidhofen a. d. Ybbs. Progr. der genannten Anstalt 1894, 8°, 40 SS.

Der hier vorliegende erste Theil des Bibliothekskataloges enthält die Hauptabschnitte: I. Encyclopädien, Sammelwerke, Allgemeine Zeitschriften; II. Theologie, Mythologie, Philosophie; III. Staats- und Rechtswissenschaft, Allgemeine Statistik, Politische Schriften; IV. Deutsche Sprache und Literatur; V. Alte und moderne Sprachen und deren Literatur, Allgemeine literarische Werke; VI. Schöne Literatur in deutscher Sprache. Der V. Abschnitt hat mehrere Unterabtheilungen. Innerhalb der einzelnen Abschnitte, bezw. Unterabtheilungen ist die Anordnung alphabetisch. In einer Columne links steht die Bibliotheksnummer, in der Columne rechts die Anzahl der Bände und Stücke, bezw. Hefte. Dass solche Katalogisierungen sehr mühevoll und, freilich zunächst für die Kreise der Anstalt, verdienstlich sind, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden; dass sie auch für weitere Kreise verdienstlicher werden könnten, als sie dermalen sind, wenn bei allen diesen Katalogisierungen einheitlich vorgegangen würde — freilich müsste der allgemeine Rahmen hiefür sehr weit sein, was ja leicht möglich wäre —, das sei hier nur kurz erwähnt. Warum ist der letzte Abschnitt nicht unmittelbar hinter IV. angelehnt? Warum ist das Literarische Centralblatt von Zarncke in den IV. Abschnitt aufgenommen?

Wien.

J. Rappold.

Lehrbücher und Lehrmittel.

(Fortsetzung vom Jahrgang 1895, Heft 5, S. 470).

Deutsch.

Fischer, Dr. Franz, Katholische Religionslehre für höhere Lehranstalten, 22. unv. Aufl. Wien, Mayer u. Comp. 1896. Pr. geh. 40 kr., geb. 56 kr. (Min.-Erl. v. 23. Sept. 1895, Z. 21.958).

Zetter Karl, Geschichte der göttlichen Offenbarung des neuen Bundes. Zum Gebrauche an Untergymnasien. 2. unv. Aufl. Graz, Styria 1895. Pr. geb. 1 fl. = 2 K (gegen 1 fl. 15 kr. der früheren Aufl.) (Min.-Erl. v. 26. April 1895, Z. 9404).

T. Livii ab urbe condita libri I. II. XXI. XXII. adiectae sunt partes selectae ex libris III., IV., V., VI., VIII., XXVI., XXIX. Unter Mitwirkung von A. Scheindler für den Schulgebrauch herausg. von A. Zingerle. 4. verb. Aufl. Wien u. Prag 1895. Pr. geh. 80 kr., geb. 1 fl., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1895, Z. 13.180).

Hauler, Dr. Johann, Lateinisches Übungsbuch für die zwei untersten Classen der Gymnasien. Abth. für das 1. Schuljahr, Ausgabe A (für die Grammatiken von K. Schmidt und F. Schultz). 13., im wesentl. unv. Aufl. Wien, Bermann u. Altmann 1895. Pr. geh. 50 kr., geb. 70 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Juni 1895, Z. 14.226).

Hauler, Dr. J., Lateinische Stilübungen für die oberen Classen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten. Nach den Grammatiken von K. Schmidt und A. Scheindler. II. Abtheilung: Text und Vortübungen für die VII. und VIII. Classe, 4. wesentl. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1895. Pr. beider Theile geh. 1 fl. (Min.-Erl. v. 26. August 1895, Z. 20.391).

Steiner Josef und Scheindler, Dr. August, Lateinisches Lese- und Übungsbuch. Im Anschlusse an Scheindlers lateinische Schulgrammatik. I. Theil. In 2 Abtheilungen. I. Übungstücke. II. Wortkunde, 3. wesentl. unv. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1895. Pr. beider Theile geh. 75 kr., geb. 1 fl. 5 kr. (Min.-Erl. v. 21. März 1895, Z. 5112).

Strauch, Dr. Franz, Der lateinische Stil. Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für obere Gymnasialclassen mit besonderer Rücksicht auf die Prosalectüre der Schüler. IV. Abth.: Aufgaben für die VIII. Classe. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geh. 60 kr., geb. 80 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1895, Z. 12.908).

Schenkl Karl, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische für die Classen des Obergymnasiums. (9. Aufl. besorgt von Heinrich Schenkl.) 2 Theile. I. Theil: Übungstücke. II. Theil: Erklärende Anmerkungen und deutsch-griechisches Wörterverzeichnis, 9. wesentl. unv. Aufl. Wien u. Prag, Tempsky 1896. Pr. geh. 1 fl. 10 kr., geb. 1 fl. 40 kr. (Min.-Erl. v. 25. August 1895, Z. 19.904).

Kummer, Dr. K. F. und Steyskal, Dr. K., Deutsches Lesebuch für österr. Gymnasien. I. Bd. 5. verb. Aufl. Wien, J. Klinkhardt u. Comp. 1895. Pr. geh. 2 K. geb. 2 K 40 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1895, Z. 13.530).

Mussafia, Dr. A., Italienische Sprachlehre in Regeln und Beispielen. 24. neu durchges. Aufl. Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1895. Pr. geh. 1 fl. 50 kr., geb. 1 fl. 70 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1895, Z. 13.884).

Charvát K. und Ouredniček E., Lehrgang der böhmischen Sprache für deutsche Mittelschulen. III. Theil. Olmütz, E. Hölzel 1895. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 20 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 11. Sept. 1895, Z. 21.570).

Hanaček Wladimir, Böhmisches Sprach- und Lesebuch für Mittel- und Bürgerschulen. I. Theil, 3. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geh. 48 kr. (Min.-Erl. v. 26. Juli 1895, Z. 17.536).

Ritschel Aug. und Rypl, Dr. Matthias, Methodisches Elementarbuch der böhmischen Sprache für die unteren Classen der Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache. 2. unv. Aufl. Wien, K. k. Schulbücher-verlag 1894. Pr. in Leinwand geb. 1 fl., brosch. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Mai 1895, Z. 11.209).

Fetter Johann, Lehrgang der französischen Sprache. I. und II. Theil. 6. unv. Aufl. Wien 1895. Pr. geh. 1 fl., geb. 1 fl. 15 kr. (Min.-Erl. v. 25. Juli 1895, Z. 17.484).

Filek, Dr. E. Edler von Wittinghausen, Französische Chrestomathie für höhere Lehranstalten. Mit sprachlichen und sachlichen Bemerkungen und einem vollständigen Wörterbuche. 2. wesentl. unv. Aufl. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geb. 1 fl. 50 kr., geb. 1 fl. 70 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 20. Mai 1895, Z. 11.507).

Weitzenböck Georg, Lehrbuch der französischen Sprache. II. Th. Mit 21 Abbildungen und 2 Karten. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geh. 2 K 50 h, geb. 3 K, der Gebrauch dieses Lehrbuchs kann auf motiviertes Einschreiten des Lehrkörpers vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 3. Mai 1895, Z. 8634).

Sonnenburgs Grammatik der englischen Sprache nebst methodischem Übungsbuche. Für österr. Schulen bearb. von Dr. J. Baudisch und Dr. L. Kellner. 2. umg. Aufl. Wien u. Berlin, Gerold u. Comp. 1895. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr. Der Gebrauch der neuen Aufl. unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. kann auf motiviertes Ansuchen der Lehrkörper vom Landesschulrathe gestattet werden (Min.-Erl. v. 24. Juni 1895, Z. 11.538).

Gindely A., Lehrbuch der Geschichte für die unteren Classen der Mittelschulen, neu bearb. von L. Doublie und K. A. Schmidt. III. Theil: Die Neuzeit. 10. umg. Aufl. Mit 53 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geh. 70 kr., geb. 95 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 30. Juni 1895, Z. 15.865).

Hannak, Dr. Emanuel, Lehrbuch der Geschichte des Alterthums für die unteren Classen der Mittelschulen mit 55 in den Text gedruckten Abbildungen. 10. gekürzte u. umg. Aufl. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geh. 60 kr., geb. 80 kr., mit Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1895, Z. 13.918).

Loserth, Dr. J., Grundriss der allgemeinen Geschichte für Ober-gymnasien, Oberrealschulen und Handelsakademien, I. Theil: Das Alterthum. 6. verb. Aufl. Pr. geh. 1 fl. 8 kr., geb. 1 fl. 20 kr. II. Theil: Das Mittelalter, 3. verb. Aufl. Pr. geh. 1 fl. 8 kr., geb. 1 fl. 20 kr. III. Theil: Die Neuzeit, 3. verb. Aufl. Pr. geh. 1 fl. 8 kr., geb. 1 fl. 20 kr. Wien, J. Klinkhardt u. Comp. 1895, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Juni 1895, Z. 14.250 u. 14.391).

Schubert F. W. und Schmidt W., Historisch-geographischer Schulatlas der Neuzeit mit erläuterndem Texte. Wien, Ed. Hölzel. Pr. 90 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 2. April 1895, Z. 2680).

Bachmann, Dr. Adolf, Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrich III. und Max I. Mit besonderer Berücksichtigung der österr. Staatengeschichte. 2 Bände. Leipzig, Veit u. Comp. 1884—1894. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen dieses Werkes aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 8. April 1895, Z. 7072).

Juritsch, Dr. Georg, Geschichte der Babenberger und ihrer Länder (976—1246). Innsbruck, Wagner 1894. Pr. 6 fl. 40 kr. Die Lehrkörper der Mittelschulen werden auf das Erscheinen dieses Buches aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 2. April 1895, Z. 1435).

Mayer Franz Martin, Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Der Jugend und dem Volke erzählt. Mit 58 Abbildungen und einer Radierung als Titelbild. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. Pr. geh. 2 fl. 80 kr., geb. 4 fl. Die Lehrkörper werden auf dieses Buch behufs entsprechender Berücksichtigung bei Anschaffung für die Anstaltsbibliotheken aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 5. April 1895, Z. 1418).

Wandtafeln der vor- und frühgeschichtlichen Denkmale aus Österreich-Ungarn. Im Auftrage des k. k. Ministeriums für C. und U. herausg. von der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale, entworfen und erläutert von Dr. M. Much und ausgeführt nach einem Aquarell von Ludwig Hans Fischer. Enthaltend eine große Anzahl von Funden aus der Steinzeit, der Bronzezeit, der Eisenzeit, der Zeit der

Römerherrschaft und der ersten christlichen Zeit. Wien, Ed. Hölzel. Ladenpreis bei Bezug durch den Buchhandel: Ausg. I sammt Text un-
aufgespannt 1 fl. 20 kr., Ausg. II sammt Text mit Leinwand-einfassung
und Ösen 1 fl. 50 kr., Ausg. III sammt Text auf Leinwand gesp. mit
Holzleisten 2 fl. 20 kr. Preis für Schulbehörden bei Bezug im Wege der
k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale in Wien:
Ausg. I 60 kr., Ausg. II 90 kr., Ausg. III 1 fl. 60 kr.

Herr, Grundzüge für den ersten Unterricht in der Erdbeschreibung
herausg. von Leopold Weingartner. 17. vollst. umg. Aufl. Wien,
Manz'sche Univ.-Buchhandlung 1895. Pr. geh. 38 kr., geb. 50 kr., unter
Ausschluss der früheren Aufl. zum Unterrichtsgebrauche in der I. Classe
allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1895, Z. 13.277).

Kozenn-Jarz, Leitfaden der Geographie für die Mittelschulen
der österr.-ungar. Monarchie. III. Theil. Geographie der österr.-ungar.
Monarchie für die Unterclassen; mit 5 Karten und 9 Bildern. 5. umg.
Aufl. Wien, Ed. Hölzel 1895. Pr. geh. 56 kr., geb. 70 kr., mit Ausschluss
der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 1. Mai 1895, Z. 9764).

Richter, Dr. Eduard, Lehrbuch der Geographie für die I., II.
und III. Classe der Mittelschulen mit 21 Karten in Farbendruck und
32 Abbildungen. 2. im wesentl. unv. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky
1895. Pr. geh. 1 fl. 25 kr., geb. 1 fl. 50 kr. (Min.-Erl. v. 17. Juli 1895,
Z. 10.316).

Supan, Dr. Alexander, Lehrbuch der Geographie für die österr.
Mittelschulen. 8. Aufl. Laibach, Kleinmayr u. Bamberg 1893. Die dieser
Aufl. mit Erlass v. 31. August 1893, Z. 19.423 bis zum Schlusse des
Schuljahres 1894/5 ertheilte Zulassung wird bis zum Schlusse des Schul-
jahres 1895/6 erstreckt (Min.-Erl. v. 30. Juni 1895, Z. 15.208).

Umlauft, Dr. Friedrich, Lehrbuch der Geographie für die unteren
und mittleren Classen österr. Gymnasien und Realschulen. I. Cursus:
Grundzüge der Geographie (für die I. Classe). Ausgabe für Gymnasien.
5. verb. Aufl. Wien, A. Hölder 1895. Pr. geh. 34 kr., geb. 54 kr., unter
Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein
zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1895, Z. 13.052).

Trampler R., Mittelschul-Atlas. 5. verb. Aufl. Große Ausgabe
in 60 Haupt- und 78 Nebenkarten. Wien, Verlag der k. k. Hof- und
Staatsdruckerei. Pr. in Leinwand geb. 3 fl., allgemein zugelassen (Min.-
Erl. v. 6. April 1895, Z. 6041).

Lindner, Dr. G. A. und Leclair, Dr. A. von, Lehrbuch der
allgemeinen Logik. Für höhere Bildungsanstalten. Mit Benützung der
7. Aufl. des Lehrbuches der formalen Logik von Schulrath G. A.
Lindner. Wien, K. Gerolds Sohn 1894. Pr. geh. 1 fl. 30 kr., geb. 1 fl.
50 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der 7. Aufl. des
Lehrbuches der formalen Logik von Schulrath Dr. G. A. Lindner allge-
mein zugelassen (Min.-Erl. v. 25. Juni 1895, Z. 3841).

Lindner, Dr. Gustav A., Lehrbuch der empirischen Psychologie
als inductiver Wissenschaft. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten
und zum Selbstunterrichte. 11. umg. Aufl. besorgt von Dr. G. A. Lindner
und Dr. Franz Lukas. Mit 25 Holzschnitten im Text. Wien, K. Gerolds
Sohn 1895. Pr. geh. 1 fl. 20 kr., geb. 1 fl. 40 kr., unter Ausschluss
des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen
(Min.-Erl. v. 23. April 1895, Z. 8112).

Močnik, Dr. Franz Ritter von, Lehrbuch der Arithmetik für
Untergymnasien. 1. Abth. (für die 1. und 2. Classe). 34. Aufl. umg. von
Dr. W. Pscheidl. Wien, K. Gerolds Sohn 1895. Pr. geh. 80 kr., allge-
mein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Juni 1895, Z. 14.393).

Gajdeczka Josef, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für
die oberen Classen der Mittelschulen. 4. verb. Aufl. Prag, Wien u. Leipzig,
F. Tempsky 1895. Pr. geh. 1 fl. 10 kr., geb. 1 fl. 35 kr., allgemein
zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1895, Z. 13.301).

Gajdeczka Josef, Übungsbuch der Arithmetik und Algebra für die oberen Classen der Mittelschulen. 3. verb. Aufl. Wien u. Prag, F. Tempsky 1896. Pr. geh. 70 kr., geb. 95 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 2. Oct. 1895, Z. 15.936).

Gajdeczka Josef, Übungsbuch zur Geometrie in den oberen Classen der Mittelschulen. Brünn, Selbstverlag 1895. Pr. geh. 2 K, geb. 2 K 40 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 2. Oct. 1895, Z. 13.564).

Wallentin, Dr. Franz, Methodisch geordnete Sammlung von Beispielen und Aufgaben aus der Algebra und allgemeinen Arithmetik für die oberen Classen der Mittelschulen, Lehrerbildungsanstalten und anderen gleichstehenden Lehranstalten. 4. wesentl. unv. Aufl. Wien, K. Gerolds Sohn 1895. Pr. geh. 1 fl. 90 kr., geb. 2 fl. 10 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 5. April 1895, Z. 5955).

Monatshefte für Mathematik und Physik mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für C. und U. herausg. von Prof. G. von Escherich und Prof. L. Gegenbauer in Wien. Verlag des mathematischen Seminars der Univ. Wien. Im Buchhandel durch J. Eisenstein u. Comp. in Wien. Pr. des Jahrganges 7 fl. Die Lehrkörper werden auf das Erscheinen dieser Monatshefte aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 3. Juli 1895, Z. 1325).

Krist, Dr. Josef, Anfangsgründe der Naturlehre für die unteren Classen der Mittelschulen, besonders der Gymn. 19. Aufl. bearb. von Dr. W. Pscheidl. Wien u. Leipzig, W. Braumüller 1895. Pr. geb. 1 fl. 25 kr., unter Ausschluss des gleichzeitigen Gebrauches der früheren Aufl. allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 17. Juni 1895, Z. 13.565).

Handbuch der Schulhygiene von Dr. Leo Burgerstein und Dr. Aug. Netolitzky in Wien. Jena, Gustav Fischer. Pr. 10 Mk. 50 Pf. Dieses Handbuch wird im Nachhange zu der Verordnung des Ministers für C. und U. vom 12. März 1895, betreffend die Schulgesundheitspflege an den Mittelschulen unter die zur Belehrung über die Grundsätze der Schulhygiene und über die Fortschritte in derselben geeigneten Bücher eingereiht und es werden die Lehrkörper der Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten behufs Anschaffung für die Lehrerbibliotheken auf dieses Handbuch aufmerksam gemacht (Min.-Erl. v. 19. April 1895, Z. 8392)

Italienisch.

Mayer, Dr. Franc. M., Manuale di storia per le classi inferiori delle scuole medie. Parte terza. Aus dem Deutschen übersetzt von Des. Reich. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geh. 85 kr., geb. 1 fl. 10 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 26. August 1895, Z. 18.150).

Storia universale Testo per le classi superiori delle scuole medie dell' dott. Antonio Gindely. III. tomo. L'evò moderno. Prima versione e viduzione italiana eseguita sull' ottava edizione tedesca dell' opera. Con 124 incisioni. Wien u. Prag, F. Tempsky 1895. Pr. geh. 3 K 60 h, geb. 4 K, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 18. Sept. 1895, Z. 21.895).

Haardt Vincenz von, Carta murale dell' Europa. Scala 1 : 4.000.000. Wien, Ed. Hölzel. 4 Blätter. Pr. auf Leinwand gesp. in Mappe 7 fl. 50 kr., mit Stäben 8 fl. 50 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. Mai 1895, Z. 5803).

Moënik, Dr. Francesco Cav. de, Trattato di Aritmetica ed Algebra per le classi superiori delle scuole medie. Übersetzt von Enrico Menegazzi. Triest, Julius Dose 1894. Pr. geh. 2 fl. 40 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 2. April 1895, Z. 3889).

Wallentin, Dr. Francesco, Trattato di aritmetica per le classi superiori dei Ginnasi e delle scuole reali. Versione eseguita sulla seconda edizione tedesca da Francesco Postet. Trento, G. B. Monauini 1895. Pr. geh. 2 K 60 h, geb. 3 K, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Juni 1895, Z. 13.175).

Postet Francesco, Raccolta di quesiti d'esercizio compilata in relazione al Trattato di Aritmetica del Dr. F. Wallentin. Trento. G. B. Monauni 1895. Pr. geh. 1 K 10 h, geb. 1 K 40 h, an jenen Mittelschulen, wo die von Postet besorgte ital. Übersetzung von Wallentins Lehrbuch der Arithmetik für die Oberclassen als Lehrbuch eingeführt ist, zugelassen (Min.-Erl. v. 19. Juni 1895, Z. 14.220).

Burgerstein, Dr. Alfredo, Elementi di Botanica per le classi superiori delle scuole medie. Prima versione italiana sulla seconda edizione tedesca di Michele Stossich con 340 incisioni intercalate nel testo. Vienna, A. Hölder 1895. Pr. geh. 96 kr., geb. 1 fl. 16 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 26. August 1895, Z. 16.483).

Čechisch.

Doucha Karl, Cvičebnice jazyka latinského pro I. třídu gymnasií, 2. wesentl. unv. Aufl. Prag, K. Bellmann 1896. Pr. 60 kr., geb. 70 kr. (Min.-Erl. v. 19. August 1895, Z. 19.338).

Gebauer, Dr. J., Mluvnice česká pro školy střední a ústavy učitelské. I. Nauka o slově, 2. wesentl. unv. Aufl. Prag u. Wien, F. Tempsky 1895. Pr. 75 kr., geb. 1 fl. (Min.-Erl. v. 16. April 1895, Z. 8235).

Roth Julius und Bílý Franz, Německá čítanka a mluvnická evidence pro třetí a čtvrtou školu středních. Prag, Selbstverlag 1895. Pr. geh. 1 fl. 54 kr., geb. 1 fl. 74 kr., zum Unterrichtsgebrauch an jenen Mittelschulen mit böhm. Unterrichtssprache, an welchen die beiden ersten Theile desselben eingeführt sind, zugelassen (Min.-Erl. v. 17. August 1895, Z. 18.868).

Gindely, Dr. Ant, Dějepis všeobecný pro vyšší třídy škol středních. Pro české školy vzdělal Jan Řehák. I. Díl: Věk starý. 5. verb. Aufl. Prag u. Wien, F. Tempsky 1895. Pr. 1 fl. 60 kr., geb. 1 fl. 85 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 8. April 1895, Z. 6795).

Sembera, Dr. Franz, Učebná kniha dějepisu všeobecného pro nižší třídy škol středních. Díl III. Věk nový. Prag, Bursik u. Kobout 1895. Pr. 65 kr., geb. 85 kr., allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 27. Juni 1895, Z. 14.826).

Serbo-croatisch.

Kušar Marcel, Čítanka za IV. razred srednjih škola. Wien, K. k. Schulbucherverlag 1895. Pr. geh. 3 K, geb. 3 K 50 h, allgemein zugelassen (Min.-Erl. v. 23. Sept. 1895, Z. 21.504).

Die nachstehenden Lehrbücher für Mittelschulen sind im Wege des k. k. Schulbücher-Verlages in Wien (I., Schwarzenbergstraße 7) gegen eine Verschleißprovision von 20% zu beziehen:

Ritschel Augustin und Dr. Rypl Matthias, Methodisches Elementarbuch der böhm. Sprache für die zwei ersten Jahrgänge der Mittelschulen mit deutscher Unterrichtssprache. 21 Bogen gr. 8°. Pr. 1 fl.

Leňdovšek Josef, Slovensches Elementarbuch für Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten. 14 $\frac{1}{4}$ Bogen gr. 8°. Pr. 80 kr.

Tomek-Mesić, Pověstnica austrijanske države. 12 $\frac{1}{4}$ Bogen. Pr. 42 kr.

Grkinić Chrys., Kratka nastava o bogosluzenju pravoslavne crkve. 7 $\frac{1}{2}$ Bogen gr. 8°. Pr. 50 kr.

Šket Jakob, Dr., Slovenska slovstvena čítanka za sedmi in osmi razred srednjih šol. 26 $\frac{1}{2}$ Bogen gr. 8°. Pr. 1 fl. 50 kr.

Fünfte Abtheilung.

Verordnungen, Erlässe, Personalstatistik.

Verordnungen, Erlässe.

Erlass des Min. für C. und U. vom 27. Februar 1895, Z. 4070, betreffend die Feststellung neuer Verzeichnisse der zulässigen Lehrmittel und empfehlenswerten Hilfsmittel, sowie der zulässigen Apparate und Modelle für den Zeichenunterricht an Mittelschulen, bezw. an Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten s. Verordnungsblatt Stück X, S. 135 ff.

Erlass des Min. für C. und U. vom 5. Mai 1895, Z. 9826, mit welchem die zweite, ergänzte Auflage der »Weisungen zur Führung des Schulamtes an den Gymnasien in Oesterreich« veröffentlicht wird. Mit Beziehung auf die Verordnung vom 28. April 1885, Z. 7553, finde ich eine neue Ausgabe der »Weisungen zur Führung des Schulamtes an den Gymnasien in Oesterreich« zu veröffentlichen. Diese neue Auflage unterscheidet sich von der früheren hauptsächlich dadurch, dass die seit dem Erscheinen der ersten Auflage hinausgegebenen normativen Bestimmungen, von denen die meisten das Capitel über das Prüfungs- und Zeugniswesen, einige die innere Amtsführung und die unmittelbare Leitung der Schule betreffen, in den Text aufgenommen wurden. Insofern weiters der Text der ersten Auflage zu verschiedenartiger Auffassung und sonach zu genauerer Erörterung durch hierämtliche Erlässe gegeben hatte, wurde der Text der neuen Auflage mit diesen Entscheidungen in Einklang gebracht. Zu diesen wesentlichen Änderungen des Textes kommen einige Verbesserungen formeller Art hinzu. In allen Fällen nun, in denen der Text der neuen Auflage von dem früheren abweicht, ist ersterer als der authentische und maßgebende zu betrachten, so dass in Hinkunft bei Berufungen sich auf den Text der zweiten Auflage zu beziehen sein wird (Min.-Erl. v. 29. Mai 1895, Z. 12.709).¹⁾

Erlass des Leiters des Min. für C. und U. vom 6. Sept. 1895, Z. 1717/C. U. M., an die Decanate der katholisch-theologischen Facultäten, betreffend die Nostrification von an den päpstlichen Universitäten und Collegien in Rom erworbenen theologischen Doctor diplomem. — Behufs Erzielung eines einheitlichen Vorganges bei Festsetzung der Bedingungen für die nach Maßgabe der Bestimmungen des hierortigen Erlasses vom 6. Juni 1850, Z. 4513, vorzunehmende Nostrification von an den päpstlichen Universitäten und Collegien in Rom erworbenen

¹⁾ Diese Auflage ist unter dem oben bezeichneten Titel als Anhang zu den »Instructionen für den Unterricht« als selbständige Schrift erschienen und um den Preis von 80 h bei dem k. k. Schulbuchverlage in Wien zu beziehen.

theologischen Doctor diplomen finde ich Nachstehendes zu erlassen: Die theologischen Facultäten sind ermächtigt, die an der Gregorianischen Universität, am römischen Seminar bei St. Apollinar und an dem Collegium Urbanum de propaganda fide erworbenen Doctor diplome ohne Einholung der gemäß §. 3 des obcitirten Erlasses vorgeschriebenen hierartigen Genehmigung zu nostrificieren, wenn die Bewerber 1. das Gymnasium ordnungsmäßig absolviert und ein staatsgiltiges Maturitätszeugnis vorgelegt, 2. die theologischen Studien entweder an einer österreichischen theologischen Facultät oder an einer der obgenannten theologischen Anstalten in Rom ordnungsmäßig zurückgelegt haben, und 3. sich an jener theologischen Facultät, an welcher sie die Nostrification anstreben, nach Maßgabe der geltenden theologischen Rigorosenordnung einer strengen Prüfung aus dem Kirchenrechte und der Kirchengeschichte oder, sofern sie das Doctorat oder Licentiat des Kirchenrechtes nachweisen, lediglich aus Kirchengeschichte mit gutem Erfolge unterziehen. Im Falle des Vorhandenseins der unter 1 und 2 angeführten Voraussetzungen wird Candidaten, welche an dem Dominicanercollegium bei Santa Maria sopra Minerva den theologischen Doctorgrad erlangt haben, das Rigorosum aus der Fundamentaltheologie und Dogmatik, und jenen, welche an der juristischen Facultät bei St. Apollinar oder an der Gregorianischen Universität das Doctorat juris canonici erworben haben, die strenge Prüfung aus dem Kirchenrechte erlassen. In besonders rücksichtswerten Fällen, wie insbesondere bei Nachweis hervorragender wissenschaftlicher Leistungen, können weitergehende Begünstigungen hierorts in Antrag gebracht werden. Über die von den theologischen Facultäten hiernach vollzogenen Nostrificationen ist am Schlusse eines jeden Studienjahres anher zu berichten.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. vom 25. April a. g. gestattet, dass das Staatsgymn. im V. Gemeindebezirke in Wien den Namen Elisabeth-Gymnasium führe.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. vom 12. Mai a. g. zu genehmigen geruht, dass in Przemyśl durch Abtrennung der am dortigen Staatsgymn. bestehenden Parallelclassen mit ruthen. Unterrichtssprache mit dem Schuljahre 1895/6 ein selbständiges Gymn. mit ruthen. Unterrichtssprache errichtet werde.

Der Leiter des Min. für C. und U. hat gestattet, dass das Landesrealgymn. in Mährisch-Neustadt in ein normales Untergymn. mit obligatem Zeichenunterrichte umgewandelt werde und dass im Anschluss an diese Landesanstalt auf Kosten der dortigen Gemeinde successive Obergymnasialclassen errichtet werden, und hat zugleich auf die Dauer der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen das Recht zur Ausstellung staatsgiltiger Zeugnisse auf die communalen Oberclassen ausgedehnt (Min.-Erl. v. 23. Juni 1895, Z. 14.332).

Der Leiter des Min. für C. und U. hat das dem Privatgymn. des Collegiums der Gesellschaft Jesu in Kalksburg mit den Erlässen vom 18. Aug. 1892, 4. Febr. 1894 und 20. Jan. 1895 für die I. und V. Classe unter der Voraussetzung der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen bis zum Schlusse des Schuljahres 1894/5 verliehene Recht der Öffentlichkeit auf die Dauer der Schuljahre 1895/8 und zwar rücksichtlich der als öffentliche Schüler eingeschriebenen Zöglinge der Privat-Lehr- und Erziehungsanstalt daselbst ausgedehnt (Min.-Erl. v. 10. Juli 1895, Z. 15.639).

Personal- und Schulnotizen.

Ernennungen.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Handschreiben vom 19. Juni den Herrn Minister für Cultus und Unterricht Dr. Ritter

von Madeyski auf dessen Ansuchen von seinem Amte in Gnaden enthoben und ihm in Anerkennung seiner treuen, mit voller Hingebung geleisteten Dienste taxfrei den Orden der eisernen Krone I. Cl. verliehen.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Handschreiben vom 19. Juni den Sectionschef Dr. Eduard Rittner mit der Leitung des Ministeriums für Cultus und Unterricht betraut.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Handschreiben vom 30. Sept. den geh. Rath, Sectionschef Dr. Eduard Rittner von der Leitung des Ministeriums für C. und U. enthoben und demselben für die in dieser wichtigen Function mit treuer Hingebung und ausgezeichnetem Erfolge bethätigte Amtswirksamkeit den a. h. Dank und volle Anerkennung ausgesprochen.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Handschreiben vom 30. Sept. den Minister a. D. geh. Rath Dr. Paul Freiherrn **Gautsch von Frankenthurn** zum Minister für C. und U. ernannt.

Der Director der Theresianischen und Orientalischen Akademie Hofrath Dr. Michael Freiherr von Pidoll zu Quintenbach zum Ministerialrathe extra statum im Min. für C. und U. unter gleichzeitiger Verleihung des Titels und Charakters eines Sectionschefs (a. h. Entschl. v. 23. August).

Der mit dem Titel und Charakter eines Sectionschefs bekleidete Ministerialrath im Min. für C. und U. Dr. Erich Wolf zum Vicepräsidenten des niederöstr. Landesschulrathes unter gleichzeitiger Einreihung desselben ad personam in die IV. Rangklasse (a. h. Entschl. v. 7. Sept.).

Dem Ministerialsecretär im Min. für C. und U. Dr. Eugen Freiherrn Hauenschild-Bauer von Przerab wurde der Titel und Charakter eines Sectionsrathes verliehen (a. h. Entschl. v. 23. Juni).

Der mit dem Titel und Charakter eines Ministerialrathes bekleidete Sectionsrath Dr. Karl Zeller zum Ministerialrathe extra statum, der mit dem Titel und Charakter eines Sectionsrathes bekleidete Ministerialsecretär Josef Kanera zum Sectionsrathe und der Ministerialvice-secretär Dr. Karl Tobisch zum Ministerialsecretär im Ministerium für C. und U. (a. h. Entschl. v. 22. Sept.).

Der Concipist der Statthalterei in Oberösterreich Rudolf Ritter von Pollack zum Ministerialconcupisten extra statum im Min. für C. und U.

Der Concipist der Statthalterei für Niederösterreich Karl Hiller und der Concipist der Statthalterei für Böhmen Dr. Friedrich Dlabač zu Ministerialconcupisten im Ministerium für C. und U.

Der Directionsadjunct des Wiener k. k. Schulbücherverlages Johann Niederhofer zum Director des Schulbücherverlages.

Der Rechnungsofficial Ernst Girardi zum Rechnungsreferenten, der Rechnungsassistent Heinrich Kopietz zum Rechnungsofficial und der Rechnungspracticant Gustav Schwabe zum Rechnungsassistenten im Rechnungsdepartement des Ministeriums für C. und U.

Seine k. und k. apost. Majestät haben mit a. h. Entschl. v. 7. Aug. die Wahl Sr. k. und k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este zum Ehrenmitgliede der Gesamtakademie der Wissenschaften in Wien a. g. zu bestätigen geruht. Ferner haben Seine k. und k. apost. Majestät zu wirkl. Mitgliedern der Akademie, und zwar in der mathem.-naturw. Classe den ord. Prof. der Physik an der Univ. in Wien Hofrath Dr. Ludwig Boltzmann und den ord. Prof. der Zoologie an der Univ. in Wien Dr. Karl Grobben zu ernennen geruht. Weiters haben Seine k. und k. apost. Majestät die Wahl des Geheimrathes Prof. Dr. Ernst Curtius in Berlin und des russischen Akademikers Geheimrathes Otto Böttlingk zu Ehrenmitgliedern der philos.-hist. Classe und des Prof. der Mathematik an der Univ. in Berlin Dr. Karl Weierstraß zum Ehrenmitgliede der math.-naturw. Classe dieser Akademie im Auslande huldvollst zu genehmigen

und die weiteren von der Akademie vollzogenen Wahlen von corresp. Mitgliedern im In- und Auslande huldvollst zu bestätigen geruht, und zwar: in der philos.-hist. Classe: die Wahl des ord. Prof. der deutschen Sprache und Literatur an der Univ. in Graz Regierungsrathes Dr. Anton Schönbach und des ord. Prof. des röm. Rechtes an der Univ. in Wien Dr. Ludwig Mitteis zu corresp. Mitgliedern im Inlande, ferner die Wahl der Prof. geheimen Justizrathes Dr. Heinrich Brunner in Berlin, J. de Goeje in Leyden und Gaston Maspero in Paris zu corresp. Mitgliedern im Auslande; in der math.-naturw. Classe: die Wahl des ord. Prof. der system. Botanik an der deutschen Univ. in Prag Dr. Richard Ritter Wettstein von Westersheim und des a. o. Prof. der Mathematik an der Univ. in Innsbruck Dr. Wilhelm Wirtinger zu corresp. Mitgliedern im Inlande, endlich die Wahl des Prof. am Collège de France und Secretärs der Académie des sciences in Paris Dr. Marcellin Berthelot, des Generaldirectors der Geological Survey of the United Kingdom Dr. Archibald Geikie in London, des Prof. der Physiologie an der Univ. in Utrecht Dr. Wilhelm Engelmann, sowie des Prof. und Directors der Sternwarte in München Dr. Hugo Seeliger zu corresp. Mitgliedern im Auslande.

Der ord. Prof. der Augenheilkunde an der Univ. in Innsbruck Dr. Wilhelm Czermak zum ord. Prof. der Augenheilkunde und Vorstand der Augenklinik an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 14. März), der a. o. Prof. Dr. Josef Biederlack zum ord. Prof. der Katechetik und Homiletik, der a. o. Prof. Dr. Matthias Flunk zum ord. Prof. des Bibelstudiums des alten und neuen Testaments und der orientalischen Sprachen und der a. o. Prof. Dr. Emil Michael zum ord. Prof. der Kirchengeschichte und zwar sämtliche an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 17. April), der Custos und Leiter der botanischen Abtheilung des naturhist. Hofmuseums, Privatdocent Dr. Günther Ritter Beck von Managetta zum a. o. Prof. der system. Botanik an der Univ. in Wien, der Ministerialconceipist im Min. für C. und U. Privatdocent Dr. Max Ritter Hussarek von Heinlein zum a. o. Prof. des Kirchenrechtes an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 29. April), der ord. Prof. der Physik an der deutschen Univ. in Prag, Regierungsrath Dr. Ernst Mach zum ord. Prof. der Philosophie, insbesondere für Geschichte und Theorie der inductiven Wissenschaften an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 5. Mai), der Privatdocent Dr. Kasimir Żorawski zum a. o. Prof. der Mathematik an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 22. April), der Privatdocent Dr. Alexander Skórski zum a. o. Prof. der Philosophie an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 25. April), der a. o. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Ivo Pfaff zum a. o. Prof. des röm. Rechtes an der deutschen Univ. in Prag und der a. o. Prof. an der letzteren Univ. Dr. Emil Pfersché zum ord. Prof. des röm. Rechtes an dieser Univ. (a. h. Entschl. v. 27. Juni), der ord. Univ.-Prof. in Innsbruck Hofrath Dr. Karl Nicoladoni zum ord. Prof. der Chirurgie an der Univ. in Graz (a. h. Entschl. v. 5. Juli), der a. o. Prof. Dr. Peter Stebelski zum ord. Prof. des österr. Strafrechtes mit ruthen. Vortragssprache an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 28. Juni), der mit dem Titel eines a. o. Univ.-Prof. bekleidete Privatdocent und Gymnasialprof. Dr. Karl von Dallatorre zum a. o. Prof. der Zoologie an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 22. Juli), der Privatgelehrte Dr. Josef Victor Rohon zum a. o. Prof. der Histologie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 5. August), der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Friedrich Dienner zum ord. Prof. der Augenheilkunde an der Univ. in Innsbruck (a. h. Entschl. v. 4. Sept.), der Hofcaplan, Hofburgpfarrvicar und Privatdocent Dr. Heinrich Swoboda zum a. o. Prof. der Pastoraltheologie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl. v. 10. Sept.), der Custos am kunsthistor. Hofmuseum und Privatdocent Dr. Robert Ritter von Schneider zum a. o. Prof. der class. Archäologie an der Univ. in Wien (a. h. Entschl.

v. 8. Sept.), der ord. Prof. an der Univ. in Innsbruck Dr. Ernst Lecher zum ord. Prof. der Physik an der deutschen Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 15. Sept.), der a. o. Prof. Dr. Anton Vřešťál zum ord. Prof. der Moralthologie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 5. Sept.), der a. o. Prof. Dr. Franz Mareš zum ord. Prof. der Physiologie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 15. Sept.), die Privatdocenten Dr. Georg Polívka und Dr. Franz Pastrnek zu a. o. Proff. der slav. Philologie an der böhm. Univ. in Prag (a. h. Entschl. v. 10. Sept.), der a. o. Prof. Dr. Leo Matthias Jakubowski zum ord. Prof. der Kinderheilkunde an der Univ. in Krakau (a. h. Entschl. v. 13. Sept.), der a. o. Prof. Dr. Stanislaus Glabiński zum ord. Prof. der polit. Ökonomie an der Univ. in Lemberg (a. h. Entschl. v. 5. Sept.).

Den Proff. für Chirurgie, bezw. für Zahnheilkunde an der Univ. in Graz Dr. Ludwig Ebner und Dr. Anton Bleichsteiner wurde der Titel eines a. o. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 2. Sept.).

Dem Ministerialrathe im Justizministerium Dr. Franz Klein wurde der Titel eines ord. Univ.-Prof. verliehen und gestattet, dass er in der Eigenschaft eines Honorarprof. Vorlesungen über Civilprocess und röm. Recht an der Univ. in Wien abhalte (a. h. Entschl. v. 17. April).

Den a. o. Proff. an der Univ. in Graz Dr. Adolf Jarisch und Dr. Otto Drasch wurde der Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. verliehen (a. h. Entschl. v. 17. April), ebenso dem Privatdocenten und Vorstand des zahnärztlichen Ambulatoriums an der böhm. Univ. in Prag Dr. Eduard Nessel der Titel eines a. o. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 9. April), dem a. o. Prof. der spec. med. Pathologie und Therapie an der Univ. in Krakau Dr. Valentin Jaworski der Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 16. Mai), dem a. o. Prof. der orient. Philologie an der Univ. in Graz Dr. Johann Kirste der Titel und Charakter eines ord. Univ.-Prof. (a. h. Entschl. v. 29. Juli).

Der Privatdocent an der Univ. in Wien Dr. Richard Lumpe zum Prof. der Geburtshilfe an der Hebammenschule in Salzburg (a. h. Entschl. v. 27. Juli).

Der Prof. der Kunstgewerbeschule des österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien William Unger zum Prof. der Kupferstecherkunst an der Akademie der bildenden Künste in Wien (a. h. Entschl. v. 25. August).

Der Supplent der griech.-orient. theolog. Lehranstalt in Zara Krsto (Kiril) Mitrovic zum Prof. an dieser Anstalt (a. h. Entschl. v. 11. April).

Der prov. Amanuensis an der Univ.-Bibliothek in Prag Dr. Hugo Glaeser zum defin. Amanuensis an dieser Anstalt.

Der Advocaturscandidat Dr. Marcell Chlamtacz zum Univ.-Secretär an der Univ. in Lemberg.

Dem Bibliotheks Scriptor am österr. Museum für Kunst und Industrie in Wien Dr. Franz Ritter wurde der Titel eines Custos dieser Anstalt verliehen (a. h. Entschl. v. 18. August). Die Custosadjuneten des österr. Museums für Kunst und Industrie in Wien Dr. Karl Masner und Dr. Eduard Leisching wurden zu Custoden ad personam an dieser Anstalt ernannt.

Die Wahl des Prof. Karl Kundmann zum Rector und des Prof. Eduard Ritter von Lichtenfels zum Prorector der Akademie der bildenden Künste in Wien für die Dauer der Studienjahre 1895/7 wurde bestätigt.

Die k. k. Prüfungscommission für das Lehramt an Gymnasien und Realschulen mit böhm. Unterrichtssprache in Prag wurde in ihrer dormaligen Zusammensetzung mit Ausnahme des ord. Prof. an der böhm. techn. Hochschule daselbst Franz Tilser, der über sein Ansuchen von dieser Function enthoben wurde, für das Studienjahr 1895/6 bestätigt (Min.-Erl. v. 8. August 1895, Z. 17.957).

Zu Mitgliedern der k. k. Prüfungscommission für das Lehramt der Stenographie in Wien auf die Dauer des Studienjahres 1895/6 ernannt: zum Vorsitzenden Landesschulinspector Dr. K. Kummer, zu dessen Stellvertreter der Director des Communalgymn. im II. Bezirke von Wien Johann Halmschlag, zu Examinatoren der Prof. an der Handelsakademie in Wien K. Engelhard und der Prof. am Staatsgymn. im II. Bezirke von Wien und Bezirksschulinspector E. Eichler.

Die mit Min.-Erl. vom 19. Oct. 1892 ernannten Fachinspectoren für den Zeichenunterricht an Mittelschulen wurden in dieser Function für die Schuljahre 1896/8 bestätigt.

Zu Mitgliedern der Prüfungscommission für das Lehramt des Freihandzeichnens an Mittelschulen in Prag für die Schuljahre 1895/7: zum Director Prof. Dr. J. Solin, zu Fachexaminatoren für Projectionslehre und für allgemeine pädagogisch-didaktische Fragen Prof. K. Kupper, für das ornamentale Zeichnen der Architekt A. Barvitijs und Prof. J. Koula, für figurales Zeichnen Prof. E. Laufer und Prof. F. Ženíšek, für Kunstgeschichte und Stillehre Prof. Dr. A. Schultz und Prof. Dr. O. Hostinský, für Anatomie des menschlichen Körpers Prof. Dr. J. Janosik, für das Modellieren Prof. C. Klouček, für die Unterrichtssprache die Prof. Dr. J. Kelle und Dr. J. Gebauer.

Die Zulassung des Dr. Franz Chvostek und des Dr. Max Herz als Privatdocenten für interne Medicin an der med. Fac. der Univ. in Wien wurde bestätigt, desgleichen die des Dr. Siegmund Feilbogen als Privatdocent für Volkswirtschaftslehre an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Emil Lingens als Privatdocent für scholastische Theologie an der theol. Fac. der Univ. in Innsbruck, des Dr. Julius Landesberger als Privatdocent für polit. Ökonomie und des Dr. Friedrich Zoll als Privatdocent für österr. Privatrecht an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Norbert Ortner als Privatdocent für interne Medicin und des Dr. Leopold Réthi als Privatdocent für Laryngo- und Rhinologie an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Heinrich Rietsch als Privatdocent für Musikwissenschaft und des Prof. am Gymn. der k. k. theres. Akademie in Wien Dr. Alois Höfler als Privatdocent für Philosophie und Pädagogik an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Alexander Rosner als Privatdocent für Geburtshilfe und Gynäkologie an der med. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Alexander Colessa als Privatdocent für ruthen. Sprache und Literatur an der phil. Fac. der Univ. in Czernowitz, des Dr. Gustav Wunschheim Ritter von Lilienthal als Privatdocent für pathol. Anatomie an der med. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Dr. Ernst Wolfgang Reichel als Privatdocent für class. Archäologie an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Stanislaus Wróblewski als Privatdocent für röm. Recht an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Ottokar Frankenberger als Privatdocent für Laryngo-, Pharyngo- und Rhinologie an der med. Fac. der böhm. Univ. in Prag, des Gerichtsadjuncten Dr. Paul Sperl als Privatdocent für Civilprocessrecht und Verfahren außer Streitsachen an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Graz, des Hofconzipisten der statist. Centralcommission Dr. Ferdinand Schmid als Privatdocent für Statistik an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Ceslaus Wadolny als Privatdocent für Moralthologie an der theol. Fac. der Univ. in Krakau, des Privatdocenten für analyt. Chemie an der Wiener Univ. Dr. Georg Vortmann als Privatdocent für anorgan. und analyt. Chemie an der techn. Hochschule in Wien, des Phil. und Jur. Dr. Samuel Steinherz als Privatdocent für österr. Geschichte an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Arthur Klein als Privatdocent für interne Medicin an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Ewald Hering als Privatdocent für allg. und experiment. Pathologie an der med. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Dr. Fritz Obermayer als Privatdocent für interne Medicin

an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Gerichtsadjuncten Dr. Ernst Demelius als Privatdocent für österr. civilgerichtl. Verfahren an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Wien, des k. u. k. Custos an der Gemäldegalerie des a. h. Kaiserhauses Dr. Hermann Dollmayr als Privatdocent für neue Kunstgeschichte, des Dr. Milan Ritter von Rešetar als Privatdocent für slav. Philologie mit besonderer Berücksichtigung des Serbo-croatischen, des Gymnasialprof. Dr. Hugo Jurenka als Privatdocent für class. Philologie an der phil. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Rudolf von Frey als Privatdocent für allg. und spec. Chirurgie an der med. Fac. der deutschen Univ. in Prag, des Dr. Vincenz Czermak als Privatdocent für allg. Geschichte an der phil. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Eugen Peter Schwindland als Privatdocent für polit. Ökonomie an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Julius Mannaberg und des Dr. Richard Ritter Braun von Fernwald als Privatdocenten für Geburtshilfe und Gynäkologie an der med. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Ladislaus Leopold Jaworski als Privatdocent für allg. österr. Civilrecht an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Krakau, des Dr. Wladimir Milkowicz als Privatdocent für allg. Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der phil. Fac. der Univ. in Czernowitz, des Med.- und Phil.-Dr. Friedrich Czapek als Privatdocent für Botanik an der philos. Fac. der Univ. in Wien, des Dr. Alois Sachsaler als Privatdocent für Augenheilkunde an der medic. Fac. der Univ. in Graz, des Adjuncten an der Sternwarte der deutschen Univ. in Prag Dr. Rudolf Spitaler als Privatdocent für Astronomie und Meteorologie an der philos. Fac. der deutschen Univ. in Prag.

Die Erweiterung der *venia legendi* des Privatdocenten für poln. Geschichte an der phil. Fac. der Univ. in Krakau Dr. Georg Grafen Mycielski auf das Gebiet der Kunstgeschichte wurde bestätigt, dergleichen die Erweiterung der *venia legendi* des Privatdocenten für Nationalökonomie an der rechts- und staatswiss. Fac. der Univ. in Wien Dr. Hermann Ritter von Schullern auf das gesammte Gebiet der polit. Ökonomie an der genannten Fac.

Der Beschluss des Professorencollegiums auf erneuerte Zulassung des Dr. Leon Kellner als Privatdocent für engl. Philologie an der phil. Fac. der Univ. in Wien wurde bestätigt.

Der Beschluss des Professorencollegiums der phil. Fac. der Univ. in Lemberg, dass die von dem Privatdocenten Dr. Alexander Colessa an der phil. Fac. der Univ. in Czernowitz erworbene *venia docendi* für ruthen. Sprache und Literatur für die phil. Fac. der Lemberger Univ. als gültig anzuerkennen sei, wurde bestätigt.

Der Prof. der Oberrealschule in Krakau Schulrath Miecislaus Modest Ritter von Zaleski zum Landesschulinspector (a. h. Entschl. v. 12. Mai). Derselbe wurde dem galizischen Landesschulrath zur Dienstleistung zugewiesen.

Der Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Lemberg Alexander Barwiński und der Privatdocent der Philosophie an der Univ. in Lemberg Dr. Adalbert Graf Dzieduszycki zu Mitgliedern des galizischen Landesschulrathes für die nächste dreijährige Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 13. Mai).

Der Director der Marine-Unterrealschule in Pola Leo Neugebauer zum Mitgliede des Landesschulrathes für Istrien für den Rest der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 25. April).

Der Ehrenomherr Alexius Toronński in Lemberg zum Mitgliede des Landesschulrathes für Galizien (a. h. Entschl. v. 9. Juli).

Der Director des akad. Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag Jaroslav Sobička zum Mitgliede des Landesschulrathes für Böhmen für den Rest der laufenden Functionsperiode (a. h. Entschl. v. 25. Juli).

Der mit dem Titel und Charakter eines Statthaltereirathes bekleidete Bezirkshauptmann Camill N a z o v s k y zum Statthaltereirathe und Referenten für die ökonomischen Angelegenheiten beim Landesschulrath für Mähren (a. h. Entschl. v. 7. Sept.).

Der Statthaltereirath und Referent für die administrativen und ökonomischen Schulangelegenheiten bei dem oberöstr. Landesschulrath Karl Freiherr Jacobi d'Eckholm zum Rathe des Verwaltungsgerichtshofes (a. h. Entschl. v. 25. Sept.).

Der Prof. am Untergymn. in Laibach Josef Hubad zum Director des Gymn. in Krainburg (a. h. Entschl. v. 27. Mai), der Prof. am Gymn. im II. Bezirke von Wien Thomas Isplitzer zum Director des Gymn. in Bielitz (a. h. Entschl. v. 12. Juli), der Director des Communalgymn. in Hohenmauth Wenzel Hospodka zum Director des Staatsgymn. in Hohenmauth (a. h. Entschl. v. 27. Juni), der Director des Gymn. in Wiener-Neustadt Karl Woksch zum Director des Gymn. im XIX. Bezirke von Wien und der Director des Communalgymn. im genannten Bezirke Franz Wanner zum Director des Gymn. in Wiener-Neustadt (a. h. Entschl. v. 11. August), der Prof. am akad. Gymn. in Prag Karl Nečásek zum Director des böhm. Gymn. in Prag (Kleinseite) (a. h. Entschl. v. 20. August), der Prof. und Leiter der ruthen. Parallelclassen am Gymn. in Przemysl Gregor Cegliński zum Director des ruthen. Gymn. daselbst (a. h. Entschl. v. 14. August).

Zum wirkl. griech.-orient. Religionslehrer am Gymn. in Zara der Prof. an der griech.-orient. theolog. Lehranstalt in Zara Stefan Javor, zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Prag-Neustadt (Tischlergasse) der Adjunct an der theol. Fac. der böhm. Univ. in Prag Dr. Anton Podlaha. Zum Prof. am Gymn. in Krainburg der Prof. am Gymn. in Rudolfswert Franz Novak und zum wirkl. Lehrer daselbst der Supplent an dieser Anstalt Valentin Korun, zum Lehrer am Gymn. in Bochnia der dieser Anstalt zur Dienstleistung zugewiesene wirkl. Lehrer am Gymn. in Rzeszów Eduard Kozłowski. Zum wirkl. röm.-kath. Religionslehrer am Gymn. in Zloczów der Leiter der Mädchenschule der Benedictinerinnen in Lemberg Clemens Bystrzycki, zum wirkl. Religionslehrer am Gymn. in Krems der Domecurat in St. Polten Johann Bauer, der wirkl. Lehrer am II. deutschen Gymn. in Brünn Dr. Richard Kukula zum wirkl. Lehrer am Staatsgymn. im II. Bezirke in Wien, der Rechnungsofficial im Handelsministerium Dr. Karl Ertl zum wirkl. Lehrer am II. deutschen Gymn. in Brünn, der Supplent am Gymn. in Bochnia Cyrill Grabowicz zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Brody, zum wirkl. Lehrer am IV. Gymn. in Lemberg der prov. Lehrer dieser Anstalt Robert Klemensiewicz, zum wirkl. Lehrer am Gymn. bei St. Anna in Krakau der Supplent an dieser Anstalt Sigismund Stylo, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Jasło der Supplent am Gymn. in Jaroslau Josef Trojnar, zum wirkl. Lehrer am ruthen. Gymn. in Przemysl der Supplent an der Realschule in Lemberg Kasimir Zimmermann, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Tarnopol der Supplent am Gymn. bei St. Anna in Krakau Josef Gebhardt, zum prov. Lehrer am böhm. Gymn. in Prag (Korngasse) der Supplent am akad. Gymn. in Prag Josef Dódek, zum prov. Lehrer am Real- und Obergymn. in Kolin der Supplent am Gymn. in Budweis Wenzel Bendik.

Der wirkl. Lehrer am Gymn. in Deutschbrod Johann Barda zum Lehrer am Gymn. mit böhm. Unterrichtssprache in Budweis, der dem Franz Joseph-Gymn. in Lemberg zur Dienstleistung zugewiesene wirkl. Lehrer am Gymn. in Brody Ferdinand Bostel zum Lehrer am V. Gymn. in Lemberg, der Prof. an der Lehrerbildungsanstalt in Kuttenberg Dr. Franz Brdlík zum Prof. am Gymn. in Hohenmauth, der Prof. am Gymn. in Deutschbrod Dr. Victor von Cintula zum Prof. an der Realschule in den Königlichen Weinbergen, der Prof. am I. deutschen Gymn. in Brünn Raimund Dundaczek zum Prof. an der Realschule im IV. Bezirke in

Wien, der wirkl. Lehrer am Gymn. in Landskron Georg Feierfeil zum Lehrer an der Mittelschule in Reichenberg, der Prof. an der I. deutschen Realschule in Prag Dr. Franz Herold zum Prof. am akad. Gymn. in Wien, der Prof. am Gymn. in Mährisch-Trübau Josef Holzer zum Prof. am Gymn. in Marburg, der Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) Dr. Albert Horčíčka zum Prof. an der Realschule in Linz, der Prof. am Gymn. in Wadowice Ignaz Hoszowski zum Prof. am Gymn. in Stryj, der Lehrer am Privatgymn. der Gesellschaft Jesu in Bakowice-Chyrów Josef Kannenberg zum Lehrer am Gymn. bei St. Hyacinth in Krakau, der Prof. am Obergymn. in Laibach Anton Kaspret zum Prof. am I. Gymn. in Graz, der Prof. am Communal-Gymn. in Hohenmauth Dr. Jaroslav Kosina zum Prof. am Gymn. in Deutschbrod, der Prof. am Gymn. in Böhmisches-Leipa Josef Kostlivy zum Prof. am Gymn. in Eger, der wirkl. Lehrer am Gymn. in Mährisch-Trübau Alois Krawutschke zum Prof. am Gymn. in Troppau, der Prof. am Gymn. in Schlan Josef Lacina zum Prof. an der böhm. Realschule in Prag-Kleinseite, der dem deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse) zur Dienstleistung zugewiesene Prof. am Gymn. in Böhmisches-Leipa Dr. Gustav Adolf Lindner zum Prof. am deutschen Gymn. in Prag-Altstadt, der wirkl. Lehrer am Gymn. in Znaim Heinrich Marek zum Prof. am deutschen Gymn. in Pilsen, der Prof. am Gymn. in Marburg Josef Meisel zum Prof. am Gymn. im IX. Bezirke in Wien, der Prof. am Gymn. in Tarnopol Josef Nógaj zum Prof. am V. Gymn. in Lemberg, der Prof. an der Realschule in Elbogen Dr. Gustav Nowak zum Prof. am Gymn. in Leitmeritz, der Prof. am Gymn. in Kaaden Wenzel Nowak zum Prof. am deutschen Gymn. in Pilsen, der Prof. am Communal-Gymn. in Triest Jakob Pernecher zum Prof. am Gymn. in Rovereto, der Prof. am Gymn. in Raudnitz Dr. Emanuel Peroutka zum Prof. am Gymn. in den Königl. Weinbergen, der wirkl. Lehrer am böhm. Gymn. in Badweis Dr. Josef Pražák zum Lehrer am böhm. Realgymn. in Smichov, der Prof. am Gymn. in Taus Karl Procházka zum Prof. am Gymn. in Raudnitz, der Lehrer am Privatgymn. der Gesellschaft Jesu in Bakowice-Chyrów Josef Pryjma zum Lehrer am ruthen. Gymn. in Przemyśl, der Prof. am Communal-Gymn. in Hohenmauth Emanuel Schwarz zum Prof. an der Realschule in den Königl. Weinbergen, der Prof. am Gymn. in Schlan Franz Stýblo zum Prof. am böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Korngasse), der Prof. am böhm. Privatgymn. in Troppau Thomas Svěrák zum Prof. am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch, der Prof. am Gymn. in Wallachisch-Meseritsch Johann Tondl zum Prof. am böhm. Gymn. in Kremsier, der Prof. am böhm. Realgymn. in Smichov Johann Vařeka zum Prof. am Real- und Obergymn. in Prag, der Prof. am Gymn. in Ried Friedrich Vierhapper zum Prof. an der Realschule im IV. Bezirke in Wien, der Prof. am Gymn. in Radautz Romuald Wurzer zum Prof. am Gymn. in Czernowitz, der Prof. am Gymn. in Jasło Franz Znamirovski zum Prof. an der Realschule in Krakau.

Zu wirkl. Lehrern an Staats-Mittelschulen: a) die prov. Lehrer: Dr. Edmund Hauler vom Gymn. im II. Bezirke in Wien für diese Anstalt, Peter Hrubý vom akad. Gymn. in Prag für das Gymn. in Schlan, Norbert Lang vom Gymn. in Krumau für das Gymn. in Landskron, Andreas Mek vom Gymn. in Radautz für diese Anstalt, Alois Neusser vom Gymn. in Brüx für die Realschule in Böhmisches-Leipa, Otto Schmidt von der Realschule in Linz für das Gymn. im XIX. Bezirke in Wien, Heinrich Šrámek vom Real- und Obergymn. in Příbram für diese Anstalt, Sergius Szpoynarowski von der Lehrerbildungsanstalt in Czernowitz für das Gymn. in Czernowitz, Dr. Jakob Všetěčka vom Real- und Obergymn. in Kolin für das Gymn. in Jičín, Dr. Karl Wotke vom Gymn. in Oberhollabrunn für das Gymn. im XVII. Bezirke in Wien. b) Die Supplementen: Ferdinand Banholzer vom Real- und Obergymn. im VI. Bezirke in Wien für das I. deutsche Gymn. in Brünn,

Wilhelm Berann vom deutschen Gymn. in Pilsen für das Gymn. in Landskron, Ladislaus Bojarski von der Realschule in Krakau für das Gymn. in Kolomea, Franz Chytil vom I. deutschen Gymn. in Brünn für das deutsche Gymn. in Kremsier, Johann Dorozíński vom Gymn. in Bochnia für das Gymn. in Wadowice, Thomas Dutkiewicz vom Gymn. in Jaroslau für das Gymn. in Tarnopol, Karl Franta vom Gymn. in Jičín für das Gymn. in Hohenmauth, Dr. Josef Gmeiner vom Gymn. im III. Bezirke in Wien für das Gymn. in Pola, Alfred Groß vom Gymn. in Bielitz für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Adalbert Hanačik vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Kornegasse) für das böhm. Gymn. in Budweis, Alois Holas vom böhm. Obergymn. in Brünn für das Gymn. in Wallachisch-Meseritsch, Wenzel Jezdinský vom akad. Gymn. in Prag für das Gymn. in Schlan, Wladislav Kalousek vom akad. Gymn. in Prag für das Gymn. in Raudnitz, Dr. Stanislaus Kępiński von der Realschule in Krakau für das Gymn. in Rzeszów, Richard Kotyka vom Gymn. in Eger für das deutsche Gymn. in Prag-Neustadt (Stephansgasse), Dr. Michael Kozłowski von der Realschule in Krakau für das Gymn. in Podgórze, Dr. Josef Kubik vom Gymn. im III. Bezirke in Wien für das Gymn. in Mährisch-Trübau, Rudolf Lippert von der Communal-Realschule im VI. Bezirke in Wien für das Gymn. in Freistadt, Alois Mayr vom Gymn. in Triest für das Untergymn. in Gottschee, Heinrich Michler vom akad. Gymn. in Wien für das Gymn. in Kaaden, Franz Moučka von der böhm. Staats-Mittelschule in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Hohenmauth, Anton Nevole vom böhm. Gymn. in Olmütz für diese Anstalt, Dr. Johann Pawlikowski vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Podgórze, Dr. Franz Perschinka vom Elisabeth-Gymn. in Wien für das Gymn. in Triest, Ladislaus Pirchan von der böhm. Staats-Mittelschule in Prag-Kleinseite für das Gymn. in Taus, Richard Plasche vom Communal-Gymn. im XIX. Bezirke in Wien für das Gymn. in Böhmisches-Leipa, Richard Přerovsky vom deutschen Gymn. in Budweis für die Realschule in Böhmisches-Leipa, Emanuel Roszka vom Gymn. in Stanislau für das Gymn. in Rzeszów, Dr. Matthias Rypl von der Realschule in Budweis für das Gymn. in Krumau, Anton Šakrawa vom Gymn. in Pola für diese Anstalt, Karl Schmidt vom Gymn. in Eger für das Gymn. in Böhmisches-Leipa, Dr. Jakob Simon vom II. Gymn. in Graz für das Gymn. in Eger, Johann Škálal vom Real- und Obergymn. in Chrudim für das Gymn. in Reichenau, Johann Stránský vom Gymn. in Königgrätz für das Gymn. in Deutschbrod, Hyacinth Tyrafa vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Wadowice, Franz Wachter von der Realschule in Innsbruck für das Gymn. in Ried, Dr. Stanislaus Witkowski vom Gymn. bei St. Anna in Krakau für das Gymn. in Brody, Franz Wonisch vom Gymn. im VIII. Bezirke in Wien für das Gymn. in Ried.

Zu prov. Lehrern an Staats-Mittelschulen die Supplenten: Hubert Badstüber vom deutschen Gymn. in Pilsen für das Gymn. in Krumau, Dr. Franz Drtina vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Kornegasse) für das akad. Gymn. in Prag, Laurenz Dušek vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Tischlergasse) für das Real- und Obergymn. in Příbram, Karl Gassmann vom deutschen Gymn. in Olmütz für diese Anstalt, Dr. Franz Groh vom böhm. Gymn. in Prag-Neustadt (Kornegasse) für das Real- und Obergymn. in Kolin, Dr. Eduard Hula vom II. deutschen Gymn. in Brünn für das Gymn. im II. Bezirke in Wien, Karl Jirovec von der böhm. Staats-Mittelschule in Prag-Kleinseite für das Real- und Obergymn. in Prag, Aurel Kiebel von der griech.-orient. Realschule in Czernowitz für das Gymn. in Brüx, Karl Loitlerberger vom Gymn. im Linz für das Gymn. in Mährisch-Weißkirchen, Ottokar Paroubek von der böhm. Staats-Mittelschule in Prag-Kleinseite für die Realschule in Pardubitz, Dr. Emil Sekera vom Gymn. in Pilgram für diese Anstalt, Johann Školník vom Real- und Obergymn. in Chrudim für das Gymn. in den Königlichen Weinbergen, Dr. Samuel Spitzer vom Gymn. in Radautz für diese Anstalt.

Zu wirkl. Lehrern am Staatsgymn. im XIX. Bezirke von Wien die Proff. und wirkl. Lehrer am Communalgymn. im XIX. Bezirke von Wien: Wenzel Wild, Alois Heilsberg, Guido Ritter von Alth, Franz Kopallik, Dr. Karl Kunst, Dr. Alois Vetchy, Wenzel Rudofsky, Eduard Jančík, Rudolf Bathelt, Alois Dießl und Dr. Karl Klement, ferner am Staatsgymn. in Hohenmauth die Proff. und wirkl. Lehrer am Communalgymn. in Hohenmauth Wratislaw Votrubec, Josef Kovař, Matthias Dusek, Dr. Karl Kremen, Wenzel Sladek, Gustav Safarovic, Franz Strer, Ignaz Frank und Franz Šimaček. Zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Krainburg der Supplent am Untergymn. in Laibach Anton Stritof, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Rudolfswert der Supplent am Obergymn. in Laibach Alois Vrbnik, zum wirkl. Lehrer am Untergymn. in Laibach der Lehrer an der k. k. Knabenvolksschule in Triest Martin Sinković, der Prof. am Landesgymn. in Leoben Julius Glowacki und der Prof. am Obergymn. in Cilli Anton Kosi zu Proff. am Untergymn. mit deutsch-sloven. Unterrichtssprache in Cilli. Zum griech.-kathol. Religionslehrer am Untergymn. in Buczac der Cooperator und Prediger an der Kathedralkirche in Stanislaw Anton Wojciechowski, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Krems der Supplent am Staatsgymn. im II. Bezirke von Wien Dr. Julius Downtiel, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Leitomischl der prov. Lehrer am Gymn. in Jičín Johann Vobornik, zum wirkl. Lehrer am Gymn. in Capodistria der Supplent an der Realschule in Rovereto Johann Larcher, zum prov. Lehrer am Gymn. in Linz der Supplent am Gymn. in Saaz Franz Herget, zum prov. Lehrer am Gymn. in Jičín der Supplent am Real- und Obergymn. in Příbram Johann Kašpar, zum prov. Lehrer an der deutschen Realschule in Pilsen der Supplent am Gymn. in Eger Lorenz Neissl.

Dem Prof. am Gymn. in Königgrätz Othmar Váhorný wurde eine Lehrstelle am Gymn. in Hohenmauth verliehen.

Der Prof. am Gymn. in Krems Hugo Mužik zum Prof. am Elisabeth-Gymn. in Wien. Zum Prof. am Gymn. in Innsbruck der Prof. an der Realschule in Steyr Vincenz Lavogler, zum Prof. am akad. Gymn. in Prag der Prof. am Gymn. in Leitomischl Dr. Josef Novák.

Zum Religionslehrer am böhm. Gymn. in Prag-Kleinseite der Religionsprof. am Gymn. in Raudnitz Wenzel Müller, zu Lehrern an der böhm. Realschule in Prag (Gerstengasse) der Lehrer am Gymn. in Pilgram Dr. Josef Theurer und der Lehrer am Real- und Obergymn. in Příbram Adalbert Jäger, zum Prof. am böhm. Gymn. in Prag-Kleinseite der Prof. am Gymn. in Raudnitz Johann Sommer, zum Lehrer am deutschen Gymn. in Prag-Neustadt (Graben) der Lehrer am Gymn. in Mies Rudolf Entlicher, zum Lehrer am Gymn. in Jičín der Lehrer am Untergymn. in Časlau Gotthard Smolar, zum Prof. am II. Gymn. in Lemberg der Prof. am IV. Gymn. in Lemberg Michael Bogusz.

In die VIII. Rangklasse wurden befördert: der Prof. am Gymn. in Brzeżany Alois Steiner, der Prof. am Gymn. in Kolomea Cornel Polánski, der Prof. am Gymn. bei St. Anna in Krakau Dr. Franz Tomaszewski, die Proff. am III. Gymn. in Krakau Anton Soswinski und Josef Winkowski, der Prof. am II. Gymn. in Lemberg Theophil Gruszkiewicz, die Proff. am Franz Joseph-Gymn. in Lemberg Franz Terlikowski und Thaddäus Kilarski, die Proff. am IV. Gymn. in Lemberg Johann Frydrych, Ladislaus Fronez und Leo Rudnicki, der Prof. am Gymn. in Podgórze Ignaz Kosciński, der Prof. am Gymn. in Neu-Sandec Josef Flis, die Proff. am Gymn. in Stryj Johann Wachnianin und Johann Kostecki, der Prof. am Gymn. in Wadowice Ignaz Hozowski, der Prof. am Staatsgymn. in Triest Dr. Karl Glaser, die Proff. am akad. Gymn. in Wien Engelbert Neubauer, Hermann Dupky und Georg Schlegl, die Proff. am Franz Joseph-Gymn. in Wien Franz Slameczka und Karl Albert Schmidt, der Prof. am Staatsgymn. im II. Bezirke von Wien Dr. Rupert Schreiner, der Prof. am Gymn.

im III. Bezirke von Wien Johann Kny, der Prof. am Gymn. im V. Bezirke von Wien Dr. Franz Prosch, die Prof. am Gymn. im VI. Bezirke von Wien Josef Fiegl und Dr. Georg Wagner, die Prof. am Gymn. im VII. Bezirke von Wien Dr. Wilhelm Jerusalem und Franz Sparmann, der Prof. am Gymn. im IX. Bezirke von Wien Josef Golling, der Prof. am Gymn. im XII. Bezirke von Wien Adolf Michl, die Prof. am Gymn. im XVII. Bezirke von Wien Ferdinand Thetter und Anton Rossner, der Prof. am Gymn. in Czernowitz Karl Wolf, der Prof. am Obergymn. in Laibach Franz Brežnik, der Prof. am Untergymn. mit deutsch-sloven. Unterrichtssprache in Cilli Julius Glowacki, der Prof. am Staatsgymn. in Triest Marcus Guggenberger.

Zum Bezirksschulinspector für die deutschen Schulen der Schulbezirke Rudolfswerth, Tschernembl und Gottschee der Gymnasialdirector Peter Wolsegger in Gottschee, zum Bezirksschulinspector für den Stadtbezirk Trient der Prof. am Staatsgymn. in Trient Josef Defant. Zu Bezirksschulinspectoren in Oberösterreich für den Stadtbezirk Linz und den Schulbezirk Kirchdorf der Gymnasialprof. in Linz Johann Commenda, für den Schulbezirk Freistadt der Gymnasialdirector Johann Habenicht in Freistadt, für die Schulbezirke Linz (Land) und Rohrbach der Gymnasialprof. Dr. Cajetan Höfner in Linz, für den Schulbezirk Ried der Gymnasialdirector Josef Palm in Ried. Zum Bezirksschulinspector für den Stadtbezirk Lemberg der Director des Gymn. in Sanok Thomas Tokarski. Zum Bezirksschulinspector für die in den Steuerbezirken Neupaka und Liban gelegenen böhm. Schulen des Schulbezirkes Jián der Prof. am böhm. Gymn. in Pilsen Franz Hladký.

Zu definit. Bezirksschulinspectoren in Galizien in der VIII. Rangklasse: der Prof. am II. Gymn. in Lemberg und prov. Bezirksschulinspector in den Schulbezirken Biała-Żywiec Johann Krawczyk unter Enthebung desselben von der Inspection der Schulen im Schulbezirke Żywiec, der Prof. am Gymn. in Zloczów und prov. Bezirksschulinspector in den Schulbezirken Kolomyja-Kossów Felix Urbanski.

Der Min. für C. und U. hat für das Sommersemester 1895/6 (einschließlich der Hauptferien) Stipendien zu Studienreisen nach Italien und Griechenland folgenden Lehrpersonen verliehen: dem Prof. am Gymn. in Krems Hugo Muzik, dem Prof. am Gymn. in Freistadt Josef Deubler, dem Prof. am Obergymn. in Laibach Raimund Perušek, dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Pola Dr. Georg Heidrich, dem Prof. am Gymn. in Böhmisch-Leipa Eduard Ott, dem Prof. an der böhm. Oberrealschule in Prag Dr. Heinrich Metelka, dem wirkl. Lehrer am deutschen Gymn. in Ungarisch-Hradisch Andreas Simeoner, dem Prof. am akad. Gymn. in Lemberg Dr. Thaddäus Mandybur, dem Prof. am Gymn. in Wadowice Stanislaus Rzepiński und dem wirkl. Lehrer am Gymn. in Radatz Dr. Siegfried Lederer.

Auszeichnungen erhielten:

Der ord. Prof. der spec. med. Pathologie und Therapie an der böhm. Univ. in Prag Dr. Theophil Eiselt den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 26. März).

Der Actuar der Wiener Univ. kais. Rath Richard Tomaschek den Titel eines Universitäts-Kanzleidirectors (a. h. Entschl. v. 31. März).

Der Landesschulinspector Dr. Ludomil German in Lemberg den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 25. April).

Der Landesschulinspector Dr. Sigismund Samolewicz aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 12. Mai).

Der Bibliothekar der Univ.-Bibliothek in Prag Anton Zeidler aus Anlass von dessen Übernahme in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Regierungsrathes (a. h. Entschl. v. 13. Mai).

Dem Bezirksschulinspector und Gymnasialprof. Hans Commedia wurde aus Anlass der Eröffnung des Museum: Francisco-Carolinum in Linz die a. h. Anerkennung ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 5. Juni).

Der Religionslehrer am Staatsgymn. in Triest Dr. Peter Tomasini wurde zum Ehrenherrn bei dem Cathedralcapitel in Triest ernannt (a. h. Entschl. v. 26. Juni).

Der Ministerialrath im Ministerium für C. und U. Arthur Graf Bylandt-Rheydt das Ritterkreuz des Leopoldsordens (a. h. Entschl. v. 28. Juni).

Der Landesschulinspector Dr. Theodor Wolf aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel und Charakter eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 12. Juli).

Der Prof. am Gymn. der Theres. Akademie Schulrath Dr. Franz Rumpf aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Franz Joseph-Ordens (a. h. Entschl. v. 13. Juli).

Der Prof. des Bibelstudiums und der höheren Exegese des neuen Testaments an der Lemberger Univ. Dr. Josef Komarnicki und der Prof. der Pastoraltheologie und der Pädagogik an der genannten Univ. Dr. Johann Bartoszewski zu Ehrenomherren des griech.-kathol. Metropolitancapitels in Lemberg (a. h. Entschl. v. 16. Juli).

Der ord. Prof. der Pastoraltheologie an der Univ. in Wien Dr. Anselm Ricker aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 24. Juli).

Der Prof. der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an der theolog. Diöcesanlehranstalt in Laibach Josef Smrekar wurde zum Ehrenomherren des Cathedralcapitels in Laibach ernannt (a. h. Entschl. v. 25. Juli).

Der ord. Prof. des deutschen Rechtes an der Univ. in Czernowitz Regierungsrath Dr. Friedrich Schuler von Libloy aus Anlass der von ihm erbetenen Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 7. August).

Dem ord. Prof. an der evang.-theol. Fac der Univ. in Wien Militärsuperintendenten Dr. Johann Seberiny wurde anlässlich seines Übertrittes in den bleibenden Ruhestand der Ausdruck der a. h. Zufriedenheit bekannt gegeben (a. h. Entschl. v. 15. August).

Der Prof. der Akademie der bildenden Künste in Wien Johannes Sonnenleitner aus Anlass seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand den Orden der eisernen Krone III. Classe (a. h. Entschl. v. 25. August).

Dem Vicepräsidenten des Landesschulrathes für Niederösterreich Victor Ritter von Pfersman von Eichthal wurde aus Anlass der über seine Bitte erfolgten Versetzung in den bleibenden Ruhestand in Anerkennung seiner vieljährigen, vorzüglichen Dienstleistung das Ritterkreuz des Leopoldsordens verliehen (a. h. Entschl. v. 7. Sept.).

Der ökonomisch-administrative Referent beim Landesschulrath für Niederösterreich Statthaltereirath Wilhelm Hanisch den Titel und Charakter eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 7. Sept.).

Der Studienpräfect am Lemberger griech.-kathol. Clericalseminar und suppl. Katechet am akad. Gymn. in Lemberg Johann Czapski wurde zum Domherrn am griech.-kathol. Metropolitancapitel ernannt (a. h. Entschl. v. 7. Sept.).

Der ord. Prof. des Bibelstudiums des neuen Testaments an der Univ. in Wien Dr. Franz Pölzl den Titel eines Hofrathes (a. h. Entschl. v. 8. Sept.).

Dem Prof. an der Akademie der bildenden Künste in Wien Josef Matthias von Trenkwald wurde aus Anlass seiner Versetzung in den bleibenden Ruhestand die a. h. Anerkennung ausgesprochen (a. h. Entschl. v. 13. Sept.).

Nekrologie.

Am 4. März in Christiania der als Dialectforscher verdiente Gymnasiallehrer Knudsen, 83 J. alt.

Am 5. März in London der Schriftsteller auf dem Gebiete der Psychiatrik Dr. Hack Tucke, 67 J. alt.

Am 6. März in Christiania die Schriftstellerin Camilla Collet, 82 J. alt.

Am 10. März in Breslau der Privatdocent für Medicin Dr. Hildebrandt, 29 J. alt, in Tettnang der Arzt und Historiker geh. Hofrath Dr. A. Moll, 77 J. alt, und in Wien der Historiker Dr. H. Meynert, 87 J. alt.

Am 13. März in Birmingham der Prediger und Schriftsteller Dr. Dale.

Am 17. März in Berlin der a. o. Prof. für Strafrecht an der Univ. daselbst Dr. Ernst Rubo, 61 J. alt, und in Rom der ord. Prof. der Philosophie an der röm. Univ. Dr. Luigi Ferri, 68 J. alt.

Am 18. März in Braunschweig der Museumsinspector und Kunstschriftsteller Prof. Dr. J. E. Wessely, 68 J. alt, und in Lyon der Präsident der Akademie daselbst, Advocat Mollière, 86 J. alt.

Am 19. März in Würzburg der ord. Prof. für Strafrecht an der Univ. daselbst Dr. Karl von Risch, 60 J. alt.

Am 20. März in Bern der Prof. der Mathematik an der dortigen Univ. Dr. Ludwig Schläfli, 80 J. alt.

Am 21. März in London der Literarhistoriker James Sime, 51 J. alt.

Am 24. März in Wien der Director der n.-ö. Landesirrenanstalt Dr. Gauster, 67 J. alt.

Am 27. März in Budapest der Goetheforscher Advocat B. Elischer, 76 J. alt.

Im März in Grimma der Prof. am dortigen Gymn. Dr. Axt, in Rom der zweite Präfect der vaticanischen Bibliothek P. Johann Bollig S. L., in Griechenland der ord. Prof. der Philosophie an der Univ. in Kiel Dr. Gustav Glogau, 51 J. alt, in Görlitz der Director des naturhist. Museums Dr. Peck und in Kopenhagen der vormalige Prof. Etatarsath S. Bagge.

Am 1. April in Halle a. S. der Gymnasialdirector a. D. Dr. Otto Nasemann und in Paris der Akademiker Doucet, fast 83 J. alt.

Am 9. April in Göttingen der ord. Prof. der Geschichte an der Univ. daselbst Dr. Ernst Steindorff, 55 J. alt, und in Dresden der Schriftsteller Dr. R. Doehn, 74 J. alt.

Am 10. April in Berlin der Dramaturg der k. Schauspiele Prof. Dr. E. Taubert, 51 J. alt.

Am 11. April in Pforzheim der Gymnasialdirector Prof. Dr. Schneider, 63 J. alt.

Am 12. April in Tübingen der ord. Prof. der Chemie an der dortigen Univ., Dr. Lothar von Meyer, 64 J. alt.

Am 15. April in Newhaven der Naturforscher Prof. a. D. J. D. Dana, 82 J. alt, und in Meiningen der Culturhistoriker K. Kiesewetter, 41 J. alt.

Am 19. April in Putbus Prof. Dr. Franz Biese, im 91. Lebensjahre.

Am 20. April in Wiesbaden der ord. Prof. der class. Archäologie an der Univ. in Königsberg, Dr. Gustav Hirschfeld, 47 J. alt.

Am 23. April in Leipzig der ord. Prof. der Physiologie an der dortigen Univ. geh. Rath Dr. C. F. Ludwig, 78 J. alt, in Lund der Historiker Dr. N. G. Bruzelius, 69 J. alt, und in Brüssel der Schriftsteller X. de Reul, 66 J. alt.

Am 24. April in Fiume der als Marineschriftsteller und Dichter bekannte Capitän a. D. von Littrow, 75 J. alt.

Am 25. April in Leutzsch bei Leipzig der a. o. Prof. der Agriculturchemie Dr. Robert Sachse.

Am 26. April in Erlangen der ord. Prof. des Strafrechtes an der Univ. daselbst, Dr. C. F. Lueder, 60 J. alt.

Am 28. April in Leipzig der ord. Prof. der Chirurgie geh. Rath Dr. Karl Thiersch, 73 J. alt.

Am 29. April in Krakau der ord. Prof. der Augenheilkunde an der dortigen Univ. Dr. L. Rydel, 56 J. alt, und in Wien der Schriftsteller Regierungsrath Dr. L. F. Meißner, 60 J. alt.

Am 30. April in Wiesbaden der berühmte Romanschriftsteller wirkli. geh. Rath Dr. Gustav Freytag, 78 J. alt.

Im April in Prag der Prof. der Physiologie an der böhm. Univ. daselbst Staatsrath Dr. W. Tomsa, in Dresden der ord. Prof. der Ingenieurwissenschaften an der dortigen techn. Hochschule geh. Hofrath Dr. Wilhelm Fraenkel, 54 J. alt, und in Lissabon der Schriftsteller Pinheiro Chagas.

Am 1. Mai in Wien der Botaniker Hooibrenk, 83 J. alt.

Am 3. Mai in Wiesbaden der frühere Prof. der Medicin am Medical College zu New-York E. Nöggerath, 67 J. alt.

Am 5. Mai in Genf der ord. Prof. der Zoologie und Geologie an der dortigen Univ. Dr. Karl Vogt, 77 J. alt.

Am 12. Mai in St. Petersburg der Prof. V. Pavlov, 71 J. alt, und in Matadi an der Congomündung der englische Afrikareisende E. J. Graves.

Am 13. Mai in Marburg der a. o. Prof. der Physik an der dortigen Univ. Dr. A. Elsass, 40 J. alt.

Am 17. Mai in Leipzig der Schriftsteller Dr. G. Stockmann, 72 J. alt.

Im Mai in Münster i. W. der Historiker Assessor a. D. Geisberg, 76 J. alt, in Stuttgart der Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie S. Schott, in Sophia der Prof. der slav. Geschichte und Literatur M. Dragomanow, 54 J. alt, und in Paris der japanische Schriftsteller Motoposi Saizau.

Am 15. Juni in Baden bei Wien der Componist und Schriftsteller Richard Genée, 62 J. alt.

Am 17. Juni in Zürich der vormalige Prof. der Philologie an der Univ. daselbst, Dr. A. Hug, 64 J. alt, und in Dublin der Prof. der Chirurgie an der Univ. daselbst Sir Porter.

Am 20. Juni auf seinem Gute Schloss Prank bei Knittelfeld in Steiermark der kais. Rath und ehemalige Director einer Privat-Realschule in Wien, die von 1861—1877 bestand, Meixner.

Am 22. Juni in Berlin der ord. Prof. der Astronomie an der dortigen Univ. Dr. Friedrich Tietjen, 60 J. alt.

Am 23. Juni in Bad Wildungen der russische Ästhetiker Senator D. Rowinski und in Manchester der vormalige Prof. der Botanik Dr. W. Williamson, 79 J. alt.

Am 24. Juni in Marburg der Historiker Oberst a. D. Nebelthau, 61 J. alt, und in Tübingen der ord. Prof. der indo-germ. Sprachwissenschaft an der dortigen Univ. Dr. Rudolf von Roth, 74 J. alt.

Am 29. Juni in London der Prof. der vergl. Anatomie und Physiologie am Royal College of Surgeons daselbst Thomas H. Huxley, 70 J. alt.

Im Juni in Montpellier der Prof. der pathol. Anatomie an der dortigen Univ. Kiener und in Petersburg der russische Romanschriftsteller Sergei Atawa, 53 J. alt.

Am 1. Juli in Baden-Baden der ord. Prof. der Physik an der Univ. in Halle a. S. geh. Rath Dr. Karl H. Knoblauch, 75 J. alt.

Am 5. Juli in Casal Donelasco bei Stradella der Afrikaforscher Graf A. Salimbeni.

Am 6. Juli in Berlin der ord. Prof. der engl. Philologie an der Univ. daselbst Dr. Julius Zupitza, 51 J. alt.

Am 8. Juli in Wien der emer. ord. Prof. der Physik Dr. Josef Loschmidt, 74 J. alt.

Am 12. Juli in Petersburg der russische Alterthumsforscher und Prof. a. D. Staatsrath P. J. Ssawwaitow, 81 J. alt.

Am 13. Juli in Turin der Prof. des Griechischen an der Univ. daselbst Dr. Giuseppe Müller, am 2. Mai 1825 zu Brünn geboren.

Am 15. Juli in Brüssel der Prof. der Geologie Wittmeur.

Am 19. Juli in Berlin der Schriftsteller auf dem Gebiete der Philosophie und Musik Prof. G. Engel, 71 J. alt, und in Heidelberg der ord. Honorarprof. für Ohrenheilkunde an der Univ. daselbst Dr. Salomon Moos, 64 J. alt.

Am 20. Juli in Greifswald der ord. Prof. der Zoologie an der Univ. daselbst Dr. Adolf Gerstäcker, 65 J. alt, in Pforta der Gymnasialprof. Dr. Bertram, 51 J. alt, und in Paris der Prof. der Botanik Baillon.

Am 22. Juli in Berlin der ord. Prof. des röm. Rechtes an der Univ. daselbst wirkl. geh. Rath Dr. Rudolf von Gneist, fast 79 J. alt, und in Tübingen der ord. Prof. für Augenheilkunde an der Univ. daselbst, Dr. Albrecht Nagel, 62 J. alt.

Am 24. Juli in Rom der Botaniker und Afrikaforscher Riva.

Am 25. Juli in Schwerin i. M. der Anthropologe Dr. E. Krause.

Im Juli in Dorpat (Jurjew) der Docent der Mathematik Hofrath Dr. G. von Grose, in Cambridge der Prof. der Botanik Ch. C. Babbington, und in Helsingfors der Prof. der Theologie G. von Essen, 80 J. alt.

Am 1. August in Marburg der Director der k. preuß. Staatsarchive wirkl. geh. Rath Prof. Dr. Heinrich von Sybel, 77 J. alt.

Am 2. August in London der Geologe und Afrikaforscher J. Thomson, 37 J. alt.

Am 5. August in London der socialwissenschaftliche Schriftsteller Fr. Engels, 74 J. alt.

Am 9. August in Kopenhagen der Prof. der englischen Sprache Dr. Stephens, 82 J. alt.

Am 11. August in Wasserburg am Bodensee der ord. Prof. der physiol. Chemie an der Univ. in Straßburg i. E. Dr. Georg Hoppe-Seyler, 67 J. alt.

Am 19. August in Zürich der ord. Prof. der deutschen Philologie an der Univ. daselbst Dr. Ludwig Tobler, 68 J. alt.

Am 20. August in Plevna bei Cilli der frühere Director der k. k. Hof- und Staatsdruckerei Hofrath Dr. Ritter von Beck, 83 J. alt.

Am 25. August in Bremen der jurist. Schriftsteller Dr. H. A. Post, 56 J. alt.

Am 27. August in Bartenberg bei Niemes der emer. ord. Prof. der Botanik an der deutschen Univ. in Prag Dr. M. Willkomm, 73 J. alt, und in Gotha der hochverdiente Lexikograph Gymnasialprof. a. D. Dr. K. E. Georges, 88 J. alt.

Im August in Paris der Prof. der Geschichte an der Sorbonne A. Geffroy, 75 J. alt, in Basel der a. o. Prof. der gerichtl. Medicin Dr. Ernst von Sarg, 45 J. alt, in Porto d'Anzio bei Rom der a. o. Prof. der class. Philologie an der Univ. zu Basel Dr. Johann Toepffer, fast 35 J. alt, in Stockholm der Prof. der Zoologie S. L. Lovén, 86 J. alt, und in Genua der Orientalist Dr. Giuseppe Sapeto, 86 J. alt.

Am 1. Sept. in Brody der Hebraist O. Schorr, 80 J. alt.

Am 10. Sept. in Brüssel der Vorsitzende der Gesellschaft für wallonische Literatur, Notar Dejardin, 76 J. alt.

Am 12. Sept. in Herrliberg der Schriftsteller Pfarrer Hemmann, 63 J. alt.

Am 15. Sept. in Leipzig der Schriftsteller Dr. M. Brasch, 52 J. alt, und in Heidelberg der Historiker Prof. Dr. Th. Söpffe, 62 J. alt.

Berichtigung. S. 480, Z. 2 v. u. l. Seabra.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Betrachtungen zur psychologischen Poetik.¹⁾

Dass eine Poetik, soll sie zu wahrhaft fruchtbringender Erkenntnis des dichterischen Schaffens einerseits, der poetischen Wirkung andererseits führen, auf psychologischer Grundlage aufgebaut sein müsse, kann wohl nicht bezweifelt werden. Denn sowohl Schaffen wie Genießen sind nur Functionen des menschlichen Innenlebens. Gleichwohl haben, soviel ich sehe, sowohl Ästhetiker als Philologen diese psychologische Grundlage vernachlässigt, diese, weil sie vom Standpunkte historischer Forschung den philosophischen Charakter gescheut, jene wohl, weil sie die psychologische Begründung ihrer inductiv oder deductiv abgeleiteten Regeln für selbstverständlich gehalten haben. Doch beruht dies sicherlich auf einem Irrthum; denn die neueren Versuche zur Psychologie der Dichtung, seien sie nun von literarhistorisch oder philosophisch geschulten Gelehrten ausgegangen, zeigen eine sehr bedenkliche Unsicherheit in den Grundlagen. Fechners Vorschule der Ästhetik erörtert nur einzelne Probleme, ebenso geht Scherers Poetik, nachdem ganz richtig die trennenden Gesichtspunkte Dichter und Publicum aufgestellt sind, ohne die Principien zu erörtern, sofort auf Untersuchung einzelner Specialprobleme ein. Fast das beste bietet du Prel, Psychologie der Lyrik. Leipzig 1880. Hingegen kann E. M. Werners „Physiologie der Lyrik“ kaum darauf Anspruch erheben, eine wissenschaftliche Untersuchung im besten

¹⁾ Der folgende Aufsatz ist im October 1893 der Redaction dieser Zeitschrift übersandt worden. Daraus erklärt sich, dass die seither erschienene Literatur nicht berücksichtigt erscheint, ferner dass in meiner Programmabhandlung „Zur Lehre vom poetischen Genießen. Ein Beitrag zur psychologischen Poetik“, als Sonderabdruck aus dem Jahresberichte der Gumpendorfer Oberrealschule erschienen, Wien 1895, die ursprünglich als Fortsetzung der vorliegenden gedacht war, einige Sätze wiederholt werden mussten, die man hier finden wird.

Sinne des Wortes genannt zu werden.¹⁾ Valentin hat nun in seinem Aufsätze „Poetische Gattungen“ (Zs. f. vgl. Literaturgesch. 5, 37 ff.) den Weg gewiesen, der, richtig fortgeführt und von der Specialforschung gefördert, zum Ziele führen muss. Die folgenden Ausführungen sollen einzelnes, was mir in Valentins Ausführungen unrichtig oder ungenau scheint, richtigstellen und schärfer fassen. Die zahlreichen schönen und scharfsinnigen Gedanken in dem genannten Aufsätze werden stillschweigend anerkannt, da ich wohl einsehe, dass darin der Anfang gemacht worden ist, die Kluft zwischen ästhetischer und literarhistorischer Betrachtung dichterischer Kunstwerke auszufüllen.

V. scheidet scharf zwischen poetischen Gattungen und poetischen Formen. Bei jenen kommt es darauf an, was durch das Mittel der Sprache vom Dichter dem Publicum (um ein für allemal diesen Ausdruck für die Gesamtheit der das Kunstwerk Genießenden anzustellen) vermittelt, bei diesem, wie dieser Vorgang sich vollzieht. Seelenvorgänge sind es, die der Dichter dem Publicum mittheilt (dieser Ausdruck ist wörtlich zu verstehen im Sinne einer wirklichen Übertragung), und je nachdem diese Vorgänge vorwiegend dem Gebiete des Vorstellungs-, Gefühls-, Gedankenlebens entnommen sind, gehört die Dichtung der epischen, lyrischen, reflectierenden Gattung an.

Quelle der Poesie ist nach V. „eine über das gewöhnliche Empfinden hinausgehende Steigerung des seelischen Lebens; sie wird durch freudige oder schmerzliche Erregung hervorgerufen“ (S. 39). „Hat das Gesprochene den Zweck, (im Publicum) eine der Thatsache entsprechende Empfindung zu erwecken . . . so ist eine solche Schöpfung eine Dichtung“ (S. 41).²⁾ Da dies auch für die Lyrik gilt, so ist die unzweifelhaft richtige Thatsache festgestellt, dass auch die Lyrik den Zweck hat, auf ein Publicum zu wirken, was Werner (Lyrik und Lyriker, S. 4 f.) in ganz ungerechtfertigter Verallgemeinerung einzelner Dichterworte geleugnet hat.³⁾ In anderer Beziehung scheint mir aber der gewiss richtige Gedanke über das Verhältnis zwischen Dichter und Publicum nicht präcis genug gefasst zu sein. Das gesteigerte Gefühlsleben⁴⁾

¹⁾ Vgl. Valentin, Zs. f. vgl. Literaturgesch. 4, 325; Minor GGA 1892, 7 ff., und diese Zs. 1892, 1000 ff.

²⁾ Inwiefern hier Val. den poetischen Gebrauch der Sprache von dem gewöhnlichen zur Mittheilung bestimmten unterscheidet und das Problem des Ursprunges der Sprache tangiert, soll hier nicht untersucht werden.

³⁾ Vgl. Scherer, Poetik S. 184.

⁴⁾ Was V. Empfindung nennt, möchte ich, der herrschenden psychologischen Terminologie entsprechend, lieber als Gefühl bezeichnen. Das Wort Empfindung bezeichnet dementsprechend im Folgenden den infolge eines Reizes der Außenwelt eintretenden Reflex der Sinnesorgane, das Bild eines auf die Sinnesnerven einwirkenden Objectes.

wäre für den Dichter die Ursache, für das Publicum die Wirkung des dichterischen Werkes. Gefühle bestehen aber nie für sich, sondern sind lediglich Begleiterscheinungen, um nicht zu sagen Wirkungen, gewisser Sinnesempfindungen oder Vorstellungen, neben welchen es auch unbetonte, d. h. von Gefühlen nicht begleitete Empfindungen und Vorstellungen gibt. Gefühle sind aber auch, wie V. an anderer Stelle (S. 44) richtig bemerkt, mit Worten nicht ausdrückbar.¹⁾ Für den Dichter scheint mir nun die Befähigung zu dichterischem Schaffen nicht sosehr in einer Steigerung des Gefühlslebens, sondern vielmehr der Vorstellungsthätigkeit zu liegen, insofern er imstande ist, selbstthätig Vorstellungen zu producieren,²⁾ oder wenn er Erlebtes und Geschautes darstellt, dunkle bloß reproducirte Vorstellungen zur vollen Deutlichkeit sinnlicher Eindrücke zu erheben und, was freilich schon mehr in das Gebiet poetischer Technik gehört, diese Vorstellungen auch im Publicum mit jener sinnlichen Anschaulichkeit zu erwecken, wie sie in seinem Innern vorhanden sind. Die Thätigkeit des Dichters ist also keine passive, sondern im höchsten Grade activ, productiv; wobei sich allerdings im allgemeinen nicht entscheiden lässt, inwieweit diese Production von Vorstellungen bewusst oder unbewusst, willkürlich oder vom Willen des Dichters beeinflusst sich äußert. Diese Fragen lassen sich aus der Individualität des einzelnen Dichters entsprechend entscheiden.³⁾ Diese erhöhte Vorstellungsthätigkeit, soweit sie sich unwillkürlich einstellt, vergleicht du Prel treffend mit dem Traumleben.

Die Steigerung der Vorstellungsthätigkeit wird allerdings auch von Erscheinungen des Gefühlslebens begleitet sein, und zwar erfahren wir von zweierlei Gefühlen, erstens von solchen, die speciell den producirtten Vorstellungen entsprechen, so dass der Dichter imstande ist, nicht nur das dargestellte Ereignis mit der vollen Klarheit sinnlicher Anschauung vorzustellen, sondern auch das Gefühlsleben der handelnden Personen in seiner vollen Stärke mitzumachen, zweitens von Lust- und Unlustgefühlen, welche das

¹⁾ Aber auch in Tönen nicht. Hier scheint mir Hanslick (Vom musikalischen Schönen), so wenig ich in seiner speciellen Wertschätzung einzelner Musikwerke mit ihm übereinstimme, gegen alle Widersprüche Recht zu haben. Auch Lotze, Gött. Gel. Anz. 1855, S. 1049 ff. und Gesch. der Ästhetik S. 479, hat ihn nicht genügend widerlegt.

²⁾ Scherer, Poetik S. 160, scheint die schöpferische Thätigkeit des Dichters zu unterschätzen und der bloß reproducirenden einen zu breiten Raum zu gewähren. Es ist doch gewiss schöpferische Thätigkeit der Phantasie, wenn -die zuerst ganz allgemeinen Anregungen sich allmählich ins Einzelne verdichten« (ebda. S. 168)

³⁾ Interessante Aufschlüsse gibt z. B. Grillparzer selbst über seine Productionsart, wie er ja einer der schärfsten Selbstbeobachter gewesen ist. Er unterscheidet die unbewusste und unwillkürliche Production seiner Phantasie von der Gedankenarbeit, die stets eintreten muss, wo die Fruchtbarkeit der unwillkürlichen Bilder versiegt; vgl. darüber A. Lichtenheld, Grillparzerstudien II.

Schaffen als solches begleiten, also nur dem Künstler eigen sind, ihn nicht ruhen lassen, bis er sein Werk vollendet und ausgestaltet hat. Das Lustgefühl, das der Künstler bei Betrachtung des vollkommenen eigenen Werkes genießt, ist der Lohn und das Ziel des Schaffens für alle, die „singen wie der Vogel singt“. Die Einzel- forschung hat in der psychologischen Betrachtung des Künstler- lebens das Richtige jedenfalls gefunden, und jeder Biograph eines Dichters wird als Ziel seines Forschens angeben, dessen Vorstellungs- leben zu analysieren, die Quellen der einzelnen Vorstellungen und die Art ihrer Vereinigung zu einem Ganzen zu verfolgen und die begleitenden Seelenvorgänge zu eruieren (vgl. diese Zs. 1892, 1006).

Einfacher, weil der Beobachtung an sich selbst und an anderen leichter zugänglich, ist die psychologische Betrachtung der Wirkung auf das Publicum. Der Genuss eines dichterischen Werkes wird wohl allgemein als etwas Erstrebenswertes bezeichnet. Der Grund dafür muss ein Lustgefühl sein, das jenen begleitet oder aus ihm hervorgeht. Welcher Art dies Lustgefühl ist, darauf gibt V. treffende, wenn auch etwas umständliche Antwort, indem er sagt (S. 42): „Die seelische Befriedigung wird aber, so wie die körperliche, dadurch gewonnen, dass irgend eine Bethätigungsfähigkeit in einer ihrer Anlage entsprechenden Weise in Thätigkeit gesetzt wird.“ Mit anderen Worten, die Freude an dem künstlerischen Werke ist im wesentlichen ein Functionsgefühl bei Aureung des Empfindungs-, Vorstellungs-, Gefühllebens. Darin liegt zugleich die Lösung des Problems, das so vielen Ästhetikern, so auch Schiller und unter den neuesten auch Scherer in seiner Poetik so viel Mühe macht, wodurch das Trauerspiel eigentlich anziehend wirke (Poetik S. 95 ff.). Denn es ist klar, dass ein Werk tragischen Inhalts durch diesen Unlustgefühle erregt; wenn gleichwohl die Perception eines solchen erstrebenswert erscheint, so muss ein Lustgefühl damit verbunden sein, das an Intensität jene übertrifft, und dies ist das aus Vorstellungs- und Gefühlsthätigkeit zusammen hervorgehende Functionsgefühl.¹⁾

Aus dem oben Gesagten geht aber hervor, dass eine Anregung der Gefühlsthätigkeit allein unmöglich ist, dass eine Thätigkeit des Gefühlslebens erst möglich ist, wenn Empfindungs- und Vorstellungsthätigkeit auftritt. V. ist also vollkommen im Rechte, wenn er Lyrik als jene Gattung definiert, welche vorwiegend die Thätigkeit des Gefühlslebens anregt. Besser noch wäre es gewesen, im Sinne der herkömmlichen Anschauungen, wenn er

¹⁾ Ich glaube nicht zu irren, wenn ich ganz in demselben Sinne auch die Aristotelische Katharsis auffasse. Aristoteles als empirischem Psychologen wird es nicht entgangen sein, dass die Erregung von Furcht und Mitleid als Unlustgefühlen zugleich ein gewisses Lustgefühl, eine Entladung, die wir nur als Functionsgefühl auffassen können, bewirke. Vgl. Bernays, Sitzungsber. der Münchner Akad. 1857. 148 ff., und Berger. Dramaturgische Vorträge S. 105, und meinen citierten Aufsatz S. 18 ff.

gesagt hätte, Lyrik ist jene Dichtungsgattung, welche in Begleitung von Vorstellungen Gefühle hervorruft. Denn dadurch unterscheidet sich die Poesie von den anderen Künsten, dass sie nicht auf die Sinnesthätigkeit unmittelbar durch Sinnenreize, sondern auf die Vorstellungsthätigkeit durch conventionelle Zeichen, gesprochene oder geschriebene Worte, einwirkt.

Bis hieher glaube ich mich wesentlich im Gedankenkreise V.s bewegt zu haben. Doch von hier ab gehen die Wege auseinander. Was hier im Sinne V.s von der Poesie im allgemeinen gesagt worden ist, gilt nicht vom Drama, das V. doch als eigentliche Form der Dichtung gelten lässt. Für den Dichter ist es allerdings irrelevant, ob er einen Vorgang, den seine Phantasie erfasst hat, dem Publicum bloß erzählen oder unmittelbar vor Augen stellen will; für den Schaffenden bedeutet dies nur die Wahl zwischen verschiedenen Formen, den Inhalt auszudrücken, für den Genießenden ist der große Unterschied vorhanden, ob er aus den bloß gelesenen oder gehörten Worten erst durch die Vorstellungen sich ein Bild des Vorganges zurechtmacht oder ob ihm dieser sichtbar vor Augen gestellt wird. Die dramatische Kunst wirkt unmittelbar auf die Sinne, nicht auf die Vorstellungsthätigkeit. Wenn also Poesie als Kunst der Worte definiert wird, als kunstmäßige Behandlung der Sprache, so fällt das Drama nicht mehr in den Umfang dieses Begriffes. Denn es gibt dramatische Auführungen ohne Sprache, das Ballet, die antike und moderne Pantomime, andere, bei denen — ob mit Recht oder Unrecht, ist hier nicht zu entscheiden — das Wort nur eine Nebenrolle spielt, die Oper. Und es ist ja nicht zu leugnen, dass im Drama anderes als das Wort bedeutungsvoll wird; die stumme Geberde ist auch im gesprochenen Drama nicht ohne Wichtigkeit.

Das sind allbekannte Dinge; sie wurden nur angeführt, um zu beweisen, dass das Drama nicht auf die Phantasie, sondern direct auf die Sinnesorgane des Publicums zu wirken bestimmt ist,¹⁾ also im Grunde nicht nur eine andere Dichtungsgattung, sondern eine andere Kunstgattung ist, als die epische Dichtung. Fassen wir aber Dichten als schöpferische Thätigkeit der Phantasie, so stehen allerdings dem Dichter zwei Formen zur Verfügung, das Product dieser Thätigkeit vor das Publicum zu bringen, die erzählende und die dramatische. Im ersten Falle spricht er direct zum Publicum, im letzteren bedarf er eines Vermittlers, des Schauspielers. Nun entwickelt sich freilich aus der Gewohnheit, das

¹⁾ Scherer, Poetik S. 241, drückt dies so aus, dass er sagt, die Poesie arbeite mit willkürlichen Zeichen, der Sprache, das Drama mit natürlichen, es sei die directeste, vollständigste nachahmende Darstellung, die es überhaupt gebe. Freilich gibt es hin und wieder auch im Drama conventionelle Zeichen; so erinnere ich mich, vom chinesischen Theater gelesen zu haben, dass durch gewisse conventionelle Zeichen das Auftreten und Abgehen der Personen angedeutet wird.

Drama zu lesen und trotz dem Fehlen der Action sich die Handlung vorzustellen, die Mittelgattung des Buchdramas und gewisse zwitterhafte Dichtungen, in denen, wie in Lenaus Faust z. B., epische und dramatische Abschnitte wechseln. Für die Beurtheilung in Rücksicht auf das Publicum sind aber nur die zwei Gesichtspunkte maßgebend: ist das Dichtwerk bestimmt, auf die Vorstellungsthätigkeit oder auf die Sinnesorgane direct zu wirken? Darnach ließen sich also die Dichtwerke in epische und dramatische einteilen. Es fragt sich nun, wenn wir zunächst das, was V. reflectierende Dichtungsgattung nennt, beiseite lassen, was ist mit der Lyrik anzufangen?

Ich glaube mich im Gedankenkreise V.s wie aller anderen Poetiken zu bewegen, wenn ich sage, Gegenstand der lyrischen Dichtung sind Vorgänge des Gefühlslebens. V. sagt richtig (S. 45), dass Gefühle unmittelbar sprachlich sich nicht ausdrücken lassen, sondern dass dieser Ausdruck nur durch die Vorstellungen möglich ist, die von diesen Gefühlen begleitet werden. Nun sind ja fast alle Vorstellungen von Gefühlen begleitet, es fragt sich nur, ob die durch Vorstellungen mittelbar zum Ausdruck gebrachten und die im Publicum durch diese Vorstellungen erregten Gefühle nothwendig identisch sein müssen. Ich glaube, die Frage ist auf Grund des empirischen Materials zu verneinen: Goethes Mignonlied „Kennst du das Land usw.“ ist gewiss ein lyrisches Gedicht, das nur einen Gemüthszustand vorführt: die Sehnsucht nach dem heimatlichen Lande Italien. Hat das Gedicht aber auch die Absicht, im Hörer dies Sehnsuchtsgefühl zu erregen? Oder wenn uns der Dichter den Seelenzustand eines gefallenen oder vom Geliebten verlassenen Mädchens vorführt, will er dieselben Gefühle in uns erwecken? Bei dem Goethe'schen Liede ist es aus der Umgebung, in der es steht, ohneweiters klar, dass der Dichter weder die Absicht hatte zu sagen: ich sehne mich nach Italien (wenn diese Sehnsucht in ihm auch vorhanden war), noch die Sehnsucht nach Italien im Leser des Wilhelm Meister wachrufen, sondern uns bloß darstellen wollte, wie ein Wesen von Mignons Art sich etwa ihres Heimatlandes erinnert und dieser Erinnerung Ausdruck leiht. In dem anderen Falle (es schweben mir drei Gedichte vor, welche das Thema des verlassenen Mädchens behandeln, die du Prel S. 57 f. citirt und würdigt) ergibt sich von selbst, dass die psychische Disposition von Dichter und Publicum ganz dieselbe ist, wie etwa in Goethes Faust bei dem Liede Gretchens vor dem Bilde der Mater dolorosa: der Dichter will dem Leser oder Hörer den Seelenzustand vergegenwärtigen, in dem sich ein Mädchen in dieser bestimmten Situation befindet, ohne aber diesen specifischen Seelenzustand erregen zu wollen. Das im Publicum erregte Gefühl ist nicht identisch oder auch nur ähnlich mit dem ausgesprochenen: das verlassene Mädchen spricht den Schmerz aus, den ihm seine Lage erweckt, das Publicum wird den Schmerz mitfühlen, seiner wird sich

Mitleid bemächtigen. Hier wirkt der Dichter also nicht auf das Gefühlsleben, sondern zunächst auf die Vorstellungsthätigkeit seines Publicums und durch dieses Medium erst auf das Gefühlsleben. Es tritt also ganz derselbe Vorgang ein, wie bei den anderen Dichtungsarten.

Die modernen Theorien der Lyrik leiden meines Erachtens darunter, dass sie zusehr von dem gedruckt vorliegenden lyrischen Gedichte abhängen. Ganz anders würden sie sich gestalten, wenn sie von dem lebenden lyrischen Schaffen und Reproduzieren, sei es etwa zur Zeit der Minnesinger oder im Volksliede abstrahieren wollten. A. Berger (Dramaturgische Vorträge S. 9 ff.) spricht mit Recht von der Bucherzählung neben dem Buchdrama. Vielleicht schlimmer als beide ist die Buchlyrik. Das lyrische Gedicht ist, das wird jeder zugeben, dazu bestimmt, gesungen zu werden. Alle die Gattungen, welche dem scheinbar widersprechen, Ode, Hymnus, Dithyrambus, zeigen schon durch ihren Namen, dass sie lediglich Nachbildungen von Dichtungen sind, die zum Gesänge bestimmt waren. Ich glaube aber weitergehen und sagen zu dürfen: die lyrischen Gedichte sind bestimmt, vor einem Publicum gesungen zu werden. Die Richtigkeit dieses Satzes ergibt sich aus den Deductionen V.s von selbst. Nun wird jedermann unwillkürlich beim Anhören eines Liedes Vergleiche angestellt haben zwischen der singenden Person und derjenigen, welcher der Dichter das Lied in den Mund legt, jeder wird Discussionen der Frage beigewohnt haben, ob ein Frauenlied von einem Manne oder umgekehrt gesungen werden solle, und ähnliche Fragen, die deutlich beweisen, dass der Vortragende in der Vorstellung des Hörers mit einer anderen Person identificiert sein will, als die er selbst ist, ebenso wie der Schauspieler bei seinem Auftreten nicht er selbst, sondern ein anderer scheinen will. In solchen Fällen wird auch oft die Zulässigkeit mimischer Begleitung beim Liedvortrage besprochen, gewöhnlich aber als stilwidrig abgelehnt. Die Stilwidrigkeit liegt aber nicht etwa darin, dass die vortragende Person die Identifizierung mit der dargestellten ablehnen soll, sondern dass eine vollständige dramatische Illusion beim Mangel der Scenerie und des Costüms, wenn etwa der Vortragende noch ein Notenheft in der Hand hält, unmöglich ist und die Illusion sich nur auf den Gehörsinn erstrecken kann. Daraus geht aber hervor, dass diese Art der Wirkung auf das Publicum direct auf die Sinne geht, nicht etwa auf das Vorstellungsleben durch die conventionellen Zeichen der Worte, bei der lyrischen Poesie also dies oben aufgestellte Kriterium der dramatischen Wirkung vorhanden ist.

Damit hängt zusammen, dass, wie Scherer S. 194 sagt, jedes einzelne lyrische Gedicht für sich geschaffen ist. Jedes ist gewissermaßen ein Monolog einer vorgestellten Person in einer bestimmten Situation. Eine Sammlung von Liebesgedichten macht nicht etwa Anspruch darauf, in einem genossen zu werden, braucht

aber nicht, wie Scherer meint, ein bloßer Nothbehelf zu sein, damit nichts verloren gehe, sondern kann etwa einen epischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Situationen herstellen wollen, wie das etwa in den mhd. Minnesingerhandschriften geschehen ist oder in Chamisso's „Frauen Liebe und Leben“ oder wie es Goethe in der ausgesprochenen Absicht, Einheit und Folge erscheinen zu lassen, bei der Ordnung seiner Gedichte gethan hat. Bei Goethe liegt nun unverkennbar die Absicht vor, mit jedem Gedichte einen Abschnitt des eigenen Lebens darzustellen, weil er selbst sich bewusst ist und die Kenntniss davon bei einem Theile seiner Leser wenigstens voraussetzt, dass seine Gedichte aus eigenen Erlebnissen hervorgegangen sind. Aber diese Erkenntniss ist zum Genuss und Verständnis seiner Gedichte keineswegs erforderlich; wäre sie es, so würden sie unter dem Fehler allzu großer Individualität leiden. Auch ist Goethes Sammlung seiner Gedichte aus der Rücksicht auf ein Lesepublicum entstanden, und obwohl seine Gedichte in ihrer überwiegenden Mehrzahl nichts weniger als Buchlyrik sind, so musste er doch auf die Art und Weise künstlerischen Genießens, wie sie in unserer Zeit üblich ist, Bedacht nehmen.

Überhaupt ist es meines Erachtens ungerechtfertigt, in der Lyrik dem eigenen Empfinden des Dichters allzu großen Raum zu gewähren. Lange nicht so häufig, als man glauben möchte, spricht der Dichter im eigenen Namen. Es will mir durchaus nicht einleuchten, dass alles, was etwa Catull oder Propertius, Walther oder Reimar in ihren Gedichten darstellen, eigenes Erlebnis sein müsse. Wir besitzen ja aus der Zeit der Minnesinger Frauenlieder, die deutlich beweisen, dass der Dichter imstande ist, sich in das Empfindungsleben einer anderen Person zu versetzen. Muss ein Gedicht wie das Walther'sche „Under der linden“ aus einem Erlebnis des Dichters mit seiner Geliebten hervorgegangen sein? Gerade conventionelle Gattungen, wie das Frauenlied oder das Tagelied, zeigen deutlich, dass derjenige, dem das Gedicht in den Mund gelegt ist, nicht der Dichter, sondern eine beliebige andere Person ist, deren Empfinden einem Publicum vorgetragen wird. Treibt man das Princip, aus dem lyrischen Gedichte auf den Seelenzustand des Dichters zu schließen, auf die Spitze, so müsste man annehmen, dass Uhlant in seiner Jugend Hirte gewesen sein müsste, weil er Des Knaben Berglied gedichtet hat.

Vielmehr ist es für die Thätigkeit des lyrischen Dichters erforderlich, dass er sich wie der dramatische in den Seelenzustand der dargestellten Person versetze und auch imstande sei, dem Publicum eine deutliche Vorstellung des Seelenzustandes mitzuthemen. Es ist auch nicht erforderlich, bloß auf die Darstellung von Gefühlen auszugehen. Alle Zustände des Innenlebens eines Menschen sind zu lyrischer Darstellung geeignet, mögen sie dem Kreise des Gedanken-, Gefühlslebens oder des Wollens angehören, ebenso wie in einem dramatischen Monolog alle drei Seelenvermögen vorkommen

können. Sollen wir den Begriff der Lyrik hingegen historisch feststellen, so ist ein lyrisches Gedicht ein solches, welches für Gesangsvortrag bestimmt ist. Deshalb heißt die Ballade ein episch-lyrisches Gedicht, weil sie in Strophen, d. h. für den Gesang abgefasst ist, deshalb nennen auch die Italiener die Oper ein lyrisches Drama, womit über den Inhalt gar nichts ausgesagt ist. In der modernen Kunstübung ist aber Lyrik Darstellung einzelner in sich abgeschlossener Vorgänge des Innenlebens, gleichgiltig, ob diese dem Dichter oder der dargestellten Person eigen sind, präciser ausgedrückt, ob der Dichter sich selbst oder eine beliebige andere Person darstellen will. Und in diesem Sinne gehört hieher auch die von Valentin so genannte reflectierende Gattung, ihr gehören unzweifelhaft auch Dichtungen an, die unbestritten zur Lyrik gerechnet werden, weil sie eben für den Gesang bestimmt waren oder sich der Formen bedienten, welche für gesungene Dichtungen hergebracht sind, wie die Horazische oder Klopstock'sche Ode. Auch diese sind ihrem wahren Wesen nach nichts anderes als dramatische Monologe (resp. Chorgesänge), indem die Vortragenden, die mit dem Dichter keineswegs identisch sein müssen, dem Zuhörer gewisse Gedanken vortragen, als ob es ihre eigenen wären. Deshalb steht auch ein solches Gedicht künstlerisch umso höher, je deutlicher die Merkmale der dramatischen Natur hervortreten, je geschickter seine Einkleidung ist. So scheint auch Schiller erkannt zu haben, dass das poetische Verdienst seiner Gedankengedichte nicht in ihrem Ideengehalte, sondern in der Form ihrer Einkleidung bestehe. Wenigstens ist ein Streben nach dramatischer Einkleidung deutlich zu erkennen. „Die Künstler“ geben nur eine versificierte, mit poetischen Schmuckmitteln reichlich versehene Darlegung seiner Gedanken. Die „Elegie“ gibt wenigstens die Gedankenabfolge an einen Spaziergang gereiht, sie erscheint gewissermaßen als Monolog eines Lustwandelnden. „Das eleusische Fest“ hat deutlich die Einkleidung eines Chorgesanges in der dramatischen Form der Griechen (Chorführer und Gesamtchor). Das Lied von der Glocke hat die dramatische Form mit höchster Kunstvollendung durchgeführt, die Gedankenfolge ist nicht an eine Situation, sondern sogar an eine Handlung angeknüpft.

Ich komme also zu folgenden Schlussbemerkungen: Valentins Sonderung der poetischen Gattungen nach stofflichen Kriterien scheint mir nicht fruchtbar. Ein Drama bleibt, was es ist, wenn auch darin vorwiegend Gefühle oder, sagen wir besser, Vorgänge des Innenlebens dargestellt sind. Dass es weniger Beifall findet als eines mit reicher äußerer Handlung, erklärt sich leicht aus psychologischen Gründen: es ist leichter, auf Grund sinnlicher Wahrnehmungen die Vorstellung eines äußeren Vorganges in sich erzeugen zu lassen, als aus den Reden der Personen ihren Gemüthszustand zu erschließen, und diese haben ja nicht viel andere Zeichen als die Worte. Und ein Roman kann sich vorwiegend mit dem

Gemüthszustände der vorkommenden Personen beschäftigen, er bleibt epische Dichtung, wenn er auch gar nicht die Vorstellung einer sinnlich wahrnehmbaren Handlung erregt. Es gibt hier graduelle Verschiedenheiten, und man könnte nie sagen, wo die Epik aufhört und die Lyrik beginnt. Die Wahl des Stoffes, ob dieser aus der Innen- oder Außenwelt, aus dem Gefühls- oder Gedankenleben genommen ist, wird dem Dichter jederzeit freistehen. Für das Verständnis des Dichters sind diese Fragen wichtig; für die kritische Beurtheilung des Dichterwerkes — und die Hoffnung darf nicht aufgegeben werden, dass eine objective Norm für die ästhetische Kritik gefunden werden kann — kann nur maßgebend sein, ob es dem Dichter gelungen ist, einen gewissen Seelenzustand im Publicum hervorzurufen, gleichgiltig ob dieser identisch ist mit dem des Dichters zur Zeit des Schaffens oder in irgend einer anderen Zeit oder nicht. Das Publicum wird den Wert eines Dichtwerkes stets nach dem Lustgefühle bemessen, das dadurch in ihm erregt worden ist, und alle Vorschriften, die von der Poetik dem Dichter gemacht werden, zielen bloß darauf ab, ihm die Bedingungen anzugeben, unter denen dem Dichter die Erregung des Lustgefühles erleichtert, jedes hemmende Unlustgefühl verbannt werden kann. Es hat also nicht bloß die systematische Poetik, sondern auch die angewandte vor allem mit der Psychologie Fühlung zu nehmen. Poesie beruht ja immer auf dem Connex der producirenden und der genießenden, der schaffenden und nachschaffenden Seelenkräfte.

Wien.

Hugo Herzog.

Zweite Abtheilung.

Literarische Anzeigen.

Thucydides. Ausgewählte Abschnitte für den Schulgebrauch bearbeitet von Christian Harder. I. Theil: Text. Mit 1 Titelbilde und 1 Plane von Syrakus. XIV u. 224 SS. Preis 1 Mk. 20 Pf., geb. 1 Mk. 50 Pf. II. Theil: Schülercommentar. 34 SS. Preis geb. 40 Pf. Leipzig, G. Freytag 1894.

Seitdem der Unterricht in den classischen Sprachen an den preußischen Gymnasien die erhebliche Herabminderung der Stundenzahl erfahren hat, welche in den neuen Lehrplänen angeordnet ist, bemüht man sich, diesen geänderten Verhältnissen durch Ausgabe neuer Schulbücher gerecht zu werden. Diesen Bemühungen dankt auch das vorliegende Buch seine Entstehung. Da es mit großer Sorgfalt hergestellt ist und besonders im Commentar, auf den der Herausgeber das Hauptgewicht legt, von praktischer Erfahrung zeugt, wird es seinen Zweck gewiss erfüllen. Wie lange allerdings noch, das hängt davon ab, ob sich die Lectüre des Thukydidens in den deutschen Mittelschulen unter den neuen Verhältnissen auf die Dauer halten wird; in Österreich ist sie bekanntlich längst aus dem Lehrplane gestrichen.

Die Einleitung gibt in sechs knapp gehaltenen Abschnitten (1. Die Anfänge der griechischen Geschichtschreibung, 2. Das Leben des Thukydidens, 3. Charakter des Thukydidens und seines Werkes, 4. Die Darstellungsweise, 5. Die Sprache des Thukydidens, 6. Die Abfassungszeit des Werkes) einen vortrefflichen Überblick über alles, was dem Schüler, der an die Lectüre des Th. herantritt, zu wissen noththut. Allerdings muss der Satz (S. VIII): „*Der Ernst des untersuchenden Eindringens in den Stoff war dem heiteren Sinnes dahinlebenden Ionier nicht gegeben*“ Bedenken erregen, wenn man an die gleichzeitig blühende ionische Philosophie denkt. Noch schlimmer ist es, dass S. IX die Mutter des Th. Hypsipyle genannt wird. Auch stilistisch ließe sich noch manches verbessern. Auf S. IX: „*Da die in den auf uns gekommenen Lebensbeschreibungen gegebenen Nachrichten (!) bei ein-*

dringender Prüfung sich theils als unrichtig, theils als unwahrscheinlich ergeben“ hieße es besser: theils als unrichtig, theils als willkürliche Combination; weiter unten lesen wir: „*das Anhören des sein Geschichtswerk vorlesenden Herodot.*“

Von den acht Büchern der *ξυγγραφή* sind wie billig die drei ersten so bevorzugt, dass die aus ihnen ausgewählten Stücke fast die Hälfte des Bändchens einnehmen; IV, V und VIII sind ganz beiseite gelassen. So ergab sich von selbst eine Eintheilung in vier Hauptpartien: *A.* Vorrede, *B.* Pentekontaetie, *C.* Der Archidamische Krieg (1. Der Überfall von Plataea, 2. Die Rüstungen, 3. Der Einfall der Peloponnesier, 4. Die Bewohner des platten Landes ziehen in die Stadt, 5. Die Leichenrede des Perikles, 6. Die Pest in Athen, 7. Der Charakter des Perikles, 8. Belagerung und Fall Plataeas, 9. Die sittlichen Zustände), *D.* Die sicilische Unternehmung (1. Berathungen und Rüstungen, 2. Abfahrt von Kerkyra, 3. Die ersten Unternehmungen auf Sicilien, Alcibiades, 4. Erfolge der Athener, 5. Gylippus, der Umschwung, 6. Demosthenes, das Unterliegen der Athener). Diese Auswahl scheint mir sehr wohl getroffen, zumal da der Herausgeber nach seiner Angabe gezwungen war, sich Schranken aufzuerlegen. Die zwischen den einzelnen Lesestücken weggebliebenen Theile werden im Auszuge deutsch-mitgetheilt. Dem griechischen Texte sind am Rande in der sprachlichen Form von Titeln kurze Inhaltsangaben beigelegt, welche es dem Schüler erleichtern, den Gedankenzusammenhang festzuhalten. Für die ersten 19 Capitel nimmt diese Inhaltsangabe in ganz sachentsprechender Weise die Form einer übersichtlich gegliederten Disposition an, wie auch in den späteren Partien jene kleinen Abschnitte durch die Seitenüberschriften zu größeren Einheiten zusammengefasst werden, welche gewissermaßen das Gerippe der einzelnen Lesestücke darstellen. Den Schluss des Textbändchens bildet ein Namenverzeichnis und eine kleine Sammlung von Parallelstellen aus der antiken Literatur (Die Pest in Athen Lucr. de rer. nat. VI 1136—1284, Das Ende des Perikles Plut. Per. 38, Nicias Plut. Nic. 4—6, Der Charakter des Alcibiades Plut. Alc. 22 f., Alcibiades' Siege in Olympia Eurip. bei Plut. Alc. 11, Meinungen des Volks über Alcibiades Aristoph. ran. 1425 & 1431 f., Der Hermokopidenprocess Andoc. de myst. 45, 48—53, 60—66).

Für sechs Stellen schlägt Harder eigene Lesarten vor, von denen er vier in den Text aufgenommen hat. Mich hat allerdings keine von den sechs Conjecturen überzeugt: II 44, 1 *ἐν πολυτρόποις γὰρ ξυμφοραῖς ἐπίστανται τραφέντας* verkennt und verdreht den Sinn der Stelle völlig; II 52, 2 *νεκροὶ ἐπ' ἀλλήλοις ἔκειντο καὶ ἀποθνήσκοντες ἐν ταῖς ὁδοῖς ἐκαλινδοῦντι* beseitigt einen scheinbaren Anstoß, um einen wirklichen an die Stelle zu setzen, indem nun das umgestellte *ἀποθνήσκοντες* mit dem in demselben Satze nachfolgenden *ἡμιθνήτες* zusammenstößt; II 76, 2 *ὕπὸ τὸ χῶμα ὀρύξαντες καὶ ξυρτεκτηνάμενοι* entfernt

einen sehr prägnanten und geistvollen Ausdruck, um ein Wort an die Stelle zu setzen, das den Sinn nicht hat, den ihm Harder im Commentar unterschiebt (*durch Bretter stützen*); III 82, 2 *μᾶλλον δὲ καὶ ἥσσον χαλεπά* ist wenig wahrscheinlich und jedenfalls platter; III 58, 4 *ἐναγίσμασι* gibt einen befriedigenden Sinn statt des auch mir verdächtigen *ἐσθίμασι*, ist mir aber paläographisch ganz unverständlich; III 82, 1 *πολεμουμένων δὲ καὶ τῶν ξυμμάχων ἅμα ἐκατέροις* erweist sich durch das erste Glied des Gegensatzes als unhaltbar.

Sehr lobenswert ist an der Ausgabe der schöne, deutliche Druck; allerdings sind kleine Druckversehen nicht selten. Gestört hat mich auch die latinisierende Schreibweise der Eigennamen Thucydides, Thracier, Cimon, Chalcidice, Pentecontaetie u. dgl. m. neben Archelaos, Oinobios, Syrakus.

Xenophons Hellenica in ausgewählten Abschnitten mit ergänzenden Inhaltsangaben und Anmerkungen für den Schulgebrauch von Dr. Karl Saegert. Professor. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1894. XIX u. 196 SS.

In Schöninghs Verlag erscheinen seit einiger Zeit lateinische und griechische Schulschriftsteller in Bearbeitungen, welche den neuen Schulordnungen Deutschlands Rechnung tragen. In dieser Sammlung durften Xenophons Hellenika nicht fehlen, weil sie zu den in Deutschland meistgelesenen Werken der altclassischen Literatur gehören.

Saegert gibt in der Einleitung zunächst unter dem Striche eine kurze Biographie Xenophons, die sich im ganzen sehr eng, theilweise wörtlich an die entsprechenden Abschnitte in Christs Literaturgeschichte (Iw. Müllers Handbuch VII) anschließt. Ausführlicher erzählt er die Ereignisse, welche von Thucydides zu Xenophons Hellenika überleiten, und bespricht sodann Entstehung, Anlage, Bestimmung und Veröffentlichung des Xenophontischen Geschichtswerkes. Alles Wichtige ist gegeben und richtig gegeben; aber ich vermisze in der Darstellung Schärfe und Concentration, wodurch das Wesentliche vom Unwesentlichen energisch geschieden und das Interesse des Schülers gefesselt würde. Stilistisch anstößig sind Stellen, wie: *Die historische Bedeutung des peloponnesischen Krieges und die Herrschaft der dreißig Tyrannen — ließen mich — zu den beiden ersten Büchern greifen* (S. III), *um diesen von dem Bündnisse mit Sparta und dessen Unterstützung mit persischem Gelde abzuziehen* (S. XI), *dass auf seinen Lippen eine¹⁾ Göttin der Beredsamkeit gesessen habe* (S. VIII). Anstößig ist auch, zumal in einem Schulbuche, die inconsequente Schreibung der Eigennamen, einerseits Kratipp, Knidos, Rhodos, Kerkyra,

¹⁾ So ist doch natürlich *Πειθό τις* bei Eupolis, wonach Quint. inst. orat. X 1, 82 *quandam persuadendi deam*, nicht gemeint.

lakonisch, karisch, andererseits Alcibiades, Decelea, Pericles, Hellenica, Piräus.

Der Text, welcher nach mehreren Proben, die ich angestellt habe, unverändert aus O. Kellers großer Ausgabe (1890) abgedruckt ist, enthält den größten Theil des Geschichtswerkes. Ganz fehlen nur III 2 f., IV 5—7, V 2 f., VII 2 f. Die aufgenommenen Partien sind in drei große Gruppen getheilt: *A.* Aus den letzten sieben Jahren des peloponnesischen Krieges (I—II 2) in neun Lesestücken, *B.* Die Herrschaft der dreißig Tyrannen und die Wiederherstellung der Demokratie in Athen (II 3 u. 4), *C.* Geschichte Griechenlands von der Schlacht bei Kunaxa bis zur Schlacht bei Mantinea in drei Unterabtheilungen: I. Spartas Kämpfe gegen die persischen Satrapen in Kleinasien (III 1—IV 2 §. 8) in vier Lesestücken, wovon die drei letzten unter dem Titel „Heerfahrt des Königs Agesilaus nach Kleinasien“ zusammengefasst sind, II. Der korinthische Krieg von 394—387 v. Chr. (IV 2 §. 9 bis V 1) mit fünf Nummern, III. Vom Antalcidischen Frieden bis zur Schlacht bei Mantinea 387—362 v. Chr. (V 4—VII 5) in zwölf Abschnitten.

Die einzelnen Stücke, denen kurze Inhaltsangaben vorangehen, werden durch Ziffern, die am Rande stehen, in so viele Paragraphen getheilt, wie die entsprechenden Partien des Urtextes; doch stimmen diese Nummern nicht mit denen des ungekürzten Textes überein, sondern sind fortlaufend, was ich nicht vortheilhaft finde. Störend ist es ferner, dass der Druck derjenigen Worte, bei denen auf die Anmerkungen verwiesen wird, gesperrt ist. Die für den Schüler bestimmten Anmerkungen, die am Schlusse des Buches vereinigt sind, scheinen mir, soweit ich zu urtheilen vermag, eine sehr tüchtige Leistung zu sein. Unter ihnen sind auch die Inhaltsangaben der ausgelassenen Partien, sowie hie und da an geeigneter Stelle ein guter historischer Überblick, der treffliche Dienste thun wird, eingereiht.

Thukydides. Für den Schulgebrauch erklärt von Gottfried Boehme; von der vorhergehenden Auflage an besorgt von Simon Widmann. 1. und 2. Bändchen (Buch I und II), 6. gänzlich umgearb. Aufl.; 3.—8. Bändchen (Buch III—VIII) und 9. Bändchen (Einleitung, sowie geographisches, historisches und grammatisches Verzeichniss), 5. Aufl. Jedes Bändchen 1 Mk. 20 Pf. Leipzig, B. G. Teubner 1894.

Der neue Herausgeber des altbekannten Buches, das wohl vor allen anderen die heutige Generation in Thukydides eingeführt hat, ließ, nachdem er vor wenigen Jahren die neue Bearbeitung abgeschlossen hatte, im vorigen Jahre die ganze Ausgabe neu auflegen. Tiefer greifende Veränderungen haben jedoch nur die beiden ersten Bücher erfahren; die anderen sind, soviel ich gesehen habe, unverändert aus der vorhergehenden Auflage abgedruckt worden. In der äußeren Erscheinung ist insoferne eine Neuerung

eingetreten, als nun jedes Buch der *ξυγγραφή* ein Bändchen für sich bildet und zu diesen acht Heften ein neuntes hinzukommt, in welchem die früher dem ersten Buche vorangeschickte Einleitung und die bisher dem letzten Buche angeschlossenen Indices vereinigt sind. Jedem Buche ist wie früher eine nach Jahren gesonderte, nach Capiteln fortschreitende Inhaltsübersicht beigegeben. Anerkennung verdient, dass die Orthographie nun auf Grund der Forschungen der letzten Jahre eingerichtet ist, wozu sich Widmann anfangs nicht hatte entschließen wollen, und dass der Commentar jetzt eine fortlaufende sachliche Erklärung bietet, auf die Boehme verzichtet hatte. In dieser Hinsicht haben die beiden ersten Bücher in der vorliegenden Auflage neuerlich Verbesserungen und Erweiterungen erfahren. So ist das Werk jetzt noch in weit höherem Grade als nach seiner ursprünglichen Anlage jedem, der nicht gerade kritische Studien treiben will, als commentierte Thukydides-Ausgabe bestens zu empfehlen. Gerade für Textkritik bietet es allerdings gegenwärtig noch weniger als früher. Dies ist bei einer für den Schulgebrauch bestimmten Ausgabe umso weniger ein Vorwurf, als die Lesarten an schwierigen Stellen mit Bedacht gewählt sind.

Als Zeugnis für das selbständige Urtheil des Verf.s in kritischen Fragen führe ich nur das in letzter Zeit viel behandelte 15. Capitel des 2. Buches an, wo er im Gegensatze zu der herrschenden Meinung die handschriftliche Lesart *τὰ γὰρ ἱερὰ ἐν αὐτῇ τῇ ἀκροπόλει καὶ ἄλλων θεῶν ἐστὶ καὶ τὰ ἔξω πρὸς τοῦτο τὸ μέρος τῆς πόλεως μᾶλλον ἴδονται* beibehält und in ähnlicher Weise rechtfertigt, wie ich es gelegentlich früherer Besprechungen in dieser Zeitschrift gethan habe. Wenn allerdings im weiteren Verlaufe desselben Capitels geschrieben steht: (Die Enneakranos) *lag wahrscheinlich südlich vom Olympieion (am rechten Ufer des Ilissos?)*, so kann man damit wohl angesichts der neuen Entdeckungen nicht völlig einverstanden sein. Als besonders beachtenswert hebt Widmann selbst in der Vorrede die neue Erklärung der athenischen Pest hervor, die man dem russischen Professor der Medicin Dr. R. Kobert verdankt. Da Koberts Abhandlung wenig verbreitet ist, scheint es mir bei dem hohen und allgemeinen Interesse des Gegenstandes geboten, Widmanns Bemerkungen zu II 51 mitzutheilen: *„Es war eine Blatternepidemie einer an latentem Ergotismus leidenden, d. h. infolge des Genusses von mutterkornhaltigem Brode vergifteten Bevölkerung. Ähnlich ist die als „heiliges Feuer“ im Alterthum und im Mittelalter sich wiederholende Seuche, die auch auf Sphacelinsäurevergiftung zurückgeht, also Mutterkornbrand und verwandt der Mutterkornkrampf. Nach Diod. XII 45 waren in dem nassen Jahre die Feldfrüchte in Attica in verdorbenem Zustande, also, wie gerade in nassen Jahren oft, durch Mutterkorn verdorben. Da die Lakedaemonier gesundes Brot hatten, konnten sie zwar die Blattern*

bekommen, blieben aber von der durch das Mutterkorn bedingten Complication verschont. Blattern, Pest und Flecktyphus befallen weder Hunde noch aasfressende Raubthiere, wohl aber die Sphacelinsäurevergiftung. Die Verschwärung der Haut, der innere Brand, namentlich aber auch das brandige Absterben einzelner Organe oder Organtheile, der Finger, Zehen, der Haut u. a., besonders der Krystallinse des Auges (Mutterkornstaar), die typhusartige Zerstörung der Darmschleimhauttheile wie bei Ruhr, Rückenmark- und Gehirnleiden, daher die Geistesschwäche und der Verlust des Gedächtnisses, kurz alle Symptome lassen sich nur durch die von Kobert gegebene Erklärung verstehen.“

Das neu hinzugekommene neunte Bändchen gibt außer der Einleitung und den Indices noch eine kurze chronologische Übersicht über die im Werke des Thukydidés behandelten Hauptereignisse des peloponnesischen Krieges. Die vorangehende Einleitung, die nach allen Seiten hin recht gut orientiert, könnte noch gründlicher revidiert sein. Bei Anführung der beiden überlieferten Geburtsdaten des Thukydidés (S. VII) wäre zu erwähnen, dass die Zahl 471 offenbar nur ein mit Hilfe der Akme-Theorie gewonnener Ansatz ist. Wenn ferner der Verf. behauptet, dass des Th. Schuldlosigkeit an dem Falle von Amphipolis über allen Zweifel erhaben ist, dass sich sein Parteistandpunkt nirgends in der Darstellung geltend macht, dass Kleon ganz jener ochlokratische Bösewicht war, wie ihn Thukydidés und Aristophanes schildern, so dürfte es ihm schwer fallen, diese Sätze gegenüber der gemäßigten, nüchternen Auffassung, die sich nach und nach Bahn gebrochen hat, zu beweisen. Unter den Momenten, welche die Härte des Stils begründen, dürfte der unvollendete Zustand des Werkes nicht fehlen; andererseits aber musste die rhetorische Durchbildung der Sprache des Th. nachdrücklich betont werden.

Constantinopel.

Ernst Kalinka.

Des Q. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. G. T. A. Krüger. 2 Bändchen. Episteln. 13. umgearb. Aufl. besorgt von Dr. Gustav Krüger. Leipzig, Teubner 1894. IX u. 217 SS.

In diesem zweiten, dem ersten rasch gefolgtten Bändchen ist zunächst die Vorrede zur 13. Auflage der „Satiren“ wieder abgedruckt; an sie schließt sich wie dort das Verzeichnis der wichtigeren Abweichungen des Textes und des Commentares von der 12. Auflage. Die „Vorbemerkungen“ erscheinen um eine Seite verkürzt und statt aus Passows Einleitung zu den Episteln wird nun ein kurzes Stück aus Ribbecks Geschichte der röm. Dichtung II 175 eingesetzt.

Ein Blick auf das „Verzeichnis“ belehrt uns, dass auch dieser zweite Theil eine nennenswerte Umarbeitung erfahren hat. Der

Text bringt an nahezu 30 Stellen neue Lesarten, in denen Kr. fast ausschließlich der Ausgabe von M. Hertz folgt, nur I 17, 43 wird suo vor sna und II 1, 109 puerique vor pueri der Vorzug gegeben. Es ist nicht zu leugnen, dass an ersterer Stelle pauper-tate das Pronomen eher entbehren könne als das Wort rex in der übertragenen Bedeutung, puerique aber, das Bentley als suavius et modulatus empfahl, ist doch schlechter beglaubigt als pueri. Auch die Interpunction und die Wort- und Versumstellungen sind sehr vorwiegend von Hertz beeinflusst. Man wird diese Änderungen in den allermeisten Fällen zugleich als Verbesserungen bezeichnen müssen. Nicht zwingend erscheint mir die nach Kießling geänderte Interpunction in I 18, 16 armatus scilicet, ut und II 3, 5 teneatis amici (amici Nominativ = auch wenn ihr amici des betreffenden Malers sein solltet).

Im Commentar ist bloß Ep. I 6, 12 und 13 ohne Änderungen und Zusätze geblieben, während sonst überall und namentlich im 2. Buche der Episteln, im ganzen an ungefähr 200 Stellen die nachbessernde Hand des umsichtigen Herausgebers zu bemerken ist. Ich verweise im einzelnen nur auf die Anmerkungen zu I 2, 67 und 68; 7, 6; 15, 12; 16, 37, 38; II 1, 173. So ist denn trotz mancher Streichungen der Commentar allein um acht Seiten gewachsen. Hervorzuheben ist die Bereicherung desselben durch ungefähr 30 Citate aus lateinischen Autoren und aus deutschen Classikern: Schiller 'Licht und Wärme' I 2 Einleitung; über die Phäaken I 2, 28; 'Worte des Glaubens' und 'Die Bürgschaft' I 17, 41; 'Erwartung und Erfüllung' II 3, 165. Goethe 'Faust' I 10, 48; 'Stammbuchvers 1817' II 3, 180. Auch dem alten Horazerkklärer Porphyrio wird an zehn und dem commentator Cruquianus an vier Stellen das Wort gelassen. Selbst ein Ausspruch Bismarcks: 'Haben Sie schon jemals einen zufriedenen Millionär gesehen?' wird im 'Anhang' zu I 2, 56 mitgetheilt. — Die Erklärung selbst ist nach allen Richtungen ausreichend. II 1, 192 wäre vielleicht eine Aufklärung über *esseda*, *pilenta*, *petorrita* am Platze, I 10, 5 auf die Masculinform *columbi* aufmerksam zu machen. Nicht recht glaublich erscheint mir die Annahme zu I 10, 25, *furtim* 'gewissermaßen wie ein Dieb in der Nacht' sei wegen des vorangehenden *furca* gewählt. Warum soll das *Simplex tendit* (für *contendit*) I 19, 16 auch dem Sinne nach gut zu dem vorhergehenden *rupit* passen? II 2, 81 f. ist der Ausdruck des Dichters doch zu unklar — Lehrs hat v. 81—86 gestrichen —, um die Vermuthung Kießlings aufnehmen zu dürfen, Horaz habe eine bestimmte, noch jetzt (gleichviel wo) lebende Persönlichkeit vor Augen. *nitidus* I 4, 15, früher als Folge der *pinguitas* auf das glänzende, schöne Aussehen eines Wohlgenährten gedeutet, wird jetzt wohl etwas gesucht auf die röthlich glänzende Gesichtsfarbe eines Lebemannes, besonders eines starken Trinkers, bezogen.

Dass im 'Anhang' der neuesten Horazliteratur gebührend Rechnung getragen wurde, versteht sich von selbst. Eine Reihe von Hinweisen auf andere Lesarten wurde ganz beseitigt, die Aufzählung der verschiedenen Erklärungsversuche, wie zu I 9, 11; II 2. 70 eingeschränkt, die anfechtbaren Bemerkungen G. T. A. Krügers über den Chor in der römischen Tragödie zu II 3, 193 ff. weggelassen.

Der einzige Druckfehler im ganzen Buche scheint p. IX zu sein, wo Z. 5 v. o. 52 st. 42 zu lesen ist.

Möge auch diese neue Auflage des bestbekanntesten Schulbuches viele Freunde und Benützer finden; sie ist eine editio emendata im wahren Sinne des Wortes.

Wien.

F. Hanna.

A discussion of the Latin prohibitive, based upon a complete collection of the instances from the earliest times to the end of the Augustan period. By H. C. Elmer, Assistant Professor of Latin in Cornell University. Reprinted from the American Journal of Philology, Vol. XV, 2 and 3. Ithaca, N. Y. 1894. gr. 8°, IV und 51 SS.

Die Sicherheit, womit unsere Grammatiken die Lehre von den Formen des Verbotes vorzutragen pflegen, wird durch Elmers Kritik nicht wenig erschüttert. Zunächst ist *ne* mit der 2. Person coni. pf., wie E. nachweist, der besten Prosa fremd. Wenn diese Art des Verbotes sich in Ciceros Briefen wiederholt, in dessen Dialogen, die sich bekanntlich in leichtem Conversationston bewegen, vereinzelt (7 mal) findet, so ist damit die Classicität der Structur noch lange nicht erwiesen. In gleicher Weise widerlegt E. die Lehre, dass *ne c. coni. pf.* an eine bestimmte zweite Person sich richte, dagegen *ne c. coni. praes.* der Ausdruck eines allgemeinen Verbotes sei. Der Unterschied zwischen beiden Structuren, durch den eben ihre mehr oder weniger beschränkte Verwendung in den verschiedenen Literaturgattungen bedingt wird, ist nach E. vielmehr folgender: Wer mit einem *ne (cave) feceris* verbietet, dem liegt der Gedanke an einen Fortschritt der Handlung völlig ferne; Anfang, Verlauf und Abschluss der Handlung werden in einen Brennpunkt, in einen einzigen Ausdruck vereinigt. Der Sprechende verweilt nicht bei der Handlung, sie wird nur berührt, der Gedanke an sie mit einem gewissen Ungestüm kurz abgefertigt. Wer hingegen *ne (cave) facias* gebraucht, der verhält sich seinem Verbote gegenüber ruhig und leidenschaftslos. Dass sich übrigens *ne c. II. coni. praes.* verhältnismäßig selten findet, erklärt sich nach E. aus der Concurrenz der synonymen Ausdrucksweisen von *oro, rogo, peto ne c. coni.* Größer ist die Frequenzzahl von *cave c. coni.*, das Cicero 30 mal gebraucht. Als urbauste Form des Verbotes endlich wird *noli c. inf.* in der classischen Sprache weitaus

am meisten bevorzugt: es ist aus Cicero allein an 123 Stellen nachzuweisen.

So weit der erste Theil der E.schen Untersuchung.

Im zweiten Theile fragt E. nach der Berechtigung, mit der die Grammatiker *neque* (*nec*) c. coni. pf. in die Formen des Verbotes einreihen. Er geht hier von *neve* c. imperat. aus, das in der Latinität vor Cicero 121 mal vorkommt, wogegen *neque* c. imperat. daselbst niemals anzutreffen ist. In der Zeit Ciceros bleibt die Sachlage im ganzen dieselbe, nur dass wir bei Cat. 8, 10 (*nec quae fugit sectare nec miser vive*) zum erstenmal *nec* c. imperat. lesen. Auch während der ersten Hälfte der Augusteischen Periode ist *nec* c. imperat. eine Seltenheit, und erst Tibull, Propert und Ovid gebrauchen *nec* und *neve* mit dem Imperativ unterschiedslos. Was endlich *nec* mit dem perfectischen Coniunctiv im Sinne eines Verbotes anlangt, so ist dies eine Neuerung, die von Horaz ausgegangen ist. Vgl. Od. I 11, 2 f. *Tu ne quaesieris . . nec Babylonios temptaris numeros*. Die zwölf bei Cicero sich findenden Fälle von *neque* (*nec*) c. coni. pf., welche man als Verbote ansehen hat, sind nach E. anderer Natur.

Die Appendix berichtet über die Formen des Verbotes in der silbernen Latinität.

Da statistische Sammlungen, die sich über den im Titel angegebenen Zeitraum erstrecken, die Basis der Untersuchung bilden, so sind die gewonnenen Resultate, soweit sie die numerische Verbreitung der besprochenen Phänomene betreffen, unbedingt verlässlich. Wie leicht ersichtlich, gilt dies insbesondere für den ersten Theil der Arbeit. Aber auch in ihrem zweiten Theile sind die Ergebnisse annehmbar, wenn auch hier vielleicht neben die Betrachtung von *neque* naturgemäß die von *non* mit dem Coniunctiv gehört hätte. Was E. in dieser Beziehung S. 37, 41 f. und 50 f. bietet, hat doch nur den Wert gelegentlicher Bemerkung gegenüber der noch heute brauchbaren Darstellung des Sachverhaltes bei Obbarius, Zs. f. d. Gymn.-W. 1850, S. 543 ff. Wenn der Verf. im übrigen einschlägige Vorarbeiten — er nimmt nur auf die grammatischen Lehrgebäude von Reisig-Haase, Dräger, Kühner, Schmalz u. ä. Bezug — nicht erwähnt,¹⁾ so wird man dies bei dem Umstande, dass neben ihm sämtliche Vorgänger als überflüssig erscheinen, nicht weiter betonen. Auf jeden Fall ist E.s Arbeit ein hervorragend wichtiger Beitrag zur lateinischen Syntax, der auch von seiten der Schulgrammatik nicht unbeachtet bleiben darf.

Wien.

J. Golling.

¹⁾ Nur die sorgfältige Abhandlung von M. Schmerl, Der Prohibitiv bei Plautus, in der Gratulationsschrift des Gymn. zu Krotoschin 1886, war nicht zu übergehen.

Handschriftensätze Spaniens. Bericht über eine im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in den Jahren 1886—1888 durchgeführte Forschungsreise von Dr. Rudolf Beer, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek. Wien 1894. In Commission bei F. Tempsky 8°, 755 SS.

Otto Ribbeck erzählt in der meisterhaften Biographie F. W. Ritschls: Am letzten Abend seines Lebens, als alle Mittel versagten, um die Qualen zu erleichtern, brachte man Nachrichten von Loewe. Da sammelte sich sein Geist noch einmal zu voller Klarheit. Er besprach eingehend die wissenschaftlichen Ziele des geliebten Schülers, die zu seiner Förderung eingeleiteten Schritte und ließ ihm als letzten Gruß die Worte entbieten, in demselben Grade als ich leide, wünsche ich für ihn Glück und Erfolg. Es war in diesen von Liebe zur Wissenschaft erfüllten Abschiedsworten wohl auf die Einreihung Loewes unter die Mitarbeiter an der Ausgabe der lateinischen Väter hingedeutet. Dieses Unternehmen im großen Stile, das die Akademie studio communes litteras pro virili parte promovendi ducta im Dienste theologischer, historischer und philologischer Studien ausführt, soll auch die Allianz zwischen Patristik und Philologie erneuern, die einst Erasmus, H. Stephanus, J. J. Scaliger, J. Casaubonus, J. F. Gronov, Montfaucon, Hardouin, Du Cange vertraten und die nach längerem Zwischenraume drei Kardinäle Mai, Wiseman und Pitra mit Erfolg herzustellen versuchten. Loewe hat die Aufgabe seiner Mission scientifique in Madrid und im Escorial gelöst, genaue Verzeichnisse und Beschreibungen der wichtigsten patristischen Codices heimgebracht, die W. v. Hartel zur Bibliotheca patrum latinorum Hispaniensis verarbeitete. Ihr erster Band 1887 erheischte eine Fortsetzung der Forschungen im Osten und Norden Spaniens. Die Kirchenvätercommission der Akademie ertheilte dem dahin entsandten Dr. Beer den Auftrag, „die bisher minder berücksichtigten Handschriftenbestände der spanischen Bibliotheken und Archive möglichst umfassend zu durchforschen, die vorzüglichsten Manuscripte patristischer und classischer Autoren zu beschreiben, ohne wichtigeres Material aus anderen Disciplinen zu übersehen, und bei dieser Gelegenheit einen Überblick über das gesammte Schrifthum des mittelalterlichen Spaniens zu gewinnen unter gewissenhafter Berücksichtigung der Leistungen früherer Forscher.“

Vornehmlich galt es den altbekannten Sammlungen in Madrid, Escorial, Simancas, Barcelona, Valladolid, Oviedo. Aber auch weltvergessene Orte, wie Tomarit bei Altafulla, waren zu besuchen in Hoffnung auf Reliquien, die von den über Spanien ergangenen Stürmen dahin geführt oder vor denselben geborgen sich dort erhalten haben könnten. Ch. Graux fand in solchen nur Menéndez y Pelayo bekannten Schlupfwinkeln Handschriften des Pindar, Aristoteles, Thukydides, Xenophon, Plutarch, Arrian und gab dadurch etwaigen Nachfolgern den Rath, Kleines nicht zu verachten, ein Fehler,

von dem freilich correcte Philologen vor allen anderen Gelehrten frei sind. Nicht nur in weitgeöffneten Schatzhäusern hatte Beer sich einzubürgern, um ihre Kleinode zu studieren, verschwundenen Besitzthümern nachzuspüren, Pergamente zu mustern, die seit hundert Jahren niemand angesehen hatte, halberloschene Schriftzüge zu entziffern, Bestände zu inventarisieren und zu classificieren. Manchmal musste er Dornengehege durchbrechen, an verschlossene Thüren klopfen, eingerostete Riegel wegschieben, in dumpfe Archive dringen, Kataloge consultieren, vergleichen, corrigieren, Codices bis in fenchte Keller verfolgen und dabei cosas de España in den Kauf nehmen in maiorem litterarum gloriam. Außer philologischen und paläographischen Reiserequisiten enthielt die Ausrüstung des österreichischen Emissärs auch für complicierte Fälle ein diplomatisches Hausmittel, freilich nicht nach Recepten der Diplomatik Mabilions. Beer hatte auf der spanischen Reise zwei Herren zu dienen. Für das Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses sollten Urkunden und Acten aufgesucht werden, welche die Kunstbestrebungen der spanischen Habsburger in volles Licht treten ließen. Nach beiden Seiten konnte er sein Netz auswerfen, wenn die Königin-Regentin ihm Bibliothek und Archiv des Palastes in Madrid zu benutzen erlaubte, oder den Eintritt in das trotz der Brände 1794, 1795, 1832, 1841 und aller sonstigen Beschädigungen noch überreiche Museum des Hauses Alba vermittelte, wenn der jetzige Cardinalstaatssecretär Rampolla, als Nuntius in Madrid, ein Fürwort bei dem Bischof von Barcelona eingelegt hatte. Der Kirchenfürst gestattete nicht nur die Benutzung eines Uncialcodex der Homilien Gregors des Großen im Archiv der von ihm restaurierten Kathedrale, er ließ sich auch bestimmen, für Manuscripte zu sorgen, die gefangen in einem Gewölbe dem Tode entgegenziengen. *Libros undique conquisit et comparas, non ut eas sepelias more multorum, sed ut sint usui omnibus studiosis* hatte Cardona Philipp II. geschrieben. Das Capitel in Barcelona, auf solches Lob verzichtend, hielt es mit dem Begraben und verschloss selbst einem Deniffe die Bibliothek, in welcher Beer arbeiten durfte, weil der Bischof es wünschte. Der Bischof von Mondoñedo informierte ihn in Leon über liturgische Handschriften seiner Kirche; der Bischof von Vich erleichterte die Arbeiten im Capitelsarchiv. Canonicus Collet reiste sogar mit unserem Autor nach San Juan de las Abadesas, um ihn in das Archiv der dortigen Collegiatkirche einzuführen. Wie das Capitel von Toledo ihn förderte, theilte ihm ein Domberr der Kathedrale in Tarragona einen musterhaft gearbeiteten Katalog eines Theiles der Escorialcodices mit, den er als Bibliothekar angelegt hatte. Die bedeutendste Handschriftensammlung Cataloniens besitzt das Archiv der Krone von Aragon in Barcelona. 300 Stücke aus Ripoll, San Cucufate und Monserrat gestattete der Director zu beschreiben und alles glossarisch, sprachlich und literarisch Interessante aus den be-

treffenden Documenten abzuschreiben oder zu excerpieren, was sich auf Schreiber, Besitzer, Kauf und Verkauf bezog. Zarco del Valle, bekannt als Mitarbeiter der Coleccion de documentos inéditos para la Historia de España, ließ Beer die 3000 Handschriften der schwer zugänglichen königlichen Privatbibliothek in Madrid mustern, 450 derselben beschreiben. Bei einem der Beamten der Universitätsbibliothek in Valladolid fanden die Vorschläge für einen descriptiven Katalog der Manuscripte die beste Aufnahme, die der Ausführung. Das Archiv in Simancas, Ximenez' Schöpfung, belohnte mit vollen Garben die Mühen unter den 60.000 Actenbündeln und die Pönitenzen des Aufenthaltes in dem öden Dorfe, wo nichts an das Land erinnert, in dem nach Geibels Versen die Mandeln röhlich blühen, wo die heiße Traube winkt, wo die Rosen schöner glühen und das Mondlicht goldner blinkt. Im Escorial durfte er wie Graux erfahren: le philologue, l'artiste, l'historien sont toujours bien accueillis. Ils peuvent chaque jour pendant de longues heures en compulsant les manuscrits, ou en feuilletant les albums, partager avec les bibliothécaires la solitude de la maison. Ein berühmter Besucher hat gemeint: man nehme für immer von dieser Stätte den beglückenden Gedanken mit, dort nicht leben zu müssen. Er war sicher kein Reisender in Handschriften, der wie Beer die Wonne genossen hatte, 400 derselben, über die nur ungenaue Daten bekannt waren, gründlich prüfen zu können.

Uhland kaufte einst auf dem Pont Saint Michel in Paris Mendozas Guerras de Granada. In seiner Freude zweifelte er, ob es nicht ein Traum sei, da er so oft von alten Büchern, die er finde, geträumt hatte. Wie glücklich wäre er erst gewesen, hätten ihm handschriftliche Funde das Sprichwort bestätigt: Salta la lievre. Quando menos uno piensa. Beer erfuhr es wiederholt. Das Escorial besaß als eine prenda importante der mano poderosa des Stifters das Handexemplar des geschriebenen ältesten Kataloges der Bibliothek, worin Philipp II. eigenhändig die von ihm geschenkten Bücher bezeichnet hatte. 1849 verschwand die Handschrift, Graux, der Erforscher der Origines du fonds grec de l'Escorial, hielt dafür, es sei nicht erlaubt, noch irgend eine Hoffnung zu hegen, dass dieses wichtige Document an dem Orte, der es fast drei Jahrhunderte besaß, existiere. Er hatte Recht. Aber im Hausarchiv der spanischen Krone fand Beer ein mit dem Original dem Texte nach identisches Exemplar. Der von Philipp signierte Begleitbrief beglaubigt es als authentisch. S. 74—155 steht das älteste Handschriftenverzeichnis. Damit ist die Grundlage aller historischen Forschungen über die Bibliothek wiedergefunden. Ein Codex aus dem Colegio mayor in Cuença galt als verloren. Beer fand die Collectio legum ecclesiasticarum in XV libros distributa in der Madrider Palastbibliothek. Wer d'Israelis Curiosities und Amenities of literature fortsetzen wollte, fände reichen Stoff in den handschriftlichen Entdeckungen unseres Jahrhunderts. Wie viel

Merkwürdiges hat sich in diesem Gebiete ereignet, seit Niebuhr die Institutionen des Gaius fand, Mai Fragmente ciceronianischer Reden und so weiter bis auf Tischendorfs Codex Sinaiticus, die Papyri Rainerii, die altsächsische Genesis des Helianddichters. Hier drängen sich Überraschungen. Man meinte z. B. endlich alle Karolingerurkunden für die Monumenta Germaniae beisammen zu haben und sandte nur honoris causa noch einen Revisor nach Paris. Der fand eine Menge unbekannter Stücke in Bänden junger Manuscripte, Copien längst untergegangener Originale.

Niemand in Leon ahnte, dass das Capitelsarchiv in einem Codex, der nur eine lateinische Übersetzung von Eusebius' Kirchengeschichte zu enthalten schien, ein Unicum bewahre und verberge. Trugillo, Lobera, Espinos del Pi, Ibarrata, Rodriguez, Risco, Quadrado, Fita, Tailhan, Saavedra, Braña hatten nur gesehen, was vor Augen war. Es ist allmählich, sagt v. Hartel in seiner Rectoratsrede über Aufgaben und Ziele der classischen Philologie, eine Akririe des Sehens und Mittheilens aufgekommen, welche fähige Augen zu unglaublicher Schärfe entwickelt hat; und es ist heute keine ungewöhnliche Leistung mehr, die im V. und VI. Jahrhunderte aufgetragenen Züge einer Handschrift zu entziffern, die einmal und auch ein anderesmal auseinander genommen, gewaschen und wieder beschrieben worden war, ohne dass die Hilfe von chemischen Reagentien oder das oft schärfere Auge der Photographie in Anspruch genommen werden müsste. In solchem Sehen auch am Juvenalcodex von Montpellier geschult, entdeckte Beer unter dem Eusebius Uncialen des VI. Jahrhunderts; am Rande tauchten die Namen Theodosius, Valentinian, Marcian, Gaius, Paulus auf. Der Palimpsest zeigte die Lex Romana Visigothorum, die Alarich II. für die im Westgothenreiche lebenden Römer durch eine Juristencommission abfassen und von der er authentische Exemplare an die Grafen der Städte und die Herzöge der Provinzen versenden ließ, als exclusive Quelle künftiger Rechtsprechung. Eine dieser officiellen Ausfertigungen, von weit höherem Alter als das bisher für das älteste gehaltene Exemplar, war zutage gekommen. Dieses Urdokument westgothischer Legislation erschloss auch bisher unverstandene Gaiusstellen im Veroneser Palimpsest.

1572 war Morales in Leon gewesen, um im Auftrage Philipps II. Umschau nach Cimelien zu halten. Die Canonici, die Annexion nach der Inspection fürchtend, hatten ihr Archiv mit Möbeln so verpallisadiert, dass der Königsbote unverrichteter Sache abziehen musste. Nachdem Beer der Wurf gelungen war, verbot das Capitel, sich in den Spuren der Ahnen des XVI. Jahrhunderts haltend, weitere Entdeckungen, verstimmt über den beschämenden Erfolg des fremden Pfadfinders. Denn nicht allein vom vulgo de España gilt, was der vorige Botschafter am kaiserlichen Hofe Valera gesteht, es habe einen instinctiven Stolz, womit es sich immer selbst bewundere und über das Volk anderer Länder erhebe. Das con-

servative Lebewohl Vaya Usted con Dios y no haya novedad scheint manche Hüter handschriftlicher Seltenheiten zu verpflichten, sie hinter Schloss und Riegel zu halten, damit sie stets alt und einzig bleiben.

Der zweite Band der Bibliotheca Hispaniensis wird in Katalogen und Beschreibungen die Studienfrüchte aus spanischen Manuscripten bringen. Die Akademie hatte auch eine Übersicht über das spanische Schriftthum des Mittelalters gewünscht. Die „Handschriftensätze“ geben sie. Die Einleitung orientiert über die Art, wie der Autor seine Aufgabe ansieht, und über die Methode der Ausführung. In der Ciencia Española bemerkt Menéndez y Pelayo: Häufig wird Bibliographie von denen, die nur aus der Ferne hineinblicken, eine trockene, wüste Wisserei von Namen und Daten gescholten, oberflächlich und schwerfällig zugleich, und allerdings gibt es Bibliographen, die keinen anderen Namen verdienen als den von Karrenschiebern und Gepäckträgern der Gelehrtenrepublik. Wird Bibliographie mit historischer und ästhetischer Kritik getrieben, mit Geist, Gelehrsamkeit und Geschmack, mit frischem spontanem Urtheil, wie es ein inspirierender Contact mit den Schriftwerken gibt, so ist sie zugleich der Leib, die äußere Geschichte der intellectuellen Bewegung und eine vorzügliche, unerlässliche Vorbereitung für das Studium der inneren Geschichte. Welcher Classe von Bearbeitern unser Thesaurus angehört, zeigen die Worte: „Man ist heute darüber einig, dass die Handschrift des Werkes eines Autors mehr ist als ein Beitrag zur Verbesserung einiger corrumpter Stellen, die Chronik mehr als eine Sammlung historischer Daten, das Missale oder Passionale nicht bloß ein Theil der ornamenta ecclesiae. Das geschriebene Buch des Mittelalters ist unser wichtigstes Mittel zur Erkenntnis der Ideen, der geistigen Entwicklung und literarischen Veranlagung von Gemeinden und Staaten, ein Culturträger im eminentesten Sinne des Wortes. Die bloße Notiz, dass zu einer bestimmten Zeit an einer bestimmten Stätte eine Handschrift vorhanden gewesen, beweist als Grundbedingung das Bedürfnis, einen solchen literarischen Schatz zu besitzen, ferner die Nothwendigkeit der Beschaffung eines oder mehrerer Originale, aus denen er gehoben werden sollte, und setzt einen kundigen librarius, wo nicht ein geschultes Scriptorium mit Künstlern in ihrem Fache voraus. So bildet der Codex einen Zeiten und Völker überdauernden Markstein geistiger Bethätigung.“ Unter den repräsentativen Größen dieses Gebietes für Spanien hebt Beer mit Recht Isidor von Sevilla hervor, dessen ardente spiro Dante im Paradiese durch Thomas von Aquino feiern lässt, vielleicht im Gedanken an die Worte Martins von Leon: Es gibt Geistliche, die Kohlen, und solche, die Lampen sind. Jene tragen die Gluth in sich, zünden aber nicht, diese wirken nach innen und außen. San Isidro, der Schüler Gregors des Großen, galt für den einzigen Mann Spaniens, der das tiefgesunkene Land wieder auf-

richten und die erstorbene Bildung beleben könne. Er besaß alles Wissen seiner Zeit. Kein kirchlicher, kein profaner Autor entging seinem Fleiße. Isidorus noster Varro noster Plinius, sagt Braulio vom ersten Magister sententiarum. Die zwanzig Bücher der Origines hat man eine gigantische Arbeit, ein cyklopisches Monument, eine außerordentliche Compilation, eine wahre Encyclopädie der gothischen Zeit genannt, der wir eine Fülle merkwürdiger Nachrichten über Sitten, Feste, volkstümliche Schauspiele verdanken, die Erhaltung unzähliger Fragmente verlorener classischer Autoren. Quarebam librum et inveni bibliothecam, urtheilte die Bewunderung der Zeitgenossen. Beer hält durch die beiden inhaltreichen Bände Isidoriana der Ausgabe Arevalos, durch Dressels de Isidori Originum fontibus die Aufgabe noch nicht gelöst, die Bibliothek und die Collectaneen des Bischofs, der den Glanz und die Civilisation des VII. Jahrhunderts in sich vereinigte, auf ihre Provenienz zu prüfen.

Bei Abfassung der Annalen des Benedictinerordens suchte Mabillon Hilfe bei José Perez, dem von ihm für die Diplomatie gewonnenen Professor des Hebräischen, Griechischen und der Mathematik in Salamanca. Er erhielt von dem vir antiquorum morum et rarissimae eruditionis, der italienisch und französisch spreche wie ein Römer und Pariser, den Bescheid, die Araber hätten mit den Klöstern auch die ältesten Urkunden vernichtet. Beer weist nach, dass die literarischen Traditionen in den Conventen die Eroberung überdauerten. Die Études monastiques heischten Hilfsmittel, Werke der Väter und der Classiker, historische und grammatische Handbücher. Es kam vor, dass ein Bischof Reisen machte des Bücherkaufes wegen, noch ehe im X. Jahrhundert die literarische Betriebsamkeit dem in weiten Kreisen erwachten Bedürfnisse entgegenkam. Schulen der Kalligraphie entstanden mit originellen Typen. Die Werke derselben stifteten Fürsten und Prälaten wetteifernd in Kirchen und Klöster, wo die Benützung sorgsam geregelt wurde. Von den Mittelreichen des nördlichen Spaniens führt Beer zum Westen mit dem Centrum Santiago und nach Catalonien. „Die Übersicht über die literarische Propagation in den folgenden Jahrhunderten konnte umso kürzer gehalten werden, als für diese die eigentlichen Zeugen, die Handschriften selbst, in entsprechender Zahl vorlagen. Sie zeigen, dass die im X. Jahrhunderte gegebene reiche Anregung zur Vervielfältigung liturgischer, patristischer, historischer und classischer Werke in der Folgezeit nicht nur keine Schädigung mehr erfährt, sondern mit dem siegreichen Vordringen des nationalen Elementes fortschreitet. Der Reconquista auf dem Schlachtfelde steht die auf geistigem Gebiet würdig zur Seite.“ Zahlen sprechen. „In 86 Jahren verdreifachte sich die Bibliothek des Klosters Ripoll; für zwei Handschriften von Werken Priscians zahlten Bischof und Capitel von Barcelona ein Haus und ein Feld.“

Seit 1863 ediert die spanische Akademie in prächtigen Folianten die astronomischen Werke Alfons X. Kein königlicher Autor dürfte

in dieser Disciplin dem erwähnten römischen Kaiser zur Seite treten, der der Weise heißt und der Gelehrte heißen sollte. Juan de Mariana meint von dem Politiker mit unglücklicher Hand, er studierte den Himmel und beobachtete die Sterne, vergaß jedoch die Erde und verlor sein Reich. Aber Mila y Fontanals hebt hervor: Die Bestrebungen des Königs für Sprache, Gesetzgebung, Wissenschaft, Poesie haben ein Ideal castilischer Civilisation geschaffen, das erst spätere Jahrhunderte verwirklichten. Der Troubadour der Madonna, dessen Ruhm die provençalischen Dichter wetteifernd verkünden, hat durch die alfonsischen Tafeln sich in der Geschichte der Astronomie und Mathematik verewigt. Seine Siete Partidas sind bis heute die Grundlage der spanischen Jurisprudenz. Das castilische Idiom hat er durch mustergiltige Schriften zur Sprache des Volkes gemacht. Seine Cronica general überragt sämtliche spanische Chroniken durch Poesie, Sagenfülle, Volksthümlichkeit. Beer gedenkt der Büchersammlung des Herrschers. Noch sind Empfangscheine vorhanden, die er 1270 über Handschriften ausgestellt hat, die er entlehnte, um sie copieren zu lassen. Es finden sich unter den Desideraten Vergils Eclogen und Georgica, Ovids Episteln, Somnium Scipionis, Lucan und Statius. Des Königs Livius und Plautus sind in die Hände des J. Cujacius gekommen, der als Professor in Bourges und durch die zehn Folianten seiner Opera der von Savigny gepriesene Restaurator humanistisch-classischer Jurisprudenz wurde, indem er sie als philologischer Kritiker und Archäologe bearbeitete. Alfonsos Bücherliebe lockte Könige und Granden zur Nachfolge, deren meist untergegangene Privatbibliotheken Beer skizziert. Wie zum Trost bei diesen Einbußen weist er an der Verbreitung des nicht interpolierten Juvenaltexes in Spanien scharfsinnig nach, „wie selbst diese scheinbar trockenen Notizen der Textgeschichte classischer Autoren dienen können.“ Was er für den Juvenal versucht habe, schließt der Verf., lasse sich noch ertragreicher für die Werke anderer classischer Autoren ausführen, des Seneca, Lucan, Ovid, Cicero, vor allem Vergils. Dem Philologen eröffne sich hier ein weites, unbestelltes Feld. Sei dasselbe einmal nach Gebür bearbeitet, „so werde sich zeigen, dass Spanien hinsichtlich der Pflege classischen Schriftthums im Mittelalter den anderen Culturölkern wenig nachstehe.“

Als im XVI. Jahrhundert die humanistische Unterschätzung des Mittelalters und der Bücherdruck die Pergamente mit Entwertung und Vernichtung durch Buchbinder und Goldschläger bedrohte, erstand ihnen in Philipp II. ein sachkundiger Conservator, der sie sammelte, sicherte und zu Hausgenossen der Könige machte. Der König hatte keinen Sinn für die Hochherzigkeit, für die traditionelle und zum Theil verbrieftete Berechtigung der niederländischen Opposition gegen seine centralistisch absolutistische Regierung. Sie hat ihn auch literarisch dafür gestraft. Ihre Brandschriften und Perez' leidenschaftlich-unwahre Relationen haben die Farben zu

dem Porträt des modernen Tiberius geliefert, das die Geschichtschreibung lange colportierte, das Motley, nachdem Ranke es anti-quierte hatte, mit der wilden Erbitterung Wilhelms von Nassau und der Encyclopädisten erneute. In dem Bilde eines solchen Cannibalen ist natürlich keine Stätte für Philipps ehrliche Kirchlichkeit, für seine Gerechtigkeitsliebe, in der er, wie Bädinger betont, darüber hielt, dass die Justiz streng, aufmerksam, unparteiisch, mit Redlichkeit, Reinheit und Freiheit gehandhabt wurde, nicht für die Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Ranke spricht einmal von dem traurigen Leben dieses Fürsten, worin es einige vorzüglich trübe Stellen gebe. An dieses Wort wird man erinnert, wenn man aus der ärmlichen Zelle, wo der König nach furchtbaren Leiden starb, in die Theile des Escorial kommt, die niemals volles Tageslicht haben, sondern wo stets die melancholische Mondbeleuchtung eines nebligen Novemberabends herrscht. Lichtblicke in Philipps arbeits- und kummervolles Tagewerk brachten Factoren, für die der wie aus Erde gebaute, gefängnisartige, von dunklen Bergen ummauerte Grabes- und Klosterpalast von feierlicher, herber Majestät Raum bieten sollte: Architektur, Malerei, Literatur. Hier traten auch Züge der *côté aimable d'un roi sévère* hervor, auf die Juan Perez de Guzman in der *Revista contemporanea* 1876 hingewiesen hat. Die Gründung der Bibliothek im Real sitio de San Lorenzo el real del Escorial nennt Beer eine literarische That des Rey prudente, die in ihrem Einfluss bis jetzt nur zum Theil gewürdigt wurde, was für die Erkenntnis des geistigen Lebens im XVI. Jahrhundert so nachtheilig gewesen sei, wie für die allseitige gerechte und billige Würdigung des vielgeschmähten Monarchen. 1565 fieng er an zu sammeln. Auch seine Diplomaten, froids, pratiques, austères, entiers, orgueilleusement inflexibles, wie man sie charakterisiert hat, mussten als Bücheragenten dienen; so Hurtado de Mendoza, der Gesandte in Venedig Guzman de Silva, der Minister Gonzalo Perez, der Präsident des Rathes von Castilien Diego de Cobarruvias. Außer ihnen förderten der Cardinal von Burgos Bobadilla, der Jurist und Archäologe Antonio Agustin, Erzbischof von Tarragona, die bibliothekarischen Pläne Philipps. Als Männer von Fach benutzte er Ambrosio de Morales, den Professor zu Alcalá, Archäologen und Reichshistoriographen Castiliens, und Montano. Morales eröffnet den langen Zug der nach spanischen Manuscripten spürenden Reisenden. Sein *Viaje Santo* ist die erste Schilderung einer solchen gelehrten Inspectionstour, wie sie später von Bayer, Florez, Knust, Ewald gegeben sind. Im reichgeschmückten Hauptsaal der Escorialbibliothek hängt neben dem Bilde Philipps von Tizian das des ersten Bibliothekars. Es war Benito Arias, nach seinem Geburtsorte Frexenal de la Sierra Montano genannt. Er gehört zu den Notabilitäten der spanischen Gelehrsamkeit seiner Zeit, verstand hebräisch, chaldäisch, syrisch, arabisch, deutsch, französisch, italienisch, englisch, holländisch, griechisch, lateinisch,

war ein gediegener Theologe, das liebenswürdige Haupt eines Humanistenkreises, Staatsmann, Naturforscher, Zoologe, dessen *Naturae Historia*, frei von allen Irrthümern und Vorurtheilen der Zeitgenossen, Beobachtungen, Classificierungen, Erklärungen bietet, die noch heute gelten. Mit Recht war er feierlich in Alcalá als Dichter gekrönt. Er that allein die Arbeit eines Jahrhunderts von Gelehrten. Es ist besser, nichts von ihm zu sagen, schreibt Francisco Cano an den Cabinetssecretär Zayas, denn man kann doch nicht sagen, was in ihm ist; und Cardinal Aguirre, Mabillons Freund, der Bearbeiter der spanischen Concilien, der auf seine Kosten Antonios Bibliotheca Vetus 1696 drucken ließ, obwohl er selbst mehr Bücher als Geld hatte, nennt ihn *magnus ille et ad miraculum usque eruditus, vere polyglottus et polygraphotatus, Hispalensis urbis, patriae suae, et totius Hispaniae decus*. Der scharfblickende, feinfühlende König erkannte in ihm seinen Mann, entnahm ihm dem Einsiedlerleben in der reizenden Wildnis der Peña de Aracena bei Sevilla, wo er Weinstöcke pflanzte, Quellen entdeckte, Brunnen graben ließ, Gärten anlegte, und spannte ihn an das schwere Joch der Polyglotte mit täglich eilfstündiger Arbeit sechs Jahre lang. Er schützte ihn aber auch gegen den Neid, dessen noch die Grabschrift — *Invidia virtutis comes* — gedenkt. Alba erhielt Befehl, als Montano in den Niederlanden war, alles Mögliche für ihn zu thun, er verdiene es wegen seiner Tugenden und seines Wissens. Der schreibseligste Fürst, der sich rühmte, er regiere die alte und die neue Welt mit einem Stück Papier, dessen nie ruhende Feder ein so starkes Contingent zu den 33 Millionen Documents in Simancas stellte, der so viele Bände zur Coleccion derselben lieferte, fand immer Zeit für Montanos bibliothekarische Referate. Noch heute liest man im Escorial die Inschriften aus der Feder des berühmten Latinisten, noch besteht die seltsame, von ihm herrührende Aufstellung der Bücher, deren Rücken der Wand zugekehrt sind. Tomas Gonzalez Carjaval verdankt man das wertvolle *Elogio historico del doctor Benito Arias Montano* im VII. Bande der *Memorias de la Real Academia de la Historia*. Vieles über die Wirksamkeit als Bibliothekar ließe sich aus der Correspondenz Montanos mit dem Könige nachtragen. Beer wird es in einer eigenen Arbeit thun, für die ihm Simancas das Material bot.

Mit der Würdigung der bisherigen Arbeiten für methodische Durchforschung der frühesten Schriftdenkmäler Spaniens schließt die Einleitung. Unter Loewes Papieren fand sich ein Verzeichnis von mehr als hundert Bibliotheken. In jede Rubrik waren bibliographische Notizen eingetragen, die sich auf die Leistungen der Vorgänger bezogen. Das Motiv dafür findet Beer in der Erkenntnis, bei der Mannigfaltigkeit der handschriftlichen Bestände Spaniens, bei dem raschen Wechsel, dem sie bis auf die jüngste Zeit unterworfen waren, bei der Unmöglichkeit für den einzelnen, das ge-

dem Porträt des modernen Tiberius geliefert, das die Geschichtschreibung lange colportierte, das Motley, nachdem Ranke es antiquiert hatte, mit der wilden Erbitterung Wilhelms von Nassau und der Encyklopädisten erneute. In dem Bilde eines solchen Cannibalen ist natürlich keine Stätte für Philipps ehrliche Kirchlichkeit, für seine Gerechtigkeitsliebe, in der er, wie Büdinger betont, darüber hielt, dass die Justiz streng, aufmerksam, unparteiisch, mit Redlichkeit, Reinheit und Freiheit gehandhabt wurde, nicht für die Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Ranke spricht einmal von dem traurigen Leben dieses Fürsten, worin es einige vorzüglich trübe Stellen gebe. An dieses Wort wird man erinnert, wenn man aus der ärmlichen Zelle, wo der König nach furchtbaren Leiden starb, in die Theile des Escorial kommt, die niemals volles Tageslicht haben, sondern wo stets die melancholische Mondbeleuchtung eines nebligen Novemberabends herrscht. Lichtblicke in Philipps arbeits- und kummervolles Tagewerk brachten Factoren, für die der wie aus Erde gebaute, gefängnisartige, von dunklen Bergen ummauerte Grabes- und Klosterpalast von feierlicher, herber Majestät Raum bieten sollte: Architektur, Malerei, Literatur. Hier traten auch Züge der *côté aimable d'un roi sévère* hervor, auf die Juan Perez de Guzman in der *Revista contemporanea* 1876 hingewiesen hat. Die Gründung der Bibliothek im Real sitio de San Lorenzo el real del Escorial nennt Beer eine literarische That des Rey prudente, die in ihrem Einfluss bis jetzt nur zum Theil gewürdigt wurde, was für die Erkenntnis des geistigen Lebens im XVI. Jahrhundert so nachtheilig gewesen sei, wie für die allseitige gerechte und billige Würdigung des vielgeschmähten Monarchen. 1565 fieng er an zu sammeln. Auch seine Diplomaten, *froids, pratiques, austères, entiers, orgueilleusement inflexibles*, wie man sie charakterisiert hat, mussten als Bücheragenten dienen; so Hurtado de Mendoza, der Gesandte in Venedig Guzman de Silva, der Minister Gonzalo Perez, der Präsident des Rathes von Castilien Diego de Cobarruvias. Außer ihnen förderten der Cardinal von Burgos Bobadilla, der Jurist und Archäologe Antonio Agustin, Erzbischof von Tarragona, die bibliothekarischen Pläne Philipps. Als Männer von Fach benutzte er Ambrosio de Morales, den Professor zu Alcalá, Archäologen und Reichshistoriographen Castiliens, und Montano. Morales eröffnet den langen Zug der nach spanischen Manuscripten spürenden Reisenden. Sein *Viaje Santo* ist die erste Schilderung einer solchen gelehrten Inspectionstour, wie sie später von Bayer, Florez, Knust, Ewald gegeben sind. Im reichgeschmückten Hauptsaaie der Escorialbibliothek hängt neben dem Bilde Philipps von Tizian das des ersten Bibliothekars. Es war Benito Arias, nach seinem Geburtsorte Frexenal de la Sierra Montano genannt. Er gehört zu den Notabilitäten der spanischen Gelehrsamkeit seiner Zeit, verstand hebräisch, chaldäisch, syrisch, arabisch, deutsch, französisch, italienisch, englisch, holländisch, griechisch, lateinisch,

Das Verzeichnis der Bücher des Königs von Aragon Martins II. erhält man nach der Ausgabe von Mila y Fontanals, das der wichtigsten Manuscripte des Capitels von Cordoba und von Vich nach Heine, das des Bischofs von Cuenca Palomeque 1273 nach Marina. S. 500—514 sind 157 Stücke aus dem Archiv der Kirche zu Urgel nach einem Codex Parisinus ausgehoben. Man liest, was die Königin Maria von Sicilien und Aragon 1458 an Büchern besaß, mit welchen Handschriften die Tochter Kaiser Maximilians I. ausgestattet wurde. Ulysse Robert hat im Cabinet historique den Etat des Catalogues des Manuscripts des Bibliothèques d'Espagne behandelt. Escorial und Madrid erhalten je 1½ Seiten. Beer widmet den geschriebenen Verzeichnissen der Escorialcodices 62 Artikel, einen Zusatzabschnitt über einschlägige Acten und Briefe und führt in der Rubrik „Druckwerke“ 140 Schriftsteller auf.

Ein Seitenstück dazu bildet nach Umfang und Vollständigkeit des bibliographischen Apparates die Ausführung über die 69 Bibliotheken Madrids S. 278—350 mit 260 Citaten aus handschriftlichen und gedruckten Quellen. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf Genesis, Dotierung, Bestände, Anordnung, Erhaltung, Verwaltung der Sammlungen. Zur Geschichte der Cimelien und anderer wichtiger Stücke tragen die Nachrichten über Schenkungen, Käufe, Verkäufe, Tausche, Entlehnungen, Vermerke, Subscriptionen bei. Als Montano die Ehre hatte, die acht Folianten der Antwerpener Polyglotte, ein Geschenk des Königs, Gregor XIII. zu überbringen, fand er eine glänzende Aufnahme bei den Gelehrten des heiligen Collegiums und der ewigen Stadt. Man wollte ihn festhalten, der Abschied war fast eine Flucht. Er schrieb seinen guten Credit in Sachen der Gelehrsamkeit dem Umstande zu, dass er nichts gesagt habe, wofür er nicht la prueba a canto llenamente hatte. Durch dasselbe Mittel sucht Beer solchen buen credito. Für ihn liegt es in den eigenen Forschungen und in der erschöpfenden Verwertung der reichen Literatur. Seit drei Jahrhunderten haben auf spanische Codices des Mittelalters geachtet Textgeschichte und Auslegung der Bibel, Patristik, Kirchen- und Conciliengeschichte, Hagiographie, Hymnologie, Liturgik, römische und spanische Jurisprudenz, canonisches Recht, spanische Reichs-, Provinzial- und Städtegeschichte, europäische Geschichte des Mittelalters, classische, orientalische, romanische Philologie, Diplomatie, Universitäts-, Literatur-, Cultur-, Musik- und Kunstgeschichte, Archivs- und Bibliothekskunde. Die Vielseitigkeit des Stoffes hat die Kette der Bearbeiter nicht abreißen lassen, deren erstes Glied Nicolas Antonio bildet. Die vier Folianten der Bibliotheca Hispania vetus et nova, 8000 Autoren behandelnd, nennt Menéndez y Pelayo ewiger Bewunderung wert. „Bedenkt man die großen Schwierigkeiten, denen man begegnet, wenn man die Bibliographie eines weniger cultivierten Zweiges menschlichen Wissens schreiben, die Arbeiten verzeichnen will, die sich auf einen Punkt der Wissenschaft, auf eine

Provinz, eine Stadt beziehen, wie sollte man nicht staunen über das titanische Unternehmen, in einem Buche zu lehren, was in Spanien über jeden Gegenstand in jeder Form von der Zeit des Augustus an bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts geschrieben ist?“ Es dürfte interessieren, die Reihe der Schriftsteller zu überblicken, die sich in Spanien, Deutschland, Frankreich, Italien, England, Belgien, Dänemark mit Handschriften des spanischen Mittelalters beschäftigten. Es sind vornehmlich: Morales 1573, 1574, Antonio 1696, Rodriguez 1738, Florez 1747 f., Burriel 1758 f., Casiri 1760 f., Morales 1765, Iriarte 1769, Risco 1774 f., Merino 1780, Castro 1781 f., Ponz 1782, Antonio 1783, Tychsen 1786, Bayer 1788, Ferreira Gordo 1792, Morales 1793, Campomanes 1796, Rodriguez 1800, Serna Santander 1803, Villanueva 1803 f., Moldenhawer 1807, Gonzalez 1808, Laborde 1809, Merino-Canal 1819 f., Bermejo 1820, Bailly 1827, Haenel 1834, Torres-Amat 1836, Canal 1836 f., Knust 1841, Sanchez 1841, Gachard 1845, Frias 1846, Vogel 1847, Muñoz y Romero 1847, Miller 1848, Heine 1848, Quevedo 1849, Barranda 1850, Gachard 1853, Hoffmann 1854, Lafuente 1855, Muñoz y Romero 1858, Euguren 1859, Valentinelli 1860, de los Rios 1861 f., Ebert 1862, Rotondo 1863, Hinschius 1863, Borao 1866, Lafuente 1866, Maassen 1867, Edwards 1869, Montaña 1872, Gachard 1835, Ruelle 1875, Montaña 1875, Tubino 1875, Tailhan 1877, Lafuente 1877, Llacayo 1878, Loewe 1879, Fierville 1879, Graux 1880, Robert 1880, Ewald 1881, Villa-Amil 1883, Carini 1884, Latassa 1884 f., de la Fuente 1884 f., Loewe-Hartel 1887, Riaño 1887, Muñoz y Ribero 1887, Vigil 1887, Beer 1888, Jimenez 1888.

Ein gelehrter Luxusartikel hätte so viele Federn nicht in Bewegung gesetzt. Der Verfasser der trefflichen spanischen Literaturgeschichte, der Amerikaner Ticknor, hatte alle größeren Bibliotheken Europas nach spanischen Büchern durchforscht. Den ersten Platz unter allen behauptet die Hofbibliothek in Wien, lautete sein Urtheil. Und doch hätte Beer hier nicht alle Werke gefunden, die er bedurfte, und die er so fleißig ausgebeutet hat. Der Augustiner Enrique Florez, Professor in Alcalá, Botaniker, Numismatiker und Chronolog, unternahm die *España Sagrada*. *Theatro geografico-historico de la Iglesia de España*. Origen, divisiones y terminos de todas sus provincias. Antigüedad, transacciones y estado antiguo y presente de sus sillas en todos los dominios de España y Portugal, con varias disertaciones criticas para ilustrar la historia eclesiastica de España. Mit den Fortsetzungen von Risco, Merino, Canal, Lafuente füllt sie 51 Bände, 20.000 Seiten. Beer hat sie Zeile für Zeile durchgelesen, ebenso die 22 Bände von Jaime Villanuevas *Viaje literario a las Iglesias de España*. Amador de los Rios hatte den Muth zu einer etwa 20 Bände starken *Historia critica de la literatura española*, für die er in Wien persönlich einen Verleger gesucht haben würde,

hätte nicht F. Wolf ihn fast mit Gewalt von diesem vergeblichen Schritte abgehalten. Aber die sieben publicierten Bände enthalten so viele Beiträge zur Handschriftenkunde, dass das so gediegene wie weitschweifige Werk sorgsam zu excerpieren war. Außer den Fachwerken und Zeitschriften zieht Beer Biographien, Specialgeschichten von Kirchen, Klöstern, Collegien, Städten, Antiguédades, Guías de los viajeros heran, wenn sie brauchbare Notizen versprachen. Er gibt an, woher die Autoren ihre Kunde hatten, schöpften sie aus Manuscripten, wo sich diese jetzt befinden, ob sie eingehende Quellenstudien machten, gewissenhaft oder oberflächlich arbeiteten, skizzieren oder im Detail ausführen, wenig Originelles und Sachliches bieten oder das Gegenteil, ob sie die Signaturen berücksichtigen und einzelne Bestände statistisch zusammenstellen, ob ihre Relationen durch Auszüge aus verlorenen Handschriften Quellenwerke erhalten. Es war dem Verf. durch die Grenzen seines Themas verboten, dem historischen Elemente so vielen Raum zu gewähren, wie es Graux im *Essai sur les origines du fonds grec de l'Escorial* thut, der sich über die Sammler, ihre wissenschaftlichen Tendenzen, die Zeitrichtungen, das Los der Sammlungen, Einbände, Wappen, Siegel verbreitet, oder Tailhan in den *Bibliothèques espagnols du moyen âge*.

Doch fehlt es nicht an vielen, charakteristischen, historischen und literargeschichtlichen Zügen, die Graux' Wort bestätigen: les anciennes bibliothèques renvoient quelques vives et fidèles reflets des temps, qui les ont vu former; quelle mine de renseignements précieux pour les études littéraires [historiques renferme l'histoire détaillée d'une grande collection des manuscrits! Bald führt die Genealogie der Sammlungen zu Donatoren und Testatoren. Bald lässt die Verbreitung bestimmter Werke die Studienrichtung bei den Geistlichen erkennen. Die Verschlechterung legierter Codices, weil man sich aus ihnen nichts macht, stellt den Nutznießern ein Armuthszeugnis aus. Krieg und Brand haben Kostbarkeiten vernichtet. Es ist auch vorgekommen, dass ein Bibliothekar sich für seine Möbeln Platz verschaffte, indem er Pergamente haufenweise an Feuerwerker verkaufte. Da ergeht es ihnen noch besser, wenn Prälaten sie den Klöstern wegnehmen, um ihre Kathedralen damit zu schmücken. Mönche zerschnitten prachtvolle Hymnarien, um den Einbanddeckel besser zu verwenden. Das war ein Vorspiel der Zeit, die das Mittelalter und sein por la fé moriré nicht verstand, für die Façade von San Pablo in Valladolid, dieses Sculpturenlabyrinth, von dem sich unser Auge nicht trennen kann, kein Auge hatte. Wie oft hatte Beer Anlass, Morales, Florez, Risco, Villanueva zu beneiden, die die meisten Erbstücke der Jahrhundertere noch in pietätvoller Obhut der Kathedralen und Klöster fanden. Unschätzbare gieng zugrunde, als Napoleon I. den Einfall der Araber wiederholte. Die Parole hieß stehlen oder vernichten. 25 Colegios in Salamanca, darunter Prachtbauten gothischer

Architektur, wurden in Ruinen verwandelt. Nicht die herrlichen Fenster, nicht die Custodia der Kathedrale von Burgos, nicht die Gärten und Gemälde der Karthause von Miraflores, nicht „das größte Kunstwerk Spaniens“, das Tabernakel des Escorial, fanden Gnade. In dem schönen Kloster San Pedro de Cardeñas bei Burgos wurden Archiv und Bibliothek verbrannt. Nachdem Suchets Banden die Einsiedler von Monserrat wie wilde Thiere gejagt und ermordet hatten, verbrannten sie 500 Bände Handschriften. Bibliothek und Archiv des Escorial wurden geplündert und verwüstet, ebenso das Escorial Aragons in Poblet. Eine Bombe Suchets äscherte in Valencia die Universitätsbibliothek ein, der 1785 Perez Bayer 20.000 Bände geschenkt hatte. Im Bürgerkriege ahmten Carlistas und Cristinos das Beispiel der Franzosen nach, jene benutzten in Santo Domingo de Silos die Manuscripte als Surrogat für Bettstroh. Die Gewissenlosigkeit vieler öffentlicher und Privatbibliothekare hatte, wie K. Vollmöller 1890 klagte, zu einer Zerstreuung seltener, spanischer Werke über die ganze Welt geführt, wie sie in keiner anderen Literatur vorkommt; eine Klage, die de la Braña in Leon auch auf Manuscripte ausdehnt. Seit den Vierzigerjahren unseres Jahrhunderts dürfte die Auswanderung der Codices nach Frankreich und England einen neuen Aufschwung genommen haben. Ochoas *Catalogo razonado de los manuscritos españoles en la Biblioteca real de Paris 1844* hat 763 Seiten, Morel Fatiou *Catalogue des manuscrits espagnols* derselben Bibliothek, dessen erstes Heft 1881 erschien und 243 Seiten zählt, dürfte den Zuwachs zeigen. Die Titel dessen, was sich im Britischen Museum befindet, hat seit 1875 Gayangos in drei colossalen Bänden zusammengestellt. 1878 kaufte Delisle in Paris 28 Prachthandschriften, die einst der Abtei Silos gehört hatten. HARRISSE hat in seinem *Buche Grandeza y decadencia de la Colombina* nachgewiesen, dass noch 1884 aus der Columbusbibliothek in Sevilla Massen wertvoller Handschriften und Bücher gestohlen und an den Quais in Paris verschleudert sind. Wo sich nachweisen lässt, was aus den aufgelösten Sammlungen wurde, thut es Beer. Wo auch das nicht möglich ist, registriert er die Notizen über die alten Bestände, z. B. der *Real Cartuja de Portaceli*, die 1464 noch 669 Codices enthielt. Der ehemalige Besitz Oviedos veranlasste eine schwierige, interessante Arbeit. Von ihren vielen westgothischen Handschriften besitzt die Kathedrale nichts mehr. Der Verf. versucht nun durch genaue Ermittlung der Geschichte der Sammlung die Spuren der ehemaligen Ovetenses in den heutigen größeren Bibliotheken Spaniens aufzufinden und nachzuweisen, wie weit die vorhandenen Kataloge, Berichte, Schenkungs-, Besitzer- und Copistennotizen praktisch zu verwerten seien. „So konnte, wenn auch ein großer Theil des ursprünglichen Gutes für immer verloren ist, die Filiation der Originale erkannt und auf Grund der urkundlichen Angaben die Reconstruction sämmtlicher mittelbar oder unmittelbar erhaltener

Bibliotheksbestände von Oviedo angebahnt werden.“ Gelegentlich wird darauf hingewiesen, im Cathedralarchiv von Leon befänden sich Hunderte von Urkunden, päpstliche Bullen und Decrete, von so hohem geschichtlichen Werte wie merkwürdig in paläographischer Beziehung, doch unbekannt und unbenutzt. So bereit auch Beer ist, von den vielen Vorgängern zu lernen, so gern er auch ihre Verdienste anerkennt, arbeitet er doch durchaus selbständig, kontrolliert und corrigiert selbst Gachard und Graux auf Grund von Urkunden, die erst später in der Coleccion de documentos inéditos gedruckt sind. Vor Bibliographen, die, statt die Handschrift selbst zu untersuchen, sinnlose Titel abschreiben, wird mit Recht gewarnt; denn Mas vale ir solo Que mal acompañado. In seiner Ausgabe der Tristanfragmente machte Fr. Michel 500 Lesefehler, so dass von einem Verstehen des Textes gar keine Rede sein konnte. Beer ist vor dem Straucheln sicher, mögen die Schriftzüge noch so kraus sein. Mit peinlicher bibliothekarischer Genauigkeit macht er die Angaben über Tauf- und Familiennamen der Autoren und die Titel der Schriften. Ritschls Erfahrung scheint ihm nicht fremd, „dass so ein Zenodoteischer Anordnungs- und Katalogisierungsberuf in seinen rauhen Schalen einen eigenthümlich verlockenden Honigseim birgt.“ Doch lässt er sich durch die Süßigkeit der bibliographischen Delicatessen nicht verlocken, dem Leser allzuviel davon vorzusetzen. Goethes Wort, ein guter Kopf schreibt auf einen Zettel, ein mittelmäßiger auf ein Quartblatt, ein Dummer auf einen ganzen Bogen, anticipierte Baltasar Gracian im Handorakel und Kunst der Weisheit: lo bueno si breve, dos vezes bueno. Um beiden zu genügen, muss man etwas von der Kunst verstehen, die M. Haupt Lachmann nachrühmt, in wenigen Zeilen das Resultat einer langen Untersuchung zu geben. Ohne sie wären die „Handschriftenschatze“ doppelt so stark geworden. „Die Grenze des aufzunehmenden Materials wurde möglichst weit gesteckt, um auch andere, auf jüngeren Zeugnissen basierende Disciplinen als die philologisch patristische an dem Resultat der mühsamen Auszüge aus Tausenden von Werken participieren zu lassen.“ — Ist das Buch selbst ein großes Inventar, so inventarisieren es wieder die Indices und zeigen, welche eine Masse von Einzelheiten hier aufgespeichert, geordnet, ausgenutzt ist. Das erste hundert Seiten große Register erstreckt sich auf jeden Autornamen oder Schrifttitel und bietet z. B. für Madrid 282 Nachweisungen. Tabellarisch verzeichnet das zweite Register datierte Handschriften, Schreiber, Illuminatoren, Miniaturcodices. Der Verf. hofft, „diese früher noch nicht versuchte Zusammenstellung werde insofern Grundzüge für die künftige Geschichte des spanischen Schriftwesens im Mittelalter bieten, als datierte Handschriften aus fast sämtlichen bedeutenden Schreibschulen zusammengestellt, eine statliche Zahl von Schreibern und Miniatoren namentlich angeführt und die Kunstwerke der letzteren, in chronologischer Folge, mit möglichster Fixierung der Provenienz verzeichnet sind.“ Die Anmerkungen belehren über die Art der Herstellung der

Manuscripte, die Umstände ihrer Entstehung, die Namen der Sammler und Besteller, das Charakteristische der Miniaturen. Es soll damit zu einer culturhistorischen Studie angeregt und angeleitet werden, „die ausgehend von den Centren der Handschriftenpropagation zeigt, welche Factoren die Verbreitung mittelalterlicher Textzeugnisse begünstigten, an welchen Orten die Schreibthätigkeit erhöhte Förderung fand, um welche Herrscher, Bischöfe, Äbte sie sich grupperte, welche Schriften vornehmlich künstlerisch geschmückt wurden, und auf welchen Wegen wir die Entwicklung von Stil, Ornament und sonstigen wichtigen charakteristischen Merkmalen zu verfolgen haben“. Die 234 datierten Codices reichen vom VIII.—XVI. Jahrhundert. In der Zeitbestimmung fürchte man keinen Missgriff, wie ihn Bluhme machte, der im Iter Italicum viele peruginer Handschriften in das XI., XII., XIII. Jahrhundert setzte, weil er das Sc der Signatur, das Scancia abkürzte, als Abbeviatur von Saeculum nahm. Die Liste führt Bibeln, Werke Augustins, Gregors, Cassiodors, Alcuins, des Petrus Lomb., Martyrologien, Cartularien, Chroniken, Fneros, Schriften Alfons des Weisen, Dantes neben Vergil und Quintilian auf. Bändezahl, Widmungen, Musiknoten, Vignetten, Autorenporträts, Wappenbilder sind notiert. Die zweite Tabelle verzeichnet 161 Schreiber und Illuminatoren vom IX.—XVII. Jahrhundert. Die dritte führt 243 Miniaturcodices auf, gibt die Entstehungszeit an, Namen der Schreiber und Besitzer, den früheren und jetzigen Aufbewahrungsort, die Bibliotheksnummern und berücksichtigt Initialen, Titel und Randverzierungen, Prachteinbände. Unter diesen Cimelien erscheinen Bibeln, Evangeliare, Lectionare, Psalterien, Antiphonarien, Missalen, Santoralen, Ritualen, Breviere, Schriften der großen Väter, des Thomas, des Petrus Comestor, auch die Horas Karls V., der Königin Juana, Philipps II. In Bezug auf den Gegenstand, dem Beer fast neun Jahre lang seinen Fleiß widmete, schrieb der Erzbischof Antonio Agustin einst dem Secretär Philipps II. Antonio Gracian: Um dergleichen zu machen, genügt nicht, dass man richtig lesen und gut schreiben kann, auch nicht, dass man belesen und gelehrt ist, man muss ein Ingenium haben, das sich ganz ihnen hingibt, Erfahrung und Liebe. Die Eigenschaften, die der Prälat fordert, dürften Fita, Bofarull, Canovas del Castillo, Menendez y Pelayo dem Verf., der als Mitglied von drei spanischen Akademien und Inhaber von drei spanischen Orden im Lande der Handschriftenschätze fast naturalisiert ist, ebenso zusprechen wie Delisle und Omont in Paris. Alle befinden sich dabei in voller Übereinstimmung mit W. v. Hartel, der dem Werke auf allen Stufen des Werdens und Reifens das wärmste Interesse widmete, und mit der Akademie der Wissenschaften, die es veranlasst, gefördert und in ihren Sitzungsberichten publiciert hat.

Kalksburg.

C. A. Wilkens.

Geschichte des neueren Dramas von Wilhelm Creizenach, Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Krakau. I. Band. Mittelalter und Frührenaissance. Halle a. S., Max Niemeyer 1893. 8°, XV u. 586 SS.

Der Verf. hat seine gelehrte Thätigkeit bisher fast ausschließlich der Geschichte des Dramas zugewendet. Er erscheint deshalb vor vielen befähigt, das riesenhafte Unternehmen, dessen Vollendung er sich vorgesetzt, durchzuführen. Über die Größe der Aufgabe wird niemand in Zweifel sein. Der Verf. ist vom deutschen Drama ausgegangen. Dass ihn da die Wege nach allen Richtungen hin zu dem Drama anderer Völker führten und das eingehende Studium auch dieser Literaturgebiete zur Nothwendigkeit wurde, dieser Umstand hat ihn dazu gebracht, dem Stoffgebiete, dessen übersichtliche Darstellung sein Ziel ist, eine so außerordentlich weite Begrenzung zu geben. Freilich liegt es auch in der Eigenart dieser Gattung begründet, die zu allen Zeiten mehr als jede andere einen internationalen Charakter gezeigt hat.

Der Größe der Aufgabe entspricht die Schwierigkeit der Durchführung. Diese erfordert zunächst eine außergewöhnliche Sprachkenntnis, die den wissenschaftlichen Forscher in die Lage setzt, überall auf die Originale zurückzugehen. Dazu kommt die kaum übersehbare Massenhaftigkeit des Stoffes, dessen Sichtung und Gruppierung nicht gewöhnlichen Sammelfleiß, ein nie versagendes Gedächtnis und einen Scharfblick erfordert, der alles Zusammengehörige rasch erkennt und an die richtige Stelle zu setzen vermag, von der äußeren Schwierigkeit, die in der schweren Erreichbarkeit des gesammten Materials besteht, gar nicht zu sprechen. Wie groß dabei die Gefahr ist, statt einer Geschichte wüste Stoffansammlungen oder bei mangelnder Selbständigkeit des Urtheils compilerische Flickarbeit zu liefern, haben die Versuche gezeigt, die zur Erreichung desselben Zieles bisher unternommen worden sind.

Dieser Gefahr scheint nun Creizenach glücklich ausgewichen zu sein, da er in dem ersten uns vorliegenden, nicht allzu umfangreichen Bande die mittelalterlichen Formen des Dramas bis an das Zeitalter der Reformation, die Wiederbelebung des classischen Alterthums bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts verfolgt. Dazu verhalf dem Verf. eine glückliche Gliederung des Stoffes und kluge Beschränkung auf typische Vertreter der Gattungen, die in einem Zeitraume, wo es nicht auf Dramatiker, sondern bloß auf Dramen ankommt, allerdings möglich war.

Das erste Buch behandelt das Fortleben des antiken Dramas im Mittelalter. Sehr anerkennenswert ist die sorgfältige Gliederung, die Cr. seinem Stoffe auch im Rahmen der einzelnen Bücher zutheil werden lässt. Von den griechischen Dramatikern kennt man kaum die Namen. Nur die sechs Komödien des Terenz werden das ganze Mittelalter hindurch gelesen. Aber das Interesse gehört nicht dem

Dramatiker, sondern der Latinität, dem Sentenzenreichtum des Scholastikers. Plautus kommt fast gar nicht in Betracht, auch Seneca ist wenig bekannt. Bezeichnend ist die Unkenntnis scenischer Verhältnisse und damit im Zusammenhange die Anwendung des Begriffes der Komödie und Tragödie auf nicht dramatische Werke (Dante). Bei den Dramen der Hrotsvitha, die als Nachbildung des Terenz erscheinen, wird nur kurz verweilt, da sie mit den späteren Richtungen des mittelalterlichen Dramas außer allem Zusammenhange stehen. Dagegen verdienen die Elegienkomödien „in einer Geschichte des Dramas aus dem Grunde eine Erwähnung, weil sie uns zeigen, dass die Lustspiieldichtung des Alterthums in der mittelalterlichen Gelehrtenwelt doch noch zu selbständigen, dichterischen Versuchen anregte“. Einige unter diesen Gedichten nähern sich jedoch der dramatischen Gattung; Keime einer späteren Entwicklung sind auch in ihnen kaum zu finden.

Das zweite Buch schildert die Anfänge des geistlichen Dramas in lateinischer Sprache, also den Zeitraum vom 9.—12. Jahrhundert. Es wird in anschaulichster Weise gezeigt, wie sich im Anschlusse an die gottesdienstlichen Gebräuche der großen Kirchenfeste immer mehr dramatische Elemente ansetzen: der Weihnachts- und Osterscyklus und die sogenannten eschatologischen Dramen. Nach einem orientierenden Rückblicke schreitet die Darstellung weiter. Wir sehen, wie die ursprünglichen Spiele im Laufe der Jahrhunderte immer zahlreichere Erweiterungen erfahren; HAUPTSCHEINUNGEN werden in ausführlicher Analyse vorgeführt, ohne den Leser durch fortwährende Wiederholungen, die sich ja durch die Gleichheit des Stoffes ergeben mussten, allzusehr zu ermüden. Die immer zunehmende Verweltlichung führt zur Herausdrängung aus der Kirche. Eine Übersicht über die Aufführungen in den Klöstern schließt das Capitel.

Noch schwieriger gestaltete sich die Darstellung in den beiden nächsten Büchern. Das dritte schildert die Anfänge des geistlichen Dramas in den Volkssprachen, umfasst also den Zeitraum von ungefähr 1200—1400, die Übergangszeit. Die typographische Ausstattung des Buches betreffend erwähne ich, dass der Verf., der aus Schönheitsrücksichten den gelehrten Apparat und alles, was darnach aussieht, möglichst zurückgedrängt hat, doch der besseren Übersichtlichkeit und Benützbarkeit wegen wenigstens in Kopf- und Randleisten mit Jahreszahlen und Schlagworten etwas freigebiger hätte sein können. Recitation tritt an die Stelle des Gesanges. An den lateinischen Gesang schließt sich die deutsche Übersetzung an. Das vierte Buch endlich behandelt die Spiele des ausgehenden Mittelalters, die großen Mysterien. Ihre Einrichtung hängt mit der Entwicklung des Städtewesens zusammen. Die geistlichen Spiele werden immer mehr von den Festtagen losgelöst, mit denen sie durch ihren Stoff zusammenhängen, und in die schöne Jahreszeit verlegt, da der Schanplatz

nunmehr der Marktplatz der Städte ist. Die Vortheile der Inszenierung, die sich daraus ergaben, verführten zu maßloser Weitschweifigkeit und völliger Formlosigkeit. Cr. übt sein Führeramt durch das erdrückende Gewühl dieser Darstellungen in unzweifelhaft meisterhafter Weise. Die Analysen bieten sich fast überall in geschmackvoller Form dar, überall gibt es interessante Rückblicke und Vergleiche. Als Resultat drängt sich die Überzeugung auf, „dass die Übereinstimmungen zwischen den geistlichen Dramen in den verschiedenen Ländern nur zum geringsten Theile auf internationale Entlehnung zurückzuführen sind. In der Hauptsache erklären sie sich aus der überall gleichen Grundlage des kirchlichen Bildungsstoffes und der kirchlichen Weltanschauung. Und wenn wir sehen, wie sich aus dieser Grundlage überall auf der ungeheuren Länderstrecke von Schweden bis Spanien, von Tirol bis Cornwall die nämlichen dramatischen Motive entwickeln, so tritt uns mit überwältigender Deutlichkeit vor Augen, bis zu welchem Grade die mittelalterliche Menschheit unter der Herrschaft der Kirche zu einer gleichförmig denkenden und gleichförmig empfindenden Masse geworden war“. Vortrefflich sind des Verf.s Zusammenstellungen über Costüme, Inszenierung usw., und es darf wohl behauptet werden, dass uns hier das Ausführlichste und Gründlichste geboten wird, was auf diesem Gebiete bisher geleistet wurde.

Konnte sich die Darstellung bisher in chronologischer Folge bewegen, so haben die folgenden Bücher stofflichen Rücksichten zu folgen. Das fünfte Buch forscht nach den Ansätzen zu einem weltlichen Drama. Doch wird auch hier die Anknüpfung an das geistliche Drama leicht; übrigens ist nur wenig zu verzeichnen.

Das sechste Buch behandelt das komische Drama des Mittelalters. Anfänge lassen sich in den Productionen der Spielleute und den Narrenfesten der Cleriker vermuthen. Obenan steht Deutschland. Internationale Wechselbeziehung lässt sich auch auf diesem Gebiete nur selten nachweisen.

Sehr interessant ist das siebente Buch, das bereits zum Drama des 16. Jahrhunderts hinüberleitet. Es umfasst die mittelalterlichen Moralitäten und wirft auf die Gattungen, die im Drama der Folgezeit aufkommen, ein helles Licht. Allerdings war hier namentlich durch Boltes ersprießliche Arbeiten manches vorbereitet.

Auch das achte und letzte Buch, welches die ersten dramatischen Versuche der Humanisten ins Auge fasst, hätte vielleicht besser zu Anfang des nächsten Bandes Platz gefunden. Es ist eine neue Zeit, die sich hier ankündigt, und die zu dem mittelalterlichen Geiste kaum auf einem anderen Gebiete in so großem Gegensatze steht wie auf dem des Dramas.

Wir sehen mit größter Spannung der Fortsetzung des vorliegenden Werkes entgegen, die Vollendung allerdings liegt in der Ferne. Es scheint deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit und dem unserer Nation eigenthümlichen kosmopolitischen

Sinne vorbehalten, ein Werk von solcher Begrenzung zu schaffen. Mag die Beschränkung im einzelnen förderlicher sein, aber der Standpunkt desjenigen, der das Ganze überblickt, ist ein höherer. Abschließendes wird Cr. nicht leisten, auch ein anderer nicht; das sieht er selbst, denn während der Arbeit fließt der Stoff von allen Seiten zu. Aber eine Zusammenfassung desjenigen, was wir über die Entwicklung des Dramas bisher wissen, war eine Nothwendigkeit. Möge sein Buch ein fester Stamm sein, an dem sich eine vernünftige Einzelforschung, die den Blick auf das Ganze niemals verliere, fröhlich weiterranke. Für Cr. aber sei es eine Aufmunterung zu rüstigem Fortschreiten, wenn ihm die Versicherung zutheil wird, dass das, was er bisher geleistet hat, kein weniges ist, das dem Blicke leicht entschwindet, wenn er auch vorwärts schauend erkennt, wie viel zu thun noch übrig bleibt.

Wien.

Franz Spengler.

A handy bibliographical guide to the study of the german language and literature for the use of students and teachers of german compiled and edited (with two Appendices and full indexes) by Karl Breul, M. A., Ph. D. London, Paris, Boston, Hachette and Company 1895. 8°, XVI u. 144 SS. Preis 2 s. 6 d.

Das Buch ist zunächst für englische Studenten, Lehrer und Bibliothekare bestimmt, doch hofft der Verf., dass es auch anderen nützlich sein könne. Außer der Literatur über deutsche — hochdeutsche und niederdeutsche — Sprachdenkmäler usw. sind auch die Schriften über Gothisch und die nordischen Runensteine berücksichtigt. Natürlich sind auch die Hilfswissenschaften — vergleichende Grammatik, Phonetik, Principienlehre — herangezogen. Vollständigkeit erstrebt der Verf. nicht, die Auswahl, bei der er sich zum Theil durch das Bedürfnis der englischen Universitäten leiten ließ, ist im ganzen sehr gut getroffen; was ich im einzelnen auszustellen habe, gebe ich hier an.

S. 3. Die 'Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur' erscheinen in freien Heften. S. 7 konnte vielleicht das Jahrbuch der Grillparzergesellschaft erwähnt werden. S. 13 wäre es gut gewesen, die Namen aller gelehrten Gesellschaften anzugeben, deren Sitzungsberichte usw. in Betracht kommen. Nicht alle heißen 'Akademie'. S. 15. Da der Verf. es für gut fand, verschiedene Gelegenheitsschriften zu verzeichnen, hätte er wohl auch die Festgaben für Gustav Homeyer und den Festgruß an Böhtlingk nennen müssen. S. 30. Roedigers Paradigmata zur altsächsischen Grammatik sind 1893 in 2. Auflage erschienen. Unter den nhd. Grammatiken S. 30 vermisste ich die große Grammatik von Heyse, das ausführlichste und beste Werk, das wir über den Gegenstand besitzen. S. 34 bemerkt der Verf. zu den 'Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung

zum Gebrauch in den preußischen Schulen' 'The official book', was irreleitend ist, besonders da kein anderes Regelbuch verzeichnet wird. S. 40. Unter den Dialectdarstellungen musste Schmellers Werk 'Die Mundarten Bayerns' erwähnt werden. S. 43 vermisste ich Schlüters Untersuchungen zur Geschichte der altsächsischen Sprache und einen Hinweis darauf, dass der zweite Band von Schmellers Heliandausgabe eine grammatische Übersicht enthält. S. 46 wären wohl Heynes kleinere altniederdeutsche Denkmäler wegen des Wörterbuches zu nennen gewesen. Warum fehlt S. 71 Ph. Wackernagels Bibliographie zur Geschichte des deutschen Kirchenliedes? S. 72 hätte Minors Einleitung zum Speculum vitae humanae des Erzherzogs Ferdinand, Haller Neudrucke 79. 80 erwähnt werden können. S. 111 vermisste ich Heinzels Schrift über die Nibelungensage.

Durch kleine, beigesetzte Buchstaben deutet der Verf. bei verschiedenen Büchern an, dass sie für Anfänger, für Vorgesrittene, für ein größeres Publicum bestimmt sind, oder dass sie mit Vorsicht benützt werden müssen. Dieses Verfahren ist ebenso nützlich, wie die kurzen Charakteristiken, die den Angaben einiger Büchertitel folgen. Ich wünschte nur, dass sie etwas häufiger wären.

Baden.

Dr. M. H. Jellinek.

Sonnenburgs Grammatik der englischen Sprache mit methodischem Übungsbuche. Für österreichische Schulen bearbeitet von Dr. Julius Baudisch, k. k. Professor an der Staats-Oberrealschule im III. Bezirke in Wien, und Dr. Leon Kellner, Privatdocent an der Wiener Universität und k. k. Professor an der Staats-Oberrealschule im XVIII. Bezirke in Wien. 2. umgearb. Aufl. Berlin. Springer, und Wien, Gerold & Co. 1895. 8°, VI u. 226 SS. Preis geb. 1 fl. 40 kr.

Von Sonnenburgs „Grammatik der englischen Sprache“ ist im Jahre 1889 eine „Ausgabe für Österreich“ von Dr. Julius Baudisch erschienen, die sich von dem Originalwerke nur durch die Einführung der österreichischen Orthographie, durch die Kürzung der ersten zehn Lectionen und durch die Vermehrung der zusammenhängenden englischen Lesestücke unterschied. Die von den Bearbeitern der zweiten Auflage vorgenommenen Änderungen betreffen nicht nur die äußere Zusammenstellung des Lehrstoffes, sondern rütteln schon an dem inneren Aufbau des von Sonnenburg geschaffenen Systems. Namentlich ist es der I. Theil, die „systematische Grammatik“, die einer gründlichen, zeitgemäßen Revision unterzogen und außerdem von 138 auf 67 Seiten reduciert wurde. Die „Lautlehre“, die früher 30 Seiten umfasste, wird jetzt auf 7 Seiten erledigt; sie enthält in leicht fasslicher Form die Hauptregeln der englischen Aussprachelehre und überlässt alle besonderen

Fälle der gelegentlichen Durchnahme bei der Lectüre. Es berührt angenehm, dass sich die Bearbeiter entschlossen haben, hier, wie überhaupt im ganzen Buche, die einfache phonetische Transcription Sweets durchzuführen. In der „Formenlehre“ (S. 8—39, früher S. 31—66) wird stets vom Laute ausgegangen, was besonders bei der Lehre von der Bildung des Plurals der Substantiva und bei der Conjugation der Verba hervortritt. Die von der regelmäßigen Bildung abweichenden schwachen und die starken Verba sind nun besser geordnet und überdies in einem alphabetischen Verzeichnisse zusammengefasst. Warum wird bei *dare* nur das alte Präteritum *durst* und nicht auch das analogische und viel öfter gebrauchte *dared* angegeben? (S. 29). In der „Syntax“ (S. 40—67, früher S. 67—138) werden stets die Beispiele der Regel vorangestellt; die Fassung der Regeln ist im Gegensatze zu dem apodiktischen Tone, in dem sich manche andere Grammatiken gefallen, äußerst vorsichtig und widerspricht niemals dem jetzigen Sprachgebrauche. Zuweilen wird in methodisch richtiger Weise die Ableitung der Regel aus den vorgeführten Beispielen den Schülern überlassen.

Das sich an die „Grammatik“ anschließende „methodische Übungsbuch“ enthält jetzt 45 Lectionen gegen 42 der ersten Auflage. Doch ist diese Vermehrung nur eine scheinbare, da die früher übermäßig lange 11. Lection in vier getrennte Lectionen getheilt wurde. Die unzusammenhängenden Sätze der ersten zwölf Lectionen wurden wesentlich eingeschränkt; dagegen finden sich gleich anfangs kleine leichte Lesestücke ein, wie *Do Your Best* (L. 4), *Snow and Ice* (L. 8), *The Lighthouse* (L. 10), *Nursery-Rhyme* (L. 11), *Health and Wealth* (L. 12). Der Lesestoff der übrigen Lectionen wurde im großen und ganzen beibehalten. Ausgeschieden wurden vor allem die nicht englische Verhältnisse behandelnden Stücke *Rebellion of the Greeks*, *The Sea-Kings*, *Rodolph of Habsburgh*, *The Danube*, *The Austro-Hungarian Monarchy*. Auch die Stücke *The Roman Power in Britain*, *Charles the Second* und *Monmouth and King James the Second* sind mit Recht entfernt worden, da ja ohnehin die Lectionen 23 bis 45 eine gelungene Übersicht über die ganze englische Geschichte bringen. Zu bedauern ist nur die Ausscheidung der Stücke *Character of the English*, *Westminster Hall*, *Highwaymen*, sowie des aus der Feder Benjamin Franklin stammenden Bruchstückes „*Journey from Boston to Philadelphia*“. Dafür sind folgende neue Stücke aufgenommen worden: *Coal* (L. 14), *Christmas* (L. 20), *About Travelling* (L. 21), *The Miser and his Wife* (L. 22), *Money* (L. 23), *George Stephenson* (L. 24), *The Dog in the Manger* (L. 27), *Ants* (L. 35), *The London Policeman* (L. 37), *The British Islands* (L. 41), *The Sun and the Londoners*; *London Fog* (L. 42). Die drei zuletzt genannten sind besonders lehrreich, da sie den Schüler in englische und Londoner Verhältnisse einführen.

Die zum Übersetzen ins Englische bestimmten deutschen Einzelsätze wurden auf ein Minimum beschränkt und dafür zusammenhängende Stücke im Anschlusse an die Lectüre eingeschaltet. Es konnte deshalb von der Beigabe eines deutsch-englischen Wörterverzeichnisses abgesehen werden.

Die Ausstattung ist, wie in der ersten Auflage, eine gefällige. Das Papier ist stark, der Druck ist deutlich, entsprechend groß und correct. Die wenigen Druckfehler, die besonders in den phonetischen Transcriptionen stehen geblieben sind, wirken nirgends sinnstörend und können leicht von dem Lernenden selbst verbessert werden. Betreffs der Interpunction möchte ich nur den Wunsch aussprechen, dass in der nächsten Auflage die Anführungszeichen in den englischen Texten nach englischer Art (" ") durchgeführt würden.

Da in dem von Bandisch und Kellner bearbeiteten Sonnenburg'schen Lehrbuche, das nach dem Gesagten eine vollständige Grammatik, ein Übungs- und ein Lesebuch einschließt, alle Forderungen der gemäßigten „Reform“, die sich durch die Erfahrungen der letzten zehn Jahre als berechtigt herausgestellt haben, berücksichtigt erscheinen, so kann es zur Einführung in unsere Oberrealschulen, Obergymnasien und andere höhere Lehranstalten wärmstens empfohlen werden.

Kurzgefasste englische Wiederholungs-Grammatik von Prof. Dr. Karl Meurer, Oberlehrer am königl. Friedrich Wilhelm-Gymnasium zu Köln. Nebst einer Synonymik, einer Verslehre, einem Abriss der englischen Literaturgeschichte und Musterstücken zum Übersetzen ins Englische. Zugleich: Kurzgefasste Syntax der englischen Sprache für die oberen Classen höherer Lehranstalten. Leipzig, Heinrich Bredt 1895. kl. 8°, IV u. 116 SS. Preis 1 Mk.

Der Schwerpunkt dieses handlichen und billigen Büchleins liegt in den zwei ersten Abtheilungen; die erste enthält „die Hauptregeln der Grammatik“ (S. 1—65), die zweite „die gebräuchlichsten Synonyma“ (S. 65—78). Zu den „Hauptregeln“ muss bemerkt werden, dass einige derselben, wie z. B. die Regeln über die Setzung des Artikels (S. 3, 5), über die Setzung von *to* nach *like*, *unlike*, *near* (S. 15), über die Stellung von *enough* (S. 26) und über den Gebrauch von *dare* (S. 44) zu eng gefasst sind, beziehungsweise dem heutigen Sprachgebrauche nicht entsprechen. Auf den grammatischen und den synonymischen Theil des Buches folgen noch drei für den Schüler wertvolle Beigaben, nämlich 3. „Das Wichtigste aus der Verslehre“ (S. 78 bis 81), worin das Nöthigste über den englischen *blank verse* mitgetheilt wird, 4. ein „Abriss der englischen Literatur seit Chaucer (S. 81—90), der die wichtigsten Daten, sowie die Hauptwerke von etwa 60 englischen Schriftstellern enthält, und endlich 5. „Musterstücke zum Übersetzen“ (S. 90—116).

worin der Schüler das in den beiden ersten Abtheilungen Gelehrte praktisch einüben kann.

Das Büchlein erreicht den vom Verf. im Titel angedeuteten Zweck und ist sowohl zum Privatunterricht als für Schulen bestens zu empfehlen.

Wien.

Dr. J. Ellinger.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien. Redigirt von Dr. Michel Haberlandt. Wien u. Prag 1895. 8°. Heft I—VI.

Am 20. December 1894 constituirte sich in Wien auf Anregung hervorragender Männer des Staates und der Wissenschaft, insbesondere unter Förderung Sr. Excellenz Paul Freiherrn Gautsch von Frankenthurn der Verein für österreichische Volkskunde, über welchen in Anerkennung der Bedeutung dieses patriotischen Unternehmens Se. k. u. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Ludwig Victor das Protectorat übernahm. Der Zweck dieses Vereines ist die Erforschung aller Äußerungen des Volkslebens in den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern und in Verbindung damit die Weckung des Verständnisses für altüberlieferte Sitten und Gebräuche beim Volke selbst. Die Erreichung dieses Zweckes bahnt der Verein durch Anlegung von Sammlungen, welche im Laufe der Zeit zu einem Museum für österreichische Volkskunde auszugestalten sind, ferner durch periodische Versammlungen, öffentliche Veranstaltungen und Vorträge und durch die Herausgabe der vorliegenden Zeitschrift an. So jung der Verein ist, so macht sich schon allseits ein lebhaftes Interesse für denselben geltend und die Zahl seiner Mitglieder wächst zusehends.

Die Zeitschrift dieses Vereines, welche der eigentliche Gegenstand dieser Besprechung ist, erscheint allmonatlich in der Stärke von zwei Druckbogen Großoctavformat und wird in jedem Hefte mit durchschnittlich vier Illustrationen ausgestattet werden. Die bereits ausgegebenen sechs Hefte entsprechen den Absichten des Vereines und dem aufgestellten Programme der Zeitschrift vollkommen. Jedes Heft enthält Abhandlungen, kleine Mittheilungen, eine ethnographische Chronik aus Österreich, die Literatur der österreichischen Volkskunde und Vereinsnachrichten. An den Abhandlungen betheiligen sich die besten Kenner des österreichischen Volkswesens. Das erste Heft enthält Aufsätze von Dr. Alois Riegl „Über das Volksmäßige und die Gegenwart“, von Richard Ritter von Kralik „Zur österreichischen Sagenkunde“, das zweite Heft von J. W. Nagl „Über den Gegensatz zwischen Stadt- und Landdialect in den Alpenländern“, von Hans Schreiber „Die Wichtigkeit des Sammelns volksthümlicher Pflanzennamen“, von W. Hein „Hexenspiel“. In dem dritten und den folgenden Heften behandelt

Johann Krainz „Die Sitten, Bräuche und Meinungen des deutschen Volkes in Steiermark“, Alfred Freiherr von Berger „Die Puppenspiele vom Doctor Faust“, Anton Schlossar „Deutsche Volkslieder aus Steiermark“, Josef Freiherr von Doblhoff „Altes und Neues vom Tatzelwurm“, Josef A. Freiherr von Helfert „Böhmische Weihnachts- und Passionsspiele“ und Luise Schinnerer „Textile Volkskunst bei den Ruthenen“. Nicht minder interessante Notizen enthalten die kleinen Mittheilungen.

An unseren Volks- und Mittelschulen soll unter anderem auch der Patriotismus genährt werden. Die Zeitschrift für österreichische Volkskunde bietet dem Lehrer Stoff in Hülle und Fülle zur Belebung des Unterrichtes in der Vaterlandskunde und zur Pflege der Vaterlandsliebe. Diese Zeitschrift kann daher sämtlichen Bibliotheken der österreichischen Volks- und Mittelschulen wegen ihres überaus lehrreichen und patriotischen Inhaltes bestens empfohlen werden.

Wien.

F. Grassauer.

Dr. Franz Martin Mayer, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Classen der Realschulen. 3. Theil: Die Neuzeit seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges. Mit 26 Abbildungen. Wien u. Prag, F. Tempsky 1894. 123 SS. Preis geh. 1 K 30 h, geb. 1 K 80 h.

In dem vorliegenden Buche wird die Geschichte der Neuzeit, entsprechend dem Lehrplane an Realschulen, von dem Ende des dreißigjährigen Krieges an dargestellt. Dieselbe beginnt mit einem recht anschaulich entworfenen Bilde von der äußerlich so glanzvollen Regierung des roi soleil und reicht bis auf die unmittelbare Gegenwart, indem S. 113 selbst noch der Präsidentschaft Casimir Periers (1894) gedacht wird. Die politische Geschichte unseres Vaterlandes im Zusammenhange mit der Deutschlands, die Entwicklung Frankreichs und Englands, aber auch die der übrigen zu gewissen Zeiten zu einer größeren Bedeutung sich erhebenden Staaten wird in großen Zügen vorgeführt, wobei es der Verf. mit einem unverkennbaren Geschicke verstanden hat, alles Minderwichtige, durch das der Blick des Schülers ohnehin nur getrübt wird, beiseite zu lassen. Ich werde betreffs der Auswahl und des Ausmaßes des Lehrstoffes weiter unten nur wenige, bloß auf Einzelheiten sich beziehende Wünsche auszusprechen haben. Bei dieser Beschränkung, die sich der Verf. bei der politischen Geschichte auferlegt hat, erübrigte er noch genügend Raum, um auch der großartigen Culturentwicklung der Neuzeit zu gedenken. Der Schüler lernt den mächtigen Aufschwung, den die Künste und Wissenschaften genommen haben, kennen. Von den Künsten selbst werden die Baukunst, die Malerei, die Bildhauerei (S. 6 f., 31 f., 115 f.), die Tonkunst (S. 46), von den Wissenschaften besonders

die Naturwissenschaften (S. 36, 46, 118) berücksichtigt. S. 35 f. wird auch der große Einfluss, den die Philosophie (besonders die Werke Lockes) im Zeitalter der Aufklärung auf die staatlichen Verhältnisse ausgeübt hat, besprochen. Abweichend von dem Vorgehen anderer Lehrbücher finden die Nationalliteraturen in dem vorliegenden Buche fast gar keine Berücksichtigung, und ich stimme hierin dem Verf. nur bei. Von diesen so umfangreichen Materien können in einem Geschichtsbuche denn doch nur trockene, von Namen und Zahlen strotzende Übersichten geboten werden, die in dieser Form dem Schüler kein besonderes Interesse abzugewinnen vermögen, für deren weitere Ausführung und Belebung aber der Geschichtslehrer unmöglich die nöthige Zeit erübrigt. In den Rahmen eines Geschichtsbuches darf eben nicht alles hineingezwängt werden, wenn die Hauptsache nicht darunter leiden soll; übrigens ist durch den Lehrplan ohnehin dafür gesorgt, dass die Schüler durch den Unterricht in anderen Lehrgegenständen (Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch) das Wichtigste über die Literaturen der großen Culturvölker der Neuzeit erfahren. Der Verf. hat von diesem Grundsatz nur einmal eine Ausnahme gemacht, nämlich S. 4 f. in dem Abschnitte: „4. Ludwig XIV. und die Literatur.“ Allerdings hat die französische Literatur unter Ludwig XIV. ihr goldenes Zeitalter erlebt, und es würde dieser Epoche einer ihrer charakteristischen Züge fehlen, wenn nicht erwähnt würde, dass auch die Dichtkunst sich in den Dienst dieses despotischen Fürsten gestellt und dessen Ruhm oft in der widerlichsten Weise verkündet hat; gleichwohl scheint es mir, als ob der Verf., wenn er bei J. Racine drei, bei P. Corneille und J. B. Molière gar je sieben Werke anführt, selbst in diesem Falle zu weit gegangen wäre.

Die Schüler, für welche das vorliegende Buch bestimmt ist, sind dereinst berufen, in das praktische Leben einzutreten und inmitten desselben ihre Thätigkeit zu entfalten. Dieser Richtung hat der Verf. auch Rechnung getragen, indem er die materielle Cultur gebührend berücksichtigt, die Fürsorge einzelner Fürsten und Staatsmänner für das Gewerbe, die Industrie, den Handel bespricht, die großartigen Verkehrsmittel der Neuzeit hervorhebt und gelegentlich auch einen oder den anderen „Helden der Arbeit“, so S. 91 den Erfinder der Lithographie und des Ölfarbendruckes Alois Senefelder nennt. Dabei unterlässt es der Verf. nicht, die Aufmerksamkeit des Schülers auch auf jene dunklen Mächte hinzulenken, die in neuerer Zeit ihre unheimliche Thätigkeit gegen die bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zustände, ja gegen das gesammte Culturwerk von Jahrtausenden kehren und der irreführten Menge eine Fata morgana von einem neuen Völkerglücke vorzugaukeln suchen: der Communismus und der Socialismus (S. 93), die Internationale (S. 104), die Socialdemokratie (ebendasselbst) und der Nihilismus (S. 107) werden an geeigneter Stelle in Kürze berührt und auch die hervorragendsten Vertreter dieser gefahrdrohenden

Zeitströmungen (Proudhon, Louis Blanc, Karl Marx, Ferd. Lassalle, Liebknecht und Bebel) genannt. Bedenkt man, welche gewaltige Agitation von diesen Umsturzparteien in Wort und Schrift unterhalten wird, eine Agitation, von der selbst die studierende Jugend nicht ganz verschont bleibt, dann wird man es gewiss nur als eine Pflicht der Schule bezeichnen, wenn auch nicht in den socialen Kampf hinabzusteigen, so denn doch gelegentlich ein belehrendes, aber auch warnendes Wort an ihre Zöglinge zu richten, um zu verhüten, dass nicht einzelne bei ihrer Unerfahrenheit in den bestrickenden Bannkreis utopistischer Glücksverheißungen gezogen werden. Dabei ergibt sich von selbst der Anlass, einerseits der Pflege, welche die Staaten den wirtschaftlichen und industriellen Interessen widmen, andererseits aber auch des Schutzes Erwähnung zu thun, den sie den arbeitenden Classen angedeihen lassen: mit Recht ist in dieser Beziehung in unserem Buche der humanen Schöpfungen der socialen Gesetzgebung in Deutschland unter der Regierung des Kaisers Wilhelm I. (S. 104) und in Österreich unter der Regierung unseres Kaisers Franz Joseph (S. 106) gedacht. Der Schüler muss selbst zur Überzeugung kommen, dass nur durch gesetzliche Mittel, nicht aber auf dem Wege roher Gewalt eine Besserung der bestehenden Zustände möglich ist.

Im Anschluss an die voranstehenden, mehr allgemeinen Bemerkungen, die für die Anlage und die charakteristischen Züge des vorliegenden Buches nur zustimmend lauten, möchte ich im Folgenden auch einige Wünsche aussprechen und einzelne Berichtigungen vornehmen.

S. 2 hätte zur Charakterisierung der Verhältnisse Deutschlands nach dem westfälischen Frieden der sog. Rheinbund, den Mazarin mit mehreren deutschen Fürsten abschloss, erwähnt werden können, ein würdiges Vorbild jenes Rheinbundes, durch welchen Napoleon I. einen großen Theil West- und Süddeutschlands seinen Zwecken dienstbar gemacht hat. — Ebendasselbst hätte bei Besprechung der Erwerbungen Frankreichs im pyrenäischen Frieden (1659) die Grafschaft Roussillon, durch welche Frankreich im Süden seine natürliche Abgrenzung (die Pyrenäenlinie) gewann, nicht übergangen werden sollen. — S. 19 ist der Satz: „Ihre (der Holländer) Flotte zeigte sich unter den Admiralen Tromp und de Ruyter den Engländern überlegen; aber die Engländer Blake und Monk zwangen die Holländer zum Frieden“ unklar. In dem Vordersatze hätte nach „zeigte sich“ das Wörtchen „anfänglich“ und in dem Nachsatze nach „zwangen“ „schließlich“ eingeschaltet werden sollen. — S. 23 hätte bei dem ruhmvollen Kampfe der Tiroler gegen die Bayern und Franzosen im Jahre 1703 der Volksheld Martin Storzinger genannt werden sollen. — Von dem Prinzen Eugen von Savoyen, dessen Tod S. 31 erwähnt wird, hätte zur Vervollständigung seines Charakterbildes neben seinen großen kriegerischen Leistungen seine staatsmännische

Thätigkeit, sowie die Förderung, die er den Künsten und Wissenschaften zutheil werden ließ, in Kürze angedeutet werden sollen. — Das Haus Hohenzollern war nicht seit dem Jahre 1417 (S. 33), sondern schon seit dem J. 1415 (30. April) im Besitze der Mark Brandenburg; im J. 1417 (18. April) erfolgte bloß die feierliche Belehnung. — S. 34: „Er (Friedrich Wilhelm I., König von Preußen) ... gewann durch den nordischen Krieg Vorpommern.“ Friedrich Wilhelm I. erhielt bloß einen Theil von Vorpommern (bis an die Peene), der Rest (Schwedisch-Vorpommern mit Rügen) kam erst durch den Wiener Congress an Preußen. — S. 42 wird erzählt, dass Friedrich II. im ersten schlesischen Kriege (vor der Schlacht von Czaslau) in Mähren und dann in Schlesien eingerückt sei. Das ist unrichtig: Friedrich rückte aus Mähren nach Böhmen vor. — S. 47: „Zwei Jahre später (nach der ersten Theilung Polens 1772) trat die Pforte freiwillig die Bukowina an Österreich ab.“ Die Bukowina wurde wohl im J. 1774 von österreichischen Truppen besetzt, die Abtretung derselben von Seite der Pforte erfolgte jedoch erst 1775. — Nicht Karl VII., sondern Karl III. (von Spanien) unterstützte die vereinigten Staaten von Nordamerika in ihrem Kampfe gegen England (S. 54). — Ludwig XV. war bei dem Tode Ludwigs XIV. nicht 15 (S. 55), sondern 5 Jahre alt. — S. 60: „Der Oberbefehlshaber Herzog Ferdinand von Braunschweig erklärte in einem Manifeste, er werde Paris dem Erdboden gleichmachen.“ Dieses bekannte Manifest vom 25. Juli 1792 ist gewiss kein diplomatisches Meisterstück, allein in einer so allgemeinen Drohung ergieng es sich denn doch nicht; es stellte nur für den Fall die strengsten Wiedervergeltungsmaßregeln in Aussicht, wenn man sich an der königlichen Familie und an der königlichen Residenz noch weiter vergehen würde: „... que si le château des Tuileries est forcé ou insulté, que s'il est fait la moindre violence, le moindre outrage a leurs majestés le roi, la reine et la famille royale ...“ — S. 61 wird die Wahl des Wohlfahrtsausschusses (1793) nach dem Sturze der Girondisten besprochen, was leicht zu einer unrichtigen Vorstellung Anlass geben kann; bei der Wahl des Wohlfahrtsausschusses (6. April) wirkten die Girondisten mit der Bergpartei noch mit, ihr Sturz erfolgte erst am 2. Juni. Auffallend ist es ferner, dass die Errichtung des Revolutionstribunals (10. März 1793), des schrecklichsten Gerichtes, das die Geschichte kennt, ganz übergangen wurde. — S. 63 hätte erwähnt werden sollen, dass die Einsetzung der Directorial-Regierung in das Jahr 1795 (October) fällt, und in gleicher Weise S. 68, dass die Consularregierung Napoleons mit dem J. 1799 (November) beginnt. — S. 66 ist die Stärke des Heeres, das Napoleon 1798 nach Ägypten geführt hat, mit 40.000 Mann zu hoch angegeben; nach Oncken (Das Zeitalter der Revolution, I. Bd., S. 816) zählte dasselbe 32.300 Mann. — S. 68 hätte bei Besprechung des be-

rühmten Alpenüberganges Suwarows der „St. Gotthard“ erwähnt werden sollen. — S. 69 sollte bei dem so wichtigen Reichsdeputationshauptschlusse das Jahr 1803 nicht fehlen. — S. 74 heißt es: „Das preußische Heer wurde im October 1806 bei Auerstädt, einige Meilen von Jena, vollständig besiegt.“ Bekanntlich wurden die Preußen in der Doppelschlacht von Jena (wo Napoleon selbst befehligte) und Auerstädt besiegt. — S. 76 wird neben dem Freiherrn Karl von Stein und dem Minister Scharnhorst, die nach dem Tilsiter Frieden an der Wiederaufrichtung Preußens arbeiteten, auch die edle Königin Louise genannt; in gleicher Weise hätte (ebendasselbst) bei Österreich neben dem Grafen Philipp Stadion, dem Schriftsteller Friedrich Gentz und den Erzherzogen Karl und Johann der patriotischen Wirksamkeit der Kaiserin Maria Ludovica Erwähnung geschehen können. — S. 83 heißt es: „Seine (Napoleons) Asche wurde 1842 nach Paris gebracht und im Invalidendome beigesetzt.“ Diese Zeitangabe ist unrichtig. Die Fregatte Belle-Poule übernahm am 15. October 1840 die sterblichen Überreste des großen Corsen und landete mit denselben am 30. November in Cherbourg; am 15. December wurden dieselben in feierlicher Weise im Invalidendome beigesetzt. — S. 84 hätte bei den Bestimmungen des Wiener Congresses erwähnt werden sollen, dass Preußen auch Schwedisch-Vorpommern mit Rügen (vgl. oben) erhielt. Ebendasselbst heißt es, dass „der König von Dänemark wegen Lauenburg Mitglied des (deutschen) Bundes“ war; dessen Antheil am Bunde bezog sich nicht auf Lauenburg allein, sondern auch auf Holstein. Warum übrigens (ebendasselbst) unter den Staaten, deren Besitzverhältnisse durch den Wiener Congress geregelt wurden, Österreich zuletzt angeführt wird, ist unerfindlich. — S. 85 heißt es, dass Kotzebue in dem auf das Wartburgfest (18. October 1817) folgenden Jahre ermordet wurde; dieser Mord fällt erst in das Jahr 1819 (23. März). — S. 88 wird unter den Philhellenen besonders der englische Dichter Lord Byron hervorgehoben; da hätte auch der Dichter der Griechenlieder Wilhelm Müller genannt werden können. — S. 90 sollte bei der für die politische Stellung der Katholiken in England so wichtigen Emancipationsbill die Jahreszahl 1829 angegeben sein. — S. 94 ist bei dem Feldzuge Radetzky's im J. 1848 das Gefecht von Santa Lucia erwähnt, die weit wichtigere Schlacht von Custozza aber (25. Juli 1848) ist nicht genannt. — S. 98 hätte bei Besprechung der Schicksale des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko die Stadt Queretaro, wo die Schlusskatastrophe sich vollzog, genannt werden können. — In der Schlacht von Custozza (24. Juni 1866) standen die italienischen Truppen nicht unter La Marmora (S. 101), sondern unter dem Könige Victor Emanuel; La Marmora war Generalstabschef. — Nicht Dom Pedro I. (S. 114), sondern Pedro II. wurde 1889 aus Brasilien vertrieben. — S. 115 ist gesagt, dass Griechenland im J. 1880 Thessalien und Epirus erhalten habe;

diese Angabe ist insoferne unrichtig, als von Epirus bloß ein (kleiner) Theil an Griechenland gekommen ist. — In dem letzten Abschnitte (S. 115—119) wird eine gedrängte Übersicht über die Leistungen der „Kunst und Wissenschaft im 19. Jahrhunderte“ gegeben, wobei auch die großen Meister, die auf vaterländischem Boden, insbesondere in unserem reizenden Reichscentrum, ihre herrlichen Werke geschaffen haben, berücksichtigt werden. Bei der reichen Entfaltung, die die Künste gerade in der neuesten Zeit genommen haben, ist es wohl nicht möglich, in einem Lehrbuche der allgemeinen Geschichte auch nur das Bedeutendste anzuführen; dennoch hätte ich es gerne gesehen, wenn eine oder die andere vaterländische Erscheinung noch Erwähnung gefunden hätte. So vermisse ich unter den Bildhauern ungerne den Schöpfer des Reiterstandbildes des Kaisers Joseph II. (Zauner), wie ich auch gerne den Meister der Porträtbüsten Victor Tilgner genannt gesehen hätte. In gleicher Weise wäre auch bei der Malerei (S. 117) der Salzburger Hans Makart, „vielleicht das größte coloristische Genie unserer Zeit“ (W. Lübke, Grundriss der Kunstgeschichte, 2. Band, S. 458), Hans Canon, der Schlachtenmaler Siegmund L'Allemand, dessen treffliches Reiterbildnis Laudons die Schüler aus dem Buche selbst (Fig. 12, S. 44) kennen lernen, zu nennen gewesen. Auch hätte neben dem Polen Johann Matejko und dem Ungarn Michael Munkácsy der Böhme Jaroslav Čermák seinen Platz finden können. In dem Lehrplane der Realschule bildet die österreichische Geschichte keinen speciellen Unterrichtsgegenstand; da muss, noch mehr als am Gymnasium, schon in der allgemeinen Geschichte dafür gesorgt werden, dass die Schüler neben der Kenntnis der politischen Geschichte ihres Vaterlandes auch wenigstens eine Vorstellung von dem ruhmvollen Antheile, den Österreich an der Pflege der Künste und Wissenschaften genommen hat, erhalten.

In sprachlicher und orthographischer Beziehung habe ich mir folgende Stellen angemerkt: S. 3, letzte Zeile so weit (st. soweit). — S. 4, Z. 14 zu Gebote (st. zugebote) stehen. — S. 14, Z. 13, S. 18 u. a. a. O. Baiern (st. Bayern). — S. 18, Z. 12, S. 45, 54, 119 von einander (st. voneinander). Ebenso S. 49, 2. Abs., Z. 3 mit einander (st. miteinander) und S. 118, Z. 23 in einander (st. ineinander). — S. 28, Z. 22 Nystadt (st. Nystädt). — S. 33, Z. 2 Johann Lucas von Hilebrand (st. Hildebrand). — S. 42: „Im Jahre 1745 starb Karl VII. und sein Sohn verzichtete im Frieden von Füssen allen Ansprüchen auf Österreich“ (st. entsagte allen Ansprüchen, oder verzichtete auf alle A.). — S. 43, 2. Abs., Z. 19 zu Hilfe (st. zuhilfe) kommen. — S. 56, 3. Abs., Z. 1 um so mehr (st. umsomehr). Ebenso S. 102, 2. Abs., Z. 8. — S. 63, 3. Abs., Z. 2 wegen Polen (st. w. Polens). — S. 72, Z. 2 Angereau (st. Augereau). — S. 76: „In Österreich war der Graf Philipp Stadion ... für Ver-

besserung (st. für die Verb.) der Verwaltung thätig.“ — S. 82: „Die Herrscher und diplomatischen Vertreter (st. die Herrscher und die dipl. V.) versammelten sich seit dem September 1814 in Wien. — S. 99, Z. 8 v. u. um so weniger (st. umsoweniger). — S. 108: „Im Jahre 1875 brach in Bosnien und Herzegowina (st. in B. und in der H.) ein Aufstand aus.“ Ebenso S. 110: „Österreich bekam den Auftrag, Bosnien und Herzegowina (st. B. und die H.) zu besetzen.“

Zum Schlusse noch ein Wort über die Abbildungen. Die Illustrationen — das vorliegende Buch enthält deren 26 — spielen gegenwärtig dank der Vervollkommnung der technischen Reproductionsmittel in unserer gesammten Literatur eine außerordentlich wichtige Rolle. Und es begreift sich dies. In allen Fällen, in denen es auf ein klares Schauen ankommt, wird die Abbildung am Platze sein; aus der bildlichen Darstellung einer Landschaft z. B. wird der Schüler eine weit richtigere Vorstellung von dem betreffenden geographischen Objecte erhalten als durch die ausführlichste Beschreibung. Allein das Geographiebuch und in gleicher Weise das Geschichtsbuch darf in dieser Hinsicht nicht zu weit gehen; es darf sich insbesondere nicht die Aufgabe stellen, etwa einen Bilderatlas ersetzen zu wollen. Auch muss betreffs der Auswahl der Abbildungen zwischen der Unter- und der Oberstufe unterschieden und auf die verschiedenen Aufgaben, die der Unterricht auf denselben zu lösen hat, gebürend Rücksicht genommen werden. Ich möchte mich gegen die Verwendung von Abbildungen in Geschichtsbüchern für die Oberstufe durchaus nicht aussprechen, möchte dieselben jedoch gerne auf bestimmte Gebiete beschränkt sehen. Ich habe mich schon oben dahin geäußert, dass in der allgemeinen Geschichte auch kurze culturgeschichtliche Darstellungen ihren Platz finden sollen; da können nun Abbildungen von Kunstgegenständen, namentlich von Werken der Architektur und der Plastik zur Veranschaulichung der behandelten Materie in vorzüglicher Weise beitragen und den Schülern wenigstens einige wertvolle Kenntnisse auf diesem so wichtigen Gebiete vermitteln helfen. Über das Gebiet der bildenden Künste auf der Oberstufe hinausgehen zu wollen, erscheint mir nicht angezeigt; dagegen kann auf der Unterstufe zur Belebung des biographischen Unterrichtes immerhin noch eine kleine Galerie berühmter Persönlichkeiten geboten werden. — Sehr wünschenswert wäre es, wenn für den Unterricht in der vaterländischen Geschichte und Geographie eigene Bildwerke als Hilfsmittel zugebote stünden, durch welche dem Schüler die reizenden heimatlichen Landschaften, die großen Gestalten und die bedeutsamen Ereignisse der Geschichte Österreich-Ungarns, sowie die hervorragenden Kunstleistungen desselben in wohlgelungener Darstellung vorgeführt werden könnten. Solche Werke wären wahrhaft patriotische Leistungen.

Die Mayer'schen Geschichtsbücher erfreuen sich bereits an zahlreichen Anstalten der Einführung, was jedenfalls von ihrer Brauchbarkeit zeugt; auch dem vorliegenden Buche wird es an der verdienten Aufmerksamkeit von Seite der Fachcollegen nicht fehlen.

Linz.

Chr. Würfl.

Planimetrische Constructionsaufgaben nebst Anleitung zu deren Lösung für höhere Schulen. Methodisch bearbeitet von E. R. Müller. 3. Aufl. Oldenburg, Gerhard Stalling 1894. Preis 1 Mk. 20 Pf.

Mit Ausnahme der Theilungs-, Verwandlungs-, Berechnungsaufgaben und Constructionsaufgaben unter Anwendung der Algebra, welche in der Mehrzahl der gebräuchlichen Lehrbücher in genügender Weise berücksichtigt sind, werden in dem vorliegenden kleinen Buche die übrigen Constructionsaufgaben, die sich vorzugsweise auf die Dreiecks- und Kreislehre stützen, behandelt. Die Aufgaben sind solche, in denen die Ähnlichkeitslehre nicht in Anspruch genommen wird, und solche, in denen diese Lehre zur Verwendung kommt. Der Verf. nimmt seinen Ausgangspunkt von den einfachsten Aufgaben und erläutert die Lösungen durch sachgemäße Bemerkungen; bei allen diesen Constructionsaufgaben wird strenge auf die Analyse des Problems gesehen und in allen Aufgaben, wo eine Determination sich als entsprechend erweist, diese auch nachdrücklich gefordert. Die Bezeichnung der Daten ist eine kurze und übersichtliche und erleichtert den Gebrauch des Büchleins wesentlich. Die Aufgaben in §. 24 beziehen sich auf das Aufsuchen von einigen geometrischen Örtern. Wichtig sind auch die allgemeinen Betrachtungen über Constructionsaufgaben, welche aber nach der Ansicht des Ref. an die Spitze hätten gestellt werden sollen. Ausführlich wird die Anwendung der Ähnlichkeitsmethode auf die Construction von Dreiecken besprochen und durch eine große Anzahl von instructiven Beispielen illustriert. Einige Abschnitte nehmen auf die Dreiecksaufgaben über den Apollonischen Kreis und auf das Berührungsproblem des Apollonius von Pergae bezug; die Lösung der letztgenannten Probleme ist fast vollständig gegeben. Schwierigere Aufgaben sind in dem Abschnitte „Vermischte Aufgaben“, ferner in jenem, der betitelt ist „Dreiecksaufgaben über bestimmte Punkte“, zu finden. Die wenigen Aufgaben „über algebraische Analysis“, was — nebenbei gesagt — ein unglücklicher Ausdruck ist, hätten, da wir in dem bezüglichen Abschnitte jede Erläuterung vermissen, lieber ausgeschieden bleiben sollen. Unter allen Umständen kann man von der vorliegenden Schrift behaupten, dass sie zur Förderung des geometrischen Unterrichtes beizutragen vermag, und dass die Auswahl der Aufgaben eine gelungene ist.

Einföhrung in das stereometrische Zeichnen. Mit Beispielen aus der Krystallographie und Kartographie. Von Dr. Gustav Helmüller, Director der Gewerbeschule in Hagen. Mitglied der kaiserl. Leop. Carl. Akademie der Naturforscher. Leipzig, B. G. Teubner 1908. Preis 4 Mk. 40 Pf.

Mit Recht wundert der Verf., dass das constructive Element der Stereometrie an unseren höheren Schulen noch so wenig gepflegt wird, und dass aus diesem Grunde ein Hauptzweck dieser Unterrichts, die Ausbildung des räumlichen Vorstellungsvermögens verloren geht. Er denkt hierbei nicht etwa an ein systematisches Betreiben der darstellenden Geometrie, sondern nur an eine wechselläufige Auswahl fruchtbarer Übungsaufgaben, die sich auch ohne die breiteren Grundlagen der darstellenden Geometrie bewältigen lassen, an Aufgaben, durch die man unvermerkt in diese Disciplin eingeföhrt wird. In dem vorliegenden Buche werden die Mathematik und die Elemente der Projectionslehre innig miteinander verbunden und dadurch entsprechender auf den Schüler eingewirkt, als dies durch einseitiges Verweilen bei den Anfangsgründen der darstellenden Geometrie erreicht werden kann. Auch einige Aufgaben der Krystallographie und der Kartographie sind berücksichtigt, ebenso mehrfache Andeutungen über die Verwendbarkeit der erhaltenen Resultate für die Mechanik und Technik gegeben.

Im ersten Abschnitte finden wir Aufgaben, welche sich auf die ebenflächigen Gebilde in Parallelprojectionen beziehen; der zweite Abschnitt umfasst die Lehre von den Parallelprojectionen der Gebilde mit krummen Flächen. Gerade in diesem Abschnitte kommen viele vom mathematischen Standpunkte bemerkenswerte Constructionsprobleme vor. Darauf beziehen sich vorzugsweise die Aufgaben über die ebenen Schnitte des geraden Kreiskegels. Der dritte Abschnitt gibt Andeutungen über Centralprojectionen und über die Malerperspective. Vorzugsweise wird die Centralprojection des Kreises und der übrigen Kegelschnitte betrachtet; die Probleme: beliebig viele Punkte eines Kegelschnittes zu construieren, der einem gegebenen Fünfecke umbeschrieben werden kann, und beliebig viele Tangenten des Kegelschnittes zu construieren, der einem gegebenen Fünfecke eingeschrieben werden kann, werden auf die Theoreme von Pascal und Brianchon gestützt und erfahren mehrfache Anwendungen. Von kartographischem Interesse ist die Aufgabe, die stereographische Projection der Kugelfläche zu bilden.

Ref. kann das vorliegende Buch, das einem thatsächlichen Bedürfnisse abzuhelpfen geeignet ist, den Lehrern der Mathematik auf das Beste empfehlen; sie werden in diesem Buche vieles finden.

¹⁾ Obwohl dies Buch schon lange erschienen ist, wollte Ref. doch hier auf dasselbe aufmerksam machen, einmal weil es früher nicht angezeigt worden ist, sodann weil es auch sonst nicht die verdiente Beachtung gefunden hat.

das sie im stereometrischen Unterrichte mit Erfolg verwerten können. Die Ausstattung des Buches ist die denkbar gelungenste. Die Figuren sind auf 16 Tafeln mit großer Genauigkeit und Exactheit ausgeführt.

Joh. Müllers Lehrbuch der kosmischen Physik. 5. umgearb. u. verm. Aufl. von Dr. C. F. W. Peters, ord. Professor und Director der Sternwarte zu Königsberg i. Pr. Mit 447 eingedruckten Holzstichen und 25 dem Texte beigegebenen, sowie einem Atlas von 60 zum Theil in Farbendruck ausgeführten Tafeln. Braunschweig, F. Vieweg u. Sohn 1894. Preis 26 Mk.

Das bekannte Lehrbuch der kosmischen Physik von Müller, welches mit gutem Grunde sich einer außerordentlichen Beliebtheit erfreut, erlebt nunmehr seit 38 Jahren die 5. Auflage. Vergleicht man die vierte und die nun vorliegende Auflage, so wird man erkennen, dass die letztere als eine erweiterte und an vielen Stellen ergänzte und — was die Theorie und Erklärung der Erscheinungen betrifft — auch vielfach geänderte zu betrachten ist. Eine glückliche Wahl der Verlagsbuchhandlung leitete zu dem rühmlichst bekannten Astronomen der Königsberger Sternwarte Prof. Peters, welcher dem geschätzten Buche die nunmehrige Form verlieh und den vielfachen neueren Untersuchungen in vollem Maße Rechnung trug. Eine besondere Erweiterung fand der Abschnitt, welcher von der Meteorologie handelt, was sehr begreiflich ist; hat ja doch dieser Zweig der physikalischen Wissenschaften in den letzten zwanzig Jahren eine ungeahnte Entwicklung erfahren. Ebenso wurden die anderen Theile des Buches in zweckentsprechender, zeitgemäßer Weise erweitert, so dass dasselbe — wie der Herausgeber der neuen Auflage betont — auch jetzt als Lehr- und Nachschlagebuch für weitere Kreise dienen kann. Die mathematischen und physikalischen Voraussetzungen, welche demgemäß an die Vorkenntnisse des Lehrers gestellt werden, sind bescheiden und jeder, der mit den Kenntnissen einer Mittelschule ausgerüstet ist, wird imstande sein, die vorgetragenen Lehren mit Verständniß verfolgen zu können.

Wie früher, so ist auch jetzt der große zu bewältigende Lehrstoff in vier Bücher getheilt. In dem ersten werden die Bewegungserscheinungen der Himmelskörper und deren mechanische Erklärung erläutert, im zweiten die kosmischen und atmosphärischen Lichterscheinungen, im dritten die calorischen Phänomene auf der Erdoberfläche und in der Atmosphäre, im vierten endlich die magnetischen und elektrischen Erscheinungen auf der Erdoberfläche. Ein ausführliches Register erleichtert jetzt das Nachschlagen. Wir begrüßen diese Neuerung auf das freudigste. Wie in den früheren Auflagen, so wurde auch in der neuesten auf den apparatlichen Theil, auf die Instrumente der Forschung die gebührende Rücksicht genommen; sie werden in sehr klarer Weise durch gelungene Holzschnitte versinnlicht.

In dem astronomischen Theile ist auf die neuesten Entdeckungen, die auf die Rotation der Venus und des Mercur bezugnehmen, eingegangen. Ausführlich ist auch der auf die Finsternisse bezugnehmende Abschnitt behandelt; die entsprechenden Erläuterungen sind fast ohne Rechnung durch einfache Raisonnements gegeben. Die Drehungs- und Revolutionsverhältnisse der einzelnen Himmelskörper sind im genauesten Anschlusse an die neueren Beobachtungen besprochen. Ausführlicher, als dies in den früheren Auflagen der Fall war, ist die Lehre von den Kometen und Meteoriten behandelt. Viele instructive Lehren sind in der vorliegenden Auflage in dem Abschnitte über die allgemeine Schwere aufgenommen. Hier wird unter anderem auf den sinnreichen Schulapparat Hagenbachs zum Nachweise der Kepler'schen Gesetze aufmerksam gemacht. Die Methoden zur Bestimmung der mittleren Erddichte sind bis zu den jüngsten herab wenigstens skizziert. Ganz neu ist der Abschnitt über Flut und Ebbe behandelt. Die von Whewell aufgestellte Annahme, dass nur im großen Ocean sich eine selbständige Flutwelle ausbilden könne, wurde berichtigt. Auf die Erscheinungen der Interferenz der Flutwellen ist der Bearbeiter näher eingegangen, wie er denn auch auf die neuen Entdeckungen bezüglich der veränderlichen Sterne vom Algol-Typus und die Erklärung ihres Lichtwechsels durch Pickering, sowie deren Bestätigung durch die photographischen und spectralanalytischen Arbeiten Vogels geziemend Rücksicht genommen hat. In den Lichterscheinungen der Atmosphäre sind nun auch solche erwähnt, welchen früher viel weniger Bedeutung als heute beigelegt wurde; auch findet man die Instrumente zur Aufstellung des Verlaufsgesetzes derselben, sowie einige Vorrichtungen zu ihrer künstlichen Erzeugung besprochen. Die auf Interferenz und Beugung des Lichtes beruhenden Phänomene der Höfe, der Glorien auf bethauten Wiesen wurden — soweit dies unter Anwendung elementarer Mittel möglich war — klargelegt. In der Klimatologie finden wir die besten und neuesten Versuchsergebnisse verwertet, wobei auf die Quellen durch kurze Bemerkungen verwiesen ist. Die Physik der Gletscher, die Angaben über die Eiszeit haben vielfach eine neue Bearbeitung erfahren. Betreffend die einstige Gletscherverbreitung in Europa gibt die im Texte aufgenommene Karte von Penck und Neumayr richtigen Bescheid.

In größerem Ausmaße als in den früheren Auflagen wurden in dem vorliegenden Buche die Wärmeverhältnisse im Erdinnern in Erwägung gezogen und in gelungenen Schilderungen (z. B. des Geysirphänomens) dargelegt, welche geeignet sind, von denselben ein anschauliches und zutreffendes Bild zu geben. Die Erörterungen über das Luftmeer, den Druck und die Strömungen desselben lassen nichts zu wünschen übrig; in dieser Hinsicht steht der Bearbeiter dieses Buches auf dem neuesten wissenschaftlichen Standpunkte und erläutert seine Betrachtungen in der denkbar einfachsten

Weise. Wo numerische Rechnungen ein Bild der Erscheinungen klarzulegen imstande sind, hat er es nicht unterlassen, solche anstatt allgemeiner Theorien vorzunehmen; so werden die Phänomene der heißen Winde und der Fallwinde in lichtvoller Weise erklärt. Eingehendere Darlegungen über die telegraphischen Witterungsberichte und allgemein über Vorhersage des Wetters hätten in den Rahmen des Buches ganz gut gepasst; der Verf. hätte nur noch die von Bebbber angegebenen Daten benützen sollen.

Was die Beschreibung und Erklärung der elektrischen und magnetischen Erscheinungen auf der Erdoberfläche betrifft, die in dem 4. Buche gegeben ist, so hat der Bearbeiter die ursprünglich vom Verf. eingeschlagene historische Darstellung beibehalten, ist aber allerdings nicht bis in die neueste Epoche derselben vorgedrungen, die gerade besonders auf dem Gebiete, in welches die Messungen der atmosphärischen Elektrizität hineingreifen, außerordentlich reichhaltige Ergebnisse bietet. So sind unter anderem die Forschungen Palmieris, die sinnreichen Apparate von Thomson und Mascart und die Forschungsergebnisse dieser Physiker unerwähnt geblieben. Auch hätten die neueren Ansichten von Elster und Geitel über Lufterlektrizität berücksichtigt werden können. Eingehend sind die Blitzableiter, deren Theorie und Einrichtung und deren Prüfung behandelt. Die Lehre vom Erdmagnetismus und der damit zusammenhängenden Erscheinungen, wie der Nordlichter, hat eine sachgemäße Bearbeitung erfahren. Ausführlich wurde die Theorie des Nordlichtes von De la Rive besprochen und dessen Apparat, der dazu dient, die Erscheinungen der Polarlichter und alle dieselben begleitenden Phänomene künstlich nachzubilden, beschrieben. Übrigens wird in diesem Abschnitte auch auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche sich der Theorie von De la Rive entgegenstellen.

Die dem Buche beigegebenen Tafeln, sowie der begleitende Atlas sind musterhaft ausgeführt. Hier gebürt der Verlagsbuchhandlung, welche keine Opfer scheut, um ihren Werken eine sehr würdige Ausstattung zu geben, der Dank aller Fachcollegen, wie auch des größeren Leserpublicums.

In dem neuen Müller'schen Werke haben wir unstreitig ein sehr instructives und anregendes Buch erhalten, das geeignet ist, in trefflicher Weise in die kosmische Physik einzuführen und über die einschlägigen Erscheinungen auf einfachem Wege Verständnis zu verbreiten. Die schwierige Aufgabe ist in zweckentsprechender Weise gelöst, wenn auch nicht verschwiegen werden soll, dass in einigen Partien ein Weitergehen und eine Berücksichtigung der neuesten Ergebnisse erwünscht gewesen wäre. So kann denn Ref. das vorliegende Buch nur wärmstens allen empfehlen, die in der Physik des Kosmos unterrichtet werden wollen. Auch der Lehrer der Physik an der Mittelschule wird dieses Buch mit großem Vortheile zurathe ziehen.

Thermodynamik. Vorlesungen gehalten von H. Poincaré, Professor und Mitglied der Akademie. Redigiert von J. Blondin, Privatdocent an der Universität zu Paris. Autorisierte deutsche Ausgabe von Dr. W. Jaeger und Dr. E. Gumlich. Mit 41 in den Text gedruckten Figuren. Berlin, Julius Springer 1893. Preis 10 Mk.

Die Vorlesungen Poincarés über verschiedene Abschnitte der mathematischen Physik zeichnen sich durch lichtvolle Darstellung, gründliche Behandlung und seltene mathematische Eleganz aus. Wie dies von den Vorlesungen „über Elektrizität und Optik“ und von denen über die Lichtlehre gesagt werden kann, so kann man auch mit gutem Rechte behaupten, dass die vorliegende theoretische Darstellung der Thermodynamik als eine der besten und dem neueren Standpunkte dieser Wissenschaft am meisten entsprechende bezeichnet werden kann.

Der Gedankengang bei der Abfassung des vorliegenden Buches ist folgender. Zuerst werden die beiden Principien, an denen die Thermodynamik aufgebaut ist, das Princip von der Äquivalenz der Wärme und Arbeit und jenes von der Zunahme der Entropie, eingehend entwickelt, dann werden aus ihnen die unmittelbarsten Folgerungen gezogen und die Anwendung der deducierten Theoreme auf die Gase, auf die Flüssigkeiten und festen Körper und auf die gesättigten Dämpfe vorgeführt. Daneben laufen theoretische Betrachtungen über technisch wesentliche Vorrichtungen sowie z. B. über die Dampfmaschinen und den Injector von Giffard, über das Ausströmen von Flüssigkeiten und Gasen einher. In der Anwendung der thermodynamischen Gesetze auf die chemischen Erscheinungen im allgemeinen und auf die Theorie der Dissociation im besonderen wird der genialen Forschungen von Gibbs gedacht, die in dessen vor kurzem herausgegebenen Werke auch den deutschen Lesern zugänglich gemacht wurden und eine Fülle wertvoller Anregungen enthalten. Eine weitere in dem vorliegenden Buche enthaltene Anwendung der thermodynamischen Principien bezieht sich auf die Theorie der elektrischen Erscheinungen; in dieser Beziehung wird der hydroelektrischen Säulen und der Thermoelemente gedacht und die geistvolle Theorie von Duhem, letztere allerdings mit Anwendung einer mitunter scharfen Kritik, dargestellt. Auf die elektrodynamischen und Inductionsercheinungen wird nicht eingegangen, obwohl, wie die Arbeiten von Clausius, Thomson, Briot, Mascart und anderer zur Genüge darthun, auch auf diesem Gebiete die mechanische Wärmetheorie sich als in hohem Grade ersprießlich erweist. Endlich betrachtet der Verf. noch die allgemeinen Principien der Mechanik, auf welche die Grundsätze der Thermodynamik zurückgeführt werden können, und setzt speciell die Helmholtz'sche Theorie auseinander; auf die Arbeiten von Boltzmann auf diesem Gebiete macht der Verf. nur durch einige wenige Bemerkungen aufmerksam. Erwähnt möge noch werden, dass die Untersuchungen von Sadi Carnot

in der „Thermodynamik“ Poincarés mit großer Klarheit dargestellt sind; unter anderem wird dort darauf aufmerksam gemacht, dass dieser seiner Zeit weit voraneilende Forscher schon das mechanische Wärmeäquivalent bestimmte und zwar — wie schwerlich zu bezweifeln sein wird — aus den damals noch nicht richtig bestimmten Werten für die spezifische Wärme bei constantem Drucke und constantem Volumen.

Das vorliegende, auf der Höhe der Zeit stehende Buch, in welchem die mechanische Wärmetheorie in vielfach origineller Weise behandelt wird, sei den theoretischen Physikern zur Einsichtnahme bestens empfohlen.

Wien.

Dr. J. G. Wallentin.

Leitfaden der Physik und Chemie mit Berücksichtigung der Mineralogie von A. Sattler, Schulinspector. Für die oberen Classen der Bürgerschulen, höheren Töchterschulen und anderen höheren Lehranstalten in zwei Cursen bearbeitet. 13. Aufl. Mit 236 in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1894. 8°, 144 SS. Preis 80 Pf.

Das umfangreiche Material vertheilt sich auf vier Semester und wäre etwa in folgender Reihenfolge zu behandeln: 1. Schwerkraft, 2. Magnetismus und Elektrizität, 3. Chemie, 4. Schall, 5. Wärme und Licht. „Jedenfalls aber muss die Chemie in dem Jahre zur Behandlung kommen, in welchem im naturgeschichtlichen Unterrichte die Mineralogie auftritt, und natürlich am zweckmäßigsten dieser vorausgehen“ (S. III). Die im Büchlein eingehaltene Aufeinanderfolge der Hauptabschnitte ist: Schwerkraft, Schall, Wärme, Licht, Magnetismus, Elektrizität, Chemie, Gesundheitsregeln. Hierüber ist ein Inhaltsverzeichnis vorhanden, ein alphabetisches Register aber fehlt. Es wird eine kolossale Menge von Stoff theils kurz besprochen, theils nur berührt.

Mit Erfolg wird versucht, die Chemie soviel als möglich an das im physikalischen Theile Durchgenommene anzulehnen. Zahlreiche Hinweise suchen die in vielen Fällen sehr wünschenswerte Verknüpfung der Physik mit der Chemie zu erleichtern. Auch die Mineralogie findet ihr Plätzchen und zwar in Form von Einstreunungen im chemischen Theile; am besten kommen hierbei die Anwendungen der Minerale weg.

Das in der Vorrede Gesagte (S. V): „Alle sogenannten Stichwörter und Andeutungen sind beseitigt, überall tritt dem Schüler ein aus abgerundeten Sätzen bestehendes Ganzes in lesbarer Form entgegen“ kann Ref. nicht unterschreiben. Damit aber hat es seine Richtigkeit, dass „in die Chemie absichtlich, besonders für den Unterricht in den Knabenklassen, viel Technologisches mitberücksichtigt und für die Mädchen auch etwas Küchenchemie eingeflochten wird“ (S. III).

Die Versuche sind im physikalischen die Gesetze sind klar abgeleitet, die Illustrationen gut, die Definitionen sehr prägnant. abgeleiteten Gesetze zu erhärten, wenn aus dem praktischen Leben angeführt werden wird immer von möglichst einfach zugänglichen Beobachtungen der Vorgänge ausgehen. Diese Beobachtungen sind gegeben und logisch aneinandergereiht findet es Ref., dass bei den wichtigsten Zeit angeführt, sowie dass im allgemeinen und Erfahrungen berücksichtigt werden

Im ganzen chemischen Theile ist keine Formel angewendet. Oft ist nur in welchen Elementen wichtigere Verbindungen (z. B. S. 102). Die Instrumente

Einen ziemlichen Raum des Büchleins ein. Der Stil ist durchaus klar und damit der sachliche Inhalt nicht durch eine unrichtige Auffassung und unrichtige Darstellung besonders in dem chemischen Theile eingeschlichen.

In Bezug auf Illustrationen wären Buchstaben beim Apparate zur Reinigung (S. 97); ist ja doch gar nicht die einzelnen Theile der Vorrichtung die Reinigung überhaupt geschieht. In einer Ansicht von außen ein schematisches dienlicher. S. 138 wäre die Lage der Vorlage richtiger anzudeuten.

Von Druckfehlern ist das Büchlein

Prof. Dr. Heinrich Bork, Die Elemente der Mineralogie. Leitfaden für den Gebrauch des Gymnasiums. Methodisch bearbeitet im Text. Paderborn, Schöningh 1894.

Das Büchlein macht im allgemeinen recht günstigen Eindruck, die Ausstattung sorgfältige. In Bezug auf den Inhalt den Professoren der deutschen Gymnasien wenn sie es vermögen, in einem Semestere die das in dem Buche Vorgetragene zu machen.

Der erste Theil des Büchleins ist gewidmet. „Die wenigen Mineralien,“ Paragraphen dieses Theiles eingehend bis vom kristallographischen Gesichtspunkte

Es sind dies: Steinsalz, Flussspat, Fahlerz, Schwefelkies, Bleiglanz, Diamant, Quarz und Opal, Kalkspat, Schwefel, Gips. Geschlossen wird mit einer Übersicht der Krystallsysteme. Die an einer Mineralart auftretenden Krystallformen sind recht vollständig besprochen und durch Abbildungen zur Anschauung gebracht. Nach den krystallographischen werden die sonstigen naturhistorischen Eigenschaften angeführt, bei den wichtigsten Mineralien werden auch die chemischen Erkennungsmittel angegeben, ohne aber auf deren Erklärung einzugehen; hiefür wird überall auf den chemischen Theil verwiesen. Fast alles hier Gebotene ist gut. Vielfach hat der Verf. von Dingen ausgehend, die jedermann leicht zugänglich sind, mit einem Schlage einen Begriff klargemacht, zu dessen Fixierung sonst bisweilen viele Worte vergeudet werden. Den Abschluss dieses Theiles bilden die Capitel: „Verschiedene Arten von Gesteinen“ und „Entstehung und Alter der Gesteine“.

Der zweite, größere Theil (etwas über 70 SS.) handelt von der Chemie. Diese ist noch besser behandelt als die Mineralogie; ihre Lehren erscheinen klar vorgeführt und lassen in dem Verf. einen tüchtig geschulten Chemiker erkennen. Unter anderem sind auch die hübschen historischen Notizen und die etymologischen Erklärungen der fremden Namen sehr willkommen. Beim Vortrage der mehr theoretischen Theile der Wissenschaft wird viel Fleiß entwickelt; es wird nicht sprunghaft vorgegangen und immer das Experiment als Ausgangspunkt für die Betrachtung gewählt. Mit Nachdruck ist einerseits der thatsächliche Befund, andererseits die Vorstellung, die man sich über den Bau der Materie gebildet hat, hervorgehoben (z. B. S. 65). Auf anregende Wiederholungen wird nach Thunlichkeit hingearbeitet, ohne denselben aber eigene Abschnitte zu widmen. Einige wenige, aber gute Beispiele von stöchiometrischen Berechnungen bilden den Abschluss des zweiten Theiles, an den sich ein genaues Register anschließt.

Die zu den Versuchen verwendeten Apparate sind mit den einfachsten Mitteln hergestellt, aber völlig zweckentsprechend ausgeführt; ihre bildliche Wiedergabe ist sehr gelungen.

A. Sprockhoffs Grundzüge der Chemie. Eine Chemie des täglichen Lebens. Nebst einem Anhang: Verdeutschung der im Geschäftsverkehr gebräuchlichen Fremdnamen chemischer Stoffe und mit einem Sachregister von über 3000 Namen. Mit 168 instructiven Abbildungen. Hannover 1893. Preis 4 Mk., geb. 4 Mk. 50 Pf. 416 SS.

Diese „Grundzüge“ sind nach des Verf.s Ausspruch (S. IV) in erster Linie für Lehrer bestimmt und für solche, die es werden wollen. Der Verf. ist der Meinung, dass es nicht richtig ist, die Chemie, welche die Grundlage der gesammten Naturwissenschaften bildet, sorgfältig herauszuschälen, um sie für sich behandeln zu können; wohl möge man sich vor einer unheilsamen Verquickung getrennter Gebiete hüten, aber man möge die Beziehungen, welche in

der Natur der Sache liegen, nicht zurückweisen (III, 1). „Wissenschaftliche Chemie, d. h. Chemie in wissenschaftlichem Umfange (?), in wissenschaftlicher Tiefe und wissenschaftlicher Form gehört nicht in die Schule“ (I, 2). Er bemerkt weiter, dass den chemischen Zeichen, Formeln und Gleichungen der Charakter einer wissenschaftlichen Form in dem weitgehenden (?) Sinne nicht zugesprochen werden kann“ (I, 3).

In Bezug auf Ausstattung fallen die vielen und guten Abbildungen vortheilhaft auf; nicht zu loben aber ist der gar zu ausgiebige Gebrauch des Kleindruckes, der oft mehrere Seiten nacheinander bedeckt und häufig zur Wiedergabe sehr wichtiger, keineswegs nebensächlicher Dinge benützt wird. Meistens erscheinen in diesem Druck die Beschreibungen der Versuche, die Erklärungen der chemischen Prozesse und die Besprechungen technischer Vorrichtungen.

Zur weiteren Charakterisierung des Gebotenen möge hier eine kurze Inhaltsübersicht platzfinden. In der ersten Abtheilung werden die chemischen Vorgänge des täglichen Lebens besprochen; hierbei werden zuerst die Grundbegriffe vermittelt, dann die gewöhnlichen Vorgänge des täglichen Lebens im Haushalte des Menschen, in den wichtigsten Gewerben und in der Natur abgehandelt. Der zweite Theil beschäftigt sich mit der systematischen Chemie, die in einen allgemeinen, einen anorganischen, einen organischen und einen technischen Theil zerfällt. Dass die Technologie separat vorgenommen wird, findet Ref. bei einem Buche vom Umfange und der Tendenz des vorliegenden nicht zweckmäßig. Auch besteht hier die ganze Technologie fast nur aus Überschriften und Verweisen auf früher Gelerntes, also reine Raumverschwendung. Nur zwei Stoffe, die Schwefelsäure und die Soda, kommen erst hier zur Behandlung (S. 391). Von Versuchen sind sehr viele beschrieben, häufig sind sie auch durch beigegebene Illustrationen dem Verständnisse näher gebracht.

Zur Charakterisierung der zur Anwendung gelangten Nomenclatur diene die Bemerkung, dass die Salpetersäure ein Oxyd heißt (S. 26, 3), dass die schwefelige Säure und die Schwefelsäure als Oxyde vorgeführt werden (S. 109, 3), dass als Oxyde des Kohlenstoffes „Kohlensäure, Kohlenoxyd und — Oxalsäure“ figurieren (S. 283, 1). Vom letzten Körper heißt es ausdrücklich: „Im wasserfreien Zustande ist sie ein Kohlenstoffoxyd von der Formel C_2O_3 “ (S. 359, 3). Übrigens wird auch der Grünspan als Oxyd bezeichnet (S. 16; 313, 4). H_2SO_4 , HNO_3 und H_3PO_4 werden im Gegensatze zu den Anhydriden, welche „Säuren“ genannt werden, mit der Bezeichnung „wässrige Säure“ belegt (S. 274, 2). S. 325, Anm. 2 sollte es statt „Oxydsalze“ heißen „Oxydsalze“ und statt „Oxydsalze“ „Chromsaure Salze“.

Manche Stellen des Buches tragen die Merkmale flüchtiger Behandlung an sich, viele enthalten direct unwahre Behauptungen.

Von den gebrauchten Definitionen bedürfen manche einer schärferen Fassung, manche einer gänzlichen Umänderung.

Der Stil ist im allgemeinen nicht schlecht, doch erheischen etliche Stellen ganz entschieden eine Besserung. Von störenden Druckfehlern sind dem Ref. bei einmaliger Lesung an 40 aufgefallen.

Dr. Josef Klein, Chemie. Anorganischer Theil. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung 1894. Sammlung Göschen. 158 SS. Preis 80 Pf.

Das Büchlein ist hübsch ausgestattet, Papier, Druck und Einband sind ansprechend. Nach einer circa sechs Seiten umfassenden Einleitung kommen zur Sprache: die chemischen Theorien, die Gewinnung der Elemente (Metalloide und Metalle), dann in einem Anhange (4 SS.) die Elektrolyse und Spectralanalyse, die Bunsen'sche Flamme und die qualitative Analyse. Eine Angabe der benützten Literatur und ein alphabetisches Register vervollständigen das Ganze.

Die „4 Elemente des Empedokles“ werden im Gegensatze zu den „Elementen der Gegenwart“ besprochen, wobei das Vorhandensein eines Urstoffes für den Verf. Axiom ist. Recht klar ist das Verhalten der Metalle zur Salzsäure angegeben (S. 70) und die Gewinnung der Kryolith-Soda skizziert (S. 121). Der Abschnitt über Ba, Sr und Ca ist recht übersichtlich gehalten, ganz so wie es in einem Büchlein, das mehr oder minder für die Wiederholung bestimmt zu sein scheint, am Platze ist (S. 123 ff.). Die kurzen Notizen über die Gewinnung des Kupfers genügen vollkommen (S. 130). Auf die Kenntnis der Elemente in analytischer Hinsicht ist im allgemeinen gebürend Rücksicht genommen; hierbei sind nur die allerwichtigsten und am meisten charakteristischen Erkennungsmittel angeführt. Nach genauer Durchsicht des Werkes kam Ref. zur Überzeugung, dass darin die allgemeine Chemie am schlechtesten, die Chemie der Metalloide besser, jene der Metalle am besten behandelt worden ist.

In Bezug auf Namengebung sei erwähnt, dass als „zusammengesetzte Oxyde“ bezeichnet werden: 1. chloresäures Kalium, 2. eine Mischung von rothem chromsauren Kali und Schwefelsäure, 3. Chlorkalklösung nach Zusatz von etwas Kobaltsalzlösung (S. 45).

Trattato di chimica inorganica ed organica per le scuole reali superiori ed inferiori di Cav. Giovanni Piumi, Professore nella i. r. scuola reale superiore di Rovereto. Seconda edizione riveduta e migliorata. Con 24 incisioni intercalate nel testo. Prezzo: legato alla rustica Corone 4.60. Rovereto 1894. 395 SS.

Der erste Theil (54 SS.) beschäftigt sich mit dem Wesen einer physikalischen und einer chemischen Erscheinung, mit der chemischen Synthese und Analyse, der chemischen Schreibweise,

der Lehre von Molecül und Atom, und der Classification derselben. Der zweite Theil von der unorganischen, der dritte Theil von der organischen Chemie.

Das Buch kann gleichzeitig für die Oberrealschule dienen. Für die 4. Classe sind die Theile, sowie die Abschnitte von der Theilung der Chemie bestimmt. Vom 5. Theile sind auf dieser Stufe nur die Eigenschaften der wichtigsten Elemente und Verbindungen, die andere gehört in die Oberrealschule. Die Zunahme der Elemente beim Erhitzen, die Anwendung des Aräometers und zwar in der vorgeschlagenen Form das Wort gegeben werden nicht behandelt. Dem 6. Theile ist sowohl auf theoretischem wie auf praktischem getragen. Man kann mit gutem Gewissen die Auflage nicht nur eine durchgesehene, verbesserte ist. Das Ergebnis einer durch besonders starken Druck hervorgehoben S. 22 an wird auf die Reaktionsgleichungen Es berührt angenehm, dass die Umstände der Verbindung beeinflussen, erst nach der Erfahrung angegeben sind (S. 37), die von den Gelernten abgeleitet werden können. Die allgemeinen Phrasen angeführt zu werden, es hier thatsächlich geschieht, der 7. Theile studierte Fall (in Klammern gesetzt) sagen dienen. Bei der Zusammenfassung der stöchiometrischen Gesetze ist sehr gute Beispiele durchgenommene verwiesen (S. 38). Die zweiten Theile bei den Darstellungswegen auf bereits im ersten Theile gelehrt worden. Das Vorkommen der Körper in der Natur, auch die weniger wichtigen Elemente sind beschrieben. Bei den Lösungen der Gase die genauen Mengen angegeben, sondern die Löslichkeit gesprochen (S. 39). Es ist es, dass die Beziehungen der Verbindungen dem Auge verloren werden, eingeklammert nach vor-, respective nach rückwärts bereits besprochene Thatsachen an Ort und Stelle (S. 104). Charakteristisch ist die Namen bei wichtigeren Versuchen oder (S. 145, 161). Bei mehreren Körpern ihrer Formel auch eine Begründung eingestreuten historischen Notizen sind

zum Zwecke der Darstellung eines Körpers vorzunehmenden Operationen sind stets genügend erklärt (S. 213). Sehr oft findet man Angaben über die Wirkung der Stoffe auf den Organismus (S. 265).

Überall tritt dem Leser das Bestreben des Verf.s entgegen, die Übersicht zwischen den verschiedenen Reihen von Verbindungen anzubahnen und aufrechtzuerhalten; es werden sowohl die Formeln als Ergebnisse der Untersuchung in Vergleich gebracht, als auch die Reactionen der verschiedenen Gruppen und deren Verhalten zueinander in Betracht gezogen (S. 298). Hiedurch wird das Studium erleichtert und interessant gemacht. Überall sind ferner die Darstellung eines Körpers im kleinen oder zu wissenschaftlichen Zwecken und seine fabrikmäßige Herstellung im großen auseinandergehalten (S. 303); auch die letztere ist stets genügend klar skizziert. Die Betrachtungen über die allgemeinen Eigenschaften der Körpergruppen sind die Ergebnisse der vorausgegangenen Einzelbetrachtungen; sie sind daher sehr lehrreich und sehr geeignet, die Beziehungen der Gruppen ins rechte Licht zu stellen (S. 304). Von manchen compliciert zusammengesetzten Verbindungen thut eine gut angebrachte graphische Darstellung der Formel erwünschte Dienste (S. 370). Das alphabetische Register hat sich nach eingehenden Proben als sehr gut angefertigt erwiesen. Das Buch ist voll von interessanten Angaben. Ref. muss gestehen, dass ihm die Lectüre des Werkes viele Anregung geboten und dass er dieselbe mit wahren Vergnügen betrieben hat.

Besondere Aufmerksamkeit hat der Verf. auch dem Theile des Buches zugewendet, der für die Industrie und für das praktische Leben wichtig ist. Bei denjenigen unorganischen Materien, welche bei der Herstellung organischer Verbindungen Anwendung finden, ist dies schon im zweiten Theile gebührend erwähnt (S. 139, 163, 200). Die neuesten Arbeiten sind überall berücksichtigt. In den Fußnoten werden Operationen definiert und beschrieben; außerdem finden sich hier Mittel angegeben gegen giftig wirkende Substanzen. Diese letzteren Notizen sind sehr ausführlich, sehr oft in Receptform abgefasst (S. 93).

Die Versuche sind im allgemeinen nicht separat beschrieben (S. 14), einzelne aber sind wieder sehr genau geschildert (S. 7, 8, 24, 26, 27, 29); besonders ausführlich und mit der größten Klarheit werden die sogenannten Hofmann'schen Versuche (S. 33), sowie der zum Nachweise der Gewichtszunahme beim Verbrennen einer Kerze (S. 125) vorgeführt.

Betreffs der Ausstattung muss die Weiße und Güte des Papiers, sowie die Schärfe des Druckes (auch der Kleindruck ist infolge dessen deutlich) in gleicher Weise hervorgehoben werden. Die Zahl der Figuren ist beschränkt; der Verf. sieht es lieber, wenn die nöthigen Apparate während des Unterrichtes skizziert werden (S. IV). In Fig. 1 wird ein Aräometer abgebildet, Fig. 2

gibt einen Sauerstoff-Entwicklungsapparat, Fig. 3, 4, 5, 7 und 8 geben die Hoffmann'schen Apparate, Fig. 6 bringt eine Flasche zur Darstellung von H, Fig. 9 eine solche zur Aufbewahrung von H_2S (Erfindung des Verf.s), Fig. 10 und 11 beziehen sich auf die Erzeugung der Löthrohrflamme, Fig. 12, 13 und 14 illustrieren einen Apparat, um die Verbrennungsproducte einer Kerze aufzufangen und der Wägung zuzuführen, Fig. 15 versinnlicht den Schnitt eines Sulfatofens, Fig. 16 den eines Apparates zur Gewinnung von Aluminium, Fig. 17 stellt eine Muffel zur Zinkgewinnung dar, Fig. 18 das Schema eines Hochofens, Fig. 19 den Schnitt eines Puddelofens, Fig. 20 den einer Bessemer-Birne; in Fig. 21 wird ein Liebig'scher Kali-Kugelapparat, in Fig. 22 ein Victor Meyer'scher Dampfdichtenapparat, in Fig. 23 ein Apparat zur Ätherbereitung, in Fig. 24 endlich der Schnitt einer Leuchtgasfabrik abgebildet. Eine Spectraltafel ist dem Buche nicht beigegeben.

Das Buch zeigt nach dem Gesagten so viele Vorzüge, dass einige flüchtig bearbeitete Stellen wenig ins Gewicht fallen. Der Stil ist durchwegs als gelungen zu bezeichnen. Die Darstellung des Stoffes ist überall klar, die logische Anordnung desselben sehr lobenswert. Für die Sorgfalt, die auf das Buch verwendet wurde, gibt unter anderem auch die geringe Anzahl von Druckfehlern Zeugnis. Zum Schlusse der Wunsch des Ref.: Möge dieses hübsche Buch bei den jungen Österreichern italienischer Zunge recht vielen Nutzen stiften!

Wien.

Joh. A. Kail.

Logika. Pro střední školy napsal Fr. X. Procházka. (Logik. Für Mittelschulen verfasst von Fr. X. Procházka.) Prag, F. Kytka 1893. 8°, 103 SS.

Das vorliegende Lehrbuch der Logik, dessen Titel nach dem Jahre 1884, in welchem die Gymnasialinstructionen erschienen, das Attribut 'formal' einbüßen musste, stellt sich vorwiegend als Product eigener Schulpraxis dar. Inwiefern aber auch die einschlägigen Winke der Instruction H, sowie die in ihrem Sinne bearbeiteten und approbierten Lehrbücher (Behacker, Höfler) und die durch jene Instruction hervorgerufenen Commentare¹⁾ von dem Verf. berücksichtigt wurden, dürfte aus dieser Anzeige zu ersehen sein. Das aufrichtige Interesse, das Ref. dem Buche entgegenbrachte, sowie der Umstand, dass er selbst Gelegenheit hatte, es

¹⁾ Man vergleiche vor allem in dieser Zeitschrift Jahrgang 1886, S. 868—872 und Supplementheft S. 99—121, ferner Jahrgang 1890, S. 1023—1035 und 1115—1130.

auch praktisch im Unterrichte zu erproben, dürfte eine etwas eingehendere Behandlung des Gegenstandes nur erwünscht erscheinen lassen.

Gemäß der Instruction hat, um einiges im allgemeinen vorauszuschicken, der Logik eine psychologische Einleitung voranzugehen; ferner soll das grammatische Wissen der Schüler durch den Logikunterricht eine Ergänzung und Vertiefung erfahren, endlich sind angemessene Beispiele, die als „Lebensbedingung für den gesammten Unterricht in der philosophischen Propädeutik“ hingestellt werden, „öfters bei Beginn einer neuen Materie an die Spitze der Erörterung zu stellen“. Die Ausführung der beiden ersten Punkte kann Ref. nicht als zureichend anerkennen. Die der Begriffslehre vorausgeschickten psychologischen Grundgesetze füllen kaum zwei Seiten aus, und dies ist der einzige psychologische Apparat des ganzen Buches; bloß über Wahrnehmung und „Umriss“ wird innerhalb der Begriffslehre noch einiges nachgetragen. Die Reproduction der Vorstellungen wird ohne ausdrückliche Nennung des Terminus nur leise gestreift, die Apperception dagegen mit keinem Worte berührt. Die Disposition des Stoffes (§. 8—10) lässt vom didaktischen und psychologischen Standpunkte aus manches zu wünschen übrig. §. 9 ist in seinen ersten vier Abschnitten an §. 7 unmittelbar anzuschließen; denn nur dann kann §. 8 naturgemäß eine Brücke von den psychologischen Vorstellungen zum Begriffe (der logischen Vorstellung) bilden, wenn das Verfahren der psychologischen Abstraction an den beigeschriebenen Vorstellungsformeln $f(a b c \alpha_1 \beta_1 \gamma_1) \dots$, wofür übrigens Höflers Veranschaulichung (Grundlehren, S. 20) $J_1 = m_1 n_1 p_1 q_1 r_1 \dots$ wegen der erst eintretenden und nicht schon fertigen Gleichheit unter allen Umständen vorzuziehen ist, etwa in der Art gezeigt wird, dass infolge der Betonung bestimmter Elemente das Bewusstsein von den übrigen verdunkelt wird (worüber ganz besonders G. Spenglers gediegene Interpretation der Höfler'schen Begriffslehre im Prag-Neustädter Jahresberichte 1893 zu vergleichen ist). Indes für derlei methodische Auseinandersetzungen ist hier nicht der Ort. Indem ich noch auf R. Kreutz' (von mir in dieser Zeitschrift Jahrg. 1895, S. 183 f. angezeigten) Versuch hinweise, betone ich unter weiterer Charakterisierung der psychologischen Einleitung, dass die Instruction doch wohl nicht ganz wörtlich so zu deuten ist, als ob jene Einleitung ausschließlich am Eingange des Buches zusammengedrängt sein müsste, vielmehr ist jede logische Lehre aus der psychischen Verwirklichung im Denken herauszuheben und sonach die psychologische Entstehung dem logischen Wesen entgegenzuhalten. Demgemäß muss bei der Lehre vom Urtheil vorerst auf die associativen und apperceptiven Verbindungen eingegangen werden, um von den Wahrnehmungsurtheilen zu den Begriffsurtheilen herüberzuleiten; die Lehre vom Schlusse findet wiederum eine Stütze in dem psychologischen Vorgange des

Schließens, also wiederum in einer Association von Vorstellungen.¹⁾ Als nicht ausreichend muss dann auch, wie schon angedeutet wurde, das Verhalten des Buches zum zweiten Punkte, der Vertiefung des grammatischen Wissens, hingestellt werden. Die Grenzen der Reciprocität und ein möglichst glimpfliches Abkommen mit den logischen und grammatischen Gesetzen mochten hierbei der Instruction vorgeschwebt haben. Es berührt geradezu seltsam, dass der Verf., der doch zwei Jahre nach der Herausgabe der „Logik“ in seiner beachtenswerten und eines Philologen (Procházka ist nämlich Mathematiker) nicht unwürdiges Sprachverständnis verrathenden Abhandlung über subjectlose Sätze (Listy filol. 1895, S. 190—210) mit solchem Geschicke beides zu combinieren und wieder gegeneinander scharf abzugrenzen versteht, dem in Rede stehenden Buche so wenig von seinen Sprachkenntnissen trotz ausdrücklicher Mahnung der Instruction zugute kommen ließ. Wohl gibt §. 11 über das Verhältnis des Begriffes zum Worte einen, allerdings etwas schwachen Aufschluss; allein die Rolle, die das Wort bei der Begriffsbildung spielte, die Hervorhebung und Begründung jener anerkannten Thatsache, dass der Mensch ohne das Sprachvermögen nie und nimmer zur Bildung der Begriffe gelangt wäre, dies alles blieb hier unberührt. Ja nicht einmal für die Lehre von der Determination (Instr. S. 400) und die „innigste Wechselbeziehung“ (ebenda S. 401) zwischen Urtheil und Satz bietet das Buch irgendwelche sprachlichen Anknüpfungspunkte. Bei Besprechung der Exemplification, des letzten Punktes unserer das Ganze betreffenden Skizzirung, gilt es, zwei Fragen zu beantworten, einmal, ob die Beispiele der Materie wirklich vorangehen, dann, ob dadurch in der That eine wünschenswerte Verbindung mit den übrigen Disciplinen hergestellt wird. Ref. bedauert umso mehr, erstere Frage verneinen zu müssen, als schon die jeweilige psychologische Einleitung eher dem inductiven als dem deductiven Verfahren das Wort zu reden scheint, und die Schüler laut der Instruction „zu selbstthätigem Vergleichen und Abstrahieren anzuleiten“ sind. In allen Fällen wird aber die Art der Unterrichtsmethode, sowie die Beschaffenheit des Lehrstoffes über die Anwendung von Beispielen zu entscheiden haben. Im Vorbeigehen sei noch bemerkt, dass nur in den allersehrsten Fällen das erotematische Verfahren ganz außer Action treten kann und das Individualisieren des Unterrichtes, welches nirgends mehr als in der Propädeutik berechtigt ist, aufgegeben

¹⁾ Hier lohnt es fürwahr die Mühe, ernst zu erwägen, ob nicht denn doch die Psychologie als das *πρότερον τῆ φύσεως* auch im Unterrichte als solches zur Bethätigung gelangen, d. h. der Logik einem bisher falsch verstandenen *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* in der Schulpraxis vorausgehen sollte. Nachdem nämlich einmal von dem starren, die psychischen Phänomene ganz ignorierenden Formalismus der scholastischen Logik Abstand genommen worden ist, erscheint das gegenseitige Verhältnis beider Disciplinen in wesentlich anderem Lichte.

werden darf. Weitaus besser wußte der Verf. der zweiten Anforderung zu entsprechen. Dem Inhalte nach tragen die Beispiele, in mannigfaltigster Abwechslung allen positiven Wissenschaften entnommen, ein neues Gepräge, das durch die poetischen Elemente nur noch an Glanz gewinnt; dass die Mathematik an der Exemplification am meisten theilhaftig ist, kann Ref. ohne jedwede subjective Veranlassung in Ansehung der Fülle von Thatsachen und Beziehungen, die jene Wissenschaft vor allen Gymnasialfächern zu einer elementaren Denklehre hat, nur billigen. Doch wären auch geographische Begriffe und Eintheilungen in größerem Maße zu benützen. Hierbei darf man allerdings nicht der Frage aus dem Wege gehen, ob und wo ein concretes Substrat dem Einzelsatze vorzuziehen sei. Die Erwägung nämlich, dass die ausschließliche Anwendung des letzteren gar so sehr an den früheren steifen Formalismus erinnert, ferner die Erwägung, dass an der Hand einer zweckmäßig eingerichteten Besprechung zusammenhängender Stücke nebst materialer auch die formale Belehrung und Schulung des Schülers naturgemäß gefördert wird, muss zu der Bevorzugung des Übungsmaterials ersterer Kategorie überall dort führen, wo es die jedesmalige Beschaffenheit des Lehrstoffes gestattet. So dürfte sich unseres Dafürhaltens nach der Absolvierung der Begriffslehre die Lectüre des 6. Capitels des IV. Buches von Xenophons Memorabilien, einer Stelle, welche dem Leser den Sokrates, den ersten historischen Begriffsbildner, in dieser Arbeit begriffen so anschaulich vorführt, sehr anregend gestalten.¹⁾ Stücke von solchem Schlage werden freilich unter den „Zehn Lesestücken“ Höflers vermisst. Als besonders förderlich hebt Ref. die an die Beispiele ab und zu sich anschließenden „Übungen“ hervor. Eigene Auf- findung des Übungsstoffes kann das Interesse nur steigern.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen glauben wir uns nunmehr etwas kürzer fassen zu dürfen. Schon in der Einleitung (S. 1—4) fällt es auf, dass der Schüler auch nicht den generellen Namen jener Wissenschaft erfährt, deren Species als Logik und Psychologie von nun an zum Gegenstande seines Studiums werden; viel weniger konnte daher ihr Verhältnis zur Philosophie festgestellt werden. Das in der Definition des Begriffes genannte Merkmal „wesentlich“ ist im vorhergehenden nicht specialisiert und ein zweites („Vorstellung“) den obigen Constatierungen zufolge nicht ganz vermittelt. Ferner ist das unter den „Eigenschaften des Begriffes“ (S. 8) diesem als Prädicat zugeordnete „ideal“ gewagt und (S. 9) die Bemerkung, dass die vom Kreise bewiesenen Sätze

¹⁾ Dass hiermit eine Verschiebung der Lectüre jener Schrift in die VII. Classe im Zusammenhange stünde, liegt auf der Hand; und da auch andere Theile der Denkwürdigkeiten logische Elemente enthalten, die ohne logische Vorbegriffe unverstanden bleiben müssen, beabsichtigt Ref. sich über die gedachte Verlegung bei einer anderen Gelegenheit ausführlicher auszusprechen.

auch dann ihre Geltung hätten, wenn einen Kreis gäbe, didaktisch bedenklich auf Höflers Bemerkung zu Zimmermannsolute mathematischer Sätze (in diese verweise, betone ich im Sinne der entschieden abweisenden Instruction „ein anderes ist die theoretische und die Zweckmäßigkeit, speciell die von der Ungenauigkeit des sprachlichen Zeichnung concreter und abstracter Begriffe alle Begriffe abstract sind, muss die Entstehungsweise beider Begriffsarten hingestellt werden; oder wäre es nicht ein *ίερή ἔς Τηλεμάχοιο*, den man mathematische Pendel im logischen Licht zu können? Hätte sodann der Verf. die Vorstellungen mittels seiner drei Formeln, so wäre eine Fixierung des „Inhalts“ jener Vorstellungen, welche die gleichartigen begriffsbildenden Merkmale aufweisen, ein zweites Ergebnis hievon hätte die Genauigkeit der Begriffe, bei denen es der Fall ist, Merkmale halber zwei gleiche nicht möglich und noch konnte daneben ein Lichtstrahl in der Diskussion fallen. Man sieht, wie die Biologie mit der Logik überall deutlich schichtliche Excurs über die „allgemeine Logik“ in Wegfall zu kommen, wie die oben genannten Gesichtspunkte zusammengestellten Aussagen man doch nur den theoretisch-praktischen Logik im Auge behalten muss. Aus der Herübernahme der Kant'schen Kategorien, die sie im Texte selbst keine Begründung und außerdem ein bereits geklärtes Vorwissen voraussetzen. Dafür erwarten wir eine Präzisierung der wesentlichen und unabweislichen und der constitutiven und consensuellen vier höchsten logischen Kategorien, die auch der Begriff der „Substanz“ durch den Meinong schon im Jahre 1882 in seiner Abhandlung in den Mittheilungen der kais. Akademie d. Wiss., unabweisbare Gebiet der Beziehungsbeziehung der Schule zugänglich gemacht hat, ist die Fassung des Sujets und neuer Gestalt berechtigt, zumal da auch Sigwart's (I, S. 36 ff., 2. Aufl.) zur Richtschnur die Zweitheilung der Relationen in

lichkeits-Relationen beachtenswert. Innerhalb dieser Partie ist sowohl der conträre als auch der contradictorische Gegensatz einer schärferen Präcisierung bedürftig; dort war zu betonen, dass es endliche Reihen sind, bei denen das Aristotelische *ἀντικείμενον ἐκ διαμέτρου* einen Sinn haben kann, hier wiederum ausdrücklich hervorzuheben, dass von der reinen, im concreten Denken nicht vorkommenden (scholastischen) Negative abgesehen werden muss, so dass, weil das „generische Moment“ (um mit Behacker zu reden) als gesetzt zu betrachten ist, beispielsweise nicht warm einen anderen Temperaturzustand als warm bezeichnet. Die Hervorkehrung jener sprachlichen Mittel, die zum Ausdruck dieses Relationsverhältnisses dienen, wäre ganz besonders am Platze. Auch ist es nicht zu billigen, dass die relativen (und correlativen) Begriffe erst nach dem langen Paragraphen über Begriffsverhältnisse und deren graphische Darstellung behandelt werden. An die vollkommen richtige Darstellung der „Ursache und Wirkung“ möchte Ref. eine solche über Fähigkeit, Kraft und Vermögen angeschlossen wissen.

Die Lehre vom Urtheil lässt manches zu wünschen übrig. Es ist wohl eine bekannte Thatsache, dass die richtige Bestimmung des Urtheilsactes zu den schwierigsten Problemen der Philosophie gezählt werden muss und erwiesenermaßen eine allgemein befriedigende Definition des Urtheils noch nicht gefunden ist; allein eine einheitlichere Fassung der Sache wäre trotzdem ein leichtes gewesen, vorausgesetzt freilich, dass die Charakteristik der Begriffsurtheile (Logik des Urtheils) durch eine Aufklärung über die Wahrnehmungsurtheile (Psychologie des Urtheils) eingeleitet worden wäre. Die vom Verf. formulierte „Definition“, der gemäß das Urtheil ein psychologischer Vorgang ist, „wodurch man etwas setzt oder negiert“ oder aber „das Verhältnis der Begriffe feststellt“, sieht wie ein, allerdings nicht glücklich stilisierter Vermittlungsversuch aus zwischen Brentanos Ansicht und der früheren Lehre. Allein es kann bloß das eine oder das andere richtig sein, tertium non datur. Man entscheide sich für das Beste, und dieses liegt wohl in Brentanos Auffassung, die dem Verf. selbst in der oben erwähnten Abhandlung S. 206 das Eingeständnis abnöthigte, dass sie „eigentlich nicht unrichtig ist und dem Elementarunterrichte gute Dienste erweisen kann“. Vornehmlich harren folgende Streitfragen ihrer Erledigung: 1. Ist jedes Urtheil zweigliedrig (Sigwart) oder auch eingliedrig (Mill, Brentano, Höfler)? 2. Welches ist der Unterschied zwischen dem grammatischen Satze und dem logischen Urtheile? 3. Ist das Subject der Urtheile immer ein begriffliches (logisches) oder auch ein concretes (psychologisches)? 4. Welches ist der Begriff der „subjectlosen“ und der Existentialsätze und ihr gegenseitiges Verhältnis? 5. Wodurch charakterisiert sich der „subjectlose“ Satz gegenüber der bloßen Vorstellung? Sodann möge der Verf. mit größerer Consequenz in der Anwendung

der Termini „anerkennen“ und „verwerfen“ der Fall ist, verfahren. — Zu der E Folgendes zu bemerken: S. 29 wird der u jedes kategorische Urtheil könne die F annehmen. Die Behandlung der disjunctiv hange mit den hypothetischen ist wegen stande des Glaubens“ wohl begründe wünschenswert. Dieselbe Relation findet und hypothetischen Schlussweise statt. Bedeutung nicht entsprechende Erörterung daraus, dass die Wichtigkeit des prob von der Folge auf den Grund auch nicht wurde. Hand in Hand mit der Festst Induction hätte die jenes der Deductio das gegenseitige Classenverhältnis wie a Anwendung im Beweisverfahren und im Bacons und Mills Regeln der Induction eher unter die Inductions-, als unter die

Den Stoff der Wissenschaftslehre Abschnitte: I. Die Lehre von der Definitio Division, III. Die Beweislehre, IV. Die Einreihung der ersten drei Nummern in muss Ref. aus Gründen des immanent dem Schüler nach längerem Zeitraume des Begriffes sowie die Schlusslehre zustimmen. Nur wollen wir an die „I anknüpfen, dass die Nominal- und die schmalen Rahmen zusammengedrängt wu Begriffen mit gegebenem Inhalte von de Begriffe analysierenden nicht streng g erscheint. §. 77 sollte offenbar die Üt finieren“ tragen, und S. 88, letzte Zei gegengesetztes Verhältnis“.

Zusammenfassend erklärt sich Rel es in der Elementar- oder der Wissensc verstanden; einige Partien, wie die Le Wirkung und den Inductionsschlüssen, h gelungen. Gerade hier tritt uns der praktische Schulmann entgegen, der z bieten versteht. Kann sich auch die vo wertung der neuesten Forschungen, an llichkeit und Wissenschaftlichkeit der „Grundlehren“ nicht messen, so steht sichtigkeit des Stoffes und leichtem Fl ihr geringer Umfang verbürgt trotz des ichte zugestandenem wöchentlichen Stur

liche Durcharbeitung des Gebotenen.¹⁾ Schon aus diesen Gründen wäre eine Umarbeitung der beanstandeten Partien höchst wünschenswert; denn nur dann könnte das jetzt schon recht brauchbare Buch zu einer Verbesserung des Logikunterrichtes wesentlich beitragen. Und dass auch diese Arbeit dem Verf. bei fortgesetztem Streben gelingen wird, dessen sind wir in Anbetracht des bereits gelieferten Befähigungsnachweises fast gewiss. — Hiermit glaubt Ref. sein in dieser Zeitschrift 1895, S. 183 Anm. gegebenes Versprechen gelöst zu haben.

Wall.-Meseritsch.

Dr. Franz Kovár.

Handbuch der Schulhygiene. Bearbeitet von Dr. Leo Burgerstein und Dr. Aug. Netolitzky in Wien. Mit 154 Abbildungen im Text. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1893.

Das vorliegende Handbuch ist der VII. Band, 1. Abtheilung des großen Sammelwerkes: Handbuch der Hygiene (in 10 Bänden), welches von Dr. Theodor Weyl in Berlin herausgegeben wird. Es bildet jedoch ein selbständiges, in sich abgeschlossenes Ganzes und behandelt streng wissenschaftlich alle Theile der Schulhygiene in klarer, bündiger, jedem Gebildeten verständlicher Weise. Dies wurde nicht nur durch die übersichtliche Gliederung des Stoffes und durch die durchsichtige Stilisierung, sondern auch dadurch erreicht, dass der Verf. es überall vermieden hat, Namen der Dinge ohne ausführliche, präcise Erklärung derselben zu geben. Dadurch ist sein Werk ein sehr brauchbares, wertvolles Handbuch für alle jene geworden, die Neigung und Beruf dazu treibt, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, der nicht nur für die Schule, sondern für unsere ganze Cultur von enormer Tragweite ist.

Der von Dr. Leo Burgerstein redigierte Theil (303 SS.) bespricht zuerst die Externate und zwar zunächst das Schulhaus (Bauplatz; Orientierung; Baumaterial, Mauerfraß, Holzschwamm; Reinhaltung des Baues, Trockenlegung, Fundierung, Keller; Mauern (Massivbau), Baracken; Zwischendecken; Dach; Eingang, Putzvorrichtungen, Warteraum; Stiegen, Gänge, Thüren; horizontale und verticale Vertheilung der Räume, Grundrisse; Austrocknen des Baues). Hieran schließt sich eine Betrachtung der Schulzimmer vom hygienischen Standpunkte aus, zunächst des Classenzimmers (Größe, Gestalt, Wand, Decke, Fußboden; Möbel; Beleuchtung; Luft; Ventilation; Heizung), dann der Zimmer für besondere Lehrzwecke (Turnsaal, Zeichensaal usw.). Sodann folgt eine Erörterung der anderweitigen Räume bei Externaten (Abtritte; Kleiderablagen; Erholungsplätze und Schulgärten; Schulbäder;

¹⁾ Von Dastich-Jandeckas Buch wollen wir aus Pietät schweigen.

Wohnungen im Schulhause und schulfremde Räume), Betrachtungen über Reinigung, Instandhaltung und Feuerschutz des Hauses, sowie über die behördliche Einflussnahme auf die Bauführung schließen diesen Abschnitt. An ihn reiht sich ein Capitel über Internate und deren Betrieb.

Sind diese Abschnitte vorzugsweise für die Leiter und Verwalter der Schulhäuser wichtig, so ist der folgende Theil: Hygiene des Unterrichtes und Hygiene-Unterricht, von höchstem Interesse für alle am Unterrichte beteiligten Kreise. Hier gelangen folgende Themata zur Verhandlung: Zeit des Beginnes der Schulpflicht; Geschlechtertrennung oder Geschlechtermischung; Schülerzahl der Classe; Schulweg, Büchertragen, Kleidung und Reinlichkeit der Kinder; Stundenplan; Lesen, Schreiben, Zeichnen, Handarbeit; totale Belastung; Strafen; Ferien; Hygiene-Unterricht.

Diese Capitel enthalten eine große Fülle von Referaten über experimentelle Versuche, die der eingehenden Beachtung der Schulmänner nicht warm genug empfohlen werden können. Insbesondere sei auf die wohl motivierten Vorschläge zur Herabsetzung der Lectionsdauer und Verlängerung der Pausen aufmerksam gemacht (Abschnitt: Stundenplan *b*) Lectionsdauer und *c*) Pausen und deren Benutzung), sowie auf den Abschnitt über totale Belastung, der sich vorzüglich auf die Versuche Keys und Januschkes stützt. Sowie in neuerer Zeit im industriellen Leben mit der Verkürzung der Arbeitszeit auffallende Erfolge erzielt wurden,¹⁾ so dürften auch die Leistungen der Schule durch die von der Hygiene dringend geforderte Verkürzung der Lectionsdauer und die Herabsetzung der totalen Belastung nur gewinnen.

Im Abschnitte: Hygiene-Unterricht stellt der Verf. die Mitwirkung der Lehrpersonen als einen der allerwertvollsten Factoren für die hygienische Gestaltung des Schullebens hin. Diese Mitwirkung ist deshalb so wichtig, weil durch sie der hygienische Schulbetrieb unter den gegebenen Verhältnissen am besten gefördert wird, weil durch sie für die hygienische Belehrung der Schuljugend gesorgt wird, die sowohl für das Individuum als für eine ersprießlichere Gestaltung der socialen Verhältnisse höchst wichtig ist, weil durch sie endlich die Forschungsarbeit auf dem Gebiete der geistigen Unterrichtshygiene angebahnt wird. Der Verf. verlangt die hygienische Vorbildung der Schulleiter und aller, die es werden wollen; ferner schulhygienischen Unterricht der Lehramtsandidaten für Mittelschulen und zu diesem Zwecke Vorlesungen über Schulhygiene an den Universitäten, Aussendung von passenden Belehrungen

¹⁾ Vergleiche den Aufsatz des Professors Philippovich über die Einführung der achtstündigen Schicht in den Nostiz'schen Walzwerken (in den von dem k. k. österr. Handelsmuseum herausgegebenen Blättern), sowie Dr. B. Karpeles, Die Arbeiter des mährisch-schlesischen Kohlenreviers. Leipzig, Duncker u. Humblot 1894.

an die Eltern von Seite der Schulleiter, sowie von Tabellen über häusliche Arbeitszeit, Schlafzeit usw., die von den Eltern ausgefüllt werden sollen — eine Einrichtung, die von Key und der dänischen Commission bei ihren Untersuchungen im großen Maßstabe benützt, bei uns in Österreich von Januschke¹⁾ durchgeführt wurde.

Der von Dr. August Netolitzky redigierte Theil erörtert zuerst die körperliche Erziehung der Schuljugend, wobei die außerordentliche sanitäre Bedeutung der Jugendspiele gebührend hervorgehoben wird, bespricht dann Krankheiten und Krankheitszustände in ihrer Beziehung zur Schule (Infectionskrankheiten; Kurzsichtigkeit; Verkrümmungen der Wirbelsäule; Überbürdung; abnorme Nerven- und Geisteszustände; Epilepsie; Chorea; Hysterie; Sprachbrechen und Hygiene der Sprache; Gehörstörungen; Mund- und Zahnpflege; Ozaena; Haarausfall; Kropf; geschlechtliche Verirrungen) und schließt mit einem Capitel über den ärztlichen Dienst in der Schule, in welchem die Aufgaben des Schularztes sehr eingehend und gründlich erörtert werden.

Die vorangesandte kurze Inhaltsangabe dürfte einen Einblick in die Vielseitigkeit des in dem Handbuche behandelten Stoffes und in die große Menge der für die Schulhygiene nöthigen Hilfswissenschaften gewährt haben. Erhöht wurde die Schwierigkeit des Unternehmens noch dadurch, dass in dem Buche alle Verhältnisse von der einclassigen Schule des Gebirgsdorfes angefangen bis zu den vielclassigen der Millionenstädte berücksichtigt werden mussten. Nur die staunenswerte Vielseitigkeit des an erster Stelle genannten Verf.s, die gründlichen Erfahrungen, die derselbe auf seinen fast alle Länder Europas berührenden Reisen gesammelt hat, die ausgedehnte Kenntnis der Fachliteratur und endlich seine große linguistische Bildung haben ihn befähigt, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden. Ein Hauptvorzug des Handbuches nämlich, die ausgedehnte umfangreiche Benutzung der internationalen Literatur,²⁾ konnte nur in dieser Weise erreicht werden. Die überaus fleißige Benützung dieser Literatur bezeugt schon die enorme Zahl der Citate (circa 1300!); besonders reichlich bedacht sind in dieser Hinsicht die Capitel: Schulbank; Beleuchtung; Lesen, Schreiben, Zeichnen und Handarbeit. Um diese Fülle der Citate mit der Raumökonomie in Einklang zu bringen, hat der Verf. eine Reihe praktischer Abkürzungen durchgeführt, die gleich im Eingange S. VII zwischen Inhaltsübersicht und Vorwort besprochen werden.

¹⁾ H. Januschke, Gesundheitspflege der Schüler. 18. und 19. Jahresbericht der k. k. Staats-Oberrealschule in Teschen 1891, 1892.

²⁾ Besonders wertvoll sind in dieser Hinsicht die in dem Buche citierten amtlichen Verordnungen der verschiedenen Culturstaaten, denen die gründlichen Erwägungen kompetenter Fachmänner zugrunde liegen.

Den Illustrationen wurde eine besondere Sorgfalt gewidmet. Mit Ausnahme eines einzigen Clichés wurden alle Bilder von einem tüchtigen Zeichner neu hergestellt. Bei allen entlehnten Zeichnungen wurde die Quelle angegeben. Die Originalzeichnungen wurden mitunter in einzelnen Details verändert, wo es galt, modernen Anschauungen Rechnung zu tragen. So wurden mitunter die Illustrationen des Buches klarer und präciser als die Originale. Der Raumersparnis halber wurden die Illustrationen so klein angelegt, als dies geschehen konnte, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun.

Ein sehr sorgfältig gearbeitetes Register erleichtert die Auffindung der einzelnen Abschnitte und erhöht so die Brauchbarkeit des Buches.

Da schulhygienische Kenntnisse leider in den in Betracht kommenden Kreisen noch nicht hinreichend verbreitet sind, für die Mittelschulen amtliche Regulative öfters fehlen, so ist dem Handbuche die weiteste Verbreitung und die fleißigste Benützung zu wünschen. Die Erfüllung dieses Wunsches ist umso eher zu erhoffen, als das hohe k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht mit Erlass vom 19. April 1895, Z. 8392 (Verordnungsblatt 1895, Stück IX, S. 133) die Lehrkörper der Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten auf dieses Werk behufs Anschaffung für die Lehrerbibliotheken besonders aufmerksam gemacht hat.¹⁾ Daher dürfte dieses Werk die eingehendste Beachtung aller Schulmänner finden und in die Praxis übertragen tausendfachen Nutzen und Segen bringen. Dann wird die Gewöhnung an richtige hygienische Zustände in der Schule und durch die Schule bewirken, dass die kommenden Generationen mit immer besserem Verständnisse, mit immer größerer Opferwilligkeit für hygienische Zustände und für das Wohl der Menschheit heranwachsen,

„Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Wien.

Dr. K. Haas.

¹⁾ Vergl. diese Zeitschrift Jahrg. XLVI, S. 464.

Dritte Abtheilung.

Zur Didaktik und Pädagogik.

Zur Frage der Privatlectüre.

Unter diesem Titel veröffentlichte Herr Prof. Dr. Eibl in dieser Zeitschrift S. 821—824 einige interessante Beobachtungen, die die Veranlassung zu den folgenden Ausführungen boten, da der Verf. auf Grund eigener Erfahrungen vielfach anderer Ansicht ist.

Was zunächst den Cardinalpunkt jener Abhandlung betrifft, die Frage nämlich, ob die Privatlectüre eine ungenügende Müssleistung zu einer genügenden verwandeln kann, scheint sie dem Verf. rein akademischer Natur zu sein. Eine nicht genügende Note können doch unter nur halbwegs normalen Verhältnissen bloß Schüler erhalten, die schon während der zwei letzten Jahre sehr schwach waren, also auf genügend oder nicht genügend standen. Diesen wurde aber zur Privatlectüre nicht nur nicht zu-, sondern geradezu abgerathen. Sie erhielten die Weisung, fleißig Grammatik zu wiederholen und die größte Sorgfalt auf die Vorbereitung für die Schule zu verwenden. Auf ihren Privatfleiß wurde nur insoferne reflectiert, als man ihnen nahelegte, einige Übersetzungen ins Lateinische anzufertigen, die dann vom Lehrer ausgebessert wurden. Der Erfolg war auch ein sehr günstiger.

Doch eilen wir zum eigentlichen Thema. Der Verf. übernahm vor zwei Jahren eine Septima aus Latein, die weder besonders gut noch besonders schlecht den normalen Mittelschlag repräsentierte. Gleich in der ersten Stunde wurden die Schüler auf die Bedeutung der Privatlectüre aufmerksam gemacht und nach deren Qualität ihnen entsprechende Rathschläge ertheilt. Zunächst verwies man sie auf die damals (1893) soeben bei Teubner erschienene Anthologie Jacobys aus Catull, der sich dann in der Octava (1894) das entsprechende Bändchen aus Tibull anschloss. Von 18 Schülern hatten sich 10 diesen Autoren zugewendet, so dass von 16 Maturanten 10 eine Privatlectüre im Umfange eines Jahrespensums bei der Prüfung angaben. Es wurden auch alle von dem Vorsitzenden, Herrn Landesschulinspector Dr. Huemer, zugelassen und 9

verwerteten die die Soc. während der
 vorzüglich statt. Das Verhältniß dieser
 Jacquet's trefflichen Commentar beizulegen
 wannen die bester Zeit, wickentlich das
 Gebiet zu lehr. Es wurde ihnen fernor ge
 jede Woche einer oder zwei an den freien
 kommen können, wo man das Gelesene da
 ungefähr jeder Schüler während des Schuljah
 des Lehrers wo zunächst die Biographie d
 Darat! gieng es an die Erklärung der von
 denen Stellen und erst dann wurden umfangr
 In größeren Städten können diese Zusammen
 finden. Im zweiten Semester wurde auch das
 beirift Ciceros oder einer Rede vorgeschlag
 die für die Schülerbibliothek in mehreren E
 verwiesen. Die Wahl der Schüler fiel voru
 officia, auf die catilinarischen Beden und
 Perien kamen noch Tibull und Livius und
 Vorschlag. Die Absolvierung dieses Stoffe
 Schüler Tac. annal. V hinzutrat, absorbie
 das 8. Schuljahr bis zu Ostern. Es wurde
 diesen Feiertagen nicht fertig sei, solle auf
 da die folgende Zeit auf die Wiederholung
 (Geschichte, Deutsch, Physik) verwendet w

Man wird nun schwer behaupten könn
 Schülern die nöthige, heute besonders beto
 raubte, was Eibl befürchtet. Die Reihenfo
 stimmten ja die Schüler selbst. Gegen Eil
 die letzten Stunden des Schuljahres zu ver
 unerhebliche Bedenken. Erstens wächst d
 eine genauere Prüfung ausgeschlossen ist; da
 dass man die liebe Jugend stets ein bische
 Und gilt dies bloß von jungen Leuten? I
 Lehrer an einem folgenden Tage in der Clasi
 Früchte. Der Verf. ist nämlich der Ansicht
 tadeln muss, auch die Pflicht hat, im ent
 Er hatte bisher stets die Erfahrung gemacht
 Wort bei kleinen und großen Studenten in g
 So war z. B. in seiner Classe ein begabter,
 Schüler, der nicht recht mitthun wollte, wä
 tüchtig zugriffen. Zu wiederholtenmalen wu
 hervorgehoben. Dies ärgerte jenen Student
 holte. Dieser Vortheile würde man sich na
 Wer die Jugend sich selbst überlässt und
 der kann versichert sein, dass sie nichts
 Prüfungsergebnisse werden dann dem Lehrer
 reichlichen Ersatz bieten.

Wann soll man beginnen? Eibl meint mit Rücksicht auf das Griechische erst in der Sexta. Nach der Ansicht des Verf.s ist dies schon früher möglich. Er hatte bereits Quartanern einige Bücher Cäsars während der Ferien zu lesen nahegelegt, was diese auch mit bestem Erfolge thaten. Schwächere wählten das 2. oder 3. Buch, bessere das 7., von dem bereits ein kleiner Theil in der Schule vorgenommen worden war. In der Quinta kann man dann zu Livius und Ovid, in der Sexta zu Ciceros Reden fortschreiten. Ebenso darf man bereits in der Quinta mit einigen Stücken aus einer Chrestomathie Xenophons den Anfang machen. Wer möchte da nun behaupten, dass bei einer solchen rationellen Vertheilung durch vier Jahre eine Überbürdung der Schüler eintreten werde? Und das Bischen Mühe wird ihnen die Aussicht, sich die Note bei der Matura verbessern zu können, versüßen.

Ebenso ist der Verf. hinsichtlich der Auswahl anderer Meinung. Aus dem oben Gesagten erhellt bereits, dass er sich nicht allein an die Schulclassiker hält. Warum sollen wir die Gelegenheit, die sich uns bietet, die Kenntniss der classischen Literatur zu erweitern, unbenützt vorübergehen lassen? Ein ganz anderes Verständnis brachten dem Horaz jene Schüler entgegen, die sich bereits mit Catull, Tibull und Ciceros philosophischen Schriften bekannt gemacht hatten. Und wird nicht dasselbe von Demosthenes und Sophokles gelten, wenn die Studenten wenigstens die eine oder andere Rede des Lysias oder ein Stück des Euripides (z. B. Medea) kennen gelernt haben? Freilich muss für die griechische Lectüre vor allem Homer ausgenützt werden. Besonders angezeigt wäre vor allem mit Rücksicht auf die zeitbewegenden Fragen eine geschickte Auswahl aus Platons Büchern über den Staat. Im Hinblick auf die römische Literatur finden wir jetzt treffliche Fingerzeige in Dettweilers Didaktik (München 1895), S. 192—218. Mit Freuden begrüßte es der Verf., dass auch S. 197 Ciceros Briefe und S. 210 Opitz' und Weinholds 'Chrestomathie aus Schriftstellern der sog. silbernen Latinität' mit den nöthigen Einschränkungen empfohlen werden. Es spricht auch der äußerliche Vortheil dafür, der oben für Catull, dem sich jetzt auch das Bändchen über Properz (1895) zugesellen kann, geltend gemacht wurde. Nur muss er Dettweiler darin widersprechen, wenn er S. 199 Ciceros rhetorische Schriften fast ganz ausschließen möchte. O. Weißenfels' Beweis (Cicero als Schulschriftsteller. 1892), dass vor allem die rhetorischen Schriften das Bildungsideal jener Zeit repräsentieren, ist ja vollkommen gelungen. Dessen Auswahl aus den rhetorischen und philosophischen Schriften (Leipzig, Teubner 1893 u. 1891) würde sich trefflich eignen, wenn auch wieder Dettweiler zugegeben werden muss, dass die vollständige Lectüre des Orator schwer möglich sein werde. Was aber aus Brutus und De oratore geboten wird, ist höchst interessant. Besonderes Lob verdient die Auslese aus den philosophischen Schriften, die das Gelungenste aus allen Werken enthält. Denn bei der Auswahl der Privatlectüre müssen wir der Jugend vor allem solche Schriften in die Hand geben, die sie stofflich und inhaltlich packen. Der vollkommen berechnete Schlachtruf, dass der Unterricht in den alten Sprachen realistisch werden solle, muss gerade hier berücksichtigt werden. Die

Frage, ob an jeder Anstalt eine Art Canon aufgestellt werden soll, scheint dem Verf. ziemlich nebensächlicher Natur zu sein. Nur dürfte darunter die Individualität des Lehrers nicht leiden, die bei dieser Art des Unterrichtes noch viel mehr als sonst in das erste Treffen zu stehen kommt. Dass ein Schüler selbst mit bestimmten Wünschen an den Lehrer herantrete, wird wohl zu den größten Seltenheiten gehören.

Mit Recht wird allseitig die hohe Wichtigkeit der Privatlectüre betont. Bei der geringen Stundenzahl ist es in Österreich nicht gerade leicht, ein tieferes Interesse für das Alterthum ohne Privatlectüre zu erwecken, da in der Schule selbst nach dem neuesten Erlasse nicht viel gelesen werden kann; es aber über das Gymnasium hinaus zu erhalten, mag ohne diese schwer zu erreichen sein.¹⁾

Herrn Prof. Eibl sei nochmals für die vielen Anregungen gedankt, die uns sein Aufsatz gewährte.

Wien.

Dr. Karl Wotke.

Zur Construction von *iubeo* und *veto*.

Der Kühnheit des Unternehmens, in grammatischen Fragen ein Wort mitzureden, in Fragen also, die gerade in unseren Tagen ein von hervorragenden Männern dieser Wissenschaft so vielfach bethätigtes Interesse hervorgerufen haben, bin ich mir wohl bewusst. Trotzdem glaube ich, mit einem kleinen Beitrage auf diesem Gebiete nicht zurückhalten zu sollen, zumal da es sich um eine Construction handelt, für die bislang den Schülern an unseren Gymnasien keine Erklärung geboten werden konnte.

In der Scheindler'schen²⁾ Grammatik heißt es: §. 181. Alle Substantivsätze, die ausdrücken, dass etwas geschehen solle, werden eingeleitet durch *ut* dass, *ne* dass nicht (*neve* und nicht) und stehen im *Coniunctiv* der durch die *Consecutio temporum* geforderten Zeit. §. 205. Regel: Alle aussagenden Substantivsätze stehen im Latein im *Accusativ* mit dem *Infinitiv*. §. 207. 4. Nach den Verben *iubeo* befehle, *veto* verbiete (= befehle, dass nicht) ... steht im Lateinischen der *Accusativ* mit dem *activen Infinitiv*, wenn die Person, der etwas zu thun befohlen, verboten wird, angegeben ist; dagegen steht der *passive Infinitiv*, wenn sie nicht angegeben ist.

Gerade die Einfachheit und unantastbare Richtigkeit der in den §§. 181 und 205 aufgestellten Regeln erfordert dringend eine Erklärung

¹⁾ In vollkommener Übereinstimmung mit Dettweiler äußert sich in der Ztschr. f. d. G. 1895, S. 527 H. Schiller über den unter den obwaltenden Verhältnissen so hohen Wert der Privatlectüre.

²⁾ Der Mangel für die Erklärung der Construction nach *iubeo* und *veto* macht sich bekanntlich auch in allen anderen Grammatiken fühlbar. Wir haben aber die Scheindler'sche Grammatik zum Ausgangspunkte unserer Betrachtungen gewählt, weil die präcise Fassung der Regeln unseren Ausführungen am förderlichsten erschien.

für den scheinbaren Widerspruch zwischen §. 207, 4 gegenüber den §§. 181 und 205. Und eine Erklärung hiefür ist sehr leicht gefunden, wenn man sich die Thatsache in Erinnerung ruft, dass alle Nebensätze aus ursprünglichen Hauptsätzen hervorgegangen sind. Nehmen wir nun an, ein Secundaner, der die einfacheren Fälle des acc. c. inf. bereits kennt und weiß, dass alle abhängigen Aussagesätze im acc. c. inf. stehen, lese, ohne das Verbum iubeo zu kennen, zum erstenmal den Satz: *te scribere iubeo*. Er wird sogleich erkennen, dass *te scribere* ein acc. c. inf. ist. Er wird daher auch, wenn er in den früheren Fällen die abhängigen Aussagesätze sich unabhängig dargestellt hat,¹⁾ in dem Satze *te scribere iubeo*, ohne die Bedeutung von iubeo zu kennen, sofort *te scribere* in richtiger Weise als acc. c. inf. erklären. *te scribere* lautet daher direct: *scribis* = du schreibst. Nun erst erfahre der Schüler die Bedeutung von iubeo = ich befehle. Daher übersetzt der Schüler: *iubeo scribis*, ich befehle, du schreibst. Jetzt macht der Lehrer darauf aufmerksam, dass »du schreibst!« im Deutschen einen Befehl ausdrücken kann, und zwar im Gegensatze zum eigentlichen Imperativ den im strengsten Tone gehaltenen Befehl. Da nun der Satz »du schreibst!« unabhängig im Indicativ erscheint, so muss er, abhängig dargestellt, im Latein in der Construction des acc. c. inf. erscheinen, entsprechend der Regel im §. 205 bei Scheindler.

Wie wird nun der Satz »ich befehle zu schreiben« im Lateinischen lauten müssen? Auch hier müssen wir uns den verkürzten Heischesatz in seiner unabhängigen Form darstellen: »Ich befehle, es wird geschrieben!« Wieder erscheint uns der Satz unabhängig in der Form eines Aussagesatzes und zwar schon als Hauptsatz im Passivum, d. h. *scribi iubeo*. Wenn es nun, um das bekannteste Beispiel hier zu erläutern, heißt: »Cäsar befahl den Soldaten, eine Brücke zu bauen«, so lautet der Befehl in unabhängiger Form: »Die Soldaten bauen eine Brücke!« Oder: »Cäsar befahl, eine Brücke zu bauen.« Unabhängig: »Eine Brücke wird gebaut!« Daher lateinisch im ersten Falle: *Caesar milites pontem facere iussit*. Im zweiten Falle: *Caesar pontem fieri iussit*.

Was nun die Construction von veto betrifft, so braucht der Schüler nach dem Gesagten nur zu erfahren »verbieten = befehlen, dass nicht«, wie dies Scheindler ausdrücklich anführt. §. 207, 4 *pontem fieri veto = pontem non fieri iubeo*. Diese Erklärung *iubeo = veto .. non ..* wird dem Schüler noch klarer vor Augen treten, wenn er in früheren Beispielen bereits *nego = dico .. non ..* kennen gelernt hat.

Der erfahrene Lehrer wird hier die Gelegenheit benützen, um den Secundaner an das zu erinnern, was er bereits in der Prima gelernt hat, nämlich, dass die 2. pers. imp. plur. pass. = 2. pers. ind. plur. pass., z. B. *sequimini* ist, dass also der Lateiner bloß aus dem Tone, in dem die Form gesprochen wurde, beziehungsweise aus dem Satzzusammenhange

¹⁾ z. B. *video nivem esse albam in video, nix est alba* u. ä.

erkennen musste, ob hier der einfache Indicativ oder der Indicativ mit imperativischer Bedeutung gemeint ist.

Nicht minder wichtig erscheint es uns, dem Schüler gleich in der Prima zu zeigen, dass sämtliche Formen des Imperativs aus dem Indicativ entstanden sind, dass also z. B. *amare* = werde geliebt entstanden ist aus *amaris* = du wirst geliebt, wie *amate* aus *amatis*. Eine solche Erklärungsweise hat für den Schüler weit mehr Vortheil und Interesse, als wenn man ihm einfach sagt: der Imperativ Passiv lautet in der 2. Pers. Sing. gleich dem activen Infinitiv Präs. Zeigt man dem Schüler nicht zugleich, dass *amare* werde geliebt aus *amaris*, hingegen *amare* lieben aus *ama + re* entstanden ist, so wird ihn diese rein zufällige Übereinstimmung von Formen mit ganz verschiedener Bedeutung nur verwirren.

Damit wäre die Aufgabe, die wir uns hier gestellt haben, eigentlich gelöst. Nur wenige Worte seien uns noch gestattet, um zu zeigen, wie der Unterricht in der deutschen Grammatik auch in dieser Frage schon in hohem Grade vorarbeiten kann. Unser Vorschlag geht nämlich dahin, die Primaner bereits beim deutschen Verbum mit der Thatsache bekannt zu machen, dass der Indicativ im Deutschen zum Ausdruck des im strengsten Tone gehaltenen Befehles verwendet wird. Würden sich nun die Verfasser von deutschen Schulgrammatiken entschließen, für diesen Gebrauch des Indicativs den Terminus *Jussiv* einzuführen, so wäre dem Secundaner die Construction von *iubere* noch viel klarer, ja er würde sie bei geschickter Leitung des Lehrers für etwas Selbstverständliches halten, da sie dann den in den §§. 181 und 205 der Scheindler'schen Grammatik aufgestellten Regeln vollkommen entspricht. Denn der Jussiv stellt sich der Form nach als Aussagesatz dar, muss daher, von *iubeo* abhängig gemacht, in den acc. c. inf. treten (§. 205), der Imperativ hingegen hat unabhängig die Form des Befehles, daher muss der im Imperativ stehende Satz, von *impero* abhängig gemacht, in den Coniunctiv mit *ut* treten.

Wien.

Emanuel Leew.

Kalender für Lehrer an höheren Schulen 1896 herausgegeben von J. Heinemann, 2. Jahrgang. Hamburg, Adler 1895. kl. 8°. Preis 1 Mk.

Der recht praktisch eingerichtete und hübsch ausgestattete Kalender enthält diesmal außer einem Aufsätze über Unterricht und Erziehung S. 14—23 eine Biographie Johann Gottfrieds von Herder, an die sich eine Auswahl der schönsten Stellen aus seinen Schülreden schließt. Das Bildnis dieses großen Mannes schmückt den Eingang des Büchleins. Da nun allen Bedürfnissen entsprochen ist, so kann der recht billige Kalender, der allerdings zunächst für die höheren Schulen Deutschlands berechnet ist, bestens empfohlen werden.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Literarische Miscellen.

Richard Wuensch, De Taciti Germaniae codicibus germanicis. Dissertatio inauguralis. Marpurgi Cattorum typis Friederici Soemmering 1893. 8°, 127 SS.

Der Verf. hat sich zur Aufgabe gestellt, die Ansicht von Holder und Bährens über die handschriftliche Überlieferung der Germania, wonach es neben der italischen auch eine germanische Tradition des Fuldensis gebe, einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Die Resultate seiner mit großer Sorgfalt und Vorsicht geführten Untersuchung stehen in den wesentlichen Punkten in vollster Übereinstimmung mit den von mir in der Abhandlung: De Corneli Taciti Germaniae apparatu critico (Progr. des Troppauer Staatsgymn. 1886) entwickelten Anschauungen. Im ersten Abschnitt wird zunächst der verlorene Hummelianus (H) aus den Angaben von Hummel, Longolius und Selling hergestellt und die von Holder zu demselben Zwecke benützte zweite Hand des Stuttgartsiensis (S) mit Recht zurückgewiesen, weil ihre Lesarten nicht aus H, sondern aus einer dieser Handschrift ähnlichen Quelle entnommen sind. Dann folgt eine eng an meine Schrift sich anschließende Widerlegung der von Bährens durch Gründe gestützten Ansicht, dass H eine getreue Abschrift des Fuldensis (O) sei. Der zweite Abschnitt handelt über den Vindobonensis II (V) und den Archetypus von VH. V hat der Verf. nicht selbst eingesehen, da man ihm versichert hatte, dass die von Huemer vorgenommene und seitdem von mir theils ergänzte, theils berichtigte Collation ganz ausreiche. Auf Grund eines Vergleiches der Lesarten von V und H wird nun die bereits von mir hinlänglich erhärtete Behauptung aufgestellt, dass die beiden Handschriften aus demselben Archetypus (δ) stammen. Auch darin stimmt der Verf. mit mir überein, dass er δ nicht auf die Abschrift X des apographum Henochianum (J), welche die Quelle des Vaticanus 1862 (A) und des Leidensis (B) ist, sondern auf die Abschrift Y, von welcher der Neapolitanus (C) und Vaticanus 1518 (D) herühren, zurückführt. Dagegen will er das Verhältnis von δ zu CD nicht genau bestimmen; seine Ansicht ist, ' δ pendere e genere CD et propius quidem accedere ad codicis C lectiones', während ich zu der Ansicht gelangt bin, dass VH und CD auf zwei verschiedene Abschriften von Y zurückgehen, an welcher ich auch jetzt noch festhalte. Darum kann ich auch Wuensch nicht beistimmen, wenn er VH aus dem kritischen Apparat entfernt wissen will. Im dritten Abschnitt sucht er darzutun, dass MS, die er selbst neu verglichen hat, unmöglich aus derselben Quelle, wie Holder, Bährens und ich behaupten, stammen können. Doch sind die

Argumente, die W. hierfür vorbringt, nicht überzeugend. Dagegen hat er Recht, wenn er auch diese Handschriften der italienischen Überlieferung zuweist und ihnen jedweden Wert für die Kritik abspricht.

Zum Schlusse stellt er für die Constituierung des Textes folgende Sätze auf: Die für die Kritik maßgebenden Handschriften sind AB und CD. Diese beiden Paare sind gleichwertig, so dass, wo AB und CD voneinander abweichen, jedesmal zu entscheiden ist, welche Lesart die bessere ist. Mit der letzteren ohne jede Begründung ausgesprochenen Behauptung tritt W. allerdings in Gegensatz zu den bestehenden Ansichten. Während die meisten Gelehrten AB für besser halten als CD, glaube ich im Anschluss an Waitz und Bährens den Vertretern der Abschrift Y den Vorzug vor AB geben zu sollen.

Troppau.

Dr. H. Schefczik.

Dr. Otto Luitpold Jiriczek, Die deutsche Heldensage. Stuttgart, Göschen 1894. 178 SS. Preis 80 Pf.

In gedrängter Form und sehr lichtvoller, übersichtlicher Darstellung stellt der Verf. in diesem Büchlein die gesicherten Ergebnisse der zahlreichen Forschungen über die einzelnen deutschen Sagen und Sagenkreise zusammen. Die Gliederung des umfangreichen Stoffes ist sehr geschickt durchgeführt und jedem einzelnen Sagenkreise besonders angepasst, so dass es dem Verf. glücklich gelungen ist, ein auch für Kreise, die sich mit Sagenforschung nicht zu befassen gewohnt sind, recht klares Bild von der Bildung und allmählichen Ausgestaltung unserer Heldensage — so weit wir sie nämlich überhaupt kennen — zu entwerfen. Das Büchlein gehört unstreitig zu den besten der bekannten 'Sammlung Göschen' und kann vor allen den Schülern unserer oberen Mittelschulclassen warm empfohlen werden. In keiner Schülerbibliothek möge es fehlen.

Graz.

Dr. Ferd. Knull.

Karl Müller-Fraureuth, Die Ritter- und Räuberromane.

Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des deutschen Volkes. Halle a. S., Max Niemeyer 1894. 8°, IV u. 112 SS.

Legimus, ne legantur! Diese Devise gilt für die recht übersichtliche Studie, welche der Verf. der literarisch wertlosen, culturhistorisch bedeutungsvollen Gattung der Ritter- und Räuberromane widmet. Wie wohl er sich dazu vorbereitet hatte, zeigten schon die betreffenden Paragraphe des Goedeke'schen Grundrisses (279 und 295), welche seiner Sorgfalt eine ungeahnte Reichhaltigkeit verdanken, ohne aber ihre Aufgabe auch nur rein bibliographisch gänzlich zu erschöpfen. Hier hat nun der Verf. von Grundtypen ausgehend die Motive gruppiert und charakterisiert und den Weg über Goethes und Schillers Jugenddramen bis zu den Ausgeburten eines Cramer und Spieß, sowie die allmähliche Abnahme, der kein gänzlich Aussterben folgte, klar aufgezeichnet. Das Drama des Sturms und Drangs hätte in seinem Einflusse noch viel mehr berücksichtigt werden können. Gänzlich vernachlässigt erscheint die Einwirkung, welche aus der pornographischen Literatur kam. Ich halte dieselbe, besonders auf die schauerhaften Klostersgeschichten, für ungemein stark. Wenn wir von Geißelungsscenen wiederholt lesen (S. 38), so tritt die ganze Flagellationsliteratur uns vor Augen, wie sie typisch das berühmte -Lenchen im Zuchthaus- repräsentiert. Beiseite gelassen ist die dramatische Literatur. Man wird kaum einen der berühmteren Romane Spieß',

Cramers u. a. nennen können, der nicht auf die Wiener Bühne durch ihre schreibfertigen Lieferanten gebracht worden wäre. Indes lagen diese Verzweigungen nicht im Plane des Verf.s, nur über den Wiener Vielschreiber Gleich hätte ich gerne etwas mehr gehört, als der Verf. (S. 105) von ihm sagt. Jedenfalls hat der Verf. allen Literarhistorikern reiche Belehrung über ein nahezu unbekanntes Material gebracht.

Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse. Herausgegeben von Karl Schüddekopf. 1. Hälfte. Weimar, Emil Felber 1894. (Quellen-schriften zur neueren deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Herausgegeben von A. Leitzmann. Heft 2.) 8°, XVI u. 267 SS. Preis 5 Mk.

Der Briefwechsel Heines und Gleims, dessen ersten Theil Schüddekopf hiermit vorlegt, war bereits durch Körte u. a. in willkürlicher Auswahl und Entstellung mitgetheilt worden. Der neue Herausgeber hat, auf den Originalen der Gleimstiftung fußend, einen getreuen Abdruck gegeben und denselben mit vorzüglichen Anmerkungen begleitet, die eine Reihe einschlägiger Briefe aus Gleims Correspondenz bieten und für sein Versprechen, eine Heinse-Ausgabe zu liefern, die besten Hoffnungen erwecken. Im ersten Theile der Briefe schlägt Heinse die forcierten Jacobischen Töne an, die auf Gleim den besten Eindruck machen. Während ist die werththätige Fürsorge, mit der ihn der oft Angerufene unterstützt, gebend, wo er nur geben kann. Dass sich Heinse dadurch gestimmt fühlt, auch das lahme »rothe Buch« überschwänglich zu feiern, ist sehr entschuldbar. Langsam aber wandelt sich der Ton. Aus dem kindernden Schüler der Italiener, der Metastasio weit über Boccacio stellt (S. 117), wird ein »Kind der Natur« im Sinne der Stolbergs, und aus tiefster Empfindung quillt die Verehrung für Goethe, die sich an vielen Stellen kundgibt. Seine Mittheilung über den Satyros (S. 174) scheint auch mir wie dem Herausgeber für Scherers Deutung auf Herder sehr bedeutsam (S. 252), obwohl Scherer selbst sich skeptisch über dieselbe geäußert hat. Besonders interessant ist der Excurs Sch.s über die »Büchse« (S. 246 ff.).

Wien.

A. v. Weilen.

Wessely Ignaz Emanuel, Grammatisch-stilistisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 2. Aufl. Leipzig, Reisland 1894. 8°, IV u. 198 SS.

Das Buch bringt manche nützliche Bemerkung und dürfte seinem Zweck im ganzen entsprechen. Nur nimmt es einen zu unfreien Standpunkt ein. Unter Zusammenziehung der Sätze z. B. wird getadelt, was ganz in Ordnung ist. Ebenso die uralte Inversion nach 'und', die ja auch in den Märcen von Grimm vorkommt. Unhaltbar ist der Unterschied zwischen 'Er ist so reich als wir' und 'Er ist so begabt wie du', vollends zwischen 'Ich bin so alt als er' und 'Ich bin so alt wie Du'. Über derjenige und derselbe weiß der Verf. nichts Neues zu sagen. Declinationen werden sieben unterschieden. Von der Conjugation ist nicht die Rede. Das Citat aus Platen in der Vorrede ist unrichtig usw.

Ziegeler, Dr. Ernst, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersecunda. II. 2. verb. Aufl. Paderborn, Schöningh 1893. 8°, XII u. 116 SS.

Diese Dispositionen schließen sich an Livius, Ciceros Reden, die Aeneis, Anabasis, Hellenika, die Odyssee, Uhlands Balladen und Ernst von

Schwaben, Schillers Balladen, Wilhelm Tell, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Abfall der Niederlande, Hermann und Dorothea, Minna von Barnhelm. Die Bemängelungen könnte man bei Nr. 1 beginnen: Briefwechsel zwischen König Tarquinius und den Häuptern der monarchischen Partei in Rom. Aber solche Bücher wollen ja nur im allgemeinen die Richtung weisen, in der sich die Thätigkeit der Schule nach des Verf.s Ansicht bewegen soll, und der Lehrer mag wählen, was ihm und seinen Schülern passt. Das Beste wählt er, wenn er die Aufsätze aus der Schule emporwachsen lässt, und am fruchtbarsten sind jene Arbeiten, welche aus gegebenem Stoff Thatsächliches hervorlocken und so den historischen Sinn zu wecken suchen, wie Nr. 26: Welche Thatsachen der antiken Literaturgeschichte erfahren wir aus Ciceros Rede für den Dichter Archias? Bedenklich erscheint Nr. 115: Baumgarten erzählt Stauffacher seine Erlebnisse. Sonderbar ist Nr. 75: Hat Schiller recht, wenn er von den Phäaken sagt: 'Immer ist Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß'?

Tschache G., Material zu deutschen Aufsätzen in Stilproben, Dispositionen oder kürzeren Andeutungen für die mittleren Classen höherer Lehranstalten. 2. Bändchen. 4. Aufl., neu bearbeitet und vermehrt von Fr. Drischel und Rud. Hantke. Breslau, Kern 1893. kl. 8°, VIII u. 176 SS.

Die Aufsatzbücher des Verf.s scheinen in Schlesien beliebt zu sein. Ref. kann auch das vorliegende nicht loben. Die Schüler werden von einer Denk- und Ausdrucksweise keinen Vortheil ziehen, die sich über die ihre nicht erhebt. Schon im Vorwort befremdet ein allein stehendes 'als auch', wie es jetzt üblich ist. S. 1 (Die Stadt- und die Feldmaus) heißt es von der Feldmaus: 'sie kehrt wieder in ihr schlichtes Feldlöchlein zurück.' S. 8 'Im Waldesdickicht haben Räuber ihre Schlupfwinkel; in finsterner Nacht theilt ihr unheimlicher Haufe unter einem großen Baume seine Beute.' S. 11 über Ewald von Kleist: 'und nun lag der Held, der Weise, der unsterbliche Dichter des Frühlings, nackt, wie ein Wurm im Moraste, und wünschte sich Lumpen.' S. 14 'Stets im Walde schweifend, ist er gegen jede Unbill abgehärtet' (Der Graf von Limburg). S. 16 'Aber auch sie (die Säule — Sängers Fluch) ist bereits geborsten; sie steht seitwärts geneigt und droht dem Einsturz.' S. 95 Cave canem heißt: Achtung vor dem Hunde. 'In Ermanglung eines Thürhüters, welcher in den älteren Zeiten natürlich überall fehlte, klopfte man an die Thür, um nicht unvermuthet einzutreten.' Wir haben es wohl mit schlecht redigierten Schülerarbeiten zu thun. Auch die Dispositionen sind nicht mustergiltig. Anstößig S. 7: 'Doch wenden wir uns von den Schrecken des Waldes ab, um ihn noch von einer lichten Seite zu betrachten: als Zusammenkunftsort der Liebenden', was in den folgenden Zeilen ausgeführt wird. Eine noch stärkere Stelle S. 160 Die Zerstörung von Jerusalem nach Kaulbachs Bild.

Wien.

Johann Schmidt.

Lavisse Ernest, Récits et entretiens familiers sur l'histoire de France jusqu'en 1328 für den Schulgebrauch bearbeitet von H. Bretschneider. (Prosateurs modernes. Bd. III.) Wolfenbüttel, J. Zwissler 1893. kl. 8°, 110 SS.

Lavisses Büchlein ist als Jugendschrift ein wahres Muster, sowohl was die Auswahl des Stoffes als auch was die Darstellung betrifft. Die Aufgabe, welche man sich beim Anfange des Geschichtsunterrichtes stellen muss, dass nämlich den Kindern nur das, was sie fassen können, und

in einer ebenso verständlichen als anmuthenden Weise bieten solle, hat er in trefflicher Weise gelöst. Daher eignet sich sein Buch ganz besonders für den ersten Unterricht, wo es sich um einen zusammenhängenden Lesestoff handelt. Die sprachlichen Anmerkungen unter dem Texte sind auf das Nothwendigste beschränkt, dagegen findet sich ein Anhang, der zahlreiche erklärende Noten enthält; auch ist ein ausführliches Wörterbuch beigelegt. Den einzelnen Abschnitten sind Fragen angeschlossen, welche zur Recapitulation des Gelesenen und zugleich dazu dienen sollen, dass sich die Schüler leicht die entsprechende Gewandtheit im mündlichen Ausdrucke aneignen.

Lettres de famille par M^{me} Z. Carraud. Für den Schulgebrauch bearbeitet von F. Bretschneider. (Prosateurs modernes. Bd. VII.) Wolfenbüttel, J. Zwissler 1894. kl. 8°, 126 SS.

Die Lettres de famille der Madame Zulima Carraud, welche in der Zeit des zweiten Kaiserreiches verfasst sind, zeichnen sich nicht bloß durch die einfache und natürliche Schreibweise, sondern auch dadurch aus, dass sie uns die Geschehnisse einer braven Familie vorführen, die sich durch ihre Tüchtigkeit eine glückliche Stellung begründet. Sie sind daher in mehrfacher Hinsicht belehrend, ganz abgesehen davon, dass sie dazu beitragen, das französische Volk von einer sehr schätzenswerten Seite aus kennen und würdigen zu lernen. Namentlich kommt in Betracht, dass diese Briefe vielfach Geschäftssachen behandeln und daher für das praktische Leben von großer Wichtigkeit sind. Der Herausgeber ist daher der Ansicht, dass sich die Lectüre dieses Bändchens ganz besonders für Handels- und gewerbliche Schulen eignet. Deshalb hat er auch S. 112 bis 120 einen ergänzenden Anhang von elf geschäftlichen Briefen beigelegt. Die Fußnoten sind ziemlich reichlich; auch ist ein Wörterbuch und zwar als eigene Abtheilung beigelegt, was den Gebrauch sehr erleichtert.

Program m e n s c h a u.

127. Konûpek J., Thukydídovo sepsání války Peloponneské (Thukydides' Geschichte des peloponnesischen Krieges). Buch II, 1–54, mit Ausschluss der Leichenrede übersetzt. Progr. des Communal-Real- und Obergymn. in Neubydžov 1893, 8°, 17 SS.

Eine gute, von schwereren Irrthümern und Missverständnissen freie Übersetzung. Zu bemerken wäre: c. 10, 2 wird *κατὰ τὸν χρόνον τὸν εἰρημῆνον* mit Böhme-Poppo zu dem iterativen *ἐπιόμιμα γίνονται* gezogen; vorzuziehen ist die Krüger'sche und Classen'sche Verbindung mit *ξυρησάν*. Denn es handelte sich nicht darum, dass jedes einzelne Contingent zu seinem Termin mit der Rüstung fertig werde, sondern dass alle zu einem bestimmten Zeitpunkte auf dem Isthmus erscheinen — c. 11, 5 wird in der scharfen Gegenüberstellung *τῇ μὲν γνώμῃ* — *τῷ δὲ ἔργῳ* das zweite Glied durch 'v skutku' = re vera übersetzt. Sollte man aber nicht erwägen, ob die logische Analyse der Stelle nicht eher darauf führt, *τῷ δὲ ἔργῳ* = in rebus gerendis aufzufassen? — ib. §. 7 darf *θυμῶν* nicht 'Übereilung' heißen. Es ist gleichbedeutend mit *ὀργή* des Vorsatzes. Archidamos will die Peloponnesier zur Vorsicht mahnen; zu diesem Zweck kann er doch nicht auf eine Schwäche des Feindes hinweisen. — ib. §. 8 *Ἀθηναίων* ... *εἰκόσ τοῦτο δοῦσα* = 'es scheint, dass die Athener so gehandelt haben' statt: 'es steht zu erwarten, dass die A. so handeln werden'. Vgl. §. 6 *χρῆ καὶ πάνυ ἐλπίζειν διὰ μάχης ἵενα αὐτοῦς*.

Diese Erwartung wird §. 7 durch den Gebrauch für die Athener besonders gültig wieder inf. aor. nach *εἰς* und ähnlichen Ausdrücken. Anhang zu II 3. 8. — c. 13, 2 liegt in *ζῆλος* vor, das man nicht präterital fassen darf von Classens Übersetzung = während da abzuweichen. Steup hat zwar Classens Anhang getilgt, an der Note des Commer

128. Štastný J., Studie o při h (Harpalischen Process). Progr. d. Prag (Kornegasse) 1893, 8°, 20 SS.

Die Frage, seit jeher ein Tummelplatz wird hier einer neuen Revision unterkritische, klar disponierte Übersicht der Zuerst wird die Chronologie des Processes des Harpalos in Athen mit Holleck gegeben 1. Hekatombaion 324 und vor das (auf Pausanias beruhende allgemeine Ant seinem Antrage auf Verhaftung des Harpalos wird dadurch gestützt, dass die Ankläger für anderes vorzubringen wissen, als Demosthenes seinem Antrage genommen, was mit E. Glieder der Untersuchungscommission gegen Erklärung Rohrmosers, der hier ein Missverständnis Der Aufschub der Untersuchung seitens der äußeren Politik zu suchen. Die Erklärung der Verf. im Kampfe der antimakedonischen Coalition der makedonischen Partei und

129. Škoda A., Metrický překlad 'Komár' (Metrische Übersetzung Culex). Progr. des k. k. Real- und 8°, 16 SS.

Erklärern und Übersetzern bietet Gedichtes und noch mehr das eigenthümliche seines Urhebers ungezählte Schwierigkeiten mal in böhmischer, ziemlich gewandter dieser Stelle gerügter Gepflogenheit ist angegeben und die überflüssige Mühe, kritischen Leser überlassen. Eine Reihe 4. Ausgabe hin, deren Noten auch sonst dasselbe auch mit der neueren Literaturausgabe insbesondere geschehen (Berlin nur gewinnen können. — v. 90 heißt sit wede Sorge'; der qualitative Ablativ bei müssen: wenn Sorgen über den Hirten kom unschuldiger Natur. — v. 100 ist non a Silligs gewaltsame Construction canora, dass die harundo eines Hirten nicht klar verständlich, als charakteristisch wird nicht kunstlose Melodien hören lässt. — v. 113 ingis zu requievit statt zu bacchata gezogen seiner ersten Bedeutung gemäß den die pinus pinea. Über v. 172 ist Leos Erört

130. Štolovský, Dr. Eduard, 1. Ukázky časoměrného, přízvučného a časoměrně přízvučného překladu básní Horatiových (Proben von Übersetzungen Horazischer Gedichte unter Anwendung des quantifizierenden, accentuierenden und quantifizierend-accentuierenden Principis). 2. Q. Horatia Flakka list k Pisonům o umění básnickém (Des Q. Horatius Flaccus epistula ad Pisones in accentuierenden Hexametern übersetzt). Progr. des k. k. Gymn. in Taus 1893 u. 1894, 8^o, 20 u. 16 SS.

Auch hier müsste Ref. dasselbe wiederholen, was er bei Besprechung von Charváts Übersetzungsproben (vgl. Jahrg. 1894, S. 862) bemerkt hat. Wenn der Übersetzer (S. 4) behauptet, im Böhmischem ließen sich auf Grund der Quantität vollkommen correcte Verse bilden und so das Original auch der Form nach getreu nachahmen, so mag diese zuversichtliche Behauptung für denjenigen gelten, der das Silbenschema bloß mit dem Auge prüft. Begründet wäre dieselbe nur dann, wenn die Quantitäts- und Accentverhältnisse der classischen Sprachen denjenigen des Böhmischem durchaus adäquat wären, was bisher kein kompetenter Philologe behauptet, geschweige denn bewiesen hat. Oder ist es schon erwiesen, dass Vocalismus und Consonantenaussprache und demnach Natur- und Positionslängen im Lateinischen und Böhmischem denselben Gesetzen unterliegen? Wer Lust zum Vergleichen hat, braucht nicht erst die neueste Literatur zu studieren, es genügt schon, Seelmaus Buch einzusehen. Wenn sich ferner der Übersetzer die Verknüpfung von Accent und Quantität als Ideal der Übersetzungskunst vorstellt, so sind die zwei gebotenen Proben trotz ihrer Sauberkeit und Vollendung nicht beweiskräftig; das vereinigte Element des Wortaccentes und des Ictus ist zu mächtig, als dass auch bei gelungenstem Vortrage die Quantität als metrischer Factor sich dem Ohr bemerkbar machen könnte. Die Proben moderner Umdichtung nehmen thatsächlich ein durch gefälligen Ton und Ungezwungenheit des Redeflusses. Nur geht die Freiheit des dichtenden Übersetzers zu weit, wenn er bald etwas weglässt, bald hinzufügt, specifisch Römisches durch Nationales ersetzt und dabei doch römische Denkweise zu dolmetschen glaubt. Das sind keine römischen Gedichte mehr im böhmischen Gewande und die Übertragung verfehlt ihren Zweck. Sonst verdienen alle übrigen Proben Anerkennung, was Gewandtheit und Correctheit anbelangt. Auch an der Übersetzung der Ars P. findet Ref. nur Unbedeutendes auszusetzen.

131. Ruth Fr., Des D. Iunius Iuvenalis V. und VIII. Satire. (Übersetzungsprobe; čechisch.) Progr. des Communal-Untergymn. in Čáslau 1893, 8^o, 17 SS.

Von dieser Probe gilt dasselbe, was Ref. an dieser Stelle von einer früheren hat bemerken müssen (s. Jahrg. 1891, S. 85). In v. 25 braucht succida lana nothwendig eine Note zum Verständnis, ebenso ist v. 56 ohne Bemerkung dem Laien unverständlich. Die im Böhmischem gewaltsame Nachstellung der Partikel 'neboť' (v. 43) macht den auch sonst gezwungenen Versbau unleidlich. Falsch verstanden ist v. 119 disiunge boves = 'du magst uns, Libyen, auch das Vieh nehmen', statt: spanne die Rinder aus (und lasse die Felder ohne Anbau). Aus Libyen wurde kein Vieh nach Rom exportiert. Das Citat nullus tibi parvolus aula luserit Aeneas (v. 138, 139) ist wohl ein Scherz von Juvenal, aber hier neben filia dulcior ohne parodistische Tendenz. In Sat. VII ist v. 36 hinter artes stark zu interpungieren. Das magna sonare in v. 108 heißt nicht 'fürchterlich schreien', sondern 'den Mund vollnehmen, großes

Maul führen', vgl. Hor. Sat. I 3, 13. Den folgenden Vers construiert und erklärt am ansprechendsten Hild (D. Iunii Iuvenalis sat. VII. Paris 1890). Die Lesart des Pithoeanus 'cum' v. 151 hat Jahn in 'cui' geändert, ohne Noth. Denn durch 'cum perimit' wird der Ausdruck 'ferrea pectora' (des Vettius) erklärt, welcher Zusammenhang auch in v. 154 seine Stütze findet.

132. Dolejšek B., Dějiny a způsob pořimanění provincií římských (Geschichte und Process der Romanisierung römischer Provinzen). Progr. des k. k. böhm. Staatsgymn. in Ung.-Hradisch 1893, 8°, 23 SS.

Über den Romanisierungsprocess römischer Provinzen ist bisher ein Hauptwerk nicht erschienen, das die Resultate der Forschung zusammengefasst hätte, trotzdem durch Sammlung des Inschriftenmaterials und zahlreiche Sonderstudien fast für jede Provinz reichlich vorgearbeitet ist. Umsoweniger kann man erwarten, dass in einem Programme von 23 Seiten der Stoff zu bewältigen wäre. Der Verf. vorliegender Abhandlung hat sich aber auch selbst die Aufgabe erschwert, indem er den doppelten im Titel bezeichneten Gegenstand unter einem behandelt. Der historische Theil lässt noch einen kurzen, die Facta nur aufzählenden Abriss zu; die Art und Weise aber, wie der Romanisierungsprocess vor sich gegangen ist, erfordert eine wohl disponierte und eingehende Darstellung. Die verschiedene Politik der Republik und der Kaiser (besonders Diocletians), der allmähliche Übergang der nationalen Gauverfassung in römische Verwaltungsverhältnisse, der Einfluss der Bürgerrechtsverleihung, des Handels, der Industrie, der Religion, des Lagerlebens, das Nachwirken der Romanisierung im Volksleben, in Mythologie und Sagengeschichte; das sind Fragen, die der Verf. theilweise nur andeutend berührt, theilweise gänzlich beiseite gelassen hat, die man aber methodisch anfassen muss, wenn ein deutliches Bild dieses in der Weltgeschichte einzigen Umwandlungsprocesses gewonnen werden soll. Im Verzeichnis der benutzten Werke fehlt die ungemein reich fließende Specialliteratur der Provinzen; auffallenderweise vermisst Ref. die wichtigen, hier einschlägigen Schriften von J. Jung, Die romanischen Landschaften des römischen Reiches (Innsbruck 1881) und A. Budinsky, Ausbreitung der lateinischen Sprache (Berlin 1881).

Prerau.

Alois Fischer.

133. Jurenka H., Pindars erste und dritte olympische Ode. Proben einer exegetisch-kritischen Ausgabe. Progr. des Gymn. im IX. Bezirke von Wien 1894, 8°, 24 SS.

Das Erscheinen einer neuen exegetischen Pindar Ausgabe werden die Philologen gewiss mit einmüthiger Freude begrüßen, umso mehr als Jurenka durch die einstweilen gegebenen Proben sich entschieden als der richtige Mann für die Lösung dieser nicht allzu leichten Arbeit erwiesen hat. Jurenkas Arbeit zeugt vor allem von dem gründlichsten Studium aller speciellen Vorarbeiten und der einschlägigen Literatur im weiteren Sinne, überhaupt von einer umfassenden Gelehrsamkeit, und wir können nur wünschen, dass das Erscheinen des ganzen Werkes nicht allzulange auf sich warten lassen möge. Wenn wir uns im Folgenden einige Bemerkungen über die Anlage des Commentars erlauben, so wollen wir damit nur unser Interesse an der ganzen mühevollen Arbeit bekunden, keineswegs ihren Wert herabsetzen. — Vor allem scheint uns aus der vorliegenden Probe der Charakter der künftigen Ausgabe nicht klar genug hervorzugehen. Aus einer Bemerkung der Vorrede S. 4, dass es

noch immer an einem Pindar-Commentar in der handlichen Form jener des Teubner'schen und Weidmann'schen Verlages fehlt, könnte man vielleicht den Schluss ziehen, dass J. die Herausgabe eines solchen beabsichtigt; dafür würde auch die deutsche Fassung des Commentars sprechen, sowie manche Bemerkung mehr elementarer Natur, die sich in demselben findet. Auf der anderen Seite aber enthält der Commentar wieder vieles, was nur den Gelehrten angeht, auch Textkritisches, so dass man annehmen muss, dass eine kritisch-exegetische Ausgabe im großen Stile beabsichtigt ist. Ist nun dies der Fall, so wird sich vor allem die lateinische Fassung des Commentars empfehlen, dann würden auch Bemerkungen wie die zu I, 7 über *Ὀλυμπίας* kürzer zu fassen sein (ganz überflüssig ist das Citieren der Kühner'schen Grammatik); dann wird man endlich auch einen kritischen Apparat unter dem Texte nicht gerne vermissen. Außerdem wird der Commentar noch in mancher Beziehung entlastet werden können, im kleinen und im großen. Im kleinen: es wird hie und da bei sachlichen Anmerkungen ruhig die Angabe der Quelle gestrichen werden können; die fortwährende Unterbrechung des Textes einer Abhandlung durch Büchertitel und durch die Ziffern der Band- und Seitenzahlen ist überhaupt nicht nach unserem Geschmack. Im großen: manche wörtlich ausgeschriebene Citate, wie über Hieros Machtverhältnisse zu I, 107, werden ganz entfallen können. Bemerkungen wie die zu I, 10 über die Stellung des Mythos im Epinikion passen weniger in einen Commentar, eher in eine allgemeine Einleitung.

Doch dies alles ist Kleines und Außerliches und vermag an dem allgemeinen Urtheile, welches wir im Eingange über Jurenkas Arbeit ausgesprochen haben, nichts zu ändern.

134. Ehrengrubner Stephanus, *De carmine panegyrico Messalae Pseudo-Tibulliano*. Progr. des Gymn. in Kremsmünster 1894, 8^o, 60 SS.

Eine weitere Fortsetzung der gediegenen Arbeit, deren früheren Theilen wir in diesen Blättern bereits die verdiente Anerkennung zollten. Der gegenwärtige (V.) Abschnitt beschäftigt sich mit den coordinierenden Partikeln, und auch hier gelangt der Verf. zu dem Ergebnisse, dass die Sprache des Panegyristen viel mehr Verwandtschaft mit anderen Dichtern, besonders mit Ovid, zeigt als mit Tibull. Die Bedeutung der Abhandlung geht über die Grenzen einer Untersuchung der Echtheitsfrage des Panegyricus hinaus; die genauen Untersuchungen über die Häufigkeit des Vorkommens der Partikeln bei den einzelnen Dichtern, sowie über ihre Stellung im Satze sind auch für die Textkritik von Wichtigkeit.

135. Kobylanski Iulianus, *De enuntiatorum consecutivorum apud tragicos Graecos usu ac ratione*. Progr. des Gymn. in Kolomea 1894, 8^o, 56 SS.

Die Abhandlung zerfällt in zwei Theile. Der erste entwickelt umständlich — der Aufsatz ist wohl aus einer Prüfungsarbeit hervorgegangen — die Construction der griechischen Consecutivsätze im allgemeinen, ohne etwas wesentlich Neues zu bieten, der zweite bringt eine wohlgeordnete Übersicht über die bei den drei großen Tragikern vorkommenden Consecutivsätze und enthält manche interessante, vielleicht selbst für die Kritik wichtige Bemerkung. Im ersten Theile hätte im Capitel über die Negationen speciell über *μη* beim Infinitiv eingehender gehandelt und darauf hingewiesen werden können, dass selbst schon in der Wahl der Negation *μη* ein Beweis dafür liegt, dass die sogenannten Consecutivsätze im Infinitiv eigentlich Finalsätze sind, hervorgegangen aus der alten Bedeutung des Infinitivs als Casus des Zieles, dann des Zweckes (*ἀνὴρ τοιοῦτος ὥστε πολλῶν κρατεῖν* = ein Mann wie zum

Herrscher über Viele). — Im zweiten Theile ist uns wiederholt die Eintheilung nach dem Principe der *consecutio temporum* aufgefallen. Sollte es wirklich im Griechischen eine solche geben? Wir haben bisher nichts davon gewusst und möchten auch jetzt noch nicht daran glauben. Wir meinen vielmehr, das Tempus des Folgesatzes kann sich nur aus dem logischen Inhalte dieses Satzes selbst ergeben; gerade ein Fall wie Oe. C. 272, den der Verf. als eine Art Specialität mit unnöthiger Weiterschweifigkeit behandelt, gehört mit zu den Belegen dafür. — Trotzdem der Verf. versichert, auf die Correctur die größte Sorgfalt verwendet zu haben, wimmelt die Abhandlung geradezu von Druckfehlern; komisch ist es, dass sich in der Einleitung zum Druckfehlerverzeichnis selbst der Druckfehler *gravissa* für *gravissima* findet.

Wien.

H. St. Sedlmayer.

136. Lityński M., Cesarz Tyberysz w świetle nowoczesnych badań (Kaiser Tiberius im Lichte der neueren Forschung). Progr. der k. k. Oberrealschule in Lemberg 1893, 8°, 61 SS.

Der Verf. hebt zunächst die große Bedeutung des römischen Kaiserthums hervor und kennzeichnet die Bedeutung der Frage, ob denn auch die römischen Kaiser dieser ungemessenen Macht und Würde entsprachen. Hierauf entwirft er ein gedrängtes Bild der Regierung des Kaisers Tiberius nach der Schilderung von Tacitus, welche bis in unser Jahrhundert für völlig historisch gehalten wurde. Erst die kritische Richtung des 19. Jahrhunderts begann in diese Darstellung Zweifel zu setzen; eine lange Reihe von Arbeiten erschien seither über diese Streitfrage, und noch bringt fast jedes Jahr neue. Die Ergebnisse derselben stehen oft im schroffsten Gegensatze zueinander. L. ist der Ansicht, dass wie in vielen Dingen so auch hier die Wahrheit in der Mitte liege: Tacitus bleibe einer der bedeutendsten Geschichtsschreiber, doch dürfe man ihm in Bezug auf Tiberius nicht vollständige Unparteilichkeit vertrauen, da er mit seinen Standesgenossen den Hass gegen das Cäsarenthum theilte. Seine Schilderung dieses Kaisers als eines von Natur verdorbenen Menschen, der in der Jugend nur aus Berechnung Güte heuchelte, lasse sich weder historisch noch psychologisch begründen. Tiberius sei weder so schlecht noch so nichtswürdig gewesen, wie Tacitus ihn schildert; aber es sei auch unstatthaft, ihn so völlig von allen Fehlern reinzuwaschen, wie dies neuere Historiker bemüht sind. — Seine Untersuchung beginnt der Verf. mit einer sehr dankenswerten Zusammenstellung der Quellen und der reichen neueren Literatur. Mit dem III. Abschnitte fängt sodann seine eigentliche Darstellung des Lebens und Wirkens des Kaisers an, welche L. in passender Weise mit einer Betrachtung der Büsten und Statuen desselben eröffnet. Die Studie ist in dem vorliegenden Programme nicht beendet und wird fortgesetzt werden.

137. Harwota Georg, Cieszyn i ziemia cieszyńska pod względem geograficzno-statystycznym (Teschen und das Teschener Gebiet in geographisch-statistischer Hinsicht). Progr. des k. k. Gymn. in Przemyśl 1893, 8°, 64 SS.

Die vorliegende Arbeit zerfällt in zwei Theile. Im ersten wird Teschen geschildert, und zwar zunächst die Begründung dieser Stadt, ihr Wappen und die älteren Befestigungen. Hierauf kommt die gegenwärtige Eintheilung der Stadt zur Sprache, ihre Unterrichtsanstalten, die Klöster, Spitäler, Wohlthätigkeitsanstalten, die Kirchen und andere bedeutende Gebäude; endlich werden auch die industriellen Unter-

nehmungen, der Handel, die Finanzinstitute, wie auch die Obrigkeiten, Zeitschriften und Vereine behandelt. Der zweite, das Teschener Gebiet umfassende Theil zerfällt in folgende Abschnitte: Sage, Ausdehnung, landschaftliche Schilderung, Orographie, geologische Verhältnisse, Hydrographie, Klima, Fauna und Flora, die Bevölkerung, materielle und geistige Cultur, territoriale Gliederung und Topographie.

138. Rychlik J., Kościół Kolegiaty Wszystkich Świętych w Jarosławiu (Geschichte der ehemaligen Collegiatkirche in Jaroslau). Progr. des Gymn. in Jaroslau 1893, 8°, 80 SS.

Nach einer ausführlichen Übersicht über die Entwicklung des Christenthums in Polen schildert der Verf. die im Jahre 1523 durch Jadwiga, die Witwe des Krakauer Castellans Spytek, bewirkte Umwandlung der damaligen Kirche Aller Heiligen in Jaroslau in eine Collegiatkirche. Hierauf schildert er sehr ausführlich die Geschichte dieses Collegiums bis zur Aufhebung desselben im Jahre 1800. Vier Jahre später stürzte ein Theil des hohen Thurmes der Kirche ein, wobei 22 Personen erschlagen wurden; infolge dessen wurde die aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts herrührende Kirche abgetragen. Außer Druckwerken hat der Verf. ein reiches handschriftliches Material benützt. Geschöpft hat er dasselbe aus dem pfarrämtlichen Archiv in Jaroslau, dem bischöflichen in Przemyśl, ferner demjenigen der Bernhardiner in Lemberg; endlich bot ihm reiche Ausbeute das Museum des Grafen Czartoryski in Krakau.

Czernowitz.

R. F. Kandl.

139. Horčíčka, Dr. Adalbert, Die Lateinschule in Schlaggenwald (1554—1624). Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation. Progr. des k. k. Neustädter deutschen Staats-Obergymn. in Prag am Graben 1894, 8°, 39 SS.

Die Geschichte der Lateinschule in Schlaggenwald ist aufs innigste mit der des Protestantismus in dieser Stadt verknüpft und wird hier in solchem Zusammenhange behandelt. Das Material zu dieser Geschichte fließt spärlich, und gerade Dinge, die für uns die wichtigsten sein dürften, wie Studienplan und Stundeneintheilung, lassen sich nicht genügend angeben. Interessant sind einige der eif als Beilagen veröffentlichten Urkunden, darunter die Instruction für den Rector (Nr. I) und die für den Conrector (Nr. II), jene aus dem Jahre 1599, diese aus 1618.

140. Holzer Josef, Das Gymnasium des Organisations-Entwurfes und unser heutiges Gymnasium. Progr. des Staats-Obergymn. in Mährisch-Trübau 1894, 8°, 25 SS.

Ein glücklich gewähltes Thema, welches in klarster und gründlichster Weise durchgeführt worden ist. Von dem Gymnasium des Organisations-Entwurfes ausgehend, legt der Verf. dar, welche Veränderungen seither bis in die Gegenwart herab an demselben vorgenommen worden sind, indem er hiebei zumeist auf die Anführung der Thatsachen sich beschränkt und der Beurtheilung sich enthält. Am eingehendsten wird so der Lehrplan behandelt, also die einzelnen Lehrgegenstände nach Organisation und Lehrmethode (schriftliche Arbeiten). Die Bemerkungen über die Änderungen im Stande der Lehrbücher und der Lehrmittelsammlungen sind infolge der Knappheit des zugemessenen Raumes kurz gehalten und geben nur Andeutungen über die günstige Wandlung auf diesen Gebieten. Nach dem Wissen des Ref. — und wir alten Lehrer

haben ja den größten Theil dessen, was angeführt ist, miterlebt — ist das Then Arbeit verdient umso mehr Anerkennung. war; der Verf. hat es sich sogar nicht von Programme« Einsicht zu nehmen und s Daten zu wenden. Es sei hiemit die Au oder nahe dem Gymnasium stehen, auf d Beitrag zur Geschichte unseres Gymnasiu

141. Hergel, Dr. Gustav, Mittheilungen über die Kinder, welche sich dem Mittelschulunterricht an diese selbst. Progr. des Communalgymnasiums in Aussig, 8^o, 32 SS.

In Aussig wurde am Beginne des Schuljahres 1892/93 das Unter-Gymnasium mit der I. Classe eröffnet. Die Jahresberichte der letzteren sind zu veröffentlichen. Dieselben enthalten die Studienleistungen der Mittelschulen, die Erlasse und Verordnungen, und zwar sind in dem vorliegenden Theile die einzelnen Punkte (Anzahlung, Versetzung usw.) des Studiums anzuzeigen. An wen diese »Mittheilungen« gerichtet haben auch für den Schulmann Interesse haben und klare Zusammenstellung der Umsätze, als es bisher an einer solchen soweit der Ref. beurtheilen kann, vollständig gegeben. Als unrichtig sei erwähnt, dass in der Weise zwischen »Privatist« und »Privatschüler« nicht aber S. 6 und 8 (Privatschüler) angegeben sind, sie müssen dieselbe machen, wenn sie einfallen nicht; besonders die S-Schreibung.

142. Knöpfler J., Heinrich Hackel (Eine biographische Skizze.) Progr. des Communalgymnasiums in Freistadt (Oberösterreich) 1892.

Das vorjährige Programm dieser Anstalt enthält eine Geschichte des Gymnasiums in Freistadt aus dem Bestande (1867—1892) aus der Festschrift. Den Schluss dieser Geschichte zu veröffentlichen ist mehr beschieden: am 29. September 1892 erfüllt denn die Anstalt, welche von ihm war, eine Pflicht der Pietät und Dankbarkeit (S. 34 ff.) über den Tod und das ehrenvolle Andenken und die Lebensdaten des Verblichenen anzuzeigen, aber eine biographische Skizze veröffentlicht nur hervorgehoben, dass Hackel von seinem »Muster treuer Pflichterfüllung« charakterisiert.

Wien.

Eranos Vindobon

II. Semester 1892/93

XI. Sitzung am 12. October

Prof. Jerusalem: Das Urtheil über die Philosophie. Der Unterschied zwischen

wird zuerst von Alkmäon beachtet, wie Theophrast ausdrücklich bezeugt. Die Frage nach dem Wesen des Urtheiles gegenüber der bloßen Vorstellung wird zuerst von Plato gestellt und beantwortet. Schon bei ihm finden wir jene beiden Seiten des Problems hervorgehoben, die auch heute als die wichtigsten anerkannt sind. Die eine bildet das psychologische, die andere das logisch-grammatische Urtheilsproblem. Das erstere behandelt Plato im Theätet, das letztere im Sophistes. Schon Plato hat bemerkt, dass durch den Urtheilsact die Vorstellungen als roher Stoff geordnet und geformt werden. Das Urtheil besteht aus *ὄνομα* und *ῥῆμα*, kann wahr und falsch sein und trägt einen abschließenden Charakter (*περαίνει*). Aristoteles, der das Urtheil bekanntlich in einer eigenen Schrift behandelte, ist trotzdem nicht viel über Plato hinausgekommen. Er hat das Wesen der Copula richtig erkannt und an einer Stelle über die Evidenz des Urtheiles eine sehr treffende Bemerkung gemacht: *ἀεὶ γὰρ ἔστιν ἐνοσῆναι πρὸς τὸν ἔξω λόγον, ἀλλὰ πρὸς τὸν ἔσω λόγον οὐκ ἀεὶ* (Anal. post. I, 10, p. 76 b 26). Trotzdem hat er behauptet, man könne jedem bejahenden Urtheile ein verneinendes gegenüberstellen. Indem man nun diese logische Hilfsoperation irrtümlich für eine psychologische Thatsache hielt, kam man zu der irrigen Ansicht, dass das bejahende und verneinende Urtheil gleich ursprüngliche Acte seien. Die bei Plato vorhandenen Ansätze zu einer psychologischen Urtheilstheorie hat Aristoteles nicht weitergebildet. Wesentlich Neues haben die Stoiker am Urtheilsact herausgefunden. Abgesehen von ihrer viel genaueren Eintheilung der Satzarten haben sie psychologisch zuerst auf jenes Element des Urtheilsactes hingewiesen, welches heute von vielen Denkern als das wesentlichste betrachtet wird. Ihre *συγκατάθεσις* oder Zustimmung ist dasselbe, was die Engländer „belief“ und die Anhänger Brentanos „Anerkennung“ nennen. Die *συγκατάθεσις* ist ein Willensact, und als solcher wird das Urtheil von Descartes, von Spinoza und auch von neueren Denkern, wie z. B. von Windelband, bezeichnet. Es sind somit im Alterthum die wesentlichsten Elemente des Urtheilsactes richtig erkannt worden. Die psychologische Betrachtung geht jedoch unvermittelt neben der logisch-grammatischen einher. Eine Theorie aber, welche beide Seiten gleichmäßig berücksichtigte, ist auch bis heute nicht aufgestellt worden. Der Vortragende theilt mit, dass er sich mit einem derartigen Versuche selbst beschäftigt. — Hofrath Gomperz knüpft eine Bemerkung an die Darlegungen über Aristoteles, worauf der Vortragende erwidert. — Prof. Zycha sprach über Bethenerungsformeln in der Bibel. *ἡ μὴν* bei Augustinus = nisi. (Vgl. jetzt diese Zeitschr. XLVI, S. 15 ff.). An der lebhaften Debatte theilnahmen sich: Hofrath Schenkl, Prof. Jerusalem, Dr. Frankfurter, Kalinka, Reiter und der Vortragende. — Architekt Dell berichtete über die Ausgrabungen in Carnuntum.

XII. Sitzung am 26. April.

Hofrath Benndorf theilt mit, dass illustrierte Kataloge der österreichischen Provinzialmuseen in Vorbereitung sind. Bei einem Besuche des Museums von Aquileja, das durch Majonica jetzt mächtig gefördert werde, erkannte er in mehreren Marmorfragmenten Reste einer Replik der Kolossalgruppe des Pasquino. Der Vortragende legte vor einen rechten Arm, um den sich eine linke Hand herumlegt, ferner einen linken Oberarm (Menelaos), daran Spuren des rechten des Patroklos. Gerade diese Stelle ist an den übrigen Repliken ergänzt. Weiters zeigt der Vortragende die Nachbildung eines der bekanntesten Goldbecher von Vaphio vor, die in der Württembergischen Metallwarenfabrik in Geislingen angefertigt wurde. Im Anschluss daran gibt er eine kurze Würdigung der mykenischen Cultur, die er als einheimisch bezeichnet. Die Hofrath Gomperz und Bühler äußern dagegen Bedenken. — Architekt Dell, Studien über die sogenannte Brücke des Caligula am Palatin in Rom. Zu den besterhaltenen und mächtigsten Überresten

des Palatin gehören unstreitig jene, welche sich an seiner Nordecke befinden. Bei einem flüchtigen Besuche dieser unterkellerten und an malerischen Durchblicken reichen Gemächer ist eine rasche Orientierung sehr schwierig und erst ein genaueres Studium lässt erkennen, dass im Verlaufe der Zeit mehrfache und einschneidende Veränderungen an der ursprünglichen Anlage vorgenommen wurden. Soviel steht jetzt schon fest, dass jene Theile, welche südlich vom Clivus Victoriae, der jene Anlage durchzieht, gelegen sind und als zweigeschossige Kammern den Abhang stützen, zur ursprünglichen Anlage gehören. Dieselbe ist zweifellos jenem Bauganzen zuzuweisen, das mit dem Cryptoporticus und dem „Palast des Tiberius“ den Unterbau des kaiserlichen Palastes bildet, welcher dort stand, wo sich jetzt die schönen Gartenanlagen befinden, von dem aber keine Spur mehr vorhanden ist. Die Einheitlichkeit ist unverkennbar, wird aber beeinträchtigt durch eine Umgestaltung der östlichen Theile der nördlich gelegenen Gemächer, umso mehr als dieselbe durch eine regelmäßige Vergrößerung durchgeführt wurde. Viel später erst wurden diese Stützmauern überbaut und dabei eine Schwenkung der Front gegen das Capitol vorgenommen, so dass die Mauern dieses Einbaues gegen die ersteren bedeutend geneigt sind. Die Zeit der Zubauten wird frühestens in jene Hadrians zu setzen sein, da fast durchwegs Netzwerkmauern angewandt wurden. Der Grund der Umgestaltung ist in einer Vergrößerung des Palastes zu suchen, wodurch nothgedrungen die ehemals freiliegenden und deshalb reich decorierten und bemalten Wände der Gemächer verdeckt wurden und die Anlage eine andere Bestimmung erhielt. Wo der Verbindungsgang, die Brücke des Caligula, zum Capitol gelegen haben mag, ist unbestimmbar, sicher aber ist, dass man die dürftigen Balkone, welche sich vor den Gemächern befinden, schon ihrer ungünstigen Lage wegen nicht als solche bezeichnen kann. — Dr. Mekler bespricht das von J. P. Mahaffy in den *Flinders Petrie papyri* t. III, p. 18 mitgetheilte und von A. Nauck im Supplementum ad trag. fragm. (*Tragicæ dictionis index* p. XXI) unter n. 615 reproducirte Fragment einer Scene aus einer mit Euripides' Aulischer Iphigenie stofflich sich berührenden attischen Tragödie. Der vom Redner vorgetragene Reconstructionsversuch, welchem eine stellenweise vollständigere Lesung des Autotyps zugrunde liegt, läuft in die Frage aus, welche Rolle dem Vers 16 f. des Fragments erwähnten jüngeren Aias bei Klytaimestras' Überlistung oder doch bei Iphigeniens Berufung ins Lager zugetheilt sein mochte. An der Discussion theilnehmen sich die Hofräthe Benndorf, Gomperz, Hartel und Schenk und der Vortragende.

XIII. Sitzung am 10. Mai.

Prof. Hauler referiert über Maurenbrecher, *Sallustii historiarum reliquiae*, Lipsiae 1893. An der Debatte theilnehmen sich Hofrath Benndorf, Prof. Bormann und Zycha. — Hofrath Gomperz legt die im Bull. de corr. hell. veröffentlichten neuen Delphischen Hymnen vor. — Prof. Bormann referiert über Wilckens Aufsatz über *ὑπομνηματισμοί* (*Philol.* LIII, S. 80 ff.), in welchem die seit langer Zeit in Paris befindlichen, aber in ihrer Bedeutung nicht erkannten Stücke der in ein Archiv abgelieferten offiziellen Tagebücher (*ὑπομνηματισμοί*) eines ägyptischen Strategen aus dem Jahre 233 n. Chr. reconstruirt, Auszüge aus gleichartigen Tagebüchern anderer ägyptischer Beamten der Kaiserzeit, sämmtlich Protokolle von Gerichtsverhandlungen enthaltend, in den bekannten Papyrus nachgewiesen werden, und in der antiken Literatur den Spuren solcher Tagebücher bei Herrschern, namentlich bei Alexander dem Großen, nachgegangen wird.

XIV. Sitzung am 31. Mai.

Dr. Wernicke (als Gast) referiert ausführlich über seinen Besuch der Ausgrabungen von Delphi an der Hand eines selbstgezeichneten

Planes. — Prof. Bormann theilt im Anschluss an die Besprechung der Wilcken'schen Untersuchung über *ὑπομνηματισμοί* mit, dass das eben eingetroffene 11. Heft der Berliner Papyruspublication wieder solche Stücke enthalte und auch mit anderem Inhalt, z. B. (n. 347, S. 337 f.) Auszüge aus dem Tagebuche des die Vornahme der Beschneidung in Aegypten leitenden Priesters. Dieser Papyrus enthält auf beiden Columnen je eine auf ein Kind aus Arsinoe sich beziehende Bestätigung, befand sich also im Archiv von Arsinoe. Zu dem in dem Pariser Tagebuche des ägyptischen Strategen die Aufnahme in das Archiv bezeichnenden Vermerk mit *ὑπὲρ προθέσεως* weist der Vortragende auf die Analogie der vor kurzem erkannten Thatsache hin, dass Bescheide der römischen Kaiser auf Eingaben an sie zu allgemeiner Kenntnissnahme angeschlagen wurden (*proposita*). Die so angeschlagenen kaiserlichen Erlässe waren Quelle für die Juristen. Hierauf sucht der Vortragende die Wilcken'schen Nachweisungen solcher *ὑπομνηματισμοί* oder *commentarii* in der antiken Literatur weiterzuführen. Unter anderem weist er hin auf die *acta martyrum*, die größtentheils auf officiellen Protokollen der Gerichtsverhandlungen beruhen und auf die Schriftstücke, um deren willen Herrscher, wie Pyrrhus, Vespasian und Titus, Trajan, oder römische Statthalter, wie Domitius Corbulo und Suetonius Paulinus, als Verfasser von Denkwürdigkeiten gelten, während es von ihnen oder vielmehr für sie geführte Tagebücher oder auf Grund derselben angefertigte officiële Berichte sein werden. Ausführlicher begründet er den Gedanken, dass die ältesten römischen Aufzeichnungen, die der Pontifices, die das Marquard'sche Handbuch in neun Gattungen theilt, einer einzigen angehören, eben den Protokollen. Die Erwähnung historischer Ereignisse erklären sich dadurch, dass die Pontifices sich mit diesen in irgendeiner Weise zu beschäftigen hatten. In der neueren Forschung werde gewöhnlich nicht genügend geschieden zwischen den Protokollen selbst und dem, was aus ihnen oder auf Grund derselben bekannt gemacht wurde. Beiläufig erwähnte der Vortragende, der Grund, weshalb wir vom Collegium der Arvalen und nur von diesem Protokolle (*acta*) haben, auf Stein eingegraben, sei, dass bei diesem Collegium, da es in der ersten Zeit des Augustus reformiert wurde und zu seinem Jahresfeste Circusspiele hinzugefügt wurden, die in einiger Entfernung von Rom stattfanden, das Bedürfnis bestand, die Zeit des Festes allgemein bekannt zu machen. Das neuerdings gefundene älteste Stück der Arvalacten enthält nur die Ankündigung des Festes; erst nach und nach sind die *acta* erweitert worden. — Prof. Jerusalem erinnert an die Ephemerides orientalischer Fürsten in der Bibel; Alexander könne die Sitte im Orient gelernt haben. Hofrath von Hartel verweist auf die griechischen Steinurkunden; die Märtyreracten beruhen auf stenographischen Aufzeichnungen, daher das reiche Detail.

XV. Sitzung am 14. Juni.

Prof. Bormann bespricht ein Stück der Flinders Petrie Papyri, einen Bericht, den der Commandant der Flotte dem König Ptolemaios abgestattet hat (vgl. Köhler in Berl. Sitz.-Ber. 1894, 445 ff.). Dieser Bericht wird auf Grund der ursprünglichen *ὑπομνηματισμοί* erfolgt sein und entspricht also etwa den Berichten Cäsars an den Senat, die dann in seinen Commentarien verwertet sind. An der Debatte betheiligen sich Dr. Wilhelm, Dr. Heberdey, Hofrath Schenkl. — Prof. Neumann spricht über den 55. Brief Cyprians und über Cyprians Kampf gegen die sog. Libellatici. Im Anschluss daran bemerkt P. Wehofer, O. Praed., über das bezügliche Schreiben Novatians: Auf Grund der beiden von Krebs und Wessely veröffentlichten Libelli von sog. Libellatikern aus der decischen Christenverfolgung lässt sich mit Sicherheit darthun, dass die von Hartel'sche Lesart 'qui accepta fecissent' (im Schreiben des römischen Clerus an Cyprian, int. Ep. Cyp. 30, c. 3, p. 550, Z. 3 H.) der sonst

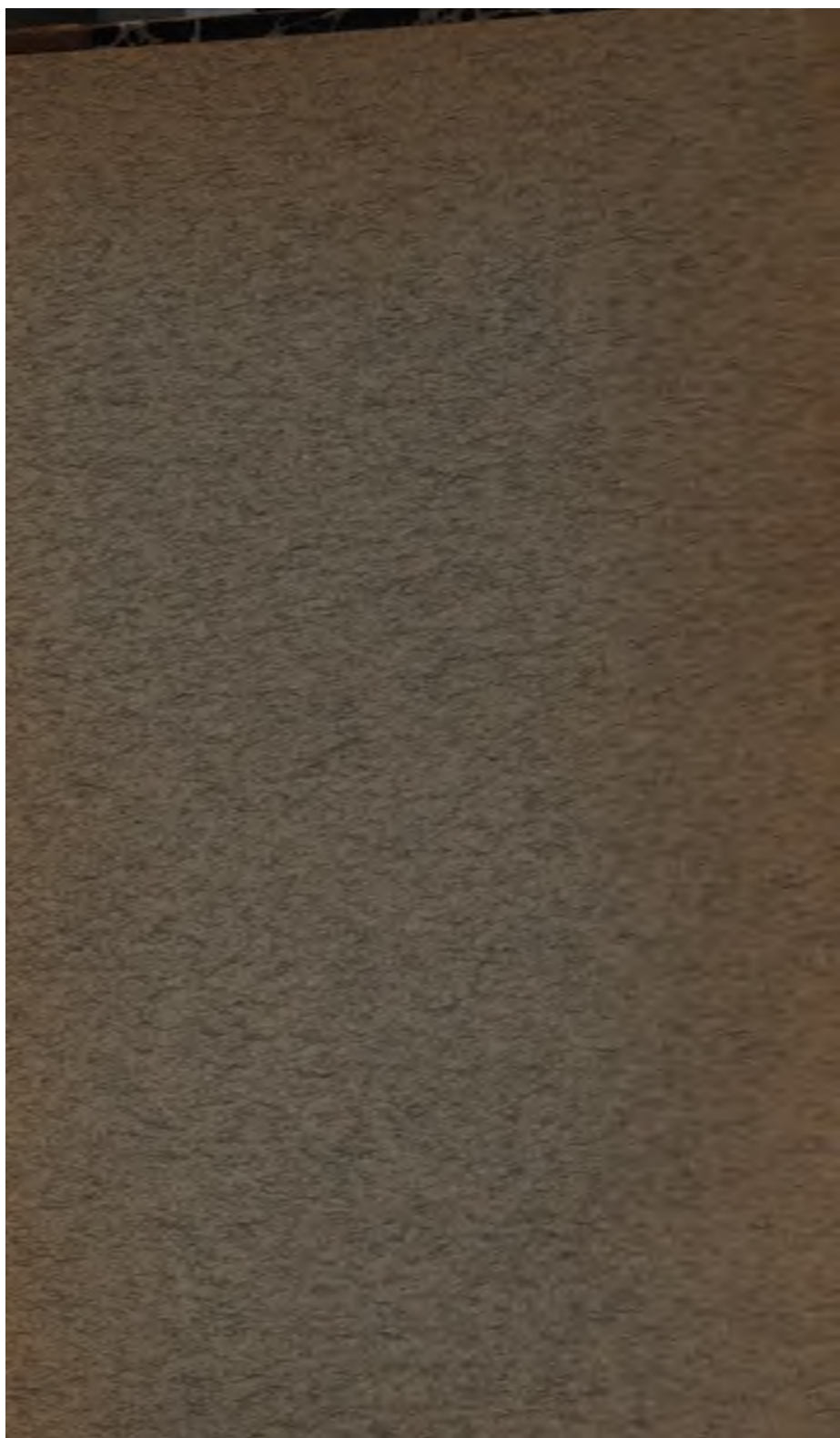
vielfach angenommenen 'qui acta fecissent' unbedingt vorzuziehen ist. Da sich der Verfasser jenes Briefes, Novatian, bei dieser Gelegenheit als tüchtiger Jurist zeigt, so ist damit ein neues, bisher unbeachtetes psychologisches Moment für die Beurtheilung seines Charakters, sowie des durch ihn veranlassten Schismas gewonnen. Vergleich mit Tertullian und den Montanisten (vgl. jetzt *Ephemeris Salonitana* 13 ff.).

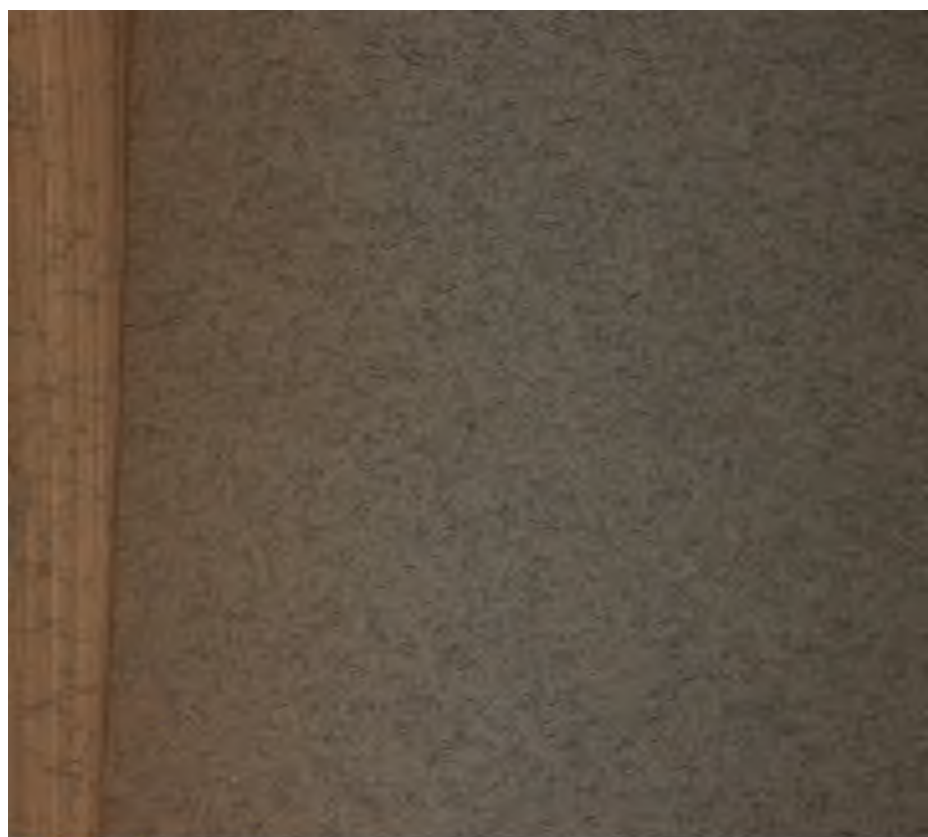
XVI. Sitzung am 28. Juni.

Landeschulinspector Huemer, Ein angeblicher Fehler im Hieronymus. Der Vortragende zeigt an einer Reihe von Beispielen, dass in der späteren lateinischen Literatur aut im Sinne von et gebraucht ist, und wie einzelne Herausgeber von Texten in willkürlicher Weise die Überlieferung in Bezug auf diese Conjunction missachtet haben. Wenn aut im Sinne von et gebraucht werden konnte, so müsse auch die Verwechslung von et und aut angenommen werden können. Unter dieser Voraussetzung sei die Stelle im Hier. de vir. ill. c. 38 unanstößig: de obtractatione liber unus, de canonibus ecclesiasticis et adversum eos, qui Iudaeorum sequuntur errorem, liber unus; damit zu vergl. Eusebius, hist. ecl. A 30 καὶ ὁ ἐπιγεγραμμένος κανὼν ἐκκλησιαστικὸς ἢ πρὸς τοὺς Ἰουδαίους. H. zeigt nun an Beispielen aus der biblischen Übersetzungsliteratur, dass oft beliebig ἢ mit aut, vel oder et übersetzt worden ist, und weist nach, dass vom VI. Jahrhundert ab auch sive die Bedeutung von et erhalten habe. Der Vortragende meint, dass der lautliche Formensyncretismus (ἢ = et) Bedeutungsgleichheit bewirkt habe. Darauf entspinnt sich eine Debatte, an der sich insbesondere v. Hartel und Schenki beteiligten, über die Entstehung des bezeichneten Sprachgebrauches. — Dr. Reiter, *Κλυταιμῆστρα* oder *Κλυταιμῆστρα*? Der Vortragende entscheidet sich nach Vorführung und Erörterung des verfügbaren hand- und inschriftlichen Stellenmaterials für die erstere Schreibung gegen Wilamowitz und A. Ludwig (vgl. jetzt diese Zeitschrift XLVI, S. 289 ff.). Kurze Bemerkungen machen Hofrath von Hartel und Bendorff, Dr. Mekler, Prof. Zycha und Dr. Wilhelm. — Hofrath Bendorff bespricht den Gipsabguss einer Athenastatue in Dresden, in welcher Puchstein eine Nachbildung der lemnischen Athene des Phidias vermuthet hatte, welche Vermuthung in Furtwänglers „Meisterwerken“ durch Nachweis des ihr zugehörigen Kopfes in ausführlicher Besprechung eine nähere Begründung erhalten hat. Der Vortragende recapitulierte die Gründe, die diesen Nachweis in hohem Grade glaublich machen, und erörterte das von Furtwängler hierbei nicht in Berücksichtigung gezogene Epigramm (Löwy, *Inscr. gr. Bildh.* Nr. 532), von dem eine sichere Ergänzung zwar noch nicht gefunden ist, aber soviel feststeht, dass es sich auf die lemnische Athena bezieht und in der That trefflich auf jene statuarische Bildung passt. Es scheine erwägenswert, ob der Ausdruck des Epigramms *Φειδικὴν χάριτα* nicht geradezu der Beinamen sei, welcher in der bekannten Pliniusstelle, *ut formae nomen acceperit*, gemeint wäre.

Berichtigung.

S. 764, Z. 28 v. o. lies *hütten* statt *hätten*.





**Stanford University Libraries
Stanford, California**

Return this book on or before date due.

--	--	--

